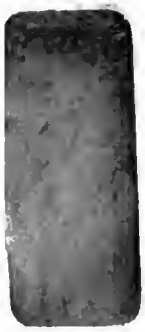
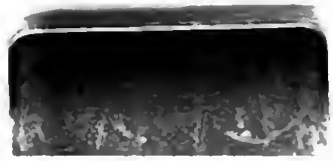
4° Per. 15 (33,2

Morgenblatt





<36607807770010

<36607807770010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

Morgenblatt
Bd.
1839

Juli.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Bayerische Staatsbibliothek München

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Venedig. Von Heinrich Stieglitz. 157.
Heimwege. Von Lor. Diefenbach. 161.
Erhebung. Von Ph. H. Welcker. 168.
Der Todtengräber. Von J. G. Seidl. 172.
Liebesgeschichte. Von C. W. Müller. 173.
An Professor Heideloff in Nürnberg. Von Alexander Graf v. Würtemberg. 178.
Aus den Bergen. Von Karl Mayer. 179.
Sommerlieder. 180. 182.

Erzählungen.

Napoleone Zebrü. Von C. Spindler. 156 — 166.
Lübecksche Sagen. Von J. Röse. 172 — 175.

Naturwissenschaftliches.

Das Daguerrotype. 156.
Die magnetische Südpolexpedition. Von Dr. Nürnberger. 169 — 172.
Auszug aus dem Kommissionsbericht über Daguerres Erfindung, den Arago in der französischen Deputirtenkammer abgestattet. 175. 174.

Länder- und Völkerkunde.

Briefe aus Spanien. 181.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Gespräche einer Sommernacht. Von A. v. Sternberg. 177 — 182.
Aus der Sittengeschichte der Deutschen. 157. 160. 162. 170.
Der älteste Staatskalender. 158.
Ein paar Steine zu Jean Pauls Monument. Von Pauline Klein. 159 — 161.
Literarische Grillen. 162 — 171.
Italienische Städtebilder. 167. 168.
Mittel gegen Pockennarben. 167.
Die Lazzaroni in Paris. 174 — 179.
Deutsche Kriegsalterthümer. 177.

Korrespondenz.

Breslau. 156. 157. 158. — Paris. 158. 159. 160. — 180. 181. 182. — Genf. 161. 162. 163. 164 165. 166. — Mainz. 163. — Berlin. 164. 165. 166. 167. — Töplitz. 167. 168. 169. — Lausanne. 169. 170. 171. 172. — Wien. 175. 176. — Dresden. 177. 178. 179. 180.

Literatur-Blatt.

Nro. 67.

Werke von und über Schiller. 1) Schillers sämmtliche Werke in zwölf Bänden. — 2) Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken, gesammelt und herausgegeben von Eduard Boas. Zwei Bände in vier Abtheilungen. — 3) Schillers sämmtliche Werke. Supplement. — 4) Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang von Dr. Karl Hofmeister. Zweiter und dritter Theil. — 5) Schillers Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhange von H. F. W. Hinrichs. Zweiter dramatischer Theil. Erste Abtheilung. — 6) Das Schillersfest in Stuttgart am 8. Mai 1859. — Naturwissenschaften. 1) Untersuchungen über die menschliche Stimme, in Hinsicht auf Physiologie, Physik und Musik. Von Dr. F. M. Duttenhofer. — 2) Die menschliche Stimme, ihre Organe, Pflege und Erhaltung. Von Dr. H. Häser. Mit zwei Tafeln. — Biographie. Leben Washingtons von Eduard Gehe.

Nro. 68.

Seelenlehre. 1) Die Geſchichte der Seele, von D. C. H. von Schubert ꝛc. Dritte Auflage mit 8 lithographirten Tafeln. — 2) Bolzanos Athanaſia oder Gründe für die Unſterblichkeit der Seele. Ein Buch für jeden Gebildeten, der hierüber zur Beruhigung gelangen will. Zweite verbeſſerte Ausgabe, mit einem kritiſchen Anhange vermehrt von einem Freunde des Verfaſſers. — **Babellitteratur.** Das Wildbad im Königreich Würtemberg. Nebſt Nachrichten über die Heilquellen Liebenzell und Teinach und das Kloſter Hirſau, von Dr. Juſtinus Kerner. Vierte verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Nro. 69.

Seelenlehre. — 2) Bolzanos Athanaſia oder Gründe für die Unſterblichkeit der Seele. (Schluß.) — **Dichtkunſt.** 1) Arminsſieder von H. F. Maßmann, Profeſſor. — 2) Arminsſage, von Kuno Graf zu Rantzau-Breitenburg. — Sprichwörter. 1) Abraham'ſches Pardonniaton von Wander. 2) Sprichwörtergarten von demſelben.

Nro. 70.

Seelenlehre. 4) Der Somnambulismus. Von Prof. Fr. Fiſcher in Baſel. Erſter Band. — 4) Blätter aus Preisvorſt. Originalien und Leſerfrüchte für Freunde des innern Lebens. Mitgetheilt vom Herausgeber der Seherin von Prevorſt. 9te bis 12te Sammlung. — **Deutſche Geſchichte.** 4) Hasemann, W., Geſchichte der Lande Braunſchweig und Lüneburg für Schule und Haus. Zweiter Bd. — 5) Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum in Süddeutſchland. Herausgegeben von Dr. Schreiber.

Nro. 71.

Neue Reiſen. 5) Reiſe nach dem Orient von Eremiten von Gauting. Zum Beſten der Kolonie Hülberg im Freiſinger Moos. Zwei Bände. — **Alterthumskunde.** Palämologus. Kleine Schriften, meiſt antiquariſchen Inhalts von H. Haſe. Mit einer lithographirten Tafel.

Nro. 72.

Epiſche Dichtkunſt. 1) Johann Ladislav Pyrker's ſämmtliche Werke in Einem Bande. Neue durchaus verbeſſerte Ausgabe. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers. — 2) Der Eid. Nach ſpaniſchen Romanzen beſungen durch J. G. von Herder. Illuſtrirt durch ſiebzig engliſche Holzſchnitte. — 3) Homers Werke von Joh. Heinrich Voß. Zwei Bände. — 4) Homers Odyſſee, in Stanzen überſetzt und erläutert für Schule und Haus von Dr. Rinne. — 5) Kurfürſt Maximilian I., der Glaubenshelb. Epiſche Skizze von Dr. Großmann. — 6) Schill. Eine poetiſche Feſtgabe zur 25jährigen Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig von Wilhelm Meinhold. — **Neue Reiſen.** 6) Die Blouſe oder Scenen aus dem Volksleben in Belgien von W. Plate.

Nro. 73.

Länder- und Völkerkunde. 5) Kritiſche Unterſuchungen über die hiſtoriſche Entwicklung der geographiſchen Kenntniſſe von der neuen Welt und die Fortſchritte der nautiſchen Aſtronomie im 15ten und 16ten Jahrhundert. Von Alexander v. Humboldt. Aus dem Franz. von Dr. Poeler. Zwei Bände. — **Kulturgeſchichte.** Die Civiliſation der Gegenwart. Eine Anſicht von F. W. Donathshow v. d. Sachſey. — **Neue Reiſen.** 7) Freundliche Erinnerung an Holland und ſeine Bewohner. Von Dethmar, Pfarrer in Anhalt.

Nro. 74.

Phyſik. Lehrbuch der Phyſik, zum Gebrauche bei Vorleſungen und beim Selbſtunterrichte. Von W. Eiſenlohr, Profeſſor ꝛc. gr. 8. mit (ſehr ſauberm) Tafeln. 2te Auflage.

Nro. 75.

Neue Reiſen. 8) Italieniſche Skizzen von Karl Czörnig. Zwei Bändchen. — Lehrbuch der Phyſik ꝛc. (Schluß.)

Nro. 76.

Politik. Die ſpaniſche Succeſſionsfrage. Hiſtoriſch und publiciſtiſch erörtert von Dr. Zöpfl ꝛc. — **Neue Reiſen.** 8) Italieniſche Skizzen ꝛc. (Schluß.)

Nro. 77.

Schriften über die deutſchen Handels-Angelegenheiten. 1) Für Ausbreitung des deutſchen Zollvereins bis zur Seegrenze und die Einführung von Navigationsgeſetzen. Von einem Hamburger. — 2) Ueber den beabſichtigten Handelsvertrag zwiſchen Holland und den Staaten des großen deutſchen Zollverbandes, von H. Pütter.

Kunſt-Blatt.

Nro. 53.

Zur deutſchen Ueberſetzung des Vaſari. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei.

Nro. 54.

Reſultate der Ausſtellungen des weſtpreußiſchen Kunſtvereins-Cyclus von 1838. Zuſammengeſtellt mit denen von Hannover und Berlin. — Malertechnik. — Malerei. — Alterthümer.

Nro. 55.

Zu dem Umriß der Jeanne d'Arc. — Die Pariſer Kunſtausſtellung. 1839. (Fortſetzung.) — Bemerkungen. — Alterthümer. — Statiſtik der Kunſt. — Kupferwerke.

Nro. 56.

Ueber den Dom zu Bamberg. — Die Pariſer Kunſtausſtellung. 1839. (Beſchluß.) — Kupferwerke. — Neue Lithographie. — Literatur.

Nro. 57.

Archäologie. C. A. Böttigeri Opuscula et carmina latina. Collegit et edidit Jul. Sillig. etc. — C. A. Böttigers kleine Schriften archäologiſchen und antiquariſchen Inhalts, geſammelt und herausgegeben von Jul. Sillig. — Orientaliſche Kunſtwerke des herzoglichen Muſeums zu Gotha. — Literatur.

Nro. 58.

Orientaliſche Kunſtwerke des herzoglichen Muſeums zu Gotha. (Fortſetzung.) — Bemerkungen. — Literatur. — Nekrolog. — Perſönliches. — Techniſches.

Nro. 59.

Orientaliſche Kunſtwerke des herzoglichen Muſeums zu Gotha. (Beſchluß.) — Techniſches. — Kunſtausſtellungen. — Verſteigerungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 60.

Kunſtgeſchichte. 1) La Madonna detta dell' Vlivo presso Pesto disegnata e descritta. — Bemerkungen. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen. — Bauwerke. — Skulpturen.

Nro. 61.

Kunſtgeſchichte. (Fortſetzung.) 2) Notizie epigrafiche degli artefici marmorarii romani dal X al XV secolo ordinate ed illustrate da Carlo Promis. — Rom im Juni. — Skulptur. — Erguß. — Plaſtik. — Denkmäler. — Medaillenkunde.

№ 156.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 1. Juli 1839.

Es ist ein seltsames und gefährliches Ding um den Loostopf der Ehe: wer eine Niete erhalten hat, muß sich Glück wünschen, denn mit einer bösen Nummer zieht einer nicht nur sein Unglück, sondern auch seine Schande.

Sheridan.

Napoleone Zebrù.

Novelle von C. Spindler.

Noch in der letzten Zeit des Medizeers Lorenzo unterhielten sich die Florentiner oft von den glänzenden Festen, die vier-und-zwanzig Jahre früher der edle Hettore Finasco gegeben, da er seine hymenäische Fackel anzündete. Die Liebesgeschichte seines Sohnes ist jedoch viel merkwürdiger und hätte sich länger im Munde des Volks erhalten, wenn nicht bald nach ihrem Ausgang die bürgerlichen Unruhen in Florenz eingetreten wären. Da wurde freilich das Gestern über dem Heute vergessen; nur in dem Familienbuche der Salvecte hat sich seiner Zeit vorgefunden, was hier folgt.

Das Glück hatte alle Pfade des kriegerischen Hettore Finasco mit seinen reichen Gaben bestreut. Als Feldoberster des Herzogs von Mailand in den Venezianerkriegen, hatte er mehr Schlösser und Dörfer aus seiner Beute angekauft, als sein Gebieter Sforza Städte an den Doge verlor. Ihm war gelungen, dem Verfall seines Hauses Einhalt zu thun und dasselbe glänzend wieder herzustellen. Die ungeheure Erbschaft eines reichen Oheims kam in seine Hände, und er übernahm dafür nur die Verbindlichkeit, des Erblassers Namen dem seinigen anzuhängen. — Schätze, Ehren, Ansehen, Gesundheit und Verstand, körperliche Vorzüge und Glück in Jeglichem, das er unternahm — Alles war ihm vom Schicksal gegeben, nur in der Liebe war es ihm stets ungefällig gewesen. Ihm hatte nie die Gunst der Frauen gemangelt, aber er hatte noch nie ein Weib finden können, das ihm treu geblieben wäre. Er würde dem ganzen Geschlecht den Krieg erklärt haben, wenn nicht der Befehl seines Oheims ihn gezwungen hätte, zur Ehe zu schreiten, um den wiedererweckten Stamm der Grafen Zebrù fortzusetzen. — Hettore fügte sich, holte Rath bei seinen Freunden und folgte endlich doch der Eingebung seines eigenen Verstandes, der ihm rieth, nur diejenige zur Braut zu wählen, die am wenigsten von Andern begehrt würde: die Arme und dabei Reizlose.

Der Adel von Siena hatte dazumal ein solches Fräulein aufzuweisen. Cölestine war bereits von allen Hoffnungen zurückgekommen und im Begriff, dem Himmel zu opfern, was auf Erden keinen Liebhaber fand. Da erschien Hettore Finasco-Zebrù, und weil er begierig ward, sträubte sich Cölestine nicht lange, und Florenz erlebte das prächtige Hochzeitfest, wovon im Eingange dieser wahrhaftigen Geschichte gesprochen worden ist.

Mehrere Monate lang beharrte Hettore auf der Meinung, er habe vollkommen verständig gehandelt. Man ließ ihn auch in der That im ungestörten Besitz seines

Glückes. Kein unbescheidener Blick, kein voreiliges Wort begegnete dem Aug oder Ohr seiner Frau. Weder Sonette noch Serenaden wurden ihr gewidmet. Des Grafen Zärtlichkeit fand keinen Nebenbuhler. Dennoch merkte er bald, daß die Flitterwochen vorübergegangen und die Zitterwochen herangekommen waren. Die kleine, arme, bäßliche Gräfin sorgte schon selber für Sonette, die Tagelang ihrem Gatten in den Ohren wiederklangen, und für Serenaden, die sie dem guten Zebrü auf dem Zankeisen ohne alle Sordinen brachte. — Mit einem Worte, er hatte die böseste Frau in ganz Italien, eine krahende Katze, geheirathet, und geborchte ihr eine Zeitlang mehr, als jemals ein Kriegsknecht ihm geborcht hatte. Als jedoch die Anmaßungen seiner Frau am Ende nicht mehr auszuhalten waren, floh er plötzlich von dannen auf ein Jagdschloß, das er in den Gebirgen besaß. Die zärtliche Frau konnte ihres Gatten Nähe nicht lange entbehren. Was sie nie gethan haben würde, wenn der Gemahl es ihr befohlen hätte, that sie nun mit fröhlichem Muthe. Sie folgte ihm, alle Freuden der behaglichen Stadt hinter sich lassend. Wie die beiden Ehegatten auf jenem alten Schlosse zusammengelebt, ist nicht genau bekannt geworden. Die Florentiner erfuhren nur, daß Cölestine dem Grafen einen Sohn geboren, daß ein Gonsaloniere einer benachbarten Republik denselben über die Taufe gehoben und ihm seinen wohlklingenden Namen beigelegt habe. Ein Jahr nach dieser Freudennachricht kam unvermuthet nach Florenz und Siena die Trauerbotschaft, die Gräfin Zebrü sey aus dem Zeitlichen in das Ewige übergegangen.

Vergebens hofften nun die Freunde des Grafen, den trauernden Wittwer in ihrer Mitte zu sehen. Vergebens baute manche schöne Dame gefällige Plane in die Luft, wie es ihr wohl gelingen möchte, den erlösten Schmerzensmann in ihre Bande zu verstricken. Hettore sah Florenz nimmer wieder; erst zwanzig Jahre später wurde sein Name abermals in der Hauptstadt genannt, und zwar bei einer höchst auffallenden Veranlassung.

Florenz war zu jener Zeit weltberühmt geworden. Die Herrschaft der Medizeer, der in Krieg und Frieden glücklichen Regenten, der Gönner und Beförderer aller Künste, Wissenschaften und Gewerbe, hatte der Hauptstadt einen großen Glanz verliehen. Die Eroberung von Konstantinopel, jene von der ganzen Christenheit so kläglich beweinte Begebenheit, hatte eine Menge von ausgezeichneten Gelehrten, Künstlern und Handelsleuten des griechischen Volks gezwungen, auf Hetruriens classischem Boden sich dem milden Scepter seiner Republiken zu unterwerfen und ein neues, friedliches Vaterland zu gewinnen. Obschon der Anblick, den ein zerstörtes Volk darbietet, jederzeit das Mitgefühl der Nationen in Anspruch nimmt, so wäre doch vielleicht auf florentinischer Erde der Empfang jener vertriebenen Griechen weniger glänzend gewesen, wenn nicht die Landeshäupter, was in kleinen Staaten von großer Wichtigkeit ist, mit dem Beispiel der edelsten Gastfreundschaft vorangegangen wären, und wenn nicht die gelehrte Eitelkeit und der Ehrgeiz, für das humanste Volk Italiens gelten zu wollen, die dem Florentiner auflieben, beigetragen hätten, ihn duldsamer zu machen. — Aus der Duldung der Fremden entsprang bald die Sucht, ihnen nachzuäffen. So geschah es, daß Florenz bald einer weitläufigen Academie glich, deren Jünger von den werthen griechischen Gästen lernten, oder dieselben in Gelehrsamkeit zu übertreffen suchten. Die Abzeichen jener Universalbildung waren keineswegs heiter und gefällig. Die kleinliche Formenkrämerei der Griechen und der schulmeisterliche Pedantismus der Italiener vereinigten sich, um den Meistern und Schülern ein recht steifes Gepräge zu verleihen. Oeffentliche Disputationen über die unbedeutendsten Dinge von der Welt waren an die Reihe gekommen. Selbst die Frauen waren von dem gelehrten Schwindel ergriffen worden. Schon hörte man die und da von zarten Jungfrauen, die den Catheder bestiegen, um den Studenten Weisheit vorzutragen; schon erzählte man sich dann und wann von irgend einem reisenden Phänomen weiblichen Geschlechts, das umherzog, über die wichtigsten Gegenstände gelehrter Spekulation öffentliche Vorträge zu halten. Eine solche Minerva war auch in Florenz erschienen und machte dort gewaltiges Aufsehen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Daguerrotype.

Paris, 19ten Juni.

Endlich sieht sich Daguerre am Ziel seiner Wünsche, und es ist wohl das letzte Mal, daß in diesen Blättern von der erstaunlichen Entdeckung als von einem Geheimniß die Rede wird. Die gesetzgebenden Kammern haben vom Minister des Innern den Vorschlag zu einem Gesetze erhalten, welches ihm eine lebenslängliche Pension von 6000 Franken, und den Erben seines Mitarbeiters, Niepce, eine von 4000 ertheilt, und die Hälfte derselben nach ihrem Tode den Wittwen zusagt. Ohne allen Zweifel wird dieser Vorschlag in beiden Kammern angenommen werden; ja eher ist eine Vermehrung als eine Verminderung der Summe zu gewärtigen. In der That behaupten bereits einige Journale, die für eine so wichtige Erfindung, als die Daguerresche, bewilligte

Summe sey einer großartigen Regierung unangemessen; Frankreich müsse sich bei einer solchen Gelegenheit freigebiger und edelmüthiger zeigen. Auffallend ist übrigens das einstimmige Urtheil aller derer, welche Daguerres Bilder zu sehen und zu untersuchen Gelegenheit gehabt haben. Gelehrte, Künstler und bloße Kunstliebhaber gestehen alle, daß man nichts Ueberraschenderes und Vollendeteres sehen könne, als diese getreuen Abspiegelungen der Wirklichkeit. — Arago äußerte kürzlich in der Akademie: man hätte fürchten können, die zahlreichen wetteifernden Versuche, welche diese Entdeckung hervorgerufen, möchten die Wichtigkeit derselben herabsetzen und dem Interesse Eintrag thun, das der Erfinder Anfangs erregt. Dem sey aber ganz anders: die bedeutendsten Gelehrten Englands, Männer wie Herschel, Forbes, Watt, Pentland, haben laut erklärt, die ihnen vorgelegten Proben übersteigen weit alle ihre Erwartung. Herschel, der an den Versuchen seines Landsmanns Talbot lebhaften Antheil genommen, habe geäußert: „Was man bei uns zu Stande gebracht, ist nichts als Kinderspiel: hier sehen wir wahrhaftig Wunder!“ — Aus Allem, was bisher bekannt geworden, geht hervor, daß die deutschen und englischen Physiker, welche dem Geheimniß auf die Spur zu kommen suchen und ausschließlich mit Silbersalzen zu operiren scheinen, sich auf einer falschen Fährte befinden.

Ich hörte neulich in einer Gesellschaft ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften sich über die Sache auf anziehende Weise aussprechen. Der Mann hatte ungefähr sechzig Abbildungen gesehen, das heißt so ziemlich die ganze Sammlung der von Daguerre aufgenommenen Ansichten. Er versicherte, beim ersten Anblick dieser Gebilde habe ein unnennbares Gefühl seiner Seele sich bemächtigt, und dieses erklärte er so. Wenn wir eine Zeichnung oder ein Gemälde betrachten, so sind wir sogleich mit uns selbst darüber einig, daß der dargestellte Gegenstand kein wirklicher ist, daß wir nur unter gewissen Zugeständnissen die Darstellung als getreu anerkennen dürfen, und im Uebrigen der Kunst manches nachsehen müssen. So z. B. in einer Landschaft steht der dargestellte Baum niemals im richtigen Verhältniß zum Uebrigen; die in der Zeichnung oder dem Gemälde angenommenen Verhältnisse der Gegenstände zu einander sind überhaupt bloß konventionelle, keine natürlichen. Ferner kann das Hervortreten einzelner Theile und das Entferntseyn anderer nur durch künstliche, ebenfalls konventionelle Mittel angedeutet werden, z. B. durch schwarze oder doch sehr dunkle Farben, durch Tusche, durch Striche, wie beim Kupfer- und Stahlstich. Die Daguerreschen Abbildungen sind ganz etwas Anderes. Hier wiederholt sich die Natur selbst; es ist ganz dieselbe Ansicht, wie die natürliche, nur in verjüngtem Maßstabe. So etwas auf einer kleinen Fläche vor sich zu sehen, hat etwas so Ueberwältigendes, daß man Anfangs darüber staunt, wie über ein vor unsern Augen vorgehendes Wunder. Nur die Gewohnheit wird die Menschen gegen diesen Eindruck gleichgültig machen, wie gegen so manche andere Eindrücke.

Indessen zeigt es sich, daß das Daguerrotype auf die Abbildung unbeweglicher Gegenstände beschränkt bleibt, und wohl noch in stärkerem Maße, als man Anfangs glaubte. Alles Bewegliche, wenn es auch unserm bloßen Auge stillzustehen scheint, stellt sich gar nicht oder doch sehr unvollkommen dar. Dahin gehören nicht allein die Wolken, sondern auch das Laub der Bäume, und daher steht zu befürchten, daß die Darstellungen von Landschaften nie recht gelingen werden, wodurch freilich die Anwendung des Daguerrotype sehr eingeschränkt würde. Dagegen liefert es nicht allein die dem bloßen Auge sichtbaren Theile eines Gegenstandes, sondern auch die unsichtbaren, und hat man z. B. ein Insekt in der Camera obscura abgebildet, so lassen sich auf der Copie mittelst eines Vergrößerungsglases eine Menge für das bloße Auge unsichtbarer Details entdecken.

Welchen Einfluß nun Daguerres Erfindung auf Kunst und Wissenschaft ausüben werde, läßt sich nicht vorhersehen, da man noch nicht einmal weiß, ob dieselbe leicht und wohlfeil ausgeübt werden kann. Ist aber einmal das Geheimniß bekannt, so wird die Erfindung jedenfalls durch die Industrie dem Publikum zugänglich gemacht und weiter ausgebildet werden. Die Darstellung selbst ist so vollkommen, daß in dieser Beziehung kaum eine Verfeinerung möglich scheint; denn daran, daß es gelingen könnte, sogar die natürlichen Farben der Gegenstände zu erhalten, ist wohl gar nicht zu denken. Immerhin aber wird der ganze Mechanismus und die Substanz, auf deren Veränderung durch das Licht das Wunder beruht, vielfacher Verbesserungen und Vereinfachungen fähig seyn. Da gewöhnliche Zeichnungen mit solchen natürlichen Bildern gar nicht in Vergleich kommen können, so ist es augenscheinlich, daß die Zeichnungen dadurch beträchtlich an Werth verlieren werden, und daß man sich in allen Fällen, wo sie durch Daguerresche Darstellungen ersetzt werden können, auch nur dieses mechanischen Mittels wird bedienen wollen. Die Künstler scheinen sich jedoch deßhalb nicht sehr zu bekümmern, und sehen bloß mit Neugierde der Bekanntmachung des Verfahrens entgegen. Dg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Juni.

Sudeten- und Karpathenkunde.

Die schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur, seit 1805 in Breslau bestehend, hatte vor etwa fünf Jahren eine neue Section für Sudetenkunde errichtet, die mehrere sehr verdienstvolle Mitglieder zählte. Zunächst gab Berndt 1828 einen „Wegweiser durch das Sudetengebirge" heraus, der zwar durch Polsmen und lexikalische Form seiner praktischen Bestimmung wenig entspricht, in oro- und hydrographischer Hinsicht aber wohl das bedeutendste Werk Schlesiens genannt werden muß. In Berichtigung der Bergsansichten und vorhandenen Höhenmessungen zeichnete später Prudlo mit beharrlichem, nur zuweilen etwas in's Minutiöse gehendem Eifer sich aus. Er war, wie Berndt, ein rüstiger Gebirgswanderer und Autopt, und sowute weder Zeit noch Mühe, wo es galt, die Wissenschaft auch nur um das kleinste Detail zu bereichern. Mit katonischer Strenge führte er das kritische Richtscheit namentlich in Schlesiens Hypsometrie, die durch salechte Abschreiber und Correctoren in arge Verwirrung geratben. Doch — errare humanum! auch er fand seinen Meister, obschon er es nicht mehr erfahrt. Noch höher hinauf zum Absolutismus der Wissenschaft strebt jetzt rühmlich der Premierlieutenant Lux, zunächst die eine Aufgabe des Sudetenvereins im Auge, die der Höhenmessungen. Wir sehen in ihm wieder einen neuen Messias der Hypsometrie, der in Beziehung auf das schlesisch-mährische Gebirge und die Karpathen Prudlo und Andere vorläufig mehrfach in dieser Hinsicht berichtigte, sonst aber auch in topo- und chorographischer. Bereits hat Lux im Auftrage des Vereins für seinen wissenschaftlichen Zweck über 500 Meilen gemacht, und zwar von Zittau längs der Sudetenkette bis Krakau, bei einer Hitze von 25, wie bei einer Kälte von 20 Grad und dem übelsten Wetter. Eine abermalige Reise und Revision will er im Laufe dieses Sommers unternehmen. Wie kühn und rüstig dieser Ehrenmann dabei ist, geht z. B. daraus hervor, daß er 1854 mit dem Lieutenant von Leibhold die Tiefe des Wodfelsfalles in der Grafschaft Glatz durchschwamm, um die bis dahin unbekannte Dimension des Beckens kennen zu lernen; denn der wilde Wasserſturz schob das Seutzlei stets zur Seite. Die Schwimmer verniehteten damit den vielunordentlichen Wahn, daß die Wodfel in einen Abgrund hinabſtürme, der von den stärksten Bäumen auch nicht einen Zweig wiederkehren lasse. Auf einer Wanderung aus Böhmen über Nachod entdeckte Lux in der Gegend des Bades Kudowa ein Dorf von sechzehn Häusern, dessen Name auf seiner Specialkarte verzeichnet, und selbst im landräthlichen Amt zu Glatz unbekannt war. Die Einwohner waren größtentheils sehr arme Weber, aus Böhmen eingewandert, und nannten ihren Ort Uškali, d. h. „beim Stein." — Hinsichtlich der Karpathen berichtigte Lux in seinen Mittheilungen an den Sudetenverein zunächst den in vielen Werken enthaltenen Irrthum, daß die Beskiden, einer nach Schlesien und Galizien hereinreichenden Gebirgskette, mit dem mährischen Gesenke (Altvatergebirge) zusammenhängen sollen. Ein breites Thal liegt zwischen der Oder und der Beczwa, und ein breites, in dem der erstere Fluß sich ergießt, scheidet die Sudeten von den Karpathen. Die Höhen, auf denen das Bodenstädter Wasser und die Oder ihre Quellen haben, verflachen sich zur Beczwa und zur March (Morawa). Ebenso geschieht es von den Karpathen und Beskiden zu diesen drei Flüssen. Was vielleicht früher war, kann jetzt nicht als die genannte Verbindung gelten; denn ein flaches aufgeschwemmtes Land liegt nun zwischen den Karpathen und dem Gesenke. — Eine Höhle am Herzenberge (Girowa) in den Karpathen, angeblich 1819 vom Professor Heinrich aus Teschen befahren und in verschiedenen Lehrbüchern angeführt, hat der Reisende nicht finden können; Niemand kannte sie, wohl aber eine solche am Berge Malinow, und er besuchte sie alsbald in der Begleitung von sechs Goralen (Bergbewohnern). Auf Baumstämmen, deren abgeſtumpfte Aeste als Leiterſprossen dienten, gelangte man in die Tiefe von 50 bis 60 Fuß. Die Höhle, aus Grauwacke von festem Gefüge, zuweilen mit feinem Quarzkörnern eingesprengt, dehnte hier 15 bis 20 Fuß hohe Gänge von Ost nach West, die dann plötzlich nach Westnordwest umsetzen. Unten waren sie weiter als oben, und während dort zerklüftetes Gestein lag, bemerkte man zu den Seiten und oberhalb Risse und Klüfte mit eingeschwunten Steinmassen. Auch ein alter verfallener Schacht ist in der Höhle, wo einst Räuber gehaust haben sollen. — Von der runden Koppe des Malinow kam man auf einem guten Fußsteige, der die Grenze zwischen Schlesien und Galizien bildet, über den Magurczani zur kleinen und zur großen Barania, wo ein dreieckiges trigonometrisches Signal steht. Hier und auf dem langen Wege bis zu dieser Koppe genießt man eine weite Aussicht; manchfach verändert sich jeden Augenblick die Scene, und kaum möchte es in diesem Gebirgssystem, rücksichtlich des Nordwests und Südabhanges der Beskiden, einen bessern Platz zur Dienirung geben, als den eben bezeichneten. Weg bis hierher. — Zu einem Aufsatze von A. Tomkowicz im „Magazin für Literatur des Auslandes" (Nr. 40. 1858), worin es sich darum handelt, die Quellen der Weichsel richtig anzugeben, liefert Lux noch folgende Berichtigungen, da Jener das Terrain in schon vorgerückter Jahrszeit untersuchte, wo bereits Schnee lag, dieser hingegen im August. Wie er ausführlich nachweist, ist die eigentliche Geburtsstätte des Stromes oder seines Hauptastes nicht in der Höhenmitte des Berges Barania, sondern viel weiter oben, und zwar, nach seiner Messung mit vorzüglich beschaffenen Barometern, in der Seehöhe von 5502 Fuß, wo aus einem Sumpfe von einigen Morgen Fläche mehrere helle Wasseradern zu einem kleinen Bache sich vereinigen. Dieser bedeutendste Quellarm heißt seines dunkeln Wassers wegen die schwarze Weichsel (Czorna Wisełka), und der tiefer liegende Sumpf, der mehrere kleine Wasserbehälter von ihr zeigt, konnte leicht aus Unwissenheit oder Beaumichkeit von den Führern als Quellort angegeben werden. Manchem die Weichsel mehrere andere Bäche aufgenommen, strömt sie in's Weichselthal und durch das große Dorf Weichsel. Dieses enthält 5000 Protestanten, nur drei Katholiken, und einen zugehörigen Flächenraum von 8 bis 10 Quadratmeilen. Indem Lux bemerkt, daß alle geographischen Schriften den Ursprung des Stromes, der den Alten schon bekannt war, ganz unbestimmt oder oberflächlich angeben, widerlegt er solche Werke, die sich die meiste Geltung verschafft haben, namentlich die von Donhausen, Sobow, Meinecke, Stein, Gaspari, Hassele und Cannabich, sowie das ebenische Lexikon und die siebte Auflage des Brockhausschen Conversationslexikons, und schließt: „So haben denn alle diese Autoritäten auf die verschiedene Weise den Ursprung des erwähnten Flusses bald hier, bald dorthin verlegt, augenscheinlich aber durch ihre Angaben immer nur mehr und weniger von der Wahrheit abweichende Irrthümer verbreitet."

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 2. Juli 1839.

Die Stadt stieg aus dem Meer vor meinem Blicke,
Und ein Jahrtausend schwebt aus seinem Grab
Auf luft'ger Schwinge. —

Byron.
Childe Harold.

Venedig.

Wir standen auf dem hohen Thurme,
Wir blickten sinnend um uns her,
Beruhigt lag nach heft'gem Sturme
Das gondelreiche Inselmeer;
Tief unter uns mit Schwert und Lanze
Auftauchend aus dem Wellenbad
In ihrem festen Marmorkranze,
Umglüht vom Abendsonnenglanze,
Sanct Markus wunderbare Stadt.

Als throne herrschend sie noch immer,
Zum Sieg dem Fluthgott angetraut,
Wob um die Brust sich gold'ger Schimmer
Der reichgeschmückten Meeresbraut;
Es glühen leuchtend ihre Zinnen
Wie damals, als in stolzer Pracht
Und Größe ostwärts sie von hinnen,
Sich Königreiche zu gewinnen,
Entsendet ihrer Flotten Macht.

Wo nur in dieser weiten Runde
Dein forschend Auge fragend weilt,
Kein Raum, der nicht lebend'ge Kunde
Von nie vergehnder That ertheilt;
Kein Ufer aus dem feuchten Spiegel
Hervor sich hebend fern und nah,
Das nicht der Macht erweitert Siegel,
Getragen auf dem starken Flügel
Des kühnbeschwingten Löwen sah.

Von Eraclea's ödem Strande
Bis Malamocco's Wellengrab,
Zieht weithin über Meer und Lande
Thatdenkmalkette sich hinab;
Estaldo's Ufer darfst du fragen,
Torcello's graue Trümmerwand,
Wo aus der Fluth Paläste ragen
Und Ehrels goldnen Siegeswagen
Deckt aufgethürmter Meeressand.

An Chioggia's Küsten kannst du lesen,
Wie dort versenkt im Schooß der Fluth
Der Franken und der Genuesen
Verderbendrohnder Uebermuth;
Des Lido Junge wird dir melden,
Wie hier vom trauten Heimathherd
Ausziehend sich geschaart die Helden,
Und wie von fernen Ruhmesfeldern
Siegprangend sie zurückgekehrt.

Hier musterte auf grünen Matten
Sein Heer Enrico Dandolo,
Gelagert in der Ulme Schatten,
Die einst gepflanzt Orseolo.
Michieli, welcher Tyrus Schätze,
Ziani, der den Ring ersiegt,
Der, weitend sich zum goldnen Netze,
Das Meer umspann, das dem Gesetze
Der Dogenstadt fortan sich schmiegt —

Euch Alle sahen diese Küsten,
Von Marcus Banner stolz umweht,
Mit stärkstem Schilde sie zu rüsten
Die Schaaren sammeln zum Gebet;
Wetteifernd dachten eurer Thaten
Die Enkel, wenn des Ruhmes Bahn
Zu würd'ger Pflege eurer Saaten
In kühnem Hoffen sie betraten,
Und Morosini strahlt voran..

Hier aber bricht die Siegeskette —
Der Morosini's Haupt umloht,
Der Glanz ist nur am Sterbebette
Ein hell aufleuchtend Abendroth;
Wie lang' auch noch sein Purpurschimmer
Nachglüht, bevor einbricht die Nacht,
Es hebt in alter Kraft sich nimmer
Venedigs Sonne mehr, für immer
Ist ihre Siegesbahn vollbracht. —

Wenn auf dem Grabe theurer Ahnen
Der Enkel schmerzlich sinnend weilt,
Erinnrung taucht mit Siegesfahnen
Empor und hebt und stählt und heilt.
Den schrecken nicht die bleichen Schatten,
Der ihrer Räthsel gläubig harrt,
Auf immergrünen Lebensmatten
Wird ihm zu freud'gem Bund sich gatten
Vergangenheit und Gegenwart.

Und so auch hebt des Raumes Ferne
Sich auf, wo echte Treue glüht.
Ihr Abendboten, goldne Sterne,
Die still ihr auf am Himmel zieht,
Wie sind wir doch so starker Bande
In eurem Anschaun uns bewußt!
Bringt jezt auch vom Lagunenrande
Dem theuren deutschen Vaterlande
Erinnrungsgruß aus tiefster Brust.

Wenn ihr auf eurem sichern Gange
Bestehn und Wechsel nährt und schafft,
O leuchtet hell noch lange, lange
Dem freud'gen Wachsthum seiner Kraft!
Gönnt in lebendigem Bewegen
Ihm ungeschmälertes Bestehn;
Und sollt' in wilden Wetterschlägen
Es Sturm umziehn: erneuten Segen
Laßt aus dem Sturm hervor ihm gehn!

Es drängt im Weltenmeer der Zeiten
Sich wogend Auf- und Niedergang,
Dort fall'nder Reiche Grabesläuten,
Hier werdender Triumphgesang.
Du sahst so manche Völkerleiche,
So mancher Throne Sturz und Brand
Rings um dich her. — Sey'n dir die Streiche
Der Mordart Warnung, Königseiche,
Geliebtes deutsches Vaterland!

Noch bist du fest in deinem Kerne,
Ob auch manch Einzelzweiglein fiel;
Erzürne nicht des Schicksals Sterne
Durch eitel unheilvolles Spiel!
In's Buch der Zukunft eingeschrieben
Mit Flammenzügen steht die Schrift:
„Es trotzt der Mordart schwersten Hieben
Der Stamm, so lang ihm fern geblieben
Der Zwietracht unterhöhlend Gift." —

So sinnend, hör' ich mich umschallen
Vom Ton der Glocken ernst und schwer,
Des Abends dichte Schleier fallen
Weithin schon über Land und Meer;
Und tausendjährige Ruhmeszeugen
Zu Grab getragner Herrlichkeit,
Umziehen mit beredtem Schweigen,
Ein feierlicher Geisterreigen,
Mich Schatten der Vergangenheit.

Du zürnst nicht, wend' ich Frag' um Frage
An dich, du still beredter Chor —
Lebendig Schaun vergangner Tage
Ruf dein Erscheinen mir hervor!
In deinem Auf- und Niederschweben
Verklär' sich, was in Nebel lag,
Erneu' sich fernster Vorzeit Leben,
Aus tiefem Dämmergrunde heben
Gestalten sich! Nacht werde Tag! —

Heinrich Stieglitz.

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

In den Hörsälen, Kirchen und Palästen, auf öffentlichen Plätzen und in vertrautern Zusammenkünften sprachen

Hohe und Niedere mit derſelben Begeiſterung von der göttlichen Fauſtina, welche das Fullhorn ihres Scharfſinns und ihrer Beredſamkeit über das Athen am Arno ausſchüttete. Die Bewunderte war in Begleitung eines alten reichen Mannes eingetroffen, der zwar den italieniſchen Namen Salverte führte, aber von ſpaniſcher Abkunft zu ſeyn ſchien und ſich für den Vater der geprieſenen Wunderjungfrau ausgab. Es war ſeltſam, daß Niemand der letztern Angabe Glauben beimeſſen wollte. Es war ſo ziemlich ausgemacht, daß Fauſtina von vornehmerer Herkunft ſeyn müſſe; man ging ſogar ſo weit, ihrem Vater einen Rang unter den Fürſten der Kirche anzuweiſen. Für dieſe Vermuthung war allerdings kein zureichender Grund vorhanden, aber es konnte nicht geleugnet werden, daß Fauſtina von der Natur die Geſchenke eines vielgewandten Geiſtes und einer unübertrefflichen Schönheit erhalten hatte.

Nun bereitete ſie ſich dazumal vor, öffentlich die Theſis zu vertheidigen, daß das weibliche Geſchlecht dem männlichen in gar keiner Beziehung untergeordnet zu ſeyn verdiene, und daß ihm ſogar in manchen Stücken der Vorzug gebühre. Die kleineren Proben von Talent und Beredſamkeit, die Fauſtina bereits abgelegt, hatten ihr das Vertrauen aller Florentiner gewonnen. Die Weiber, wie natürlich, ſahen in ihr den Morgenſtern einer größern politiſchen Freiheit. Die jungen Männer befangen mit Enthuſiasmus Fauſtinas Schönheit, und verglichen ihre ſtolze Zunge mit der fabelhaften Heldenwaffe, die alſogleich die Wunden heilte, welche ſie kaper ſchlug. Die ältern Meiſter der Künſte belächelten zwar die Anmaßungen des kecken Mädchens, aber ihr Lächeln war ein väterliches und drückte neben dem Tadel ein gleiches Maß von Beifall aus. Kurz, die allgemeine Stimmung war von der Art, daß Fauſtina getroſt dem Tage der öffentlichen Diſputation entgegenſehen und ſchon im Voraus den Lorbeerkranz flechten durfte, wer immer auch ihr Gegner ſeyn mochte. — Ein herber und hartnäckiger Gelehrter von Bologna hatte den Handſchuh aufgenommen, den die gerüſtete Jungfrau dem ganzen Männergeſchlechte hingeworfen. Ein junger Grieche von vielem Witz und großer Verſchlagenheit hatte ſich erboten, dem Italiener in dem Wortgefechte beizuſtehen. Sonderbarerweiſe traf es ſich, daß kurz vor dem, von allen Florentinern ſo ſehnlich erwarteten Tage der Doktor von Bologna plötzlich erkrankte und der junge Conſtantin Akakios, deſſen Mitkämpfer, erklärte, daß er nicht im Stande ſeyn werde, die Stelle ſeines erfahrenen Meiſters zu vertreten. Groß war die Beſtürzung des neugierigen Volks und der Mißmuth der Anbeter Fauſtinas. Sie brannten freilich vor Luſt und Eifer, ihren Abgott als Ueberwinderin zu begrüßen; dennoch war ihnen unlieb, daß ſie die Palme hinwegnehmen ſollte, ohne irgend einen Widerſtand zu finden, der geeignet geweſen wäre, ihre Verdienſte glänzender hervorzuheben. Daher wurde von beiden Seiten nach einem gefälligen Schatten geforſcht, der eines Fechters Figur vorſtellen möchte, und bald verbreitete ſich das Gerücht, es werde der großen Fauſtina ein Gegner nicht fehlen. Doch kannte und nannte man denſelben nicht, und war alſo im Zweifel, ob er nicht zu den Dingen gehöre, die nur in der Einbildung exiſtiren.

So erſchien der wichtige Tag; die Straßen, die zum Gebäude der platoniſchen Akademie führten, die der berühmte Marſiglio Ficino geſtiftet hatte, und worin die feierliche Diſputation gehalten werden ſollte, wimmelten von lebhaft ſich bewegenden Menſchengruppen. Die würdig bereitete Halle war ſchon mehrere Stunden vor Fauſtinas Eintritt mit Zuhörern beiderlei Geſchlechts überfüllt. Kein Platz war mehr frei, als der für die Rednerin beſtimmte, und eine Kanzel, ihr gegenüber, die ihr Widerpart betreten ſollte. Ein gewaltiger Jubelruf erſcholl, da ſich Fauſtina zeigte, angethan mit allem Schmuck der Jugend und ſtolzer Reize. Die Anweſenden erdrückten ſich beinahe, um der Angebeteten Raum zu machen, koſtbare Teppiche und Mäntel unter die Füße zu breiten, Blumen und Bänder zuzuwerfen, und mit erhobenen Händen Beifall zu klatſchen. Sie dankte ſo freundlich, ſie neigte ſo königlich ihr Haupt, ſie ſchien ſo zarte Worte zu liſpeln, daß mit jedem Schritte, den ſie vorwärts machte, der Taumel ihrer Bewunderer ſtieg, und von Vielen ſogar ſchon im Ernſt der Vorſchlag gemacht wurde, ſie ohne weiteres als Siegerin auszurufen, bevor ſie noch ein Wort über ihr Thema geſprochen. Aber Fauſtina ſelbſt weigerte ſich eines ſolchen Triumphs. Mit kühner Zuverſicht beſtieg ſie ihren Rednerſtuhl, warf einen faſt ſpöttiſchen Blick auf den leer gebliebenen Platz ihres Gegners, und begann, nachdem ſie die herkömmlichen Begrüßungen und Schmeicheleien mit voller Hand ihren Zuhörern in's Geſicht geworfen, ihren Text rüſtig und beſonnen abzuhandeln. Ihre Rede war ſcharf, beißend und unumſchränkt herriſch; ſie ließ ſich nur ſelten herab, dem Gefühl ihrer Zuhörer ein paar gemüthliche Worte als Lockſpeiſe hinzuwerfen. Dagegen floß der Scherz, der Lachen erregende Spott, die kleine, ſtachlichte und peinigende Bosheit, die der weiblichen Zunge ſo geläufig iſt, von ihrem Munde, ſo daß recht oft Unterbrechungen ſtürmiſchen Beifalls Statt fanden, und die Schlußſätze der Rednerin, in welchen ſie alle Kraft und Kühnheit, die ihr zu Gebot ſtanden, vereinigte, einen hinreißenden Eindruck machten. Und nachdem Fauſtina geendet, entſtand ein Tumult der Freude und Bewunderung im weiten Saale, wie er zuvor in Florenz noch nie erhört geweſen, wie er ſelbſt den großen Cosmus von Medicis niemals begleitet hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Privatleben der Fürsten.

Im fünfzehnten Jahrhundert war es doch schon eine große Seltenheit, wenn ein deutscher Fürst nicht lesen und schreiben konnte. Vom hessischen Landgrafen Ludwig (regiert von 1413 — 1458) wird diese Ungelahrtheit als etwas Besonderes angeführt. Weil er nämlich in seiner Jugend „an Libe mager, dorre und jemerlichen" war, so wollte ihm sein Herr Vater „solche Burden nit uffladen, biß so lange, das er sterker und herter wurde." Als aber sein Körper härter geworden, war wahrscheinlich auch sein Kopf zu hart zum Lernen.

— In der Instruktion, die Herzog Christoph von Würtemberg zur Erziehung seines neunjährigen Prinzen (1563) vorschrieb, heißt es: Sein Trank zu Tisch ist „das gewohnlich Becherlin voller Weins ongemischet." Wollte er mehr trinken, so erhielt er jenen Becher voll gesottenen Wassers. — Alle vierzehn Tage soll er einmal schweißbaden, und zwar vor dem Mittagessen; sonst soll ihm alle acht Tage der Kopf mit der Lauge gewaschen werden. — Ist der Prinz unartig, zänkisch, unflätig, soll ihn der Hofmeister mit Ruthen streichen.

— Aus der Erziehungsvorschrift für Pfalzgraf Friedrich IV. vom Jahr 1582: Der Prinz soll deutsch, lateinisch, griechisch und französisch lernen, und wenigstens die beiden ersten Sprachen rein und zierlich reden können. — Der Cursus ist auf zehen Jahre vertheilt: erstes Jahr, Catechismus und Anfangsgründe der Sprache. 2. Annus Donati. 3. Annus vere grammaticus. 4. Ebenso. 5. Grlechisch und Ciceros Episteln, auch Argumente. 6. Dialektik und Rhetorik, Arithmetik. 7) Das vorige, und dazu Physik und Astronomie. 8. Ethik, Cicero, Aristoteles, Plato, Geographie. 9. Repetition des Vorigen und Jurisprudenz nach den Institutionen und dem Corpus juris 10. Historie dazu. — Die Lebensordnung war folgende: Winters wie Sommers geht der Prinz um acht Uhr zu Bett und schläft bis sieben Uhr. Von 8 bis 9½ Unterricht. Um 10 Uhr Mittagessen, während dessen Historien vorgelesen werden. Bis zwei Uhr Spiel und Kurzweil, nämlich: Montags, auf der Tafel spielen, Dienstags das Hühner- und Fuchsspiel, Mittwochs Musik, Donnerstags Armbrustschießen, Freitags Mahlen, Samstags Rechnen, Sonntags Psalmen, Musik. — Von zwei bis vier Unterricht; vor dem Abendessen Spazieren, Fechten, Springen, Ballschlagen, Reiten u. s. w.; um fünf Uhr Abendessen, und hernach wieder Spiel und Leibesübung. Eine halbe Stunde vor acht noch „ein Bißlein Brod und ein Trünklein."

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Juni.

(Fortsetzung.)

Sudeten- und Karpathenkunde.

Ueber diesen Theil der Karpathen selbst macht außerdem der Reisende folgende charakterisirende wenig bekannte Bemerkungen. Die Grauwacke, der älteste Sandstein, nimmt das ganze Gebirgssystem ein und bildet runde massige Koppen ohne hervortretende Felsbildung, von denen lange Rücken oder Kämme ausgehen; daher: Beskiden, von Beskid: Kamm. Die Abhänge sind meist sehr steil, die Berge mit Kiefern, Tannen und Buchen bestanden, und die unbeholzten Stellen zieren reiche Grasmatten. Die Grauwacke ist im Lauf der Zeiten verwittert; auf ihr hat Humus sich gebildet, und die üppige Vegetation darauf verleiht dem Gebirge einen eigenthümlichen Reiz. Die Babia-Gora, Lissa-Hora, Wielki-Magura u. a. sind oben kahl. Urwaldungen, in denen noch nie eine Axt erschallte, sind nicht selten; doch nehmen sie jährlich mehr ab bei dem steigenden Holzbedarf der wachsenden Bevölkerung und bei der Anlegung von Hochöfen, Frischfeuern und Glashütten, sowie bei der Erleichterung der Transportmittel. — Auch der Quell der Oder, fast 2000 F. über der Ostsee, der in den angeführten Lehrbüchern entweder falsch oder unbestimmt, oder mit unrichtiger Namensschreibung angegeben wird, veranlaßt unsern Autopten zu einer Berichtigung. Auf der Grenze des Prerauer und Olmützer Kreises in Mähren, kaum eine Viertelstunde von dem Dorfe Koslau (in der Volkssprache: Koisel), sieht man auf einem Wiesenfleck im Walde des Lieseu- oder Lieselberges einen hölzernen Tempel, dessen Säulen einen massiven Brunnen einschließen, der durch eine Rinne Abzug hat. Das Amt der Herrschaft Wesselitzko, zu der das Terrain gehört, hat Tempel und Brunnen, wie man sagt, auf Veranlassung von Breslauer Kaufleuten erbauen lassen, die aus Dankbarkeit gegen den Strom, dem sie ihre Reichthümer verdankten, eine hinreichende Summe zur Bedachung seines Quells deponirten. Hier aber entspringt der Oberquell nicht, sondern 125 Schritte entfernt, auf einer Waldfläche des Lieselberges, aus einem kleinen Hügel von Thonschiefer, der in Grauwacke überzugehen scheint, und auf dem eine fünfzigjährige krumme Rothbuche eine kleine Marke bildet, entrinnt südöstlich ein kleiner Quell, den Lutz für den wahren Ursprung der Oder zu halten veranlaßt ist. Er hat den längsten Lauf; die später hinzufließenden haben einen weit kürzern. Nach einer Viertelstunde treibt der Oderbach schon die erste Bretmühle, und von da bis Neueigen noch drei andere Mühlen. Der Quellpunkt, auf dem Terrain des Domcapitels zu Ollmütz, ist durch ein paar Rasen- und Birkenbänke eingefaßt. — Je seltener Jemand in diesen nordöstlichen interessanten Landstrich sich verirrt, durch den für die Wissenschaft etwas gewonnen wird, um so lieber und rascher entlehne ich diese originalen Mittheilungen jenes ehrenwerthen, gewissenhaften Autopten, die vielleicht der größern Publicität noch lange nicht anheimfallen, als Extract für Ihr weitverbreitetes Organ, um so früh als möglich falschen Abschriften und Ansichten vorzubeugen. Nach Italien zu gehen, ist Jeder schnell entschlossen, der Zeit und Geld genug hat, ohne Scheu selbst vor den Banditen. Mehr trägt man sie vor den Enatsöhnen der unwirthlichen Beskiden, von den schlesischen Herzögen einst das Heiduckenland genannt, und wir kennen dessen Urwälder vielleicht nicht viel besser als die nordamerikanischen. Ist doch das nahe reizende schlesisch-mährische Gebirge im Ganzen noch wenig genug bekannt, und doch so reich an norbischer Großartigkeit und Eigenthümlichkeit. Ich erwähne nur der üppigen Vegetation bei weit kälterer Temperatur als im Riesengebirge, da der sogenannte polnische Wind, durch lange Ebenen streichend, hier erst aufgehalten wird, und die Hauptrücken vor Johannis selten vom Schnee frei werden, der in den Schluchten der Nordseite oft das ganze Jahr hindurch liegen bleibt. Man sieht dabei ganze abgestorbene Wälder, deren Wurzeln im Schnee verfaulten, oder zu dem Schluß führen, daß die Temperatur auf diesen Bergen allmählig niedriger geworden. Laublos, silbergrau stehen die Riesenstämme in unheimlichem Schweigen da, und der Wanderer meint einen Geisterwald zu erblicken.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 158.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 3. Juli 1839.

— He is the master,
That teached tricks eleven and twenty long,
To tame a wife and charm her chattering tongue.
Shakespeare.

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Die Verwirrung war so allgemein, daß beinahe Niemand den Jüngling bemerkte, der so dreist war, die feindliche Tribüne zu besteigen und seine Waffen zu schärfen, während seine Gegnerin vergöttert wurde. Erst nachdem ein paar alte und griesgrämische Lehrer an das eherne Becken geschlagen hatten, das in des Saales Mitte stand, trat die Stille wieder ein und aller Augen maaßen mit Verwunderung den verwegenen Defensor männlicher Rechte, der sich unterstand, der schönen Zauberin und dem wonnetrunkenen Volke Trotz zu bieten. Seine Züge waren einem Jeden fremd, aber zugleich unangenehm für Jeden. Sein Antlitz, wenn gleich jugendlich, doch aller Jugendrosen baar, erschien in der Spannung, welche darüber verbreitet war, recht häßlich. Schwarzes plattes Haar hing ungefällig über die hohe breite Stirn, zu welcher das magere Gesicht wenig paßte. Des Jünglings Augen waren groß und dunkel, aber matt und scheu; sein Mund schien weit genug, um viele Juwelen der Beredtsamkeit über die blassen Lippen unter's Volk zu schütteln; aber die Zuschauer versprachen sich nichts Großes von den Schätzen des Unbekannten. — Sie lachten ihn nicht gar bescheiden aus, sie flüsterten sich in die Ohren, Aesop sey eine Schönheit gewesen, verglichen mit dem schwächlichen Schüler dort oben im schwarzen Talare, der seine weißen und hageren Hände allzusehr in's Licht stellte, wenn er auch des Schülers verschobenen Wuchs nicht ganz zu verbergen im Stande war. — Faustina sogar, die selten dem Ernst und Adel ihres Benehmens untreu wurde, konnte sich nicht enthalten, ihren Feind mitleidig zu belächeln und die Damen, welche sie umgaben, zu fragen: „Wer in's Himmels Namen ist das schwarze Ungeheuer und welchem Grabe ist es entstiegen? denn wahrlich, es lebt nicht und seine warme Ader schlägt in ihm."

Da öffnete, als hätte er gehört, was die Jungfrau im Uebermuth gesprochen, der Geguer den großen Mund, zeigte zwei hübsche Reihen blanker Perlzähne und redete sodann auch Perlen, die bald so dicht fielen, daß alles Volk, todtenstill geworden, Ohr und Verstand anstrengte, um nicht eines von den freigebig geschenkten Kleinodien zu verlieren. Nach und nach belebte sich das Gesicht des Redners, seine Augen glänzten, strahlten, flammten, während seine Zunge mit vernichtender Entrüstung die Behauptungen Faustina's, eine nach der andern, zu Boden donnerte. Alle Philosophen, Geschichtschreiber und Dichter, die irgend etwas von der Schwäche und Falschheit des

weiblichen Geschlechts gelehrt, berichtet und gesungen, wurden nach der Reihe von dem stürmischen Kämpfer für Männerrechte angeführt. Die gaffende und horchende Menge staunte über die Beleseenheit und das Gedächtniß des Jünglings, der seinem Alter und der Unerfahrenheit desselben zum Trotz, eine so rauhe Sprache gegen ein Geschlecht führte, dem die Jugend gemeiniglich so gerne huldigt. — Als endlich der Redner, seine letzten Kräfte, wie Faustina gethan, auf den Schluß seines Vortrags verspareud, mit den glänzendsten Farben die Tugenden des Mannes schilderte, die Stärke, die Tapferkeit, die Gerechtigkeit und die Milde, welche da vergebt im Bewußtseyn der Kraft, wie der großmüthige Löwe seine schwachen Feinde verschont, da schien der schmächtige Jüngling, trotz seiner Häßlichkeit, einem Apoll zu gleichen, und die Sympathie, die er in jeder männlichen, wie in mancher weiblichen Brust erregte, brach unverholen aus.

Die Wenigen, die murrten oder zischten, wurden gellend überstimmt: Faustina's Sache war verloren. Die Jungfrau selbst, unfähig, nur ein Wort der Widerlegung zu stammeln, überwältigt von Zorn, Scham und einem dunkeln Gefühl, das räthselhaft zwar, aber entwaffnend, ihr Herz zusammenschnürte, verließ erblassend, zitternd sogar, ihren Platz und eilte, von den ihr Treugebliebenen umringt, aus dem Saale. — Den Sieger erschütterte die Niederlage der Gegnerin. Geblendet von seinem Glücke, das er nicht so vollständig zu erringen gehofft, fügte er seiner Rede nur noch einige, seine Kuhnheit entschuldigende Worte bei, und schwieg dann plötzlich. Mit seiner Anfregung wechselte nun die Erschöpfung, seine Blicke verloren das zauberische Feuer, von dem sie gestrahlt, und starrten, als verfolgten sie eine überirdische Erscheinung, nach der Thüre, die sich hinter Faustina geschlossen hatte.

Mit Ungestüm wirbelte dagegen von allen Seiten die Frage auf: „Wer war der Ueberwinder der göttlichen Faustina?“ Und von der Höhe des Rednerstuhls, den der Bescheidene verlassen, verkündigte die Stimme des ältesten Professors den Namen: „Napoleone Zebrù, des Grafen Hettore Finasco-Zebrù einziger Sohn und Erbe.“

Eine seltsame Bildungsgeschichte des jungen Napoleone flog bald von Mund zu Munde. — Unter den Augen seines Vaters war er im einsamen Gebirge aufgewachsen, aller Frauenpflege entbehrend, und geschulmeistert von rauhen Männern. Hettore hatte es darauf angelegt, um den geliebten Sprößling nur solche Diener und Lehrer zu versammeln, die mit der schönern Hälfte des Menschengeschlechts durchaus zerfallen waren. Da nun er selbst, der Vater und Meister der Erziehung, den Weisheitsbaß zur Aufgabe seines Lebensrestes gemacht hatte, so war nicht zu verwundern, daß dem jungen Zebrù alle weiblichen Geschöpfe wie fabelhafte Ungeheuer erschienen, die er höchstens nur von Ferne sah und deren Annäherung er floh wie die der Schlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Der älteste Staatskalender.

Wie Alles in der Welt, so hat auch das Fach der Staats- und Adreßkalender seinen Geschichtschreiber gefunden, freilich, wie fast immer, erst zur Zeit, wo die in diesen komisch ernsthaften Büchern aufgeführte irdische Herrlichkeit auf dem Sprung stand, den besten Theil ihrer Poesie einzubüßen. Schwarzkopf gab seine gelehrte Schrift über Staats- und Adreßkalender zu Berlin im Jahr 1792 heraus. Bei allem Fleiße sind diesem Forscher bedeutende Umstände verborgen geblieben. So behauptet er, Frankreich sey das Vaterland dieser Kalender, und der Pariser Buchhändler Houry habe i. J. 1679 zuerst den guten Einfall gehabt, seinen Almanach mit dergleichen statistischen Zusätzen zu bereichern. Aber Beides ist falsch; wie oft schon ist der unpartheiische Historiker, wenn er eine Erscheinung rückwärts verfolgte, auf eine deutsche Idee als die Quelle derselben gestoßen; die Fremden hatten sich der Erfindung bemächtigt, sie handgerecht zugerichtet, und der Deutsche erkannte im Modeartikel, den er dem Ausland entlehnte, sein eigenes Werk nicht wieder. So ging es auch hier: schon i. J. 1518 gerieth einer auf dem Reichstage zu Augsburg auf den seinen Gedanken, Hof und Canzlei Sr. kaiserlichen Majestät und der Reichsfürsten in eine Uebersicht zu bringen. Das Buch führt den allerdings nicht richtig gewählten Titel: Nicol. Mamerani Catalogus Nobilium aulicorum ac Ducum exercitus Caroli V. Coloniae 1550.

Nach Anleitung dieses ersten Staatskalenders mustern wir flüchtig das Hoflager des prächtigen Herrn, in dessen Staaten die Sonne nicht unterging. Die Vergleichung mit den jüngsten Produkten dieser Hofliteratur gibt Stoff zu Betrachtungen mancherlei Art.

Mit ihrer vollen Titulatur werden aufgeführt 1. Kaiser Karl V., sein Bruder Ferdinand, die Statthalterin der Niederlande Maria und der Erzherzog Maximilian. — 2. Die geistlichen, und hinter ihnen die weltlichen Kurfürsten. — 3. Die Fürsten Erzbischöfe des Reichs. — 4. Die gefürsteten und nicht gefürsteten Bischöfe, dreizehn an der Zahl, denn auch der Wiener Bischof Nauser wird dazu gerechnet. — In der fünften Rangordnung erscheinen die Aebte und Prälaten, und den Beschluß machen die weltlichen Reichsfürsten, nebst den Reichsgrafen, und darunter auch einige Fremde, die sich damals in Augsburg aufhielten, namentlich der Dey

von Tunis, Muley, den sein grausamer Sohn vom Thron gestoßen und hatte blenden lassen.

Nun kommt die eigentliche Hofdienerschaft: familia totius aulae caesareae. Den Zug eröffnet der Clerus der beiden Hofkapellen, wozu auch die Kirchenmusiker gezählt werden. Beichtvater Karls V. ist der Predigermönch Peter von Soto. Erst nach der Geistlichkeit kommt der geheime Staatsrath, an der Spitze Nic. Perrenot a Granvella. Unter den übrigen Räthen glänzt Georg Sigmund Seld, später als Reichsvicekanzler unter drei Kaisern berühmt. Den Räthen nachgesetzt sind die kaiserlichen Statthalter in Arragonien, Sicilien u. s. w. Der Geheimschreiber werden nur vier aufgeführt, unter ihnen Johann Obernburger, rerum germanicarum et latinarum secretarius. — Unter der Rubrik Justitia findet man auch den Oberkriegsschultheiß beim Heere unter Albas Befehl; es war, was zu wundern ist, ein Deutscher, Namens Zinner. — Hofschatzmeister war ein Spanier, Alfonso von Baeza, und Hofoberpostmeister Johann Zapata, als Stellvertreter Raimundts von Taxis.

Unter Cubiculum werden alle Hofdiener aufgeführt, die wir gewöhnlich unter Oberkammerherren-, Hofmarschall- und Stallmeisterstab begreifen. An Karls Hoflager waren nicht weniger als neun Aerzte und Wundärzte, unter ihnen kein einziger Deutscher, was doch auffallend ist. — Zu den adjutores Cubiculi werden auch gerechnet Magister Muchet, Barbier, und Cornelius de Lituania, pigmaeus, der Hofzwerg. Auch die Namen der Hofkünstler und Hofhandwerker, Schneider, Schuster, Kürschner ꝛc. sind keineswegs vergessen; selbst der Fechtdegenputzer (ensium raperorum purgator et vaginarius) wird aufgeführt. — Der Thürhüter kommen nicht weniger als fünferlei vor; darunter auch Janitores cathenarii; diese, wird gesagt, heißen so „de cathena, vom Schloß, das sie an das äußere Palasthor legen, damit Pferde und Esel nicht hereinkommen." Demnach müssen diese Thiere ziemlich freien Mandel um das kaiserliche Hoflager gehabt haben.

Mit gleicher kleinlicher Sorgfalt verzeichnet Mameranus sofort die Namen der Kammerherrn, Hofsouriere, Apotheker, Mund- und Leibköche, Pastetenbäder, Silberkämmerer, Edel- und Leibknaben, Laufer, Jäger, Herolde, Hofmaler u. s. w. Karl hatte vier Hofapotheker; seine vielen Köche waren lauter Franzosen oder Niederländer. Unter der Schaar von Edelknaben kommen nur zwei Deutsche vor: ein Graf von Solms und einer von Pappenheim, und, was unerwartet ist, ein Schweizer Patricier, de Watteville. — Erst jetzt folgen die fremden Gesandten mit ihrem Gefolge.

Der Hof- und Kanzleistaat des römischen Königs Ferdinand war auch sehr bedeutend. So werden sechs hochadelliche Mundschenken (pocillatores) genannt, und drei Obervorschneider (praecisores), worunter zwei Grafen. — Zum Beschluß dieser Hauptabtheilung folgt der Hofstaat der Königin Maria von Ungarn und Böhmen und der des Erzherzogs Maximilian. Auch des letztern Aerzte und Wundärzte waren Spanier oder Italiener, Joh. Betta, Ant. Quadro ꝛc.

Eine ähnliche, doch weit kürzere Uebersicht gibt Mamerau hierauf von der Dienerschaft der geistlichen und weltlichen Reichsstände. Er beschränkt sich auf ihre Kanzleiräthe, Hofleute und Edelknaben, und nur zweimal führt er auch die Hofnarren auf. Der Edelknaben waren z. B. am Pfälzer Hofe 15, am Mainzer 11, am trierschen und sächsischen aber nur 5. Bei Hessen wird sogar der weibliche Hofstaat angezeigt: matronae et puellae nobiles, fünf an der Zahl. Unerwartet ist es, das Gefolge des Dey von Tunis verzeichnet zu finden: 8 nobiles mauri, und 7 christiani in ejus familia. — Das Verzeichniß der zum Reichstag Bevollmächtigten füllt 22 Seiten. Cöln hatte 5 Gesandte abgeordnet, Straßburg und Frankfurt 4, sogar das arme Ravensburg 3.

Zum Beschluß wird ein Punkt berührt, über den die modernen Staatshandbücher das tiefste Stillschweigen beobachten: Mameran zählt die damaligen Fürsten auf, welche sich um die Literatur verdient gemacht. Es sind fast lauter geistliche; von den weltlichen heißt es, man finde darunter perpaucos admodum eruditos. Nur König Ferdinand wird höchlich gepriesen. Außer dem Lateinischen spreche dieser Fürst noch sieben Sprachen ganz fertig: deutsch, italienisch, spanisch, französisch, ungarisch, böhmisch und slawonisch.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Industrieausstellung und Industrieritter.

Die für die gegenwärtige Industrie eigentlich charakteristischen Partien der diesmaligen Industrieausstellung sind einmal die sehr zahlreichen, theils auf Dampf, theils auf Wasser oder auch Menschenkraft berechneten Maschinen aller Art, welche im großen Lokal einen sehr bedeutenden Raum einnehmen, und dann die vielen Präparate aus Erdharz. Zehn bis zwölf Fabrikanten haben ihre Asphalte ausgestellt; einige haben künstliche Mosaik, andere Muster von Straßenpflaster, und noch andere sogar Statuen und Bädreliefs aus Asphalt verfertigt. Andere Theile der Ausstellung dienen bloß dazu, einen Begriff von den Forderungen des Luxus zu geben; da sieht man Billards mit vergoldeten und sonst fabrikirten Rändern und Stützen, Pianos, deren Aeußeres vielmal so viel werth ist als ihr Inneres, gewaltig krumme, verbrannte Gefäße und Hausgeschirre von Silber und Gold und dergleichen, woran man viel zu sehen, aber nichts zu

lernen findet, als daß es Leute gibt, denen solche Sachen behagen, weil sie ein fremdartiges Ansehen haben und viel kosten. Die kleinen Tagesblätter haben sich mit Recht über einige dieser tollsaren Ländeleien lustig gemacht, z. B. über ein Billard, dessen Verfertiger den sonderbaren Einfall hatte, in den Stützen Wassergläser mit rothen Fischen anzubringen, so wie über die sogenannten cordons acoustiques, kleine Röhren, die statt der Klingelschnüre angebracht sind, und vermittelst welcher der im Zimmer befindliche Herr im Staude seyn soll, dem Bedienten oder dem Keller seinen Willen zu erkennen zu geben, also eigentliche Sprachschnüre, die in einem Gasthause, wo ihrer zuweilen zehn oder zwölf beisammen sind, eine furchtbare Sprachverwirrung hervorbringen und sich äußerst ergötzlich für den Beobachter ausnehmen würden. Dergleichen abgeschmacktes Zeug, sowie eine Menge gelehrter Namen für unbedeutende Erfindungen oder angebliche Verbesserungen gibt es in Menge, und sie erscheinen neben den wahrhaft schönen und nützlichen Dingen höchst lächerlich. Die kleinen Theater haben ebenfalls nicht ermangelt, dergleichen anmaßende Erfinder in lustigen Vaudevilles durchzuhecheln, was um so zweckmäßiger ist, da so manche dieser Erfinder in vielversprechenden Ankündigungen das Publikum täuschen, Actien an den Mann bringen, und auser dem Prospektus oder der prunkenden Anzeige nichts weiter zu Tage fördern. Einige leichtgläubige Gimpel lassen sich fast immer dadurch fangen, und gewöhnlich erfährt das Publikum erst durch die aus der Unternehmung entstandenen Prozesse, daß es abermals hintergangen worden ist, oder, was auch häufig der Fall ist, der Unternehmer wird auf Kosten seiner Gläubiger in die Schuldnerhaft gebracht, wo eine Menge von Glücksrittern zusammen leben, die sich durch die Leichtgläubigkeit des Publikums bereichern wollten. Unter andern sonderbaren Unternehmungen ist eine in's Leben getreten, welche den Zweck hat, eine Assekuranz gegen den Verlust von Prozessen zu stiften. Die Unternehmer seyen nämlich voraus, daß es Leute gibt, welche viele Prozesse haben, wovon sie einige verlieren werden, andere gewinnen. Diesen Leuten nun wollen sie den aus dem Verlieren erwachsenden Schaden ersparen und dieselben vor allem Verlust sichern. Allein leider hat die Anstalt gleich anfangs gegen ihre eigenen Theilnehmer Prozeß führen müssen. Komisch wäre es, wenn nun über die Frage, ob die Actionäre auch gegen diesen Prozeß assekurirt sind, ein neuer Prozeß entstände. Auf jeden Fall scheinen die Theilnehmer an der Anstalt gegen allen Verlust gesichert; denn gewinnen sie, so ist es gut, verlieren sie aber den Prozeß, so muß kraft der Statuten die Anstalt sie gegen allen Verlust schützen. Wer also Freude am Prozeßführen findet, und solche Menschen gibt es, der muß an dieser Anstalt Theil nehmen, denn hier kann er nach Herzenslust seiner Neigung fröhnen. Indessen sind die Erfinder der Unternehmung doch auch nicht dumm gewesen; denn sie haben in die Statuten einen Paragraphen eingeschaltet, wornach es ihnen freistehen soll, einen Prozeß nicht aufzunehmen und fortzuführen; woraus denn ihre Aengstlichkeit hervorgeht, denn offenbar war ihr Zweck, nur gute Prozesse zu führen, bei denen etwas zu gewinnen ist, weßhalb auch bereits die Statuten, als betrügerisch, vor Gericht angegriffen worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Breslau, Juni.

(Schluß.)

Literatur.

Luy fand am hohen Fall, unfern Freiwaldau und dem vielgerühmten Gräfenberg, oberhalb Thomasdorf, eine der herrlichsten Naturscenen dieses Gebirgstheils, umwuchert von einem fast tropischen Pflanzenwuchs in ungeheuern Farnkraut und einer Art Lauisch (lussilago petasites, Pestwurzel, und cacalia albifrons, Gebirgspestwurzel), mit hohen Stielen und breiten Blättern. Wir haben sehr viel schlechte Romane, aber sehr wenig gute Reisebücher über sehr interessante Landstriche. Die Originalspekulationen der Buchhändler gleichen immer mehr weißen Sperlingen; und welche Reisebilder, welch verdienstliches Werk in wissenschaftlicher Hinsicht würde allein das Gesenke gewähren, wenn der rechte Mann es durchwanderte, besonders da das Gräfenberger Pancherstium die Blicke von beinahe ganz Europa jetzt nach diesen stillen, reizenden Höhen zieht, über die unsere Literatur so arm ist. Das werthvolle Werk unter dem Titel: „das Oppatand," von Professor Eus in Troppau 1837 herausgegeben, wie wir uns eines solchen für preußisch Schlesien kaum rühmen können, wäre eine treffliche Grundlage zu weiterer Ausbeute.

Da ich einmal von der Literatur spreche, erwähne ich eines unglücklichen Gedanken, den der rüstige Appun in Bunzlau für seinen Verlag hatte, nämlich: eine neue Ausgabe der Werke von Martin Opitz zu veranstalten. Lassen wir die Todten ruhen; wir haben genug zu thun, uns mit der wirren, ungesättigten, wie wildes Fleisch herausstrebenden Poesie der Gegenwart zu verständigen. Wann wird man endlich aufangen, dieser Gegenwart in allen Bejahungen ihr Recht widerfahren zu lassen? Das Leben soll aber doch mehr seyn, als ein bloßes anatomisches Theater der Vergangenheit, ob wir dessen auch immerhin als Lehrmittel stets bedürfen mögen. Martin Opitz hat den Besten seiner Zeit genug gethan, und daher — wie Schiller sagt — gelebt für alle Zeiten. Der Gedanke, das unermeßliche Reich des Dichters, bleibt dasselbe, eine ewige Republik; aber das gestaltete Werkzeug des Gedankens, das Wort, ändert sich, oder was hier gleichbedeutend, die Form. Der Genius jenes gefeierten Dichters Opitz begnüge sich mit dem Ruhme, unserer heutigen Geistesfaat für immer einen Fruchtboden gestaltet zu haben; sein Wort aber ist todt, wie er selbst, und in seinen Werken will man den Dichter doch ganz haben, mit Geist und Wort. — Wir bestätigen uns bisweilen in Schlesien gern mit letzten Rittern. So schrieb ich Ihnen voriges Jahr von einem letzten Dragoner Friedrichs des Großen, der aus Polen nach Breslau kam und hier starb. Es erschien eine Broschüre über ihn, und die dereffenden Lieder des talentvollen Coms ponisten Tauwitz zauberten wie fernes Echo die alte Zeit des Fritz wieder her. Jetzt glaubten wir schon wieder glücklich den letzten Husaren des großen Königs aufgefunden zu haben, den im Dorfe Jlkschau bei Glogau lebenden Johann Pierich, der bis zur Schlacht bei Leuthen den siebenjährigen Krieg im österreichischen Heere, sodann im preußischen mitmachte, und am ersten April dieses Jahrs seinen hundertsten Geburtstag beging. Nun kommt aber die Berliner Spener'sche Zeitung und verderbt uns die Freude, indem sie einen Husaren des Regiments Zieten, Heinrich Behrens, in Wolfenbüttel nachweist, der noch um ein Jahr drei Monate älter ist als unser schlesischer Pierich. Sie fügt noch die Bemerkung hinzu, es möchten aus Friedrichs Regierungsperiode bis 1785 wohl noch mehrere Husaren vorhanden seyn, insofern man unter ihnen nicht gerade auf die Combattanten des siebenjährigen Kriegs sich piquirt habe.

J. K r.

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 159.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 4. Juli 1839.

Die Werke, die der Meister hinterlassen,
Sie sind die Urne, deren Marmorwände
Des Dichters Geist, nicht seinen Staub umfassen;
Mit scheuer Liebe nehmt sie in die Hände,
Um nimmer sie von Herz und Mund zu lassen.

v. Feuchtersleben.

Ein paar Steine zu Jean Pauls Monument,

herzugetragen von Frauenhand.

Am Abendhimmel des achtzehnten Jahrhunderts stiegen drei Sonnen empor, die das neunzehnte und wohl noch manches spätere durchglänzen werden, und über den vielen freundlichhellen Lichtern und Lichtchen der Planeten und Trabanten, welche an Deutschlands literarischem Horizonte kreisen, als strahlende Fixsterne stehen. Wem Gefühl für das Schöne, Erhabene, Heilige geworden, der schaut mit liebender Verehrung zu dem klaren, warmen Sonnenauge unseres Schiller empor; wer Geist und Sinn an einer wunderreichen Strahlenbrechung ergötzen will, der heftet seinen Blick bewundernd auf das, in allen Farben prangende Gestirn der Goetheschen Muse. Das gebildete Deutschland theilt sich in zwei Hemisphären, auf denen eine der beiden Sonnen ausschließlich herrscht und mit fast indischer Pietät verehrt wird. Der dritten Sonne, die zwischen ihnen steht, ward bis jetzt kein weites Festland für ihre Altäre; den Inseln der Südsee gleich ist ihr Gebiet, klein, vereinzelt, aber ganz von ihr durchglüht: in ihm gibt's keine kalte Region, kaum eine gemäßigte. Jean Paul hat ungleich weniger Leser als Schiller und Goethe, aber dafür auch eben so viel innige Verehrer als Leser. Seine scharfzackige Originalität zwingt Jeden, der seine Bekanntschaft sucht, ihn gleich beim ersten Begegnen zu lieben, oder für immer zu fliehen.

Diese letztere Partie ergreifen alle Freunde leichter Lektüre, die ein Buch zur Hand nehmen, um entweder geistig auszuruhen, wenn sie das niederdrückende Joch des Brodhdienstes einmal auf kurze Zeit von den müden Schultern geworfen, oder um die, von Aktenstaub getrübten Augen in erquicklicher Siesta zu stärken, und die dann nicht viel mehr vom Kopf des Autors verlangen, als was jeder Mohnkopf zu geben vermag. Geschäftsmenschen der Art, die in Schreib- und Rechenstuben den Stein des Sisyphus vom Morgen bis zum Abend wälzen, denen die Zahlen zahlloser Rechnungen den Kopf wüst gemacht und das Herz vertrocknet haben, daß es nicht, der Rose von Jericho gleich, die verschrumpften Blätter auseinanderzurollen vermag, wenn der castalische Quell es erweichend umspült — diese werden schwerlich Leser und, was ein's ist, Verehrer Jean Pauls. Ebensowenig wird es das Tagfaltergeschlecht der Petitmaîtres, für deren Saugrüsselchen dieser König der Nacht, Cactus grandiflorus, unnahbar ist; auch nicht jene lesedurstige Schaar der Frauen und Mädchen, welche, wie der Malstrom, alle Romane und Novellen, die in ihr Bereich zu ziehen sind, spurlos verschlingt. Ihnen Allen bleibt dieser Jean Paul eine terra incognita, an der sie nicht landen,

eine Aetherbahn, auf der sie, wie auf der Milchstraße — die Nebel scheint, aber ein flutheudes Sonnenmeer ist — nicht fußen können. Im Ocean seiner Gedanken drohen die ihrigen unterzugehen, an diesem Fels der Satire scheitert ihr Witz. Die Tiefe seiner Gemüthswelt wird ihnen zum Schwindel erregenden Abgrund, seine philosophischen Forschungen in den Räthseln unsers Seyns und Werdens zum Labyrinth, von dem sie zagend die Blicke wenden; für immer legen sie das gefährliche Buch bei Seite, und der Name Jean Paul wird ihnen synonym mit Verworrenheit, Dunkel, Schwülstigkeit und verkünsteltem Phrasenbau. Laut und im Tone der Unfehlbarkeit sprechen sie das Anathema der Unverständlichkeit über diesen, für Pygmäenarme unerfaßlichen Riesengeist aus; keck und — weil ihre Stimmen zahlreich und stark — leider nicht ohne Erfolg, setzen sie es preisenden Autoritäten entgegen. Vermögen auch die Staubwolken, die sie aufwerfen, nicht diese Sonne zu verdunkeln — so wenig als die Steinkohlenatmosphäre Londons das weltdurchstrahlende Licht des Himmels — so hält doch jene unberufene Schaar so manche begabtere und zarter besaitete, doch nur zu bescheidene Seele ab, sich ihm zu nahen; und an diesen versündigen sich jene schwer und berauben sie unersetzlich. — Gern geb' ich zu, daß nur wenige Geister diesem Gedankenfürsten ebenbürtig genug sind, um ihm überall hin zu folgen; doch jedes tiefere Gemüth kann mit seinen Fühlfäden ihn erfassen: er mag sich ergehen im endlosen Tempel der Natur, oder sich zur Gottheit erheben auf einer Leiter, deren Stufen Welten sind, oder herabsteigen in die Tiefen der Menschenbrust, die uns selbst noch ein inneres Afrika sind, mit Hochgebirgen und Wüsten, mit Palmen- und Lianenwäldern, voll nie erschauter Wunderblumen, aus deren geheimnißvollen Kelchen Düfte steigen, die, vom innern Sinn aufgesogen, unsere Seele in Sehnsucht berauschen.

Könnt' ich doch allen, die unter dem flachen, abgegriffenen Gepräge den tiefern Gehalt des Lebens ahnen, deren vertrauendes Herz durch Täuschungen verarmte und einsam ward im Gewühl, allen, die dürstend auf den sich jagenden, überholenden, verschlingenden Meereswogen der theologischen Dogmen, des Sektenwesens, des Un- oder Aberglaubens, sich sehnen nach dem unverfälschten Labetrunk, dem süßen, reinen Quell der Religion; kurz allen, die im Fühlen, Denken, Wollen und Bedürfen Klarheit suchen — könnt' ich ihnen Jean Pauls Werke als Ariadnefaden in die Hände legen! Gewiß, er würde sie aus dem Labyrinthe verwirrender und verwirrter Ideen und Verhältnisse auf einen höhern Standpunkt zur Freiheit, zur Wahrheit, zum Lichte führen. — Wohl wird dem Blick, eh' ihn längerer Umgang mit dem Polyhistor geschärft, manches seiner Bilder entgehen; aber was thut dies bei dem unerschöpflichen Reichthum seiner Metaphern, Reflexionen und Sentenzen, die wie goldene Auen das männbrisch gezogene Silberband seiner Erzählung umschließen? Oder wollte man Dresdens grünes Gewölbe darum nicht besuchen, weil sein Juwelenreichthum uns nicht gestattet, das Wasser jedes einzelnen Diamanten zu prüfen? seiner Gemäldegalerie vorübergehen, weil unter der Masse von Kunstwerken eines oder das andere für die genauere Anschauung zu hoch oder nicht in's rechte Licht gestellt ist? — Der Humor, der im Schatten unserer ernsten Eichen und düstern Tannen nur kümmerlich gedeiht und fast so selten wie die Agave blüht, findet in Jean Paul heimischen Boden und wird zu einem semper florens, voll prangender Blumen. Er hat den Deutschen dies funkelnde Juwel, das den Britten zum ausschließlichen Nationalgut, als Schadloshaltung für ihr Nationalideal, den Spleen, verliehen schien, geschenkt, und hat so die, mit Metallblättchen von Ueberspannung verdeckte Lücke in der Strahlenkrone unserer Literatur ausgefüllt. Jean Pauls Humor hat den, für uns Frauen zumal, großen Vorzug vor dem der englischen Dichter, daß er höchstens nur unser Schicklichkeitsgefühl, nie aber das der Sittlichkeit verletzt, und daß der edle Kern für das Berühren der rauhen Schaale entschädigt; denn er nimmt die Maske des Polichinell nur, um Thorheit und Laster zu geißeln, oder ihnen — das Maskenrecht brauchend — die gestohlene, verführerische Larve der Weisheit und Tugend zu entreißen und voll innern Grimms mit der Pritsche drauf und drein zu schlagen, wo Dummheit sich brüstet oder Bosheit lauert. — Seine Satire, wie leicht söhnt sie selbst uns Frauen, die wir sie in der Regel nicht lieben, mit sich aus! Sprießen ja doch ihre Stacheln nicht im kalten Kopfe, sondern im warmen Herzen: sie sind die Dornen an der Rose, welche das Schöne und Edle beschirmen, während bitterer, gemüthloser Spott die Distel ist, die den Fuß des arglosen Wanderers verwundet, aber ihn auch auf die Durstigkeit der Steppe aufmerksam macht, die sie zeugte. Jean Pauls Satire ist das Produkt der Menschenliebe und tugendhafter Entrüstung, diese dagegen der Menschenverachtung und Selbstüberschätzung.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Da der alte Graf zum Sterben kam, sprach er zu seinem Sohn, der eben die Blüthe der Jahre erreicht hatte, mit fester und männlicher Stimme: „Ich werde dich verlassen, mein geliebter Sohn und Erbe; das

allgemeine Schicksal der Menschen will sich auch an mir erfüllen. Der Tod, der mich auf dem Schlachtfelde nicht fing, sticht mich jetzt mit aller Bequemlichkeit aus meinem Bette in sein Netz. Immerhin! ich stehe gesättigt von dem Gastmahle dieser Erde auf; die ewige Ruhe ist süß nach männlichen Thaten und nach den tausend Leiden, die den Sterblichen beschieden sind. Mein Name wird mich überleben; du wirst ihn führen und bei Ehren erhalten. Du hast von den weisen Lehrern, die ich dir gegeben, viel gelernt; die Weit und die Erfahrung werden das Siegel auf mein Meisterstück drücken. Deine Hand ist zu schwach, das Schwert zu führen, wie ich gethan; doch ist dein Kopf weit und wohlgebildet genug, um die höchsten Wissenschaften des Weltalls zu fassen. — Fürwahr, die Zeit ist gekommen, in welcher der menschliche Geist triumphiren wird über die rohen Waffen des Menschen. Du wirst, wie ich hoffe, nicht der Letzte in diesem Triumphzuge seyn; aber je kostbarer deine Gaben und je redlicher dein Wille, um so inbrünstiger muß ich dich bitten, die Würde und den Adel deiner Seele zu bewahren und das glückliche Schiff deines Lebens nicht an der Klippe zu zerschellen, wo die Sirenen sitzen, brütend über dem Untergang jedes Biedermanns. Verschließe deine Augen vor dem Blendwerke ihrer Reize, verstopfe dein Ohr, wie Odysseus, vor ihren Gesängen. Das trügerische Geschlecht ist gut genug, den Trieben des gewöhnlichen Menschenpöbels zu schmeicheln; die Bessern unsers Geschlechts sind dagegen viel zu gut, um in den Stricken der Weiber zu verstimmern. Wehre dich für deine Freiheit, und um den Sieg leichter zu machen, fliehe die Gefahr. Du wirst nicht tapfer seyn, aber klug; sie werden dich einen Sonderling schelten, aber dich zugleich bewundern und beneiden. Was hättest du zu hoffen in der Fehde der Liebe und der Ehe? Nimm ein Beispiel an mir. Man hat mein gutes Aussehen gepriesen, meinen Jugendglanz beneidet und meine Höflichkeit gegen die Damen gelobt. Dennoch bin ich stets betrogen worden. Welches würde dein Loos seyn? Befrage aufrichtig und ohne Selbsttäuschung deinen Spiegel, und antworte mir. Hoffe auch nicht, wie ich thörichterweise gethan, in der Verbindung mit einer Häßlichen dein Glück zu finden. Deine Mutter hat ihre Ehre rein von jedem Tadel erhalten — Gott weiß, daß sie nicht anders konnte! — aber wenn sie mich nicht zu Tode gepeinigt hat mit ihrer Grillen Uebermuth und der satanischen Zanksucht, welche ihr inwohnte, so war nur daran Schuld, daß sie selber früher als ich die große Reise antreten mußte. Ihr Herz war Galle, die Beweise ihrer Zuneigung selbst waren Pein und Qualen. Sie hat mir einen Sohn geschenkt, wahr ist's; doch erschrack ich, als die Amme mir nicht mein Ebenbild, sondern dasjenige deiner Mutter in die Arme legte. Ich will dich nicht betrüben, mein liebes Kind; du bist hinlänglich weise, um dich nicht über eine Gestalt zu grämen, deren Wahl nicht mir, nicht dir, sondern nur dem Zufall beschieden gewesen ist. Aber gräme dich mit Recht über die hartherzige Gleichgültigkeit deiner Mutter, welche dich von ihrer Brust wegdrängte und aus ihrer Armen verwies. — Während ich, in deinem Anschauen versunken, meinen ungerechten Widerwillen bemeisterte, und die Liebe, die ich dir schuldig war, mit Fleiß hervorrief, schrie die Unnatürliche, die häßlichste aller Mütter: Bringt ihn hinaus den garstigen Bub'n! ich will ihn nicht mehr sehen! — ich habe einen Basilisk geboren!"

Der Unmuth, den Hettore empfand, da er sich jenes bösen Auftritts erinnerte, machte ihm die Zunge stocken. Er gewann nur allmählig aufs Neue die Kraft, seine väterliche Anrede zu Ende zu bringen. Der gekränkte Sohn beweinte indessen die Grausamkeit seiner Mutter, und flüsterte ein Gebet für ihre im Fegfeuer schmachtende Seele, indem seine heißen Thränen auf des Vaters kalte Hände riefelten. — Hettore hatte sich inzwischen so weit erholt, daß er fortfahren konnte:

„Eölestineus strafbare That, die sie niemals bereute, beharrend auf ihrem unnatürlichen Entschluß, dich nicht mehr zu schauen, zerriß das letzte Band, das mich an die Unfeige geknüpft hatte. Deine Geburt, statt unserer thörichten Verbindung Glück zu bringen, trennte unwiderruflich, was der Himmel nicht gesegnet hatte. Sie ist gestorben, deine Mutter, gestorben im Haß gegen dich, den sie einen Hexensohn genannt! Möge ihr dort vergeben werden, was sie hienieden begangen, und möge der Friede meines jenseitigen Lebens nicht durch ihre Gegenwart gestört werden! Du aber, mein Sohn, vergiß niemals mein trauriges Schicksal, und hüte dich vor einem ähnlichen. Sey immer treu und aufrichtig gegen dich selbst, und betrüge dich nicht mit eiteln Trugschlüssen. Ein edles Herz und ein gelehrter Kopf bedürfen der Freiheit, wie ein Vogel der Luft; gieb sie nicht und niemals auf! Sie werden dich bestechen, sie werden dir schmeicheln; sie werden dir sagen, du seyst nicht häßlich, oder dein Herz überwiege alle Mängel der Gestalt, sie werden dir zuflüstern, daß es deinem Verstande angemessen sey, das Vorurtheil deines alten Vaters zu verachten; sie werden dir predigen, das Wohl sey der höchste Schatz, die Familie das höchste Gut, und die Pflicht gebiete dir, deine Reichthümer, deines edeln Stammes Namen einem ehelichen Leibeserben zu hinterlassen. — Glaube nichts von all diesem. Besser ist — ich beschwöre die Ueberzeugung von dem, was ich sage — besser ist, du vermachst dein Vermögen dem Staat, der Kirche, dem ersten Besten, der's verdient, daß du ihn an Sohnesstatt annimmst, besser ist sogar, du wirst deine ganze Habe in's Meer und lässest dein Wappenschild an deiner Gruft zerbrechen,

als daß du die zweifelhafte Hoffnung, einen Sohn zu gewinnen, mit der Ruhe deines Lebens, mit allem Glücke deiner Tage bezahltest. — Hast du mich verstanden, und willst du mich getröstet über deine Zukunft hinübergehen lassen? Gelobe mir denn, zu thun nach meinen Worten und Wünschen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Literatur. Deutsche Zeitschriften.

Als eine wahre Handelsspekulation kann auch das von einem Buchhändler angefangene und, wie es scheint, mit ziemlichem Eifer fortgesetzte Recueil des belles femmes de Paris angesehen werden; nachdem man bereits die Shakespearischen und Lord Byronschen Frauen herausgegeben, mag der Pariser Buchhändler gedacht haben, es sey noch weit besser, die lebenden Frauen herauszugeben, und zwar unter dem Titel der schönsten von Paris. Natürlich ist jede Abonnentin eine schöne Frau und verdient einen Platz in dieser Gallerie; sind erst hundert da, so wird schon ein zweites und drittes Hundert ebenfalls Lust haben, zu den schönen Frauen von Paris gerechnet zu werden. Was ihrem Gesichte etwa an Schönheit mangeln sollte, kann sa ein gewandter Zeichner leicht ersetzen, und somit mag die Gallerie wirklich voll von schönen Pariserinnen werden. Wer wird so rüde seyn, und die Originale aufsuchen, um sie mit den Kopien zu vergleichen? Es sollte mich also gar nicht wundern, wenn die Buchhändlerspekulation gut anschlüge und das Werk zu hundert Heften anwüchse. Zur Beschreibung der Shakespearischen und Lord Byronschen Frauen haben eine Menge von Schriftstellern und Schriftstellerinnen beigetragen; manche haben recht einfältige Aufsätze geliefert, so berühmt sie auch sonst sind. Daher sind die Kupfer auch das Beste an diesen Sammlungen. — Unter die mißlungenen Unternehmungen der letzten Zeit gehört die Herausgabe einer deutschen Zeitung. Dies war die vierte, die man in Paris versucht hat. Zur Herausgabe eines großen Tagblattes gehören bedeutende Kapitalien, und folglich ist eine beträchtliche Anzahl von Abonnenten nöthig, um die Kosten zu decken; wo sollen aber diese Abonnenten sich finden? Doch nicht in Frankreich, wo die Deutschen bald französisch genug lernen, um die französischen Blätter lesen zu können? Auch auf Deutschland dürfen die Unternehmer nicht viel rechnen; denn dort kommt eine in Paris erscheinende Zeitung zu hoch zu stehen, und spricht sie sich scharf und kräftig über Politik aus, so hat schon das Einfahren derselben in Deutschland große Schwierigkeiten. Dies letztere war es jedoch nicht, was die Pariser deutsche Zeitung am Fortkommen hinderte. Sie war ziemlich zahm und ließ manche wichtige Angelegenheiten unberührt, um durch die Erörterung derselben keinen Anstoß zu geben. Aber gleich Anfangs entstanden Zwistigkeiten unter den Mitarbeitern; dann fehlten die Kapitalien, da es mit dem Abonniren sehr langsam ging; und so hat denn dieser vierte mißglückte Versuch einen neuen Beweis von der Unvernunft eines Unternehmens geliefert, welches durch kein wirkliches Bedürfniß hervorgerufen wird. Hoffentlich wird nun sobald Niemand mehr so unklug seyn und sein Geld in eine ähnliche Spekulation stecken. Das Beispiel einer seit vielen Jahren hier mit gutem Erfolge fortbestehenden englischen Zeitung kann nichts beweisen. Denn erstens verdankt dieses Blatt seine Blüthe großentheils den darin eingerückten Intelligenznachrichten. Zweitens wird es durch die darin enthaltenen Artikel aus großen englischen Blättern interessant. Was für ein Interesse thunen aber Auszüge aus deutschen Blättern in politischer Hinsicht den in Paris Wohnenden gewähren? Seit dem Aufblühen der politischen deutschen Zeitung hat A. Traxel versucht, eine deutsche Zeitschrift unter dem Titel: „Forum für das geistige Leben der Völker" in Gang zu bringen. Aber schon nach dem Erscheinen des dritten Heftes sah sich der Herausgeber genöthigt auszuhalten, er müsse aufhören, weil man der Verbreitung der Zeitschrift in Deutschland Schwierigkeiten in den Weg lege. Somit ist auch dieser Versuch gescheitert, und nur die hiesigen Nachdrucker drucken noch deutsch, und müssen wohl andere Wege als die gewöhnlichen kennen, um ihre Waare außer Landes an den Mann zu bringen; denn wie es den Anschein hat, machen sie keine übeln Geschäfte; freilich druckt das Ausland dagegen auch fürchtbar viel Französisches nach. Die biedern außerordentlich beeinträchtigten Pariser Buchhändler berathschlagen, richten Vorstellungen an die Regierung und reichen Bittschriften an die gesetzgebenden Kammern ein; bisher scheint man aber noch kein wirksames Mittel gefunden zu haben, um dem Uebel Einhalt zu thun, es sey denn die gestörfte Aufmerksamkeit auf die Einfuhr aus Belgien, wodurch leider für diejenigen Reisenden, welche mit Nachdrucken nichts zu thun haben, ein unangenehmer Aufenthalt an der Grenze verursacht wird. Auch die Revue du Nord, welche die Revue germanique in sich aufgenommen hatte, und das Publikum mit nordischen, besonders deutschen Zuständen und neuen Erscheinungen in der Literatur und Kunstwelt bekannt machen wollte, hat aus Mangel an Theilnahme aufhören müssen, so daß es also scheint, als ob Frankreich kein besonderes Bedürfniß fühlte, sich mit demjenigen, was im nördlichen Europa vorgeht, genauer bekannt zu machen. Andererseits wird aber doch viel aus dem Deutschen übersetzt; so ist kürzlich eine bedeutende Sammlung geschichtlicher Werke, besonders aus der Heeren- und Ukertschen Reihe unternommen worden, nur nicht mit besondern Geschicke; außerdem kommt auch in den Tagesblättern und Zeitschriften viel aus dem Deutschen Entlehntes vor, und auch deutsche Bücher scheinen jetzt in ziemlicher Anzahl nach Frankreich zu wandern. — In der letzten Zeit haben mehrere öffentliche Sitzungen von Pariser Vereinen statt gefunden, unter andern die der Gesellschaft für christliche Moral. Diese scheint jetzt eine praktischere Richtung zu nehmen. Die Abschaffung der Todesstrafe und der öffentlichen Hinrichtungen, so wie der Sklaverei, wird von ihr noch immer sehr thätig betrieben, dann auch die Verbesserung der Gefängnisse und des Zustandes der Gefangenen. Besonders aber hat das comité des orphelins sich sehr thätig bewiesen, und diesem hat sich ein Damencomite beigesellt, welches sich der verlassenen Mädchen annimmt und mit dem Männercomité an Wohlthätigkeit zu wetteifern scheint. Eine bedeutende Anzahl von Mädchen und Knaben haben durch den Beistand des Vereins Unterhalt und Unterricht bekommen, und sind in Stand gesetzt worden, durch ein Handwerk ihr Auskommen zu finden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 160.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 5. Juli 1839.

— Fool you were the women to forswear,
Or, keeping what is sworn, you will prove fool.
Shakespeare.

Napoleone Zebrù.

Von E. Spindler.

(Fortsetzung.)

Der Tod hat eine geheimnißvolle Kraft, den Zurückbleibenden Gelübde abzunöthigen, wenn auch nicht die Ueberzeugung des Gelobenden für das Versprechen stimmt. Der junge Graf Zebrù war jedoch in Allem einverstanden mit dem Begehren seines Vaters, und beschwor es ohne Zögerung. In derselben Nacht starb Hettore; eine Woche darauf brachte der tiefbetrübte Sohn die Leiche in das Erbbegräbniß der Finasco, und dreißig Tage nachher erschien er zu Florenz, um seine Studien daselbst zu vollenden.

Der Lehrer, dem er besonders empfohlen gewesen, war eben jener Doktor von Bologna, den die plötzliche Krankheit verhindert hatte, der kampflustigen Faustina zu opponiren. Dessen Schüler, Akakios, obgleich in voller Kraft des Körpers und des Geistes, daneben der schönste Jüngling auf der Florentiner Hochschule, war, wie schon gesagt wurde, nicht zu bewegen gewesen, den Kranken zu vertreten. — Erst in der Nacht vor dem festgesetzten Tage war Zebrù von freien Stücken und im engsten Vertrauen gegen den Doktor mit dem Anerbieten herausgerückt, einen Versuch auf demjenigen Felde zu machen, das sein Vater in des Sohnes Kopf und Herzen so fleißig angebaut hatte. — Der Doktor hatte freudig Alles angenommen und das Erscheinen seines Kämpen bei den übrigen Lehrern der Schule vorbereitet. — Welch eine Freude für den alten Weiberfeind, als Zebrù ihm den Lorbeerkranz brachte! Der Sieg war Balsam und machte den Kranken genesen. — Für den jungen Grafen hingegen lauerte der Tod in dem Siege. Kaum ein paar Tage nach jener glänzenden Disputation wurde Zebrù, da er zur Nachtzeit vom Doktor nach Hause ging, auf der Straße von einem verlarvten Menschen angefallen und mit einem Dolchstoße in den Arm verwundet. Der Mörder hatte den Stoß in's Herz führen wollen, war jedoch, Dank seiner Ungeschicklichkeit oder einer zufälligen Wendung des Angegriffenen, an den unrechten Fleck gerathen. — Mit dem Rufe: „Stirb, du blasses Ungeheuer!" hatte der Mörder sein Opfer angegriffen; mit dem Alles erklärenden Feldgeschrei: „Es lebe Faustina!" verließ er den hintaumelnden Zebrù und entsprang den herbeikommenden Bürgern.

Die Folgen des Schreckens mehr als die Wunde, die von geringer Bedeutung schien, fesselten den jungen Grafen während mehrerer Tage an das Bett. Der Meister von Bologna leistete ihm dann und wann Gesellschaft. Hin und wieder erschien auch der Grieche Akakios, und

versuchte mit auffallender Schüchternheit, dem Kranken angenehm zu werden. Die eigentliche Wartung und Pflege erhielt jedoch Napoleone von einem jungen Florentiner, Dazio geheißen, der ſich ihm von Anbeginn mit der aufrichtigſten Freundſchaft, wie es einem Cavalier zuſteht, genähert hatte. — Dazio, ein Edelmann von vielen Anlagen, wich ſo zu ſagen nicht von Zebrüs Bette, reichte ihm die Arzneien, deren er bedurfte, verband ſeine Wunde und erheiterte den Niedergeſchlagenen mit fröhlichen Erzählungen und kleinen Geſchenken, die er täglich brachte, als von einer Dame herrührend, die nicht genannt ſeyn wolle.

Es war freilich unter den Vornehmern in Florenz Sitte geworden, faſt täglich entweder in eigener Perſon nach Zebrüs Befinden zu fragen, oder einen Diener mit Grüßen zu ihm zu ſchicken; denn Alle wollten ſich rein machen von dem Makel, den der an Napoleone verſuchte Meuchelmord gleichſam der ganzen Stadt angehängt hatte. Doch hatte noch Niemand gewagt, dem Grafen ein Geſchenk anzubieten, da man von ſeinem ungeheuren Reichthum vernommen, und da er beinahe ganz unbekannt in Florenz war. Nur die geheimnißvolle Dame ließ ſich nicht abhalten, täglich mit irgend einer zierlichen Gabe, von Dazio überreicht, aufzutreten. — Die Neugier des Beſchenkten war an ſich nicht groß; er betrachtete die kleinen Herrlichkeiten mit der Freundlichkeit eines Kindes, und ſtellte ſie dann gleichgültig auf die Seite. Als jedoch einmal Dazio mit einem in einer koſtbaren Vaſe liegenden Lorbeerkranz erſchien, beugelehen auf Zebrüs Haupt drückte und ihm ſagte: „Wenn du wüßteſt, wer der Engel iſt, der ein ſolches Geſchenk dir zugedacht hat!“ da erwiderte Napoleone, ſich im Spiegel beſehend: „Ich möchte wohl als berühmter Philoſoph oder Dichter mit dem Lorbeer um die Schläfe gemalt werden. Der Engel aber, der mir dieſen unverdienten Schmuck, ſo wie die übrigen Geſchenke überſchickt hat, iſt Niemand anders als du, theurer Dazio. Ich bin verſtändig genug, um einzuſehen, daß ich, weit entfernt, bei irgend einer Dame etwas zu gelten, vielmehr Allen als ein unverſöhnlicher Feind und Beleidiger erſcheinen muß, und dieſe Stellung iſt auch diejenige, ſo ich begehre. Ich verachte dies Geſchlecht und glaube vom Vater her das Recht dazu zu haben. Geſtehe, Dazio, daß du ſelbſt der Geber aller jener Dinge biſt, und daß dein Mädchen erſonnen geweſen, um meine Einbildungskraft zu beſchäftigen, damit meine Wunde weniger ſchmerze.“

Dazio ſchüttelte aber den Kopf zu dieſer Vermuthung und nannte, ſeine Aufrichtigkeit zu beweiſen, die Dame. „Fauſtina Salverte iſt's, die dich beſchenkt hat. Es muß ihr, die ein edles Herz beſitzt, daran liegen, dir zu beweiſen, wie hoch ſie deinen Verſtand ehrt, der den übrigen weit überwiegt, und wie tief ſie ein Verbrechen verabſcheut, welches, den Namen Fauſtina's frech mißbrauchend, an dir ſich verſuchen wollte. — Noch mehr: ſie läßt dir zur Geneſung Segen wünſchen und verlangt, dich näher kennen zu lernen. Ihr Vater ladet dich ein, ſein Landhaus zu beſuchen und, als wäreſt du ein alter Freund, zu kommen und zu bleiben, ſo oft, ſo lang du willſt.“

(Fortſetzung folgt.)

Ein paar Steine zu Jean Pauls Monument.

(Fortſetzung.)

Die Nichtleſer und darum Nichtverehrer Jean Pauls wollen ihm, nachdem ſie vielleicht einen der ſechzig Bände ſeiner Schriften durchblättert, den Vorwurf machen, daß er die beiſpielloſe Vielſeitigkeit ſeiner Kenntniſſe, die ſelbſt ihnen nicht entgeht, dem Excerpiren verdanke. Iſt denn aber das Wiſſen ein Schmuck, mit dem die Natur den Menſchen bei der Geburt ſchon ausgeſtattet? Wir müſſen viele Steinchen dazu mit Emſigkeit zuſammentragen: wer die meiſten, gleichviel auf welchem Wege, fand und ſie gediegen und mit Geſchmack in's Gold der eigenen Ideen zu faſſen verſtand, der möge damit prangen. Auch macht ja Jean Paul aus der Art, wie er ſeine Früchte zieht und als Lagerobſt verwahrt oder zu Wein keltert, kein Geheimniß; in ſeiner Taſchenbibliothek ertheilt er vielmehr praktiſche Rathſchläge, wie man das Danaidenſieb des Gedächtniſſes verdichten könne, damit nichts von dem koſtbaren Honig, den man mit Bienenfleiß auf literariſchem Blumenflor geſammelt, beim Tragen durch die Zeit und alle Reibungen und Anſtöße auf der ſo unebenen Lebensbahn verloren gehe. — Sein Excerpiren iſt ein Verkleben des Siebes mit dem Wachſe, das er beim Bereiten des Nektars mitgewinnt, und hilft den Honig bewahren.

Damit man aber an meinem Bilde nicht rüge, es ſey im chineſiſchen Geſchmack gemalt — und ſelbſt die Chineſen fangen an, den Schatten an ihren Gemälden zu vermiſſen — will ich einen Vorwurf nennen, der mir gegründeter ſcheint. Ich meine die gefährlichen Sprünge, die er in muthwilliger Deſpotenlaune nicht ſelten den Leſer machen läßt: aus Himmel in Hölle, vom zarteſten Empfinden zum roheſten Sinn, vom Erhabenſten zum Niedrigſten, vom Zerfließen zum Verhärten. Wie wenn man aus dem ſtillen Friedhof, vom Grabe eines theuren Verſtorbenen plötzlich in's Gewühl eines Jahrmarkts tritt, oder das melodiſche, herzauflöſende Weinen der Harmonika von den Mißtönen eines Leierkaſtens verſchlungen wird, ſo, ohne vorbereitende Uebergänge, gibt er

zuweilen unſere Seele den entgegenſtehendſten Empfindungen hin; wir ſollen haſſen, wenn wir eben ganz Liebe ſind, lachen, wenn unſere Augen noch in Thränen des aufgeregteſten Mitgefühls ſchwimmen. Das Leben ſtellt uns zwar auch dieſe Aufgabe, und nicht im Traume allein ſetzt Momus ſeine Schellenkappe auf das finſtere Bahrtuch; der Dichter aber ſollte hierin weniger dem rückſichtsloſen Schickſal, als der milden Natur gleichen, er ſollte, wie ſie, durch die ſanftverſchmelzende Dämmerung den Tag mit der Nacht vermählen; unſer Gemüth zieht ſich, wie der Schnerve, bei jähem Wechſel erſchreckt zuſammen, und ſeine zarteſten Saiten werden verſtimmt. — Auch iſt es mir bisweilen ſtörend geweſen, daß er ſeine Perſönlichkeit, der wir ſo freudig in rein humoriſtiſchen oder philoſophiſchen Werken, wie z. B. in ſeiner Selina begegnen, auch in den romantiſchen Titan und Hesperus, zwiſchen die Phantaſieweſen, die darin leben und handeln, ſchiebt und ſich, nicht ohne Autoreitelkeit, als Schickſalsgott, als Deus ex machina zeigt. Ich will den Romandichter, in letzterem Genre, wie den Bühnendichter, ja wie das Fatum ſelbſt, unſichtbar; er ſoll — um ein Jean Paul'ſches Gleichniß gegen ihn ſelbſt anzuwenden — der goldnen Saite gleichen, die verſchwindet, wenn ſie zu tönen anfängt.

Doch wie klein ſind die Flecken dieſer Sonne! — Spurlos faſt verlieren ſie ſich in dieſem Meere voll Glanz. Seine Werke ſind eine Bildergalerie von Kabinetſtücken der Meiſter aller Schulen: Raphael gleich malt er Madonnen, wie Correggio heilige Nächte, ein zweiter Carlo Dolce weiß er das Göttlichmenſchliche und das Menſchlichgöttliche zu verſchmelzen, Albano zeichnete keine ſchöneren Kinder, Seybold keine ſprechenderen Greiſenköpfe, van Huyſum keine lebenathmenderen Blumen-, und Mignon keine naturgetreueren Feucht- und Dornenſtücke; Rembrandt verſtand ſich nicht beſſer auf Lichteffekte, als er, eines Mieris Genrebilder treten verdunkelt vor den ſeinigen zurück, und Gerard Dow ſtellte ſein eigenes Bild nicht mit liebenswürdigerer Jovialität vor uns hin, als Jean Paul. In der großen Galerie ſeiner Porträts iſt jedes mit ſo pſychologiſcher Originalität und dabei ſo ſprechend und anſprechend gezeichnet, daß ſeine Menſchen uns zu Freunden, zu Gefährten auf der Lebensbahn werden, daß ſie uns in ihre imaginaire Welt und wir ſie in unſere wirkliche ziehen, daß wir fortan mit ihnen lieben, mit ihnen leben. In Naturgemälden duldet Jean Paul keinen Claude Lorrain, keinen Ruysdal neben ſich; hier iſt er unübertrefflich, ja unerreichbar: er nimmt dazu nicht Farben, ſein Pinſel taucht in Morgenroth und Sonnenglanz, in Roſenſchmelz und Waldesnacht, in Himmelsblau und Firnenſchnee. Durch ſeine ganze Hingebung an die Natur erwarb er ſich die Gunſt, den Schleier vom Haupte der Iſis zu heben, und ſchwelgend im Genuſſe läßt er uns ſeine Wonne theilen, läßt auch uns das Götteranthlitz voll Liebe, Majeſtät und Weisheit ſchauen; er legt uns an die Bruſt der Allernährerin und flüſtert: liebt, betet an, ſeyd ſelig! Und wir fühlen es, wie nun ein höherer Sinn für ihre Schönheit in uns erſchloſſen iſt, daß wir ſie früher nur bewunderten, jetzt aber lieben, anbeten, in ihr ſelig ſind. — Ihn ihrem Altardienſte weihend, legte die hohe Göttin ſtatt der Prieſterbinde den Immortellenkranz ihm um die Stirn, der ſeinem Geiſte ew'ge Jugend gab; die Duftwellen ihrer Frühlinge beruhrten mit Zauberkuſſen ſeine Phantaſie; ihre Sommer zogen, ihre Herbſte reiften Heſperidenäpfel für ihn, und ihre Winter durften ihm nur Schnee in die Locken ſtreuen, nicht das liebewarme Herz damit verſchütten und ſein Wogen hemmen. — Man höre ſein Lied auf Gott und Unſterblichkeit: Selina, das dieſer Schwan kurz vor ſeinem Emporflug angeſtimmt, doch nicht vollenden konnte, und das ſich an das Kampanerthal, dieſes Jugendwerk von gleicher Tendenz, anſchließt. Wer erräth es, daß dreißig Jahre zwiſchen dem Erblühen dieſer beiden Kinder eines höhern Frühlings liegen? — Im wärmſten Aether des Gefühls verathmet duftend dieſe Spätroſe Selina, die in ſeines Winters Tagen — ſo kurz vor ſeiner längſten Nacht — den Kelch geöffnet.

(Schluß folgt.)

Aus der Sittengeſchichte der Deutſchen.

Privatleben der Fürſten.

Bevor die durch den dreißigjährigen Krieg herbeigeführten Aenderungen im Staatsweſen eine ſo tiefe Kluft zwiſchen Fürſten und Volk befeſtigt hatten, kam es oft vor, daß nicht nur Fürſten perſönlich ihren Unterthanen zu Gevatter ſtanden, ſondern auch Unterthanen zu Pathen ihrer Kinder wählten. Seitdem iſt das Verhältniß ein einſeitiges geworden, und wenn die Fürſten geruhen, irgendwo Pathen eines Kindes zu ſeyn, ſo werden ſie nach der Qualität des Hauſes durch den Adjutanten oder den Kammerdiener, die Hofdame oder die Kammerfrau vertreten. — Auf der Gothaer Bibliothek iſt eine Sammlung handſchriftlicher Nachrichten vom Kurfürſten Johann dem Beſtändigen, woraus erhellt, daß dieſer Herr öfters Schöffer, Amtleute und Landprediger zu Pathen ſeiner Kinder wählte. — Als dem Arzt Paul Luther, einem Sohn des großen Martins, 1569 ein Sohn geboren wurde, ſo vertrat Kurfürſt Joachim II. nebſt ſeiner Tochter Magdalena Elisabeth die Pathenſtelle in der Domkirche zu Berlin. — Kurfürſt Auguſt von Sachſen nahm 1569 den Superintendenten Greyſer zum Pathen ſeines Prinzen, und er nennt ihn in ſeinen ſpätern Briefen: „Lieber Herr Gevatter.“ — Landgraf Philipp von Heſſen nahm zu Pathen ſeiner Kinder nicht nur gewöhnliche Edelleute und den Kanzler Johann Feig, ſondern auch den Magiſter Adam von Fulda. — Herzog Heinrich von Sachſen ſchreibt 1576 an

den protestantischen Abt Hilarius zu Ebemnitz: „Weil Wir dann zu Euch sonderliche Neigung tragen, begehren gnädig bittende, Ihr wollet auf Sonnabent nach Assumt. Mariae schierstens gegen Abend zu Freybergk bei uns einkommen und Sonntags darnach Unsern Sohn nach christlicher Ordnung zum Sakrament der heiligen Taufe bringen helfen, alsdann des Kindes Pathe, auch Unser und Unser lieben Gemahl lieber Gevatter seyn, wie wir Uns denn unabschleiglich zu Euch versehen." Als Pathengeld band der Abt einen Dukaten ein.

— Fürst Georg von Anhalt kopulirte im J. 1548 in seiner Eigenschaft als primus episcopus in eigener Person den Herzog August von Sachsen mit der dänischen Prinzessin Anna, und hielt auch die Trauungspredigt.

— 1655 war in Freiberg Einsegnung eines Superintendenten, wozu der Rath die kurfürstlichen Herrschaften aufs Rathhaus zum Prandium einlud. Es erschienen auch der Kurfürst Johann Georg, seine Gemahlin, der Kurprinz ꝛc. „Ist ziemlich herumgetrunken worden; da dann allerhand gnädige und freundliche Discourse geführt, der Herr Kurprinz auch von seinem Sitz aufgestanden und sich unten an der Tafel zu den Herrn Geistlichen gemacht, allerhand gnädige und lobwürdige Reden von der Religion movirt, Gesundheiten angefangen und herumgetrunken, und sich ziemlichen berauscht." Um acht Uhr Abends saß er noch und mußte vom Stadtschreiber nach Hause geführt werden.

— Noch Johann Georg, Kurfürst von Sachsen, † 1686, schickte gewöhnlich seinem Hofprediger Georg Meller Neujahrswünsche in den verbindlichsten Ausdrücken: „Hochwürdiger, hochgelehrter, lieber, wünsche von Gott, dem Allerhöchsten, zu diesem angehenden und mit göttlicher Gnaden morgen anfangenden Neuen Jar von der allerhöchsten Dreifaltigkeit Gnade, Segen und Heyl, damit er mit Freudigkeit nicht allein wie bisher, sondern noch viel und lange Jare sein Ambt durch die Hülfe Gottes führen möge."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Schluß.)

Musik. Theater. Champs élysées.

Von den lezten Conzerten bleibt mir nur noch das des Herrn Rosenhain aus Frankfurt zu erwähnen. Rosenhain ist ein echter Künstler; er will etwas Tüchtiges leisten, und da er gesehen, wie schwierig es in Deutschland ist, für die Oper zu arbeiten, und wie gering das darauf verwendete Talent belohnt wird, hat er sich nach Frankreich gewendet, mit dem Vorsatz, sich hier als Opernkomponist auszuzeichnen; denn sein großes Claviervirtuosentalent ist ihm nur Nebensache. Indessen ist auch hier die Sache nicht sehr leicht, obgleich jezt drei Bühnen, nämlich die große Oper, die komische und die des Théâtre de la Renaissance dem Komponisten zu Diensten stehen. Die große Oper kann nur zwei oder drei Stücke im Jahr geben, und da dies immer mit großen Kosten verbunden ist, so pflegt sie auch nur Stücke von bereits sehr bekannten und beliebten Tonkünstlern anzunehmen, von denen sie so ziemlich sicher ist, daß sie nicht durchfallen werden. Die komische Oper ist zugänglicher, hier ist aber auch die Konkurrenz größer, und steht einmal eine Operette in der Gunst des Publikums, so wird sie 50 bis 100mal nacheinander gegeben, wie dies eben jezt mit Scribes und Auberts Domino noir der Fall ist, welcher bereits die hundertste Aufführung überschritten hat, und noch immer mit Vergnügen gesehen und gehört wird. Was nun endlich das Théâtre de la Renaissance betrift, welches zugleich Schauspiele und Operetten gibt, so machen lezztere doch nur einen Theil der Darstellungen aus, und auch hier ist die Konkurrenz der jungen Dichter und Tonkünstler sehr groß. Im vorigen Jahre gab Rosenhain ein Konzert, in welchem er mehrere sehr schwere Stücke von seiner Komposition auf dem Fortepiano mit Beifall vortrug. Seitdem hat er sich mit dem französischen Geschmacke vertraut gemacht, und diesmal fand den seine sogenannten Etudes auch weit mehr Beifall. — Die Theater bleiben der Sommerhize ungeachtet in sehr großer Thätigkeit, wozu sie durch die Anwesenheit so vieler Fremden in Paris, welche die Anstellung der Gewerbeprodukte herbeigezogen hat, aufgemuntert werden. Deßhalb hat auch das Théâtre français der Dmlle. Mars und der Dmlle. Rachel den Urlaub abgekauft, und die Fremden haben das Vergnügen, das Théâtre français, welches in dieser Jahreszeit einiger seiner Hauptschauspieler beraubt zu seyn pflegt, vollständig zu genießen, und die erste Tragiterin wie die erste Komiterin zuweilen an einem Abende spielen zu sehen. An der großen Oper ruht die ganze Last auf Duprez; denn Mario, von dem man so viel Rühmens gemacht, hat der öffentlichen Erwartung bisher nicht entsprochen und durch sein Spiel, wie durch seinen Gesang bewiesen, daß er noch viel zu lernen hat. Ich weiß nicht, ob er nicht besser gethan hätte, ein Gentilhuomo zu bleiben. Das Theaterarbeitsame ambigu comique hat mit großer Pracht und Geschicklichkeit den bekannten Schiffbruch der Medusa auf die Bühne gebracht; in dieser Hinsicht leisten die Pariser Theater zuweilen Wunder, da sie Mechaniker, Mahler und andere geschickte Leute zur Hand haben, so viel sie nur wollen. Alsbald hat auch das Théâtre de la Renaissance einen Schiffbruch der Medusa gebracht, und das Publikum hat nun die Wahl zwischen den beiden Schiffbrüchen, welche beide als szenische Darstellungen vortrefflich sind. Was die Dichtung betrift, so ist der bekannte geschichtliche Bericht doch viel interessanter. — Obschon die Konzertsaison in der St. Honoresstraße eingegangen ist, so haben sich doch bald Unternehmer eingefunden, welche an andern Orten dergleichen Abendkonzerte geben. Erstlich soll das anfangs mit Paganinis Namen prangende, jezt aber desselben entblößte Casino wieder eröffnet werden, und zweitens werden in den Champs élysées unter einer hölzbar verzierten Halle Abendkonzerte veranstaltet. In den Champs élysées geht es überhaupt diesen Sommer sehr geräuschvoll zu, und wer sich hier vom Pariser Getümmel erholen wollte, würde sich getäuscht finden. Denn erstlich stehen hier die Gebäude für die Ausstellung der Gewerbsprodukte, was eine Menge von Arbeitern, Bänkelsängern, Taschenspielern und dergleichen herbeigezogen hat, ferner gibt am Abend eine Bereitergesellschaft Darstellungen in einem Cirens; hiezu kommt nun die abendliche Ordnerstunft; auch ist in den Champs élysées neulich ein großes Panorama eröffnet worden, da die in Paris befindlichen fast alle eingegangen sind, weil es hier an Raum zu dergleichen Anstalten gebricht. Wohin sich nun der Pariser wendet, hört er Geräusch und Getümmel. Er ist aber daran gewöhnt, und dem echten Pariser kommt die Stille höchst langweilig vor. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 161.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 6. Juli 1839.

Und fliegt der Vogel noch so hoch,
Er muß zurück zum Neste doch.
Fried. Haug.

Heimwege.

Voll junger Kraft schwebt sonnenwärts der Aar,
Tief unten dämmert, murmelt dumpf die Erde;
Hier oben ist es still und frei und klar,
Fern liegt der Erde Kleinheit und Beschwerde.

Und dieses Sehnen nun in seiner Brust,
Und dieses Kraftgefühl der regen Schwingen!
Wie heimathlich empfindet er mit Lust
Dies Element sein Wesen ganz durchdringen!

Nie war er ja auf Erden ganz zu Haus,
Auf ferne Heimath deutete sein Ahnen;
Und aus dem fremden Lande zieht er aus,
Den nie betretnen Heimweg sich zu bahnen.

Doch da er so in stolzen Träumen fliegt,
Fühlt er allmählig seine Kraft ermatten.
Ist's Erdenstaub, der auf den Flügeln liegt,
Und trübt das scharfe Auge Erdenschatten?

Wie mächtig, Erde, ziehst du ihn zurück!
Des Lichtes Sehnsucht wird zum Wunsch der Ruhe;
Und nur die Erde bietet dieses Glück,
Damit doch ein's als Heimath kund sie thue.

Und dieses eine, diese Ruhe, grüßt
So süß den wieder erdenwärts Gewandten,
Daß er nun erst recht wieder heimisch ist,
Wie rückgekehrt aus fremden Zauberlanden.

Doch in dem Herzen bleibt ihr lichtes Bild
Und gibt den Schwingen Kraft, an heil'gen Tagen,
Wo alles Erdenglück die Brust nicht füllt,
Den Sehnenden zum alten Flug zu tragen.

Lor. Diefenbach.

Ein paar Steine zu Jean Pauls Monument.

(Schluß.)

Jenen wichtigsten und heiligsten Interessen der Menschheit, den beiden größten Gedanken: Gott und Unsterblichkeit, welche die Seele nur beginnen, nie enden kann, die an unserm innern Himmel aufgehen wie die Mondsichel am äußern, bald verdeckt vom Schatten der Erde — ihnen hat er in jeder Zeit seines Lebens die edelsten Kräfte seines Riesengeistes geweiht, und seine Forschungen auf diesem übersinnlichen Gebiete führen uns

nicht, wie die der meisten Philosophen, durch unabsehliches Dunkel grabesälter Katakomben, in Sümpfe, deren Irrlichter uns für das ersehnte Licht der Wahrheit geboten werden. — Jean Paul bahnt uns im heitern Licht des Tages den Weg in's Alpenreich der Ueberzeugung, mit dem festen Stabe, den Natur ihm bietet. Und können wir ihm auch nur mit dem Aufwand unserer ganzen Kraft über die Felsenklüfte und Gemsenpfade folgen, so bleibt das sonniwarme Leben uns doch stets zur Seite, wir dürfen muthig vorwärts, frei um uns, heiter rückwärts schauen, und stehen, eh' wir's hoffen, auf dem Gipfel, wo der Tempel des beseligendsten Glaubens auf der Vernunft krystallnen Säulen ruht.

Doch das Unternehmen, ein paar Worte über Jean Paul und seine Werke zu sagen, wächst mir, wie das Christuskind dem Christophorus, unter den Händen, und ich fühle jetzt, wie schwer es ist, über einen so reichen Blumengarten mit leichtem Schmetterlingsfluge, kaum nippend, hinwegzufliegen, ohne sich, wie die Biene, in die Kelche der Rosen und Lilien zu versenken. Nur ein Jean Paul selbst vermag ganze Wolken voll Blüthenduft zu Tropfen Eau de mille fleurs zu verdichten. Nur ihm gelingt es, mit ein paar Worten Alles umfassend und erschöpfend auszudrücken, was Liebe und Bewunderung ihm eingeben; so z. B. wenn er von Schiller und Goethe, seinen Zeit- und Ruhmesgenossen sagt: „Die vollendetste Prunk- und Glanzprosa schreibt Schiller; was die Pracht der Reflexion in Bildern, Fülle und Gegensätzen geben kann, gibt er, ja oft spielt er auf den poetischen Saiten mit einer so reichen, zu Juwelen versteinten Hand, daß der schwere Glanz, wenn nicht das Spielen, doch das Hören stört. — In Goethes Prosa bildet die feste Form den Memnonston. Ein plastisches Runden und zeichnerisches Abschneiden, das sogar den körperlichen Künstler verräth, machen seine Werke zum festen, stillen Bild- und Abgußsaal." Wie wenig genüg' ich mir selbst, wenn ich von Jean Paul sagen will: er ist ein Uralgebirge, voll der edelsten und seltensten Metalle und Steine, von so unerschöpflicher Ergiebigkeit, daß man die Bijouterieläden deutscher Belletristen auf Jahrhunderte hinaus damit versehen könnte. Und über diesen Schätzen der Tiefe prangt die reichste Flora asiatischer Blumenpracht, von der Purpurlippe des östlichen Himmels schon wach geküßt, wenn über uns noch graue Dämmerung ihren Fittich streckt.

Geistreiche Männer haben die Monumentomanie unserer Zeit vielfach schon und genügender gerügt, als ich es vermöchte; die Menge der Denkmäler raubt ihnen, wie den Orden, die es nach den Gewittern der Schlachten regnet, den Werth und verdächtigt unsere Generation, sich dem Scepter der Mode, selbst bei der Wahl dieses Gewandes, in welchem ihre Dankbarkeit der Nachwelt erscheinen will, unterworfen zu haben. Auch Jean Pauls Wiege, das kleine Wunsiedel, will die erzbanthare Jetztwelt vererzen und den Lichtstrahl, der aus seiner Glorie auf jene herabfällt, in einen Obelisk als Memnonsklang bannen. Dem deutschen Ohre darf er nicht erst den Sphärenlaut des Namens tönen, der in Deutschland nie wieder verhallt; den stolzen Nachkarn aber, den Söhnen Albions und Galliens, mit deren Sprache seine jungfräuliche Muse — die er mit diamantnem Reif, gleichwie die Krone Englands ihre Könige, in unsers Reiches Grenzen bannt — sich nicht vermählen lassen will, ihnen möge Marmor oder Erz verkünden: Hier ward ein Genius geboren, dem Größten eurer Großen gleich, der euch nur erst erscheint, wenn ihr mit deutschem Sprachlaut ihn ruft, deß Kunstgebilde in des Vaterlandes Boden wurzeln, unübertragbar wie Egyptens Pyramiden, die von den Kunstcorsaren nach der Seine und der Themse Strand nicht zu entführen sind.

So gründe denn der Stolz der Deutschen sich dies Monument. Daß Frauenhand zu ihm ein Steinchen bringt, wird man der Denkschen wohl erlauben; verschmähte doch der große Mann, dem es geweiht, die kleinste Blume nicht, die wir verehrungsvoll ihm dargereicht. Moguntias Frauen trugen einst den edlen Sänger, der sie hochgestellt, zur Gruft: so sey der Tochter eines spätern Jahrhunderts auch vergönnt, den höhern Frau'nlob unserer Zeit, der mehr für uns gethan als uns besungen, des wärmsten Dankgefühls Tribut zu zollen.

Pauline Klein.

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Zebrù, der mit Staunen zugehört hatte, runzelte die Stirne, zog den Lorbeerkranz herunter und weigerte sich, der Einladung zu folgen. Er berief sich auf seine Unbeholfenheit im Kreise von Weibern und auf die Falschheit derselben; Faustina grolle ihm und wolle ihn ohne Zweifel vor ihrem Hofstaat lächerlich machen. Seine Grundsätze erlaubten ihm ein für allemal nicht, anzunehmen, was ihm mit treuloser Hand geboten werde. — Da seufzte Dazio tief, versicherte den Freund, daß eine reinere Seele als Faustina's nicht auf Erden lebe; dagegen sey eine Feindseligkeit wie Zebrùs ein wahres Laster und ein Vergehen an der Menschheit. Dabei, fügte er hinzu, wolle er gestehen, daß er um seiner selbst willen

den Freund bitten müsse, den Besuch bei Salverte nicht zu unterlassen. Er sey ein weitläufiger Verwandter jenes Hauses und als solcher in dieser Sache mit Faustina's Vertrauen beehrt worden. Faustina würde aber nicht glauben wollen, daß er seinen Auftrag redlich ausgerichtet, wenn Napoleone ausbliebe. Endlich wolle er bekennen, daß er selber bis zum Sterben in Faustina verliebt sey, was ihn sehr bekümmere, theils weil er bereits mit einem andern Mädchen verlobt worden, theils weil Faustina keine Neigung zu ihm zeige. Indessen könne er nicht über sich gewinnen, von ihr zu bleiben, und flehe den Freund an, ihn zu der Gefährlichen zu begleiten und mit Fleiß alle Schwächen und Fehler oder Untugenden der Schönen auszukundschaften und sie dem Verblendeten ohne Schonung aufzudecken. Nur dieses harte Mittel, nur eine Predigt aus Zebrüs Munde, ein Verdammungsurtheil des unbestechlichsten, strengsten Weiberrichters, werde ihn heilen.

Die Schmeichelei, die seiner Autorität dargebracht wurde, machte den Grafen geneigt, Dazios Wunsche zu willfahren. Insgeheim war er des Vorwandes froh, denn Faustina's Botschaft hatte gar seltsam sein Herz erregt. „Was hältst du davon, Akakios?" fragte er den Griechen, der eben eingetreten war. „Faustina ladet mich ein. Sie ist begierig, das Thier des Waldes, von dem ihre Beredsamkeit in Fetzen zerrissen worden ist, in der Nähe zu besehen. Ich will ihr die Freude machen. Was meinst du?" — „Ich meine, daß du klug und recht daran thust," versetzte Akakios gar sanft und freundlich. „Wenn du erlauben wolltest, möchte ich wohl dich hinbegleiten, da jenes Fräulein auch für mich ein Studium ist und deine scharfen Bemerkungen beitragen werden, mir das schillernde Räthsel einer nicht alltäglichen Frauenseele aufzulösen."

Obschon Dazio dem schönen Constantin nicht allzu gewogen war, hatte er doch nichts dawider, als Zebrü demselben vergönnte, ihn gleichsam als Knappe zu begleiten. — Der schüchterne Graf hätte gern eine ganze Feldschaar von Genossen bei dem waglichen Besuche um sich gehabt. Er traute sich, Faustina gegenüber, um so weniger zu, als in seiner tiefsten Seele ein Geheimniß lag, das er liebte und dem er doch zürnte; ein Geheimniß, so leicht zu errathen, denn es schimmert durch die Wangen, glüht auf in den Augen, macht die Hände zittern und die Stimme beben. Faustina sollte es am allerwenigsten ergründen, dieses Etwas, dessen sich der Graf schämte; und dennoch — so fürchtete er — möchte sie gerade die erste seyn, welche den Fund machte.

Nach diesen Vorbemerkungen ist nur einfach zu melden, daß Zebrü in der That seinen Besuch in Salverte's Landhaus abstattete, von Faustina, die, wie ein Pfau die Sonnen seines Federschmucks, so ihre Liebenswürdigkeit entfaltete, mit der größten Auszeichnung und Theilnahme empfangen wurde, und daß es ihm ging, wie gewöhnlich dem Sterblichen, der mit dem Fuße von sich stieß, was er nicht kannte, und was er später, bereuend und sehnsuchtsvoll, theuer erkaufen muß. — Er kam wieder, und kam oft, und kam dann alle Tage. Und alltäglich zeigte sich Faustina von einer neuen schönern Seite. Sobald der wohlklingende Name Napoleone Finasco-Zebrü in den Saal gerufen wurde, schwand von ihrer Stirne der Ernst, das Sinnen aus ihren Augen, die weiche Trägheit der Träumerei aus ihren Gliedern. „Napoleone!" wiederholte sie öfters leise, von dem schönen, männlichen Namen bestochen, und eilte, wie von Schwingen getragen, ihrem Gaste entgegen, um das Zauberspiel wieder anzuheben, wo sie es am vorigen Tage gelassen.

Ach! ein jeder ihrer Blicke war ein brennender Speer in Napoleone's Herz, jedes ihrer seidenen Haare eine Schlinge, worein sich seine Freiheit verstrickte. Die väterlichen Lehren verlöschte Faustina's Athem so gelinde, der Mund des todten Hettore war so stumm, und so lebendig der Mund Faustinas. Hettores Sohn hatte bald nicht mehr Lust, noch Muße, seinem Dazio den Weiberspiegel vorzuhalten. Er sprach nicht mehr mit seinen beiden Begleitern von der zauberischen Donna; die Begleiter selbst wurden ihm zur Last. Er hätte sie abgedankt, wenn er sich nicht geschämt hätte. — Und dennoch mußte er einmal gestehen, was ihm das Herz zernagte, das Gehirn zermarterte, was ihm den Schlaf, den Fleiß, die Eßlust, das Gedächtniß raubte. Dazios Fragen, bekümmert theils, theils schelmisch aufgeworfen, machten ihn beichten: er sey ein Kind, ein Thor, ein lasterhafter Mensch; die heftigste Leidenschaft habe ihn dazu gemacht. Er habe Alles vergessen, was er je gelernt; häßlich, wie die Nacht, träume er dennoch von der Liebe und ihren Freuden; er habe den Eid gebrochen, den er seinem sterbenden Vater geschworen. „Faustina!" seufzte er dreimal, und meinte genug gesagt zu haben. — Wie wurde ihm jedoch, als er, statt Vorwurf oder Spott zu hören, von Dazio vernahm, daß, allen Zeichen zufolge, Faustinas Neigung der seinigen entspreche, und daß die von ihm geschmähte Liebe geneigt sey, ihn zu belohnen. Er zweifelte, traute nicht, widerstand, gab sich endlich gefangen. Was das Herz wünscht, glaubt der Kopf leicht, sey er noch so gescheit. — Zebrü hielt alle Einzelnheiten zusammen, worau ihn Dazio erinnerte: die schwesterlichen Worte, die Faustina oft zu ihm geredet, die Aufmerksamkeit, womit sie seinem Gespräche zuhorchte, den Eifer, den sie stets bewies, Alles zu thun, was ihm gefällig seyn könnte, das jungfräuliche Erröthen, das so oft, während er neben ihr saß, ihr regelmäßiges Gesicht verschönerte. — Er hörte mit Vergnügen, wie

Dazio ihm sagte, daß er selbst alle Liebe zu Faustina aufgegeben habe in seinem Herzen, sobald er gesehen, daß sie sich dem Freunde zugewendet. Er betrachtete sich oft verstohlen, und bald mit der Neugier und Vorliebe des Narzissus, und meinte selber am Ende, er sey von der Natur doch nicht so gar stiefmütterlich behandelt worden. Er trieb die Kühnheit so weit, daß er schon auf ein Mittel dachte, seine Leidenschaft der Geliebten zu bekennen, auf irgend einen Scherz, unter dessen Aegide er dem alten Salverte sein Hoffen und Werben vorbringen möchte, spazierend im Garten, oder sitzend beim Schachspiel, wozu ihn der „alte Spanier," so nannte man Faustina's Vater, bald angeworben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Lutherische Schule. Verhältniß zu Frankreich.

Die Notizen, welche ich in meinem letzten Briefe über die deutschen Elemente in unserer Stadt gegeben habe, wären unvollständig, wenn ich nicht noch der vom lutherischen Pfarrer Mend gegründeten lutherischen Schule erwähnte, die, nach Beseitigung zahlreicher Schwierigkeiten, endlich vor drei Jahren zu Stande kam. Die Schule nahm schnell einen großen Aufschwung, weil dafür Nieper, ein ausgezeichneter junger Schulmann aus Westphalen, gewonnen worden war. Durch seinen Eifer, sein seltenes Talent, mit kleinen und größern Kindern umzugehen, sie zu gewinnen und ihnen das Lernen lieb zu machen, ist er so weit gelangt, daß man bei der letzten Prüfung wirklich Erstaunliches sah. Kinder französisch redender Eltern, Lutheraner und Nichtlutheraner, aus den höchsten, wie aus den untersten Ständen, Arme und Reiche, von sechs bis zwölf Jahren, sprachen sich in gutem Deutsch aus über leichte Gegenstände des Lebens, über Grammatik, Geographie, ja selbst über griechische und römische Geschichte, was allerdings gesucht, gezwungen und nicht zweckmäßig scheint, und an deren Stelle die interessantesten Epochen und Punkte aus der Genfer, Schweizer und deutschen Geschichte viel passender, ansprechender und nützlicher seyn dürften. Hiernach examinirte sie Braun über die Theorie des Gesanges, ließ sie die Tonleiter nach Noten auf der schwarzen Tafel und hernach deutsche Lieder zusammen singen, was Alles sehr gut ging, und dazu mit einer merkwürdig richtigen Aussprache. Sehr auffallend ist die Ruhe, der Anstand und die Sittlichkeit der Knaben, in scharfem Contrast mit dem Collen und andern Genfer Schulen. Diese zweihundert, ihrem Pfarrer und ihren Lehrern mit aller Liebe ergebenen Kinder sind die beste Pflanzschule für das geistige germanische Element und streuen mit ihren kleinen Händen überall Saatkörner dazu aus, die jedoch erst nach mehreren Jahren aufgehen, Blüthen und Früchte tragen werden.

Wie die Oktoberereignisse des vorigen Jahres die Schweiz überhaupt bewogen haben, in ihrer bisherigen politischen Hauptrichtung, der Richtung nach Frankreich für's Erste etwas zu erkalten, so geschah es auch in Genf, was um so auffallender ist, da Stadt und Land durch Sprache, Sitten, Moden und Literatur, durch Industrie, Handel und Familienbande vielfach mit dem westlichen Nachbarland zusammenhängen und man sich, bei allem Rühmen von Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit, doch bewunderns und nachahmend nach der Stadt dreht, die einst Genfs Capitale war und auch jetzt noch, wiewohl sich das alles geändert hat, auf den ehemaligen Chef-lieu du Département du Léman prätogirend herabsieht. Freilich leben auch bei und noch gar Manche, welche jene politische Hörigkeit rühmen und zurückwünschen. Diese Oscillation nach Westen hat aber doch in politischer Hinsicht in der neuesten Zeit etwas nachgelassen und wir sind schweizerischer geworden, seit sich Migaud mit seinem waadländischen Collegen so würdig bei der Tagsatzung für helvetische Ehre und Selbstständigkeit erklärte, was freilich von manchen Genfern der ältern Schule nicht gebilligt worden ist, und was sich auch allerdings deßwegen tadeln läßt, weil hier mit einem schönen rhetorischen und nationalen Schwung auf eine Rechtsfrage geantwortet wurde, die, wenn die Ereignisse nicht die falsche Stellung der Schweiz begünstigten, ganz anders hätte beantwortet werden müssen, und auch anders beantwortet worden wäre. Das kleine, schlechtbefestigte Genf hat dabei immer eine würdige Rolle gespielt; es trat schnell und keck vor den Riesen, auf die Gefahr hin, von dem Goliath in vier Stunden zerschmettert zu werden. Als durch einen Deus ex machina Alles glücklich vorüber war, hätte es sich der vor Kurzem drohenden Gefahr erinnern und deren Erneuerung unmöglich machen können, es hätte, wenn es nur auf eigene Ruhe, Sicherung und Annehmlichkeit bedacht wäre, seine unzureichenden Festungswerke einreißen und in schöne Promenaden verwandeln können, wie andere Schweizerstädte. Statt dessen werden sie jetzt mit schweren Kosten ausgebessert und vermehrt, für gebutauend Franken neue Kanonen und Mörser angeschafft und der Miliz eine andere Gestalt gegeben, die passend ist für einen starken kriegerischen Staat, aber peinigend, lästig und theuer für eine reiche Industriestadt, welche einige armselige Festungswerke nur für einen Tag schützen, in dessen Verlauf eine Menge der schönsten Anlagen und Landhäuser in der Nähe der Stadt zu Grunde gehen müßten. So sind wir denn verdammt, diese unsesten Festungswerke zu behalten und zu unterhalten, aber uns doch nach ganz kurzer Zeit zu ergeben, wenn und der Feind angreift, gesetzweise wenn er mit Pairsbauschem Wurf und Brandgeschoß mit uns spräche, wie mit St. Jean d'Ulloa. Mount würde, womit könnte und die Schweiz für Alles entschädigen, was in einigen Stunden eines so ungleichen, nur ihr zu Liebe gewagten Kampfs zu Grunde gehen müßte?

Das Schwankende, Buntfarbige und Dämonische der jetzigen französischen Zustände hat auf viele Genfer einen traurigen Einfluß. Sie erwarten nichts als Schlimmes von der Zukunft, halten den jetzigen Zustand für unerhört und ganz ohne Gleichen in der neuern Zeit. Täglich glauben sie sich am Vorabend eines zerstörenden Umsturzes; Alles scheint ihnen prekär und ohne Halt, so daß es sich nicht mehr der Mühe verlohnt, an des Landes Wohl und Wehe in der Zukunft zu denken. Daher beschäftigen sich diese Leute nur kalt, flüchtig und obenhin mit dem Vaterland und seinen Interessen. Nur an ihre eigene Zukunft denken sie, an ihre Privatangelegenheiten, um sie so sicher zu stellen, als möglich, und fragt man sie um den Grund ihrer Angst, so deuten sie nach Frankreich hinüber, als wenn Europas Ruhe und Glück jetzt noch von jenem Land abhingen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 162.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 8. Juli 1839.

Bei Einzelnen ist die Verläugnung seiner selbst und die Achtung des Andern eine Tugend; nicht so beim Patriotismus der Nationen: dieser muß egoistisch seyn.

Frau v. Staël. Deutschland.

Literarische Grillen.

II.

Der deutsche und der französische Feuilletonist.

Was ist eigentlich ein Feuilletonist? Es ist ein Universalschriftsteller, der bei den Franzosen für sein Volk, bei uns für sein Publikum über Alles und noch Einiges schreibt. — Dieser literarische Proteus ist so recht der Ausdruck der Nation, aus der er entsprungen, in ihrer gegenwärtigen Entwicklung. Bald wollten auch die Deutschen dergleichen lustige Hexenmeister in ihrer Journalistik haben, und dies charakterisirt nicht nur uns, wie wir einmal überhaupt sind, sondern namentlich auch den Gang, den die schöne Literatur in der jetzigen Welt genommen, und das Verhältniß, in das sie sich zum Publikum gesetzt. Es wurde auch bei uns Mode, Alles und Jedes in der periodischen Literatur geistreich, wie man es nannte, zu besprechen; man kann aber sagen, der Deutsche habe sich nicht leicht treffender selbst gemalt, als indem er den Franzosen in einem Zuge kopirte, mit dem dieser in zierlicher Frazze seine innerste Persönlichkeit herauskehrt. — Der Deutsche, der zur Unterhaltung der Lesewelt periodisch Geist macht, verhält sich zum Franzosen, der dieses Metier treibt, kaum wie die deutsche Putzmamsell zur Pariser Marchande de modes, und dies läßt sich durch ganz allgemeine Betrachtungen darthun, ohne daß man nöthig hätte, das Waarenlager irgend eines Putzgeschäfts speziell zu mustern.

Der Deutsche hat sich überzeugt, daß er Geist, und viel Geist hat, seit es ihm Engländer und Franzosen so oft versichern. Noch nie hat er sich so genau betrachtet und betastet als gegenwärtig, da er sonst nichts zu thun hat. Er schreibt ganze Bücher über seine Vorzüge; die Zeiten sind vorbei, wo einer (Hüllmann von Kloster Bergen 1795) zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde das Thema behandelte: „de causis, cur Germanorum gens careat indole ingenii animique propria," und der Deutsche achtet sich heutzutage, wenigstens mit dem Munde, sehr hoch. Die deutsche Nation besieht sich jeden Augenblick im Spiegel der Geschichte und findet, was herausblickt, seo doch eine höchst bedeutende Figur, eine sehr begabte, gebildete, in den weitesten Kreisen einflußreiche Person. Und sie ist nachgerade auch in den äußern Lebensformen mit der Welt fortgeschritten, und will jene großen natürlichen Vorzüge durch angenehme Formen und Manieren auch im Leben geltend machen. Ihre Nachbarn, ob sie nun dabei den innern Kern ihres Wesens verkannten oder nicht, beschuldigten sie sonst einer gewissen Rohheit, Plumpheit und Unbehülflichkeit im ganzen äußern Seyn und Wesen, in Speis und Trank

wie in der Kleidung, in der Sprache wie in Druck und Papier, im Styl des Umgangs wie in den der Bücher; und den Franzosen namentlich kam sie dann am possierlich schwerfälligsten vor, wenn sie, fremde Sitten nachahmend, recht fein und manierlich seyn wollte. Aber braucht sie sich jetzt noch solche naserumpfende Urtheile gefallen zu lassen? Ist sie nicht in allen Forderungen der Kultur auf dem Laufenden? speist sie nicht so säuberlich als irgend eine Nation? sind nicht ihre Bücher fast so elegant kostümirt als irgend welche? und weiß sie nicht sich selbst, mittelst der Modejournale, die sie hält, aufs Splendideste auszustatten und täglich herauszugeben? Und hält nicht mit dieser Grazie der äußern Erscheinung die des Geistes gleichen Schritt? hat sie nicht in ihrer periodischen Literatur dem plumpen Spaß und der eindeutigen Zote auf immer den Abschied gegeben, um ihren verfeinerten Organen mit dem anmuthig spielenden Scherz und der sinnigen Zweideutigkeit gutlich zu thun? Und wie sie aus ihrem eigenen Weingewächs Champagner fabrizirt, läßt sie nicht auch in ihrer Journalistik nach fremden Recepten die Perlen des Witzes und der Laune einander jagen, überholen und im Schaume brausen, den sie mit Wohlbehagen und der fashionabelsten Geberde schlürft? Mit Einem Wort, hat sie nicht Feuilletonisten, und weiß, was sie daran hat?

Ja, wir haben uns seit einem halben Jahrhundert erstaunlich abgeschliffen und verfeinert. Wenn jetzt Erasmus wieder reiste, er fände keinen Stoff mehr zu jener schmählichen Parallele zwischen deutschen und französischen Gasthäusern. Wir haben keine Wirthe mehr, welche in bärenhaftem Zartgefühl vor Allem den Schein meiden, als ob ihnen am Fremden um seines Beutels willen etwas gelegen wäre, und auf alle Klagen des Gastes die stehende Antwort haben: „Wenn dir's so nicht behagt, so suche ein anderes Wirthshaus.“ So ist auch unsere Literatur nicht mehr die dickleibige, übel kostümirte, griesgrämische, pedantische Person, die schafft, um zu schaffen, und der in ihrem Stolze eben nicht viel daran liegt, wie den Lesern die Hausmannskost behagt, die sie ihnen vorsetzt. Sie hat sich multiplicirt und dividirt; elegant aufgeputzt, mit der Serviette unter dem Arm, fliegt sie überall herum und legt Jedem ihre lange Speisekarte vor, die auf die verschiedensten Gaumen und Launen berechnet ist. Aber in diesem, wie in so vielem Andern, sind wir nur dem Zug der Zeit gefolgt, und zwar in den Fußstapfen der Fremden. Die Elemente des deutschen Geistes scheinen einmal so gemischt, daß das Volk, welches im innern Leben das reichste und schöpferischste ist, nicht den Muth und das Geschick haben soll, sein äußeres Leben auf seine Hand zu gestalten.

In demselben Verhältniß, in dem wir elegant und beweglich werden, reißt unter den Franzosen der Ernst und das Nachdenken ein. Wenn bei uns frivole Modeschriftsteller zierliche Geistesbouquets binden, so stehen dort Moralisten auf, welche über Montesquieus alten Text: „pourvu que les perruquiers français décident en législateurs sur la forme des perruques étrangères, que leur importe que le bon-sens leur vienne d'ailleurs!“ der Nation Vernunft und Würde predigen; erst neulich, bei Gelegenheit der Pariser Gewerbeausstellung, konnte man Kritiker über die eitle Gedankenlosigkeit eifern hören, womit sich die Franzosen in ihrer Weltherrschaft durch Parfumerie, Ebenisterie, Ganterie, durch künstliche Blumen- und Modelram aller Art bespiegeln, während das Wesentliche der Industrie nur mittelmäßig und höhere Wissenschaft und Staatskunst gar schlecht bestellt sey. — Mit uns ist es gerade umgekehrt. Wir sind kühn genug, Gott geradezu seine Welt nachzubauen, aber wir wagen es nicht, ein Wamms zuzuschneiden; wir sind die Erfinder des absoluten Wissens, und glauben an unsere Erfindung, so wenig wir auch darum absolut wissen, nicht einmal, wie man mit Anstand die Gabel zum Munde führt, was uns erst Andere sagen müssen; wir haben die tiefsten Gedanken über den Rapport zwischen allen Naturwesen und die Gesetze ihrer Bildung, nur über den täglichen Verkehr unter uns selbst, über die Formen unserer Höflichkeit und Galanterie müssen wir uns von auswärts Instruktionen erbitten; wir haben Weiber, denen nichts zu hoch und nichts zu tief ist, die hinsichtlich des Streites zwischen Philosophie und Religion vollkommen mit sich im Reinen sind, aber desto weniger, wie sie ihre Hauben stecken, und ob sie da und dort die Handschuhe anbehalten oder ablegen sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleone Zebrù.

Von E. Spindler.

(Fortsetzung.)

Oft kamen freilich wieder Stunden, die Zebrù furchtsam machten, in denen ihn die Ungewißheit folterte. Täuschte er sich nicht über Faustina's Gesinnungen? War er nicht in Fallstricke gerathen? Lachte nicht schon die Welt über ihn? Meinte es Dazio ehrlich? Wenn einmal der Stolz der gefeierten Jungfrau Meister wurde über die Weiblichkeit, welche sie sich zur Pflicht gemacht hatte, wenn sie kälter war, als gewöhnlich, dann zitterte Zebrù für seine Liebe. Er sah sich verlassen, preisgegeben, und floh mit blutendem Herzen, die ihn gefühllos verwundete. Aber konnte er fliehen aus Florenz? War nicht

Faustina's Haus vor den Thoren der Stadt, am heitern Ufer des Arno? Konnte er der Schönen ausweichen, wenn sie ihm begegnete? Mußte er nicht antworten, wenn sie zu einer Frage die Rosenlippen öffnete, oder zärtliche Vorwürfe versuchte, daß er so lange ihre Schwelle nicht betreten? Wahrlich, mit einem einzigen Augenstrahl, mit einer einzigen Sylbe eroberte sie bei ihm mehr wieder, als sie in einer Woche verloren hatte.

Florenz war in seinem Urtheil nicht so schwankend wie Zebrü. Die ganze Stadt war überzeugt, daß er Faustina heimführen werde. Die Frauen zuckten die Achseln, wenn sie von der Gelehrten sprachen, die ihre Bücher aufgegeben, um das Haushräulein zu machen, und beneideten sie doch, trotz der Häßlichkeit des Grafen. Die jungen Herrn bewitleideten die verblendete Göttin und spötteten hinter Zebrüs Rücken. Offen wagte sich keiner an ihn, aus Furcht vor seinem niederschmetternden Spott und vor Dazio's Klinge, die immer bereit war, eine Beleidigung des Freundes zu rächen. — Selbst Meuchelmörder hätten mit dem Grafen nicht mehr leichtes Spiel gehabt: er trug unter dem Schürzengewande einen Panzer, an seinem Gürtel einen scharfen spanischen Dolch. — Dennoch sagte ihm Dazio einst mit gutgemeinter Strenge: „Es ist Zeit, daß deine ungewisse Stellung ein Ende nehme. Ich habe die Aussicht, als Gesandter nach Frankreich verschickt zu werden, und möchte doch einer Vermählung beiwohnen, die ich nach Kräften befördert habe und die eines gebesserten Weiberhassers köstlichstes Glück begründen wird. Für die Gesinnung meiner Base möchte ich bürgen; du, ein Mann, sprich dein Wort zum Vater, verschere dich der Braut und verlasse mit ihr die Stadt; denn fürwahr, die Mißgunst wird erst lebendig werden, wenn der Priester den Segen über euch gemurmelt hat."

Was der gute Dazio vernünftig sprach, erwog Zebrü in seinem Verstande, und beschloß, ein Mann zu seyn, und den Qualen des Zweifels ein Ende zu machen. Er schlang seinen Arm in den des Freundes und forderte ihn auf, mit ihm zu Salverte zu gehen. — Sie schlenderten getrost durch die Stadt und kamen auf einen Platz, wo des Volkes viel versammelt stand vor einer Thüre, die ein wunderlich verlarvter Mensch zu bewachen schien. Er war roth angemahlt, vom Kopf bis zu den Füßen, trug eine Federkrone und einen langen Schopf auf dem Schädel, einen Federschurz um die Hüften und eine ungeschlachte Keule in der Hand. Dabei schrie er aus vollem Halse, indem er die Augen grell verdrehte: „Geht herein, den weitgereisten Don Mendoza zu besuchen, der seine Schätze von der Menschheit bewundern läßt und gekommen ist, beladen mit den Reichthümern der neuen Welt, die der Genueser Columbus erfunden und der berühmte Amerigo Vespucci entdeckt hat! Wer ein paar Quatrini anwendet, lernt bei Mendoza, dem Kastilier, Weisheit für hundert Pfund!" — Die Freunde traten bei dem Abenteurer ein, der eine Menge von echten und unechten Seltenheiten, die er von den westindischen Inseln mitgebracht hatte, zur Schau stellte und zum Kauf ausbot. — Die Großmuth des reichen Zebrü litt nicht, daß er wegging, ohne etwas erhandelt zu haben. Er wählte das theuerste Stück der Sammlung, eines Medici würdig, wie sich Mendoza ausdrückte: einen indianischen Pfeil, dessen Spitze in Gift getaucht und daher sorgfältig in einen Beutel gewickelt war. — „Trage dieses heim," sagte Zebrü zu seinem Diener mit gewohnter Güte: „bändige jedoch deine Neugierde, und scherze nicht mit der Waffe. Der kleinste Riz, den sie in die Haut schneidet, bringt den Tod!"

Das blühendste Leben erwartete indessen den Grafen auf Salvertes Landhause: Faustina in der höchsten Pracht ihrer Anmuth. Der Muth sank dem guten Zebrü neuerdings, da die Schönheit in ihrer höchsten Vollendung vor ihm stand. Unglücklicherweise wurde Dazio von seiner lieblichen Muhme nach der Stadt zurückgeschickt, um ein Geschäft auszurichten. Ohne dessen Beistand wagte Zebrü kein Wort an Faustina, obgleich sie zutraulicher war als je. Endlich forderte Salverte ihn zum Schachspiel auf, und er nahm sich vor, die Gelegenheit nicht zu verpassen. — Aber das Spiel begann, wechselte, endete, und der Graf hatte nichts geredet. Endlich sprang er auf und fragte nach Faustina. — „Sie wird ihre Fische im Gartenteiche füttern," antwortete Salverte. „Geht hin und sucht sie auf. Ich mag sie lieber in Eurer Gesellschaft wissen, als in der des Griechen, der bisher Euch immer begleitete. Ich hasse nun einmal die Griechen: meines Vaters älterer Bruder ist zu Konstantinopel, verrathen von den Hunden, denen er mit seiner Tapferkeit diente, schmählich zusammengehauen worden."

Zebrü hörte diese letzten Worte nur mit halbem Ohr und flog hinaus, sein Idol aufzusuchen. Faustina war nicht am Teich, die Fische zu füttern. Da der schüchternere Liebende hoffte und fürchtete, ihr plötzlich zu begegnen, wenn sie hinter einem Strauch oder einer Gartenwand hervortreten würde, hielt er seinen Athem zurück und ging leise, wie die Luft, viel leiser, als die Stimme war, die er bald beinahe erschreckend vernahm. — „Du bist zudringlich, Constantin; ich liebe das nicht," sagte Faustina. Zebrü wagte einen Blick; das Fräulein saß auf den Stufen, die zu einer Statue der Venus hinaufführten; neben ihr der schöne Grieche, der ihre Hand ergriffen hatte. Das Blut in Zebrüs Herzen gerann.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Fürsten.

Karl der Große nahm von Papst Leo die Adoration, d. h. wahrscheinlich den Fußkuß an. So liest man, daß er sich von den griechischen Gesandten und von Eginhard die Füße küssen ließ. Ludwig dem Frommen küssten nicht nur die Vornehmen den Fuß, sondern sogar seine Gemahlin Judith vor einem Gastmahl des Kaiz. Unter den Ottonen findet man nichts davon, aber unter Heinrich III. scheint der alte Brauch, wenn er je abgekommen, wieder aufgekommen zu seyn. Um diese Zeit gebot übrigens Papst Gregor VII., nur die päpstlichen Füße sollten von Fürsten geküßt werden. — Unter Friedrich I. wurde es wohl in Italien wieder Sitte und blieb es lange. Aber Maximilian ließ sich von Niemand etwas Anderm sagen, „sondern stemd, und hieß nach gelegenheit der personen sie das haupt mit ihren huetten decken.“ Als der bekannte Straßburger Prediger Geyler von Kaisersberg einst bei Max I. war und, um sich wegen der Hitze zu kühlen, das Baret abzog, zwang ihn der Kaiser, da er es als Zeichen der Unterthänigkeit ansah, es wieder aufzusetzen. — Selbst der hochmüthige Karl V. ließ sich von den besiegten Afrikanern die Füße nicht küssen, sondern sagte: „das haupt herrsche, nicht der Fuß.“ — Wenn auch nicht das Fußküssen, doch das Knien ging in das moderne, von Ludwig XIV. eingeführte Ceremoniel über, und erst Friedrich II. von Preußen, und dieser spät genug (1785), verbot seinen Unterthanen das Niederknien bei Ueberreichung der Bittschriften. Die damaligen Zeitungen, besonders das Hamburgische politische Journal und die Berliner Monatsschrift erschöpften sich in Preis und Dank dafür.

Gdy von Berlichingen sagt in seiner Lebensgeschichte von Kaiser Max I., den er im Lager gesehen: „der hett ein grüns nes kleines altes Röcklein an und ein grünes Stuytzäpplein und ein großen grünen Huth darüber, daß ihn keiner für einen Kaiser gefangen oder angesehen hett.“ Mit dem einzigen Wort „gefangen“ hat der Ritter sich selbst und sein ganzes Zeitalter auf's Treffendste charakterisirt. Heutzutage heißt es ebenso bezeichnend von einem unscheinbaren Grosen: es hätte ihn Niemand für das, was er ist, verzollt. Max I. hat den ewigen Landfrieden eingeführt.

— Herzog Albert von Sachsen im sechzehnten Jahrhundert sagte einmal: wenn er wüßte, daß er mit seinem Tode dem heiligen römischen Reich nützen könnte, er wollte sich „zu Förderung des Reichs Wohlfart hengken lassen.“ — Man drückte sich jetzt feiner aus, wenn man solche patriotische Gelüste hätte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Regierung. Neue Einrichtungen.

Dies ängstliche Leben von einem Tag zum andern, ohne Hoffnung, ohne ein höheres, allgemeineres Interesse, bloß auf die eigene kleine Existenz zusammengedrängt, bezeichnet freilich nur die entschiedenen Egoisten, an denen es aber in Genf nicht fehlt. Anders denken und handeln die wackern Männer, die oben die Regierung leiten und auf die das kleine Land vertrauensvoll sieht. Wollten aber diese einmal in ihrem Eifer und in ihrer Thätigkeit nachlassen, Egoisten werden und nur an sich denken, so wäre es bald um unsere Republik geschehen, die den Regierungsgenossen keinerlei Reiz bietet, weder schmeichelndes Ansehen, noch Einfluß, noch ansehnliches Geld, sondern nur den Dank der Mitbürger. Wollten wir dann noch Beamte haben, so müßten wir ihnen wenigstens gute Besoldungen geben, damit sie Fortune machen könnten; dazu aber hat der kleine, nur über geringe Geldmittel verfügende Staat die Kraft nicht; es wäre auch das alte Genf nicht mehr, wie es unser J. J. Rousseau sagte, er würde es zum Vaterland wählen, wenn er nicht da geboren wäre; es würde dann bei uns angefähr so werden wie jenseits des Jura und der Rhone. Aber lassen wir dies und geben wir zu etwas Erfreulicherem über.

Voriges Jahr geschah hier manches Lobenswürdige, unter Anderm die Vollendung, Einrichtung und Dotirung des neuen Irrenhauses, nach den rationellsten Erfahrungen über dieses, für die Menschheit so wichtigen Gegenstand. Bald dürfte die Anstalt auch im Auslande einen so ausgezeichneten Ruf erlangen, wie unser Pönitenz- oder Strafarbeitshaus, zu dessen Ansicht und Prüfung noch immer fabrieche Sachkenner und Regierungscommissäre aus allen Theilen Europas hierhertommen. Indessen haben zwei unserer ausgezeichnetsten Aerzte, Dr. Gosse und Dr. Coindet, die Gefahren dieses Pönitenzsystems für die Gesundheit und das Leben der Sträflinge dargethan, wenn es nicht mit mehr Vorsicht als bisher angewendet und bei der Abscheidung, Einsamkeit und Beschäftigung der Gefangenen nicht mehr darauf gesehen wird, ihnen Bewegung zu gönnen und auf diese Weise günstig auf sie zu wirken, was jedoch sehr schwer seyn dürfte, ohne einen Theil des moralischen Ernst zu zerstören, der bisher unläugbar bei diesem System zu bemerken war.

Sehr dankenswerth war auch die Annahme des Dezimalmünzfußes, der mit dem 1sten Januar in Ausführung getommen ist und uns in Uebereinstimmung mit unsern südlichen und westlichen Nachbarn schon jetzt große Erleichterung in Handel und Wandel gewährt. Genf ist auch hierin der Schweiz mit gutem Beispiel vorangegangen; Waad und Bern werden nicht lange zurückbleiben, da ihre Lage ihnen die Annahme dieses Münzfußes fast als eine Nothwendigkeit auflegt.

Eine bedeutende Verschönerung des neuen Rhonestadttheils, des quartier des Bergues (Kleeberger), durch die Fortsetzung des Kay's und die Wegreißung der Mühlen, hat bereits begonnen und ist schon ziemlich weit vorgerückt. — Mehrere neue und große Bauten stehen bevor, von denen einige noch im laufenden Jahr angefangen werden dürften. Die hydraulische Maschine, wodurch das Rhonewasser von der Insel in die obere Stadt geleitet wird, galt lange für eine Merkwürdigkeit in ihrer Art, da sie in einer Zeit gebaut worden war, wo die Hydraulik noch in den Kinderschuhen stand. Sie ist zwar immer fortgegangen, aber nicht mit der Zeit. Seit achtzig Jahren hat sie sich daher abgenutzt und ist ein altes Werk geworden. Sie wird nun durch eine neue ersetzt werden, bei deren Bau der Unternehmer nicht nur alle Fortschritte der Wissenschaft in der neuesten Zeit benutzen, sondern auch dafür sorgen wird, daß durch Röhren eine hinreichende Masse Wasser in alle Stockwerke der Häuser geleitet werden kann, was bisher ganz fehlte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 163.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 9. Juli 1839.

O thou dissembling cub! direct thy feet,
Where thou and I henceforth may never meet.
Shakespeare.

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

„Soll ich nicht den geringsten Lohn ernten für den Zwang, den ich so lange schon ertrage?“ fragte Akakios dagegen und ließ seufzend die Hand los. — „Du hast noch nichts gethan, um die geringste Gunstbezeugung zu verdienen, Constantin. Die Zeit rollt aber dahin und das Spiel, das ich so blind und thöricht unternommen, straft mich bitter, wie du nicht weißt.“ — „Milde und Barmherzigkeit der Frauen! das Herz zerspringt ihnen, während sie ihren Feind erwürgen.“ — „Pfui, Constantin! Noch einen Spott wie dieser, und ich nehme die Zuneigung, die ich dir schenkte, zurück. —“ — „Um sie dem Apollo Zebrù als ein Almosen zuzuwenden?“ — „Schweig, oder ich zürne dir!“ — Nach einer Weile, aus tiefem Nachsinnen erwachend, fuhr Faustina fort: „Er hat mich sehr gedemüthigt, aber die Rache ist, wie ich fürchte, zehnmal peinigender. Ich hätte ehrlicher seyn sollen. Ich bin es nicht gegen ihn, nicht gegen den Vater, da ich heimlich dich begünstige, den er haßt, wie Alle deiner Nation. Ich bin auch nicht ehrlich gegen mich selbst —“ — „Also auch nicht gegen mich?“ — „Wer weiß?“ — „Ja, ja, du quälst mich mit einer Kälte, die ich nicht verstehe. Hab' ich mich nicht deinem Dienste geweiht? Bin ich nicht auf deinen Wink vom Streit mit dir zurückgetreten, um dir die Palme zu lassen? Hab' ich mich nicht geschickt in dieses Haus geschlichen, deinem Vater und Vetter zum Trotz, duldend die hochmüthige Gönnerschaft, die jener gräfliche Pedant und Narr mir zugewendet? Passe ich nicht wie ein Spion auf jeden Augenblick, der mir erlaubt, dir zuzuwinken, dir ein Wort zuzuflüstern? Soll diese Marter niemals ein Ende nehmen? Soll auch nicht die leiseste Gunst meine heldenmüthige Ausdauer belohnen? Wahrlich, du weißt nicht, was ich für dich gethan habe!“ — „Ich muß dir Recht geben, Constantin. Ich kenne deine Ansprüche nicht; ich kenne nur den Zauber, den die Natur über deine Gestalt verbreitet, der mich berückt und unterjocht hat, unterjocht wider meinen Willen. Glaube mir, daß ich oft, wenn das Herz schweigt und der Verstand redet, mich frage, ob auch deine Seele deiner Gestalt ähnlich sey? Meine Zweifel — ach! — sie verstummen nicht! Und so liebe ich dich, ohne deiner Liebe, ohne deiner Treue und Wahrheit, ohne meiner eigenen Beständigkeit gewiß zu seyn. Du trauerst? Ermuthige dich! Ich werde mein Wort halten. Es naht die Zeit, da ich frei über meine Hand werde verfügen können. Ich will die Deinige seyn, sobald ich nichts Böses aus ehrenwerthem Munde von dir

erfahren habe. Jedoch, zur Rechtfertigung meiner Liebe zu dir, fordere den Grafen vor aller Welt zur Erneuerung des Streits auf, in dem er mich bezwungen, und stürze ihn von der Höhe seines Siegs durch deine Gewandtheit, durch deine Weisheit herab. Du, den ich einst als meinen Gegner scheute, siege unter meinem Panier, und ich reiche dir vor allem Volke die Hand." — „Ich will thun, was du verlangst. Doch wird die Rache nicht vollkommen seyn, wenn du nicht ebenso öffentlich dem eingebildeten Zebrä den schmachvollen Abschied gibst. Du bist eine arge Fee, und ich weiß nicht, ob ich dir trauen soll. Du hast das blasse Ungeheuer an deinen Wagen gespannt; es zappelt in deinen Stricken, das Wort der Werbung liegt schon lange auf seinen Lippen. O, banne es noch fest bis zur gelegenen Stunde, daß vor den Ersten des Volks zu gleicher Zeit sein wahnsinniges Verlangen und dein triumphirendes Nein bekannt werden möge!" — Nach abermaligem tiefem Schweigen antwortete Faustina: „Ich will's." — Seufzend stand sie auf und entließ den heimlichen Verehrer. Als sie in das Haus trat und nach dem Gast fragte, berichtete ihr Salverte stammend, wie derselbe von ihm geschieden und daß er nicht wieder zurückkommen. — Nächsten Tages jedoch erhielt Faustina folgendes Schreiben aus der Hand eines Läufers des jungen Grafen.

„Unglückliche Faustina! Ich nenne dich also, weil nur, wer ohne Falsch im Busen dahin lebt, glückselig genannt zu werden verdient; du aber bist nicht ohne Falsch, und die Untreue schlägt immer ihren Herrn. — Ich könnte meinen Brief schon mit obigen Worten schließen, denn du wüßtest schon hinlänglich, daß ich von deinen schnöden und arglistigen Nachevorsätzen unterrichtet bin. Aber es drängt mich, dir zu sagen, daß ich dir um der Gebrechlichkeit des Weibes willen verzeihe. Dem Schwachen scheint die Rache eine so schmackhafte Kost; Trauer und Täuschung folgen ihr jedoch auf dem Fuße. Ich will dir solche Trauer ersparen und scheide von dir, ohne „das Wort der Werbung" über meine Lippen kommen zu lassen, ohne dem Elenden, der dich überlistet und verblendet hat, öffentlich zum Opfer zu fallen. Ich zittere, indem ich dieses schreibe, weil ich dich liebe. Ich hasse, ich verachte dich nicht; eher müßte ich mich selber verachten, daß ich von den Lehren der Weisheit und Erfahrung abweichen konnte. Aber schon bin ich so lezterisch geworden gegen die Vernunft, daß ich's nicht für Sünde achte, dich geliebt zu haben und ewig dein Bild liebend im Busen zu tragen. Wisse und glaube mir: in der Brust des Häßlichsten lebt ein Geist, der gerne umfängt, was schön ist auf Erden, der auch für das Schöne, dem er nicht nahen darf, mit allen Flammen glüht. Mein Geist wird deiner auch in der Ferne gedenken, versöhnlich, brüderlich, liebevoll. Du wirst mir immer theurer werden, je trockener und freudenloser dein Leben sich gestalten wird, weil einem Weibe ohne Herz kein Heil auf Erden blüht; und segnen will ich dich, während du fluchen wirst dem Satan der Gefallsucht und Verführung, der die Welt durchschreitet. Denn ich habe dich einmal zur Hälfte meines eigenen Lebens, meiner innersten Seele erkoren, und mag das nicht vergessen. Ich mag nicht wüthen gegen das Geschöpf, das sich mein „Ich" nennen darf. Strauchseln und sündigen wir nicht alle Tage, und verzeihen wir uns nicht alle Sünden? Zürnen wir nicht stündlich unsern Fehlern und lieben wir uns nicht stündlich inniger? — Lebe wohl, Faustina."

(Fortsezung folgt.)

Literarische Grillen.

(Fortsezung.)

Ich erinnere mich dabei eines selbsterlebten kleinen Vorfalls, der die grenzenlose deutsche Abhängigkeit und Befangenheit in den Lebensformen zu sprechend malt, als daß ich ihn nicht aufführen sollte. Es war in einem der ersten Gasthöfe im Rheinthal an der Wirthstafel; unter andern befand sich daselbst eine äußerst elegante fremde Dame mit hoch aristokratischen Geberden, welche während des Speisens, die Oberarme an den Leib gelegt und die feinsten Handschuhe an den niedlichen Händen, die Vorderarme zierlich spielen ließ wie ein Eichkätzchen. Ihr gegenüber saßen einige junge deutsche Frauenzimmer, von denen ich nur zu sagen weiß, daß sie ganz artig aussahen und sehr gut gekleidet waren. Kaum hatten diese das fashionable Manöver der Dame bemerkt, so senkte erst die eine, dann die andere die nach der Landessitte bloßen Speisehände, wie beschämt, unter das Tischtuch; sie ließen sie nach einer geschäftigen Weile in Handschuhen wieder auftauchen, worauf sie mit zurückgedrückten Ellbogen und gespreizten Fingern speisend zeigten, wie schnell man sich in die feinsten Sitten findet, wenn man einem nur überhaupt sagt, was Lebensart ist. Ich könnte die Geschichte grell ausmalen, wenn ich ihre Handbekleidung veriäumdete; aber nein, die Handschuhe waren tadellos, und es war auch so arg genug; denn es that mir in der Seele weh, wie ihre sonst gewiß beim Waschen so flinken Hände strauchelten und tappten, als wären den Fingern die Augen verbunden, wie sie zuckten und wischten, wenn sie der Justinkt einen Gesügelknochen oder sonst etwas Schmutzendes und Färbendes berühren ließ.

Ja, unsere Unmündigkeit, unser Aberglauben und unsere Leichtgläubigkeit in Allem, was den sogenannten Weltton betrifft, geht sehr weit, weiter, als wir meistens

selbst glauben. Dieser ängstliche Kultus des Frivolen steht mit unserer sonstigen Gravität und Gemessenheit im sonderbarsten Kontrast, und wenn wir gerade in diesem Punkt die Engländer zu ergötzlich finden, so beweist dies nur, daß wir uns selbst nicht kennen. Wir und sie sind gerade die umgekehrten Franzosen, die sich mit dem Ernst des Lebens so leicht compromittiren als wir mit dem Schmuck desselben. Dieser Widerspruch im Wesen der Völker fällt freilich am Ende mit der Natur des Menschen an sich zusammen und ist ein nothwendiger, wenn die Nationen überhaupt als Persönlichkeiten höherer Ordnung eine Totalphysiognomie und einen Gesammtcharakter haben sollen. Das Individuum kann nicht tief und oberflächlich, innerlich und äußerlich anstellig zugleich seyn: ebensowenig die Völker, und es ist ein Naturgesetz, daß sie ihre Vorzüge und Virtuositäten, seyen sie nun in Gedanken oder in Waarenballen verkörpert, gegen einander austauschen. Der gemeine Franzose hat von uns die närrischsten Begriffe; wir sind ihm eine Nation von Grüblern und Träumern, die vor lauter Ideen an das Nächste und Nothwendigste nicht denken können; er fühlt sich uns gegenüber im Verhältniß des Hofmeisters zum jungen Baren, der ihn beständig mahnt, beim Essen und im Anzug artig und säuberlich zu seyn, den Leib gerade zu halten, nicht auf den Boden zu spucken und der Mama die Hand zu küssen; er meint unter Anderm, wenn Frankreich den conischen Philosophen jenseits des Rheins nicht beständig durch das Prächtigwin seiner modischen Muster und Vorschriften im Athem erhielte, so liefe er am Ende mit einem Schuh und einem Stiefel an den Beinen auf die Straße, und sieht er ein Trousseau für eine deutsche Prinzessin packen, so ist er überzeugt, daß ohne solche regelmäßige Zufuhren von Saatkorn der Eleganz die Nation bald auf eine Art von Naturzustand zurückfänke.

Der Franzose hat gewöhnlich kein Auge und keine Gerechtigkeit für das, womit wir ihm seinen Unterricht in äußerer Dressur vergelten, und dies liegt in der Natur der Sache, weil die Güter, welche er im Laufe der Geschichte von uns bezogen, und jezt mehr als je bezieht, nicht in Hut- und Bandschachteln verschickt und nicht hinter Spiegelscheiben ausgehängt werden. Seine Ideen und Erfindungen, deren wir nicht entbehren können, schlagen sich meist an unsern Körpern und in unsern äußern Lebensstreisen überhaupt unmittelbar als sichtbare und greifbare Gebilde nieder; das Geistige, das er unwillkührlicher von uns entlehnt, wirkt meistens mehr in der Art eines Ferments in der jenseitigen Nationalität, und im Produkt ist der virtuelle Antheil des Erfinders nicht mehr rein auszuscheiden. Ein Gedanke höherer Ordnung, der durch Association unzählige weckt und Unberechenbares wirkt, ist, einmal entlassen, nicht mehr so zu greifen, wie einer, der sich in einem Toilettenstück fast geometrisch abschließt. So kann der Franzose unsern Einfluß ignoriren, wenn er will, und hundertmal streitet er ihn uns auch gegen die Evidenz ab; wollten wir dergleichen Prätensionen machen, so brauchte er nur an unsern Personen und in unserer Umgebung auf tausenderlei Dinge zu weisen, die handgreiflich den Stempel seines Witzes tragen. Dies ist es, was ihn eitler und insipisanter, und uns demüthiger macht als gebührlich; was ihn herrschender und uns abhängiger erscheinen läßt, als sich in der Wirklichkeit herausstellte, wenn sich eine Bilanz ziehen ließe. Wie der Lebende Recht hat, so ist der im Vortheil, der für das Leben und den Umgang den Ton angibt.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Juni.

Dampfschifffahrt. Eisenbahn. Naturforschende Gesellschaft.

So belebt im Augenblick unsere rheinische Dampfschifffahrt ist, so erregt dieselbe doch durch die übertriebene Konkurrenz nicht geringe Besorgnisse. Zuerst trat die Düsseldorfer Gesellschaft in die Schranken mit der alten, reichen Cölnischen, die ihren Antiquitäten in den zwölf Jahren, wo sie allein auf dem Rhein herrschte, ganz außerordentliche Gewinnste brachte. Die Konkurrenz der Düsseldorfer Gesellschaft war nöthig, sie war wohlthuend; denn von der Zeit an, als diese in die Schranken trat, änderte sich die Dampfschifffahrt durchaus zu ihrem Vortheil; man kam rascher vom Platz, man reiste bequemer und billiger, es wurden neue, vortreflichere Dampfschiffe hergeschafft, und nun erst begann die Rheingegend, und besonders der rheinische Handel die Vortheile aus der Dampfschifffahrt zu ziehen, die sie von derselben erwarten durften. Allein damit war es auch genug. Nun aber erscheint gar eine dritte Konkurrentin auf den Mitstreiben in der niederländischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, und eine vierte wird erwartet in der dänischrussischen (Ehm-Londoner). Man fragt sich: wohin soll das führen? Kann es in dem Interesse der Regierungen liegen, daß eine Gesellschaft die andere unterdrücke, und daß der Stärkere, d. h. der Reichste, das Feld behaupte? Muß man nicht befürchten, daß, wie es leider schon oft geschehen ist, die einzelnen Dampfschiffe sich überbieten und zum Unglück der Reisenden die Dampfkraft mißbrauchen? Es ist nicht abzusehen, wie bei einer Konkurrenz dieser Art das Ganze noch bestehen kann, auch angenommen, daß die Gesellschaften sich nur mit Zinsen begnügen und auf Dividenden verzichten wollen. Muß doch jede Gesellschaft an die Gründung eines Reservefonds denken, um später neue Schiffe an die Stelle der abgenuzten, unkauglichen herbeizuschaffen. — Ueber unsere Taunuseisenbahn habe ich jezt nur Erfreuliches zu berichten. Es wird jezt mit einem Ernst gebaut, der gegen die frühere Leibarzie sehr absticht; alle Grundstücke sind im Besize des Comites, alle nöthigen Bauten sind vortheilhaft vergeben und längst begonnen; die Zahl der Arbeiter ist groß und der Arbeitslohn jezt von der Art, daß keine Unterbrechungen mehr, wie früher, zu erwarten sind. Der Stand der Bahn ist im Augenblick folgender: Auf der Station zwischen Mainz und Wiesbaden sind alle Vorarbeiten

beendet, und die Schienen bedecken bereits ungefähr ein Drittheil des Wegs. Gerade so verhält es sich auf der Strecke zwischen Frankfurt und Hattersheim, nur daß man hier mit dem Schienenlegen noch nicht so weit vorwärts ist. Auf der Strecke zwischen Hattersheim und Kassel ist man noch um wenigsten vorwärts gerathen, weil in der Hochheimer Gemarkung die Acquisition der Grundstücke so schwer hielt, und weil auch gerade auf dieser Strecke die meisten Hindernisse zu überwinden sind. Jedoch dürfte man bis zum Herbste auch auf dieser Strecke die Vorarbeiten beendigt haben. Ueber die Beendigung kann man jetzt Folgendes mit Zuversicht versichern: die Bahn zwischen Mainz und Wiesbaden wird in der Mitte Julis dieses Jahrs eröffnet werden können; zu gleicher Zeit wird auch die Bahn zwischen Frankfurt und Hochst befahren. Die Strecken zwischen Hochst und Kassel können schwerlich vor dem nächsten Frühjahr in Gebrauch gezogen werden, so daß die Beendigung der ganzen Bahn auf das Frühjahr 1849 zu erwarten ist.

Die hiesige rheinisch-naturforschende Gesellschaft, die sich mit jedem Jahre einen höhern Aufschwungs erfreut, und in ihrer Wirksamkeit gar nicht mehr erkennen läßt, daß sie erst drei bis vier Jahre alt ist, hat kürzlich einige bedeutende Bereicherungen ihrer Naturaliensammlungen erhalten, die hier eine Erwähnung finden mögen. Vor allen Dingen sey des fürstlichen Geschenkes gedacht, mit welchem der Graf von Hohenwart in Laibach (derselbe ist Ehrenmitglied des Vereins) die Gesellschaft erfreute. Wir erhielten von diesem hochherzigen Geber zuerst eine der herrlichsten Conchyliensammlungen, die man sehen kann, bestehend aus mehr denn 2000 Stücken, darunter Exemplare von bedeutendem Werth, überhaupt fast alle von Lamarque aufgeführten Genera, und zwar trefflich etikettirt und geordnet. Dann befand sich noch bei der Sendung eine prachtvolle Sammlung getrockneter Pflanzen aus Illyrien, und eine Anzahl sehr werthvoller Amphibien in Weingeist. Wir stellen hier nur die einfache Thatsache ohne alles weitere Lob hin. — Ferner verdient es Anerkennung, daß kürzlich unser Landsmann Lauer (Sohn eines hiesigen Holzhändlers) aus Curaçao in Westindien unserer rheinischen naturforschenden Gesellschaft ein werthvolles Geschenk an seinen Naturalien, in acht bis zehn Kisten, eingeschickt hat. Es bestand dasselbe aus einer großen Anzahl Conchylien, worunter mehrere Stücke von besonderer Größe und Schönheit, ferner aus einer großen Anzahl Korallen und Schwämmen, endlich, und das ist der werthvollste Theil der Sendung, aus Seefischen und Amphibien in Spiritus, und aus mehreren andern Seethieren. Der Playtzommandant auf Curaçao, van Keelsfeld, ist bei dieser Sendung unserem Landsmann Lauer an die Hand gegangen. Wir dürfen, nach der Versicherung desselben, demnächst noch andern Sendungen entgegensehen. Es ist schön, wenn man, viele tausend Meilen von der Heimath entfernt, auf solche Weise der lieben Vaterstadt gedenkt. Aehnliche, wenn auch minder bedeutende Geschenke an Naturalien hat die Gesellschaft im Verlaufe des Jahres von auswärtigen Freunden und Gönnern des schönen Instituts erhalten, und es darf uns nicht wundern, wenn unter solchen günstigen Auspicien unsere Sammlungen bald mit allen ähnlichen am Rheine weteifern können.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Akademie.

In Republiken, wie die unsrige, kränkelt leicht auch entschieden Gutes, wenn es nicht kräftig genug vertreten wird. Dies zeigt sich jetzt bei unserer Akademie, die unter Muniers Rektorat vor drei Jahren einen vielversprechenden Aufschwung nehmen zu wollen schien und nicht neben den Nachbarakademien in Lausanne und Neuchatel kurkatoleiben wollte. Neue Lehrstühle für Mathematik, Astronomie, Criminalrecht und vergleichende Literatur wurden in Anregung gebracht und zum Theil wirklich ausgeschrieben. Ehe es aber zu Ernennungen kam, wechselte das Rektorat der Akademie, das neue glaubte, mit den vorgeschlagenen Erweiterungen habe es keine Eile, das vorhandene Enge und Einseitige thume immer noch einige Jahre fortdauern; kurz das neue Rektorat wußte andere Ansichten als die Munierschen geltend zu machen, und alle Ernennungen und Erweiterungen auf uns bestimmte Zeit hinauszuschieben, bis sich fähige und genehme Genfer dazu herandrängen und melden würden. Dabei ist nun durchaus nicht abzusehen, wann die Akademie wieder eine entschiedene Richtung annehmen wird. Die Besoldungen der neuen Professuren sind so gering — viel geringer als die Lausanner und Neuchateler — daß nur Genfer, die eigenes Vermögen, oder andere Stellen oder andere einträgliche Beschäftigungen haben, oder sich mit Privatstunden etwas vers dienen wollen, den Gedanken fassen können, sich dazu zu melden und für ein Geringes ihre Unabhängigkeit zu opfern. So eine Professur dürfte nur aus patriotischer Hingebung angenommen und ueben andern Dingen getrieben, nie aber Lebenszweck werden. Es wäre auch unbillig, wenn die Akademie mehr von ihren Professoren verlangte. — Der Mißlichkeit dieses Interims hat die Akademie vorigen Winter durch außerordentliche Vorlesungen abzuhelfen gesucht. Die zu gleich ein Prodromus für künftige Bewerber seyn sollen. Es ist natürlich, daß ungeachtet dieser außerordentlichen Vorlesungen in Criminalrecht, Mathematik und Literatur viele Lücken im Unterricht blieben, die auch der Akademie mehrmals öffentlich vorgeworfen wurden. A. Pictet, der würdige Träger eines in der Genfer politischen und literarischen Geschichte sehr würdigen Namens, ein Gelehrter, der sich durch seine selteneu philologischen Kenntnisse auszeichnet und dessen Deutschsein über die Verwandtschaft der celtischen Sprachen mit dem Sanscrit vom französischen Institut gekrönt worden ist, A. Pictet hielt Vorlesungen über Aesthetik und Literaturgeschichte. Es wäre der Akademie sehr zu wünschen, daß sie ihm für die Professur der vergleichenden Literatur gewinnen könnte. Da er zur besten Genfer Aristokratie gehört, so würde er auch in dieser Hinsicht sehr passend seyn, und er könnte mit seinem gründlichen, freien Wissenschaftssinne an ihr Gutes stiften und eine große Lücke ausfüllen. — E. Diodati hielt Vorlesungen über die Geschichte der französischen Philosophie in der sogenannten Renaissancezeit, auf denen ich hier eine Stelle über die französische Philosophie ausheben will, die eben so gut auf die Tendenzen der Hegelianer und des „jungen Deutschlands" bei uns paßt. „Es gibt etwas ganz Unvermeidliches in der Cultur, das sogar als Bedingung der Humanität angenommen werden muß: was auch daraus entstehe, wie sich auch Zeiten und Verhältnisse gestalten, immer werden sich philosophische Tendenzen bilden und aussprechen, immer werden sie über die Intelligenz zu herrschen suchen; sie werden mächtigen Einfluß haben auf den socialen Zustand, und dadurch auf das Leben der Einzelnen. Dieser fast herrschende Einfluß hat sich immer gezeigt, und es wäre vergeblich, sich dagegen zu stemmen. Wo man auch die Geschichte der menschlichen Gesellschaft betrachtet, überall zeigen sich auf dem Grund gewisse Lehren und leitende Grundsätze, welche die Erscheinungen und Ereignisse der Zeit erklären." (Forts. folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 164.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 10. Juli 1839.

— Pingimus atque
Psallimus, et luctamur Athivis doctius unctis.
Horat.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

So alt der germanische Einfluß in Frankreich ist, erst in neuerer Zeit tritt er in der Wissenschaft und Literatur, wie im Leben, deutlicher und massenhafter hervor, am Augenfälligsten in der sogenannten romantischen Poesie und in der Byronschen Laune, dem schwermüthigen Ernst der Jugend; wir unserseits vergelten dieses schmeichelhafte Anerkenntniß dadurch, daß wir, wie schon gesagt, an unsern gedankenvollen Persönlichkeiten immer wähliger und eleganter, und in unserer schönen Literatur immer schöner, gewandter, witziger, salonsmäßiger werden, und beide mit dem cölnischen Wasser des feinsten Tons begießen. Sie nehmen von uns Geist und Schlachtvieh, wir beziehen von ihnen Esprit und Galanteriewaaren. Aber in der Art, wie wir Beide mit dem Erborgten hanthieren, zeigen wir unser Naturell noch deutlicher als in originellen Produkten. Der französische „Zerrissene" kokettirt noch in den heftigsten Paroxysmen seines poetischen Schmerzes und drapirt sich eitel mit dem Mantel der philosophischen „Morgue," wie mit dem Faschingskostüm. Die deutsche Eleganz beiderlei Geschlechts nimmt selbst die Koketterie wichtig und ernsthaft; die Schöne mit dem neuen Putzhut wägt das Haupt so feierlich, als säße eine Krone darauf, und der feine junge Mann trägt den Stock mit dem prächtigen Knopf, den ihm die Mode in die Hand gibt, mit Würde, wie der Sheriff oder der Läufer. Der deutsche Schöngeist aber, der den spirituellen Eiertanz nach französischer Weise tanzt, kommt gar zu oft von der Zehenspitze auf die platte Sohle nieder und verunreinigt sich und den Schauplatz. Schade um die Eier!

In der französischen Journalistik herrscht die Sitte, daß täglich oder periodisch die großen und kleinen Ereignisse in der Politik, in der Gesellschaft, der Kunstwelt zc. munter, sarkastisch, boshaft, sentimental, pathetisch, wie es kommt, besprochen werden. Die Verfertiger dieser Blumen-, Frucht- und Dornenstücke bilden eine eigene Gilde; schneidend sind alle, und ihre Schärfe ist der unerläßliche Esprit, aber im Uebrigen sind sie sehr ungleich und verhalten sich unter einander wie nach Gewicht, Wasser und Figur verschiedene Diamanten: es gibt unter ihnen Tafelsteine, Rosetten und Brillanten, und ihr Werth, d. h. ihr Honorar, wächst geometrisch mit der Zahl der Karate, die sie wiegen. — Daß man diese flüchtige Bildermacherei in deutschen Journalen nachahmt, ist eine Mode wie eine andere; es ist ein Spielzeug weiter für Kreise, wo man im schweren deutschen Dunstkreise erst dann behaglich athmet, wenn man sich ausländische Luft zufächert. Daß man im Spiel mit der geistigen

Grazie der Franzosen am Schreibtisch keineswegs glücklicher, sondern meist weit unglücklicher ist, als im Spiel mit ihrer körperlichen Grazie an der Toilette — auch darüber wäre weiter nichts zu sagen, wenn sich nicht viele ehrenwerthe Leute sehr darüber verwunderten.

Diese Leute sagen: „Wenn wir uns doch zu Allem von auswärts das Zeichen und das Muster müssen geben lassen, wenn wir nicht von selbst darauf verfallen sind, in unsern Journalen geistreich zu seyn, so war dies einmal, sollte man meinen, eine Mode, wobei der Deutsche nicht Gefahr lief, sich zu kompromittiren; es war so recht Wasser auf seine Mühle, der ja ohnehin in Allem den Geist sucht und findet. Freilich sagt man, wie den Franzosen der deutsche Geist, so sey uns der Esprit unerreichbar, und unser Witz gebe weder das Wort wieder, noch erschöpfe er die Sache. Nun ja doch! Witz und Esprit mögen Dreiecke seyn, welche einander nicht decken; aber spitzwinkligt sind doch wohl beide; der Unterschied kann also kein wesentlicher seyn. Müßt ihr den Esprit bleiben lassen, so macht Witz, und es ist schwerlich etwas damit verdorben. Wenn die deutsche Nation sich selbst den Witz abstreitet, so verläumdet sie sich, wie so oft, gegen den Augenschein. Kann es in der Masse eines Volks, aus welcher Prachtkrystalle wie Kästner, Hippel, Thümmel, Wieland, Lichtenberg, Jean Paul, Hoffmann, Tieck angeschossen sind, an Witzstoff fehlen? Wohnen nicht überall Spezereikrämer zwischen den Großhändlern? und wo der Witz in Ballen liegt, da ist er doch wohl auch in Düten zu haben."

Dieses Raisonnement hielte vielleicht Stich, wenn die deutsche Gesellschaft wäre, was sie nicht ist, und nie seyn wird, eine so compakte Masse wie die französische. Just hierin liegt der radikale Unterschied zwischen beiden Ländern, und dies ist es, was auch die beiderseitige Literatur, was namentlich die Journalistik und den eigenthümlichen Geist der Völker in seiner Richtung auf die tägliche Ergötzung der Lesenden, in ein völlig verschiedenes Verhältniß sezt. Dies ist am Anfang dieser Betrachtungen gewiß richtig so bezeichnet worden: der französische Feuilletonist schreibt für sein Volk, der deutsche für sein Publikum; der erste, wenn er keck in den Stoff, das tägliche Leben, hineingreift und ihn mit Geschick behandelt, ist sicher, Allen oder fast Allen zu gefallen; für den zweiten sind zum Voraus gar manche Stücke des Stoffs zu heiß oder zu stachlicht zum Anfassen, und er fragt sich beständig, oder er sollte dies doch vernünftigerweise, ob er auch den Ton trifft, der den Leuten behagt, auf die er zunächst wirken will.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleone Zebrü.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Dieses Schreiben versezte Faustina in die grenzenloseste Bestürzung. Zwar erwachte sie bald aus derselben, um mit wildauflodernder Freude zu rufen: „den Heiligen Dank! Er sollte nicht das Opfer meiner Rachlust werden!" aber sie sank eben so schnell in die Betäubung zurück, indem sie ihre Locken zerriß und vor sich hin klagte: „Er ist für mich verloren! Napoleone für mich dahin!" — Also, wie ein Marmorbild, saß sie da und horchte Tage lang auf ihres Vaters Fragen und Tröstungen eben so wenig, als auf das girrende Abendlied, das Atakios unter ihren Fenstern sang, eine Meldung seiner Ankunft. Der Vater erfuhr nichts aus ihrem Munde; dem Griechen wurde ihre Pforte nicht aufgethan.

Schon einigemal hatte die Trauernde das Morgenroth beschienen, nachdem sie den Scheidebrief die ganze Nacht hindurch gelesen und wieder gelesen und mit ihren Thränen befeuchtet hatte; da stellte sich Dazio plötzlich ein, wild und aufgeregt, wie ihn Faustina nie gesehen. „Was ist mit dem Grafen geschehen?" fragte er; „Base, was hast du an meinem Freunde gethan? Doch, wie mag ich fragen, da ich Alles weiß? Mit dem glühendsten Fieber ringend, rief er deinen Namen und fluchte dem boshaften Constantin. Wie schön, Base, daß du den edlen Napoleone für den glatten Buben aufgabst!" Dazio riß den Degen aus der Scheide. „Sieh her, Faustina, das Blut an dieser Klinge ist das Blut des glatten Buben! Erschrick nicht, zittere nicht! Er lebt, aber ich habe ihn mit einem Kreuz über's Gesicht gezeichnet. Er wird dir nicht mehr gefallen, dafür stehe ich; aber dennoch soll er kommen und dir Abbitte leisten. Du mußt ihn kennen lernen, den Betrüger, der, um sich bei dir einzuschmeicheln, den Doktor von Bologna mit giftigen Substanzen erkranken machte; den Schurken, der dem Grafen meuchelmörderisch an's Leben wollte, jedoch ihn nur ungeschickt verwundet hat; den Abschaum aller Niederträchtigkeit, der im Rausch seines Sieges, voll Hohn über Zebrüs Niederlage, voll Hoffnung, dich endlich zu erringen, sich nicht entblödet hat, frevlerisch von dir zu reden und sich gegen Leute seines Gelichters mit Gunstbezeugungen zu brüsten, die ihm gewißlich nicht geworden sind!"

Faustina gewann die stolze Lebenskraft der unbescholtenen Jungfrau wieder und blickte voll gerechten Zorns auf den mißhandelten Griechen nieder, den ihr Vetter zu ihren Füßen schleuderte. Ihre Stimme, Medea's Grimm und Niobe's Jammer vereinigend, klang furchtbar

in Constantins Ohr: „Betrüger, Mörder, gewissenloser Prahler! Deine Rathschläge, dein Zureden, sie haben mich elend gemacht! Siehe von hier und verbirg in der Wüste dein schmählich befleckes Angesicht!“ Nach diesem Aufschrung der Erbitterung sank Faustina wieder in sich selbst zusammen und redete nur mit den Gespenstern ihrer Einbildungskraft, bejammerte ihr Daseyn, ihre Thorheit, die eines Böswichts trügliche Schönheit dem Verstande und Herzensadel vorgezogen hatte, prophezeite des jungen Crasen Tod und klagte bitterlich, ihn überleben zu müssen. — Was in ihrer Brust geschlummert, was nur dann und wann sich wie im Traum geregt hatte, war erwacht durch den Schrei ihres Schmerzens: die Leidenschaft der Liebe, die flammende Sonne, in deren Strahlen der morsche Abgott ihrer Sinne zu Asche verbrannte. — Da sagte eines Tags ein freundlicher Mund zu Faustina: „Napoleone lebt, er hat sein Leiden überwunden. Lebe auch du, und zwar für ihn!“ Und sie genaß zur Stunde von der Krankheit ihrer Seele.

Wie es nun kam, daß der Beleidigte die Kränkung vergaß, daß der Flüchtige wiederkehrte zum süßen Kerker, daß die zarte Sehnsucht und die grüne Hoffnung aufs Neue über des mürrischen Hettore Lehren die Oberhand behielten, mag leicht begreifen, wer da weiß, wie gern ein liebend Herz bereut und verzeiht, und was verständige Freunde vermögen. Saiverte und Dazio rasteten nicht. Des großen Cosimo, des königlichen Kaufmanns erlauchter Enkel, Faustina's Beschützer, wenn nicht sogar ihr Vater, wie die Florentiner murmelten, führte die Liebenden zusammen, tauschte ihre Ringe am Verlobungsfest und bestimmte den Tag der Vermählung. — Die Stadt versagte dem Paare ihre Ehrfurcht nicht. Das körperliche Mißverhältniß der Brautleute trat in den Hintergrund vor ihrer so kräftig ausgesprochenen Leidenschaft und ihrem großen Reichthum. Dennoch zögerten die Florentiner mit ihrem lauten Beifall; sie schienen eines erwünschten Ausgangs der Sache noch nicht gewiß zu seyn. Vor dem Abendroth soll keiner glücklich gepriesen werden.

Als Gott der Herr das Paradies hinter unsern Stammeltern verschlossen hatte, versteckte er es vor allen Menschen, und erlaubt bis auf diese Stunde nur den Liebenden im Brautstande, von Zeit zu Zeit einen Blick hineinzuwerfen und sich im Geiste darinnen zu ergehen. — Für Napoleone und Faustina stand ebenfalls das Eden offen; doch lauerte in seinem Haine die Schlange des Argwohns, des Mißtrauens und falscher Erkenntniß. Unähnlich der alten Natter des Paradieses, wählte sie sich zum Opfer den Mann und umschnürte Napoleones Herz und Gehirn. — Er wurde binnen kurzer Zeit ein zweideutiger Mensch: heiter, gefällig und angenehm, so lange er sich unter den Augen der Geliebten befand; mürrisch, verschlossen, schwermüthig, sobald er in seines Hauses Einsamkeit zurückkehrte. Seine Melancholi wuchs schnell und riesengroß; eine besondere Furchtsamkeit bemächtigte sich des jungen Mannes dergestalt, daß sie in seinen Worten und Bewegungen sich ausdrückte. — Je heftiger diese unglückliche Stimmung in seiner Seele überhand nahm, je geringer wurde seine Macht, sich zu verstellen. Die kluge Faustina bemerkte endlich, daß trotz Napoleones angenommener Heiterkeit etwas Außerordentliches in ihm vorgehen müsse. Doch schwieg sie und wartete geduldig auf eine bessere Laune des Bräutigams. Später schwieg sie aus andern Gründen. Ihre eigene Seele war befangen von unheilvoller Furcht und Ahnung. — Sie hatte, dem Aberglauben der Zeit zufolge, dem auch die bessern Köpfe huldigten, von einem berühmten Astrologen zu erfahren gesucht, ob ihre Ehe glücklich seyn werde. Der weise Mann hatte nicht bejaht, sondern mit Zweifeln geantwortet, die peinlicher quälten, als ein klar vorhergesehenes Unglück.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Kiß's Amazone.

Die Amazone von Kiß ist eine öffentliche Person geworden — ein Ausdruck, über den ich im selben Augenblick, wo er aus der Feder ist, beinahe erschrecke; indessen läßt sich doch nicht füglich sagen, daß die Figur aus Thon ein öffentlicher Charakter sey, so viel Charakter das Kunstwerk auch haben mag. Drei Parthieen haben sich ihrer bemächtigt: die Kunstfreunde, die daraus gern eine vaterländische Angelegenheit machten, die guten Pfahlbürger, welche das Vaterland nicht in seiner Kunst suchen wollen, und die Pietisten, welche einen neuen Götzendienst wittern. Der Wunsch, ein Bildwerk, welches nach dem einstimmigen Urtheil der Kenner und Laien in seiner Großartigkeit einzig dasteht, durch die Gesammtheit aller vaterländischen Gebildeten ausgeführt zu sehen, hatte etwas Anregendes. Die kleinen Bedenken dagegen verschwanden vor dem schönen Gedanken, daß einmal das Volk ein großes Kunstwerk ausführen lasse, da man doch bisher behauptet hatte, das sey nur die Sache der Fürsten und Großen. Also sollte die Kunst in ihrer würdigsten Erscheinung emanzipirt von der Mäcenatenprotektion, an's Licht treten. Das fand allgemeinen Anklang. Nur fanden sich nur zu bald Bedenken ein, thatsächlich den Begriff Volk. Den Berliner Eckensteher mußte man schon ausschließen, und man restringirte den Begriff auf die Wohlhabenden und die Kunstfreunde. Aber bis wie weit? Das wahrhaft Schöne ist nicht dreist gebunden; also erwarteten die Unternehmer von allen Seiten ihr freudig bereitwillige Unterstützung. Aber schon von der nächsten, sonst kunstliebenden Stadt Stettin aus schickte man ihnen zur Antwort: ihr in Berlin interessirt euch nicht einmal lebhaft für die Eisenbahn, welche uns zueinander führen soll, was fordert

ihr, daß wir uns für euer Kunstwerk interessiren? — Also schrumpfte der Begriff abermals ein: es blieb unser Kunstwerk, die wir innerhalb des Berliner Weichbildes wohnen. Nun sollte der städtische Patriotismus angesprochen werden. Man forderte die Stadtverordnetenversammlung auf, sich das für zu interessiren. Aber wie war unsern Bäckern und Branntweinbrennern zu beweisen, daß sie die Aufrichtung des Standbildes einer nächten weiblichen Person, die keine Berlinerin gewesen, ja eigentlich niemals existirt hatte, für eine Stadtangelegenheit halten müßten? Daß Damen in Berlin reiten, ist noch eine solche Seltenheit, daß die Gassenbuben zusammenlaufen; ja in einzelnen entfernteren Revieren sind die schönen Reiterinnen selbst Insulten ausgesetzt, weshalb die Bereiter ungern ihre Damen dahin führen. Was konnte man nicht besorgen, da schon der große Kurfürst und der alte Zieten nächtlichen Insulten ausgesetzt sind, wenn eine nackte Reiterin ohne Schildwache dastand! Und diese daneben zu stellen, wie bei dem Kurfürsten auf der langen Brücke, hätte ebenfalls manche patriotisch-militärisch-moralische Bedenken gegeben. Ueberhaupt wem sollte denn die Stadt ein Denkmal setzen, das vaterländisch genannt werden könnte? Einer Frauensperson, welche nackend reitet, was nie hier vorgekommen ist, oder dem Angriff eines Tiegerthiers, das nie hier zu Hause war, und nur durch die polizeiwidrige Nachlässigkeit eines Menageriebesitzers aus seinem Käfig gelassen seyn kann; oder der saubern Moral, daß ein solches Unthier ein edles, nützliches Pferd ins Genick beißt, beraestalt, daß es im nächsten Augenblick stürzen muß? Ich will nicht sagen, daß diese Bedenken in der Stadtverordnetenversammlung zur Sprache kamen; aber dergleichen wurde doch gedacht, und wird außerhalb der Versammlung jetzt geschrieben und gedruckt. Daß Herr Riß ein Berliner ist und die künstlerische Ausführung seines Gedankens durch sich allein, und ganz abgesehen von dem behandelten allgemein menschlichen Gegenstande, der Stadt und dem Standpunkte ihrer Bildung zur Ehre gereicht, sind Motive, die man zur Zeit bei uns noch nicht zu kursirenden Münze machen kann. Es ist kein vaterländischer Stoff; also mußte die vaterländische Theilnahme anderswo gesucht werden. Das arme gebildete Publikum war eben gerade vielfältig für die Armuth der Ueberschwemmten und Abgebrannten angegangen, und die Beutel waren erschöpft. Es hatte außerdem für Schiller, den deutschen Dichter, für Mozart und Beethoven, die deutschen Componisten, für Guttenberg, den deutschen Buchdrucker, für Lessing, den deutschen Dramaturgen, und noch für die Monumente von vielen andern Deutschen, weil es Deutsche, beigetragen.

(Fortsetzung folgt.)

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Akademie.

„Allerdings können diese Tendenzen philosophische genannt werden, denn sie kommen von allgemeinen Grundsätzen über menschliches Seyn; daraus folgt aber noch lange nicht, daß sie rationell, weise, gerecht und nützlich sind; oft sind sie dem Irrthum, dem Laster, dem Stolz, dem Egoismus und andern häßlichen Leidenschaften zugänglich, und dann werden sie sehr gefährlich. Dieselben Tendenzen, welche richtig, sittlich und verständig geleitet, zur Ordnung, zum Fortschritt des Guten und zum Glück der Menschheit führen können, werden eine Geißel der Gesellschaft und ihr Ruin, wenn sie in unrechte oder übelwollende Hände kommen; denn sie führen die Gemüther irre, geben der öffentlichen Meinung eine ganz falsche Richtung, drängen die bürgerliche Gesellschaft auf irrige oder schlechte Wege, und die ganze soziale Bewegung erhält durch sie eine Menge Richtungen, die zu Unordnung, zu Verdorbenheit und zu Verderben, zu langem und furchtbarem Wehe, und endlich zur gänzlichen Auflösung des Staatskörpers führen. Man betrachte nur, was die Gesellschaft in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter dem Einfluß der materialistischen Lehren von Condillac und Helvetius geworden war; man betrachte diese Epoche in sozialer Hinsicht, in Beziehung auf Sitten, Religion, Literatur und Politik; überall wird man die Wirkung des Materialismus herrschend finden. In diesen irrigen Lehren, in dieser unreinen Quelle liegt der erste Grund der auffallenden Ausartung und des furchtbaren Sittenverderbens jener Zeit. Ueberall treten ihre Grundsätze und Einflüsse hervor, in den damals allgemein verbreiteten ausgearteten Sitten, in der Literatur der höhern Welt und des Volks, und in dem irreligiösen Cynismus, endlich in der französischen Revolution, über deren Natur und Resultate man streiten kann, die aber einmal über das andere von Irrthum falsch geleitet und verfälscht, eben so oft von schlechten Leidenschaften und dem Verbrechen beherrscht und in den Staub gewälzt wurde. Dieselben Tendenzen, oder andere nicht weniger gefährliche können wieder erscheinen und auftommen, und es wird jetzt, wie zu allen Zeiten, Menschen geben, die Plan und geschickt die immer lebendigen, positiven, den menschlichen Egoismus, die Leidenschaften und alles Gemeine und Niedrige nächtig ansprechenden Interessen zu exprimiren und auszubeuten verstehen, um daraus mit mehr oder weniger Kunst Grundsätze abzuleiten, die sie sofort als Brandstoffe in die Gesellschaft werfen, um damit böse Leidenschaften aufzuregen, Parthein zu bilden, und mit scheinbaren Theorien Ehrgeiz, Habsucht, Bestechung und alle Art von Unrecht zu rechtfertigen. Werden solche Grundsätze des Verderbens von irgend einer Seite in Umlauf gebracht, so finden sich gleich viele Leute, die sie exprimiren und eifrig verbreiten, zumal wenn die Gesellschaft vorher durch einen falschen Schein dahin bearbeitet worden ist, sie handle ganz vernünftig, indem sie ihren Leidenschaften, Neigungen und Interessen nachgibt, indem sie das Fleisch emancipirt ꝛc."

Die Akademie hatte im vorigen Wintersemester zweihundert und vierundvierzig Studenten, unter denen sich, neben hundert und fünfundzwanzig Genfern, Schweizer aus andern Cantonen, Franzosen, Deutsche, Engländer, Piemontesen, Amerikaner, Spanier und Griechen befanden. Die mehrsten Ausländer sind aber keine eigentlichen Studenten, sondern leben hier in Pensionen und benutzen ihren hiesigen Aufenthalt, um den Vorlesungen einiger Professoren beizuwohnen. Ein Phänomen war der Kurs des verdienstvollen Prof. Humbert über arabische Sprache; denn durch ganz eigenthümliches Talent und viel Mannigfaltigkeit im Vortrag wußte er einundzwanzig Zuhörer zu vereinigen, was selbst auf den weit zahlreichern deutschen Universitäten und in Paris jetzt selten seyn soll. Neun von diesen Zuhörern unterwarfen sich am Ende des Kurses einem Examen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 21.

Mittwoch, 10. Juli 1839.

[317]

Deutsche Vierteljahrs Schrift. 7. Heft.

So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt:

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

Juli—September 1839.

Inhalt:

Ueber das industrielle Maschinenwesen der neuesten Zeit. — Ueber den öffentlichen Unterricht, besonders in gewerblicher Hinsicht. — Ueber die Städte in Deutschland und ihre Verfassungen. — Vom Geister- und Gespensterglauben in Deutschland. — Die Schulen der deutschen Rechtsgelehrten. — Zur Orientirung in den geistigen Richtungen und Strebungen in Deutschland. — Das Verhältniß der Künste zu der politischen Entwicklung der neuesten Zeit. — Ueber die Begründung der Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perser und Türken aus ihrer Religion. — Kurze Notizen.

Der Inhalt der zwei ersten Quartalhefte des laufenden Jahrgangs oder Nr. 5 und 6 der ganzen Sammlung ist folgender:

V. Das deutsche Journalwesen. — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Ueber die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland. — Ueber den Grund, das Wesen und die Grenzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. — Die Holznoth. — Kurze Notizen.

VI. Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Aphorismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Ueber rhetorische Improvisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Christenleben.

Ausgewählte religiöse Betrachtungen in 4 Bändchen.

Von

Dr. G. Friedrich.

Erstes Bändchen. Mit einem Stahlstich.

Velinpapier in Umschlag brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[278] Im Verlage der *Buchhandlung des Waisenhauses* in *Halle* ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Chrestomathia syriaca edita et glossario explanato ab *Aem. Roediger*o, annexae sunt tabulae grammaticae. gr. 8.

Druckpapier broch.	1¼ Thlr.
Schreibpapier carton.	2 „
Velinpapier carton.	2½ „

In demselben Verlage sind u. m. a. auch folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hoffmann, A. T., Grammatica syriaca libri III. 4 maj. 1827. 4 Thlr.

Michaelis, C. B., Syriasmus, id est, Grammatica linguae syriacae, cum Fundamentis necessariis, tum Paradigmat. plen. tum denique ubere Syntaxi etc. 4. 1741. 7/12 Thlr.

Psalterium syriacum ex recensione Erpenii, cum notis philologicis et criticis, edid. J. A. Dathe, 8 maj. 1768. 1 Thlr.

---

[316] In der Liter.-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Maschinenkunde

und

Maschinenzeichnung

von

F. Haindl,

königl. bayer. Professer.

1ste Lieferung,

bestehend aus 11 Bogen Text in Quarto,

und 11 Bogen der Zeichnungen in groß Quer-Folio (das Blatt 2' lang' 1' 7'' breit bayer. Maaß).

Preis 5 fl. 24 kr. rhein. — 3 Rthlr. oder 4 fl. 30 kr. C.M.

Inhalt:

1) Schrauben, scharfe, flache, linke, rechte, einfache, mehrfache, in Holz und Metall ꝛc. ausgeführt. 2) Wellen, Zapfen und deren Lager, wagrechte, senkrechte und schiefe, hölzerne und eiserne, massive und hohle Wellen und deren Zapfen, offene und geschlossene Zapfenlager, fixe und bewegliche, stehende, hängende und schwebende ꝛc. 3) Holzverbindungen, wagrechte, senkrechte und schiefe. Verzapfungen, Verblattungen ꝛc. 4) Verzahnungen, colindrische und konische Räder, Zahnbüchse, Daumen und excentrische Scheiben ꝛc., mit Rücksicht auf Berechnung, Emtheilung und Form der Zähne; hölzerne, eiserne und gemischte Räder ꝛc.

Das ganze Werk, welches aus drei gleich starken Lieferungen bestehen wird, soll in systematischer Ordnung das ganze Gebiet der Maschinenkunde und des Maschinenzeichnens umfassen.

Der Hr. Verfasser, bereits im zweiten Decennium als Lehrer dieser Partien an der königl. polytechnischen Schule in München, so wie noch an vier der ersten Kunst- und technischen Bildungsanstalten wirkend, und seit mehreren Jahren die Stelle eines Civil-Ingenieurs vertretend, hat, geleitet durch seine mehrjährigen praktischen Kenntnisse und Erfahrungen im Bau- und Maschinenwesen, dieses Werk nach dem übereinstimmenden Urtheile Sachverständiger so bearbeitet, daß selbes nicht nur für die bereits mehrfach ins Leben gerufenen technischen Bildungsanstalten als das erste in Deutschland erschienene Werk empfohlen zu werden verdient, sondern auch für Mechaniker, Maschinenbauer, Fabrikanten, Hütten- und Hammerwerks-Besitzer, Müller ꝛc., so wie für jeden Freund der Technik bei dem raschen Aufblühen des Maschinenwesens um so mehr von großem Nutzen seyn wird, als der Hr. Verfasser, abhold jenem bloßen Wiederkauen und Aufpropfen fremder Anordnungen und Constructionen, ohne Rücksicht auf die obwaltenden Umstände und vorhandenen Verhältnisse, das Ganze den Bedürfnissen aller jener Länder entsprechend anzupassen eifrigst bemüht war, welche noch nicht, gleich den Engländern, Franzosen und Amerikanern, jene hohe Stufe technischer Ausbildung erreicht haben.

Diesem zufolge wurden, wie es in einigen sonst vorzüglichen ausländischen Werken geschehen ist, Constructionen in Holz keineswegs umgangen, sondern dieselben sind, so weit es die Verhältnisse des Continents erfordern, denen in Eisen vorangestellt; jedoch vermißt man auch letztere, so wie jene, welche theils aus Holz, theils aus Eisen bestehen, nicht; wobei bei gleichem, oder doch nicht beträchtlich größerem Kostenaufwande Schönheit der Formen immer berücksichtigt wurde.

Bei allen von dem Hrn. Verfasser, vorzüglich aber bei den von ihm in Metall ausgeführten Maschinen wurde das Gewicht der einzelnen Theile und ein Kostenüberschlag aufgeführt. Bei allen Zeichnungen sind mit der höchsten Genauigkeit die Maaße nach bayerischem und französischem metrischem Maaßstabe eingeschrieben; die verschiedenen Stoffe: als Eisen, Messing, Holz ꝛc., sind sowohl durch eigene Schraffuren als besonders mit Benützung des erst seit kurzem in der J. G. Cotta'schen lithographischen Druckerei ausgebildeten Farbendruckes in den ihnen zukommenden Farben dargestellt, wodurch die Platten an Deutlichkeit bedeutend gewinnen, und sich nicht nur als Originale für den Unterricht, sondern auch als Arbeits- oder Werkstättzeichnungen selbst für solche, welche die im übrigens ungekünstelten, leicht verständlichen Styl geschriebene deutsche Erklärung nicht lesen können, vollständig eignen.

Die Platten wurden von Hrn. Kurz, einem der ausgezeichnetsten Schüler des Hrn. Verfassers, und derselbe selbst im vierten Jahre Lehrer an der Gewerbs- und polytechnischen Schule in Augsburg, mit einer Präcision gestochen, welche so wie die übrige Ausstattung, nichts zu wünschen übrig läßt.

---

[287] In **E. Schweizerbart's** Verlagshandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Iris.

Eine Sammlung

erzählender und dramaturgischer Dichtungen

von

Eduard Mörike.

Mit zwei Darstellungen nach Zeichnungen von Fellner und Nisle.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr 16 Gr.

Maler Nolten.

Novelle

von

Eduard Mörike.

Zwei Theile. Mit einer Musikbeilage.

Preis 4 fl. 40 kr. oder 2 Rthlr. 18 Gr.

[301] **Neue wohlfeile Schul-Ausgabe**
von
Homer's Werken.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Homer's Werke,

übersetzt von
Johann Heinrich Voß.
Zwei Theile.

Neue wohlfeile Schul-Ausgabe in Taschenformat. Mit einer Homerischen Welttafel, zwei Karten und einem Grundriß.

Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[290] Bei Julius Wunder in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Homer's Odyssee,

als deutsches volksthümliches Kunstwerk

für Schule und Haus.

Aus dem Griechischen
in Stanzen übersetzt und erläutert
von
Dr. W. K. Ferd. Rinne.

Preis 1 Rthlr.

---

[296] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Schutz und Wehr

gegen

Unglücksfälle

oder die

Sicherheits- und Rettungsmittel in den Gefahren des Lebens zu Land und Wasser.

Ein Lesebuch

für Schule und Haus.

Von

Johann Heinrich Moritz v. Poppe.

gr. 8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt: Einleitung. — Die Gefahren des Fallens. — Durch Körper, die von einer Höhe herabfallen. — Durch das Einstürzen oder Zusammenstürzen von Massen. — Des Anrennens an hervorragende oder an spitzige und scharfe Körper. — Des Erdrückens, Quetschens, Hauens oder Hackens, Schneidens oder Reißens. — Durch das Zerspringen und Umherschleudern von Sachen. — Durch Schießgewehre, namentlich durch Handfeuergewehre. — Die durch Feuer veranlaßten Lebensgefahren. — Die Gefahren durch Pferde und Fuhrwerke. — Die Gefahren auf Reisen zu Lande und zur See. — Noch andere Gefahren, im Wasser umzukommen, oder die Wassergefahren auf dem festen Lande. — Die Lebensgefahren durch Diebe und Räuber zu Haus. — Die Gefahren durch wilde, durch wüthende und zornigte Thiere. — Die durch Hunger und Durst entstehens den Lebensgefahren. — Lebensgefahren durch den Genuß von giftigen oder vergifteten, oder andern schädlichen Stoffen, und durch den Gebrauch von giftigen Getränken. — Die Gefahren durch giftigen Staub und giftige Dämpfe. — Der fauligten und mancher anderer Dämpfe, der verdorbenen Luft und der besonderen, erstickenden Luftarten. — Des Erstickens durch fremde Körper im Speisecanal und in der Luftröhre, durch Zuschnüren der Kehle und Verstopfen des Mundes. — Das Erschlagenwerden durch den Blitz. — Die Gefahren der Ansteckung. — Der Scheintod im Allgemeinen und die Gefahr des Lebendigbegrabens. — Noch einige ganz neu erfundene oder ganz neu entdeckte Sicherheits- und Rettungsmittel bei verschiedenen Gefahren, als Anhang.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[272] So eben erschien als Nr. 204 des

Répertoire du théâtre français à Berlin

das neueste, mit grossem Beifall in Paris aufgenommene Drama von Alex. Dumas:

Mademoiselle de Belle-Isle.

Preis 8 Gr. Zugleich machen wir aufmerksam auf das zur Lecture und zum Unterricht passende Drama Napoléon Bonaparte, ou 30 ans de l'histoire de France par Alex. Dumas. 8 Gr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[181] In allen Buchhandlungen ist die zweite verbesserte Auflage der sehr empfehlenswerthen Schrift zu haben:

Die zweite verbesserte Auflage

Vom Wiedersehen.

Wohin gelangen wir nach diesem Leben?
Werden wir uns da wiedersehen?
Wie ist da unser Loos beschaffen?
Gründe für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und Betrachtungen über Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen.

8. kroch. Preis 56 kr.

Diese von Dr. Heinichen herausgegebene Schrift gibt über obige Fragen belehrende Aufschlüsse — führt die Beweisgründe eines bessern Daseyns, eines Fortlebens nach dem Tode an, und so ist dieses Buch Trosten zur Belehrung und Trauernden zur Tröstung zu empfehlen.

---

[313] In der Engelmann'schen Verlagshandlung in Heidelberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Kreuznach, seine Heilquellen und deren Anwendung. Zunächst für Kurgäste. Von Dr. Carl Engelmann. Mit einer Karte und drei Stahlstichen. In elegantem Umschlag brochirt. 8. 3 fl. 15 kr. oder 2 Thlr. 6 gr.

Die ebengenannte Schrift bespricht einen Badeort, der in der neuesten Zeit das Interesse der Aerzte sowohl, wie des Publikums in hohem Grade in Anspruch nahm und den die Heilkraft seiner Quellen und die mannichfachen Reize seiner Umgebung in kurzer Zeit

zu einer Bedeutung erhob, die ihm unter den besuchtesten und renommirtesten Bädern Deutschlands, bereen Ruf im Auslande wie im Inlande gleich fest begründet ist, eine würdige Stelle anweist. In einer auch dem Nichtarzte verständlichen Sprache wird die Wirkungsweise der Quelle entwickelt, die Krankheiten abgehandelt, gegen die sich die Quelle hülfreich erwies und ausführlich die Regeln angegeben, die der Kranke befolgen muß, um jene günstigen Heilresultate zu erlangen. Auch was indirect zum Erfolge der Cur mitwirken kann, wird besprochen; auf die Naturschönheiten der Umgegend aufmerksam gemacht, auf den botanischen Reichthum und die geognostischen Verhältnisse hingewiesen, kurz alles erwähnt, was dem Curgaste zu wissen von Interesse und Nutzen seyn kann. Drei treffliche Stahlstiche versinnlichen dem Fremden den wichtigsten Theil der reizenden Gegend, den Theil des Nahethals, in dem die Heilquellen entspringen. Eine Karte der Umgegend mit Angabe der geognostischen Verhältnisse und zierlichen Additionen der Louisenquelle, und des Badehauses zu Münster werden dem Werke, für dessen geschmackvolle Ausstattung der Verleger auf's Beste sorgte, als nützliche und willkommene Zugabe dienen.

Dasselbe Werk ins Französische übersetzt von Dr. Nußbaum zu demselben Preise.

---

[286] Bei C. F. Etzel in Stuttgart ist erschienen und vorräthig bei allen Buchhandlungen:

Unfehlbare Heilart des Bluthustens und der Lungenschwindsucht ohne Apotheke, und Hebung der Anlage zu Brustleiden mittelst Lebensordnung, Berufswahl und Sommerkur. Von Dr. C. Rößlin. 8. broch. 48 kr. oder 12 gr.

Dieses nützliche Schriftchen ertheilt die natur- und zweckgemäßesten Vorschriften zur Heilung der fraglichen Leiden, und ist daher des Beifalls vollkommen würdig, mit der es überall aufgenommen wird.

---

[293] In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichtchen
für meine Söhne
von
A. v. Kotzebue.
Neue Auflage.

gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt: Der Tausendkünstler. — Die Pomeranzenschalen und Melonenschalen. — Der alte Oberrock und die alte Perrücke. — Der Besohnte Thatlosigkeit. — Was geht es mich an? — Der Großsprecher. — Der Lügner. — Die Reise nach Kdm. — Die wüste Insel. — Die Gefahren der Einbildungskraft. — Oswald und Guschen.

Es mangelt zwar nicht an Erzählungen für Knaben, und die Verfasser derselben haben es herzlich gut gemeint; doch kennen wir nur wenige, die im Stande wären, die Einbildungskraft ihrer jungen Leser zu fesseln, und ohne diesen Zauber darf man sich keine Wirkung versprechen. Viele sind zu trocken, mit Moral überladen, die doch nur der Knabe selbst aus den Begebenheiten ableiten sollte. Die Lehre: Meide diesen oder jenen Fehler! wird ihm selten vorschweben, wohl aber das Bild des Jünglings, der diesen oder jenen Fehler beging und dafür büßt. — Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge sind diese Erzählungen geschrieben.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[332] So eben erschien in unserm Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu empfangen:

Kochbuch für bürgerliche Haushaltung. 2te Auflage. geh. 9 Gr.

C. Rümpler, Der Rathgeber in Haus- und Wirthschaftsangelegenheiten. Eine Sammlung von 260 erprobten Mitteln und Recepten. 2te Auflage. broch. 4 Gr.

Pabst, Tabellen zur Berechnung des Mauerziegelbedarfs bei Bauten. 8 Gr.

Allen Bauherren und Laien, die vor Schaden gesichert seyn wollen, besonders zu empfehlen.

Bei dem Aufschwunge, welchen neuerlich der Betrieb

des Seidenbaues und der Maulbeerbaumzucht

in ganz Deutschland, namentlich auch im nördlichen, genommen hat, finden wir uns veranlaßt, die in unserm Verlage kürzlich erschienenen, diesen Gegenstand behandelnden Schriften des königl. preuß. Regierungs- und Schulraths W. v. Türk in Potsdam, welche hierüber in höchst faßlicher Darstellung, nach vielseitig kundgegebenen Urtheilen, die beste und vollständigste Belehrung darbieten, im Preise bedeutend herabzusetzen, um so durch den sehr erleichterten Ankauf dieser Werke zur Förderung dieses neuen und höchst wichtigen vaterländischen Erwerbzweiges möglichst beizutragen; nämlich:

W. v. Türk, vollständige Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des Seidenbaues und des Haspelns der Seide, so wie zur Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume, nach den neuesten Erfahrungen und Beobachtungen. Mit 1 Tabelle und 2 Kupfertafeln. Zweite umgearbeitete Auflage. (15 Bogen gr. 8.) broch. früher 1 Thlr. 4 Gr., jetzt 18 Gr.

— — neueste Erfahrungen hinsichtlich des deutschen Seidenbaues und der Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume. Nebst einem Plane zur Errichtung von Seidenbau-Vereinen. (9½ Bogen gr. 8.) broch. früher 16 Gr., jetzt 12 Gr.

Leipzig, im Juli 1839.

Gebrüder Reichenbach.

---

[292] **Neuester komischer Roman!!!!**

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Pingelstedt, Franz, Die neuen Argonauten! 18 Bg. 8. Velinpap. eleg. broch. 1839. Preis 1 Rthlr. 12 Gr. ord. (2 fl. 42 kr. rhein.)

Bei dem allgemeinen Interesse, welches das Publikum neuerdings an der humoristischen Literatur nimmt, bedarf es der Hinweisung auf dieses Produkt derselben wohl um so weniger, als der schnell aufgeblühte Name des Verfassers dessen Trefflichkeit verbürgt und sein frisches Talent, anerkannter Maaßen, gerade im satyrisch-humoristischen Genrebilde culminirt.

Fulda, den 6. Juni 1839.

C. Müller'sche Buchhandlung.

№ 165.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 11. Juli 1839.

Mir grauet vor der Götter Neide,
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.
Schiller.

Napoleone Zebrü.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Faustina verschwieg ihrem Geliebten ihrer Neugierde Versuch, um nicht von ihm verspottet zu werden; sie verhehlte es nicht minder, um seine Ruhe nicht zu stören oder seine übeln Stunden nicht noch trauriger zu machen. Ihr Betragen wurde jedoch ungleich und raubte dem armen Zebrü eine Stütze nach der andern, von denen er bisher noch im Gleichgewicht erhalten worden war. Wie staunte daher Dazio, als er aus Frankreich zurückkam und in einen Tempel bräutlicher Wonne zu treten vermeinte, daß er eine so üble Veränderung an seinem Freunde wahrnehmen mußte! Er bestürmte ihn mit den heftigsten Fragen, und mußte alle Bitten und Beschwörungen der innigsten Seelenbrüderschaft verschwenden, ehe ihm Zebrü mit sorgenvoll gefurchter Stirne sagte: „Ich bin allzuglücklich, Dazio. Mein Glück ist so groß und herrlich, daß es unmöglich dauern kann. Die Alten, jene lebensklugen Menschen, opferten in solcher Lage das Köstlichste den Unmenden. Dem Christen ist dieser Sühnungsweg verschlossen. Nur ein Wunder kann unser Schicksal aufhalten im Verlaufe; aber Wunder werden nur den Heiligen bescheert. Meine Angst ist furchtbar, Dazio. Hinanklimmend am Lebensbaume des Glücks, sehe ich bereits mit Zittern das Ungeheuer, das mein Heil verschlingen wird, mir entgegen kommen. Ach, wie selig, wer da nicht lebte, mein brüderlicher Freund!“ — „Wiederhole mir deine Klage, ich zweifle, daß ich verstanden habe, was du sagtest; was befürchtest du im Ernste? Ein irdisches Unheil? einen Verlust an Gut und Habe? Schäme dich, Philosoph!“

Da seufzte Zebrü noch einmal so tief denn zuvor, erwiderend: „Ich fürchte nicht den Ruin meines Reichthums, den Brand meiner Paläste, nicht den körperlichen Tod. Aber mehr als den Einsturz der Welt fürchte ich den Tod meiner Liebe! Ja, Dazio, meine Liebe wird sterben müssen, mit ihr mein ganzes Heil. Ich habe es überlegt von allen Seiten; es kann nicht anders seyn. Je näher ich mit Faustina dem Altare schreite, je fühlbarer wird mir der Abstand von ihrer Schönheit zu meiner Mißgestalt, von ihrem klaren Verstande zu dem finstern Wirrsal in meinem Kopfe. Wie wir zusammentreffen, wie unsere Hände sich erreichen konnten — mir ist es täglich unbegreiflicher, und immer morgen ein größeres Räthsel als heute. Aber was ich deutlich sehe, ist der gähnende Schlund des Verderbens zu unsern Füßen; es ist die Ungeheuerlichkeit unserer Vereinigung. — Wenn ich mich nicht rette, wenn ich einschlummere auf Rosen,

werd' ich erwachen auf Dornen, in den Flammen der Hölle. Faustina wird, sie muß zurückkommen von dem Blendwerk, das sie mit mir verband. Wie wird sie mich hassen, wenn die Binde von ihren Augen fällt! Könnt' ich's ertragen? Sie spielt heute noch mit mir wie mit einem possierlichen Schäfer; morgen wird sie entrinnen vor mir wie vor einem häßlichen Affen! Jeder Tag wird ihr in meinem Antlitz eine Falte mehr, in meiner schwachen Gestalt eine Verrenkung weiter verrathen. Die schadenfrohe Sonne macht jedes Auge nüchtern, und die Nüchternheit ist der Tod der Liebe, und diesen Tod könnte weder mein Geist noch mein Körper überleben! Ich muß einen Ausweg finden."

„Du treibst einen grausamen Scherz. Zweifelst du an Faustina's Treue? Willst du abermals von ihr scheiden, um euch Beide zum Gespött der Welt zu machen?" Zebrü schüttelte den Kopf. „Ich scherze nicht, ich prophezeie," sagte er. „An ihrer Treue zweifle ich nicht. Doch, was ist schlimmer: Liebe ohne Treue, oder Treue ohne Liebe? Das letztere, meine ich, Dazio! Aber scheiden, wie du es begreift, scheiden, wie ein ungetreuer oder mißlauniger Buhle — nein, das will ich nicht. Wenn ich je mich trenne von Faustina, so geht mein Geist, mein Leben mit. — Ich schwanke jetzo etwas verwirrt, Dazio; zürne mir nicht. Schöner und wahrer klingt der Spruch der Alten, daß die Götter mitten aus der Fülle des Glücks, der Kraft und der Jugend den hinwegnehmen, den sie lieben."

Napoleone ließ diesen räthselhaft zusammengestoppelten Aeußerungen noch viele andere von gleich wunderlichem Gehalt folgen, bis Dazio endlich das Wort nahm und ihm mit allem Ernste seine unmännliche Besorgniß verwies. Er predigte dem Schwärmer lange und glaubte endlich, da der Graf immer weniger Einwürfe machte und zuletzt gänzlich schwieg, den bösen Lindwurm eitler Sorgen überwunden zu haben. Der junge Diplomat kannte die Menschen noch nicht von Grund aus. In seiner Täuschung verharrend, wünschte er dem Freunde Glück zu einer bessern Ueberzeugung und erzählte ihm, daß er stehenden Fußes nach Pisa zu gehen vorhabe, um seine Braut abzuholen, und daß von ihm beschlossen worden, sein Vermählungsfest mit Zebrüs zu vereinigen. Mit nachdenklichem Lächeln spendete ihm der Graf seinen Beifall und sie trennten sich, der Eine abreisend mit guter Vorbedeutung in der Brust, der Andere zurückbleibend als ein Raub finsterer Gedanken.

Ein Bräutigam verrichtet seine Geschäfte und Aufträge trotz des besten Eidoten. Zu ein paar Tagen war Dazio zu Pisa fertig geworden und trat mit seiner Auserwählten die Fahrt nach Florenz alsbald an, damit sie keinen Augenblick versäumten und just am Vorabend des Vermählungsfestes ankämen. Wie trabte so muthig der Renner Dazios! wie klangen so lustig die Schellen, wie so leichtsinnig wehten die Federn der Maulthiere, welche die Sänfte der Braut trugen! Der Wind blieb hinter ihren Hufen zurück. Dennoch gab es wenige Miglien von Florenz Anstände und Aufenthalt, die verursachten, daß erst am Abend das Paar in der Stadt der Medizeer eintraf. Dazio führte seine Schöne in Faustina's Palast. Er fand die letztere in Unruhe; seine Augen suchten vergebens den Bräutigam. Kummer, Unwille und Besürchtung bemächtigten sich seiner, da er von Faustina vernahm, daß Napoleone seit zwei vollen Tagen nicht gesehen worden war. Noch vor einer Stunde war ein Diener mit Anfrage zu ihm gesendet worden und hatte den Bescheid erhalten, der Graf sey in seinem Gemache eingeschlossen und wolle später von sich hören lassen. — „Du verstehst mich, Dazio," endigte Faustina mit gefalteten Händen, „wenn ich dich bitte, bei ihm dein Heil zu versuchen. Ich halte die Angst nicht aus, die mir sein Benehmen einflößt. Alle Zeichen stehen auf ein großes Unglück. Meine Laute ist gesprungen, die Eule hat geschrieen, des Astrologen Weissagung wird sich erfüllen!"

(Schluß folgt.)

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Der französische Journalist ist vorweg der Pariser; die übrigen kommen hier so wenig in Betracht als überhaupt. Wie der Papst urbi et orbi den Segen ertheilt, so spricht der große Geistmacher im Journal des Débats laut und vernehmlich zu seiner Stadt und der ganzen französischen Welt, welche zudem an den schönen Welten aller Länder so zahlreiche Satelliten hat. Denn Paris ist der große Mittelpunkt des Lebens, das Herz, von dem Alles weg- und dem Alles zuströmt, der Nervenknoten der Nation, in dem das Nationalgemeingefühl sitzt, in dem sich jeder mit Lust und Stolz so recht als Franzose fühlt oder einmal gefühlt hat oder einst sich zu fühlen hofft. Im Hirnkasten eines jeden Franzosen ist Paris gleichsam das Ausrastfach im Setzkasten, auf das er bei seinen Ideenassociationen jeden Augenblick recurrirt. In Paris bewegt sich der Stift des tausendarmigen Storchschnabels, der aller Orten proportionale Bilder zeichnet. Was sich dort ereignet, wirkt sympathetisch auf die ganze Nation, und die kleinsten Bewegungen im Centrum sind meist wichtiger als die größten auf allen Punkten der Peripherie. Und nicht nur dies: auch was von Bedeutung in der Provinz vorfällt, wird erst in der Hauptstadt mit dem Wort gestempelt, unter dem es fortan kursirt, und der Provinziale erfährt erst durch die Post,

wie der Vorfall, bei dem er unmittelbar betheiligt war, von der Nation aufgenommen wird, und ob er sich demnach ärgern oder ob er lachen darf oder soll.

Das sogenannte Feuilleton zieht seinen Stoff unmittelbar aus dem öffentlichen Leben, und da, wie gesagt, Redenswerthes nur in Paris aufsteigt, da jedenfalls, auch was auswärts passirt, eigentlich erst dann ein Ereigniß wird, wenn es zur Kunde der Hauptstadt kommt, so ist der im Winkel der großen Journale kauernde Feuilletonist der wahre Nationallustigmacher. Das Material bietet sich ihm Tag für Tag in größter Fulle an: der Operball, dann Longchamps, dann die Kunstausstellung, dann Paris aux eaux, dazwischen, wenn das Glück gut ist, die Emeute; der Minister, der sich compromittirt, und der Deputirte, der sich lächerlich gemacht, das zehnte oder zwölfte Debut der Sängerin und das todtgeborene Vaudeville, der Skandal vor den Assisen und der, den man sich in's Ohr sagt — seine Stoffverlegenheit ist immer nur ein embarras de richesse; und auf den Stoff, wenn er nur anziehend und von Allen zu begreifen ist, kommt ja auch fast gar nichts an: das, was er darzuthun, die Form, beherrscht Alles. Niemand will von ihm etwas erfahren, etwas lernen; was er bringt, ist für den Leser, nachdem er mit der Substanz des Journals den Appetit gestillt, das Dessert zum launischen Gaumenkitzel und tändelnden Devisenspiel. Der geistreiche Confiseur bindet seinen Zucker, d. h. seinen Esprit, kunstreich an die verschiedenen Stoffe, rührt und sprudelt sie zusammen, schlägt sie hier zu formlosem Schaum, bildet sie dort zu Blumen und Schnörkeln und Figuren aller Art, und der größte Künstler ist, der an seiner Zuckerpuppe der Primadonna die Grimasse des Bravourkrillers am glücklichsten aufgefaßt, und die der Tänzerin am keckten auf der Fußspitze balanciren läßt, der die Person des Tagsgesprächs am grotesksten in Tragant ausstich und seine Bonbons in die schmachaftesten Epigramme wickelt.

Auf solcher Höhe ist dieses Metier in Deutschland zum voraus unmöglich. Der deutsche Schöngeist, der etwa die französische Idee in ihrem Wesen auffassen und ohne formelle Nachahmung, eigenthümlich in seinem Kreise zur Ausführung bringen wollte, müßte sogleich inne werden, daß kein Talent die Verkürzung des Hebels der Wirksamkeit ersetzt, ja daß diese Verkürzung die Idee selbst aufhebt, sofern er in der unmittelbaren Behandlung des öffentlichen Lebens eine öffentlicher, d. h. ein allgemeiner Schriftsteller für sein Volk seyn und nicht die zweideutige und in manchem Betracht demüthigende Rolle des Lokalgenies spielen will.

Das wahre Wesen des Feuilletons besteht darin, daß es rasch in's öffentliche Leben hineingreift und Alles, was ihm taugt, auf frischer That faßt; soll es wahrhaft wirksam seyn, muß der Leser die Scenerie und die Personen, die es vorführt, vor Augen, oder doch fertig in der Einbildungskraft haben. Die Maßregel von oben, welche Alle oder doch die Meisten beruhrt, das neue Theaterstück, das Alle gesehen oder noch sehen werden, das Spiel der Mimen, die öffentliche Charaktere sind, die Modethorheit, die durch die Gassen läuft, die Feuersbrunst, die im Situationsplan, welchen Jeder im Kopfe hat, eine Lücke reißt, der albekannte Mann, der eben von sich sprechen macht, wäre es auch nur, weil er mit Tod abgegangen — dies und dergleichen ist der wahre Stoff für den Feuilletonisten, und seine Blätter sind ihrem Wesen nach Lokalblätter, und er ist ein Lokalschriftsteller, wie der echte Lustspieldichter ein Lokalpoet. Soll ihm in seiner niedrigeren Potenz eine Bedeutung zukommen, wie einem Menander und Aristophanes in einer höhern, so muß eben seine Stadt eine Weltstadt seyn. Dies ist Paris, und dadurch wird der Pariser Schöngeist zu einem Wesen, das in Deutschland ewig kein Gegenstück haben kann, wie die ganze dortige Journalistik überhaupt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Akademie.

Die Stellung der Akademie zum Colleg ist keine günstige, wiewohl diese Schulanstalt seit mehreren Jahren durch ausgezeichnete Lehrer Bemerkenswerthes leistet und tüchtige Schüler giebt. Allerdings hat die Akademie Recht, unzufrieden über die sittliche Erziehung und über die Rohheit der jungen Leute zu seyn, die von dem Colleg zu ihr kommen. An dieser traurigen Erscheinung ist aber mehr die ganz verfehlte häusliche Erziehung der Knaben Schuld. Sagte doch selbst der Rektor der Akademie beim letzten Promotionsfest: „Ich erlaube mir, alle Lehrer auf einen Uebelstand aufmerksam zu machen, der sich mit einiger Harmädigkeit bei unserer Jugend zeigt und dessen Keime im Colleg erstickt werden sollten, wo sie sich am ersten zeigen und entwickeln. Dieser Fehler besteht in anmassender Einbildung, die sich über Alles ein Urtheil herausnimmt und oft in wahre moralische Indisciplin ausartet. Gewiß ist es ganz gut, zweckmäßig und lobenswürdig, wenn in den Studien schon vorgeschrittene junge Leute bei ihren Arbeiten denken, prüfen und selbst die Wahrheit suchen. Dem Fortschreiten in den Studien, der ganzen intellektuellen und moralischen Ausbildung und Vervollkommnung ist es aber zuwider und schädlich, wenn Collegschüler oder junge Leute, die eben aus der sateinischen Schule treten, sich anmaßen, ihre akademischen Lehrer und deren Vorträge zu beurtheilen und zu kritisiren, sich ihnen als oder zuzuwenden, wie sie es für gut halten. Es gibt ein Mittel, diese unreife und schädliche Richtung der jungen Leute zur Kritik zu bekämpfen; man muß sich nur hüten, über Methode und Lehre mit ihnen zu sprechen, ihnen Mißtrauen gegen gleichgestellte oder höher stehende Lehrer einzuflößen, mit einem Wort, man muß vermeiden, mit ihnen von Irrthümern zu sprechen, bevor man sie gelehrt hat,

die Wahrheit zu ertennen. An dem bezeichneten Gebrechen der unreifen Jugend sind aber lange nicht bloß die Lehrer Schuld; sie können ihm auch nicht abhelfen ohne die kräftige Mitwirkung der Eltern. Diese Mitwirkung wird aber häufig vermißt, und in ihre Stelle tritt eine jetzt in den Familien herrschend gewordene Gewohnheit, den Knaben Ideen und Meinungen beizubringen, die ihnen noch lange fremd bleiben sollten. Man begeht den Fehler, die Kinder eine viel zu wichtige Rolle in den Familien spielen zu lassen, sie schon zu Freunden und Vertrauten zu machen, wo man sie nur lieben sollte. Unsere Vorältern waren zu zurückhaltend gegen ihre Kinder; wir sind, fürchte ich, zu vertraut mit ihnen. Das zu freundliche, süße, zärtliche, innige und vertraute Familienleben schwächt und entnervt die Charaktere; es ist eine künstliche Wärme, welche die Früchte wie in einem Treibhaus reift, aus dem aber eben so wenig gelehrige und fleißige Schüler, als künftig energische und sich aufopfernde Bürger hervorgehen dürften." Soviel ist gewiß, die Knaben werden hier weit weniger von den Vätern verdorben, als von den Müttern, die immer etwas von ihnen zu loben und zu rühmen haben, und denen eine leicht hingeworfene Entschuldigung oder die Apparence eines guten Einfalls, einer hübschen Bemerkung und dergleichen genügt, um den Buben Alles zu verzeihen und hingehen zu lassen, nicht nur Unarten, sondern auch Bübereien.

(Schluß folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Kiß's Amazone. Düsseldorfer Bilder.

Man hatte das Publikum aufgefordert, für die kupferne Riesenschale des Cherusterfürsten Hermann zu subscribiren, weil der Gegenstand deutsch sey, und der deutsche Stoff die unkünstlerische Behandlung vergessen lasse; was Wunder da, wenn nun das gebildete Publikum fragte, ob die Amazone auch eine Landsmännin sey? Es gebührt schon ein hoher Bildungsgrad dazu, wenn ein ganzes Publikum sich nicht für den Gegenstand, sondern für die künstlerische Auffassung desselben interessiren soll. Da traten plötzlich in die Mordercolonnen die Koryphäen der Zeit — die reichen Banquiers. Ihre Fahnen mit 100 — 200 — 500 — 400 Thalern entfalteten, erwarteten sie, daß nun das Publikum sich beeilen werde, dem Impuls zu folgen; aber man läßt sich nicht mehr einschüchtern. Der Mehrzahl mißbehagte dieser Parademarsch außerordentlich, und die schon ihr Scherflein in die Hand genommen, steckten es wieder in die Tasche. Sie dachten: wollt ihr als Herzoge und Grafen das Publikum vertreten, so kommen wir nur in's Gefolge; wollt ihr die Zähler seyn, wollen wir nicht als eure Nullen figuriren. Dazu hatte man es für zweckmäßig befunden, das Versprechen voraus zu geben, der Name jedes Beisteuernden solle zu Füßen der Bildsäule eingegraben werden. Wenn die Namen figurirten, muß auch billigerweise der Beitrag beigesetzt werden, in Thalern und Silbergroschen. Nun denke man sich das Biederthal der Amazone mit tausenden Contos, Transkports und Stricken und Jacks darunter, und frage sich, was von der Poesie einer Gruppe, die auf einem Contobuche steht, übrig bleibt? Der Gedanke war wirklich abschreckend. Einige Zeloten endo sich sollen, um der Sache noch mehr Gewicht zu geben, von den Kanzeln herab gegen den neuen Götzendienst gedonnert haben. Das Faktum wird noch bestritten, doch läßt es sich glauben; es kann aber nicht von Einfluß seyn. Denn die jenigen, welche darauf hören, und diejenigen, welche für ein öffentliches Kunstwerk dieses Genres etwas zahlen, gehören zwei getrennten Welten im Geist an, zwischen denen die Kluft täglich größer wird. Bis jetzt sind zur Aufrichtung des Modells gegen 17,000 Thaler gezeichnet, und da Seine Majestät der König wohl noch schließlich, außer den evocat gezeichneten 5000 Thalern, mit einer Beihülfe zutreten dürfte, so kann man wohl auf die wirkliche Ausführung mit einiger Gewißheit rechnen. Aber jedenfalls sind die Verhandlungen darüber, und die zur Sprache gekommenen Fragen für das öffentliche Leben noch wichtiger als das Kunstwerk selbst.

Die jungen Düsseldorfer Maler haben in diesem Jahre die allgemeine Kunstausstellung nicht abgewartet, sondern eine besondere ihrer Werke privatim im Saale des Hôtel de Russie veranstaltet. Die Urtheile darüber sind sehr verschieden, nämlich über die Billigkeit eines solchen Verfahrens. Ein Gesetz ist dadurch nicht übertreten, aber man ersieht darin eine Ueberhebung, welche sich wenig mit dem fromm bescheidenen Sinne der Schule vertrage, und zudem sey das Verfahren durch keine auffallende Ungerechtigkeit, welche dem Düsseldorfern bei früheren Ausstellungen widerfahren, entschuldigt; denn welcher Künstler klage nicht darüber, daß seine Bilder in schlechtem Lichte hängen, und es habe noch Niemand zu behaupten gewagt, daß den Düsseldorfer Bildern im Ganzen schlechtere Plätze angewiesen worden seyen, als denen anderen und besonders den Berliner Künstlern eingesandten. Daß sie sich zu gut dünkten, um mit den andern zu rangiren, sey doch nicht anzunehmen, und was würde herauskommen, wenn sich jede Schule auf diese Weise isoliren wollte! zumal in einer Zeit, wo die Kunst durch ganz Deutschland in Vereinen zusammentrete, um mit gemeinschaftlichen Kräften und Organen eine von den Mäcenen unabhängige Existenz sich zu sichern. Die Düsseldorfer werden gewiß Gründe für sich haben, es ist indeß zu bezweifeln, daß sie den Versuch wiederholen werden. Bei aller Anerkennung des Gelieferten, war darin doch nicht so Eminentes, es zeigte sich in den Kunstwerken kein solcher Fortschritt, welcher es vor dem Publikum rechtfertigte, daß die Schule sich nur als solche zeigen wollte. Im Ganzen haben nur wenige der Bilder die Aufmerksamkeit erregt, keines Epoche gemacht, wie früher Lessings trauerndes Königspaar, Bendemanns trauernde Juden und Sohns Hylas. Ja es wäre möglich, daß mehrere der eingesandten Bilder in Reih und Glied mit andern noch gewonnen hätten. Nur Lessing Ezzelin im Kerker, ein treffliches Bild, und schon aus andern Ausstellungen dem Publikum bekannt, mußte durch seine edle Einfachheit, seinen strengen und milden Charakter ansprechen, die liebevolle Behgie des Königspaares erreicht es aber doch nicht. Seine Lands schaften waren vortrefflich. Sohns beide Leonoren, schöne Köpfe, schönes Colorit, viel Fleiß, gehen unter in dem mit zu großem Kraftaufwand ausgeführten Beiwerk. Sie hätten in keiner großen Ausstellung ungünstiger hängen können, als hier dem Lessingschen Bilde gegenüber, wo die Decoration vor den Personen ganz in den Hintergrund trat und die einfache Conception des Gedankens schlagend wirkte. — Welche Wirkung die Isolirung der Düsseldorfer auf die große Gemäldeausstellung, welche im September beginnt, üben wird, steht noch zu erwarten. Ohne bedeutenden Zuschuß von auswärts, vielleicht aus Paris, dürfte es so auffallen, daß man doch zur Ueberzeugung zurückkehrt, wie Producenten und Consumenten nicht ansehnlich genug sind, um statt des bisherigen zweijährigen einen einjährigen Markt zu rechtfertigen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 166.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 12. Juli 1839.

Da es keine Hauptstadt gibt, die der Sammelplatz der guten Gesellschaft von ganz Deutschland ist, so kann der geistige Geist seine Gewalt nur wenig geltend machen, so sehr es dem forschenden Geschmack an Einfluß, und den Waffen des Spottes am Stachel.

Frau von Staël.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Die Pariser und, bei ähnlichen Verhältnissen, die Londoner Journale sind Lokal- und universelle Blätter zugleich, und dies gibt ihnen ihre eigenthümliche Kraft und ihren Mitarbeitern, welche das Puppenspiel des täglichen Lebens commentiren und parodiren, die eigenthümliche Bedeutung. Denn genau betrachtet, ist auch in Frankreich das öffentliche Leben sehr arm; es concentrirt sich im Grunde völlig in der Hauptstadt, und nur die von dort ausgehenden Schwingungen erhalten Regsamkeit im Lande. Dieses gleicht einem stehenden Wasser mit einem sprudelnden Springquell in der Mitte, der durch concentrische Kreise, die er ewig ausstößt, die ganze Fläche in gleichförmige Bewegung setzt. In Deutschland dagegen ist das öffentliche Leben, soweit überhaupt hievon die Rede seyn kann, in zahlreichen kleinen Kreisen abgeschlossen, und es gibt eben so viele Mittelpunkte der Bewegung. Aristokratische Cirkel mit oder ohne Hof, Theater, Galerien, Kunstanstalten aller Art, Poeten und Gelehrte, Alles, woran sich geistiges Leben entwickelt, ist über das Land zerstreut: nirgends ein deutsches Mekka, dem der Aberglaube in Kunst, Literatur, Mode u. s. w. das Angesicht zukehrte; nirgends ein gebietender Punkt, nicht einmal ein primus inter pares, keiner, der in Allem, kaum einer, der in Vielem den Ton angäbe, alle auf gleicher Höhe, wenn nicht wirklich, so doch in der Einbildung. Bei uns wird am Ende in Wissenschaft, Kunst, Literatur, in Kabinetten und gesetzgebenden Versammlungen, in Salons und auf dem öffentlichen Platze so viel Schönes und Großes, Verfehltes und Unsinniges, so viel Virtuosität und Stümperei, Verdienst und Anmaßung, Verstand und „Caut," so viel Herzerhebendes und Zwerchfellerschütterndes zu Tag gefördert als in Ländern mit herrschenden Mittelpunkten; wenn man aber ein wenig hoch über das Land wegsieht, so meint man, im gegebenen Augenblick geschehe so gut als gar nichts. Der Stoff zu einem gescheiten Feuilleton, das die ganze Nation, d. h. ihre höhern Stände mit gleichem Vergnügen genießen könnten, ist überall und nirgends; er ist nirgends nationell, er ist aller Orten provinziell, oder gar städtisch, kleinstädtisch, hausbacken, Stoff zu Klatschblättern; und das sind auch die Pariser, nur daß die ganze Nation mitklatscht.

Ja, nur als Organ des Klatschens hat das Feuilleton Sinn, das heißt so weit, als die Bilder seiner Zauberlaterne für den Zuschauer in den Kreis seiner vertrauten Vorstellungen fallen, soweit, als Menschen und Dinge, welche es vorführt, in den Lesern bestimmte Gefühle wecken, sey es nun Liebe oder Haß, Respekt oder Mißachtung, Bewunderung oder Lachlust. In dieser Beziehung

spielt nun aber der Pariser Schattenspielmann in der Mitte des großen Netzes auf dem Nervensystem der ganzen Nation. Jeder, auch der an die Provinzialscholle gefesselte Franzose ist in allen Winkeln von Paris so zu Hause, wie der Alterthümler, der niemals die Alpen überstiegen, im heiligen Rom. Der witzige Pariser Klatscher ist bei Menschen und Dingen der Beschreibungen und Begriffsbestimmungen ein für allemal überhoben; er braucht zur Substanz seiner Artikel nicht mehr Worte als der Barbier, welcher im kleinsten Flecken eine Geschichte ausbringt; er kann, wie der Barbier, die Zeit auf den Schmuck seiner Rede verwenden, und mit einer einzigen Anspielung sagt er ganz Frankreich ein Geheimniß in's Ohr. Mit dem nächsten besten Wort: Tuilerien, Académie royale de musique, Faubourg St. Germain, Véry, St. Roch, les frères provençaux, Notre-Dame u. s. w. weckt er in allen Köpfen analoge Vorstellungen und macht oft ein ganzes Stück der Nationalgeschichte lebendig. Er drückt vollkommen klar eine Gesinnung aus, je nachdem er dasselbe Ding so oder anders nennt, je nachdem er place Louis XV. sagt oder place de la concorde, gensdarmerie de Paris oder garde municipale, und mit einfachen Straßennamen bezeichnet er ganze Complexe von Begriffen. Chaussée d'Antin bedeutet die moderne Geldnobleſſe mit selbstgemachtem Blason, den Glanz des Luxus und das Parfüm der Eleganz, rollende Equipagen, caracolirende Reiter und Reiterinnen, den Mann der hohen Finanz und den Adjutanten Sr. Maj. Louis Philippes. Rue Mouffetard besagt: „Bürgernahrungsgrauß," das niederhaltende Bedürfniß und die verdumpfende Noth, der schmutzige Krämer, der muffige Lumpensammler, der armselige Trommler der Nationalgarde. — Die ungeheuren Vortheile eines solchen Verhältnisses springen in die Augen. — Was kümmert sich dagegen der Wiener um das Allerheiligste oder die Berliner Schloßfreiheit? oder der Berliner um Kohlmarkt und Burgthor? Der Breslauer Salzring gibt dem Cölner kein Bild; den Breslauer beschäftigt vielleicht der Cölner Dom, aber gewiß nur in seinem Zusammenhang mit der Vergangenheit, und was sich jetzt am Fuße desselben bewegt, ist ihm desto gleichgültiger.

Ebenso mit den Menschen. Talma und Mademoiselle Mars sind seit vierzig Jahren Tasten, welche der Feuilletonist nur anzuschlagen braucht, um in jedes französischen Brust die prächtigen Accorde aus der Ruhmeshymne der Nation, Corneille, Racine, Voltaire — Molière, Beaumarchais und Monsieur Scribe, zu wecken. Aber man ziehe einmal z. B. die Register Seydelmann und Madame Neumann und höre die schöne patriotische Harmonie von Richard III., Nathan dem Weisen und dem Ehrgeiz in der Küche, von Romeo und Julie, den Wienern in Berlin und dem Pariser Taugenichts! — Die Rachel ist in vier Wochen die Vertraute von ganz Frankreich, ein öffentlicher Charakter, gleichsam ein gemeinverständliches Sprichwort geworden; das deutsche dramatische Wunder, wenn es eines gibt, tritt nur mit denen, welche es herausrufen, in einen zarten Rapport, und das gedruckte Entzücken über ihre Leistung ist ein Seufzer, der sich mit so vielen ähnlichen von andern Orten her kreuzt und mit ihnen verhallt.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleone Zebrù.

Von E. Spindler.

(Schluß.)

Dazio rannte voll Eifer in Zebrùs Wohnung. Sie wurde für den folgenden Tag geschmückt; Kränze flatterten von allen Wänden, von den irrenden Lichtern der Diener und Arbeitsleute glänzte hell das ganze Haus; Dazio drang zum Kabinet des Freundes vor. Seiner Stimme öffnete sich die Thür. Napoleone, blässer als gewöhnlich, umarmte schweigend den lieben Gast. „Du kommst zu spät, und dennoch früh genug," sagte er gelassen zu ihm. „Ich errathe, wer dich sendet. Ich kann wenigstens noch von dir Abschied nehmen und dir mein Lebewohl au fie aufgeben." Er zeigte auf eine kleine Wunde an seinem Arm und auf den am Boden liegenden Indianerpfeil. „Ich habe meinen Zweifeln und Aengsten nicht widerstehen können und mir den giftigen Tod in's Blut gerößt. Wer glücklich sterben will, sterbe, ehe er noch sein Glück genossen!" Noch einmal umarmte Zebrù den erstarrenden Dazio und sezte lächelnd hinzu: „Ich warte, wie Cleopatra, auf des Todes Umarmung. Der bleiche Geselle zögert, weil ich kein schönes Weib bin. Ich danke ihm jedoch die Zögerung, da ich dich noch einmal sehe und einen lebendigen Gruß an Faustina auf deine Lippen legen kann. Sage ihr, daß der Todespfeil weniger brennt, als jener, den ihre Schönheit mir im Herzen ließ; sage ihr . . . . ."

Die Pforte sprang auf und Faustina, gefolgt von Daxios Braut und von Salverte, stürzte fliegenden Haars herein. Die Angst hatte ihr nicht Zeit gegönnt, Daxios Botschaft zu erwarten. Zebrù sank zurück auf den Sessel vor ihrem Anblick. Einige Worte Daxios, die an der Erde liegende Waffe erklärten sogleich der Entsezten, was hier vorgegangen war. Mit herzzerreißendem Tone klagte sie: „Napoleone, bist du untreu worden deinem schönen Siegernamen, der zuerst mein Herz entzuckte, ehe noch deine Tugend und Weisheit mich eroberten? Du sollst, du darfst nicht sterben, oder ich will mit dir

in's finstere Land gehen! Willst du noch mehr Beweise meiner Liebe? Wo ist deine Wunde? Erlaube, daß ich mit meinen Lippen das scheußliche Gift aus deinem Blute sauge, daß ich dich rette, wenn es noch Zeit ist, und zu deinen Füßen hochbeglückt sterbe, während du wieder auflebst, mein Geliebter!" — Die leidenschaftlich begeisterte Jungfrau warf sich vor Zebrü, der sich vergebens sträubte, auf die Knie und preßte ihren glühenden Mund auf die blutige Spur der indischen Waffe.

Da sullte sich das Gemach mit ritterlich geschmückten Leuten. An ihrer Spitze war der erlauchte Lorenzo de' Medici selbst, bestürzt über das Schicksal, von dem seine geliebte Faustina bedroht war. — Die Kunde von dem schrecklichen Vorfall lief schon mit Blitzesschnelle in der Stadt umher. Einer der Prioren von Florenz hatte auf den Befehl Lorenzos jenen Abenteurer Mendoza ergriffen, der noch dort verweilte. Aus dem Schlummer geweckt, aus dem Bett, nur halb bekleidet, gerissen, zitternd und rathlos, wurde der Spanier dem Medizeer nachgeschleppt, und Zebrü gegenüber donnerten ihm rauhe Stimmen in's Ohr: „Du trägst die Schuld an diesem Unglück! Sieh hier die vermaledeite Waffe, die du verfluchtest! Hilf jetzo in der Noth, Landsverräther! Die indianischen Heiden verstehen die Kunst, das Gift unschädlich zu machen. Heraus damit, wenn du dein Leben liebst!"

Zebrü erhob seine Hände und bat für den Unschuldigen; Faustina sträubte sich gegen Salverte und Lorenzo, die sie zu entfernen suchten. Sie rief: „Zu spät! zu spät! Seht ihr ihn nicht erbleichen? Das Gift, das ihn tödtet, schleicht auch in meinen Adern. Laßt mich neben ihm entschlummern!" — Und alle Anwesenden antworteten mit einem wilden Wehegeruf. Nur Mendoza ermannte sich, trat zuversichtlichen Auges vor und sprach vernehmlich: „Nicht doch, nicht doch, mein gnädiger Herr! Gott segne Euch, mein Fräulein, und lasse euch Beide noch tausend Jahre leben! Wahrlich, ihr habt nichts zu befürchten. Der Tod hat nur seinen Scherz mit euch getrieben." — Die Verwunderung war allgemein. Man fragte nach der helfenden Arznei, man erwartete einen heilenden Herzenspruch aus Mendozas Munde. — Der Landfahrer strich aber gemüthlich die Haare hinter die Ohren, zauste lächelnd seinen Knebelbart und sagte nicht ohne alle Beschämung: „Vergebt, ihr Herren und Frauen, aber dem Kaufmann ist ein kleiner Pfiff erlaubt. Die Giftpfeile, die ich verkaufte, haben das ferne Indien zwar gesehen, jedoch von meiner Hand sind sie gefertigt und getaucht worden in den süßen Saft der Melone."

Da erheiterten sich plötzlich alle Gesichter; ein unbändiges Lachen folgte dem bittern Schmerz auf dem Fuße, und Zebrü, wieder aufsteigend aus dem Grabe in den Himmel seines Glücks, war klug genug, das Gelächter einzustimmen und von Stunde an sich zu bekehren. Die redliche Aufopferung Faustina's hatte als ein Wunderbalsam seine Seele vom Aussatz der Thorheit geheilt, und er gelobte sich selber, ihr mit der redlichsten Liebe immerdar zu vergelten. — Die Kränze flatterten auf's Neue, von Lächtern der Fröhlichkeit erglänzte wieder das Haus und ein goldener Regen strömte in die Mütze des wohlthätigen Betrügers Mendoza. — Mit dem Frühroth riefen die Glocken der Kreuzkirche die beiden Paare zur Trauung. Dem Abendroth entgegenziehend, führten Napoleone und Dazio ihre jungen Frauen aus der Stadt in ihre Schlösser. — So hatte also für dieses Mal der kleine blinde Gott, da er dem starren Zweifler in der Nähe nichts anhaben mochte, seinen Pfeil vom Bogen des indianischen Schützen über's Weltmeer geschnellt und sein Ziel getroffen mit einem Meisterschuß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Potsdam. Theater. Castell.

Potsdam ist für diesen Sommer wirklich die Vorstadt von Berlin geworden. Die langen Wagenzüge der Eisenbahn reichen nicht aus, die Vergnügungslustigen an den schönen Sommertagen dahin zu befördern; die grünen Berge mit ammuthigen Fernsichten auf Stadt und Land, die breite Havel mit ihren dunkelblauen Seen wimmeln von Besuchern von Gondeln und Dampfschiffen. Gerade unser Bürger, der die Sache noch vor zwei Jahren als Chimäre betrachtete, findet sich am leichtesten in dieses Fabelleben. Er ist belagt sich zu Hause ein Mittagsbrod, macht dann eine Reise von vier Meilen, wozu seine Väter einen Tag brauchten, in dreiviertel Stunden, trinkt seinen Kaffee in Potsdam, besteigt ein Dampfschiff und macht Entdeckungsreisen nach Inseln und Ufern, die bisher terrae incognitae waren, und ehe es dunkel wird, kann er wieder zu Haus bei seinem Abendtisch sitzen. Selbst das Theater in Potsdam, obgleich es nur eine gelegentliche Commundite des Berlinischen ist, wird als etwas Neues besucht, und vielleicht gerade von denen, welche es in Berlin nicht besuchen. Sommersheim und leere Häuser stehen immer in Wechselwirkung. — Ich ersehe aus meinen Notizen, daß, wenn ich Ihnen auch nichts aus der Gegenwart zu berichten habe, doch mancherlei als Rest aus den letzten Wochen zu erwähnen ist; nichts Einheimisches und Originelles, das Bemerkenswerthe kam aus der Fremde. Die Pariser Oper; der Brauer von Preston hat Glück gemacht; vielleicht verdankt sie es mit dem Umstande, daß beide Theater um das Recht der Aufführung rivalisirten, und beide den Brauer fast zur selben Zeit in Scene setzen. Einem deutschen Glück würde diese Ehre nicht widerfahren seyn. Ja das königstädtische Theater betrachtet es als einen großen Sieg seines Fleißes, daß es um ein paar Tage früher damit herausrückte, obgleich das königliche den Brauer weit früher angesetzt hatte. Darauf beschränken sich unsere Weltkämpfe. Der Weinhändler Lorks Drucker hielt die Sache für wichtig genug, auch in seiner Weinstube den Brauer von Preston als Imbiß zum Weine anzukündigen.

Lassen Sie mich den Sänger Chevalier Ferrer übergehen, von dessen kühnem Verzierstreich schon andere Blätter Ihnen Meldung gethan haben werden. Hans Noris in dieser Manier sind doch jezt selten, wenn sie auch in mehr rassirter Form zur Tagesordnung gehören. Die junge Schauspielerin, Madame Dessoir aus Leipzig hat in einem Cyklus Gastrollen gefallen, aber nicht mehr. Es ward versucht, viel von ihr zu reden und mehr aus ihr zu machen, die Zeit war aber nicht dazu geeignet. Bei der jungen Sängerin Frl. Sotzegel, von daher, zeigten sich Anzüge zum alten Entbusiasmus; es war aber doch schon zu helle. Dem Vernehmen nach ist sie für künftige Jahre hier engagirt. Selbst die Braunschweiger Virtuosen, die Gebrüder Müller, welche doch fast alle Stimmen für sich vereinigen, konnten ihre Concerte nur mit Mühe füllen. Unser Eduard Devrient hatte eine Reise nach Paris unternommen, um das dortige Theater zu studiren. Einige seiner Mittheilungen darüber in unsern Zeitungen waren von Interesse. Kaum zurückgekehrt, wurde er selbst wider Willen in einen öffentlichen Streit verwickelt. Jemand oder Mehrere wünschten ihn, als den intelligentesten Darsteller dafür, als Faust einmal zu sehen, und rückten den Wunsch, wie es zu geschehen pflegt, in die Zeitungen. Dadurch hielt sich aber der bisherige Darsteller der Rolle für gekränkt, und appellirte an die Intelligenz der Theaterdirektion, welche ihm die Rolle zugetheilt, und bestritt dem Publikum das Recht, wo jene Intelligenz entschieden, seine unsubstanzirten Wünsche durchzusetzen. Dies geschah desgleichen in der Zeitung, und hätte natürlich manche Bedenken und Controversen aufgeregt, ob das Publikum oder die Intelligenz der Regie die allein gültige Norm bei Stellenbesetzungen sey, und ob eine einmal ausgetheilte Rolle nun der Person, die sie erhielt, als ein Recht verbleibe, wenn nicht bei näherer Recherche sich gefunden, daß der Einsender der Protestation einen falschen Namen angegeben, was nun glücklicherweise die ganze Controverse aus dem ästhetischen Gebiet in das der Polizei überspielte. Das alleinige, für Viele unangenehme Resultat ist, daß Herr Devrient in Folge des Streites den Faust für's erste nicht spielen dürfte. — Der Veteran unter den Wiener Humoristen und Dichtern, Castelli, hat Berlin besucht. Er will auf einer größern Reise das äußere österreichische Deutschland kennen lernen. So fangen denn die Oesterreicher auch an zu reisen, wenn gleich spät. Die Wiener Eigenthümlichkeit hat hier von jener freundlichen Anklang gefunden, und des alten Dichters heitere Persönlichkeit sprach besonders an, wenn er seine österreichischen Volkslieder in seiner Mundart vortrug.

(Schluß folgt.)

Genf, Juni.

(Schluß.)

Die französische Jugend.

Wie sich ein geistreicher Schriftsteller über die zwar nicht reife, aber doch erwachsene Jugend in Frankreich ausspricht, das gilt mit geringer Modifikation auch von der unsrigen. „Die Erziehung ist der Same des Staats, wenn man aber Wind säet — sagt der Prophet — so geht Sturm auf. Der heutigen Erziehung fehlt es bei uns gleich am Grund: sie bezweckt nur intellectuelle Entwickelung, da ihr Hauptstreben doch sein sollte, dieser Entwickelung eine moralische Richtung zu geben; man will Gelehrte bilden und vergißt, daß man vor Allem streben sollte, gute und nützliche Menschen zu erziehen. Unsere Erziehung beschränkt sich zu sehr auf den eigentlichen Unterricht, auf Erwerb von Kenntnissen, auf angehäuftes Wissen. Der Geist wird angespannt und zur Entwickelung gedrängt. Aber alles dieses Lernen und Wissen, alle diese intellectuellen Vortheile sind ohne leitende moralische und religiöse Ideen, ohne ordnende Ueberzeugung des Gewissens, ohne bändigende starke Sitten. All dieses Lernen und Wissen wäre eine Wohlthat, wenn es die mäßigende Wirkung der Zeit abwartete, wenn es von der Erfahrung geleitet wäre und einen Vorrath bildete für das ganze Leben. Aber alles jetzt sich nur wie ein improvisirter Gewinn, der es bei der Aufregung der politischen Ideen der Gegenwart nicht erwarten kann, sich in seiner Unreife zeigen; er steigt der Jugend zu Kopf, schwellt die glühende Seele des jungen Menschen mit den conventionellen Leidenschaften des reifern Mannes an, und drängt ihn dazu, sich über Besseres aussprechen, bevor er noch weiß, was gut ist. Kenntnisse und Unterricht geben ist heut zu Tage Eins mit Ehrgeiz und Hochmuth einflößen. Unsere Jugend will immer aufgeregt seyn, von einer Gemüthsbewegung zur andern übergehen; sie strotzt von Raisonnement und Besserwissen. Ihre ersten Motive und Impulsionen sind oft gut und edel, es bleibt aber nicht dabei, denn gleich raucht ihr der Kopf von Systemen und Argumentationen, sie exaltirt sich in Idealität und Patriotismus und wird vielleicht Frankreich zu Grunde richten. Als alle dem ist aber die Jugend nicht selbst Schuld, denn sie wurde nur, wozu man sie gemacht hat. Ihre Väter wurden leider nicht besser erzogen; sie kamen unter Stürmen auf die Welt und bereiteten wieder Stürme. Die ganze jetzige Generation ist auf einem aufgeregten Ozean geboren. Väterliches Ansehen, Einfluß des heimischen Herds und freundlicher Familienunterredungen, und das beseligende Gefühl, anderer Glück zu machen — alles dies ist untergegangen, und an ihre Stelle ist aufgeklärter Egoismus, rasonnirendes Verneinen und Ausschweifen, Sucht nach Reichthum und Einfluß getreten. — Wie kann aber auch unsere Jugend anders werden? Sind doch bei uns Menschen und Dinge ganz unter einander gemengt. Was bewegt, was treibt sie, welche große, sittliche Idee beseelt, welcher mächtige Instinkt, welche geheime Kraft leitet sie? — Wäre es ein religiöses Gefühl? — Nein! die Glocken sind für sie stumm. Oder die Macht großer Erinnerungen und glänzender Thaten? — Nein! Aller Zauber aus früherer Zeit ist verwischt, kein Volk kennt weniger seine Väter, kein Land hat weniger Vergangenheit als Frankreich. Wäre es ein von der Regierung aufgehetzter Impuls? Nein! die Regierung setzt kein Gemüth mehr in Bewegung. — Aber vielleicht die Freiheit? — Allerdings, jedoch nicht die Freiheit mit edlen Ideen und Bestrebungen. Solche Freiheit ist nirgends bei uns zu finden, die unsrige ist nur eine Bastardfreiheit, die dem persönlichen Interesse, dem Egoismus, der Sucht dient, mehr zu seyn oder mehr zu haben. Unsere Gesellschaft ist jezt der Kampfplatz eines schrankenlosen, ungebändigten Egoismus, der nichts kennt, nichts sieht, als sich selbst, der nur an sich glaubt, alles nur an sich reißen möchte; sie ist eine große Leiter, zu der alle sich drängen, auf die alle zugleich steigen wollen und, da keine Sprossen mehr leer sind, sich über einander verstürzen; die zuletzt Gekommenen aber stehen ergrimmt am Fuß der Leiter und wollen sie in ihrer Ungeduld umwerfen. Sich erheben, sich bereichern, durch Reichthum zu Stellen und Einfluß, oder durch Stellen und Einfluß zu Reichthum gelangen, sich Platz machen, sich im Leben heraufschen, als wenn man morgen sterben sollte, nie genug haben, als wenn man ewig leben könnte. — Das ist unser jetziges Sevn, und nur in ihm gefällt sich unsere Jugend." — Das nächstemal von unserer neuesten Literatur.

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 167.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 13. Juli 1839.

— Italien, du bist der Dom,
Dem Reiz die Kunst wie die Natur verleiht.
— — — Die Wüstenei'n
Sind reicher hier als sonstwo Fruchtbarkeit,
Die Felde glorreich; fleckenloser Schein
Hüllt noch mit ew'gem Reiz selbst deine Trümmer ein.

Byron.
Childe Harold.

Italienische Städtebilder.

Die Luminara in Pisa.

Bei den Festen, die alle drei Jahre zu Ehren des heiligen Ranieri in Pisa gefeiert werden, ist es nicht, wie zu Florenz an St. Giovanni, oder in Siena am Tage der erhöhten Madonna, die Tradition, die historische und zugleich poetische Erinnerung an die vergangenen Tage der Republik, welche Basis und Hintergrund bildet; der glänzendste Mittelpunkt derselben, gerade das, was Tausende von Fremden aus allen Gegenden Toskanas herbeiziehet, ist von sehr neuem Datum, nicht älter als der 25ste März 1688. Als damals die Gebeine des h. Ranieri in die Kapelle der Incoronata versetzt wurden, wollten die Pisaner in diesem feierlichen Akt den Beschützer ihrer Stadt ehren und, da nach dem Charakter der Zeit bloßes Glockengeläute und Prozessionen ihnen zu unbedeutend und nichtssagend schienen, zu diesem Zweck eine ganz neue, nie gesehene Feier veranstalten, die bei der eigenthümlichen Lage der Stadt nur ihnen in dieser Weise gelingen konnte. Diese Absicht ward vollständig erreicht; der Vorabend (16ten Juni) des Ranieritages ist seitdem weit über Toskanas Grenzen so berühmt geworden, daß die Pisaner bei den freudigsten Ereignissen, die das Herrscherhaus betrafen, daß sie bei der Anwesenheit des verstorbenen Kaisers im Jahr 1819 nichts Schöneres bieten zu können glaubten, als eine Wiederholung der Luminara.

Läßt man sich den sprichwörtlich gewordenen Staub von Empoli und die Hitze nicht verdrießen, welche von Mitte bis zu Ende Junis in Toskana so empfindlich zu seyn pflegt, so kann man auf einen wundervollen Abend, auf eine Erinnerung für das ganze Leben gefaßt seyn. Pisa selbst ist zunächst gar nicht wieder zu erkennen; die weiten, schönen Straßen mit ihren großen, herrlichen Palästen, die im Sommer, besonders nach dem Abzug der Studenten, so todt und still, ja um so öder erscheinen, je mehr Menschen in ihnen Platz finden könnten, sind nun nach allen Seiten belebt und mit Kutschen angefüllt, die in einer langen Linie sich hinter einander aufreihen. Man denkt unwillkührlich an die Heimath, an die Jahrmärkte in kleinen deutschen Städten, wo das Ankommen und Abfahren der Wagen auf ähnliche Weise vor sich geht. Nirgends erblickt man heute an den Häusern das widerliche „affissi si stanze“ (es werden Zimmer vermiethet), das sonst namentlich gegen den Dom ganze Quartiere bezeichnet; alle Fensterbrüstungen sind mit bunten Teppichen verziert, auf denen ältere Frauen ruhen, während über ihnen schwarzgelockte Köpfe über Köpfe sich erheben, aus deren Augen heute Freude und Leben leuchtet.

Will man sich einen Vorbegriff von der Beleuchtung machen, so thut man wohl, die mittlere der drei Brücken

zu wählen, weil sie nach beiden Seiten hin den bequemsten und sichersten Anhaltspunkt gewährt. Es fällt unmittelbar auf, daß hier eine Illumination ganz ungewöhnlicher Art zu erwarten ist, und daß das, was die neueste Zeit als Wesen des italienischen Volks und seiner Geschichte erkannt hat, daß es der Kunstsinn ist, welcher hier die Eigenthümlichkeit derselben ausmacht. Man begnügt sich nämlich heute nicht damit, daß man vor den Fenstern die papiernen Lampen nothdurftig aufreiht, oder Pechpfannen, Wachslichter u. dergl. vor und an den Häusern anbringt; man hebt an den Palästen, Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden durch Holzlatten die Zeichnung heraus, welche man der jedesmaligen Façade gerade geben will. An den einzelnen Theilchen werden nach nordischer, sonst in Italien unbekannter Weise die kleinen Gläser angebracht, die auf dem Wasser das farbige Oel tragen und deren Licht später die beabsichtigte Zeichnung hervorteten läßt. Den Mechanismus dieses Verfahrens übersieht man vor der Illumination am besten.

Da der Abend kurz ist, trennt man sich auf einen Augenblick von dem hier majestätischen Arno, um auf das rechte Flußufer und dort nach dem Domplatz zu gelangen. Auch hier dieselbe Menschenmasse, dasselbe Gedränge; überall die pisanischen Bäuerinnen, meist kräftigen, derben Schlags, untermischt mit Städterinnen aus Lucca, Livorno und Florenz, einigen Genuesen, wenigen Arabern und noch selteneren eigentlichen Fremden. Man darf an dem Dom nicht vorübergehen. Ich habe das alte, ehrwürdige Gebäude so oft gesehen, aber nie so feierlich, so schön gefunden, so überaus passend zu diesem klaren italienischen Himmel, zu dem goldenen Sonnenlicht, das durch die kleinen Fenster der Façade bricht, so festlich angethan, so nett und zierlich, wie die gepuzten Menschen aller Art, welche herbeigekommen sind.

Der Dom schien mir heute mit seinen fünf Schiffen, seinen weit herabgehenden schlanken Bogen, seiner eigenthümlichen Kuppel, eines der allerschönsten Kirchengebäude Italiens, Siena und Orvieto nicht nachstehend, dem Dom von Palermo an Nettigkeit und Schönheit der Vollendung in seinem Aeußern vergleichbar, kleiner, fester in seinen gelblichen Quadern vom wärmsten Ton, aber nicht so ernst, so gebietend, so ungeheuer als der Dom von Florenz. Und da leugne man nun, daß man eine griechisch-orientalische Pflanze vor sich habe! Man braucht nur einen Blick auf die Kuppel des Battisteriums zu werfen, um in diesem merkwürdigen Schluß etwas den Italienern stets Fremdes zu erkennen. An St. Marco zu Venedig erinnert Vieles, wie es denn wirklich mit ihm die Herkunft gemein hat; mit Bescheidenheit erinnert es daran, weil Pisa selbst im zwölften Jahrhundert im Vergleich mit Venedig immer nur ein Staat zweiten Ranges war. Pisa verlor seine Freiheit schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, während fast drei Jahrhunderte später der Republik Venedig die lezte Stunde schlug.

(Schluß folgt.)

Literarische Grillen.

(Fortsezung.)

Perlet, Potier, Odry waren und sind die Träger des Nationalspaßes und von Eberbourg bis Marseille Jedem so bequem wie sein Schlafrock; aber der Parapluiemacher und Hampelmann müssen Kunstreisen unternehmen, um die Leute auf Wiener und Frankfurter Weise lachen zu machen, und man lacht dabei vielmehr über Staberl und Hampelmann, weil sie einmal da sind, als über den erotischen Spaß, den sie vorbringen. — Der Staatsmann, der Held, der Volksvertreter von Gewicht sind dort Planeten, Weltkörper von bekannter Größe, Schwere, Rotation; ihre Glanzpartieen und ihre Flecken sind, wie in der Mondscheibe, schon mit den schwächsten Instrumenten sichtbar, und Jeder observirt mit Antheil ihre Phasen und Constellationen und deren Einfluß auf die allgemeine Witterung. Bei uns sind dergleichen Celebritäten größtentheils nur für kleine Sphären bestreundete oder gefürchtete Gestirne mit unmittelbar merkbarem Einfluß; sie werden oft schon auf zehn, zwanzig Meilen für den Beobachter zu Fixsternen, leuchtenden Punkten, die sich nicht verrücken und bei der stärksten Vergrößerung nicht größer werden, eine vornehme Deloration des deutschen Firmaments, die zu den erhabensten Betrachtungen über die Größe unserer Welt einladet, wenn man gerade in der Stimmung ist, im Uebrigen aber für das tägliche Leben ohne Belang ist und vom Interesse ignorirt wird.

Der Pariser Akademiker, Schriftsteller, Dichter, Künstler, das weibliche Genie sind nicht nur allbekannte geistige Größen, die in der Einbildungskraft eines Jeden einen gewissen Platz und einen bestimmten Raum ausfüllen; sie sind auch Hauptmitglieder der Truppe, welche unter dem Namen der „Pariser Gesellschaft“ täglich auf erhabener Bühne, im Angesicht des ganzen Landes jenes Conversationsstück spielt, das die wahre Schule der Sitten vorstellt und dessen geringste Incidenzpunkte Beachtung und auf den Lokalbuhnen Nachahmung finden. Unsere deutschen großen Geister, in ihrer stolzen Vereinzelung und Selbstgenügsamkeit, erschienen der großen Mehrzahl, der sie sich eben nur durch ihren Geist manifestiren, fast als körperlose Wesen, als bloße Begriffe. Bildet man Paare wie A. v. Humboldt und Arago,

Schelling und Cousin, Uhland und Lamartine, Immermann und Victor Hugo, Bettina und George Sand, Bauernfeld und Scribe, und betrachtet, in welchem Grade der Lebendigkeit das Leben und Treiben beider Reihen vor der Einbildungskraft der beiderseitigen Völker steht, so zeigt sich, daß sie sich verhalten wie eine Figur in einem Zaubermährchen aus dem Phantasus, das an tausend Orten genossen, aber an keinem aufgeführt wird, zu einer Person in einem Stücke, das in der Straße Richelieu hundert Vorstellungen erlebt hat. — In der großartigen Kleinstädterei, welche alle Städte des Reichs zu Vorstädten von Paris macht, ist es möglich, den öffentlichen Charakter nach seiner Persönlichkeit, nach seinen Sitten und seiner Haltung im Leben so kurz und so genau zu schildern, als wohnte er überall in der nächsten Straße: er wohnt, er ißt da und dort, sein Schneider ist der und der, in diesen Salons ist er gern, in jenen wäre er gern u. s. w. — jedes Wort malt breit und vielsagend, und so schildert der Journalist seinen Mann nach seiner ganzen Aeußerlichkeit mit hundert Worten und verständet ihn gründlich mit dreien. — Will man deutsche Corophäen gleich genau und sprechend zeichnen, was ist da nicht Alles zu berücksichtigen und herbeizuziehen, soll der literarische Steckbrief die gehörige Individualität erhalten, und es thäte Noth, man legte Prospekt und Grundriß des Städtchens sammt Markung bei, wo das Fragment deutscher Nationalehre seine philosophischen Spaziergänge macht und Abends in sein Kränzchen geht.

Dasselbe Verhältniß macht sich bei allen Formen, Farben und Bewegungen geltend, in denen das Leben spielt: überall zeigt sich, daß sich der leichte, spielende, tändelnde Witz des Journalisten mit Vortheil, und demnach mit Vernunft nur an Dingen übt, mit denen das Auge oder die Einbildung der Leser vertraut ist. Das Leben und Treiben in den Champs-elysées an Sonntagen und Festen, die Promenade der schönen Welt nach Longchamps mit ihren neuen Hüten und Pferdegeschirren, und die Promenade des fetten Ochsen am Fasching, Musards Konzerte und die Messe in St. Roch, die Sitzungen und Preisvertheilungen der Akademien und die Lustbarkeit mit den Affen und Bären im Pflanzengarten, der Elegant und der Contremarkenhändler, der Omnibus und der Coucou, der Gewürzkrämer und der Nationalgardist — dies Alles sind Dinge und Figuren, worüber sich vor der ganzen französischen Welt, die gallomane dazu gerechnet, so leicht weg und behaglich schwatzen und klatschen läßt, wie im kleinsten Kirchspiel über die Kirchweih und den Jahrmarkt und die neue Haube der Pfarrköchin. Hier braucht es nie eine Erörterung, die den Fluß der pikanten Rede des literarischen Spaßmachers lähmend unterbricht, leise Anspielung geht verloren und er leistet mit halben Worten mehr als mit ganzen. —

Wie nun bei uns? Der Thiergarten und der Stralauer Fischzug, die Mittwochsgesellschaft und die Eckensteher, der Prater, das Wettrennen der herrschaftlichen Lakaien, die großen Tanzfeste unter Strauß und Lanner, der Jahrmarkt in Käferlohe und der Bockkeller, das Dresdner Vogelschießen, der Mainzer Karneval, der Hamburger Austernschmauß, die Saison in Baden und Carlsbad, der Frankfurter Commis, der Berliner Geist, der Münchner Künstler, der Wiener Lebemann — was hat der Nichteinheimische davon, wenn dergleichen humoristisch, mit gründlicher Oberflächlichkeit, mit leisen Andeutungen und sprechenden Lokalbildern, kurz in einer Weise besprochen wird, wie sie, geschickt geübt, dem Einheimischen, Eingelebten lebhaften, wenn auch frivolen Genuß gewähren mag? Ueber dergleichen kann man für die deutsche Lesewelt nicht den Geist machen, der nur mit dem vorausgesetzten Stoff spielt, es muß beschrieben werden, und das Didaktische widerspricht zum voraus der epigrammatischen Natur des sogenannten Feuilletons. Der Witz ist ein Ding, das von jedem Commentar unfehlbar lahm geschlagen wird, ob man nun das: „es ist nämlich zu wissen," oder das beliebte „Bekanntlich" bei Sachen, von welchen die Mehrzahl notorisch gar nichts weiß, dem Witz voranschickt oder ihm folgen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Mittel gegen Pockennarben.

Der Arzt Larrey sprach im vorigen Jahre in der Pariser Akademie der Wissenschaften von einem sonderbaren Mittel, das bei den Egyptern und Arabern im Brauch sey, um wohlhabende Personen, welche von den Pocken befallen werden, vor den Pockennarben zu schützen. Larrey hat den egyptischen Feldzug unter Bonaparte mitgemacht und dieses Mittel wahrscheinlich schon damals erfahren. Ist dem so, so muß es auffallen, daß er dasselbe erst kürzlich verjucht hat, da es doch in Frankreich am wenigsten an Gelegenheit dazu fehlte, und zwar nicht einmal an einer schönen Landsmännin, sondern an einer Engländerin. Das Mittel besteht darin, daß man dem Kranken das Gesicht vergoldet, und der von Larrey angestellte Versuch ist vollkommen gelungen. Er ließ der jungen Dame vom Moment des Ausbruchs der Pocken, bis das Eiterungsfieber ganz vorbei war, Morgens und Abends das ganze Gesicht mit feinen Goldblättern bedecken, wie man sie zur kalten Vergoldung braucht; sie wurden mit ein wenig Gummiwasser aufgetüpfelt. Die Pocken waren confluirend und das Gesicht bedeutend aufgeschwollen; trotz dem blieb es, mit Ausnahme einiger Stellen auf den Seiten, wo das Kopfkissen die Vergoldung abrieb, ganz glatt und die Züge vollkommen unverändert. — Larrey sagt nicht, wie hoch das Präservativ zu stehen kam. Die Umstehn können aber mit dem Gute, das in solchem Falle bei einer jungen Dame, Engländerin oder nicht, gefährdet ist, unmöglich im Verhältniß stehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Töplitz, Juni.

Carlsbad und Töplitz.

Badeörter, Curplätze sollten eigentlich nur von Frauen beschrieben werden. Große Touren durch Europa, Capuns schiffungen, Nordpolexpeditionen, Weltumseglungen ꝛc. sind Gegenstände für die aufzufassende Anschauung eines Mannes; die Welt im Kleinen jedoch, die feinen Züge, wodurch sich zwei, kaum einige Meilen von einander liegende Orte unterscheiden, pflegen dem weitbinblickenden Auge des Mannes zu entgehen. Dafür aber haben die Frauen eben den schärfsten Unterscheidungssinn. Das Kleine, Minutiöse, das die muskulöse, abgehärtete Männerhand beim Tasten gar nicht spürt, das gibt sich ihren Fingerspitzen als fühlbares Hautrelief, als charakteristischer Pulsschlag deutlich kund. — Man pflegt Carlsbad den ersten Rang unter den böhmischen Bädern einzuräumen und Töplitz den zweiten; nach meiner Meinung ist diese Rangordnung eben so lächerlich, wie wenn man Goethe den ersten und Schiller den zweiten deutschen Dichter nennt. Carlsbad und Töplitz, jedes hat seine eigens thümlichen Vorzüge und Schönheiten; Carlsbad trägt den Typus des Romantischen, Töplitz hat mehr classisches Element. Wie ein schwärmerischer Jüngling liegt das Carlsbader Thal unter dunkeln Felsen im Waldesschatten, die schlanke Najade des kleinen Flusses hält ihren Arm um seinen Nacken geschlungen und leise Thränen dringen aus ihren Augen, die sie am Busen des Geliebten verbirgt. In seiner männlichen Brust aber kämpfen die widerstrebendsten Gefühle. Stürmische Sehnsucht nach den blauen Höhen, Liebe zu der theuren Jugendfreundin durchströmen mit siedenden Quellen wechselweise seine Brust. Mit der einen Hand umschlingt er voll irdischem sinnlichem Feuer die Geliebte, die andere hebt er schwärmerisch zu den Spitzen jener Berge, deren tausendjährige Eichen ihre Wipfel zum Himmel beben und die Stimmen der Wolken hören und die Geheimnisse der Gottheit einander zuflüstern. Doch hoch oben erhebt der Dreifrauenberg sein ehrwürdiges Haupt und zeigt dem Jüngling seines heilige Symbol, welches die Liebe mit dem Glauben in sich vereint, und wie es der Jüngling erblickt, sinkt er beinah auf das Knie, und der aufgehende Mond wirft sein blasses Licht auf dessen zuckendes Angesicht. Ein ganz anderes Bild gewährt Töplitz. Die Natur ist hier weniger pittoresk als plastisch; ihre sehnen Glieder sind nicht so sanft rubig bewegt, überall ist heiterer Himmel, überall griechische Klarheit. Oben auf dem Schloßberge aber steht Helios, der jugendliche Gott, und schaut mit glänzenden Augen hinein in die Badehäuser, wo mehr als eine Aphrodite aus den Wellen steigt, und liebliche Najaden in den Gewässern plätschern. — Aber Sonnenschein muß Töplitz haben, sonst ist es dumpfig, drückend, langweilig. Die Fremden des Badeleben sind außer der Stadt; innerhalb derselben ist es todt. Sobald der Regen die Communikation mit Außen absperrt, ist es nicht anders, als befände man sich in einer Contumazanstalt. All die kleinen Freuden, welche die süddeutschen Bäder von Bedeutung und das benachbarte Carlsbad, Franzensbrunn, Marienbad innerhalb des Badeortes darbieten, Frühstücksgesellschaften, Morgenconzerte, Diners im Freien, Spiel ꝛc. sind hier nicht heimisch. Eines Theils mag dieser Umstand seinen Hauptgrund darin haben, daß die meisten Badegäste aus geschreibten Menschen bestehen, deren äußere Uebel sie an mancher Bewegung, am Genuß der Morgenluft, der Abendkühle hindert; ein Umstand, der bei Brunnengästen wegfällt.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juni.

(Schluß.)

Die Bajaderen.

Die Bajaderen, von denen ich bei Gelegenheit unserer Theater nicht sprechen mochte, obgleich sie auf beiden Bühnen debutirt haben, sind hier eine Begebenheit geworden. Entzückt haben sie freilich so wenig als an andern Orten, aber sie sind der allgemeine Gegenstand des Gespräches. Die Neugier und die Wißbegier zugleich müssen sie gesehen haben. Unser frivolen Balletlustigen finden wenig Genuß an den monotonen beeckten Bewegungen, an der einförmigen Musik. Ihre Kunst ist außer der Zeit; dafür ist sie das treue Abbild eines uralten, unverändert gebliebenen Ritus. Der vieltausendjährige Orient tritt uns in ihren Sprüngen und Schritten entgegen. Ein Kenner des ostindischen Alterthums verstehert, doch auch keine Bewegung ihrer Arme, Füße, ihres Leibes bemerkt zu haben, die nicht schon in den alten Bildwerken vorkomme oder angedeutet sey. Unser Rauch verstünnt keine ihrer Vorstellungen; er findet die Anmuth in allen ihren Bewegungen, von der der Bibbhaner lernen kann, welchen es um keine Verrenkungen, sondern allein um die naturgenäßesten und schönsten Bewegungen des menschlichen Körpers zu thun ist. Von der Meinung, daß sie nur die Werkzeuge einer priesterlichen Spekulation seyen, ist man gänzlich abgekommen, wenn auch die sonderbaren Mährchen, die ihre Führer erzählen, unbegründet wären. Nach diesen wäre ihre Reise durch die Welt eine Art Bußfahrt. Ihrer herunitergekommenen, reinen Kaste wollten sie durch den Erwerb in den europäischen Städten wieder die Mittel verschaffen, in altem Glanze aufzutreten. Deßhalb würden sie bei ihrer Rückkehr wie Märtyrer und Heilige empfangen werden. Deßhalb seyen sie eingesegnet worden, Hüter und Hüterinnen ihrer Tugend ihnen mitgegeben, sie vor jeder Befleckung durch einen Fremden zu bewachen, wodurch sie Gefahr liefen, ausgestoßen zu werden aus ihrer Kaste. Auf Alexander von Humboldts Veranlassung besuchte sie Professor Bopp mit einigen andern Kennern der morgenländischen Sprachen und Alterthümer. Eine Unterhaltung war mit ihnen nicht anzuknüpfen, da sie das Sanskrit und unsere Gelehrten ihrem verdorbenen Volksdialekt nicht kannten. Auch Abbildungen aus ihrer Mutterwelt, die man ihnen vorhielt, ließen sie gleichgültig. Die wenigen Lebensmittel, die ihnen erlaubt sind, bereiten sie sich selbst; sie reisen in ihrer halben Nachtheit, dadurch vorwährend der Erkältung bei den Einstüssen unseres Klimas ausgesetzt. Gräfe, gerufen eine Halsentzündung der einen Bajadere zu curiren, hatte drei sache Mühe, sich mit ihr zu verständigen, ohne Sprache, ohne Berührung und ohne ein Vertrauen von ihrer Seite zu seinen medizinischen Anordnungen. Kamm aber, daß sie sich unter pantomimischen Bewegungen verstanden, als die Kranke und die nicht Kranken zusammen in ein unanstprechs liches Gelächter ausbrachen. Sie sind dankbar gegen die, welche sich ihrer annehmen; über ihr Verhältniß zu ihren Führern ist indessen nichts ermittelt. Es hieß an, und man wundert sich, wie es gedruckt werden konnte, daß die beiden Franzosen sich als Eigenthümer der Bajaderen in den öffentlichen Blättern nannten. Theuer genug sind sie mit ihrer Waare, denn für den Besuch der Einzelnen im Hause forderm sie einen Friedrichsd'or, und für das Erscheinen der Truppe in einer Gesellschaft zweihundert Thaler.

Beilage:

Anzeige der Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 168.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 15. Juli 1839.

— Navibus atque
Quadrigis petimus bene vivere: quod petis, hic est,
— — animus si non te deficit aequus.
Horat.

Erhebung.

An die Unzufriedenen im Vaterland.

Von Ph. H. Welcker.

Wenn die Zeit auch ſchlecht geworden,
Wenn auch Pilger, weggewandt,
Von den tauſend Schiffesborden
Finchen ihrem Vaterland,
Wenn auch an dem heimiſchen Herde
Dich der Unmuthsalp befällt: —
Daß dir leicht die Seele werde,
Braucht es einer neuen Welt?

Iſt dir nicht noch viel geblieben,
Das nach Jammer und Verluſt
Du noch ehren, du noch lieben,
Du noch ewig preiſen mußt? —
Haſt du von den vielen Träumen
Keinen mehr, der, muthbelebt,
Wie von des Gebirges Säumen
Himmelauf ein Adler, ſchwebt?

Kannſt du nirgends hier noch faſſen
Eine Hoffnung, deutſcher Mann,
Eh' du wanderſt, muthverlaſſen,
Ueber's Meer in fernen Bann?
Gibt's kein Herz mehr, keine Klauſe
Und kein Grab mehr, Deutſchlands Sohn,
Wo noch gern dein Kummer hauſe,
Gern noch deine Liebe wohn'?

Wenn dich heiße Wunden brennen,
Einen Fluß doch, der ſie kühl',
Einen Berg doch wirſt du kennen,
Zu ermannen dein Gefühl,
Einen Sang, nach welchem lauſche
Gern dein Ohr, und einen Hort,
Einen Wald doch, welcher rauſche
Dir ein hohes Glaubenswort!

Fliegt dir ungehört die Kunde
Großer alter Zeit vorbei? —
Treu noch iſt Natur! Im Bunde
Mit ihr bleibt der Edle frei.
Sieh, es kommt ſchon die Aurore
Ferner Tage, wundergleich,
Und mit offnem Friedensthore
Auch ein beſſres deutſches Reich!

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Der Deutsche hat einmal zu Hause keinen Alles überstrahlenden Punkt, dem sich seine tägliche Neugier zukehrt, weil ihn sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit, seine Lernbegier und seine Genußsucht, alle seine guten und schlechten Leidenschaften dahin ziehen; er hat außer seiner Vaterstadt keinen Ort, an dessen Vergangenheit sein Herz hinge, und dessen aus der Zeit herausgewachsenen Lokalitäten, wenn auch niemals gesehen, Inventarstücke seiner Einbildungskraft wären, an dessen Tagesgeschichte, an dessen Sitten, Moden, Virtuositäten, Celebritäten, Lächerlichkeiten, Thorheiten ihn ein mächtiges Interesse fesselte. Dieser Ort müßte denn für Jeden seine Partikularhauptstadt seyn; aber auch mit dieser hängt der Deutsche häufig nur lose, und wenn noch so eng, kaum so zusammen wie der Franzose mit seiner Metropole. Gottlob, daß dem so ist, Gottlob, daß sich unsere einzelnen Städte und Provinzen in ihren eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen, in ihren Municipalleidenschaften und Vorurtheilen, in ihrer kleinen Liebe und ihrem kleinen Haß, in ihrer Lokalrührung und ihrem Lokalspaß nicht recht begreifen und verstehen. Es ist dies die Bedingung eines höhern Einverständnisses, es ist unser eigentliches Leben; aber es ist unmittelbar der Tod jener Art von Journalistik, die man kurz mit dem Worte Feuilleton bezeichnen kann, in ihrer Anwendung auf eingeborene deutsche Zustände und mit Ansprüchen auf Allgemeinheit.

Auf ähnliche Weise, wie der Pariser von seiner Stadt aus zum ganzen centralisirten Frankreich spricht, kann der Deutsche nur zu seiner Stadt und dem zunächst von ihr abhängigen Gebiete sprechen. Das wahre deutsche Analogon dessen, was dort nur scheinbar ein universelles ist, wird in Wahrheit ein Lokalblatt seyn müssen. Dergleichen Blätter sind auch in neuerer Zeit viele versucht worden, zuerst in den größten deutschen Städten, dann in immer kleineren. Man könnte sich eine solche raisonnirende Chronik der partikularen Tagesgeschichte allerdings verständig und in würdiger Haltung, dann aber, zumal beim herrschenden Censurzwang, kaum ohne Langeweile und mit Abonnenten denken. Die Seele solcher öffentlichen Organe ist die kleine und die große Bosheit, der Hieb, die Anspielung, der Skandal, die Erklärung, die Replik und Duplik. Aber in engen Verhältnissen hat die Klatscherei ganz andere Bedeutung und Farbe, als da, wo sich ein ganzes Volk im täglichen Gesellschaftsleben seiner großen Hauptstadt spiegelt, und damit ändert sich auch völlig die Bedeutung des Journalisten und sein Verhältniß zu denjenigen, welche er vor das Forum der Oeffentlichkeit zieht. Wo inmitten einer ungeheuern Bevölkerung das Individuum ganz verloren geht, da wandelt der von der Presse übel Behandelte unsichtbar, wie mit einer Nebelkappe einher und rettet sich wenigstens seine Unbefangenheit als Mensch, wenn er auch als öffentlicher Charakter noch so sehr compromittirt ist; dagegen in kleinen Orten, die dabei sehr groß seyn können, wird dem, der am Pranger des Lokalblatts gestanden, gleich zu Muth wie in jenen bänglichen Träumen, wo man im bloßen Hemd über die Straße gehen muß. Selbst in den größten deutschen Städten wirken mancherlei Umstände dahin zusammen, daß es eigentlich keine öffentlichen Charaktere, daß es nur öffentliche Personen gibt, auf die man mit Fingern weist, und eine solche ist vor Allen der witzige Journalist selbst, und er trägt, ein unbemitleideter Märtyrer, all die fatalen Folgen jener Berühmtheit, zu welcher in deutschen Landen häufige Bekanntschaft mit den Gerichten, zahlreiche Bitten, sich als durchgeprügelt zu betrachten, wenn auch nicht baar empfangene Schläge, einem Individuum verhelfen, das sich zum Hofmeister und Sittenrichter seiner Mitbürger aufwirft und darüber seine eigene Person völlig preisgibt.

Es ist nicht unsere Absicht, hier das deutsche Lokalblatt näher zu charakterisiren; wir halten nur an dem Punkte fest, daß derjenige, welcher in einem ungeheuern Krähwinkel, wie Paris oder London, keck und gewandt das gesellschaftliche Leben bespricht, wenn auch gefürchtet, doch geachtet, nicht nur in der feinen Gesellschaft, sondern auch in der eigentlichen Literatur seinen Platz behauptet; daß dagegen sein Nachahmer selbst in der deutschen Großstadt nur zu oft, beschmutzt vom Kothe, der beim Kampf der niedrigsten Interessen und Leidenschaften aufspritzt, in der öffentlichen Meinung sehr tief steht, und daß sein Produkt ganz aus der Literatur hinausfällt. Eine nothwendige Folge dieses Verhältnisses ist, daß sich nur die enfans perdus der Literatur, die nichts zu verlieren haben, mit diesem Metier befassen. Wenn es wahr ist, daß der Deutsche gleich zu viel oder zu wenig Geist hat, um Esprit, das heißt socialen Witz zu machen, so wird der Lokalschöngeist in den meisten Fällen der letztern Categorie angehören, und es ist traurig, aber wahr, daß unser Nationalstolz weniger darunter leidet, wenn die entschiedene Mittelmäßigkeit diese Rolle übernimmt, als wenn sich das ehrenwerthe Talent zum Schalkshnarren eines Herrn macht, den es augenehm kitzelt, wenn Andere eines abbekommen, der aber, was ihn selbst betrifft, nicht den geringsten Spaß versteht.

(Fortsetzung folgt.)

Italieniſche Städtebilder.

(Schluß.)

Von dem bekannten, ſo oft beſprochenen Thurm macht der Blick ſich ſchneller los, um das Campoſanto wieder zu ſehen, wodurch die alten Piſaner nicht weniger unſterblich geworden ſind, als durch die Großthaten ihrer Seerepublik, die ſie auf die ehernen Tafeln der Geſchichte mit unvergänglichen Lettern einſchrieben. Hier iſt wirkliche geweihte, heilige Erde; nicht allein, weil ſie, wie erzählt wird, aus Jeruſalem kam, ſondern weil das ganze Mittelalter, und noch weniger die neue Zeit, kein anderes Beiſpiel aufzuweiſen hat, daß Völker ihre Todten auf ſolche Weiſe geehrt haben. Auf dem einfachſten, aber zugleich zweckmäßigſten Plan erhebt ſich dieſes zierliche Gebäude in einem ſur Italien ungewöhnlich reinen, ſchlanken Gothiſch; mit Marmortafeln iſt der Fußboden ausgelegt, die Gänge mit den ehrwürdigſten Sarkophagen geziert und die Wände mit Fresken von Meiſtern aus den Bauſtädten Toskanas bemalt, welche, die ältern wenigſtens, in großartigſten Darſtellungen die Vergänglichkeit des Lebens, das letzte Gericht, Meiden der Sünde durch Zurückziehen in die Einſamkeit und, wie's billig war, die Geſchichte des Schutzpatrons der Stadt vergegenwärtigen. Dabei ſind die Räume ſo weit und bequem, daß man auch an dieſem Tage, der ſie dem Publikum ohne Unterſchied öffnet, zu ruhiger Anſchauung und zu gemächlichem Auf- und Abwandeln Platz genug findet.

Was nun hier in Piſa dieſes Feſt hervorgerufen und überall ſo berühmt gemacht hat, iſt zunächſt und vor allen Dingen die Lokalität. Der Arno theilt die Stadt in zwei bedeutende Hälften und bildet, da die Häuſer in gehöriger Entfernung ſtehen, an ſeinem Rande zwei bequeme Spaziergänge, die den Lungarno in Florenz nicht allein durch die größere Breite, ſondern auch durch die ſchöneren Paläſte um ein Bedeutendes übertreffen. Der Fluß ſelbſt ſtrömt mächtiger daher, iſt breiter, reicher, nicht ſo waſſerarm und verſchmachtet, als er in Florenz während der drei Sommermonate zu ſeyn pflegt. Zu der oben angedeuteten, eigenthümlichen Art von Beleuchtung kommt auch noch dies hinzu, daß, von der mittlern Brücke angeſehen, beide Häuſerreihen am Arno gegen Weſten eine Curve in Form eines Halbmonds beſchreiben, und ſo die verſchiedenartigſten Façaden in ſehr günſtiger Perſpective erſcheinen. Und darauf mag es berechnet ſeyn, daß ſo viele Paläſte ihre eigenen, charaktervollen Façaden an dieſem Abend verſtecken müſſen, um andern, künſtlichen Platz zu machen, die im Styl des Palladio gehalten ſind, oder durch Fächer- und Niſchendecoration ein prachtvolles Feuermeer entwickeln. Man kann nicht läugnen, daß ſolcher Roccoco hier von der ungeheuerſten Wirkung iſt. Es kann nichts Magiſcheres, Feenartigeres geben, als den Blick das rechte Ufer an den drei Gebäuden des Großherzogs, die ſich heute vor allen auszeichnen, vorbei, hinunter bis an die letzte Brücke ſchweifen, und gegenüber auf der linken Seite bei der Kirche della Spina anſtehen zu laſſen. Von tauſend Lichtern erhellt, erhebt ſie ſich jetzt ſchlank wie eine Lilie aus dem Waſſer. Das Auge ermudet nirgends; die verſchiedene Form der Façaden ſchützt vor Ueberſättigung, und das mildernde Waſſer des Arno wendet die Blendung ab.

Hat man ſich aber dies zur Genüge angeſehen, ſo ſtellt ſich der Mangel an eigentlichen Volksfreuden ſehr fühlbar heraus. Was nun folgt, verlangt italieniſche Genügſamkeit, um ſich darüber von Herzen freuen zu können. Um den ganzen Arno herum bis nach dem Dompla bildet ſich der gewöhnliche Kutſchencorſo, zu deſſen Genuß und Verſtändniß noble Paſſionen erfordert werden. Ein Weilchen vergnügt es wohl, die gepuzten Piſanerinnen bei dem Glanzlicht ihrer Paläſte anzuſehen; man ſucht aber noch vergeblicher als in Florenz nach einem eigentlich nationellen Geſichte, nach Form, nach Charakter. In Florenz legt die Feinheit, die formelle Bildung einen unglaublichen Reiz in die zartmodellirten Köpfe; man kann darüber den Mangel an Großartigkeit nicht weiter empfinden: intereſſant iſt jeder italieniſche Frauenkopf, es verlohnt ſich ſtets, in das Geſicht hineinzuſchauen, und ſolcher Details gab es auch in Piſa eine Menge. Wer aber im Sabinergebirge gelebt hat, wird wider ſeinen Willen einen abſoluten Maßſtab anlegen. Es bleibt für das ganze Leben der Refrain der himmliſchen Verſe:

„Und ich ſah es doch einmal,
Was ſo göttlich iſt,
Daß man ach! zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt.“

Auch die Volkstrachten fehlen gänzlich. Als Reſt einer früheren Zeit iſt den älteren Frauen für die kältere Jahreszeit der grün und roth geſtammte Rock auf geldem Grunde verblieben; doch auch er iſt in der neueſten Zeit ſo ziemlich eine Rarität geworden. Jung und alt zieht nun vor, ſich in den edlen Kattun zu kleiden, der ſo maleriſch iſt, daß er ein künſtleriſches Auge zur Verzweiflung bringt. Eigenthümlich iſt den piſaniſchen Bäuerinnen das farbige Band, das auf dem Rücken in eine Schleife zuſammengebunden und faſt bis an die Knöchel herabgelaſſen wird, der breite Männerhut mit Federn, und der ungeheure Goldſchmuck, womit Pontedera die ganze Umgegend verſorgt. Er iſt ein weſentlicher Theil des piſaniſchen Coſtums, und beſteht aus Halsketten und Ohrgehängen von dünnem, getriebenem

Golde. Jene hängen weit über die Bruſt herab, dieſe gehen bis auf die Mitte des Halſes, oft bis an die Schultern herunter, und laſten nicht ſelten ſo, daß ſie, ohne in das Ohr eingefaßt zu ſeyn, mit einem Bändchen hinter demſelben aufgehängt werden. Bei den Aermern beläuft ſich dieſer Schmuck auf 30, bei den Reichern auf 60 — 70 Stück; den Freiern gilt er als Maßſtab für die zu erwartende Mitgift.

Die Fußgänger, das Volk überhaupt treibt ſich unterdeſſen zwiſchen den zwei Kutſchenreihen herum und hat die Freude, ſich drängen und ſtoßen zu laſſen. Wer Muth hat, a. bricht ſich durch, ſucht ſeinen Platz in der Nähe des Muſikchors am rechten Arnoufer, und hört einige Symphonien und Ouverturen aus neuitalieniſchen Opern. Das Volk ſtrömt in unendlicher Menge herbei; es iſt natürlich, daß kein anderes Feſt in ganz Toscana ſo in ſeinem Munde lebt, als die Luminara. Auf den Rand des Arno, der eigens dazu gemacht ſcheint, ſetzen und lagern ſich nacher die Müden; und hier, wo Scherz, Laune und wirkliche Müdigkeit ſich auf das mannigfaltigſte gruppiren, kann nun ein künſtleriſches Auge vielfache Studien machen. Muſik, Barken und Gondeln verbreiten auf dem Arno, an welchem die innern Mauern durch Pechpfannen erleuchtet ſind, einen ſo ungeheuern Lärm, daß es ſelbſt denen, die bis zum Hinfallen matt ſind, kaum gelingt, auf eine halbe Stunde die Augen zu ſchließen. Aeltere Männer, denen der Schlaf lieber ſeyn mag als dies Getöſe, lagern ſich auf die Stufen des Doms, wo ſie wenigſtens ſo lange Ruhe finden, bis am Morgen die Lichter ausgebrannt ſind und die Menge ſich verläuft, um im Dom die Frühmeſſe des h. Ranieri zu hören.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Töplitz, Juni.

(Fortſetzung.)

Charakter des Bads.

Ein anderer und nicht minder wichtiger Grund der Herabſtimmung geſelliger Freuden jedoch iſt, daß Töplitz, als Sammelplatz norddeutſcher Curgäſte, auch den norddeutſchen Charakter an ſich trägt. Vergleicht man zum Beiſpiel das bei weitem weniger bedeutende Baden bei Wien mit Töplitz, ſo fällt dies um ſo klarer in die Augen. Jenes Baden wird eben ſo wie Töplitz von Curgäſten, die an äußern Geprechen leiden, beſucht; und doch — welches Leben! welche Geſelligkeit! Natürlich, Baden wird von Wienern bevölkert, Töplitz von Dresdnern, Berlinern ꝛc. Laßt nur einmal zwei, drei Jahre hintereinander Töplitz von einem halben Schock Wienern beſucht werden, und ihr werdet ſehen, wie das Alles anders ausſehen wird. Die Reſtaurationen und öffentlichen Vergnügungsorte ſind meiſt von Speculanten gepachtet, die aus Sachſen und Preußen eingewandert ſind. Darum findet ihr in den erſten Hotels kleine geſchriebene Speiſekarten, die beim Mahl nicht zur Auswahl, ſondern als Vorſchrift und Geſetz dienen, da ſie nicht mehr als drei oder höchſtens vier Speiſen bieten; darum findet ihr auf den beſuchteſten Spaziergängen, auf dem Schloßberg, der Schlackenburg, dem Thuniſchen Garten ꝛc. nur elende hölzerne Bänke und zerbrochene Stühle und faule wurmſtichige Bretter ſtatt der Tiſche. Von jener Eleganz und Bequemlichkeit, mit welcher der Wiener ſich zu umgeben weiß, ſind wenig Spuren da. In der That iſt es merkwürdig, wie ſelten Töplitz von den Wienern beſucht wird. Die hieſigen Badeliſten zeigen alljährlich Namen von Engländern, Franzoſen, Ruſſen, Polen ꝛc. ꝛc.; aber ſelten findet man einen Namen darunter, dem die Bezeichnung beigefügt iſt: aus Wien. Es iſt, als ob die Kaiſerſtadt ſcheel auf einen Ort ſähe, der unter den deutſchen Badeplätzen denſelben Rang einnimmt, wie ſie unter den deutſchen Städten. Den Wiener würden die erwähnten Mängel ſehr ſtoßen; der Norddeutſche fühlt ſie nicht. Franzoſen, Engländer, Ruſſen ꝛc., die aus weiter Ferne hieherſtrömen, um Rettung von ihren Uebeln zu finden, haben dagegen nur den Zweck ihrer Reiſe im Auge: die Bäder; das Uebrige entſchwindet ihrem Blicke. Die Bäder aber ſuchen, ganz im Gegenſatz zu allen übrigen öffentlichen Orten, an Eleganz und Comfort ihres Gleichen in ganz Europa. Das Fürſtenbad, das Bad im Herrenhaus, das neue Schlangenbad ꝛc. erinnern an die raffinirten Thermen der Griechen und Römer. Und doch werden ſie alle insgeſammt weit von dem neuen Stadtbade überflügelt. Dieſes ſei Badehaus, oder richtiger geſagt, dieſer Badepalaſt, der erſt in den letzten Tagen des Juni vollendet und dem Gebrauche der Badegäſte geöffnet wurde, übertrifft an Pracht, Seidenheit, Comfort und Großartigkeit alle ähnlichen Gebäude und Anſtalten in ganz Deutſchland, und da bekanntlich die deutſchen Bäder allen andern in Europa voranſtehen, ſo könnte man dieſes neue Badeinſtitut mit Recht das ſchönſte in Europa nennen. Die Baſſins zum Baden ſind zum Theil aus ſchwarzem, rothem und weißem Marmor, zum Theil aus Porzellan. Die Douche- und Moorbäder ſind mit den treffichſten Maſchinerien verſehen. Ueberall iſt großartige Pracht mit der ſinnreichſten Bequemlichkeit gepaart. Das Gebäude ſoll der Stadt 120,000 Gulden Conv.-M. koſten. Die Stadt Töplitz ſcheint ſomit gute Fonds in ihrer Gemeindecaſſe zu haben, obgleich eine mächtige Rivalin in ihrer Nähe das Haupt erhebt, das Dorf Sobnau, welches, obſchon als eine Vorſtadt von Töplitz zu betrachten, dennoch ſeine eigene Verwaltung hat. Dieſes reizende Dörfchen beſitzt faſt durchgehends Häuſer, welche den größten Städten zur Zierde dienen würden; die armen Bauern, welche Beſitzer derſelben ſind, haben nicht ſelten ein jährliches Einkommen von 6 — 8000 Gulden Conv.-M. Kann man es den Töplitzern verargen, wenn ſie etwas eiferſüchtig die Sedanauer Bauern betrachten, die ihnen nach und nach die beſten Kunden abſaſen? Wenn Sobnau ferner ſolche Fortſchritte macht, wie in den letzten vier, fünf Jahren, ſo dürfte es einſt die Rolle tauſchen, und die Stadt Töplitz könnte leicht eine Vorſtadt des Dorfes Sobnau werden, welches durch ſeine reizende Lage alle Fremden anzieht. Die Curgäſte finden ſich übrigens in dieſem Jahre ſpät ein; denn obſchon der Juni faſt zu Ende iſt, ſtehen doch die meiſten Quartiere noch unbewohnt. Fürſt Paſkewitſch iſt die einzige Perſon von Bedeutung, deren Name auf der Badeliſte hervorſticht; neben ihm der Name des greiſen Dichters Tiedge und der Gräfin Noſtitz-Jänkendorf, der Tochter des verſtorbenen Dichters Arthur von Nordſtern.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 169.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 16. Juli 1839.

Magnetes Geheimniß, erkläre mir das!
Kein größer Geheimniß, als Lieb' und Haß.
Goethe.

Die magnetische Südpolexpedition.

Dargestellt von Dr. Märnberger.

Die Leser wissen aus den Zeitungen im Allgemeinen, daß um die Mitte Augusts eine große magnetische Südpolexpedition aus den englischen Häfen abgehen wird. Ueber die eigentliche wissenschaftliche Bedeutung und die Einrichtung dieses großartigen Unternehmens soll sich der gegenwärtige Aufsatz näher verbreiten.

Daß die Magnetnadel nicht genau nach den Erdpolen hinweise, sondern, wie man sich ausdrückt, eine gewisse Abweichung (Declination) habe, und daß sich diese nach Zeit und Ort ändere, ist zuvörderst schon seit einer Reihe von Jahrhunderten bekannt, indem die Bedürfnisse der Schifffahrt geradezu auf diese Beobachtung führten. Diese magnetische Anomalie ist aber nicht die einzige. War nämlich eine Nadel so gearbeitet, daß sie vor ihrer Bestreichung mit dem Magnete auf der sie tragenden Spitze völlig wagerecht und im Gleichgewicht stand, so findet man nach dem Magnetisiren, daß sie, ohne gleichwohl irgend eine Gewichtsveränderung zu erleiden, dieses Gleichgewicht verloren hat. Sie neigt sich nunmehr mit der einen Spitze unter den Horizont, wie wenn diese schwerer geworden wäre, indem sich die andere Spitze dagegen emporhebt, und nimmt solchergestalt eine schiefe, gegen den Horizont geneigte Lage an, weßhalb die Seefahrer diese steigende Spitze mit Wachs zu bekleben pflegen, um den horizontalen Stand ihrer Compaßnadel herzustellen. Die hier beschriebene zweite magnetische Anomalie, welche man die Neigung (Inclination) der Nadel nennt, zeigt sich an den meisten Orten der Erde, aber ebenfalls nicht überall und zu allen Zeiten auf gleiche Art und unter gleichen Winkeln. In dem größten Theile der nördlichen Hälfte unserer Erdkugel senkt sich die nördliche (nach Norden zeigende) Spitze der Nadel unter den Horizont, indem sich die südliche erhebt; an den meisten Punkten der südlichen Hälfte sinkt die südliche Spitze; die Orte, wo sich die Nadel von selbst horizontal erhält, fallen in die Gegend des Aequators, nicht aber genau in letzteren.

Eine dritte magnetische Anomalie endlich, deren Auffindung und Betrachtung erst der neuesten Zeit angehört, trägt den Namen der magnetischen Intensität. Da nämlich schon die eben erörterten Erscheinungen der Abweichung und Neigung auf die Annahme führen, daß die Erde selbst ein Magnet, d. h. mit einer nur auf magnetisirte Körper wirkenden Kraft begabt sey, wodurch in der nördlichen Hälfte der nach Norden, in der südlichen aber der nach Süden zeigende Pol der Nadeln angezogen wird, weßhalb ersterer auch eigentlich der Süd-, letzterer der Nordpol heißen sollte, so mußte

man, neben diesem Richtungseinflusse, auch bald eine verschiedene Stärke jener magnetischen Erdkraft bemerken, dergestalt, daß sie sowohl die horizontale Abweichungs-, als die vertikale Neigungsnadel an manchen Punkten der Erdoberfläche in mehrere und schnellere Schwingungen als an andern versetzt; und letzterer Einfluß der magnetischen Erdkraft auf die Schwingungen der Nadeln nun ist es eben, was man mit dem Ausdrucke „magnetische Intensität" bezeichnet. Im Allgemeinen ergeben die Beobachtungen, daß in der Nähe des Erdäquators die Veränderungen der Abweichung von einem Orte zum andern gering, die Nadeln fast horizontal und ihre Schwingungen merklich langsamer sind, als nord- und südwärts, daß, je mehr man nach Norden oder Süden vorrückt, die Senkungen stärker * und die Oscillationen schneller werden und die Richtungen der horizontalen Nadel auf einige merkliche fixe Punkte der Erdoberfläche hinweisen, die man als Convergenzpunkte (Pole) der magnetischen Erdkraft ansehen könnte. Die Zurückführung dieser drei Erscheinungsformen des geheimnißvollen magnetischen Wesens auf eine einzige Grundursache ist eine Forderung der heutigen magnetischen Theorie, und wir nähern uns mit dieser Aufgabe, soweit deren Lösung durch Beobachtungen auf bis jetzt magnetisch noch nicht erforschten Punkten der Erdoberfläche unterstützt werden kann, bereits dem eigentlichen Zwecke der in Rede stehenden magnetischen Expedition. Einer vollständigeren Erörterung müssen aber Andeutungen über das in dieser Untersuchung früher Geleistete vorangehen.

Die erste genauere mathematische Entwicklung der Erscheinungen und Ursachen des terrestrischen Magnetismus versuchte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Euler, der Sohn, mit Benützung einer von Halley auf den Grund mannigfacher eigener und fremder Beobachtungen entworfenen Karte der magnetischen Abweichungen an vielen Punkten der Erdoberfläche. Halley hatte diese magnetischen Abweichungsanomalien zunächst durch die Hypothese zu erklären gesucht, „daß die Erdkugel selbst ein großer Magnet mit vier in ihrem Innern enthaltenen magnetischen Polen oder Anziehungspunkten sey, von denen je zwei und zwei nahe an jedem Pole des Aequators lägen, und daß sich die Nadel an den Orten, welche sich nahe an einem dieser magnetischen Pole befänden, nach diesem Pole richte, überhaupt aber der nähere Pol ein Anziehungsübergewicht über den entfernteren ausübe." Da er aber diese Hypothese hiernächst auch den obenerwähnten Veränderungen der Abweichung anzupassen hatte, so entstanden aus dieser Nothwendigkeit überaus gezwungene Annahmen, welche Euler nun eben veranlaßten, seine eigene mathematischer durchgeführte Erklärung zu versuchen, deren Hauptmoment darin besteht, den Halleyschen vier magnetischen Polen nur zwei zu substituiren und alle Erscheinungen der magnetischen Abweichung mit ihren periodischen Veränderungen darauf zurückzuführen. Später dehnte er diese Ansicht auch auf die Neigung aus und entwickelt dabei wenigstens so viel analytischen Formelreichthum, daß seine Theorie später besonders noch von dem tiefsinnigen deutschen Geometer Tobias Mayer wieder aufgenommen und weiter ausgeführt wurde.

In diesem Zustande blieb die magnetische Theorie wesentlich, bis Christopher Hansteen, Professor zu Christiania, eine ganz neue, eigenthümliche und vollständige Bearbeitung derselben unternahm und sein großes Werk: „Untersuchungen über den Magnetismus der Erde. Christiania, 2. 1819" erscheinen ließ, in welchem, neben der Abweichung und Neigung, auch bereits die von uns erwähnte dritte magnetische Anomalie, die Intensität, erörtert wird. Auch dieser Erklärungsversuch weist aber dem tellurischen Magnetismus seinen Sitz noch im Innern an und fügt den ältern Hypothesen die Annahme magnetischer Axen hinzu, wodurch allerdings manche in jenen Darstellungen unerörtert gebliebene Frage beantwortet, die Theorie aber auch immer noch künstlicher und verwickelter wird.

Seitdem ist nun ein überaus auffallender Eifer rege geworden, das so sehr räthselhafte Wesen des Magnetismus überhaupt, gleichwie ganz besonders die Verbreitung des Magnetismus in und auf der Erde näher zu erforschen; man hat unzählige, an den entferntesten Orten angestellte magnetische Beobachtungen mit einander vergliechen und das höchst merkwürdige, früher gar nicht einmal geahnte Resultat gefunden, daß die täglichen Variationen in der Richtung der Nadeln, selbst bei den weitesten Entfernungen der Beobachtungsorte von einander, in die nämlichen Tagesstunden für jeden dieser Orte fallen und sich also nach dem Abstande der Sonne vom Meridian richten, woraus mit einer gewissen innern Nothwendigkeit zu folgen scheint, daß sie nicht von einer bleibenden Ursache im Innern der Erde, sondern vom täglichen Einflusse der Sonne abzuleiten sind.

(Fortsetzung folgt.)

* Wenn man eine kleine, an einem Faden horizontal schwebende Nadel über die Mitte eines größern Magnets zwischen dessen beide Pole hängt, so ist sie horizontal; sobald sie aber darüber hinaus entfernt wird, so sinkt der eine Pol auch herab, welches zeigt, daß die Erde hier gerade eben so auf die Nadel wirkt, wie ein größerer Magnet auf einen kleineren, und also die obige Vergleichung der Erde mit einem Magneten auffallend bestätigt.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Dazu kommt, daß die höhere Gesellschaft an Orten, wo Lokalblätter ihr Wesen treiben, sich mit Verachtung von ihnen abwendet oder sie doch ignorirt, und so sinken die Herausgeber in ihrer ganzen Haltung von selbst auf das Niveau des Publikums herab, das ihnen verbleibt. Der allgemeine Belletrist, der seine Blätter für ganz Deutschland berechnet und an jedem Ort unter den hohern Classen Leser hat, gleicht dem Kleidermacher in der Residenz, der, meist nach französischen Mustern, seine Kunden elegant bedient, und bei dem Alles arbeitet, was in der Provinz etwas auf sich hält; der Lokalschöngeist ist der armselige Orts- und Winkelschneider, dem nur das sogenannte Volk seine Eleganz anvertraut. Das Lokalblatt bezeichnet sich auch meistens selbst als Volksblatt; aber Keiner denke bei diesem ehrenwerthen Namen an Einfalt im besten Sinne des Worts, an verständige Wahl des Stoffs, an Eigenthümlichkeit der Form; all dies kommt nirgends außer in vielversprechenden Ankündigungen vor, und man sollte oft glauben, unsere Kultur habe die Stufe, auf der dergleichen möglich gewesen wäre, geradezu übersprungen. Indeß die Volkstracht bei uns immer mehr, selbst in den niedrigsten Ständen, von der Alltagseleganz verdrängt wird, zeigt sich nirgends in der periodischen Literatur auch nur ein Ansatz zu einem würdigen Volkston, zu einem vernünftigen populären Styl. Wie die große Masse, welche in den Städten über der des eigentlichen Pöbels steht, entfremdet aller heimischen Sitte, allem Bürgersinn, in Tracht, Sprache und Manieren ungeschickt einem Phantom von Vornehmheit und feiner Lebensart nachjagt, so denkt auch der Schriftsteller, der sich ihrer täglichen Unterhaltung widmet, selten an die wahren geistigen Bedürfnisse dieser Classen, sondern schmeichelt nur ihrer frivolen Wißbegier und ihrem Triebe nach roher Raffinerie, und sein Bestreben nach Verständlichkeit und Popularität beschränkt sich darauf, daß er täglich den vulgärsten Kram aus der eleganten Literatur, den Bodensatz derselben, auffängt und ihnen in barbarischer Zurichtung vorsetzt. Statt einfach ist er immer nur einfältig, und statt volksthümlich immer nur gemein, und seine Blätter erinnern alle Tage an den Handwerksburschen und die Köchin im Sonntagsputz. — Dem Vaterlandsfreund wird bei diesen Erscheinungen weh um's Herz, und wäre er nicht überzeugt, daß diese bemüthigenden Schwächen der nothwendige Revers einer großen Eigenschaft des deutschen Geistes sind, er möchte das Volk beneiden, das die Tracht, die wir ihm abborgen, in allen seinen Ständen mit so ungezwungener Grazie trägt, und das bei seiner erstaunlichen Homogenität, bei seinem seichten, aber die Oberflächen der Dinge wunderbar begreifenden Geiste, in seinen niedrigern Ständen der Bildung und der Literatur gar nicht bedarf, von der wir bei unserm Volk so viel sprechen, ohne etwas Verständiges dafür zu thun.

So hat uns diese unwillkührliche Abschweifung über das Lokal- und Volksblatt auf den zweiten Hauptpunkt gebracht, der den deutschen Schriftsteller, nicht den Volksjournalisten, sondern den vornehmen, welcher soziale Gegenstände angenehm und — wenn man denn doch das unangenehme Wort brauchen muß — geistreich besprechen möchte, dem Franzosen gegenuber in den größten Nachtheil setzt.

Wir haben gesehen, wie dem deutschen Journalisten in Behandlung des socialen Stoffes Hände und Füßgel gebunden sind, weil es bei uns so wenig gemeinverständlichen socialen Stoff gibt, daß er somit auf die Breite des Volks, wenn er sich unter dem Volk auch nur die bessere Gesellschaft im ganzen Laude denkt, bei weitem nicht so wirken kann wie der Franzose. Es zeigt sich nun aber, daß er mit letzterem auch hinsichtlich der Form, und damit in der Herrschaft über die Tiefe des Volks niemals wetteifern kann, wenn er sich die Manier des Franzosen zum Vorbild nimmt. Die entschiedene Richtung des französischen Geistes auf das Sinnliche, Materielle erklärt es leicht, warum diese Nation eine so viel compaltere, gleichförmigere Masse bildet, als die deutsche. Die fast unbedingte Herrschaft einer Hauptstadt in politischer und geselliger Hinsicht, eine leichte, bequem gegliederte Sprache, feste Normen des Ausdrucks im Umgang, wie in der Schrift, schnelle, sichere Fassungskraft in der sinnlichen Sphäre, Ungezwungenheit und eine Art naiver Koketterie in der äußern Haltung, wenig entwickeltes Gefühl für das Ueberſinnliche, Religiöse, eben darum der allverbreitete Kultus der äußern Lebensſitte Alles dieses bedingt sich gegenseitig in diesem Volke und bringt jenen eitelu, selbstsüchtigen Nationalgeist hervor, wobei sich jeder geistig dem andern ebenbürtig fühlt. Ist es nöthig, unser Volk als Gegenstück zu skizziren? Wir wissen alle, daß diese Aeußerlichkeit der Franzosen ihre Stärke, daß unsere Innerlichkeit unsere Stärke ist; wir sehen aber auch deutlich, daß diese Richtung unseres Geistes uns nach Außen, an der Peripherie des Lebens in unzählige, einander untergeordnete Gruppen von verschiedener geistiger Capacität und Ausbildung zerfallen läßt. Der Ideenverkehr zwischen diesen Gruppen, diesen geistigen Gebieten, durch das Medikel einer unendlich reichen, geistigen Sprache, ist auf hundertfache Weise gehemmt, während in Frankreich jener Geist, den Jedermann hat, Alles beherrscht und mit den Ideen auch die allgemeine Sprache bestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juni.

Des Landes Zukunft.

Wenn die an unserem See begrabenen römischen Legionen, wenn die hier verscharrten Mauren wieder aufwachen und um sich setzen könnten, würden sie sich nicht wenig wundern über das, was da geschehen ist und wie das Land jetzt aussieht. Jene würden ihre Colonia equestris, ihr Lusonium und Viviscum suchen; diese aber würden sich nach den festen Schlössern und Thürmen umsehen, die sie da zu ihrer Sicherung und bequemen Betreibung ihres Raubhandwerks im eilften Jahrhundert erbauen. Aber Römisches und Arabisches ist bis auf geringe Spuren verschwunden und an dessen Stelle steht, was christliche Civilisation gegründet und gepflegt hat, heitere, freie und wohlhabende Städte und Dörfer, wechselnd mit lachenden Landhäusern und Gärten, an denen dampfende und brausende Seeungethüme, gebändigt und dienstbar gemacht, pfeilschnell vorüberfausen. Die Römer würden vielleicht beim Anblicke dieser Schiffe ohne Ruder und ohne Segel an das lebend gewordene, schnaubende Pferd von Troja denken, das nun Männer bergend durch die Fluth wadet, wenn sie nicht viele liebliche Frauen, Mädchen und Kinder lustig aus ihm hervorgehen und hineinsteigen sähen. — Und doch sind unsere schönen Seeufer noch lange nicht so ausgebaut, als sie seyn könnten. Dies kehrt ein Blick auf die Ufer des Züricherseed, zumal zwischen Zürich und Rapperswyl, wo ein reiches, blühendes Dorf, ein kleiner blumenumflorter Palast an dem andern steht. Es fragt sich nur: sollen wir dies unter denselben Bedingungen wünschen? Gewiß nicht! Jene Seeufer verdanken ihr wundersames Aufblühen nur einer zweideutigen, saumigen Fee, der Industrie, dem immer wachsenden Gewerbsfleiß, dem jetzt blühenden Handelsverkehr des Landes. Unser Waadland hingegen ist bis jetzt wesentlich Acker und Wein bauend und der Ausenthalt reicher Leute, die nicht zu arbeiten brauchen. An See liegen noch Güter und Schlösser mit großen Besitzungen, die freilich nach und nach zerstückelt werden dürften, wenn die Industrie mit ihren Fabriken in's Land käme und da herrschend würde. Ich sage, es wäre Schade um dies Land und seine Bewohner. — Daran ist aber nicht zu denken, so lange unser Leman nur ein Binnensee ohne Ausgang und Ausgang für den Verkehr bleibt und sich die anliegenden Cantone durch unkluge Maßregeln noch den Transithandel nach Deutschland verkümmern, von dem ihnen Frankreich und Neuchatel schon so Vieles abgezwackt haben. Selbst wenn die Verbindung zwischen Lyon und Genf durch Schiffbarmachung der Yhone und durch eine Eisenbahn hergestellt, wenn auf ähnlichem Wege der Leman mit dem Neuchatelersee verbunden seyn wird, der bereits seine natürliche Communikation mit der Aar und dem Rhein hat, die nur verbessert zu werden braucht; wenn dann auch diese Linie auf eine schweizerische Eisenbahn zwischen Basel und Zürich trifft, wenn auch einmal die Schweiz und Sardinien in den deutschen Zollverein aufgenommen sind und dadurch den schweizerischen Erzeugnissen ein herrlicher Markt eröffnet seyn wird, so dürfte doch dies alles keine bedeutende Fabrikthätigkeit an den Genfersee bringen. Schwerlich werden hier je große, blühende Fabrikdörfer entstehen, wie am Züricherseee, denn das Leben am Leman ist viel zu theuer, faßt um das doppelte kostspieliger und raffinirter, als dort. Dem romanischen Volk fehlt überdies die germanische Einfachheit, Genügsamkeit und Sparsamkeit, seine Ordnung und Arbeitslust und sein Gehorsam; lauter Eigenschaften, die wesentlich zum Aufkommen und Gedeihen der Fabriken sind. Des Volkes Sitten sind schon lax genug, und die nationelle Trinklust im Waadland, die eher zu- als abnimmt, dürfte hier auch hindernd entgegenstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Töplitz, Juni.

(Schluß.)

Die Schlachtdenkmale.

Unter den Badegästen hat mich besonders Dr. Schmelles angezogen, einer jener von der Natur gesegneten Menschen, die beim ersten Anblick einnehmen und bei näherem Umgange fesseln. Dr. Schmelles ist der Hauptbegründer und Förderer der neuen Moorbäder, die in dem erwähnten neugebauten Stadtbade zum ersten Male ihre heilende Kraft den Töplitzer Badegästen bieten. Während sich nun aber Töplitz selbst mit jedem Tage vergrößert, vereinen sich Zufall und industrielle Speculation, die Umgegend zu verschönern und genußreicher zu machen. Kein Fremder unterlasse, das Denkmal zu besehen, welches Rußland seinen gefallenen Kriegern bei Kulm gesetzt. Obgleich dieses Mausoleum nicht so groß, artig und imposirend wie das bekannte österreichische ist, so entscheidet sich doch das Urtheil aller Kenner dafür, daß es geschmackvoller, durch den Hauch der Kunst veredelter sey, als jener kolossale, aber etwas plumpe Obelisk. Das russische Denkmal befindet sich in Schußweite von dem Dorfe Priesten, an derselben Stelle, wo welcher die russischen Garden, zurückgedrängt von Vandamme, die letzte verzweiflungsvolle Position gefaßt hatten. Der greise Invalide, der als Wächter des Monuments in dem zu diesem Zwecke erbauten freundlichen Häuschen wohnt, einer jener Veteranen der österreichischen Armee, über deren graues Haupt die Jovisstrige Napoleons hinweggeflogen, erzählte mir, das Monument sey genau an derselben Stelle, wo in jener Schlacht — die er selbst mitgemacht hat — der russische Führer, General Ostermann, dem eine Kanonenkugel den Fuß zerschmettert, in Mitte des Gefechtes amputirt wurde. Des greisen Kriegers Augen leuchteten, als wir uns über die künstlerische Schönheit des Monumentes äußerten; er findet eine glänzende Satisfaktion darin, wenn man demselben den Vorzug vor dem österreichischen gibt. Als wir dann einige hundert Schritte weiter bei diesem anlangten, und unser alter Betannter, der weiße haarige böhmische Feldwebel, der seit fünfzehn Jahren dieses Mausoleum bewacht, uns entgegentrat und den Cicerone machte, schien ihn etwas zu drücken. Endlich wendete er sich an uns mit der Frage, ob wir nicht dieses Denkmal viel schöner und majestätischer fänden, als jenes da drüben; ein gewisser Grimm und verbissener Mißmuth lag in seinen Worten, so daß einer aus der Gesellschaft ihn fragte: was er selber dazu meine. „Ich habe es noch nicht gesehen," antwortete er verdrießt; „glauben Sie, daß man es so leicht über's Herz bringen könnte, seinem Nebenbuhler in's Gesicht zu sehen?" In der That, in dieser patriotischen Eifersucht liegt etwas Rührendes, Schauerliches. Zwei Greise, die für ein und dieselbe Sache geblutet, die nur wenige hundert Schritte von einander die Luft einhauchen, meiden sich wegen eines Begriffes, den sie bewachen, wegen einer Idee nationeller Ehre. Solche kleine Züge durchwuchen die Weltgeschichte und erklären den eifersüchtigen Haß zweier Nachbarvölker, erklären die blutigen Kämpfe zwischen Sparta und Athen, zwischen Frankreich und England, zwischen Rußland und Polen. Setzet diese beiden Greise an die Spitze zweier Heere, und ihre Eifersucht zerrümmert Europas Frieden. Oder sind Ibrahim und Sultan Mahmud etwas anderes, als unsere beiden Invaliden?

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 170.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 17. Juli 1839.

In Deutschland geben sich die Schriftsteller, jeder für sich, Allem hin, was eine ungezügelte Einbildungskraft ihnen eingibt, und wenn sich eine Spur von Modegewalt blicken läßt, so besteht sie bloß darin, daß sich jeder etwas damit weiß, sich von allen andern zu unterscheiden. In Frankreich ist es gerade das Gegentheil; da strebt alles nach dem Lobe, das Montesquieu Voltairen ertheilte, „Er hat mehr als irgend Jemand den Verstand, den Jedermann hat."

Frau von Staël.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Die Ideen und der Geistesverkehr der Franzosen und der Deutschen verhalten sich wie die Münzen in ihren Taschen. Dort durchaus gleichförmiges Schrot und Korn, gleiches Gepräge, wenige Sorten, zwischen denen beim Auswechseln Alles glatt und gleich aufgeht; der Unterschied zwischen den Ideen und Meinungen läuft im Großen, wie beim Geld, so ziemlich darauf hinaus, ob die Göttin mit der phrygischen Mütze, oder der Kaiser der Franzosen, oder ein legitimes Bourbonengesicht, oder die beste der Republiken in der Gestalt Louis Philippes aufgeprägt ist, und ob die Devise lautet: Dieu protège la France oder Deus salvum fac regem. — Bei uns dagegen, in Begriffen und im Geld, welch verschiedener Fuß und Gehalt, und welch mannigfache Sorten! So viel Classen von Geistesphysiognomien als Gesichter auf den Münzen; so viel Geistesherde als Münzstätten. Wie viele Bildungskreise, welche das Geistesgeld ihrer Nachbarn abweisen und verrufen! Die Köpfe nach Legirung, Größe, Gepräge so verschieden wie die Scheidemünze: Kupfer- und Quasisilberkreuzer, gute Groschen, Silbergroschen, Mariengroschen, Stüber und Fettmännchen, Alles kursirt unter einander und nichts geht in einander auf. Ja wir haben Köpfe, die sich mit der realen Welt so in Widerspruch gesetzt haben, daß bei ihnen, wie beim Coburger Geld, zweimal sechs zehn, und zweimal drei drei macht.

Diese prästabilirte Harmonie zwischen den Geistern in Frankreich, diese eben so ursprüngliche Disharmonie zwischen den unsrigen gibt sich nun auch im ganzen Charakter der beiderseitigen Literatur und in ihrer Wirkung auf das Volk deutlich zu erkennen. Die Popularität, die Gemeinfaßlichkeit aller französischen Geistesprodukte, welche nicht abstraktes Wissen zum Gegenstand haben, fließt von selbst aus jener Homogenität der Geister, welche der dortigen Gesellschaft gleichsam ein ganz anderes Profil gibt als der unsrigen. Dort zeigt sich die große Masse der Nation nach einem geistigen Niveau abgestrichen, über das sich nur einzelne Summitäten erheben; im deutschen Volk ist das geistige Terrain auf's Mannigfachste accidentirt, im Großen aber erscheint es nach der Bildung in zahlreichen Stufen treppenförmig abgesetzt. — Die schöne und die Unterhaltungsliteratur, womit wir es hier zunächst zu thun haben, steht in beiden Ländern von den untersten Classen, vom Kalksubstrat des Polypenbaums der Gesellschaft ab; aber das Publikum, auf das der Schriftsteller wirken kann, fängt dort auf der Skale der Stände weit früher an und bleibt sich außer allem

Verhältniß gleicher als hier. — Der einzige Anspruch des französischen Schöngeists ist, vom Geiste, den Jedermann hat, mehr zu haben als gerade Jedermann, und sein höchster Ehrgeiz besteht darin, so Vielen als möglich zu gefallen. Er wird, seiner eigenen Anlage nach, nichts vorbringen, was gegen das nationelle Gemeingefühl verstößt oder das Gemeinverständniß übersteigt; fühlt er aber ja den Trieb zum Tiefen oder Sonderbaren in sich, so zügelt er ihn, weil das Schicklichkeitsmaß, das Alles beherrscht, selbst auf das Gefühl und die Begeisterung sich erstreckt, und die Angst vor dem Nationalpopanz, der Lächerlichkeit, macht ihn nüchtern. Völlig anders der Deutsche: er sezt vor allem seinen Stolz in die Besonderheit, die Eigenthümlichkeit seines Geistes, die er hat oder zu haben meint; er läßt seiner Natur den Lauf und erlaubt sich Alles, weil bei uns (versteht sich, abgesehen von der Censur) im Spirituellen Alles erlaubt ist; er verzichtet, wenn er es auch selbst nicht weiß, instinktmäßig auf eine universelle Wirkung seiner Produkte und rechnet zunächst auf den mit seiner Natur und seiner Bildung wahlverwandten Bruch des Publikums.

Was andererseits das Publikum betrifft, so ist der Franzose schon zu eitel, um einem, wer es auch sey, im Verständniß dessen, was für die ganze große Nation geschrieben ist, das Geringste vorzugeben, und findet er Schwierigkeiten, so redet er sich vor sich selbst so gut aus, wie bei Verlegenheiten im gemeinen Leben vor Andern. Wenn der Franzose nicht liest, so ist nur die Kleinigkeit daran Schuld, daß er nicht lesen kann. Liest er aber, so steht ihm so ziemlich die ganze Literatur seiner Sprache offen, und er genießt sie, so gut wie der Vornehmste, und im selben Style, weil beide gleichgestimmte Organe dazu mitbringen. Jeder, weß Standes und Ranges er sey, hat sich an Lesage und Molière ergötzt, bevor er zwanzig Jahre alt wurde; der kleine Krämer läßt geleentlich den bel endroit des Tragikers mit demselben Aplomb rasseln wie der Deputirte auf der Rednerbühne, und der moderne sociale Roman gibt der Dame du comptoir im unfashionablesten Quartier der Hauptstadt dieselben Emotionen wie der Marquise. — Bei uns aber ist in der schönen Literatur Alles gleich den einen zu hoch, den andern zu platt, den einen zu stark gewürzt, den andern zu fade, im seltensten Fall Vielen und fast nie Allen mundgerecht. Wir haben große Schriftsteller, bei denen es sich von selbst versteht, daß ihre Wirkung auf eine auserlesene Gemeinde beschränkt bleibt, z. B. Jean Paul; bei vielen andern ist es nicht weniger der Fall, wenn man es auch nicht so laut sagt, weil die nicht Verstehenden sich nicht so bequem wie bei jenem bizarren Geiste für bloß nicht Goutirende ausgeben können. Der Ruhm eines Klopstock, den die Allerwenigsten begreifen, und der auf Treu und Glauben allgemein als einer der größten Dichter der Nation verehrt wird, ein solcher Ruhm ist in Frankreich ein Unding.

Diese tief eingreifende Verschiedenheit im Nationalcharakter gibt den für ein gemischtes Publikum bestimmten Blättern in Frankreich eine für uns erstaunliche Homogenität, wogegen die unsrigen häufig Speisekarten gleichen, welche nicht nur allerlei Gerichte aus derselben Küche bringen, sondern Schüsseln nach den verschiedensten culinarischen Systemen, von der Garküche bis zur feinsten Gourmandise, weil der geistige Speisewirth nicht etwa bloß für jeden Gaumen und jede Laune, sondern auch für jede Gewöhnung des Magens etwas anbieten will.

(Schluß folgt.)

Die magnetische Südpolexpedition.

(Fortsetzung.)

Ein anderer, durch so viele korrespondirende Beobachtungen entschiedener, nicht weniger merkwürdiger und hier ebenfalls gleich mit zu erwähnender magnetischer Hauptumstand besteht darin, daß dagegen die durch Nordlichter veranlaßten Störungen der Magnetnadeln an den entferntesten Orten gleichzeitig stattfinden, wenn gleich ihre Wirkungen nicht überall von gleicher Größe sind, und daß also diese unregelmäßigen Schwankungen nicht, wie die täglichen regelmäßigen, dem Gange der Sonne über die Erde und den sich darnach richtenden Tagesstunden folgen, sondern vielmehr überall im nämlichen physischen Augenblick eintreten.

Diese gewichtigen Argumente fanden sich nun mit der erwähnten früheren Annahme magnetischer Axen der Erde, und überhaupt mit der Behauptung, daß der Sitz des tellurischen Magnetismus im Innern der Erde zu suchen sey, in einem zu entschiedenen Widerspruche, um nicht den Glauben an Hansteen's Hypothese und alle die erwähnten ähnlichen seiner Vorgänger bedeutend zu erschüttern. Sie bekunden vielmehr einen unverkennbaren Causalnexus zwischen vielen magnetischen Erscheinungen und dem Sonnenumlaufe um unsere Erde und begünstigen die Ansicht, daß die Erde durch den Einfluß der Sonne und des von derselben erzeugten Lichtes oder der Wärme, also immer durch eine äußere Ursache auf ihrer Oberfläche magnetisch werde, und demnach zwar allerdings immer selbst wie ein Magnet zu betrachten sey, aber ohne daß man den Sitz der magnetischen Erdkraft im Innersten des Erdkörpers zu suchen brauche.

Die Ueberlegenheit dieser neuen Theorie über die alte ist somit nicht mehr zweifelhaft; gleichwohl hat es aber doch den Naturforschern noch nicht gelingen

wollen, dieselbe der ganzen Summe magnetischer Erscheinungen befriedigend anzupassen, und man ist daher zunächst nur bemüht, eine genügende Menge der genauesten Thatsachen und Beobachtungen an den entferntesten Punkten der Erdoberfläche zusammenzustellen, wodurch der Zweck unserer „magnetischen Expedition" wiederum näher bezeichnet wird.

Um die Genauigkeit solcher magnetischen Beobachtungen hat sich aber in der neuesten Zeit der berühmte Naturforscher und Mathematiker Gauß zu Göttingen das meiste Verdienst erworben. Nach seiner Angabe wurde eben daselbst zuerst ein besonders eingerichtetes magnetisches Observatorium angelegt, bei dessen Construction zur Beseitigung fremdartigen Einflusses, alles Eisen ausgeschlossen ist, und er erfand überdies die sogenannten Reflexionsapparate (Magnetometer), bei denen die Schwankungen der Magnetnadel bekanntlich aus einer gewissen Ferne in einem Spiegel wahrgenommen werden, dergestalt, daß auch die persönliche Nähe des Beobachters keine störende Wirkung darauf äußern kann. In Verbindung mit Gauß wandte sodann unser großer Landsmann Alexander von Humboldt Alles an, um diese neuen genauern Beobachtungsmethoden auf den verschiedensten Punkten der Erde in Anwendung zu bringen, worüber wir weiter unten das Nähere beibringen werden, und es gelang auf diese Weise nicht nur, die oben angeführten beiden Hauptfacta der Art des Einflusses des Sonnenstandes und der Nordlichter auf die Richtung der Nadeln immer mehr über allen Zweifel zu erheben, sondern auch noch manche andere, nur durch diese Genauigkeit und Vervielfältigung der Beobachtungen zu ermittelnde Umstände hinzuzufügen. Man überzeugte sich nunmehr, daß die Witterung, daß Erdbeben und vulkanische Ausbrüche, ja selbst bloße Gewitter, einen mehr oder minder bedeutenden Einfluß auf die Aeußerungen des tellurischen Magnetismus ausüben, und man wird auf diesem Wege wahrscheinlich noch dahin gelangen, außer dem nachgewiesenen Sonneneinflusse, auch einen Zusammenhang zwischen dem magnetischen Leben der Erde und jeder ihrer übrigen Thätigkeiten nachzuweisen.

Mit diesen Bemühungen Gauß's und Humboldts, und der, auf ihre Veranlassung in andern magnetischen Observatorien thätigen Beobachter, vereinigten sich nun die Anstrengungen der Nordpolreisenden, um im hohen Norden, wo man ihn zu suchen hatte, den einen magnetischen Erdpol aufzufinden. Da der Erdkörper nämlich, wie wir Anfangs gezeigt haben, selbst als ein Magnet erscheint, welcher sich, sey es nun, nach der älteren Theorie, wegen einer in seinem Innern enthaltenen Ursache, oder, nach der neueren, weil er auf seiner Oberfläche magnetisirt wird, gegen eine Magnetnadel doch immer wie eine zweite Magnetnadel verhält, dergestalt, daß sich die freundlichen Pole anziehen, so mußten also auf der Erde Punkte angetroffen werden können, wo die Neigungsnadel eine ihrer Spitzen genau gegen den Boden kehrt, d. h. wo die Neigung genau 90 Grad beträgt; und diese Punkte mußten im hohen Norden und Süden, nicht gar zu fern von den Umdrehungspolen der Erde liegen, weil angeführtermaßen die Neigung in der Aequatorialzone der Erde, wo die Nadel eine horizontale Richtung annimmt, Null ist und von da ab nach Norden oder Süden zu stets wächst.

Näher nach dem so unzugänglichen Südpole hin hatten Untersuchungen dieser Art noch nicht Statt gehabt, womit wir die Tendenz unserer magnetischen Südpolexpedition abermals genauer bezeichnen; nach dem Nordpol hinauf gelang es aber dem berühmten Nordpolschiffer Roß auf seiner letzten Reise von 1829 bis 1833, wirklich unter 70°5′ 17″ nördlicher Breite und 96°45′ 48″ westlicher Länge (von Greenwich) einen Punkt zu finden, wo die Nadel bis auf eine Minute, welche füglich als Beobachtungsfehler passiren kann, vertikal stand und ihre eine Spitze also dergestalt gegen den Erdboden richtete, als wenn dieser ihr dort den ungleichartigen (freundlichen) Pol entgegenlehrte. Dies war also der wirkliche magnetische Nordpol der Erde, und die Anwesenheit desselben an diesem Punkte, und daß sich die Reisenden in der That über demselben befanden, ging, zu noch mehrerer Ueberzeugung, auch daraus hervor, daß die Abweichungsnadel beim Umfahren desselben stets gegen ihn gerichtet blieb und über ihm dem Laufe der in dieser Breite täglich den Horizont umkreisenden Sonne folgte. Der Umfang dieser eigentlichen magnetischen Nordpolgegend, d. h. also der kleinen Fläche, wo sich die Neigungsnadel senkrecht zum Boden kehrte, betrug etwa eine englische Meile.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Sehr auffallend ist die im Mittelalter in den deutschen Fürstenhäusern herrschende Sitte, die Töchter so sehr früh zu verheirathen. Der Termin war das zwölfte Jahr; gegenwärtig wird weiblicher Seits wohl kaum je eine Ehe vor vollendetem sechszehnten Jahr geschlossen. Der noch jetzt nicht selten vorkommende Uebelstand, daß die hohen Verlobten im Alter zu gleich sind, fand dabei ehemals nichts desto weniger Statt; denn auch von Prinzen gibt es Beispiele genug, daß sie vor dem sechzehnten Jahr verheirathet wurden. So wird im Ehevertrag zwischen Otto II., Herzog von Meran, und Bianca, einer Gräfin von Champagne, im Jahr 1225 bestimmt, die Ehe solle vollzogen werden, sobald Otto das vierzehnte Jahr erreicht habe. — Hedwig, Tochter eines Herzogs von Meran, ward 1186 in ihrem zwölften Jahre

mit dem Breslauschen Herzog Heinrich vermählt. — Bernhard, Graf von Bentheim, macht sich 1370 gegen Balduin von Steinfurt anheischig, des lezztern Tochter Permette heirathen zu wollen, sobald sie zwölf Jahre alt sey. — Im Ehevertrag, den Carl Herzog von Lothringen und Markgraf Bernhard von Baden 1408 im Namen ihrer Kinder aufrichteten, heißt es: „Und wann dieselbe Catherine, unser Herzog Carlens Dochter, zweiff Jare alt würdet, so sollen wir, die obgeschriebene zweene Herren die heilige Ehe zwischen obgenannt unseren zwey Kindern vollekommentlich vollenfertigen." — Lothar, Markgraf von Sachsen, belam von seiner Gemahlin Sobila, als sie erst dreizehn Jahre alt war, einen Sohn, Wernhar.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juli.

(Fortsezung.)

Die Regierung und der Radikalismus.

Die Savoyischen Lemanufer sind viel geeigneter zu großen Fabriken. Dort ist das Leben einfach und wohlfeil, das Volk ist arm, sehr thätig, sittlich, sparsam, nüchtern, gehorsam und religiös; es leidet nicht an der politischen Drehtrantheit der Waadländer, und seine Regierung hat seit einigen Jahren durch großartige Maßregeln Riesenschritte in Industrie und Handel gethan. Im ganzen Chablais ist das Leben wesentlich von dem in Genf und Waad verschieden. Es soll mich daher nicht wundern, wenn in einigen Jahren bei günstigen äußern Umständen und nach Vollendung der großen Straßen, die in Savoyen und Piemont angefangen oder projektirt sind — es soll mich nicht wundern, wenn dann dies sehöne Ufersand durch große Fabriken bald bevölkert, reich und blühend wird. Ob es aber dann zufriedener ist als jezt, das fragt sich. Schon ist zu dieser Fabrikthätigkeit mit Steinkohlen- und Eisenwerken, Asphalt und Anthracit der Anfang gemacht. Die Dampfmaschinen werden bald nachkommen. Ein vervollständigtes Zollsystem wird wohl helfend nachfolgen. Dann dürfte die Zeit kommen, wo man vom Leman nicht mehr sagen kann, er breite sich wie ein Meilenmeer zwischen Waad und Savoyen hin. Dieser Leman könnte dafür in anderer Beziehung wieder wahr werden, wenn Waad forschert, wie es angefangen, einer stürmischen politischen Parthei anzugehören, ihren Eingebungen zu folgen und dadurch geistig und materiell zu zerfallen. — Dies führt mich zu dieses Landes öffentlichen Zuständen, die seit einiger Zeit ihre vorige günstige Richtung verlassen haben und mit einigen Modifikationen auf denselben Punkt führen dürften, wo wir jezt Bern, Luzern, St. Gallen, Basel-Landschaft und Unterwallis unter dem drückenden Einfluß der überreizbenen Theorien des Radikalismus erblicken. Vor einigen Jahren gab sich im Morgenblatt Brachstücke von Reden im Großrath, die bewiesen konnten, daß des Landes beste und gesteigertste Männer dasselbe in echter Civilisation rasch empor bringen wollten, nur zu rasch. Später geschah viel für Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts; es wurde für die gleichförmige und gründliche Bildung der Schullehrer im Lande eine treffliche Normalschule in Lausanne errichtet. Nicht bloß das Collegium erhielt eine bessere Einrichtung, sondern auch die Akademie erhob sich ganz neu auf den Trümmern der vorigen, die Lehrer wurden vermehrt und besser besoldet. Auch in den Zweigen der innern Verwaltung geschah viel Gutes. Die Finanzen schienen vortrefflich und nimt nur hinreichend für die neuen Ausgaben in Erziehung und Unterricht, sondern auch genügend für die Anlegung neuer, herrlicher und großartiger Kunststraßen u. s. w. Indessen bildete sich eine Opposition aus, deren Elemente freilich schon früher, schon seit der Revolution von 1831, vorhanden gewesen waren, sich aber noch nicht hervorgedrängt, sondern nur mit einiger Scheu hämische Blicke und Bemerkungen auf alles geistige Aufstreben zu höherer Bildung und auf die Männer geworfen hatten, die dieser würdigen Richtung würdig vorstanden. Dieser Parthei hatte es, um einflußreich zu werden, nur an einem bedeutenden Haupt gefehlt, und als sich dies gefunden, trat sie auch gleich tecker hervor und trieb es in neuester Zeit bis zu systematischer Opposition gegen Alles, was ihrem Sinn und Streben nicht zusagte, gegen Kirche, Akademie, Collegium und Normalschule, ja sogar gegen großmüthige Wohlthäter ihres Landes, die ihrer Kaste nicht angehörten. Vom Petitionsrecht wurde der lächerlichste Mißbrauch gemacht, denn Petitionen spielten in Scheunen zwischen Käse und Weinstouteillen die wichtigste Rolle, ehe sie dem Großrath vorgelegt wurden, der ihren Ursprung schon am Geruch hätte erkennen können. Wie voriges Jahr das radikale Paradepferd für die Verdrängung der Klöster aus dem Kirchengebet geritten wurde, so turnirte es dies Jahr gegen alles formelle Christenthum, gegen die Nationalkirche, deren Ordnung und Diener. Was ihr mit Ueberzeugung und Wärme anhing, wurde Methodist genannt, um ihn dem Volke verhaßt zu machen, dem der stille, streng sittliche Methodismus ein Greuel ist. Dieser selbst aber gewann natürlich, weil er als Gegensatz gegen jenes Stürmen dastand und die Gutdenkenden anzog, zumal wenn sie auf die Persönlichkeit, das Privatleben und die Sitten dieser Radikalen blickten. Um ihren Angriffen auf die Kirche eine noch bessere, auf die ganze junge Generation wirkende Basis zu geben, verlangten sie, daß die neue Akademie ihren vakanten philosophischen Lehrstuhl einem tüchtigen Hegelianer geben solle, damit er in Religion und Kirche nach ihrem Sinne recht aufräume. Als aber dies aus guten Gründen von der Akademie nicht geschah, erklärten sie dieser offen den Krieg. So zeigte sich hier im Kleinen schon dasselbe, was einige Monate später mit Doktor Strauß in Zürich vorging, nur mit dem Unterschied, daß in Waadt die competente Behörde kräftig handelte, während in Zürich die germanische Gesundheit des Volks wies der gutmachte, was die Behörde gefehlt hatte, und den Krankheitsstoff ausstieß. Hier im romanischen Land bringt es den Leuten immer mehr in's Blut. So steht es jezt in Waadt. Noch kämpft die Regierung gegen das Ueberhandnehmen des radikalen Prinzips im Großrath und im Land überhaupt, es läßt sich aber zweifeln, ob sie künftig auch stark genug gegen dasselbe seyn wird, zumal die radikale Schule nach Kräften östlich auf Wallis und westlich auf Genf wirkt und sich von da zu verstärken sucht. Die Ehrenmänner, welche vor einigen Jahren noch an der Spitze der Bewegung in Waadt standen und unter denen wir nur den Professor Monnard nennen, sind nun bereits überflügelt — debordés, wie der französische Kunstausdruck heißt — und werden „Zurückgebliebene" genannt. Der jezige Großrath ist solchen Männern wegen ihrer Kenntnisse und ihres Redetalents nicht geneigt; darum wurde Prof. Monnard dieses Jahr nicht wieder zum Präsidenten oder Vicepräsidenten des Großraths, oder zum Deputirten bei der Tagsatzung gewählt, wie in den vorigen Jahren. Nur Radikale erhielten diese Stellen. — Diese Bemerkungen mußte ich über Waadts öffentliche Zustände voranschicken, um Manches begreiflich zu machen, was folgen wird.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 22.

Mittwoch, 17. Juli 1839.

Ankündigung
von
Supplementen
zu den
sämmtlichen Werken Schillers.

Die verschiedenen Nachträge zu den Werken Schillers, welche in der jüngsten Zeit erschienen sind, und das ungemeine Interesse, welches Deutschland für Alles an den Tag legt, was Schillers geistiges Wirken und seine Person betrifft, machen es der Familie des zu früh Dahingeschiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlags-Buchhandlung der Schiller'schen Werke Supplemente zu denselben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig seyn und so viel als möglich in seinem eigenen Geiste veranstaltet werden sollen.

Diese Sammlung wird in ihrer ersten Abtheilung nicht nur manche Gedichte, Aufsätze und Varianten enthalten, die den bisher erschienenen Nachträgen fehlen, sondern sie soll sich auch durch ihre Anordnung und durch die strenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen auszeichnen. Ein genaues chronologisches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schillers nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum besseren Verständniß der Werke selbst dienen, theils wird es für den Leser ein Leitfaden seyn, durch welchen er den Zusammenhang der einzelnen Bestandtheile unserer Sammlung mit den ganzen Werken Schillers leicht ersehen und ihre Stelle schnell auffinden kann.

Die meisten dieser Gedichte und Aufsätze haben an und für sich nur einen untergeordneten Werth, sonst würde sie unser Vater selbst der Oeffentlichkeit übergeben haben, wenn es auch auf der andern Seite wahr seyn mag, daß Er, wie ein geistreicher, nun auch dahingeschiedener Zeitgenosse aussprach: „keine uninteressante, charakterlose Zeile geschrieben habe.“

Sie sind Documente seiner Schicksale und Verhältnisse, oft Hülfsmittel zum Verständniß seiner Schriften, besonders aber bezeichnen sie nothwendige Momente und Stufen in der Geistesentwicklung eines Mannes, dessen Bildungsgang einer der seltensten und merkwürdigsten genannt wurde, den je ein Mensch genommen habe, so daß derselbe zu einem Problem der forschenden Betrachtung geworden ist.

In diesen innern Zusammenhang und in diese höhere Beziehung müssen also alle Gedichte und auch nur fragmentarische Aufsätze unserer Sammlung gestellt werden.

Wir hoffen, daß diese uns zuerst täuschend scheinende Aufgabe dadurch erreicht werden wird, daß Herr Direktor Hoffmeister in Kreuznach, welcher nach unserem Wunsche und in unserem Einverständniß die Sammlung unternommen hat, durch kurze Anmerkungen und Hinweisungen unter dem Texte alle jene gesammelten Produktionen in eine innige Verbindung mit seiner Schrift:

Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke

setzen wird, einer Schrift, welche wir, wenn sie auch eine andere Betrachtung der Werke und der Geistesrichtung Schillers nicht ausschließt, der Gründlichkeit ihrer Forschung, ihrem Geiste und ihrer ganzen Fassung nach als ein unseres Vaters würdiges literarisches Monument anerkennen und hoch schätzen.

Die zweite Abtheilung der Supplemente wird eine Auswahl bedeutender Schiller'scher Briefe enthalten, von denen viele bisher noch nicht durch den Druck veröffentlicht worden sind, und welche durch nothwendige Bindungsglieder vermittelt und durch Erläuterungen in Hinweisungen des Herausgebers auf sein oben genanntes Werk aufgehellt werden sollen.

Bei Anordnung und Auswahl dieser Briefe wird das Ziel verfolgt werden, daß aus ihnen gleichsam eine vollständige Selbstbiographie und Selbstcharakteristik Schillers hervortrete. Nur so kann auch hier das Einzelne durch den Dienst, den es dem Ganzen leistet, eine Schillers würdige Stellung erhalten, welcher immer darnach trachtete, die Einheit der Mannichfaltigkeit zu finden und zu bewahren.

In der dritten, zuletzt erscheinenden Abtheilung endlich, welche Stimmen der Zeit und Kritiken bedeutender Zeitgenossen enthalten wird, soll Schiller als Mensch, Dichter, Geschichtschreiber und Denker durch die Auffassung und durch das Urtheil Anderer gleichsam im Spiegel seiner und unserer Zeit charakterisirt werden, und dieser Versuch dürfte wohl der erste seyn, unsern Vater in der fortschreitenden Betrachtung seiner Mitwelt darzustellen. Die Aussprüche und Kritiken bedeutender Zeitgenossen werden theils vollständig, theils im Auszuge wörtlich mitgetheilt, und chronologisch, oder auch dem Inhalte nach geordnet werden.

Diese Sammlung wird die Aufgabe zu lösen suchen, einerseits eine große Mannichfaltigkeit verschiedener Aussprüche über Schiller und seine einzelnen Werke zu liefern, andererseits aber zugleich im Allgemeinen, im größeren Umrisse, den Gang anschaulich darzustellen, welchen die Kritik über Schiller vom Anfang seiner literarischen Erscheinung an bis zu unsern Tagen genommen hat.

Von selbst versteht es sich in dieser Beziehung, daß auch ungünstige, ja abgeneigte Urtheile aus diesen Supplementen nicht ausgeschlossen bleiben, denn auch hier muß Schillers eigener Ausspruch gelten: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, vor welchem einzelne einseitige und falsche Stimmen vergeblich sich erheben.

Die Familie aber glaubte ihren verewigten Vater dadurch am höchsten zu ehren, daß sie allem auftrat, ihn seinen Zeitgenossen und seiner Nachwelt im Lichte der Wahrheit erscheinen zu lassen.

Köln, im Juli 1839.

Im Namen der von Schiller'schen Familie,
Ernst von Schiller,
Königl. Preußischer Appellations-Gerichtsrath.

Die unterzeichnete Verlagshandlung der Schiller'schen Werke, welche von der von Schiller'schen Familie auch mit Herausgabe dieser Sammlung beauftragt worden ist, beehrt sich die vorstehende Anzeige zur Kenntniß des Publikums zu bringen.

Sie wird es sich zur Ehrenaufgabe machen, auch diese Sammlung in Ausstattung und Preis so auszuführen, wie der unsterbliche Name Schillers und seine zahllosen Verehrer es heischen; vorläufig nur so viel, daß der Umfang vier bis fünf Bändchen des Taschenformates und der Preis des Ganzen 3 bis 4 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr. bis 2 Rthlr. 12 Gr. nicht übersteigen wird.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[282] In der *Literarisch-artistischen Anstalt* in München sind folgende

REISE-KARTEN

erschienen, welche sämmtlich auf *Leinen gezogen und mit Futteral* versehen, durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu den beigesetzten Preisen zu beziehen sind:

im 24 fl. Fuss.

Reisekarte von *Frankreich.* Thlr. 1. 8 gr. fl. 2. 24 kr.

Reisekarte durch *Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen* und die angrenzenden Länder von G. Mayr. Mit 26 Ansichten der bedeutendsten Städte dieser Länder. Thlr. 2. fl. 3. 36 kr.

Dieselbe ohne die Ansichten. Thlr. 1. 6 gr. fl. 2. 12 kr.

Reisekarte von München in das *Bayer'sche* und *Salzburg'sche Hochgebirge* in 2 Blättern. Thlr. 1. 12 gr. fl. 2. 24 kr.

Reisekarte von *Italien* nebst den nördlich angrenzenden Ländern. Thlr. 1. 4 gr. fl. 2. — kr.

Reisekarte der *Schweiz.* Thlr. 2. — gr. fl. 3. 36 kr.

Reisekarte von *Tyrol* mit dem *Südbayer'schen* und dem *Salzburger Hochgebirge* von *Roost.* Thlr. 2. 20 gr. fl. 4. 48 kr.

Reisekarte (kleinere) von *Tyrol* von *G. Mayr.* Thlr. 1. 12 gr. fl. 2. 30 kr.

Reisekarte der Provinz *Oberbayern* mit der Umgebung. Thlr. 1. 9 gr. fl. 2. 12 kr.

Dieselben Karten sind auch *unaufgezogen* zu verhältnissmässig niedrigern Preisen zu beziehen.

---

[291] Im Verlage von Julius Klinkhardt in Leipzig ist neu erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen zu haben:

Ueber Modulation,

besonders zum Gebrauch für Pianofortespieler.

Von G. C. Kulenkamp.

gr. 4. broch. 12 Gr.

Dieses Werkchen wird sowohl dem fertigen, wie dem weniger geübten Pianofortespieler eine willkommene Erscheinung seyn, da der darin abgehandelte und durch Notenbeispiele erläuterte Gegenstand in sämmtlichen, bisher über Theorie der Musik erschienenen Schriften nur oberflächlich berührt worden ist. Der Verleger hat außerdem dem Werkchen eine seinem innern Werthe angemessene glänzende äußere Ausstattung gegeben.

---

[324] Im Verlage von Aug. Taubert in Leipzig erschienen so eben folgende werthvolle belletristische Werke, welche durch jede solide Buchhandlung zu beziehen sind:

Aus Heimath und Fremde.

Erzählungen

von

Ludwig Bechstein.

2 Bände. Velinpap. eleg. geh. Preis 3 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Die seligen Fräulein. — Der Förster von Belrieth. — Der Geist auf Ehrisburg. — Das Hausgesinde. — Der Zaubergarten. II. Der falsche Barbarossa. — Der Sohn der Hexe. — Der Herr von Sclerinski. — Unterirdische Liebe.

Eine Theaterliebschaft.

Novelle

von

Carl Herloßsohn.

Velinpap. eleg. geh. Preis 1 Rthlr. 6 Gr.

Zeit- und Lebensbilder.

Novellen, Humoresken, Ironien und Reflexionen

von

Carl Herloßsohn.

3 Bände. Velinpap. eleg. geh. Preis 5 Rthlr.

Inhalt: I. Der Gondoliere, Novelle. — Die Mädchen von Scio, Novelle. — Arabesken und Devisen. II. Eduard, Novelle. — Meine Weihnachtsfreuden. — Maler und Kaufmann, Novelle. — Der letzte Ball. — Arabesken und Devisen. III. Der Förster und seine Kinder. — Fatime, Serbische Novelle. — Die Verssuchung, Novelle. — Maler Ghigi, Novellette. — Die Neujahrsnacht, Erzählung. — Arabesken und Devisen.

---

[321] Bei Fr. Mauke in Jena ist so eben erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

J. Williams und Döring, Deutsch-englischer Briefsteller oder Auswahl musterhafter Briefe und andere Aufsätze aus Privat- und Handels-Correspondenz. 8. geh. Preis 21 Gr.

[309]

Pyrker's Werke in Einem Band.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Johann Ladislav Pyrker's

sämmtliche Werke.

Prachtausgabe in Einem Bande.

Neue durchaus verbesserte Ausgabe.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Velinpapier. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr.

Der ehrwürdige Sänger, der in dem ersten dieser Heldengedichte die Eroberung von Tunis durch Karl V., im zweiten die Thaten Rudolphs von Habsburg und im dritten die Perlen der heiligen Vorzeit in harmonischer Weise und Versart besungen hat, gehört zu den seltensten Dichtern Deutschlands. Wir erlauben uns hier das Urtheil eines der geachtetsten Philologen anzuführen, welcher sich über „Rudolph von Habsburg,“ wie folgt ausspricht:

„So haben wir denn endlich, Gottlob! ein deutsches Epos, dessen sich außer dem Griechischen kein anderes Volk „rühmen kann. Ich setze Pyrkern weit über Virgilius, das heißt: ich glaube, daß Pyrker dem Homer viel näher „stehe, als Virgil. — Ja, der hat's vollbracht, und Alles überflügelt, was nach Homeros gekommen!“

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[319] (Bücheranzeige.) So eben erschien in der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg:

Ulrich von Hutten. Volksthümliche Betrachtung des gegenwärtigen kirchlichen Streites in Deutschland. Mit dem Motto: Und die Wahrheit wird euch frei machen! Preis ⅓ Thlr.

Wenn diese kleine Schrift erst erscheint, nachdem schon unzählige über diesen Gegenstand vorliegen, so kommt sie doch keineswegs zu spät; indem diese Worte aus der Fülle des Gemüths eines für das Wahre und Rechte glühenden jungen Deutschen aus den Gebildeten des Volkes, der, wie sich in jeder Zeile darthut, Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat, vieles noch Dunkle in dieser Sache mit eigenthümlicher Klarheit beleuchten und nicht nur in hohem Grade allgemeine Beachtung verdienen, sondern auch bei gehöriger Beherzigung ihren Zweck nicht verfehlen werden.

---

[334] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erstes Juniheft 1839.

Inhalt. Auszüge aus den von den HH. Wood, Hawkshaw und Brunel erstatteten Berichten über den an der Great-Western-Eisenbahn befolgten Bauplan. (Forts.) Versuche an der Great-Western-Eisenbahn. Versuche an der London-Birmingham-Eisenbahn. Versuche an der Liverpool-Manchester-Eisenbahn. Versuche an der Manchester-Bolton-Eisenbahn. Versuche an der Grand-Junction-Eisenbahn. — Beschreibung des Sicherheitsventils und Metallkolbens an dem Jacson auf der Eisenbahn von Paris nach St. Germain. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Kesseln für stehende Dampfmaschinen sowohl als für Dampfboote und Locomotiven, von Joseph Price. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Tauchapparaten, von William Newton. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Water-Closets, von James Crellin und James Holt. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Maschinen zum Ausspannen, Mangen, Trocknen und Appretiren gewebter Fabricate, von Thomas Bridson. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Maschinen zum Spinnen und Dubliren von Wolle, Flachs, Baumwolle ꝛc. von William Garnett. Mit Abbild. — Beschreibung einer Wage von einer neuen Construction, und Angabe der Art diese Wage zu justiren; von T. Girgensohn. Mit Abbild. — Ueber Hrn. Robiquets Alizarin und Runge's Krapproth; von Hrn. Prof Dr. Runge in Oranienburg. — Ueber die künstliche Bereitung des braunen Catechus. Von H. Reinsch. — Miscellen. Programm der von der Société d'encouragement pour l'industrie nationale in der Generalversammlung vom 16 Jan. 1839 für die Jahre 1840, 1841, 1844 und 1846 ausgeschriebenen Preise. — Neue Versuche mit Ericsons Treibapparat für Dampfschiffe. — Locomotiven mittelst comprimirter Luft. — Eine neue Locomotive für Eisenbahnen mit stärkerem Gefälle. — Gradiententabelle für Eisenbahnen; nach Hrn. Sebourns. — Ueber de Callany's Wasserhebmaschine. — G. Crosley's pneumatischer Telegraph. — Beale's Patent-Luftlicht (Patent-Air-Light). — Schaffhäutl's verbesserter Apparat zum Puddliren des Eisens.

Zweites Juniheft.

Auszüge aus den von den HH. Wood, Hawkshaw und Brunel erstatteten Berichten über den an der Great-Western-Eisenbahn befolgten Bauplan. (Fortsetzung und Beschluß.) — Ueber einige neuere Verbesserungen an den Eisenbahnwagen von der Erfindung des Hrn W. Curtis. Mit Abbild. J. Beschreibung einer neuen Bremse, womit Wagen und Locomotiven in ihrem Laufe angehalten werden können, und welche zugleich auch zur Reinigung der Bahnen von den zufällig auf sie gerathenen fremden Körpern dient. II. Beschreibung eines Apparates, wodurch das Aneinanderrennen von Wagenzügen auf einer und derselben Bahnlinie verhütet werden soll. — Bericht des Hrn. Grafen Lambel über einen von Hrn. Poussin-Chardanne in Villeneuve St. Georges erfundenen Celerimeter. Mit Abbild. — Verbesserungen an den zum Wägen bestimmten Apparaten, von George Salter. Mit Abbild. — Vorschlag zu einem Dynamometer. Von Hrn. N. H. Mit Abbild. —

Verbesserungen an den Lampen, von William Palmer. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Sonnen- und Regenschirmen, von Alexander Cochrane. Mit Abbild. — Ueber die gasförmigen Producte des Hohofenprocesses und ihre Benutzung als Brennmaterial, von Dr. Bunsen. I. Auf welche Art lassen sich diese Gase am zweckmäßigsten ableiten, um als Brennmaterial verwandt zu werden? II. Der wievielste Theil der im Hohofen erzeugten Wärme ist bei der bisherigen Methode der Gichtgase verloren gegangen? III. Zu welchen Zwecken lassen sich die Gichtgase am vortheilhaftesten benutzen? — Ein neues vollkommen unschädliches und außerordentlich schnell wirkendes Haarvertilgungsmittel für Gerber, Pergamentbereiter, Thierärzte ꝛc. anwendbar; von Dr. Böttger. Mit Abbild. — Verbesserte Methode gewisse thierische und vegetabilische Substanzen vor Verwesung zu schützen, von Richard Treffz, Chemiker in Manchester. — Miscellen. Ueber die expansionsweise Benutzung des Dampfes. — Concurrenz zwischen amerikanischen und englischen Locomotiven. — Ueber die amerikanischen Eisenbahnen. — Resultate einer mit einer Turbine getriebenen Mahlmühle. — Neuere Fortschritte des Themsetunnels. — Fortschritte in der Kunst, Steine zu schneiden. — Abdrücke von verschiedener Größe von derselben Platte zu erhalten. — Verfahren, den Kautschuk aufzuweichen. — Französische Reglements für die Gasbeleuchtungsanstalten. — Die Feuersbrünste in London im Jahr 1838. — Häuser aus Eisen.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journal Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30—36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ **Die Verlagshandlung kann vom**

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar für die 18r Jahrgang zu 16 Rthlrn. oder 28 fl. anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1837 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[323] Bei Gerhard Fleischer in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ein Neiseroman.

Vom Freiherrn **Hugh am Forst.**

I. Bd. 8. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Herr Verfasser beginnt seine romaneske Reise von Rügen aus und führt uns in diesem ersten Bändchen nach Stralsund, Dobberau, Travemünde, Lübeck, Kiel, Helgoland, Hamburg, wo er am längsten weilt, Schwerin, Ludwigslust und bis Berlin. Hier trennt er sich für jetzt vom Leser, der gewiß gern mit ihm sogleich weiter gereist wäre, der Ergötzlichkeiten noch mehr zu vernehmen, welche hier mit humoristischer Laune ausgestellt sind; die Begebenheiten, die ihm oft romantisch, oft romanhaft vorgeführt werden, schnell weiter verfolgen zu können, und von dem Salz und der Würde noch länger zu genießen, die er überall höchst pikant und am rechten Orte ausgestreuet findet. Gewiß wird sich das Büchlein des allgemeinsten Zuspruchs erfreuen dürfen.

[328] Bei **C. P. Melzer** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Pellenger, W. J., neue französisch-englisch-deutsche Gespräche, über die gewöhnlichsten und faßlichsten Gegenstände der alltäglichen Unterhaltung. Dritte Auflage, verbessert und mit neuen Gesprächen, kaufmännischen Ausdrücken, Reduktionstabellen des franz., engl. und deutschen Geldes ꝛc. vermehrt von Dr. J. H. Kaltschmidt. Preis 21 Gr.

Um sich ein neues Recht auf das Wohlwollen des Publikums zu erwerben, hat der Bearbeiter dieser neuen Auflage auf dem beschränkten Raume nur diejenigen Redensarten zusammengestellt, welche dem Gelfte der drei Sprachen eigenthümlich sind und in der alltäglichen Unterhaltung beständig vorkommen; es enthält somit dieses kleine Werk eine große Menge gewöhnlich üblicher Ausdrücke, die man in andern Büchern der Art vergebens sucht. Um es insbesondere denjenigen jungen Leuten, welche sich der Handlung und den Geschäften widmen, noch nützlicher zu machen, ist dieser Auflage eine Auswahl von kaufmännischen Redensarten beigefügt, deren Kenntniß und Verstehen dem künftigen Geschäftsmanne unentbehrlich ist.

[347] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte
der
britischen
Baumwollen-Manufaktur,
und
Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand.

Nach dem Englischen
des
Edward Baine d. j.
frei bearbeitet
von
Dr. Christoph Bernoulli,
Professor der industriellen Wissenschaften zu Basel.

Mit 12 englischen Stahlstichen.

gr. 8. broch. Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

Inhalt: Einleitung. Erster Abschnitt: Ursprung und Verbreitung der Baumwollen-Manufatur. Zweiter Abschnitt: Von der Baumwollen-Fabrikation in Indien. Dritter Abschnitt: Frühere Geschichte der englischen Manufaktur. Vierter Abschnitt: Erste Schritte zur Maschinenspinnerei. Fünfter Abschnitt: Gründung der mechanischen Spinnerei durch Arkwright. Sechster Abschnitt: Weitere Fortschritte der Maschinenspinnerei. Siebenter Abschnitt: Einführung der Dampfmaschinen und der mechanischen Webstühle. Achter Abschnitt: Bleicherei und Kattundruck. Neunter Abschnitt: Die Baumwolle. Zehnter Abschnitt: Commercielle Verhältnisse. Eilfter Abschnitt: Dermaliger Besang der britischen Baumwollen-Manufatur. Zwölfter Abschnitt: Zustand und Lage der arbeitenden Klassen. Dreizehnter Abschnitt: Aussichten.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 171.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 18. Juli 1839.

The modern science pours forth showers of facts, all tending to prove the existence and constant operation of some general principle, on whose action all the phenomena of nature are dependent.

Leithead.

Die magnetische Südpolexpedition.

(Fortsetzung.)

Diese Bestimmung der Lage des magnetischen Nordpols gilt aber nur für jetzt, oder wenigstens nur für eine gewisse längere oder kürzere Zeit. Denn die sorgfältigste Vergleichung älterer und neuerer Beobachtungen mit den neuesten hat gezeigt, daß alle drei angedeuteten Formen magnetischer Erscheinung: die Abweichung, die Neigung und Intensität, für die besonderen Punkte der Erde auch noch besonderen, an längere Perioden gebundenen Veränderungen unterworfen sind, daher diese allmähligen Veränderungen mit Grund auf eine eben so allmählige Verrückung der magnetischen Erdpole in andere Gegenden bezogen werden. Es springt aber in die Augen, daß, nach Maßgabe der genaueren Kenntniß der Veränderungen dieser drei magnetischen Elemente für immer mehrere Punkte der Erdoberfläche, auch ein immer genauerer Schluß auf den Zusammenhang dieser Veränderungen über die ganze Erde hin gemacht werden kann, was zur Hoffnung der Auffindung des zu Grunde liegenden allgemeinen magnetischen Gesetzes berechtigt, und ganz besonders muß die Aufmerksamkeit in diesem Bezuge auf die, wie gesagt, magnetisch noch ganz unerforschte Südpolarzone gerichtet seyn.

Die Messungen der magnetischen Intensität, wie wir den Begriff, oben erklärt haben und über welche wir jetzt noch in einiges nähere Detail eingehen müssen, gehören ganz der neuesten Zeit an, indem man früher durchgängig annahm, daß die magnetische Kraft der Erde überall gleich groß sey. Davon hatte man sich besonders durch die, von dem französischen Mathematiker Mallet angestellten Versuche überzeugen lassen, welcher, als er im Jahre 1769 zur Beobachtung des bekannten Venusdurchganges durch die Sonne nach Ponoi in Lappland gereist war, daselbst auch magnetische Beobachtungen anstellte und gefunden haben wollte, daß die Schwingungen der Nadel in diesem hohen Norden nur genau eben so schnell als in weiter nach dem Aequator zu gelegenen Orten ausfielen, da sie doch nach dem von uns angedeuteten Gesetze der Intensität mit der Annäherung nach den Polen vielmehr hätten schneller werden sollen. Die oben erwähnten vortrefflichen Magnetometer von Gauß lassen eine viel größere Genauigkeit der Beobachtungen zu, und es ist durch ihre Beihülfe nicht nur gelungen, jenes Gesetz der magnetischen Erdkraft über allen Zweifel zu erheben, sondern selbst darzuthun, daß auch diese Intensität, gleichwie wir es von der Abweichung und Neigung dargethan haben, für

bestimmte Punkte der Erde allmählig einer Veränderung unterliegt.

Verbindet man endlich auf einer Karte diejenigen Punkte der Erdoberfläche, für welche, zu irgend einer bestimmten gleichen Zeit, entweder die Abweichung oder die Neigung, oder aber die Intensität gleich groß war, so ergeben sich ganz eigenthümlich gekrümmte Linien, die jedoch einem gewissen Gesetze zu unterliegen scheinen, dessen Auffindung man durch Verlängerung jener Curven vermittelst fernerer vergleichenden Beobachtungen an immer mehreren und entfernteren Orten hoffen darf. Unter den Linien gleicher Abweichung („isogonischen" Linien) müssen wir besonders diejenigen bemerken, welche durch die Orte gehen, wo die Abweichung gegenwärtig = Null ist; solcher isogonischen Linien gibt es nach dem Berliner Naturforscher Ermann auf der Erde nur zwei, von denen die eine aus dem weißen Meere kommt, sich zuerst südöstlich, dann nordöstlich bei Irkutzk vorüber krümmt und dann südlich durch den Ocean um Neuholland gegen den Südpol hin läuft; die andere aber in der Richtung vom Südpole durch das atlantische Meer geht, nördlich von Rio Janeiro in den Continent von Amerika tritt und denselben in nördlicher Richtung durchschneidet.

Die Linien gleicher Neigung (isoklinische" Linien) zeigen, je größer die Neigung wird, desto mehr eine zweimalige Krümmung nach Süden und nach Norden, welcher Umstand auf den Gedanken führen könnte, daß es, wie schon Halley meinte, wirklich vier magnetische Pole der Erde (zwei im Süden und zwei im Norden) gebe, eine Frage, welche durch die bevorstehende magnetische Expedition, wenigstens was den Südpol betrifft, vielleicht auch entschieden werden wird. Von den Linien gleicher Intensität („isodynamischen" Linien) aber ist noch besonders anzuführen, daß ihre Krümmung die Vermuthung erregt, als wenn die Punkte der größten magnetischen Erdkraft sich, dem Orte nach, von den eigentlichen magnetischen Erdpolen, wie wir die Lage des einen derselben oben angegeben haben, unterscheiden könnten.

(Schluß folgt.)

Literarische Grillen.

(Schluß.)

Wie wirkt nun aber dieser radikale Unterschied formell auf den eigentlichen Gegenstand unserer Betrachtungen, auf das Feuilleton? Wir haben oben gesehen, warum dieser muntern Chronik des socialen Lebens bei uns der allgemeine Stoff so sehr geschmälert ist. Die gute Gesellschaft ist in Deutschland überall, und eben darum ist sie nirgends für's Allgemeine maßgebend. Der sociale Geist ist in einzelnen Kreisen abgesperrt, in welchen er eigenthumliche Farben annimmt, und wo selbst die obligaten ausländischen Elemente des guten und feinen Tons verschieden assimilirt werden. Für das Zersplitterte und in dieser Zersplitterung Kraftlose kann es kein allgemein wirksames Organ geben; aber selbst derjenige Stoff, dem wenigstens eine allgemeine Seite abzugewinnen ist, wie Musik, Theater, will sich nicht recht gestalten lassen, und zwar, weil es in den Köpfen und Gemüthern der meisten Leser an der Basis fehlt, auf der vernünftigerweise jedes Raisonnement über die Gegenwart ruhen muß, am Bewußtseyn der Geschichte, am lebendigen Gefühl der Vergangenheit.

Wie unsere politische, so bricht sich auch unsere Kultur- und Sittengeschichte in hundert Strahlen; in beiden ist so wenig Massenhaftes, durch beide geht so wenig ein herrschender Einfluß, als Anhaltspunkt für Gedächtniß und Einbildungskraft, daß der halb oder oberflächlich gebildete Deutsche nur ein sehr verworrenes, luckenhaftes Bild von ihnen hat. Wie unserem geselligen und künstlerischen Geist in der Gegenwart die Kraft und die Gewalt abgeht, so hat er auch in der Geschichte nirgends tiefe Spuren als Richtungsmerkmale hinterlassen. Wie einfach und compakt spinnt sich dagegen die Geschichte Frankreichs am Faden der Dynastie fort! und die gesellschaftliche Entwicklung geht gleich massenhaft und concentrirt daneben her. Sicher hat der deutsche Journalleser im Durchschnitt ungleich mehr allgemeine historische Kenntnisse als der französische; aber die socialen Fortschritte der deutschen Nation, die Geschichte unserer Poesie, unserer bildenden Kunst, unserer Musik, unserer Bühne, die Geschichte der feinen Lebensart, der Moden und Trachten, kurz die Vergangenheit aller der Dinge, welche im sogenannten Salon und im Feuilleton zur Sprache kommen, ist den allerwenigsten gegenwärtig, weil man bei uns dergleichen förmlich studiren muß. Der Franzose wird mit all dem durch seine centralisirte schöne Literatur, durch seine Memoiren, Romane und Schauspiele, vor seiner Nationalbühne spielend, gleichsam nach Hamiltonscher Methode bekannt, ohne sich je ernstlich damit abzugeben. Die politische und Regentengeschichte wird dort in den Köpfen wie in der Wirklichkeit auf tausend Punkten von der Geschichte der Gesellschaft berührt und durchdrungen, und das Netz von Ursachen und Wirkungen, dessen Fäden in wenigen Mittelpunkten, wie im oeil de boeuf von Versailles, zusammenlaufen, drückt sich unvermerkt wie ein Situationsplan jeder Einbildungskraft ein. Der Franzose stände schon sehr tief, dem sich nicht z. B. die Phasen seiner Nationalbühne mit ihren dreierlei

Berühmtheiten, mit ihren Dichtern, Mimen und Kritikern, von Molière und dem Hôtel de Bourgogne bis auf den heutigen Tag, während seiner Leserei von selbst einprägte.

Bei dieser Eigenthümlichkeit der nationellen Bildung steht dem Feuilletonisten der ganze Farbenkasten der Landesgeschichte zu Gebot, um seine flüchtigen Bilder recht bunt und effektreich auszuführen, und er taucht mit dem ermuthigenden Gefühle, daß er so ziemlich für Jedermann malt, seinen Pinsel in Farben, mit denen der Deutsche nur für die Gebildetsten malen kann. Er verknüpft jeden Augenblick das, was ist und wird, mit dem Dagewesenen, er belenchtet die Gegenwart durch die Vergangenheit mittelst eines Winks, einer Anspielung, die nie verloren geht und nie eines fatalen „nämlich" bedarf. Der bedeutende Poet oder Schauspieler, der einflußreiche Schöngeist, die hohe Weltdame, die mächtige Maitresse — alle markanten Namen, die er ausgibt, sind Fichen, mit denen er ganze sociale Zustände bezeichnet. Und hiedurch erhalten seine frivolen Malereien erst eigentlich Schatten und Licht, Umriß und Haltung, Leben und Bewegung. Welche Vortheile dem Deutschen gegenüber, der seine zerrissene Kulturgeschichte nirgends als Hintergrund socialer Schildereien fassen kann, der erörtern und dociren müßte, wo jener nur winkt und andeutet, der dem Leser hundertmal pedantisch sein Wissen aufdringen müßte, während jener nur spielend Ideenassociationen weckt! Nur ein paar Beispiele, wie sie sich im Augenblick anbieten. Die Clairon ist ein Begriff, durch dessen Herbeiziehung der Theaterkritiker, der das neueste Stück beschreibt, einen Gedanken bestimmt und deutlich ausspricht; welcher Effekt läßt sich aber mit dem Namen einer Neuberin hervorbringen? Was knüpft sich nicht Alles an die Namen Lavalière und Pompadour! wer denkt aber viel bei Eva von Trott und Amrora von Königsmark?

Genug, jene Disposition des französischen Volks ist der fertig ausgespannte Zettel, durch den der Schöngeist sein Weberschiff wirft, dessen Faden sich wie von selbst zum mannigfachsten Blumen-, Schnörkel- und Arabeskenwerk gestaltet. Aber dem Deutschen, der ihm nachwebt, verwirrt sich die Kette, der Faden reißt jeden Augenblick, des Anknüpfens und Entwirrens ist kein Ende, und statt eines glatten, gleichen, effektvollen Fabrikats liefert er meist doch nur ein unscheinbares, farbloses Ding voll Lücken und Webernestern, das mit dem französischen nur die Unsolidität gemein hat. Offenbar wäre besser, er ließe es ganz bleiben, und er sähe sich vernünftigerweise für seinen Witz, wenn er welchen hat, nach einer nationelleren Gattung um.

Aber der Feuilletonist, wie er in vielen deutschen Blättern unter verschiedenen Masken auftritt, erscheint allerdings als der Ausdruck unserer höhern Gesellschaft, wie sie einmal ist, und insofern ist ihm das Recht auf die Existenz nicht abzusprechen. Wäre diese Gesellschaft deutsch in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihren Geistesgenüssen und Vergnügungen, so ließe sich schwer begreifen, wie sie sich über dieses Alles in fremdem Style möchte vorplaudern lassen. Da aber der beständige Zufluß fremden Geistes Lebensbedingung für sie ist, da in der Mischung der geistigen Atmosphäre, in der sie athmet und gedeiht, die fremden Elemente die einheimischen so stark überwiegen, wie in der allgemeinen Luft der Stickstoff den Sauerstoff, so scheint es nur consequent, wenn das flatschende Tagebuch dieses künstlichen Lebens ebenso zusammengesetzt und selbst ein luriöses Kunststück ist.

Dem Volk, dessen Geist der originellste ist, wenn er sich der Tiefe des Lebens zukehrt, scheint ein für allemal die Fähigkeit versagt, das Leben an der Oberfläche zu beherrschen und zu schmücken. Von jeher geht bei uns derjenige, welcher über unsere Schwäche und Unmündigkeit in dieser Beziehung eifert und spottet, neben dem her, welcher das Spielzeug des Auslands in Trachten, Manieren und Sprache an seiner Person mit dem trostlosesten Ernste zur Schau trägt. Dieser dört gar nicht auf jenen, und der Eiferer kann so wenig seine Natur ausziehen, daß er gelegentlich und unbewußt selbst den Feinen spielt. Eine solche Nation, die sich unter der Firma des guten und feinen Tons das Unbegreiflichste aufbinden läßt, hatte nicht das Recht, sich zu wundern, als es eines Tags in der Journalistik Mode wurde, mit deutschen Worten gar nicht mehr deutsch zu sprechen, und aus abgelegtem französischem Esprit deutschen Gedanken Jacken zu schneiden.

Dem Jargon und den Manieren unserer feinen Welt muß doch auch in der Literatur eine Figur entsprechen, und dieß ist der mit französischen Formen und Redensarten spielende Feuilletonist, der literarische Dandy, der in's Spirituelle übersetzte materielle Elegante. Eine einzige Leidenschaft, die Selbstliebe, spricht aus allen seinen Geberden und Handlungen, aus der impertinenten Haltung des Kopfes, dem mit Wichtigkeit leichten Schritt, dem koketten Spiel der Hände, die beständig zu drapiren und zu coeffiren haben; er ist galant, einschmeichelnd, voll süßer Worte, wo sein Interesse in's Spiel kommt, sonst aber lorgnettirt er die Leute unverschämt und bläst ihnen den Rauch seiner Cigarren unter die Nase — Alles wie sein Mitbruder im Fleische, mit dem er zuweilen sogar in Eine Person zusammenfällt.

Diesen literarischen Bastard gedenken wir in einem weitern Artikel näher in's Auge zu fassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Regierung und der Radikalismus.

Den Lesern, welche glauben, ein Wahlsystem auf breitester Basis, d. h. bloß nach der Einwohnerzahl, sey das beste Mittel, um die Nation gut zu repräsentiren, um ihr öffentlichen Geist einzuflößen, um die Stimme des Volks recht zu vernehmen und seine Rechte zu wahren, diesen Lesern will ich Folgendes erzählen. Der Canton Waad besitzt nach obigem Grundsatz ein so breites Wahlsystem, daß auch die entschiedensten Radikalen nichts davon auszusetzen haben, es wird auch bei den Wahlen vollständig in Anwendung gebracht, und die Regierung maßt sich dabei nicht den geringsten Einfluß an. Demungeachtet wiederholt sich bei dem so zusammengesetzten Großrath jetzt eine merkwürdige Erscheinung. Seine gen so wenig Eifer und Thätigkeit für die öffentliche Sache, daß dieses Jahr von vier angesagten Sitzungen immer nur eine eröffnet oder fortgesetzt und die an's Ende geführt werden kann; denn entweder ist die erforderliche Zahl Mitglieder gleich bei der Eröffnung der Sitzung nicht beisammen, wo man dann nach vergeblichem Warten auf Hülfe wieder auseinander geht, oder die zur Eröffnung erforderliche Zahl ist zwar im Anfang vorhanden, nimmt aber im Verfolg einer Diedssion so ab, daß am Ende nicht mehr über den Gegenstand abgestimmt werden kann. Dann gelingt es manchmal, eine gute Menge der weggegangenen Großräthe auf den nächsten Spaziergängen anzutreffen und wieder einzureiben; gewöhnlich aber ist der ausgesendete Pedell nicht so glücklich, und dann muß der eben vorhandene Gegenstand, auch der wichtigste und dringendste, unverrichteter Sache wieder aufgegeben, die Sitzung aufgehoben werden. Dergleichen geschah oft bei den bedeutendsten Angelegenheiten, und bisher halfen alle Bemerkungen, Rügen, Vorwürfe und Aufforderungen des Präsidenten nichts, um diesem Uebelstand abzuhelfen. Es soll das her kommen, daß viele Mitglieder des Großraths wenig gebildete, mehr an's Hantieren als an's Sitzen und Denken gewöhnte Ehrenmänner sind, die das Unparlamentarische dieses Betragens gar nicht recht einsehen. In Basels Landschaft kommt bekanntlich Aehnliches vor; dort werden die ausgeschnipten Großräthe aus den Schenken wieder in's Parlament getrieben.

Ein, diese waadländischen Großräthe radikaler Färbung recht bezeichnender Zug kam vor Kurzem in einer Sitzung vor. Einer der würdigsten und reichsten Einwohner des Landes, Verbonnet, das Haupt einer sehr achtungswerthen Familie, machte seiner Vaterstadt Vevey für deren Erziehungsund Wohlthätigkeitsanstalten ein Geschenk von zweimalhunderttausend Schweizerfranken, unter der Bedingung, daß die Regierung nicht die gewöhnlichen, bedeutenden Mutationsgebühren davon fordere. Natürlich nahm der Staatsrath dies Anerbieten mit Dank an und verzichtete für ein so bedeutendes, den Schulen und Armen gemachtes Geschenk auf die Abgabe. Dafür aber wurde er im Großrath heftig von den Radikalen angegriffen, ebenso der edle Verbonnet, dem jene Leute schon deßhalb feind sind, weil er sich von ihnen fern hält. Man vergaß ganz die Bestimmung des großen Geschenks und bedauerte, der Geber habe gar das Recht nicht gehabt, jene Bedingung zu stellen, die Regierung hätte sich auf jeden Fall darüber hinaussetzen sollen u. s. w. Mit genauer Noth kam diese bei der Abstimmung ohne Reprimande des Großraths durch und das Geschenk blieb mit seiner Bedingung stehen.

Was die Regierung in den vorigen Jahren für die Gründung der Normalschule, des Collegs und der neuen Akademie mit bessern Besoldungen ihrer Lehrer gethan hatte, wurde vor einigen Monaten im Großrath stark bekrittelt, angegriffen und dessen Umsturz versucht. Bei dieser Gelegenheit tamen Sainte Beuve's vorzüglige geistreiche Vorlesungen über die Literaturgeschichte von Port-Royal schlecht weg: der Sprecher behauptete, dergleichen habe für Waadländer gar kein Interesse, auch seyen nur Frauenzimmer hineingegangen. Durch diese auf allen radikalen Wegen im Land verbreitete und den Ununterrichteten, Unwissenden oder Stowartenden vorgeschriebene Stimmung sind jene Anstalten von Neuem in Frage gestellt, und bei der geringen Anzahl Studenten in Lausanne trägt der Großrath bereits darauf an, daß die noch ledigen Lehrstühle der Akademie nicht vergeben werden, auch alle außerordentlichen Vorlesungen an ihr künftig ganz wegfallen sollen. Um die Kirche soll sich der Staat nach dem Verlangen dieser Herren künftig gar nicht mehr bekümmern, und darin soll wie in dem Musterstaat Nordamerika völlige Freiheit und Ungebundenheit herrschen; jeder Gemeinde soll es künftig freistehen, eine Kirche und einen Geistlichen, Schulen und Schullehrer zu haben oder nicht. Weinsobenten muß sie aber haben, weil diese durch die Vereinigung und Besprechung der Einwohnerschaft zur Erregung und Bewahrung des öffentlichen Geistes nöthig und heilsam sind.

Mögen auch die Menschen noch so verkehrt mit einander umgehen, die Natur bleibt immer dieselbe. Noch grünen und blühen Alpen und Weinhügel zwischen herrlichen Wald- und Wiesengründen, noch spiegelt sich diese reiche, farbige Anmuth in den Wellen des breiten Lemans, noch tauchen sich die alten weißen Gletscherhäupter in seine blauen Fluthen; ja alle Städte, Dörfer und Menschenwohnungen stehen noch, ihrer sind sogar mehr geworden. Aber in ihrer ewigen, sich gleichbleibenden Schönheit, mit ihren immer neigenden Gestalten, Farben, Lichtern und Schatten, mit ihren Blumen und Früchten scheint die Natur über die großen, alten Kinder zu lächeln, die nie klug werden und sich das Leben selbst auf den Stellen verbittern, wo es überaus freundlich gegen sie seyn will, und wo man auch vor einigen Jahren noch recht froh war. Dies gehört jetzt schon zu den Seltenheiten, wenn Wein oder Most nicht dazu treiben. Welcher Unterschied zwischen den Waadländern von 1824, wo ich zuerst in's Land kam, und 1839! Wo ist jene herzliche, offene Gastlichkeit, jenes vertrauliche Hingehen, jene heitere, unermüdliche, manchmal stürmische Geselligkeit? Der Methodismus und der Radikalismus, diese zwei Extreme, haben jeder auf seiner Seite, nach seiner Richtung und auf seinen Wegen tüchtig daran gearbeitet, aus den fröhlichen, weidlichen Leuten Kopfhänger oder politische Schwindler zu machen. Das Winzerfest von Vevey vor einigen Jahren war das letzte Ende jener frohen, glücklichen Zeit, die nun verklungen ist, und nur Wenige haben noch den Muth, die Dithyramben jener schönen Tage zu erneuern.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 172.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 19. Juli 1839.

Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben drunten stehn,
Lassen sich, als goldne Himmelsfunken,
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.
Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen,
Mich versenken in den Wiederschein,
Und es ist, als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderstadt hinein.

W. Müller.

Lübeckische Sagen.

Dem Großvater nacherzählt von J. Rose.

So viel man sich auch in unserm jugendsehnsüchtigen Jahrhundert mit dem Mittelalter beschäftigt hat, so ist doch, so viel ich weiß, nirgends mit rechtem Erfolge versucht, den Norden und Süden Deutschlands in ihrer Individualität gegenüber zu stellen. Und doch haben Leben und Kunst des Südens durch den mildern Himmel, durch die mannigfaltigeren, kühner geschwungenen Linien der Landschaften in Berg und Thal, und besonders durch den schon frühen Verkehr mit dem Lande Italia eine warme, heitere Färbung; während die Bewohner der nordischen Ebene im mannigfachen Kampf mit der stiefmütterlichen Natur, gerade durch diesen Kampf, durch die Nähe des gewaltigen Meeres, durch den Verkehr mit den starken, schweigsamen Söhnen der Nordländer eine nicht minder bestimmte Nüancirung des deutschen Grundcharakters erhalten haben. Die Unmittelbarkeit des Sinnes, wie sie allen Zeiten eigen ist, welche sich nur durch die Energie des Geistes selbst entwickeln, gestaltete im Mittelalter alles deutsche Thun und Leben in einer Schönheit, welche nicht geringere innere Wahrheit hatte, als einst die griechische. Aber wenn im Süden dieses Maaß nur den Uebermuth beim leichten Siege über die Natur zu zähmen hatte, so bewahrte es im Norden, wenn durch unsägliche Mühe, den starken Elementen gegenüber, sich gleich Starkes gebildet hatte, vor Ringen nach dem nur quantitativ Großen, ließ den Sinn in jenen einfachen Massen dennoch die eigenthümliche innere Beruhigung finden.

Ich mache zum Belege nur auf die Backsteinbauten, die Kirchen und Rathhäuser, Brücken und Privatwohnungen aufmerksam, welche sich in ihrer völligen Reinheit, und selbst an Massenhaftigkeit den Sandsteinbauten nicht nachstehend, ursprünglich nur an der Meeresküste finden. Möchte sich der Reisende nicht abschrecken lassen, wenn ihm die see- und waldreichen Gegenden höchstens lieblich, die Menschen in ihrer verschlossenen Weise Anfangs nicht so gemüthvoll erscheinen, als sie der Einheimische geschildert. Auch daß die Reformation vornehmlich hier tiefe Wurzeln faßte, hat die farbigen Fenster, die Mosaiken von bunten, glasirten Steinen innen und außen an den Gebäuden fast ganz verdrängt und so beinahe alles auf den ersten Blick Reizende zerstört. Wer aber ein klares Auge für Formenschönheit besitzt, der wird sie, um nur eines zu nennen, in hoher Vollendung an der jetzt fast ganz schmucklosen Marienkirche zu Lübeck finden.

Man verzeihe, wenn ich bei meinen Lieblingsbildern etwas zu lange für meinen Zweck verweilt bin. Wir dürfen uns nicht von den franzöfreunden Leuten einbilden

lassen, unsere Liebe zur deutschen Jugendzeit sey eine Verstandestheorie gleich den übrigen, und zwar sie im Vorzug, weil sie die Gegenwart böten. Die wahre Gegenwart ist das unmittelbare Resultat der Vergangenheit. Nur der ist ein rechter Mann, dessen Mannesalter die natürliche Frucht seiner Blüthenjahre ist.

Meine Jugenderinnerung verwebt sich unmittelbar mit den Jugendbildern meines Volks; daher meine ich etwas zu jenem schönen Werke beitragen zu können, wenn ich Alle aus den alten Städten Frankens und Schwabens einlade, mit mir eine Wanderung zu machen nach dem „alten, heiligen" Lübeck, wie es einst Max von Schenkendorf nannte. Es ist der beste Dank, den ich zu bieten weiß für die freundliche Aufnahme, welche mir überall in jenen Landen zu Theil wurde, und solchen gutgemeinten Gegendienst darf man nicht ausschlagen. — Doch ehe ich des alten Lübecks glorreiche Macht und vielberufene Treue kann neu ersehen lassen, müßt ihr euch mit mir einwohnen im jetzigen Lübeck. Euch wird's schon anheimeln, denn im Grunde ist doch Vieles wie bei euch zu Hause.

Wir gehen zuerst an die Ostsee. Der Anblick des ewig lebendigen Meeres, daran sich noch kein Mensch satt gesehen hat, muß euch eure Berge vergessen machen. Es strebt nicht, wie die Flüsse, rastlos an euch vorbei in die Ferne und immer wieder in die Ferne. Von Ländern, wo es so ganz anders ist, als hier, kommen die aufrechten Wogen mit gewaltigem Dröhnen herangezogen und schmiegen sich in leisem, menschlichem Flüstern liebkosend um eure Füße; sie legen die blendenden Schaumkronen nieder und bringen wunderliche Thiere und bunte Steine aus der Ferne zum Geschenk. Ihr fühlt euch so stark und wohl in dem frischen, dustigen Hauche; und ihr habt nicht den Schwindel der Bergeshöhe, nicht todtes Gestein und schwarze Tannen um euch her, sondern, wie zum Trost, sind hinter euch die grünen Bäume und Menschenwohnungen. Mit der erquickenden Ermattung eines schön verlebten Tages fahren wir endlich nach Hause, und ihr seht euch noch oft um nach den Wellen, welche jetzt im Mondlicht phantastisch funkeln.

Zwischen fruchtbaren Kornfeldern und weiten, dichten Laubwaldungen liegt die Stadt. Der Hügel, auf welchem sie sich befindet, ist durch zwei Flüsse und die breiten Stadtgräben fast eine Insel; auf seiner Höhe stehen die vier Kirchen mit sieben Thürmen, seinen Fuß umgeben hohe, beraste Wälle mit alten Linden und Ulmen, oft vier Reihen hinter einander. Die geben der Stadt ein eben so stattliches als freundliches Ansehen, wenn sie sich, überragt von den schlanken Thürmen, dem Ankömmling schon in bedeutender Entfernung zeigen. Der Wagen rollt durch das schöne Holsteinthor, mit den Thürmen, welche es flankiren, das kolossalste Deutschlands. Alles ist so mächtig aufstrebsam und doch recht lustig anzuschauen, besonders wenn die Seeschiffe ihre Masten voll Flaggen und Wimpeln gesteckt haben, wie's zu geschehen pflegt an hohen Festtagen und bei reicher Leute und Schiffspatrone Hochzeiten.

Aber es kann dort auch recht schaurig seyn. In den sieben- bis achtstöckigen Häusern, zuweilen von roth-, blau-, grünglasirten Ziegelsteinen, jedes mit einem spitzen Treppengiebel nach der Straße und vielen Fenstern, waren ehemals die obern fünf Hausböden zur Lagerung leichterer Waaren bestimmt, durch die unteren beiden erstreckt sich die Diele (Hausflur) für schwerere. Rechts oder auch links von der hohen, den ganzen Tag offenen Hausthüre lag die Wohnstube, anderthalb Stockwerke hoch, dahinter der Alkoven, das Schlafgemach des Hausherrn und seiner Ehefrau, über der Wohnstube die Schreibstube, einen halben Stock hoch, zu welcher eine schmale Wendeltreppe führte. Kam ein Schwiegersohn in Haus und Handlung, so wurde an der andern Seite der Hausthüre auch noch eine Stube zu anderthalb und eine darüber zu einem halben Stock gebaut, wo dann in der obern Stube die Fenster unter den Fußboden in's Unterzimmer hinabreichen. Im Seitenflügel des Hauses lag zur ebenen Erde der Prunksaal für die Schmausereien, darüber Schlafzimmer für fremden Besuch und die Handlungsgesellen.

(Fortsetzung folgt.)

Die magnetische Südpolexpedition.

(Schluß.)

Alle diese hier so übersichtlich, als es die unendliche Verwicklung der Sache nur irgend gestattet, zusammengestellten Umstände hatten nun, wie vorläufig schon oben angedeutet worden, bei immer wachsender Belebung des Eifers für magnetische Beobachtung die Errichtung einer großen Zahl magnetischer Observatorien an den entferntesten Punkten der Erde zur Folge gehabt, und besonders war, wie angeführt, Humboldt mit seinem ganzen Einflusse dafür thätig gewesen. In der mittleren Breitenzone des alten Continents fanden sich bereits magnetische Häuser von Lissabon bis Peking, Anstalten, welche durch die freigebigste Mitwirkung der Gouvernements, namentlich auch des russischen, in acht bis zehn Jahren zu Stande gekommen waren; England läßt dergleichen auf den meisten bedeutenden Punkten seiner außereuropäischen Besitzungen errichten; der Physiker

Melloni ist nach Neapel berufen, um unter der obersten Leitung des um die Wissenschaften sehr verdienten Ministers Cavaliere di Santangelo, ähnliche Observatorien im ganzen Königreiche beider Sicilien zu begründen: kurz, der größte Theil der Erdoberfläche war, wenn wir so sagen dürfen, mit einem magnetischen Netze überzogen, und nur der hohe Süden noch magnetisch unerforscht. Da entschloß sich abermals Alexander von Humboldt, die brittische Regierung zu einer magnetischen Südpolexpedition einzuladen, und entwickelte Vorschläge dazu in einem jetzt zur Publicität gekommenen Schreiben an den Herzog von Sussex, als Präsidenten der königlichen Societät zu London: „Lettre de M. de Humboldt à S. A. R. M.gr. le duc de Sussex, Président de la Société royale de Londres, sur les moyens propres à perfectionner la connaissance du Magnétisme terrestre par l'établissement de stations magnétiques et d'observations correspondantes.“ — Diese Vorschläge fanden Eingang und die Societät beschloß sogleich, die Regierung um die pecuniären Mittel zu einer solchen Expedition anzugehen. Die indeß erfolgte Rückkehr von Sir John Herschel vom Vorgebirge der guten Hoffnung brachte neues Leben in den Plan, welcher nun dahin erweitert wurde, den Bau magnetischer Observatorien an die Expedition zu knüpfen und solchergestalt die Bestimmung der magnetischen Abweichungs-, Neigungs- und Intensitätscurven, wie wir die Begriffe im Verlaufe unserer Darstellung erklärt haben, bis gegen den Südpol hin auszudehnen, gleichwie auch die übrigen von uns geltend gemachten magnetischen Zweifel, namentlich wegen der Existenz eines oder zweier magnetischen Südpole zu lösen.

Die englische Regierung hat nun ihre Unterstützung eines so großartigen wissenschaftlichen Unternehmens zugesagt, und die königlichen Schiffe Terror und Erebus werden oder sind, indem wir dieses schreiben, schon dazu ausgerüstet. Das Kommando hat der als Begleiter von Parry bei allen seinen Polarreisen rühmlich bekannte und recht eigentlich qualifizirte Kapitän James Roß erhalten; versehen und bemannt werden die Schiffe genau wie für frühere Polarreisen, und es sind drei Jahre zur Vollendung der Untersuchungen gestattet, wobei van Diemensland zum Vereinigungs- und Erholungspunkt bestimmt worden. Auf letzterer Station, auf St. Helena und dem Vorgebirge der guten Hoffnung wird man zunächst größere magnetische Observatorien anlegen, welche nach der Gauß'schen Methode eingerichtet und von Artillerie- und Ingenieuroffizieren geleitet werden sollen. Ueber die Zeitpunkte korrespondirender Beobachtungen wird man sich mit den bereits in Thätigkeit befindlichen Observatorien vereinigen, und mehrere Theilnehmer der Expedition werden sich zu einer Besprechung mit Humboldt und Gauß zuerst auf dem Continent einfinden.

Es ist, nach allen diesen Auseinandersetzungen, nicht zu verkennen, daß diese magnetische Südpolexpedition zu den großartigsten und würdigsten wissenschaftlichen Unternehmungen unserer Zeit gehört. Welches wird aber — so darf man bei einem solchen Aufgebote von Kräften wohl mit Recht fragen — ihr eigentlicher realer Nutzen seyn? Wird sie den magnetischen Proteus fesseln helfen? wird sie uns wirklich in das tiefe Naturgeheimniß des Magnetismus einführen? Ich wünschte es, aber ich zweifle daran: alle die unzähligen glänzenden magnetischen Entdeckungen, besonders des letzten Jahrzehnts, scheinen eine eigentliche Theorie des tellurischen Magnetismus nur in ein immer undurchdringlicheres Dunkel hüllen zu wollen. Aber wenn sie dieser Theorie vielleicht weniger nützen wird, so kann sie dagegen in experimentaler Beziehung von unendlicher Wichtigkeit werden: sie wird wahrscheinlich über das Daseyn und die Lage magnetischer Südpole entscheiden, sie wird die magnetischen Curven in ganz unverhoffte Fernen ausdehnen, und schon dieser Gewinn erscheint so außerordentlich groß, daß unsere innigsten Wünsche die kühnen Südpolfahrer begleiten müssen.

Der Todtengräber.

Wenn mich der Todtengräber freundlich grüßt,
So sänn' ich nie, es höflich zu erwidern,
Geschieht es gleich, was mich beinah' verdrießt,
Mit einem leisen Fröteln in den Gliedern.

Bekämpfen muß ich einen Argwohn fast,
Als ob er's gar nur thät' aus argem Hohne,
Zunickend mir: „Du auch dereinst mein Gast,
„Wer weiß, wie bald ich deinen Gruß dir lohne?

„Nun denn, du bist ein feiner Herr; — dafür
„Sollst du mir auch ein feines Bettlein haben!
„Mit frischen Blumen schmücken will ich's dir,
„Nicht heißen soll's, daß ich dich schlecht begraben.

„Auf weichen Spänen soll das Haupt dir ruhn,
„Und deinem Leibe will das Kleid ich gönnen,
„Damit die Glieder dir nicht wehe thun,
„Und sie, wenn's gilt, sich leichter sammeln können!“

Bald aber tad'l' ich mich: — Warum denn Spott?
Hat denn der Mann nicht auch ein Herz zu schenken?
Vielleicht ist's gut von ihm gemeint! Bei Gott,
Das Beste will ich lieber von ihm denken.

Ist's doch ein tröstlicher Gedanke: dort,
Wo Niemand mehr, als er, um uns bestissen,
An jenem leichenduft'gen düstren Ort,
Ein günstig Auge noch besorgt zu wissen.

Den Stolzen, der den Hut nie zog vor ihm,
„Gut, weg mit ihm!“ wird er einst grollend sagen,
Und ihn mit höhnisch wildem Ungestüm
In eine dornumstrickte Grube tragen.

So nicht mit mir; — an meiner Ruhestatt
Wird er „daß ich ihn stets gegrüßt,“ mir gedenken,
Und wenn ein Todtengräber Thränen hat,
Wielleicht mit einer Thräne mich versenken.

Joh. Gabr. Seidl.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juli.

(Schluß.)

Engländer. Straßenbauten.

Meine Klage werden freilich die Tausende von Fremden nicht mitfühlen, die jährlich von allen Ländern der alten und neuen Welt bei uns ein- und ausziehen, am wenigsten die scheu abgeschlossenen Engländer. Die Glücklichen! sie kümmern sich nicht um unser stilles Leid, ja wenn sie sich auch darum kümmerten, so begriffen sie es nicht. Ihnen ist's nur darum, die schöne Hülle und Schaale unseres Landes zu sehen und zu genießen, dabei so viel und so oft wie möglich zu essen und zu trinken und Abends beim Thee im Glühen der Gletscher von den Roads und andern Gewohnheiten ihrer Heimath zu sprechen. In unser inneres Leben gehen sie nicht ein. Selbst die englischen Familien, welche eine Zeitlang in gemietheten Landhäusern bei uns zubringen, bleiben uns fremd und wir ihnen. Diejenigen, welche nicht wegen der Ausbildung ihrer Kinder hierhergekommen sind, leben streng unter sich, dejeuniren, diniren, angeln, reiten, fahren, baden, schiffen und promeniren zu bestimmten, genau gehaltenen Stunden, und sehen das ganze Wesen ihrer Heimath auf's Haar in der Fremde fort; am Leman, wie in Chamouni, in Rom, in Ischia und Syrakus freuen sie sich den ganzen Tag auf die Ankunft ihrer englischen Zeitungen und kommentiren Stunden lang deren skandalöse Geschichten und Familientratscherein. An diesen Fremden ist jetzt Lausanne reicher als Genf, wo man ihnen höhere Preise für Landhäuser und andere Bedürfnisse macht, weil man sich für die Last, sie zu haben, besser bezahlt machen will, und weil man ihre Geld im Grund weniger braucht als hier, wo für sie viel gebaut und Alles mit theurem Comfort hergerichtet worden ist. Auch hat man dort wie hier diese ebenaligen Goldfäser sich nach einiger Zeit in flüchtige Raubhummeln verwandeln sehen. Es schien den Genfern doch zu arg, soviel häusliche und Gesellschaftsqualen ohne sehr gute Bezahlung zu ertragen.

Für die Fremden, welche sich nicht lange verweilen, ist das neue Hôtel Gibbon ein herrliches Unterkommen. Es hat diesen berühmten Namen, weil es auf der Stelle gebaut ward, wo Gibbon wohnte und den größten Theil seines Werks über Roms Verfall geschrieben hat. So wird jetzt auch in Vevey von dem Besitzer der drei Kronen ein großes, herrliches Hôtel mit Terrassen, Bädern u. s. w. gebaut, und ein anderes steht schon fertig, östlicher, zwischen dem reizenden Montreux und Villeneuve; es war gewiß ein guter Gedanke, diesen sonnigsten Theil unserer Seeküste wohlhabenden und reichen Fremden für einen längern Aufenthalt zugänglicher zu machen, denn Viele mußten sich bisher wegen Mangel an Wohnungen mit einer raschen Dampfschifffahrt begnügen, auf der Einem, wegen der Ueberfüllung mit schnell kommenden und verschwindenden Bildern, die Augen bald schwindlich oder müde werden, wie in einer Gemäldegalerie, wo man vom Aufseher durchgetrieben wird, wie das Boot vom Dampf durch die Wellen. — Für die zu Land Reisenden werden die neuen Straßen von großer Bequemlichkeit und Erleichterung seyn. Die große Communikationslinie zwischen Paris und Mailand, ohne Lyon oder Genf zu berühren, sowie von Paris in die mittlere Schweiz über Besançon hatte mehrere Stellen, die durch schroffe Höhen und Abhänge, desgleichen durch unsolche Umwege diese Straße mühsam und besonders in schlechter Jahreszeit kaum zugänglich oder ganz unfahrbar machten. Deßhalb arbeiten die französischen Ingenieurs jetzt an einer Rektifikation zwischen Besançon und Chatillon-sur-Seine, wo die große Straße von Paris eintrifft. Die französischen und Waadländer Ingenieurs haben über die Fortsetzung dieser Straße auf Schweizerboden von Jougne nach Lausanne eine Conferenz gehalten, weil da die Abhänge besonders häufig und gefährlich sind. Die neue Straße soll von Lauf der Jougnena bis zu ihrer Mündung in die Orbe folgen. Hier wird sie auf einer Hängebrücke über die hohen und steilen Felsen des Flußbettes weggehen, hernach aber, mit Vermeidung der Stadt Orbe, sförmlich über sanfte Abhänge nach Lausanne hinunterlaufen. Hier wird sie auf den unerkwürdigen und grandiosen Kunstweg stoßen, der auf einem mächtigen Bogenbau von zwei über einander stehenden Arkadenreihen über einen Theil unserer steilen und ungleichen Stadt laufen, dann durch eine Felsengalerie leise in die große ebene Straße von Genf zum Simplon münden wird. Auch an letzterem, der Rdner würdigen Werk wird emsig gearbeitet, und es ist nur zu wünschen, daß keine Finanzverlegenheit wegen der nicht recht berechneten großen Kosten das Unternehmen unterbrechen möge. Wenn das ganze neue Kunststraßensystem beendigt seyn wird, kann Waad den französischen Ministern ein neues Beispiel geben, wie man in dieser Beziehung mit verhältnißmäßig geringen Kosten, aber mit reinen Händen Großes leisten kann. Jener neue Weg von Jougne nach Lausanne wird nur drei Fuß auf hundert Abhang haben, und um ein gutes Viertheil kürzer seyn als der vorige. Schon jetzt erhalten wir auf ihm die Depeschen von Paris viel früher als ehemals, denn sie brauchen bei schneefreiem Gebirg nur achtundvierzig Stunden. — Straßen, Brücken und andere öffentliche Anlagen werden wahrscheinlich die brillante Seite unserer Administration bleiben; denn wenn auch später die Regierung ganz in radikale Hände kommt, so werden sich diese doch nicht weniger gern öffnen, um das Geld in Empfang zu nehmen, das von den Fremden kommt. Ihre Zahl aber steht bekanntlich mit der Leichtigkeit, Kürze und Wohlfeilheit der Communikationen in Wechselwirkung.

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 173.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 20. Juli 1839.

— Sterbt, ihr Jugendträume!
Schmachte hin, du volles Herz!
Uhland.

Liebesgeschichte.

Es war im Mai, weit lag das sonn'ge Land
So ahnungsschwellend da im jungen Grün,
Von röthlich weißen Blumen wogten rings
Die stolzen Bäume, duftend stand der Klee,
Waldvöglein grüßten singend sich im Flug;
Zwei Sonntagsglocken klangen aus der Fern',
In diesem Thal die eine, jene dort,
Und durch der lichten Birken schwankes Laub,
Durch dunkler Buchenwipfel Dämmernacht
Zog auf zum Berg ihr ernstes Feierlied,
Bis wo aus dichter Eichen Zweigen grau
Gebrochne Thürme trauernd niedersehn.
Dort stand am Weg der alte Lindenbaum,
Der, in die weiten Lande schauend keck,
Ein hoffnungsgrüner Gruß, die Zweige hob.
Zwei Kinder gingen jugendjubelnd hin,
Aus diesem Thale sie, aus jenem er,
Und an dem düstern Baume sahn sie sich
In raschem, eilendem Vorübergehn.
Die hellen Augen schlugen scheu beim Gruß
Sie niederwärts, sie sagten sich kein Wort,
Sie bebten Beide, blickten scheu sich um,
Doch nicht in's reiche Land, sie gingen heim
Zu diesem Thale sie, zu jenem er.
Sie wurden plötzlich Beide ja so still
Und waren doch so voll und reich in sich:
Groß, klar und heilig rein ward Beider Herz,
Er kam als Jüngling, sie als Jungfrau heim.

Wohl war's ein flüchtiges Begegnen nur,
Ein flücht'ger Blick, ein überflücht'ger Gruß,
Doch um von diesem Augenblicke stets
Einander festzuhalten, sich zu sehn
Und sich zu grüßen stets — die Liebe war's.
Ihr Bild trug Tag und Nacht er in der Brust,
Das schlanke Kind mit goldnem Flechtenhaar,
Mit seiner Wange zartdurchsicht'gem Roth,
Mit seiner blauen Augen tiefem Blick,
Mit jeglicher Bewegung Junigkeit.
Und so auch trug das Mädchen Tag und Nacht
Das Bild des braungelockten Knaben nach,
Der wild das blühnde Haidekraut durchschritt,
Doch mild aus treuen braunen Augen sah.
O hätte Jedes sein verklärtes Bild
Doch in des Andern reiner Brust gesehn!
Doch träumten sie vereinsamt und getrennt
Den süßen Traum der ersten Liebe fort.
In seinem Thale sah ein Jedes still
Des lieben Frühlings bunte Pracht verblühn,

Er pflegte Rosen, Lilien pflegte sie,
Die Taubs koste sie, den Falken er,
Die Vögel sandten Beide in die Luft
Mit Hoffnungen und Wünschen ohne Zahl.
Den duft'gen frühen Morgen grüßten sie
Mit manchem Lied, und auch mit manchem Lied
Des stillen Abends träumerische Pracht,
Sahn jeder Wolke, jedem Vogel nach,
Der durch des Himmels goldne Röthe flog,
Und gaben sehnsuchtheiße Grüße mit.
Sie weinten um einander manche Nacht,
Und schliefen sie, so brach ein fluchtger Traum
Der süßen Ruhe kaum gekanntes Glück.
Wohl stieg ein Jedes oft zum stolzen Berg
Und saß erwartungsbang am Lindenbaum
Und schaute über wogende Hügelreihn
Und dunkelgrüne Wälder in das Land,
Das blau und blauer, fern und ferner schwand. —
O stets vergebens! — nimmer sahen sie
Sich wieder, als im trüg'risch kalten Traum.
Sie wurden sehnsuchtstill und krank und bleich.

Der Winter floh, und wieder ward es Mai,
Die Erde grünte hell im Sonnenschein,
Der Vogel sang, die Blume blühte froh,
Und aus den Thälern über Berg und Wald
Klang zu der Linde wieder das Geläut.
Doch waren es die Sonntagsglocken nicht,
Ach! dunkle Grabeslieder waren es,
Dem Jüngling galt es hier, der Jungfrau dort;
Da weinten Mädchen, Bursche standen ernst
Und flüsterten von zwei gebrochnen Herzen.

C. W. Müller.

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Jezt siehts noch fast eben so aus. Nun stelle dir vor, lieber Leser, wir Beide wären noch Buben und hätten Schlittschuh gelaufen, bis uns die Nacht und ein starker, eisiger Wind nach Hause treibt. Die Wetterfahnen knarren und pfeifen, ja selbst die hohen Spitzen der Kirchthürme schüttelt der Sturm, daß die mächtigen Glocken von selbst zu summen anfangen in zitternden, ungewissen Tönen: seltsame Stimmen der Nacht, als träumten sie weissagend vom Morgen. Werden sie eine fröhliche Hochzeit einläuten, oder einen stillen Mann zur lezten Ruhestätte begleiten? — Daran denken wir Buben nun zwar nicht, aber es wird uns doch ganz schauerlich in den engen, hallenden Gassen. Wir laufen nach Hause; auf der mit Steinplatten gepflasterten, kirchhohen Diele brennt nur eine schwache Lampe und läßt die aufgethürmten Waarenballen lange, schwarze Schatten werfen. Es geht in Sprüngen zwei Treppen hinan zum heimlichen Oberstübchen, wo der Großvater gepflegt und gewartet wird in seinen alten Tagen. Er schüttelt den weißen Kopf, daß wir Buben so naß sind von Reif und Schnee und erbizt vom Laufen, und heißt uns im Sorgenstuhl beim Ofen zusammenkauern. Er sieht doch so freundlich drein, wenn er auch schilt, und steht gern von seinem bequemen Sitze auf, der alte sorgen- und arbeitsmude Mann. Jezt kündet die große Dielenuhr mit acht schallenden Schlägen die Zeit zum Abendessen; wir wären gern gleich hinunter gelaufen, aber der Wind heult durch die jezt leeren fünf Böden, und die morschen Balken stöhnen und knarren. Dicht daneben, auf dem dunkeln Vorplatze, ist die Bodenthur, wo wir oft im Traum die Gestalten haben hervortreten sehen, welche droben lärmen und seufzen: den Geizhals, von dem die Kindsmagd erzählt, der einst hier gewohnt, der keine Ruhe im Grabe findet und Nachts Geldsäcke winden muß. Dort an der Treppe ist auch der eiserne Hacken, an welchem er sich erhängt und wo um Mitternacht das blaue Flämmchen tanzt.

Wir warten, bis der Großvater bedächtig seine Pfeife weggesezt und den neuen Schlafrock angezogen hat. Nun geht's geschwind vor ihm voraus die Treppen hinab mit Lachen und Toben bis in's Wohnzimmer, wo die dampfenden Schüsseln stehen. — Es ist abgegessen. Die Mutter nimmt das Nähzeug, der Vater sein Buch, aber der Großvater, dessen staargeblendete Augen nicht mehr lesen können, sezt sich in den Sorgenstuhl mit den weichgepolsterten Ohrenklappen, und zündet sich die Pfeife an. Wir sitzen auf einem Schemel zwischen seinen Füßen und schauen bald in die Kohlenglut des offenen Ofens, bald in sein freundliches, ernstes Gesicht, und er beginnt zu erzählen. — Es ist zwar jezt nicht mehr so düster im Gemache wie vor Zeiten; die geschnizte Holztäfelung der Wände hat meistens einer heitern Tapete weichen müssen, und die argandsche Lampe verbreitet überall Tageshelle, nur nicht im Winkel am riesigen Kachelofen, wie er sich ziemt für ein so weites Zimmer in so nordischer Gegend, und auch der Alkoven liegt im tiefen Dunkel. Darum sehen wir auch oft, ohne es zu wollen, in die Finsterniß dorthin, als müßte jezt aus den weißen Gardinen des Ehebettes die arme, bleiche Elsbeth hervortreten, oder der König Midas, welcher auf dem Kachelofen in Blau abgemalt ist, des bösen Pippe Döhnken Gestalt annehmen. Drüben auf dem Walle knarren die alten Bäume, wie sie der Sturm beugt, und die Eule schreit sechsmal — wenn sie sieben Mal schreit, muß Einer sterben. — Und

wenn sie sieben Mal schreit und der Großvater plötzlich still schweigt, da weißt du, daß er betet; du betest ganz leise mit — nicht für dich, denn daß du sterben könntest, fällt dir noch gar nicht ein.

Die Geschichte vom Herrn Dankwarth und seinem Ringe.

Es war einmal ein Rathsherr zu Lübeck, der hieß Herr Heinrich Dankwarth, ein frommer, gottesfürchtiger Mann und Beschützer der Wittwen und Waisen und Wohlthäter der Armen; aber er war auch ein schlimmer Feind der Uebelthäter und Lotterbuben und falschen Bankerottirer. Der hatte einen einzigen Sohn mit Namen Friedrich, ein Jüngling von feiner, ehrbarer Zucht und Wesen, treu wie Gold und eifrig im Dienste seines Herrn und Vaters, den er recht von Herzen liebte und ehrte, aber auch nicht minder scheute ob seiner großen Strenge. Der Vater aber hatte seine wahre Freude an ihm und hielt ihn höher als all sein Geld und Gut, Ansehen und Ehr, und gedachte ihn mit einer reichen Erbin zu verheirathen. Hatte auch schon oft geklagt, er würde bald Maurer und Zimmerleute, Schreiner und Töpfer kommen lassen, daß sie ihm ein paar neue Zimmer bauten für seine Schwiegertochter. Seit seiner Frauen Tod sey's gar zu öde im großen, weiten Haus, er müsse bald Enkel um sich schreien hören. Aber der Sohn machte dann ein gar trauriges Gesicht, nicht als ob von Kost * und Kindtauf, sondern von einem Leichenschmaus die Rede wäre, und zwingen wollte ihn der Vater doch nicht, die oder jene zu nehmen, weil er ihn so lieb hatte.

Das kam aber, weil's dem Friedrich seiner Mutter Folgemaid ** angethan hatte, die Elsbeth, ein Mädel wie Milch und Blut, auf welche die Selige große Stück gehalten, so daß das übrige Gesind ein Auge auf sie hatte und sagte: sie würde einmal noch den Eckstein mittragen. Die Elsbeth war im Haus geblieben, als die Frau vor'm Jahr gestorben, wie man zu thun pflegt mit treuen Dienstboten, und ging schlicht und recht ihren Weg, und Keiner konnte ihr einen Stein in den Weg legen; aber den Friedrich hatte sie auch von Herzen lieb, wenn's gleich keines dem andern gesagt, wie's ja auch nicht anging, daß sie sich heuren konnten in Zucht und Ehren.

Da begab sich's nun einmal, daß Herr Dankwarth einen köstlichen Demantring, so ihm der König von Schweden geschenkt hatte auf einer Gesandtschaft ob großer Dienste, in der Früh-hatt' liegen lassen auf seinem Schlafkämmerlein. Als er nun hinausstieg, ihn nachzuholen, und mochte wohl etwas hastig die Thür aufgerissen haben, weil er das Kleinod hoch in Ehren hielt und nicht gern mißte, da fand er die Elsbeth vor dem Tisch stehen, auf welchem der Ring gelegen, und als sie seiner ansichtig wurde, erschrack sie sichtbarlich und lief weinend bei ihm vorbei die Stiege hinunter. Als Herr Dankwarth aber an den Tisch trat, war der Ring nicht mehr da, und er wollte seinen Augen nicht trauen und schaute dahinter und daneben, um und um, und auf die Lezt in alle Winkel und Ecken, aber der Ring war nirgends. Da dachte Herr Dankwarth in großem Zorn: wie mag doch so junges Blut sich solcher Missethat schuldig machen! denn er zweifelte nicht, daß sie den Ring gestohlen, weil Niemand anders droben gewesen. Es führte nur eine Stiege hinauf, und sie war ihm vorhin begegnet, als er hinabstieg, und er war umgekehrt, eh' ihm die Stiege aus den Augen gekommen. Da ging er hinab zu ihr und sagte: sie solle sich nicht vom Mammon und bösen Feind verlocken lassen; unrecht Gut gedeihe nicht. Wofern sie ihm ohne Säumen wieder gebe, so ihr nicht gebühre, wolle er ihrer Jugend und treuen Dienste gedenken und ihren Ruf und guten Namen nicht zu Schanden machen. Aber sie sagte: sie wisse nicht, wovon er rede, und sah ihn dabei so fest an mit ihren frommen hellen Augen, daß er sich entsezte ob solcher Verstellung und Macht des Bösen, und ausrief, warum sie denn also erschrocken sey, als er eingetreten? Da sagte sie, das könne sie ihm nicht sagen, und thäte es nun und nimmermehr.

(Fortsezung folgt.)

Auszug aus dem Commissionsbericht über Daguerres Erfindung, den Arago in der französischen Deputirtenkammer abgestattet.

Es ist bekannt, daß die französische Deputirtenkammer kürzlich Daguerre und dem Sohne seines Vorgängers und Mitarbeiters Niepce eine Pension von zusammen 10.000 Francs bewilligt hat. Der von Arago bei dieser Gelegenheit erstattete Commissionsbericht ist ein sehr interessantes Aktenstück. Wir würden von unserer Gewohnheit abweichen, wenn wir dasselbe den Lesern nicht wenigstens im Auszug vorlegen wollten. Zwar ist vorauszusezen, daß die bevorstehende Bekanntmachung von Daguerres Verfahren viele Leser früher erreicht als dieser unser Bericht. Aber Aragos Arbeit hat einen von jener Veröffentlichung unabhängigen Werth, und Niemand möge sich dadurch abhalten lassen, ihr seine Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Nuzen, den bisher die Camera obscura den zeichnenden Künsten gewährte, war ziemlich beschränkt. Wohl wird sie hie und da von Malern und Zeichnern, besonders

---

* Kost, Hochzeit.

** Folgemaid (plattdeutsch Fullmäken), eine Magd, die der Frau Gesangbuch und Feuerlicke in die Kirche nachträgt und der Kinder wartet.

von Panoramen- und Dioramenmalern benützt, aber nur um die Umrisse der Gegenstände überhaupt nachzuzeichnen, um die richtigen Verhältnisse zu bekommen, kurz, um die Gesetze der Linearperspective einzuhalten. Was die Effecte betrifft, die von der unvollkommenen Durchsichtigkeit unserer Atmosphäre herrühren, und die man unpassend mit dem Ausdruck Luftperspective bezeichnet, so war nicht abzusehen, wie die Camera obscura dem Maler im Wiedergeben derselben irgend von Nutzen seyn könnte. Wer daher an diesen Bildern die bestimmten Umrisse, die Naturwahrheit in Formen und Farben, die treue Abstufung der Töne bewunderte, in dem stieg nothwendig der Wunsch auf, daß sie sich von selbst erhalten möchten, daß ein Mittel gefunden würde, um sie auf der im Brennpunkte der Linse angebrachten Tafel zu fixiren. Und dieser ausschweifende Wunsch ist nun wirklich in Erfüllung gegangen.

Die schon von den Alchimisten entdeckte Verbindung des Silbers mit der Salzsäure, das sogenannte Hornsilber, jetzt Chlorsilber genannt, ein weißes Salz, besitzt die auffallende Eigenschaft, sich am Sonnenlicht schnell schwarz zu färben, und zwar im Verhältniß der Lichtstärke. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts kam man auf den Gedanken, die Eigenschaft dieses Salzes zu Fixirung der Bilder der Camera obscura zu benützen. Besonders waren es die Engländer Wedgwood und Humphry Davy, welche Versuche damit anstellten, aber die Resultate stehen in dreifacher Hinsicht höchst mangelhaft aus: auf ihren Bildern erscheinen, der Natur der Sache nach, die natürlichen Lichter schwarz, die Halbschatten grau, die tiefen Schatten weiß, die Bilder waren zudem sehr undeutlich, und endlich fanden sie kein Mittel, sie, wenn man so sagen darf, lichtbeständig, das heißt den Ueberzug von Chlorsilber, wenn er einmal das Bild aufgenommen, fortan für die schwärzende Wirkung des Lichtes unempfänglich zu machen. — Da begann Niepce, ein Gutsbesitzer bei Chalons sûr Saone, um's Jahr 1814 seine Versuche. Er ging 1827 nach England, Besitz eines Mittels, das die Gegenstände so darstellte, daß Schatten den Schatten, Halbschatten den Halbschatten, Lichter den Lichtern entsprachen, und daß die Abbildungen sich nach vollbrachter Operation am Lichte nicht weiter veränderten. Er konnte aber sein Verfahren nur auf das Kopiren von Kupferstichen anwenden; mit dem Wiedergeben der natürlichen Bilder der Camera obscura konnte es ihm nicht gelingen, aus dem einfachen Grunde, weil sein Präparat am Lichte nur sehr langsam die Farbe änderte und er zur Herstellung eines Bildes zehn bis zwölf Stunden brauchte. In dieser Zeit verschoben sich aber die Schatten des Bildes sehr bedeutend, sie rückten von links nach rechts vor und brachten an allen Punkten, über welche sie hingingen, eine bleiche, gleichförmige Färbung hervor, wobei alle aus dem Gegensatz vom Licht und Schatten entspringenden Effekte verloren gingen. — Daguerre fand nun aber ein Mittel, die Bilder sechzig bis achtzig Mal schneller herzustellen, als Niepce, und somit auch die Natur selbst abzubilden. Auf diese Entdeckung hin assoeirte er sich im Dezember 1829 mit Niepce, mit dem er schon vorher in Verbindung gestanden, und brachte durch zahllose, äußerst mühsame und kostspielige Versuche sein Verfahren auf die Höhe, auf der es sich jetzt befindet.

Daguerres Präparat wird von den allerschwächsten Lichtstrahlen angegriffen, und die Wirkung erfolgt, bevor die Schatten Zeit haben, sich merklich zu verrücken. Der Erfolg ist sicher, wenn man sich an die ganz einfachen Vorschriften hält, und ist das Bild einmal entworfen, so kann es Jahre lang am Lichte liegen, ohne im Mindesten zu verlieren. — Welch große Dienste hätte eine solche Erfindung z. B. im egyptischen Feldzug leisten können! Wäre die Photographie im Jahre 1798 bekannt gewesen, so besäßen wir jetzt getreue Abbildungen vieler emblematischen Bildwerke, die jetzt durch die Habsucht der Araber und den Vandalismus gewisser Reisenden für die gelehrte Welt auf immer verloren sind. Um die Millionen Hieroglyphen abzuzeichnen, welche die große Bauwerke zu Theben, Memphis, Karnak u. s. w. selbst außen bedecken, brauchte man zwanzig und mehr Jahre, und ganze Heere von Zeichnern. Mit dem Daguerrotype könnte ein einziger Mensch diese ungeheure Aufgabe lösen.

Indem Arago die Frage aufwirft, ob wohl die Kunst an sich aus Daguerres Bildern Nutzen ziehen werde, beruft er sich auf das Zeugniß des Malers Paul Delaroche. Dieser erklärt, an Daguerres Bildern werde auch der beste Maler sehr vieles lernen können. Am wunderbarsten dabei sey, daß die unendliche Ausführung die Ruhe der Massen so gar nicht störe und der Wirkung des Ganzen keinen Eintrag thue. Die Bilder geben zugleich ein breites, kräftiges Modell und ein nach Ton und Effekt gleich reiches Ensemble. Die Erfindung werde dem Maler ein Mittel an die Hand geben, sich schnell Studien zu sammeln, wie er sie sich nur mit Aufwand von viel Zeit und Mühe, und am Ende doch bei allem Talent nur weit mangelhafter hätte verschaffen können.

Hinsichtlich der Frage, ob die Erfindung auch der Art sey, daß sie Gemeingut werden könne, sagt Arago der Hauptsache nach folgendes:

Die Tafeln, auf denen das Licht die wundervollen Zeichnungen entwirft, sind platirte, d. h. mit einem ganz dünnen Silberblättchen überzogene Kupfertafeln. Kommt auch eine solche Tafel auf drei, vier Franks, so kann man dieselbe hundertmal hintereinander zu Abbildungen benützen. — Beim ganzen Verfahren kommt nicht ein Handgriff vor, den nicht Jeder in Ausübung bringen könnte. Hätt man sich Punkt für Punkt an wenige, ganz einfache Vorschriften, so operirt der nächste Beste so sicher und gut als Daguerre selbst. — An hellen Wintertagen braucht es kaum zehn bis zwölf Minuten, um ein Bauwerk, die Ansicht einer Straße, eine Landschaft aufzunehmen. Im Sommer, bei hellem Sonnenschein, verkürzt sich die Frist um die Hälfte, und in südlicheren Ländern wird es sicher nicht mehr als zwei bis drei Minuten brauchen. Aber wohlgemerkt, diese zwei bis zwölf Minuten sind nur die Zeit, welche darauf geht, bis das durch die Linse der Camera obscura hervorgebrachte Bild sich auf der Tafel vollständig abgezeichnet hat. Dazu kommt noch die zur Aufstellung der Camera obscura, zur Zubereitung der platirten Tafel und zu der kleinen Operation, wodurch das Bild ferner für das Licht unempfindlich wird, erforderliche Zeit. Mit allem zusammen mögen dreißig Minuten bis drei viertel Stunden herauskommen. Man täuschte sich also, wenn man meinte, auf einer Reise, etwa während der Postwagen langsam einen Berg hinauffahre, gestwonn Landschaften aufnehmen zu können. Ebenso irrte man sich, wenn man sich vorstellte, die photographischen Zeichnungen könnten auf den lithographischen Stein übergetragen und so vervielfältigt werden. Nicht nur in der moralischen Welt muß man mit seinen Vorzügen auch die Kehrseiten derselben hinnehmen; bei den Künsten ist es nicht selten ebenso. Gerade durch die vollkommene Glätte, die gar nicht zu berechnende Dünnheit der Schichte, auf welcher Daguerre operirt, wird die Ausführung, der Schmelz, die Harmonie der photographischen Bilder bedingt. Wollte man dergleichen Gebilde reiben, darauf tupfen, sie unter die Presse bringen, so zerstörte man sie für immer. Aber Niemanden fällt es auch ein, ein Spitzenband zu zerren oder einen Schmetterlingsflügel zu bürsten.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 174.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 22. Juli 1839.

Und wenn ich Eines doch mir wünschen sollte,
So wollt' ich, Maccaronen wären Schlangen,
Und zähmen, statt daß ich bisher sie bete,
Hinführo selber doch zu mir gegangen.

A. Grün.

Die Lazzaroni in Paris.

Der Lazzarone in Neapel, gemächlich auf's Pflaster hingestreckt, von milden Lüften gefächelt und in den Wonneanblick seines Meerbusens und wolkenlosen Himmels versunken, macht sich wenig Lebenssorgen. Er vertraut auf San Gennaro und die Madonna; und die Hand, welche den Kindern Israel das Manna in der Wüste spendete und 5000 Mann mit fünf Broden und fünf kleinen Fischen sättigte, wird auch den armen Lazzarone nicht verschmachten lassen und ihm schon ein Gericht Maccaroni und einen Tropfen Eiswasser schicken. Was braucht er mehr? ab und zu eine Scheibe Melone, oder ein Stück frutta di mare; ferner sein Lieblingsspiel, die Morra, eine Kanzone und ein Marionettentheater mit Girolamo, Pulcinella und Brighella, halb schwarz und weiß. Wenn der neapolitanische Lazzarone den himmlischen Vater um seine tägliche Maccaroni gebeten und sie erhalten hat, so bleibt ihm nichts mehr zu wünschen übrig; er legt sich dann in Gottes Namen auf den Steindamm des Hafens oder auf die Marmorfliesen der Chiaja und schwelgt im Genuß des süßen Nichtsthuns.

Der Orient ist bekanntlich die Heimath der Faullenzerei: im Schatten von Palmbäumen ruhen, eine Pfeife Tabak, eine Schaale Sorbet oder Kaffee, einige Feigen oder Oliven und ein Mädchen, worin es von Gold, Silber und Edelsteinen flimmert — darin besteht dort der behaglichste Lebensgenuß. Der Arme an den Ufern des Euphrat ist glücklich und zufrieden mit einem Mundvoll Reis; wenn er den hat, wendet er sein Antlitz gegen Mekka und dankt dem Propheten. In jenen Himmelsstrichen sieht der Mensch die Arbeit, welche für ihn eine Mühe ohne Lohn, eine Qual ohne Ersatz ist; seine geringen Bedürfnisse und Ansprüche an's Leben erlauben ihm, ohne Vorwürfe und ohne Entbehrungen lange Ruhestunden zu halten und seinen Träumereien nachzuhängen. Ich erinnere mich eines Tags in Italien, wo am Himmel einer jener schrecklichen Orkane heraufzog, welche aus der heißen Zone zu kommen scheinen, mit solcher Bitterschnelle, Heftigkeit und Verderrungswuth brechen sie herein. Man war gerade in der Ernte; die Gutsbesitzer baten flehentlich die armen Leute, ihnen das Getreide einbringen zu helfen; allein man machte taube Ohren, und die einzige Antwort war ein ironisches Faulheitslächeln; es wurde doppelter, dreifacher Arbeitslohn geboten; nichts half, die trägen Italiener wickelten sich in ihre dalmatischen Mäntel und warteten sehnsüchtig auf den Ausbruch des Gewitters, wie wenn sie das Aufziehen des Vorhangs begehrt hätten, um das Schauspiel anfangen zu sehen. Ein Taglöhner, auf einen Sack voll Maismehl deutend, äußerte mit pommerscher Gemüthsruhe:

„Bester Herr, das reicht für mich und meine Familie eine ganze Woche; unterdeß soll mich all Ihr Gold nicht von der Stelle bringen; ich will ausruhen. Fragen Sie am Ende der Woche wieder an, dann wird der Sack auf die Neige gehen, und ich thue dann für wenige Centesimi, was Sie wollen." — Eine Sage des Morgenlands berichtet ja auch, daß ein armer Pilger, von Heißhunger gemartert, bei einer Cisterne einen lebernen Beutel liegen sah, den er gierig mit den Worten aufraffte: „Gelobt sey Allah! da finde ich Datteln!" Als er aber bei näherer Untersuchung nichts als lostbare Perlen und Goldstaub fand, schleuderte er den Schatz mit Verachtung von sich.

Der Arme in unsern abendländischen Gegenden ist nicht so auf Rosen gebettet; er muß sein täglich Brod mit saurem Schweiß verdienen und die Erde zeigt sich ihm nur als gütige Mutter, wenn er tiefe Furchen zieht; er braucht viel Witz und Verstand und wenig träumerisches Naturell, denn seine Tage sind lang und die Arbeit anhaltend, seine Nächte kurz und die Ruhe unsicher. Und in unsern rauhen Himmelsstrichen hat man nicht bloß den unerbittlichen Hunger zu stillen, sondern auch die Kälte eines langen Winters und die hartnäckigen Regen eines feuchten Herbstes und Frühlings abzuwehren. Unsere abendländische Erde ist eine böse Erde, von Mängeln und Entbehrungen starrend, und doch mit Begierden und Ansprüchen bedeckt, welche die gesteigerte Kultur in zahlloser Menge hervortreibt. Wie viele gesunde, rüstige, ehrliche und fleißige Menschen stehen jeden Morgen in unsern großen Gewerb- und Handelsstädten auf, ohne zu wissen, wo sie den Tag über Essen und Trinken hernehmen sollen. Ihre robusten Leiber haben Bedürfnisse, welche ein Mundvoll Reis nicht beschwichtigt. Mahomet und der heilige Januarius scheinen nicht helfen zu können, und wehe dem, der sich auf sie verlassen wollte! er würde ohnfehlbar den Polizeidienern in die Hände gerathen. — Der Pariser Lazzarone ist vor Allem des Sprichworts eingedenk: „Hilf dir selber, so hilft dir der Himmel!" Er weiß sehr wohl, daß er nur von sich selbst etwas zu erwarten hat, und er ist daher ebenso pfiffig und schlau, als seine Kollegen in Italien und im Orient geistesträge und geistesarm.

Paris wird heutzutage gewöhnlich als die Hauptstadt des civilisirten Europas angenommen; eine schmeichelhafte Auszeichnung, welche man vielleicht streitig machen könnte; denn es setzt eine ungünstige Vorstellung von der europäischen Civilisation voraus, wenn man den Mittelpunkt derselben in eine Stadt verlegt, wo man sich Abends nach elf Uhr nicht mehr über die Straße wagen darf, ohne für seine Börse oder sein Leben zu zittern. Treffender bezeichnet man Paris als den Sitz der Tausend und Einen Industrie; ein Titel, der vollkommen auf die französische Hauptstadt paßt, wo es der Geschäfte und Fertigkeiten, sich sein tägliches Brod zu verdienen, so unzählige gibt. In dieser Beziehung sagt ein französischer Schriftsteller mit Recht, Paris komme ihm vor wie ein „gedankter Logogriph," weil es in der That eine Stadt voll unauflöslicher Räthsel ist und die Adoptivheimath jener beträchtlichen Schaar von zweideutigen, mysteriösen Existenzen, welche das schärfste Häschereauge nicht bewachen kann, und die jenen Bächen vergleichbar sind, welche sich durch ein Wiesenthal schlängeln und plötzlich in unterirdischen Felsenschluchten verschwinden, ohne daß man weder ihre Quelle noch ihre Mündung auffindet.

(Fortsetzung folgt.)

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Da wurde Herr Dankwarth roth vor Zorn bis hinauf an sein schneeweißes Haar, und ließ die Rathsknechte kommen und sie abführen in den Thurm, und alle Leute standen still auf der Straße, wie sie vorbeikam und steckten die Köpfe zusammen und wunderten sich, weil sie so sittig und ehrbar einherging zwischen den Schergen und so jung war und lieblich anzuschauen. Und alle Gevatter und Freundschaft kamen zum Herrn Dankwarth und fragten, wie das geschehen, und mochtens nicht glauben, und konnten doch nicht unrecht finden, daß er also gethan habe.

Und die Gerechtigkeit ging ihren Gang und sie haben sie hinausgeführt auf den alten Hansasaal auf dem Rathhause, wo die Herren sitzen über Leben und Tod, zwei blanke Schwerter über ihnen und ein Todtenkopf. Aber die Elebeth ist nicht erschrocken vor weltlicher Macht, und hat gesagt: nein, sie hätt's nicht gethan, und warum sie erschrocken sey, als Herr Dankwarth eingetreten, das könne sie auch nicht sagen, jetzt und in alle Ewigkeit. Da haben sie sie peinlich gefragt, und weil sie so groß Weh und Pein nicht ausstehen können, als ein schwaches Weib, hat sie endlich eingestanden, sie hätt's gestohlen; wo sie aber den Ring hingethan, das konnte sie nicht sagen, weil sie's selbst nicht wußte. Da haben die Herren das Urthel über sie gesprochen und Herr Dankwarth hat's ihr selbst vorgelesen, daß sie sitzen solle Jahr und Tag und dann gerichtet werden mit dem Schwert. Darnach ist er heimgegangen und hat sich eingeschlossen in sein Kämmerlein und hat geweint wie ein Kind und gesagt: heut wär er lieber gestorben, als daß er seines Amtes gewaltet hätte.

Also ist die Zeit umgegangen und nichts an den Tag gekommen, und Herrn Tankwarths Haus ist aus einem Hause der Freude ein Haus der Trauer geworden, denn der junge Herr Friedrich ist abgezehrt von Tag zu Tag, als ob er die schwindende Sucht oder sonst eine böse Krankheit hätte, und er hat immer zu Elsbeth in den Kerker gewollt, aber der Vater hat's verboten, weil er so gar schwach und hinfällig war.

Als nun das Jahr verflossen, ward sie nach Markramsaal gebracht, daß sie des andern Tages gerichtet würde; da hat Jedermann zu ihr gekonnt und sie sprechen und sehen. Und selbst die ärgsten Bösewichter, so sich sonst eine Lust daraus machen, die armen Gefangenen in ihrem lezten Stündlein zu verspotten und zu verhöhnen, sind vor ihr gestanden wie demüthige Sünder und haben kein Wort sagen können, wenn sie sie angeschaut, und Alt und Jung, Mann und Weib haben geweint, und 's ist keiner gewesen, der nicht gesagt hätte, sie wäre unschuldig. — Auf die Nacht ist aber Herr Friedrich zu ihr gekommen und hat gesagt: er hätte sie lieb gehabt, noch mehr als seinen Vater und seine Mutter; sie solle es ihm sagen um seiner großen Liebe willen, ob sie schuldig wäre oder nicht. Da hat sie gesagt: „Nein, so wahr mir Gott helfe in meiner lezten Stunde!" und er hat sie weiter gefragt: warum sie erschrocken sey, als der Vater eingetreten. Da hat sie geantwortet, ihm wolle sie's sagen, wofern er ihr schwöre, kein Wort davon Jemanden zu verrathen. Und als er's beschworen mit seinem heiligsten Eide, hat sie gesagt: sie habe vor seinem Conterfei gestanden, so über seines Vaters Tisch hänge in der Schlafkammer, und's immerfort angeschaut, weil sie ihn auch lieb gehabt hätte, wie Niemand sonst; darum habe sie's nicht gehört, als der Vater eingetreten und sie beim Arme gefaßt, und sey so sehr erschrocken. — Als er das gehört, hat Herr Friedrich kein Wort mehr sagen können und hat sie auf die Stirne geküßt und ist davon gerannt. Aber der Frohn, welcher vor der Thür stand, entsezte sich vor Herrn Friedrich, weil er so bleich ausgesehen.

Da ist Herr Friedrich seinem Vater zu Füßen gefallen und hat gefleht, er solle das Mädchen erretten, er wisse jezt gewiß, daß sie unschuldig sey; er wolle sich mit seiner Seele Seligkeit dafür verbürgen. Er wolle für sie sterben, wenn's die Gerechtigkeit verlange, daß Einer sterbe. Aber der Vater hat gesagt, wofern er nicht Beweise hätte für die Wahrheit, hülfe es ihm zu nichts. Gerechtigkeit müsse seyn im Lande, ohne Ansehen der Person, und ob die Welt darum zu Grunde ginge. — Darauf ist der Alte hinaufgegangen in seine Schreibstube und hat sich eingeschlossen und das Gesinde hat durch das kleine Guckfenster nach der Diele gesehen, wie er die ganze Nacht in seinem Sorgenstuhl gesessen ist, das Haupt auf die Hand gestüzt. Herr Friedrich ist aber hinaufgegangen mit der Holzart nach des Alten Schlafgemach und hat alles Geräth zerschlagen und durchsucht und das Täfelwerk von den Wänden gerissen, daß er den Ring fände.

In der Nacht kam aber der Meister Scharfrichter zur Elsbeth, weil's ihn dauerte, daß das junge Blut so viel weine, und hat ihr zugeredt nach seiner Weise und besten Meinung: Es solle gar nicht weh thun, sie müsse nur nicht so viel daran denken. Der Hipokras sey ein stark Getränke und schläfere sanft ein, daß man Alles vergesse. Wenn sie wirklich unschuldig wäre, da käme sie dann auf einmal aus dieser argen Welt zum lieben Herrgott, ohne viel Qual, wie doch die meisten leiden müßten auf ihrem Sterbebette. Er sey geschickt in seiner Kunst. Als er sich gemeldet, seyen noch zwei Andere mit ihm auf der Wahl gewesen, und alle hätten gleich gute Zeugnisse von ihren Meistern gehabt. Da habe der hohe Rath beschlossen, sie sollten ein Meisterstuck machen, damit sich ihre Geschicklichkeit bewähre. Nun hätten sie das Loos geworfen und er sey der Lezte geworden.

(Fortsezung folgt.)

Auszug aus dem Commissionsbericht über Daguerres Erfindung, den Arago in der französischen Deputirtenkammer abgestattet.

(Schluß.)

Arago kennt seit mehreren Monaten Daguerres Verfahren. Das Zartgefühl gebot ihm aber, mit demselben nicht eher physikalische Versuche anzustellen, als bis es durch eine Nationalbelohnung allen Beobachtern zugänglich geworden. Was somit, sagt er, den wissenschaftlichen Werth der Erfindung betreffe, so könne man vorerst nur Vermuthungen aussprechen. Die Sache spreche aber zu laut für sich, als daß man fürchten dürfte, der Erfolg könnte die Voraussezungen Lügen strafen.

Der Stoff, dessen sich Daguerre zu seinen Abbildungen bedient, ist ein weit empfindlicheres Reagens für das Licht, als alle bisher bekannten. Es war nie gelungen, mit den Mondstrahlen, selbst wenn sie durch die größten Linsen, durch die mächtigsten Brennspiegel concentrirt wurden, an irgend einem Stoff eine merkbare physische Veränderung hervorzubringen. Dagegen werden die platirten Tafeln, wie sie Daguerre zurichtet, durch die Mondstrahlen so entfärbt, daß man mit Grund hoffen darf, dadurch photographische Karten unseres Trabanten zu erhalten, das heißt in wenigen Minuten eine der schwersten, langwierigsten Arbeiten in der Astronomie zu Stande zu bringen. Ein wichtiger Zweig der Physik, die Berechnung der Lichtstärke, die sogenannte Photometrie hat bis jezt geringe Fortschritte gemacht. Wohl ist der Physiker so ziemlich im Stande, die verhältnißmäßige Stärke zweier Lichter zu bestimmen, die nahe bei einander stehen, und die er zumal im Auge hat; findet aber keine Gleichzeitigkeit statt, handelt es sich davon, die Stärke eines

Lichtes mit der eines andern zu vergleichen, welches erst sichtbar wird, wenn das erste verschwunden ist, so waren bisher die Mittel sehr unvollkommen. — Die künstlichen Lichter zum Behuf der Vergleichung, auf welche der Beobachter in den eben genannten Fällen angewiesen ist, haben selten die erforderliche Stetigkeit und Dauer; selten, besonders wenn es sich von Sternbeobachtungen handelt, sind auch die tüchtigen Lichter weiß und farblos genug. Daher kommt es, daß die verschiedenen Angaben über die Lichtstärke der Sonne im Verhältniß zum Licht des Monds oder der Sterne so sehr von einander abweichen, obgleich alle von geübten Beobachtern herrühren; daher kommt es, daß selbst Schriftsteller, die sonst gern absprechen, eine gewisse Zurückhaltung beobachten, wenn es sich davon handelt, aus der Vergleichung zwischen Sonnen- und Sternenlicht auf den Rang zu schließen, der unserer kleinen Sonne unter den Milliarden Sonnen am Firmament zukommen mag.

Man kann mit Bestimmtheit behaupten, die von Daguerre entdeckten Reagentien werden eine der Wissenschaften fördern, auf welche der menschliche Geist am meisten stolz seyn darf. Mit ihrer Hülfe wird der Physiker fortan die Lichtstärken absolut messen — er wird die verschiedenen Lichter nach ihren Wirkungen vergleichen können. Dieselbe Tafel gibt ihm, wenn es ihm gut dünkt, Einbrücke der diesen denden Sonnenstrahlen, der dreimalhundertausendmal schwächern Strahlen des Mondes, der der Sterne. Diese Eindrücke kann er unter einander gleich herstellen, entweder dadurch, daß er die stärksten Lichter durch neu entdeckte Mittel, deren Angabe hier zu weit führen würde, schwächt, oder dadurch, daß er die glänzendsten Strahlen kurze Zeit, z. B. nur eine Sekunde, die andern dagegen im Mehrfall eine halbe Stunde lang wirken läßt. Ueberdies, wenn der Forscher ein neues Werkzeug auf die Beobachtung der Natur anwendet, so ist das, was er davon erwartet, jedesmal nur wenig gegen die Entdeckungen, auf welche das Werkzeug mit der Zeit führt. Bei Dingen der Art muß man immer und ganz besonders auf das rechnen, was man noch gar nicht absieht. Dieser Gedanke könnte paradox erscheinen; es läßt sich aber mit wenigem darthun, daß er wahr ist.

Kinder bringen zufällig zwei Linsengläser von verschiedener Brennweite an den beiden Enden einer Röhre an. Sie schaffen damit ein Werkzeug, das entfernte Gegenstände vergrößert, sie so darstellt, als wären sie näher gerückt. Die Beobachter greifen darnach mit der einzigen, der beschränkten Hoffnung, die von Alters her bekannten Gestirne, die man bisher nur äußerst unvollkommen beobachten konnte, etwas besser sehen zu können. Kaum aber ist das Instrument gegen den Himmel gerichtet, so entdeckt man Myriaden neuer Welten; man lernt den Bau und die Verhältnisse der sechs alten Planeten kennen, man findet große Aehnlichkeit zwischen ihnen und unserer Erde: sie haben Berge, deren Höhe man mißt, sie haben Atmosphären, in denen man ähnliche Vorgänge beobachtet, an ihren Polen bemerkt man Erscheinungen, die auf Bildung und Schmelzung von Eis hinweisen, gerade wie bei uns; sie zeigen Umdrehungen um ihre Achsen, ähnlich derjenigen, welche bei uns den Wechsel von Tag und Nacht bedingt. Die Röhre, mit der die Kinder den Brillenmachern von Middelburg gespielt, richtet sich auf den Saturn und bringt dem Menschen ein Phänomen vor's Auge, seltsamer, als es die ausschweifendste Einbildungskraft denken könnte, jenen Ring, oder, wenn man will, jene pfeilerlose Brücke, die 71,000 franz. Meilen im Durchmesser hat und, und 11,000 Meilen breit, rings die Kugel des Planeten umgibt und überall 9000 Meilen von ihr absteht. — Hatte ein Mensch vorausgesehen, daß das Fernrohr, auf die Beobachtung der vier Jupitersmonde angewendet, darauf führen würde, daß die Lichtstrahlen sich mit der Geschwindigkeit von 40,000 Lieues in der Sekunde bewegen? daß es in seiner Verbindung mit dem Gradinstrument den Beweis liefern würde, es sey kein Fixstern am Himmel, dessen Licht, um zu uns zu gelangen, weniger als drei Jahre braucht? dachte Jemand daran, man könnte einmal, mittelst gewisser Beobachtungen und Analogien, wozu das Fernrohr führte, zum äußerst wahrscheinlichen Schluß kommen, daß der Lichtstrahl, bei dem wir im gegebenen Augenblick gewisse Nebelflecken gewahren, schon vor mehreren Millionen Jahren von dort ausgegangen seyn müsse, mit andern Worten, daß diese Nebelflecken, in Folge der successiven Fortpflanzung des Lichts, noch Millionen Jahre nach ihrem völligen Untergang von der Erde aus sichtbar bleiben?

An das Fernglas für nahe Gegenstände, an das Mikroscop, ließen sich ähnliche Betrachtungen knüpfen, denn die Natur ist im Kleinsten so wunderbar und mannigfaltig als im Größten. Die Naturforscher wendeten es Anfangs nur auf die Beobachtung von Insekten an, um sie zu vergrößern und sie so besser zeichnen zu können; bald aber, und ganz unerwartet, ließ es in der Luft, im Wasser, in allen Flüssigkeiten jene Infusionsthierchen, jene seltsamen Zeze gungen entdecken, in denen man vielleicht eines Tages die ersten Anhaltspunkte zu einer rationellen Erklärung der Lebenserscheinungen überhaupt gewinnt. In neuester Zeit richtete man das Mikroscop auf kleine Splitter verschiedener Gesteinarten, die zu den dersten, härtesten der Erdrinde gehören, und die erstaunten Beobachter erkannten, daß diese Steine einst geleht haben, daß sie nichts anderes sind als eine aus Millionen mikroscopischer Thierchen zusammengesetzte Masse.

Mit dieser Abschweifung sollten die Vorstellungen derjenigen berichtigt werden, welche der irrigen Meinung seyn könnten, der wissenschaftliche Nutzen der Daguerreschen Erfindung werde auf das beschränkt bleiben, was man jetzt schon voraussehen kann, und was oben angegeben worden ist; dies ist so wenig der Fall, daß bereits Thatsachen vorliegen, welche die größten Hoffnungen der Wissenschaft rechtfertigen. So thunten ihre Ideen zur Sprache gebracht werden, nach denen der Topograph Mittel zu rascher Berichtigung von der Photographie zu entlehnen haben dürfte; der vorliegende Zweck wird aber unmittelbarer erreicht, wenn hier einer interessanten, vor ganz kurzer Zeit von Daguerre selbst mitgetheilten Beobachtung Erwähnung geschieht. Er fand nämlich, daß die Morgenstunden und die Abendstunden gleich weit vom Mittag, und demnach derselben Höhe der Sonne über dem Horizont entsprechend, doch keineswegs zu Hervorbringung der photographischen Bilder gleich gut geeignet sind. So bildet sich in allen Jahreszeiten, und bei scheinbar völlig gleichem Zustand der Luft das Bild um sieben Uhr Morgens etwas schneller als um fünf Uhr Abends, um acht Uhr schneller als um vier Uhr, um neun Uhr schneller als um drei Uhr. Angenommen, dem sey wirklich so, so hat der Meteorolog künftig ein Element weiter auf seinen Tafeln zu verzeichnen; zu den bisherigen Beobachtungen des Standes des Thermometers, Barometers, Hygrometers, der Durchsichtigkeit der Luft, kommt ein Element, das jene Instrumente nicht anzeigen, und er wird eine eigenthümliche Absorbion in Rechnung zu bringen haben, welche auf viele andere Erscheinungen, selbst auf diejenigen, welche in's Gebiet der Physiologie und Medicin gehören, nicht ohne Einfluß seyn kann.

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 175.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 23. Juli 1839.

Nay, lay thee down, and roar,
For thou hast kill'd the sweetest innocence.
Shakespeare.

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Der Scharfrichter redete weiter: Da habe der erste Geselle den Delinquenten im Stehen geköpft, und zwar so geschickt und geschwind, daß der Kopf nicht herunter gefallen, sondern als das Schwert durchgefahren, wieder auf dem Rumpf gestanden sey. Der zweite habe gewartet, bis zwei Uebelthäter gerichtet werden sollten, und er habe jedem zwei eiserne Ringe um den Hals gethan und Erbsen daz.schen gelegt und habe sie Beide auf Einen Schlag geköpft zwischen den Ringen durch. Aber die Köpfe wären auf die Erde gefallen, wie's auch sonst zu geschehen pflege. — Da seyen die beiden Mordbrenner gekommen, welche Schönböden in Asche gelegt, und er habe sie durch die Ringe geköpft, Beide auf Einen Schlag, aber die Köpfe wären nicht auf die Erde gefallen, sondern stehen geblieben, wie beim Ersten. Darauf sey er Meister geworden. — Die Elsbeth weinte aber immer noch fort und hatte kein Wort von alle dem gehört. Darauf hat sie ein inbrünstiges Gebet zum Herrn gesprochen, und der Meister Scharfrichter betete mit. Der Herr hat sich aber ihrer erbarmt und ihr einen milden, ruhigen Schlaf gesendet, worauf der Meister Scharfrichter fortgeschlichen ist, und hat auch gut geschlafen, weil er sich freute seines guten Werks, daß er die arme Dirne getröstet. — Des andern Tages in der Fruh wurde sie hinausgeführt und gerichtet.

Die Herren waren aber auf dem Rathhause versammelt, und wie der Meister Scharfrichter sein Amt verrichtet hatte, ritt ein Reitendiener in Eile nach der Stadt, es den Herren anzusagen. Da stunden sie Alle auf, nahmen ihre Hüte ab und beteten zu Gott, daß er sie bewahren möge vor ungerechtem Urthel, und daß nicht unschuldig Blut geflossen sey durch ihre Hand. Darnach gingen sie heim ein Jeder zu seinem Weib und Kind. — Als aber Herr Dankwarth heim kam, fragte er gleich nach seinem Sohn, und Niemand hatte ihn gesehen; da ging er ihn suchen im ganzen Haus und fand ihn nicht. Auf die Letzte kam er an den Prunksaal, wo's in guten Tagen oft lustig hergegangen, in Jahr und Tag war aber Niemand drin gewesen. Und als er eintrat in den Saal, da hing sein Sohn an der Wand und war todt.

Als nun aber einer der Diener auf einen Tisch stieg, um den jungen Herrn abzuschneiden und fein säuberlich herabzunehmen, da sah er oben auf dem Gesims des Täfelwerks, womit die Wände des Gemachs geziert waren, allerlei Glänzendes liegen, und ein alter Rabe, so Herr Dankwarth schon von seinem Vater ererbt hatte, saß darneben und wollt's ihm wehren, daß er darnach griffe.

Er nahm's dennoch herab. Da war's werthloser Kram, und ganz zu unterst lag Herrn Dankwarths Ring. Und als Herr Dankwarth das sahe, da ging er fort und sprach kein Wort, denn er ist stumm geworden vor Schreck und also geblieben bis an seinen Tod. Und er ist abgezehret, daß ihn in wenig Tagen seine besten Freunde nicht mehr kannten. Am Tage saß er einsam in seinem Sorgenstuhl und sah vor sich, als ob er nichts sähe, wenn's aber Nacht wurde und Alles schlief, wandelte er umher Trepp auf, Trepp ab, denn es ließ ihm keine Ruh auf seinem Lager. Als aber ein Jahr um war und der Tag kam, an welchem Elsbeth gerichtet, konnte Herr Dankwarth nicht aufstehen von seinem Lager, und er gab's durch Zeichen, daß er einen Priester wolle und den Leib des Herrn.

Herr Dankwarth hatte aber in seinen Diensten einen Schreiber aus Dänemark, der hieß Etlef Rundson. Das war ein ruchloser, böser Mensch und hatte sich bereichert von seines Herrn Geld und Gut, seit dieser schwach war und hinfällig. Als der nun hörte, daß Herr Dankwarth sterben wolle, ging er hinauf, trat an sein Lager und sprach: „Er solle sich nicht grämen ob solcher geringen That. Wofern er ihm ein Scharlachkleid gebe und ein köstlich Gastmahl, wolle er die ganze Schuld schon auf sich nehmen vor dem Himmel." Da nickte Herr Dankwarth mit dem Kopfe, nahm die lezte Oelung und verschied. — Der Etlef Rundson ging aber hinauf, wo seines Herrn Kleider hingen, und wählte sich ein schönes Scharlachkleid, mit Gold gestickt und verbrämt, ließ darauf ein Gastmahl anrichten, Spielleute kommen, lud seine Gesellen, und sie sangen und jubelten bis spät in die Nacht und fuhrten gotteslästerliche Reden. Als aber die Mitternacht kam, trugen den Etlef seine Gesellen auf seine Schlafkammer und empfahlen ihn dem Teufel. Und der Teufel ließ nicht auf sich warten, und es ging ein Lärmen und Toben durch des Etlef Kämmerlein und sofort durch's ganze Haus, also daß man's drei Häuser weit hören konnte. Und wer es hörte, der zog sich's Bettlaken uber den Kopf und betete ein still Gebet. — Als man aber andern Morgens in des Etlef Kämmerlein brach, da hatte ihm der Teufel den Hals umgedreht, daß das Gesicht zu hinterst stand; darnach war derselbe ausgefahren durch's Fenster, daß die Scheiben brachen.

Und es hat Keiner wieder in dem Hause wohnen mögen bis auf diese Stund; denn wenn es Nacht wird, da tappt es leise Trepp auf, Trepp ab, und droben auf des Etlef Kämmerlein tobt es und lärmt, und so oft man versucht hat, die Scheiben wieder einzusetzen, hat sie stets wieder der Teufel zerschlagen in der Nacht, und kein geweihtes Wasser hat die Blutflecken wegwaschen können von der Wand.

Selbiges Haus liegt in der Sandstraße, und wer's sehen will, dem kann's jegliches Kind weisen.

Die Lazzaroni in Paris.

(Fortsetzung.)

Man kann sich vorstellen, wie viel brodloses, heilloses Gesindel in diesem schrecklichen Menschenkloak zusammenfließt, und wie es selbst der besten und wachsamsten Sicherheitspolizei unmöglich wird, eine Stadt, wo eine Million Volks beisammenlebt, von diesem Auskehricht der Gesellschaft zu reinigen. All diese verworfenen und vertriebenen Menschen gehen frei unter dem großen Haufen mit herum: sie haben keine große Lust und keinen guten Willen zum Arbeiten, aber doch das Bedurfniß zu leben, und mussen also auf Mittel und Wege sinnen, wie sie ihre Blöße decken, ein Obdach gewinnen und Nahrung finden mögen, wenn sie auch an die größte Mäßigkeit gewöhnt sind. Man kann von dieser großen Lumpenfamilie wenigstens ein Drittel rechnen, die Morgens beim Erwachen keinen Pfennig in der Tasche haben, noch wissen, wo sie einen verdienen sollen, und von denen der biblische Ausspruch gilt: sie säen und ernten nicht, und unser himmlischer Vater ernähret sie doch. Ich meine damit nicht die Spitzbuben, Beutelschneider, Taschendiebe und Ganner, welche oft mit leerer Tasche und noch leererem Magen auf eine gunstige Gelegenheit lauern mussen, die manchmal lange ausbleibt; ich meine nicht die Glucksritter vom Blumenfelde chimarischer Hoffnungen und Plane, die sich selbst und Andere mit ihren Illusionen äffen, und ohne eben Straßendiebe zu seyn, ein ephemeres Tagediebleben fristen; nein, ich spreche von solchen, die nicht arbeiten mögen, daß es Schultern und Beine angreift, sondern durch allerlei kleine Handdienste und Geschicklichkeiten sich ehrlich durchzubringen suchen.

Wenn man das Verzeichniß liest, welches der geistreiche Theaterkritiker des Journal des Débats von den „kleinen Gewerben" gefertigt hat, so muß man gestehen, daß die armen Teufel in Paris, welche arbeiten wollen und sich beklagen, keine Beschäftigung zu finden, entweder höchst untaugliche Subjekte oder unter höchst ungunstigen Constellationen geboren sind. Es gibt keine Stadt auf der Welt, welche der menschlichen Industrie so viele Ressourcen bietet. Wer in Paris verhungern will, muß wirklich den ernsten Vorsatz dazu fassen; die Summe der kleinen Geschäfte und Erwerbszweige, wodurch der Mensch seine spärliche Leibesnahrung verdient, ist unglaublich. Abgesehen von den Brodgewerben, welche Jedermann kennt und welche man in Wien so gut als

in Berlin treibt, wie viele andere gibt es hier, die nur in Paris möglich sind und Hunderte von Individuen ernähren, deren Profession meist so lange unbekannt bleibt, bis sie vor dem Zuchtpolizeigerichte an den Tag kommt!

Paris ist nicht bloß das Paradies der Frauen, sondern auch das Paradies der Unglücklichen. Selten begegnen wir auf dem Pariser Pflaster dem nackten, mit Schwären bedeckten Elend, welches uns anderswo bisweilen anekelt. Wer in Paris unglücklich ist, braucht nur einen Schritt zu thun, um in eine bessere Lage zu kommen, wofern er kein Cretin und kein Faulpelz ist. Jede Jahreszeit bringt hier neue Existenzmittel, jeder Tag schafft neue Ressourcen. Das Pariser Elend ist deßhalb fast immer mit einem täuschenden Schein von Wohlhabenheit überfirnißt, den man sonst nicht leicht bemerkt; es hat sehr oft keine Hemde und keine Strümpfe an, aber es trägt gewöhnlich blank gewichste Stiefeln und Manschetten. — Die Pariser Dichter und Schriftsteller haben in neuerer Zeit das Phantastische und Wunderbare jenseits der Meerenge und jenseits des Rheins aufgesucht: allein sie hatten so weit nicht zu gehen brauchen. Das Phantastische und Wunderbare sitzt in ihrer Hauptstadt an jeder Straßenecke und steht am Ein- und Ausgang jeder Passage, so daß man unaufhörlich dawiderrennt. Was gibt es Phantastischeres, als die Mehrzahl jener närrischen Betriebsamkeiten, deren possirliche Extravaganz unsere verborgensten Wünsche ausspürt, auf unsere flüchtigsten Launen spekulirt, unsere tollsten Begierden anstachelt und stets Mittel findet, die Finger in unsere noch so fest geschnürte Börse gleiten zu lassen? — Ich für mein Theil konnte nie umhin, das schöpferische Genie zu bewundern, welches zuerst die Tausende jener geheimnißvollen Gewerbe erfunden und benannt hat, die unter dem Pariser Himmel entsprießen und auf dem Misthaufen der französischen Civilisation wie Champignons auf einem Melonenbeete lustig emporschießen. Wo sonst in aller Welt existiren „Maikäferhändler," welche der geniale Giffel Gavarny's in einer köstlichen Zeichnung verewigt hat? Wo kennt man außerdem noch „Apfelschalenwächter in den Theatern," „Ostereierfärber," „Vorsteher von Flöhberziehungsanstalten," „Pflegeväter von Invaliden," „Knochenbrecher," „Leuteanbrenner" und zwanzig andere nicht minder außerordentliche Professionisten, welche der obener wähnte Feuilletonist mit ungemein witziger Laune aufzählt und beschreibt. Derselbe Autor vergißt jedoch in seinem Namenregister der „kleinen Gewerbe" mehrere Handwerksleute jener originellen Zunft; z. B. den interessanten Hundewäscher (baigneur de chiens).

Gleichwie manche Blumen nur in gewissen Erdreichen fortkommen und alsbald verkümmern und verwelken, wenn man sie aus dem Boden verpflanzt, worin sie aufgewachsen, so gedeihet der Hundewäscher nur in Paris, und würde sich in den andern europäischen Hauptstädten nicht halten können, sondern bei seinem excentrischen Gewerbe verhungern. Er liebt deßhalb auch sein Paris, und in seinem Paris die Seine über Alles. „Haben Sie je einen schöneren Strom gesehen, Mylord, als die Seine?" fragte mich einmal einer dieser Betriebsamen, während er dem Pudel meines Begleiters ein Waschbad applizirte; „ganz Paris trinkt daraus und sie wird doch nicht kleiner, im Gegentheil." Der arme Teufel sprach von der Seine, wie von seiner Mutter, und ist sie nicht seine Ernährerin? — Die Hundewäscherprofession hat das Gute, daß sie keine bedeutenden Elementaraus agen erfordert. Ein Bundel Stroh und ein Stück Seife, weiter braucht man nicht, um ein Etablissement der Art zu gründen und sogleich in Funktion zu treten: die Seife, um das Handwerk auszuüben, und das Stroh, um sich darauf zu legen, wenn es keine Arbeit gibt. Fast nie trifft man einen Hundewäscher allein; gewöhnlich thun sich drei Freunde zusammen und vertheilen die Rollen unter einander. Der eine Associé geht auf dem Kai spazieren und lauert die Kunden ab; er muß den ehrsamen, vergeßlichen Burgersmann daran erinnern, daß sein Hund schmutzig ist und ein Bad nöthig hat; dieser macht demnach den Anbrenner, unter welchem Gattungsnamen man hier alle diejenigen versteht, welche die Vorübergehenden auf direktem oder indirektem Wege veranlassen, etwas zu kaufen oder zu thun, woran sie sonst nicht gedacht hätten. Der zweite Associé steht bis an die Kniee im Wasser und seift die Hunde ein, welche der Anbrenner herbeischleppt; der dritte endlich bewacht die Jacke und Holzschuhe seines im Wasser stehenden Kameraden. Wir wollen indeß damit nicht gesagt haben, daß Jeder von den Dreien seine Spezialität ein für allemal behält; sie lösen sich gegenseitig ab: der Kleiderwächter wird Hundewäscher, der Hundewäscher Anbrenner, und so abwechselnd, bis die Handelsfirma aufhört. Wenn das nicht der Fall wäre, so mußte nothwendig Streit und Klage über die unverhältnißmäßige Theilung der Arbeit entstehen. Jeder würde ausschließlich Kleiderwächter seyn wollen, um auf dem Strohbundel faullenzen und rauchen zu können, zwei Prärogative, welche mit dieser Stelle verknüpft sind. Das Kostüm des Hundewäschers ist außerordentlich einfach: es besteht in einer Hose und Jacke von Sackleinwand; Hemd, Strumpfe, Halstuch und Weste sind als völlig überflüssige Luxusgegenstände aus seiner Garderobe verbannt. Er trägt in der Regel eine französische Soldatenmütze, welche er bald in dieser, bald in jener grotesken Form aufsetzt. Er wäscht übrigens nicht bloß Hunde, sondern reitet auch Pferde in die Schwemme und gibt sich mit dem Angeln jener kleinen

Fische ab, welche in den wohlfeilen Pariser Speisehäusern servirt werden, wenn man ein Gericht Backfische verlangt. Ueber die bürgerliche Existenz des Hundewäschers mangeln alle zuverlässigen Nachrichten. Er ist, mit Figaro zu reden, fast immer der Sohn Niemandens, obschon man immer der Sohn Jemandens ist, wie Beidoison ebenso scharfsinnig als wahr bemerkt. Gemeiniglich kennt er weder Vater noch Mutter: in seinem siebzehnten Jahre schickt man ihn aus dem Findelhause in die Welt, wo der Arme, ohne Freund und Führer, wie an einem öden, unwirthbaren Gestade laudet. Im Spital hat er die Schneiderei oder ein anderes Handwerk gelernt; er versucht, bei einem Meister unterzukommen, allein wer in Paris in eine Werkstätte eintreten will, muß bekannt oder anders angezogen seyn, als ein Spitallehrling. Der arme Hilflose klopft vergebens an alle Ateliers und kehrt endlich aus Verzweiflung in seine Heimath, in's Spital zurück; aber seine Stelle ist inzwischen besetzt worden und man weist ihm auch hier die Thür. Traurigen Gedanken nachgrübelnd, schlendert er auf die Kais zu und lehnt sich melancholisch über die Brustwehr, um mit sich zu Rathe zu gehen, was anzufangen sey; da sieht er zufällig, daß mehrere Individuen Hunde wäschen und dafür Geld erhalten. Leute, welche selbst in keinen glänzenden Verhältnissen leben, schließen mit denen, welche im Unglück sind, leicht Brüderschaft, und so kommt es, daß die edle Gilde der Pariser Hundewäscher alljährlich manchen Verzweifelnden vom Wassertode retten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juli.

Buchhändlerliteratur.

Die großen Augen eines Landjunkers, der zum ersten Male in die Residenz kommt, schauen uns nirgends so naiv verblüfft, so charakteristisch entgegen, als in den zahlreichen Schriften und Schriftchen über Wien und Oesterreich, die der Meßkatalog in den letzten Jahren uns vorgeführt hat. Oesterreich ist das Herz Deutschlands; aber was ist dem Menschen unbekannter und räthselhafter, als sein eigenes Herz? Doch die Deutschen, das Volk der Theorien, sind niemals in Verlegenheit. Muthig tritt der junge Mann in's Leben, sicher und unbekümmert um seine Wirren und Abwege. Hat doch die Universität ihn mit dem Einmaleins der Psychologie versehen. Kann er da einen Fehltritt machen? Kennt er nicht die Menschen vom Wirbel bis zur Zehe? Die Psychologie ist unfehlbar. Muthig eilt der junge Sorissteller den schwarzgelben Schlagbäumen zu, weiß er doch, daß man in Oesterreich in Kunst und Wissenschaft noch um tausend Jahre hinter China zurück ist, daß man dort keine andere Beschäftigung kennt, als den Spieß am Herde zu drehen, und keine höhern Lebensprinzipien, als „gebackene Hähndert." Der Buchhändler hat ihn aufgenumiert, ja kein Blatt vor den Mund zu nehmen, sondern zu schimpfen und zu schmähen so stark als möglich, im Interesse der Menschheit und auch in noch andern Interessen. Mit fliegendem Herzen eilt der junge Schriftsteller dem Lande des zweiundzwanzigsten Jahres zu. Die Brust klopft ihm höher, große Entwürfe stürmen seine Seele. Lächeln Sie nicht; der junge Sorissteller meint es vielleicht ehrlich mit seinem Berufe, er ist wirklich von Enthusiasmus durchglüht, für dreißig Millionen Menschen sein Wort zu erheben. Wie ein glühendes Schwert soll seine Feder flammen, jeder Zug soll ein Blitzstrahl seyn, ein Bote des finstern Horizont dieses Despotischen Landes lichtet. — Und er kommt jenseits der gelb und schwarzen Schlagbäume, und verwundert reibt er sich die Augen. Er kommt innerhalb der Wiener Linien, und schaut den Tanz der Hunderttausende, die in fröhlichem Taumel durcheinander treiben. Er hat auf eingefallene Wangen gerechnet und findet sie von Wohlleben angeschwellt und gerötet; die thränenvollen Augen bemerkt er wohl, aber es ist nicht die Thräne des Schmerzes, der Sehnsucht, es ist die Thräne, die Wein und Spaß hervorlocken. Unser Sorissteller ist jung, selbst zum Genuß und Frohsinn geneigt. Könnt ihr es ihm verargen, wenn ihn der Strom mitreißt? Er geht vom Extrem zum Extrem über, und so wird der, der als Richter und Strafender Gott in das Land gekommen, der eifrigste Lovemore, ein bacchantisch Trunkener, um den sich Alles in wirrem Kreise dreht, ohne festen Blick, ohne sichern Standpunkt. In Mitte dieses Rausches aber tönen ihm pythische Abschiedsworte seines Buchhändlers wie ein mahnender Schrei in die Ohren: Schimpfen! schimpfen! Und er rafft sich auf einen Moment aus seinem Taumel empor: zufällig steht er bei dem Theater, zufällig hält er eines der lustigen Tagblätter in Händen, zufällig wird er von einem Flater geprellt; nun sprudelt sein Witz, nun läßt er seinen Scharfsinn blitzen, nun sitzt er auf dem hohen Pferde und schwingt das Frauenzimmerruthen der Schaulpieler, Journalisten, Flater im Namen Gottes und des Buchhändlers. Also das ist Alles, was Wien der Anschauung eines Fremden darbietet? Finder ihr nichts Wichtigeres für euer Raisonnement, als die Freuden der Caffeehäuser und die Miserabilität der Volksbühne? Findet ihr es so komisch, daß in Wien die „Backhändel" eine so wichtige Rolle spielen und Tag aus Tag ein die „gebratenen Hahnerl" sich am Spieß drehen, um wie viel komischer, wenn ihr euch selber immerfort um diese „Hahnerl" herumdreht und die Backhändelform der immer wiederkehrende Hauptgedanke eurer Wiener Anschauung ist! Gerade in diesem Augenblicke befindet sich hier ein junger Literat aus Leipzig, der ein sehr tief Backhändelnetzwerk vorzubereiten scheint. Die Naivetät seiner Aeußerungen, die gänzliche Unwissenheit in allen Zweigen der österreichischen Zustände, die gezwungen und ungezwungen aus jeder Periode seines Gespräches sich kund gibt, lassen wieder ein merkwürdiges Buch über Wien erwarten. Oesterreich ist eine gute Haut, man kann sich da nach Belieben seine Soblen herausschneiden; einem großen Geiste wachsen überall Rosen. Es kommt nur darauf an, daß man dieses „bornirte Land" recht vornehm behandelt. Nun, wir wollen still halten, und die hohe Weisheit aufhören. Unsre Staatsmänner werden sie gewiß bei Heller und Pfennig benützen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 176.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 24. Juli 1839.

Das Ob der Unsterblichkeit leidet häufig unter dem Wie.

Jean Paul.

Gespräche einer Sommernacht.

Von A. v. Sternberg.

(Es ist Nacht. Ein offenes Thurmgemach mit der Aussicht auf's Meer. Der Mond geht auf; das Meer ist ruhig. Die Vorhänge an beiden Thüren sind zurückgeschlagen, man sieht das eiserne Gitter des Balkons, und durch die Stäbe die am Horizont schwebende röthliche Mondscheibe. Tiefe Stille, eine Uhr zählt ihre abgemessenen Schläge. An dem Tische, der mit Büchern bedeckt ist, sitzt Sophokleia und schreibt; Manor tritt herein, nähert sich der Schreibenden und blickt lange Zeit über ihre Schulter, ohne daß sie ihn gewahr wird.)

Manor. Womit beschäftigt sich Sophokleia in so tiefer Stille und in so geheimnißvoller Abgeschiedenheit?

Sophokleia. Ich mache mein Testament, Manor.

M. Wie, Sophokleia? Zwanzig Jahr und schon ein Testament!

S. Scherzen Sie nicht.

M. Die Arbeit ist unnütz. Es ist für Sie einestheils zu früh, anderntheils zu spät, einen letzten Willen aufzusetzen.

S. Wie das?

M. Zu früh, weil Sie selbst erst genießen sollen, was Sie schon Andern zudenken; zu spät, weil Ihr kostbarster Schatz nicht mehr in Ihrer Gewalt ist, Ihr Herz.

S. Lassen Sie uns ernsthaft sprechen. Ich habe mich hier in der Einsamkeit der Nacht mit dem Gedanken des Todes beschäftigt. Ich habe mich lebhaft in jenen unbeschreiblich geheimnißvollen Zustand versetzt, der wie ein dunkler Ausgang aus einem erleuchteten üppigen Gemache uns allen bevorsteht.

M. Und was haben Sie gefunden?

S. Lassen Sie die Thräne in meinem Auge statt meiner antworten. Eine unendliche Beklemmung hat sie mir ausgepreßt. Ach, Manor, warum dieses grausenvolle Räthsel? Gewiß, hätte man mich einer Frage gewürdigt, ich hätte unbedingt auf das schöne Daseyn mit seinen tausend Genüssen verzichtet, bloß um diesem letzten entsetzlichen Moment zu entgehen.

M. Sie sind erschüttert, Sophokleia. Ihre Pulse klopfen ungestüm, Ihre Wange ist zum Erschrecken bleich, Ihre Hand zittert. Lassen Sie uns diese Schreckniße verscheuchen, mit denen die Einsamkeit und eine zu erregbare Phantasie Sie umgeben.

S. Nein, lassen Sie sie uns noch näher in's Auge fassen. Die Stunde, der Augenblick ist günstig. Hier sind wir ungestört. Die Welt mit allen ihren frivolen Erscheinungen liegt weit hinter uns. Hier umgibt uns

nur die Natur in ihrer feierlichsten Stimmung, gehüllt in den Witwenschleier der Nacht; hier fluthet uns das ewige Meer unendliche Gedanken göttlicher Weihe zu, durch dieses Gemach wandelt, unsern Seelen vernehmbar, der ursprüngliche Geist alles Erschaffenen.

M. Ich bewundere Sie, Sophokleia. In Ihrem Auge glänzt eine erhabene Begeisterung, die mich unwillkührlich mit sich fortreißt. Nun wohl, so lassen Sie uns vom Tode sprechen. — Was sagt Pope? Im Arme der Liebe spricht sich's am schönsten über Unsterblichkeit.

S. Nein, nein! Gerade im Arme der Liebe spricht sich's am übelsten davon. Wer sagt uns, daß wir fortbestehen? und wenn wir fortbestehen, daß gerade dieses Herz mit seinen Schwachheiten und Gebrechen fortbesteht? Ich zittere vor dem Gedanken, daß man mich wird bessern wollen.

M. Man wird es nicht wollen. Die ewige Weisheit wird erkennen, daß einem Frauenherzen seine ganze Schönheit geraubt wird, wenn man ihm seine Schwäche nimmt.

S. Nein, nein, das klingt zu irdisch.

M. Allerdings; aber es enthält in irdischer Ausdrucksweise einen himmlischen Trost. Die irdische Liebe wird im Vergleich zur himmlischen immer eine Schwäche bleiben; aber da die zartesten Fasern unseres Seelenlebens in dieser Schwäche wurzeln, so hieße es der höchsten Weisheit eine sehr unweise Härte zugemuthet, wenn wir annehmen wollten, sie geböte uns, plötzlich in einen völlig fremden Zustand überzugehen.

S. Hier ist es, wo ich Sie haben will, und von diesem Punkte gehe ich aus, um die Verfügungen meines Testaments zu machen. Ich vererbe kein irdisches Gut, und es ist mir gleich, ob sie in die Hand der Habsucht oder der Verschwendung fallen; ich vererbe, was ich recht eigentlich ich selbst bin, die Treue und Anhänglichkeit dieses Herzens, dieses Herzens, das im Leben so unruhige Schläge that und so selten glückliche Minuten zählte.

M. Wer wollte nicht mit Entzücken ein so schönes Erbe in Empfang nehmen!

S. Nur nicht so eilig! Da ich nun gewiß bin, sammt meiner Schwäche fortzuleben, wie Sie mich eben versichert haben, so werde ich ewig unruhig und eifersüchtig diejenigen umschweben, die ich zu Erben eingesetzt, und wehe ihnen und mir, wenn ich entdecke, daß sie mir treulos werden!

M. Wie, Sophokleia, Sie wollen also im Ernst Ihre Launen und Ihre Eifersucht mit in den Himmel nehmen?

S. Und warum sollte ich nicht?

M. Geben Sie Acht, dies wird Ihnen nicht gelingen. So weit wird die Nachsicht der ewigen Weisheit mit unserer Schwäche nicht gehen.

S. Wie, nicht so weit? Und wie weit denn? Das ist nun gerade mein Herz; diese Unruhe, diese ewige Beweglichkeit, dieser Wechsel von Qual und Entzücken ist gerade das Bewußtseyn dieses Herzens. Sie haben mir versprochen, daß ich, das heißt kein anderes Wesen für mich oder an meiner Statt fortleben soll, und nun soll ich doch mein eigenstes Empfinden aufgeben? Ist das nicht ein greller Widerspruch?

M. Sie müssen einige von Ihren Schwächen nothwendig opfern.

S. Nicht die kleinste.

M. Aber was wäre dann der Himmel? was die Ruhe der Seelen, für die die Religion zu bitten vorschreibt?

S. Das ist's eben. Das sind die furchterlichen Zweifel, die mir den Gedanken an den Tod so erschütternd machen: die unvermeidliche Wahl zwischen einer völlig bedeutungsleeren Seligkeit, oder einem ohnmächtigern, doppelt qualvollern Zustand als der hier auf Erden. Wie? Sie verstummen? Gibt's keine Theorie, kein System, das mich beruhigt? sagt die Weisheit, die Wissenschaft nichts?

M. Ich will Ihnen die Glaubenslehren der Völker angeben; ich will Ihnen die Meinungen der Weisesten über diesen dunkelsten aller dunkeln Gegenstände enthüllen.

S. Thun Sie das. Meine Aufmerksamkeit ist auf's Lebhafteste gespannt, meine Seele dürstet, das Wort der Wahrheit zu vernehmen; geben Sie es ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lazzaroni in Paris.

(Fortsetzung.)

Das Seitenstück zu dem Hundewäscher ist der Hundefinder (trouveur de chiens), welcher sich gegen eine angemessene Belohnung erbietet, verlorene und gestohlene Hunde ihren Herrn wieder zu schaffen. Diese Leute haben in der That eine seltene Geschicklichkeit und ein wunderbares Talent, nach den oberflächlichsten Signalements Hunde wieder zu erkennen und auszuspüren, wenn sie auch dieselben vorher nie gesehen haben; man mußte billig darüber erstaunen, wenn es nicht bekannt wäre, daß die Hundefinder in den meisten Fällen nur dem Kaiser zurückgeben, was sie dem Kaiser genommen haben. Dieses kleine Freibeutergeschäft ist in Paris nicht so uneinträglich, als man vielleicht glaubt. Man bedenke die Unmasse von Schoßhunden, welche die reisenden Engländerinnen mit sich führen und welche die fünfzehntausend alte Jungfern in der Hauptstadt großfüttern. Da die französische Regierung so nachlässig ist, keine Hundesteuer zu

erheben, so benutzen das die Hundefinde: und schreiben alljährlich eine solche aus, die ihnen sehr regelmäßig entrichtet wird. Ueberall, wo öffentliche Maneranschläge gemacht werden, liest man sicher eine oder mehrere Affichen, welche zehn, zwanzig, dreißig, funfzig, ja hundert Franken Belohnung dem ehrlichen Finder versprechen, der unten signa isirten Mops oder Spitz zurückbringe.

Eine andere Gattung von Menschen sind die Pariser Fremdenführer, welche ein himmelweiter Abstand von den italienischen Ciceronis trennt. Sie haben kein Patent gelöst und tragen keine Polizeimedaille in der Westentasche, sondern sind im Grunde bloße Eckensteher und Badauds; sie bilden keine organisirte, bevorrechtete Zunft, weil das Gewerbe hier nicht viel einbringt. Die meisten Fremden, welche die französische Hauptstadt besuchen, haben so viel über Paris gehört und gelesen, daß sie alle hiesigen Merkwürdigkeiten oft besser und genauer kennen, als die Sehenswürdigkeiten ihrer Vaterstadt, und sich fast mit verbundenen Augen zurechtzufinden getrauen. Es gibt daher in Paris nicht eigentlich das, was man anderwärts unter Lohnlakaien und Führern versteht, sondern diesen Dienst versehen hier unberufene Menschen, von denen Niemand weiß, wo sie herkommen, noch wo sie hingehen. Sie halten sich gewöhnlich an volkreichen Straßenecken, auf berühmten Plätzen, an belebten Durchgängen auf, wo sie sich bloß mit ihren zwei Füßen und Augen dimpfanzen und thun, als wenn sie nur so daständen und die Leute begafften. Aber trotz ihrer scheinbaren Gemüthsruhe und Gleichgültigkeit sind sie wie die Falken, welche ihren Raub nicht aus dem Gesichte lassen, wenn sie auch bloß in den Lüften zu spielen und sich am Fluge zu ergötzen scheinen. Kaum nehmen sie Jemand wahr, der durch seine Miene oder Toilette, durch ein paar große, verwundert herumguckende Augen, durch wiederholtes Stehenbleiben und Betrachten der Monumente oder Lesen der Ladeninschriften seinen Fremdencharakter verräth, so machen sie sich artig und höflich an ihn. Trifft es sich, daß jener die erste Probe solcher dienstfertigen, freundlichen Angriffe zu bestehen hat und durch Erfahrung noch nicht gewitzigt ist, so müßte es sonderbar zugehen, wenn diese schlauen Aufpasser ihm nicht ganz in der Nähe eine Merkwürdigkeit zu zeigen oder sonst etwas nachzuweisen, zu erzählen und vorzulügen hätten, wofür er seinem menschenfreundlichen Begleiter, der schon zu verstehen geben wird, wo ihn der Schuh drückt, doch wenigstens einen halben oder ganzen Franken bezahlen muß.

Eine andere eigenthümliche Menschenart sind die vielen Savoyarden, oder vielmehr Auvergnaten, die sich in Paris aufhalten und aus Nichts viel oder wenigstens etwas zu machen verstehen: die schwerste und zugleich gewöhnlichste Kunst des menschlichen Lebens, welche der Bettelmann so gut als der Thronbesitzer übt. So sehr sich diese Auvergnaten durch treues und gefälliges Benehmen die Liebe und das Zutrauen der anfäßigen Bürger zu erwerben wissen, so verhaßt sind sie meistens den Parisern, die mit ihnen in gleicher Linie stehen; diese scheiten sie nur Juden, weil sie mit ihrer Arbeitsamkeit und Sparsamkeit nicht gleichen Schritt halten können. Die Auvergnatenväter, die ehemals in Paris ihre Laufbahn glücklich beschlossen, und ihre heimathlichen kahlen Berge mit vollen Taschen wieder aufgesucht haben, schicken ihre Kinder, wenn sie sechs, sieben Jahre alt sind, nach Paris, wo sie zunächst mit einem Leierkasten und einem Murmelthier auf den Schauplatz treten und sich mit unanständlichen, unscheinbaren Handdiensten ihr kleines tägliches Brod erkaufen und erbetteln, dabei aufwachsen, und zuletzt einen schweren Koffer beimschleppen. Acht Monate des Jahrs, in denen die französische Hauptstadt mit einem sieben Zoll dicken Gassenkoth gesegnet ist, sieht man auf den Boulevards und Kais eine unzählige Schaar von Savoyardenkindern, welche aus Schornsteinfegergehülfen Straßenkehrer geworden sind. Sie segen dem Fußgänger einen trockenen Weg über die Gasse oder improvisiren ihm eine bretterne Brücke über die angeschwollenen Rinnsteine, wofür sie ein beliebiges Weg- und Bruckengeld verlangen. Un petit sou, s'il vous plait, mon bon Monsieur, rufen sie klagend oder lachend die Vorübergehenden an, welche sie oft funfzig Schritte weit verfolgen und mit den schmeichelhaftesten Ehrentiteln, wie mon capitaine, mon général u. s. w. beschenken.

Die Pariser Theater ernähren zahlreiche Individuen, die wir billig zu den hiesigen Lazzaroni rechnen können. — In dieser Liste figuriren: 1) Die Theaterzettel-Austheiler, welche man früh Morgens, wenn die meisten Bewohner der Hauptstadt noch in den Federn liegen, mit einer kleinen Leiter und Leimbutte und mit einem großmächtigen Pinsel und Pack Theaterzettel herumlaufen sieht. — 2) Die Theaterzeitungs-Verkäufer, welche Abends die Schauspielprogramme feilbieten und gute Geschäfte machen. Die verbreitetsten Theaterzeitungen sind der Vert-Vert und der Entre-acte, zwei Journalunternehmungen, die einer Aktiengesellschaft angehören und schöne Prozente abwerfen. Sie erscheinen Abends kurz vor Eröffnung des Schauspiels, in kleinerem Format als die politischen Tagesblätter, und enthalten Novelletten, Anekdoten, vermischte Aufsätze, Theaterrecensionen, Kunstkritiken, Charaden, die Rollenantheilung der Stücke, welche den Abend gegeben werden, und viele Annoncen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kriegsalterthümer.

Diese Worte im Kriegswesen, welche ursprünglich deutsch oder von uns von Alters her dem Lateinischen entlehnt und eigenthümlich gebildet waren, haben wir wieder von den Franzosen angenommen, nachdem sie dieselben ensteilt hatten. — So kommt Compagnie von deutschen Kumpe, Kumpan; ehemals sagte man Kumpanschaft. Es stammt von Kom, Kum, Hülfe. — Infanterie kommt von Jant, einem ursprünglich italischen Wort, das im Mittelalter Knecht, Trabant bedeutete. Die Fußgänger hießen damals im Norden Herfanter, „Janten mit den Büssen" (Büchsen) kommen schon 1360 in einer Lübischen Chronik vor. Geiler von Kaisersberg nennt in seiner Postille (1522) die Fußknechte Reißzeuge. — Garde kommt vom Wort Warte (custodia). Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zog ein Haufe von mehrerern tausend Mann herum, die große oder die schwarze Garde genannt. Herzog Magnus von Sachsen dingte sie gegen den Erzbischof von Bremen; sie wurden endlich von den Ditmarsern, gegen welche sie der König von Dänemark führte, erschlagen.

— Beim Wort Musketen haben wir wenigstens das Bewußtseyn verloren, daß es uns angehört. — Mußhaus war ehemals so viel als Zeughaus. Der Rath in Braunschweig hielt zwei „Mäsemeystere," deren Amt war, des Raths „Biden, Donnerbüchsen, Armbrust, Pfeile, Büchsen, Pulver u. s. w." aufzubewahren. In einer Magdeburgischen Urkunde vom Jahr 1314 kommt ein Weg vor „tzwischen syme (des Bischofs) Mosthuse und deme Dume." — Schon früher ist vermuthet worden, die Sage, als sey Bischof Hatto im Thurm im Rhein von den Mäusen gefressen worden, möge vom Namen Mäuseturm, Zeughaus, entstanden seyn. — Eben daher kommt nun wahrscheinlich Musketen, das Gewehr aus dem Zeughaus, zum Unterschied von denen, welche man sich selbst anschaffte. — Mus, Muse, Mauskar soll im Gothischen nur ein Harnisch seyn, so daß sich die Bedeutung des Worts später erweitert hätte. Bei einem Minnesänger heißt es:

Sein Swert ist wol gestissen,
Ein Musklar er trug.

— Scrimalia heißen in den lateinischen Chroniken des Mittelalters Verbecke, die man auf die Mauern der Schlösser und Städte stellte, worunter sich die Belagerten gegen die feindlichen Pfeile und Steine schützten, und worauf sie durch Schießlöcher den Feind angriffen. Sie scheinen eine deutsche oder doch von den Deutschen verbesserte Erfindung, denn das Wort kommt von unserem Schirm.

— Katzen (Catti, gatti nach der mittlern Latinität) waren im alten Kriegssystem Maschinen, in welchen mit Eisen beschlagene Mauerbrecher hingen, welche von den Soldaten gegen die Mauern geschoben wurden. Der Sturmbock selbst heißt in den Chroniken bald Bercellus, bald Berbicellus, beides von Berbix, welches Wort die Mönche aus dem lateinischen Vervex, Widder, bildeten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juli.

(Schluß.)

Volksscenen.

Wenn ich Ihnen unlängst von der täglichen Vergrößerung Wiens im Allgemeinen schrieb, so muß ich Ihnen jetzt einige Beispiele in's Besondere mittheilen. Die Regierung geht nämlich damit um, die außerhalb der Linien liegenden Gründe: Fünfhaus, Sechshaus ꝛc. in den Bereich der Stadt zu ziehen, indem sie selbe dieser einverleibt. Diese kleinen Vorstädte, die, wie ihr Namen zeigt, ursprünglich aus fünf bis sechs Häusern bestanden, sind nunmehr zu einer Bevölkerung von ungefähr 22,000 Menschen angeschwollen; meist Gewerbetreibende, Arbeiter, Fabriken ꝛc. Unter diesen Classen der Bevölkerung herrscht ein ganz eigenthümlicher Geist. Der Druckereyeiöhner in den Cattunfabriken ist ein ganz eigener Menschenschlag, der sich durch eine gewisse rohe Unabhängigkeit und stolzes Selbstgefühl auszeichnet. Es ist etwas vom Pariser Ouvrier in ihm; nur ist er viel derblicher und gutmüthiger. Ein Freund erzählte mir eine eben so drollige als charakteristische Scene, von welcher er am vergangenen Sonntag Zeuge gewesen. Durch die kothigen, vom Regen übergossenen Straßen von Sechshaus zog eine Anzahl von etwa sechzig Personen, in deren Mitte ein bräutlicher Druckerey geselle mit seiner Erwählten, der Kirche zu. Plötzlich stürzt aus einem der Häuser eine weibliche Gestalt hervor, die mit wüthenden Geberden über die arme Braut herfällt, ihr den Myrthenkranz aus den Haaren reißt, sie zerrauft und schlägt. Es ist die frühere Geliebte des Bräutigams, die er sitzen ließ. Dieser Biedermann kann aber doch unmöglich seine Braut auf dem wichtigen Wege zum Altar so leichtlin durchs prügeln lassen, er faßt also mit kräftigen Armen die einstige Geliebte und drückt ihr einige gelinde Zärtlichkeitsbeweise auf die Wangen. Einer aus dem Gefolge aber äußert seinen Unwillen darüber. Es ist wahr — sagt er — Er hätte die Braut in Ruhe lassen sollen, aber von ihm ist es himmelschreiend, die zu prügeln, die er den ungläcklichen gemacht hat. Der Eine ruft's, und schon liegen zwanzig Hände auf dem bedrängten Bräutigam, und er selbst, tüchtig durchgewalkt, auf dem Boden. Nach mannigfacher Widerstrebung richtet er sich auf, reibt sich, so gut es geht, den Koth aus dem schwarzen Frack, um den Zug fortzusetzen; aber die Braut ist verschwunden, sie ist nach Hause geeilt und hat sich dort eingeschlossen. Nun begibt sich der ganze Zug, mit dem tobigen Bräutigam an der Spitze, dahin; die Thüre wird eingestoßen, und nach einigen zärtlichen, aber festen Händen drücken entschließt sich die Braut, ihren Erwählten in die Kirche zu folgen, welcher sich endlich zum großen Gaudium der Menge, die indeß auf einige hundert Menschen angewachsen, das glückliche Paar die Segnungen des Priesters empfangt. Solche Volksscenen bietet Wien täglich, und zwar in den verschiedensten Schattirungen. Aber die Volksdichter, statt den Rathe Goethes zu folgen: „Greift nur hinein in's volle Menschenleben ꝛc." — beschwören lieber die Ghiter des Olymps und des Tartarus herbei, um ihre frauenhaften Cocondoien zu beleben; und so ist es endlich dahin gekommen, daß das Leopoldstädtertheater, ehemals der Sitz und der Repräsentant des Wiener Volkshumors, jetzt seiner wirklichen Aufgabe ganz ist. Direktor Carl, der dekannteste vor einiger Zeit dasselbe käuflich erstanden, wünscht es mit einem Male lasse von 20,000 Gulden Conventionsmünze wieder zu verkaufen. Man will dieses mit dem Gerüchte, daß Carl die Direktion des Burgtheaters übernehmen werde solle, in Einklang bringen; doch ist dies Gerücht kaum mehr als eine lächerliche Plauderei. Allerdings ist die Theatercasse im letzten Jahre stark in Verlegenheit gekommen, zumeist durch die unnützen Gastspiele und das Engagement einiger unnützen thuen Mitglieder, keineswegs aber ist daraus zu schließen, daß man dieses würdige Institut in die Hände eines Mackler's geben werde.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 23.

Mittwoch, 24. Juli 1839.

[555]

Morgenblatt
für gebildete Leser.

Zweites Vierteljahr 1839.

Das Morgenblatt, dessen Redaktion fortwährend bemüht ist, den Ruf, dessen diese Zeitschrift schon so lange in Deutschland und im Auslande genießt, zu verdienen und zu erhalten, hat im Laufe des verflossenen Vierteljahrs (April—Juni 1839), neben vielen kleinern literarischen und wissenschaftlichen Notizen folgende Artikel gegeben:

Gedichte. Die Geburt des Aesculap, von D. A. Assing. — Poesien von Justinus Kerner, J. G. Seidl, H. Stieglitz, G. Schwab, G. Pfizer, L. Seeger. — Im Lenz, der Blinde, von Emma v. Nindorf. — Die Taube, von Stölting. — Am Schillerfest zu Stuttgart von Ernst Förster. — Das tägliche Brod, von Welcker. — Dem Andenken Schillers, von W. Smets. — Kampf und Versöhnung, von L. Wihl. — Der Mönch vor Heinrichs IV. Leiche, von C. W. Müller. — Sonettenkranz, von K. Gödeke.

Erzählungen und verwandte Stoffe. Die Wachskerze, von A. v. Sternberg. — Der Saal zu Würzburg, von demselben. — Der Deutsche in Trastevere, von Franz Frhrn. Gaudy. — Des Zöllners Drangsale, von W. v. Chézy. — Die Bibliothek meiner Großtante. — Rousseaus Jugendjahre, von A. v. Sternberg.

Reisen und Länderbeschreibungen. Landschaftsbilder aus Ungarn, von Elsner. — Bilder aus Savoyen, in mehreren Briefen. — Reise- und Lebensbilder von Franz Frhrn. Gaudy. — Aus dem Leben der Deutschen in Rußland.

Aufsätze zur Kenntniß des höhern Gesellschaftslebens. Notizen über Moden in fortlaufenden Artikeln.

Aufsätze gemischten Inhalts. Der Fasching und die Fasten in Paris. — Scenen aus den Wildnissen Nordamerikas. — Fliegende Blätter des Abbé Colibri. — Briefe Wielands aus den Jahren 1752—1761. — Die Piräusstraße in Athen. — Eisenbahnen und Gastronomie. — Die Fußwaschung in der Hofburg zu Wien. — Enthüllungsfeier der Statue Schillers. — Die französischen Assisen. — Ueber die Quelle, woraus Schiller seinen Gang nach dem Eisenhammer geschöpft hat. — Ueber Geisterglauben und Geisterfurcht bei den Alten. — Physiognomie der Pariser Emeute am 12ten Mai, von J. V. — Römische Erziehung. — Die Heiligsprechung in Rom. — Literarische Grillen, von H. Hauff. — Caroline Murat, Napoleons Schwester, von Helmine v. Chézy. — Etwas von Küssen. — Aus der Sittengeschichte der Deutschen. (Zahlreiche Anekdoten). — Literarische Anekdoten. — Notizen aus der Kulturgeschichte.

Naturwissenschaftliches. Ueber Daguerres Erfindung, von Nürnberger. — Neue Beobachtungen und Erfindungen.

Fortlaufende Berichte über Literatur, Kunst-, Volks- und Gesellschaftsleben aus folgenden Orten: Baden-Baden, Berlin, Breslau, Brüssel, Dresden, Florenz, Genf, Kedongkedo auf Java, London, Mainz, Paris, Prag, Rom, Stuttgart, Triest, Turin, Wien.

Das Kunstblatt

gab in der Periode vom April—Juni 1839 **Beurtheilungen neuerschienener Kunstwerke und artistischer Schriften.** Ueber den Kunstverein für Kurhessen, von F. M. Kumpe; über Kunst und Kunstvereine, von demselben. — Paul et Virginie, par Bernardin de St. Pierre; Paris, Curmer. — Neue Malerwerke aus München, eine Auswahl von 48 neuen Gemälden vorzüglicher Künstler in München, in lithogr. Nachbildungen, von F. Hohe. — Christliches Kunststreben in der österreichischen Monarchie, herausgegeben von P. Bohmanns Erben in Prag. — — Die Metropolitan- und Stadtpfarrkirche zu Unserer lieben Frau in München. — Zehntes Glasfenster für die Maria-Hilfkirche in der Au. — Dr. Gayes kunstgeschichtliche Arbeiten. — Tableau des catacombes de Rome, par *Raoul-Rochette*. — Descrizione di Cere antica ed in particolare del monumento sepolcrale scoperto nell' anno 1836 da V. Galassi e Alessandro Regulini, dell Architetto *L. Canina*. — Handzeichnungen von Ganelli. — Roma nell' anno 1838, descritta da *A. Nibby*. — Ludwig Schwanthalers Werke, Düsseldorf. — Alterthümer und Kunstdenkmale des Hauses Hohenzollern, herausgegeben von R. v. Stillfried. — Beurtheilungen von vielen neuen Kupferstichen und **Berichte über Kunstausstellungen, Lithographien und Verkäufe von Kunstgegenständen,** aus London, Rom, Prag, Paris, Düsseldorf, München. — **Selbstständige Aufsätze.** Kunstgeschichte und Periegese. — Leistungen des Glasmalers J. J. Kellner und seiner Söhne in Nürnberg. — Die als Vereinsgeschenke von den Kunstvereinen ausgegebenen Kupferstiche, Radirungen und Lithographien. —

Das Formschneiden in unsern Tagen. — Israel von Meckenen, Goldschmidt und Kupferstecher in Boxholt, von C. Becker. — Ueber die Errichtung neuer Denkmale in Deutschland. — Alte und neue Ideen über Malerei. — Das neue spanische Museum im Louvre. — Das eherne Standbild Schillers zu Stuttgart. — Carl Friedrich Lessing (Biographie). — Pb. Friedrich Hetsch (Nekrolog). — Fortlaufende Notizen aus dem ganzen Gebiet der Kunst über neue Bauten und Kunstunternehmungen aller Art, archäologische Entdeckungen, Versteigerungen, Preisbewerbungen; Biographien verstorbener Künstler, Personalveränderungen.

Das Literaturblatt

hat im zweiten Jahresviertel über neunzig neue Schriften angezeigt und beurtheilt, vornämlich aus nachfolgenden Fächern: Lyrische Dichtkunst: Neuere Gedichte von Nicolaus Lenau, Gedichte von Eduard Mörike, Eduard Vogt, F. W. Rogge, Weibliss Reliquien ꝛc. Dramatische Dichtkunst: Platens sämmtliche Werke, Leseswitz Werke, Raimunds Werke die neuen Uebertragungen des Aristophanes von Droysen, des Sophokles von Donner, a collection of english Miracle-Plays von Marriot, Bulwers Mädchen von Lyon ꝛc. Volkssagen der Polen von Movicki, der altmark von Temme. Romane: Oliver Twist von Dickens, Absi von Josika, Romane von James, Misstres Trollope, Paulding ꝛc. Literargeschichte: Gervinus Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Nachlasse und Erinnerungen: Lebensnachrichten von B. G. Niebuhr, Fundo Erinnerungen aus seinem Leben, Gedanken der Frau Fürstin Constantia von Salm. Geschichte: v. Raumers historisches Taschenbuch, Michaels Geschichte des Kaisers Sigmund (der 2te Band), Voigts Geschichte von Preußen (der 8te Band), Torens Geschichte der spanischen Revolution, Bilau Geschichte von 1830—1838, Montanus Vorzeit von Cleve ꝛc. Politik: Deutschland und Rußland. Pauperismus: Bodz-Raymond Staatswesen und Menschenbildung, Kappler Handbuch der Literatur des Kriminalrechts, v. Wachter Geschichte des Württembergischen Privatrechts, Brewer Geschichte der französischen Gerichtsverfassung, Burdachs gerichtsärztliche Arbeiten, Sporschils Versuch eines direkten Beweises der Todesstrafe, einige Werke über den Selbstmord, über Herenprozesse ꝛc. Theologie und Kirchengeschichte: Gfrörers Urchristenthum, Bretschneiders Freiheit von Saubau, Neuchlins Geschichte von Port-Royal, Gretschels kirchliche Zustände Leipzigs im Jahr 1539. Länder- und Völkerkunde und neue Reisen: Bergbaus allgemeine Länder- und Völkerkunde, dessen Almanach für Freunde der Erdkunde, Amerikas sittliche Zustände von Julius, der Geist des Orients von Urquhart, v. Galls Reise in Schweden, Fleds wissenschaftliche Reise in Italien ꝛc. Auch einige Badeschriften.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[346] Tübingen. Bei L. Fr. Fues ist jetzt complet erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fr. Silchers Volksliedersammlung

in 6 Heften, à 48 kr. rhein. oder 12 gGr.

---

[336] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands, zu haben:

Studien

über

Lope de Vega Carpio.

Von

M. Enk.

8. Wien, 1839. In Umschl. broch. Preis 20 Gr. sächs.

Der Versuch die Freunde der dramatischen Literatur mit dem ungekanntesten, wie mit dem unzugänglichsten aller dramatischen Dichter näher bekannt zu machen, wird keiner Empfehlung bedürfen. Wir begnügen uns daher, hinzuzufügen, daß das Verzeichniß der in diesen Studien analysirten Stücke herzusetzen.

Inhalt:

1. Der Hirt von Leon. (Los donayres de Matico.) 2. Der verjagte Carlos. 3. Die Belagerung von Granada. (El cerco de St. Fe.) 4. Konig Wamba. 5. Der Student von Toledo. (La escolastica zelosa.) 6. Vergoltne Freundschaft. 7. Der Findling. (El Mayorazgo dudoso.) 8. Die Gräfin Mathilde. 9. Die Comthure von Cordova. 10. Der Kampf für die Ehre. 11. Der gute Sohn. (La obediencia laureada.) 12. Der Köhler von Plasencia. (El cuerdo en su casa.) 13. Johanna von Neapel. 14. Der Herzog von Viseo. 15. Die beste Lehrmeisterin die Zeit. 16. Der Bauer in seinem Winkel. 17. Der Großsinn von Morcan. 18. Die Judin von Toledo. 19. Die Verzeles von Murcia. 20. Haß für Liebe. (La Hermosura aborrecida). 21. Der erste Fararbo. 22. Wittw, Frau und Mädchen. 23. Die Rache der Guevara's. (El principe despenado.) 24. St Isidor von Madrid.

---

[338] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Juli 1839.

Größere Aufsätze.

Moskau. I. Plan der Stadt; Straßen; Bauart. II. Der Kremel. III. Die Marktplätze. — Die Venedig-Malamder Eisenbahn — Ein Ausflug an die Ufer der Südsee im Jahre 1829. 2ter Artikel. und 3ter Artikel: Rückreise nach Dajaca. — Die Fortsetzung des Sklavenhandels. — Die Ruinen von Ani. — Uebersicht des russischen Unterrichtswesens in den letzten fünf Jahren. — Die Neger auf Jamaica. — Sitten in Indien; Heirathsgebräuche. — Die Stellung des Zend auf den persepolitanischen Inschriften. — Degeneration der Race in England. — Das wilde Hornvieh in Cullingham-Park. — Französische wissenschaftliche Expedition nach dem Norden Europa's. — Auskratien: neuester Zustand von Neu-Südwales; neuere Verhältnisse in Vandiemens-Land. — Ueber die alte Geschichte Aegyptens. — St. Pierre und Miquelon. — Yankee-Beredsamkeit. — Briefe über Sibirien III. — Eine Scene in Sydney. — Apotheken und Volksgebräuchen in Indien. — Die heirischen Bernunderer-Mädchen in England. — Das Wurali-Gift. — Hindu-Wallfahrts-Orte: Dhamaudel. — Aphorismen aus der Völker- und Länder-Kunde: Die Indianer in Guatimala. — Ausflug von Saravaya nach Madura.

— Bemerkungen über die Bevölkerung von Lima. — Gesellschaft der Landbesitzer in Bengalen.

Chronik der Reisen.

Reise von Konstantinopel nach Angora. — Reisen in der Bretagne: die Landspitze Raz und die Insel Sein. — Erstiegung des Nevado de Toluca. — Reise nach der Quelle des Wakulla in Florida. — Besuch der Höhle von Caripe. — Baron Koss Reise nach Persien.

Kleinere Mittheilungen.

Ueber die Benennungen der architektonischen Denkmäler der Griechen. — Eiserne Gartenmöbel. — Karte zu Deasé und Simpsons Reisen. — Lotterie podophile. — Der Tazze im Semmeringe. — Die Stadt Karra Hissar. — Deutsche Mission zu Mangalor in Indien. — Amerikanische Mission in Madura. — Der Riesendamm in Irland. — Miscellen aus indischen Journalen: Junge Hunde zu Aerzten gebildet; Krönung des Kaisers von Delhi; Schatz zu Hyderabad; neue Zeitschrift: Magazine of the Indus; große Bäume am Ende des vorigen Jahres in Calcutta; Errichtung von Dampfbooten für den Indus; neue Auferstehung unter den Bhils; Monatsschrift in mahrattischer Sprache. — Nachricht von den ausgewanderten Boers. — Der jetzige Schah von Persien. — Reisepläne des Grafen von Castelnau. — Windhose. — Nachricht von dem Naturforscher Botta. — Bindenjournal. — Vorstellung slavischer Völker von der Pest. —. Wirkungen der Bewässerung in Persien. — Altes Grab zu Arras. — Altägyptische Manuscripte. — Unterseeische Vulcane in der Nähe der Insel. — Courriernachrichten. — Pflanzung von Birnenreisern auf Mispelstämme. — Maasregeln der holländisch-ostindischen Regierung gegen die fremden Missionarien. — Merkwürdiges Ausfallen der Haare. — Erdbeben in Savoyen. — Bibel in den Sächsischen Sprachen. — Missionsnachrichten aus Abyssinien. — Erscheinung einer neuen Insel in der Südsee. — Varietät des Menschengeschlechts in Indochina. — Ueber die Purpurfärbung der Phönizier. — Sitzung der geographischen Gesellschaft in London. — Bewahrung des Eisens vor Rost. — Ueber Schwimmen in den Strömen. — Mitte Kahn. — Vulcanische Erscheinung bei Valparaiso. — Krebsregen. — Die Stadt Xantbus in Kleinasien. — Fossile Haifischzähne. — Alte Hindumünzen in Ceylon. — Dürre in Neusüdwales. — Holzspäster in London. — Medicinische Bevölkerung in Toulon. — Ueber die russische Curirschrift. — Alte Thiergeschlechter in Südamerika. — Ungeheure Dampfmaschine in Cornwallis.

Inhalt des Literaturblatts.

Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit. Zweiter Artikel. — Der blinde Knabe. Von Wordsworth. — Der Aufseher der öffentlichen Bauten unter Graf J. Kapodistrias. Der Pollyxsyron. Spottgedicht von Sompos. — Der Mensch und das Geld. Von Emil Souvestre. — Die Opfer der Erfindsamkeit. Von der Gräfin von Blessington. — Ueber Chateaubriands neueste historische Werke. — St. Marc Girardin über Voltaire's Jungfrau von Orleans. — Meine Hütte. Von John Wilson. — Lelia und Medschnun. — Graf Xavier de Maistre.

[328]

Schulgrammatik

nach **Jakob Grimms** Grundsätzen.

Im Verlage der Schweigerschen Buchhandlung in Emmerthal ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neuhochdeutsche Schulgrammatik für Gymnasien und Progymnasien. Mit Rücksicht auf Sprachvergleichung bearbeitet von Karl August Julius Hoffmann, zweitem Conrector am Gymnasium in Celle. 17½ Bogen gr. 8. 18 Gr.

Neuhochdeutsche Elementargrammatik. Mit Rücksicht auf die Grundsätze der historischen Grammatik bearbeitet von demselben. 8¼ Bogen 8. 8 Gr.

Zur Herausgabe dieser Werke wurde der Verfasser, ein Schüler Jakob Grimms, durch den Herrn Ober-Schul-Rath und General-Inspector sämmtlicher gelehrten Schulen des Königreichs Hannover, Ritter Dr. Kohlrausch, veranlaßt. Kaum erschienen, sind dieselben bereits in zahlreiche Lehranstalten eingeführt.

[351] In der Unterzeichneten ist erschienen:

Rede

bei der

Vermählungs-Feier

Ihrer Königlichen Hoheiten

des Erbprinzen Wilhelm von Oranien

und der

Prinzessin Sophie von Württemberg

am 18. Juni 1839,

gehalten von

Dr. **Carl Grüneisen,**

K. W. Hofprediger und Ober-Consistorialrath.

Preis 12 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[288] **Stuttgart.** In **C. Schweizerbarts** Verlagshandlung ist nachstehendes interessante Werk erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt worden:

Nachträge

zu

Schillers sämmtlichen Werken.

Gesammelt und herausgegeben

von

Eduard Boas.

Zwei Bände. Mit einem Stahlstiche.

Format wie die zwölfbändige Taschenausgabe.

Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Wo ist in Deutschland der Palast, das Haus oder die Hütte, in der man Schillers sämmtliche Werke nicht findet? Sie sind die modernen Penaten geworden, zu denen man sich wendet im Augenblicke der Lust oder der Trauer: denn so wie Schiller ist niemals, vor oder nach ihm, ein deutscher Dichter in Blut und Leben des ganzen Volkes eingedrungen.

Aber jene sämmtlichen Werke, wie der Titel sie nennt, sind nicht sämmtliche; es fehlt gar Vieles darin, was der reiche und große Geist gedacht und geschaffen hat. Sollten diese Reliquien im Staube der Bibliotheken vermodern? Niemand wird Dieß wünschen, dem unser Dichter einmal in den Werken theuer geworden ist, welche den Titel Gesammtausgabe führen. —

Erst vor wenigen Wochen hat unsere Verehrung dem Dichter der Nation den letzten äußeren Tribut entrichtet, den die Dankbarkeit der Nachwelt zu bringen im Stande ist; dieselbe Verehrung will, daß nun auch Das zum völligen Abschluß gebracht werde,

was seit einem halben Jahrhundert ihr entzückender Gegenstand ist, und bleiben wird, so lange deutsche Laute im Vaterlande tönen und edle Herzen für das Hohe und Ideale erglühen werden.

Wie wenige andere Dichter ist uns Schiller auch persönlich lieb und theuer geworden. Mit steigendem Interesse sah ihn Deutschland raschen Laufes die Sonnenhöhe seines Ruhmes erklimmen, mit Liebe hat es den Genius des Dichters durch alle Stadien seiner Entwicklung begleitet: nirgends aber treten uns diese Fortschritte seiner Geistesentwicklung und seines Geschmacks, die Läuterung, besonders in den poetischen Formen, kurz das ganze künstlerische Streben Schillers, anschaulicher entgegen, als in den gegenwärtigen Nachträgen, welche, als eine durch jahrelanges, eifriges Bemühen gewonnene Nachlese, eine reiche, zwei starke Bände oder 68 Druckbogen umfassende Ausbeute den bisherigen Ausgaben beifügen, und diese, wie wir überzeugt sind, nun vollständig machen.

Die Verlagshandlung glaubt den Werth dieser „Nachträge" zu erhöhen durch ein Bild von Schiller, daß sie nach einer wenig bekannten Zeichnung in Stahl stechen ließ, die von F. Jagemann an Schillers Todestage entworfen worden, und die uns dessen edle Züge aufs Treueste wieder gibt.

Um auch den Besitzern der

Octav-Ausgabe

zu genügen, veranstalten wir davon ebenfalls eine solche, nur bitten wir die verehrlichen Subscribenten, uns vermittelst ihrer respektiven Buchhandlungen recht bald die Bestellung zukommen zu lassen, damit in der Zusendung dann keine Versparung für sie entstehe.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[349] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenzblatt

des

königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XV. Jahrgang 1839.

Erster Band. Erstes Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Ueber die Anwendung des Gewichts bei dem Fruchthandel. 2) Beitrag zu des Herrn Cameralverwalters Walcher in Gmünd Abhandlung: Ueber die Benützung des weißen Kornwurms im Correspondenzblatt 1836. — II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. 1) Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. a) Landwirthschaftliche Berichte. Oeffnungen. b) Verhandlungen des Bezirksvereins von Leonberg. c) Belohnung wegen Bienenzucht. d) Unterstützung. e) Hohenheim. Personalveränderungen. f) Beiträge zur Bibliothek. g) Beiträge zu den Sammlungen. h) Der patentirte Bauer'sche Brodbackofen. 2) Bekanntmachung erloschener Patente. — III. Beiträge zur Vaterlandskunde. Vergnostisches Verzeichniß sämmtlicher Petrefakte Würtembergs, mit Citaten ihrer Abbildungen und Fundorte. — IV. Auszüge und Notizen. 1) Ueber den Einfluß, welchen die Erden auf den Vegetationsprozeß ausüben. 2) Ueber die Verschiedenheit des Zellgewebes des Apfels und der Birne, und die Entstehung der holzigen oder steinartigen Knoten in der letzteren. 3) Ueber die Dammerdebildung. 4) Um Mehl vor Verderbniß zu bewahren. 5) Ueber die Fabrikation der Stearinsäurekerzen. 6) Arsenikhaltige Lichter. 7) Ueber die der Landwirthschaft schädlichen Insekten. 8) Ueber ein Insekt, welches den Weinstock in der Gegend von Argenteuil beschädigte. — V. Literatur. 1) Kurze praktische Anleitung über Torf, dessen Entstehen, Gewinnen und Verbrauchen. Von Heinrich Döbla. Rathsund Accessisten bei der K. Regierung des Oberdonaukreises, Kammer der Finanzen. 2) Dr. F. A. Wiegmann sen., Prof. in Braunschweig, über die Entstehung, Bildung und das Wesen des Torfs, eine von der K. Akademie der Wissenschaften in Berlin des Preises für würdig erkannte Preisschrift. Nebst einem Anhang über Entstehung und die Bestandtheile der Raseneisensteine und des erdigen Eisenblau. 5) Skizzirte Uebersicht des gegenwärtigen Standes und der Leistungen von Böhmens Gewerbs- und Fabrikindustrie in ihren vorzüglichsten Zweigen. Ein Versuch von K. J. Preuß. Chemiker für Druck- und Färbekunst zu Prag ꝛc. — Meteorologische Tabellen aus Stuttgart 1839. Tab. I und II. Januar und Februar.

---

[315] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Richelieu,

oder

die Verschwörung,

Trauerspiel in fünf Akten,

von

Sir E. L. Bulwer,

Verfasser des Pelham, Eugen Aram, das Mädchen von Lyon ꝛc. ꝛc.

Aus dem Englischen nach der achten Auflage übersetzt

von

Dr. Ludwig Braunfels.

Auch unter dem Titel:

E. L. Bulwers sämmtliche Werke.

36r Band.

8. geh. Preis 20 Gr., 25 Sgr. oder 1 fl. 30 kr.

Der große Succeß, den die Dame von Lyon bei der Lektüre, wie auf der Bühne gefunden, hat das vielseitige Talent Bulwer's aufs Neue glänzend bewährt. Richelieu hat in England allgemein noch größere Anerkennung gefunden, wie die ungewöhnliche Anzahl von Auflagen beweist, und wird in dieser trefflichen Uebertragung auch von dem Deutschen Publikum nicht geringer gewürdigt werden.

---

[322] Bei Gerhard Fleischer in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. C. G. Carus,

System der Physiologie.

2ter Theil. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Dr. H. Häser,

historisch-pathologische Untersuchungen.

Als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten.

1ster Theil. gr. 8. 2 Thlr.

Dr. Karl Snell,

philosophische Betrachtungen der Natur.

8. 18 Gr.

№ 177.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 25. Juli 1839.

Die Leute schreien wie besessen.
Es gilt um's Abendessen.
Goethe.

Die Lazzaroni in Paris.

(Fortsetzung.)

Die Marktschreier und Pillendoktoren lassen ihre Anzeigen vorzugsweise in die Theaterzeitungen einrücken, und spekuliren ganz richtig: denn in den Zwischenakten und in der Zeit, wo man hier Queue stehen muß, greift man zu Allem, was die Langeweile abkürzt, und die gewöhnlichsten Aushelfer sind dann diese kleinen Journale, deren flüchtigen Inhalt man oft zweimal von einem Ende bis zum andern durchliest, ohne eine einzige Zeile von den Annoncen zu überschlagen. Jede Nummer kostet funfzehn Centimes, was eine hubsche Summe jeden Abend ausmacht, da mehr als zwanzig Theater spielen; und überall werden Vert-vert und Entre-acte ausgeschrieen und fleißig gekauft. Im Schweif vor der Kasse, im Parterre, sogar im Paradiese haben die Meisten ein Journal in Händen, und auf den Galerien- und Logengeländern sieht man so viele Zeitungen ausgebreitet, daß man meint, man sey im Auditorium eines deutschen Professors, wo Jeder seine Hefte zum Nachschreiben vor sich hingelegt. Vorigen Winter hat sich neben Vert-vert und Entre-acte eine Konkurrenz aufgethan, welche das Exemplar ihrer Theaterzeitung um funf Centimes verkaufen läßt. Das Blatt ist L'Eclair betitelt und wird seine beiden Vorgänger wahrscheinlich zwingen, ihre Preise herabzusetzen, wenn es Kapital genug hat, um seine Konkurrenz ein Jahr lang durchsetzen zu können. In den Zwischenakten hört man die Journalverkäufer nicht bloß Zeitungen und Theaterprogramme, sondern auch die Biographien berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen, die Stücke, welche zunächst aufgeführt werden, Sammlungen von Vaudevillesarien u. s. w. ausbieten; jeder Artikel kostet nur einige Sous und findet viele Liebhaber. — 3) Die Platzspekulanten, Leute, die sich funf, sechs Stunden vor Eröffnung der Kasse in den Schranken aufstellen, zwischen denen die Queue sich bilden muß, und ihre Plätze an diejenigen verkaufen, welche sich verspätet oder keine Lust haben, sich drei Stunden im Schweif zu langweilen. Die Forderungen dieser Platzhändler hängen davon ab, ob eine erste Vorstellung ist oder nicht; darnach setzen sie ihre Preise herab oder hinauf. Vor den kleinen Theatern bekommt man leicht einen Platz in den vordern Reihen der Queue um 20 oder 25 Sous; an der grosen Oper und bei den Bouffes muß man schon das Doppelte und Dreifache zahlen, für welches Geld man in Berlin zweimal, in München viermal in's Schauspiel gehen kann, und wofür man in Paris bloß einen Platz nicht weit von der Kasse erhält, wovon man nicht ohne Unbequemlichkeiten Besitz nehmen kann.

Die Bedingungen des Kaufkontrakts werden nämlich durch die Schranken hindurch verhandelt, und ist man einig geworden, so muß man erst noch über die Barrièren hinüber klettern, um an seinen Platz zu kommen, wobei man ohnfehlbar ein neues Bein leid sprengt oder einen Rockschoß verliert, während die Umstehenden lachen und murren. Jedoch läßt sich das Pariser Publikum diesen Platzhandel geduldig gefallen und betrachtet ihn als einen durch Sitte und Zeit geheiligten Erwerbszweig, dessen Ausübung selbst von der Polizei geduldet wird, weil diejenigen, welche er zunächst beeinträchtigt und belästigt, keine Beschwerde darüber laut werden lassen. — 4) Die Contremarkenhändler, welche Theate.billets anbieten, moins chers qu'aux bureaux, wie die stehende Formel lautet, womit sie den Vorübergehenden entgegentreten. Diese Industrie, welche zehn oder zwölf polizeiliche Verordnungen jedes Jahr auszurotten versucht haben, blüht nach wie vor an den Ausgangsthüren und in der nächsten Umgebung der Theater. Sie ist einmal festgewurzelt und namentlich mit einer andern Spekulation verzweigt, welche die Obrigkeit zunächst verbieten sollte, wenn sie einigermaßen konsequent handeln will. Es besteht nämlich in Paris eine Spezial- und Centralverwaltung, die alle Billette ankauft, welche die Buhnenbichter bei jeder Vorstellung ihrer Stücke ausgeben und verkaufen lassen dürfen. Diese Unternehmung, welche jene sogenannten billets d'auteur um die Hälfte des Preises an sich bringt, vertheilt sie täglich an eine Menge subalterner Agenten, welche sie Abends an den Mann zu bringen suchen und dafür einen gewissen Rabatt erhalten. Diese Contremarkenhändler, welche sich durch halbelegante Kleidung und höfliches Betragen auszeichnen, können das Publikum nicht mit falschen Billetten betrügen; sie erbieten sich daher, dem Käufer das Coupon ohne Weiteres anzuvertrauen, und fordern erst dann die ausgehandelte Bezahlung, wenn er seinen Platz inne hat. Allein es gibt unter den Contremarkenhändlern viele falsche Brüder, welche falsche Billette feilbieten und gegen deren aufdringliche Ueberredungskünste wir immer auf unserer Hut seyn müssen, damit wir uns nicht zwei rothe oder weiße Papierstreifen aufschwatzen lassen, welche unsere Ehrlichkeit in den Augen der Theatercontroleurs compromittiren oder uns gar in eine noch schlimmere Lage bringen können.

Die Pariser Polizei läßt ebenfalls viele arme Lazzaroni ein Stück Brod verdienen: ich spreche nicht von denen, welche im Stillen Notizen sammeln und dafür eine kleine Belohnung erhalten, noch von denen, welche eine geheime Mission zu erfüllen beauftragt sind; ich rede von allen denen, welche ihr Gewerbe auf allen Gassen und Plätzen mit heiserer Braunweinstimme ausschreien. Ich meine die offiziellen Ausrufer, welche Beschreibungen von Monumenten, Mordgeschichten, Selbstentleibungsfällen, Thronreden ꝛc. in den Straßen herumtragen. Noch unlängst ertönte es in allen Revieren der Hauptstadt: Voici le superbe discours du Roi, prononcé à la chambre des députés, en faveur du peuple frrrrrrançais! le voilà pour un sou! Am Triumphbogen der Barrière de l'Etoile schrieen Männer und Weiber den ganzen Tag über: La seule et véritable description de l'arc de Triomphe, avec les noms des généraux et des victoires qu'ils ont remportées en faveur du peuple frrrrrançais. Auf dem Platz de la Concorde rufen Andere: La seule et véritable description de l'Obélisque de Luxor aus, und in der nahen Rivolistraße bietet man uns ein Löschblatt, worauf die nahre, authentische Geschichte von der gewaltsamen Ermordung der armen Frau in der Rue du Temple zu lesen steht. Am zahlreichsten ist die Classe der Verbrechenausrufer, welche übrigens gute, ehrliche Menschen sind, obschon sie ihr Leben in einer Atmosphäre von Schändlichkeiten jeder Art zubringen und Morgens vielleicht von dem Gewinnste eines Selbstmords frühstücken und Abends von dem am Tage vorgefallenen Raubmorde zu Mittag essen.

(Fortsetzung folgt.)

Gespräche einer Sommernacht.

(Fortsetzung.)

Manor. Werden diese unfruchtbaren Theorien, mit denen ihre Schöpfer selbst sich nicht ganz beruhigten, etwas nutzen? Die Unsterblichkeitsidee ist in der Wiege des Elends großgezogen. Der Mangel des irdischen Paradieses hat auf das himmliche verwiesen. Nur große Seelen vermögen im Genusse an die Ewigkeit zu denken; der Anhänger des Epikur geht aus dem Leben, wie man von einer vollen Tafel sich gesättigt erhebt. Er wirft den Pokal von sich, nachdem er ihn bis auf die Neige geleert. Im Orient wurde die Unsterblichkeitsidee unter dem heißen Strahl eines qualvollen Lichts, bei einem Volke, das durch Laster und Despotie niedergedrückt wurde, zuerst gepflegt. Die Pyramiden Egyptens sind die zum Himmel gestreckten Hände eines unglücklichen, jammervollen Volks. Hier war es, wo, eine dustere Geheimlehre, zuerst die kolossale Idee von der Unsterblichkeit eines Atoms, wie der Mensch, von den Priestern gepflegt und den kommenden Zeiten überaus wichtig wurde. Pythagoras verpflanzte viele altegyptische Lehren in sein heiteres Vaterland; aber hier, wo der irdische Genuß schon reichlicher wucherte, gedieh die Lehre vom Jenseits Anfangs

nur spärlich. Die Poesie, diese schöne Sinnlichkeit, mischte sich sogleich hinein und raubte der Philosophie ihre Herbigkeit, aber zugleich der Idee ihre düstere Heiligkeit, dem Glauben die mysteriöse Innigkeit. Diogenes Laertius versichert, Thales habe zuerst die Seele für unsterblich gehalten; aber untersuchen wir genauer, was er unsterblich nannte, so können wir uns schwerlich bei dieser Art von Fortdauer unserer Seele beruhigen. Mehr oder minder war es immer nur ein Zurückkehren des lebendigen Funkens in die Allonne. Aber hatte der Funke dann wohl Bewußtseyn? war nicht alles Individuelle dabei im Tode ausgelöscht? und dieser Funke konnte dann eben so gut Sophokleia als Messalina gewesen seyn. Thales, der den Ursprung aller Dinge in das Element des Wassers setzte, gibt uns auch eine wässerige Seele, und diese muß nothwendig verdunsten. Andere Philosophen erklärten die Seele für einen feurigen Stoff und hielten daher den Tod im Wasser für den gefährlichsten, weil alsdann die Seele in Gefahr kam, ausgelöscht zu werden, wie man ein Nachtlicht auslöscht. Die Aegypter, die die Metempsychose annahmen, glaubten, daß eine Seele vom Menschen in die Thierwelt und durch alle Reiche der Natur hindurch gehen müsse, bis sie nach einem Zeitraum von dreitausend Jahren wieder in menschliche Hülle komme. Welch eine beschwerliche und zwecklose Wanderung! Denn was nützt es uns, nachdem wir die Erfahrungen eines Engels gemacht haben, die Regungen eines Insekts oder eines Wurms zu empfinden? Der göttliche Plato, der am deutlichsten die Idee der Unsterblichkeit aussprach, hielt dennoch nur die Seele für ein Wesentheil der Gottheit und ließ es dieser wieder zufallen. Aristoteles läßt es zweifelhaft, ob er an die Fortdauer glaubte, indem er die göttliche Providenz leugnet und einen Unterschied zwischen der Seele des Individuums und einem allgemeinen Weltverstande macht, den er für unsterblich erklärt. Die Stoiker hielten die Seele von langer Dauer, aber nicht für ewig; sie nannten sie eine Substanz, die aus subtiler Luft und verfeinertem Feuer zusammengesetzt, also materiell, daher vergänglich sey. Epicur behauptete, die Seele bestände aus lauter kleinen Körperchen, die viel subtiler als der Nebel und die Feuchtigkeit seyen und noch weit theilbarer als der Rauch; sie würden mit dem Menschen erzeugt, wüchsen mit ihm, erkrankten und stürben mit ihm.

Sophokleia. Mein Gott! das haben die Weisesten der Griechen gesagt? Keinen haltbareren Trost fanden sie in der Tiefe ihrer philosophischen Anschauungen?

M. Hören Sie, was die Römer sagen. Dieses Volk, im ganzen kriegerisch und materiell, hatte dennoch Anschauungen, die schon etwas von der Tiefe und Gemüthlichkeit der germanischen Mystik an sich tragen. Cicero hielt die Seele für unsterblich, denn er erklärte sie für ein Ganzes, das nicht getheilt werden, folglich auch nicht untergehen könne. Hierin liegt, meiner Ansicht nach, eine große Lehre und ein mächtiger Trost.

S. Hat die christliche Lehre diese Ansicht adoptirt?

M. Sie hat es, allein wiederum auf ihre eigene Weise. Christus sagt zum Missethäter am Kreuze neben sich: „Heute wirst du mit mir im Paradiese seyn.“ Mit diesen Worten war das neue christliche Paradies erbaut, mit diesen Worten die ganze Mythologie des Mittelalters geschaffen. Aus diesem Worte quellen die Myriaden Engel und Teufel, mit denen unsere Dichter spielen und die unsere Gläubige verehren und fürchten. Die Hebräer, als sie noch als freigenießende und gebietende Herren jene schönen Gegenden Asiens bewohnten, dachten wie alle glücklichen Völker sehr wenig an's Jenseits; erst mit ihrer Gefangenschaft und dem beschwerlichen Zug durch Wüsten richteten sie sich ihren Himmel ein und gründeten eine Unsterblichkeitslehre, die aber dürftig ausfiel. Es war weder die Poesie noch das System der Griechen darin. Die Strafen der Verbrecher waren peinvoll, aber nicht erhaben, die Ergötzlichkeiten der Frommen kleinlich und mitunter gemein. Dennoch nehmen sie Zwischenzustände der Verdammniß an, und Samuels Geist, der auf Beschwörungen erscheint, weilt in einem solchen Zwischenzustande. Die Frommen saßen in Abrahams Schoß. — Erst das spätere Mönchthum bildete die Hölle aus und bevölkerte sie auf eine so Entsetzen erregende Weise, wie Dante sie uns beschreibt. Sechs Jahrhunderte glaubten an diese gräßlichen Schreckbilder und ganze Generationen quälte buchstäblich die entsetzlichste Furcht zu Tode. Der Ascetik des Mittelalters haben wir die grausenvollen und markerschütternden Gemälde des Todes, der Verwesung, der höllischen Qualen, der ewigen Unruhe nach dem Tode und der grenzenlosen Pein der Verdammten zuzuschreiben. Man stützte sich hiebei auf die Autorität der Bibel, und es ist wahr, sie gebraucht Bilder, die, wenn wir sie als baare Prophezeihungen nehmen wollten, das Blut in unsern Adern erstarren machen müßten. Hier muß die heitere Philosophie der Griechen uns zu Hülfe kommen. Sie muß dem Tode und der Marter ein Gegengewicht anhängen, indem sie das Leben und dessen Genusse kennen lehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kriegsalterthümer.

Radewich im Leben Kaiser Friedrichs I. berichtet, die Deutschen beobachten noch immer die altrömische Weise, daß sie sich in feindlichem Lande täglich und sogleich mit einem befestigten Lager schirmten. Die Lager werden

nicht unordentlich und am nächsten dessen Ort, sondern wo möglich auf ebenem Boden geschlagen. Die Gestalt des Lagers sey gewöhnlich kreisförmig oder viereckig. In letzterem Fall bilden die Zelte und Buden der Schmiede, Handwerker und Marketender, welche dem Heere folgten, eine Art Vorstadt, hingegen eine Art Mauer außer dem Lager, wenn dieses kreisförmig sey. Innen sey das Lager sonstlich abgetheilt, habe Straßen und Thore, breit genug zum Eingang der Lasthiere und sonstigen Einrücken der Soldaten. In der Mitte sey des Heerführers Zelt, wie ein Tempel, unweit die der Hauptleute. So war Friedrichs Lager auf den Bonnalwischen Gefilden.

— Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert waren Wagenburgen eine Hauptsache in der Kriegskunst. In Friedenszeiten dienten selbst die Reichsstädte gleichfalls Maßnehmerd damit. Das Verhältniß und die Ausrüstung der Wagen ersieht man aus folgenden Stellen. In einem wirtembergischen Bundesabschied von 1488 heißt es: „jeder Tail soll allwegen auf hundert Pfärd zehen Wägen und uff hundert Fußknecht drei Wägen haben, die sullen gerüst sin mit Howen, Schuffeln und Kettinen an den Wägen und Hauten büchsen, als zu einer Wagenburg gehört. — Item an der Wagenburg muß man haben zu Beschließung der Thor zu jeden Thor zween Wägen, die mit Büchsen gerüst sind, als dann gehört; derselben Wägen sollen acht sin.“ — Also hatte die Wagenburg vier Thore. — In der Fehde zwischen Pfalz und Wirtemberg im Jahr 1504 war das letztere Heer 50.000 Mann stark; die Wagenburg, welche dasselbe schirmte, bestand aus 2073 Wagen, und war umgeben mit einem Zaun und mit mancher „büchsen Bastey“ versehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

Rietschels Reliefs zur Leipziger Aula.

Bei der unglaublichen Menge von Thorheiten, Frevelu und offenbaren Rückschritten unserer Zeit, wodurch man zu dem unglücklichen Irrthume verleitet werden könnte, an der Perfectibilität des Menschengeschlechts ganz zu verzweifeln, ist es aufmunternd, auf Beweise eines ganz unwiderlegbaren, geistigen Vorwärtsschreitens zu hoffen. Ein solches drängt sich unserm Auge in der bildenden Kunst fortdauernd von Neuem auf. Allenthalben entwickeln sich ihre seit langer Zeit, wenigstens scheinbar, in Stillstand geratenen Kräfte zur Fortsetzung der Wunder, welche noch jetzt, namentlich aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert herüberstralen. Die vor Kurzem ausgestellten Reliefs für die Aula des neuen Universitätsgebäudes zu Leipzig, von Rietschel, werden gewiß als die tödtlichste Zier derselben geachtet werden. Der Zweck dabei war, die gesammte Kulturgeschichte der Menschheit in zwölf biblische Darstellungen aufzunehmen. Die Schwierigkeit der Auffindung der prägnantesten Momente war gewiß so groß als die Kunst, die aufgefunddenen in die zweckmäßigsten und ansprechendsten Formen zu kleiden. Kenner und Freunde stimmen überein, daß der wackere Künstler diese schwere Aufgaben auf das Befriedigendste zu lösen verstanden. — Schon das erste, der vorgeschichtlichen Zeit entlehnte Bild enthüllt die Absicht des Künstlers auf das Klarste und Vollkommenste. Es umfaßt zwei Gruppen: neben der durch einen Greis auf die Wunder des Sternenhimmels hingewiesenen, ist eine andere, mit Landbau und Viehzucht beschäftigte Gruppe dargestellt. Ein letzterer angehöriger, zwischen beide Gruppen gelagerter, junger Hirte fühlt sich sichtbar von den trostreichen Deutungen jenes Greises angezogen. — Die sieben Repräsentanten der Staatsverfassung Roms auf dem vierten Relief empfangen im Senate den Siegesbericht des heimgekehrten Feldherrn mit einer Würde, die ihren Sinn und Geist in höchster Vollendung darthut. Die so ganz gediegene Natur in diesen Volksvertretern, mochte wohl Ursache seyn, daß ihnen gegenüber, der Kriegsheld etwas theatralisch erscheinen wollte. Rafael, auf dem zehnten Relief, nach einer mit dem Kinde vor ihm sitzenden Mutter blickend, um ein zur Madonna verklärtes Ideal derselben zu entwerfen, ist eine sinn- und ausdrucksvolle Gestalt, wie Michel-Angelo, dessen Phantasie so oben das schwere Räthsel der Gestaltung der Gottheit ergründen zu wollen scheint. Der Gegenstand des zwölften Reliefs ist das Staatsoberhaupt auf dem Throne, ihm zur Rechten die einander die Hand reichenden Vorsteher der beiden hauptsächlichen christlichen Confessionen und zur Linken die, gleiche Einigkeit darthuenden Stellvertreter der verschiedenen Volksclassen: „die Herstellung gegenseitiger Rechte.“ — Hiegegen wendeten Einige ein, daß in allen diesem vorangehenden Reliefs ein ähnlicher fortlaufender Cyclus der allgemeinen Bildung wahrzunehmen, dieser Schluß daher zu speciell, auch wohl gar kein eigentlicher Schluß sey. Daß die also getadelte Darstellung an charakteristischem Inhalte ihre Vorgängerinnen unmöglich erreichen konnte, wird keinem, die Sache auch nur oberflächlich Uebersehenden entgehen. Die Specialität anlangend, so findet man solche vermuthlich zunächst in den Porträts von Genossen unserer Zeit, welche Rietschel zu den Personen benutzte, durch die er seine Idee anschaulich machte. Dergleichen ist jedoch ein verjährtes Recht der bildenden Kunst, auch hat es Rietschel bei den übrigen elf Reliefs wiederholt und so glücklich benutzt, daß er dafür besondern Dank verdient. Ein eigentlicher Schluß mußte übrigens dem Werke schon darum abgehen, in sofern ein festes Stehenbleiben auf dem Punkte, der die Bildung bezeichnet, mit dem geistigen Vorwärtsschreiten unvereinbar seyn würde, das ja doch so lange fortbestehen muß, bis die Menschheit den Kreis erfüllte, den sie zu ihrer Vervollkommnung zu durchlaufen hat. — Unter den aufgeführten persönlichen Größen wären wohl viele gerne der erhabenen Christusgestalt, auch vielleicht dem tiefsinnigen Spinoza oder andern Erscheinungen begegnet, welche für die Gestaltung der allgemeinen Kultur entscheidend wurden. Allein es galt hier hauptsächlich, die Auffassung der Idee des Ganzen möglichst ins Auge zu fassen, und zugleich die verschiedenen Epochen so kräftig und einleuchtend, als es geschehen ist, weder zu bezeichnen. In Erwägung dieser Umstände, war der Künstler bei seinem Werke gewiß überhaupt genöthigt, mancher Zuthat und Ausschmückung schwerlich zu entsagen, die sein reicher Genius ihm an die Hand geben wollte. Auch in Hinsicht auf Charakteristik, Sehnheit, Mannigfaltigkeit der Formen, Gruppirung und Anordnung der einzelnen Darstellungen spricht sich eine Vollendung aus, die der so sinnreichen als genialen Schöpfung einen hohen Rang im Gebiete moderner Skulptur zuerkennen und bewahren wird. Der besonders auch durch sein schätzbares Werk über die hiesige Gemäldegalerie rühmlich bekannte Hauff singt gebt, dem Vernehmen nach, mit Lithographirung dieser Reliefs um.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 178.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 26. Juli 1839.

Ay - but to die, and go, and know not where —
It is too horrible!

Shakespeare.

Gespräche einer Sommernacht.

(Fortsetzung.)

Sophokleia. Aber sind diese Genüsse nicht gerade eben so viele Abwege von der Straße des Rechts oder der Tugend?

Manor. Nein, Sophokleia. Der Genuß kann nur dann verderblich für uns wie für Andere werden wenn wir das gehörige Maß, mit andern Worten die Herrschaft über uns selbst verloren haben. Es gibt Entbehrungen und sogenannte Tugenden, die das Verderben der Gesellschaft herbeigeführt haben. So jene grausamen Strafen, mit denen man im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert alle Abweichungen vom Pfade einer naturwidrigen Ascetik peinigte.

S. Aber wenn ich Ihnen nun sage, Manor, daß ich an die Hölle noch immer glaube, immer glauben werde?

M. Sie sind Protestantin?

S. Ja, aber warum sollte ich deßhalb nicht daran glauben? In England, wenn auch nicht bei uns, ist es Gewissenssache, an das Daseyn des Teufels zu glauben.

M. Allerdings, als an den Geist der Lüge, der Inkonsequenz, als eine Allegorie —

S. Nichts von Allegorie; nein, dieser entsetzliche Fürst der Lüge, er lebt; er wandelt unter uns herum, er nimmt alle Gestalten an, aber unter jeder Larve bleibt er immerdar Teufel, jenes dunkle Schattenbild, das sich zwischen Gott und unsere Seele schiebt.

M. Nun wahrlich, wenn das Ihr Glaube ist, muß ich Ihnen zurufen, was jenes Mädchen, das man in den Straßen von Arzrandrien, in der einen Hand mit einer Fackel, in der andern mit einer Wasserschale herumirren sah, den Bewohnern zurief: „So will ich denn mit dieser Fackel den Himmel verbrennen und mit diesem Wasser die Hölle löschen, damit Niemand mehr aus Eigennutz der Tugend huldige."

S. Bei mir, ich gestehe es Ihnen offen, ist die Tugend immer das Ergebniß einer Laune. Ich habe nie sittliche Vorbilder vor Augen, und darum mißglückt mir nichts so leicht, als sogenannte tugendhafte Handlungen. Immerdar habe ich die Leute bewundert, die Profession von der Rechtlichkeit machen; ich wü de mich in tausend Verirrungen stürzen, wenn ich planmäßig handeln wollte, und nur die Furcht hält mich von manchen Dingen zurück.

M. Die Furcht? und vor was?

S. Nun eben vor dem Zustand nach dem Tode.

M. Und wie malen Sie sich die en aus?

S. O ganz entsetzlich! Wenn ich nur daran denke, erstarrt mir das Herz im Busen und ich bin einer Ohnmacht nahe.

M. Theilen Sie mir doch etwas mit von diesen grausigen Bildern.

S. Ich will es thun, aber ist Ihre Stimmung auch darnach, mich ruhig anzuhören?

M. Gewiß, und was sollte uns auch hier stören?

S. Nun, so vernehmen Sie erst ein Begebniß aus meiner frühesten Jugend. Ich verlor eine Gespielin, die gleiches Alters mit mir war. Sie starb an einer äußerst schmerzhaften Krankheit, die Züge der Todten waren daher verzerrt; ich sah sie mit Entsetzen. Eine halbe Stunde darauf, als ich wieder zu dem geliebten Körper zurückkehrte, bemerkte ich eine seltsame Veränderung in denselben Zügen. Es lag ein Ausdruck von unverkennbarer Ueberraschung darin. Es war, als sähe die Gestorbene mit geschlossenen Augen, es war, als fragte ihr Mund, ohne sich zu regen, es war, als streckten ihre Arme das Erstaunen auszudrücken, und dennoch lagen sie erstarrt auf der Brust. Ich blickte lange in dieses todte und doch so lebendige Antlitz, und entfernte mich schaudernd. Am andern Tage erscheine ich wieder; es waren darüber fast vierundzwanzig Stunden vergangen. Was sah ich? Wieder ein anderes Gesicht: Schrecken, tiefe, beklemmende Wehmuth in den Zügen der Geliebten, ein Gram, der nicht bedeutsamer ausgedruckt werden kann, und der mir, so wie ich ihn erblickte, einen Strom von Thränen entlockte. Ein würdiger Mann, der in unserm Hause wohnte und dem ich mittheilte, was ich erschaut, sagte die bedeutsamen Worte zu mir: „Sie hat Anfangs den Himmel geöffnet gesehen, darum das erstaunt freudige Gesicht; darauf, als noch zur Bußung bestimmt, ist ihr der Bescheid geworden, sich an einen dunkeln Ort der Qual zu begeben, deßha b jene Züge voll Gram und Bestürzung. Der Körper war noch fähig, diese Entscheidungen auszudrücken." Diese Worte machten auf mich einen bleibenden Eindruck. Ich sah immer das veränderte Todesantlitz vor mir, und meine Phantasie beschäftigte sich, auszusinnen, welche Qualen Seraphine wohl jetzt zu leiden habe. Ich nahm das wenige Geld meiner Sparbuchse, und obgleich ich mir vorgenommen hatte, dafür ein ganz neues Ballkleid zu kaufen, opferte ich es willig für die Seelenruhe des armen Kindes. Damals war ich vierzehn Jahr alt, und von dem Moment an bane ich unaufhörlich an meiner Hölle.

M. Arme Sophokleia, ist ein vorubergehendes Ereigniß Ihrer Kinderjahre, ein mißverstandenes Za tum und ein abergläubischer Mann im Stande, so bleibend auf Ihr Gemuth einzuwirken?

S. Hören Sie weiter. Mein Vater hatte einen Jugendfreund, einen muntern, jungen Mann, der die Seele der geselligen Zirkel der kleinen Verbruderung war in der eine Anzahl junger Leute auf der Universität lebte. Eine Epidemie zeigt sich im Orte, und jener Freund, der von ihr befallen wird, stirbt scheinbar. Man geht an die Beerdigung, und zwar mit einer etwas unvorsichtigen Eile, die verhindert, alle Merkmale des Todes gehörig aufzufassen. Den Abend, wenige Stunden vor der feierlichen Handlung, sitzen die Freunde beisammen, und ihr Gespräch betrifft den Abgeschiedenen. Plötzlich öffnet sich die Thur und dieser selbst steht vor ihnen. Seine Kleider sind in der Eile angelegt, er ist bleich und ein Fieberfrost schuttelt ihn. Als der allgemeine Schreck uberwunden und man uberzeugt ist, den Wiederbelebten, nicht sein Schattenbild, in die Arme zu schließen, folgen Betrachtungen und freudige Ausrufe, die bei einer Gelegenheit, wie diese, sehr natürlich sind. Aber der Erstandene geht auf keinen Scherz ein, er bleibt bleich und ernst und gibt nur einsilbige Antworten; dann verlangt er, zur Ruhe zu gehen. So wie er das Bett sieht, zittert er; er bat so tief und so grausenvoll geschlafen, daß er den Gedanken nicht ertragen kann, sich wieder dem Schlafe hinzugeben; er furchtet, es möchte ein ewiger werden. So bringt er acht Tage zu ohne Schlaf, zuletzt sogar durch kunstliche Mittel sich wach erhaltend. Nie hat man diesen Mann wieder froh gesehen, nie ein Lächeln auf seiner Lippe; nie röthete die Freude wieder diese Wange, die einmal vom Kusse des Todesengels gestreift wo.den war. Auf die ungestümen Fragen seiner Freunde antwortete er nur einmal: „Wenn ihr wußtet, was ich e.schaut, auch ihr könntet nimmermehr froh sein. Aber über meine Lippen soll kein Wörtlein kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Lazzaroni in Paris.

(Fortsetzung.)

Ein stilleres, obschon nicht minder elendes Gewerbe übt der Adressenaustheiler, der sich am Ein- und Ausgang der Passagen, in den belebtesten Straßen, auf den begangensten Brucken und ganz besonders an der Rechts- und Arzneischule im lateinischen Viertel aufhalt. Da sein Verdienst sich nach der Anzahl der ausgetheilten Zettel richtet, so wendet er alle möglichen Kunstgriffe an, seine Proceptus loszuwerden; er druckt sie den Vorubergehenden in die Hand, er schiebt sie ihnen in die Westentasche oder wirft sie in eine Falte des Mantels. — Im Sommer blubt die menschenfreundliche Industrie des Retters, der die drei heißen Monate des Jahrs an den Seinequfern lebt, um jedem unvorsichtigen Schwimmer, der sich zu weit in den Strom

gewagt, die Hülfe seiner rüstigen Arme zu bieten und sich dafür funfzehn Franken Belohnung zahlen zu lassen. — Im Winter sieht man Schlittschuhverleiher, welche längs des Kanals Saint-Martin und im Tuilerien- und Luxemburggarten ausstehen und für die Stunde dreißig Sous nehmen.

Das Verkaufen und Herumtragen des Trinkwassers auf den Straßen ist für einen großen Haufen Menschen in Paris ein nicht unbedeutender Nahrungszweig. In der freundlichen Jahreszeit steht hier unter Zelten, hinter weißgedeckten Tischen oder in Bilderbleuden eine Menge alter Weiber, die Weißbrod, Kuchen und Früchte verkaufen, mit verschiedenen Sorten Trinkwasser aus; sie haben Flaschen vor sich stehen, deren Inhalt roth, blau, gelb, grün, kurz in allen möglichen Farben schimmert. Ich glaubte Anfangs, es seyen Liqueur- und Branntweinflaschen; als Nordbeutscher schien mir dies ein sehr probates Mittel gegen Sonnenstich und Magenweh; aber ich schnitt eine schreckliche Grimasse, als mich die Erfahrung aus meinem Traume riß und ich inne wurde, daß die Flaschen, anstatt abgezogenen Kirschen-, Pflaumen- und Pomeranzenschnaps, wie ich vermuthete, nichts als gefarbtes Wasser enthielten, worin ein wenig Süßholz, Safran, oder einiger Himbeer- oder Johannisbeersaft zerlassen worden war, ohne daß das Seinewasser davon einen anziehenderen, angenehmeren Geschmack bekommen hatte. Unter dem Tische stehen gewöhnlich mehrere Kubel mit Wasser, woraus die Flaschen aufgefüllt und alsdann neu gefärbt werden. Zu diesem Färben zwingt nicht sowohl der garstige Geschmack, als die trube Lehmfarbe des Seinewassers, welche durchaus den Augen verdorben werden muß; sonst würde Niemand in Versuchung kommen, von diesem schmutzigen Wasser zu begehren. — Aber nicht bloß unter Zelten und in Nischen sieht man hier mit Trinkwasser aus; auch auf allen Marcten und Gassen wird selbiges feil geboten. Wo eine Menge Volks zusammenkäuft, auf den Kais, auf den Boulevards, in den elysäischen Feldern, bei öffentlichen Volksfesten und Truppenrevuen drängen sich die Marchands de coco (Süßholzwasser-Verkäufer) Dutzendweise durch die Massen und schreien einem die Ohren voll mit ihrem ewigen Ausruf: Qu'est-ce qui veut boire? A la fraiche! à la glace! demandez à boire! Man sieht in der That viele Leute aus dem Volk und besonders Kinderwärterinnen mit ihren kleinern Rangen, die sich von diesem lauwarmen, umgeschuttelten Wasser einen Becher voll einschenken lassen. Die Ganymede sind gewöhnlich ältliche, schwächliche Männer, die diesen nicht uneinträglichen Handel treiben, weil die Waare ihnen nichts kostet als das Holen vom Brunnen, einige Stucke Süßholz, einige Rückenschmerzen und einen frühe abgeschabten Reck. Die Süßholzwasserhändler tragen nämlich das Gefäß, worin ihr Nektar sich befindet, auf dem Rucken. Es ist gewöhnlich aus verzinntem Blech verfertigt und meistens cylinderförmig, bisweilen auch viereckig; es mag drittehalb Fuß Länge und sechs bis acht Zoll Breite haben, und sieht fast aus wie ein blinkender, oben verschlossener Köcher, dessen dünner, matter und schlaffer Inhalt schwerlich im Stande seyn mag, Liebesgluthen anzufachen. Unten aus diesem Köcher geht ein kleinerer Cylinder heraus, mehrere Zoll lang, woran zwei Hahnen zum Abzapfen befestigt sind. Sobald einer dem Süßholzwasserschreier stillsteht, so bückelt er von der Seite des Cylinders einen Becher los, schraubt dann den ersten Hahn auf, aus welchem unvermischtes Seinewasser läuft, womit er den Becher ausschwenkt, dreht darauf den zweiten Hahn um, füllt den Becher mit Süßholzwasser und reicht ihn dem durstigen Kunden, welcher diesen Göttertrank mit einem halben oder ganzen Sou bezahlt. Wenn die Hitze am größten ist, z. B. bei den Julifesten, finden sich die meisten Trinker. Nun denke man sich, daß der Köcher halb ausgeschenkt und ganz den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, die das Metall glühend machen; daß das lauwarme Wasser darin, welches nie die erquickende Kühle eines Quellwassers gehabt hat, fortwährend beim Herumtragen geschuttelt und zum Schäumen gebracht wird. Möchte man nicht lieber verschmachten, als einen solchen Trank uber die Lippen bringen?

Der Pendant zum Süßholzwasserhändler ist der Kastanienverkäufer (marchand de marrons). Alle beide sind zwei echte Pariser Typen, deren Erscheinung, wie die Ankunft der Schwalben und Kraben, regelmäßig mit dem Wechsel der Jahrszeiten übereintrifft. An dem Tage, wo man den Strohhut des Süßholzwassermanns von den Kais und Boulevards abhanden kommen sieht, kann man darauf wetten, daß die Pelzmütze des Kastanienmanns sich bei den Schenkwirthen installirt hat. Es sind sehr gelehrte und weitläuftige Abhandlungen geschrieben worden, um zu beweisen, daß die Schwalben in Sumpfen und Morästen überwintern; es wäre eine interessante naturgeschichtliche Frage, zu untersuchen, ob die Pariser Süßholzwasserhändler ihre Freundinnen, die Schwalben, mit denen sie zu gleicher Zeit hier eintreffen, so lieb haben, daß sie den nassen Winteraufenthalt mit ihnen theilen. Das Verschwinden dieser interessanten Menschenclasse, wovon man sechs Monate des Jahrs jede Spur aus den Augen verliert, dürfte schwerlich anders zu erklären seyn. Jedoch wäre es möglich, daß die Kastanien und der Süßholztrank nicht in so erbitterter Feindschaft unter einander leben, als es auf den ersten Blick den Anschein hat, und es wäre komisch genug, wenn derselbe Mensch von Eis und Feuer zugleich leite und, wie der Bediente Harpagon's, je nach den Jahreszeiten, wie der Jacke des Süßholzwassermanns mit der Jacke des Kastanienmanns

vertauschte. Diese zweite Conjektur scheint sogar mehr Wahrscheinlichkeit zu haben, als die erste.

(Schluß folgt.)

An Professor Heideloff in Nürnberg.

Des Mittelalters trästige Gestalten
Hältst du zurück mit festem Künstlerarme,
Daß der Ernn'rung Schild sie mögen halten,
Entgegen jenem frechen Neurer, schwarme.

O! staunt sie an in ihrer Kraft, die Alten,
Daß euer teutscher Sinn auf's neu' erwarme,
Und ihr besiegen mögt das finstre Walten
Der Mode, das verkehrte, geisteslarme. —

Zeit ist es, daß das teutsche Volk erkenne,
Daß eine langst ge chlagne böse Wunde
Das Vaterland im tiefsten Herzen brenne. —

O! möchten Männer sich mit die vereinen,
Daß es von seinen Schmerzen bald gesunde,
Damit wir nicht an seinem Grabe weinen.

Alexander Graf v. Würtemberg.

Korrelpondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Fortsetzung.)

Wasserheilanstalt. Todessäule. Reformationsfest.

Das Wasser spielt bekanntlich jetzt eine so große Rolle in der medicinischen Welt, wie etwa der Weingeist, als dieser vor einer Reihe von Jahren von den Brownianern gehandhabt wurde. Wollte man den blinden Verehrern dieses wohlthätigen Elements Glauben schenken, so würde die Vernichtung, womit die Homöopathie unsere Apotheken längst bedrohte, nun endlich durch dasselbe gewiß vereitelt werden. Aus dem kaum drei Stunden von Dresden entfernten Dorfe Kreischa ist nun ebenfalls ein Neus Gräfenberg geworden. Nicht nur die wahrhaft romantische Lage des Dorfs und dessen anmuthigen Spaziergänge, sondern auch die so verständige und gute, als billige Bewirthung im dortigen Gasthause hat Kreischa seit Jahren schon zur Lieblingspartie der Dresdener erhoben. Nachdem nun der Gasthausbesitzer Reißdach sich an Ort und Stelle mit der Gräfenberger Heilanstalt genau bekannt gemacht, ist wirklich in Kreischa eine gleiche Anstalt errichtet. — Auch das gewöhnliche Flußbaden hier in Dresden selbst hat in der Elbe, wiewohl, des allzugroßen Wassers wegen, erst ziemlich spät der gonnen. Zugleich sind auch so eben von dem Doktor Ruspler in dem den Sandboden des Fenandbarien Radebeulgrs durchrieselnden, seit undenklichen Zeiten hauptsächlich vom Mittelstande und der unteren Volksclasse zum Baden gebrauchten Preßnitzbach Vorrichtungen zu bequemerer Benutzung dieses klaren Wassers getroffen worden. Schon in der letzten Zeit war etwas dieser Art von einem andern Unternehmer geschehen, der Erfolg aber nicht ausreichend gewesen. Mit vollem Rechte glaubt wohl der sachkundige Doktor Ruspler hierher schon Besitzer eines concessionirten, gut eingerichteten Wannen- und Dampfbades an ein vollständiges Gelingen, da er sich bemüht, alle Hindernisse durch die Zweckmäßigkeit seiner Veranstaltungen zu beseitigen und das Priesnitzwasser von jeder den Ruf besonders heilsamer Eigenschaften behauptet hat.

Zwei kurz nacheinander eingetretene Todesfälle verdienen erwähnt zu werden, weil ihre Bedeutung weit über den hiesigen Lebenskreis der beiden Verstorbenen hinausreicht. Obschon bereits 69 Jahr alt, war der königliche Leibarzt, Hof- und Medizinalrath, Doktor Kreißig, doch noch so kräftig an Geist und Körper, daß man seinen Verlust keineswegs so nahe geglaubt hätte. Die außerordentliche Ausdehnung, womit er lange Jahre die medizinische Praxis betrieben, hatte ihm in diesem Fache das unbestreitbarste Vertrauen, und als Folge davon ein recht ansehnliches Vermögen erworben. Schon seit einer Reihe von Jahren war er des müht gewesen, seine ärztliche Thätigkeit so viel als möglich nur noch vorzüglich wichtigen Krankheitsfällen zu widmen. In solchen wurde er aber so häufig zu Rathe gezogen, daß seine nützliche Wirksamkeit nicht in Vergessenheit kommen konnte. Sein allgemein geschätztes Buch „über die Krankheiten des Herzens" sichert ihm ein dauerndes Andenken auch im entfernten Auslande. — Der zweite unersetzliche, im 66sten Jahre Verstorbene war der vormalige Oberst von Witzleben. Als Schriftsteller hatte er bekanntlich den Namen des Guts, auf dem er geboren, Tromlitz, in der Nähe von Weimar, angenommen. Mehr als Adel zeugt das fortdauernde, jährliche Erscheinen des Taschenbuchs: „Viellieben," dessen vollständiger Inhalt ganz allein von seiner Feder bestritten wurde, daß er noch immer zu den besondern Lieblingen des zunächst Unterhaltung suchenden Publikums gehörte. Obschon er seit mehreren Jahren an der Wassersucht litt, wirkte doch seine Phantasie in der ge wohnten Weise rastlos fort. Merkwürdig ist, daß er noch unmittelbar vor dem Scheiden aus der Welt, vom Sterbelager aus, seiner Gemahlin die Vorlesung einer unvollendeten Erzählung sich glaube bereits für das Taschenbuch Vielliebchen auf das Jahr 1841 bestimmt) in die Hand diktirte.

Auf die große Bedeutung des 31ten dieses Monats, des Tages, an dem im Jahre 1559 die Einführung der Reformation in Dresden erfolgte, hatten während der letzten Zeit mehrere neue Druckschriften hingedeutet. In den zwei nach jenem Jahre erschienenen Jahrhunderten konnte der stille Glanz des Tages im wilden, verworrenen Kriegslärm uns möglich zur gebührlichen Würdigung gelangen. Um so größere Aufmerksamkeit sollen daher seine dritte Wiederkehr schon an sich zu erbeuten. Dazu kam, daß erst neuerlich im Auslande die Differenz der Ansichten zweier christlichen Confessionen sinken in einem Punkte. über den beide Theile sich längst verständigt zu haben scheinen, mitunter auf wahrhaft derrührende Weise zur Sprache gebracht worden. Unter diesen Umständen hielt man es offenbar für heilige Pflicht, dem unvergeßlichen Tage eine ganz vorzügliche äußere Auszeichnung zu ertheilen. Bei dem Stande der Dinge und der wirklich schwerkirchen Einkunft, in welcher beide Bekenntnisse nun schon seit langen Jahren, wie überhaupt, so auch hinsichtlich jenes im Auslande so merkwürdig bestrittenen Punkts neben und miteinander leben, können sonar unsere, der römischen Kirche angehanten Mitbürger diese Auszeichnung schwerlich mißbilligen und noch viel weniger wir einen gehässigen Sinn unterlegen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 179.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 27. Juli 1839.

Was mir der Baum, die Welle klagen,
Dem Winde muß ich's wieder sagen:
Ich sorge wenig um das Wie —
Und dieses Muß ist Poesie.
v. Feuchtersleben.

Aus den Bergen.

Von Karl Mayer.

Wunsch.

Sausen möcht' ich, Wind, wie du
Ohne Ruh
Durch den Balsam hoher Forchen,
Schlanker Tannen, ihnen horchen;
Mit dem Wildbach möcht' ich rauschen
Oder dem geschwinden lauschen,
Hängen in der Luft ein Weib
Laut und frei,
Oder all den Waldnixtönen
Festgebannt als Hörer frohnen,
Saugend blau und grunen Schimmer;
Nicht, wie bisher, klagend immer,
Menschenklagwerk hören zu
Ohne Ruh.

Die Verschönerung.

Ihr Tannen grün, auch euer Tod,
Selbst eures Tods grausame Noth,
Der Meiler, der euch langsam brennt,
Die Mühle, deren Säg' euch trennt,
Ihr Tannen, ja noch eure Qual
Verschönt mir euer grünes Thal.

Die Tanne.

Die stolze Tann' im Binnenland
Klagt sausend, wie sie angebannt:
„O dürft' ich nah mich stellen
Des Oceanes Wellen!

Der Stimme, welche in mir saust,
Käm' Antwort ferner zugebraust;
Die Wellen, die dort schlagen,
Verständen Waldesklagen.

Der Wasser endlos Einerlei
Erschien' es unbegrenzt und frei? —
Umsonst, daß sie sich bäumten
Und Zorn gen Himmel schäumten;

Es peitschte sich heran ihr Schwall
Zu meines Schmerzes Widerhall;
Auch sie erseufzten bange,
Natur, von deinem Zwange.

Das Ufer riefe streng: Zurück!
Auch scheinbar freiem Wellenglück.
Zwang, der sie hergetrieben,
Zwang hieße sie zerstieben.

In fremdem Grame zähmte ſich
Die Sehnſucht, die bemeiſtert mich.
Drum möcht' ich mit erdröhnen,
Wo Giſch und Brandung ſtöhnen,

Wo dann unendlich fern hinaus
Mich Trauer zög' und Wogenbraus,
Wo mich noch machte zittern
Der Wellen Schmerz, der bittern."

Die Lazzaroni in Paris.

(Schluß.)

Wie dem auch ſeyn mag, in den erſten Tagen des Oktober verſchwindet der Marchand de coco vom Pariſer Pflaſter, und anſtatt ſeiner tritt der Marchand de marrons auf den Schauplatz. Seine gewöhnliche Stelle iſt an den Straßenecken, weil faſt jedes Eckhaus eine kleine Weinwirthſchaft hat, wo die Gäſte eintreten und ſtehend am Schenktiſch einen „Canon" (eine Achtelflaſche) trinken, indem ſie einige gebratene Kaſtanien dazu knuspern, die ſie beim nächſten Kaſtanienhändler holen laſſen. Das Quarteron, 25 Stück, koſtet ſechs bis acht Sous, je nach der Qualität. Sie werden in einer Siebpfanne gebraten, welche mit einem Deckel zugeſtülpt iſt und wornuter ein ſtarkes Kohlenfeuer glüht, das der Kaſtanienkaufmann jedesmal mit ſeinem Blasbalg friſch anfächt, wenn er in den neben ihm ſtehenden Sack gegriffen und eine neue Ladung in die Pfanne geworfen.

Zuletzt erwähnen wir der Kirchenbettlerin, welche in der Naturgeſchichte der geheimnißvollen Weſen in Paris kein unwichtiges Stück iſt. Man trifft ſie jeden Morgen in der erſten Meſſe ihres Sprengels, an einem Kirchenpfeiler oder unten an die Altarſtufen hingekauert, wo der Vikar ſie ſehen kann. Dort murmelt ſie mit ſcheinheiliger Zerknirſchung Gebete her, während ſie die ſchmierigen Körner ihres Roſenkranzes mit ihren knöchernen Fingern abzählt. Nach beendigter Meſſe holt ſie ſich ihren Strohſtuhl, den ſie jeden Abend in einen Winkel verſteckt, ſchleppt ihn vor die Kirchenthür und ſetzt ſich darauf. Wenn es Winter iſt, geht ſie vorher noch in die Sakriſtei und bettelt ſich einige Kohlen in ihre Feuerſkele, welche ein geborſtener Topf mit einem oder gar keinem Henkel vorſtellt. Sitzt ſie einmal feſt, ſo rückt ſie den ganzen Tag über nicht von der Stelle, einige Augenblicke um die Eſſenszeit ausgenommen, wo ſie in einige benachbarte Häuſer ſchleicht und ſich bei den Köchinnen die Tafelreſte der Herrſchaft holt. Dieſe Kirchenbettlerin iſt ſtets über fünfzig Jahre alt und von Gicht, vom Staar oder von ſonſt einer wirklichen oder eingebildeten Gebrechlichkeit heimgeſucht. Die erſten fünfzig Jahre ihres Lebens ſind ein unergründliches Geheimniß; und es iſt unmöglich, nachzuweiſen, wie ſie an den Bettelſtab gekommen, wo ihre Heimath iſt und was ſie in jungen Jahren getrieben; jedoch darf man keck die Vermuthung wagen, daß Faulheit und Müßiggang viel an ihrer gegenwärtigen Lage Schuld ſind. Uebrigens gefällt ihr dieſe prekäre Lage; die Bettelei iſt ihre Profeſſion; ſie verkauft ihren Segen und ihre Furbitten; ſie hat ihre Kunden, wie der Kaufmann, und weiß auf ein Haar, wie ſie ſich gegen Dieſen oder Jenen zu benehmen hat, daß ihre ſchmutzige ausgeſtreckte Hand nicht leer ausgehe. Wenn ſie einen Sou bekommen hat, drückt ſie ihn an die Lippen und befreuzt ſich damit, indem ſie der Mutter Maria und allen Heiligen des Paradieſes die gute, mitleidige Seele empfiehlt, welche ihr das Almoſen geſchenkt. Wer ihr nichts gibt, dem murrt ſie leiſe einige Verwunſchungen nach, welche der Himmel glücklicherweiſe nicht ſo bereitwillig in Erfüllung gehen läßt. Die Alte iſt böſartig und neidiſch. Wenn ihre Mitbettlerin ein Almoſen empfängt, ohne daß ſie etwas bekommt, ſo ergießt ſie ſich in Schmähungen und behauptet, der Sou ſey ihr zugedacht geweſen und ſie muſſe wenigſtens zwei Liards davon haben. — Es gibt in ihrem Kirchſprengel keine Betſchweſter, deren Namen, Wohnung, Familienverhältniſſe, Beichtvater und Communionszeit ſie nicht genau kennt. So wie ſie eine von dieſen fleißigen Kirchengängerinnen kommen ſieht, macht ſie eine ſo ſüße, freundliche Miene, als ſie nur immer vermag; ſie nennt die Devoten bei Namen und begleitet ihren Gruß mit einem familiären Lächeln und mit Segensrunden; ſie ſpricht dieſe frommen Frauen nie um die geringſte Gabe an, da ſie weiß, daß jede Betſchweſter einen beſtimmten Tag in der Woche hat, wo ſie Almoſen gibt. — Jede Kirchenbettlerin hat bei ihrem Pfarrer eine monatliche Penſion von dreißig Sous; ſie iſt Gevatterin der Meßnersfrau, welche die Kirchenſtuhle verleiht, und ſteht ſo intim mit ihr, daß ſie aus ihrer Doſe ſchnupft. Der Küſter und Glöckner ſind ebenfalls gut Freund mit ihr und laſſen ſich ſo weit herab, den Stadtſtandal und die Politik mit ihr durchzuſprechen; dafür beſorgt ſie manche Aufträge und holt z. B. den Herrn Vikar, der die Woche hat, wenn die letzte Oelung zu geben oder eine Taufe vorzunehmen iſt. — Taufen, Trauungen und Begräbniſſe ſind für ſie gefundene Eſſen. Trotz ihres Staars, kennt ſie doch unter Dreißigen den armen Sterblichen heraus, welchen man Pathe nennt; die weiße ſteife Halsbinde, die ſeinen Hals ſchnurt, ſeine weißen Handſchuhe, ſein ſorgfältig friſirtes Haar, ſein blauer Frack mit blanken Metallknöpfen und ſein verlegenes, albernes Ausſehen ſind charakteriſtiſche Merkmale, welche ihn der alten Bettlerin ſogleich verrathen. So wie dieſer Bedauernswürdige aus ſeiner Miethkutſche ausgeſtiegen iſt und einen Fuß in die Kirche geſetzt hat, hängt ſich die alte Hexe wie eine Klette an

seine Rockschöße und läßt ihn nicht eher aus den Klauen, bis sie beide Hände voll Liards erwischt hat, worauf sie ihre ganze Litanei von Glückwünschen für den Neugebornen herbetet, welcher über dem Taufbecken quarrt und schreit, während der Priester den bösen Geist austreibt. — Wenn man auch in Paris seine Trauung um Mitternacht feiern wollte, so würde man doch der neugierigen Gaffermenge und dem summenden Bettlerschwarm nicht entgehen. Unsere Alte wäre gewiß da; denn ihr Freund, der Küster, hatte sie zuvor benachrichtigt, und sie würde nicht ermangeln, ihre stehende Formel herzusagen: „Der liebe Gott schenke Ihnen viel Heil und Gluck und lasse Sie die Hochzeit Ihrer Kinder und Kindeskinder erleben. Mon bon Monsieur, ma bonne Dame, quelque chose aux pauvres!“ — Die Begräbnisse sind für die alte Bettlerin ebenfalls freudige und einträgliche Begebenheiten; jedoch stellt sie sich natürlich sehr betrubt und trägt ihr Gesuch mit wimmernder Stimme vor: „Mon bon Monsieur, ne m'oubliez pas! Je diral bien des prières pour les saintes âmes du purgatoire.“ — Alles dies zusammen genommen, macht, daß die Kirchenbettlerin in erträglichen Umständen lebt und nicht, wie die Straßenbettlerin, unter den Markthallen oder in den Hôtels der Cité schläft, wo man um einen Sou beherbergt; sie hat Mittel, sich in ihrem Arrondissement ein Kämmerchen zu miethen, und Abends, wenn die Kirche zugeschlossen wird, schleicht sie längs der Häuser in ihre Behausung, ohne unterwegs die Vorübergehenden anzubetteln. Bevor sie in ihre Dachstube hinaufklettert, zündet sie ihre kleine Handlaterne bei der benachbarten Höckerfrau an, welche ihr aus Barmherzigkeit das verdorbene Obst und Gemüse gibt, das sie nicht mehr los werden kann. E. C.

Gespräche einer Sommernacht.

(Fortsetzung.)

Manor. Das sind alles Erfahrungen an Andern.

Sophokleia. Wollen Sie welche, die ich selbst machte? Hier sind sie. Zwar bin ich nicht in Gefahr gekommen, lebendig beerdigt zu werden, aber ich behaupte, einen Zustand empfunden zu haben, der an Schrecknissen jenem nicht viel nachgeben wird. Sie wissen, wie vor zwei Jahren ungefähr mein Verhältniß zu Theophrast nahe daran war, völlig aufgelöst zu werden. Ich glaubte zu bemerken, daß Sabine auf ihn einen mächtigen Eindruck gemacht, und in der grenzenlosen Furcht, sein Herz zu verlieren, benahm ich mich so ungeschickt, daß er recht eigentlich glauben mußte, ich wünsche mich von ihm frei zu machen. Unglückselige Koketterie, welche Quelle unsäglicher Leiden bist du gewesen und wirst es noch seyn! Aber ich habe für meine Thorheiten gebüßt; in der That, ich glaube nicht, daß für Verstellung und Unwahrheit die Strafe je härter gewesen ist. — Ich zeigte mich mit verwundetem Herzen heiter und lächelnd; ich gab mir den Anschein, als bemerkte ich nicht, was zu erlauschen und zu erspähen meine glühendste Bestrebung war. Ich that mit Vorsatz Alles, wovon ich wußte, daß es ihn verwundete, ich beantwortete seine Briefe spottend, und — ich weiß nicht, welch ein Dämon der Hölle mir beistand — ich ertrug mit Riesenkräften alle diese Lugen, diese wahnsinnigen Bosheiten, diese herzzerreißenden Scherze. Aber plötzlich brach ich zusammen; es war, als wenn der Tod nach meinem Herzen gegriffen hätte; ich war keiner Verstellung mehr fähig und zerschmolz in Thränen. Nichts wollte ich, als lieben, nichts fühlen, als die grenzenloseste Zerknirschung. Ich lag Tag und Nacht betend vor dem zertrümmerten Altar meines Gottes, und flehte ihn unter blutigen Thränen an, wieder in meine Brust einzuziehen. Umsonst — es blieb alles öde und leer. Ich schrieb an Theophrast, ich bestimmte ihm eine Stunde, wo ich ihn in einem der abgelegenen Bogengänge des Parks zu sprechen wünschte. Es war ein gewitterschwüler Abend, der Himmel völlig bedeckt, kein Luftchen in den Baumgipfeln; ganz ferne spielten die Lichter des Festes und verworrene Stimmen tönten in die Einsamkeit herüber. Mein Herz war voll Demuth und Liebe; ich lauschte auf jedes kleine Geräusch, und immer glaubte ich den nahenden Fußtritt des Geliebten zu hören. Ich wollte ihm in die Arme fliegen, jede Maske sollte fallen; ohne den mindesten Stolz, der kleinsten Lüge mehr Eingang zu verstatten, wollte ich ihm berauscht und glücklich an die Brust sinken. Er kam nicht. — Von ferne schlugen die Uhren die bezeichnete Stunde; der Boden brannte unter mir, ich schlupfte durch die Gebusche, mein Herz mit beiden Händen zur Ruhe pressend; meine Wange brannte fieberhaft, mein Athem flog stürmisch. Wieder blieb ich stehen, und horchte — nichts! Tiefe Stille — er kam nicht. Ich sank aufs Gras nieder und drückte meine Stirne an einen Baumstamm. „Leide jezt die Marter,“ rief es in mir, „die du ihm verursacht hast! Empfange die Strafe deiner Uebelthat!“ In dieser fürchterlichen Stunde wurde es mir deutlich, was die Verdammten leiden. Der Garten kam mir wie der Ort der Qual vor, aus dem keine Rettung mehr zu hoffen, die Gänge desselben füllten sich mit bleichen Gestalten an, die, wie ich, ihren ohnmächtigen Schmerz in die tauben Lüfte hauchten; überall sahen mich stumme Mienen voll Grausen und Entsetzen an. Immer mehr wuchs das Gedränge der stummen Gespenster; über den Himmel flog ein bleifarbener Schimmer, der unruhig hin und her zuckte und diese Bilder des Entsetzens beleuchtete. Ich wollte fliehen und

fühlte mich an meine Stätte gebannt. Ein langer gräßlicher Schrei durchschnitt die Lüfte, und mit ihm stürzte ich bewußtlos nieder. — Der Traum begann sein dustres Geschäft. Ich fühlte, daß ich in einen Abgrund versank; von oben herab gaben mir trauernde Gestalten ein wehmuthiges Lebewohl. Nacht umgab mich, und diese Nacht, das fühlte ich, sollte ewig dauern. Ach, Manor, vergebens strebe ich, Ihnen die Schrecken dieses Moments zu schildern. Nur ein Laut, der schwächste in der Schöpfung, hätte die Klammer von meiner Brust gelöst; aber nein, es blieb still, es blieb Nacht, ich war allein mit meinen Qualen. Jetzt bist du vergessen, rief ich bei mir selbst; jetzt haben Glücklichere und Bessere deine Stelle eingenommen. Sie haben dich dem Gerichte übergeben, das bald über dich hereinbrechen wird. Fühlst du schon seine Schrecken? Unerbittlich ist seine Strenge, unwiderruflich sind seine Aussprüche.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Fortsetzung.)

Das Reformationsfest.

Schon am 31en dieses Monats begann eine Vorfeier in den protestantischen Schulen der Stadt. Auch nahm mit diesem Tage die Besiörerung durch den Zufluß der Fremden aus allen Gegenden sortwährend zu. Die ausehnlichsten Bauträge zu dieser Verstärkung lieferten die seither schon immer überaus angefüllten Wagen der Eisenbahn, und schon Freitags Nachmittags gegen zwei Uhr stimmte auf hiesigem Neumarkte ein ansehnlicher Kreis erst angelangter, hospitirender Musensöhne aus voller Seele das jugendmuthige Gaudeamus an. Den Sonnenaufgang des nächsten Morgens begrüßten die hier gewöhnlich die höchsten kirchlichen Festtage eröffnens den Feierstimmen: Kanonenschall und Glockengedröhne. Hier mit war das Zeichen zu einem ungewöhnlichen Leben außer dem Hause nicht fruchtlos gegeben. Die sonst um diese Zeit noch wenig gestörte Einsamkeit der Straßen und Plätze durchkreuzten bald fröhliche Gesichter von Menschen aller Classen und Alter, und mitten in dem sich zusehends verdichtenden Treiben blieben fast alle Verkaufsläden geschlossen. Das Geswerbe glaubte, so weit es nicht nothwendig zum Feste mit zuwirken hatte, sich von selbst jeder Unterbrechung durch sein Geräusch enthalten zu müssen. Allenthalben Versammlungen und festlich ausgeschmückte Züge der mannigfachen, zur Feier und Ordnung des Tages gehörigen Corporationen und derer, die diesen sich aus freiem Triebe angeschlossen. Der Altmarkt war das Centrum, wohin Mitwirkende und Zuschauer von allen Seiten am gewaltigsten strömten. Vom dortigen Rathshause aus ging auch der große Festzug nach der Kreuzkirche. Frommer Gesang, durch starke Musikchöre unterstützt, fehlte nicht, und die aufgestellte Communalgarde wachte darüber, daß Unregelmäßigkeiten keiner Art den Festzug stören konnten. Wenn auch die Kreuzkirche als Mittelpunkt der festlichen Ceremonien, wo der Superintendent, ein sehr geschätzter Kanzelredner, die hohe Wichtigkeit des Tages herausbob, den größten Zudrang hatte, so waren doch auch die übrigen protestantischen Gotteshäuser, in denen gleichzeitig Kirche gehalten wurde, mit Zuhörern reich versehen. Namentlich standen die Menschen in der Hofkirche bis zu den Thüren heraus, um die gehaltvollen Worte zu vernehmen, welche, vom wahrhaft friedlichen und brüderlichen Geiste des Christenthums beseelt, unser ehrwürdiger Ammon der aufmerksamen Versammlung an das Herz legte. — Die Zünfte gewährten mit ihren, zum Theil recht glänzenden Fahnen und stattlichen Marschällen, ein recht erfreuliches Bild der hiesigen Gewerbsbetriebsamkeit. — Mittags fand ein Festmahl von einigen hundert Personen statt. Es verdient bemerkt zu werden, daß es bei diesem ganz im Sinne des würdigen Festes gehaltenen Mahle auch nicht an Theilnehmern fehlte, welche der römischen Kirche angehörten. Einer davon deutete in kurzen Worten den Wunsch an, daß die unnatürliche Scheidewand zwischen den verschiedenen christlichen Confessionen fallen möchte. Großen Enthusiasmus erregten die in ähnlicher Beziehung von den dabei anwesenden, hochverdienten Prediger der hiesigen reformirten Gemeinde, Girardet, gesprochenen herzlichen Worte. Sie drückten besonders das Verlangen aus, daß doch zunächst wenigstens die den Lehren Luthers und Calvins Folgenden, als im Wesentlichen ganz Eines Sinnes, auch in Sachsen nur Eine Gemeinde constituiren möchten. Ein anderer Redner von Geist und Herz, der Superintendent Dr. Großmann aus Leipzig, trat dieser Meinung mit Innigkeit bei und stellte überhaupt den nähern Verein aller Bekenner des Christenthums als ein Bedürfniß der Zeit dar. — Das Innere aller protestantischen Kirchen war, mehr oder weniger, durch Orangerie, andere grüne Bäume und Blumen und Blätterkränze, zum Theil allerdings mit mehr Fülle als Geschmack ausgestattet. Auch an dem Aeußern der Häuser fehlte die, gebührlich in lebendigem Grün bestehende Ausschmückung nicht. Die Büsten und Bilder Luthers, Melanchthons und anderer Zeitgenossen von Einfluß begegneten dem Blicke überall. Eine Allee von Birken zog sich, die ganze ansehnliche Wilsdruffer Gasse hindurch, an den beiden Häuserreihen hin, zwischen denen aus Eichenlaube bestehende grüne Festons aufgehangen waren. In der Mitte der Straße hatte man mehrere Medaillons mit Bildnissen der mit dem Ereigniß des Tages zunächst verknüpften Personen angebracht. Dresden ist vielleicht noch nie so mit festlichen Menschen überfüllt gewesen, als an diesem Tage. Allenthalben boten die Kirchen und zahlreichen öff-ntlichen Lustörter in der Nähe der Stadt Abzugsplätze für das Gastgezimmer. Auch waren die meisten dieser Zufluchtsorte mit Gästen zahlreich besetzt. Gleichwohl hatte dadurch die Fülle der Straßenbevölkerung keineswegs gelitten. Unter andern verbreitete sich ein stetes Menschengewimmel über die ganze Brühlsche Terrasse, die daher, nebst ihrer, durch Einfachheit so schönen, großen Treppe, von der Elbbrücke angeschaut, um so reizender erschien, da auch das bis in den letzten Tagen gar launisch und unzuverlässig gewesene Wetter gerade am 5. und 6. Juli durchaus nichts zu wünschen übrig ließ. Eine ungemein starke Menschenableitung gewährte am letzten Tage, von 6 Uhr Nachmittags an, die Neustädter Kirche. Haydns unsterbliches Werk: die Schöpfung, wurde dort von den Virtuosen der königlichen Kapelle aufgeführt. Alle unsere vorzüglichsten Gesangesheiden und Heldinnen (mit Ausnahme Tichatschek's), unter Andern die Schröder-Devrient, nahmen Theil daran. Man kann daher wohl denken, welch eine Menschenmasse die heiligen Mauern dießmal zu umfassen hatten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 180.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 29. Juli 1839.

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden;
Da löst sich aller Ueberdruß,
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt lästigem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben ist Genuß.

Goethe.

Sommerlieder.

I. Unterwerfung.

Lange hab' ich mich gewiegt
In der Geistesfreiheit Wahne,
Doch jezt ist mein Wahn besiegt,
Seit der Sommer schwingt die Fahne:
Das vermessne Selbstvertrau'n
Ist aus meiner Brust entflohen;
Dir, Natur, der stillen, hohen,
Drängt mich's, den Altar zu bau'n.

Eine süße Sklaverei
Wirft mir um die Rosenketten,
Und mein Herz, sonst kühn und frei,
Will sich vor dem Joch nicht retten;
Von dem Berge dürr und kahl,
Der Betrachtung grauer Reste,
Steig' ich waffenlos zum Feste
In des Sommers schwellend Thal.

Nimm aus meinem Mund den Schwur,
Der dir meine Treu' verpfändet,
Hohe Königin, Natur!
Boten hast du mir gesendet —
Ihrem sanften Friedenston,
Ihrem Wort, zur Seele dringend;
Ihrer Lockung, schmeichelnd zwingend,
Sprach mein Stolz vergebens Hohn.

Abzuschwören kommt' ich jezt,
Was ich dir zu Leid gesprochen!
Reuig seh' ich und entsezt;
Wie so Schlimmes ich verbrochen!
Aber dein Verzeihen quillt,
Deine Huld mir durch die Seele,
Und entledigt seiner Fehle,
Kräftiger der Geist mir schwillt.

Daß ich mit dem Wahn mich trug,
Herrin, fern von dir zu leben!
Eine Welt, mir reich genug,
Aus mir selbst herauszuweben!
Daß ich deiner Sonne Gold
Mit geborgtem Licht ersezen,
Trotzen deiner Liebe Schätzen
Wie ein störrisch Kind gewollt!

Jezt vom sommerwarmen Hauch,
Der die weiche Luft durchzittert,
Fühlt mein sprödes Herz sich auch
Lind und wonnevoll erschüttert.

Leichter, rascher fließt mein Blut,
Gleichen Pulsen mit dem deinen,
Das in Pflanzen, Thieren, Steinen
Wogt in sel'ger Ebb' und Fluth.

Ja, aus seiner Selbstheit Bann
Ist erlöst mein Geist genesen,
Und die Ahnung haucht ihn an
Von dem Einklang aller Wesen.
Unterthan dir, o Natur!
Deines Reiches Mitgenosse,
Folgt er bis zur höchsten Sprosse
Deiner Huld und Geiste Spur.

Tausend Faden werf' ich aus,
Neu mich an die Welt zu binden,
Drin, als meinem Mutterhaus,
Traulich mich zurecht zu finden;
Eine unsichtbare Hand
Knüpft draus mit dem Tiefen, Fernen,
Mit den Blumen, Quellen, Sternen
Seliger Gemeinschaft Band.

Ja, es ist des Sommers Macht,
Der die Welt hat überzogen,
Der dies Wunder hat vollbracht;
Ihm bau' ich den Siegesbogen.
Er, deß Schatz ist Duft und Licht,
Farb' und Bluthe, Gold und Feuer,
Er verschmäh des Dichters Steuer,
Meines Liedes Knospen, nicht!

Gespräche einer Sommernacht.

(Fortsetzung.)

Manor. Halten Sie inne, Sophokleia! diese Schilderung kann auch die stärksten Nerven erschüttern.

Sophokleia. O sie ist bei alle dem nur ein sehr blasses Abbild meiner Qualen. Nie habe ich geglaubt, daß ein Traum solch eine Fulle von Schreckissen gebären könne, die alle ihre bestimmte Gestalt und Bedeutung hatten. Zwischendurch verdrängte die Reihe meiner grübelnden Vorstellungen die Erinnerung an das Leben und dessen immer wiederkehrende Zeitabschnitte. Ich hoffte am Morgen zu erwachen, die Geliebten alle an meinem Lager stehen zu sehen, ich horchte auf die ersten Laute des Vogels, der an meinem Fenster seinen Platz hatte, die Stimme der Vorübergehenden auf der Straße glaubte ich zu vernehmen, ich streckte meine Hand aus, die Vorhänge des Betts zu öffnen, und griff in das gestaltlose Dunkel. Für dich gibt es keinen Morgen mehr, rief ich bebend vor Schmerz, für dich kein Morgenroth, keinen Frühling, für dich glänzt kein geliebtes Auge und winkt dir Entzückungen in die Seele! Endlich griff eine Hand in die Nacht meiner Behausung, ich fühlte mich mit Ungestüm in die Höhe gerissen, und eine Stimme sprach: „Auf, wandle die Straße des Sturmwindes, erklimme die Wolkenriffe und wirf von der Höhe des beschatteten Dunstkreises deine wimmernden Laute in die Wohnungen der Menschen. Ein Dämon wird dich unausgesetzt begleiten; er heißt Gedächtniß deiner Schuld, ihm übergebe ich dich!" — Kaum waren diese Worte verklungen, so faßte mich ein mitternächtlicher Sturm, und wie das welke Blatt eines Baumes flog ich wirbelnd dahin. Ich wollte weit, weit entfliehen, allein ein dunkler Schatten faßte mich und brachte mich in jene Stadt, an jenen Ort, wo ich zuletzt geweilt. Hier sah ich Theophraste; ich sah ihn an der Seite Sabinens, glücklich, mit keinem Wort, keinem Seufzer meiner gedenkend. Jezt füllte meine Brust ein Uebermaß des Schmerzes. Ich liebte noch, ich hatte alle glühenden Leidenschaften, die diese Brust im Leben zerrissen, mit mir genommen, aber sie zu befriedigen, war mir jedes Mittel geraubt. Ein ohnmächtiger Schatten wimmerte ich meine Klagen in das Brausen des Sturmwindes, der die Wolken vor mir herjagte, welche die Mondscheibe in Dunkel hüllten. Alle die glücklichen Tage, die Tage des Genusses zogen jezt an mir vorüber, und ein jeder rief mir zu: „Nie, nie wirst du unsere Freude wieder erleben! Dein Schmerz, deine Qual ist ewig!" Unfähig, irgend etwas zu denken oder zu empfinden, warf ich mich nieder und barg mein Haupt in den feuchten Schooß der Wolke. Sie flog mit mir über die blasse Scheibe des Mondes und ich hörte tausend wimmernde Weblaute durch die Einsamkeit des Nachthimmels zittern. Um mich her, neben mir vorbei, über meinem Haupte und zu meinen Füßen stürzten zahllose Schatten, wie ein Schneegestöber in einer kalten Februarnacht, zur Erde nieder. Sie alle suchten den ehemaligen Schauplatz ihrer Liebe und ihres Verbrechens; und als sie ihn erschaut, brachen sie in jenes jammervolle Klagen aus, das meine Brust zerriß. Sie drängten sich um den Mond, wie Nachtvögel um die Laterne des Gefangenwärters, und Alle schrieen sie um Erlösung ihrer Marter, aber aus dem truben, röthlichen Nebelstrahle, der wie Blut leuchtete und vom Monde ausging, tönte ein dreimaliges: Ewig!

M. Halten Sie ein, Sophokleia! Ihre Wange ist bleich wie der Tod; nichts mehr von diesen Schreckbildern!

S. Ich kann nicht mehr. Die Erinnerung an diesen schrecklichen Traum zehrt meine Lebenskraft auf.

M. Kommen Sie, wir wollen auf den Balkon treten. Ha, sehen Sie das Meer! In tiefer Ruhe liegt es da und der Mond, vom wolkenlosen Himmelsdome niederleuchtend, spiegelt sich in seiner Fläche. Dies ist ein Gemälde, das die Seele trunken vor Staunen und Hingebung machen kann. Wagen Sie es, Angesichts dieses heiligen Meers Ihre dunkeln Phantasien zu nähren?

S. Manor, ich weiß nicht, was ich denken, was ich empfinden soll. Unendliches zieht durch meine Brust.

M. Dieses Unendliche ist der Geist Gottes. Können Sie daran zweifeln, wenn Ihnen dieses majestätische Meer, dieser ewige Himmel mit seinen Sternen entgegenleuchtet? Das sind große, kühne Geister, an ihnen soll der Mensch sich halten, an ihrer Stärke erstarken.

S. Sie haben Recht, ein göttlicher Friede bemächtigt sich der Seele, wenn sie eine solche Nacht auf sich einwirken läßt. Ach, Manor, auf welchem dieser glänzenden Sterne, die in der dunkeln Bläue vertheilt sind, werden unsere Geister sich einst begegnen?

M. Sehen Sie wohl? Ihre Ideen von Unsterblichkeit bekommen schon eine mildere Färbung. Auf welchem Sterne? Warum nicht auf dem, der mit grünlichem Lichte gerade im Scheitelpunkte auf uns niederleuchtet? Ich wüßte keinen schönern am ganzen Himmel.

S. Ich würde den vorziehen, der dort im Kopfe des großen Bären leuchtet; er hat ein weißeres, milderes Licht. Ich glaube auf jenen grünlichen Stern, der wie ein Edelstein in Farben blitzt, kommen alle die Geister hin, die sich hier durch Eitelkeit versündigten.

M. Wir wollen die neuern Philosophen zu Rathe ziehen. Nie betrachte ich das Meer in seiner Herrlichkeit und Würde, ohne daß mir dabei die Lehre Spinoza's einfällt, dieses tiefsinnigen Weisen, der von seiner Zeit nicht erkannt wurde. Auch aus seiner Lehre geht keine recht eigentliche persönliche Fortdauer der Seele hervor. Viele geben ihm Schuld, daß er sie sogar geleugnet habe. Nach ihm ist die Materie gottesfüllt, oder Gott ist in der Materie, und wie jede Welle des Meers das Meer ist, so ist jede Erscheinung Gott.

S. Also nimmt er keinen außerhalb der Welt bestehenden Gott an?

M. Nein, ebensowenig wie im Meere ein anderes abgesondertes Meer gedacht werden kann. Wir können aus Gott nicht heraus, da wir Theile seines Wesens sind, und da dieses Wesen ewig ist, so ist auch uns eine ewige Dauer gesichert.

S. Und unsere Schwächen, unsere Laster, sind die auch Theile Gottes?

M. Ein absolut Böses gibt es nicht; was wir Laster und Schwächen nennen, sind Erscheinungen. Die Inkonsequenz des Individuums wird durch die Konsequenz des Weltganzen wieder aufgehoben. Wir haben die Freiheit, zu sündigen, was wir Sünde nennen, allein die Folgerungen daraus behält sich der Geist, der den Organismus des Ganzen leitet, vor.

S. Ich sehe hierin keinen besonderen Trost.

M. Und doch. Denken Sie sich das große Naturganze sympathisirend mit Ihrer Seele; welch ein erhabner Trost! Wir leiden nicht mehr allein, kein stummes Bild, kein dumpfes Zimmer empfängt unsere Klagen, die Natur leidet mit uns. Die heimlichsten und zartesten Regungen Ihrer Seele gehen in den Kelch der Blume, in die Welle des Meeres über. Sie haben überall Ihren Gott in der sichtbaren Welt, und der Frühling ist für Sie nicht mehr eine gehäufte Masse wild und durcheinander aufblühender Pflanzen, ein Gedränge auf wenig Augenblicke belebter Wurzeln, nein das Liebeathmen der Natur, die seufzende Mitempfindung der Blume, die in dunkeln Träumen brütende Baumnatur. Sie sind Gott, der Zweig, den Sie brechen, ist Gott, der Wurm, den Ihr Fuß berührt, ist Gott; nirgends, wohin Ihr Auge blickt, fehlt er, überall ist Gott, und wenn Ihr Dasein zu Ende eilt, so sinkt Ihr Haupt, wie das Haupt der Blume, Gott in den Schooß. Vielleicht, daß Ihre menschlichen Träume eine Zeit bewahrt werden, so wie auf der Stelle, wo ein schattiger Baum stand, noch lange, nachdem er gefällt ist, unter den benachbarten Blumen ein Gedächtniß an den wohlthätigen Schatten sich wach erhalten mag; doch eben so gut kann es seyn, daß diese menschlichen Träume, als unnöthig zu dem kommenden Daseyn, erstickt werden. Immer vorwärts, ewig schlägt das Meer der Erscheinungen seine Wellen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Daguerrotype.

Ich muß meinen Bericht wieder mit dem Daguerrotype beginnen, das nun bald Gemeingut seyn wird. Da die Resultate der Erfindung oder Entdeckung den Mitgliedern der Deputirtenkammer vorgezeigt werden mußten, um sie von der Wichtigkeit derselben zu überzeugen, so wurden bei dieser Gelegenheit wieder einige Bemerkungen gemacht, welche die frühern ergänzen können. Ich habe in vorigen Berichten erwähnt, daß das Land wegen seiner Beweglichkeit nicht darstellt werden könne. Im Allgemeinen ist dies richtig, es gibt aber Ausnahmen, dort nemlich, wo die Luft so still ist, daß das Land wenigstens eine Zeit lang wie unbeweglich erscheint, und Zeit hat, sich im Daguerrotype abzubilden. Freilich kommt dies nicht oft vor; es geschieht aber doch, und in der That sieht man auf einigen Daguerreschen Bildern Bäume und Gesträuche mit Laub. Noch auffallender in dieser Hinsicht ist ein Bild, auf welchem er die Ansicht der gothischen Notre-Dametirche von der Insel St. Louis genommen

hat, wo mithin die Seine besagte Insel von der alten Kathedrale trennt. Vortrefflich ist hier die Darstellung aller Theile der Kirche, was aber das Bemerkenswertheste ist: die Seine erscheint hier mit ihren Wellen so natürlich, wie bisher kein Künstler das Wasser darstellen konnte. Daguerre selbst versicherte, er habe die Abbildung der Wellen gerade wegen ihrer Beweglichkeit nicht erwartet, und seye daher über das Resultat erstaunt. Wahrscheinlich war es an dem Tage, da er die Ansicht aufnahm, ganz stilles Wetter, und die Wellen folgten so regelmäßig aufeinander, daß sie sich abspiegeln konnten. Von dem Blatte, welches die Boulevards darstellt, haben die Zeitungen gleich anfangs gesprochen. Die Perspektive der entfernten Theile der Boulevards ist unnachahmlich; allein obschon die Ansicht mitten am Tage, wo es auf den Boulevards von Fußgängern, Kutschen und Reitern wimmelt, aufgenommen worden ist, so erscheint doch kein Mensch darauf, ausgenommen der Mann, der sich die Schuhe abbürsten läßt, und der gebückte Schuhputzer, dem ein Arm fehlt, weil er ihn zum Abbürsten beständig hin und her bewegte. Auf einem andern Blatte hat Daguerre in seiner Camera obscura Büsten und andere Kunstgegenstände, welche auf dem Tische stehen oder liegen, abbilden lassen. Sie sind sämmtlich aufs Befriedigendste ausgefallen, und es bleibt kein Zweifel übrig, daß Daguerres Verfahren ganz dazu geeignet ist, Kunstgegenstände aufs Getreueste darzustellen. Ob das Verfahren auch auf Bücher werde ausgedehnt werden können, hängt von den weitern Fortschritten dieser Kunst ab. Sobald man einmal die Bilder auf eigens zubereitetem Papier darstellen kann, wird man ganze Auflagen davon machen können. Es geht dabei ungleich langsamer, als mit dem Abdrucken der Blätter vermittelst der Presse; indessen kann man doch mitten am Tage 4 bis 6 Abbildungen in einer Stunde bekommen. Mit den Porträts lebender Personen hat es bisher nicht gelingen wollen. Die Lebenden halten nicht still genug, um in der Camera obscura abgebildet werden zu können. Daguerre sinnt, wie ich höre, auf eine Maschine, worin er die abzukonterfeienden Personen einzwängen will, damit sie stille sitzen. Eines besondern Blattes der Daguerreschen Sammlung haben, wenn ich nicht irre, die Zeitungen auch schon früher erwähnt; es ist nämlich eine Ansicht, welche zu lange in der Camera obscura geblieben ist und wo dann das einfallende Licht sämmtliche Schatten gleichsam weggefressen hat, so daß nichts übrig geblieben ist, als der bloße Umriß. Es ging mit diesem Blatte wie mit einem zu lange im Backofen verbliebenen Kuchen: es ist verbrannt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, Juli.

(Schluß.)

Reformationsfest. Bajaderen. Theater.

Gewiß haben noch wenig Erleuchtungen der Stadt den Enthusiasmus der Bewohner Dresdens so unverkennbar dargethan, als die am Abende des 6. Juli. Die Staats- und sonstigen öffentlichen Gebäude waren mit Glanz und Decorationen auf das reichste ausgestattet. Besonders war solches an den Lokalen des Kriegs- und Cultministeriums, desgleichen dem Lands- und dem Rathhause wahrzunehmen. Die Frauenkirche, deren obere Hälfte bis zur höchsten Thurmspitze stark und sorgfältig erleuchtet war, gewährte einen höchst imponirenden Anblick, schon wegen ihrer alles Uebrige weit überragenden Gestalt. Bei dem mächtigen Effekt, den man den dabei angebrachten großen Laternen verdankte, vergaß man gern, daß er mit dem Verlust der architektonischen Umrisse des Gebäudes erkauft worden war. Im Geiste der öffentlichen Behörden hatten auch viele Privatpersonen gewirkt. Aus den kleinsten, abgelegensten Gäßchen, wo man, in der Regel, dem mitunter wenig willkommenen Rechte des Mitilluminirens großmuthsvoll zu entsagen pflegt, blitzten diesmal nicht nur festliche Oel- oder Talgflammen hervor, sondern es gab auch dort bildliche Darstellungen und Inschriften. Ueberhaupt kam manche hübsche und unhübsche Dekoration und Schrift zum Vorscheln. Letztere bezogen sich meist auf Luthers Lehren und Wirken. Unter andern war in der Nähe der Frauenkirche ein Transparent, der, wenn er auch in Hinsicht auf künstlerisches Verdienst und Technik Manches vielleicht zu wünschen übrig ließ, doch durch die Unterschrift, so einfach und bekannt sie war, sogar die größten Mängel völlig auszugleichen wußte. Sie lautete; „Wir glauben all' an Einen Gott!" Die Erleuchtung war so allgemein, daß auch recht viele Katholiken sich davon nicht ausgeschlossen hatten.

Durch ein dem Feste vorangegangenes Ereigniß war Anfangs doch einige Unruhe im Publikum verbreitet worden. Vor Jahren schon, an einem dem Sinne nach mit diesem verwandten Feiertage hatte in einer der hiesigen Kirchen eine Explosion, durch ein Feuerwerksstück veranlaßt, stattgefunden. Ueber die Absicht des unbekannten Urhebers dieses Frevels ist man, so viel ich weiß, nicht im Klaren. Als ohngefähr acht Tage vor dem 6. Juli eine der im hiesigen Zeughofe vor dem Arsenal liegenden großen Bomben fehlte, kamen daher Manche auf die Idee, es könne wohl ein ähnliches Werk beabsichtigt werden. Indessen fand sich die Bombe nicht sehr weit von der Stelle, wo sie entwendet worden, wieder. Bald darauf wurde sie jedoch abermals vermißt, und so von Neuem der Gegenstand manches Gesprächs und mancher Unruhe. Uebrigens ist im Allgemeinen durchaus nichts Störendes bei dem Feste vorgekommen. Bei dem ungeheuren Menschenzusammenflusse während der nächtlichen Erleuchtung konnten freilich die Klagen über die vielen, nicht selten ein lebensgefährliches Stocken hervorbringenden Wagen kaum fehlen.

An Sehenswürdigkeiten haben wir eher Ueberfluß als Mangel. Den im Allgemeinen doch freundlich genug aufgenommenen Bajaderen und einem Elephanten, der mit einer gezähmten Hyäne einen Bund auf Leben und Tod geschlossen zu haben schien, folgte das Ungeheuer des Wallfischgerippes. Ferner ist ein von Lexa, dem Verfertiger der vielbesuchten Panoramen der beiden großen Hauptstädte, Petersburg und Moskau, aufgestelltes Diorama, mit fleißigem Wechsel der verschiedenen Gegenstände, schon seit vielen Wochen der Schaulust aufgethan.

Neben dem um die jetzige Jahreszeit größtentheils einer Art von Villegiatur in dem bretternen Tempel Thaliens beim Link'schen Bade sich widmenden hiesigen Theater buhlt noch hauptsächlich die muthmaßliche Wittwe eines modernen Thespis mit ihrer kleinen, ihren Angaben nach selbst produzirten Gesellschaft, bald hier, bald da in Wirthshäusern um die Gunst der schauspielliebenden Besucher dieser populären Erquickungsanstalten. Uebrigens regt auch sogar noch das alte Hoftheater in der Stadt auf seinem Siech- und Sterbebette die Glieder mit sattsamer Munterkeit, zumal wenn durchreisende Gastspieler die Aufführung von Stücken in Anspruch nehmen, für deren Größe die Bretter und Dekorationen der Link'schen Bühne nicht zulangen wollen. So gab erst ganz neuerlich die durchreisende Madame Ahrens die Jungfrau von Orleans auf dem alten Stadttheater.

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 181.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 30. Juli 1839.

— Artibus, inquit, honestis
Nullus in urbe locus.
Juvenal.

Briefe aus Spanien.

1.

Madrid im Juli 1839.

Sie wollen wissen, wie ich Madrid bei meiner Rückkehr gefunden? Nun, wie immer, mit seinen vielen neuen Häusern, zusammengesetzt aus alten Resten — trügliche Façade und viele dunkle Käfige, groß wie mein Schnupftuch; mit seiner nie beendigten Pflasterung, die immer wieder dieselben Kieselspitzen hervorbringt, was besonders bei dem ewigen Auf- und Absteigen großen Effekt macht; mit der alten, nein, mit viel erhöhter Frechheit der Sprache, oder, wie man es hier nennt, lastilianischen Klarheit; mit noch schlechterem Geschmack und noch größerem Luxus, wenigstens im Prado und auf dem Stierplatze; denn was die Haushaltung betrifft, so muß der Fleischtopf der Spitzenmantille weichen, wenn nicht etwa eine besondere Providenz für beide sorgt.

Aber was Neues muß man doch nach einer zweijährigen Abwesenheit antreffen? In der Geschwindigkeit fallen mir nur die vielen weißen Papiere ein, welche unerhörterweise in ganzen Reihen die Eisenstäbe der Balkone zieren und ein allgemeines Auswandern aus Madrid oder Uebersiedeln in kleinere, wohlfeilere oder modernere Wohnungen anzeigen. Besonders findet dies in den Straßen und Plätzen um den Palast herum Statt. Dieses sonst so belebte Quartier ist eine Einöde geworden. Zur Zeit Ferdinands war der Palast noch ein wahrer Wallfahrtsort. Hunderte und in kritischen Zeiten Tausende von Menschen drängten sich an die Treppe, um die drei Familien — des Königs und seiner zwei Brüder — welche der Hofetikette zufolge immer Nachmittags zusammen ausfuhren, herabkommen zu sehen und im guten Fall eine Bittschrift anzubringen, die dann ein Gardeoffizier in den bekannten Sack warf, wohl auch um den Orientplatz zum Tummelplatz politischer Leidenschaften zu machen. Das ist längst vorbei; keine Seele nähert sich der königlichen Wohnung; man will es dort auch nicht, vielleicht um ungeirrter zu seyn, vielleicht auch, um das Leben der kleinen Prinzessinnen nicht der Wuth irgend eines tollen Fanatikers auszusetzen. Die Verbannung des Infanten Don Francisko hat die Einsamkeit noch vermehrt und viele Hofbeamte gezwungen, ihr geliebtes Revier zu verlassen. Für viele Leute ist dieses Quartier zu weit von den Centralgegenden entfernt; so ging es auch mir. Wenn es noch ein Paris wäre! Da macht man sich noch eine Stunde früher auf, um Zeit für die Flanerie zu gewinnen; man sieht alle Tage so viele neue und schöne Sachen, die Einem den Weg verkürzen, man fühlt die Müdigkeit erst, wenn man am Ziele angelangt ist oder bei

der Rückkehr nicht gleich einen Omnibus antrifft; dann erst beneidet man den, der reich genug ist, sich Equipage zu halten. Aber Madrid!

Das äußere Ansehen der meisten Straßen ist zwar nicht unangenehm, da die Stadt seit 1820 so zu sagen neu gebaut ist; ich finde Aehnlichkeit mit Wien, mit welchem Madrid auch in Hinsicht der Bewegung, des Menschengewühls, doch in verkleinertem Maßstabe, verglichen werden kann. Man möchte sagen, alles, was der Palast verloren, habe das bürgerliche Leben gewonnen. Gewonnen? Ich weiß nicht, ob das der rechte Ausdruck ist. Mir wird das Herz enge, wenn ich die Lebenden in die neuen bürgerlichen Wohnungen, wie die Särge in die Zellen des Weipennestes * von Sevilla gepreßt sehe; dann beneide ich die Begrabenen im Pè e la Chaise oder in was immer für einem Dorfkirchhof mit seinen Blumen und Cypressen, und die Lebenden, welche in großen Gemächern, Gängen und Gärten frei athmen können. Verzeihen mir die Demokraten, aber der Anblick eines Palastes oder eines Herrschaftshauses, nach dem Wiener Ausdruck, thut mir zuweilen ordentlich wohl, und ich wünsche, daß sie nicht eher verschwinden, bis unsere plebejische Aristokratie, welche neue Häuser baut, etwas von ihrem Style angenommen hat. — Ich bin überzeugt, daß der Mensch nicht eher wieder zu seiner alten Charakterstärke zurückkehrt, bis er das Bedürfniß fühlt, im Freien oder in großen Wohnungen zu leben; unsere kleinen Thierkäfige taugen nur für Ueberleser und Webergesellen, ich mag nicht einmal sagen für Schneider, denn diese Artisten nehmen jetzt in allen Hauptstädten die ersten Stockwerke der besten Häuser in den gangbarsten Straßen ein. — In Paris, in London, zum Theil auch in Wien wird man für das Kleinliche, das Engherzige, das die Bourgeoisie mit sich bringt, wenigstens durch das Großartige des Resultats entschädigt, das die Industrie und der Handel in ungeheuern, prächtigen, stets neu versehenen Kaufläden zur Schau stellt. Aber Madrid! wiederhole ich. Nur in der Calle Mayor und in der Calle de la Montera sind einige Buden, die die Aufmerksamkeit auf sich ziehen; wer sie aber einmal gesehen, der hat sie aufs ganze Jahr gesehen: lauter fremde Produkte, und selbst die gemeinsten Dinge zu so ungeheuern Preisen, daß man Madrid für ein Raritätenkabinet anzusehen geneigt wird. Leider erstreckt sich diese Theurung über alles, über die Lebensmittel, über die ersten und unumgänglichsten Bedürfnisse; denn die Regierung übertreibt vorzüglich die Verzehrsteuer an den Thoren, welche diesmal überdies noch durch heimliche Contralte vergeben worden sind. Und da Madrid von den fruchtbarsten Gegenden Spaniens und von den Seehäfen so sehr weit entfernt liegt, so folgt daraus, daß man in keiner Hauptstadt von Europa schlechter ißt und trinkt, das Brod ausgenommen, denn in Spanien muß man Soldat seyn, um sich zu schwarzem Brode zu bequemen. Unter diesen Umständen ist es nicht zu wundern, daß das Fabrikwesen hier nicht aufkommt, abgesehen von so vielen andern Hindernissen.

Was wollen Sie von einem Volke erwarten, das nicht einmal für sein erstes und nationalstes Bedürfniß, für den Cigarro zu sorgen weiß? In ganz Spanien, einige Seehafen ausgenommen, raucht man schlechten Tabak, und in Madrid den schlechtesten, wenn er ja zu haben ist; denn die Indolenz geht so weit, daß immer einige Sorten, und in manchen Städten alle zugleich fehlen, obgleich die Tabakrente eine der ergiebigsten seyn könnte. Sie werden mir sagen, daß daran nicht das Volk Schuld ist, sondern die Regierung; aber in einem Lande, wo man immer alles von der Regierung erwartet, wo man ohne königlichen Befehl und Unterstützung nicht zu essen, zu schlafen, ich möchte sagen, nicht aufrecht zu gehen weiß, kommt das wohl auf Eins hinaus. Hier wissen sich nicht einmal die Schmuggler einzuschleichen.

Es gibt gewisse, nur den Hauptstädten eigene Industriezweige, und diese fallen hier nun sehr grell auf, weil sie fast die einzigen sind. Man nennt Paris ein großes Wirthshaus; noch mehr könnte man dies von Madrid sagen, da es, den hohen und doch unbedeutenden Adel abgerechnet, eigentlich nur ein Aufenthalt von Beamten und solchen ist, die es seyn wollen. Nun aber ist der Beamtenwechsel unaufhörlich, besonders seitdem man eine Parodie des Repräsentativsystems eingeführt hat. Schemen doch die Beamtenemigrationen in Massen ein dem großen konstitutionellen Systeme ankebendes Gebrechen zu seyn, so daß man es wohl zu einer Preisaufgabe machen könnte, wie die — bis jetzt doch nur eingebildete — Verantwortlichkeit der Minister mit der Unabhängigkeit der politischen Meinungen und mit der so nöthigen Ordnung in den Laufbahnen, etwa wie sie Joseph II. in Oestreich eingeführt hat, zu vereinigen wäre. Vollends aber in Spanien, wo alles auf Persönlichkeiten hinauskäuft, und in Madrid, wo man sich beeilt, den flehenden Augenblick des Genusses zu benützen! Der Handel mit den öffentlichen Stellen ist somit der erste und wichtigste Industriezweig; dann kommen die Agenzien, wo man die Möbeln der abreisenden Beamten fast um nichts kauft und von den anangenden für alte Sachen mehr Geld, als neue werth sind, verlangt; ferner die Leihhäuser, wo der in Cessantenstand versetzte und stets unbezahlte Beamte die Stücke, die er sich in guten Zeiten angeschafft, eins nach dem andern versetzt und der liederliche Markis in einer Decembernacht seinen

* El abispero, so nennt man den Kirchhof von Sevilla; die Zellen werden auch auf 25 Jahre für Geld vermiethet.

Mantel um eine halbe Piſtole verpfändet und im Frack davonläuft, um ſogleich wieder ſein Glück zu probiren. Für das ſchöne und ſchwache Geſchlecht bietet Madrid natürlich ein ſehr ergiebiges Feld zur Spekulation; es iſt ganz folgerecht, daß, wie der Staat von den Männern, ſo die Männer von den Weibern ausgebeutet werden. Ein Fremder wird mir vielleicht die Bemerkung machen, daß Luxus und Genuß doch auch der eigentlichen Induſtrie zu thun geben. Nun ja, ohne dies würde Madrid vollends gar nichts ſeyn; der Genuß hat übrigens hier ſeine Eigenthümlichkeiten, und beſteht mehr in vorüberrauſchenden Luſtbarkeiten, Orgien, Fra cachelas, als in einem raffinirten Aufwande; darum erhalten ſich am beſten der Stierplatz, die Tavernen, einige Kaffeehäuſer und, was eine neue Mode iſt, unzählige Chuſerias.* Dieſe beſtehen aus zwei theatraliſch aufgepuzten Stucken: dem Lokal, wo die zwei, zwiſchen dem vordern und hintern Gemache angebrachten Pilaſter von Pappendeckel und die unerträgliche Spieluhr nicht fehlen dürfen, und der wahren oder nachgeahmten Valenzianerin am Buffet.

* In den Chuſerias verkauft man nach valencianiſcher Sitte ein kühlendes Getränke aus Bruſtbeeren (jujubae), die in Valencia chufas heißen, daher der Name Chuſeria.

Geſpräche einer Sommernacht.

(Fortſetzung.)

Sophokleia. Nein, Manor, ſo gerne ich mit der Natur empfinde, ich möchte doch nicht eins mit ihr ſeyn.

Manor. So beſitzen Sie den Stolz, mehr ſeyn zu wollen wie ſie? Nehmen Sie ſich in Acht! dieſer Hochmuth hat ſchon die übelſten Folgen für das Menſchengeſchlecht gehabt. Denken Sie an den himmliſchen Troſt, den uns die Natur gewährt; könnte ſie das, wenn ſie nicht gotterfüllt wäre? Sie haben noch nie einſame Thränen im Dunkel eines Waldes, liegend an einem murmelnden Bache, geweint, Sie haben nie eine Nacht wie dieſe und den himmliſchen Troſt, der von den Sternen träufelt, gekoſtet, Sie haben nie auf ſchroffer Alpenklippe dem Sturme gelauſcht, wie er Ihnen die alten Mährchen der Urwelt in verſtändlichen Klängen in die Seele braust. Nein, die Natur iſt göttlich, Gott iſt in ihr, er kann nirgends anders ſeyn.

S. Ich will ihn Ihnen nicht rauben; hier beim Anblicke des Meeres und des Himmels könnte ich es am allerwenigſten. Aber laſſen Sie daſſelbe Meer unruhig werden, wie es jezt ſchon den Anſchein hat, laſſen Sie dieſen klaren Himmel ſich trüben, wie jene Wolken ſchon anzeigen, die ſich am Horizonte heben, wie dann?

M. Ihre Worte gleichen Beſchwörungsformeln. Es iſt nicht mehr ſo ruhig wie vorhin; es erhebt ſich ein Sturm.

S. Bemerken Sie das Schiff dort? Erſt jezt ſehe ich gegen den ſchwarzen Wolkenhintergrund das weißliche Segel.

M. Der Leuchthurm auf der Landſpitze wird angezündet. Hohle, brauſende Klänge tönen in den Luften, die Spiegelfläche kräuſelt ſich, die kryſtallene Welle, die noch eben mit leiſem, koſendem Geplätſcher den Fuß des Thurms beſpülte, wird jezt ſchon ungeſtüm daran geworfen. Es iſt ein Unwetter im Anzuge.

S. Wie, wenn Sie ſich jezt auf jenem Schiffe befänden, allen Gefahren eines Schiffbruchs ausgeſezt — wie dann? Was kann Sie im Aufruhr der Elemente tröſten, was Ihnen Feſtigkeit verleihen, wenn Ihre mitempfindende Natur alle ihre Schrecken gegen Sie losläßt?

M. Ich wurde in dieſen Schrecken heilige Harmonien hören, und was Tauſende zu Boden würfe, wäre für mich ein Stab, um mich aufrecht zu erhalten. Ich habe mehr als einen Sturm auf dem Meere erlebt, Sophokleia. Muß ich Sie daran erinnern, daß mein ganzes Leben gleichſam ein Kampf mit einem ſturmbewegten Meere war?

S. Wie, und in allen dieſen Kämpfen und Gefahren hat kein troſtreicherer Glaube Sie geſtüzt?

M. Er iſt für mich eine unerſchöpfliche Quelle des Troſtes; aber ich begreife, daß nicht Jeder dieſe Anſicht haben kann. Sie, zum Beiſpiel, Sophokleia, Sie, als Weib, müſſen nothwendig an den Teufel glauben.

S. So, und warum denn gerade als Weib? Sie meinen, weil die Männer uns gegenüber ſehr oft die Rolle des Teufels übernehmen?

M. Sie haben gerade den rechten Grund getroffen. Die Phantaſie und der Glaube der Frauen läßt ſich in der Regel nie auf's Allgemeine ein, es müſſen immer ganz beſondere Beziehungen geſucht werden. Sie ſind darin wie die Kinder: ſie fürchten ſich, in ein dunkles Zimmer zu gehen, und die ganze Schöpfung beſteht für ſie nur aus ſolchen dunkeln Kammern, in deren Winkel Geſpenſter und Dämonen lauern. Sie beſitzen die unerträgliche Eitelkeit, ſich überall als Mittelpunkt der Schöpfung anſehen zu wollen, und ehe ſie es dulden, daß ſie ſo ganz unbemerkt durch's Leben gehen, ſetzen ſie lieber eine Legion Teufel und Engel in Bewegung, von denen ſie ſich einbilden, daß ſie lediglich da wären, um ſich um den Beſitz ihres armen Herzens zu zanken.

S. Wie gerne würde ich dieſe unglückliche Ueberzeugung aufgeben, wenn es nur in meiner Macht ſtände!

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Spontini. Neue Opern und Ballette.

Der verstorbene Pär konnte in der Académie des beaux arts keinen würdigern Nachfolger bekommen, als Spontini, den einzigen unter den ältern Opernsetzern, welcher noch nicht Mitglied der Akademie war. Auch würde er es wahrscheinlich schon früher geworden seyn, wenn er nicht Frankreich verlassen, und sich in den Dienst eines ausländischen Fürsten begeben hätte. Es scheint nun aber einmal Spontinis Eigenschaft zu seyn, daß er sich bei allen ihn betreffenden Vorfällen ungeschickt benehmen muß. Dies hat er auch bei seiner Wahl als Akademiker nicht unterlassen. Er hatte nämlich der Akademie ein Schreiben des Königs von Preußen an ihn mitgetheilt, worin ihm dieser Monarch versicherte, daß, wenn die Akademie ihn (Spontini) ernenne, der König ihn nichts desto weniger als noch in seinen Diensten stehend betrachte, und ihm fortwährend seine Huld angedeihen lassen werde. Dieses Schreiben verlas der Vorstand der Akademie erst, nachdem die Wahl vorüber war. Es erregte viel Aufsehen und sogar einigen Tumult in der Akademie. Einige Mitglieder riefen, wenn Spontini in fremden Diensten bleibe, könne er nicht als Franzose betrachtet werden, und nach den Statuten dürfe kein Ausländer zum Akademiker gewählt werden. Einige gingen so weit, daß sie sagten, sie würden Anstand genommen haben, Spontini ihre Stimme zu geben, wenn sie gewußt hätten, daß sich Spontini vom Preußischen Dienst nicht ganz losgesagt. Dieser kleine Umfall wird jedoch bald vergessen werden; und da man, wenn Spontini bei Seite gelassen worden wäre, nur einen Tonkünstler von welt geringerem Talente hätte wählen können, so wird die Akademie es nicht bereuen. Spontini aufgenommen zu haben. Seine Opern werden nun nicht mehr aufgeführt, man sagt sie aber als geeigente Compositionen aus der Zeit vor der Umwälzung, welche seit 20 oder 25 Jahren im Opernsache vorgegangen ist; auch die Musik seines Vorgängers Pär wäre bereits vernachlässigt, wenn dieser nicht außer seinen ernsthaften Opern, einige lustige Operetten gesetzt hätte, die noch immer gefallen, aber auch nur selten zur Darstellung kommen. — Schon seit langer Zeit hält sich die Opéra comique an ein Stück, welches so glücklich war, sich in die Gunst des Publikums zu setzen. Eine Zeit lang war es der Postillon von Lonjumeau, jetzt ist es der schwarze Domino, welcher eben zum 120sten Male aufgeführt wird. Daneben werden manche Neuigkeiten von jungen Tonkünstlern gegeben, deren Versuche, wenn sie Beifall finden, sich eine Zeitlang auf der Bühne halten, und auch wohl in der Folge noch gegeben werden, um eine Vorstellung vollständig zu machen. So hat man jezt den „Polichinelle," wieder eine der leichten Kleinigkeiten, welche Scribe aus Gefälligkeit für die Componisten, die ihn darum bitten, entwirft, und dann mit Hülfe eines Mitarbeiters weiter ausführt, was natürlich das Werk einige Tage ist, und worauf er selbst nicht mehr Gewicht legt, als die Sache verdient. Polichinelle ist nicht ungereimter, als manche andere dramatische Kleinigkeit, die er auf die Bühne gebracht hat; sie ist aber auch eben so geistreich, und dies macht, daß das Widersinnige mit durchgeht. Wahrscheinlich hat er irgendwo eine Anekdote von einem neapolitanischen Polichinello gelesen und diese alsdann dramatisirt, denn bekanntlich ist ein großer Theil seiner dramatischen Arbeiten auf diese Weise entstanden. Dieser Polichinello bekommt die Tochter eines Gesandten zur Frau, ohne daß sich der Vater, wie es scheint, um Namen und Stand seines täuschenden Eidams erkundigt hat. Das Verschwinden des beliebten Polichinello hat ganz Neapel, das heißt alle Lazzaronis, gegen ihn aufgebracht; sie eilen ihm nach und finden ihn endlich im Landhause des Diplomaten. Dieser angewohnt, sein Eidam sey Hauptmann einer Räuberbande, und will zur Ehre seiner Familie ihn der Strafe entziehen. Aber Polichinello zeigt sich auf dem Balkon dem Volke, und wird zum Erstaunen Sr. Excellenz des Schwiegervaters jubelnd begrüßt, und hat Kredit genug, um dem Diplomaten einen Orden zu verschaffen, wodurch er sich nun ganz und gar die Zuneigung seines Schwiegerpapas erwirbt. Wahrscheinlich hatte man Scribe gebeten, den Text zu einer Operette zu entwerfen, in welcher sich ein debutirender Sänger in einem vortheilhaften Lichte zeigen, und welche einem jungen Komponisten Anlaß geben könne, eine gefällige Musik zu setzen. Wenigstens wird der Polizinelle von einem neuen Schauspieler, Namens Mocker, gespielt, und die Musik hat ein bisher noch wenig bekannter Tonkünstler, Monfort, gesetzt, welcher, wie Adam, noch manche Operetten wird setzen müssen, ehe er sich, wie dieser durch seinen Postillon de Lonjumeau, einen großen Ruf erwirbt. Daß auch die Balletmeister sich an Scribe wenden, ist bekannt, und nachdem er neulich aus Musäus Volksmährchen den „gerauchten Schleier" in eine Oper umgesetzt hat, ist es ihm nicht schwer gefallen, die Tarantel zum Vorwurfe eines neuen Ballettes zu machen, welches zwar nicht unter seinem Namen, sondern unter dem des Balletmeisters Coralp, in der vorigen Woche zum ersten Male auf der Opernbühne vorgestellt worden ist; aber jedermann weiß es, daß Scribe das Ballet entworfen hat, weil nur er im Stande ist, so etwas zu erfinden. Die Unwahrscheinlichkeit ist hier eben so stark, wie in der eben angeführten Operette Polichinelle. In dem Ballete die Tarantel will die Tochter eines italienischen Gastwirthes einen jungen Mann heirathen; da dieser aber von der Tarantel gestochen wird und furchtbar tanzt, hat sie kein anderes Mittel, ihren Geliebten von seiner Krankheit zu heilen, als die Verbindung mit einem Arzte, welcher nur unter dieser Bedingung sein Heilmittel herausgeben will; denn der Arzt ist auch in das Mädchen verliebt. Der junge Mann wird bald geheilt; aber nun, da die Heirath mit dem Arzte vorgehen soll, ist er so schlimm daran, als da ihn die Tarantel gestochen hatte. Auch die Geliebte sähe lieber den Arzt von der Tarantel gestochen, als ihr von der Kirche angetraut. Die Eheceremonie ist aber vollzogen, die Hochzeit geht zu Ende, und der Ehrend kömmt heran. Es handelt sich darum, der Wolziehung der Ehe auszuweichen. Nun stellt sich die junge Frau, als hätte auch sie einen Tarantelstich bekommen, geberdet sich höchst wunderlich, fällt zuletzt in gänzliche Erschöpfung, wird für todt gehalten, weggetragen, und vereinigt sich mit ihrem Geliebten, den sie zu lezt auch heirathet, da eine unbekannte Dame erscheint, und es sich ergibt, daß es die für todt gehaltene Frau des Arztes ist. Man muß gestehen, daß dieser eine alterne Rolle spielt und daß das Stück von Ungereimtheiten wimmelt. Allein einem Ballette geht manches durch, wenn es unterhaltend ist, und dies ist gerade hier der Fall. Fanny Elsler spielt und tanzt die Rolle der jungen Gastwirthin so reizend, daß man das übrige gern vergißt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 182.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 31. Juli 1839.

— From year to year,
The flowers to mankind say:
„Without a thought, without a fear,
Lo! we have passed away!“
Banim.

Sommerlieder.

II. Blumenfrieden.

Sommerſtille
Wiegt mit unſichtbaren Flügeln
Sich auf farb'gen Blumenhügeln;
Iſt's ihr Wille,
Daß die Stimme auch des Lieds verſtumme,
Und Nichts lauter als der Käfer ſumme?

Doch nicht dämmen
Kann ich des Entzückens Wellen,
Die mir um die Seele ſchwellen,
Kann nicht hemmen
Grüße an die Blumen, die dort blühen,
Die ſo ſtill ſtehn und ſo ſchnell doch fliehen!

Sommerkinder,
Deren kurzgezählte Tage
Ledig ſollten ſeyn von Plage:
Kennt nicht minder
Ihr vielleicht die Laſt gramvoller Herzen,
Als wir Dulder in des Jahrlaufs Schmerzen?

Naht wohl Bangen
Eurem dichtgedrängten Volke,
Wenn die ſchwarze Wetterwolke
Hält gefangen
Eure Königin, die Sonn', in dunkeln
Maſſen, draus die fahlen Blitze funkeln?

Ach, es beben
Eure Häupter all' erſchrocken,
Sterne, Kelche, Kronen, Glocken,
Wenn ſich heben
In der Ferne Stürme, toſend, pfeifend,
Rauh in ihre Sammetmäntel greifend!

Quält nicht Sehnen
Euch, daß ihr nicht dürfet wandern
Koſend eine hin zur andern?
Wird zu Thränen
Nicht der Thau euch, weil, trotz allem Prangen,
Ihr in eigner Wurzel ſteht gefangen?

Iſt die Kürze
Eures Lebens nicht Ein Zittern
Vor dem Tod, dem nahen, bittern?
Iſt die Würze,
Die ihr aushaucht, nicht ſchon ein Vermächtniß,
Segenswunſch erfleh'nd für eu'r Gedächtniß?

Nein! weil Sorgen,
Grämen, Bangen, Trauer, Kummer
Unsern Tag durchziehn und Schlummer,
Darum borgen
Wir auch euch von unsern Kümmernissen —
Sommerkindern, die vom Leid nichts wissen!

Nein! ihr lächelt
Ob dem irr'gen Mitgefühle!
Glücklich, wenn die Abendkühle
Lind euch fächelt,
Harmlos, wenn die Stürme sonder Schonen
Wild entblättern eure vollen Kronen.

Rose droht nicht,
Ob bewehrt auch mit dem Dorne;
Nicht von Liebe, Scham, vom Zorne
Ist sie rot nicht;
Wie von Neid und Feindschaft und vom Hasse
Rein ist ihre Schwester dort, die blasse.

Ew'ger Frieden
Den kein wechselnd Seyn verkümmert,
Den der Tod selbst nicht zertrümmert,
Ist beschieden
Euch, in die als Knospen wie als Leichen
Zwiespalt nie vermag sich einzuschleichen.

Euch entweihet
Nichts, was gröbere Naturen
Durch des Kampfs und Leides Spuren
Wild entzweiet;
Sonnenlicht und Aether eure Nahrung,
Euer Amt — der Schönheit Offenbarung.

Schmerzlos lauschet
Ihr aus mild gelösten Hullen,
Weich sich eure Kronen füllen;
Sanft auch rauschen
Eure Blätter, wenn des Welkens Engel
Euch berührte, klagelos vom Stengel.

Harmlos flieht ihr
In das Glück des Seyns versunken,
Von des Thaues Lustreich t unken;
Neidlos seht ihr
Neben euch, wenn euer Schmelz vergangen,
Jungre, farbenfrischre Schwestern prangen.

Großmuthsreiche!
Nimmermüd' in Duftausspendung,
Lehrerinnen der Verschwendung,
Bis der bleiche
Schatten der Erschöpfung auf euch sinket,
Eures Lebens Rest im Finge trinket.

Nicht begehrt ihr
Dann, daß Augen sich befeuchten,
Daß euch Trauerkerzen leuchten,
Gern entbehrt ihr
Klag' und Ruhm, frod, daß in eure Lücken,
Neue Sommerkinder fröhlich rücken.

Schmetterlinge
Bald im schnellern, bald im mattern
Flug von Blum' zu Blume flattern,
Ring' auf Ringe
Ziehn sie, des balsamschen Aethers Schwimmer,
Spiegelnd in sich aller Blumen Schimmer.

Botschaft tragen
Sie den Blumen, die gebunden
Wurzeln, und ich konnt' erkunden,
Was sie sagen:
„Denkt, o Schwestern! froh der Gottesrede!
Mehr als Salomo glänzt eurer Jede!"

Sommerstille
Wiegt mit unsichtbaren Flügeln
Sich auf farb'gen Blumenhügeln,
Und ihr Wille
Winkt uns in der Blumensprache Zeichen:
„Haltet fern den Krieg von meinen Reichen!"

Gespräche einer Sommernacht.

(Schluß.)

Manor. Arme Sophokleia! und wie stellen Sie sich denn nun diesen grausenvollen Gebieter der Finsterniß vor? Gleicht er dem Bilde, das Goethe in seinem Mephistopheles gegeben, oder sieht er mehr dem Teufel Miltons ähnlich?

Sophokleia. Keinem von beiden.

M. So hat Byron im „Kain" das ähnlichste Porträt Ihres schwarzen Prinzen geliefert?

S. Auch nicht.

M. Das sind doch die geistreichsten Teufel, die wir haben.

S. Mein Teufel ist aber nicht geistreich.

M. Wie, Sie werden doch nicht den ganz gemeinen Popanz furchten, das Schreckbild der Spinnstuben, den Hörnerträger mit dem Pferdefuß und dem Kuhschweif? Bravo, das heißt einen bandfesten Glauben haben!

S. Ich will mich über das Kostüm meines Teufels nicht mit Ihnen streiten, ich will nur eingestehen, daß er so schrecklich als möglich gestaltet ist, und daß er alle jene mildernden Züge von Geist, Ironie, Spott und interessanter Bosheit nicht hat, wie sie ihm unsere Dichter geben. Er ist ganz Teufel, das heißt, er ist ganz Qual und Marter für mich, und dadurch, daß er sich allem Schönen und Bewundernswerthen, für das ich schwärme, anschließt, verbittert er mir jeden Genuß und macht mir jede edle Regung verdächtig. Er peinigt mich in der Einsamkeit und macht mich zerstreut und furchtsam in der Gesellschaft. Unaufhörlich jagt er mich von einer Leidenschaft in die andere, und indem er mich zwingt, beständig mein Herz und meinen Glauben vor ihm in Sicherheit zu bringen, geht auf dieser eiligen Flucht oft das Beste verloren. Mit einem Worte, eine ewige Unruhe ist mein Theil, eine Unruhe, die auf die peinvollste Höhe steigt, gerade in den Momenten, wo meine sehnsüchtigsten Wünsche in Erfüllung gehen und ich alle Ursache habe, mich für ganz glücklich zu halten.

M. Arme Sophokleia, also auch bis in den Arm der Liebe verfolgt Sie das Ungethüm?

S. Auch bis dahin; ja es nimmt nicht selten die Züge dessen an, von dem ich eben, vielleicht zu leichtgläubig, die Schwüre der Treue und Ergebung annehme.

M. Alsdann ist es nur ein Phantom Ihrer Einbildungskraft.

S. Nein, o nein! Wie schrecklich, Manor, wird es seyn, wenn ich ihm einmal ganz anheimfalle; wenn er mich völlig nach Belieben beherrschen wird, und ich ihm auf keine Weise werde entfliehen können.

M. Fassen Sie sich; glauben Sie denn, daß Jedermann einen solchen Verfolger habe?

S. Nein, wer sich durchaus keiner Schuld bewußt ist, wandelt frei. Aber wie wenige Glückliche sind dies! Heißt nicht schon athmen sich mit Schuld beladen? Und die kleinste Schuld fesselt diesen schrecklichen Begleiter an unsere Fersen. Ha, ich glaube ihn dort stehen zu sehen! Er lehnt sich über das Gitter, um über Ihre Schulter herüber mich anblicken zu können. Retten Sie mich, Manor!

M. Es sind die grellen Widerscheine des Blitzes, die auf die dunkle Epheuwand am Fenster fallen.

S. Nein; es hat Bewegung, hat eigenthümliches Leben. Ein dunkler Schatten ist's, der hin und her wankt; ich sah die Züge des Gesichts, den Blick der Augen.

M. Kommen Sie in's Zimmer zurück. Der Sturm ist entfesselt, der Donner brüllt, das Meer tobt auf grauenerregende Weise.

S. Ha, diese Nacht um uns her! dieses Rauschen, Zischen und Lärmen! Ganze Nebelmassen rollen über's Meer, und der aschgraue Dust vermischt sich mit dem weißen Schaum der Wellen. Die Brandung tobt an den Thurm. Manor, wie furchtbar ist diese Nacht! Zahllose Blitze zerreißen die Wolkendecke. Dieser Schlag! die Grundfesten der Erde erbeben. (Sie stürzt sich in Manors Arme und verbirgt ihr Haupt an seiner Brust. Er führt sie in's Zimmer. Eine lange Pause, während das Meer tobt und die Donnerschläge brüllen. Manor will sich entfernen, Sophokleia fährt auf und hält ihn zurück.)

S. Bleiben Sie, Manor. Beruhigen Sie den wilden Kampf; setzen Sie sich an's Piano, ich will an meine Harfe eilen, lassen Sie uns mit dem Sturm der Melodien dem Sturm der Natur entgegenwirken.

M. Sie haben Recht, Sophokleia, und errathen Sie, welches Lied ich wähle?

S. Nein, Manor.

M. (setzt sich und greift die Akkorde des „Dies Irae" — Sophokleia fällt mit Harfenbegleitung ein. Dumpfe Donnerschläge und wildes Rauschen des Meeres füllen die Pausen.)

Manor. Jener Zorntag löst im Raube
Diese Welt zu Asch und Staube.
So bezeugt's der heil'ge Glaube.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Schluß.)

Neue Theaterstücke. Jeunesse de Goethe.

Die Musik zu den Balletten besteht hier meistens aus Stücken, welche der Arrangeur aus den Compositionen berühmter Meister nimmt; hier und da setzt er etwas aus eigenem Genie hinzu, wenn er welches hat oder zu haben glaubt. Der Arrangeur der Tarantel ist der Buchhändler Gides, welcher sich freilich mehr mit Musik als mit seinem Buchhandel abgibt, und außer den annales des voyages und einigen andern geographischen Werken wenig verlegt. Der Mann scheint in der musikalischen Literatur wohl bewandert zu seyn, und die von ihm getroffene Auswahl von Stücken, die er dem neuen Ballette angepaßt hat, wird ziemlich allgemein gelobt. Auch ist dies nicht sein erster Versuch der Art. Zwei noch fast gar nicht bekannte Tonkünstler, welche dem Namen nach keine Franzosen zu seyn scheinen, Flotow und Pilati, haben die Musik zu dem großen dramatischen Stücke „der Schiffbruch der Medusa" gesetzt, welches das Théâtre de la Renaissance jetzt mit großem Beifall fast täglich aufführt. Das Stück hat vier Aufzüge, kann also als eine große Oper betrachtet werden; was aber das Publikum herbeizieht, ist nicht die Musik, sondern die Darstellung des

Schiffbruches mitten auf dem Meere. Man hat in den Tagesblättern die Bemerkung gemacht, als jenes Theater sich Théâtre nautique nannte und wirkliches Wasser darstellte, habe es wenig Beifall gefunden; jetzt aber, da durch mechanische Mittel die Meereswellen täuschend nachgeahmt werden, wolle Jedermann die Darstellung sehen. Natürlich, weil man die durch die Kunst hervorgebrachte Täuschung beurtheilen will. Hätten die Unternehmer des Théâtre nautique bedacht, daß nicht immer das Natürliche gefällt, und daß die Nachahmung zuweilen mehr Reiz für uns hat, als das bloße Hinstellen des natürlichen Gegenstandes, so würden sie ihr Geld nicht in ein so unsinniges Unternehmen gesteckt haben, und nicht bankerott geworden seyn. Ein anderes wäre es freilich, wenn sie die Pariser an's Ufer eines Lucriner Sees hätten führen und ihnen ein Seegefecht, wie zu der Römer Zeiten, preis geben können. Daß auch das Ambigutheater den Schiffbruch der Medusa in einem Melodrama darstellt, und zwar mit eben so vielem Beifall als das Renaissancetheater in einer Oper, habe ich bereits in einem vorigen Berichte erwähnt. In beiden Stücken haben die Maschinisten und Dekorateurs sich Ruhm erworben. — Im Theater der Porte St. Martin, welches seit langer Zeit kein ausfallendes Stück gegeben hatte, ist es ein großes Schauspiel: Pacte de Famine, das heißt der Hungersnothvertrag, was jetzt das Publikum verbeißen. Es ist eine recht kräftige Schilderung der Hungersnoth, welche unter Ludwig XVI. in Paris durch die Habsucht einiger Spekulanten, wie man glaubt, entstand und das Volk zum Aufruhr trieb, gleichsam ein Vorspiel der großen Revolution, weßhalb die Dichter das Stück auch mit der Einnahme der Bastille beschlossen haben. Dagegen hatte das Variététheater den Einfall, den Pöbel, und zwar die niedrigsten Handthierungen desselben, wie die Reiniger der Kloaken, écureurs des égouts genannt, darzustellen. Das Stück heißt La Canaille, und Obry hat die Rolle eines solchen Kloakenfegers; der Kerl sieht abscheulich aus. Aber das Pariser Publikum will Abwechslung, und indessen ihm Seeräbe und andere Dichter reiche Bankiers, Wechselagenten, elegante Obristen und dergleichen Herren vorführen, ist es ihm nicht unlieb, dazwischen einmal einen Kloakenfeger mit seiner Umgebung auf der Bühne zu sehen. So viel ist gewiß, daß die Dichter auf der untersten Stufe des Pöbellebens angelangt sind. Tiefer herabzusteigen wäre nicht wohl möglich. Uebrigens sind die Einfonirer, die man bereits mehrmals auf die Bühne gebracht hat, nicht besser als die écureurs d'égout, und ein solcher Lumpensammler hat auf der Bühne sein Glück gemacht, als ihn der berühmte Komiker Potier spielte, dessen vorrefflichen Darstellungstalent seitdem von keinem Schauspieler erreicht worden ist. — Noch muß ich eines wunderlichen kleinen Theaterstücks erwähnen, welches wegen des Dichters oder vielmehr der Dichterin einiges Aufsehen erregt hat. Es ist dies nämlich dieselbe Madame Colet-Revoil, welche neulich den Preis der Dichtkunst von der academie française erhalten hat. Diese junge hübsche Dame, welche natürlich nur lauter Schüßgleichen und Schmeichelein um sich her vernimmt, scheint gegen Kritiken in den Tagesblättern außerordentlich empfindlich zu seyn, und da man nicht allein ihre Flours du midi, sondern auch ihr von der Akademie gekröntes Stück in manchen Blättern ziemlich scharf mitgenommen hat, so scheint sie auf eine Gelegenheit gewartet zu haben, sich als Dichterin zu rächen. Da kam ihr, ich weiß nicht wie, der Einfall, Goethe im Gegensatze zu einem harten Kritiker aufzustellen, und zu letzterer Figur schien ihr Niemand passender, als derjenige Schlegel, welcher, seitdem er eine vergleichende Kritik Racines und der griechischen Tragiker französisch geschrieben, manchen Franzosen als der Typus eines gewaltig argen Kritikers vorkommt, und sonderbar genug hat Madame Colet-Revoil jenen beiden Männern den schwärmerischen Lavater zugesellt, der aber in dem Stücke gar nicht schwärmt, und eben so gut Christoph oder Peter heißen könnte. Goethe sagt Schlegeln recht harte Dinge über die Recensenten in's Gesicht, z. B. sie seyen der Wurm, welcher in den Apfel steche und seinen Fall vom Baume verursache, was aber Schlegel nicht zugeben will, indem er behauptet, der Wurm durchsteche nur die dem Falle nahe Frucht.

Goethe. Le critique est le ver du fruit et de la tombe.
Schlegel. Il attaque le fruit, mais lorsque le fruit tombe.

Weiterhin vergleicht Goethe den Recensenten mit dem einen Leichnam feierenden Wundarzte. Diese sonderbare Unterredung findet bei einem Zechgelage Statt, wobei auch Lavater seine Rolle spielt, das heißt an welcher auch er Theil nimmt. Die Handlung geht in einem Gasthause vor, wo sich die Zechbrüder versammeln, und dem gegenüber sich ein Musikkonservatorium befindet, dessen sedne Mädchen die Musikersämtleit der Zechbrüder schon lange auf sich gezogen haben. Goethe ist ein fleißiger Besucher der Musikschule, oder eigentlich der sednen Mädchen derselben. Unter diese schleicht sich Lotte, die durch Werthers Leiden so berühmte Lotte ein, die, wie tedt nach Madame Colets Ausfage in den hiesigen Tageblättern versichert wird, Goethes Geliebte gewesen, aber von ihm verlassen worden war. Er erkennt sie nicht wieder, ein Beweis, daß die Liebschaft sehr alt, oder Goethe außerordentlich vergeßlich ist; sie will von ihm die Deklamation lernen, sie sagt ein Stück aus dem Faust, versteht sich, ein von Madame Colet übersetztes Fragment her, gewinnt seine Zuneigung und wird seine Frau. Er ist also wohl der in Werthers Leiden nicht von amore geschilderte Albert, denn Werther selbst kann er doch nicht seyn, da er sein Leben, anstatt es aus Liebe zu verkürzen, bestmöglichst verlängert hat. An Wahrheit ist natürlich in diesem Stücke nicht zu denken; alles ist Dichtung oder wird zur Dichtung, obschon das Stück als die Bearbeitung eines Bruchstückes aus Goethes Memoiren angekündigt worden ist. So sonderbar das Ding ist, das Talent der Dichterin läßt sich nicht verkennen; und wenn auch nichts Gutes daran wäre, als der theoretische Streit zwischen Genie und Kritik, so wäre dieser Dialog wenigstens beachtenswerth. Glaube aber die junge reizvolle Dichterin, sich an den Kritikern hinlänglich gerächt zu haben, so hat sie sich verrechnet und wird von Neuem anfangen müssen; denn einige Kritiker in den Tageblättern erlauben sich, auch ihre „Goethesehen Jugendjahre" als ein ganz verfehltes Stück darzustellen. Ich möchte ihr nicht rathen, den Kampf weiter fortzusetzen, so lange sie nicht im Stande ist, die sofen Kritiker durch ein Meisterwerk zum Schweigen zu bringen. Die Recensenten in den vielen kleinen Tageblättern bilden einen wahren Mückenschwarm; die meisten kleinen Stiche benutzen zwar, man thut aber sehr übel, wenn man ernstlich dagegen zu Felde zieht: denn man macht sich dadurch erst recht zum Gegenstand ihrer Verfolgungen, auf den sie täglich zurückkommen. Dg.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 77 und Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

August.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu beleuchten. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**“, mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Sommerlieder. 186. 190. 196. 204. 209.
David II. 205.
Tyrol. Von Johann Ladislaus Pyrker. 208.

Erzählungen.

Das Stell Dich ein. Von F. L. Bährlen. 187—202.

Länder- und Völkerkunde.

Wahlumtriebe in Ungarn. 185.
Leben in Athen. 184. 185. 186. — 204. 205. 206.
Das Fest des Redentore in Venedig. Von Heinrich Stieglitz. 194. 195.
Amsterdam im Jahr 1839. 197.

Naturwissenschaftliches.

Vom Daguerrotype. 201. 206. 209.
Ueber die physische Beschaffenheit des Planeten Mars. Von Dr. Nürnberger. 207—209.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Vorschlag zu Mäßigkeitsvereinen in Beziehung auf Unterhaltungsliteratur. Von J. H. v. Wessenberg. 183. 184.
Historische Phantasien. 185. 186. 187. 188. 189. — 198. 199. 200. 201. 202. 203. 205. 206. 207. 208.
Aus der Sittengeschichte der Deutschen. 185.
Georges Lefrançois. Von Helmine von Chézy. 191—195.
Moden. 196.

Korrespondenz.

Berlin. 183. 184. 185. — Frankfurt a. M. 186. 187. 188. 189. — Paris. 189. 190. 191. 192. — 199. 200. 201. — Karlsbad. 191. 192. 193. 194. 195. — Genf. 193. 194. 195. 196. — Florenz. 197. 198. — Mainz. 198. — Lausanne. 200. 202. 203. 204. — Wien. 204. 205. 206. 207. — Breslau. 208. 209.

Literatur-Blatt.

Nro. 78.

Schriften über die deutschen Handels-Angelegenheiten. 2) Ueber den beabsichtigten Handelsvertrag zwischen Holland und den Staaten des großen Zollverbandes, von Heinrich Pütter. (Schluß.) — 3) Des Stader-Elbzolles Ursprung, Fortgang und Bestand. Eine publicistische Darstellung von Dr. A. Soetbeer. — 4) Einige Bemerkungen über die neue Zollverordnung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein in deren Beziehungen zu den Städten Lübeck und Hamburg, von Dr. E. W. Asher. — Gesetzgebung. Rheinisches Ruralgesetzbuch oder ordnungsmäßige Sammlung der das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen, das Prozeßverfahren und die Polizei Bezug habenden, das platte Land insbesondere betreffende Gesetze, von M. Pickhardt.

Nro. 79.

Deutsche Geschichte. 1) Jean l'aveugle, roi de Bohême, comte de Luxembourg, Marquis d'Arlon. Esquisse biographie publiée par P. A. Lenz. etc. — 2) Castell an der Saar, eine historische Topographie. Herausgegeben von Dr. Hewer. — Länder- und Völkerkunde. 4) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. — 5) Die Königreiche Schweden und Norwegen, das Kaiserthum Rußland und Königreich Polen und Freistaat Krakau. Von Prof. Possart. — 6) Das Fürstenthum Serbien und seine Bewohner, von dems. — 7) Abriß der neuesten Geographie aller fünf Welttheile. Deutsch und Französisch. Zum Gebrauch in Schulen von Dr. A. Ise. — Unterrichtswesen. Bericht an Se. Majestät den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1837.

Nro. 80.

Neue Reisen. 9) Lustreise in's Morgenland. Von Dr. Titus Tobler. Zwei Theile. — 10) Reise in Griechenland von Prof. Greverus. — Kritik. Leben, Charakter und Philosophie des Horaz. Ein Dialog von Dr. Oswald.

Nro. 81.

Baukunst. Die Aesthetik der Baukunst, ein Leitfaden zum Selbstunterricht und Handgebrauch von G. Wagner, Architekt. — Gemeinnützige Schrift. Schutz und Wehr gegen Unglücksfälle oder die Sicherheits- und Rettungsmittel in den Gefahren des Lebens. Ein Lesebuch für Schule und Haus von Hofrath Prof. v. Poppe. — Deutsche Geschichte. Die Vorzeit. Herausgegeben von Dr. K. W. Justi.

Nro. 82.

Biographie. Ludwig Philipp, König der Franzosen und seine Familie. Von August Bürk. — Lyrische Dichtkunst. Gedichte von Julius Krais. — Alterthumskunde. 1) Alte Geographie, beleuchtet durch Geschichte, Sitten, Sagen der Völker und mit vergleichenden Beziehungen auf die neuere Länder- und Völkerkunde. Von Ludwig Georgii. Mit einer Uebersetzung des Ptolemäus als Anhang. Erste Abtheilung. Asia, Afrika. — 2) Handbuch der alten Geographie für Schulen von Professor Dr. Schirlitz. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Nro. 83.

Bildende Kunst. Der Ritter Leo von Klenze und unsere Kunst. Von Prof. Wiegmann. — Deutsche Geschichte. Rheinische Geschichten und Sagen von N. Vogt. 4r Theil.

Nro. 84.

Kirchengeschichte. 1) Der heil. Bernhard von Clairvaux und die Hierarchie seiner Zeit. Von J. Ellendorf. — 2) Die Karolinger und die Hierarchie ihrer Zeit. Zwei Bände. Von demselben. — Dramatische Dichtkunst. 1) Das Galgenmännlein. Ein dramatisches Gedicht von Arthur Lutze. — 2) Leben und Thaten Emerich Tökelys und seiner Streitgenossen. Ein historisches Drama von A. Z. — Volkssagen. Preußens Volkssagen, Mährchen und Legenden, als Balladen, Romanzen und Erzählungen bearbeitet von Widar Ziehnert. Erster Band.

Nro. 85.

Alterthumskunde. 3) Aeneas und die Penaten. Die italienischen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechischen, dargestellt von H. R. Klausen. Erster Band. — 4) Hellenika. Griechenland im Neuen das Alte von P. W. Forchhammer. Erster Band. — 5) Lehrbuch der griechischen und römischen Mythologie für Mädchenschulen und die Gebildeteren des weiblichen Geschlechts. Zweite verm. Auflage. 6) Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer aus dem Standpunkt der Geschichte von Dr. K. F. Jermann. Zweite verm. Auflage. — 7) Studien zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer. Von Julius Schadeberg. — 8) Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt oder Geschichte der Literatur der Egypter ꝛc. Von Dr. Gräße. Erste Abtheilung. — 9) Stuart und Revett, Alterthümer von Athen ꝛc. Deutsch von Dr. L. Bärmann.

Nro. 86.

Alterthumskunde. Vorhalle zur griechischen Geschichte und Mythologie. Von Joh. Uschold ꝛc. Zweiter Theil. — Deutsche Geschichte. Die Höfe und Cabinette Europas im 18ten Jahrhundert. Dritter Band. Von Dr. Fr. Förster. — Badeschrift. Kreuznach, seine Heilquellen und deren Anwendung. Dargestellt von Dr. C. Engelmann.

Nro. 87.

Französische Geschichte. 1) Geschichte Frankreichs unter Napoleon, von 1807 — 1812. Von Bignon. Deutsch von L. von Alvensleben. Fünf Bände.

Nro. 88.

Dichtkunst. Deutsche Sagen von Adolf Bube. — Alterthumskunde. Herculanum und Pompeji. Vollständige Sammlung der daselbst entdeckten, zum Theil noch unedirten Malereien ꝛc. Gestochen von H. Roux d. A. und Ab. Bouchet in Paris. Mit erläuterndem Text deutsch bearbeitet von Dr. A. Kaiser — Französische Geschichte. Geschichte Frankreichs unter Napoleon ꝛc. (Schluß.)

Kunst-Blatt.

Nro. 62.

Kunstgeschichte. 2) Notizie epigrafiche degli artefici marmorarii romani dal X al XV secolo ordinate ed illustrate da Carlo Promis. (Fortsetzung.) — Medaillenkunde. — Malerei. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 63.

Kunstgeschichte. 2) Notizie epigrafiche degli artefici marmorarii romani dal X al XV secolo ordinate ed illustrate da Carlo Promis. (Fortsetzung.) — Bemerkungen. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Statistik der Kunst.

Nro. 64.

Kunstgeschichte. 2) Notizie epigrafiche degli artefici marmorarii romani dal X al XV secolo ordinate ed illustrate da Carlo Promis. (Beschluß.) — Bemerkungen. — Statistik der Kunst. — Artistischer Verkehr. — Neue Stiche und Lithographien.

Nro. 65.

Kunstliteratur. De Protestantismo artibus haud infesto scripsit Carolus Grüneisen. — Neue Stiche und Lithographien. — Kupferwerke. — Literatur.

Nro. 66.

Kunstliteratur. Christliche Kunstsymbolik und Ikonographie. Ein Versuch, die Deutung und ein besseres Verständniß der kirchlichen Bildwerke des Mittelalters zu erleichtern. — Bemerkungen. — Nekrolog.

Nro. 67.

Die Kunstausstellung in Prag, im April 1839. — Persönliches.

Nro. 68.

Halberstadt am 10. Juli 1839. — Nekrolog. — Neue Kupferstiche und Lithographien. 1) Moses am Felsen, nach dem zweiten Buch Mosis Kap. XVII, Vers 6. En ego stabo ibi coram te supra petram Horeb etc., nach B. Murillo, gestochen von Estève. — 2) La jeune mère françaiso, peint par Steuben, gravé par F. Conquy. 1839. — 3) Heilige Familie, gemalt von F. Overbeck, gestochen von J. Felsing, 1839. — 4) The village festival, engraved by Charles G. Lewis from the original picture painted by D. Wilkie. — Persönliches. — Technisches.

Nro. 69.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. — Neue Kupferstiche und Lithographien. (Beschluß.) 5) Roland befreit die Prinzessin Isabella von Gallizien aus der Räuberhöhle, gemalt von Hübner, gestochen von Keller. — 6) Pieta oder der Leichnam Jesu ꝛc. Gemalt von W. Schadow, gestochen von Hoffmann. — 7) Bildniß des Erzherzogs Rainer, gestochen von Claude Artaria. — 8) Album deutscher Künstler ꝛc. — 9) Galerie Aguado etc. — 1) Louis Philippe von Frankreich, lithographirt von Leon Noel. — 2) und 3) Désarmement de la Vera Cruz und Prise du fort St. Juan d'Ulloa dess. sur le lieu par Flandrin. — 4) Histoire de la peinture sur verre d'après ses Monumens en France, par. P. de Lasteyre. — 5) Sketches in France, Switzerland and Italy by Samuel Prout. — Technisches. — Versteigerungen. — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Nro. 70.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. (Fortsetzung.) Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 71.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. (Fortsetzung.) — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

№ 183.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 1. August 1839.

Corruptus simul et corruptor, aeger et flagrans animus.
Tacitus.

Vorschlag zu Mäßigkeitsvereinen in Beziehung auf Unterhaltungsliteratur.

Von J. H. v. Wessenberg.

Schon in den Zeiten römischer Ausartung und eben so in mehreren Zeiträumen des Mittelalters hat die Obrigkeit es vielfältig versucht, den Ausschweifungen der Genußsucht und Ueppigkeit durch Strafgesetze zu wehren. Allein die Mäßigkeit, durch Zwang hervorgebracht, hat einen sehr unzuverlässigen Charakter. Nur in kleinen Kreisen läßt sie sich erzwingen; dann hört sie aber auf, eine Tugend zu seyn; der Gezwungene, sobald er freien Raum gewinnt, stürzt sich nur um so gieriger in das Unmaß hinein. Die Strafgesetze gegen die Unmäßigkeit im Aufwand, im Genuß von Speise und Trank, in sinnlichen Ergötzungen haben mehr dazu aufgereizt, als dieselbe abzustellen oder auch nur einzuschränken vermocht. Nitimur in vetitum! Man ist daher in neuerer Zeit auf den glücklichen Gedanken verfallen, solchen Unarten, deren verderbliche Wirkungen anerkannt sind, die aber dem Gesetz und der Polizei des Staats Trotz bieten, durch freiwillige Vereine mit dem Einfluß des persönlichen Ansehens und Beispiels entgegen zu arbeiten. Dies ist insbesondere in vielen Gegenden gegen den unmäßigen Gebrauch geistiger, berauschender Getränke mit gutem Erfolg geschehen.

Noch bedenklicher aber als solche Angewöhnungen zur Unmäßigkeit in sinnlichen Genüssen ist ein geistiges Miasma, das im Luftkreise unserer Civilisation unvermerkt die sittlichen Zustände mit seuchenartiger Zerrüttung bedroht. Dieses Miasma entwickelt sich aus der in alle Classen des Volks, vorzüglich in Städten durchgedrungenen Unterhaltungslesereі. Der Sinn und Geschmack dafür, an sich eine löbliche Frucht des zunehmenden und bessern Unterrichts, wurde von Vielen als ein werthvolles Organ geistiger und sittlicher Veredlung begrüßt. Aber wie Alles, was auf Menschenbildung bedeutenden Einfluß gewinnt, bedarf auch die Unterhaltungslesereі in ihrer jetzigen Ausdehnung einer vernünftigen, weisen und wachsamen Leitung, wofern daraus nicht größerer Nachtheil als Nutzen für die Gesellschaft hervorgehen soll. Die Staatsbehörde vermag durch ihre Beaufsichtigung der öffentlichen Lesecirkel und Leihbibliotheken nur wenig, um Bösartiges fern zu halten, und noch weniger, um der Leserei eine bessere Richtung zu geben. Die Religionslehrer können nur warnen, nur abmahnen, und müssen jetzt dabei noch große Vorsicht und Bescheidenheit anwenden, um nicht Oel in's Feuer zu gießen. Auch hier ist der Fall, wo Vereine wohlwollender und einsichtiger Menschenfreunde das Beste thun könnten.

Unterhaltungsschriften bilden jezt bei Weitem die Mehrzahl unter den Erzeugnissen der Literatur. Ihre Verfertigung ist mehr als jeder andere Zweig der Schriftstellerei ein großes Nahrungsgewerbe geworden. Die Schaaren umherziehender Gaukler haben sich vermindert; aber Unterhaltungsschriftsteller schießen wie Pilze über Nacht, durch den verbreiteten Geschmack an dieser Art geistiger Erholung geweckt, ohne Zahl an's Licht hervor. Das Daseyn vieler Talente dafür läßt sich nicht in Abrede stellen. Allein im Ganzen scheint man doch die Gaben, die erforderlich sind, um hierin etwas Tüchtiges, Ausgezeichnetes zu leisten, zu gering anzuschlagen. Den eigentlich Geweihten wird ihr Geschäft durch Schwärme talentarmer Eindringlinge verkümmert. Das große Kind, Publikum genannt, will nur immer Neues und wieder Neues. Es ist jezt äußerst selten, daß eine Unterhaltungsschrift von der nämlichen Person mehr als einmal gelesen wird, und eben so selten hat eine solche das Glück, durch die nach ihr erscheinenden nicht sogleich in Vergessenheit hinabgedrängt zu werden. Alle diese Umstände machen, daß Viele auch der besser begabten Schriftsteller in den Forderungen an sich selber lässiger werden. Der Taglöhner verdient sich eben so viel, wo nicht mehr, als der Meister. Leser und Schriftsteller finden sich dadurch gutlich mit einander ab, daß sie sich damit begnügen, wenn ihnen nur der Nahrungsstoff, jenen für den Genuß müssiger Stunden, diesen für den leiblichen Unterhalt nicht ausgeht. Die meisten Leser denken eigentlich gar nichts. Mag der Schriftsteller für sie denken, was ihm beliebt.

Die Menge der jährlich erscheinenden Romane, Erzählungen, Novellen gleicht den Wellen eines das Gehör betäubenden Katarakts. Die Lesecirkel, die Leihbibliotheken versehen sich eiligst damit, ohne erst ein Urtheil über ihren Werth abzuwarten. Das Urtheil folgt hintennach noch immer früh genug. Eine Hand wäscht die andere; Lob wird gegen Lob ausgetauscht. Doch was kümmert dies das Publikum, dem es nur um den täglichen Zeitvertreib zu thun ist? Kaum ist eine Schrift verschlungen, so greift man nach einer neuen, ohne daß daran gedacht würde, den Inhalt der einen oder der andern in Erwägung zu ziehen und das Bessere davon in seinem Geist wie eine gute Münze zu hinterlegen. Bei dieser Leserei, zu welcher jezt bei uns das beständige Tabakrauchen, wie in Indostan das Kauen von Bethel, ein würdiges Seitenstück liefert, ist der Mangel alles Nachdenkens über das Gelesene oft noch ein Glück, indem die häufigen Schilderungen und Maximen, die nur der Lusterheit und Ruchlosigkeit Vorschub geben, zu schnell wieder verwischt werden, um eine tiefe Spur zu hinterlassen. Auf der andern Seite ist die Verwirrung, welche dadurch in die Vorstellungen der Seele eines solchen Lesers gebracht wird, kein geringer Nachtheil, indem sie hindert, daß irgend ein Grundsatz, eine Lebensansicht Wurzel fasse, wodurch die Seichtheit der Denkweise und das Schwanken der Gesinnung immer mehr gefördert wird. — So eine plan- und gedankenlose Leserei wird eben so wie der häufige Gebrauch geistiger Getränke zur Gewohnheit. Wenn dieser die Nerven abstumpft, so versezt jener Geist und Gemüth in einen Zustand schlaffer Abspannung und Träumerei.

Alles in der Welt schlägt für die Menschen zum Uebel aus, sobald das rechte Maß überschritten wird. Wenn es den Mäßigkeitsvereinen gegen die Branntweinpest gelungen ist, ihr in manchen Kreisen Einhalt zu thun, warum sollten nicht auch ähnliche Vereine vermögend seyn, der naschhaften Unterhaltungsleserei einen bessern Charakter, eine würdigere Richtung zu geben? Weit entfernt, die Neigung für die geistige Unterhaltung, welche das Lesen dazu geeigneter Schriften gewährt, unterdrücken zu wollen, würden diese Vereine sich das Ziel vorstecken, jenes Lesen gewissen Regeln unterzuordnen, deren Beobachtung es vor Mißleitung und Schaden bewahren und ihm den größtmöglichen Vortheil sichern könnte. Die Klippen der jetzigen Unterhaltungsleserei liegen in der Auswahl der Schriften und in der Art ihres Gebrauchs. Damit eine den Geist belebende und erheiternde und das Gemüth bildende Unterhaltung mittelst des Lesens erreicht werde, ist es durchaus nothwendig, daß nur solche Schriften Aufnahme in seinen Kreis finden, welche durch Inhalt und Form sich dazu eignen. Die Entscheidung darüber sezt aber Kenntniß der Literatur, gebildeten Geschmack und reine Gesinnung voraus. Doch gibt es wohl keine etwas bedeutende Stadt, die nicht mehrere also begabte Männer beherbergte. Wenn nun diese den Verein bilden, wird demselben gewiß das Vertrauen aller Guten sich zuwenden. Ein anderes Erforderniß eines gedeihlichen Lesens besteht darin, daß nicht zu viel und zu hastig, daß vielmehr so gelesen werde, daß ein erwünschter, nachhaltiger Eindruck davon im Geist und Gemüth der Leser zurückbleibe. Schon die gute Auswahl der Schriften würde viel beitragen, einer solchen vernünftigen Art zu lesen Eingang zu verschaffen. Höchst zuträglich wäre es, wenn der Verein sich überdies der Mühe unterzöge, in Umlaufschreiben auf den Hauptwerth der Schriften, die zum Lesen ausersehen worden, mit kurzen Andeutungen aufmerksam zu machen.

(Schluß folgt.)

Wahlumtriebe in Ungarn.

Wie es in England bei den Parlamentswahlen zugeht, iſt bekannt genug; weniger weiß man von Ungarn, das seine Wahlen ſo gut hat wie jeder andere conſtitutionelle Staat. In dieſem Lande beſteht die Ariſtokratie noch in ihrer ganzen Ausdehnung und Vollkommenheit, und es hat der Adel Prärogativen, welche ihm die größte Macht, ja faſt unbeſchränkte Souveränität gewähren. Wenigſtens genießt er eine Supremacie, welche das Schickſal des Landes in ſeine Hände legt.

Jeder Comitat, deren in Ungarn 48 ſind, ſchickt zwei Ablegaten (Abgeordnete) auf den Landtag, und dieſe werden auf den hiezu angeordneten Congregationen gewählt. Die Magnaten, ſo wie die hohe Geiſtlichkeit des Landes ſind vermöge ihrer Stellung ohne Wahl Abgeordnete für den Landtag. Die königlichen Freiſtädte bilden eine Kaſte für ſich und wählen als ſolche ihre Deputirten.

Wie in England und Frankreich, ſo gibt es auch in Ungarn Viele, denen ſehr daran gelegen iſt, als Abgeordnete gewählt zu werden. Oft handelt es ſich um Parteiungen, welche gewiſſen Principien anhängen und dieſe auf dem Landtage vertreten und verfochten wünſchen, und in dieſem Fall hat, gerade wie in Frankreich, der einmal vorgeſchobene Candidat kaum nöthig, ſich ſelbſt große Mühe zu geben, indem er ſeine Partei ruhig gewähren laſſen kann. Wo aber die Perſönlichkeit im Spiele iſt, da läßt man es ſich etwas koſten und veranſtaltet große Gaſtereien und Trinkgelage, bei denen es etwas bunt und ſtürmiſch zugeht. Bei den unlängſt gehaltenen Wahlen zu dem dermaligen Landtage kam es ungewöhnlich oft vor, daß nicht die Perſon, ſondern das Princip entſchied. Vornehmlich war die katholiſche Geiſtlichkeit nicht glücklich, und ihre Candidaten fielen gerade in den Comitaten durch, wo man es ſich am meiſten hatte koſten laſſen und wo, wegen der Ueberzahl der Katholiken, jene Candidaten ſcheinbar die günſtigſten Chancen hatten. Es iſt dies eine merkwürdige Erſcheinung, welche aber den in Ungarn herrſchenden Geiſt recht klar erkennen läßt. Die Schritte, welche unter andern der Biſchof von Großwardein hinſichtlich der gemiſchten Ehen gethan hatte, waren nicht allein von der Regierung, ſondern auch vom Volke mißfällig aufgenommen und für einen Eingriff in ſeine Rechte und Freiheiten gehalten worden, und man hatte von Seiten des katholiſchen Clerus gerade das Entgegengeſetzte von dem erfahren, was man ſich von dieſem Schritt verſprochen.

Wahlfähig iſt jeder Edelmann mit Grundbeſitz. Die Wahlmänner heißen Cortes und verſammeln ſich bei den Congregationen in ihren Comitaten. Dabei bilden ſich gewöhnlich ſogleich Parteien, welche gewiſſe Symbole tragen. Dieſe werden auf Fahnen angebracht, man zieht umher und jede Partei ſucht die Neutralen für ſich zu gewinnen. Vor ſolchen Umzügen werden gewöhnlich Trinkgelage auf Koſten der Partei oder des Candidaten gehalten, und die Begeiſterung wächst dadurch gewaltig und artet nur allzuoft in arge Exceſſe aus. Ich führe kurz zwei Scenen auf, wie ſie ſich im Mai dieſes Jahres im Heveſcher und Borſchoder Comitate zutrugen, und bemerke nur noch, daß unter den Cortes mitunter wilde Charaktere vorkommen, welche außer ihrer Scholle wenig von der Welt geſehen haben und in der Bildung ſehr zurückgeblieben ſind, aber bei Gelegenheiten, wie die vorliegende, ihre Wichtigkeit fühlen und auf eine rohe Weiſe geltend zu machen ſuchen.

In Gyongyös, wo die Congregation und die Wahlen für den Heveſcher Comitat gehalten wurden, bildeten ſich zwei Hauptparteien, die eine von der Feder, die andere von der Roſe. Zu erſterer gehörten die Proteſtanten und Liberalen, zu letzterer die Katholiken von der ſtrikten Obſervanz. Zwei Tage lang durchzogen ſie die Stadt, wo blutige Raufereien vorfielen. Die von der Feder blieben Sieger, obgleich die von der Roſe mächtige Patrone hatten, die das Geld nicht ſparten. Hier ſiegte glänzend das Princip; denn alle Wahrſcheinlichkeit war für die Roſe, zumal in dieſem Comitate die katholiſche Geiſtlichkeit reich und angeſehen und der bei weitem größte Theil der Bevölkerung katholiſch iſt. Wen während dieſer ſtürmiſchen Tage ſeine Geſchäfte nöthigten, die Straßen in der Stadt zu paſſiren, der that wohl, wenn er ſich mit beiden Symbolen verſah, um ſogleich das der Partei, welcher er eben begegnete, aufſtecken zu können. That er es nicht, ſo lief er Gefahr, mißhandelt, ja wohl gar am Leben gefährdet zu werden, weil man keine Neutralität gelten ließ und den Spruch anwandte: wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich. — In Miſchkolz, der Comitatsſtadt des Borſchoder Comitats, ging es noch ärger her. Hier kämpfte die Oppoſition mit der Regierung; es bildete ſich eine Art von Emeute, bei welcher ſogar Kaufmannsläden geplündert und Victualienhändler mißhandelt und ihres Krames beraubt wurden. Wenig fehlte, ſo hätte man ſich an dem hier ſtehenden Militär vergriffen, was eine ernſte Kataſtrophe hätte herbeiführen können. — Mehr oder weniger ging es in vielen Comitaten bei den Wahlen ebenſo her. In vielen andern aber endete die Sache ganz friedlich, und ſelbſt die von der Regierung annullirten Wahlen wurden ohne Störung und Tumult durch neue erſetzt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Pferderennen. Oeffentliche Hinrichtungen.

Das notabelste Ereigniß des abgelaufenen Monats wäre das große jährige Wettrennen. Die Notabilität hat indessen leider abgenommen, und wird es mit jedem Jahre mehr. Es ist keine allgemeine Theilnahme mehr für ein Institut, welches sehr glänzend anfing und von dem man sich die wohlthätigsten Folgen für die Pferdezucht versprach. Die näher Betheiligten, d. h. die Hippologen, werden Ihnen dafür mannigfache Gründe angeben und ihre Klagen gewiß Grund haben; daß die Konkurrenz immer illusorischer werde, daß die Gewinner immer dieselben Wenigen bleiben, daß die Landespferdezucht statt dadurch gehoben, nur eingeschüchtert, daß das Ganze statt einer Nationalangelegenheit ein vortheilhaftes Parabeschauspiel zu Gunsten der Reichen werde, welche die Mittel haben, kostbare Pferde zu kaufen und zu ziehen. Das gehört in eine Wissenschaft, die in diesen Blättern nicht vertreten ist; aber die Sache kann nie das werden, was sie soll, eine Volks- und Landesangelegenheit, weil sie zu prädi aristokratisch angefaßt wurde. Wie soll das Fest ein Volksfest werden, wie erwartet man allgemeine Theilnahme, wenn die Schranken und Tribünen nur die Aktionäre und ihre Freunde aufnehmen? Was gibt den Wettrennen in England den Volkscharakter? Nicht das Rennen, sondern daß jeder Zutritt hat, und es kommen Tausende, die sich nichts aus den Pferden und Jockeys machen, sondern nur aus den Menschen, die sie da finden. Aber alles freie Beiwerk von Buden, Gauklern, Küchen, Spielen im Freien, jeder Zudrang von Lustigen, die es unter sich seyn möchten, ist hier mit polizeilicher Strenge abgewehrt. Der Sinn soll nicht abgezogen werden von dem wissenschaftlichen Zwecke. Nun friert die allein gelassene Wissenschaft, und die Zahl der Theilnehmer wird immer weniger, da es nicht mehr Mode ist. Das fashionable Publikum fragt sich schon, was es denn eigentlich auf den Tribünen soll, wo nur ein wissenschaftliches Resultat zu sehen ist, und wenig, was das Auge erfreut. Die langen wichtigen Berichte in den Zeitungen, wie ein Pferd dem andern nur eine Nasenlänge zuvorkam, wecken schon den Berliner Witz; selbst die Berichte über die Leipziger Schlacht waren nicht so umständlich. Und doch, darin stimmen Alle ein, wäre es betrübend, wenn der Verein sich dereinst auflösen sollte, da er wenigstens anderwärts, und auch hier mittelbar zur Veredlung der Pferdezucht günstig gewirkt hat. Möchte man deshalb bald anfangen, die Sache populärer aufzufassen, wie etwa in Breslau, wo das freie Bauernrennen den wahren Mittelpunkt der Lustbarkeit abgibt, und die Sache dadurch zu einem wirklichen Volksfest wird.

Eine Hinrichtung hat in diesen Tagen die Aufmerksamkeit wieder auf diesen traurigen Gegenstand in mehrfacher Beziehung gelenkt. Daß es noch immer ein öffentliches Schauspiel, und eines seyn kann, auf das das Volk sich freut! Ein Gerüst, wo die Zuschauer Plätze für Geld einnahmen, brach während des Aktes ein, und mehrere Personen wurden beschädigt. Der entrüstete Menschenfreund fragt, wie konnte die Polizei das mit ansehen, wie überhaupt dulden, daß die Gewinnsucht auf dieses gräßliche Schauspiel spekulirte? — Die Polizei hatte es für diesen Fall nicht erlaubt, vielmehr dem Zimmermann, der mehrmals um die Erlaubniß angehalten hatte, dieselbe verweigert. Ueber Nacht hatte dieser dessen ungeachtet das Gerüst aufgeschlagen, und den Commissär trifft nur das mindere Versehen, daß er es nicht auf der Stelle wieder abreißen lassen, was indessen auch seine Bedenklichkeiten hat. Kein Gesetz, kein Polizeidecret existirt zur Zeit noch, welches das Aufschlagen eines Gerüstes bei Hinrichtungen positiv untersagt. Alle Hinrichtungen geschehen öffentlich, damit sie öffentlich gesehen werden. Ist es nun an sich ein Verbrechen, wenn Jemand dies Zusehen dem Publikum bequemer macht? Oder kann man dem Eigenthümer des Feldes in der Nähe der Richtstätte verbieten, daß er sich auf einen Stuhl stellt, oder den Stuhl auf einen Tisch, oder mehrere Tische zusammen, und andere darauf zuläßt? In den sächsischen Städten geschehen die Hinrichtungen auf offenem Markte, wie es vordem in allen deutschen Städten der Fall war; und die Fenster der Häuser umher sind dann bis auf das Dach mit Neugierigen besetzt und vermiethet. Die Sitte ist alt und barbarisch, aber sie ist noch da, und die Abschreckungstheorie, auf welche sie sich stützt, ist ebenfalls in unserer Criminalgesetzgebung noch da. Es gehört daher eine gänzliche Reform unserer Gesetzgebung und unserer Sitte dazu, um das Zuschauen unsittlich zu machen, und durch Strafverfügungen es zu erschweren und zu verhindern. Daß dies unserm sonstigen sittlichen Zustande gemäß und zugleich klug wäre, darüber ist unter allen Vernünftigen nur Eine Stimme. Aber mit einem Polizeidecrete schafft man kein mehr als tausendjähriges Herkommen ab. Doch wachsen die Gründe für die Dringlichkeit dieser Reform unsern Gesetzgebern fast über den Kopf. Man denke an jene Frau in Dresden, die ein Mädchen kalten Blutes, ohne Haß, ohne Leidenschaft, ja ohne die geringste Ursache umbrachte, als damit sie auch so schön geschmückt zur Richtstätte geführt, so erbaulich vom Prediger auf dem Schaffotte getröstet werden, und so schnell und vor aller Augen sterben möchte, wie der Mörder Kügelgens, dessen Hinrichtung sie mit Seelenweide beigewohnt hatte. Man höre die rohen, kanibalischen Aeußerungen selbst unseres gutmüthigen Volkes bei den Exekutionen. Die Berliner Witze gehen mit der Branntweinflasche von Lippe zu Lippe. Bei jeder Hinrichtung werden Diebstähle und Excesse begangen, und der Aberglaube findet noch volle Tische gedeckt. Wenn man einen Strohhalm erwischt von dem Bunde, auf dem der Verbrecher gesessen, so kann man, ich weiß nicht auf wie viel Jahre, alles sicher thun, und es wird nicht entdeckt. Das vertraute eine Frau dem Dienstmädchen eines meiner Bekannten. Sie erhaschte auch wirklich einen Halm vom Wagen, auf dem der Mörder Hobus saß, und nach einem Jahre war sie selbst wegen eines Mordes eingezogen, und ist jetzt hingerichtet. Das sind die abschreckenden Wirkungen öffentlicher Hinrichtungen. Was jener Amerikaner vorschlägt, ist zwar auch nur Theorie, es spricht aber zu jedem Sinn. Die Verurtheilung sey öffentlich, die Abführung, zu Fuß, nach der Richtstätte desgleichen; aber das Richthaus sey jedes Sterblichen Fuße verschlossen, von heiliger Scheu sey es umwallt wie die Tempel der alten Wenden. Hinter dem Verbrecher müssen die Thore sich schließen, und nach einer lautlosen Stille wird nur sein entseelter Körper herausgetragen — denselben Weg, den vor wenigen Minuten der Lebende zurückgelegt. Das würde anders abschreckend wirken, als der kanibalische Akt des Rädern und Köpfens vor aller Augen, wo so oft Ungeschicklichkeiten vorfallen, das Gefühl empörend oder zum Lachen reizend.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 184.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 2. August 1839.

Au diable soient tous les laquais! Je ne pense pas qu'il y ait gentilhomme plus mal servi que moi.

Molière.

Leben in Athen.

Des Deutschen Dienerschaft.

Nicht das geringste der Leiden, welche der nach Griechenland verschlagene Deutsche zu erdulden hat, wird ihm durch das Hausgesinde bereitet, auf das er angewiesen ist. Aber schwerlich hat Einer mehr Unstern mit seinen Dienstmannen gehabt als ich.

Zuerst schenkt der Deutsche, namentlich so lange er mit der Landessprache nicht vertraut ist, sein Zutrauen natürlich den Landsleuten, und wählt sich seine Familiaren aus der jungen Mannschaft, welche die Münchner Werbungen zusammengebracht haben; bald aber kommt er zu der Bemerkung, daß sich die schönsten deutschen Eigenschaften so weit vom Vaterlande schnell verwaschen, wenn er sich nicht etwa gar überzeugt, daß manche der Stammgenossen, die er hier kennen lernt, schon im Vaterlande wenig schöne Eigenschaften gehabt haben mögen; oder es tritt endlich, wenn er etwa doch einen guten Fund gethan, ein Garnisonswechsel, eine Fieberepidemie oder eine andere Katastrophe ein und nimmt ihm seine Getreuen. Nun versucht er's mit einem Griechen; ein paar Wochen leben der deutsche Herr und das griechische Pädi * recht friedlich zusammen; auf einmal gibt's Verdruß — man trennt sich. Der Gebieter wählt wieder einen Landsmann; aber die frühere Erfahrung bewährt sich auf's Neue, oder wenn er ein früheres Mal nicht dazu gekommen, so gewinnt er sie jetzt, und so wechselt er fort und fort, bis ihm endlich, wenn es je geschehen soll, sein gutes Glück einen Jungen in die Hände spielt, der seinen bescheidenen Anforderungen entspricht.

All dies lebt' ich durch. Als ich in Griechenland ankam, wurde mir ein Landsmann empfohlen, der mir ganz wohl gefiel. Ich nahm ihn als meinen Famulus an; er war zwei Tage bei mir, am dritten sagte er mir Lebewohl, denn er mußte mit seinem Bataillon in die Maina marschiren. Nun kam ein Anderer, der blieb acht Tage bei mir, aber am neunten ging er in's Spital und starb. Der Dritte hielt drei Wochen aus, am Anfang der vierten aber erklärte er seinen Austritt, weil er Gelegenheit gefunden hatte, in Verbindung mit einer Jugendfreundin, die ihm über's Meer nach Griechenland gefolgt war, eine Garküche zu etabliren. Nun sah ich in der fünften Woche den vierten, der zwar als Trunkenbold sehr berüchtigt war, aber wenigstens das Gute haben

* Pädi, παιδί, von παῖδιον, ist der Name für die Jungen, die in Griechenland fast allgemein unsere Mägde ersetzen.

sollte, daß er Vormittags seinen Dienst pünktlich versah. Ich wußte keinen Andern und nahm ihn nothgedrungen, bemerkte ihm aber ausdrücklich, daß ich ihn Nachmittags gar nicht zu sehen begehre. Er dankte für diesen ihm eingeräumten Vortheil, und versprach dafür, Morgens desto fleißiger zu seyn. Mehrere Tage verstrichen und wir waren Beide miteinander zufrieden; aber es ereignete sich noch in den Flitterwochen unserer Bekanntschaft, daß er eines Abends das Unglück hatte, in einen ungewöhnlich mächtigen bacchischen Taumel zu gerathen, und statt in die Kaserne zu gehen, sich in mein Zimmer begab, weil ihm dieses näher gelegen war. Da lehnte er sich nun, weil er im Finstern keinen Stuhl fand, an meinen Schreibtisch an, und da dieser rutschte, so rutschte er nach und fiel mit dem Tische um, und als ich später nach Hause kam und mit dem Lichte in der Hand den Thatbestand untersuchte, ergab es sich, daß der Kerl, das Gesicht mit Tinte übergossen, bewußtlos dalag unter meinen Papieren, die nicht viel besser aussahen als er selbst. Ich rief ihn mehrere Male beim Namen, bis er antwortete und mir endlich seine hilfreiche Hand bot, mittelst der ich ihn glücklich zur Thure hinaus beförderte.

Nun nahm ich einen Griechen. Nikolas, aus einem Dorfe bei Arta, war ein flinker, schmucker Junge, war mit Kolettis in Perachora gewesen und durch und durch Syntagmatiker. * In den Augenblicken, wo er seine frühere Heldenlaufbahn vergaß, konnte er recht liebenswürdig seyn; wenn's ihm aber einfiel, daß er seinen Verdiensten nach eigentlich Compagniechef seines Königs seyn sollte und nicht Stiefelputzer eines Bavaresen, so spannte er andere Saiten auf und wurde unartig. In einer solchen Stunde schwarzer Laune war es, daß wir über unsere beiderseitige Gerechtsame zu hadern anfingen, ein Streit, der damit endigte, daß ich — übrigens mit aller Schonung, die ich seinem hohen Selbstbewußtseyn schuldig war — unsere Verbindung für aufgelöst erklärte und ihm seine Kräfte wieder zu eigener Verfügung stellte. — Theodoros aus Smyrna, sein Nachfolger, übertraf ihn wo möglich noch an Gewandtheit im Dienste und, was leichter war, an guter Laune bei seinen Verrichtungen; allein da ich verspürte, daß unter seiner Verwaltung meine Wäsche von Woche zu Woche weniger wurde, so fand ich mich bewogen, am Ende auch ihn, unter Bezeigung meiner Zufriedenheit, seiner Geschäfte zu entheben.

* Syntagma ist das griechische Wort für Constitution, und Syntagmatikos heißt ein Constitutioneller. Man erinnert sich, daß diese Partei sich im Jahr 1852 um Johannes Kolettis, ihr damaliges Haupt, in Perachora auf dem Isthmos sammelte, von da nach Nauplia zog und der prachtleten Herrschaft Augustin Capodistrias ein Ende machte.

Nun fühlte ich wieder tiefe Sehnsucht nach vaterländischer Redlichkeit. Ich sah ein paar Landsleute bei mir, die mich mehr oder minder zufrieden stellten, aber kaum hatte ich sie mit meiner Hausordnung bekannt gemacht, als sie — es war, als geschähe es mir zum Trotze — mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele an meinen Fenstern vorbei nach Rumelien oder in den Peloponnes zogen, oder dem Fieber anheim fielen. So hatte ich schon ein volles Dutzend hinter mir, als ein ehrlicher Deutscher aus A. am Main erklärte, mir seine Dienste weihen zu wollen. Er war der Beste unter allen, rasch, geschickt und wohlgelaunt, unermüdlich in dem, was ihm oblag. Ich fing an, große Stücke auf ihn zu halten, als wir auf eine mir sehr unerwartete Weise auseinander kamen. Eines Tags gerieth nämlich mein guter Franz — so ward er geheißen — auf den Einfall, aus meinem versperrten Schranke ohne mein Vorwissen zweihundert spanische Thaler, die zur Bestreitung der Heimreise dalagen, zu entlehnen, lief damit in den Piräeus hinunter, schiffte nach Konstantinopel und ließ sich dort mit dem Beherrscher der Gläubigen in Unterhandlungen ein, die so günstig abschlossen, daß er erster Flötenbläser in der Musikbande eines türkischen Regiments wurde, gerade so viel, als er unter seinen Landsleuten in Griechenland gewesen war. Seit der Zeit habe ich ihn nicht mehr gesehen, auch weder Zinsen noch Kapital meines erzwungenen Darlehens; doch gönne ich dem guten Flötenbläser das Glück, durch seine sanften Weisen die Gemüther der Muselmänner für fränkische Gesittung empfänglicher stimmen und so — im Einklange mit seinem Sultan — an der Reform des osmanischen Reichs mitarbeiten zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Vorschlag zu Mäßigkeitsvereinen in Beziehung auf Unterhaltungsliteratur.

Von J. H. v. Wessenberg.

(Schluß.)

Bereits haben sich an Lehranstalten und auch für den Kreis gewisser Berufsclassen dergleichen Vereine gebildet. Warum sollten sich nicht ähnliche für den höhern und niedrigern Bürgerstand bilden lassen? Für Studirende ist ein eigener Leseverein ganz vorzüglich ein Bedürfniß. Sie werden dadurch vor schlechter und seichter Lesere bewahrt und mit den besten Schriften rechtzeitig bekannt gemacht. Nicht Alles taugt für Alle. Jeder lese-

was sein Geist fassen, was er verdauen kann. Für jede Stufe der Bildung bietet jezt die Literatur eine Reihe von Schriften dar, die ihr angemessen sind, die sie fördern können. Durch zweckmäßige Auswahl wird eine gewisse Vielseitigkeit nicht ausgeschlossen. Für jeden Lesecirkel geselle sich das Ergötzliche dem Belehrenden. Daß die Aufnahme von Romanen, die dermalen den weit vorherrschenden Bestandtheil der Unterhaltungslesereі ausmachen, eine bedeutende Einschränkung erleide, ist eine Forderung, deren Billigkeit Jeder anerkennen wird, der von der Beschaffenheit der mehrsten Romane und von der Wirkung, welche ihr häufiges Lesen ohne Auswahl erzeugt, einige Kenntniß besizt. Diejenigen Romane, welche die Phantasie verderben, das Herz vergiften, den Charakter entnerven und die Begriffe und Ansichten über die heiligsten Dinge verwirren, gleichen jezt einer Sündfluth, und in ihr gehen leider die wenigen guten verloren. Wurden nun die leztern von den Vereinen ausgewählt, so wurde ein dreifacher Vortheil erreicht: die guten Romane kämen als Lieblinge zu Ehren, die schlechten wurden verdrängt und verlören den Kredit, und die Fabrikation derselben läme vielleicht selbst als Gewerbe bald in's Stocken. — Die Fächer der Naturkunde, der Reisebeschreibung und der Geschichte, deren Werke bisher nur wenigen Eingang in den Kreis der Unterhaltungsschriften erhielten, liefern ihrer doch so manche, die einer jeden Classe von Lesern weit mehr und weit bessern Stoff zur Unterhaltung bieten, als unsere gewöhnlichen Romane, jedenfalls einen weit unschädlichern.

Es ist hier der Ort nicht, eine umständliche Charakteristik der neuesten Romane zu geben. Aber daß viele derselben, indem sie, zum Theil mit vielem Zauber des Styls, Ironie und Hohn über Alles, was je den Menschen heilig war, ausgießen, und den höhern Sinn und das innige Gefühl für Wahrheit, Recht und Pflicht abstumpfen, nicht wenig zu der Zerrissenheit unserer innern Zustände beitragen, ist eine Thatsache, die keinem Beobachter entgehen kann. Viele dieser Romane suchen sich durch gräßliche Schönheiten und grelle Zerrbilder zu empfehlen. Lemontey, ein sehr geistreicher Schriftsteller, rühmlich bekannt durch seine meisterhafte Charakteristik der Regierung Ludwigs XIV. und seine vortreffliche Geschichte der Regentschaft, freut sich (Oeuvres 1829 II. 4.) qu'il reste encore quelque plaisir sur terre après la lecture de ces oeuvres de sang et de larmes (die neuen Romane), dont les beautés, d'ailleurs admirables, sont un malheur public et dont il faudrait, en bonne police, réserver la vente exclusive aux entrepreneurs de sépultures, afin de prévenir les surprises et d'avertir les imprudens.

Auch die anmaßliche Gewalt, welche der Reiz der Neuheit in der Unterhaltungsliteratur ausübt, zu zügeln, ist unter den Verdiensten, welche unsere Vereine erwerben können, kein geringes. Den alten gekelterten Weinen haben Kenner jederzeit vor den neuen den Vorzug gegeben, und wer wandelt in der Sonnenhitze nicht lieber im Schatten bejahrter Bäume, als unter dem durchsichtigen Dache junger Sprößlinge? Und wir sollten die geistige Unterhaltung auf die Erzeugnisse des Tages einschränken? Wäre es nicht baare Thorheit, das Gediegene und Vortreffliche, das die frühern Zeiten uns überliefert haben, davon auszuschließen? Ein guter Lesecirkel sollte billig seinen Vorrath mit dem Besten der Vergangenheit wie der Gegenwart bestellen, und erst wenn er so Altes und Neues neben einander darbietet, wird er als ein würdiges Organ fortschreitender Bildung sich darstellen, indem er die vorzüglichern Früchte der Geister verschiedener Zeitalter zu Einem Kranz verbindet.

Das Geschäft der hier vorgeschlagenen literarischen Mäßigkeitsvereine ist freilich kein dornenfreies. Aber welches Geschäft ist dornenfrei, wodurch Schlechtes abgehalten und Gutes gefördert werden soll? Mancher vielleicht wird darin eine willkürliche Einschränkung der Freiheit, eine jesuitische Vormundschaft, eine einfältige Pedanterei erblicken. Welche Anmaßung, wird es hin und wieder verlauten, die Strömung der Literatur hemmen zu wollen? Allein gerade die ängstliche Berücksichtigung solcher seichten Einwendungen ist Ursache, daß so manche Vereinigung zum Bessern unterbleibt, und daß mancher Wohlgesinnte, trotz seiner Wahrnehmung von den vielen Ausartungen menschlicher Zustände, denen er in Verbindung mit Andern entgegenwirken könnte, den Horazischen Bauern nachahmt, welcher mit gekreuzten Armen an dem Verwüstung drohenden Strome stehend, gutmüthig abwarten wollte, bis derselbe sich von selbst verlaufe.

Mein Vorschlag hält sich in allgemeinen Umrissen. Deren Ausfüllung ist Sache der Beurtheilung der Einzelnen, was in ihren Verhältnissen dem Zweck am besten zusage. Einförmigkeit würde auch hier den Zweck verfehlen. Dieser ist Veredlung des innern Menschen. Wie kann es in der Welt besser werden, wenn die Menschen sich nicht bessern?

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Criminalgeschichten. Monumente.

Der Hingerichtete, ein liederlicher und auch sonst verrufener Schustergesell, hatte in Pommern auf der Straße

zwischen Garz und Schwedt seinen Freund und Reisekumpan, einen Bäckergesellen, umgebracht. Die Art, wie er es gethan, war schauderhaft. Der Unglückliche schlief in seinem Arme, und mit einem Stein, den er mit dem andern Arme aufgriff, erschlug er ihn um einiger Thaler und seiner bessern Kleidungsstücke wegen. Die That erschreckte die ganze Gegend, welche bisher für sicher galt, auf's heftigste, und man scheute keine Opfer, dem Verbrecher auf die Spur zu kommen. Es spricht für die vortreffliche Organisation unserer Verwaltung und für den Scharfblick unserer Polizei, wie man endlich nach fast Jahresfrist, durch Schreiben, Versendung aufgefundener Kleidungsstücke von einem Ende des Staats nach dem andern, und durch weite Reisen unserer ausgezeichnetsten Polizeimänner, allein zu diesem Zwecke, den wirklichen Thäter entdeckte. Solche Mühe, Kosten und Sorgen, um den Mörder eines Handwerksburschen zu ermitteln, den man todt am Wege fand, würden in Portugal und Spanien fabelhaft seyn; auch in England und Frankreich wendete man sie, ohne einen politischen Zweck, nicht auf. Ist es nun ein unbedingtes Lob, daß man bei uns so viele Mittel aufwendet, wodurch vielleicht Hunderte von Unschuldigen vom Verderben gerettet würden, um *einen* Schuldigen auf's Schaffott zu schaffen? Es beschleichen den Menschenfreund da ernste Bedenken. Das religiöse Gefühl findet Befriedigung in der Vorstellung von einer göttlichen Gerechtigkeit, die den Verbrecher auf seinen dunkeln Wegen durch menschlichen Scharfblick treffen läßt. Aber wie viele Verbrecher sucht dieser Scharfblick vergebens! Wo ist der Mörder in der Fonk'schen Sache? Und leider hat auch hier dieser Scharfblick oft geirrt. Ein Müllerbursch wurde als der That dringend verdächtig in Ketten aus Schlesien nach Berlin geschickt. Zwar freigesprochen, und durch ein königliches Gnadengeschenk getröstet, erlag der Arme dennoch dem Schrecken und der Behandlung. Er starb bald nach seiner Freilassung. Um der ernst tragischen Sache auch eine komische Seite abzugewinnen, muß bald nach der That ein berüchtigter Vagabunde als verdächtig in Schwedt eingezogen werden. Da es an Beweisen fehlt, läßt man ihn wieder frei. Von jezt an ist „Nikels" Glück gemacht. Ueber welche Schwelle er tritt, an welche Thür er klopft, man kommt dem Bettler mit vollen Händen entgegen. Er braucht nur mit einem finstern Blick zu sagen: „Ich bin der Nickel, der —" und die bestürzte Bauerfrau greift tief in die Tasche, um den unwillkommenen Besuch so bald als möglich los zu werden. Da kommt die Nachricht von der Hadhaftwerdung des wirklichen Thäters. Sein Erwerb ist nun hin, man schlägt barsch die Thüre vor ihm zu, und in der Verzweiflung, daß er den Ruf als Mörder verlor, hängt er sich selbst in der Haide auf.

Einige schreckhafte Criminalfälle haben sich in den lezten Tagen in unserer Stadt selbst zugetragen. Ein Vater aus den gebildeten Ständen züchtigt mit einem Strick seinen Stiefsohn, der sich mehrerer argen Vergehen schuldig gemacht; die Züchtigung geschah, wie verlautet, auf Antrieb der eigenen Mutter, und er sperrt den Knaben darauf ein. Er stirbt nach mehreren Stunden; das ärztliche Attest sagt: am Schlage, das Gerücht sagt: vom Vater erschlagen. Die schon verweste Leiche muß ausgegraben werden, aber wie ich eben höre, hat das visum repertum nichts ergeben, was die Beschuldigung erwiese. — Ein Dienstmädchen benuzt die Abwesenheit ihrer Herrschaft, um ihren Liebhaber in die Wohnung zu lassen. Dieser aber findet die Gelegenheit günstiger zum Stehlen als zur Liebe, und erbricht, wahrscheinlich unter Zustimmung des Mädchens, den Schreibsekretär. Da schreit ein sechsjähriges Kind, das man nicht beachtet, aus dem Winkel hervor: das ist meiner Mutter Geld, das darfst du nicht nehmen. Um nicht verrathen zu werden, wirft der Bösewicht sich mit dem Messer auf das unschuldige Wesen. Aber im selben Augenblick kehren die Eltern zurück. Die Thäter stürzen ihnen auf der Treppe entgegen. Der Eine von beiden wird zwar mit der Beute erwischt; oben aber finden die Eltern ihr Kind mit abgeschnittenem Halse!

Ehret die Todten! der Spruch hat noch Macht, was man auch von unserer Impietät sage. Man stellt in der Literatur wohl die Todten an den Pranger, man läßt drucken, was sie gern unterdrückt hätten, aber man errichtet ihnen in Stein Denkmäler und Bildsäulen. Der zeitige Direktor des Werderschen Gymnasiums fordert jezt Bernhardis Schüler zu Beiträgen auf, um dem verdienten Lehrer ein einfaches Denkmal zu errichten. Er verdiente es gewiß, als ein vortrefflicher Lehrer und Schulmonarch, aber manche vor ihm hätten dann dasselbe Anrecht: Gedicke, Sulzer u. A. Wer von den Lebenden weiß, wo ihre Gebeine ruhen? Wir sind darin außerordentlich vergeßlich. Den Matadoren der romantischen Schule, zu deren thätigsten Beförderern Bernhardi gehörte (L. Tiecks Schwager), hat man noch nirgendwo in Deutschland Denkmäler errichtet. In dem Oberstübchen des ehemaligen Werderschen Gymnasiums, wo Bernhardi seine frühere Lehrerwohnung hatte, sind die geistvollsten, witzsprudelndsten Gedichte und Epigramme jener genialen Epoche gedichtet worden. Die Sage erzählt viel von jenen Lehrerabenden, von deren Unterhaltungen die Schüler unten freilich nichts erfahren durften. Noch fehlen uns Memoiren dieser reichen Zeit, wo das damalige junge Deutschland eine Revolution durchgesezt, die ihres Gleichen sucht. — Zur Kißschen Amazone sind wirklich schon gegen 20,000 Thlr. gezeichnet. Der Künstler selbst hat einen Vortheil von seinen Werken bereits geerntet. Von Breslau aus ist ihm (einem gebornen Schlesier, wie man erfährt) der Auftrag geworden, das Modell zum Ehrendenkmal Friedrich des Großen zu bilden. Es soll vor eines der Thore, wo Friedrich beim Einzug seine Cavallerie musterte, zu stehen kommen. Dieser Vorgang, wie auch das neuliche Votum in unserer Stadtverordnetenversammlung, regt denn auch bei uns wieder den so oft schlummern gegangenen Entschluß auf, dem großen Könige ein Denkmal zu setzen. Glücklicherweise ist man doch nun endlich von der unglücklichen Trajanssäule abgekommen. Friedrich, ein Püppchen, da oben auf der Spitze! — Professor F. Kugler arbeitet an einem Volksbuche, Friedrich des Großen Leben, das in Heften mit trefflichen, charakteristischen Holzschnitten, in Art der Horace Vernetschen zu Napoleons Leben erscheinen wird. Auch der Sage über den Heros soll darin, wie es billig ist, ihr Recht widerfahren. — Nur für das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg will sich hier keine ernste Theilnahme regen. Statt 10,000 Thlr., auf die man gehofft, sind nur 200 in Berlin gezeichnet. Gründe sind wohl zur Auswahl da: die ästhetische Opposition gegen den künstlerischen Entwurf, die Concurrenz zu vieler historischen Denkmäler, der Zweifel, wem zu Ehren es errichtet wird, und von wem der Gedanke ausgeht. Sonst würden in einer andern politischen Zeit zu einem Denkmal für den Befreier Deutschlands vom Joch der Fremdherrschaft alle Börsen sich wohl liberal geöffnet haben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 185.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 3. August 1839.

— Uns ist Vergangenes heilig,
Und in Tagen des Herbsts sühnen die Schatten wir aus.
Hölderlin.

Historische Phantasien.

I. Das Städtchen.

Ich hatte das Unglück gehabt, umgeworfen zu werden, und zog hinter meinem zerbrochenen Wagen langsam dem Städtchen zu, das tief unten in duftiger Ferne lag.

Der Unmuth über den Unfall ward in mir bald durch den Eindruck der Landschaft verwischt. Wie lieblich in Bescheidenheit! wie rührend in Einfalt! Keine kühnen Linien, keine stolze Ferne: die sanft geschwellten Berge rechts und links deckt der Laubwald, der hier wie ein Vorgebirge in die Fläche des Gefildes vorspringt, dort in Buchten vor ihr zurückflieht; geradeaus dehnt sich das tausendfach durchschnittene Blachfeld, ansteigend und in sanfte Wogen geschlagen, wie die See, und verschwimmt duftig mit dem Horizonte; und mitten in der seichten Mulde des Thals, am behuschten Bache, liegt das Städtchen, wie das Nest des Feldhuhns in der Ackerfurche. Blaßblau wölbt sich der Himmel, hier ist der Herbstnebel gefallen, dort kämpft er noch, selbst schwach, mit der matten Sonne, die in zitternden Streifen ihre wechselnden Lichter über das Thal wirft, und der buntgefärbte Buchwald im Vordergrunde hängt voll Dunst.

Diese Landschaft gleicht einem nüchternen, gemeinen Menschengesicht, das von der Rührung, die um Augen und Lippen zittert, sprechend und selbst rührend wird. Es ist, als schwelte den Busen der herbstlichen Natur unendliche Wehmuth um die Blüthen und Düfte, um den Jubel und die Thaten des unwiederbringlichen Jahrs, und sie weckt in der verwandten Menschenseele unnennbare Gefühle von Kinderlust und Jugendliebe. Ja, der Herbst ist die wahrhaft poetische Zeit im Jahr, wie der Abend am Tage: es sind die Momente des sich sammelnden Gefühls, der Rückerinnerung. Und auch die Poesie, wie sie in der Geschichte der Menschheit da und dort mächtig zu Tage bricht, entspricht ja nicht der Frühlingsblüthe der Völker, nicht der sommerlichen Glut ihrer Lebenshöhe; sie gleicht der schwellenden Traube, dem rothwangigen Apfel mit dem Wurmstich, dem buntgemalten fallenden Laub, und sie schüttet ihr Füllhorn großer Gedanken und Bilder und mächtiger Gefühle erst dann aus, wenn es im Leben der Völker Abend und Herbst geworden ist, wenn es Nacht und Winter werden will. Der lebendigste Inhalt aller Poesie ist nicht Gegenwart, nicht Zukunft; es ist Vergangenheit und — Vergänglichkeit. Ich bin überzeugt, unter den lyrischen Ergüssen, welche die gährende Lust des Lenzes unsern Poeten ablockt, ist viel mehr Gemachtes, Künstliches, Unwahres, Offizielles, als unter den Klängen, welche die Wehmuth des Herbstes hervorruft.

Mir war so wohl, so leicht im Anblick dieser im Lächeln sterbenden Natur, und doch bewegten mich nur Bilder aus den Zeiten, die für mich nicht mehr sind, und durch die Musik in meinem Innern, der ich mit Entzücken lauschte, ging der Schmerzensgrundton: Vorbei! — Aber der chromatische Streit zwischen der Natur und meiner Seele verklang allmählig; über die aufgerissene Tiefe des innersten, eigensten Lebens zogen Bilder her aus der äußern Welt, wie sie durch den Anblick der Werke der Menschenhand geweckt werden, und der lyrische Takt meiner Gedanken und Empfindungen schlug in den epischen um.

Das Städtchen dort hinten sah ich zum ersten Mal; sein Name klang mir so gleichgültig wie der des Fremden, dem man in der Gesellschaft flüchtig, um des Herkommens willen vorgestellt wird. Wie es gehen kann, daß man etwa bei diesem über dem Band in seinem Knopfloch, das man augenblicklich fixirt, den ganzen Menschen vergißt, so hatte ich nur bemerkt, daß der Ort auf der Specialkarte das kleine Ordenszeichen des Posthorns trug, was mich als Reisenden zunächst anging. — Aber so unbekannt mir auch der Text seiner Geschichte war, die Melodie derselben tönte, bald in kriegerischen, bald in idyllischen Accorden so vernehmlich und so deutsch zu mir herauf. Das ganze Leben einer kleinen Reichsstadt — dies war sie einst — zog in phantastischen Gestalten an mir vorüber, und sie spiegelten sich in riesigen, verschwommenen Umrissen auf der Nebelwand des Thals, und diese Schatten waren Bilder der Geschicke des ganzen deutschen Volks.

Die Stadt erhielt dereinst, mehr um des Wohls des Reichs als um ihrer selbst willen, die Freiheit geschenkt. Ob der kaiserliche Geber Friedrich, Conrad oder Wenzel hieß, was liegt daran? Von der Wiege zum Grabe durchlief die kleine Republik, wie ein Einzelwesen, die hulflose Kindheit, über der beständig die Zuchtruthe hängt, die stürmische, störrische Jugend, die muthwillig um sich schlägt und in Gesetzlosigkeit ihre Kräfte übt, das überreife Mannesalter, das rechthaberisch lieber mit der Feder als dem Schwerte ficht, das hinfällige, resignirte Alter mit der Devise: Wie Gott will! Auf allen Blättern ihrer Chronik steht Eintracht im Staat, wenn der ritterliche böse Nachbar drängt, innerlicher Krieg, wenn der Landfrieden blüht, und in bunter Reihe treten auf Feuersbrunst und Hungersnoth, Krieg und Pestilenz, die neue Lehre und das Interim, Römermonate, Turkensteuern, Reichsarmeecontingente und Kammergerichtsprozesse. Aber eines Tags, als längst die Poesie dieser Zustände zur langweiligen Fabel geworden war, kam der Commissär des glücklich überlebenden Reichsfursten, des alten Nachbars und Erbfeindes, zerschlug, ein kläglicher Anblick, den majestätischen Adler, löschte das herzerhebende Senatus Populusque und druckte mit dem altverhaßten Wappen, das er an Rathhaus und Thore schlug, dem gebeugten Ort den platten Gemeinstempel einer königlichen Landstadt auf. An jenem Tage stieg der halbtausendjährige Genius des Orts laut weinend gen Himmel und ließ eine Leiche zurück, in die aber sofort zu neuem Leben der prosaisch rührige, gewerbfleißige Geist des Jahrhunderts fuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Leben in Athen.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Trennung wurden mir die Griechen wieder lieber. Ich dachte an Theodoros, denn im Grunde fiel's mir leichter, alle Monate um eine Halsbinde oder ein Hemd, als nur einmal des Jahrs um funfhundert Gulden ärmer zu werden. Nachfragend erfuhr ich, er sitze in Haft; er mußte wohl die Mäßigung, die er in Bezug auf meine Garderobe noch so ziemlich beobachtet hatte, zu unleidlich überschritten haben. Nun fiel mir sogar der hochmuthige Nikolas ein, aber der war in sich selbst zerfallen, und zurnend auf das befreite Vaterland, das seine Verdienste nicht anerkennen wollte, in die Türkei gegangen und verkaufte in Stambul Tabak.

Was war zu thun? Ich überlegte schon, ob es nicht am besten wäre, wie Freund L** gethan, selbst die Schuhe zu putzen und Abends in der Dämmerung am Brunnen das Wasser zu holen, als mir in der größten Noth ein griechischer Bekannter wieder ein Pädi zuschickte. Es war ein Pallikari von sechzehn Jahren, rauh und wild, wie die Gebirge des Taygetos, auf denen er geboren war, und nach Art der griechischen Bauern gekleidet, mit gelben, langflatternden Haaren. Ich freute mich des Jungen, obgleich ich bald gewahrte, daß er, was fränkische Art betrifft, kaum wußte, wie man einen Hut ausbürstet. Es lag etwas Anziehendes in seiner unverdorbenen spartanischen Einfalt. Von seinen Pflichten war ihm mehr nicht bekannt, als daß er das Bett zu machen und die Stube zu kehren habe, aber was ich ihm ergänzungsweise befahl, das that er ruhig und ernst, schnell und genau, wie ein beorderter Soldat. Gesprochen wurde wenig, er schien das nicht zu lieben, und es war noch eines der ersten Worte, die ich von ihm hörte, als er am Tage nach seiner Aufnahme, unter die halbgeöffnete Thüre tretend, feierlich und gemessen sagte: *Πηγαίνω*, ich gehe. Ich meinte, er wolle einen Gang in die Stadt machen, und kam erst darauf, welche Prägnanz in diesem Worte gelegen, als ich nach ein paar Stunden in seinem

Kämmerlein nachsah und vernahm, daß der Pallikari sammt dem kleinen Bündel, das er Tags vorher mitgebracht, verschwunden sey.

Ich hoffte noch immer, meinen Spartaner wieder zu sehen, allein er kam nicht. Es wurde Abend, es wurde Morgen, ich wachte bestürzt auf, ich rief — Niemand gab Antwort. Ich stand auf und betrachtete mißmuthig das verlassene Lager, das ich wahrscheinlich selbst aufzusuchen hatte, wenn mir nicht Kyria Maria, die Hausfrau, den Gefallen erweisen wollte, als es plötzlich klopfte und schüchtern freundlich ein Knabe hereintrat und mir ein Stück Papier übergab, das in verwahrloster Orthographie die lakonischen Worte enthielt:

„Effendi! ich bin im Piräeus bei meinem Bruder, der krank ist. Hier ist ein anderes Pädi; es ist gut; behalte es.

Dein Diener Demetrios."

Der Ueberbringer war ein hübscher Junge, nicht älter als Demetrios und hieß Jorgi. Er hatte ein offenes, regelmäßiges, sein gebräuntes Gesicht, dunkle, wallende Haare, und trug die blaue Pluderhose und die blaue Jacke, die gewöhnliche Tracht der griechischen Inseln. Er war ein Landsmann des Simonides, und seine Reden und Manieren waren so sanft und einschmeichelnd wie die Lüfte von Keos. Von einem Kapitani hatte er nichts im Kopfe; dagegen war er ein Schneider seines Handwerks, und hatte mehr Freude, wenn ich ihn wegen eines fest eingenähten Knopfes oder eines schön versteppten Risses belobte, als Nikolas, wenn ich ihn über seine erlogenen Heldenthaten pries. Auch Theodoros unglücklichen Hang theilte er nicht; er war so ehrlich und so eifrig in meinem Interesse, daß er einmal sogar mit dem Postbeamten über ein Briefporto zu markten begann. Die Hausleute schätzten und liebten ihn. Mit Kyria Maria wußte er sich bald in die freundschaftlichsten Verhältnisse zu setzen, und hieß sie nicht mehr anders als seine Manna, sein Mütterchen. Auch die Nichte hielt ihn nicht für unwürdig, zuweilen von ihr gerneckt zu werden, und ich hörte es gar zu gerne, wenn sie ihre naiven Plaisanterien gegen einander austauschten. In seinen Verrichtungen war er so fleißig, als ein griechisches Pädi seyn kann; viel hatte er ja nicht zu thun. In den Freistunden lag er für sich der Nadel ob, oder er las im Erotokritos,* oder er lernte Liederverse auswendig, denn er war auch Sänger. Fast hätte ich vergessen, daß er auch Altgriechisch trieb; das heißt, er wollte es wenigstens so weit bringen, um das neue Testament in altgriechischer Sprache, das er in meinem Bücherrahmen gefunden hatte, zu verstehen. Ich half ihm dabei zuweilen und sah mit Vergnügen seine Fortschritte, die mich freilich zuletzt das Buch selbst kosteten; denn nachdem er sich einmal etwas darin zurecht gefunden, ließ er nicht ab zu bitten, bis ich es ihm schenkte, was mir Herr Hofrath Schubert in München, von dem ich es erhalten, in seiner Milde freundlichst verzeihen möge.

Als ich Abschied von Athen nahm, begleitete mich Jorgi in den Piräeus. Ich drückte dem Jungen die Hand und sagte: „Lebe wohl, Jorgi, bleibe redlich und brav, und Gott wird dir Gedeihen schenken!" Er antwortete: „Lebt wohl, Effendi, und reiset glücklich, und wenn ihr zu uns zurückkommt, was bald geschehen möge, so müßt ihr mich wieder zu euch nehmen." Damit schwang er sich in den Sattel, den ich so eben verlassen hatte, drückte die Steigbügel, chauselte dem Rosse in die Weichen, rief mir noch einmal „glückliche Reise" zu und war auf und davon.

(Schluß folgt.)

* Der Erotokritos ist ein vor zweihundert Jahren von Vincenzi Cornaro, einem Kreter venetianischer Abkunft, in neu griechischer Sprache verfaßtes Helden- und Liebesgedicht, das noch immer seine Leser findet.

Aus der Sittengeschichte der Deutschen

Fehdebriefe.

Die Fehdebriefe wurden gewöhnlich Feindbriefe (Fientbriefe) genannt. Die Formel derselben ist vom Mittelalter herauf bis zum Landfrieden ziemlich gleichförmig. Die folgenden können als Beispiele dienen.

Dietrich von Erbach, Erzbischof von Mainz, ließ 1459 an den Grafen von Nassau folgenden Brief ergehen: „Wir Dietrich ꝛc. lassen dich Johann Grafen von Nassau und Vyanden wissen, daß wir die, deiner Lande und Lüte, und auer, die dir zu versprechen steen, Fient wollen sin, umb solichs Unrechten willen, so du an uns und den unsern zu Lanstein begangen und gethan hast, und wollen deß unsere Ere an dir verwaret han. Und bedarfften wir einchertei Verwarung mee, die wollen wir aue damit gethan han."

Gerhard von Schwarzenburg, Bischof von Würzburg, schickte 1595 folgenden Fehdebrief nach Meissen: „Wolgeborne Fürsten, ihr Friedrich, ihr Wilhelm und ihr Georg, Marksgrafen von Meissen. Uns das Unrecht, das ihr an uns, an unserm Stifte und an den unsern gethan habt und thut, darum wollen wir euer Feind sin, und wollen deß unsere fürstliche Ere an euch bewahret haben."

An den Fehden der Fürsten und Herren nahmen auch ihre Dienstleute, bisweilen das geringste Hofgesinde Theil. Markgraf Jakob zu Baden und Pfalzgraf Ludwig bei Rhein hatten mit den schwäbischen Reichsstädten Eßlingen, Reutlingen, Weil u. s. w. Händel. Sogleich fündeten auch die Bäcker und Buben des Markgrafen und des Pfalzgrafen jenen Städten Fehde an „zur Verwahrung ihrer Ehre." Der Brief ist vom Jahr 1450, und sie unterschrieben sich: „unseres gnädigen Herrn Markgrafen Jakobs von Baden Becken und Buben." — Ein andermal schickten die Bäcker des Pfalzgrafen Ludwig den Städten Augsburg, Ulm, Rotweil, Kempten, Biberach u. s. w. einen Brief, worin es heißt: „Als wollen wir nachbenannte — — die Bäcker desselben unsers gnädigen Herrn Herzog Ludwigs und alle unsere Helffer und Helfersbeyffer,

euer der vorgeschrieben Stätt und euern Unterthanen und die euch und inen zu versprechen steen, und gemainlich aller euer und ir Helffer und Heiffershelffer Vind (Feind) sin: und ob ihr und die solcher unser Vindschafft Schaden nehmen, es were mit Prand, Brandschatzen, Todtschlagen, oder andern Sachen, wie sich das machen und begeben wird, des wollen wir unsere Er hiemit bewort (bewahrt) haben, und bedarffen wir einicherlei Bewarung mer, wollen wir hirmit auch getan haben."

Ebenso machten es umgekehrt die Reichsstädte. Als z. B. die Stadt Eßlingen 1449 wegen eines neuen Zolles mit dem Grafen zu Wirtemberg und seinen Anhängern zerfiel, schickten nicht nur einzelne Patrizier, sondern auch der Stadtarzt und der Stadtschreiber nebst seinem Knechte, das heißt Substituten, den umliegenden Edelleuten Fehdebriefe zu.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Schluß.)

Chamisso. Liepmanns Erfindung.

Das biographische Denkmal, welches Hitzig seinem Freunde Chamisso im Begriff ist zu setzen, wird, allem Anscheine nach, sehr reichhaltig und interessant ausfallen. Wie langjährig und innig auch die Freundschaft zwischen beiden war, so ist Hitzig doch erstaunt, in Chamissos Papieren so Vieles und ihn Ehrendes zu finden, wovon er keine Ahnung hatte. Der bescheidene, liebenswürdige Mann hielt, was ihn betraf, nur das nöthig, den Freunden mitzutheilen, was für sie selbst wichtig seyn konnte. Als er, um als Emigrant in Paris zu liquidiren, dahin abreiste, erfuhr sein Freund zuerst, daß Chamisso überhaupt dort Ansprüche hatte, und er theilte es ihm in einer Art mit, als sey das Wichtigste bei der Sache, daß er Familie, Freunde und Wirthschaft verlassen müsse. Es hat sich ein vollständiger Briefwechsel zwischen Chamisso und einem französischen Freunde vorgefunden, vom Anfang des Jahrhunderts bis kurz vor des Dichters Tode, der, seltsam genug, zwischen beiden deutsch geführt, viele Notizen über sein Leben und seine ehrenwerthe Denkart gibt. Viele wird es interessiren, daß Chamissos Familie (er selbst war bei seinem Tode Vicomte) zu den allerältesten und ausgezeichnetsten des französischen Adels gehörte. Ihr Stammschloß, woher der Name, war eine Pfalz der karolingischen Könige. Ihr Stammbaum weist Verwandtschaften mit vielen großen, ausgezeichneten und fürstlichen Familien nach, z. B. mit Christian von Dänemark; auch unter den jetzt regierenden hohen Häusern zählen sie nicht zu entfernte Verwandte. Was der schlichte deutsche Dichter darauf gab, wissen wir Alle. Als er seine Frau heirathete, schrieb er an seinen Freund: „Sie heißt Piaste; ob sie aus dem Königsgeschlechte der Piaste stammt, habe ich noch keine Zeit gefunden zu untersuchen; auch kümmert es wohl uns Bürgersleute wenig." Auch über die achtbaren Gesinnungen verschiedener Mitglieder seiner Familie wird die Biographie interessante Mittheilungen enthalten. Einer seiner Brüder, bei seiner gezwungenen Emigration von den Bürgern einer kleinen französischen Stadt als Adeliger insultirt, springt aus dem Wagen und haranguirt sie auf die herzlichste Weise: Mais, messieurs, tout le monde ne peut pas avoir l'honneur d'être né bourgeois! Das Argument wirkte. Man lachte und ließ ihn ziehen.

Eine Erfindung, die in der Kunstwelt Epoche machen wird, ist in diesen Tagen hier an's Licht getreten. Man hat seit Jahren auf dem Museum einen kleinen, kränklichen Mann bemerkt, von dürftigem Aeußern; er blieb fast keinen Tag in der Woche aus. Aber statt die Säle zu durchwandern, und Bild um Bild zu mustern, blieb er in den Räumen für die niederländische Schule, und zwar hier nur vor einem Bilde stehen, vor einem Porträt Rembrands. Die Hände auf dem Rücken, die Augen fest auf die Leinewand gerichtet, harrte er davor oft Stunden lang aus. Man schrieb sein Benehmen irgend einer stillen Manie zu. Es waren die ernsthaftesten und seltsamsten Studien zu einer Erfindung, welche in der Malerkunst eine Revolution hervorbringen dürfte, deren Wirkungen noch nicht abzusehen. Ueber zehn Jahre sann und arbeitete Herr Liepmann an einer Druckmaschine, um ein Oelbild als Oelbild mit aller seiner Farbenpracht zu vervielfältigen. Dies ist ihm denn über Erwartung gelungen. In seinem Zimmer sieht man das merkwürdigste Schauspiel — über hundert Copieen desselben Rembrandtopfes, eines dis auf das Haar das Ebenbild des andern. Das Wie ist sein Geheimniß. Daß es ihm seine Arbeit lohnen wird, ist wohl zu erwarten, und von Herzen zu wünschen, wenn man erfährt, wie er mit Hunger und Kummer gerungen, um seine Idee in's Leben zu setzen. Mit der Hülfe einer einzigen treuen Dienstmagd arbeitete er Jahre lang von Morgens bis Abends, selbst mit Aufopferung seiner Gesundheit. Nachts fabricirte er Siegellack, um den dürftigsten Lebensunterhalt zu erwerben. Was aber noch mehr zu be- und verwundern ist, er hat sich keine Copie des Bildes zuvor gemahlt, sondern Theil für Theil des Originals, wie er jeden im Kopfe beim Anschauen im Museum auffaßte, zu Hause in seine Maschine übertragen. Ueber das Wie sind unsere Künstler und Techniker noch im Unklaren. So heut eine Auge, morgen eine Nasenspitze, übermorgen eine Locke nach Hause tragend, konnte er das Abbild erst nach Jahren fertig bringen. Wenn diese Art des Copirens wunderbar scheint, so ist noch mehr zu verwundern, daß der Erfinder sich nicht aus einer Privatsammlung ein tüchtiges Bild in sein Haus zu verschaffen suchte. Denn ohne diese Mühe des Absehens vom Original, versichert er, daß das Uebertragen auf die Maschine nur sechs Wochen erfordere. Nach seiner Behauptung ist die Methode so einfach, daß künftig jeder Maler seine Bilder selbst werde nach Belieben vervielfältigen können; die beste Weise also, dem Nachdruck zu steuern. Wenn er jetzt für die Copie einen Friedrichs'dor fordert, wo er mit Hülfe der einen Magd täglich nur vier Exemplare fertigt, so hofft er künftig, wenn die Erfindung vervollkommt und mehr Hülfe ihm zur Hand ist, so viele täglich fertigen zu können, daß man ein großes Oelbild für zwei Thaler kaufen und er selbst doch noch viel daran verdienen werde. Für die guten Maler wäre also in Zukunft gesorgt. Nachtheil allein für die Lithographen zu besorgen. Für die Liebhaber alter Oelgemälde eröffnet sich ein reicher Markt, wenn nicht die Liebhaberei mit der Wohlfeilheit abnimmt. Die Erfindung hat plötzlich die allgemeinste Anerkennung gefunden. Leben wir auch nicht in Frankreich, wo die Volksvertreter es für Pflicht achten, Daguerres Erfindung durch die Nation belohnen zu lassen, so ist doch vorauszusehen, daß Herr Liepmann zum Lohn für seine Mühe kommt. Nur darf nicht verschwiegen werden, daß einige Zweifel obwalten, ob, was bei der Copie eines Rembrand so gut gelang, auch bei andern Malerwerken auf dieselbe Weise sich herstellen lassen wird, wo die Wirkungen von Licht und Schatten nicht so grell heraustreten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 186.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 5. August 1839.

Es ist kein Träumen, ist kein Denken,
Ist kein Gefühl, das steigt und fällt:
Nennt es ein mystisches Versenken
In's liebevolle Herz der Welt.

v. Feuchtersleben.

Sommerlieder.

III. Mittagsträumerei.

O Königin im Sommerglanze,
Verweile du!
Die Horen rasten gern vom Tanze!
Gönn' ihnen Ruh!

In Müdigkeit versenkt ist Alles
Im Mittagstraum;
Ich höre das Geräusch des Falles
Vom Sandkorn kaum.

Es steht am Himmel still die Sonne
In halbem Lauf;
Weit bläht den duft'gen Kelch vor Wonne
Die Blume auf.

Die Flur zu Ruh' und Träumen ladet,
So sommerlich;
Im Himmelsblau, im en'gen, badet
Die Erde sich.

Der Falter hebt und senkt die Flügel
Voll Seligkeit;
Vielleicht, flög' er nicht mehr am Hügel,
Ständ' still die Zeit!

Nimm, Zeit, von uns des Wechsels Bürde,
So schwer und hart!
O daß zur Ewigkeit jetzt würde
Die Gegenwart!

Ich fühle keinen Puls mehr schlagen,
Der vorwärts treibt;
Im goldnen Sande Chronos' Wagen
Schon stehen bleibt!

Dem Tod selbst wird, dem nie sonst satten,
Schläfrig zu Sinn;
Er legt sich, auf den Blumenmatten
Zu rasten, hin.

Kränze von Mohn und Rosen windet,
So blühend warm,
Der Mittagsgeist, womit er bindet
Des Schläfers Arm.

Und höher athmen auf die Wesen,
Von ihm befreit,
Vom angebornen Wahn genesen
Der Sterblichkeit!

Weh! weh! der Zauber iſt zerriſſen!
Der Alte rafft
Sich auf von ſeinen Blumenkiſſen
Mit neuer Kraft!

Es iſt aus ihrem linden Schlummer
Die Luft erwacht!
Es ſchüttelt ſich der Tod, ein ſtummer
Monarch, mit Macht.

Es liegt, von ihm zerſprengt gewaltſam,
Der Mohnkranz dort;
Am Himmelblau rückt unaufhaltſam
Die Sonne fort. —

Oh! wieder iſt, ein Traum, zergangen
Die Gegenwart,
Und unſer ungeſtillt Verlangen
Der Zukunft harrt!

Oh! auch des Sommers Horen wandern!
Ihr Schritt iſt leis;
Sie ſpinnen raſtlos, gleich den andern,
Der Jahre Kreis,

Daraus doch nimmer ganz ſich ründet
Das ew'ge Heut,
Das, ſelig in ſich ſelbſt gegründet,
Sich ſtets erneut.

Doch nimmer kann mein Geiſt vergeſſen
Der Stunde Glück,
Die ihm, was er einſt voll beſeſſen,
Rief halb zurück;

Die ihm ein ſüßes Pfand gegeben,
Daß er entfliegt
Dem Raum, und mit entbundnem Leben
Die Zeit beſiegt!

Leben in Athen.

(Fortſetzung.)

Was wird wohl aus dem Knaben geworden ſeyn? Ich habe es an Sorgfalt für ſeine Ausbildung nicht fehlen laſſen. Außer den Worten: Spitzbub' und Nichts, oder vielmehr Nix, die ſich jeder Grieche angeeignet hat, und die er alſo ſchon mitbrachte, lehrte ich ihn auch noch manches andere deutſche Wort, zum Beiſpiel Ofen, und wenn auch, abgeſehen von ſeinen altgriechiſchen Studien, ſeine linguiſtiſchen Kenntniſſe in meinem Dienſte ſich nicht beſonders erweiterten, ſo war ihm mein Umgang doch in anderer Beziehung deſto nützlicher und belehrender; denn ich wandte viele Mühe daran, ſein Wiſſen von Europa möglichſt auszubreiten und ſeine drolligten Ideen über die Franken, und zunächſt über unſere Nation, zu berichtigen. Er war fromm erzogen und erkundigte ſich daher öfter, wie es mit dem Chriſtenthum der Germanen beſchaffen ſey, und ich erklärte ihm dann, daß es zwei große Religionsparteien gebe, die der Katholiken nämlich, welche in Griechenland auch vorkommen, * und die der Proteſtanten, von denen er noch gar nichts gehört hatte. Dann wollte er wiſſen, ob ſie einander liebten. Dies wurde zwar im Allgemeinen nicht in Abrede geſtellt, aber bemerkt, daß ſie dennoch zuweilen gewaltig an einander auffahren, was ihm ſehr ſeltſam vorkam. Er meinte, es fehle zwar in Griechenland auch nicht an ärgerlichen Auftritten zwiſchen ſeinen Glaubensverwandten und den Katholiken, aber das habe doch einen Sinn; denn es ſeyen zwei Gegenſätze, Rechtgläubigkeit und Irrglauben, und da ſey ein innerer Zug, ſich gegenſeitig anzufeinden. Dagegen ſpreche es nicht für die Weisheit der Franken, wenn ihre Dytiki und Diamartyrumeni — Katholiken und Proteſtanten — ihres beiderſeitigen, gleich verderblichen Wahnes willen die Tage, die ihnen Gott großmüthig geſchenkt, einander ſauer machen, denn im Grunde genommen, ſeyen doch Beide verloren und der Verdammniß verfallen. Zuweilen brachte er aber auch vom Markte freigeiſtige Ideen mit. „Ach, was wiſſen die Pappades!“ rief er dann aus; „die Wenigſten können ja die heilige Schrift leſen, und wer ſollte ihnen glauben, was ſie ſo auswendig herplappern! Wir ſind doch alle Brüder, die Orthodoxen, die Dytiki und die Diamartyrumeni, und der, der uns erſchaffen hat, hat uns auch orthodox, dytiſch und diamartyrumeniſch werden laſſen, und er wird ſchon wiſſen, warum er es gethan hat. Ich wenigſtens glaube einmal, im Himmel kommen wir noch Alle zuſammen.“ — Ich hörte ihm gerne zu, wenn er ſo philoſophirte, miſchte mich aber nicht viel ein, denn ich war ſelbſt nicht mit mir im Reinen, ſollte ich, was allerdings meiner Eigenliebe ſchmeichelte, dieſem Indifferentismus zulächeln, der mich doch noch für himmelsfähig gelten ließ, oder ſollte ich, was für ſeine Gewiſſensruhe gerathener ſchien, ſeiner Orthodoxie beiſpringen, wobei ich mich denn freilich als Verdammten geben mußte. Ja, ich hatte um ſo weniger Veranlaſſung zu einer ſolchen Einmiſchung, als ich den Tag über gleiche Achtung in ſeinen perſönlichen Beziehungen und gleiche Aufmerkſamkeit in ſeinen dienſtlichen

---

* Bekanntlich finden ſich auf den Inſeln Naxos, Syra, Santorin und Tinos viele, ſeit dem Mittelalter dort anſäßige, aus Frankreich und Italien ſtammende katholiſche Familien.

Verrichtungen wahrnahm, er mochte nun in der Frühe orthodox oder Indifferentist geweſen ſeyn.

Von Religion gingen wir nicht ſelten auf Politik über. Bei ſolchen Gelegenheiten ließ ich ihn, ſo gut ich's vermochte, in das innere Leben unſerer ſo kunſtreich ausgebildeten Staatskörper ſchauen, aber mit wenigem Erfolge — ſein Blick war zu ſtumpf für dieſe Feinheiten. Dagegen forſchte er in ſcharfſinnigen Fragen nach der Größe und der Macht der deutſchen Nation, und als ich ihm ſagte, wir ſeyen zahlreicher als irgend ein anderes fränkiſches Volk, ſo wunderte er ſich, daß er vor des Königs Ankunft ſo gar nichts von uns gehört habe, während doch von den Franzoſen und Engleſern alle Welt voll ſey. Darauf erwiderte ich: in frühern Zeiten hätten wir wohl auch von uns reden gemacht, nur ſey es etwas lange her, und zur Beſtätigung erzählte ich ihm einige a te Geſchichten aus den ſchönen Tagen des deutſchen Reichs, die ihn wieder mit unſerm gegenwärtigen Zuſtande ausſöhnten. Wenn ich ihm aber die Schönheit des deutſchen Landes ſchilderte, unſere blühenden Gauen, unſere breiten Ströme und die großen, prächtigen Städte, die ſich darin ſpiegeln, und wenn ich ihn dann in gutmüthigem Scherze aufmerkſam machte, wie weit ſein Vaterland noch hinter uns zurück ſtehe, dann konnte er recht hitzig werden. Dann fing er an, mit erhobener Stimme und mit ausdrucksvollem Gebärdenſpiel zu ſprechen, und ſagte: „Wie können eure Fluren unter dem kalten Himmel, den ihr habt, blühender und reicher ſeyn als die unſrigen, die Gott mit dem Schönſten verſehen, was er in's Paradies gepflanzt, und die er von ſo warmer, kräftiger Sonne beſcheinen läßt! Und was iſt all das Gewäſſer eurer Ströme gegen die herrliche Meeresfluth, die Griechenland umſpült und ſeine Schiffe in alle Weltgegenden trägt! Und wenn in wenigen Jahrzehnten Athen, Korinth, Theben und Sparta aus ihren Ruinen erſtanden ſind, dann werden wir Städte haben, die die Pracht der abendländiſchen weit überſtrahlen.“ Seine Beredſamkeit ſtrömte in dieſer Weiſe ſchrankenlos dahin, wenn es galt, die von der nächſten Zukunft erwartete Blüthe, Größe und Macht ſeines Vaterlandes herauszuziehen, und wenn ich dann neckend ſprach: „Hm, das braucht Jahrhunderte, lieber Jorgi, und ihr ſeyd auch gar noch nicht die Leute dazu,“ dann ſchlug er ſich auf die Bruſt und ſagte: „wir ſind Hellenen!“ und ging ſtolz hinaus, um ſeine Hemden zu flicken.

Hiſtoriſche Phantaſien.

(Fortſetzung.)

Dort rechts aus dem Walde ſtarrt eine Mauerzacke, grau, verwittert; das Geſtrüpp hat ſie luſtig erſtiegen, und man weiß nicht gleich, iſt es der nackte Rückgrat des Gebirgs oder der Trümmer eines Raubneſts, worauf die Birken ihre grünen Banner ſchwingen: es iſt eine namenloſe Burg, die wohl einſtens Rudolph von Habsburg, „das lebendige Geſetz,“ gebrochen. Aber die Höhe zur Linken krönt eine ſtattlichere Ruine, von friſcherem Bruch; drei Thürme und ein halber, Giebelwände und Söller, Graben und Baſtionen, und vom Bergrücken herüber ſchwingt ſich über die Kluft eine ſaubere Brücke und der beſte Thurm trägt ein luſtiges Zeltdach. Es iſt die Burg der weiland Herrn von und zu, in der Form, wie ſie die ſengenden und brennenden Bauern, die großen Landſchaftsdekorateurs und Vorarbeiter des pittoresken Deutſchlands, hergeſtellt. Sie war ihrer Zeit der Schreck der guten Bürger im Städtchen und der Popanz, den ſie ihren unartigen Kindern am Horizonte zeigten; jetzt iſt es ein Wallfahrtsort für die ſchöne Welt an luſtigen Frühlings- und Herbſtfeiertagen, wo man im Grünen ißt und trinkt und Pfänder ſpielt, und das Echo, das einſt rauh die Hornſtöße des Thürmers wiedergab, mit dem Jubel vierſtimmiger Lieder weckt. Das Gemäuer mit ſeinen blinden Fenſterlöchern, Gängen, Gewölben, Erkern und Verließen dient dem gebildeten Frauenzimmer umher bei ſeiner romantiſchen Lektüre als Canevas für die Weberin Phantaſie, und im verwachſenen Zwinger, wo längſt kein Reiſiger mehr flucht und keine Waffen mehr klirren, wird die öde Stille lieblich gebrochen, wenn Küſſe und Liebesſchwüre durch das Holundergebüſch rauſchen.

Ich hatte endlich die letzte Höhe erſtiegen, zu deren Füßen die Stadt ausgebreitet vor mir lag. — Hier mußte Merian ſtehen, wollte er die gute Reichsbürgerin in ſeiner Weiſe abkonterfeien, welche alle markanten Punkte im Antlitz einer Stadt ſo augenfällig hervortreten läßt und durch beigeſetzte Ziffern, die auf das Memorabilienverzeichniß unten verweiſen, den Beſchauer auf's freundlichſte orientirt. Die Kunſtprüderie unſerer Zeit duldet einerſeits nur kokette maleriſche Proſpekte der Städte, wobei ſie die Bezifferung als eine Kinderei verwirft, andererſeits kalte, geometriſch wahre Grundriſſe, deren Ziffern dem Unbekannten gar nichts ſagen. Auch die anſpruchsvollen Panoramen aus der Vogelperſpektive, wie ſie in neueſter Zeit Mode werden, ſind weit entfernt, das Eingeweide der Städte ſo bloß zu legen und dem Neugierigen ſo deutliche Bilder der hervorſtehenden Punkte zu geben, wie jene bequeme Merianiſche Manier, welche keck Grundriß und Proſpekt vereinigt, den Archipelagus der Häuſerinſeln mit ihrem ganzen Relief nachläßig hinwirft und mit frei eingeſtandenen geometriſchen Sünden die größte Anſchaulichkeit erkauft. Wie plaſtiſch, und propter honorem in übernatürlichen Verhältniſſen ſind Kirchen und Klöſter, Rathhäuſer und Paläſte hingeſtellt,

wie klar schlängelt sich der Mäander der Straßen, wie tüchtig und übersichtlich schließt die bethürmte Mauer rings die rührige kleine Welt des vielkammerigen Menschennestes ab, und wie bequem zieht die Einbildungskraft mit dem eilenden Reiter auf dem schweren deutschen Roß, der als ständige Staffage dient, über die Zugbrücke und unter dem Fallgatter der gewölbten Thore in das nie gesehene Weichbild! Ich gestehe es, diese so einfältigen, aber so lebendigen Bilder, diese feindlichen Läger vor den Städten mit ihren diminutiven Zelten und dem riesigen Geschützpark, diese naiven Nachweisungen, wie: Bresche, durch die die Schwedischen die Stadt erstiegen, oder: Haus, wo der große Brand ausgekommen, haben für mich von jeher mächtigen Reiz und die Gewalt gehabt, mich auf's Lebendigste in die betreffenden Zeiten zu versetzen, ihre bedeutenden Gestalten an mir vorüberzuführen und ihre eigenthümlichen Laute zu wecken.

Doch zurück zum Prospekt meines Städtchens. Es ist früh am Tage; noch fliegt der Nebel mit den krächzenden Dohlen um die Thurmspitzen, und fast jedem jähen Giebel entwindet sich kräuselnd die Frühstücksrauchsäule. Am neblichen Herbstmorgen schläft es sich so süß, und es ist auch, als hätte sich die Stadt eben erst den Schlaf aus den Augen gerieben; noch erscheint die Matrone in der schmutzigen Schlafmütze und dem ganzen, etwas saloppen Negligé und trinkt gemüthlich ihren Kaffee. Es ist nicht zu läugnen, sie blickte mich ziemlich nüchtern und abgeschmackt an, läge nicht für mein Auge der Duft massenhafter Vergangenheit auf dem zerstreuenden Vielerlei der Gegenwart, und diese wäre kahl, philisterhaft, ohne den Zauberschein der Erinnerung.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Juli.

Frankfurt und die Fremden.

Während man große Städte in der Regel im Winter besuchen muß, wenn man ihr eigenthümliches Lebenselement kennen lernen will, würde ich jedem Reisenden rathen, Frankfurt nur im Sommer in Augenschein zu nehmen. Seitdem diese Stadt das erinnerungsschwere Gewand ihrer Alterthümlichkeit gegen moderne Kleidung vertauscht hat, seitdem die grauen, mittelalterlichen, weltgeschichtlichen Gebäude den neuen, weißgetünchten, bedeutungslosen Häusern weichen, hat Frankfurt das Aussehen und den Charakter einer Badestadt angenommen. Der alte Dom, der Römer stehen wie ein Wrack, welches das Meer von dem öden Ufer hinwegzuspülen vergaß; ihre dunkle Romantik klebt außer allem Zusammenhange mit der hellen Nüchternheit der übrigen Stadt. Frankfurt ist nicht mehr interessant durch sich selbst, sondern nur durch die Fremden, welche es durchziehen. Im Grunde war dieses von jeher das Loos dieser alten Stadt: die Kaiserkrönungen, die Kreistage, die Turniere, die Messen, die Bundesversammlung, immer waren es Fremde, die ihr Interesse verliehen; Frankfurt trägt seinen Charakter in seinem Namen, immer war es eine Furth, ein Uebergangspunkt, wo die Uebergänge von einer Zeit zur andern sich heraus stellten. Als die Kaiserkrönungen aufhörten für Deutschland von Wichtigkeit zu seyn, da gebar Frankfurt Goethe, da gebar es Börne; die Anfänge neuer Zeitrechnungen gingen sehr oft daraus hervor. Frankfurt ist gewissermaßen das Kerbholz von Deutschland, worin die Zeit bei jeder neuen Periode einen Einschnitt machte. Wahrlich, seitdem der Römer seinen Einfluß auf die Geschicke verlor, hat Frankfurt ihn durch ein anderes Haus ersetzt, das Haus Rothschild. Noch immer ist Frankfurt der Stapelplatz, noch immer die Poststation, wo die deutschen Zustände ihren Courierlauf beginnen; in der That, es ist ganz in der Ordnung, daß dieses Frankfurt der Sitz des deutschen Oberpostamts ist.

Die Zahl der Fremden, die Frankfurt Sommers über besuchen, ist so außerordentlich, daß keine deutsche Stadt ähnliche Fremdentisten aufzuweisen hat. Ist es nicht zum verwundern, daß unsere hungrigen Journale dieses Bergwerk so unbebaut lassen? Welche Masse interessanter Persönlichkeiten strömt da zusammen, welche Fülle merkwürdiger und reizender Anekdoten schwimmt da vorüber? Ich wohnte während meiner Durchreise in dem fremdlichen, bequemen, neu eingerichteten Hôtel de Hollande und erlebte selbst ein interessantes Beispiel, welches für viele Zeitungen ein willkommenes Futter gewesen wäre. Vor dem Thore des erwähnten Hotels hielt eines Abends ein Lohnkutscherwagen, der auf ungewöhnliche Weise besetzt war. Ein Herr und eine Dame saßen im Fond, gegenüber eine andere weibliche Person, offenbar das Kammermädchen; auf dem Bocke saßen außer dem Kutscher noch zwei Bedienten. Einer der letzteren stieg ab, ließ den Wirth rufen und verlangte die besten Zimmer zu sehen. Nachdem ihm mehrere gezeigt worden, wählte er zwei davon, mit dem Bedeuten, daß diese wohl seinem „Prinzen" am besten gefallen dürften. Der Wirth schüttelte den Kopf; ein Prinz, der mit dem Lohnkutscher reist, mag auch nicht über viel Schätze zu gebieten haben. Wie erstaunte er aber, als er, nachdem er der Herrschaft das Fremdenbuch vorgelegt hatte, darin aufgezeichnet fand: „Der Prinz von Canino!" — Der Bruder des Mannes, dem die Welt zu klein schien, in einer Lohnkutsche reisend, durch jene Stadt, welche ein Wort Napoleons zur Hauptstadt eines Großherzogs erhob — in der That eine merkwürdige Laune! — Anekdoten ähnlicher Art erneuern sich in Frankfurt mit jedem Tage, und es wäre wünschenswerth, daß die dortigen Journale mehr Aufmerksamkeit dafür hätten. Das „Conversationsblatt" würde sich vielleicht sowohl wegen seines Titels als seiner Form am besten dazu eignen, obgleich man unparteiisch gestehen muß, daß der Redakteur in Rücksicht der geringen Fonds, welche die Eigenthümer dieses Blattes dafür aussetzen, höchst Anerkennungswerthes leistet.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 6. August 1839.

I'll have that doctor for my bedfellow!

Shakespeare.

Was Stell Dich ein.

Eine Erzählung von F. L. Bührlen.

Die Klänge der Kirchenglocken verhallten; die Andächtigen strömten aus der gothischen Halle des Doms. Mit den grauen, bemoosten Heiligen, die in den Spitzbogen des Haupteinganges übereinander thronten, kontrastirte der bellbunte Putz der Kirchengänger und so manches blühende Angesicht.

Eine Frau, hohen Wuchses, elegant gekleidet, den Dreißigen nahe stehend, schritt mit zwei Kindern an der Hand auch heraus. Ihr folgte ein junger Mann, etwa von gleichen Jahren mit der Dame, sie noch ein Weniges überragend, schlank, blühend, in wohlgewähltem schwarzem Anzuge. Er faßte den Knaben bei der Hand, das Mädchen hielt sich zur Mutter. — Diese kleine Gesellschaft wendet sich, während die Kirchengänger sich gegen die auf den Domplatz ausmündenden Straßen hinziehen, zu einem hohen Eckhause hin, bei welchem sie eintreten.

Ohne zu wissen warum, interessiren wir uns für diese Gruppe. Als Fremde reden wir einen dastehenden stattlichen Burger an und fragen nach diesem Paar, das wir wieder ohne bewußten Grund für kein eheliches, und doch auch nicht für Geschwister halten. — Der Mann ist mittheilsam und, wie seine Mitbürger, zuweilen sogar redselig. Der gemeinsame Charakter ist, daß man dem Fremden, dem Gaste, die beste Meinung von der Gemeine und ihren Gliedern beibringen will.

Wir erfahren Folgendes: Die junge Frau ist seit ein paar Jahren Wittwe. Ihr seliger Gatte, der Justizrath F. starb in Folge eines Sturzes vom Pferde auf einer Geschäftsreise. Sie kann den würdigen, liebevollen Mann nicht vergessen. Ihr Begleiter und Rechtsbeistand ist der Consulent Grüner, ehemaliger Zögling ihres Gatten, dann Miethsmann, Hausgenosse, Hausfreund, und nun vermuthlicher künftiger zweiter Gatte der schönen Wittwe.

Was der freundliche Bürger uns gesagt, es bestätigt sich bei näherer Erkundigung. — Es fragt sich, welche Absicht, welches Geschäft uns in diese Stadt geführt hat; vielleicht ist uns der Rechtsmann gerade der rechte Mann. Haben wir etwa einen Anspruch, wollen wir ihn als das Rechte durchsetzen? aber das Recht, das förmliche, buchliche scheint uns im Stiche zu lassen. Consulent Grüner findet, wenn es irgend eine solche gibt, die uns helfende Gesetzstelle, denn er besitzt Rechtskunde und sein Gedächtniß ist treu und lebendig. — Oder ist vielleicht unsere Sache auf's Höchste verwickelt in sich selbst, durch Mangel der Beweise, durch Schuld des Gegners, durch das Schwankende der gesetzlichen Bestimmungen? Grüner hat Rechtstakt, Rechtssinn. Er besitzt das Geschick, die Sache im kürzesten Ausdruck in's rechte Licht zu stellen, den Nagel, wie man sagt, auf den Kopf zu treffen. Dabei

kommen wir noch ohne große Kosten weg; denn seine gedrängte Darstellung füllt nicht, wie die so vieler seiner Genossen, durch Weitausholen und Umschweife eine Unzahl von Bogen. — Steht aber unsere Sache auf schlechten Rechtsfußen, so wollen wir ihn nicht incommodiren, uns nicht prostituiren, denn sein Rechtsgefühl geht über Alles, seine Tugend überbietet noch sein Talent. — Es gibt freilich viele Fälle, wo jeder Theil einiges Recht wirklich oder anscheinend für sich hat, oder wo das förmliche Recht dem natürlichen Zwang anthut. Wo der Buchstabe tödtet, da übernimmt wohl auch ein gewissenhafter Anwalt die Sache der leidenden Partei. Wir wollen den Fall setzen, ein steinreicher, aber widersinniger oder schwacher Vetter habe uns arme Verwandte in seinem Testament übergangen, dagegen einen pfiffigen Erbschleicher eingesetzt. Uns und der ganzen theilnehmenden Stadt blutet das Herz. Wir gehen zum Consulenten Grüner. Es wäre ja ein wahres Seelengaudium, wenn er ein zerstörliches Makulum an dem schmählichen Dokument fände. — Ist die Sache aber in aller Form Rechtens, wenn auch mit schlechtem Herzen vom Erblasser gemacht, so wird er keine Feder für uns anrühren. Seine Anerkennung der Heiligkeit, der Ewigkeit des Rechts ist unwandelbar. Er wird der Wahrhaftigkeit die Ehre geben, und wenn wir darüber verhungern müßten.

Wir haben den Mann kennen gelernt, und wenn er uns nun näher zu interessiren beginnt, so werden wir uns bald auch fragen, wie er es wohl in seinen eigenen Sachen zu halten pflege. Er dünkt uns zu besonnen und vorsichtig, als daß er durch seine Schuld in Verlegenheiten sollte gerathen können, die seinen festen Charakter stark auf die Probe stellen dürften.

In dem geräumigen Hause der Justizrathswittwe wohnt noch eine entfernte Anverwandte ihres seligen Gatten, welche von ihr mit aller Liebe behandelt wird. Die bejahrte Person bedarf der Pflege, ja ein paar Schlaganfälle, die sie gehabt, machen eine beständige Aufsicht wünschenswerth. Da hat sie denn zu einem Mädchen, auch einem Zweige des Familienstammes entsprossen, Vertrauen gewonnen, das zuerst neben einer Dienstmagd, seit ein paar Jahren aber, weil das Kind groß und stark und verständig geworden, die Besorgung allein übernommen. Man wurde eines grämlichen Dienstboten los und ersparte einen Liedlohn. Dafür konnte die Alte an eine bessere Ausstattung des schmuck herangewachsenen Bäschens denken, welches, bei aller bescheidenen Verschämtheit, doch fast aus seiner ganzen Garderobe sich hinaus entwickelt zu sehen, schmerzlich zu fühlen begann. Nicht nur sich, sondern dem ganzen Hause erschien sie, als nun ein hübsches, passendes Gewand ihren Wuchs vortheilhaft zeigte und die Formen der Jungfrau in sittsamer Umhüllung ahnen ließ, als eine gleichsam über Nacht erblühte Rose. Sie schien wenigstens ein Jahr übersprungen zu haben, und alle Hausgenossen fühlten sich von selbst bewogen, einen andern Ton gegen Mariannen anzunehmen.

Die Justizräthin war eine junonische Gestalt, wenn man von einigen Zügen und Umrissen wegsah, eine Schönheit, aber, wie sich das oft trifft, von Temperament etwas kalt, als hätte die Natur alle ihre Kraft auf die Ausbildung der Gestalt verwendet, und müßte auch der Verstand die Aufrechthaltung der edeln Form fortwährend bewachen helfen, und allen Gemüthsbewegungen, namentlich den zum männlichen Geschlechte sich hinneigenden Gefühlen möglichst steuern. Der Friedens- und Kriegsvogt Gruner gefiel der Frau allerdings; sie mochte sich denselben wohl als Freund und Hausvogt, den Hausgenossen endlich auch als Ehegenossen denken. Das Bild war ihr, wenn sie die Verhältnisse der Gegenwart und Zukunft reiflich und vielseitig überlegte, nicht zuwider.

Der junge Mann merkte dies wohl; und wenn er sich abfragte, wenn er, freilich mehr mit dem Verstand als mit dem Gefühl, seine Ansprüche an's Leben, seine Wünsche und Hoffnungen durchlief, so mußte er sich gestehen, daß er eine nähere Verbindung mit der schönen Frau, mit der geachteten Familie derselben nicht von sich weisen, ja, daß er sie für ein Glück, was die Welt so nannte, und wohl auch im innern Sinne zu halten gedrungen sey. — Mit einiger Wehmuth dachte er, wie zu guter Lezt, an eine Reihe reizender Mädchen, an liebliche Bezüge, die er bisher als anziehende Probleme, zur möglichen Auflösung im glücklichen Fall, im Herzen gehegt, an allerliebste Begegnungen da und dort in Gesellschaft, an Vergnügungsorten, bei ergötzlichen gemeinsamen Ausflügen nach romantischen Zielen. — Dieses Blickewechseln, Kosen, Scherzen, diese verstohlenen Freuden, im Flug erhaschten unschuldigen Genüsse mußten dann freilich schwinden. Er sah sich an der Seite, in dem unausgesezten Umgange der gehaltenen, edelgestrengen, fürsichtigen Frau, und blieb noch ein wenig unentschieden, obwohl er sich kaum verbergen konnte, wie sich die Verhältnisse von außen und innen allgemach immer enger, inniger zusammenwoben, wie Reden und Darbietungen auf eine symbolische Weise und als eine Art Blumensprache täglich vernehmlicher ausdrückten, was er erwarten durfte, was man von ihm erwarte, kurz, wie die Maschen des Netzes sich stündlich immer fester und fester um seine freie Person zusammenzogen. — Mußte er sich deshalb schon im Besuche von Gesellschaften, im Kommen und Gehen, in seinen Interessen überhaupt einigen Zwang anthun, ja seinen Reden eine sachgemäße Richtung geben, so war sein Gemüth auf gefährlichem Wege, sich, wie dies so die Art oder Unart des Menschenherzens ist, an eine andere Weise ein wenig zu entschädigen.

(Fortsetzung folgt.)

Hiſtoriſche Phantaſien.

(Fortſetzung.)

Sieh hier auf dem runden, ringsum freien Hügel dicht an der Landſtraße das helle Landhäuschen, von Reben umſponnen! Schwermüthig hängt das fahle, dürre Laub um die Spaliere, und albern luſtig, eine ſpießbürgerliche Parodie der Natur, blickt das Grün der Fenſterladen und Skaleten dazwiſchen hervor. Hier — dort — nirgends, auf dieſem beherrſchenden Fe.ecke ſtand einſt das Hochgericht, und dieſelbe Luft, welche die bunten Wetterfähnchen auf dem Dache des Tusculums dreht, ſpielte mit dem gebleichten Gebein der Kindsmörderin oder des Landläufers, den der hohe Rath ſeinem Beſchützer, dem Ritter dort drunten, zum Trotz, an den lichten Galgen gehängt. Welcher Bürger hatte den Muth, an dieſem Ort des Entſetzens ſeine Laren am ländlichen Herde aufzuſtellen? Iſt es nicht gar der alte Scharfrichter ſelbſt, ſo kann es nur der Apotheker ſeyn. Die Individuen dieſes Standes haben ſehr häufig etwas Extremes im Charakter. Der Apotheker iſt zuweilen fromm, und dann auch ſehr fromm, aber meiſtens befindet er ſich im Vortrab des Rationalismus und geht am weiteſten, wenn der Pfarrer im Caſino geſchraubt wird. Seine ſeicht in's Breite ergoſſene Wiſſenſchaft führt ihn leicht zu analoger Weltanſicht; wenn der Duft der Droguen aller Welttheile ſein Hirn etwas angreift, ſo wird er dadurch nur zum Schwärmer im Materialismus, und die Verſchiedenheit der Geſinnung, in der er meiſt dem Arzte gegenüber ſteht, iſt für Beide und ihre Stellung zum Leben und zum Tode ſehr charakteriſtiſch. Der Apotheker fürchtet den Teufel nicht, wenigſtens ſo lange es Tag iſt; ſein Landhaus auf dem Galgenberge iſt ja auch nur zur Tagesluſt, und was verſchlägt es ihm, ob um Mitternacht das luftige Geſindel um das Geſpenſt der verſchwundenen Radſpindel tanzt? Jedenfalls aber iſt der Galgen poetiſcher als das Philiſterſabinum, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil jener nicht mehr da iſt.

Dort auf dem ſanft abhängigen Felde am Saume des Gehölzes ſind nach einander in verſchiedenen Zeitaltern der böſe Graf oder Herzog des Gaus, der Spanier, der Schwede, der Franzoſe unheimlich mit ihrer Wagenburg aufgezogen. In ihren beſten Jahren ſpie da die Stadt die Haufen ihrer handfeſten Bürger aus, und ſie richteten wohl den Belagerer ſo zu, daß ihm die Luſt zum Wiederkommen verging, und hingen den Sturmbock, den er im Stiche gelaſſen, als Trophäe vor dem Rathhauſe auf. Aber mit der Zeit und der Freiheit ſchlimmſtem Feinde, dem Schießpulver, wurden der wackern, blutigen Ausfälle immer wenigere, und dafür entließ das Thor nur Züge gebeugter Männer, die baarhaupt dem Dränger die Schlüſſel zu Füßen legten, bis zu allerletzt mit Moreau oder Jourdan, um die unerſchwingliche Contribution gehandelt werden mußte. Wie viel Noth des gemeinen Weſens haben die alten, grauen Häuſer dort geſehen, die um die Kirche her einander über die Schultern blicken und mit den ſorgenſchweren Köpfen zu wackeln ſcheinen! wie mancher Todesſchreck, wenn der metallene Thurmwächter über ihnen in ſein gellendes Jammergeſchrei ausbrach, wie manche Plünderung und Brandſchatzung hat die ehrwürdigen Häupter gebeugt und die Furchen des Grams in die hohen Stirnen gezogen!

Ganz natürlich hebt ſich die Hauptkirche als Kern des Häuſergewimmels, das ſich wie hülfsbedürftig um ſie drängt. Man ſieht, die fromme Stadt hat wohl ein halbes Jahrdundert daran gebaut, und doch erſt im erkalteten Style, der maſſenhafter, und juſt darum leichtfertiger, die ganze reiche, aufſtrebende Steinvegetation einer frühern Zeit mit ein paar Schnörkeln nüchtern auszieht, und wobei nur noch ſporadiſche Gottieligkeit ex voto ein Portal oder eine Kapelle üppiger umrankt. Mit dem Thurme aber iſt Senatus Populusque zur Reformation gar nicht fertig geworden: er zeigt in ſeiner Geſtalt denſelben Hiatus, wie die damalige Welt zu ſeinen Füßen in ihrer Bildung. Das maſſive Prisma bricht juſt da ab, wo es ſich verjüngen wollte, und der expedite Thurmſchluß mit ſeinen glaſierten Ziegeln, ein Werk des Kirchenrathes, in dem die Prediger der neuen Lehre ſaßen, iſt gemein und platt, ſo lang und ſpitz er auch, die beabſichtigte Höhe überragend, in den Himmel ſchießt.

Hinten an der Stadtmauer, im anſehnlichen Kloſtergebäude, das jetzt ein Speicher ſeyn mag oder eine Brauerei, hauſte einſt ein Convent eines der Orden, die nicht, der wilden Biene gleich, in Oede und Einſamkeit bauten, ſondern geſellig, wie die Hausbiene, ſich an der Menſchen Wohnungen hingen und unermüdet Wachs und Honig ganz fertig in ihre Stöcke trugen. Ihr einfach zierliches Gotteshaus iſt jetzt die Sommerkirche, wo die Väter der Stadt in den Chorſtühlen der alten Franciskaner die Ausfälle des Nachmittagspredigers gegen den Rationalismus ſeines ältern Collegen und ſeine Drohungen mit Gottes Gericht verſchlafen.

Das Städtchen ſelbſt, ein wirrer Häuſerklumpen mit ſtarrenden Giebeln und altergrauen Dächern gleicht in ſeinem kleinen Mauerringe der höckerichten Frucht, welche überreif ihre Kapſel geſprengt und eine Anzahl ihrer Körner ergoſſen: die Mauer kann die Häuſer nicht mehr faſſen, und ſie iſt aus einem ſchützenden und hegenden Organ eine todte, nur ſtörende Hülle geworden. — Wie behaglich, wie heimlich und ſicher fühlte ſich das kleine Gemeinweſen hinter ſeinen Bollwerken, da ſie noch,

mit Waffen bespikt, und gleichsam beseelt vom Muthe der Bürger und mit ihrem Blute bespritzt, den tüchtigen, nothwendigen Abschluß gegen eine ganze feindliche Welt bildeten. Aber sie waren nicht gebaut für das furchtbare Werkzeug, die Kanone, weder sie zu tragen, noch ihr zu stehen; und so wurden aus den Schießscharten dort der Bolz und die Steinkugel mit freudigem Muthe geschleudert, aber schon als die Hackenbüchse auf der Ringmauer erschien, kam die Zuversicht in's Sinken, und die Verzagtheit wuchs riesengroß. Bald war die Wehr der Stadt nur noch ein Nothdamm gegen eine plötzlich daherströmende Fluth, die ihn rasch überstieg, goß man nicht, wie man mit Oel die Meereswogen sänftigt, eine Tonne Goldes in das tobende Element. — Den Thorthurm, unter dessen Gewölbe einst der Bürger in Küraß und Pickelhaube die ernste Wache hielt, wo zur Zeit der Regensburgerei der invalide Kreissoldat mit der Patrontasche im Schooß Schildwache saß, hat der Geist des Jahrhunderts abgetragen, und im freien, sonnigen Durchgange lungert jezt der Bettelvogt, das lebende Symbol der dem Magistrate verbliebenen Amtsgewalt.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

(Fortsezung.)

Richard Savage.

Seit dem Beginne des Monats Juni hat ein Wechsel der Direktion bei dem hiesigen Theater stattgefunden; die Herren Malß, Regisseur Meck und Kapellmeister Guhr haben dasselbe übernommen. Man erwartet im Publikum von dem Eifer dieser drei ehrenwerthen Männer viel Gutes, und die Auspizien, unter welchen sie begannen, sind in der That sehr glücklich. Das Gastspiel des talentreichen Herrn Döring vom Stuttgarter Hoftheater füllt die Häuser trotz der drückenden Hitze. Zudem hat die Direktion einen glücklichen Wurf gethan durch die Aufführung des in mehreren Journalen rühmlich erwähnten Trauerspiels „Richard Savage" von Leonhard Falk (Karl Gutzkow). Bei der Stagnation unserer jezigen dramatischen Poesie, muß wohl jeder neu auftauchende Namen unsere Aufmerksamkeit und Hoffnung auf sich ziehen, um wie viel mehr, wenn ein Schriftsteller, wie Gutzkow, plötzlich in voller Rüstung in die Schranken sprengt. Es stand zu erwarten, daß Gutzkow nicht ein dialogisirtes Stück Chronik oder eine scenirte Biographie irgend einer markirten Effektmaske uns auftischen würde, und in der That, wir haben uns nicht getäuscht. Gutzkow scheint von der höhern Idee durchdrungen zu seyn, daß ein historisches Drama diesen bedeutungsvollen Namen nur dann verdient, wenn der Dichter uns wie die Zauberschwestern im Macbeth einen Spiegel vorhält, worin wir die Gegenwart im Rahmen der Vergangenheit wiederschauen. Richard Savage ist von dem Dichter als ein Phantasiebild und nicht als historische Person behandelt worden: aber der leise historische Hintergrund war für ihn mahnend genug, um der großen Aufgabe eines historischen Dramas eingedenk zu seyn, und somit ordnete er selbst diesen leisen Hintergrund so bedeutsam, daß er wirklich die Zustände unserer Gegenwart abspiegelt. Es ist zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, zu jener Zeit, als die geistigen Richtungen Englands eben so wie jezt die unsrigen in einer Uebergangsepoche begriffen waren, als Richard Steele in Gemeinschaft mit Swift, Addison, Pope ꝛc. die allerersten Journale „the Tatler" und „the Spectator" gründete, und die Schriftsteller ihren Einfluß auf das Leben zu fühlen begannen und die Macht des öffentlichen Wortes sie mit Selbstbewußtseyn erfüllte. Beim Aufrollen des Vorhangs befinden wir uns in dem Gemach der jugendlichen Schauspielerin Miß Ellison, die mit Richard Steele sich von ihrem gemeinschaftlichen Freunde Savage unterhält. Richard Savage ist der Lieblingsdichter jener Epoche; seine Dramen werden in Drurylane mit Beifall überschüttet, indeß der junge Dichter nicht selten der bittersten Armuth, worin seine excentrischen Launen und Ausschweifungen ihn stürzen, preisgegeben ist, um so mehr, da er elternlos, ein Findelkind ist. Seit mehreren Tagen haben die Freunde Savage nicht gesehen; er trägt sich mit der Idee, seiner Mutter auf der Spur zu seyn, die eine Dame aus den höchsten Ständen seyn soll. Aber Savage, der jezt in's Zimmer stürzt, verkündet außer sich seinen Freunden, daß es keine leere Idee sey, sein Glück habe keine Gränzen; hier die Familienpapiere widerlegen jeden Zweifel — er ist der natürliche Sohn der Lady Macclesfield. Er ward als Kind heimlich armen Handwerksleuten zur Wartung übergeben, aber die Mutter hat seine Spur verloren und beweint ihn längst als todt. Wie wird sie jubeln, wenn er vor die Kinderlose hintritt und ihr zuruft: Ich bin dein Sohn! Zwar will Steele an diesen Jubel nicht glauben, der Ruf nennt die Lady Macclesfield eine stolze Dame, eine Frau von Temperament, die weit mehr Neigung hat, die Liebhaberin, als die Mutter zu spielen; aber Savage will nichts davon hören, seine Freude bringt ihn außer sich, seine Schwärmerei kennt keine Grenze. Auch ist er ja nicht ein armes Findelkind, dessen seine Mutter sich schämen müßte, er bringt der stolzen Frau auch ein kleines Geschenk in's Haus: seinen Ruhm! — Im Palaste der Lady, in welchen uns nun der Dichter führt, finden wir diese eben nicht günstig vorbereitet auf die große Nachricht, die sie bald empfangen soll; ihr Schwager ist eben bei ihr, ein roher, habsüchtiger Spieler, der wegen der Erbschaft ihres verstorbenen Mannes ihr bitterster Feind ist und nichts unterläßt, was sie quälen kann. Er hat so eben mit giftigem Witze ihre zahlreichen Liebesverhältnisse verhöhnt und sogar des Knaben erwähnt, den sie einst ihrem Garten verheimlichen mußte. Die Lady ist empört. In diesem Augenblicke wird Savage gemeldet; er tritt ein, Freude, Hoffnung, Furcht, Begeisterung, Schüchternheit drängen sich in seiner jungen Seele. Kaum vermag er zu sprechen. Die Lady fragt um seinen Namen. Ich heiße Savage, sagt er mit einiger Zuversicht. Der Arme! um eine Hoffnung ist er schon betrogen, sie kennt den Namen nicht. Die aristokratisch stolze Frau liebt die Poeten nicht. Doch als er nicht länger mehr an sich halten kann und das Geheimniß seiner Geburt ihr in kurzen feurigen Worten entdeckt, da fährt sie entsezt zurück. „Betrüger!" schreit sie auf und ruft die Domestiken herbei: „daß mir dieser Mensch nie mehr vor die Augen kommt!" Savage stürzt vernichtet nieder. — Diese Exposition ist gewiß sehr gut und läßt uns mit Ungeduld dem Verlauf der Handlung entgegen sehen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 188.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 7. August 1839.

Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.

Schiller.

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Nach der Verödung durch den dreißigjährigen Krieg wucherte die decimirte Menschheit schnell und üppig auf. Es war nach jener letzten grausigen Ernte, als hätte der Würgengel sein großes zweihändiges Schwert auf immer niedergelegt, mit dem er bisher blindlings oft ganze Striche entvölkert. Er brachte fortan Berechnung und System in sein Werk der Vertilgung, fast wie ein kluger Forstmann, der sich die Aufgabe stellt, möglichst viel zugleich zu schlagen und nachzuziehen. Im Großen wurden jetzt die Menschenschläge fast nur noch in geordneten Bataillen vorgenommen und das muthwillige Verderben der Plantage unterlassen, so daß der Nachwuchs lustig gedieh und überall die Städte sich dehnten. Da schwoll auch in unserm Städtchen die Bevölkerung und brandete an die engende Befestigung. Erst erkletterten die Häuser auf allen Seiten die Ringmauer und blieben rücklings darauf sitzen, mit verdrehten Hälsen sehnsüchtige Blicke in's Freie werfend; bald aber sprangen andere völlig hinaus, Keime der kleinen Vorstädte, welche Thal auf- und abwärts die Landstraße säumen.

Die bittern Thränen, welche den guten Bürgern der Verlust dessen, was sie ihre Freiheit nannten, ausgepreßt, waren bald getrocknet, oder vielmehr, sie flockten plötzlich im Entsetzen über Bonapartes gräßliches Gestirn, das den deutschen Himmel blutroth malte und die Deutschen aus dem engen Patriotismus herausschreckte, der bis zur Mühle, zum Wartthurm oder dem Galgenberg reichte. In der allgemeinen Noth, der gemeinsamen Schmach entsprang aus dem Gefühle gemeinschaftlicher Demuthigung der Gedanke an die Möglichkeit gemeinsamer Ehre und eines würdigeren Glücks und einer vernünftigeren Würde, als wie Privilegien sie ertheilten, welche der Adler längst nicht mehr schützte, so grimmig er auch Zunge und Krallen ausstreckte. Als das Kriegsgewitter schwieg und die Sonne der neuen Zeit aus den Wolken brach, da war auch das Städtchen wie neu geboren; das junge Geschlecht vergaß über der gewonnenen deutschen Freiheit die verlorene reichsbürgerliche, und nur der Zopf des Altbürgermeisters wies, bebend vor Wehmuth, in die gute alte Zeit zurück.

Die Stadt begriff ihre neue Mission als ganz kleiner Juwel in einer ganz kleinen Krone. Wohl hielt sie an der altväterlichen Stütze ihres Daseyns fest, am Pfluge, von dem noch in den letzten Zeiten des Reichs ihre Consuln eilends abberufen worden, wenn der Boden der Republik mit einem feindlichen Einfall vom Vieh des

benachbarten Edelmanns bedroht war. Sie blieb dem Landbau treu, der das Land ringsum zu einer bunten Musterkarte macht. Aber sie griff jezt daneben zum Friedensschwert im Kampfe, zu welchem die Industrie Alle gegen Alle bewaffnet; sie fuhrte es, sie mußte sich dazu frei rühren und bewegen können, aber noch hingen die Bastionen wie Hand- und Fußschellen an ihren Gliedern. Was einst der Stolz und das Palladium der Bürgerschaft war, hatte sich zur Thorheit und zum unleidlichen Aergerniß verkehrt; was von einem jugendlichen Geschlechte im Namen der Freiheit gethurmt worden, war bei veränderter geistiger Strömung eine Fessel einer andern Freiheit, und so begann die förmliche Belagerung der Mauer von innen heraus. Geraume Zeit und nicht ohne Erfolg wurden die Stürmenden mit den Argumenten der Achtung vor dem Werk der Väter, der Sicherheit und der einträglichen Thorsperre beschossen; aber der Drang nach Luft und Licht war uberwältigend, und er drückte dort, vielleicht am selben Fleck, wo im schmalkaldischen Krieg der Spanier die Stadt erstiegen, die breite Bresche heraus, welche das Schicksal der ganzen Ummaurung verkündet. Der Genius des Gewerbfleißes und Handels, mit dem muntern Kranze über den ernsten Zügen, springt aus der Sturmlucke und nimmt im Namen der neuen Zeit und ihrer Bedürfnisse Besitz von Zwinger und Glacis, von Baum- und Küchengarten. Die Vorstadt steigt lustig aus dem Boden und läuft eilenden Schritts auf das kleine Gotteshaus in campis zu, wo einst die bedächtig wandelnden Väter der Stadt auf ihrem Erholungsgange umkehrten.

Wo die freundlichen, nur etwas nüchternen und monotonen Häuser mit den rothen, stumpfwinkligten Dächern sich nach der Schnur reihen und die hellen Scheiben ihrer dichtgedrängten Fenster zu mir heraufleuchten, hier greift die Stadt mit ihren kleinen Händen in das mächtige industrielle Schwungrad der Gegenwart, einer Zeit, welche Alles so ziemlich gleich gemacht hat, Menschen und Städte, und wo jeder die Arme rühren muß, der sich uber dem Wasser halten will. Hier, in der nobeln Neustadt, bläht sich auch der Luxus und die Eleganz des Tages, deren Traditionen aus der großen Welt in diesen ihren Winkel gerade noch vernehmlich genug herüberhallen, um mißverstanden zu werden. Aber dort im alten, grauen, löcherigten Wespennest, in den krummen, dumpfen, dunkeln Gassen brutet in stockender Luft die Vergangenheit, dort klammert sich das ärmliche Gewerbe mit ängstlichen Händen an die Ueberlieferung, dort sind die Figuren zu Hause, die, wenn sie die glänzende Residenz besuchen, mit Sprache und Haltung dem lachenden eleganten Dünkel einen willkommenen Maßstab geben, wie weit es doch in allem Feinen und Schönen die gebildete Welt gebracht.

Die tausendjährige Wurzel des Orts, in der in verholzten Kanälen der Lebenssaft langsam kreist, haftet im formlosen Weichbilde; aber draußen, wo die Stadt pocht und sägt, spinnt und webt, gerbt und färbt, rauscht niedrig zwar, aber munter belaubt, der Wipfel, und seine Blüthen umschwärmen Hunderte geschäftiger Geschöpfe.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Marianne begegnete Grüners Blicken oft. Er bemerkte mit Wohlgefallen die überraschend schnelle Entwicklung der jugendlichen Gestalt, wie ihr kindisches Wesen sich weiblich verschönerte, ihre kindischen Nachläßigkeiten sich zum Anstande läuterten und regelten, ihr Blick sprechender, leuchtender wurde.

Sie hielt zwar, mit dem Auge des Malers, des Bildners betrachtet, keine Vergleichung mit der hehren Justizräthin aus; aber sie war eine Jungfrau, sie hatte den Zauber der Entfaltung, das Erwachen zu Gefühlen, das Erblühen der Einbildungskraft, die Flügelschläge jugendlicher Phantasie, die Naivetät der noch schüchternen Rede für sich. War sie nicht gebildet, so erschien sie bildsam, nach Bildung ringend, in verschwiegener Hoffnung, hiedurch eines bessern jungen Mannes würdig zu werden, als ihre Herkunft, ihre Vermögensverhältnisse außerdem erwarten ließen.

Die Gatten sogenannter schönen Frauen, und wohl auch schon ihre Verehrer sind, wie man bemerken will, durch untergeordnete weibliche Vorzüge, durch einzelne Reize und gefällige körperliche Eigenschaften, namentlich wenn sie durch einige Grazie, Anmuth, Naivetät, fröhliche Laune, Schalkhaftigkeit unterstüzt werden, leichter verwundbar als andere unseres Geschlechts. — Die regelmäßige, in sich vollendete und fertige Form nimmt der Phantasie des Mannes den Schwung, und so dauerhaft, so gepflegt jene auch seyn mag, der Besitzer einer solchen verköperten Vollkommenheit denkt unwillkührlich an das Erbleichen, Verfallen der köstlichen Blume, an den allmählichen Fall der Blätter. — Was ließe sich über dieses Kapitel nicht Alles sagen? Wollen wir dem Bekenntniß eines freimüthigen Weltmannes recht geben: der Mann ist ein geborner Ungetreuer?

Wohl der Frau, die in gewissen Jahren sich ihrer Schönheit, während wir sie noch anerkennen, nicht mehr mit vortretendem Bewußtseyn erfreuen will, bei deren Werth die äußere Wohlgestalt mit ihren übrigen guten

Eigenschaften nur als eine erwünschte Zugabe in ihrer und unserer Schätzung mitwiegt. Sie mag ihre unsterbliche Jugend sorgfältig fortkultiviren und sich der Dauer der oft so flüchtigen Schicksalsgunst in stiller Demuth erfreuen; wie denn auch unser Geschlecht in solchen Fällen seine Huldigung gern einer Seele darbringt, die mit ihrem Körper keinen Anspruch mehr zu machen scheint. Der sühlende Mann versetzt sie in die Tage ihrer Jugendblüthe zurück; ja der noch Sinnigere findet vielleicht mit kunstgebildetem Blicke, daß aus den Zügen der Gattin, der Mutter eine Schönheit leuchtet, die nur die Jahre, die ernsten Pflichten, die dauernde Liebe geben konnten, die selbst die mütterlichen Sorgen nur veredeln halfen. Hat sich das Weib der Treue des Gatten durch ihren Gesammtwerth recht versichert, so schwinden Beiden die Jahre dahin, ohne daß ihnen wehmüthige Seufzer über das „Gewesen" aufsteigen.

Der Consulent grüßte Mariannen bei jeder Begegnung freundlicher, wechselte anfänglich tändelnde, scherzende, dann herzliche Worte mit ihr. Er besaß die Gabe, in den Gedanken- und Gefühlskreis der Jungen und Alten einzugehen. In seiner Praxis kam sie ihm vorzüglich bei seinen Clienten zu Statten. Sonst im Leben bewirkte seine Leutseligkeit, daß ihm jedes Herz bald entgegenkam. Mariannens Gesinnung gegen ihn ging von der Hochachtung, die sie seinem Stande, seiner Bildung, dem Unterschied der Jahre schuldig war, durch sein heiteres, freundliches Bezeugen gegen sie in eine wachsende Zuneigung über. Mit wonniglichem Behagen mochte sie an die Tage zurückdenken, wo sie noch schuchtern, ehrerbietig an dem ernstern Hausgenossen vorüberging. Wie stand es in der Gegenwart doch so viel anders, viel lieblicher! — So schlang sich denn auch dieses bedenkliche Gewebe von Tag zu Tage fort. — Noch war er nicht zu der Vertraulichkeit mit dem Mädchen gekommen, die ihm erlaubt hätte, auch nur ihre Hand, ihre Schulter zu berühren. Aber die Gelegenheit, zufällig oder von einem Theil, von beiden gesucht, ist kupplerisch.

Das Haus der Justizräthin, hochgelegen, hochgebaut, hatte ein Lusthürmchen auf seinem Dachgiebel. Es war ein herrlicher Frühlingsabend, die Sonne nahe am Untergang; Grüners Geschäft hatte ihn länger festgehalten, als ihm, dem Naturfreunde, recht war. Gern wäre er der innern Stimme gefolgt, die einladende Schönheit draußen im Freien zu genießen. Jetzt stand aber die Sonne schon so tief am Horizonte, daß kein Augenblick zu verlieren war. Der Abendhimmel röthete sich zusehends stärker. — Es zog ihn hinauf in's Belvedere, in dessen engem Raum er durch die kleine Einrahmung der Fenster schon manchmal den glänzenden Niedergang des Tagesgestirns mit mehr Genuß beobachtet hatte, als auf dem Wandel im Freien. Warum sollte nicht ein solches Naturbild leuchtender werden, wenn es als Gegensatz des ernsten, farblosen Berufs, wie durch eine offene Spalte in unser Gemüth dringt?

Grüner blieb in dem Wartthürmchen, bis die Höhen der Südwestseite abgeglüht waren, dann stieg er die schmale Treppe herab. Durch die Dachladen fiel der Widerschein der Gluthen herein und erfüllte den Raum der Bühne mit einem sanften Heldunkel. — Wäsche war aufgehängt; er streifte daran. Er vernahm einen Fußtritt: eine Ahnung durchzuckte ihn. Marianne war mit Befestigung der Leinwäsche beschäftigt. Er stand freudig betroffen still; sein Herz pochte stärker, seine Stimme versagte ihm den Gruß, den er ihr bieten wollte. Wie erschrecken, wenn die Wirklichkeit unerwartet bringt, mit was unsere Imagination sich schon öfters im Stillen beschäftigt hat. — Auch das Mädchen stand erröthet; — es mochte wohl nicht bloß der Abglanz der Abendwolken seyn. — Er trat zu ihr. Alle Rücksichten waren ihm wie aus der Seele gestrichen. Er faßte ihre Hände; beide schwiegen, beiden umnebelte sich der Sinn. Sie hielten einander fest und innig umschlungen und wechselten gleichsam willenlos inbrunstige Küsse.

Wo die Neigung so unumwunden ihr Maienfest feiert, da schweigt freilich der Verstand. Man glaube aber ja nicht, daß die Leidenschaft so ganz besinnungs- und schrankenlos sey. Was der Sittenprediger geradezu Sinnlichkeit nennt, das ist oft viel mehr reinmenschliches Empfinden ohne jene grobere Beimischung. Solche in der Gunst des Augenblicks Ueberglückliche sind gewöhnlich bescheidener und genügsamer, als die meisten auf prosaischem Wege Wandelnden. Sind nicht unsere Gewohnheiten und Gelüste, unser Essen und Trinken, unsere Einbildungskraft und Sprache, unsere Unterhaltung und Lektüre meistens viel sinnlicher und unmäßiger, als jenseine Liebe? — Soweit könnte man den beiden seligen Leutchen auf dem Trockenboden nicht zuviel rigoristisch anhaben. Innig erfreut und befriedigt durch die so unerwartet schnell, so zu sagen Knall und Fall gegenseitig aufgetauchte Zuneigung, trennten sie sich früher, als man in irgend einem ältern oder neuern Romanschriftsteller dergleichen Scenen dargestellt findet. Wenn auch die ganze Hahnemannsche Lehre ein Phantom wäre, was sie schwerlich ist, so müssen wir wenigstens den Liebesschmerzen für einen Krankheitszustand halten, der sich mit einem homöopathischen Millionntheil selbst heilt. Ein Blick, ein Händedruck, ein Kuß stillt die Leiden des Patienten, aber freilich nur auf eine kurze Zeit, und schützt bei Weitem nicht so lange vor Rückfall, als z. B. die Kuhpockenmaterie.

Der Consulent setzte nach einigem süßen Kosen, und als sich die bange Brust des Mädchens durch mehr Seufzer als Worte erleichtert hatte, mit kühnen Sprüngen

die Treppe hinab und ging als ein frischer Mensch an seine Geschäfte. Freilich störte ihn noch eine Zeitlang eine Phantasmagorie. Wie in mittelalterlichen Manuscripten schwebte Mariannens Bild als wunderschöner Initialbuchstabe vor jeder Periode seiner Prozeßakten. Dieses Blendwerk verschwand aber je mehr und mehr. Im Kreise der Familie der Justizräthin war er heiterer, gesprächiger als sonst. Er hatte im Stillen etwas abzubitten. Gute Wittwe! dachte er, laß mir nur diese poetische Lizenz noch ein Weilchen! Ich will ja so liebenswürdig seyn als möglich!

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Juli.

(Fortsetzung.)

Richard Savage.

Die Handlung spielt im zweiten Akte um einige Wochen später. Ganz England ist empört über die Unnatur einer Mutter, die trotz der unzweideutigen Beweise seiner Echtheit ihren Sohn nicht anerkennen will. Lady Macclesfield, sonst die gefeierte Dame der Mode, ist jezt von Allen gefloben, gehaßt; selbst ihre begünstigten Verehrer scheuen sich öffentlich an ihrer Seite zu erscheinen. Steeles Journal ist voll von bittern Anspielungen, welche die öffentliche Meinung schüren. Nur Savage weiß von dem Allem nichts. Er ist blind für die Grausamkeit seiner Mutter; er betet sie an, er schwärmt für sie wie für eine Geliebte, seine Phantasie hat keinen Raum als für sie, unsichtbar folgt er ihr überall. Auf den heutigen Abend hat er seine höchste Hoffnung gesezt: eine neue Dichtung von ihm wird in Drurylane zur Aufführung gebracht. Wird sie kommen? Zeugin seines Triumphes seyn? Wirklich erscheint die Lady; aber nicht um seinetwillen. Sie will der Welt zeigen, daß ihr Stolz ungebeugt von der öffentlichen Meinung sey. Vergebens reden ihre Freunde ihr ab, sich den Blicken des Publikums auszusetzen; sie tritt in ihre Loge. Aller Augen richten sich auf sie, und während man dem Sohne Beifall zujauchzt, wird die Mutter verhöhnt. Ihre Kraft weicht; in wilder Aufregung zieht sie sich zurück. Sie klagt das Schicksal an, daß es ihr einen Sohn aufbürden will, von dem sie nichts weiß. Es kann ihr Sohn nicht seyn; in ihrer Brust regt sich nichts für ihn. Nie hat Muttergefühl sich verläugnet, aber in ihrem Herzen schweigt die Natur — es kann ihr Sohn nicht seyn. Draußen aber ertönt der Jubelruf „Richard Savage" von der entzückten Menge. Er selbst stürzt in die Loge seiner Mutter, noch einmal will er zu ihrem Herzen sprechen — umsonst. Ihr roher Schwager ist der einzige, der ihm Rede steht, verhöhnend, aufreizend; es kommt zum Duell und jener fällt. Die Wachen treten ein, und während draußen das Publikum des Dichters Namen jubelt, wird dieser abgeführt. — Im dritten Akte ist Savage zum Tode verurtheilt; eine Fürbitte seiner Mutter könnte ihn retten, ganz England erwartet dies von ihr, aber die stolze Frau will der öffentlichen Stimme Trotz bieten. Da erscheint die arme Schauspielerin Miß Ellison bei ihr. Mit aller Beredtsamkeit jugendlicher Schwärmerei bemüht sie sich, den Starrsinn der Lady zu brechen und sie für ihren Freund zu gewinnen. Miß Ellison, deren Gefühl zu Savage von diesem nicht erwidert noch verstanden wird, ist bereit, Namen, Ruf und Leben für ihn zu opfern, während seine Mutter, deren Liebe er mit seinem Herzblut erkaufen möchte, nicht durch ein einziges Wort ihn aus der Gewalt des Henkers befreien will. Eine Scene voll ergreifender Gegensätze, glühender Rhetorik und seltener Charakteristik. Die Lady bleibt unbewegt; da beschließt die Schauspielerin, sich der Königin selbst zu Füßen zu werfen. Man bringt Savage die Nachricht seiner Befreiung. Eine Dame hat sie erwirkt; er jauchzt auf — wer kann es anders seyn als seine Mutter? — Zugleich mit der Nachricht seiner Befreiung erscheint in seinem Gefängniß einer jener Lords, die England das Prädikat des „großmüthigen" zugezogen. Der Lord bietet Savage seinen Palast zur Wohnung an; er möge sich künftighin als seinen Sohn betrachten, es sey bloß die Schuld des Vaterlandes, die er dem großen Dichter abzutragen sich berufen fühle. Savage ist auf dem Gipfelpunkt seines Glückes. Aber der vierte Akt belehrt uns bald, daß es nur politische Beweggründe, Buhlerei um die Volksgunst und vor Allem Rache gegen Lady Macclesfield war, was den edlen Lord zu dieser scheinbaren Großmuth stimmte. Ja, nicht zufrieden mit dem Geschehenen, bereitet der Rachedurstige der Lady noch eine tiefere Demüthigung. Sie ist für den Abend zum Balle bei der Herzogin N. geladen; statt dahin, sollen ihre Begleiter sie in das Haus des Lords führen, wo ein ähnlicher Maskenball sie so lange in Täuschung halten soll, bis sie mit ihrem eigenen Sohn unbekannterweise eine Quadrille getanzt hat. Natürlich ist Savage diesem Complott fremd. Mit dem Abscheu, den seine Mutter immer deutlicher gegen ihn zeigt, wächst in seiner excentrischen Brust die Liebe zu ihr; sein ganzes Daseyn zerfließt in fiebrischer Sehnsucht nach Mutterliebe, die immer durstiger, krankhafter wird, je weniger er sie zu erreichen vermag. Ihn ekelt der Glanz, der ihn umgibt, seitdem er erfahren, daß nicht die Mutter es war, die seine Befreiung erwirkt. Da beginnt der Ball; die Lady erscheint. Aber die Täuschung kann nicht lange währen. Sie reißt die Larve ab; entsezt erkennt sie das Haus ihres Feindes, entsezt denjenigen, der sich ihr als Sohn aufdringen will. Jezt wünscht sie seine Mutter zu seyn, um ihren Fluch auf ihn schleudern zu können. Der Lord weidet sich an ihrer Pein. Aber Savage reißt die Kleider vom Leibe; seinen Schmuck, seine Goldstücke wirft er dem Elenden zu Füßen, der ihn zum Werkzeug brauchte, seine Mutter zu verhöhnen. Jezt erst wird es ihm klar, daß sie für ihn auf immer verloren ist, die Welt ist ihm nichts mehr; verzweifelnd stürzt er hinaus, die Armuth wieder aufzusuchen, in der er sonst so glücklich war. — Man könnte zwar die Ausstellung machen, daß im vierten Akt die Handlung eigentlich gar nicht fortschreitet; aber die reizende Behandlung läßt an einen Verstoß gegen die dramatische Oekonomie nicht denken.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 25.

Mittwoch, 7. August 1839.

[384] In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Johann Ladislav Pyrker's

Sämmtliche Werke.

Prachtausgabe in Einem Bande.

Neue durchaus verbesserte Ausgabe.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Velinpapier. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr.

Der ehrwürdige Sänger, der in dem ersten dieser Heldengedichte die Eroberung von Tunis durch Karl V., im zweiten die Thaten Rudolphs von Habsburg und im dritten die Perlen der heiligen Vorzeit in harmonischer Weise und Vereart besungen hat, gehört zu den seltensten Dichtern Deutschlands. Wir erlauben uns hier statt aller Anpreisung einige uns zugekommene Urtheile anzuführen:

Heinrich Voß, der größte Literator Deutschlands und ausgezeichneter Dichter, erkennt dem Verfasser des Rudolphs von Habsburg den klassischen Lorbeer zu (Sophronizon 1825, 2tes Heft).

Ein anderer competenter Richter spricht sich über dasselbe Gedicht wie folgt aus: „So haben wir denn endlich, Gottlob! ein deutsches Epos, dessen sich, außer dem Griechischen, kein anderes Volk rühmen kann. Ich setze Pyrkern weit über Virgilius, das heißt: ich glaube, daß Pyrker dem Homer viel näher stehe, als Virgil. — Ja, der hat's vollbracht, und Alles überflügelt, was nach Homeros genommen!“ (Wiener Zeitschr. f. Kunst und Lit. 1826, Nr. 24.)

In der Zeitschrift Hermione, Nr. 3, 17. Jan. 1827, wird obiges Werk als das wahre deutsche Heldengedicht bezeichnet.

Auch seinen beiden übrigen Werken: Perlen der heiligen Vorzeit und Tunisias ward ein gleicher Ruhm zu Theil, und wegen des letztern räumt ihm ein unsterbliches Gedicht Baggesens (Dresdener Morgenzeitung 1827 Nr. 103) vor Klopstock mit dem Worte Vater, den höchsten Platz ein.

Der Dichtkunst Höchstes ist das wahre Epos, folglich der Verfasser obiger Werke einer der ersten Dichter Deutschlands, welches jetzt schon ausgesprochen, von der Nachwelt allgemein anerkannt werden wird.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[345] Im Verlage von *Wilhelm Paul* in Dresden ist so eben erschienen und durch alle Musikalienhandlungen (Stuttgart bei G. A. Zumsteeg) zu haben:

Baroni-Cavalcabò, Der Jüngling und die Nymphe f. 1 Stimme m. Pfte. Op. 21. 12 Gr.

— — Meine Berge. Gedicht von Pyrker f. 1 Stimme mit Pfte. 8 Gr.

Czerny, C., für fleissige Schüler. Leichte Uebungsstücke f. Pfte. zu 4 Händen. Op. 472. Nr. 1. 2. à 16 Gr.

Dessauer, J., An das Röschen. Der Torreador. Das Ständchen. Für 1 Stimme mit Pfte. Op. 18. 1. 2. à 10 Gr. Nr. 3. 4 Gr.

— — Canzonetta di Metastasio. Op. 19. 10 Gr.

— — Sehnsucht. Gedicht von Goethe f. 1 Stimme mit Begl. von Pfte. und Horn oder Violoncell. Op. 20. 16 Gr.

Kummer, F. A., 3 Morceaux faciles pour le Piano et Violoncelle (ou Alto). Oe. 37. 1 Rthlr. 4 Gr.

Löwe, C., Das vergessene Lied. Das Erkennen. Wittekind. 3 Balladen von Vogl für 1 Stimme mit Pfte. Op. 65. 1 Rthlr.

Reissiger, C. G., Lieder und Gesänge für Bass- oder Baritonstimme mit Pfte. Op. 126. 11te Sammlung der Bassgesänge. 16 Gr.

Reissiger, C. G., Duo concertant p. le Piano et Clarinette ou Violoncelle. Oe. 130. 1 Rthlr. 6 Gr.

— — Lieder für Tenor oder Sopran mit Pfte. Op. 131. 38ste Liedersammlung. 16 Gr.

— — Lieder ohne Worte f. Pfte. 6tes Heft. 12 Gr.

---

[362] Empfehlenswerthe Bücher zum Unterricht in gr. 8., welche durch alle solide Buchhandlungen, in Wien durch Gerold und Tendler, in Prag durch Haase Söhne, Borroseh, Calve, in Pesth durch Hartleben, in Lemberg durch Wild und Sohn etc. zu haben sind:

Corneille, Cinne, Le Cid, 2 tragédies; gr. 8. à 6 Gr. oder 24 kr. C.M.

Delavigne, Louis XI, Les enfans d'Edouard, Les vêpres siciliennes, 3 tragédies à 12 Gr. od. 45 kr. C.M.

L'Ecole des vieillards, comédie, mit Spracherläuterungen und Wörterbuch 10 Gr. od. 45 kr. CM.

Une famille au temps de Luther, Le diplomate, 2 comédies à 6 Gr. oder 24 kr. C.M. Don Juan d'Autriche, comédie. 8 Gr. oder 28 kr. C.M.

Dumas, Napoléon Bonaparte, ou 30 ans de l'histoire de France. 8 Gr. Henri III et sa cour, drame en 5 actes. 6 Gr. Mademoiselle de Belle-Isle, drame 8 Gr.

Hugo, Hernani, Marie Tudor, Ruy Blas, 3 drames à 8 Gr.
Mila, Lectures historiques und Lectures françaises, mit grammatikalischen Bemerkungen und Wörterbuch à 8 und 16 Gr.
Molière, L'avare, Tartuffe, à 8 Gr. Le misanthrope. 6 Gr.
Noël et Chapsal, Nouvelle grammaire française, 23. édition. Exercices et corrigé à 12 Gr.
Racine, Iphigénie, Phèdre, à 6 Gr. Esther, 4 Gr.
Scribe, 21 comédies: Bertrand et Raton. Le mariage de raison. Les indépendants. La cameraderie. Estelle. Salvoisy. Le savant. Camilla. Michel et Christine. Valérie. Simple histoire. La jeune marraine. Yetra. Malvina. La manie des places. M. Cagnard. La famille Riquebourg. La demoiselle à marier. Les premières amours. La Dugaron. Théobald, à 4—8 Gr.
— — Avant, pendant et après, Esquisses historiques. 8 Gr., dito mit Spracherläuterungen und Wörterbuch 10 Gr.
Voltaire, Zaïre, tragédie. 6 Gr. Histoire de Charles XII. 8 Gr.

Zu obigen Werken ein Vocabulaire-français-allemand. 4 Gr.

Bei Bestellungen von 12 Exempl. obiger Werke mit Vocabulaire wird das Vocabulaire nur mit 2 Gr. berechnet.

Englisch:

Moore, The love of the angels, a poem. statt 1⅓ Rthlr. jetzt ½ Rthlr.
Scott, Walter, Tales of a grandfather, being stories taken from scottish history, die schottische Geschichte, in Erzählungen eines Grossvaters. 2 Bde. à ½ Rthlr.
— — Sämmtliche Romane in englischer Sprache, à Vol. früher 1 Rthlr. jetzt ½ Rthlr.

Italienisch:

Teatro italiano moderno. Nr. 1—9. gr. 8. enthaltend:
Nota. 3 commedie: Il progettista, La pace demestica, La lusinghiera, à 4—8 Gr.
Silvio Pellico. Francesca da Rimini, tragedia. 4 Gr.
Niccolini. Giovanni da Procida, tragedia. 6 Gr.
Goldoni. Un curioso accidente, commedia. 6 Gr.
Gozzi. I pitlocchi fortunati, commedia. 8 Gr.
Monti. Aristodemo, tragedia. 6 Gr.
G. de Rossi. Il calzolajo inglese in Roma, commedia. 6 Gr.

Obige Werke empfehlen angelegentlichst, da sie sich beim Unterricht höchst wichtig erwiesen haben, wie die Einführung in Schulen und Gymnasien beweist. Auf 12 Exempl. das 13te gratis.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[331] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die kaiserlich-königliche

orientalische Akademie

zu Wien,

ihre Gründung, Fortbildung und gegenwärtige Einrichtung.

Von

Victor Weiß Edlem von Starkenfels.

8. Wien 1839. In Umschlag broch. Preis 16 Gr. sächs.

Nur sehr wenige Werke über die Haupt- und Residenzstadt Wien enthalten Notizen über die hier bestehende k. k. orientalische Akademie, und selbst diese wenigen Angaben sind entweder nicht gehörig ausgeführt, oder durch die in neuester Zeit stattgefundenen Veränderungen mangelhaft geworden, während doch die k. k. orientalische Akademie schon durch ihre Bestimmung eine der wichtigsten Anstalten Oesterreichs ist.

Der Verfasser obiger Schrift hat die verschiedenen Momente ihrer Geschichte zusammengestellt, gibt zugleich eine gedrängte Uebersicht des Studiums der orientalischen Sprachen in Oesterreich.

Die äußere Ausstattung wird allen billigen Anforderungen entsprechen.

---

[313] Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle sind im Laufe des Jahres 1838 erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Bibliotheca Scriptor. Latinor.,

curis virorum doctorum emendata et commentariis instructa, consil. G. Bernhardy instituta. Pars I. Marci Tullii Ciceronis libri. Tom. I. Brutum edit. H. Meyer contin. 8 maj. 1 Thlr.

Des

güldenen Schatzkästleins

erster und zweiter Theil in eins gebracht,

und zu einem biblischen Gebetbuche über alle darin befindliche Sprüche der heiligen Schrift eingerichtet, daß es auf alle Morgen und Abend des ganzen Jahrs zu gebrauchen, von H. v. Bogatzky. gr. 8.

Subscriptionspreis 1 Thlr. 5 Sgr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Desselben Verfassers:

Tägliches

Hausbuch der Kinder Gottes,

bestehend in erbaulichen Betrachtungen und Gebeten auf alle Tage des ganzen Jahres, über die im güldenen Schatzkästlein befindlichen biblischen Sprüche, in 2 Bänden. 4.

1r Bd. Subscr.-Preis 2 Thlr. 7½ Sgr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Beiträge

zur Einleitung in die biblischen Schriften. Von Dr. K. A. Credner. 2r Band.

(Das alttestamentliche Urevangelium.)

gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr. 1 Thlr. 16 G.)

Der erste Band (die Evangelien der Petriner oder Judenchristen) erschien 1832, und kostet 2 Thlr. 7½ Sgr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Von demselben Verfasser erschien ebenfalls in unserm Verlage:

Der Prophet Joel,

übersetzt und erklärt.

gr. 8. 1831. 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Einleitung in das neue Testament.

Erster Band, in zwei Abtheilungen.

gr. 8. 1836. 3 Thlr. 7½ Sgr. (3 Thlr. 6 Gr.)

Hülfsbuch
für den
Gottesdienst der Gymnasien,
nebst einer einleitenden Abhandlung, von Dr. H. A. Daniel (Lehrer am K. Pädagogium zu Halle.)
gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Inhalt: I. Poetischer Theil. Geistliche Lieder und Dichtungen. II. Prosaischer Theil. Erster Abschnitt. Schulgebete. Zweiter Abschnitt. Längere und kürzere religiöse Vorträge für höhere Schulen. 1) Ohne nähere und specielle Beziehung auf Verhältnisse des Natur-, Kirchen- oder Schuljahrs. 2) Vorträge für besondere Zeiten des Naturjahrs. 3) Vorträge für besondere Zeiten des Kirchenjahrs. 4) Vorträge für besondere Verhältnisse des Schullebens.

Gebete
für christliche Volksschulen,
nebst einem Anhange von C. Heinrich (Schullehrer in Helbra bei Eisleben). Mit einem Vorworte vom Consistorialrath Prof. Dr. Tholuck.
8. 11¼ Sgr. (9 Gr.)

Inhalt: 1) Gebete bei dem Anfange der Schule. 2) Gebete zum Beschluß der Schule. 3) Gebete bei öffentlichen Schulprüfungen. 4) Festgebete. Anhang: 1) Morgengebete. 2) Tischgebete. 3) Abendgebete. 4) Einige Lieder bei dem Tode und Begräbnisse.

Geschichte
der evangelischen Missionsanstalten
zur Bekehrung der Heiden in Ostindien.
Herausgegeben von Dr. H. A. Niemeyer.
83s und 84s oder 7ten Bandes 11s und 12s Stück. 4. 1 Thlr. 12½ Sgr. (1 Thlr. 10 Gr.)

Lehrgang des Unterrichts
im deutschen Styl
für Lehrer an mittleren und höheren Bildungsanstalten der weiblichen Jugend, von F. Günther.
gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ist
Horatius ein kleiner Dichter?
Ein Beitrag zur Charakteristik des Horatius. Von Dr. R. Hanow.
4. 10 Sgr. (8 Gr.)

Junker's Exempeltafeln,
das ist:
144 Tafeln mit beinahe 2000 abgesondert ausgerechneten zweckmäßigen Exempeln.
Ein unentbehrliches Hülfsmittel beim Rechnenunterricht in Volksschulen.
6te verbesserte Auflage. 8. 20 Sgr. (16 Gr.)

Dieselben Tafeln
für die Preußischen Staaten.
2te verbesserte Auflage. 8. 20 Sgr. (16 Gr.)

D. Junius Juvenalis Satiren.
Uebersetzt und erläutert von Dr. W. E. Weber (Professor und Director der Gelehrtenschule zu Bremen).
gr. 8. 2 Thlr. 10 Sgr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Gesangbuch
für höhere Schulen und Lehranstalten.
Von Dr. A. H. Niemeyer.
Zwölfte (von Dr. H. A. Daniel) umgearbeitete Auflage.
8. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Anleitung für Volksschullehrer
zum richtigen Gebrauch der Geschichten und Lehren der heiligen Schrift alten und neuen Testaments. Von Fr. Kohlrausch. Mit einer Vorrede von Dr. Aug. Herm. Niemeyer..
Vierte verbesserte Auflage. gr. 8. 22½ Sgr. (18 Gr.)

Lucian's Traum, Anacharsis, Demonax, Timon, Doppelte Anklage und Wahre Geschichte.
Für den Schulgebrauch mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. F. G. Schoene (Oberlehrer am Domgymnasium zu Halberstadt). Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1 Thlr.

Lehrbuch der Mathematik
für Gymnasien und Realschulen, nebst vielen Uebungsaufgaben und Excursen, von J. H. T. Müller. Erster Theil, die gesammte Arithmetik enthaltend. gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Ist gleich bei seinem Erscheinen in vier Gymnasien eingeführt. Der Recensent in der A. L. Zeitung 1838 Nr. 103—105 nennt dieses Lehrbuch am Schlusse der kritischen Beurtheilung das beste von allen bisher bekannten Schulbüchern dieses Fachs.

Commentar über die Genesis.
Von Dr. Fr. Tuch.
gr. 8. 3 Thlr. 7½ Sgr. (3 Thlr. 6 Gr.

---

[340] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Geschichte Napoleons.
Aus dem Französischen des Hrn. von Norvins, übersetzt von Friedrich Schott.
6 Theile mit 18 Schlachtplänen.
Zweite wohlfeilere Ausgabe in 3 Bänden.
Velin-Papier cartonirt 4 Rthlr.
Weiß Papier cartonirt 5 Rthlr.
„ „ brochirt 2 Rthlr. 18 Gr.

Nicht durch Illustrationen und Stahlstichen, wie die meisten Ausgaben neuester Zeit empfiehlt sich dieses Werk, wohl aber durch des geistreichen Herausgebers historisch-treue und unpartheiische Schilderung der Begebenheiten dieses großen Mannes und seiner Zeit, so wie durch die richtige Darlegung der Motiven, die Napoleons Riesenplänen und Handlungen zum Grunde lagen, und dessen so vielfach verkannten Charakter im hellen

Lichte erkennen lassen. Die dem Werke beigegebenen 18 Pläne der denkwürdigsten Schlachten des größten Feldherrn unsers Zeitalters sind eine würdigere Zugabe zu demselben als Bilder der Phantasie.

Den zahlreichen Verehrern Napoleons und Freunden der Geschichte bieten wir dieses gediegene und umfassende Werk (82 Bogen Medianformat) zu einem so billigen Preise dar, daß es selbst Unbemittelten möglich wird, es sich anschaffen zu können.

Leipzig, im Juni 1839.

Lehnhold'sche Buchhandlung.

---

[359] So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wien wie es ist.

Eine Sammlung von Original-Volksscenen, Anekdoten, Bonmots, Räthseln u. s. w.

Von Mikroskop.

Ein Seitenstück des Werkchens:

„Berlin wie es ißt und trinkt."

Viertes Heft:

Der Bettler-Keller. — Die Spazierfahrt mit dem Zeiselwagen. — Der Wiener G'wölb-Wachter.

Mit einem illuminirten Kupfer.

broch. Leipzig 1839. Scheld und Comp. Preis 8 Gr. 1s und 2s Heft à 8 Gr., 3s Heft à 6 Gr.

---

[335] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

DE PROTESTANTISMO ARTIBUS HAUD INFESTO

SCRIPSIT

CAROLUS GRUENEISEN.

4. Preis 36 kr. oder 9 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[342] Bei **Ang. Helmich** in Bielefeld ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen gleich vorräthig zu haben:

Hephästos,

eine

praktisch technische Monatsschrift

für

Handwerker, Künstler, Fabrikanten, Kaufleute, Land- und Hauswirthe, Architekten, und alle Freunde und Beförderer des Gemeinnützigen;

unter Mitwirkung

vieler ausgezeichneter, hochachtbarer Männer,

herausgegeben vom

Commercienrathe Freytag.

Erstes Heft.

Deren bereits früher in der Ankündigung mitgetheilte Tendenz von der Art ist, daß sie dem Gewerbestande im Allgemeinen, so wie Jedem, der sich für denselben interessirt, höchst willkommen seyn muß, und demzufolge auf viele Theilnahme eines verehrlichen Publikums gerechte Ansprüche hat. — Der Preis des Jahrgangs aus zwölf Heften bestehend beträgt 2 Rthlr.

375] **Allgemein beliebte Schrift**

in eleganter Taschenausgabe.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

J. J. Alberti's neuestes

Complimentirbuch.

Oder Anweisung, in Gesellschaften und in allen Verhältnissen des Lebens höflich und angemessen zu reden und sich anständig zu betragen; enthaltend Glückwünsche und Anreden zum Neujahr, an Geburtstagen und Namensfesten, bei Geburten, Kindtaufen und Gevatterschaften, Anstellungen, Beförderungen, Verlobungen, Hochzeiten, Heirathsanträge; Einladungen aller Art; Anreden in Gesellschaften, beim Tanze, auf Reisen, in Geschäftsverhältnissen und bei Glücksfällen; Beileidsbezeigungen ꝛc. und viele andere Complimente mit den darauf passenden Antworten. Nebst einem Anhange, enthaltend: die Regeln des Anstandes und der feinen Lebensart. Mit Goldschnitt. 12. geh. 12 Gr.

---

[326] **Für Leihbibliotheken!!!**

Bei Ludwig Schreck in Leipzig ist erschienen:

Bibliothek von Ritter-, Räuber- und Criminal-Geschichten. 1ster Band: Lips Tullian. 2ter Ritter Harras, der kühne Springer.

Es erscheinen jährlich 10 Bände, welche 5 Thlr. kosten, jeder Band (8. 12 bis 16 Druckbogen stark und sehr elegant ausgestattet) bildet ein geschlossenes Werk.

---

[379] Bei G. B. Bädeker in Essen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der erste Triarier

an

J. von Görres

von

J. Ellendorf.

(geh. Preis 20 Gr.)

Mit der an dem Verfasser des Thomas Becket bekannten Gewandtheit bekämpft derselbe auch in dieser interessanten Schrift die Anmaßungen des Ritters von Görres. Von dem Standpunkte der Geschichte und mit dem reichen Material, welches ein umfassendes Studium derselben ihm an die Hand gegeben hat, widerlegt er jede Behauptung von Görres, die dieser in seiner Schrift: „Die Triarier" aufgestellt hatte, indem er ihm Schritt vor Schritt folgt. Jeder, selbst wer auch nur einen flüchtigen Blick in diese Schrift thut, wird dieselbe mit hohem Interesse lesen und gerne mit dem Verf. den Gang gehen, in welchem er dem Münchener Professor der Geschichte überall die gewaltigste Unkunde der wichtigsten historischen und mancher dogmatischen Verhältnisse der Kirche nachweiset.

---

[354] Im Verlage von J. Hölscher in Coblenz ist erschienen:

Rheinisches Odeon für 1839. Herausgegeben von J. Hub, F. Freiligrath und A. Schnezler. eleg. broch. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Außer den Herausgebern haben auch noch Bechstein, Duller, Geib, Grabbe, Kilzer, Künzel, Nämen, Pfizer, Reiff, Rousseau, Rückert, Simrock, O. L. B. Wolf u. A. Beiträge geliefert.

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 8. August 1839.

— This is trifling,
And all the more it seeks to hide itself,
The bigger bulk it shews.

Shakespeare.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Grüner war im tiefsten Herzen vergnügt; wie sehr freute er sich aber auf das nächste Zusammentreffen mit Marianne! mit welch andern Augen sah er sie jetzt an! Was sagte ihm nun ihr Blick? Wie sehnten sich Beide nach einem wiederkehrenden Augenblick des Alleinseyns! — Wer schon das Appenzeller Land besucht hat, dem ist wohl eine Erinnerung an die Structur der dortigen Häuser geblieben, die, durchaus von Holz gebaut, wie musikalische Instrumente von einer allgemeinen Resonanz erzittern und erklingen, so daß man Schritt und Tritt der darin Herumgehenden überall spürt und vernimmt. Wen hat dieses Bebende und Schallende, dieses patriarchalisch-idyllische Knarren nicht um einen Theil der Schlafnacht gebracht? — Was soll diese Reminiszenz hier? — Nun ja! das festgemauerte Haus der Justizräthin wurde den beiden Neuverliebten zu einer solchen Appenzeller Wohnung. Ihr Gehör, ihr Gefühl durchdrang die Mauern; Jedes wußte durch eine leise Fühlung immer, wo das Andere sich befand, und mit großer Vorsicht machten sie bald diesen, bald jenen stillen Ort zum verschwiegenen Zeugen ihres Einverständnisses.

Das Verhältniß wurde von Tag zu Tag bedenklicher; etwa weil der Consulent kühner, Marianne nachgiebiger geworden wäre? weil das unschuldige Minnespiel seinen Reiz verloren und eine Steigerung verlangt hätte? — O nein! — Obwohl der Weltgeist die Schöpfung, Erhaltung und Fortleitung des Lebens auf einen mächtigen Trieb gegründet hat, so ist doch, kann man behaupten, der geselllig gebildete, der sittliche Mensch viel verschämter und keuscher, als die sich selbst überlassene Natur. Die Geschlechtsliebe ist in der Seele der Unschuld so vergeistigt, daß in ihrem reinsten Nimbus die gegenseitige Neigung ohne alle Beimischung des Animalischen herrscht, das Feuer als ein bloßes ätherisches Leuchten ohne irdische Verkohlung glubt. Was für die Erstlingsgefühle der Jugend gilt, das wiederholt sich bei unverdorbenen Gemüthern mit jeder neuerwachenden Neigung auch noch in den vorgerückten Lebensepochen, wenn schon die phantastische Atmosphäre des Herzens bei dem Gereiften nicht mehr so kometenartig dunstig expandirt ist, als beim Jünglinge, sondern planetarisch näher an den Kern gelagert.

Der Frühling hatte diese Neigung erbluhen lassen, die Wärme des Sommers sie genährt. Wie mag es weiter gehen? Wir nannten das Verhältniß bedenklich, dachten aber hiebei nicht an die Sphäre der Sinnlichkeit. Der Consulent war genügsam und bescheiden, Marianne züchtig und verschämt; sie bewachten sich selbst. Die Liebe

lebt und zehrt aus sich selbst und fristet ihr Daseyn mit kaum wägbarem Stoffe nur um so länger. Die Neigung macht sich selbst zum Gegenstand ihrer Unterhaltung; sie wird nicht satt, von sich selbst, von den Bezügen der Gegenwart, der nächsten Zukunft zu ihr zu sprechen; auch die Vergangenheit möchte sie zurückrufen, und den Unterschied der Geistesbildung weiß das Gemüth nach und nach auszugleichen.

Gruner weckte die Seele des Mädchens zu höherem Leben auf. Er versah, vergnügte sich in die Interessen, die Anliegen ihres Herzens, er machte sie gutmüthig zu den seinigen; er zog sie an sich heran, zu sich empor; er übersetzte sein Wesen in das ihrige, und so ward ihr leichter, auch an seinem Leben nach ihrer Weise Theil zu nehmen. Sie sah klar in sein Verhältniß zu diesem Hause hinein; sie verbarg sich nicht das Zweideutige ihres Einverständnisses, ihrer Heimlichkeiten. Aber diese Schattenseite diente nur dazu, die Lieblichkeit des Verbotenen mehr in's Licht zu heben. Auch Gruner war sich seines Wagnisses, wenn wir es gelinde benennen wollen, wohl bewußt; aber wenn sich der Mensch einmal einen von der strengen Sittlichkeit verpönten Genuß zugestanden hat, so bildet sich dieses Verhältniß wie eine Giftpflanze in relativer Wohlgestalt und Schönheit aus, und er hat seine Freude daran, sie zu hegen, zu pflegen, wie eine süß und balsamisch duftende Blume. Er war mit Sinn und Gemüth in Ausbildung der reizenden Einzelnheiten des Liebeshandels geschäftig, obwohl er sich das Unerlaubte des Ganzen nicht abzuleugnen vermochte.

Es dauert aber alles Ding seine Zeit. Wenn der Mensch eine Lust recht in ihrer Blüthe glaubt, dann ist er auch meistens, während er ihr ewige Dauer wünscht, schon an dem Höhepunkt ihres Flores angelangt. — Die Wände haben Augen und Ohren. Die Neugier, der Argwohn, der Neid dringen in alle Räume, und was sie nicht unmittelbar wahrnehmen, das bringen sie durch Vermuthung und Berechnung heraus. So wurde nun das geheime Einverständniß der Beiden den Hausgenossen bis zu einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, der im Leben für Gewißheit gilt, bekannt. Selbst die Kinder hatten der Mutter Dies und Jenes in ihrer Unschuld hinterbracht. Wie sind die Erwachsenen so unvorsichtig, besonders wenn eine Leidenschaft sie berückt! Weil sie hoch über den Häuptern der Kleinen Winke und Worte wechseln, so meinen sie, Jene verstehen nichts davon, als wäre die Jugend nicht auf das Wesen und Treiben der Erwachsenen mehr aufmerksam als diese untereinander selbst.

Der Consulent hatte eine Geschäftsreise von einigen Tagen zu machen. Bei seiner Zurückkunft war Marianne nicht zu sehen. Sollte sie nicht doppelt nach seinem Anblick schmachten? Er wagte nicht, nach ihr zu fragen. — Endlich nach ein paar Tagen widerstand er nicht länger seinem Herzensdrange. Es trieb ihn auf das Zimmer der Alten. Eine andere Person versah den Dienst. Er fragte unter einem Vorwande nach dem Bäschen. Sie sey, war die Antwort, unerwartet abberufen worden, um einer auswärtigen Verwandten, die schnell erkrankt, beizustehen. Sie nannte ein mehrere Meilen entferntes Städtchen als ihren Aufenthaltsort.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Ja, der anspruchslose Baum hat geblüht und blüht, und ist noch nicht müde geworden, seine kleinen Früchte zu reifen und abzuwerfen. Aber der Herbstwind, der frostig aus der dunkeln, die Sonne verhüllenden Wolke daherbläst und das fahle Laub zu meinen Füßen rüttelt, weht das Gefühl allgemeiner Vergänglichkeit mir in die Seele, und schmerzlich ruft es in meinem Innern: wie lange? Wurzel, wie lange schon? Blüthe, wie lange noch? — Die Bäume wachsen nicht nur nicht in den Himmel, dem perennirenden Gewächs ist auch sein Tod gewiß, wie Allem, was auf Erden aus Unsichtbarem entspringt und wächst. Der Mensch hält sich den Tod seiner Werke wie seinen eigenen am Ende nur deßhalb so selten vor, weil er sich in beiden Fällen von selber versteht; aber im feierlichen Momente springt in ihm unwillkührlich der wehmüthige Gedanke auf, und wie der stolzeste Bauherr in den Grundstein des Monumentes, das er für die Ewigkeit errichtet, ein Wort und eine Gabe an den einstigen Zerstörer niederlegt, so mag auch vor dem Amphion dieses winzigen Theben hinter den fröhlichen Bildern unabläßlichen Gedeihens eine verhüllte Gestalt mit der schwarzen Fahne des letzten Tages vorübergezogen seyn.

Sieh dort hinter dem Städtchen das grüne Viereck, das wie eine Oase in die Wüste des Stoppelfeldes hingebreitet liegt! Dort schlafen sie seit Jahrhunderten, die guten Reichsbürger, und seit einer Spanne Zeit die Steuerpflichtigen der constitutionellen Krone! Der Mensch geht vorbei wie das Laub des immergrünen Baums, das ewig stirbt und ewig dasselbe ist. Aber auch Städte und Völker steigen in ihre Gräber, und manche Stadt ist ein hallendes Mausoleum und manches Land ist ein weiter Kirchhof. Des Menschen Leben dauert siebzig Jahre, wenn's hoch kommt achtzig, und er hat herausgebracht, daß für sein Geschlecht das dreißigste Jahr etwa die Marke bildet, vor welcher der Einzelne so oft Abschied nimmt

als er sie überschreitet. Er ahnt, daß für die höhern Persönlichkeiten, für Gemeinden und Völker ein ähnliches Gesetz geordnet ist; wie sollte er aber dieses Gesetz erkennen? Bildet er sich doch ein, sein Geschlecht sey, das Jahrtausend gleich einem Tag gerechnet, erst eine kurze Woche auf Erden, und über vorgestern reicht sein Gedächtniß kaum hinauf. Er weiß nur, daß Nationen sterben, wie Adam nach Abels Tod wußte, daß Menschen vergänglich sind.

Auch du wirst sterben im grünen Bette deines Thals, du Probe und kurzgefaßter Inbegriff meines Volks, aber du wirst nur sterben mit ihm! — Wie lange, lange schon vor dem Einschnitt der Geschichte, von dem wir unsere Jahre zählen, mag hier im freundlichen Grund am klaren Bach der gastliche Rauch menschlichen Wohnstätten entstiegen seyn und der Germane seine uralten Sklaven, das Roß und den Stier geweidet haben! Aber der Gedanke, wenn er über die Anfänge unseres Volks grübelt, sinkt matt zurück, und das schmeichelnde Licht, das der römische Geschichtschreiber auf eine Periode wirft, jenseits welcher Alles Nacht und Dunkel ist, dient nur dazu, die Finsterniß recht sichtbar zu machen. — Von der Zeit, wo der Römer hier seinen Heerweg vorüberzog und die Trajans- und Antoninssöpfe versirrte, welche der Bauer hinter dem Pfluge aufsteht und pfiffig in den Klingelbeutel wirft, bis zum Datum des Pergaments, in welchem zum erstenmal der Name des Städtchens gelesen wird — die Frist scheint uns so kurz, weil aus ihr nur wenige Gestalten in verschwimmenden Umrissen zu uns herausreichen; und doch ist sie just so lang, wie der Fetzraum vom ersten geschichtlichen Auftreten dieses Orts, als des Kaisers Pfalz, bis auf den heutigen Tag, da er ehrenwerthe Proben seines Fleißes zur Gewerbsausstellung sendet und der Burger Haus und Habe, und sein Leben selbst versichert. Noch ein Jahrtausend, und noch eines, noch mehrere — wie ist es dann?

Nur soviel ist gewiß, daß hier einmal der Tod einkehrt, nein, daß er zweimal einkehrt; daß ein Tag kommt, wo dieses Volk des Todes stirbt, den die Nationen sterben, daß ein zweiter kommt, wo alles Menschenwerk, das hier mein Blick umfaßt, den neidischen Elementen anheimgefallen ist. Meine Seele sträubt sich, das Bild der Zeit auszumalen, wo aus dem Lande zwischen Oder und Rhein, zwischen den Alpen und dem nördlichen Meer das geistige Leben gewichen ist und stumpfe, gebrochene, gedemüthigte Völker zurückgelassen hat, versunken in Sklaverei und Barbarei — nicht in das Barbarenthum voll Kraft und Tugend, das die Jugend unseres Volks so herrlich gemacht hat, nein, in die feige, faselnde Barbarei, welche verlebten Völkern alle Laster und Gebrechen des Greisenalters gibt, aber nicht seine Ehrwürdigkeit. Weg mit der Vorstellung! Ist es aber einmal so, dann möge auch die Stunde nicht fern seyn, wo irgend eine Zuckung der Natur diesen Boden rein fegt von allem Schmutz und Jammer des Menschen und seine Geschichte zu einem Fossil macht.

Mir ist, als ob der Wald dort diese Zeit ahnte und ihr schadenfroh entgegen rauschte. Da steht er so munter und heuchelt von Ferne das freie Kind der Natur; aber sein Antlitz lügt, und er trägt mit Grimm die Fessel des Menschen, der nicht will, daß er um seiner selbst willen da sey, der ihn beschnitten und eingezwängt, ihn zu einer künstlichen Nutzung und ärmlichen Plantage gemacht hat. Er ist gestempelt mit dem Wappen des Landesherrn, er ist vielregiert nach tausend Gesetzen und Verordnungen, besteuert in regelmäßigen Schlägen, geschätzt, vermessen, bestohlen und durchhorcht, gerade wie die Gemeinde, der er ihr Koch- und Brennholz liefert. Aber er weiß, daß nach ewigem Gesetz für ihn die Stunde der Freiheit und der Rache kommt, und er harrt ihrer in Geduld. Und wenn einmal alles Menschenwerk in diesem Thale ein so wüster Trümmerhaufen ist, wie das Raubnest dort drüben, dann macht er sich auf, wie Birnams Wald gen Dunsinane, und rückt im Siegesmarsch gegen das Gemäuer seiner alten Tyrannen. Jubelnd ersteigt er es und tritt es mit Füßen; hat er aber seinen Grimm gestillt, so breitet er mitleidig seine bunte Decke darüber her, und der ganze ekle Ruckstand der Menschenkunst wächst in die ewig gesunde Haut der Erde. Dann pocht hier nur der Zimmermann Specht, das Thier der Widmuß trinkt die klare Fluth, welche jetzt der Gerber schändet, und wo Burgermeisters Töchterlein am Piano trillert, gurgelt die Holztaube, unbewundert, aber nicht minder sehnsuchtsvoll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Mailprojeß. Versailler Eisenbahn.

Gottlob ist wieder ein sehr verwickelter Criminalprozeß vorüber, an welchem die Pairskammer seine geringe Last hatte. Die Pariser vergessen so schnell alles Ungemachs, daß sie auch gegen diejenigen, welche am zwölften Mai einen Theil der Stadt in Verwirrung und Schrecken gesetzt, und den Tod so mancher Menschen verursacht, nicht sehr aufzubringen waren, und mit Zufriedenheit sahen, daß keiner der Verbrecher sein Blut auf dem Schaffote vergießen mußte. Der Abscheu vor der Todesstrafe bei politischen Verbrechen hat sich von Neuem sehr laut kund gethan, obgleich hier mehr als bloß politisches Verbrechen, und wahrer Mord zu ahnden war. Es ist nicht wahrscheinlich, daß künftig diese Strafe in ähnlichen Fällen wird verhängt oder vielmehr vollzogen werden können, ohne die öffentliche Meinung heftig aufzuregen. Einige tiefsinnig seyn wollende Leute vermuthen, man habe die wahren Urheber des beruchtigten Aufruhrs nicht ertappt, und die vor Gericht gezogenen seyen nur die blinden

Werkzeuge verborgener Führer gewesen. So etwas vermuthet man aber jedesmal, und doch erscheint keine Thatsache zur Bestätigung, obschon sich die Polizei sicher alle mögliche Mühe gibt, um dem Komplotte auf den Grund zu kommen. Und wären beim lezten Aufruhr mächtige oder reiche Leute die eigentlichen Urheber gewesen, so würden sie die Ausführer der That doch wohl mit Waffen versehen haben, so aber mußten dieselben erst bei den Waffenschmieden mit Gewalt weggenommen werden. Uebrigens hat das Publikum in Paris an dem lezten Criminalprozesse weit weniger Theil genommen, als an einigen der frühern, entweder weil man deren schon zu viele erlebt hat, oder weil die Beklagten unbedeutende Leute waren, welche durch keine besondern Eigenschaften die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zogen. Man ist also froh, daß dieser Prozeß vorüber ist, und daß die behagliche Ruhe, in der man lebt, nicht mehr durch unangenehme Auftritte gestört wird. Denn diese Liebe zur Behaglichkeit und Ruhe ist eines der Hauptmerkmale unseres Zeitalters, wenigstens in Frankreich, und besonders in Paris. Man will durch Spekulationen im Handel und Gewerbfleiße sich bereichern; alle heftigen und unerwarteten Auftritte werden dabei als Hindernisse verabscheut. Man denkt an Eisenbahnen, Dampfschiffe, Zuckerfabriken und dergleichen, und freut sich der unerwarteten Ereignisse, welche gesunkene Aktien plötzlich wieder heben und an der Börse in Achtung bringen, wie dies vor einigen Tagen mit den Aktien der Versailler Eisenbahn auf dem linken Seinenfer der Fall war. Die Unternehmer oder ihre Ingenieurs hatten sich in dem Kostenanschlage so stark verrechnet, daß sie um mehrere Millionen zu kurz kamen, ehe noch die Hälfte der Bahn vollendet war, weil der Weg durch ein ziemlich tiefes Thal ging und vermittelst eines festen Unterbaues sehr erhöht werden mußte. Da nun in der Umgegend von Paris alle Baukosten sich sehr hoch belaufen, so stiegen auch die der beabsichtigten Eisenbahn auf einige Millionen mehr als man angeschlagen hatte.

(Fortsezung folgt.)

Frankfurt a. M., Juli.

(Schluß.)

Richard Savage.

Nun aber kommt der fünfte Akt, jene Achillesferse aller dramatischen Dichter und namentlich der Tragödien. Der Umstand, daß im Trauerspiel so oft der fünfte Akt umschlägt, liegt weit mehr an äußern, denn an innern Verhältnissen. Der Dichter hat mit aller Consequenz seinen Helden in solchen Conflict mit dem Leben gebracht, daß sein Untergang innerlich bedingt ist. Aber wie ihn äußerlich herbeiführen? Mord und Selbstmord, wodurch die Alten den gordischen Knoten zerhieben, erscheinen dem modernen Dichter eines Theils als zu abgegriffene Hülfsmittel, andernseits glaubt der Zuschauer nicht mehr daran, da beide unserer Zeit ferner liegen als dem Alterthum; der Dichter aber ist in der traurigen Lage, dasjenige, um was er durch volle fünf Akte gerungen, den Glauben des Zuschauers an die Wahrheit seiner Gestalten, in demselben Augenblicke einstürzen zu sehen, wo er die lezte Hand an sein Gebäude legt. Darum werden selbst unsere besten dramatischen Dichter, z. B. Grillparzer, im fünften Akte unsicher, schwankend, ungenügend, jenem Baumeister gleich, der, nachdem er seinen kühnen Thurmbau bis zur Spitze ausgeführt, plötzlich von einer feindlichen Gewalt ergriffen, den sichern Tritt verlor und von seiner Höhe herabstürzte. Auch im fünften Akte des Savage ist das Wirken jener feindlichen Gewalt nicht zu verkennen. Wir befinden uns in der Wohnung eines armen Schneiders in einem der entlegensten Winkel Londons. Die Gestalt, die dort auf dem Stuhl zerlumpt, gebeugt, bleich und ermattet niedersinkt, es ist Savage, der dem Getümmel der Welt Entflohene. Obgleich jung und vor kurzer Zeit noch blühend, ist sein inneres Leben doch schon ausgebrannt, er fühlt sein nahendes Ende. Da tritt Lady Macclesfield in die Hütte der armen Leute. Ihren Nachforschungen ist es gelungen, jene Wärterin auszukundschaften, welche damals ihr Kind übernommen, es ist die Frau des armen Schneiders. Ohne Savage zu gewahren, bestürmt die Lady die ehemalige Wärterin ihres Kindes, ihr die Wahrheit zu deichten, was aus diesem geworden, und diese beschwört endlich bei dem Evangelium, jenes Kind sey längst gestorben. So dernhen denn die Beweise, welche Savage zu haben glaubte, auf einem Mißverständniß; der Unglückliche, er sinkt bei der Wahrnehmung seiner schrecklichen Selbsttäuschung entseelt nieder. Erst jezt erblickt ihn die Lady, und der Gedanke, daß sie sein Leben zerstört hat, erfüllt sie mit Reue, jezt erst will und darf sie ihn als ihren Sohn betrachten, sie will der Welt entsagen und in tiefer Zurückgezogenheit seinem Andenken leben. Steele und Miß Ellison treten ein und die Klagen und Anklagen der leztern durchzucken wie ein Richtschwert die Brust der zerknirschten Lady. Mit je gespannterer Aufmerksamkeit man nun aber dem Verfolg dieses Dramas sich überließ, um so eher muß man gestehen, daß dieser Ausgang uns nicht befriedigen kann. Abgesehen von einigen etwas zu sehr zufälligen Nebenumständen müssen wir vor Allem fragen: für welche Schuld stirbt Savage? durch welches Vergehen ist er der tragischen Gerechtigkeit heimgefallen? Daß er die Idee, diese Person sey seine Mutter, so sehr auf sich einwirken ließ, kann ihn doch unmöglich zum Helden einer Tragödie machen, sonst müßte jener Irrsinnige, der sich einbildet, er sey aus Stein, und in dem Momente, wo er von dem Gegentheil überwiesen wird, todt zu Boden sinkt, gleichfalls ein tragischer Held seyn. Welche Sühnung geschieht durch Savages Tod, und, um mit Aristoteles zu reden, welche Reinigung der Leidenschaften bewirkt dieses Beispiel? Man dürfte vielleicht die Einwendung machen, Savage sey nicht der eigentliche Held des Stückes, sondern die Lady sey es; dann aber müßte sie der tragischen Nemesis heimfallen. Zwar sagt sie, ihr Herz sey gebrochen; aber sie sagt es auch nur, der Zuschauer kann es nicht glauben. Vielmehr scheint es uns wahrscheinlicher, daß diese Frau aufjubeln muß, weil die schwere Schuld, ihren Sohn verstoßen zu haben, von ihrer Seele abgewälzt ist: es ist nicht ihr Sohn — ihr Gefühl hat sie nicht getäuscht, es ist ein Fremder, der sich ihr aufdrängen wollte; sie kann den Schwärmer wohl bemitleiden, ihm Thränen nachweinen, aber ihr Herz kann nicht darüber gebrochen seyn. — Mir däucht, die Fäden, die der Dichter auf so geschickte Weise bis zum fünften Akte geschlungen, sind ihm im lezten aus der Hand geschlüpft und haben die Stellung seiner Personen verrückt. Aber eben die Art und Weise, wie der Dichter, trotz der schwankenden Grundlage des fünften Aktes, ihn dennoch äußerlich abzurunden und bühnenrichtig zu gestalten verstand, spricht eben so sehr für seinen Beruf zum dramatischen Dichter, als die Haltung der vier ersten Akte. Richard Savage wird seine Runde über die deutschen Bühnen machen, und die jüngern Dichter können aus dem Stücke lernen, daß es nicht des Jambenpathos bedarf, um dem Dialog Charakter zu geben, und daß die Prosa auch im Trauerspiel ihre Heimath findet, und Lessings Beispiel unserer Zeit näher steht, als die Mode glaubt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 190.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 9. August 1839.

Ihm stemm's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Goethe.

Sommerlieder.

IV. Der brütende Vogel.

Des Sonnenstrahles glühend Funkeln
Auf des Goldkäfers Flügel blitzt,
Und dort, in dichten Busches Dunkeln,
Ein Vögelein, das brütet, sitzt.

Das Nestchen ist im warmen Schatten
Des tiefen Laubwerks ganz versteckt;
Doch das Gestatter ihres Gatten
Verräth, daß dort das Weibchen heckt.

Wie ist er so darum in Sorgen,
Daß Niemand störe ihre Ruh!
Er trägt am Abend und am Morgen
Jedes gesundne Korn ihr zu!

Er schwebt um sie in muntern Ringen,
Mit Kosen er in Schlaf sie lullt,
Und träufelt ihr in's Herz mit Singen
Den heil'gen Balsam der Geduld.

Wie sträubt sich ängstlich sein Gefieder,
Wie zittert er von Ast zu Ast,
Wie duckt er scheu sein Köpfchen nieder,
Fliegt auf und ab in banger Hast,

Wenn sich in seines Hortes Nähe
Kund ein verdächtig Rauschen thut,
Ein frevelhafter Feind ein Wehe
Der Mutter drohet und der Brut!

Vor mir sey unbesorgt! denn ferne
Bleib' deinem Heiligthum ich stehn,
Daß du nicht bangst — möcht' ich gleich gerne
Dein frommes Weibchen brüten sehn.

Auch nicht ein Weilchen sollst du schwanken
Durch meine Schuld in Angst und Schmerz,
Zu ernst, zu rührend ziehn Gedanken
Bei diesem Anblick durch mein Herz!

Im Vöglein, das, im Hoffnungstriebe,
Mit unverdroßner Brütekraft,
Beglückt im Ahnen künft'ger Liebe,
Das Ei in pulsend Blut umschafft:

Das aus dem Kerker bald, den Schaalen,
Die zarte, nackte Brut befreit,
Und in des Sommers spätern Strahlen
Zu freien Aetherbürgern weiht:

Ahn' jene Kraft ich, die gewaltig
Durchströmt der ganzen Schöpfung Reich,
In tausend Wesen vielgestaltig,
In Einem doch bleibt ewig gleich!

Die erst als Wärme kommt geschwommen
Aus heil'ger Sonne lichtem Born,
Und von der Erde aufgenommen
Befruchtet still das Samenkorn;

Die quillt und sproßt im grünen Strauche,
Fortwirkt in alter Eichen Saft,
Und schwarzen Grund mit Einem Hauche
Zum farb'gen Blumenteppich schafft;

Die, sich zu höhern Stufen hebend,
In bunte Form sich wechselnd hüllt,
In heißen Trieben brünstig strebend
Den Frühling mit Gesang erfüllt.

Wie nimmt sie in der Schöpfung Fürsten
So wunderliche Masken vor!
Oft in Begier, Haß, Rachedürsten
Den heil'gen Stempel sie verlor,

Der ihr, in ungestörter Einheit
Mit allem Seyn, ward aufgedrückt,
Und der, verjüngt zu höhrer Reinheit,
Der Liebe Vollbewußtsein schmückt!

Doch selbst noch hier nicht ohne Schwanken,
Von dumpfer Schwüle rein noch nicht,
Weist sie den ringenden Gedanken
Zu Ihm, deß Glut ist lautres Licht;

Der, Schöpfer aller Welten, stündlich
Kraft, Wärme, Liebe, Licht ergießt,
Und stets in sich doch, unergründlich,
Was er geoffenbart, umschließt;

Der, seine Schöpfung jetzt behütend,
Im reinsten Kern der Wesen webt,
Wie vor Beginn der Zeit er brütend
Ueber der Fluth im Geist geschwebt. —

O Vögelein, mit Brust und Schwingen
Die zarten Eier brütest du! —
Dich aber deckt sammt allen Dingen
Der Gottheit Hauch und Fittig zu!

Wie wächst an Kleinem groß der Glaube!
In scheuer Ferne lehr' ich um;
Mich mahnt das Nest im dunkeln Laube
Wie eines Tempels Heiligthum.

Was Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann empfahl sich und hatte Mühe, seine Betroffenheit zu verbergen. Er fand sich von widersprechenden Empfindungen erfüllt. Seine Neigung, statt des Wiedersehens sich erfreuen zu dürfen, betrauerte schmerzlich den Verlust; sein Verstand sagte ihm, daß das Schicksal wohl gethan, diese wer weiß wohin führende Bekanntschaft hinter seinem Rücken abzubrechen, da doch wohl Keines von Beiden Stärke genug zu einem freien Entschluß dazu in sich aufgebracht haben möchte. Was ihm einerseits als Zufall, oder wohl auch — denn er glaubte nicht so ganz den Worten der Alten — als gefissentliche Veranstaltung erschien, darin bemühte er sich andererseits eine höhere Fügung zu erkennen, wie wir denn im Leben darüber selten recht in's Klare kommen, was in die natürliche Reihe von Ursachen und Wirkungen gehören oder was Fügung von oben seyn mag, wenn nicht etwa in allem Menschlichen, willkührlich Scheinenden eine höhere, organisch waltende Macht mitwirkt.

Die Justizräthin, wenn sie je die Hand mit im Spiel gehabt, ließ sich nicht das Geringste anmerken. Sie war eher noch freundlicher als zuvor gegen den Hausfreund. Er seinerseits bezwang sich. Der Gegenstand seiner süßen Unruhe war ihm aus den Augen gerückt; sein gesundes Naturell, sein Charakter fand sich naturgemäß auf den heilsamen Gegensatz getrieben. Er ergriff mit neuem Ernst seine Geschäfte; er langte gefliſſentlich nach Aktenstößen, die er früher, den Scherzen der Liebe hingegeben, als odios bei Seite hatte liegen lassen. — Es wollte nicht sogleich gehen. Wie ihm bisher die angenehme Gegenwart zu dergleichen peinlichen Arbeiten keine rechte ausdauernde Ruhe gelassen, so wollte ihn jetzt die Erinnerung an das Kurzvergangene in seiner Beharrlichkeit stören. Die lieblichste, durch die Abwesenheit sich noch idealisirende Gestalt schwebte zwischen die Schafweideberechtigungs-, Allmandvertheilungsstreitigkeiten, die Eheſcheidungs-, Erbtheilungs- und Gantprozesse hinein und führte dämonisch eine injuridische Zerstreuung herbei, die den Consulenten ein paar höchst fatale Fatalien versäumen ließ. Aber er bemeisterte seine Imagination und empfand bald eine Lust anderer Art, die der Pflichterfüllung. — Er wandte seinen Sinn wieder der würdevollen Justizräthin zu, dachte sich in den Besitz der schönen Frau hinein, gab sich mit den hoffnungsvollen Kindern ab und weilte gern auf ihrem Wohnzimmer, statt daß er noch vor Kurzem lieber auf seiner Arbeitsstube gewissen Träumereien nachgehangen.

Eine lange Regenzeit trat ein; die widrigſten, verworrenſten Prozeßſachen wurden entwickelt, und wo nicht zu Ende, doch einen erklecklichen Schritt weiter geführt. Es war Alles auf dem beſten Wege, und da die Verhältniſſe der Juſtizräthin zu ihrer Familie mittlerweile ſich auch auf eine für ſie erfreuliche Weiſe geſtaltet, manche Hinderniſſe ihrer Wiedervereehlichung ſich gehoben hatten, ſo öffnete ſich ungeſucht für beide Theile die Ausſicht auf eine Verbindung ſchon in deutlicheren Umriſſen.

Hellte ſich der Himmel auf, trocknete ein lebhafter Oſtwind die Pfade, ſo verſäumte Gruner nicht, ſeine lieben H.hen um die Stadt zu erſteigen und tiefer Athem zu ſchöpfen. Hier konnte er ſich doch nicht verſagen, flußabwärts in jene blauliche Ferne zu blicken, wo auf einem duftigen Bergvorſprunge ſeinem ſcharfen Auge eine alte Warte ſichtbar war. Unter dieſer lag, dem Blicke verborgen, das Städtchen, wo Marianne weilte. Er ſah den dahin ziehenden Wolken nach. — Seit lange hatte die Ferne keine ſolche Bedeutung mehr für ſein Gefühl gehabt, denn was er liebte, war in der Nähe, in ſeiner nächſten Umgebung, und ſo konnte nicht einmal ein Meiſe.wunſch ſeinen Blick in die Weite ziehen. Was fragte er nach den Bergen und Thälern, Städten und Dörfern, Feld und Wald? Jedes verſchwiegene Plätzchen ſeines Hauſes verſprach ihm holdere Ueberraſchungen, innigere Genuſſe. Da hatten ſeine Spaziergänge für ihn bloß ein diätetiſches, kaum ein natur- oder kunſtfreundliches Intereſſe. Jetzt war es eine ſtille Sehnſucht, die ſein Auge, ſeine Schritte lenkte. — Dieſe kleinen Rückfälle brachten nun eben keinen bedeutenden Schaden; er folgte doch im Ganzen willig dem großen Zuge, der ſein Leben der eigentlichen Beſtimmung zuzuführen ſchien.

Es wurde Herbſt. Nach einigen Wochen rauher Witterung kehrte die Sonne mit verjüngter Kraft wieder. Die Pflanzenwelt ſchien ſich neu zu begrünen; die Wieſen erglänzten nach dem Schnitt des Grumets von ſaftgrünem Sammet. Geſträuche und Bäume neigten dann allgemach zur Buntheit des Verfalbens hin. Vom tiefſten Tannendunkel durchlief die Natur die Farbenleiter durch das feurige Roth und dunkle Braun bis zum hellſten Gelb. Der Himmel lachte in milder Klarheit; die Luft war ganz durchſichtig und man vertauſchte gern das Zimmer mit dem lachenden Freien.

In ſolchen Tagen brachte ein Bote des Grafen von E. einen Brief, worin der Con.ulent, ſein Geſchäftsführer, zu einer Beſprechung auf ſein Beſitzthum eingeladen ward. Ein freudiger Schrecken durchzuckte ihn. Das Schloß lag in jener Gegend, die ſein Blick von den Höhen aus geſucht hatte. Er miethete ein Reitpferd und entleitte des andern Morgens in aller Frühe den Mauern der Stadt. Raſchen Trabes ging es dem Flußthal entlang, dann ein paar Stunden ſeitwärts an dem Höhenzuge hin, der hier, von der Heimath aus geſehen, den nördlichen Horizont ſchloß. Bald gewahrte er den auf einem rundlichen Vo.hügel gelegenen Herrenſitz. — Bei dem Grafen angelangt, konnte er bald bemeſſen, wie lange ihn das Geſchäft hier feſthalten möge. Er konnte den folgenden Tag noch vor Tiſche damit zu Ende ſeyn, und traf nun, der Nähe Mariannens gedenkend, ſeine Maßregeln.

Der Graf, ein junger, lebensluſtiger Herr, und ſeine leutſelige Gemahlin, die Tochter eines kleinen, aber reichen Fürſtenhauſes, ſorgten zur Ablöſung von der anſtrengenden juridiſchen Verhandlung für einen heitern Abend. Es fanden ſich ein paar joviale Nachbarn ein; man trank und ſcherzte. Die Rede kam auch auf Gruners, dem Vernehmen nach bald bevorſtehende Verheirathung, und es fehlte nicht an luſtigen Anſpielungen. Der Conſulent hielt bei dem Geſpräch nicht Stand. Man zog ihn auch auf, daß er des reichlich aufgeſtellten Weines, des trefflichſten dieſes berühmten Weingelandes, ſo jungfräulich ſchonte. Er that es, um ſich nicht durch Ueberreizung die Nacht und den kommenden Tag zu verderben, wohl wiſſend, daß ein zu jovialer Abend einen böotiſchen Morgen zur Folge habe. — Dafür bewegten ſich angenehme Traumbilder vor ſeiner Seele. Er war vor der Sonne auf und beſeitigte mit hellem Sinn den größten Theil der noch zu erledigenden Arbeit. Der Graf fand nach dem Frühſtück Alles zum Abſchluſſe reif.

„Erwunſcht!“ rief er aus, als er ſeinen Namen unter das Dokument ſchrieb; „nun können wir vor dem Mittagseſſen noch einen Ausflug zu Pfe.de machen, um uns den Appetit zu wehen! Sie laſſen Ihren Braunen ruhen und bedienen ſich meines Rappen; es iſt ein ganz zuverläſſiges Thier.“ Gruner aber bat dringend um ſeine Entlaſſung. Man begriff ſeine Eile nicht. Er hatte Mühe, durch Vorſchützung eines dringenden Geſchäfts die Bitten der Herrſchaft zum Schweigen zu bringen. „Sie wiſſen, Herr Graf,“ ſagte er und erröthete, als er es vorbrachte, „daß ich geſtern einen Boten nach B. geſchickt habe. Es warter eine Partie auf mich und ein peremtoriſcher Termin in der Rechtsſache leidet keinen weitern Verzug. Ich lange zu keiner Freude, wenn mir andere Dinge im Kopf umgehen.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

Eiſenbahnen. Induſtrieausſtellung.

Das durch den Abſatz der Aktien zuſammengebrachte Geld war ausgegeben, die Arbeiten mußten aufhören und die Aktien

sanken immer tiefer an der Börse. Nun wandten sich die Unternehmer an die Regierung um ein Darlehen von fünf Millionen, und auf ihr Betreiben wurden in dem auf dem linken Seineufer liegenden Theile von Paris Bittschriften zu diesem Behufe unterzeichnet. Die Regierung gab nach, wahrscheinlich weil sie die Nothwendigkeit einsah, viele Tage thöner um Paris herum zu beschäftigen, und reichte bei der Deputirtenkammer einen betreffenden Gesetzesvorschlag ein. Die Commission der Deputirtenkammer verwarf aber den Vorschlag, weil sie fürchtete, dadurch den Weg zu manchen ähnlichen Bewilligungen zu bahnen; denn von nun an konnten alle Unternehmer, deren Spekulationen nicht gegückt waren, mit gleichem Rechte den Staat um Unterstützung ansprechen. Dieser Beschluß der Commission gab den Actien den letzten Stoß, und sie sanken zu einem Fünftel ihres Nennwerthes herab. Aber bei der öffentlichen Berathschlagung drangen die Minister auf die Annahme des Vorschlages, und die Kammer nahm wieder den Rath ihrer Commission den Vorschlag an und bewilligte den Vorschuß von fünf Millionen, zu deren Rückgabe sich übrigens mehrere angesehene Handelshäuser zu Paris anheischig machten. Nun stiegen die Actien mit außerordentlicher Schnelligkeit wieder an der Börse, die am vorigen Tage ganz verschwiegenen Papiere kamen plötzlich wieder zu Ansehen, und wer eine Menge derselben angekauft hatte, konnte sich bereichern. Ueberaus vorsichtige Leute, welche freilich nicht immer die besten Spekulanten sind, haben indessen noch starke Zweifel über das Gelingen der Unternehmung. Sie meinen, auch der Vorschuß von fünf Millionen werde noch nicht hinreichen, die großen Kosten zu decken; dann zweifeln sie, ob zwei Eisenbahnen (denn die des rechten Seineufers wird nun bald fertig), die nach einer Stadt, wie Versailles, führen, nicht zu viel seyen. Ein neues Tagesblatt Le Capitole, welches den ehemaligen Redakteur des Journal de Francfort, Charles Durand, zum Hauptverfasser hat, und einzig deßhalb unternommen worden zu seyn scheint, um den Franzosen die Allianz mit England zu verleiden und ihnen die mit Rußland zu empfehlen (was, beiläufig gesagt, ein ganz vergebliches Bemühen ist, und die Unternehmer viel Geld kosten wird), macht es der Regierung und den Kammern zum Vorwurf, daß sie, statt sich mit kleinlichen Eisenbahnen um die Hauptstadt herum abzugeben, nicht darauf bedacht gewesen, eine einzige große Eisenbahnlinie anzulegen, z. B. zwischen Paris und Brüssel. Freilich wäre dies wohl das tüchtige gewesen, wenn es leicht hätte ausgeführt werden können; aber da steckt eben der Knoten. Das Anlegen der Eisenbahnen ist für Frankreich noch etwas Neues, und bedarf der Erfahrung und Uebung. Man hat also nicht übel daran gethan, mit kleinen Bahnen anzufangen, von denen sich übrigens sicherer Gewinn erwarten ließ. Denn der beständige Verkehr zwischen der Hauptstadt und den Städten der Umgegend sichert den Unternehmern einen beständigen Zufluß von Seiten der Pariser und der Landbewohner, und nach der Anlegung dieser wird die Fortsetzung derselben und das Anlegen größerer Linien auch eine viel leichtere Arbeit seyn.

Die Ausstellung der Gewerbeprodukte, welche zwei Monate lang Einheimische und Fremde in großer Menge herbeigezogen, ist nun zu Ende, und man erwartet den Bericht der Jury über dieselbe, um den Stein von der Realität zu trennen, und dem wahren Verdienste sein Recht widerfahren zu lassen. Unter den Industriellen herrscht noch weit größere Eifersucht, als in andern Ständen. Jeder preist seine Waare, seine Erfindung, seine Verbesserungen. Jeder Fabrikant will dem Gewerbsfleiße einen neuen Impuls gegeben, sein Vaterland mit neuen Produkten bereichert, die Kunst gefördert haben. Jeder fordert bei der Ausstellung den größten Raum und leerte gern seine Magazine aus, um alles, was er verfertigt hat, dem Publikum zur Schau zu stellen. Leider sind die kleinen Fabrikanten manchmal gerade diejenigen, welche den meisten Lärm machen und am eifrigsten darauf aus sind, bei der Ausstellung eine recht glänzende Rolle zu spielen. Einer hat etwas an der Schnürbrust verbessert, sie etwas elastischer gemacht, sie dem Körper genauer angepaßt, und nun kommt er mit einer Menge schön geformter Puppen, welche mit seiner Schnürbrust angethan, sämmtlich dem Publikum vor Augen gestellt werden sollen, damit es sich überzeuge, wie schön seine Schnürbrust steht, und folglich, wie unentbehrlich seine Erfindung den Damen ist. Er selbst steht dabei, macht den Lauten das Ding begreiflich und steckt ihnen beim Weggehen seine gedruckten Anzeigen in die Hände, damit sie zu Hause ja nicht seine wichtige Erfindung vergessen. Ein Anderer thut sich viel darauf zu gute, daß seine Seife äußerlich so schön wie Marmor aussieht, erscheint bei der Ausstellung mit ungeheuren Bildern seines saven marbré, und fordert einen Platz, als wäre er der größte Fabrikant Frankreichs. Ueberhaupt sieht immer noch ein Theil der Ausstellung wie ein Jahrmarkt aus, freilich ein sehr glänzender Jahrmarkt, und ohne diesen Glanz würde das Publikum ihn nicht so häufig besuchen. Denn was einige Kenner und Technologen besonders beschäftigt, die sinnreichen Verbesserungen an Maschinen und Fabrikationsmethoden, kümmert den großen Haufen wenig, und für diesen muß doch auch gesorgt werden, wenn die Fabrikanten, welche zwei Monate lang ihre Waare zur Schau stellen und solche dabei sind, sehr Leute dazu hinlocken, einigen Nutzen von ihrer Bemühung haben wollen. Aber an Raum und Kosten würde man bedeutend gewinnen, wenn man bloß Muster von neuen oder vervollkommneten Fabrikaten ausstellte, und von jeder Gattung nur so viel als nöthig ist, um einen vollständigen Begriff von der Sache zu geben. Wie es jetzt gehalten wird, muß bei jeder Ausstellung ein Gebäude so groß wie ein Palast errichtet werden, was immer einige hunderttausend Franks kostet. Man verlangt in einigen Tagesblättern ein beständiges Gebäude, welches sowohl für die Kunst, als für die Gewerbeausstellungen dienen könnte, und nicht mehr kosten würde, als die alle fünf Jahre zu erbauende große öhlerne Galerie, die nur zwei Monate lang dient und dann wieder abgebrochen wird. Andere meinen, auch ausländische Fabrikate sollten zur Ausstellung zugelassen werden, damit man den Zustand des französischen Gewerbsfleißes mit dem des Auslandes vergleichen könnte, damit die französischen Fabrikanten mit fremden Mustern bekannt gemacht und ihr Wetteifer angespornt würde. Wahrscheinlich wird dies bei einer der nächsten Ausstellungen zur Ausführung kommen. Eine feierliche Preisvertheilung unter die Fabrikanten, welche zur Ausstellung beigetragen haben, ist meistlich unterlassen worden, obschon manche, wie es scheint, darauf gehofft hatten. Solch eine Prämienvertheilung vom Hofe aus hat für die jetzige Denkungsart der Franzosen etwas Anstößiges. Der beste Belohner des Gewerbsfleißes ist das Publikum, welches die Waaren kauft. Indessen fährt man doch mit dem Gebrauche fort, durch die Jury Gold-, Silber- und Bronzemedaillen austheilen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 191.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 10. August 1839.

— His large fortune,
Upon his good and gracious nature hanging,
Subdues and properties to his love and tendance
All sorts of hearts.

Shakespeare.

Georges Lefrançois. *

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von Helmine v. Chézy.

Warum wird unser Gedächtniß zum Kirchhof, wo die Zahl der Monumente die der Lebenden, die noch darin umherwandeln, übersteigt? Warum müssen wir, deren Locke erbleicht, deren Sehnsucht nach Vollendung so heiß und mächtig anwächst, auf die Gruft der Jünglinge und Jungfrauen, der jugendlich blühenden Väter, Mütter, Gattinnen das nasse Auge heften? Jede Nachricht wie diese ist ein Tropfen Todesbitterkeit im Lebensbecher, ein Memento mori, schaudervoller als der Eule Ruf über Gräbern, grinsender als der kahle Schädel des Todtengerippes, dessen stummes Lachen wie lauter Hohn durch die Seele donnert.

Er, der so früh den Tod in tückischer Welle gefunden, ** war uns Allen unaussprechlich theuer, war der treue, kindlich ergebene Freund meines seligen Gatten, ein brüderlicher Kunstgenoß meines jungsten Sohnes, die Seele eines schönen Kreises, der, zusammengesetzt aus den verschiedensten, fast abstoßendsten Elementen, um den lebensfrohen, kräftigen Jüngling her sich friedlich einigte: Republikaner vom reinsten Kern und gediegensten Vollgehalt, Legitimisten, deren Jeder für einen Typus seiner Partei gelten konnte, Indifferentisten von gutem Schlage fanden sich an seiner gastlichen Tafel ein und hatten einander gern, so lange Lefrançois in ihrer Mitte war; seine Freundlichkeit und Lebhaftigkeit nivellirte die scharfen Ecken und Kanten, er bildete gleichsam aus all diesen heterogenen Naturen eine Symphonie, in welcher aus Mißlauten durch das sichere Gesetz des Einklangs der Wohllaut in überraschender Kraft und Anmuth hervorging.

Georges Lefrançois schien, wenn ich ihn recht verstanden, obwohl in der Seele Republikaner, keiner Partei sich anschließen zu wollen, sondern im Bestehenden sein Heil zu suchen, indem er von der Lage der Umstände, wie sie sich eben gestalteten, das Beste hoffte, und die Ruhe und Sicherheit, die sie gewährte, zu schönen Bestrebungen anzuwenden suchte.

Er war ganz überaus reich und eben so einfach und bescheiden, als geistvoll und werkthätig. Wie eine drückende Last hatte er in früher Jugend schon alle Verbindlichkeiten, womit ihn ein großes Vermögen, eine ausgebreitete Familie von Reichen um ihn her umstricken wollte, abgeschüttelt und war nach Paris gekommen, um dort als Künstler zu leben. Künstler in Paris!

* s. die Allgemeine Zeitung vom 15ten Juli d. J.
** Georges Lefrançois ertrank im See von Lido.

Wer mit diesem edelsten Nektar sich gelabt, dem muß jedes andere Getränk schal vorkommen. Vielleicht ist's noch schöner, Künstler in Rom seyn, nur so viel weiß ich, daß das Wort Artiste einen Zauber hat, der durch die eingefleischtesten Seelen dringt. Es gebietet Ehrerbietung, es verlangt Liebe, es sagt Alles, wozu man in andern Ländern ein Buch schreiben müßte, um es zu erklären; es thut Alles ab, wie ein Machtspruch, es verdeutlicht und sanktionirt Alles, wogegen sich bei andern Menschen die öffentliche Meinung aufzulehnen müßte.

Lefrançois wurde nicht, wie die gewöhnlichen Reichen, vom Teufel des Geldes besessen, sondern sein reiner Geist hatte diesen unterjocht, daß er ihm dienen mußte. Ein Tempel war seine angenehme Wohnung, Rue de Vaugirard, mit einem Studierzimmer auf den Luxembourg hinaus. Gemälde, meist von seiner Hand, schmückten die Wände des kleinen comfortablen Speisezimmers, in dessen Einrichtung der Sinn der Bequemlichkeit und bescheidener Zierde vorherrschte. Das nämliche galt vom Salon mit schwellenden Purpurpolstern, mit dem herrlichen Pianoforte, dem köstlichen Zugkamin mit leuchtenden Messingwänden, auf dessen breiter Marmorplatte, vor dem gigantischen Spiegel die gewöhnliche Zierde der Stutzuhr und der geschmackvollen Blumenvasen nicht fehlen durfte. Einen Van der Helst besaß Lefrançois, wie ich noch keinen gesehen, eine reich- und schöngeschmückte Bürgerfrau mit ihrem kleinen Mädchen. Die Mutter mit nußbraunem Haar und schneeweißer Stirn, rothwangig, heiter, hellaugig und freundlich, das Kind goldblond, kräftig und frisch, alles Saft und Kern, alles Wahrheit und Natur; ich sehe das Bild noch heut vor mir. Dies Gemälde war ein angemessener Schmuck in eines Künstlers Salon; übrigens trug Alles dort ein Gepräge einfacher, ernster Zierde, und es schien Alles nur zur Bequemlichkeit, als deren unentbehrliche Bedingung da zu seyn. In demselben Geist waren die heitern Gastmahle geordnet, bei denen Lefrançois seine Freunde in einzelnen Abtheilungen um sich her zu vereinigen pflegte. Sie bestanden aus den einfachsten Erfordernissen einer anständigen Tafel, doch es wäre unmöglich, eine bessere Zubereitung, eine gefälligere Anordnung zu finden; nur Eine Person wartete auf, es war die alte Haushälterin. — O Undank des Menschenherzens, ich habe ihren Namen vergessen — sie hatte ihn großgezogen, war ihm aus der Provinz nachgefolgt — sie vermeinte, die gute Seele, ihr lieber, verehrter Herr würde ihr dereinst die Augen zudrücken. Arme Alte! Wer konnte bescheidener, freundlicher seyn, als du, wer mütterlicher ergeben und besorgt seinen Liebling pflegen?

Lefrançois Einfachheit der Gewohnheiten und Umgebungen lag nicht allein in seinem höhern Geist, der jede Zeitverschwendung, die der Luxus mit sich führt, und jede Eitelkeit von sich wies, sie gründete sich auf ein noch schöneres Gefühl: der junge Künstler wollte mit Gelehrten und Künstlern, die seinen Umgang ausmachten, als ihres Gleichen leben, und keinen durch Prunk von sich wegscheuchen. Er machte sich nichts aus dem Gelde, doch es kam ihm recht, um seinen Freunden Ergötzlichkeiten zu bereiten. An schönen Abenden, oder an Sonn- und Feiertagen rief er den ganzen Schwarm der Schüler Hersents mit sich hinaus in das Freie. Am Ziel der heitern Fahrt wurden die köstlichen Weine, Geflügel, Pasteten, Torten, nicht minder Mandolinen, Guitarren und Cigarren aus dem Fiaker ausgepackt (denn Lefrançois, alle Laster des Reichthums hassend, hielt sich frei vom Zwang eigener Equipage), und die gemüthlichste Fröhlichkeit herrschte im Kreis der Jünglinge, unter dem Gesetz der feinen Sitte und des Anstandes, welche beide Fröhlichkeit nicht ausschließen, sondern befördern und steigern. Lefrançois war der unverdorbene Sohn der Provinz, streng von Sitte, gewöhnt, in Allem der Sitte zu huldigen. Sein ganzes Wesen gebot sie, ohne Zwang, durch die stille Gewalt seiner höhern Natur. Er war schon in frühesten Jahren mit sich selbst fertig und Eins geworden, und über das Meiste im Klaren, ohne deßhalb überdrüßig und übersättigt zu seyn, wie das in diesem Fall meist stattfindet; denn Ein Kampf, in dessen Reihen er als Freiwilliger focht, durchströmte sein Leben mit jenem erfrischenden Odem, der in den Kräften keinen Stillstand duldet und standhaft zu einem Ziele hin strebt: die Kunst.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

„O ihr leidigen Geschäftsleute!" rief der Graf; „wo ihr geht und steht, reitet und fahrt, sitzt euch die Pflicht, die Sorge auf dem Nacken. Auch ich mag mit Ernst arbeiten, aber wenn es gethan ist, dann weg alle Grillen! dann bin ich ganz bei der Freude. — Wissen Sie was? Eines lasse ich mir nicht nehmen. Ich begleite Sie zu Pferde bis nach B. und bin bis Mittag wieder zurück." — Der Consulent war in der größten Verlegenheit. Es bedurfte allerhand Vorwände, z. B. wie er den kritischen Casus der Rechtssache noch gar nicht recht erwogen habe und erst auf dem Hinritt die Lage der Sache und ihre gesetzliche Seite recht erwägen müsse; wie ihm Alles daran liege, dem rabulistischen Advokaten des Gegners

recht zu imponiren, und dergleichen mehr, bis es ihm gelang, sich der liebenswürdigen Zudringlichkeit des Grafen zu entwinden. Er entfernte sich einen Augenblick, ließ sich sein Pferd vorführen, ehe noch sein vornehmer Wirth Befehle ertheilen konnte, und empfahl sich. — Immer jedoch besorgend, Jener möchte ihm nachkommen, jagte er, als er den Schloßberohnern aus dem Gesicht war, auf Flügeln der Eile davon.

Sein Weg führte ihn abseits von der Straße nach B. durch ein lichtes Gehölz. An der Ecke einer Wendung erblickte er ein weibliches Wesen. Er strengte seine Sehkraft an und gab seinem Pferde die Sporen. Schon war er der Person so nahe, daß er ihre Züge erkennen konnte. War sie es? — Sie war es nicht! — Ein Strohhut mit Bändern beschattete ihr Gesicht; hellbraune Locken ringelten sich um die Stirne und hinter dem Ohr herab. Das befremdete ihn; er dachte sich Mariannen im einfach geschneiderten Haar. Ihr Winken, ihre ausgebreiteten Arme sagten ihm, daß sie es sey. Er stieg ab und umarmte das liebe Kind. Froher Ausruf, Thränen, Seufzer, heißes Umfangen bestätigten ihre durch Trennung und Sehnsucht gesteigerte, ihre leidenschaftliche Zuneigung. Sie war die Ehemalige und war es nicht. Er mußte sich wirklich besinnen, wenn er die vorigen Züge in ihr finden wollte. Konnte diese kurze Zeit ihre Gestalt so auffallend verändern? Ihr Anzug half die Verschiedenheit noch erhöhen. Ihr Kolorit war zarter, ihr Teint durchscheinender geworden; ein feiner Anhauch von Blässe hob ihr frisches Roth. Ein Zug der Wehmuth um die Augen machte sie ihm interessanter, theurer. Ihre Stimme war weicher, ihr ganzes Wesen weiblicher, hingebender geworden. Er war leidvoll und freudvoll, aufs Tiefste, Seligste bewegt. Er hob sie nach einigem Zaudern der Verschämtheit und Besorgniß von ihrer Seite auf seinen wohlgeschulten frommen Braunen, und so zog er mit ihr durch den Wald. Wie reizend dunkte sie ihm, wenn sie hold befangen auf ihn herablächelte, ihm die sie stützende Hand drückte!

Was bei ihr die unerwartete Freude des Wiedersehens, die einigermaßen phantastische Art des Zusammentreffens, das Gewagte der Neigung thaten, diese Verschönerung der Gestalt konnte der Justizräthin nie zu Theil werden. Unwillkührlich dachte der Consulent an die regelmäßigen, fast antiken Züge der besonnenen Frau, an die strenge Haltung ihres Körpers, den er nie in einer nachlässigen, oder an rohere Arbeit mahnenden Stellung gesehen. Aber das leichtbewegliche Wesen des jugendlichen Geschöpfs, das liebeathmende Bezeugen, das Feuer der Seele, das aus diesen Augen leuchtete, sie überwogen in den Augen des Glücklichen jene Vorzüge. „Für den Meißel des Bildhauers“ — dachte er flüchtig — „mögen jene steinernen Schönheitsformen ein dankbarer Gegenstand zu ewiger Kunstverfeinerung seyn; aber diesen l

aber auch durch den gewaltigen Ring grüner Berge, der sie umschließt, eine so stark markirte, feste Form, daß sogar der allerstörende Zeitstrom Mühe haben wird, ihr erhebliche Abänderungen beizubringen. Die Gebäude tragen größtentheils noch den etwas veralteten Zuschnitt, selbst die mitten in der Stadt gelegenen, neueren Ursprungs, weichen, wenn sie auch im Innern manche Bequemlichkeit und ein besseres Aeußeres vor den alten voraus haben, von letzteren im Wesentlichen wenig ab. So haben auch die Spazierpfade auf die Anhöhen und an ihnen hin keine verbildungsmäßige Vermehrung erhalten, und es sind weit mehr Denkschriften und Maale spurlos verschwunden, als neue entstanden und aufgerichtet worden. Auf dem Hirschensprunge, einer der ausschreitesten Anhöhen, existiren jedoch seit dem Jahre 1834 mehrere Erinnerungssteine. Der eine in gedachtem Jahre, dicht unter dem Gipfel des Berges errichtete, pyramidalisch gestaltete, ist der Herzogin von Angoulême zugeeignet und der Platz „Theresienhöhe" genannt, wie der Schluß eines auf dem Denkmale angebrachten, dem Preise dieser Fürstin gewidmeten Gedichts bezeugt. Ferner errichtenden uns weit davon die goldenen Buchstaben einer großen Marmortafel die Namen der früher einige Zeit in Karlsbad gewesenen Mitglieder des russischen Kaiserhauses, von Peter dem Großen an. Dieser bediente sich der hiesigen Heilquelle in den Jahren 1710, 11 und 12. Zuletzt wurde sie noch von dem Großfürsten Michael und dessen Gemahlin Helena im Jahre 1835 benutzt. — Mit wahrhaftem Schmerzen vermißte ich die alten herrlichen Lindengänge vor dem böhmischen Saal. Ihre gewaltigen, dicht in einander geschlungenen Wipfel bildeten einen Wald, der im Sommer die süßeste Kühlung darbot. Schon vor mehreren Jahren hat der Tod den größten Theil dieser alten Zeugen mehrerer Jahrhunderte hingerafft und die Übrigen die Art betroffen, weil ihr zu beschattender Fall den darunter Hingelenden Lebensgefahr bringen konnte. Beim Anblick der jetzt ihre Stelle behauptenden, aber vor der Hand noch nicht erfreuenden Baumjünge linge erinnert man sich mit Bedauern an ihre vor dem Sonnenbrande so mächtig schützenden, greisen Vorfahren. Im Ganzen sind jedoch beinahe alle, seit meinem früheren Aufenthalte hier vorgekommenen Veränderungen Verbesserungen und Erweiterungen zu nennen, wie schon ein Blick vom Dreikreuzberge deras darthut, einem Punkte, wo das Auge nicht nur überhaupt des schönen Genusses der ganzen Umgegend, sondern auch besonders der tief unten in dem anmuthigen Bergkessel liegenden Stadt am vollständigsten sich zu erfreuen hat. Beinahe auf allen Seiten ist ihrem Umfange ein Mehr zugewachsen, am auffallendsten in der Eigerstraße, wo viele recht ansehnliche und geschmackvolle Häuser entstanden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Luxus in den Kaufläden. Annoncenmalerei.

In Paris nimmt der Luxus in der Einrichtung der Kaufläden beständig zu. Malerei, Stuccatur, Vergoldungen, ungeheure, mehrere Schuh hohe und breite Spiegelgläser u. s. w. Manche Läden sehen wie Paläste aus und strotzen von Gold und andern kostbaren Verzierungen. Die Straßen Vivienne und Richelieu, sowie die Boulevards, haben eine Menge solcher glänzender Ausstellungen, welche dem Publikum desto leichter in's Gesicht fallen, da zuweilen ein einziges Spiegelglas ein Ladenfenster ausmacht. Man sollte glauben, in den Staatsrevieren, wo soviel Bewegung herrscht, müßten diese ungeheuren Scheiben großer Gefahr ausgesetzt seyn, und doch ereignet es sich sehr selten, daß eine solche Scheibe zerbricht. Vor einiger Zeit kam vor den Polizeigerichte der Fall vor, daß Jemand belangt wurde, weil er im Vorbeigehen aus Unvorsichtigkeit eine mehrere Schuh hohe und breite Scheibe eingestoßen hatte. Der Kaufmann verlangte 500 Fr. dafür, die sie ihn, wie er behauptete, und was auch glaublich ist, gekostet hatte. Das Gericht setzte aber die Forderung auf eine sehr geringe Summe herab, indem es weislich entschied, daß wenn der Kaufmann vorne an seinem Laden so kostbare Gläser anbringe, er auch des Zerbrechens derselben durch Zufall gewärtig seyn müsse und nicht mehr fordern dürfe, als gewöhnliche Scheiben kosten. Aber allmählig werden solche kostbare Gläser die gewöhnlichen in allen großen Kaufläden, und die Entscheidung des Polizeigerichts wird in der Folge nicht zur Richtschnur dienen können. Die Kunst, die Waaren zur Schau zu stellen, hat große Fortschritte gemacht. Sich bemerklich zu machen, dahin geht vor Allem das Trachten der tausend und aber tausend Spekulanten, welche sich hier dem Publikum aufzudringen; Publicität ist ihr Ziel. Man wurde bei der Industrieausstellung mit Ankündigungen aller Art beladen, und beim Herumtreten hatte man die Taschen voll von bedruckten Papieren, als Prospecte, Programme und wie die Sachen heißen. Ich habe bereits einmal von den Fortschritten in der Kunst, Affichen oder Anschlagzettel zu machen, gesprochen, indem man nämlich darauf verfallen ist, die Ankündigungen auf die Mauern zu malen. Diese Sitte hat sich seitdem bedeutend ausgebreitet. Die Unternehmer dieser Anschlagzettel lassen da, wo sie große leere Wände vorfinden, dieselben fein weiß anstreichen, theilen diese weiße Fläche vermittelst blauer Leisten in viere eckige Felder, und jedes derselben dient dann zu einer Ankündigung, welche mit schwarzen, rothen oder grünen Farben sehön eingeschrieben oder eingemalt wird, wodurch sich stehende Inteuigenzblätter bilden, die sich recht bequem in einer Entfernung von fünfzig Schritten lesen lassen, und sich, da sie sauber und elegant ausgeführt werden, recht gut ausnehmen. Es ist deßhalb schon eine bedeutende Verminderung im Drucke der Anschlagzettel eingetreten, und der größte Theil der oft wiederholten Ankündigungen, der literarischen besonders, wird bereits auf diese Art verkündigt. Das Eigene dabei ist, daß nicht allein Drucker und Papierhändler dadurch verlieren, sowie die Chiffonniers, welche in der Nacht die Anschlagzettel herabreißen und das Papier wieder verkaufen, sondern daß auch die Regierung dabei zu kurz kommt, weil die Anschlagzettel auf Stempelpapier gedruckt werden; und da hier eine so ungeheure Menge von Anschlagzetteln einander verdrängte, so mochte dies kein so unbedeutender Zweig des öffentlichen Einkommens seyn, als man glauben könnte. Wahrscheinlich war der Gedanke, der Stempelsteuer zu entgehen, einer der Motive, welche das Annoncenmalen veranlaßt haben; denn wenn die Regierung sodann ist, nun neue Auflagen zu erfinden, so sind es die Steuerpflichtigen nicht minder, um sie zu umgehen. Ein Tagblatt hat bereits angekündigt, ich weiß nicht, ob im Ernste oder aus Scherz, die Regierung gebe darauf um, den Anschlagzettelmalern wegen des Stempels beizukommen. Vielleicht erfindet sie gemalte Stempel für solche gemalte Anschlagzettel, oder zwingt die Unternehmer, ihren weißen Feldern einen Stempel aufdrücken zu lassen.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 12. August 1839.

Auf meine Seele nehm' ich die Gefahr,
Daß es ein Liebeswerk ist ohne Sünde.

Shakespeare.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Wir sehen das von einer starken Neigung erfüllte Paar in dem Zimmer eines Dorfwirthshauses sich selbst überlassen, und fragen, was die Leutchen denn eigentlich dachten, wie sie das Stell Dich ein bei sich selbst verantworteten, entschuldigten, was sie einander über die Gegenwart, über die Zukunft gesagt haben mögen? Sollen wir uns schlechthin antworten: die Liebe denkt nicht, überlegt nicht, beschönigt vor sich selbst alle Unbesonnenheiten? — Das wollen wir nicht so unbedingt aussprechen. Wohl ist es schwer, in den Seelen zu lesen, die geheimen Debatten der Affekte mit der Vernunft und Vorsicht, der Neigungen und Wünsche mit dem Gewissen zu belauschen. Oft begehrt ein gewaltiges Verlangen blindlings eine reizende, sehnsuchtstillende Ausfüllung der Gegenwart, und läßt den Gedanken an die Folgen, an den sittlichen Ernst des Lebens nicht aufkommen. Dies war wohl bei Grünern nicht der Fall. Er traute sich Solidität genug zu, um nicht einem verführerischen Augenblick zum Opfer zu werden und den Frieden eines unschuldigen Herzens zu zerstören. Die Unschuld war ihm heilig, und in seiner Besonnenheit fand er eine Garantie gegen jede Versuchung.

Marianne war durch Erziehung und Beispiel, durch angeborene Schamhaftigkeit und Religiosität vor Leichtsinn bewahrt. — Manche, die sich über dergleichen Gegenstände ausgesprochen, stellen die sogenannten „Grundsätze" höher, als das, was sie eine bloße „Tugend aus Instinkt" nennen. Wir möchten aber, ohne den Schulbegriffen zu nahe zu treten, Kenner des menschlichen, namentlich des weiblichen Herzens fragen, ob denn nicht selbst der Naturinn der Thiere eine verhüllte Vernunft sey, und ob bei dem Menschen der sittliche Instinkt nicht seinen tiefen Grund in dem geheimen Innersten seines Gemüths, seiner Weltansicht habe, die kategorische Stimme bezeichnend, die aus der Seele im entscheidenden Augenblick entscheidend hervorbricht und jedes Unreine als ein Fremdes, Widriges, Verletzendes ablehnt, abstoßt? Es ist Ueberzeugung ohne Bewußtsein von der Gründe, wie das Meiste, was wir in unser Gesammtwesen aufgenommen, ihm angeeignet haben. Grundsätze allein sind nicht Schutz wehr genug gegen die Gefahr der Verführung, da sie als bloße Verstandessache durch die Trugschlüsse eines Abgefeimten wankend gemacht werden können. Die Garantie der Unschuld muß so tief als möglich gründen, nämlich in der Reinheit der Seele, aus deren geheimem Schoße sie als sittliche Abneigung hervortritt und die sinnliche Neigung, wie ein guter Genius den Dämon, darniederhält. — Marianne vertraute dem Manne, dem ihr Herz gewogen

war; sie kannte seine Redlichkeit, sie hielt sich auch im Alleinseyn bei ihm nicht für gefährdet; sie traute ihm keine Unbesonnenheit zu, und so war sie der Einladung, welche das gestern durch einen Eilboten an sie gelangte Briefchen enthielt, ohne Zaudern gefolgt.

Die Wirthsleute erzeigten sich ihnen willfährig, wußten sich aber nicht recht zu helfen. Marianne kannte Gruners Lieblingsspeisen und ließ es sich nicht nehmen, ihm einen schmackhaften Eierkuchen selbst zu bereiten. Er gab es gerne zu, wollte aber doch um sie seyn, und folgte ihr also in die Küche. Sie ließ sich eine weiße Schürze geben und schaltete nun recht geschickt in dem schwarzberäucherten Raume. Neue Seiten ihres anmuthigen Wesens kamen zum Vorschein. Kein Zweifel, daß sie nebenbei nobl auch an sich gedacht und rein weiblich geahnt haben mag, welchen Eindruck eine Darstellung ihrer hausfräulichen Anstelligkeit auf den empfänglichen Mann machen durfte. — Gab die Bereitung der Speise zu mancher lustigen Bemerkung Stoff, so war das Verzehren des Kuchens, der goldgelb und schön gebräunt von der Schale glänzte und mit gekochten Pflaumen herrlich schmeckte, nicht minder vergnüglich.

Gruner bekämpfte bei seiner lieben Köchin die weibliche Eigenheit des Nichtstuns, eine Tugend, die man den Männern selten nachrühmen kann, und da das Landgewachs wohlgezeitigt war, so fanden sich Beide bald in eine heitere Laune versetzt, die alle Sorgen und Bedenklichkeiten vergaß. Marianne berechnete die Zeit bis zu ihrer Rückkehr und Gruner bat sie, die flüchtigen Stunden nur ja nicht durch den Gedanken an Abschied und Trennung zu trüben. Was weiß ein junger Mann, der Gunst des Augenblickes froh, nicht Alles in solchen Fällen vorzubringen! „Wir wollen," sagte er, „über das Kommende keine leeren Worte verlieren. Sieh, liebe Marianne, die Menschen nehmen sich hundert Dinge vor, aus denen nichts wird; sie arbeiten mit Sorg' und Mühe auf Momente los, die nicht eintreten. Warum sollen wir nicht, klüger und glücklicher als sie, des Augenblicks der Gegenwart, des unverhofften, froh werden, ohne uns durch Gedanken an die Zukunft zu schrecken? Wandeln wir nicht auf bösem Wege, sind wir der frohen Stunde würdig, so mag die Zukunft daraus entwickeln, was sie will. — Marianne sah ihn wie fragend, zweifelnd an, doch wurde seiner Lage, seines Verhältnisses zur Justizräthin mit keinem Worte gedacht. Wer das Paar beobachtet hätte, er würde es unfehlbar für Neuverlobte gehalten haben.

Der Abschied war kurz. Grüner begleitete Marianne, als die verhängnißvolle Stunde schon um etwas überschritten war, noch eine Strecke weit, bis wo die Straße um einen Abhang bog, der sie, wenn sie schieden, einander sogleich für immer verbarg. Er umarmte die in Thränen Ausbrechende innig und küßte sie auf's Herzlichste; die krampfhaft verschlungenen Hände ließen sich gegen eitig los, ein letzter Blick — und verschwunden waren sie einander. — Er eilte zur Herberge zurück, bestieg seinen Braunen und flog wie gejagt davon.

(Fortsetzung folgt.)

Georges Lefrançois.

(Fortsetzung.)

Lefrançois poetischer Sinn lag jedoch mehr in den selbstgeschaffenen Lebensverhältnissen als in seinen künstlerischen Anlagen; alles, was ich von ihm gesehen, ehe er nach Italien ging, war anziehend, aber mir ist durchaus keine bestimmte Erinnerung, kein ent chiedener Eindruck davon zurückgeblieben. Er war im Leben, im Umgang freundlich, hingebend und durchaus leichmüthig, aber in der Kunst, damals wenigstens, befangen. Er verwarf die erste Idee, die doch immer die trefflichste ist, und besserte daran, er suchte nach Schwierigkeiten, um sie zu bekämpfen; wo ein armer Bursche frisch darauf los fortgearbeitet hätte, da stand ihm der Gedanke im Weg, daß er ein reicher Dilettant sey, der sich nicht selbst genugen, sondern nach dem Höchsten ringen müsse. Schon hatte er in des trefflichen Hersents Atelier bedeutende Fertigkeit in der Farbengebung gewonnen, als er 1832 die Palette wegwarf, zu Ingres ging und sich in die Reihen der jüngsten Schüler dieses Meisters stellte; denn er wollte durchaus das Höchste erringen, die reinste Schönheit der Form, die strengste Gesetzesbefolgung der Harmonie, die gediegenste Kraft des Ausdruckes.

Bekanntlich stellt Ingres die höchsten Forderungen literarisch wissenschaftlicher Ausbildung und positiver Geschichtskenntnisse an junge Männer, ehe sie seine Werkstatt betreten. Er verlangt für den angehenden Künstler einen hohen Standpunkt der Geistesbildung und Sitte, er duldet keine Gemeinheit, keine Vernachlässigung der Gemüthsausbildung, keine Mittelmäßigkeit der Bestrebungen. Er verlangt den Menschen menschlich schön im Innern und gesellig schön im Aeußern, ehe er ihn für würdig hält, die heilige Schwelle der Kunst zu betreten. Wie sehr ihm Lefrançois willkommen war, wie innig er ihn lieb gewann, läßt sich denken. Er hat ihn nach einigen Jahren des innigsten Freundschaftsbundes, den jemals Meister und Schüler geschlossen, ihn in seinem Wagen nach Rom zu begleiten.

Sein Abschied von Allen, die ihn geliebt und verstanden, hatte etwas seltsam Erschütterndes durch sein ganz eigenes Bezeigen; es war befremdend, wie sich der

26jährige Jüngling in allen Veranstaltungen für seine zurückgelassene Habe durchaus so benahm, als habe er keine Hoffnung, wieder zukehren. Als ein em solchen Vorgefuhl muß das Testament ausgegangen sern, dessen in dem vortrefflichen Artikel aus Lemberg in der Allgemeinen Zeitung vom 18ten Juli Erwähnung geschieht, wo er sein Vermögen zu wohlthätigen Zwecken bestimmte. Dies sieht ihm ähnlich, denn Niemanden lagen große Worte entfernter und schöne Thaten näher, als ihm. Kaum ließ die umfassende Schilderung einer so reichhaltigen und merkwürdigen Individua ität noch Raum für die Worte liebender Erinnerung, die ich als Baume auf sein frühes Grab niederlege. Auch vergönne ich mir nur noch wenige Andeutungen.

Lefrançois war der Mann des Fortschritts in seltener Gediegenheit und liebenswürdiger Form. Die deutsche Sprache und Literatur war ihm durch anhaltende Studien bekannt und werth. Durchdrungen von den Schönheiten unserer Poesie und Romantik, genährt von den Schätzen des Alterthums, vertraut mit dem Genius fast aller europäischen Sprachen und glühend für die Poesie der Indier, billigte er nicht die Ausschließe jener Schule, die bei den Franzosen die romantische heißt, ohne jedoch an den Vorurtheilen der Perrückenzeit zu kleben. Das Schöne kam ihm recht, in welcher Gestalt es vor ihm stand, er huldigte ihm mit seinem und tiefem Sinn. Er war Enthusiast, ohne es je sich selbst gestehen zu wollen. Er stellte sich im Geist gleichsam außerhalb seiner Umgebungen auf eine Anhöhe und blickte von dort ruhig um sich her, achtsam, nichts zu versäumen, bereit, Allem zu huldigen, was Huldigung verdiente, und liebend bemuht, seiner Huldigung Würde zu verleihen, um deren Gegenstand besser dadurch zu ehren. So z. B. war er ein abgesagter Feind des Strampfens, Bullens und Tobens, was man bei Produktionen in Schauspiel, Oper und Konzerten Beifall zu nennen pflegt. Es störte ihn fürchterlich, er sprach davon als von einer thierischen Kraftäußerung, die jeden süßen Eindruck der Harmonie, die nur eben das Ohr eingesogen, fanatisch vernichte, und meinte, die Künstler und Künstlerinnen sungen nachgerade an zu werden wie die Rosse, die nicht voran wollen, wenn der Postillon nicht schnalzt, pfeift und knallt. Dem Verstorbenen werden die Künstler doch nicht darüber grollen? Gott bewahre mich, daß ich es ihm nachsagte! Er war nicht einmal in Deutschland gewesen, und deßhalb nur um so ungerechter, als man in Frankreich weit haushälterischer mit dieser Art Beifall umgeht als hier. Vielleicht wird die eine seiner Ideen die Grollenden versöhnen; freilich war es die eines reichen Dilettanten, wie sie einem hungrigen Journalisten nicht im Traum einfallen könnte. Er meinte, man sollte statt des verrauschenden Beifalls, womit keineswegs denen genug gethan sey, die „den Besten ihrer Zeit genug thun“ (der Mann kannte seinen Schiller!), sich zu sinnreichen Geschenken Tags nach gelungenen, herrlichen Produktionen vereinigen, bei denen aber tiefe Stille im Publikum herrschen müsse, als das Zeichen der höchsten, lauschendsten Aufmerksamkeit und Würdigung.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Schluß.)

Bibliothekswesen.

Seitdem das neue Ministerium sein Amt angetreten hat, ist der an der königlichen Bibliothek gehörte Friede dort auch wieder eingekehrt, und zwar nachdem der neue Minister des öffentlichen Unterrichts, Villemain, einen Theil der ehemaligen Ordonnanz, welche Salvandy erlassen, zurückgenommen. Letzterer hatte nämlich einen Oberaufseher, Dunoyer, den bekannten Publicisten, mit einem Gehalte von 18,000 Franken und außerdem noch einen Kassier oder Rechnungsführer mit einem Gehalte von 6000 Fr. angestellt, und da für diese neuen Ausgaben von den Kammern kein Geld bewilligt worden war, so folgte daraus, daß entweder der Kostenanschlag der Bibliothekausgaben im jährlichen Budget erhöht, oder die 24,000 Fr. von den zur Vermehrung und Unterhaltung der Bücher, Handschriften und Alterthümer bestimmten Fonds genommen werden mußten, wodurch also die Bibliothek weniger Bücher, aber desto mehr Beamte bekommen hätte. Aber nicht sowohl dies, als daß die Salvandysche Verordnung die bestehende gesetzliche Ordnung an der königlichen Bibliothek aufhob, bewog die Bibliothekare, oder, wie sie offiziell heißen, Conservatoren, zur Klage beim Staatsrathe und zur Veröffentlichung von drei Schreiben, um das ihnen angethane Unrecht auseinanderzusetzen. Sie behaupteten nämlich, ein Gesetz aus der republikanischen Zeit habe die Verwaltung der Bibliothekangelegenheiten ganz dem Conservatorium, das heißt den gesammten Conservatoren in die Hände gelegt, und diese gesetzliche Verfügung könne durch keine königliche Ordonnanz aufgehoben werden. Zudem seye es unschicklich, das Recht, über Ankäufe und Tausche von gelehrten Sachen zu entscheiden, einem Manne zu ertheilen, dem Bibliothekgeschäfte fremd seyen. Wie hätte in der That Dunoyer über die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit zum Ankaufe angebotener alter Münzen, oder eines für seltene ausgegebenen Exemplars eines Druckes aus dem fünfzehnten Jahrhundert u. s. w. ein Urtheil fällen können, da er sich niemals mit dergleichen abgegeben, während er immerhin als Präfekt ein Departement verwalten konnte, was aber keine Einsicht in gelehrte Sachen verschafft. Ueberhaupt müßiet es den Conservatoren, die zum Theil berühmte Gelehrte und Akademiker sind, von einem ungelehrten Manne abzuhängen und unter seinen Befehlen zu stehen. Dunoyer hatte demnach eine sehr unangenehme Stellung an der Bibliothek; die Conservatoren weigerten sich, ihn in der Eigenschaft als Oberaufseher anzuerkennen, und trieben ihre Geschäfte nach wie vor in ihrem Conservatorium. Dunoyer hatte Titel und Gehalt, aber gar keine Macht, und konnte es nicht verhindern, daß die Conservatoren die drei Schreiben drucken ließen und ihre Beschwerde beim Staatsrathe

anbrachten. Wäre Salvandy Minister geblieben, so weiß ich wahrlich nicht, welches Ende die Sache genommen hätte; aber durch seinen Austritt aus dem Ministerium wurde der Handel sehr erleichtert. Villemain sah die Nothwendigkeit ein, den Uebelstand zu heben, und so erschien denn kurz nach seinem Eintritt in's Ministerium eine neue königliche Ordonnanz, in welcher Dunoyers gar keine Erwähnung geschieht, da dieser, wahrscheinlich durch den Minister bewogen, seine Entlassung verlangt und bekommen hatte. Letronne ist nun zum lebenslänglichen Direktor ernannt, und da er selbst einer der Conservatoren ist, so ist in soweit die gesetzliche Einrichtung des Conservatoriums nicht gestört. Zur republikanischen Zeit gab es gar keinen Direktor, und die Conservatoren machten ihre Sachen unter sich kollegialisch ab; man sah aber später die Nothwendigkeit ein, doch einem der Conservatoren etwas mehr Macht zu geben als den andern, und ertheilte den Conservatoren das Recht, alle drei Jahre aus ihrer Mitte einen Direktor zu wählen. Dieses Wahlrecht verliert nun das Conservatorium, indem nunmehr der Minister sich das Recht vorbehält, einen lebenslänglichen Direktor aus dem Conservatorium zu ernennen. Ferner hatten die Conservatoren das Recht, beim Ableben eines Conservators oder Subconservators dem Minister drei Candidaten vorzuschlagen, aus denen er einen zu wählen hatte. Der, dem sie die Stelle zudachten, pflegte oben an gesetzt zu werden, und meistens gab diesem auch der Minister den Vorzug. Nach der neuen Verordnung schlägt das Conservatorium einen Kandidaten vor, und das Ministerium kann einen andern wählen, aber nur aus den fünf Akademien des sogenannten Institut de France. Auch die Vakanz hat ihnen der Minister abgekürzt und sie von sechs Wochen auf vier reduzirt. Die Wichtigkeit der großen Bibliothek, deren Sammlungen jährlich bedeutend vermehrt werden, nimmt beständig zu. Welcher Unterschied zwischen der vorrevolutionären Zeit, da diese Anstalt zweimal in der Woche zwei oder drei Stunden offen stand und von einzelnen Bücherliebhabern besucht wurde, und jetzt, da sie jeden Tag der Woche, mit Ausnahme des Sonntags, von zehn Uhr bis drei offen steht und wenigstens von zweihundert Studirenden täglich benutzt wird, die vielen Gelehrten nicht gerechnet, welche die Bücher zu Hause benutzen dürfen. Die Zahl der Angestellten ist nun doppelt so stark als sonst, und dennoch reicht sie kaum hin, um das Publikum gehörig zu bedienen. Man wird zuletzt genöthigt seyn, für jedes spezielle Fach wenigstens einen Angestellten zu haben. An der Handschriftensammlung erfordern schon die orientalischen Manuscripte mehrere Gelehrte, wirklich sind nun auch mehrere bekannte Orientalisten daselbst angestellt, und dennoch hat man für einige dieser Sprachen noch keinen Mann vom Fache. Eben so wird es zuletzt mit den Münzen gehen, eben so mit andern Fächern. Universalgelehrsamkeit ist beim jetzigen Stande der Wissenschaften kaum mehr möglich. Dg.

Karlsbad, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Morgenkur.

Die Brunnenzeit hatte früher als andere Jahre begonnen, und nicht allein in Folge der prachtvollen Tage, wodurch der Blüthenmond seinen ungewöhnlich rauh gewesenen Vorgänger zu beschämen trachtete. Schon im April, wo doch die Gebirgswege vom Uebermaße gefallenen Schnees zum Theil ganz unfahrbar geworden und zuweilen sechs bis acht Arbeiter gedungen werden mußten, um Wagen und Schlitten das Durchkommen möglich zu machen, hatte sich ungewöhnlicher Zuspruch, mitunter aus weitentferntem Auslande, eingefunden. — Die den Brunnentrinkern hier vorgeschriebene Lebensweise ist in vieler Beziehung eine Wiedereinsetzung in die Einrichtungen der Natur, mithin gerade der unnatürlichste Zustand für alle wirkliche, oder auch nur Titularmitglieder der gebildeten Welt. Morgens nach Sonnenaufgang schon das Bett zu verlassen und Abends, wenn sie kaum untergegangen, es wieder aufzusuchen, das heißt ja doch gewiß mit den hauptsächlichsten Gewohnheiten eines patentirten, eleganten Treibens in vollkommenen Widerspruch treten. Und dann nebenher noch den Gaumen den ganzen Tag durch Vermeidung beinahe aller Gourmandise in Verzweiflung, und dabei obendrein dem Appetite, sogar in den erlaubten Nahrungsmitteln, enge Schranken zu setzen! Daß aber dergleichen medizinische Grausamkeiten wenigstens keine zwecklosen sind, davon zeugt das lebendige Gemälde, welches jeder Morgen um die Brunnen von Neuem bildet. Gar manches früher in die Wolken des Grams und Kummers gehüllte Auge klärt sich zusehends mehr und mehr auf. Am Auffallendsten erscheint die wunderbare Kraft des durch solche Grausamkeiten unterstützten Heilquells bei den aus der Leber stammenden Krankheiten. Viele Männer und Frauen, die Anfangs mit ganz hoffnungslosen, grüngelben Gesichtern, schweren Herzens unter den übrigen Brunnentrinkern, wie von bösen Träumen gequält, einherschwankten, erwachen immer augenfälliger zu einem freundlicheren Daseyn, bis sie endlich zum Theil, vermöge der mit ihrer Gesichtsfarbe vorgegangenen Veränderung, des neuerlangten Glanzes der beinahe erloschen gewesenen Augen und des sicher gewordenen Ganges und Tritles, kaum wieder zu erkennen sind. — In den lezten Wochen verdichtete jeder neue Tag die lebendige Umgebung der vielleicht blos im Grade der Wärme von einander verschiedenen Brunnen immer mehr. Wie vor Zeiten Pilger zu einem heiligen Gnadenbilde, so wallfahrtet Morgens um fünf Uhr und früher Alles den Tempeln der Gesundheitsgöttin zu, die von ihr gespendeten, flüssigen Krystalle in kleinen Porzellanbechern zum Munde zu führen. Während das Aeußere der vielgestaltigen Versammlung an den Brunnen die seltsamsten Kontraste von Jugend und Alter, Reichthum und Armuth, Eleganz und Unscheinbarkeit, und hiermit die Sprödigkeit und das Unvereinbare der zufällig zusammengelaufenen Composition darlegt, so bildet doch, gerade wie in der Kirche, auch hier der gleiche Zweck gewissermaßen einen bleibenden, innern Zusammenhang. Die mannigfachsten Gesichter, Figuren, Formen und Farben machen das Ganze zu einem so beweglichen als fortdauernd bewegten Gemälde, dessen einzelne Theile jeden Morgen unserm Gedächtnisse sich tiefer einprägen, und wie fern sie auch sonst unserer ganzen Existenz stehen möchten, doch unserm Auge als gewohnte, freundliche Nachbarn und Mitleidende immunter recht willkommen sind. Dem Hin- und Herwandeln der Masse bringt das starke Musikchor am Mühl-, Neu- und Theresienbrunnen eine Art von Rhythmus bei. Dieses Chor wird allezeit Sonntags von sieben Uhr an durch die Blasinstrumente verstärkt, welche ebenfalls täglich die Besucher des gewaltigsten der hiesigen Brunnen, des Sprudels, mit sichtbarem Erfolge zu erheitern suchen. Die künstlerische Auszeichnung desselben war Ursache, daß es im vorigen Jahre, dem Vernehmen nach, von dem Direktorium des Eisenbahnausschusses in Petersburg zu einer Reise dahin aufgefordert wurde. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte daselbst ist es vor wenigen Wochen erst wieder heimgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 193.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 13. August 1839.

Durch die Briefe, die er schreibt, schildert sich der Mensch, gerade wie die Völker durch ihre Literaturen.

St. Marc Girardin.

Georges Lefrançois.

(Schluß.)

Lefrançois meinte, wenn das Geschenkemachen Mode würde, so würden sich Reiche gern auszeichnen, minder Bemittelte gern beitragen, und alle die, welche nichts zu geben hätten, als Händeklatschen, Gebrüll und Gestampf mit Stöcken und Füßen, könnten selbst das noch sparen. So meinte er es mit dem Mimen, dem Sänger, dem Virtuosen; ich meine es eben so und lasse es getrost drucken, denn jeder gute Gedanke muß der Ausführung vorausgehen, wenn auch noch so lange Zeit. Wer weiß, ob nicht nach wenigstens oder höchstens funfzig Jahren eine neue Schechner — wenn eine möglich ist — eine neue Devrient, Malibran — doch wer nennt sie alle, die Zierden aller Kunstsäcker, die uns entzückten? — am Tag nach der Vorstellung das Denkzeichen des Danks der Kunstliebenden empfangend, nach einem Jahre ihren Schmuck ordnend, die Inschriften liest: dieser Ring war für die Alice, dieser Solitär für die Valentine, diese Halskette für die Norma u. s. w., der tragischen Künstler und Künstlerinnen, der Virtuosen, ja, was über Alles geht, der Tänzerinnen nicht zu gedenken! Das Thema ist unerschöpflich, darum breche ich ab davon.

Hätte ich die schönen Briefe, die Lefrançois auf seinen Ausflügen in die Provinz an seine Freunde schrieb, nicht zu den übrigen Kleinodien der europäischen und asiatischen Korrespondenz meines seligen Gatten in den Vogesen aufbewahrt gelassen, so könnte ich in besseren Zügen das Bild dieses liebenswürdigen Franzosen geben, da ein Brief noch besser der Mensch selbst ist, als der Styl an und für sich, wie Buffon versicherte. In Ermanglung dieser Briefe stehe hier ein Auszug aus einem, vom Ende Mais 1831, den Lefrançois seinem ehemaligen Mitschuler bei Hersent, meinem Sohne Max sandte, und den ich mir übersetzend abgeschrieben.

„Sie halten mich, theurer Edèzo, für einen Franzosen mit Leib und Seele und meinen, ich schlage den Geist höher an als das Gemüth, weil wir Alle es meist so machen. Nur zu oft mißbraucht bei uns der Mensch die göttliche Gabe, mir aber ist die Einfachheit und Gründlichkeit des deutschen Nationalcharakters überaus schätzbar und werth. Wie gern möcht' ich sie an Ihrer Seite, in Ihrem Deutschland erst recht verstehen lernen! Sie Glücklicher! Ihre Alpenhöhen, Ihre Waldungen haben Sie wieder! Sie folgen auf seinem Pfad dem rüstigen Jäger, ereilen die behende Gemse in der kühnbesonnenen Flucht, athmen die reine, durchduftete Gebirgsluft ein! Das ist erfreulicher als Ihre Sternwarte auf der Zinne des Collège royal de France, von der Sie

nur einen stachlichten Umkreis von hohen Dächern überblickten! Das Rauschen der Fluthen, das Säuseln der Wipfel, der Vögel Lieder sind dort Ihre Lust, feiernd vom Drang des lastenden Gewühls in dem ungeheuren Gassenlabyrinth, wo Tausende von Menschen unaufhörlich im Koth gegen einander anprallen."

„Sie schreiben mir nichts von den Kunstanstalten, den Professoren? Haben Sie nicht einen Cornelius, einen Overbeck, einen Schnorr? Sagen Sie mir recht viel, lieber Freund, von diesen herrlichen Meistern, von ihren trefflichen Schulern, von allen großen Männern, die im kunstreichen München leben. Von unserer neuen Ausstellung werden Sie Berichte kennen. Auf 4000 Bilder kaum einige ausgezeichnete! Ein Gewühl von Porträts und nichtssagenden Landschaften, weit weniger Barrikadenstücke, als zu befürchten stand, und Alle ohne Ausnahme schlecht! Eine Composition von Leopold Robert würde Sie entzucken, wie sie alle Kenner zur Bewunderung hinriß. In einem, vom italienischen Sonnenodem durchglutheten Gefilde hält ein Ackersmann sein Fuhrwerk an, das keuchende Buffel ziehen, und heißt den Schnittern die Ernte beginnen. Auf dem Vorgrund ein schönes Weib mit einem Kinde, Raphaelisch gedacht — der Wagenlenker recht aus dem Kern des Lebens gegriffen — lauter Prachtgestalten! Die Gruppirung ist symmetrisch pyramidalisch, im ganzen Bild nirgends eine Lücke, überall verweilt das Auge mit Behagen. Noch langhin wird nichts so Schönes mehr zum Vorschein kommen."

„Delaroche hat ganz vorzügliche Staffeleigemälde ausgestellt: Mazarin, ein treffliches Bild, dann Richelieu, schon den Todeskampf im bleichen Angesicht, Cinq Mars und de Thou, seiner Rache gefesselte Opfer, auf der Rhone im Schiff nachschleppend. In größerem Maßstabe Richards III. Neffen im Thurm, aufschaudernd beim Geräusch der Schritte ihrer Mörder. Hersents Bildnisse sind diesmal seinen frühern Sachen an Trefflichkeit nicht zu vergleichen."

„Möchten Sie nicht Ihren Nationalgardisten-Jägerczako wieder aufstülpen? Sie hätten ihn seither mehr als einmal aus dem Kasten genommen, noch kürzlich in der Straße St. Denis. Trauriges Loos unserer Hauptstadt, so unaufhörlich den Einfällen einer Handvoll Tollköpfe preisgegeben zu seyn! Man ermattet moralisch und intellectuell bei diesen immer wiederkehrenden Unruhen; auch bei der festesten Zuversicht in die Weisheit der genommenen Verhutungsmaßregeln kann man sich eines unwillkuhrlichen Bangens, daß sie einmal ernsthafter werden könnten, nicht erwehren. Besonders dem Herannahen des 28sten Juli sieht man mit Sorge entgegen. Das Alles hindert uns nicht, in die Oper zu gehen. Ihrer deutschen Nachtigallen Kehlen bezauberten uns noch diese ganze Zeit her. Die Euryanthe, die Castil Blaze durch seine Uebersetzung und Entstellung der Musik auf dem Gewissen hat, entzuckte uns kurzlich deutsch mit unvergleichlicher Besetzung der Hauptrollen: Minna Schröder-Devrient, Haizinger. Der Erfolg war unermeßlich, weit hinaus über den von Don Juan und Fidelio."

„Wären Sie hier geblieben, Sie wurden Ihrer Frau Mutter Lieder: Glöcklein im Thale — Unter blubenden Mandelbäumen — Der Mai bringt frische Rosen dar — in unsern Pariser Salons von schönen Lippen deutsch ertönen hören. Unsere französischen Kunstlerinnen lassen sie sich deutsch einlernen, ohne ein Wort von der Sprache zu wissen, und behaupten, sie wüßten durch die Musik, was die Worte bedeuten."

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Der Abend brach bald ein und Marianne hatte bei zwei Stunden zu gehen. Er geleitete sie in Gedanken auf dem ihm wohlbekannten Wege. Wo mag sie jezt wandeln? im Thal? uber die Höhe? im Walde? — Eine kurze Waldstrecke hatte sie zu passiren. — Furchtet sich die Gute wohl, wenn es nun dämmert? — Dann rief er sich ihr Benehmen, ihre Innigkeit, ihr züchtiges, tadelloses Wesen zuruck. Er sprach, von der Nachwirkung der Freude und des Redenfastes erregt, laut mit sich selbst und verlor sich manchmal in allgemeine Betrachtungen, wie er denn zu dergleichen nie besser aufgelegt war, als wenn er, durch irgend ein bedeutendes Ereigniß bewegt, der frischen Luft, des Wechsels der Naturbilder gehend oder reitend genoß. „Sinnlichkeit, Sittlichkeit! — Naturtrieb, Tugend!" sprach er, ohne die Landschaft, über die der Himmel seinen goldverbrämten Wolkenbaldachin herbreitete, aus dem Auge zu verlieren, ja von diesen Tönen und Bildern immer unbewußt angeklungen — „das sind Worte und Begriffe, welche einen unendlichen Inhalt in sich aufnehmen können. Was wäre eine Sinnlichkeit ohne alle Rucksicht auf den Organismus des Lebens, wild hereinbrechend, diesen Organismus selbst zerstörend, blinde Gier ohne Aufblick zum Höhern? — Was wäre eine Tugend ohne Beimischung sinnlicher Antriebe, ohne Lebenslust, im reinsten, kalten Aether über der Erde schwebend? Jene wäre unter dem Thiere, diese über dem Menschen. — Wohl hat auf Erden Alles seinen Preis. Muß ich nicht," fuhr er laut lachend fort, „jenes Gesandten gedenken, der mit seinen Kollegen im Streit uber die Unbestechlichkeit ausrief: Ich garantire fur mich — bis auf eine Million! — Wohl wird uns Männer die

vestalische Enthaltsamkeit des weiblichen Geschlechts, ihre Neigung, ihre Hingebung immer als ein anziehendes Problem beschäftigen. Jeder urtheilt darüber nach seiner eigenen Sitten- und Sinnesweise. Der Frivole kennt nur Hinfällige, Fallsüchtige und Gefallene. Ich möchte gern an Unschuld und Standhaftigkeit, als an die Regel glauben. — Wie hold benahm sich das gute Kind! Wie fein zog ihr Sinn die Linie des Erlaubten, des Anständigen! War es Berechnung, Prüderie? O nein! es war mehr Instinkt als Bewußtseyn. Ist denn aber nicht auch in Leben und Kunst das Meiste, was wir thun und lassen, Instinkt und Takt, der unbewußt, ungehemmt durch Ueberlegung, das Rechte leistet, obwohl er aus unzähligen Akten der Anschauung und Uebung, der Willkühr und Gewöhnung erwachsen seyn mag? — Ich will, rein menschlich gesinnt, alles Tugend nennen, was den Menschen der Lockung des Augenblicks aus Scheu vor dem Genius des Lebens widerstehen läßt."

Unter solchen Monologen ritt der Consulent die Straße dahin, und da der Vollmond nach seiner gewohnten Weise mit dem Scheiden der Sonne über den fernen Horizont in Osten als purpurrothe Feuerscheibe heraufgestiegen war, so bemerkte er die Grenze des Tages nicht. Erst gegen zehn Uhr kam er an das Thor der Stadt. Er dachte sich Mariannen längst zu Hause eingetroffen und über die kleine Verlegenheit der Dichtung hinüber, mit welcher sie ihren heutigen Spaziergang als einen Besuch bei einem benachbarten Bekannten vor ihren Leuten durchzubringen gehabt. Er sah sie im Geist auf ihrer Lagerstatte von der Erschöpfung ausruhend, sanft eingeschlafen, wie er sich selbst zu Hause bald dem Schlaf überließ.

Ein paar Tage nach diesem Stell Dich ein wandte sich der Schreiber des Consulenten an diesen mit der Frage, ob er bei seinem neulichen Ausritte nichts von einem tragischen Vorfall in dortiger Gegend vernommen habe. Gruner verneinte es betroffen. Ein junges Frauenzimmer, fuhr Jener fort, sey im Walde zwischen M. und B. von einem vermummten Kerl angefallen, auf den Tod verwundet und beraubt worden. So habe ihm ein Wandersmann, der von dort hergekommen, gestern Abend erzählt. — Eine unbeschreibliche Unruhe bemächtigte sich Grüners, die er kaum zu verbergen wußte. Er fragte nach den nähern Umständen, und was er erfuhr, deutete auf die gute Marianne. Wie sollte er Gewißheit erhalten, ohne seine eigene Person bloßzustellen? Erfüllte ihn Schrecken, Mitleid mit der Unglücklichen, Angst um ihr Leben, so mußte er, je mehr er sich die Sache deutlich machte, desto mehr auch an seinen eigenen Ruf hiebei denken.

War Marianne, denn er dachte an keine Andere mehr, todt geblieben oder ist sie an der Verletzung gestorben, so wurden ohne Zweifel zunächst von den Hausgenossen, dann von dem Gericht ihre Sachen untersucht. Daß sie nicht an dem von ihr angegebenen Ort auf Besuch gewesen, ergab sich bald. Man fand wohl auch das Billet, das er vom Schloß aus an sie geschickt, bei ihr. Sie hatte es, wie ihm beifiel, an einem holden Verwahrungsorte bei sich getragen. Zwar hatte er nur seine Namenschiffer beigesetzt, aber man konnte beim Gericht seine Handschrift. Naheliegende Conjekturen leiteten auf seine Person. Er hatte Marianne einige Lesebücher zum Geschenk gemacht, ohne seinen Namen herauszuschneiden. Sie hatte wohl selbst, so lange sie das Bewußtseyn gehabt, gestanden, wo und bei wem sie gewesen. Unter solchen quälend zudringenden Gedanken brachte der Consulent, unfähig, an den wartenden Geschäften etwas vor sich zu bringen, den Morgen hin; ja es schien ihm, als denke sein Schreiber, der Mariannens Aufenthalt wußte, an die Möglichkeit, daß diese die Verunglückte seyn möchte, und ahne sogar den Zusammenhang des unseligen Vorfalls mit seiner Person. Die Verschuldung sieht überall Beobachter, deren Blicken sie nicht traut.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

Literatur.

Seit ich Ihnen nicht von den neuern Genfer Literaturerzeugnissen gesprochen habe, ist bei uns manches Interessante, ja selbst Wichtige an den Tag getreten. Unsere treffliche Frau Necker de Saussure, bekanntlich die Tante der Frau von Staël, hat in ihrem hohen Alter, und ihrer fast gänzlichen Taubheit ungeachtet, volle Frische, Jugendlichkeit und Kraft des Geistes erhalten. Dieß beweist auf merkwürdige Weise der dritte Theil ihrer Education progressive, der auch unter dem passenden Titel: Etude de la vie des femmes erschien. Dieser Band enthält sehr anziehende Bemerkungen über den jetzigen Zustand der Frauen, über ihre Erziehung und deren Resultate in allen Lebensstadien. Das Buch ist so theoretisch wie praktisch, enthält eine Menge treffender Lehren und vielen guten Rath, obgleich die Tendenz der Verfasserin beschränkt ist und den wichtigen Gegenstand nicht im Ganzen umfaßt. Frau von Necker-Saussure spricht nur über und für Frauen wohlhabender und gebildeter Stände, also nur für die wenigeren, welche eben nicht zu beklagen sind. Daher hat man ihr auch aristokratischen Sinn vorgeworfen, aber gewiß mit Unrecht; denn wenn ihr Buch gleich nicht für die einfachen und armen Frauen geschrieben ist, so können diese doch viel Rath und Nutzen daraus ziehen. In dieser Beziehung fährem wir besonders das Kapitel über die jungen Frauen an. Hinsichtlich der Sprache kann dieß Buch

auch als ein merkwürdiges Muster aufgestellt werden, dergleichen in Frankreich selbst jetzt selten vorkommen.

Die Schriften Dr. Gosses und Dr. Coindets über das Pönitenzsystem überraupt und das Genfer Pönitenzhaus insbesondere bilden mit Audanets und Grelets treflichen Werken über diesen Gegenstand ein interessantes Ganze, das zu einer wesentlichen Verbesserung des Systems im Allgemeinen und unserer Musteranstalt insbesondere führen wird, wenn durch mehr Liebesbewegung, Gesang, weniger strenge Einsamkeit und bergleichen der große Uebelstand einer starken Krankheitsheit, Geistesverwirrung und Sterblichkeit gehoben wird. In der ersten Epoche unseres Strafarbeitshauses von 1827—1855, wo die Sträflinge in ihren Erholungsstunden mit einander sprechen, ja sogar Dame und Domino spielen, und zusammen im Hofraume spazierengehen und Blumen pflegen konnten, waren bei 63 Sträflingen jährlich im Durchschnitte nur 7, 19 Krankheitstage und ein Sterbefall. Später sah man ein, daß diese Lebensart den beabsichtigten Zweck nicht erreiche, zu angenehm sey und deßhalb zu vielen Recidivfällen Veranlassung gebe; sie wurde also viel strenger, mit ganzlichem Stillschweigen, ohne Spiele und nur mit einer Promenade langsamen Schritts. ein Sträfling hinter dem andern, und absolutem Stillschweigen. In den drei folgenden Jahren von 1855—1856 waren nach obigem Verhältnis jährlich 10, 18 Krankheitstage und eine Sterblichkeit von 1 auf 57, 49. Dies Verhältnis stieg noch in den Jahren 1856 — 1857, denn da waren gar 21, 17 Krankheitstage des Jahrs und ein Todesfall auf 24. Mit Recht schreiben die beiden Aerzte dieses erschreckende Zunehmen der Mortalität dem Einfluß des absoluten Stillschweigens, der Einsamkeit und der geringen Bewegung zu. — Die treffliche Uebersetzung der griechischen Historiker von Bétant und Rüttier hat mit Herodot begonnen und ist zu Thucydides peloponnesischem Krieg fortgeschritten. Ein gar lobenswürdiges und gelungenes Unternehmen. Thucydides läßt sich leichter als irgend ein anderer altgriechischer Historiker von Zweien übersetzen, denn er ist eigentlich doppelt. So wurde die eigentliche, von den vielen Reden ganz verschiedene Geschichtserzählung von Bétant übersetzt, die Reden aber von Rüttier. Dieser hat auch im Franzdsischen den festen und gedrängten Styl des Originals zu erreichen gesucht. Als Beispiel brauchen wir bloß den Schluß der Rede anzuführen, durch die Perikles sich bemüht, die durch die Pest entmuthigten Athener zum Krieg gegen Sparta anzuregen. Man sollte glauben, in Genf freue man sich über diese gelungene, ganz einheimische Uebersetzung der griechischen Geschichtschreiber, die der Stadt alle Ehre macht. Aber nichts weniger; selbst unter den Gebildeten und Unterrichteten wissen nur Wenige etwas davon oder kennen der Arbeit Schwierigkeit und Bedeutung, noch Wenigere unterstützen sie. Was geht die Bijouteriers, die Uhrmacher, die Groß- und Kleinhändler Thucydides an? Hat er doch in der Mechanik, im Fabrikwesen, in der Färberei und im Commissionshandel nichts Vorzügliches geleistet; man hat auch seinen Namen nie im Consistutionnel, im Figaro oder Charivari gelesen; der Mann muß also nicht weit der seyn. Man hat es sogar von Einheimischen oft wiederholen hören: Alles, was nicht positive, wissenschaftliche, gleich anwendbare Literatur ist, und auch nicht zu dem Chaos des jetzigen französischen Schriftthums gehört, findet in Genf einen armen, unfruchtbaren Boden. Nicht an Männern fehlt es, die Tüchtiges leisten können und wollen, sondern an Kenntniß, Willen und Theilnahme von Seiten des Publikums, ja selbst vieler Studenten. Blieb doch vor zwei Jahren eine öffentliche, von Sachkennern sehr gerühmte Vorlesung über die Geschichte der altgriechischen Civilisation, Literatur und Kunst, die ein hiesiger Gelehrter den Studenten und Künstlern zu Liebe hielt, von ihnen unbesucht und ohne alle Theilnahme.

(Fortsetzung folgt.)

Karlsbad, Juli.

(Fortsetzung.)

Ausflüge.

Zu den sechs besonderen Brunnen: „dem Sprudel, Mühl-, Neu-, Theresien-, Schloß- und Bernhardsbrunnen" ist seit einigen Jahren noch der zu Ehren des jetzt regierenden Kaisers „Ferdinandsbrunnen" gekommen. Er liegt dem Sprudel zunächst, und seine Heilkräfte erhalten immer größere Anerkennung. Durch den Bau eines auf Granitsäulen ruhenden Locals war noch vor einigen Wochen sein Besuch sehr erschwert. Aber das wachsende Vertrauen auf seine eigenthümlichen Vorzüge machte, daß Damen und Herren lieber ihre neueste Morgenelegaanz den ärgsten Verlegungen durch das unaufhörliche Herabfallen von Kalk und anderem schmutzigen Baumaterial Preis gaben, als auf die Wohlthat dieses Brunnens Verzicht leisteten. — Daß Lust und Freude hier Maß und Ziel nie aus den Augen setzen dürfen, und der Schwelgerei und Unppigkeit gänzlich entsagen müssen, das gehört zu den wesentlichsten Glaubensartikeln im Catechismus verunhtigter Brunnengäste. Zum Glück hat die Natur empfänglichen Gemüthern in der ästhtichen Umgegend einen sehönen Ersatz für manche Entbehrung verliehen. Auch die zartesten Damenfüße erreichen gar leicht den Punkt, wo die, die Stadt umkränzenden Berge dem Auge das Ueberschauen der anmuthvollen Landschaft nicht mehr wehren können und sich nach allen Seiten hin die reizendsten Thäler der mannigfachsten Art aufthun. Uebrigens steht eine ziemliche Partie vierspännige Lastwäger immer bereit. — Schon die Usppigkeit der Vegetation und die vielen saftenden Blumenwiesen und Fruchtfelder aller Art, wohin man sich wendet, erfreuen den Blick, zumal wenn auf und zwischen ihnen frohliche Heerden ihres Daseyns genießen. Von ganz vorzüglicher Beschaffenheit zeigen sich die. an Größe übrigens nur mäßigen Rinder. Ein glänzendes Braun ist die den meisten gemeinschaftliche Uniform, und ihre auffallende Netrigkeit stammt allerdings wohl zum Theil von den Vorzügen des gesegneten Bodens, ist aber gewiß auch die Frucht einer Pflege und Abwartung, sorgfamer als sie in manchem andern Lande stattfindet. — Ringsum gewähren die nahegelegenen Gartenhäuser und Dörfer die erfreulichsten Aussenbalsorte. Besonders werden sie zum Einnehmen des Kaffees stets nach dem Brunnen und Nachmittags fleißig benutzt. An vielen derselben erdrben gewisse Eigenthümlichkeiten den Genuß, welchen man dem anmuthigen Spaziergange dahin verdankt. Die meisten werden durch pikante Aussichten empfohlen. Mit manchen verbindet sich auch wohl gewerbliche Thätigkeit, wie zum Theil recht vorzügliche Porcellanmanufakturen. Freundliche Säle, wo auch auf Bestellung ausländig dinirt werden kann, finden sich in vielen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 14. August 1839.

The moment night with dusky mantle covers
The skies (and the more duskily the better),
The gaiety on restless tiptoe hovers,
Giggling with all the gallants who beset her;
And there are songs and quavers, roaring, humming,
Guitars, and every other sort of strumming.

Byron.

Das Fest des Redentore in Venedig. *

Unter den Festen der Venezianer, welche trotz dem Wechsel der Zeiten und Verhältnisse fortwährend noch in alter Weise begangen werden, nimmt entschieden das des Redentore den ersten Rang ein. Nicht, wie die meisten unter den zahlreichen Volksfesten der erloschenen Republik, von Sieg, Eroberung oder sonst glänzendem Ergebniß seinen Ursprung herleitend, verlor es seine Bedeutung nicht mit dem Fall der Dominante. Das Doppelfest der Narentinerunterwerfung und der Ringverleihung, verherrlicht durch die glorreiche Vermählung mit dem Meere, lebt nur noch in den Annalen und im Andenken der Wenigen, die es selbst geschaut, als Schatten untergegangener Herrlichkeit; die Tage der Curzolaren, Chioggia's, Malamoccos, Negropontes, und alle die übrigen, zur Feier der Glanzpunkte aus Venedigs Geschichte eingesezten Festtage sind halb verschollen; aber der dritte Sonntag des Juli ist heute noch ein Tag des religiösen Dankgefühls und der allgemeinen Freude.

Im Jahr 1575 war Venedig von einem jener Pestanfälle heimgesucht worden, wie sie früher schon, seit der näheren Verbindung mit dem Orient, zu wiederholten Malen es verheerend überzogen. Diesmal wüthete die Seuche stärker als je; Zeitgenossen berichten, allein im Bereiche der Stadt seyen binnen wenigen Monaten gegen vierzigtausend Opfer gefallen, und die auf den Nachbarinseln angelegten Lazarethe haben häufig an zehntausend Kranke gezählt. Alle Maßregeln, mit unermüdlichem Eifer von der Regierung aufgeboten, blieben fruchtlos. Da gelobte endlich der Senat, nach Befreiung von dem Uebel, dem Heiland einen prächtigen Tempel zu bauen.

Am 3ten Mai 1577 legte unter dem Dogat Luigi Mocenigos der Patriarch Giovanni Trevisano den Grundstein zu dem neuen Gotteshause, das, nach Palladios Entwurf aufgeführt, im Innern über der Eingangspforte die Inschrift trägt: „Christo Redemptori civitate gravi pestilentia liberata Senatus ex voto Prid. Non. Sept. An. 1576." Am 21sten Juli 1577 ward nach öffentlicher Verkündigung des gänzlichen Aufhörens der Pest das erste feierliche Dankfest gehalten. Inmitten der noch zum Weichbilde der Stadt gehörigen Insel Giudecca, der Riva delle Zattere gegenüber, an der für den gelobten Tempel bestimmten Stelle, war ein Altar errichtet, auf ihm das Bild des Erlösers mit der Siegesfahne, vor ihm eine Pforte von Lorbeerzweigen, mit prächtigen Stoffen reich

* In allen chronologischen Bestimmungen stützen sich die Angaben, zuweilen im Widerspruch mit denen einiger neueren Autoren, auf die verlässigeren von Giambattista Gallicciolli, Cornelio Morello, Alessandro Seggia u. A.

geschmückt. Dahin zogen von San Marco, wo die Flaggen der Republik und der unterworfenen Königreiche wehten, unter'm Schall der Glocken und dem Donner der Kanonen der Doge und der Patriarch an der Spitze des Senates und der Geistlichkeit, der verschiedenen Bruderschaften und Schulen; die Gesandten der fremden Mächte und das zahlreiche Gefolge des Signoria schlossen sich dem feierlichen Zuge an; unzählig Volk strömte jubelnd von allen Seiten zu den für diesen Tag über den Canalazzo und den breiten Kanal der Giudecca geschlagenen Schiffbrucken, die Prozession zu der geweihten Stätte begleitend.

Der Senat hatte verfügt, alljährlich am dritten Sonntage des Juli solle das Dankfest im Redentore unter Theilnahme des Dogen und der Signoria wiederholt werden; und bald dichte der Venezianer, ungeachtet der Menge seiner Kirchenfeste, mit besonders freudiger Erwartung auf die Rückkehr dieses Tages. Und durch Jahrhunderte hat sich diese Vorliebe erhalten. Kein Eingeborner, jung oder alt, wurde sich's verzeihen, an diesem Tage die Giudecca nicht besucht zu haben; er freut sich der Wiederholung dieses Volksfests, wie der Fremde des glücklichen Zufalls, der seinen Besuch gerade in diese Zeit fallen machte.

Schon früh am Nachmittage der Vigilia bewegen sich von allen Seiten der zahlreiche Massen den Schiffbrucken zu, und die Riva der Giudecca und die jenseitigen Gärten füllen sich mehr und mehr; es kreuzen sich auf den Kanälen bei Weitem mehr Gondeln und Barken, als man an heißen Sommertagen sonst zu sehen pflegt; alle Häuser der Umgebung und in den benachbarten Kirchsprengeln weit umher und die verschiedenen Kaufläden sind seit dem Morgen schon geschmückt mit farbigen Decken und Bändern und Blumengewinden. Das Hauptfest aber beginnt erst gegen Mitternacht.

So auch diesmal. Der Mond war eben untergegangen und die vielen bunten Lampen und erleuchteten Ballone auf den Brucken und der ganzen, von Menschen wimmelnden Riva der Giudecca, und die noch bei Weitem zahlreichern auf den leicht hinschaukelnden Fahrzeugen aller Art verbreiteten ungeschmälert ihr volles Licht. War's doch, als schwimme eine festlich erleuchtete Stadt zwischen den grauen Steinmassen an beiden Ufern des breiten Kanals. Und wirklich waren in dieser Nacht Gondeln und Barken mit Allem versehen, was zu einem wohleingerichteten Haushalt gehört. Wandelnde Küchen, gedeckte Tische; ein Kreis bald mehr, bald weniger zahlreicher Familien mit ihren Gästen schmausend und zechend; Chöre von Sängern hier, Instrumentalmusiken dort, und überall kleinere Fahrzeuge mit Orgelspielern, Improvisatoren, Geigern, Clarinettisten, Spaßmachern und Taschenspielern, bald der einen, bald der andern Gesellschaft sich anschließend, um mit ihren Künsten sich auch hier ein Trinkgeld zu verdienen; keine Gondel, die nicht ihr schwarzes Dach abgelegt und auf irgend eine Art sich geschmückt hätte, die einen mit buntbemalten, transparenten Dächern, die andern mit Blumengut landen und Früchten und Bändern. Gar manche zeichneten sich aus durch Reihen von Ruderern in sorglich gewählter Nationaltracht. Unter letzteren glänzte vorragend jene, aus deren schimmerndem Zelte der Gesang der Neapolitaner schallt; mit ihr wetteifernd eine Barke voll Savoyarden, in grun überwölbter Grotte eine ganze Menagerie von ausgestopften Thieren mit sich führend, die der Präses den um die Tafel Versammelten mit allerlei kurzweiligen Bemerkungen erklärend als Schaugericht zwischen den einzelnen Gängen vorzeigt, hier und da auch wohl in übersprudelndem Laune einen der ihm zunächst sitzenden Gäste vornehmend und rasch drapirend anpreist als ein besonders seltenes Thier, als vieltausendjährige Mumie, die, wunderbar genug! das Trinken nicht verlernt. Und mehr dergleichen Ausbrüche harmloser Kinderlust. Auch die Zöglinge der Akademie hatten im Verein mit andern jungen Malern unter dem transparent überdachenden Panier des Schutzpatrons ihrer Kunst mehrere Fahrzeuge eingerichtet und stimmten bei gefüllten Flaschen in den allgemeinen Jubel, vielfach umschaukelt von neugierigen Gondeln, gaukelnden Feentempelchen, aus deren bunt beleuchteten Blumengewinden manch lebend Bild hervorblickte, das zu verewigen weder Tizian noch Veronese dürften verschmäht haben.

(Schluß folgt.)

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Gruner faßte sich möglichst, um bei Tische sein tiefbewegtes Inneres nicht zu verrathen. Hier wartete seiner eine neue Prüfung. Die Justizräthin erschien ihm Anfangs wie sonst, und er glaubte sich nicht besonders von ihr beobachtet. Sie waren unter sparsamem Redewechsel an den Nachtisch gekommen, als sie einen Brief aus der Commode holte und ihm zum Lesen darbot. Das Postzeichen machte ihn erblassen. Er war von der Verwandten in B. und enthielt die Nachricht von Mariannens Unglück. Gruners Auge traf in fliegender Eile sogleich die Stelle, wo es hieß, daß Marianne noch lebe. Dieser Schrecken war von ihm genommen, aber dennoch war er noch so beklommen, daß er nur nach mehrmaligem Lesen den Sinn des Einzelnen zu fassen vermochte. Das arme

Mädchen lag schwerverwundet, mehr durch einen Fall, als durch thätlichen Angriff, darnieder. Sie war allerdings ihrer wenigen Schmuckſachen und ihres Geldes beraubt worden und der ausgeſtandene Jammer hatte ihre Sinne verwirrt. Die Täuſchung, die ſich Marianne gegen ihre Baſe in Beziehung auf den Zweck ihres Spaziergangs erlaubt, war ſchon entdeckt, jedoch ſeiner Perſon von der Schreiberin nicht gedacht. Marianne, hieß es, behaupte ein hartnäckiges Stillſchweigen über Zweck und Ziel ihres Ganges.

So hielt er nun den Brief mit zerſtörtem Sinn in den Händen. Was ſollte er vorbringen, wie ſollte er den angemeſſenen Ton finden? Rath- und thatlos las er, wenn er an der letzten Zeile war, immer wieder von Neuem. War die Juſtizrathin auf der Spur, ahnte ſie, was geſchehen, ſo ſtand ſie als Liebeldeldige, als Gegnerin ihm gegenüber, kalt und beſonnen, das Recht ihr zur Seite. Doch er ſuchte mit krampfhafter Anſtrengung Faſſung zu gewinnen. — Er ſtellte ſich in die Lage des Unbefangenen zurück, der das unglückliche Mädchen als ehemalige Hausgenoſſin, als arme Anverwandte kannte, der ihr Theilnahme, Mitleid ſchuldig war. — Der von ihm ergriffene Ton hielt glücklicherweiſe Stand. Ob er gleich kaum glauben konnte, daß die umſichtige, in gewiſſen Fällen mißtrauiſche Frau ihn nicht durchſchaue, ſo äußerte er doch ſo ruhig als möglich das Geeignete, und weil ſie nicht weniger als er um das Schickſal des Mädchens bekummert ſchien, ſo verſprach er, ſogleich an den Amtsrichter, den er perſönlich kannte, zu ſchreiben und ſich Nachricht von dem Stande der Sache zu erbitten.

Er ging auf ſein Zimmer, froh, daß er ſo über das Quälendſte hinübergekommen, und gab der Hoffnung Raum, daß ſich vielleicht auch ein Theil der ſchlimmen Folgen für das arme Mädchen und für ſeine eigene Perſon werde abwenden laſſen. So war er nun doch aus dem peinlichen Zuſtande der Paſſivität heraus und zu dem Vermögen gelangt, über das zunächſt zu Ergreifende mit einiger Beſonnenheit nachdenken zu können.

Es mußte ſich fügen, daß Nachmittags ein Univerſitätsfreund ihm auf ſeiner Durchreiſe einen Beſuch machte. Schnell ergreifen Klugheit und Luſt das ſich ihnen Darbietende, das Günſtige. Der Fremde mußte ihm vor der Juſtizräthin zum Vorwande eines zweiten Geſchäfts, einer kleinen, in deſſen Angelegenheiten vorzunehmenden Reiſe dienen. Er ſchämte ſich zwar vor ſich ſelbſt, als er mit dieſer neuen Fiktion an ſie kam, denn er mußte vermuthen, daß ſie ihm nicht glaube, ſondern ſein Vorhaben ahne. Doch es war ihm jetzt nur um Beobachtung der Form zu thun, wie man ſich in der conventionellen Welt oft in kritiſchen Fällen mit beiderſeitigem Wiſſen wechſelsweiſe belügt. — Er beſtellte ein Geſährt; der Fremde ſtieg mit ein, ſie rollten zum ſüdlichen Thore hinaus, um ſogleich außerhalb der Stadt auf die nach Norden führende Straße einzulenken. Der angebliche Client ſtieg aber nach einem Stündchen, während deſſen ſie ſich von verſchloſſenen Zeiten unterhalten und der Conſulent Jenem Einiges von ſeinem Verhältniß zur Juſtizräthin mitgetheilt, wieder aus und ging zu Fuß zur Stadt zurück. Grüner hat ihn, gewiſſer Umſtände halber die Gegend ſeiner Wohnung bis morgen ihm zu lieb zu meiden. Der Fremde ſchüttelte lächelnd den Kopf und äußerte: „Fängt denn die eheliche Offenherzigkeit und Treue ſchon im Brautſtande an?“ Der Juriſt reichte ihm die Hand zum Abſchied und verſetzte: „Es iſt zwar eine gefährliche Maxime, aber auf gewiſſe Fälle doch anwendbar, daß, was ein Theil nicht weiß, gleichſam für ihn ein Nichtgeſchehenes iſt.“ — „Herr Jeſuit!“ ſagte der Fremde.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Karlsbad, Juli.

(Fortſetzung.)

Fronleichnam. Theater.

Alle Umſtände trafen zuſammen, dem Fronleichnamsfeſte diesmal hier einen recht hervorſtechenden Charakter zu ertheilen. Der Prälat des überreichen Prämonſtratenſerſtoſters Tepel bei Marienbad, der Sohn eines armen Gärtlermeiſters aus Karlsbad, gelangte vor Kurzem zu dieſer hohen Würde und kam nach ſeiner Geburtsſtadt, um den Glanz der gottesdienſtlichen Gebräuche des Tages durch Leitung derſelben zu erhöhen. Nicht nur die Stadtbewohner, ſondern auch Männer, Weiber und Kinder eines ſehr weiten Umkreiſes und aus der Gegend des Kloſters waren hier zuſammengeſtrömt und belebten unter Begleitung der vollſtimmigen Muſik des durch militäriſche Haltung ſich hervorthuenden, ſtarken Schützenkorps. Alles bei ihrem Zuge aus der Kirche durch die Stadt mit warmer, inniger Theilnahme. Der Geſang, welcher die Luft erfüllte, entbehrte allerdings der Regeln der Kunſt, aber er ſprach dennoch an, weil er aus der Tiefe der Bruſt zu quellen ſchien. Zugleich gewährte die ſehr von einander abweichende Kleidung, hauptſächlich der Frauen des Zuges, gewiſſermaßen eine Ueberſicht der beſonders Coſtümirung der verſchiedenen Ortſchaften, woraus der bunte Volksſtrom beſtand. Auch die nach den Verwögens umſtänden der Einzelnen ſich richtende Abſtufung im Feſttagsglanze trug zur gefälligen Abwechſelung des ganzen bewegtlichen Gemäldes bei. Die früheſte Jugend beider Geſchlechter erfreute den Zug mit Blumenkränzen, Fahnen und Kreuzen. Die Erdgeſchoſſe in allen Straßen, zwiſchen denen er ſich hindurchwand, waren mit grünem Gezweig überkleidet, auch ſeine Bahn mit Laub und Blumen reich bedeckt. Jeder der unter freiem Himmel aufgeſchlagenen vier Altäre, vor denen er anhielt, war ebenfalls mit grünen Zweigen und Blumenſträußen verſehen, und auch mit Gemälden, vorzüglich aus der heiligen Geſchichte, geſchmückt, worunter zum Theil recht auserleſene ſich befanden, wie z. B. eine Madonna mit dem

Christkinde, als deren Verfertiger Guido Reni genannt war. Das Hauptaugenmerk der in den Straßen und an den Fenstern versammelten Zuschauer war nachdem der Mittelpunkt der Ceremonie, der Prälat mit dem Hochwürdigthen. Nebst einem noch ziemlich jugendlichen Aeußern zeichnete seine Person ein überaus prachtvolles Meßgewand und der dem Reichthum des Klosters entsprechende Glanz an Gold und Edelsteinen vorzüglich aus. Den Meßgewändern der vier, ihm zur Seite stehenden Priester fehlte es ebenfalls keineswegs an strahlender Pracht. Während des ungefähr anderthalb Stunden dauernden Umganges erscholl fortdauernd Kanonen und Musetenfeuer, welches letztere viel militärische Uebung verrieth. Der wunderschöne heitere Himmel, der den ganzen Vormittag anhielt, machte um so tiefern Eindruck auf Theilnehmer und Zuschauer, da bereits wohl vierzehn Tage lang Jupiter pluvius auf das launenhafteste vorgeherrscht hatte. — Das hiesige, in seinem Innern recht anständig eingerichtete Theater besuchte ich, leider, zu wenig, um viel über die Leistungen der darauf spielenden Truppe sagen zu können. Schwerlich aber würde sie im Stande seyn, das Terrain jahrelang zu behaupten, fände sie nicht wenigstens das Quantum von Beifall, das ihr zur Bestreitung des Kostenaufwands nöthig ist. Sie hat ein gar nicht unbedeutendes Personal und manches recht erfreuliche Talent. Von den diesmal auf hiesiger Bühne aufgetretenen durchreisenden Schauspielkünstlern gefiel besonders die Wittwe des verstorbenen Raimund. Man darf es der Truppe nicht verargen, wenn sie sich zuweilen zu Opern, wie die „Puritaner“ und dergleichen versteigt. Ein wohlsortirtes Publikum enthält auch Leute, die dadurch selbst vornehmer zu werden glauben, wenn über ihre heimathliche Bühne recht vornehme Opern und Tragödien hinstolziren. Der unsichtige Bühnenunternehmer aber weiß nicht nur, „daß es auch solche Käuze geben,“ sondern besonders, daß er sie dann und wann ebenfalls berücksichtigen muß. Im Allgemeinen wird die hiesige Bühne doch am meisten dem lustigen Freikorps der Wiener Possenspiele gewidmet, und das in vielfacher Hinsicht mit Recht.

(Schluß folgt.)

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Gleichfalls zur alten Literaturgeschichte gehört die kleine Schrift des Dr. Christian Müller: les Barbares, Byzance et Rome, bei deren Herausgabe der Verfasser einen mehrfachen Zweck gehabt zu haben scheint. Zuerst wollte er der hier und in Frankreich herrschenden Ansicht entgegentreten, nach der die germanischen Barbaren bei ihrem Einfall in Griechenland und Italien die Civilisation, Literatur und Kunst der alten Welt zerstört haben sollen. Deßhalb stellt er in einem dramatischen Bild die Gothen in Byzanz und Rom dar, und beweist, daß sie nicht eher dahin kamen, als bis alles griechische und römische Leben schon in Fäulniß übergegangen war und von selbst zerfiel, in den Sitten wie in Literatur und Kunst, und daß die Barbaren selbst dann verhältnißmäßig nur wenig zerstörten, Vieles aber bewahrten und erhielten. Es ist interessant, wie der Verfasser die rohe, aber stiernreine germanische Jugendkraft der verrotteten byzantinischen und römischen Bevölkerung gegenüberstellt und die Nothwendigkeit zeigt, daß diese jener geistig und körperlich jugendlichen Macht gegenüber unterliegen mußte. Die französischen Zeitschriften haben besonders diese dramatische Opposition hervorgehoben; wir glauben aber die Schrift hat noch eine andere Tendenz und will auf die große Aehnlichkeit des heutigen Paris und seiner Zustände mit dem Byzanz und Rom des vierten und fünften Jahrhunderts hinweisen. Die französische Kritik nennt die Schrift ein brillant et rapide tableau.

Wenn dergleichen Erscheinungen in der neuesten Literatur wenig oder keine Ansprache in Genf finden und unbemerkt vorübergehen, so reißt man sich dagegen um die Erzeugnisse eines sarkastischen Sportsgeistes, der sich in den Esquisses Genévoises lustig macht, nicht über das wirklich Tadelnswerthe im Genfer Charakter und Leben, über die nationale Gewinnsucht, den Soeretiengeist, den engen Wissenschaftshorizont, die mangelnde Wärme für Literatur, Poesie und Kunst, ja, für das Schöne überhaupt, sondern über einen entschieden guten Zug der Genfer, nämlich über ihren edeln Sinn, wenn von Unterstützung einheimischer oder auswärtiger Nothleidenden, von Gründung oder Erhaltung nützlicher und wohlthätiger Institute die Rede ist. Der Genfer Mephistopheles stellt seinen Landsleuten dies alles mit Witz als überfein ig und lächerlich dar und möchte so das Beste aus den Gemüthern wegspotten. Er fand vielen Anklang, denn er predigte den Egoismus und das mächtige Prinzip: Gardons notre argent. Erfreulich war es, daß bald nachher mehrere gute Gegenschriften erschienen, unter andern Esquisses des Esquisses Genévoises.

In der Fremde wohnende Genfer wagen es, mit Dichtungen hervorzutreten. So hat J. Mathauser, der irgendwo in Deutschland oder England lebt, eine neue Uebersetzung des Schiller'schen Wilhelm Tell herausgegeben. Schon vor zwanzig Jahren übersetzte ihn der hiesige Pfarrer Merle in Prosa mit Geschick und Glück, mit großer Genauigkeit und in correcter, gründeter Sprache. Die Franzosen sind aber noch nicht auf den Punkt gekommen, sich mit diesen seltenen Essenschaften einer Uebersetzung in Prosa zu begnügen; sie wollen durchaus das Reimgetümmel ihrer monotonen Verse, obgleich dadurch noch mehr von dem Goldkraut des Originals verwischt wird. Dies bewog Justus Mathauser — dessen Namen an deutsche Abkunft erinnert — zu dieser metrischen Uebersetzung, in der er wohl das Möglichst gelistet hat, ohne doch allen sprachlichen und poetischen Reiz des Originals verloren gehen zu lassen. Ich führe hier nur einige Strophen an und nehme dazu gleich das lyrisch so reizende Fischerlied des ersten Akts:

Le lac sourit; pur et mobile
Son onde promet la fraicheur;
Près du bord, d'un sommeil tranquille
Un enfant goûte le douceur.
Bientôt une tendre harmonie
Vient enchanter ses sens ravis;
Tels sont dans la joie infinie,
Les hymnes saints du paradis.
Puis dans une extase profonde,
Il s'eveille, et voici que l'onde
Vers lui s'élève en freimissant;
Une voix murmure et l'appelle:
J'attire le dormeur, dit elle,
Et tu m'appartiens, bel enfant.

In diesen wenigen Zeilen ist freilich schon viel Schönes verwischt oder ganz verloren gegangen, besonders fad kommt mir das bel enfant vor.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 26.

Mittwoch, 14. August 1839.

CHARTE DES KÖNIGREICHS WÜRTEMBERG.

In dem Unterzeichneten ist erschienen:

CHARTE

DES

KÖNIGREICHS WÜRTEMBERG

IN EINEM BLATTE,

nach den neuesten Ergebnissen, mit einer Darstellung der Gebirge und Höhen des Landes und der Tiefen des Bodensees,

gezeichnet von

Paulus,

Topographen bei dem Königl. Statistisch-Topographischen Bureau,

in Stein gravirt in der Königl. lithographischen Anstalt von C. Sommer und Rebmann.

Maaßstab 1/350000.

Diese neue Charte des Königreichs Würtemberg wurde unter Aufsicht des Königl. Statistisch-Topographischen Bureau bearbeitet, mit Benützung aller Ergebnisse der Landes-Vermessung. Das Blatt ist 2′ 2″ lang, 1′ 5″ breit, hat über 4500 Ortsnamen, zeichnet sich außer der möglichsten Vollständigkeit insbesondere durch eine deutliche Darstellung der Gebirgszüge, durch Schärfe der Contouren, schöne Schrift u. s. w. aus, und enthält sowohl die Oberamts- als Kreisgrenzen, Posten, Berg- und Hüttenwerke, Salinen, Bäder u. s. w. Wenn sie daher schon an und für sich für die Herren Beamten jedes Zweiges der Staatsverwaltung, wie für jeden Staatsbürger geeignet seyn dürfte, so ist sie auf Schreibpapier noch besonders allen Denjenigen zu empfehlen, welche sie zum Eintragen auf irgend eine Art benutzen wollen.

Wie in der in unserm Verlag erschienenen, aber längst vergriffenen Land- und Höhen-Charte von Würtemberg, so ist auch in dieser wieder eine, jedoch stark vermehrte, Höhen-Charte, nach dem Entwurfe des Herrn Prof. Dr. Schübler, beigefügt; eine weitere Zugabe sind die Durchschnitts-Ansichten von der Tiefe des Bodensees in 12 verschiedenen Richtungen nach den von dem Königl. Statistisch-Topographischen Bureau veranstalteten Messungen.

Preis auf Landcharten-Papier . . . . . 54 kr.
auf gut geleimtem Schreibpapier zum Eintragen . 1 fl.
nach Regierungs- und Oberamts-Bezirken kolorirt 1 fl. 12 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1839.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[592]

Neue Musikalien,

welche bei **B. Schott's** Söhnen in Mainz erschienen sind.

Adam, Der Brauer von Preston f. Pfte. ohne Worte arrg. 4 fl. 48 kr.
— — Ouverture a. dieser Oper f. Pfte. 4händig. 1 fl. 12 kr.
— — Fav.-Stücke a. d. Postillon von Lonjumeau für 1 Violine. 24 kr.
Aulagnier, 2 leichte Rond. f. Pfte. Th. a. Faust u. Pietro von Albano. Op. 55. 1 fl.
Bellini, Die Puritaner f. Pfte. 4händig. 7 fl. 12 kr.
— — 12 Fav.-Stücke a. derselben Oper f. 2 Viol. 1 fl. 12 kr.
— — 12 Fav.-Stücke a. derselben f. 2 Flöten. 1 fl. 30 kr.
Beyer, gr. Walzer üb. Th. a. d. Pariser Perruquier f. Pfte. 1 fl.
Burgmüller, Scherzo f. Pfte. üb. e. Rondo aus dem Brauer von Preston. Op. 47. 1 fl.
Carpentier, Les plaisirs de l'Etude. 12 Fav.-Stücke f. Pfte. arrg. 1 fl.
Dreyschok, Nat. Tänze f. Pfte. Op. 4. 1 fl. 12 kr.
Durerweg, 4 Gesänge von L. Puget f. Pfte. leicht übertragen. Op. 89. Liv. 1, 2, jedes 54 kr.
— — Seguedille Fav.-Th. a. Figurante von Clapisson, f. Pfte. arrg. Op. 90. 1 fl.
— — Divert. f. Pfte. üb. Th. a. Figurante. Op. 91. Nr. 1, 2, jedes 54 kr.
— — Souvenir a. d. Brauer von Preston f. Pfte Op. 93. Nr. 1, 2, jedes 1 fl.
Erkel & Vieuxtemps, brlt. Duo in Fantasieform üb. Ungr. Th. f. Pfte. u. Viol. concl. 2 fl. 24 kr.

Gomion, brlt. Rondo f. Pfte. üb. e. Irländ. Th. a. d. Brauer v. Preston. Op. 45. 1 fl.

Herz, Vart. a. Cenerentola. Op. 60. f. Pfte. 4händig arrg. 2 fl.

— — Var. a. Zampa. Op. 66. f. Pfte. 4händig arr. 2 fl.

Hünten, 6 Lieder mit Pfte. 2te Liefg. 1 fl. 21 kr.

Karr, Fant. üb. Th. a. d. Brauer von Preston für Pfte. 54 kr.

Labarre, Romance „La pauvre negresse", franz. u. deutsch mit Pfte.- od. Guit.-Begl. Nr. 470. 18 kr.

Lafont & Burgmüller, Fant. über a. Barcarole von Weber, comp. von Herz f. Pfte. u. Violin concl. arr. 1 fl. 12 kr.

— — — — Rondoletto üb. e. Th. a. Elisire d'amora comp. von Herz u. f. Pfte. u. Violincoucl., arrg. 1 fl. 12 kr.

Lafont, Valsons encore. Romance f. Violine arr. mit Pfte.-Begl. 1 fl. 12 kr.

Liszt, 3 Amusements üb. Th. von Donizetti f. Pfte. 1 fl. 48 kr.

Louis, 9te Serenade f. Pfte. u. Violine üb. Th. a. d. Brauer von Preston. Op. 72. 1 fl. 18 kr.

Marquerie, 2 kleine Conct. Duette f. Pfte. 4händig üb. Th. a. d. Brauer von Preston. Op. 24. Nr. 1, 2, jedes 54 kr.

Masini, 2stimmige Barcarole „Naples," franz. und deutsch mit Pfte.- od. Guit.-Begl. Nr. 471. 27 kr.

Mazel, Ballade, „L'esprit des Marais," franz. und deutsch mit Pfte.- od. Guit. N. 472. 27 kr.

Mayer, Jac., Fant. f. Cor à Piston od. Bassethorn und Pfte. Op. 5. 1 fl. 12 kr.

Müller, Albr., Wiener Walzer f. Pfte. 36 kr.

Musard, Quadrille de Contredanses f. Pfte. Th. aus Regine von Adam. 36 kr.

Puget, Son Nom! franz. u. deutsch mit Pfte. oder Guit. N. 277. 27 kr.

Seyfried, Appenzeller Kuhreigen f. Pfte. 18 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[378] In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Dupuy, A., nouvelle Grammaire française à l'usage des classes supérieures. 8. brochirt. 1 Thlr.

Hermanni, G., Opuscula. Vol. VII. 8 maj. 2 Thlr 12 Gr.

Sophoclis Tragoediae, Ed. G. Hermanni. Vol. VI. Philoctetes. 8. 1 Thlr.

Ferner:

Naumann's Naturgeschichte der Vögel Deutschlands. Band X. Heft I. Lex.-8. 2 Thlr. 12 Gr.

Enthält die Fortsetzung der Schwimmvögel.

Leipzig, im Juli 1839.

Ernst Fleischer.

---

[383] In der Engelmann'schen Verlagshandlung in Heidelberg ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1840. (Unter den schönen 7 Stahlstichen das vortrefflich gestochene, sehr ähnliche Portrait des Herausgebers, **Dr. A. Schreiber.** Mit Erzählungen von dem Herausgeber, Curio, Lina Reinhardt, Bernd von Guseck, A. v. Schonen ꝛc. (Die früheren Jahrgänge zu herabgesetzten Preisen.)

Handbuch für Fremde in Nizza, einem, seines milden Klima's wegen, beliebten Winteraufenthaltsortes in Ober-Italien; besonders auch für Aerzte entworfen von Dr. E. Weber, begleitendem Arzte der Frau Gräfin von Worcell, Ehrenmitgliede des Mannheimer Vereins für Naturkunde. Mit einer Karte und einem Plan. Broch. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Kreuznach und seine Umgebungen, seine Heilquellen und deren Anwendung. Zunächst für Kurgäste. Von Dr. Karl Engelmann. Mit einer Karte und drei Stahlstichen. In elegantem Umschlag brochirt. 8. 3 fl. 15 kr. oder 2 Thlr. 6 gr.

Dasselbe Werk auch französisch. 3 fl. 15 kr. oder 2 Thlr. 6 gr.

Auch wird so eben versendet:

Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen. Gesammelt von Dr. A. Schreiber. Neue Sammlung, oder zweites Bändchen. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Die Braut, Gattin und Mutter; ein Festgeschenk für edle und gebildete deutsche Frauen. Von A. Schoppe, geb. Weise. Mit einem Stahlstich. Cart. 12. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 15 gr.

Christliche Erzählungen für die gebildete Jugend beiderlei Geschlechts. Von A. Schoppe, geb. Weise. 12. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Festgabe in zehn neuen dramatischen Spielen für die deutsche Jugend. Mit colorirten lithogr. Darstellungen. Von Lina Reinhard. 12. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 15 gr.

Manuel for Travellers to Heidelberg and its environs. Third edition of the description of Heidelberg, Mannheim etc. By Helmina v. Chezy, worked out and improved after a new plan. A guide for foreigners and natives. With an appendix and the panorama of the Heidelberg castle, maps and plans. Cart. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

---

[291] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gerichtsärztliche Arbeiten

von

Carl Friedrich Burdach,

K. Preuß. Geh. Medicinalrathe, Dirigenten des Medicinal-Collegiums und Prof. zu Königsberg.

Erster Band.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: Ueber die Advocatur der Aerzte. Ueber den Beweis der Vergiftung. I. Arsenikvergiftung, erwiesen durch das gleichzeitige Erkranken nach derselben Speise, die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und die Ausgrabung. II. Arsenikvergiftung, erwiesen durch die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und den Gehalt des Ueberrestes der genossenen Speise. III. Arsenikvergiftung, durch die Krankheitserscheinungen und den Leichenbefund wahrscheinlich gemacht, ohne nähern Beweis. IV. Vergiftung durch Schwefelsäure im Schlafe. Ob Mord? ob Selbstmord? I. Selbstmord undenkbar. Stich in die Brust. II. Selbstmord wahrscheinlich. Erwürgung. III. Selbstmord möglich. Zerbrechung des Kehlkopfs. Ueber die nähere Bestimmung der Tödtlichkeit einer Verletzung. Kopfverletzungen. 1. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Schädelbruch mit Extravasat. b) Desgleichen mit Depression und Erweichung des Gehirns. 2. Bedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreißung innerer Hirngefäße. b) Schleichende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Hirnerschütterung bei Trunkenheit und Erkältung. 3. Individuell nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreißung des Querblutleiters. b) Extravasat in den Hirnhöhlen und unter dem kleinen Hirne. c) Schädelbruch und Extravasat. d) Extravasat. 4. Zufällige Tödtlichkeit. a) Meningitis. b) Schleichende Entzündung und

Eiterung des Gehirns. c) Arachnitis. 5. Anderweitige Ursache des Todes. Brustwunde und Erstickung. a) Stich durch die Brust in die Leber. b) Erstickung durch Betten. c) Zusammendrückung des Kehlkopfes. d) Deßgleichen. e) Ertränkung. Verletzungen des Unterleibes. I. Peritonitis mit Ergießung nach einem Stiche. II. Deßgleichen nach Verwundung mit einem glühenden Eisen. III. Berstung der Milz nach einem Stoße. Vielfache Mißhandlungen. I. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. II. Deßgleichen. III. Anderweitige Ursache des Todes.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[388] Bei Gebhardt und Reisland in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

König Kodrus.

Eine Mißgeburt der Zeit.

Von

Karl Stahl.

8. geh. Preis 12 Gr.

Volksmährchen der Deutschen,

von

P. Naubert.

Zweite Auflage.

Erstes Bändchen: Legenden von Rübezahl.

8. 11 Bogen, geh. Preis 8 Gr.

Diese neue elegante Ausgabe der allgemein als vortrefflich anerkannten Naubert'schen Mährchen wird aus sechs Bändchen bestehen, deren jedes von 10 — 12 Bogen nur 8 Gr. kostet.

Die Waldenser in Böhmen,

christlicher Roman

von

Charlotte v. Glümer, geb. Spohr.

8. 20 Bogen, geb. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Novellen

von

Charlotte v. Glümer, geb. Spohr.

Parteienrache.
Was uns bleibt?

8. 14 Bogen, geb. 1 Thlr.

---

[382] Bei G. B. Bädeker in Essen sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Auswahl niederländischer Gedichte, ins Deutsche übertragen von F. W. v. Mauvillon. Zweiter Band. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Dethmar, F. M., freundliche Erinnerung an Holland und seine Bewohner. Zugleich ein Wegweiser für Reisende. Zweites Bändchen. broch. 1 Thlr.

Erk, L., und W. Greef, **Liederkranz.** Auswahl heiterer und ernster Gesänge für Schule, Haus und Leben. Erstes Heft, 102 ein- und zweistimmige Lieder enthaltend. broch. 4 Gr.

Grashof, Dr. K. F. A., aus meinem Leben und Wirken, zugleich als Beitrag zur Geschichte der Rheinprovinz unter preußischer Landeshoheit in Hinsicht auf Kirche und Schule. Erster Band, die Kirche und das Vaterland enthaltend. broch. 1 Thlr. 8 Gr.

Hill, Moritz, vollständige Anleitung zum Unterricht taubstummer Kinder im mechanischen Sprechen, Absehen, Schreiben und Lesen für Volksschullehrer. 12 Gr.

Lesefibel für taubstumme Kinder. 4 Gr.

Nedelmann, W., Glückauf! Lieder für vier Männerstimmen. Partitur 12 Gr. Jede der einzelnen 4 Stimmen 6 Gr.

---

[389] Im Verlage von J. Schieferdecker in Zeitz ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Wasser thut's freilich!

Miszellen zur

Gräfenberger Wasserkur.

Herausgegeben von

J. H. Rausse.

8. brochirt 1 Rthlr. 12 Gr.

Statt aller Empfehlung folge hier nur der Anfang der Vorrede: „Wahrscheinlich werden diese Blätter nicht ohne Irrthümer in Nebensachen seyn, aber in der Hauptsache enthält dies Buch mehr Wahrheiten, als zusammengenommen die sämmtlichen medizinischen Schriften und Systeme von Galen an bis auf die neueste Zeit — was freilich nicht viel sagen will ꝛc." — Man prüfe erst und urtheile dann!

Ferner wurde versandt:

Geist der Gräfenberger Wasserkur.

Von **J. H. Rausse.**

Zweite vielfach vermehrte Ausgabe.

8. broch. 12 Gr.

---

[374] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lieder der Liebe.

Ein Kranz des Schönsten aus Deutschlands Dichtern. Herausgegeben von Montucla. Quedlinburg, bei G. Basse. 12. geh. Preis 16 Gr.

Ein Kranz des Schönsten, was die deutsche Muse an erotischen Poesien bis jetzt aufzuweisen hat. Diese Sammlung enthält 398 Liebeslieder, in alphabetischer Ordnung, und ist den Jugendkreisen, wo Scherz und heitere Laune walten, mit Recht zu empfehlen.

---

[376] In der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung in Parchim und Ludwigslust ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Neugriechische oder sogenannte Reuchlinische Aussprache der Hellenischen Sprache, eine kritische Untersuchung vom Mag. R. J. F. Henrichsen, Lector an der Akademie in Sorön. Aus dem Dänischen übersetzt vom Prediger P. Friedrichsen zu Jeverstedt, früher Rector an der Gelehrtenschule in Husum. 1 Rthlr.

Ueber das Homerische Epitheton des Nestor *ΟΥΡΟΣΑΧΑΙΩΝ* und verwandte Wörter, vom Director Dr. J. Zehlicke. 4 Gr.

In Commission erschien daselbst:

Seeland und die Seeländer. Ein Beitrag zur Charakteristik des dänischen Landes und Volkes. Nebst einem Ausfluge nach Schweden. Von Christian Dehn, Großherzoglich-Mecklenburg-Schwerinischem Pagen-Informator. 18 Gr.

Maltzahn, Fr. v., Die Abenddämmerung. Nordische Sage. 8 Gr.

Krüger-Hansen, Dr., Prüfung neuer Curmethoden des Typhus ꝛc. 1 Rthlr.

Zander, Pastor, das 25jährige Jubelfest der freiwilligen Mecklenburgischen Kämpfer von 1813 u. 1814. 21 Gr.
Schütz, G., Die eifersüchtigen Weiber. Posse. 12 Gr.
Meister, W., Entdeckung der Quadratur des Zirkels. 12 Gr.

---

[369] In der Frst'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sterne und Meteore
in
deutscher Zukunft und Gegenwart
von
Gustav Pacherer.

Inhalt: Politische Standrede. Parlamentarische Portraits. Katastrophen und Schlagschatten.
broch. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Süddeutsche Rufe aus Norddeutschland.
Allen deutschen Ständeversammlungen
und
dem deutschen Volke.
Nebst einer Antwort
für
den Fürsten Ludwig von Solms-Lich.
Von
Dr. Gustav Pacherer.
broch. Preis 8 Gr.

---

[353] Im Verlage von J. Hölscher in Coblenz sind so eben nachstehende vortreffliche katholische Schriften erschienen:

Pörle, Pfarrer, **Gottgeweihte Stunden** oder Betrachtungen über die wichtigsten Heilslehren des Christenthums. Ein christ-katholisches Erbauungsbuch. Mit einem Stahlstich von Rahn und sauber gestochenem Titelblatt. Eleg. broch. 18 Gr. oder 1 fl. 20 kr. In gepreßten Saffianband reich vergoldet 1 Rthlr. 10 Gr. oder 2 fl. 30 kr.

Unter der Masse von Erbauungsbüchern verdient obiges einen der ersten Plätze. Durch allgemein verständliche, wahrhaft erbauende Betrachtungen, feinen billigen Preis und die wahrhaft glänzende Ausstattung, zeichnet es sich auf das vortheilhafteste aus.

Gibt es eine geistliche Ordnung? oder die göttliche Offenbarung und ihre nothwendige Vermittlung durch das Priesterthum. Zur Verständniß der katholischen Kirche und Hierarchie gegenüber der Entstellung und Mißdeutung älterer und neuerer Zeit. gr. 8. gch. 20 Gr. oder 1 fl. 24 kr.

Der Verfasser hat sich aus besondern Ursachen nicht genannt. Niemand aber der dieser zeitgemäßen Schrift seine Aufmerksamkeit schenkt wird es zu bereuen haben.

Stunden des allerheiligsten Sacraments. Vorzüglich zum Gebrauche für die Mitglieder der Bruderschaft von der immerwährenden Anbetung. gch. 4 Gr. oder 18 kr.

Dieses Schriftchen ist aus den bekannten „heures du St. Sacrement" überseßt und verdient seiner vorzüglich schönen Gebete und Betrachtungen halber die größte Verbreitung.

---

[307] Im Verlage der Unterzeichneten sind erschienen:

C. E. Jarke's
vermischte Schriften.
Zweiter Band.
gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 Gr.

Anstatt aller Empfehlung dieser bei den gegenwärtigen Zeitereignissen, namentlich in Zürich, höchst interessanten Schrift, glauben wir nur den Inhalt derselben anführen zu dürfen:

I. Die Gräuelscenen zu Wildenspuch. Ein Beitrag zur Criminal-Psychologie aus unserer Zeit. — II. Der Illuminatismus. — III. Der Orden der Carbonari. — IV. Rückblicke auf die neuern Revolutionen in Italien. a) Die neapolitanische Revolution im Jahr 1820. b) Die piemontesische Revolution vom Jahr 1821. — V. Maximilian Robespierre's Charakter.

München, im Juli 1839.

Literarisch-artistische Anstalt.

---

[385] (Literatur.) Im Verlage von Joh. Leonh. Schrag in Nürnberg ist erschienen:

Eine neue Auflage von:

Bayn's, F. H., Tröstende Betrachtungen auf Reisen, oder die letzten Tage eines Naturforschers. Nach der dritten Ausgabe verdeutscht von C. Fr. Ph. v. Martius. 2te verbesserte Ausgabe, mit dem Bildniß des Verfassers. 8. 1839. In Umschlag 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Große und erhabene Ansichten, die einer der geistvollsten Menschen über die wichtigsten und höchsten Angelegenheiten des Lebens hegte, sind in diesen Tröstungen niedergelegt. Sie lassen uns einen freien Blick in die innere Welt eines Mannes thun, dessen Genie die Natur so viele ihrer Geheimnisse entschleierte, und den jede neue Entdeckung, jede neue Erkenntniß in ihrem Gebiete mit um so lebendigern und höhern Gesinnungen gegen die ewige Weisheit und Allmacht erfüllte. Nicht nur für den Naturkundigen, sondern für jeden Gebildeten ist dieses Buch höchst anziehend. Es ist das letzte Vermächtniß eines der größten Forscher; als solches nimmt es unsre besondere Theilnahme in Anspruch, und diese hat sowohl das deutsche Publikum, so wie das englische dadurch beurkundet, daß in beiden Ländern neue Auflagen nöthig wurden.

---

[398] Bei Th. Bergan in Aschaffenburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Sawitri, eine indische Dichtung, aus dem Sanskrit übersetzt von F. Merkel, Prof. und Hofbibliothekar zu Aschaffenburg.

Velinpapier. gr. 12. 45 kr. oder 10 Gr. sächs.

---

[377] In der Crenz'schen Buchhandlung in Magdeburg erschien:

Mühling, A., 10 Lieder aus Spitta's Harfe und Psalter für eine Singstimme mit Pianoforte. 54stes Werk. ½ Rthlr.

№ 195.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 15. August 1839.

— Das ist Menschenloos! Man trennt wohl öfters an,
Und wer viel drüber sinnt, ist noch viel übler dran.

Goethe.
Die Mitschuldigen.

Was Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Sie trennten sich. — Nun war der Consulent allein und seine eigene Rede klang ihm nach. „Sollte ich mit der Justizräthin in diesem Falle seyn?“ fragte er sich selbst. „Sind wir gegen diejenigen, die uns nahe angehen, im Ganzen wahrhaftig und zuverlässig, so können wir ihnen durch kluges Schweigen und Alleintragen manchen Aerger ersparen. — Aber trug ich ein Fatales? — Ich führte es herbei! — Schwieg ich? — Ich täuschte, ich belog! — Doch nur noch durch diese Wirre hindurch, dann will ich ehrlich und offen seyn!“

Er überlegte auf der beschleunigten Fahrt, was nun zu thun sey. Mariannens Bild trat ihm, der nun in wenigen Stunden sie sehen sollte, lebendig vor die Seele. Er wog seine Schuld, er klagte sich des Leichtsinns an; dann suchte er wieder in sich nach Entschuldigungen. Seine Stimmung wechselte nach dem Charakter der Landschaft und nach der Disposition des Luftkreises über ihm. „Ist es eine reine Zuneigung? Ist es bloß sinnliche Freude an der jugendlichen Form? Schmeichelte dir die Leidenschaftlichkeit des unerfahrenen Geschöpfs, oder spricht etwas in deinem tiefern Innern für ihr Wesen? Warum erweckst du ihr leere Hoffnungen? — Denn welches Mädchen dächte in solcher Verblendung nicht an das Unwahrscheinlichste? Ein strenger Sittenrichter würde dir wohl die traurigen Folgen dieses Einverständnisses vorhalten, die leidigste Zukunft für das Mädchen daraus sich entwickeln lassen und dir das Härteste über deinen Leichtsinn sagen. Was wolltest du gegen ihn vorbringen?“ — Er fühlte sich nicht wenig beklommen, denn wirklich dachte er auch ihr und sein Lebensverhältniß durch diese gefährliche Neigung, besonders durch das Thatsächliche der Zusammenkunft und ihren Erfolg bedenkend bedroht. So quälte er sich eine gute Strecke Wegs, bis die Selbstzerfleischung in sich müde geworden. Dann rang sich allgemach die andere Seite der Sache aus dem Trüben hervor und machte sich in seinem Gemüthe geltend.

„Kann der Mann,“ sprach er mit sich selbst, „der vollständige Mensch je in seinem Leben den Anspruch an eine tiefe, unbeschränkte, leidenschaftliche Zuneigung des Weibes aufgeben? Ist liebevolle Erwiderung derselben nicht der Träger seiner besten Thatkraft und Lebensregsamkeit? Soll ich schon jetzt in meinen schönsten Jahren, den Jahren reichen Jugendmuthes und männlicher Klarheit, um mein wärmstes Gefühl, so ich es ohne die Phantasterei und kindische Extravaganz der frühern Tage, in schöner Uebereinstimmung mit meinen sonstigen Thätigkeiten zu hegen wüßte, betrogen werden? Und wäre

auch einige Wagniß dabei — kann man denn im Leben stets alles Schöne, Wirksame, Fördernde in ungestörte Harmonie bringen? Wer vermöchte immer zugleich naiv und reflektirend, fühlend und klug, natürlich und politisch, reinmenschlich und conventionell zu seyn? Sehe ich nicht diejenigen, die sich durch Resignation und Ascetik für die Bessern halten, bald der Verkümmerung, der Geistesleere, dem Wahnsinn, bald der geheimen Wollüstelei, dem geistlichen Hochmuth, dem Heuchelschein und andern bösen Tücken zur Beute werden? — Und Marianne? — Hab' ich sie verschlechtert? War unsere Zuneigung nicht rein? Hat sich nicht ihr Sinn und ganzes Wesen an diesem Gefühl erhoben? Ist ihr Geist nicht merklich gebildeter, gereifter? Haben diese unschuldigen Momente sie nicht des Umgangs mit ungebildeten, geschmacklosen Leuten überhoben? Ist Marianne nicht eines bessern Gatten würdig geworden?"

Kaum hatte er sich durch diesen Monolog, freilich eine ciceronianische Rede für sein eigenes Haus, einigermaßen wieder besänftigt, als ihm, da er mittlerweile seinem Ziele näher gerückt war und schon den Thurm der Stadtkirche von B. hinter einem Vorhügel auftauchen sah, das fatale Traktiren mit dem Amte, die Förmlichkeiten des Verhörs, das Lästige der Verstellung, des Leugnens, die Beängstigung des unerfahrenen Mädchens, das Leutegeschwätz, die Stadtklatscherei vor die Seele traten. Kaum gewann er über sich, daran zu denken, wo er sich zuerst hinwenden, was er da und dort vorbringen wolle. In solcher Gemüthsverfassung fuhr er zu dem alten Stadtthor hinein und dem ersten Gasthofe zu. Kaum hatte er sich abgestäubt und einigermaßen gefaßt, als er den Weg zum Amt einschlug.

Wie oft ist ein Rechtsanwalt in dem Falle, daß er einer kritischen Sache, die als ein Verworrenes von problematischem Ausgange vor ihm liegt, entgegen gehen muß? Doch wo ein Solcher Partei und Advokat zugleich ist, da geht es ihm nicht besser als dem Arzte, der selbst Patient ist und, wo nicht an seiner Kunst, doch an seiner Besonnenheit verzweifelnd, den Kollegen das Rezept schreiben läßt. — Grüner fand auch diesmal wieder, daß in verwickelten, widerwärtig zweifelhaften Dingen ein Benehmen mit dem Mann des Faches, des Geschäfts das nächste Wünschenswerthe sey. Das lebendige Wort des ernsten Beamten gab ihm sogleich einen festen Stand, mit ihm seine Ruhe und Klarheit wieder; die Sache erhielt bestimmte Umrisse und war, gleich einem rekognoscirten Feinde, sicherer anzufassen. Er brachte vor, daß er, auf einer Geschäftsreise begriffen, den kleinen Umweg hieher gemacht, weil seiner Hauswirthin, der Justizräthin F. das Schicksal des verunglückten Mädchens, einer Verwandten von ihr, nahe gehe. Er möchte über den eigentlichen Thatbestand des Vorfalls, der verschieden erzählt werde, sich näher unterrichten und jener guten Dame wo möglich Beruhigendes überbringen. Auch er kenne, fügte er gleichsam im Vorbeigehen bei, das Mädchen als ehemalige Hausgenossin.

(Fortsetzung folgt.)

Das Fest des Redentore in Venedig.

(Schluß.)

Auf all diese bewegte Lust schaut ernst und still und feierlich der Redentore aus seinen dunkeln Säulen. Zu seinen Füßen auf den breiten Treppenstufen lagert sich die Menge, als sey sie heut noch zum Gebet um Abwehr hier versammelt. Aber diesmal sind die den Tempel Umlagernden theils Schlafende, theils Schmausende; meist solche, die ihren kleinen Vorrath mitgebracht, während Andere mehr sich zu den Kaffeehäusern und Osterien in den Gärten und den an der Riva leicht aufgebauten Zelten der Schenkwirthe und Köche halten. Wie im Allgemeinen bei Volksfesten der Nationalcharakter deutlicher hervortritt im gewöhnlichen Leben, so zeigt sich hier auf das Entschiedenste die unverwüstliche Bonhommie des Venezianers. Ungleich seinem Nachbar, dem dunkelblutigen Lombarden, wird er nicht leicht durch den Wein zu Zwist und Hader, oder gar zu blutigen Thätlichkeiten hingerissen. Ein taumelndes Umarmen, Gesang, drollige Spasse, höchstens eine Ladung nicht eben allzu wörtlich gemeinter Nationalepitheta von kantigem Schrot und Korn sind die ohne weitere Folgen bleibenden Ausbrüche gesteigerter Lebensthätigkeit.

Die ganze Nacht hindurch wogte die fröhliche, lichtumspielte Menge zu Wasser und zu Land auf und nieder, ein glänzendes Bivouak ganz eigener Art. Seltsam war der Eindruck, als mit dem ersten, im weißen Lichte über die Lagune heraufziehenden Morgenschimmer die Sterne am tiefblauen Himmel anfingen zu bleichen und all die schwimmenden Lichtpavillons mit ihren transparenten Dächern und Ballonen mehr und mehr an Glanz verloren, wie Augen, die matt werden von durchwachter Nacht; aus der Ferne gesehen, gewann das Schauspiel etwas Mährchenhaftes. Die Kanonen des Admiralschiffes verkündeten den Tag, und um Venedigs höchste Thurme und Paläste spielte schon das erste leise Roth des Morgens, da steuerten nach altem Brauch die Meisten aus dem Canalazzo dem Rialto zu. Jenseits der hochgewölbten Brücke unter'm Fondaco dei Tedeschi, gegenüber dem ältesten Gerichtsplatze der Republik, ließen mehrere der schwimmenden Orchester zum Abschied ein

Morgenständchen ertönen, nach welchem dann alle noch in ihren Fahrzeugen befindlichen Andörer an's Land stiegen, um auf dem, nahe der uralten Kirche San Giacomo heut so früh schon aufgeputzten Blumenmarkte sich mit frischen Sträußen zu versehen. Von hier aus zerstreut sich Alles, um noch vor der einbrechenden Gluth italischer Julisonne ein Stündchen der Ruhe zu pflegen.

Das eigentliche Volksfest ist hiemit beendet, während das, was ihm seinen Ursprung gegeben, noch erst vorliegt. Um zehn Uhr zogen in herkömmlicher Weise auch diesmal der Patriarch, die Geistlichkeit, der Magistrat, die verschiedenen Schulen und Collegien in feierlicher Prozession von San Marco, wo die wehenden Fahnen des Kaiserhauses und der Glockenschall des Campanile den festlichen Tag verkundeten, zum Altar des Redentore. Feierliches Dankgebet, Musik und Messe.

Schön nimmt das Innere des Redentore sich aus im Schmuck des reichlich vertheilten Grüns, der Blumen- und Fruchtgehänge; auch die Teppiche und sonstigen Draperien, deren Ueberladung bei andern Kirchenfesten häufig den Schönheitssinn beleidigt, indem sie den einfach ursprünglichen Schmuck auf ungeziemende Art vermummen, sind hier vielmehr dem Ganzen vortheilhaft; sie verdecken einigermaßen die fast allzugroße Nüchternheit und Leere, an welcher die so schönen, reinen Verhältnisse dieses großartigen Tempels leiden, weil ihm eben alles fehlt, was an Skulptur und Fresken der Architektur ergänzend zu Hülfe kommen konnte; denn die Oelgemälde an den einzelnen Altären verschwinden in den weiten weißen Räumen, und die immer provisorisch gebliebenen, grau in grau gemalten Statuen in den Nischen wirken eher störend als erhebend. Hier wäre für begabte Künstler ein rühmliches Feld zur Bethätigung.

Lebhaft genug war noch am Nachmittag das Drängen auf den Schiffbrücken, aber in Vergleich zu der vorhergegangenen allgemeinen Bewegung doch nur ein Nachzügeln. Auch der Kanal fängt gegen Abend an wieder belebt zu werden, hier und da wird der Anlauf genommen zu einer kleinen Regata, und es gehört sogar zum guten Ton, gerade in diesen Stunden auf der Gondel sich dort einzufinden; aber es fehlt die Volkslust und der festliche Schmuck. Mit Sonnenuntergang werden die Schiffbrücken abgebrochen und die Giudecca sinkt wieder in den Zustand von Verlassenheit zurück, aus welcher sie das Fest des Redentore zu kurzem Glanz hervorgerufen hatte. *

Als die letzten Gondeln aus dem Kanal der Giudecca abwärts zogen, tauchte der Mond hinter der Kuppel des Redentore herauf, sein magisches Licht über die Spiegelfläche der Lagune gießend, und in ihrem schönsten Glanze leuchteten die Thurme, Säulen und Paläste, vor allen aber riesenhaft in seinem röthlichen Marmorpanzer der altehrwürdige Palast der Dogen.

Heinrich Stieglitz.

* Die Giudecca ist im Verhältniß weniger bevölkert als andere Theile Venedigs, und größtentheils mit Gärten und Magazinen bedeckt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Sehr glücklich ist ein Choix de poésies für junge Leute in Erziehungsanstalten, welche nicht nur das durchaus Gute und Reine der neuern französischen Dichtkunst, sondern auch Ausgezeichnetes von Genfern und waadländischen Dichtern, besonders von dem trefflichen Albert Richard, jetzt Professor in Bern, enthält. Diese kleine Sammlung ist auch für Deutschland sehr zu empfehlen.

Der Professor Töpfer hat seine lieblichen, auch vom Morgenblatt gleich nach ihrem Erscheinen in Uebersetzung gegebenen Novellen, die Bibliothèque de mon Oncle, les deux pensionnaires u. s. w. erweitert, verlängert und in's Breitere gezogen, um damit zwei Bände zu füllen unter dem Titel Jules. Daran hat aber der geistreiche Verfasser nicht wohl gethan. Jene Novellen waren in ihrer ersten Form sehr anmuthig, und man konnte ihnen wohl etwas Manier mit einigen Längen hingehen lassen. Letztere sind nun sehr vermehrt worden und fallen unangenehm auf. Tschotte in Aarau hat sie bekanntlich vor Kurzem zum zweiten Mal in's Deutsche übersetzt und unter dem Titel: „Genfer Novellen" herausgegeben. Da Töpfer viel humoristisches Talent im Zeichnen hat, so war es ihm leicht, Erzählungen dieser Art illustrirt herauszugeben, womit er seit Jahren seine Zöglinge und Freunde amüsirt. So sind denn kürzlich Mr. Jabot, Mr. Vieux-Bois und Mr. Crépin in drei Bändchen erschienen. Allerdings ist in den Erzählungen wie in den Zeichnungen viel Witz und Laune. Manches ist trefflich aufgefaßt und treffnich in Wort und Bild dargestellt. Dagegen fehlt es auch nicht an Breite, an Manier und Wiederholungen. Man hat hier Töpfers Schriften mit denen Jean Pauls zusammenstellen wollen. Dazu fehlt ihnen aber doch das wesentliche Element von Beidem, wahrem und großartigem Humor, das Tiefergreifende. Töpfer bleibt vielmehr auf der lustigen Oberfläche seiner Zustände und Menschen. Er amüsirt dabei sehr, hält sich aber durchaus rein, was ihm bei dem Charakter der französischen Tagesliteratur hoch angerechnet werden muß.

Die geistreichste Schriftstellerin, die Genf neben Madame Necker-Saussure hat, ist unstreitig Madame Tourte. Sie gehört der Familie des Buchhändlers Cherbuliez an, die durch das geistige Verdienst, die Bildung und reichen Kenntnisse ihrer Mitglieder in Genf und in Paris hochgestellt ist, so bescheiden, still und glanzlos sich selbst genügend sie auch lebt. Wir haben schon einigemal im Morgenblatt von den zarten, reinen und interessanten Stilembildern jener Schriftstellerin gesprochen. Die Oktoberereignisse des vorigen Jahrs

fanden bis vorigen Monat keine darstellende Feder in Genf, was gewiß sehr bezeichnend ist, da jene Wochen die wichtigsten, interessantesten und ehrenvollsten sind, die Genf seit der Escalade im Jahr 1612 erlebt hat. Sudile machte sich Madame Tourte daran und faßte den Gegenstand nicht episch auf, wie seiner Zeit Ihr Correspondent, sondern dramatisch. Zwei junge Künstler zeichnen am kleinen Salève bei der Ruine des alten Schlosses Monnetier, da steigt aus dessen zerbröckelten Mauern der Ritter Monnetier aus dem sechzehnten Jahrhundert hervor, dem es vergönnt ist, zu gen wissen Zeiten Einen Tag am Lichte und unter den Menschen zuzubringen. Die Künstler nehmen ihn mit nach Genf, wo gerade die Vertheidigungsanstalten gegen Frankreich betrieben werden, was dem alten Herrn sehr gefällt; weniger zufrieden ist sein stadelsigt Herz mit dem liberalen Geist und den vielen humanen und eleganten Anstalten, welche Genf jetzt aufzuweisen hat, und die er immer mit der ihm bekannten Stadt des sechzehnten Jahrhunderts zusammenhält und vergleicht, woraus gar arzige Contraste hervorgehen. Gegen Abend muß der Ritter wieder in sein altes Schloß, und versöhnt mit Genf, das er ehemals als savoyischer Ritter bekämpft, sinkt er wieder in seine Gruft. Das Ganze hat Geist und Leben.

(Schluß folgt.)

Karlsbad, Juli.

(Schluß.)

Glanz der Saison. Die Wiese.

In diesen Tagen jagen einander die Equipagen auf der Straße nach Karlsbad dergestalt, daß die Trompetenbewillkommungsgrüße vom Thurmhorne beinahe nicht aufhören. Sie sind auch Signale für die verpflichteten Alpacker sowohl, als viele derjenigen, die noch Wohnungen für neue Ankömmlinge übrig haben, um die einfahrenden Wagen sich zu versammeln. Das Gewimmel um die Heilquellen wird immer beschwerlicher. Die Mannigfaltigkeit der dortigen bunten Welt bildet sich immer reicher und vollkommener aus. In der fortdauernd die Brunnen umwogenden Masse sind alle Stände und Gegenden verpränzirt. Unmittelbar neben den emanzipationslustigen Blicken einer verführerisch aufgeschmückten weltlichen Grazie wagt die fromme Nonne im dezenten Klosterornate ihren Becher der Brunnenjungfrau zur Füllung hinzureichen, und man traut seinen Augen kaum, wenn man sieht, daß der einzig der Ordensregel lebende Kapuziner und sein Nachbar, das lustige, aller Regel überhaupt den Rücken kehrende Weltkind ihr Heil aus einer und derselben Quelle erwarten. Nebenher rückt das hiesige Brunnenvreiben, gleich den Eisenbahnen, die Bewohner der entferntesten Gegenden dicht aneinander. Ja, aus dem täglich immer compakter werdenden Material schießen Freundschaft und Liebe allents halben wie die Pilze nach andalenter Nässe auf. Allerdings hat aber diese Freundschaft und diese Liebe in Hinsicht auf ihre kurze Dauer ebensaus häufig mit den Pilzen die größte Aehnlichkeit.

Das Brunnenleben, jetzt in voller Blüthe stehend, schlummerte bei meiner Ankunft noch in der Knospe. Die sogenannte Wiese, dieser hauptsächlichste Centralisationspunkt der Stadt, lag noch ziemlich still und einsam da. Die jetzt so lebenvolle, stattliche Häuserreihe auf der einen Seite war großentheils unbewohnt. Ihre nur aus niedrigen Verkaufläden bestehende andere Seite am Ufer der Tepel hatte die nunmehr von ausgelegter, feiner Tischlerarbeit Gold-, Silber-, Stahl-, Glas- und andern Waaren blitzende Thüren und Fenster noch nicht aufgethan. Nur allmählig füllig ein Laden nach dem andern seine glänzenden Augen auf, und die jetzt auch in vielen Erdgeschossen der Häuser gegenüber erdfnuten Gewölbe der inzwischen angelangten Waarenhandlungen aus Wien und Prag erhöhen den allenthalben sich hervorthuenden mannigfaltigen Glanz der verschiedenen Gewerbe. Unter andern imponirt zum ersten Male ein geräumiges Glaswaarengewölbe durch seine prachtvollen Säulen aus ultramarinblauem Glase gewaltig. Man schätzt die Kosten seiner glanzvollen Einrichtung auf 2000 Thaler. Gläser aller Formen und Farben und reich eigenthümlich fein ausgelegte Tischlerarbeiten, wie Toiletten und andere Kästchen, dergleichen die durch ihre Vorzüge längst bekannten Steckmadeln gehören zu den von den Fremden am meisten gesuchten Gegenständen. Der Geschmack und die Mannigfaltigkeit der Pfeifer'schen Glasfabrikate bewährte ihren hiesigen Ruf fortdauernd. Es ist merkwürdig, mit welcher Schnelligkeit der geschickte Fabrikant, dessen Namen die Handlung führt, augenblicklich auf jedes erkaufte Glas den von dem Käufer begehrten Namen oder Denkspruch einzuschleifen versteht. Irrthümlicher aber noch als das Glas selbst erweist sich an ihm die Gunst der Mode. In der vorigen Zeit war bereits die früher vorherrschende Rosaglaswaare von der dunkelblauen Farbe in den Hintergrund gedrängt worden. Um so größer ist ihr Triumph, da ihr vom allerneuesten Geschmacke der höchste Rang wieder zuerkannt wird. Dagegen hat das sonst bekanntlich überall das große Wort führende Gold und Silber in Glasfachen seine Stimme ganz verloren, vielleicht nicht einmal bloß darum, weil der Widersinn einleuchtete, wenn das Glas dadurch seines sodnstigen Charakters, der Durchsichtigkeit, beraubt wurde, sondern weil Silber und Gold, wie die Erfahrung inzwischen bewiesen hat, auf Glas allzuhald Glanz und Farbe verlieren.

Im Ganzen ist die frühere Verdüsterung und Einsamkeit der „Wiese" in ein sehr reiches Bild munteren Lebens übergegangen. Die vornehme Welt desonders wogt während des Vormittags in ihrem Schatten an der Seite der das Tepelufer begrenzenden Verkaufsläden gemächlich auf und nieder. Auch sitzen in diesem Schatten Einzelne, wie ganze Gesellschaften, meist Bewohner der gegenüberstehenden Häuser, um Kaffee, Chocolade und dergleichen dort einzunehmen. Gegen Abend ist an sodnen sonnigen Tagen das Gedränge auf der Wiese ebenfaus so groß, daß sich stets kein Gräschen darauf erblicke, wenn es nicht bekanntlich zu den Merkwürdigkeiten dieser Wiese gehörte, daß sie kein einziges Gräschen aufzuweisen hat, sondern aus einem ebenen Kiesboden besteht, der ihrer Bestimmung auch allerdings weit angemessener ist. Uebrigens ist, trotz der dermaligen großen Fülle von Brunnengästen, doch von einzelnen größeren Festen, wie Tanzvergnügungen und andere glänzende, gesellige Vereine sind, außer einem, dem Vernehmen nach durch den, nun schon seit einigen Wochen wieder abgereisten Feldmarschall Paskewitsch veranstalteten Diner, bis jetzt nur wenig die Rede gewesen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 196.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 16. August 1839.

Wissen ist die Himmelsbahn; das höchste Wissen ist Allmacht, das Element der Seligkeit; so lange wir nicht in ihm sind, sind wir noch ungeboren.

Bettina.

Sommerlieder.

V. Sommerphilosophie.

Wenn, frei, die Brust dem Hauche
Des warmen Ostwinds winkt;
Wenn unter schatt'gem Strauche
Schlaf auf mich niedersinkt;

Zu Häupten eine stille
Waldrose mich erfrischt,
Der zarte Ton der Grille
Mit meinem Traum sich mischt:

Da kann ich's wohl begreifen,
Daß anders mir zu Muth,
Als wenn bei Schnee und Reifen
Mir fast erstarrt das Blut;

Daß ich so leicht mich rühre
In klaren Lebens Fluß,
Daß Leib und Seel' ich spüre
Als eins, aus tücht'gem Guß.

Doch eins will fast mich kränken,
Und hoch's mich Wunder nimmt:
Daß anders auch mein Denken
Im Sommer ist gestimmt.

Sollt's seyn, daß der Gedanke,
Des Schöpfungskönigs Trost,
Ungleich sich selber, kranke
In Gluten oder Frost?

Daß, was in Winternächten,
Am flackernden Kamin,
Scharfprüfend mir, der ächten
Wahrheit entsprungen schien;

Womit ich kühnlich bauend
Das All der Welt gestützt,
Woraus ich furchtlos trauend
Vorm Wahn mich hielt geschützt.

Daß jetzt, im Licht der Sonnen,
In Sommers blauem Saal,
Was ich aus Gold gesponnen
Geglaubt, scheint grau und fahl;

Nur in gespenst'ger Hülle
Vor mir noch gaukelnd schwebt,
Was in urkräft'ger Fülle,
So wähnt' ich, mir gelebt?

Und muß denn auch das Denken,
Drin sich der Geist wird klar,
Sich in den Wechsel senken,
Worin hinrauscht das Jahr?

Ich weiß nicht; doch ich spüre:
Daß dir, Natur! nicht fern
Erst der Gedanke fuhre
Zu ächter Wahrheit Kern!

Drum den Gedanken heste
Du an's lebend'ge Seyn,
Gieß statt der kühlen Säfte
Ihm warmes Herzblut ein!

Nicht sproß' er aus Metallen
Wie der Dianenbaum;
Mit seinen Wurzeln allen
Faß' im Gemüth er Raum.

Lehr' ihn, daß recht er fasse
Dein kräftig Thun als Eins,
Nicht Mannigfalt'ges hasse,
Den bunten Kranz des Seyns.

Nicht Glanz und Anmuth streife,
Wenn er die Wahrheit packt;
Der Schönheit Phönix greife,
Eh' er zerpflückt und nackt.

So wollst, Natur! mich tränken
Mit deinem Zauber mild,
Daß noch im Frost mein Denken
Sey warmen Lebens Bild;

Daß, wenn im Lenz auf's Neue
Dein Rosenbanner siegt,
Voll Hoffnung ihm und Treue
Mein Geist entgegen fliegt,

Und des Vertrauens Siegel
Nur für das Zeugniß spart,
Das dein krystallner Spiegel
Ihm schweigend offenbart.

Was Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

„Das hübsche Kind," äußerte der Amtsrichter, der nichts zu ahnen schien, „hat mit gutem Anstand „und naiver Haltung ihr Unglück erzählt. Der Aktuar konnte ihre Aussage wörtlich protokolliren. Als ich aber die Frage an sie stellte, wo sie denn an jenem Tage hergekommen, wo sie gewesen sey, welchen Zweck ihr Gang über Land gehabt, da erröthete sie und schwieg. Der Familie hatte sie schon das Geständniß gemacht, daß sie nicht an dem vorgegebenen Orte gewesen sey." — Der Consulent meinte, der Herr Amtsrichter könne, wenn das Mädchen Grund zum Schweigen habe, sie hiebei schonen, da ja dieser Umstand in Beziehung auf den räuberischen Anfall außerwesentlich sey.

„Nicht so ganz," versetzte der Amtsrichter. „Zeit und Raum gehören in den Bereich der Untersuchung. Wann? wo? wie? woher? wohin? das Alles muß zur klaren Darstellung der Sache erhoben werden. Hat der Richter einmal gefragt, und die Antwort stockt, so wird die ganze Aussage verdächtig. Wollte ich nun aber auf ein Schweigen, wie das vorliegende, wenig Gewicht legen, so waltet doch noch die Rücksicht ob, daß der Ort, wo die räuberisch Angefallene zuvor gewesen, möglicherweise über den Thäter Aufschluß geben kann, weil man die dort herum wohnenden verdächtigen Leute näher in's Auge faßt. Wer kann wissen, ob der Zauner nicht zuvor in dortiger Gegend gesehen worden? Die Erfahrung lehrt, daß die allermeisten räuberischen Anfälle auf Reisende vorbedacht und gerade auf ihre Person in Erwartung eines Fanges abgesehen waren. Was kann das Mädchen abhalten, die Wahrheit anzugeben? Sie ist gegen sich, denn leicht möchte ihr Ruf durch Zurückhaltung mehr leiden, als durch Offenheit. Suchen Sie sie, wenn Sie in das Haus kommen, hiezu zu bewegen. Ich werde ihre Aussage nachträglich zu Protokoll nehmen lassen."

Grüner, der gegen das Ansinnen des Amtsrichters nichts einwenden konnte, schwebte bänglich zwischen einer Nothlüge, durch welche er Mariannen einer weitern Verantwortung zu entheben hoffen konnte, und zwischen der Darlegung des Wahren. Seine rechtliche Natur sträubte sich gegen jenes; er nahm sich zusammen und sagte: „Herr Amtsrichter, ich kann durch eine Eröffnung alle Zweifel lösen. Soll aber kein Schatten auf das junge Frauenzimmer fallen, so muß ich neben dem Vertrauen des Richters auch die Diskretion des Biedermanns in Anspruch nehmen." Er reichte ihm die Hand. „Schenken Sie meiner Aeußerung Glauben, als wenn ich sie auf ein Handgelübde darlegte. — Ein Freund Mariannens in der Stadt war um jene Zeit in Geschäften ausgeritten und wünschte sie an einem dritten Orte zu sprechen. Ein Bote bestellte den Brief. Der Zweck ihrer Zusammenkunft war reinmenschlich, unschuldig. Sie befanden sich über Mittag im Wirthshause zum Engel in O. Fragen Sie die Wirthsleute darum. Sie bezeugten sich als ein Geschwisterpaar und gaben wohl durch ihr Benehmen zu

keiner andern Vermuthung Anlaß. Die Täuschung, die sich Marianne zu Haus erlaubt, möchte als unschädlich von ihren Angehörigen nicht hoch angeschlagen werden. Die versorgten Leute wiederstreben den Gemüthsansprüchen der unversorgten, die sich dann durch Vorwände zu helfen suchen. — Die Stunden entflohen. Was haben sich junge Leute bei so kurzem Wiedersehen nicht Alles zu sagen! Die Rückkehr Mariannens verzögerte sich. Die Dämmerung überfiel sie im Walde. — Sie sehen, daß diese Umstände mit dem räuberischen Anfall in keiner Verbindung stehen und daß des Mädchens Schweigen für den Criminalisten kein beachtungswerthes Moment ist."

„Der Inquirent ist zufrieden gestellt," sagte lächelnd der Amtsrichter; „nun erlauben Sie, wertheſter Herr Consulent, auch dem Menschen ein vertrauliches Wort. Halten Sie dem ältern Manne etwas zu gut. Die Jahre bringen, wenn nicht immer eine größere allgemeine Weisheit, doch ein lebendigeres Anschauen der Lebensverhältnisse und ihrer wahren Geltung. Sie sprechen als dringende Forderung aus, was die Jüngern bloß theoretisch, ohne Thatkraft in sich tragen. Der Freund aus der Stadt steht sicherem Vernehmen nach mit einer achtungswerthen Dame in einer nähern Verbindung, in einer solchen, die zu einem innigen Bande für's ganze Leben führen dürfte. Er wird mit der poetischen Licenz der letzten Tage, die wir eine erotische Episode, ein Hors d'Oeuvre nennen möchten, vor dem Forum der Kritik einen harten Stand haben."

„Ohne Zweifel," erwiderte befangen erröthend der Consulent. „Ich muß jedoch zu seiner Entschuldigung beibringen, daß zwischen ihm und der Dame noch kein Vertrag über eine nähere Verbindung abgeschlossen worden, ja daß nicht einmal deutliche, unzweideutige Erklärungen darüber zwischen ihnen gewechselt worden, welche seinen Neigungen Zwang anthäten." — „Das ist juridisch gesprochen," wandte der Amtsrichter ein. „Der Herr Consulent wissen aber, daß Manches nicht eben förmliches Unrecht — und doch nicht das Rechte ist. In vielen Fällen ist schon Vorsicht und Klugheit Gewissenssache." — „Allerdings," sagte Grüner, „möchte der Freund aus der Stadt, wenn er könnte, die Sache aus Mitleiden mit dem armen Geschöpf, wie aus Rücksicht auf seinen eigenen Ruf ungeschehen machen." — „Was ist es anders," äußerte der Amtsrichter, „als ein Hinneigen zum Naturstande, das sich oft in holden Bedürfnissen, in schönen Gefühlen offenbart, das aber der Besonnene dem großen Zuge der conventionellen Welt zum Opfer bringt? — Ein junger Mann, und wäre er auch in den glänzendsten Glücksumständen, von den förderndsten Verhältnissen begünstigt, ist doch fast niemals in dem Falle, den organischen Haushalt seines Lebens ganz auf freie Wahl der Neigung, auf ein rein natürliches Bedürfniß seines Gemüths gründen zu können. Versucht er es rücksichtslos und mit Gewalt, so folgt früher oder später die Reue; denn überall umfängt ihn der Zwang der Convenienz und hemmt sein freies Bewegen." Der Consulent schwieg in sich gekehrt.

„In einer vieljährigen Amtsführung," fuhr Jener fort, „hatte ich Gelegenheit, den Lebensweg der Menschen, ihre Handlungsweise, den Kampf der verführerisch süßen Triebe mit der herben Pflicht zu beobachten. Deutet der letztere Vorfall nicht wieder wahrnehmbar auf die Mahnungen des Geschicks? — Der Mensch, von Neigungen getrieben, strebt auf ein nahes Ziel hin, seine Leidenschaft macht ihn für alles Andere blind. Er glaubt in der Erreichung seines Wunsches, in der Befriedigung seiner Sehnsucht einen schönen Abschluß der Gegenwart zu finden. Die Radien seines Denkens und Empfindens streben auf diesen Punkt zusammen. Aber, so er ihn nun erreicht hat, so laufen die Folgen seines Handelns, wie die in einen Fokus versammelten Lichtstrahlen, unaufhaltsam wieder auseinander, und stellen ein verkehrtes, vergrößertes, oft verzerrtes Bild des Geschehenen dar. So kann es dem Freund aus der Stadt mit seinem Stell Dich ein gehen. Doch das empfindet er wohl stärker, als ich es auszudrücken vermag. Ich habe nichts weiter zu sagen; er kann auf meine Diskretion in jeder Beziehung rechnen." Grüner drückte dem Amtsrichter beschämt schweigend die Hand und empfahl sich.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

Jupons de crin.

Durch das ganze Mittelalter, bis herauf in die Revolution, hat in der weiblichen Tracht fast durchgängig das System geherrscht, daß man die Büste knapp umfuhr'es und von der Taille zur Seite und hinten das Kleid bauschig und weit herabfallen ließ. Die antikisirende Form, welche im Gefolge der Revolution auftam, war nur ein kurzes Intermezzo, und es verging keine Generation, so war man durch verschiedene Schwankungen wieder vollkommen auf die uralte Idee zurückgekommen, welche ganz wesentlich das weibliche Kostüm der christlich abendländischen Welt von dem der antiken unterscheidet. — Das Hauptmoment bei dieser Form besteht darin, daß das Kleid vortheilhaft die Hüften zeichnen, daß die Draperie des Zeugs von der Taille an sich in anmuthigem Schwunge hinaus und hinab stürzen muß. Das ewige Aergerniß dabei ist nun aber, daß dieser poetische Schwung, den man dem Zeuge gibt, immer so schnell erlahmt, daß die Falten, statt wie aus innerem Triebe vom Körper wegzustreben, immer wieder platt und prosaisch niederträumeln. Diesen verzweifelten Knoten zerschnitt man zu gewissen Zeiten geradezu: das einemal, indem man das Kleid im Reifrock über ein festes Gewölbe spannte, ein andermal, indem

man mit Poschen den Zeug in sichere Weite vom Körper abwies. All dies war klassische Poesie im französischen Sinn: der Zweck wurde dadurch gar zu gut erreicht und somit verfehlt. Man weiß, was Alles in neuerer Zeit mehr in romantischem Styl versucht worden ist, um die Hüftdraperie in jenen vom Körper wegflechtenden Curven, in denen nun einmal die Grazie sitzt, festzubannen und dabei doch einen Schein von Natürlichkeit zu retten; man weiß aber auch, welche Uebelstände mit diesen Mitteln verbunden waren, wenn sie nicht gar ihren Zweck vollkommen verfehlten. Doch jedes wahre Bedürfniß in der Gesellschaft findet sicher, wenn auch etwas spät, seine Befriedigung, und so thunen wir mit Vergnügen ankündigen, daß jenes unsäte Gebrechen der weiblichen Toilette durch eine neue Erfindung eben so einfach als glücklich auf immer gehoben scheint, nämlich durch die Unterröcke aus Pferdehaaren. Dieser vor Kurzem erfundene Stoff hat die unschätzbare Eigenschaft, auf die es hier vor Allem ankommt: er ist durch nichts zerknitterbar, noch so oft und lange niedergedrückt, springt er immer wieder elastisch auf und weist das darüber geworfene Kleid aufs Bewerklichste vom Körper ab. Gerade diese Unermüdlichkeit ist es, was man bei den bisher üblichen Stoffen aufs Schmerzlichste vermißte. — Wir übersetzen aus einem Pariser Modebericht: „Durch ihre große Weite verlieren die Kleider größtentheils den Halt; sie sinken zusammen und bilden bald nur Massen gedrängter Falten. Diesem Uebelstand begegnet nun das neue Roßhaargewebe, welch, durchsichtig, leicht wie Gaze, ein Unterrock, der ohne alle Steifheit, wahrhaft miraculös das Kleid hebt und ihm eine graziöse Haltung gibt, über die man nur staunt. Aber ganz besonders an Kleidern aus Wollenzeug zeigt sich der Werth und die Bedeutung der Unterröcke aus Pferdehaaren. Die Wollmousseline ist sehr weich, trägt sich nicht, und viele Frauenzimmer scheuen sich davor, weil sie „nicht kleide;“ und doch drapirt kein Zeug graziöser, keiner unmsstet anmuthiger den Körper, weil seine sanft geschwellten, martigten Falten nie stehen bleiben und sich nie aneinander hängen. Ein Roßhaarunterrock darunter, und das Höchste ist erreicht!“

Dudinot heißt der Südpfer dieses complément de la toilette. Die Zeiten sind nicht mehr, wo ein Dudinot sich vom Soldaten zum Herzog aufschwingen konnte. Es ist ein Glück, daß Napoleon's Länderraubereien, und der glückliche Soldat denkt nicht an die Flüche derer, auf deren Kosten er seine Lorbeeren erworben. Aber noch größer in reinem, nützlichem Streben steht der da, welcher im allgemeinen Wettkampfe der Industrie über eine ganze Provinz der weißlichen Aeußerlichkeit Segen verbreitet und sich alle Herzen erobert, soweit man auf Erden das Bedürfniß fühlt, dem sein herrlicher Unterrock glücklich abgeholfen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Schluß.)

Literatur.

Einer unserer geistreichsten Männer, der greise, aber immer jugendliche und anakreontische Chaponnière, ein gar glücklicher Dichter im Genre Lafontainescher Erzählungen, hat uns neulich mit einem Genfer Poeten aus dem sechzehnten Jahrhundert bekannt gemacht. Es ist der Arzt Joseph du Chesne, welcher der Religion wegen Frankreich verlassen hatte, 1584 unentgeldlich das Genfer Bürgerrecht erhielt und Mitglied des Raths der Zweihundert wurde. Durch seine medizinischen Werke ist er unter dem Namen Quercetanus (Du Chesne) auch in Deutschland bekannt. Am Hof Heinrichs IV. war er sehr geschätzt und verband sich durch Heirath mit den ausgezeichnetsten Namen der Stadt, mit den Famis lien Budé und Spanheim. Da zu seiner Zeit noch Ronsard auf dem französischen Parnaß herrschte, so ahmte auch der Dichter Du Chesne seine sich in Antithesen und geschraubten Beiwörtern gefallende Manier nach. Sein poetisches Hauptwerk ist der Grand Miroir du monde, der 1584 in Lyon herauskam und, wie Pico von Mirandola, de omni re scibili handelt. So geht er von der Schöpfung zur Natur Gottes, zu den Engeln, den Dämonen und den Mythen des Paganismus über; dann kommen die alten philosophischen Systeme, die Elemente, die drei Naturreiche und noch mehr andere Dinge. Befreit man diesen Dichter von der Manier und dem Ungeschmack seiner Zeit, so zeigt er viel Imagination, Glutz und manchmal sehr poetische Anmuth, die Le Brun und Delille für ihre ähnlichen Gedichte gar wohl hätten benutzen können.

Ein anderer Genfer fast gleichzeitiger Dichter war Agrippa d'Aubigné, ein eifriger Hugenott, der sich von Frankreich hierher geflüchtet hatte, sich durch Heirath mit der Genfer Familie Burlamachi verband, ein Schloß baute und in St. Peter begraben wurde. Außer seiner Universalgeschichte, die Einige über die des Lyon setzen, und mehreren andern Werken, dichtete er auch Tragiques, bei denen man aber nicht an Tragödien oder andere dramatische Arbeiten denken darf, sondern die nur das Tragische der Zeit andeuten sollen, übrigens aber eher Persius und Juvenals Farbenglutz haben. Besonders interessant sind die Stellen seines Gedichts über Königs Heinrich III. und Katharine von Medizis. Er nennt den König den Herrn eines Königreichs, wo l'homme est en proye à l'homme, où le père étrangle au lict le fils, où le cercueil préparé par le fils sollicite le père etc. Auf die impure Florentine ist er besonders übel zu sprechen:

En vain, reine, tu as rempli une boutique
De drogues du mestier et meinage magique;
En vain fais tu amas dans les lais des defluns
De pois noirc, du canfre à faire les parfums;
Tu y brûles en vain cyprès et mandragore,
La cigüe, la rue et le blanc ellébore,
La teste d'un chat roux, d'un cerasle la peau,
D'un chat-huant le fiel, la langue d'un corbeau,
De la chauve-souris le sang, et de la louve
Le laict chaudement pris-....
Le nombril frais coupé à l'enfant avorté,
Le coeur d'un vieil crapaut, la foye d'un dipsade,
(Schlange)
Les yeux d'un basilic, la dent d'un chien malade,
Et la bave qu'il rend en contemplant les flots.

Da D'Aubigné seine Tragiques 1576 und 1577 schrieb, also lange bevor Shakespeare's Macbeth entstand, so wäre es nicht unmöglich, daß dieser für sein Hexenlied obige Stelle benutzt hätte, die ihm bei seiner Bekanntschaft mit französischer Literatur leicht zu Augen gekommen seyn konnte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 17. August 1839.

Thine, Freedom, thine the blessings pictur'd here,
Thine are those charms, that dazzle and endear.
Goldsmith.

Amsterdam im Jahr 1839.

Das vergangene Jahr war in Amsterdam an Erscheinungen in der schönen, heitern Sphäre des Geistes eines der kärglichsten und ärmsten, die ich hier noch erlebt habe. Dies darf um so mehr verwundern, als hier in vielen andern Beziehungen eine erstaunenswerthe Regsamkeit erwacht ist, die doch sonst nicht einseitig zu bleiben, sondern sich allen Geistesrichtungen mitzutheilen pflegt, wie ein mächtiger Sturm im Norden auch den fernen südlichen Theil des Oceans in größere Bewegung bringt. Vielleicht bedarf es aber einer längern Zeit, damit ein solches Mittheilen der Bewegung, solche Wechselwirkungen sichtbar werden, und die schöne Jahreszeit der geistigen Blüthen steht uns noch bevor. Doch sind meine Hoffnungen darauf nicht gar stark; mir fallen oft unwillkührlich die Worte ein, welche ein übrigens mittelmäßiger Dichter dem personifizirten Altniederland in den Mund legt:

„Ik ben geen jongeling meer —
Reeds draag ik gryze hairen.“

Wie dem auch sey, die Stadt Amsterdam hat in den letzten Jahren eine merkantile Größe erlangt, die sie früher nie gehabt hat. Ihre Fortschritte in dieser Hinsicht werden nur von denen Rotterdams, wo möglich, übertroffen. Der holländische Handel concentrirt sich mehr und mehr auf diesen beiden großen Märkten; sehr zum Unterschiede von der alten Zeit, wo viele Hafenstädte den lebhaftesten Antheil daran nahmen. Doch Amsterdam ist das wahre Herz des Landes, von hieraus fließt das rothe Gold durch zahllose Kanäle in die Provinzen und treibt, bewegt, schafft dort; hier ist die hölzerne Bude, die Börse, welche Jahrhunderte lang die Geldgeschäfte Europas regulirte. Seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts hat Amsterdam erst in unsern Tagen wieder sich vergrößert und durch die beiden großen kostbaren Dämme im Y dem Meere Boden und zwei herrliche, tiefe, geräumige Docken für das sichere vor Anker Liegen der großen Seeschiffe abgewonnen. Unübersehbare Reihen, ganze Quartiere von Entrepots genügen noch nicht dem Bedürfniß zum Aufbewahren der Güter; neue, größere Reihen derselben sind im Entstehen. Eine Brücke, größer als die von der wälschen Küste nach der Insel Anglesea, ist hier über het Y projektirt. Die Eisenbahn von hier nach Haarlem, das, vor einigen Jahren noch still und öde, jetzt ein holländisches Manchester ist, wird am Geburtstage des Königs, am 24sten August, eröffnet werden. An der weit größern von hier nach Arnheim zur schnellen Verbindung mit Rheinpreußen wird seit einigen Monaten auf vielen Punkten zugleich thätigst gearbeitet. Kanal reiht sich an Kanal, und der

Bauer aus der entferntesten Gegend des eigentlichen Hollands kann seine Feldfrüchte zu Wasser auf den gelegensten Markt schaffen. Zum Austrocknen des tiefen, wilden Haarlemer Meers, einer wahrhaft riesenartigen Unternehmung, sind acht Millionen Gulden einstweilen von den Generalstaaten zugestanden, die Arbeiten dazu werden vorbereitet und das Austrocknen selbst soll im nächsten Frühjahr seinen Anfang nehmen. Auf den Werften ist Alles in Thätigkeit und der Schiffbau steht in größter Blüthe. Seit funfzehn Jahren hat sich bloß die Zahl der großen Schiffe, die sich in directer Fahrt nach Ostindien befinden, verdreifacht; nicht selten sieht man in einer Woche drei Ostindienfahrer von 5 bis 600 Tonnen vom Stapel laufen, worauf am selbigen Tage noch der Kiel zu einem ähnlichen Schiffe gelegt wird. Handelsverbindungen, Handelsmaatschappyen treten immer neu ins Leben; directe Dampfschiffcourie werden nach allen Seiten hin geregelt; eine große Gesellschaft will den Handel der Ostsee mit dem schwarzen Meere an sich ziehen, und errichtet in den Haupthäfen beider Meere schon Comptoire, Agenturen, Waarenlager. Im Mutterlande sucht man dem Meere Boden abzugewinnen, in den Kolonien ist man beständig im Kriege und erwirbt durch Eroberungen Landgebiet nach Landgebiet. Kraft und Patriotismus haben die Holländer noch, das beweisen sie in ihren überseeischen Besitzungen, das beweisen selbst die holländischen Bauern um das Kap der guten Hoffnung, die, um sich von England unabhängig zu machen, sich auf eigene Faust mit den wilden Eingeborenen herumschlagen.

So lebt und bewegt sich hier Alles, aber nur um den Handel. Handel im großen Sinne des Worts, nicht Krämerei, ist das allgemeine Losungswort. Zauberhaft durchzuckt es die Herzen der Holländer, treibt, bewegt, rührt, erhebt sie. Sie haben noch keinen Raum wieder gefunden für einen andern Begriff, für ein anderes Wort, und es fällt ihnen nicht ein, auch nur daran zu denken, daß sie darüber gar Vieles vernachlässigen. Sie haben jetzt nur eine Nationalleidenschaft, den Handel; sie suchen nur eine Ehre, nur einen Ruhm: ihre alte Handelsgröße wieder zu erlangen. Sie haben aufgehört, die alten Verluste lethargisch zu beklagen, weil sie den Muth in sich gefunden haben, zu hoffen, daß sie sie wieder erlangen können. Allerdings muß, wenn der Handel so zur Volksleidenschaft wird, damit Großes erreicht werden. Viele Reisende schütteln darüber, als über eine einseitige Krämersucht, verächtlich den Kopf. Ich kann nur sagen:

Noen, niet verachtelyk! maar 't wekt myn droefenis.

Uebrigens geben sich Völker, die sich, wie das holländische, frei und fesselfos bewegen, weit leichter einer Richtung leidenschaftlich hin, als solche, die sich mehr beengt fühlen, die durch innere oder äußere Schranken gehemmt werden. Rasch und ungehindert verbreitet sich die Flamme über eine Stadt aus, wenn sich keine Feuermauern, keine Spritzen und Löschanstalten darin vorfinden. Das holländische Volk beseelt ein durchaus freier Geist; in der Mitte zwischen dem englischen und deutschen, hat es von beiden ihre eigenthümliche Freiheitsliebe geerbt, erhalten. Wasser und Freiheit, das sind die Embleme seiner physischen und geistigen Natur; das sind die beiden Elemente, worin es sich gebildet hat, wie es daraus hervorgegangen ist. Dazu kommt noch, dem Ursprung nach, friesische Hartnäckigkeit und Zähigkeit. Servilismus muß daher dem holländischen Charakter durchaus fremd seyn, und wo er sich zeigt, da haben fremde Vögel in seinem Garten heimlicherweise Eier ausgebrütet. Das ist, was mich immer mit den Holländern versöhnt, wenn ich sie auch oft in rauher Einseitigkeit ihren Lieblingsgöhen huldigen und die grauen Männer dafür entbrannt sehe, wie Jünglinge für die Geliebte. Sie sollen Liebe und Achtung dem Rechte, hassen aber entschieden jede Willkühr in der festen Ueberzeugung:

Waar willekeur gebiedt,
Bestaat geen maatschappy, maar slechts een drom van slaven.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Grüner eilte zu Mariannen. Im Hause kündigte er sich als einen Arzt aus der Stadt, den Hausdoktor der Justizräthin und der alten Base an, den Beide der Leidenden zu Rath und etwaiger Hülfe schicken. Er bat, ihn mit ihr allein zu lassen. Man bezeichnete ihm ein Hinterstübchen, wo er leise eintrat. — Sie war in einem Altvaterlehnstuhl eingeschlummert; eine weiße Binde umhüllte ihre Stirne, ihr Angesicht zeigte an verschiedenen Stellen Merkmale der Mißhandlung oder des Falles. Ihre reizenden Züge waren sehr entstellt. — Er konnte sie einige Minuten ungestört betrachten. — Wie waren die anmuthigen Formen dieses Ovals so ihrer vorigen Harmonie entrückt! — Ein flüchtiger Gedanke, von frühern Reflexionen erweckt, durchzog seinen Sinn: „Was wäre es mit der Neigung, wenn solche Entstellung bleibend würde? Ja, was ließe sich die Liebe von dem reizenden Aeußern abdingen, ohne zu erlöschen? Ist nicht des Mannes ewige Forderung: Offenbarung der innern Liebenswürdigkeit durch äußern Liebreiz, durch wohlgefällige Gestalt?“ Ein unbeschreibliches Mitleiden ergriff ihn. Er sah im Geist alle liebebedürftigen Wesen vor sich, die keine Gegenliebe zu erwecken vermögen; er

dachte an unser sinnliches Geschlecht und an das zum Dulden bestimmte weibliche.

Endlich erwachte Marianne; sie blickte den vor ihr Stehenden ruhig und ohne sichtbare Betroffenheit über sein unerwartetes Erscheinen mit weitgeöffneten Augen an. Er streckte innig bewegt seine Arme nach ihr hin. „Du Gute," sagte er halblaut, „so sehen wir uns wieder!" — „Ich wußte wohl, daß Sie kommen werden," erwiderte sie. „Es trifft auf die Stunde zu." — Die Thränen stürzten ihm in die Augen. Eine unbekannte Gewalt hielt ihn ab, zu ihr zu treten und sie in seine Arme zu schließen.

„Es war ein Traum oder kein Traum," fuhr sie fort, „ich war im Geiste bei Ihnen und sah, was Sie thaten. Ich wußte auch, was sonst in Ihrem Hause vorging. Die Frau Justizräthin zürnt mir in ihrem Innern, ob sie gleich schweigt und von nichts zu wissen scheint. Ich werde ihren Anblick nicht mehr ertragen. — Ich lenne nun meinen ganzen Leichtsinn, meine thörichte Verblendung. Des Herrn Hand hat mich fallen lassen, mich gezüchtigt. Wie konnte ich die Kluft übersehen, die zwischen mir und Ihnen liegt? — Ihnen kann ich nicht böse seyn. Wie könnte man seinem zürnen, was man liebt? Mußte ich glauben, Sie hätten mit meiner Neigung Ihr Spiel getrieben, ich würde zu sterben wünschen."

Grüner fand keine Worte. Es zog ihn zu der Armen hin. Sie begegnete seinen Händen ablehnend mit den ihrigen. Er fragte sie angelegentlich um ihr Befinden. Sie schien mehr an der Seele als am Körper zu leiden. Dem Schrecken folgte der Kummer; ihr Unglück, ihre Verschuldung konnten zum losen Stadtgespräch, ihre Lage zum Gespött der Welt werden. — Er bat sie, wenn die Erinnerung an den Vorfall sie nicht zu sehr angreife, ihm die nähern Umstände zu erzählen. — „Es wird mich erleichtern, vielleicht beruhigen," sagte sie, „wenn Sie es vernehmen. Sie allein fühlen doch den rechten Antheil für mich."

„Ich hatte nach dem Abschiede von Ihnen, ob ich gleich auf der Straße allein war und der Abend einbrach, dennoch keine Angst; ich dachte an Sie. Im Walde wurde es, wo das Dickicht ganz an die Straße heranrückt, auf einmal ganz dunkel. Jetzt ging mein kleiner Muth zu Ende; ich fühlte einigen Schauder und horchte in die unheimliche Stille hinein. Da hörte ich etwas neben mir durch die Büsche rauschen. Der Schrecken trieb mich zur Flucht; ich lief, so schnell ich konnte. Wo sich der Weg wendet, blickte ich scheu um. Ein Mensch mit schwarzem Gesicht, einen Knüttel in der Hand, hatte mich beinahe eingeholt. Die Angst jagte mich. Ich war unter meinen Gespielinnen immer die geschwindeste und wäre vielleicht meinem Verfolger entkommen; aber er warf seinen Stock nach mir. Den Schmerz hätte ich wohl überwunden, aber der Knüttel hemmte meinen Lauf. Ich stürzte seitwärts auf einen Steinhaufen und verlor die Besinnung. Die Todesangst kam zu dem dumpfen Schmerz des Falles. Doch fühlte ich an einem stechenden Weh am Ohr, daß mir die Räuber die Ohrringe nahm, so wie er mir zwei Fingerringe sehr unsanft abzog. Die Tasche, die mir entfallen war, nahm er auch mit sich. — So mag ich zerschlagen, blutend, mit halbem Bewußtseyn eine gute Weile dagelegen seyn. Endlich vernahm ich das Herannollen eines Gefährts; die Reisenden bemerkten mich, ich wurde aufgehoben und in den Wagen gebracht. Da ich soweit wieder bei mir war, daß ich sagen konnte, was mir widerfahren und wo ich her sey, so führten sie mich unter Bezeugung ihrer Theilnahme mit sich und machten beim Amte die erste Anzeige von dem Vorfalle."

Durch Mariannens Erzählung war nun das Geschehene in bestimmte Grenzen gefaßt. Grüner sah mit mehr Klarheit in die etwaigen Folgen hinein; er war beruhigter als zuvor. Die Stadtsage schreckte ihn nicht mehr. Er wußte, daß die Menschen gewöhnlich nur das Auffallendste eines Vorganges in's Auge fassen, es in ihrer Imagination sich zurechtmachen, erklären, umbilden, erweitern, verunstalten, das Vorübergegangene aber, wenn sie vom Reize der Neuheit gesättigt sind, kaum weiter beachten. Die Verwandten Mariannens, die Hausgenossen machten ihm auch keine Sorge. Die kränkliche Base war kein physiognomisches Räthsel; sie schien die einfachste Person, mit ihrem Sinne gutmüthig auf's Nächste gerichtet zu seyn, was auch Marianne bestätigte. Außer ihr hatte sie noch ein ganz junges Mädchen, welches die gröbern Arbeiten versah, zu ihrer Bedienung. Im obern Stock wohnten höchst untergeordnete Leute, die mit sich genug zu thun hatten.

Wie es aber geht; wenn der Mensch in bedenkliche Verhältnisse verwickelt ist, so tritt hinter einer gehobenen Besorgniß sogleich eine folgende hervor. Wird doch selbst der ganz Unangefochtene höchst selten seines Daseyns in der Gegenwart so unbesorgt froh, daß er sich wie ein Vogel auf grünem Zweige unter ganz wolkenlosem Himmel fühlen kann. — Wie stand es mit seinem Verhältniß zu Hause? — Marianne, durch ihre Angegriffenheit tiefer empfindend als zuvor, führte ihn selbst darauf. — „Wenn ich," sagte sie in dem Ton eines erhöhten Gefühls, „mir die Schuld davon beimessen müßte, daß Ihre Verbindung sich auflöste, so wäre ich höchst unglücklich. Die Welt würde mich schmähen, verachten. Ich kann nur dann das Vorgefallene vergessen und den Jammer verschmerzen, wenn Sie ein Paar werden. Es ist das letzte Mal," fuhr sie, ihre Neigung, ihre ganze Selbstheit gewaltsam niederringend, fort, „daß Sie mich sehen,

sprechen dürfen. Ich lege mir das selbst auf. — Ihr Geschlecht nimmt Alles leichter, wir müssen meistens härter büßen. Aber nur in der Buße finde ich Trost."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

Buchhandel und Nachdruck.

Vor einiger Zeit (s. 1858, Nro. 272.) schrieb ich Ihnen über die elende Verfassung des italienischen Buchhandels. Neuerdings ist nun vielfach die Rede auf diesen Gegenstand gekommen, sey es, weil man in auswärtigen Blättern so viel von Gesetzvorschlägen zum Schutze des literarischen Eigenthums las und die günstigeren Verhältnisse der Engländer und Franzosen, selbst der Deutschen bemerkte, sey es, weil der hiesige Zustand nachgerade unerträglich wird. Während nun aber von oben heraus noch Alles still bleibt, haben die und da Schriftsteller und Verleger sich ausgesprochen. Unter Andern hat N. Tommaséo, welchen ich schon bei mehreren Veranlassungen genannt, an die italienischen Buchhändler ein Sendschreiben gerichtet. Er faßt die Sache von der praktischen Seite auf, er predigt weniger für den Schriftsteller, als für die hungernden Kinder des Schriftstellers, für den Verleger, für die hungernden Kinder des Druckers, und er thut dies nicht ohne Originalität. „Ein Autor als Erbstück, sagt er, ist eine traurige Erscheinung; eine traurigere noch der Schriftsteller als Lazarus, wenn er, statt daß die Hunde seine Wunden lecken, den Andern den Staub von den Schuhen lecken muß. Ich verlange keine Reichthümer für den Schriftsteller; ich mag lieber, daß er Hunger leide, als daß er Millionär sey. Ich verlange für ihn nur so viel, daß er den Gefahren des Lasters oder denen der Noth nicht unterliege. Ich will nicht, daß, wenn er gestraft wird, weßhalb er keine Frau nehme, er zur Antwort geben müsse: weil ich ihr nichts zu essen geben kann. Dem Schriftsteller die Entschädigung für eigene Auslagen nehmen, heißt ihn dazu verdammen, sein Leben in elender Einsamkeit hinzubringen. Die Buchhändler mit ihren Nachdrücken sind für den Autor mächtige Prediger des Evangeliums des Engländers Malthus: Ihr seyd arm? Heirathet nicht! Ein Evangelium, welches ich neulich den Herrn Pellegrino Rossi, der ein aus Carrara gebürtiger Genfer und Franzose ist, zu Paris pathetisch vom Katheder verkünden hörte. Wenn ich hier von Schriftstellern rede, so will ich keineswegs, daß jene monströse Generation von Leuten fortgesetzt werde, die, in einer Stube eingesargt, von der Welt nichts anders wissen, als was auf bedruckten Lumpen steht, und die sich von den Ausgelegenheiten und Pflichten des bürgerlichen Lebens entweder selber ausschließen, oder davon ausgeschlossen werden — eine monströse Generation, welcher ich, der ich dies schreibe, nicht ganz aus eigener Schuld angehöre. Ich sehe sehr wohl ein, daß der Mensch, welcher mit andern Arbeiten beschäftigt, in den Stunden und Jahren der Ruhe das Erlebte und Erfahrene niederschreibt, dessen nicht bedarf, um sich und die Seinen davon zu ernähren. Immer aber werden Stunden übrig bleiben, welche einen großen Theil des Lebens, Reisen, Correspondenz, viele Bücher und Kupferstiche und kostbare Instrumente in Anspruch nehmen. Am Ende wird doch der Druck des Buches bleiben, für den der Verfasser oder der, den er damit beauftragt hat, entschädigt werden muß. Ich sehe auch nicht um Mitleid an mit dem unschuldigen Verleger! Stellt euch einen ehrlichen Verleger vor, welcher, wenn er seinen armen Freund, den Autor, von allen Seiten geschmälert, auch der mäßigsten Entschädigung für seine Mühe beraubt und ihn um sein Werk mißhandelt und verhöhnt sieht, es unternimmt, von diesem Werk eine anständige Ausgabe zu veranstalten, zu welcher der Autor zahlreiche Zusätze und Verbesserungen liefert — nun wohl, kaum ist er fertig, kaum hat er mit Mühe und Aufwand einen sorgfältigen Druck zu Ende gebracht, so folgt ihm auch schon auf der Ferse ein verächtlicherer Nachdruck. Da die Würde der Literatur, die Würde der Nation dabei gewinne, darüber mögen ein Anderer entscheiden. Denkt euch nun, daß zwischen den armen Autor und den wenig bemittelten Verleger ein reicher Mann in die Mitte trete und letzterem eine Summe vorstrecke, ersterem seine Arbeit einigermaßen zu belohnen; muß denn ein nicht zu ersetzender Verlust der einzige Lohn seyn für die Gewogenheit des Vermögenden, für den Eifer des Buchdruckers? Statt eines Werkes von geringem Umfange denkt euch eines von vielen Bänden, und sagt mir dann, ob Unterbrechung des Drucks, Faltwurf und Ruin, unausbleibliche Folgen des Nachdrucks, Dinge sind, worüber man sich freuen, und von denen man Nutzen ziehen kann? Lasse in Gottes Namen den Autor Hungers sterben, wenn's einmal so seyn soll — weßhalb aber wollt ihr denjenigen, der ihn von der Langeweile des Druckes befreite, der ihm das Märtyrthum des Subskribentensammelns erspare, welches kein Buch mag noch so gut seyn) einem Allmosensammeln ähnlich sieht, dem, der ihn nicht zum Kleinhändler herabgewürdigt, sondern seine Schriftstellerwürde, die doch auch eine Würde ist, gerettet sehen wollte, warum wollt ihr auch diesem zu nahen, ihn und die Seinen zum Opfer zu bringen? Weßhalb von den Bessern jede Entsagung, selbst ihrem Ruin verlangen, und zu welchem Zwecke? damit das Lumpenpack nachdrucke, damit Schufte zu leben haben! Und wenn ihr auch nur dem Verleger allein Nachtheil brächtet. Nein, auch allen solchen, die mit ihm und durch ihn leben! Wenn ein Neapolitaner einem Florentiner ein Buch nachdruckt, so leidet darunter nicht bloß der Florentiner Verleger, sondern auch das unmündige Kind seines Druckers. Mit welchem Rechte braucht ihr dies schuldlose Geschöpf seines Vaters Brod? ist's doch kein Schriftsteller, und weiß es selbst noch nicht, was ein Opfer ist! An solche Misseen denken die Nachdrucker nicht, und ihre Werkbeichter, aufgeklärt in ihrem edeln Enthusiasmus, Wahrheit und Licht überall verbreitet zu sehen, schwimmen über den Handel mit der Wissenschaft und machen eine glänzende Figur. Die Sache ist aber, von allen Seiten beschaut, höchst moralisch. Zwischen der Handlung des Nachdruckers, wodurch der Verkauf der Originalausgabe gehindert wird, und der Wegnahme der Exemplare mit gewaffneter Hand, zum menschenfreundlichen Zwecke, der Wahrheit freien Lauf zu lassen, ist der einzige Unterschied, daß zum ersten etwas mehr Geld und weniger Muth gehört, und daß das hochgebildete Publikum an das zweite noch nicht gewöhnt ist." (Es kann aber noch kommen, und vielleicht bildet sich nächstens eine Kenntniß-Diffusionsgesellschaft nach den allerliberalsten Prinzipien.)

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 19. August 1839.

Im öden Weltgetriebe
Hebt Wehmuth meine Brust,
Denk' ich der Knabenspiele
Und ihrer Götterlust!

Matthisson.

Historische Phantasien.

II. Der Jahrmarkt.

Es ist so süß, im Buche der Phantasie zu blättern, dessen Seiten sich beim Umschlagen von selbst mit den lebensvollsten Bildern bedecken. Warum ist es so schwer, sie festzuhalten und in das nachzeichnende Wort zu fassen? Warum geht der Seele die Macht ab, das Bild, das sich in der dunkeln Kammer der Brust abmalt, so, wie es ist, frei aus sich hinaus zu werfen? warum muß sich das ausgesprochene Gefühl zur unmittelbaren Empfindung verhalten wie eine schlechte Lithographie zur Landschaft, die sie vorstellt?

An dem Morgen, da ich der kleinen Stadt zuzog, gaben mir die von der Stimmung der Natur hervorgerufenen Schwingungen meines Innern die lebhaftesten Genüsse. Eine ganze kleine Epopöe spann sich fort, in unaufhaltsamem Zuge; ganz unerwartet entwickelten sich an den schicklichsten Stellen die anmuthigsten Episoden, ich ergötzte mich an der leben- und farbenvollen Entwicklung, wie an einem fremden Werke, und applaudirte mir selbst, wenn so recht überraschend ein ganz neues Bild hervortrat und der matter gewordene Flug der Gedanken sich wieder freudig hob. Ich habe es hinterher mit der Feder in der Hand versucht, diese Produktion in ihren allgemeinsten Umrissen zu fassen und hie und da eine Situation weiter auszuführen, und so entstand der Artikel, den der Leser gelesen haben muß, wenn er wissen will, von was hier die Rede ist. Es ist zu hoffen, daß das Niedergeschriebene auf Andere einen bessern Eindruck macht als auf mich selbst; aber mich sieht das so lebhaft Empfundene in der nachgeschaffenen Form so kalt, steif und farblos an, und vom Besten ist gerade am wenigsten darin. Das Ding gleicht dem Bericht, den man mit abgekühlter Einbildungskraft von der ersten Aufführung eines Schauspiels entwirft, von dem man Tags zuvor vor der Bühne hingerissen worden. Wohl kann man dem, der nicht dabei gewesen, ungefähr die Fabel erzählen und das dürre Gerippe mit ein paar aufgefangenen Stellen aufputzen; aber der lebendige Geist des Ganzen und die rhythmische Entwicklung durch Dichter und Schauspieler läßt sich nicht in das Wort einschließen.

So ist einmal das Wesen der menschlichen Natur. Keiner hat ein Daguerrotype, das die Bilder seiner Phantasie mit allen ihren Lichtern und Schatten auffängt und die innere Natur in ihrer ganzen Geberdung unfehlbar wiedergibt. Jeder zeichnet sich selbst nach, so gut er kann, und so fahre auch ich getrost fort, wo ich stehen geblieben.

Während Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der kleinen Stadt in der beschriebenen Weise an mir

vorüberzogen, war ich ihrem Weichbilde ganz nahe gekommen; da zerriß der dumpfe Schall einer Glocke auf einmal den Faden meiner Gedanken. Schon wollte das köstliche Gefühl in mir aufspringen, das mich als Knaben entzückt, wenn ich hinter die Kirche gegangen war, wenn ich draußen auf der Mutter Wiese unter den Obstbäumen lag und nun der Baß der Pfarrkirche den Andächtigen rief und weither in den Dörfern im Thale die leisen, feinen Glockenstimmen einfielen. Da war mir immer, als würde ich in weite, weite Ferne hinaus und hinaufgezogen in die unbeschreibliche Seligkeit des kindischen Himmels; der Blick hing trunken am blauen Gebirge und die Hand vergaß, die frisch gepflückten Johannisbeeren zum Munde zu führen; und dann, wenn der ermattete Gedanke wollüstig zur Erde zurücksank, das wonnigliche Bewußtseyn, der dürren Predigt des dicken Probsts entronnen zu seyn!

Aber nein! es ist nicht Sonntag, es ist nicht die gottesdienstliche Glocke, und erst jetzt fällt mir auf, daß viel Leben und Bewegung auf der Landstraße herrscht. Eine Menge Landvolk mit Körben und Karren und Wagen, mit Rossen und Rindern eilt an mir vorüber der Stadt zu; die Freude der Erwartung sitzt auf allen Gesichtern, der Jude beschleunigt den Schritt seiner Mähre und der Bauer zieht ungeduldig den Stier am Horne nach sich. Kein Zweifel, es ist die Marktglocke! im Ort ist Jahrmarkt, Vieh- und Krämermarkt!

Sieh da wieder ein entzückendes Jugendbild, überhaucht vom wehmüthigen Ton der Unwiederbringlichkeit! Sey mir gegrüßt, Erinnerung an die seligen Morgen, wo die Marktglocke den Knaben zum großen Freudentage weckte! Der erste Markttag der alleinzige im Jahre ohne alles Pensum, rein zum todtschlagen in wonniger Schlendere! ein goldenes Interstitium zwischen zwei Kapiteln von Ciceros Officien, eine blumige Wiese zwischen zwei finstern Phalangen der bösen griechischen Irregulären! Hinein zum naschenden Genusse in das Gewühl des Marktes, mit der leichtherzigen Lust des Sperlings in der Krone des Kirschbaums! Alles lockt und zieht die Sinne und die Einbildungskraft des Knaben, und Alles stößt sich wieder ab, bevor der habsüchtige Gedanke sich daran fest gehängt. Und ist nicht die ganze Herrlichkeit mein mit den gesparten Groschen in der Tasche, und dem blanken Kopfstücke, dem unerschöpflichen Jahresstribut des Pathen? Die Seele des Kindes umfängt diese ganze reiche Welt, und ein Bettel füllt sie aus. Die Vesperglocke ruft mich nach Hause, trunken vor Genuß, und das Herzpochen der Freude über die Schätze, welche ich vom Markte heimtrage, hält das öde Gefühl der Uebersättigung nieder. Und was ich für all mein Geld eingetauscht, ist das kleine Taschenmesser, und die Maultrommel, und ein blutiges Blatt der großen Tagesgeschichte, bei Campe in Nürnberg mit schauderhafter Wahrheit gestochen und gefärbt. Dazu kommt freilich noch der Aufwand für Apfel und Kuchen, und das Eintrittsgeld zu den Wundern der Natur und der Kunst, welche sich, Dank dem gütigen Geschick und hoher obrigkeitlicher Bewilligung, am gesegneten Tage vor den regen jugendlichen Sinnen aufthun, — und Kinder bezahlen die Hälfte!

(Fortsetzung folgt.)

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Grüner erkannte den ganzen Werth des leidenden Geschöpfs, ja, er kam sich in diesem Augenblick kleiner vor als sie, die thätiger, strebsamer war, als er. Unter Liebkosungen wollte er seine Befangenheit verbergen; sie hielt seine geöffneten Arme beharrlich von sich. Mit feuchten Augen sprach sie weiter: „Sie gehen zu Ihren Freunden und Bekannten zurück; ich bin mit mir allein. Hätte ich nur eine Seele hier, der ich vertrauen, der ich mich mittheilen könnte! Hätte ich eine Freundin, an deren Brust ich mich recht ausweinen dürfte! Ich werde an Sie denken; ich werde Ihre Theilnahme aus der Ferne empfinden, ich werde im Geist Ihren Rath vernehmen, Ihres Beistandes, wie wenn Sie um mich wären, mich erfreuen; ich werde mein armes Herz täuschen, anlügen."

Sie hatte das Letztere unter gewaltsam hervorbrechenden Thränen vorgebracht. Sie neigte sich zu ihm hin; er umfing sie innig, sie weinte, an seine Brust gelehnt. Er suchte nach keinen Worten der Beruhigung. Sie drückte ihn krampfhaft an sich; dann schien in einem ausbrechenden Strom von Thränen ihr Wesen zerfließen zu wollen. Endlich blickte sie auf, sah ihm wie verklärt lächelnd in die Augen und sagte: „Nun ist's überwunden!" — Es waren Momente der Schmerzenswonne, in welchen sie ihm eines liebevollen, gebildeten Mannes so würdig erschien, als irgend ein höhergestelltes Weib. — „Gutes, liebes Kind!" rief er, auf's Tiefste bewegt. „Ich bleibe dein Freund für's ganze Leben! Diese Stunde hat mich ewig an dich gekettet. Warum kann und darf ich nicht sagen, unser Schicksal soll auf's Innigste vereint, soll das gleiche seyn? — Du willst es selbst nicht. — Aber Eins laß mich noch aussprechen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß, wenn sich jetzt diese Thüre hinter mir schließt, du mit deinem Kummer lange Tage, Monate allein seyn sollst. Ein Band muß zwischen uns Beiden noch halten; es wird meinem Verhältniß keinen Eintrag thun; es braucht auch wohl seiner Zeit den

Angehörigen kein Geheimniß mehr zu seyn. — Du unterhältst dich mit deinem Freunde nicht nur in Gedanken; du vertrauest dem Papier, was dich drückt, dich freut, dich beschäftigt; du verlangst meine Ansicht, meinen Rath. Gelangt dies unschuldige Tagebuch auch nicht sogleich an mich, so ist doch der Schreiberin der Empfänger wie gegenüber, wie er denn nicht versäumen wird, von Zeit zu Zeit und, wo sie es verlangt, umgehend darauf zu antworten. — Kann er sich doch vielleicht bald als ihren Verwandten betrachten, der sich mit freundschaftlicher Bevormundung einer lieben Mündel wohl befassen darf." — Marianne lächelte wehmüthig; dennoch schien ihr der Vorschlag nicht zu mißfallen, da sie, je näher der Trennung, desto tiefer den Schmerz einer gänzlichen Entsagung vorempfand. Schon ahnete sie, daß, während seine leibliche Gegenwart ihr Gemüth zu sehr angriff, sie durch jene Ausflucht in das beschwichtigende Element schwärmerischer Sehnsucht geführt werde.

Die Zeit mahnte; die Base hustete auf dem Vorplatze. Marianne wünschte sie herein zu rufen. Ihre Gegenwart konnte einer leidenschaftlichen Schlußscene zuvorkommen. Grüner verstand sie. Nach einem heißen Kuß, den sie mit voller weiblicher Hingebung erwiderte, sagte sie gefaßt: „Es ist vielleicht der letzte in diesem Leben!" entwand sich seinen Armen und öffnete die Thüre.

Seine Funktion als Arzt leitete die Rede ein. Er sprach von Mariannens Unglück, ihrer Verletzung, ertheilte guten Rath und äußerte am Ende, sie scheine in guten Händen und unter liebevoller Pflege zu seyn, weßhalb er denn der bisherigen Behandlung in keiner Hinsicht einzureden wüßte. Ueber ihre neuliche Abwesenheit ließ er sich nur im Vorübergehen aus. Sie habe ihn damals in der Nähe gewußt und als ehemaligen Hausarzt über ihre Gesundheitsumstände zu Rath gezogen. Er bat, ihr jungfräuliches Gefühl zu schonen. — Die Alte schien sich bei dieser Auskunft zu beruhigen; nur fugte sie bei, der unselige Gang hätte sie das Leben kosten können, und werde in ihrer nicht eben riesenhaften Constitution keine besonders günstige Wirkung hinterlassen haben.

Marianne erröthete. Ihr Auge dankte ihm jedoch. Der Advokat wußte wohl, daß eine Entschuldigung bei einfachen Leuten am besten Eingang findet, wenn man einen Theil der Schuld oder sonst einen auffallenden Umstand stehen läßt. Er bot Beiden die Hand, mahnte Marianne nochmals laut an ihre Zusage, ihm in kritischen Fällen zu schreiben — es war auch darum zu thun, der Base die Korrespondenz aus den Händen zu spielen — und beabschiedete sich in der anständigen, ernstfreundlichen Form seines angenommenen Berufs. Marianne übte die erste Resignation, daß sie der Base die Begleitung des geliebten Heilkünstlers allein überließ. — Mit Gedanken an die nächste Vergangenheit und Zukunft beschäftigt, unterbrochen durch den Aerger über seinen Kutscher, der sich im Gasthof in der Ungeduld des Wartens bezecht hatte, erreichte der Consulent tief in der Nacht die Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, August.

Taunusbäder. Eisenbahn.

Wohl in keinem Jahre erfreuten sich die Taunusbäder und die Rheingegenden einer solchen Ueberfülle von Fremden, wie in dem gegenwärtigen. In Wiesbaden, wo bis heute 6000 Kurgäste sich befanden, hat die Kur ihren Höhepunkt noch immer nicht erreicht. Ems und Schwalbach sind regelmäßig eben so stark besucht, und in den kleinen Kurorten Schlangenbad, Weilbach, Soden und Kronthal kann man im Augenblicke keine Unterkunft mehr finden. Und wie dort, so ist es hier in Mainz. Es ist ein ungewöhnliches Rennen und Wogen nach unsern großen Gasthöfen, unsere Werfte zeigen geschäftige und heitere Mienen, preisen die Dampfschifffahrt und den Frieden, auf allen unsern Straßen sieht man beständig fremdartige Physiognomien, auf unsern öffentlichen Plätzen und bei unsern Sehenswürdigkeiten ist es ungemein lebendig. Fragt man nach der Ursache dieser ganz ungewöhnlichen Zudrangs, so findet man, daß es allerdings unsere gesegnete und herrliche Gegend ist, welche die Menschen herbeilockt; allein nicht zu verkennen ist es, daß die so außerordentlich ausgedehnte Dampfschifffahrt, daß der Segen des tiefen Friedens, daß die Billigkeit und Bequemlichkeit der Rheinreise unendlich viel beitragen, den Rhein zum Asyl der Reiselustigen zu machen, während sonst Italien und die Schweiz alles an sich zogen. Man kann annehmen, daß zwei Drittheile der Gäste, welche sich in den Taunusbädern länger oder kürzer umtreiben, kerngesunde Menschen sind, die hier ihren Sommeraufenthalt nehmen, und von hier aus Ausflüge nach den interessantesten Partieen des Taunus und des Rheins, der Mosel und Lahn, der Bergstraße und des Odenwalds machen, wozu die mannigfaltigsten und einladendsten Gelegenheiten sich darbieten. Es läßt sich denken, daß ein solches Verhältniß auf den Wohlstand unserer Gegend einen großen Einfluß übt, und am besten erkennt man dies aus dem, was überall für Bauten und Verschönerungen gethan wird. In Wiesbaden wachsen Häuser und Straßen eigentlich aus der Erde heraus, mit jedem Jahre gewinnt diese Stadt an Glanz und Ausdehnung, die Opulenz der Bürger ist sichtbar sehr bedeutend. Ebenso arbeiten sich Ems und Schwalbach hervor, Orte, die vor einigen Jahren in jeder Beziehung Dörfer waren, die aber gegenwärtig mehre Paläste und großartige Gasthöfe haben als manche alte Stadt. — Unsere Taunuseisenbahn schreitet jetzt endlich rasch der Vollendung entgegen. Mit Ausnahme der Bahnstrecke auf der Hochheimer und eines kleinen Theils auf der Kostheimer Gemarkung sind alle Erd- und Planirungsarbeiten auf der ganzen Strecke der Bahn vollendet. Wohl 70 bis 80 größere und kleinere Brücken und Durchlässe werden gebaut; auf einer Länge von fünf bis sechs Stunden sind die Schienen vollständig gelegt, die Stationsgebäude von Frankfurt, Cassel und Wiesbaden schreiten ihrer Vollendung entgegen. Es ist seit dem Beginn der Arbeiten kein volles Jahr verflossen,

und was, ungeachtet des sehr langen und ungünstigen Winters, in diesem Jahre geleistet worden ist, dürfte bei Sachkennern als ein sehr befriedigendes Resultat gelten. Nach den Fortschritten, welche die Arbeiten, und namentlich das Legen der Bahn, womit erst vor zwei Monaten begonnen wurde, gemacht haben, unterliegt es keinem Zweifel, daß mindestens $^4/_5$ der ganzen Bahn in wenigen Monaten der Circulation werden übergeben, und daß selbst jener Theil der Hochheimer Strecke, welcher wegen verspäteter Ueberweisung des Terrains im Rückstand bleiben mußte, spätestens im nächsten Frühjahr wird befahren werden können. Drei Locomotive sind bereits angekommen, das vierte wird in diesem Monat noch erwartet. Ein namhafter Theil der Personenwagen ist fertig, die übrigen gehen ihrer Vollendung rasch entgegen.

Florenz, August.

(Schluß.)

Nachdruck. Sommerleben.

Ich habe Tommaseo reden lassen, damit man sehe, wie ein Italiener sich über diese italienischen Verhältnisse ausspricht, und in welchem gesetzlosen Zustande Buchhandel und Schriftstellerthum sich befinden. Auch in den schlimmsten Zeiten hat man sich in Deutschland besser gestanden. Das Unglück will noch, daß eine einzelne Regierung dem Unwesen nicht abhelfen kann, und daß in Italien eine Vereinigung schwer, wenn nicht ganz unmöglich ist. Das hat sich noch neuerlich eben bei einem Werke Tommaseos gezeigt, der neuen Bearbeitung seines Dizionario dei Sinonimi Italiani, das völlig umgeschmolzen, ein ganz neues und vortreffliches Buch geworden ist. Der Florentiner Verleger, welcher keine Kosten gescheut und deren nicht wenige gehabt hat, erhielt von der großherzoglichen Regierung ein exclusives Privilegium, welches nicht allein den Nachdruck innerhalb des Landes, sondern auch den Verkauf fremden Nachdrucks untersagte. Aber Toscana ist ein Land mit nicht anderthalb Millionen Einwohnern, und da kann denn doch der Verleger auch im günstigsten Falle nicht darauf rechnen, bei einem Wörterbuche von etwa hundert Druckbogen einen Absatz zu finden, der seine Kosten decke, sondern er muß auch das übrige Italien in Anschlag bringen. Kaum aber ist der erste Theil erschienen, so macht man sich zu Mendrisio im Canton Tessin (wo überhaupt, wie in Lugano und Capolago eine große Manufaktur ist, theils von Nachdrücken, theils von solchen Büchern, die in Italien die Censur nicht erlauben würde) frischweg darüber her, zu gleicher Zeit kündigt man auch in Neapel und in Rom, wo so wenig gedruckt wird, Diebsdrücke des Wörterbuchs an. Die römischen Piraten — Puccinelli und Parente heißen die ehrenwerthen Herren — machen in ihrem Prospektus ein großes Aufheben von dem Werthe des Buches, rümpfen aber die Nase über den hohen Preis und erklären, daß sie sich berufen fühlen, die Literaturfreunde durch eine wohlfeile Edition zu beglücken. Der Florentiner Verleger mag nun sehen, wie er zu seinem Gelde kommt, und der Autor, welcher den Gewinn seines Freundes getheilt haben würde, wird am Ende für seine mühsame Arbeit, auf welche er Jahre gewandt, nicht nur nichts erhalten, sondern auch noch zusehen müssen, wie der rechtmäßige Unternehmer Schaden daran hat und Gesindel das Geld für Sudelbrücke in die Tasche steckt.

Soviel über das literarische Elend. Von andern Dingen kann ich diesmal nicht viel berichten. Seit die Johannistage und die Hoffeste vorüber sind, von denen ich, etwas spät ankommend, nur noch eben den Schluß sah, nämlich das glänzende Fest im Palast Pitti, wo die kolossale Steinmasse der Façade (die in ihrer großartigen Einfachheit immer das Schönste bleibt, was ich in diesem Styl gesehen), der Hofraum und das Amphitheater des Gartens Boboli in einem blendenden Lichtmeere schimmerten, und gegen sechstausend Personen in den Gemächern versammelt gewesen seyn sollen; seit am Tage Petri und Pauli das letzte Pferderennen stattfand, ist die Stadt ziemlich stille geworden. Ebbe und Fluth folgen einander zu bestimmten Zeiten. An Gesellschaften fehlt's nicht ganz; freundliche Gartenfeste haben die Winterbälle abgelöst. Wie groß aber die Macht der Gewohnheit ist, zeigt sich darin, daß man ungeachtet der 27 — 29 Grad Hitze, mit denen wir den größten Theil des Juli hindurch beglückt worden sind, nicht leicht zusammenkommt, ohne als hors d'oeuvre ein paar Walzer oder Quadrillen zu tanzen. Die entsetzliche Hitze, welche erst spät Abends nachläßt, da die großen Platten des Straßenpflasters lange noch eine gehörige Quantität Wärmestoff ausströmen, so daß es einem unter den Füßen brennt, schadet dem Theaterbesuch. In der Pergola gibt man, nach dem Roberto Devereux, den Marino Faliero; in Alfieri haben sich Neapolitaner mit komischen Opern und Localpossen eingefunden. Viel Glück machte eine französische Schauspielergesellschaft im Cocomero. Mehr als die Theater lockt die Guerrasche Kunstreitergesellschaft die Menge an. Sie gibt im Circus Goldoni Vorstellungen und Abends Pantomimen. Ein paar Mal zeigte sie sich auch auf dem Platze St. Maria Novella, der noch vom Johannisfeste her zugerüstet war. Es möchte nicht leicht seyn, einen antiken Circus so gut nachzuahmen, wie es hier der Fall war. Die Localität ist äußerst günstig. Der sehr geräumige längliche Platz war mit hohen Gerüsten umgeben. Die beiden Spitzsäulen von violettgeflecktem Marmor bildeten die Meten, zu welchem Zwecke Großherzog Cosimus I. sie auch ursprünglich errichten ließ; mit Pfählen und Bretterverschlägen waren die Schranken abgesteckt. Tausende und aber tausende von Zuschauern füllten die Gerüste und alle Balcone und Fenster der anstehenden Häuser; selbst auf den Dächern hatten sie, den erlassenen Verboten trotzend, sich gelagert. Wie bei öffentlichen Festen, wallten von allen Fenstern seidene Teppiche herab, und gaben der ganzen Scene ein farbenreiches, heiteres Aussehen. Die geschickten Reiter und Reiterinnen, und endlich die Wagenlenker mit ihren, den antiken nachgeahmten Bigen (die es ernstlicher nahmen als die Wettfahrer am Johannisabend, welche im Voraus darum gelost haben, wer gewinnen soll) zeigten sich nun in dieser Umgebung von der vortheilhaftesten Seite. — Die Cascinen sind noch immer stark besucht: sie sind der einzige Ort, wo man gegen Abend Kühlung findet, und so sieht man denn gerne von ihnen aus die Sonne glühend untersinken hinter den Marmorbergen von Seravezza, und die schönsten, wärmsten Tinten die nahen und fernen Höhen übergießen. Die Zahl der anwesenden Fremden ist sehr gering: die meisten sind nach Livorno, Lucca, Viareggio gewandert, auch nach Seravezza, nach Pisa und Montecatini. Gleicherweise haben Viele dort sich eingefunden, die den Winter in Rom zugebracht. Die Mehrzahl der Villen in der Nähe ist bewohnt, meist von Ausländern, einige auch von Florentinern. Der Monat August pflegt der stillste in der Stadt zu seyn. Hoffentlich bringt er wenigstens Regen und Kühlung, denn die lange währende Hitze wirkt endlich auch auf die Stärksten drückend ein, und der Landmann klagt sehr, weil die Maisernte drauf und dran ist, schlecht auszufallen. Wir sind nicht etwa nur dem Namen nach in den Hundstagen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 199.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 20. August 1839.

— He, Madame, de grace,
A quoi bon maintenant toute cette grimace?
Quelle est votre pensée?

Molière.

Was Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Seinem alten Verhältnisse wiedergegeben, hatte Grüner Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, wie es im Leben oft wunderlich geht, und der Lohn nicht immer dem Verdienst angemessen ist. So z. B. — der Mensch handelt nach bestem Wissen, aber er wird mißverstanden, verkannt, beschuldigt. Er fühlt sich verletzt, faßt sich aber, vertheidigt sich, bemitleidet die Kurzsichtigen, verachtet die Mißwollenden. — Ein anderes Mal macht er seine Sache leichtweg, obenhin. Es gibt Anstände, fatale Differenzen; ein Pedant macht ein großes Wesen daraus. Wer wünscht da nicht, sorgfältiger gewesen zu seyn? Der einzelne Fall stellt ihn in ein falsches Licht, als wäre er in der Regel eben so oberflächlich, nachlässig. — Zuweilen tritt aber gerade das Gegentheil von solchen Erfolgen ein. Man hat sich von seiner Neigung, seiner leidenschaftlichen Verblendung verleiten lassen, aus der gesetzlichen Bahn der Ordnung zu weichen; man hat das Schlimmste, eine Störung seiner Lage zu besorgen; man wünscht aus dem Labyrinth erlöst, seiner strengen Pflicht wiedergegeben zu seyn. Aber die Vorwürfe bleiben uns; man trifft die erbost Geglaubten in der besten Laune, den Fehler gar nicht hoch anrechnend oder ganz ignorirend. — Man ist aufs Angenehmste überrascht, als wäre man aus einem schweren Traum zum heitern Leben erwacht. Man nimmt das Glück scheinbar hin und gelobt sich selbst, des Unverdienten sich nun wahrhaft würdig zu machen.

So ging es dem Consulenten zu Hause. Die Justizräthin empfing ihn des andern Morgens mit aufgeräumter Miene; er konnte diese nicht für künstlich angenommen halten. So gab sie sich den ganzen Tag, so die folgenden. Wollten wir uns etwas hochtrabend mythologisch ausdrücken, so könnten wir sagen, keine geharnischte Pallas hielt ihm, dem Leichtfertigen, den versteinernden Gorgonenschild entgegen. Sie hatte ihren Helm und Schuppenpanzer abgelegt und erschien ihm als friedliche Göttin der Weisheit, ja, es dünkte ihm, als wolle sie sich sogar die hold einnehmenden Eigenschaften der Liebesgöttin zu eigen machen, so sehr verwandelte sich ihr ganzes bisheriges Wesen. — Sie konnte sehr heiter werden; dann entwickelte sich bei ihr eine Anmuth, die bisher in der Umhüllung der conventionellen Anstandsform, des häuslichen und mütterlichen Ernstes, der Wittwentrauer wie eingepuppt geschlummert zu haben schien. Die Erscheinung war ihm ganz neu. Ueber ihre regelmäßige Form ergoß sich dann eine Grazie des Unbewußten, ihr Antlitz verklärte sich, sie erschien um mehrere Jahre

junger. Es war, als wollte sie wirklich mit ihrer Denk- und Empfindungsweise sich in die Tage ihrer Jungfrauschaft zurück versetzen. Noch konnte ihm zwar nicht beikommen, in ihr auch nur in Anspielungen das rein menschlich sinnliche Element vorauszusetzen. Doch hatte ihre diesfallsige Strenge insoweit nachgelassen, daß sie seinen Blick mit Bewußtseyn auf ihrer Gestalt ruhen ließ, daß Form, Anzug, Schmuck, daß einzelne Theile der Kleidung und ihr Schnitt Gegenstand des Gespräches werden konnten.

Dem jungen Mann gewährte es einen wachsenden Genuß, so mit leisen Schritten täglich mehr in ein trauliches Verhältniß mit der nicht nur schönen, sondern jetzt wirklich auch reizenden Frau zu kommen, wie er denn auch die Kleinen beinahe schon wie ein Vater zu behandeln gewohnt wurde. Dies förderte ihn humweder bei der Mutter, die ihm seine in Ernst und Liebkosungen sich bethätigende Zuneigung zu den Kindern dankte und mit wachsendem Vertrauen bezahlte. — So war ihr Verhältniß nach und nach ein bräutliches geworden.

Um diese Zeit erhielt Gruner, jedoch unter Einschluß, ein Schreiben von dem Amtsrichter, worin ihm dieser unter Bezeugung seines Antheils an Allem, was sein Schicksal betreffe, eröffnete, daß die Justizräthin durch einen nun von ihm entlassenen Schreiber wahrscheinlich Alles, was zwischen ihm, dem Consulenten, und Mariannen vorgegangen, erfahren habe, so wie er auch auf die Spur gekommen, daß sie das junge Frauenzimmer seither stets beaufsichtigen lasse. — Mit dieser, dem Consulenten höchst befremdlichen Nachricht machte das Benehmen der Justizräthin gegen ihn den seltsamsten Contrast. Ihr freundliches, oft naives Bezeugen ließ ihn, wenn die Sache Grund hatte, in eine unheimliche Tiefe von Verstellung hineinschauen. War eine weibliche Seele dieser schlauen Absichtlichkeit, dieser raffinirten Täuschung fähig? und was wollte sie damit? Er glaubte auf einer Mine zu stehen, die, obwohl mit jungem Gras und Blumen bewachsen, doch plötzlich losgehen und ihn vernichten konnte. — Er ward ganz und gar irre an dieser von ihm bisher hochgeachteten und nun sogar liebenswürdig gefundenen Frau, und ihn befiel ein Mißtrauen gegen das ganze Geschlecht. Nur ein holdes Wesen, das keiner Tücke fähig seyn konnte, nahm er aus.

Der Brief enthielt noch folgende weitere Thatsachen. Der Straßenräuber war seitdem zur Haft und auch bald zum Geständnisse der That gebracht worden. Er hatte Ringe und Ohrgehänge seiner Geliebten zum Geschenk gemacht, wodurch er verrathen wurde. Verschiedene Umstände ließen vermuthen, daß es eigentlich auf einen bessern Fang, nämlich auf die vollgespickte Geldkatze eines bayerischen Schweinhändlers abgesehen gewesen, der sich erinnerte, Tags zuvor in einem Wirthshause der Nachbarschaft einem Kerl von verdächtigem Aussehen gegenüber gesessen zu seyn. Er war später, als dieser vermuthet haben mochte — denn wahrscheinlich hatte er ihm seit dem frühesten Morgen aufgelauert — und nicht zu Fuß jenes Weges gekommen, sondern mit ein paar andern Reisenden erst gegen Nacht durch den Wald gefahren. — Es war Grimm über den verpaßt geglaubten Fang, was den Gauner antrieb, das wehrlose Mädchen zuerst zu schrecken, dann, um doch Etwas zu erhaschen, nach ihr zu werfen und sie auszuplündern. — Die erwähnten Reisenden waren es gewesen, die Mariannen gefunden und mit sich genommen. Der rauhe Schweinhändler, wie es bei solchen Naturen oft ist, war in gewissen Fällen der größten Rührung und Theilnahme fähig. Er hatte für das unschuldige Sühnopfer schon im Wagen, und noch mehr, als sie das so schwer beschädigte reizende Geschöpf ihren Verwandten übergaben und zu der Lagerstätte bringen halfen, eine gewaltige Neigung gefaßt, und wenn auch nicht für ihre Schmerzen und körperliche Mahl, doch für den erlittenen Schaden eine reichliche Entschädigung bei dem Amte niedergelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Mir war am Jahrmarkte immer, als stände ich vor einer Bude im grauen Vorhang des Alltagslebens, dem Schule und Predigt, Hebdomadarium und Sonntagsluft, Ostern und Weihnachten und der Jahrescyklus der Kinderspiele in ernsten und heitern, aber für das gewohnte Auge abgeblaßten Arabesken eingewoben sind, und erblickte mit zitternder Neugier flüchtige, aber so farbenhelle, so bedeutende Bilder der großen, der weiten Welt. Wie prächtig, daß Proben von allem Schönen und Großen dort draußen auf einen flüchtigen Augenblick hier im Ort zusammenkommen müssen! daß es dem Knaben vergönnt ist, all das Herrliche vorzukosten, das seiner als Mann in der Fremde wartet, wenn er als Standesperson nach Belieben bezahlt; sich am leibhaften Anblick dessen zu begeistern, was ihn im Geschichtsbuche, in der Reisebeschreibung entzückt und auf den Flügeln der Einbildung über Länder und Meere getragen!

Gleich der Mensch — wie ganz anders, und oft wie viel schöner muß der Mensch hinter den Bergen seyn, und je weiter weg, desto merkwürdiger! Wie strahlend steht die Italienerin mit den großen dunkeln Augen in der Galanteriebude, in einem Aufzug, dessen sich keine

Kaiserin zu schämen hätte! Wie anziehend die Tyrolerin im Spitzhut, dem knappen Mieder und kurzen Rock, wie sie so naiv ihre Handschuhe preist und den vornehmsten Leuten ihr zutrauliches Du an die Köpfe wirft! Wie bedeutend der bärtige Turke aus der Frankfurter Judengasse, der in anfrichtig schlechtem Französisch Rosenöl und Bernsteinmundstücke anbietet! Und dann die wilden Exemplare der Menschheit in der Bretterbude, die sich zur zahmen heimischen Einwohnerschaft verhalten wie der Panther zur Hauskatze, das bunte Zebra zum grauen Esel. Vom braunen Mann, der lebendige Tauben frißt, fühlt man sich trotz seiner schrecklichen Geberden angezogen, weil mit ihm das fremdliche Bild von Robinsons Freitag vor die Seele tritt, und der wilde Waffentanz, den er aufführt, wirft das willkommenste Licht auf die Eroberung von Mexiko und die schwarzen Thaten eines Cortes und Pizarro.

Weiter fort zur Thierbude. Auch hier, wie meist im Leben, ist der wollüstigste Moment der der Erwartung. Das Volk drängt sich in den Eingang, das Weib des Thierbändigers an der Kasse mit dem wunderlichen Kopftuch und dem merkwürdigen Kauderwelsch kann gar nicht fertig werden, und allermittelst dringen aus dem Innern, das eine schmutzige Tapete verhängt, markdurchschütternd die Laute der Wildniß, der dumpfe Donner aus der Kehle des Löwen, das Geplärr der Affen, das gellende Gelächter der Papagaien. Dem Knaben wird im schwülen Raume unter Schauern von Angst und Lust, als sollte er den fabelhaften Urwald im Märchen betreten, wo es über dem Wanderer in den nachtigen Wipfeln tausendstimmig tobt und aus der Tiefe des Forstes Ungeheuer in Schaaren ihm entgegentreten. — Endlich wird er hineingeschoben — da stehen sie ringsum, in den schauerlichen, drolesken oder anmuthigen Geberden des Lebens, die vertrauten Gestalten seines Bilderbuchs! Schrecklich die Rachen aufgerissen, in zierlich bemaltem Fell, hochaufgerichtet, rutteln die riesigen Katzen an den Gittern ihrer Käfige; die schlanke Antilope starrt heimwehkrank in die Ede; die Affen schlagen Purzelbäume und fletschen die Zähne; die Wundervögel mit dem bunten, brennenden Gefieder neigen und beugen sich in ihren Ringen, und dem Auge des Kindes entfällt eine Thräne, die ihm halb der freudige Schreck auspreßt, bald das überwältigende Gefühl der Macht und Größe Gottes in seiner Natur.

Kaum hat sich der Knabe die von der Natur mit fester Hand gezeichneten Umrisse der Geschöpfe und ihre Haltung eingeprägt, seinen regen Form- und Farbensinn befriedigt, und seine aus der Augsburger Naturgeschichte geschöpfte kleine Wissenschaft berichtigt, so springt er auf eine andere Reihe von Vorstellungen über. Jetzt beschäftigt ihn ganz der Wiederschein menschlicher Vernunft und Handlungsweise in den Geberden und Affekten der Thiere. Wurden wir nicht so frühe schon durch die Fabel damit vertraut, daß der Mensch auf die Thiere, den einen schmeichelnd, die andern verläumdend, seine Tugenden und Laster überträgt, jedes Kind müßte in der ersten Menagerie, die es sieht, immer wieder die Bemerkung machen, daß die Gewohnheiten der Thiere im Verein mit ihrer Gestalt nicht nur die Scale allgemeiner menschlicher Leidenschaften zu wiederholen scheinen, sondern daß sie sogar auffallend an die gewohnten Typen menschlicher Alter, Stände und Beschäftigungen erinnern. Und so ergötzt sich denn der Knabe an all den thierischen Larven von Edelsinn und Schurkerei, Wildheit und Sanftmuth, Verschlossenheit und Jovialität, sauertöpfischer Laune und lachender Possenhaftigkeit, gravitätischer Amtswürde und niedriggeschäftigen Treibens, vom großmuthigen Löwen an, dem alten Emblem der Königlichkeit, bis zum gemeinen Waschbären herab, der mit seinem Fleisch hantiert wie ein Kuchenjunge. Wenn er zum Gitter des großen Löwen tritt, zu dem die Menge hinaufgafft, wie der Residenzpöbel auf dem Schloßplatz, wenn ein hohes Haupt sich auf dem Balkon zeigt, da wird dem Knaben, als müßte er vor Respekt die Mütze ziehen; und wenn er das edle Thier betrachtet, wie es vornehm nachlässig hingestreckt, regungslos, und nur hie und da mit der Troddel des Schweifes eine Fliege scheuchend, völlig unbekümmert um die Gaffer, mit den ernsten Augen gerade vorwärts blickt, da fällt ihm auf einmal der Kupferstich in des Rektors Studierstube ein, auf dem ein prächtiges Königsgesicht in einer gewaltigen Perrucke abgebildet ist, worunter steht: „August der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen."

Einmal auf der humoristischen Fährte, fühlt er sich vom neckischen Muthwillen weiter gezogen, und nun findet der kindische Witz auch Beziehungen aus den eigenen Lebenskreisen. Beim großen schwarzen Bären, der rastlos in seinem Kasten hin und her pendelt und in komischem Kontrast ein so mißmuthiges Gesicht dazu macht, muß er, leise in sich hineinlachend, an den Diakonus in der Kinderlehre denken, wenn er, unwillig den Kopf schüttelnd über das allgemeine Schweigen auf seine Fragen, an der Front der aufgestellten Jugend hin und wieder läuft; und der Kapuzineraffe mit den häßlichen Stirnfalten, der immer so albern mit Maul und Augliedern zuckt — ist er nicht das leibhafte Ebenbild des närrischen alten Doktors im altväterischen Aufzug, eines der markirten Straßencharaktere der Stadt?

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die Julifeste. Sommervergnügen.

Zum neunten Male hat Paris das Andenken an die drei Julitage gefeiert, welche so wichtige Folgen gehabt, und wodurch die Pariser, so leichtsinnig sie sonst sind, mit großer Consequenz durchgeführt haben, auf was sie lange zuvor hingearbeitet. Aber bei den mannigfaltigen Eindrücken, die hier einander jagen, veraltet Alles schnell, und so konnte auch kein patriotisches Fest hier jemals lange seinen besten Glanz behaupten, denjenigen, den es durch die lebendige Theilnahme des Volkes erhält. Das Fest wurde diesmal ganz in der hergebrachten Weise begangen. Erst im folgenden Jahr, dem zehnten nach dem großen Ereigniß, steht etwas Neues bevor, die Einweihung der Juliussäule auf dem Bastilleplatze. Dabei werden wohl auch die Gebeine der Erschlagenen in den Gewölben unter der Säule beigesezt werden, wozu die Kammern bereits die Gelder bewilligt haben. — An den Tagen nach dem Feste füllten, wie gewöhnlich, die Tagsblätter der verschiedenen Parteien ganz entgegengesezte Urtheile über die Weise, wie es diesmal begangen worden. Die ministeriellen Blätter waren wie immer der Meinung, daß nichts an der würdigen Feier gefehlt habe; die legitimistischen spotteten über dieselbe; die liberalen vermißten den politischen und nationalen Charakter des Festes, und beschuldigten die Regierung, daß sie es nicht wage, patriotische Gesinnungen im Volke zu wecken, und gern das ganze Fest in Vergessenheit begraben möchte, um den absolutistischen Mächten in Europa nicht zu mißfallen. Eines derselben gab vom Julifeste, wie es jezt besteht, folgende Definition: Es ist ein Fest, an welchem die Kanonen des Invalidenhôtels vielen Lärm machen, und während dessen die Legitimisten auf's Land gehen, und das Pariser Volk viele Würste zu essen bekommt. — Was die liberalen Blätter in der Meinung bestätigte, daß es der Regierung mit der Julifeier gar kein Ernst mehr sey, war ein Aufsaz in dem halb ministeriellen Blatte „La Presse," welches sich überhaupt die Aufgabe gesezt zu haben scheint, jede Art von Enthusiasmus in der Nation zu ersticken und die Leute stets recht nüchtern zu erhalten. In diesem Aufsaze suchte die Presse zu beweisen, daß es ganz unziemlich sey, das Andenken an einen Bürgerkrieg durch ein Fest zu verewigen; es sey dies ein eben so großer Fehler von Seiten der Liberalen, als der, den die Restauration begangen, da sie verordnet habe, die Hinrichtung Ludwigs XVI. durch ein allgemeines Trauerfest zu verewigen. Wie damals der 21ste Januar die Familien der vormaligen Mitglieder des Nationalconvents gedemüthigt habe, so demüthige das Julifest die sogenannten Royalisten und Alle, welche unter der Restauration öffentliche Aemter bekleidet, und könne nur dazu dienen, den Zwiespalt in der Nation zu unterhalten und sie in zwei Parteien getrennt zu halten. Etwas Wahres liegt freilich in dieser Ansicht. Allein wenn das Fest auch nicht gefeiert würde, so würden dennoch zwei Classen in der bürgerlichen Gesellschaft Frankreichs, der alte Adel und die Geistlichkeit, es dem Volke nie verzeihen, daß es im Jahr 1830 ihnen die Aussicht, sich mit Hülfe des Hofs ihre alten Vorrechte wieder zu erringen, gänzlich benommen hat. Nur wenn die Aeltern von der Weltbühne verschwunden seyn werden, wird auch dieser Groll verschwinden, und ihre Nachkommen werden sich allmählig nach der neuen Ordnung der Dinge fügen, und die Anmaßungen ihrer Ahnen als etwas Abgethanes betrachten. — Die Sizungen der gesezgebenden Kammern sind nun beendigt; Deputirte und Pairs eilen in die Provinz und auf ihre Landgüter zurück, oder reisen zu ihrer Zerstreuung. Auch eine Menge anderer Familien sind auf Reisen, und dagegen strömen Fremde in großer Zahl herbei. Indeß nun die schöne Jahrszeit die Pariser Abends in's Freie lockt, haben die Schauspiele viele Mühe, ein hinreichendes Publikum zu bekommen, zumal die Unternehmer der Lustbarkeiten im Freien sehr thätig sind, und zu prunkenden Ankündigungen ihre Zuflucht nehmen, um großen Zuspruch zu erhalten. Obschon die Unternehmung des Paganini-Casino sehr schlecht für die Spekulanten und für den großen Tonkünstler ausgefallen ist, welcher bekanntlich eine bedeutende Summe dabei eingebüßt und noch obendrein einige Prozesse sich zugezogen hat, so haben sich doch Leute gefunden, welche das von den ersten Unternehmern mit so vieler Pracht eingerichtete Local, das aus einem großen Hôtel mit prächtigen Sälen und einem sehr geräumigen Garten (einer seltenen Erscheinung in Paris) besteht, benüzen wollten. Jezt heißt die Anstalt schlechtweg Casino und gibt Musik, hat einen Restaurant, Lesesäle und allerhand Spiele im Freien. Im Juli hatte man den Einfall, von 40 Mädchen (ich weiß nicht, wo man sie hergenommen) Tänze aufführen zu lassen. Da diese Mädchen mit Rosen um sich warfen, so hieß dies der Rosentanz. Nun werden von derselben Anstalt „venezianische Nächte" angekündigt, welche wahrscheinlich eine Art von Sommerbällen seyn sollen. Dagegen kündigt eine andere Anstalt, welche sich in den champs élysées angesiedelt hat und gegen das Casino nicht zurückbleiben will, „orientalische Feste" an, ohne jedoch zu sagen, welche Herrlichkeiten hier zu schauen oder zu genießen seyn werden. Musard hat auch einen kleinen Garten bei seiner Tanzmusikanstalt, und läßt nach wie vor seine täglichen Sonzertabende in den Zeitungen gewaltig rühmen. Dann besteht noch der jardin turc im Revier des Temple, welcher jeden Abend Conzert und Erfrischungen aufstischt. Von allen diesen Anstalten sollte das Casino den meisten Zuspruch haben; denn es ist wirklich eine schöne Anstalt, und liegt in dem Revier à la mode; allein das Publikum läßt sich nicht an den Haaren herbeiziehen. Es geht, wohin es ihm gefällt, und es gehört Zeit dazu, ehe es sich an eine neue Anstalt gewöhnt, besonders wenn ihm diese nichts Außerordentliches zu bieten hat. Denn durch die Zeitungsartikel läßt es sich nicht so leicht blenden. Vergebens rühmt das Casino sein 120 Mann starkes oder stark seyn sollendes Orchester, und die Sorgfalt, mit der die Unternehmer darauf sehen, daß nur 2400 Personen Abends zugelassen werden, obschon die Anstalt 4000 fassen kann. Die Pariser sind keine solche Gimpel, daß sie sich durch dergleichen locken lassen, zumal wenn drei Franks für den Eintritt gefordert werden. Man ist gewöhnt, jezt alles wohlfeil zu bekommen. Das alte Tivoli, welches sonst um Zuspruch nicht verlegen war, und auch drei Franks Eintrittsgeld verlangt, muß jezt den Leuten entgegenkommen, anstatt sie zu erwarten. Es schickt ihnen Billette in's Haus, die nur die Hälfte der gewöhnlichen Entrée kosten, und hat doch Mühe, seinen Garten zu füllen. Einiges mögen dazu wohl die Eisenbahnen um Paris beitragen. Die Pariser können sich jezt so leicht und mit so geringem Zeitverluste nach dem schönen Lustgarten von St. Cloud und nach dem großen Walde von Saint-Germain versetzen, daß sie jezt, am Sonntage besonders, das Geld, das sie sonst in Tivoli oder einem andern Lustgarten zahlten, lieber auf eine Fahrt nach Saint-Cloud oder Saint-Germain verwenden, wo sie die schönsten Anlagen umsonst besuchen und sich nach Herzenslust im Freien belustigen können. (Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 200.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 21. August 1839.

Sweet scenes of youth, to faithful memory dear,
Still fondly cherish'd with the sacred tear!

Leyden.

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Horch! die polternde große Trommel, die zu der Produktion der Seiltänzergesellschaft lockt, welche heute früh in feierlicher Procession unter Trompetenschall das Publikum zu ihren allhier nie gesehenen Stücken eingeladen! Hinaus aus dem Tempel der Natur vor die heitere, primitive Bühne der Kunst, wo eben eine Salve von gellendem Gelächter Bajazzo für eine derbe Dummheit belohnt!

O himmlischer Zauber der Kunst in Kinderseelen! Ich habe die Taglioni in ihren besten Tagen tanzen, ich habe in den meinigen Talma und die Mars spielen sehen, und daneben von jeher zu Dutzenden die Herrn Müller und Schmidt und die Damen so und so; ich habe die Malibran singen, Molique geigen und Thalberg dämmern hören; ich habe vor Ciceris Wäldern und Gebirgen gesessen und bin in Deutschland dabei gewesen, wenn in Robert dem Teufel die bublerischen Nonnen auferstanden. Wer sich doch den Glauben erhalten könnte, daß die Kunst eben nur eine Kunst ist! Selig, die Kinder bleiben! Wer gibt aber mir die Empfindung wieder, mit der ich im Circus des Marktspielers die vor schütterndem Lachen strömenden Augen trocknete und das schmerzende Hinterhaupt drückte, und jenes schaurig süße Gefühl, wenn in der Truppe ein reizendes Weib, oder was mir so erschien, auftrat und die mahnenden Vorläufer schlummernder Triebe mir durch die Glieder zuckten?

Ewig neu, wenn auch noch so oft genossen, wie dem Manne die Juwelen von Shakespeares schönster Laune, bleibt dem Kinde der berühmte Streit zwischen dem Herrn und Bajazzo, der sich dumm und ungeschickt stellt und auf das Seil geprügelt werden muß. Wie übersichtlich, und doch so spannend, die Verwicklung, wie drastisch die Peripetie, und wie großartig der Schluß, wenn Bajazzo, ein akrobatischer Brutus, die Tölpelmaske abwirft, die Balancierstange faßt und in den ungeheuersten Sprüngen die ganze Gesellschaft und sich selbst übertrifft! — Die untergeordneten Leistungen sind abgespielt, die Kinder haben hüpfend und schrankend verjubelt, wie schwer aller Anfang und wie lang die Kunst ist; auch die ergötzliche Episode ist vorüber, wo Bajazzo als buckelichter Schneider vom kleinen Pferdchen, das ihm endlich das Heu aus dem Höcker ranft, im Ringe gejagt wird. Jetzt kommt die Krone der Vorstellung, und es wird stille. Mademoiselle Floreftine besteigt das Seil. — Wie schön ist der Mensch! wie reizend dieses Weib mit dem Federbiadem, den blühenden Wangen, dem blauen, von Silber strotzenden Röckchen und den zierlichen Beinen in straffer Seide! Wie königlich neigt sie sich ringsum und lehnt

ſich dann nachläßig an die Draperie der Gabel. Noch einmal wagt nun der Spaß, in das höhere Kunſtgebiet herauszugreifen, indem ihr Rüpel die Fußſohlen kreidet, und aus hundert Kehlen Ein Schrei des Entzückens zerreißt die Luft, wenn ihm der nichtichte Fuß blitzſchnell das Stück Kreide aus der Hand klatſcht. — Jetzt richtet ſie ſich auf; mit Grazie hebt ſie den Arm und mit dem ſüßeſten Lächeln winkt ſie dem rothnaſigen Kapellmeiſter der Stadtmuſikanten hinüber: la musique! Leicht wie ein Rohr wiegt ſie die gewichtige Stange, die ſchnarrende Ecoſſaiſe beginnt, und jetzt — jetzt ſteht ſie dahin — Guter Gott! nur auf eine Viertelſtunde wieder die Marktfreuden und den Kunſtgenuß meiner Kindheit! —

Ich laſſe den Vorhang vor dieſen Jugendbildern fallen und wende mich wieder der Gegenwart und Wirklichkeit zu. Der Lärm auf der Landſtraße, die jubelnden Begrüßungen der Landleute untereinander, das Brüllen der Rinder, das Knarren der Wagen hatten mich bisher bei den Melodien, die aus mir heraus klangen, anregend und motivirend accompagnirt. Aber gegen den Eingang der Stadt, da das Gedränge zunahm, ward ich materiell in die Bewegung hineingezogen und von ihr beherrſcht.

Im verwitterten Rumpelkaſten, den Bauer auf dem Bock, der proteſtantiſche Pfarrer mit Familie, der trotz ſeiner weltlichen Weſte durch ein unbeſchreibliches Etwas gegen jeden Zweifel an ſeiner Geiſtlichkeit proteſtirt; der katholiſche Prieſter auf den Füßen der Apoſtel, mit dem Heiligenſchein um die Augen; der Landſchulmeiſter, an dem der letzte verglimmende Schein des Geiſtlichen die Natur des Bauern umſpielt; der halb ſoldatiſche Forſtmann, bärtig, ernſt, hoch zu Roß; im modernen Fuhrwerk ſammt Livreekutſcher der roh faſhionable Amtmann, der mit Ringen, Ketten und der ſauberſten Wäſche den Weltton auf dem platten Lande repräſentirt; der Bauer, der nach Anſprüchen, die er zur Schau trägt, wie nach ſolchen, die er nur ahnen läßt, in ſo viele Formen zerfällt als die Stände über ihm — ſie alle haben ſich frühe aufgemacht, jeder gelockt von einem andern Bedürfniſſe, aber alle darauf aus, an die Befriedigung deſſelben die Poeſie des Genuſſes zu knüpfen. In der Maſſe, die ſich haſtig vorwärts ſchiebt, fühle ich mich als ein Glied des tauſendköpfigen großen Kindes, Volk genannt, in deſſen ewig jungem Herzen die Jahrmarktsſeligkeit nie welkt und das ſich athemlos dem Tummelplatz der erſehnten Luſt entgegenſtürzt.

Jeder Menſch hat in ſeinem Leben Zeiten und Tage, die, rothgedruckt im innern Kalender, der vorausblätternden Seele ihre hohen Feſte verkündigen, und ſind ſie vorbei, Alpenhöhen gleichen, um welche noch lange das Licht der Erinnerung glüht, während der gemeine Lebenszug längſt in formloſes Dunkel zurückgeſunken iſt. Es ſind die Tage, wo der Menſch einen Einſchnitt macht in das Einerlei des alltäglichen Treibens und Sorgens, wo er mit gewaſchenen Händen den Becher der Freude ſich ſelber kredenzt, wo er ſich begeiſtert, ſo gut er kann, und neben dem materiellen auch den geiſtigen Genuß ſucht, ſo gut er es verſteht. Ein ſolcher Lichtblick im Leben des Landmanns und Kleinſtädters iſt der Jahrmarkt, und wer will es ihm verargen, wenn er dem irdiſchen Paradieſe, das ſich dort einen kurzen Augenblick aufthut, ungeduldiger zueilt, als der Kirche, wo ihm die Verheißung ewigen Glücks wird, das ja dem Guten nicht entgeht? Der Menſch will nicht nur am ſiebten Tage ausruhen von des Lebens Laſt und Arbeit und dabei den Himmel in Betrachtung zu ſich niederziehen; er will auch einmal davon ausruhen in einer Thätigkeit des Körpers und des Geiſtes, die der gewohnten Richtung zuwiderläuft, er will ſich bei lebhaften ſinnlichen Eindrücken ganz als Menſch empfinden, er will im wonnigen Gefühl des ſchönen Lebens und der reizenden Gegenwart ſelbſt des Himmels vergeſſen, wie ihn das Dogma auf den Hintergrund ſeiner Seele malt, und dieſes Gefühl iſt Poeſie, es mag ſich hängen an was es will, an das Höchſte oder das Gemeinſte.

(Fortſetzung folgt.)

Was Stell Dich ein.

(Fortſetzung.)

Eines Tags wandte ſich der Schreiber des Conſulenten an dieſen mit der Bitte um ſeine Verwendung. Eine Sanzleiſtelle war erledigt, die er zu erlangen wünſchte. Sailer, ſo hieß er, war ein anſtelliger, wohlgebauter Mann, mit ihm in gleichen Jahren, ſein ehemaliger Schulgenoſſe, dem aber weder Herkunft noch innerer Trieb geſtattet, einen höhern Flug zu nehmen, während der Conſulent ſchon damals ſich berufen fühlte, dermaleinſt Sitz und Stimme bei einem Gerichtshofe, vielleicht bei dem oberſten Tribunal zu erlangen. — Sailer war den Räthen verſchiedener Kollegien wohl bekannt; denn von Zeit zu Zeit hatte man ihm um ſeiner ebenſo deutlichen als ſchönen Handſchrift willen Arbeiten zugetheilt, die er ſtets mit der größten Sorgfalt gefertigt einlieferte. Er lebte eingezogen, höchſt geordnet, ſtets um höhere Bildung bemüht, ſoweit eine ſolche ohne eigentliches Studium zu erlangen war, und ſchien, während andere ſeines Gleichen ſich vordrängten, geduldig eines beſſern Looſes zu warten. — Wenn Sailer Sonntag Vormittags gut angekleidet in dem Arbeitszimmer des Conſulenten allein ſich aufhielt, ſo hatte er zuweilen die unſchuldige Freude, daß ihn ein Bauer oder wer ſonſt keinen ſcharfen

physiognomischen Blick besaß, für Jenen selbst ansah und respektvoller mit ihm sprach, als es nach der Entdeckung der Verwechslung der Fall war. Ein bescheidenes Lächeln erheiterte bei solchen Anreden sein Gesicht und tilgte den sanft schwermüthigen Zug in demselben so lange, bis der Ton des Sprechenden sich wieder herabstimmte.

So ungern der Consulent seinen vierjährigen, erprobten Gehülfen verlor, so versprach er doch, sein Möglichstes zu thun; wobei er ihm jedoch nicht verhehlte, daß die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges nicht eben groß sey, da um eine solche Stelle sich immer ein halbes Hundert Individuen melden und die Gönnerschaft für ihre Schutzlinge alles Mögliche in Bewegung setze. — Nach einigen Wochen, als der Consulent bei dem Collegium hinhorchte, vernahm er nicht viel Tröstliches für seinen Mann. Dieser suchte sich mit Ergebenheit darein zu finden, ob er gleich, wie Spieler pflegen, mehr Hoffnung als Wahrscheinlichkeit gehabt und das für ihn Sprechende in seiner Imagination täglich plausibler gefunden hatte. — Noch einige Tage gingen um, da erhielt der Schreiber zu seiner höchsten Ueberraschung und unter dem freudigsten Schrecken das Anstellungsdekret. — Im Vertrauen sagte dem Ueberglückchen ein Angestellter, er möge neben dem Consulenten nur auch der Justizräthin seinen Dank abstatten, denn ihre Verwendung habe eigentlich das entscheidende Gewicht in die Wagschale gelegt.

Grüners Verhältniß zu dieser Dame und sich drängende wichtige Prozeßgeschäfte hatten dem Rechtsmanne das gute Kind in der Ferne ziemlich aus der Seele gerückt. Durch eine vertraute Hand erhielt er eines Abends ihren ersten Brief, den er mit zitternder Hand erbrach und in großer Bewegung las. Die Vergangenheit rückte ihm sein Herz bedrängend wieder vor's Auge. Dem leidenden Mädchen, das Alles, was es sah, that, erlebte, las, auf seine Person bezog, war diese zu einer poetischen, phantastischen Gestalt geworden. Die Sehnsucht idealisirte. Er konnte sich häufig hervorquellender Thränen nicht erwehren.

Wie man zu schönen Stellen seiner Lieblingsautoren immer wieder zurückkehren mag, weil eine Fülle von Gedanken und Empfindungen hier im Element der Sprache verkörpert erscheint, so las Grüner Mariannens ziemlich langes Schreiben wiederholt, ohne dieser naiven Ergüsse eines unschuldigen Herzens satt zu werden. Man denke nicht etwa an etwas Literaturmäßiges, an sentimentale Süßlichkeiten, aufgedachte Romanenfloskeln. Es waren kurze, hingeworfene Schilderungen ihres äußern und innern Lebens, an das Tägliche, Stündliche, Nächstliegende, an ihre Heilung, Genesung, ihr Geschäft, an den wieder gestatteten Naturgenuß, an die religiösen Tröstungen angeknüpft. Die Lektüre hinterließ bei Grünern eine gemischte Empfindung. Die Mittheilungen, in welchen sich freilich der Ausdruck dem Gedanken oft nicht fügen wollte, und die noch dürftige Sprach- und Schreibkunst der Korrespondentin verrieth, ließen ihn doch in die Tiefe eines Gemüths hineinblicken, das, von leidenschaftlichem Gefühl gleichsam über sich selbst erhoben, in einen Zustand der Auferegung gebracht war, den es mit seinem untergeordneten Stande, seiner beengten Lage nicht in Uebereinstimmung bringen konnte.

Er selbst war der Veranlasser, der Gegenstand dieser Ueberspannung; er hatte sie erweckt, genährt und mittelbar den Unfall veranlaßt, der all Dieses noch mehr steigerte und schärfte. Er hatte sich des Mädchens Zuneigung nicht nur gefallen lassen; er gefiel sich in ihr, er theilte sie, wie wir oft der Naturstimme unseres Wesens folgen, sie heimlich für eine Andeutung des Bedürfnisses unserer Totalität nehmen, während sie mit unserer Pflicht, mit den strengen Forderungen unserer Sittlichkeit in Streit kommt, wodurch jene zweideutig, wo nicht gar sündhaft erscheint. — Doch es war nun einmal so, und das ist bei vielen Erscheinungen im Leben am Ende das Unheil, daß sie eine relative Nothwendigkeit behaupten und eben so sind. Unser Geschieck kann aber gewisse poetische Licenzen bedenklicher Art noch eher ohne lethale Verletzung durchdringen und aus Schaden klug werden, als das weibliche, in engerm Kreise sich bewegende, dem jeder Flecken zur unvertilgbaren Makel wird, dem jede Verwundung durch's Leben nachgeht. Namentlich ist für jedes in der Gesellschaft nicht hoch stehende weibliche Wesen die Prosa das wahre und heilsamste Element, und eine gewisse Lebenspoesie wahres Gift.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, August.

Tissot. Romantischer Geschlechtsverein.

Unter den vielen merkwürdigen Männern, die von der hiesigen alten Akademie ausgingen, lebte vor hundert Jahren auch der berühmte Arzt Tissot, der bekanntlich den gleichfalls berühmten Arzt Tronchin aus Genf, damals in Paris, zum Zeitgenossen und genauen Freunde hatte. Manche Einzelnheiten aus dem Leben und der Korrespondenz Tissots sind jetzt erst bekannt geworden und haben gewiß allgemeines Interesse. — Im Jahr 1755 hatte sich Tissot in Lausanne mit einer jungen, geistreichen, aber armen Wittwe verheirathet. Seine Eltern konnten die Wahl nur billigen und er selbst arbeitete daran, dem Töchterchen seiner Frau aus der ersten Ehe ihr kleines Vermögen zu sichern. Seine eigene Habe bestand damals nur in neunhundert Schweizerfranken Kapital und einer Rente von hundert und sechzig Franken. Er vertraute aber auf seine ärztliche Thätigkeit und auf Gottes Hülfe bei einem Leben voll religiöser Einfachheit, ohne Luxus und Leidenschaften, aber reich an Glück. Als er sein kleines

Hauswesen einrichtete, sendete ihm sein Onkel einen Sack Getraide zum Anfang. Bei dieser edlen Einfalt, bei diesen seltenen Eigenschaften des Geistes und Gemüths ist es der greiflich, daß Tissot lange Jahre in innigster Freundschaft mit J. J. Rousseau stand, mit dem doch der Umgang gewiß nicht leicht war. Sie wechselten oft Briefe voll gegenseitiger Achtung und Herzlichkeit. — Unter Tissots Briefen fand sich vor Kurzem ein Brief von 1787, auf den der Arzt nicht geantwortet, sondern zu seiner Notiz nur Lettre non réponduе, pou interessante auf den Rücken geschrieben hatte. Und doch ist der Brief von einem Mann, der zwanzig Jahr später zwei Kronen trug, Kronen austheilte und die Welt mit Kriegsruhm füllte: er ist von Buonaparte, damals Artillerielieutenant in der Garnison von Douay, aber auf Urlaub nach Corsika zu den Seinigen gegangen. Er scheint Tissot von Ajaccio, um von ihm Rath über den Gesundheitszustand eines siebenzigjährigen, gichtbrüchigen Großonkels einzuholen. Tissot hatte mit seiner Aufschrift ganz Recht, der Brief enthält nichts Interessantes, winnnelt aber von grammatikalischen und orthographischen Fehlern, von denen manche selbst in's Lächerliche fallen. So schreibt er z. B. das italienische Monsiou statt Monsieur, digéré statt dirigé u. s. w. Am Ende unterzeichnet er Buonaparte, officier d'artillerie au Régiment de la Fère. Ob wohl Buonaparte dieses unbeantworteten Briefs gedachte, als er dreizehn Jahre später von Dijon mit seiner Armee durch Lausanne kam, um über den großen St. Bernhard zum Siege von Marengo zu ziehen?

Zu den erfreulichen Erscheinungen in Waad gehört die Geselschaft zur Erforschung und Bearbeitung romanischer Geschichte, welche sich voriges Jahr unter des Historiters Wuillemin Leitung gebildet hat. Mit Recht erwählte sie den würdigen Bridel in Montreux, diesen bejahrten romanischen Sagenmund, zu ihrem Ehrenvorstand; denn dieser in seinem hohen Alter noch so rüstig forschende Greis hat in seinem Conservateur Suisse zuerst romanische Geschichte mit Gründlichkeit und Geschmack behandelt und vielfach aufgedeutet. Darum ist es auch ein sehr glücklicher Umstand, daß er seinem Geschichtsverein seine reichen Exzerpte und Manuskripte zur Benutzung überlassen will, wie er auch dem Staat seine zahlreiche Bibliothek für ein Geringes vertauste. Die Regierung gestattete ihm, diese Sammlung bis zu seinem Tode zu behalten und zu benutzen; darauf erwiderte er aber: prenez-les toujours! à mon age on n'a plus besoin que d'un seul livre. — Der romanische Geschichtsverein wird sich hoffentlich thätig an die ähnlichen Geselschaften in Deutschland und in Frankreich anschließen. Bereits hat er den ersten Band seiner Denkschriften herausgegeben, und dieser enthält auch manches Interessante, unter anderm von Bridel einen historischen Abriß über die Grafen von Greyères, deren Landesgeschichte dadurch besonders anziehend ist, weil die Römer sich nicht in diesen Thälern festsetzten, und sich dadurch das celtische Volk freier von römischer Beimischung erhielt, als alle andern romanischen Länder.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Die schönen Pariserinnen.

Für die arbeitenden Classen, welche nicht so schnell von ihren Gewohnheiten ablassen, stehen nach wie vor eine große Menge von Traiteurs, Lustgärten und Tanzbodden außerhalb der Stadt offen, die am Sonn- und Montage stark besucht sind. Einige dieser Gärten und Häuser sind wirklich mit großer Eleganz eingerichtet, und man sieht ihnen nicht an, welche Gesellschaft hier zusammenkommt. Studenten, Ladenbiener und Grisetten machen daselbst den tanzenden Theil aus, Streit und Lärm ist an der Tagesordnung, und die Wache an den Barrièren muß oft um Hülfe angesprochen werden, und trotz ihrer Dazwischenkunft wird Friede und Ruhe nur mit großer Mühe wieder hergestellt. In einigen Lustgärten außerhalb der Stadt hat sich ein unanständiger Tanz eingeschlichen, welchen sich besonders die Studenten mit ihren Grisetten überlassen. Es wäre möglich, daß er von den Franzosen aus Algier nach Frankreich übertragen worden wäre. Die Polizei hat ihn bisher nicht abstellen können; denn die Gränzen zwischen anständigen und unanständigen Stellungen beim Tanzen sind schwer zu ziehen, und sie müßte in jedem der 5 bis 600 Lustgärten und Sälen, welche sich um Paris befinden, Wächter aufstellen. Einige Male ist es bereits zum Streite gekommen zwischen den Studenten und den Handwerkersfamilien, welche es nicht leis den wollten, daß jene mit ihren Töchtern dergleichen Tänze aufführen. Unter den Schenkwirthen gibt es auch einige, welche dergleichen Orientalien in ihren Anstalten nicht dulden wollen. Andere fürchten ihre Kunden zu verlieren, und lassen alles hingehen. Wenn nur nicht der morgenländische Geschmack von den Kneipen durch die Barrièren in die Stadt sich einschleicht! — Ich habe von der Spekulation eines Kunsthändlers gesprochen, welcher die „Schönen Pariserinnen" herausgibt. Es konnte nicht fehlen, daß dieses Unternehmen Aufsehen erregte. Einige Vaudevilledichter erblickten darin Stoff zu einem komischen, sogar grotesken Gemälde auf der Bühne. Ein kleines Theater hat den Anfang gemacht, und nun gibt es bereits drei Theater, welche die „Schönen Pariserinnen" aufführen. Eines hat als Parodie dieser Parodien die „Schönen Männer von Paris" auf die Bühne gebracht. Natürlich müssen in allen diesen Stücken die sämmtlichen Schauspielerinnen die Galerie der schönen Damen bilden. In einem derselben werden sie den Zuschauern in leichten Worten gentlich vorgeführt, wie sie sich bei dem Maler befinden, der sie für den Verleger des Werkes abzukonterfeien hat. In einem andern Stücke überrascht sie der Zuschauer sogar im Bade, und so etwas mißfällt dem lüsternen Publikum gar nicht. Dies wäre nun recht gut, daß beißt hübsch, wenn die Schauspielerinnen alle jung und schön wären. Allein der Schauspieldirektor kann sie den Zuschauern nicht anders vorstellen, als wie sie sind, und leider sind manche vielleicht wohl mit Tugend ausgestattet, aber die Schönheit gehört nicht zur Mitgabe, die sie von der Natur erbielten; daher auch die kleinen Tagesblätter mit dieser Mädchenausstellung ihren Spott treiben. Offenbar haben Dichter und Theaters direktoren auf die Lüsternheit des Publikums gerechnet, welches des Publikums, welches die kleinen Theater zu besuchen pflegt und es mit dem Anstand nicht so genau nimmt. Die Verfasser der „Schönen Pariserinnen," welche am Vaudevillestheater gegeben werden, haben sich noch etwas anderes vorzuwerfen. Sie haben nämlich in ihren Stücke mehrere der „Schönen Pariserinnen" aufgeführt, welche in oben erwähnter Portraitsammlung wirklich aufgenommen worden, unter andern eine Hutmacherin, Madame Gibus, deren Mann sich unter den Siegern einen Ruf wegen seiner Hüte erworben hat.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 201.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 22. August 1839.

All yet seem well, and if it end so meet,
The bitter past, more welcome is the sweet.

Shakespeare.
All's well that ends well.

Was Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Grüner, dessen Sinn sich nun der Justizrathin täglich mehr zuwandte, wünschte sehnlichst, daß auch Marianne zur Ruhe kommen möchte. Aber wie selten lernt der Mensch durch sich selbst, durch ein sittliches Sichaufraffen anders denken, anders fühlen! Was verfangen hier mündlicher, brieflicher Zuspruch, Rath, Trost? Ist ja selbst die Religion oft kaum im Stande, das Gemüth gründlich umzustimmen, nachhaltig zu heilen. — Was sollte er ihr schreiben? — Nun, er suchte das Beste, Wärmste, Wohlgemeinteste in sich auf und ließ es, als er es nicht ohne Rührung, deren er sich nicht zu schämen hatte, zu Papier gebracht, durch eine sichere Hand an sie abgehen.

Sailer, der nun demnächst seine Stelle antreten sollte, bat den Consulenten, ihn einige Tage früher zu entlassen, weil er in seinem Geburtsort einige Familiensachen in's Reine bringen möchte. Ein tüchtiger Ersatzmann ward gestellt, dem Consulenten um so nöthiger und erwünschter, als die Vorkehrungen zu seiner Verehelichung ihn um manche Geschäftsstunde brachten und er Jemanden brauchte, der leichtere Arbeiten nach bloßen Andeutungen ausfertigen konnte. Er bedauerte, daß dieser wichtige, einzige Lebensabschnitt der Convenienz nach gewöhnlich durch Besuche und andere ceremoniöse Geschäftigkeiten für das Gemüth zersplittert wird. Er wünschte sich über diese Zerstreuungen weggehoben und in die Tage ruhigen Beisammenseyns hinübergerückt zu sehen. Das einzige Mittel, die Störungen weniger zu empfinden, war, sie ohne Grillen als eine fatalistische Nothwendigkeit Tag für Tag anrücken zu lassen und gutes Muthes abzumachen.

Sailer kam mittlerweile von seiner Reise zurück. Er sah heiterer, offener, freier aus als je zuvor. „Es freut mich," sagte der Consulent, „daß Sie die Erweiterung Ihres Schicksals so augenscheinlich froh begrüßen. Unser Gemüth macht das Glück erst zum Glück. Dem Ungenügsamen wird nie genug." — „Sehr wahr," erwiderte Sailer. „Aber noch etwas Anderes ist es, was mich beschäftigt und innerlich bewegt. Dieses Papier," er zog einen Brief aus der Tasche, „erspart mir die Worte, die ich ohnehin kaum recht vorzubringen wüßte."

Es waren Mariannens Schriftzüge. Grüner erröthete und sah den Ueberbringer verlegen an. Wie ein Blitz fuhr es durch seine Seele; er las in der Adresse Alles, was vorgegangen war, was kommen sollte. Marianne schrieb, daß Sailer gekommen, sie zu sprechen verlangt, daß er zuerst bloß die frühere Bekanntschaft mit Theilnahme

an dem ungl'cklichen Vorfall erneuert, dann die günstige Wendung seines Geschicks ihr erzählt, endlich aber, nachdem sie Vieles von dem Hause der Frau Justizräthin besprochen, nicht undeutlich den Wunsch einer nähern Verbindung mit ihr zu erkennen gegeben habe. Sie wende sich nun in dieser Sache an ihn, den Mann ihres innigsten Vertrauens, um seinen Rath. Sie sey keineswegs abgeneigt, Sailern ihre Hand zu geben, auch wenn sie, ein armes Mädchen, noch zu wählen hätte. Sey ja doch Sailer der vieljährige treue Gehülfe des Verehrten gewesen, dessen Bild sich mit dem Anblick Jenes ihr stets erwecken werde.

Der Consulent war auf's Angenehmste überrascht. Er ließ sich gefallen, daß Marianne ihren Freier von einem Theil seines eigenen Wesens durchdrungen hielt, und was die Neigung in solchen Fällen sonst noch Günstiges von einem auserwählten Freunde, einem, wie es schien, Unvergeßlichen auf seine Umgebung überzutragen weiß. Er lobte Sailern um seine Wahl, ob er gleich noch nicht recht durchsah, wie denn das Alles so schnell sich gemacht. Er verhieß ihm eine gute, ja er wagte es auszusprechen, eine treue Gattin, und versprach ihm, sogleich an die auf Antwort harrende diese mit dem wärmsten Zuspruch zum Abschlusse des Bundnisses und seinen besten Segenswünschen ihm einzuhändigen.

Nun aber war er doch neugierig, zu erfahren, wie Sailer zu dieser Wahl gekommen. Dieser gestand, daß er zu Mariannen, dem Kinde, schon eine stille Neigung in seinem Herzen getragen, welche mit der Wahrnehmung ihrer körperlichen und geistigen Ausbildung nur noch zugenommen. In der Folge habe er zu seinem Leidwesen bemerken müssen, daß er sich von ihrer Seite nur einer gewöhnlichen Freundlichkeit zu versehen habe, woraus er geschlossen, daß sie vielleicht schon an einem andern Fädchen gebunden seyn möge. Der neuliche Vorfall habe ihm ihr Bild wieder vor die Seele gebracht, und sonderbar habe es sich gefügt, daß eine Person, die er verschweigen müsse, gerade an dem Tage, wo er recht lebhaft Mariannens gedacht, ihm den Rath gegeben, dem guten Kinde seine Hand anzubieten, wobei in Aussicht gestellt worden, daß er sich sogleich und für die Zukunft alles Antheils und Vorschubs mit Rath, Thar und Verwendung versichert halten könne. — Der Consulent ward über diese Eröffnung nachdenklich. Also auch hier wieder das Eingreifen einer bekannten Hand! War dies wohl allein reine, wohlwollende Fürsorge für die beiden Betheiligten? — Zwischen ihm und der Justizräthin wurde dieser Verbindung mit keinem Worte gedacht.

(Schluß folgt.)

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Der Jahrmarkt ist gleichsam das Fest, an dem der Mensch seinen uralten Bund mit dem Planeten feiert, der im großen Weltocean sein kleines Heimatheiland ist, an dessen Scholle ihn tausend harte und süße Bande fesseln, und der er unabläßig abringt, was das Leben erhält und schmückt. „Ihr sollt nicht fragen, was werden wir essen,' was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden?" Wohl! der Pfarrer lehrt die Gemeinde, wie dieses Gebot mit den ewigen, unabweislichen Mahnungen des Bedürfnisses in Einklang zu bringen ist, und der vom Pfluge abgespannte Sohn der Erde läßt sich gerne dahin erheben, wo von jenen Fragen keine Rede mehr ist. Aber Alles hat seine Zeit; auch der Erdgeist hat seinen Kultus, und an den zur Feier desselben geordneten Jubeltagen heißt der Spruch, so verständlich und so von Herzen gerne befolgt: „Ihr sollt so gut essen und trinken, als euer Beutel es vermag, und Kleider anlegen, so schön ihr sie habt!"

Ja, der Jahrmarkt ist der hochpoetische Tag für den Menschen, auf dem der Bann, der unser Geschlecht an die Erde kettet, mit seiner vollen Schwere liegt. — Erde und Himmel, Nähe und Ferne, Blühen und Welken, Duften und Reifen, Wasser und Wolken, das schwellende Lied der Nachtigall im frühlingsgrünen Busch, der Wiese Schmelz, des Herbstes wehmüthige Mälerei — in wessen Brust dies eine Welt von Bildern und Tönen weckt, der mag, wenn er den Gott und dazu die Muße hat, malen und auf Noten setzen. Aber die Farbenpracht, die der Hausirer verführerisch ausbreitet, Tücher und Bänder, Mützen und Schuhe, Spiegel und Messer, Sicheln und Sensen, Siebe und Wannen, zahllos, in lockendster Gestalt, das Brüllen preiswürdiger Rinder, der gellende Ruf wandelnder Händler, das Rollen der Würfel auf dem Glücksbrett, das Schmettern des prüfenden Messers am Töpfergeschirr, das lustige Wogen und Brausen der bewegten Menge, der wohlbekannte, schmeichelnde Duftprotens, der aller Orten derselbe und doch mit jedem Schritt ein anderer ist: hier ganz Leder, dort Käse, weiterhin, wo der Krämermarkt abbricht und der Viehmarkt anhebt, der penetrante Geist der Landwirthschaft, und dies Alles durchbebt von der süßen Klage der Drehorgel und dem ergreifenden Liede des Bankelsängers — ist das, was unter solchen Eindrücken in der Seele des Landmanns schauert, weniger Lyrik, als was einer am murmelnden Bach, unter schattenden Wipfeln, durch die sich der Mondstrahl stiehlt, in die Saiten seiner Leier singt? —

Die kleine Vorstadt ist durchzogen, wo die neuen Häuser im muntern Schmuck der lachenden Gesichter an den Fenstern doppelt freundlich aussehen, und ich betrete die erste düstere Gasse des alten Weichbildes, wo die gethürmten Stockwerke sich überlehnen, gleich den Baumkronen in den beschnittenen Alleen alter Parks. Der ganze Graus, das volle derbe Parfüm des bürgerlichen Gewerbs; aber jeder Kram in der koketten Jahrmarktstoilette, jeder Krämer auf der Schwelle seiner Thür mit seinem besten Gesicht. Eben wollte ich noch einmal ein Kind seyn; hier aber — wer hier ein Bauer wäre!

Da hängt sie, die zum Volksfest geopferte Hekatombe, Kälber, Hämmel, Schweine, die Köpfe nach unten, mit ausgesperrten Beinen. Wunderbar ist gerade das Thier, welches im Leben, unstätig und ungeschlacht, den Menschen abstößt, geschlachtet das allersauberste und anziehendste, und die gereizte Einbildungskraft des Genußsüchtigen verwechselt fast hier den runden Arm und den vollen Nacken der Dirne, und dort die glatte, glänzende Fläche des Rüsselträgers, der in blühender gastronomischer Darstellung die süßesten Ideenassociationen weckt. — Festons von Würsten, dampfende Schüsseln mit duftendem Kesselfleisch, und daneben in seiner Thüre der Opferpriester mit der weißen Schürze, rund, behaglich, seines reichen Antheils an der Volkskust und seines Profits gewiß. — Links und rechts, fünf, sechsmal schwebt, hoch über dem goldigen Backwerk auf blauer Serviette, der ehrwürdige Blason der Königin Ceres, die gekrönte Bretzel, gehalten und bewacht von grimmigen Löwen, und alle drei Schritte winkt ein Arm in König Bacchus Namen zum frühen Trankopfer. Ein wahres Schlaraffenland!

Endlich nahm mich der wogende Marktplatz auf, und an ihm der beste Gasthof, über dessen Thore sich in ungeheurem Schwung ein mächtiges Arabeskenwerk hinaus und hinauf wirft, das in einen gesenkten Greifenkopf ausläuft, welcher im reichen Blätterkranze, als Schluß und Hauptstück so vielen Umschweifs, ein goldenes Lämmchen im Schnabel trägt. Hier nun, in meinem Zimmer im zweiten Stockwerk, lag die ganze Tagesherrlichkeit vor mir. Die Sonne, welche heute früh so heiter mit dem Antlitz der Landschaft gespielt, hat sich in herbstlicher Weise versteckt; es ist trübe und der Himmel gleicht einem nassen Auge, dem jeden Augenblick die Thräne entfallen kann. Das wahre Marktwetter, wie der Spätherbst die echte Marktzeit. Der bevorstehende Winter mit seinen Bedürfnissen und Fesseln drängt zum Füllen der Lücken im Haushalt, und das Christfest im Mittelgrunde mahnt an die Bereitung des Kinderhimmels; aber der Rest von Milde und Freundlichkeit im Jahr lockt zum letzten wonnilichen Treiben in freier Luft, und wenn der Himmel trauert und über Alles seinen leisen feuchten Schleier wirft, so glänzt all die ausgestellte Pracht nur um so munterer in eigenem Lichte, und desto heller und wärmer strahlt die innere Sonne der Lust, um die sich, sehnsüchtige Planeten, alle Sinne und Gefühle drehen.

Schwarz wogt es durch die Gassen der Buden, welche aus dem Gewühl wie Inseln aus dem Wasser ragen; hier und dort taucht aus dem Gedränge der bunte Shawl einer Landdame, das rothe Brusttuch eines bäurischen Elegants oder der Reifer einer Messingpfanne, wie im dunkeln Wogenzwimmel des Teichs der Silberblick eines Fischbauchs. Durch das einförmige Gemurmel und Getöse bricht der dringende Ruf der Verkäufer, das Rumpeln der Kindertrommel, das Gekrächz der Kindertrompete, das Seufzen der Mundharmonika, und weither aus der Kneipe das Winseln der Tanzfiedel.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Daguerrotype,

zum letzten Mal vor seiner Verdffentlichung.

Die Redaktion dieser Blätter hat einem ihrer Mitarbeiter in Paris den Auftrag gegeben, ihr so schnell als möglich, und bevor die Produkte des Daguerreschen Verfahrens eigentlich in den Handel kämen, einige Lichtbilder zu verschaffen. Wie wünschten den Lesern in kürzester Frist ein auf Autopsie gegründetes Urtheil deutscher Künstler über eine Entdeckung vorzulegen, deren Ankündigung bei uns die Geister wohl noch lebhafter angeregt hat, als in Frankreich selbst. Die Antwort unseres Korrespondenten, der kein Künstler ist, macht es nicht nur sehr zweifelhaft, ob uns dies gelingen wird, sie ist auch die erste Stimme, welche die großen Hoffnungen, die man jetzt schon von der Entdeckung gehegt, bedeutend schmälert. Als solche verdient sie mitgetheilt zu werden. Zwar soll gerade heute, am 19ten, wo wir dieses schreiben, die Verdffentlichung des Geheimnisses in der Wochensitzung der Pariser Akademie erfolgen; indessen wird noch geraume Zeit hingehen, bis man bei uns genau weiß, wie viel an der Sache ist. Desto besser, wenn die herausgebrachten Erwartungen am Erfolg sich wieder aufrichten.

„Ihren Wünschen in Betreff des Daguerrotype zu entsprechen, wird mir schwerlich gelingen. Es ist fast unmöglich, zu Daguerre zu dringen, der seit der Zeit, wo er Proben seiner Zauberlaterne vorzeigte, von der Neugierde der Pariser bestürmt, sich gegen alle Besuche ohne Ausnahme verschanzt hat. Daguerre ist auch mit seinem Geheimniß so ängstlich, daß er sich nur sehr schwer entschlossen hat, vor der Commission der Kammer zu operiren; denn das Verfahren scheint so einfach, daß es nach der ersten vorgemachten Probe jeder nachmachen kann. — Ihrem Wunsche, Bilder zu kaufen, sobald welche in Umlauf kommen, entspreche ich gerne; ich weiß aber noch nicht, wie man sie verschicken kann, und ob dies überhaupt möglich ist. Die Bilder sind

so zart, daß sie sich bei der geringsten Berührung verwischen; es kommt mir sogar fast vor, als ob man sie gar nicht unter Glas und Rahmen bringen könnte, woferu man nicht eine eigene Einrahmungsmethode erfindet. Jedenfalls muß eine besondere Packmanier erdacht werden. — Ich gestehe aufrichtig, daß meine hohen Erwartungen von dieser Erfindung bedeutend heruntergegangen sind. In Deutschland scheint dieselbe sehr großes Aufsehen zu machen; man ist dort noch immer nicht genug gegen französische Windbeutelei verwahrt. Ich habe Proben von Daguerreschen Lichtstichen gesehen: hinsichtlich der Ausführung, der Genauigkeit einzelner Details gehen sie allerdings in's Unglaubliche und Wunderbare, aber das Ensemble befriedigt nicht: es fehlt ihnen an Wärme, an der Wärme, welche mit der Farbe nichts zu schaffen hat. Die Theile des Prospekts, welche nicht gerade im Augenpunkte liegen, sind undeutlich, verworren. Auf einer Ansicht vom pont des arts aus war die lange Galerie des Louvre mit allen ihren Mauerritzen wiedergegeben, aber das Steinufer und der Vorgrund überhaupt schwach ausgedrückt; auf einem andern Bilde trat der Vorgrund zwar bestimmter und deutlicher hervor, ich glaubte aber daran die Nachhülfe einer künstlerigen Menschenhand zu erkennen, eine Vermuthung, die jedoch lebhaften auf augenblicklichen Eindruck hin gewagt ist. — Als Kunstwerke angesehen, sind diese Bilder noch sehr unvollkommen, und wie wenigstens die Sache jetzt zu stehen scheint, ist jedenfalls der Abbruch, den die zeichnenden Künste durch dieses Verfahren zu befürchten haben, weit geringer, als der Vorschuß, der ihnen dadurch geleistet werden muß. — So einfach und von jedem überall ausführbar die Operation seyn mag, wenn der Apparat einmal vollständig beisammen ist, so bedeutende Schwierigkeiten scheint letzterer selbst zu machen. Nicht nur muß man überall eine Camera obscura mitführen; will man auch nur einigermaßen erträgliche Resultate erhalten, so ist ein vorzüglicher Spiegel, der 200 bis 500 Franken kostet, unumgänglich nothwendig, und zur Auswahl dieser Spiegel braucht es besondere Kenntniß."

Schon vor diesen Nachrichten meinten einige unserer Freunde, wenn der Erfindung die große vorausgesetzte Bedeutung wirklich zustäme, so wäre die zuerkannte Belohnung einer großen und so eitelu Nation kaum würdig, zumal Daguerre die Pfauenmaschine seines Dioramas in den Kauf preisgeben muß. Aber Allem nach ist es nicht Daguerre, sondern sein verstorbener Mitarbeiter Niepce, der den entscheidenden Punkt, die charakteristische chemische Substanz entdeckt hat, die vielleicht auch beim Diorama eine Hauptrolle spielt und die von Daguerre nur in ihrer Empfindlichkeit gesteigert worden, daher denn auch Niepces Sohn ein sehr bedeutender Theil der Pension zugefallen ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Schluß.)

Die schönen Pariserinnen.

In dem Vaudeville wird nicht allein die Frau, sondern auch der Mann durchgehechelt. Er hat sich darüber in einem Tagebuche beklagt, allein man antwortet ihm: da er das Porträt seiner Frau unter die schönen Pariserinnen habe aufnehmen lassen, so habe er sich dadurch der Kritik bloßgestellt, und da er ein Kaufmann, mithin eine Art von Homo publicus sey, so könne er Niemand verwehren, über seine Waaren und Fabrikate ein Urtheil zu fällen. Uebrigens mag es seinem Handel nicht schaden, daß man ihn auf der Bühne besungen und seine Frau abkonterfeit hat. Er vertauft jetzt vielleicht doppelt so viele Hüte als zuvor, und mancher Pariser Hutmacher würde es gern erhalten, daß man sich über ihn und seine sodine Ehehälfte ein wenig lustig machte, wenn er dadurch seine Hüte absetzen könnte. Die Pariser Hutmacher klagen, daß ihr Handwerk ruinirt sey, weil man weder Filzhüte noch dreieckige Hüte, an denen viel zu gewinnen war, mehr trage, sondern sich mit den leichten und wohlfeilen Seidenhüten begnüge, die man für wenige Franken verkaufen müsse, wenn man sie absetzen wolle. Bei der letzten Industrieausstellung hatten sie gewaltige Gelehrsamkeit an die Nomenclatur ihrer Hüte verschwendet, welche allerlei Unterabtheilungsschlichteln besitzen sollten, als Unterbringungsmittel gegen Wasser, Schweiß, Del u. s. w., und ein Hutmacher, welcher es den andern zuvorthun will, läßt es sich in den Tagesblättern nachrühmen, daß er allein die Kunst verstehe, die Hüte nicht allein dem Kopf, sondern auch dem Gesichte seiner Kunden anzupassen, so daß er gewissermaßen ein physiognomischer Hutmacher genannt werden könne. Die sodinen Pariserinnen

№ 202.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 23. August 1839.

Ihr Bilder süß, die in den goldnen Jahren
Des Kinderhimmels mein Entzücken waren,
Geh' ich so sehnsuchtsvoll an euch dahin,
Faßt Wehmuth mich, daß ich kein Kind mehr bin.

Leyden,
scenes of infancy.

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Es zog mich hinunter auf den alten Schauplatz meiner kindischen Freuden, der mir in einer größern Stadt seit Jahren fast ganz fremd geworden war. Meine Gedanken waren durch die Eindrücke, wie ich sie oben geschildert, nun einmal rückläufig geworden, und so gab ich mich lange dem träumerischen Genusse des Jugendbildermalens hin. Hundert Dinge und Gestalten, wie schaal und gemein blicken sie mich an, wie so ganz anders, als damals, wo ich das, was ich jetzt mit schmerzlicher Lust in der Erinnerung heraufbeschwöre, mit dem Gefühl selig erfüllter Gegenwart unmittelbar genoß; wo ich nicht als ergriffener Liebhaber vor diesem bewegten Gemälde stand, sondern für das fremde Auge selbst eine naive, liebenswürdige Figur mitten in demselben war! Es braucht der ganzen Abstraktionskraft der Seele, um Sachen und Menschen, gereinigt von ellem, störendem Beiwerk, im kindlichen Style zu gruppiren, zu beleuchten und in den abschließenden Rahmen einzufassen, und es wird doch nur enge, niedrige, verständige Genremalerei gegen das volle, bedeutende, tiefgefühlte historische Bild im Gemüthe des Kindes.

Ich dachte: diese Jahrmarktscene, wie sie hier vor mir liegt, war und ist im ganzen lieben deutschen Vaterlande in ihren Hauptzügen aller Orten dieselbe, und wenn ich nun die kleine Ausstellung hier musterte, und mir doch Manches auffiel, was mich fremd ansah und auf der kindlich besaiteten Brust keine Akkorde weckte, so ging dies Alles lange in dem Bewußtseyn auf, daß die ewige Bemerkung des Menschen: „zu meiner Zeit war's anders," nur soviel heißt: „in meinen schönen Tagen war ich ein anderer." Endlich aber warf die Phantasie abgespannt den Pinsel weg, und jetzt, da ich den Kram mit den Augen des Verstandes betrachtete, drängte es sich mir doch auf, daß nicht nur ich ein Anderer geworden war, daß auch die Physiognomie des Marktes, wenn auch im Totaleindruck dieselbe, in vielen einzelnen Zügen sich wesentlich verändert hatte.

Der Weltgeist hat im Laufe der letzten Generation an den Werken der Menschenhand und am Menschen selbst tüchtig gefeilt und geschliffen, gemalt und gefirnißt. Wie manches Geräthe ist aus der ständigen, simpeln, nothdürftigen, urväterlichen Gestalt gleichsam flüssig geworden und hat sich in mannigfaltige Formen gegossen, die bequemer und handlicher, zierlicher und edler zugleich sind, und wobei oft der Gebrauch nur als Prätext für ein freies Kunstgebilde erscheint! Wie vieles Alte hat sich freilich nur geschminkt und drapirt, und ist wohl leichter,

aber auch leichtfertiger, feiner, aber auch vergänglicher, klingender, aber auch hohler geworden! Zahlloſes, das, noch ſo weit mein Gedächtniß rückwärts reicht, die Bequemlichkeit oder der Schmuck der Wenigſten war, iſt wirklich oder durch die gewandte Lüge eines ſpecioſen Surrogats das Eigenthum faſt Aller geworden. Wie der Edelmann heutzutage in der Geſellſchaft verſchwimmt, der er ſich oft als Bierbrauer oder Viehzüchter nützlich macht, ſo hängt ſich manche einſt ſo vornehme Waare ſachte dem Landmann an den Hals und ſchmiegt ſich verſchönernd und veredelnd ſeinem Haushalt an; und je kräftiger der Menſch das große Rad der Induſtrie umſchwingt, deſto gleicher wird das Geſchlecht äußerlich, und im ſelben Maaße entfeſſelt, regt und bethätigt ſich die natürliche innere Ungleichheit, und der Menſch an ſich bleibt allermittelſt derſelbe, der er von jeher war.

Eben als ich daran war, die Gedanken von meiner eigenen Vergangenheit zurückzurufen und auf Allgemeines zu wenden, ſchlug ein eigenthümlich ſchreiender Ton an mein Ohr, ſo daß ich mich raſch umſah. Der Laut kam aus einer Bude voll Ellenwaaren und rührte von einem Griffe des Verkäufers her, über den ich als Kind oft ordentlich erſchrocken war, vom raſchen, gellen Durchreißen eines Stucks Kattun oder dergleichen. Mit Einem ſichern Zug, und ſo gefahrlos einen koſtbaren Stoff zu trennen, dies erſchien dem Knaben als das größte, taſchenſpielerartige Kunſtſtück des gewandten, queckſilbernen Mannes, dem ich mit Vergnügen zuſah. — Und er iſt noch der alte in ſeiner von bunten Tüchern umflatterten Bude, der Ellenhändler, der die geringſten Märkte beſucht; er iſt noch immer der Herenmeiſter, der in ununterbrochener Handlung mit drei, vier Weibern zugleich eben ſo viele Feilſchpartieen ſpielt, und während er nie verliert, alle Wunder glauben macht, wie viel ſie gewinnen; der wie mit ſechs Händen Zeuge beſchleppt, ausbreitet, zum Licht hält, mißt, ſchneidet, reißt, rollt, packt, zurücklegt, und dabei noch ein Auge auf die Hände der Marktdiebe, für den grüßenden Gevatter ein munteres Wort und für die vorbeigehenden Herrſchaften einen unterthänigen Diener hat.

Auch ſein Publikum iſt das alte; aber es bringt zum großen Theil ganz andere Forderungen und Anſprüche vor die Bude, und mit dieſen und der Kultur hat ſein Waarenlager und ſein Genie gleichen Schritt gehalten. Wie durch die Eroberungen in der Botanik unſere Gärten und Gewächshäuſer ſich mit immer mehr, immer ferneren Pflanzenformen bevölkern, ſo ſtrömt mit jedem Hundert Webſtühlen, welche in den Induſtrieländern aus dem Boden wachſen, ein immer reicherer, mannigfaltigerer und wohlfeilerer Flor in die Kaſten des Krämers und Hauſierers; und wie der Kunſtgärtner die edle Hortenſie, wenn ſie aufgehört hat, nobel zu ſeyn, um einen Spottpreis dem Afterblumiſten abgibt, ſo bedient der Ellenmann in einer Welt, die auf Verwiſchung jeder Standestracht losgeht, mit den ſchillernden Zeugen, welche die Damen im vorigen Jahr übrig gelaſſen, im laufenden zahlreiche Claſſen von Quaſidamen. Wenn einſt ſein Vater, oder er ſelbſt in der Jugend das tüchtige Linnengewebe und das bäuriſch rothe, gelb getupfte Halstuch der Dirne aufſchwazte, ſo breitet er jezt ein ganzes Blumenbeete auf vergänglichem Kattun vor ihr aus, und den lachenden Baumwollenihawl, der in imponirendem Farbendruck das koſtbare, mühſame Gewebe ſeines wollenen Muſters ſinnreich nachahmt. Die derben, ehrlichen Stoffe für das Weib des Landmanns und geringen Bürgers ſind längſt nicht mehr der Kern ſeines Lagers, und vergeblich ſucht man einen ſolchen im leichten, farbenhellen, verflatternden Kram, wie er in erſtaunlichen Maſſen von den Bedürfniſſen eines wohlfeilen, ſcheinbaren Luxus dem Gewerbfleiße entlockt wird und ſeinerſeits wieder dieſen Luxus nährt.

(Fortſezung folgt.)

Das Stell Dich ein.

(Schluß.)

Der Hochzeittag rückte heran und ging mit ſeinen unabwendbaren zerſtreuenden Geſchäftigkeiten vorüber. Das neuvermählte Paar wurde endlich ruhigerer Stunden des traulichen Beiſammenſeyns froh. Man lebte einige Zeit ſo häuslich ſtill und zurückgezogen, daß ſich der Conſulent den Vorſchlag der Gattin zu einem Ausflug auf's Land mit den Kleinen wohl gefallen ließ. Es war auf ein frugales Mahl in einem benachbarten Dorfe abgeſehen. Sie ſprach mit dem Kutſcher; er ließ ſie in ſolchen Fällen gerne gewähren. Es ging die bekannte Straße entlang, die er in der lezten Zeit, von frohen und bangen Gefühlen erfüllt, einigemal befahren. Man näherte ſich dem Dörfchen ſauerſüßen Andenkens. Grüner wagte kaum verſtohlen zu dem bekannten Schilde, dem Himmelsboten, hinaufzublicken. Als nun der Wagen gerade unter demſelben ſich hinbewegte, ließ die Conſulentin den Kutſcher halten. Betroffen fragte Grüner nach dem Grunde. Sie lächelte zweideutig und trieb zum Ausſteigen. Schon wieder ahnete er ſich von einem Gewebe der Abſichtlichkeit umgarnt. Der Wirth erſchien und hob die kleine Geſellſchaft aus dem Wagen. Die Wirthin trat anſtändig gekleidet unter die Thüre und bewillkommte ergeben. Im bekannten Zimmer war eine Tafel gedeckt. Man ſezte ſich; man ſchwieg eine Weile, dann ſprach man Gleichgültiges über das nächſte Beſte. Die Conſulentin ſah ſich in dieſen vier Wänden um und

schien wie von einer unbekannten Macht ergriffen zu seyn. Sie ließ die Kinder sich entfernen und im Hausgärtchen spielen. Kaum waren sie allein, so faßte sie des Gatten Hände, umschlang sich selbst mit seinen Armen, während sie die übrigen um ihn wand und ward in dieser Situation von einer Rührung überfallen, die sie kaum sprechen ließ. „Was ist dir, Erneſtine!“ rief der Gatte verlegen und bekümmert. — In einem Tone, wie er ihn noch nie bei ihr vernommen, sprach sie unter vordrechenden Thränen: „Verzeih, Lieber, diese und die frühern Täuschungen. Ich konnte nicht offen seyn, ich hatte schweigend und scheinbar kalt Drohendes abzuwenden; nicht ganz ist mir's gelungen, ich konnte nicht Alles verhindern. — Du warst mir theuer, ich wollte deinen Besitz; du allein, so dachte, so fühlte ich, konntest mir meinen ewig unvergeßlichen Gatten ersetzen. Ich wollte einen Lebensgefährten, der mich liebte, ich wollte einen Vater für meine Kinder, einen Mann, der von seinen Mitbürgern geachtet, gesucht wird, den der Staat ehrt, weil er dem Staat Ehre macht, der nach dem Höhern strebt und das Bessere verdient. Ich wollte dich, nur dich. Ich sah dich auf einem bedenklichen, meinen Wünschen gefährlichen Abwege. Ich konnte dich nicht ausschließend fesseln und machte die Sache durch meinen Ernst nur um so schlimmer. Man kann seine Tugenden vielleicht auch übertreiben. Du drohtest, mir zu entgehen. — Ich gebot meinem Naturell, meiner Gewöhnung; ich bezwang sie. Ich wollte dich, du kehrtest zurück; ich habe dich, und nun schwinden alle Besorgnisse. Ein Beweis, daß ich dir vertraue, ist unser Hierſeyn.“ — „Erneſtine, kannst du verzeihen?“ rief der Consulent; „kannst du vergessen? Wie edel, wie hochverständig finde ich dich! Bin ich deiner werth?“ — „Du bist es!“ erwiderte sie. „Bin ich doch auch nicht ganz ohne Schuld. Wir Weiber vergessen so oft, daß wir, um Liebe zu erwerben, auch liebenswürdig seyn müssen. Ihr Männer schlagt diese Eigenschaft so hoch an, daß ihr sie auch da noch aufsucht und ihr huldigt, wo sie mit großen sittlichen Mängeln verkettet ist. Ihr seht täglich der Geliebten eine Perle aus ihrer Krone fallen, und liebt dennoch fort. — Dies gilt aber nicht dir, mein Guter! — Doch laß uns nun in den Garten zu den Kindern gehen.“

Er folgte ihr. — Unter den Bäumen fanden sie bei den Kleinen zwei gepuzte Gestalten. Diese näherten sich ehrerbietig. Es war Sailer und Marianne. — Der Consulent sah sich durch das Bisherige dahin getrieben, daß er Alles, was etwa noch geschehen mochte, in bestmöglicher Fassung an sich kommen ließ. „Du kannst,“ nahm seine Gattin das Wort, „den Beiden Glück wünschen. Sie sind ein Paar und werden in dieser Stunde auf ewig verbunden. Wir begleiten sie als Zeugen der Einsegnung in die Kirche, wo der Geistliche wohl unser schon wartet.“

In diesem Augenblick ertönte die Glocke. — Man folgte dem gegebenen Zeichen. Die Dorfjugend sang einen frommen Vers, der die Gemüther von allen zerstreuenden Gedanken zu dem heiligen Akte sammelte. Die Einfalt der ceremoniösen Form bewirkte, daß das Wesentliche seinen Eindruck nicht versehlte. In Kurzem, nicht länger als der Mensch eine religiöse Erhebung, und was sich von Gedanken daran knüpft, zu hegen fähig ist, war Alles vorüber.

Man kehrte in das Wirthshaus zurück. Die Tafel war nach Umständen geschmackvoll bereitet; auch der Herr Pfarrer war geladen. Gerade die höchst frugale Einrichtung des Mahles, wozu noch der Pfarrhof einiges von Service hatte hergeben müssen, erhöhte die allgemeine Gemüthlichkeit. Der Bräutigam stellte sich durch innere Freude ganz verjüngt dar. Die Braut, bei welcher die Spuren jenes Sturzes kaum mehr sichtbar waren, sah wirklich ganz allerliebst aus; wie es denn im Leben feierliche Momente gibt, wo die Gestalt des Menschen sich durch Erhebung des Gemüths selbst idealisirt, eine Verklärung, die sogar der Kunst kaum zugänglich, und wohl nur von den größten Meistern annähernd dargestellt worden ist.

Dem Consulenten war eine Vergleichung der beiden Frauen nahe gelegt. Wie der Rechtsmann von der Confrontation oft das Entscheidendste erwartet, so lernt der Kunstmann in Sachen der Schönheit, der natürlichen wie der nachgebildeten, durch Vergleichung mit einem Blicke mehr, als durch die sorgfältigste einseitige Betrachtung. — Marianne war sehr reizend, aber doch — welch ein Abstand von seiner Gattin, die seit einer uns bekannten Katastrophe ihrer plastischen Schönheit auch die Grazie der Anmuth beigegeben. — Marianne war durch die Wendung ihres Schicksals, durch die Erscheinungen der Gegenwart gleichsam über sich selbst erhoben; aber ihre geistige Unterordnung unter eine höher gebildete Frau entging Niemand, am wenigsten ihr selbst. Gruner sagte sich, daß sie ganz des guten Sailers, seiner mäßigen Wünsche und Bestrebungen würdig sey, daß sie aber wahrscheinlich bald nach dieser vorübergehenden Exaltation sich in die Mittelsphäre bürgerlicher Häuslichkeit zurückfinden und stellen werde, während er in seiner Gattin für ihn selbst und für die Kinder durch ihre Bildung und gerechten Ansprüche die Fortleiterin und Trägerin der Weiterbildung, des wachsenden Ansehens und Wohlstandes erkennen mußte. — So erschien ihm denn die Convenienz in ihrem rechten Lichte durch den unverkennbaren Einfluß auf die Erlangung der Notabilität im Staate, und zugleich im schönsten, weil sie vom Herzen kein Opfer forderte, sondern vielmehr dessen Bedürfnisse auf's Beste mitbesorgte.

Nach Tische kam der Amtsrichter zu Pferd, und erhöhte als ein ebenso gesellig aufgeräumter, als geistig

gebildeter Mann die Heiterkeit. Es fehlte nicht an pikanten und witzigen Anspielungen, die jedoch kein zartes Gefühl verletzten. — Die Stunden entflohen schnell; man ward des behaglichen Bewußtseyns froh, daß Alles gut gegangen, eine Satisfaktion, deren gesittete Menschen theilhaftig werden, wenn sie von Versuchungen zur rechten Zeit einlenken und die Umstände mit kluger Mäßigung sich dienstbar machen.

Beim Abschiede von den Brautleuten, welche in einem Kaleschlein nach B. zurückfuhren, um ihren Einzug in die Stadt vorzubereiten, forderte die Consulentin von ihrem Gatten, daß er der hübschen Braut einen herzlichen Kuß gebe, was auch sofort unter ihren Augen mit aller Zuneigung geschah. Es war wohl der letzte Auftritt des erotischen Intermezzos. War Marianne ganz zur Besinnung gekommen, so mußte sie sich Glück wünschen, für einen temporären Liebhaber einen beständigen Freund und einen braven Gatten obendrein eingetauscht zu haben.

Wenn sich auf dem Heimwege Grüner fragte, was wohl seine Gattin zu dem Arrangement des heutigen Tages gerade in dieser Art bewogen haben möge, so mußte er sich sagen, daß die kluge Frau hiedurch, als durch ein öffentliches Verfahren, einen Abschluß der sie beunruhigenden Verhältnisse herbeigeführt habe. — Der Erfolg rechtfertigte ihr Benehmen. Die beiden Familien lebten jede nach ihrer Weise in der besten Harmonie, und es wäre zu wünschen, daß alle Extravaganzen im geistlichen, weltlichen und häuslichen Stande sich auf eine solche friedliche Weise zurecht finden möchten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, August.

(Fortsetzung.)

Die Servants. Voltaire und Gibbon.

Bridel hat in einer kleinen Schrift über einen andern interessanten Gegenstand unseres Landes gesprochen, nämlich über die vielen im Volksglauben der Waadländer umgehenden Kobolde und gespenstigen Wesen. Sie heißen hier zu Land Servants. Der böse und feindlichen sind viel mehr als der guten. So spukt da der Nion-ne l'ou (Niemand hört ihn), der des Nachts auf die Aecker schleicht und da böses Samen ausstreut; ferner der Tzeveto, eine Art von Hermaphrodit, der bald Männer, bald Mädchen an der Nase herumführt; der Tzauterai, der bei seinen schlechten Streichen immer hüpfen und springen muß; der kleine Kautzmairon mit aufgeschlagenem Schwanz, ein Kinderschreck; die Tschauzas villia, die sich den Schlafenden wie ein Alp auf die Brust deckt und sie mit fürchterlichen Träumen quält, und endlich der Grabellu oder die Bitaccraya (la bête à grisses), ein fürchterlicher Kobold, welcher in der St. Michelsnacht sieben andere Kobolde aufführt, die verkehrt auf Wildschweinen sitzen und den Schwanz als Zaum führen; er reitet ihnen voran, und wenn sie auf die Höhe des Jura kommen, stürzt er sich mit ihnen in die Tiefe, um da zu liegen bis in's folgende Jahr. So böse Servants sollen es auch gewesen seyn, die voriges Jahr aus dem Thal Aosta den Typhus auf den St. Bernhard brachten, worau Alle im Hospiz schnell und gefährlich erkrankten, und fünf Geistliche und Maroniers starben; gute Servants hingegen finden auf der waadländischen Seite Arbeit und ließen der ansteckende Krankheit nicht herüber. — Aber nicht allein von Kobolden weiß Bridel Anziehendes zu erzählen, sondern auch von Voltaire und Gibbon, deren er sich recht gut erinnert und eine Menge komischer Züge von ihnen kennt, von denen ich nur Einen anführen will.

Gibbon wohnte 1776 in Lausanne und war in Briefwechsel mit Voltairen in Ferney. Sie hatten sich nie gesehen und tauschen sich nur durch Briefe. Voltairen war der Ruhm des Britten fatal, und er schrieb beleidigend über seine Persönlichkeit. Darauf machte Gibbon eine Satire, worin er Voltairen als einen heftigen, jähzornigen und dissigen Menschen darstellte. Dagegen machte Voltaire eine Karrikatur, worin er Gibbon, der bekanntlich nichts weniger als schön war, wie einen Zwerg schwarze mit dickem Bauch, ungeheurem Kopf, platter Nase u. s. w. Diese Karrikatur schickte er ihm nach Lausanne. Von nun an hörte der Briefwechsel zwischen beiden auf. Einige Zeit darauf ging Gibbon nach Genf und besuchte seinen Freund Tronchin, der bekanntlich auch mit Voltairen sehr befreundet war. „Voltaire motirt sich über mich," sagte er unter anderm zu ihm; „ich will ihm aber einen Besuch in Ferney machen, denn man sagt, er sey nichts weniger als schön." Tronchin, der sich gerne amüsirte und bei dem Charakter der zwei Männer eine Reihe komischer Scenen voraussah, hatte nichts Nothwendigeres zu thun, als Voltairen von dem bevorstehenden Besuch zu benachrichtigen. Dieser ließ gleich Mad. Denis, seine Nichte, kommen, welche die Honneurs seines Hauses machte, und sagte zu ihr: „Es wird ein häßlicher Engländer kommen, Sie werden alle mögliche Aufmerksamkeit für ihn haben, denn es ist ein Mann von großem Verdienst, auf den ich große Stücke halte; aber ich kenne seine Absicht, er wird mich nicht sehen." Darauf verschloß er sich in sein Arbeitszimmer. Schon zwei Tage herauch kommt Gibbon in Voltaires Schloß an und läßt sich melden. Mad. Denis empfängt ihn sehr artig im Salon, sagt ihm aber, Voltaire wolle ihn nicht sehen. Darauf setzt er seinen Lehnstuhl mitten in das Zimmer und sagt so laut, daß es Voltaire im Nebenzimmer hören konnte: „Da er mich nicht empfangen will, so gehe ich auch nicht fort." — Hierauf schickte er seinen Wagen zurück und blieb im Haus. Die Nacht kam, man mußte ihm wohl ein Zimmer und Bett anbieten, und so aß und trank er auch mit den Damen des Hauses. Den folgenden Tag war es ebenso, und Voltaire kam immer nicht zum Vorschein. Zwar bemerkte ihm Mad. Denis: „Mais, Monsieur, votre visite est bien longue, elle ennuie Monseigneur" (denn so hieß sich Voltaire nennen). „Das ist mir ganz gleich," erwiderte der Engländer, „ich bin gekommen, um ihn zu sehen, und ich gehe nicht fort, ohne ihn gesehen zu haben." Dabei verblieb's drei Tage lang. Endlich wurde Voltaire ungeduldig, denn er konnte nicht aus seinem Zimmer. Deßhalb schrieb er Gibbon ein Billet folgenden Inhalts: „Monsieur, Don Quichotte prenait des auberges pour des châteaux, mais vous, vous prenez mon château pour une auberge." Darauf antwortete Gibbon gleich mit folgenden Versen:

En ces lieux je comptois voir le Dieu du génie,
L'entendre, lui parler et m'instruire en tout point;
Mais comme Lucullus, auquel je porte envie,
Chez vous on boit, on mange, et l'on ne vous voit point.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 203.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 24. August 1839.

Schöne Nachtkarin, ja, so war ich gewohnt dich zu sehen,
Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich denkt.

Goethe.

Leben in Athen.

Abschied.

In den lezten Monaten vor meiner Abreise von Athen wohnte ich in dem Hause des Herrn Spiros Bamburis in der Psiri. * Als ich dies Haus bezog, wußte ich nicht, welch geheimen Schatz es verberge. Mir gefiel es damals deßwegen so gut, weil es ganz neu und reinlich war, und weil man von seinem Balkone aus weit umher sehen konnte, über die ganze junge Stadt hin und über einen großen Theil des Kephissosthales, so daß der Oelwald, der Lykabettos ** und die Akropolis im Gesichtskreise lagen. Hinter dem Hause war ein Hofraum, den die Hausfrau stets sehr fleißig gekehrt hielt, und in dem Hofe stand die bescheidene Wohnung meines wohlhabenden Hausherrn, eine niedrige Hütte mit einer Thüre, einem Fenster und einer Stube, die Thüre ohne Schloß, die Fenster ohne Scheiben und die Stube ohne gedielten Boden, so daß diese Schöpfung des engsten Bedürfnisses im Gegensatz zu dem vor ihr stehenden Ziergebäude zu erfreulichen Bemerkungen Anlaß geben konnte, welch schöner Spielraum in aufblühenden Ländern dem Fleiß und der Sparsamkeit gegönnt ist.

Anfangs nun hatte ich sehr wenig Verkehr mit meinen Hausleuten. Herr Spiros begab sich in aller Frühe, wenn ich noch in den Federn, oder höchstens im Schlafrocke war, in seine Bude am Bazar, wo er Leinenzeug, Tücher, Halsbinden, Handschuhe und andere derlei Dinge verkaufte, und wofür er Herrn Finley dreihundert Thaler Miethe bezahlte, und Abends kam er gewöhnlich erst nach Hause, wenn ich schon in der Lokanda unter meinen Freunden saß, so daß ich ihn nur äußerst selten zu sehen bekam. Frau Maria, seine ziemlich bejahrte Schwester, der ich öfter begegnete, ging still an mir vorüber, und ließ es, wenn sie mir in der Frühe einen guten Morgen geboten hatte, wohl für den ganzen Tag über dabei bewenden; die Nichte aber, die sie als eine Waise zu sich genommen, war, wie es schien, strengstens beauftragt, mich wo möglich gar nicht anzusehen. Wenigstens pflegte sie, wenn ich durch den Hof ging, sich immer etwas zu

* Psiri heißt den neuen Athenern jener Theil ihrer Stadt, der sich vom Theseustempel ostwärts gegen den Lykabettos hin erstreckt. Die Grenzen desselben scheinen nicht genau bestimmt zu seyn, so wie ich auch über die Ableitung des Namens, der sich zu Deutsch ohngefähr mit Läuseviertel übersetzen ließe, nichts Genügendes beizubringen weiß.

** Unter dem Lykabettos ist hier die Felsenpyramide verstanden, welche bei den meisten ältern Topographen Athens als Anchenos aufgeführt wird, der aber Dr. Forchhammer aus Holstein durch eine im Jahre 1834 erschienene Schrift über die Topographie von Athen für immer wieder zu ihrem ursprünglichen Namen verholfen hat.

schaffen zu machen, was mich um den Anblick ihres schönen Antlitzes brachte. Entweder bob sie ein Steinchen auf, an dem ihr noch einen Augenblick vorher nicht das Geringste gelegen war, oder sie setzte sich auf eine Bank und legte ihr Köpfchen in die Hände, ja einmal wußte sie sich, als ich plötzlich erschien, während sie gerade ein großes irdenes Geschirr reinigte, gar nicht anders zu helfen, als daß sie ihr niedliches Köpfchen mit Hand und Haar in den Topf steckte, wobei ich übrigens nicht umhin konnte, aus seinen Tiefen ein liebliches Kichern zu vernehmen. Nichtsdestoweniger fiel das Mädchen doch zuweilen aus der Rolle, und ehe ich acht Tage im Hause war, hatte ich mich vollkommen überzeugt, daß die junge Nichte eines der schönsten Mädchen von Athen war. — So ging es Anfangs; nach und nach aber, als sich den Hausleuten meine edlere Natur erschlossen, das heißt, als sie bemerkt hatten, daß ich Abends gewöhnlich nach Hause komme, mich im Wein nicht übernehme, meinen Bedienten nie pringle und alle Monate den Miethzins pünktlich bezahle, da änderten sich die Verhältnisse sehr zum Bessern.

Eines Sonntags kam Herr Spiros in der Frühe mit all seinen Prachtstücken, seiner schneeweißen Fustanelle, seinem werthvollen tunesischen Fes, seinem blauen, feintuchenen, mit Seide verbrämten Galeki angethan, einen kostbaren Bernsteinrosenkranz in den Händen, zum Besuche herauf und gab, während er eine Kugel dieses Kranzes nach der andern langsam abrollen ließ, nicht undeutlich zu verstehen, daß die hohe Gesinnung, die ich bisher an den Tag gelegt, ihn und seine jungfräuliche Schwester sehr für mich eingenommen und ihn bestimmt habe, durch diesen Besuch mir persönlich seine ἀρέσκεια, seine Verehrung, zu bezeugen. Ich dankte meinem wohlgesinnten Wirthe herzlich für seine gute Meinung von mir und versprach, mich derselben immer würdiger zu machen, wobei ich ihm kräftig die Hand schüttelte und ihn Platz zu nehmen bat. Ich ließ Pfeifen und Kaffee bringen, und während wir schmauchten und schlürfte- plauderten wir wie zwei innige Handelsfreunde über Muskatnuß, Rosinen, Arack und Zucker und seidene Halstücher, bis sich unser Gespräch, je mehr wir erwarmten, emporschwang und zuletzt freundlich und lebhaft über Handel und Gewerbe, Staat und Kirche schweben blieb. Ich glaube sagen zu dürfen, wir haben uns verstenden, denn Herr Spiros verließ mich mit sehr schmeichelhaften Reden über die Deutschen, unter denen er wieder mich am meisten heraushob, und versprach, öfter zu kommen, welchem Versprechen er denn auch durch einen regelmäßigen Sonntagsbesuch treu blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Wohl dir, gute Muhme, daß du schläfst und den Greuel nicht mehr mit ansiehst! Die ehrliche, sonst so menschenfreundliche Frau konnte toll werden, wenn ihr etwa ein neues Kattuntleid mit munterem Muster am Leibe einer Magd im Hause ein Aergerniß gab und nun im Familienkreise das Kapitel vom schändlichen Luxus, der immer weiter in den Ständen um sich greife, auf's Tapet kam. Der Kattun war es ganz besonders, woran sich ihre Invectiven auf das gegenwärtige Verderben und ihre Lobsprüche auf die Sittenreinfalt in Poschen, Stelzschuhen und der Puderfrisur entzündeten. Der Kattun, wie ihn ihre Mutter, die Commerzienräthin, getragen, mit dem Blumenschmelz, wie aus Metall getrieben, unverwüstlich nach Stoff und Farbe, war ihr das Symbol einer bessern, einer solideren Zeit, welche zwischen rechten Leuten und Pöbel auch im Aeußerlichen den gebührenden Unterschied machte, und wo Jeder, der Höhere, um sich in ehrenwerther Stellung zu erhalten, der Niedrige, um sich emporzubringen, das Seinige zu Rath hielt. Dagegen im nivellirenden, hinfälligen und aufgesteiften, wasserscheuen, gleißnerischen Gewebe, das kaum so lange dauert, wie die modische Façon, in die es verschnitten worden, versinnlichte sich ihr so recht eine neue, widerwärtige Welt voll allgemein entfesselter Triebe und Begierden, wo man täglich einer neuen Thorheit nachjage und doch das Geld täglich seltener werde, und wo die unverschämte Dirne mit ihrer Dienstfrau ungestraft im Putze wetteifern dürfe. Als ein Kind dieser Zeit nahm ich die Partie derselben; ich bewies der Muhme, daß nie so viel Geld dagewesen als jetzt, nur anders vertheilt als sonst; ich setzte ihr auseinander, wie es mit allen Erscheinungen der Zeit zusammenhänge, wenn der bunte Blumenstor auf dem Produkt von Millionen Baumwollenspindeln immer weiter abwärts in den Ständen Schultern und Hüften der Weiber umranke und daselbst rasch verwelke, um sogleich, und nur um so reizender wieder aufzusprießen; ich versicherte ihr, diese Bewegung werde nicht eher stille stehen, als bis die niedrigste Magd in Kattun gekleidet gehe, gegen den der schönste Schanzlooper ihrer Mutter, der Commerzienräthin, sich nicht sehen lassen dürfte. Meist entzundete sich bei solcher Gelegenheit ein heftiger Streit zwischen den Repräsentanten zweier Zeitalter, und nicht selten lief sie am Ende, auf's Aeußerste gebracht, aus dem Zimmer, oder noch einfacher, sie hieß mich meiner Wege gehen. Mit später Reue fühlte ich dann immer recht lebhaft, wie thöricht es sei, Weibern Vernunft und Nationalökonomie zu predigen; und wer weiß?

ich habe mich wohl gar mit meinen Schutzreden für den albernen Kattun aus ihrem letzten Willen hinausargumentirt.

Sieh da die Bilderbude, vor dreißig Jahren mein Louvre und vatikanisches Museum, wo des Lebens höchster Ernst, wie seine heiterste Lust in den bedeutsamsten Schilderungen, schwarz und kolorirt, das kindische Gemüth sich selbst entrückte, wo vor Allem Blätter voll Blut, Pulverdampf und bunten Monturen die belletste Palette waren, mit der sich die Einbildungskraft jene Tage anemalte, deren historische Namen so vornehm schauerlich klangen: Austerlitz, Jena, Eilau, Abensberg, Eßling, Wagram, Saragossa, Smolensk, Borodino, Moskau, Mitojaroslawez. — Die Bude ist dicht umdrängt von Zuschauern, und vor keinem Kram tritt so sehr die Seele auf die Gesichter als hier. Der eine, den eben ein ernst historisches Sujet, etwa der Stich eines bethlehemitischen Kindermords, beschäftigt, zieht die Augbraunen zusammen und wirft die Unterlippe heraus; ein Anderer, vor den entzückenden Pariser Weiberköpfen, wiegt mit lüstern geöffnetem Munde und verlangenden Blicken den Kopf hin und her; ein Dritter, bei dem die Augen immer kleiner werden und der Mund immer größer, steht im Begriff, die Pointe eines Krähwinklerstücks loszudekommen, z. B. wie der Bürgermeister von Krähwinkel über dem Klavierspiel seiner Tochter ganz weg ist.

Hier ladet sich der Landgentleman für das ganze Jahr mit poetischem Stoff und mit sinnlichen Anschauungen; hier berichtigt er mit lebhaftem Genuß seine Begriffe von der Zeitungs- und anderer Lektüre her. Er lernt die liebenswürdige Familie Louis Philippes, die jugendliche Trägerin dreier Kronen, Doktor Strauß und den Erzbischof von Cöln von Angesicht zu Angesicht kennen; er wohnt dem Sturme von Constantine bei und macht die Fahrt auf der Eisenbahn von Liverpool nach Manchester, auf dem einen Blatt in den Personenwagen, auf dem andern in Gesellschaft von Wagenballen, Pferden und Ochsen.

Indem ich die Bilderausstellung mustere, fällt mir sogleich auf, daß sie ungleich ausgedehnter ist als an ähnlichem Ort und bei gleicher Gelegenheit in meiner Jugend. Wie das Lager des Ellenkrämers, so ist auch die Kunst im Lederfack des ambulirenden Bildermanns länger und breiter, vielseitiger und mannigfaltiger geworden, und es braucht kein Nachdenken, um die Hauptquelle dieser Entwicklung in der Erfindung der Lithographie zu entdecken. Diese Erfindung hat aber nicht nur die Produktion überhaupt ungeheuer geschwellt, sie hat auch der Kunstrepräsentantenversammlung, dergleichen eine Marktbude ist, formell eine ganz andere Physiognomie gegeben.

Unter der ausschließlichen Herrschaft des Kupferstichs zerfiel das Ganze deutlich in zwei Classen, mit wenigen Uebergängen, in die vornehmen, anspruchsvollen Stiche, und in den gebudelten Plunder für Kinder, groß und klein, und für Wirthsstuben. Jetzt, Dank der allumfassenden Lithographie, ist die Kunst durch eine breite Masse der mannigfaltigsten Schilderein ausgefüllt, die hier in das höhere Gebiet hinaufreichen oder sich hinauflügen, dort mit oder wider Willen zum Gemeinsten herabsinken. Es zeigt sich nun aber auffallend, daß diese reiche Blüthe, diese strotzende Entwicklung in den mittlern Sphären, wohl naturgemäß, ein Welken und Verschlechtern an den beiden Extremen zur Folge gehabt hat. Wie viel am obern Ende die eigentliche Kunst durch Zurückdrängung des Kupferstichs gelitten hat, davon mag ich hier nicht sprechen; mich beschäftigt hier zunächst nur der andere Pol, dem, als seiner Domäne, das Gemüth des Kindes sich vorzugsweise zurichtet; und hier drängt sich nun die Bemerkung auf, daß die geringste Waare, die Bildergalerie des Kindes und des Armen, seit dem Einbruch des Steindrucks unendlich reicher zwar und wohlfeiler, aber auch im selben Verhältniß schlechter, liederlicher, gesindelter, unnatürlicher geworden ist.

(Fortsetzung folgt.)

David II.

Mit einem Riesen will ich kämpfen,
Und seinen rohen Hochmuth dämpfen,

Wenn auch, gelagert Zelt an Zelt,
Ein Heer Philister mich umstellt:

Ich lächle Goliath, deinem Spott!
Mit mir ist ja der Musengott!

Aus meiner Dichtung Schleuder frisch
Entsaust der Kiesel mit Gezisch;

Getroffen auf die hohle Stirn
Verstäubt des Riesen Strohgehirn.

Triumph! die Schleuder echter Dichtung
Ist des Philisterthums Vernichtung!

Korrelpondenz-Nachrichten.

Lausanne, August.

(Fortsetzung.)

Voltaire und Gibbon. Hürel Gibbon.

Gibbon schickte Voltairen diese Verse und reiste gleich darauf ab. Während seines dreitägigen Aufenthalts in Ferney hatte er sich aber bei den Hausleuten nach den Gebräuchen und Gewohnheiten des Herrn erkundigt, und auf das, was er von ihnen erfahren, gründete er seinen fernern Operationsplan. Nach einigen Wochen kam Gibbon wieder.

Diesmal aber hatte er seinen Wagen im Ort gelassen und war zu Fuß und recht früh nach dem Schloß gegangen, wo noch Niemand von denen wach war, die ihn hätten in den Hof treten sehen können. Hier fand er auch nur den Kutscher. Er wußte, Voltaire hatte eine kleine Stute, die er seinen andern Pferden vorzog. Er bittet den Kutscher, sie ihm zu zeigen. Im Stall sagt er zu ihm: „Höre, guter Freund, wenn du die Stute in den Hagebuchengang wirst laufen lassen, so verspreche ich dir ein gutes Trinkgeld.“ Der Kutscher war's zufrieden, und indessen versteckte sich Gibbon im Gebüsch dieser Allee. Die Stute kommt lustig gesprungen und läuft keck in den Baumgang auf und ab. Voltaire, der zu dieser Zeit schon auf war und in seiner auf die Allee herausgehenden Bibliothek seine Briefe vom vorigen Abend las, hört es, öffnet das Fenster, fragt, warum die Stute hier herumlaufe, und als ihm der Kutscher antwortet, sie sey ihm ausgekommen, eilt er im Schlafrock und der Nachtmütze aus dem Haus in die Allee, um die Stute auffangen zu helfen. Voltaire war damals zweiundsechzig Jahre alt, fürchthar mager und im Gesicht eingefallen, ohne Zähne und Lippen, mit entsetzlich vorstehendem Kinn und Kahlkopf, kurz eher einem großen alten Affen, als einem Menschen ähnlich. Als ihn Gibbon gesehen hatte, trat er aus dem Gebüsch hervor und ihm gerade entgegen, betrachtete ihn vorn und hinten, oben und unten, und sagte dann in die Hände klatschend und spottend zu ihm: „Adieu, Voltaire, je l'ai vu cette fois, tu n'es pas beau non plus.“ Damit ging er. Voltaire aber kehrte wüthend, sich überlistet zu sehen, in seine Bibliothek zurück, rief seinem Sekretär Wagnière und sagte zu ihm: „Cours vite après cet Anglais et demande-lui douce sous pour avoir vu la bête.“ Der Sekretär findet Gibbon noch, bittet bei dem Schloßgitter, und eilt mit den Worten auf ihn zu: „Monsieur, Monseigneur exige que vous me donniez douze sous pour avoir vu la bête,“ worauf Gibbon antwortete: „C'est juste, en voilà vingt-quatre; tu diras à ton Seigneur, que j'ai payé pour deux séances; je reviendrai demain.“ Wahrscheinlich war Voltaire indessen zu sich selbst gekommen und hatte eingesehen, wie unwürdig sein Benehmen sey, und wie lächerlich er sich selbst durch den Vergleich mit der Bête mache; denn als ihm Wagnière die Antwort Gibbons gebracht hatte, erwiderte er der schämt: „Ce diable d'Anglais est plus méchant que moi, il me jouera quelque mauvais tour, il faut faire sa paix avec lui. Wagnière, il faut aller l'inviter à venir dîner demain avec moi.“ Wirklich schickte er ihm den folgenden Tag eine scherzhafte Einladung und ließ ihn in seiner Kutsche mit allem Ceremoniel abholen. Gibbon kam auch und betrug sich als wahrer Gentleman, denn er war artig und that, als sey nichts vorgefallen. Voltaire empfing ihn beim Aussteigen aus dem Wagen und stellte ihn der versammelten und eigens für ihn eingeladenen Gesellschaft vor. Bei Tisch sagte ein Mitwohnt dieser beiden Männer das andere. Von nun an waren sie gute Freunde, Gibbon besuchte häufig den alten Voltaire und blieb gewöhnlich drei bis vier Tage bei ihm. Natürlich war nie die Rede von dem, was in der Tagebuchenatur vorgefallen war. Hier bewunderte man nur die herrliche Aussicht auf die Gletscher und auf den Genfer See, die noch ist wie damals.

Man muß den fast neunzigjährigen Detan Bridel mit seiner unnachahmlichen Laune und Mimik von jenen Gesprächen wie von den Männern und der Geschichte seiner Zeit sprechen hören, wenn er Abends zu Montreux, umgeben von schönen und liebenswürdigen Frauen und Mädchen, seinen nahen und fernen Verwandten, im Garten des Pfarrhauses beim Thee sitzt und sich die zauberisch schönen Berge umher und gegenüber von der niedergehenden Sonne rothen, in der Seeflut malen und zwischen all dies freundliche Gesplauder die Abendglocken von den umliegenden Dörfern läuten.

Vorige Woche habe ich einen meiner Sommerausflüge am See hinauf gemacht, um mir im Umgang mit waadländischen Freunden das in Genf fast eingefrorene Gemüth zu erwärmen. In Lausanne sah ich auch zwei interessante Fremde wieder, d. h. Mittermayr und Sainte-Beuve. Jener wird höchstwahrscheinlich an der Akademie lehige Professur der lateinischen Literatur bekommen und dadurch der Lehrsaal statt eine große Zierde werden. St. Beuve gist diesmal seine Vorlesungen, sondern arbeitet in ländlicher Ruhe für sich. Sein vorjähriger Curs über die Geschichte von Port-Royal ist noch unvergessen.

In Lausanne wohnte ich diesmal nicht bei alten Gastfreunden, sondern aus Neugierde in dem neuen Hotel Gibbon, das ein Deutscher (Burgdorfer von Bern) mit deutschen Kellnern inne hat. Es ist in jeder Beziehung tüchtig versehen und ein treffliches Exemplar schweizerischer Gastwirthschaft. Lage, Einrichtung, Detoration, Bedienung und Tisch können meisterhaft genannt werden und ziehen Schaaren vornehmer Fremden herbei. Ein eigenthümlicher Vorzug dieses Hauses vor allen seines Gleichen in Lausanne und vor vielen ähnlichen in der Schweiz ist die herrliche Aussicht seiner dem See und den Seeberge zugewendeten Zimmer, Conversations- und Eßsäle und Terrassen. Ich habe Fremde gesehen, die Tag und Nacht wie an ihr Fenster gebannt waren, und ich selbst, den dies großartige Epos täglich vor Augen steht und zur zweiten lieben Heimath geworden ist, ich habe mich in den Momenten des frühen Morgens, des Sonnenuntergangs und des Mondscheins nicht von diesem Zaubergemälde los reißen können, dem wohl wenig in der Welt an reicher, mannigfaltiger Anmuth zu vergleichen ist. Selbst des Nachts, wenn das leuchtende Silberband des Vollmonds von einem Ufer zum andern über den See zieherte, versiel ich manchmal in süßes Träumen, und dann schien es mir, als wenn Gibbons Geist, der lange hier heimisch war, zu seinem stillen Lieblingsaufenthalt zurückkehrte, sich wunderub über das bunte, laute Treiben reisender Leute aus allen Theilen der Welt, auf der Stelle, wo er vor sechzig Jahren in traulichem Cabinet gelebrt, geschrieb, aber mehl ohne Vers urtheil und Einseitigkeit im Geist seiner Zeit über den Verfall des römischen Reichs dachte und schrieb. Ich habe Engländer sehr unwillig sprechen hören über die Entweihung ihres großen Historikers, der hier zu einem Gasthof seinen Namen hergeben müsse. Diese Tadler schätzen aber auf der einen Seite Gibbons Verdienst zu hoch und bedenken auf der andern nicht, daß hundert Jahre früher Friedrich II. als Kronprinz in dem nahen Städtchen Morges einem jungen Gastwirth die Erlaubniß gab, am neuen Haus des Prinzen Porträt als Schild außzuhängen und den Gasthof nach ihm zu benennen, wie es noch zu sehen ist. — Wenn man aus den Fenstern dieses Gibbonshauses das Seeschloß Chillon zu reizend in der Fluth liegen sieht, wie eine große Seelilie, mag man sich an das erinnern, was mir Detan Bridel darüber erzählte. Ein Bauernmädchen seiner Gemeinde im Gebirg des waadländischen Oberlands, die noch nie ihr schönes Heimtland und dessen Berge verlassen hatte, kam endlich einmal an den See, und als sie bei Villeneuve das Schloß Chillon erblickte, rief sie ganz entzückt einmal über das anderemal aus: Quel beau Chalet!

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 27.

Sonnabend, 24. August 1839.

Gedichte Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern.

Dritte, um einen Band vermehrte Auflage.

In der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
Ludwig des Ersten,
Königs von Bayern.

Drei Theile.

Preis geheftet 7 fl. rhein. oder 4 Rthlr.

Für die Besitzer der frühern Auflagen des ersten und zweiten Theils wird auch besonders abgegeben:

Derselben Gedichte

dritter Theil.

Preis geheftet 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

---

[387] Bei *Julius Wunder* in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wimpinae, C., Scriptorum insignium, qui in celeberrimis praesertim Lipsiensi, Wittenbergensi, Francofurdiana ad Viadrum Academiis, a fundatione ipsarum usque ad annum Christi 1515 floruerunt, centuria quondam ab J. J. Madero Hannoverano edita, ex msplo autographo emendata, completa, annotationibusque brevibus ornata, luci publicae tradita a J. Fr. L. Theod. Merzdorf. 12 Gr.

---

[381] Bei G. B. Bädeker in Essen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Karolinger

und

die Hierarchie ihrer Zeit.

Von

J. Ellendorf.

Zweiter Band.

Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Der Hr. Verfasser, schon durch andere Schriften als Historiker und als gründlicher Kenner der Kirchengeschichte rühmlichst bekannt, unterwirft in diesem Bande wieder mehrere der wichtigsten Punkte der letzteren einer auf historischen Quellen beruhenden sorgfältigen Erörterung, verbreitet über die Geschichte der Karolinger und der Hierarchie ihrer Zeit das hellste Licht und stellt jeden, der unbefangen die Resultate seines Quellenstudiums studirt, auf den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung der neuesten kirchlichen Wirren. — Auf die Karolinger sollen „die sächsischen Kaiser und die Hierarchie ihrer Zeit“ bald folgen.

---

[390] So eben ist erschienen:

Der dritte Band

von

Theodor Mundt's

Spaziergängen und Weltfahrten

enthaltend: Ausflucht durch die Schweiz nach der Provence.

8. Altona, Hammerich. eleg. broch. 2 Thlr.

Die Fortsetzung dieser von allen stimmfähigen Organen der Kritik mit Enthusiasmus begrüßten lebens- und Reisestizzen wird den Freunden des Verfassers eine willkommene Erscheinung sein, und die Aufgabe dieses Werkes, aus dem Leben gegriffene Culturbilder der Gegenwart zu liefern, nicht minder bedeutsam hervortreten lassen als in den beiden früheren Bänden. Auch in diesem neuen Bande kommen die wichtigsten Fragen der Zeit zur Sprache, angereiht an die Schilderung interessanter Localitäten und lebender

Persönlichkeiten oder an eine geniale Auffassung des Volkslebens in den durchreisten Gegenden. Völker- und Privatleben berühren sich hier in den interessantesten Gruppen auf eine neue Weise und in einer Darstellung, die für die deutsche Literatur von eigenthümlicher Bedeutung ist.

Sämmtliche Buchhandlungen in ganz Deutschland, Oestreich, der Schweiz u. s. w. haben Mundts Spaziergänge vorräthig.

---

[326] In der Hinstorffschen Hofbuchhandlung in Parchim und Ludwigslust ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Neugriechische oder sogenannte Neuchinesische Aussprache der Hellenischen Sprache, eine kritische Abhandlung vom Mag. R. J. F. Henrichsen, Lector an der Akademie in Sorön. Aus dem Dänischen übersetzt vom Prediger P. Friedrichsen zu Jyverstedt, früher Rector an der Gelehrtenschule in Husum. 1 Rthlr.

Ueber das Homerische Epitheton des Nestor ΟΥΡΟΞΕΝΤΑΜΥ und verwandte Wörter, vom Director Dr. J. Jahnke. 4 Gr.

In Commission erschien daselbst:

Seeland und die Seeländer. Ein Beitrag zur Charakteristik des dänischen Landes und Volkes. Nebst einem Ausfluge nach Schweden. Von Christian Dehn, Großherzoglich-Mecklenburg-Schwerinischem Pocen-Informator. 18 Gr.

Maltzahn, Fr. v., Die Abenddämmerung. Nordische Sage. 8 Gr.

Krüger-Hansen, Dr., Prüfung neuer Curmethoden des Typhus ꝛc. 1 Rthlr.

Zander, Pastor, das 25jährige Jubelfest der freiwilligen Mecklenburgischen Kämpfer von 1813 u. 1814. 21 Gr.

Schütz, G., Die eisenfüchtigen Werder. Posse. 12 Gr.

Meister, W., Entdeckung der Quadratur des Zirkels. 12 Gr.

---

[405] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

DDr. Dingler und Schultes.

Erstes Juliheft 1839.

Inhalt. Dickinsons Verbesserungen an den Dampfmaschinen. Mit Abbildungen. — Ueber ein verbessertes Sicherheitsventil für liegende Dampfmaschinen. Mit Abbild. — Ueber eine von den HHrn. Humbert und Sagerel erfundene Vorrichtung zur Wegschaffung der Steine von den Eisenbahnen. Aus dem Berichte des Hrn. Th. Olivier. Mit Abbild. — Sleddons Verbesserungen an den Maschinen und Apparaten zum Spinnen und Dubliren der Baumwolle, Seide, des Flachses, der Wolle und anderer Faserstoffe. Mit Abbild. — Fairbairns Verbesserungen an den Maschinen zum Vorspinnen, Spinnen, Dubliren und Zwirnen von Baumwolle, Flachs, Wolle, Seide und anderen Faserstoffen. Mit Abbild. — Woodcrofts und Harrisons Verbesserungen in der Fabrication des Holzpflasters. Mit Abbild. — Davy's Verbesserungen an den Sätteln und Geschirren für Pferde, und an den Sitzen für Wagen. Mit Abbild. — Ueber die neueren Verbesserungen an den biegsamen Hähnen bei Hrn. Gibus. Aus dem Berichte des Hrn. Labarraque. Mit Abbild. — Bacons verbesserter Apparat zur Regulirung und Erzielung eines gleichmäßigen Gaszuflusses an die Gasbrenner. Mit Abbild. — Dessen verbesserter Apparat zur Regulirung des Gaszuflusses an die Gasbrenner. Mit Abbild. — Fuchs einfaches Verfahren den Eisengehalt der Eisenerze und anderer eisenhaltiger Körper zu bestimmen, und das Verhältniß von Eisenoxyd und Eisenoxydul darin auszumitteln, nebst Bemerkungen über ein Eisenphosphat von Rabenstein bei Bodenmais. — Colsons über die Gewinnung eines rothen Farbstoffs aus dem Krapp und dessen Anwendung zum Zeugdruck. — Bericht des Hrn. Heinrich Schwabenger über das Krapp-Faserrosenroth des Hrn. Colomb. — Kasteners Verfahren, der Schwefelung verdächtigen Hopfen wieder zu prüfen. — Ueber einige neue Reactionen, welche durch den Platinschwamm hervorgebracht werden, von Fr. Kuhlmann. — Einiges über die Verarbeitung des Kautschuks. Von Dr. Ure. — Miscellen. Sequiers Beobachtungen über die Explosionen der Dampfmaschinen. — Ueber die Beaufsichtigung der Dampfschiffe. — Postdampfschifffahrt zwischen England und Nordamerika. — Weitere Nachrichten über die Anwendung des Thones in den Dampfkesseln. — Das eiserne Segelschiff Ironsides. — Ueber Laignels Curonensystem für Eisenbahnen. — Gruns Maschine zum Absägen der Schienen für Eisenbahnen. — Ein zweiter Erstickungsfall durch Joyces Patentofen hervorgebracht. — Kessels Rettungsapparat bei Feuersbrünsten. — Marts Methode, Documente aller Art vor Feuer zu schützen. — Löthung des Bleies durch bloße Flammenwirkung. — Künstliches Licht zur Darstellung photogenischer Zeichnungen. — Claufens Verfahren, die Potasche von Kieselerde zu reinigen. — Merrys Methode das Reusilber zu benuzen. — Ueber die Verholzung vegetabilischer Stoffe. — Preise englischer Spinnmaschinen für Flachs und Wolle. — Verbesserungen im Kämmen der Wolle. — Lehmanns Methode Stroh in eine haar- oder wollenartige Masse zu verwandeln. — Literatur. Plaslate in Dr. Ure's Dictionary of Arts, Manufactures and Mines.

Zweites Juliheft.

Schafhäutls Bemerkungen über die Verwandlung des Wassers in Dampf bei höheren Temperaturen. — Johnsons Verbesserungen an den Dampfkesseln und Dampferzeugern zur Verhütung von Incrustationen derselben. Mit Abbild. — Hazard, über eine Vorrichtung zur Verhütung der Explosionen der Dampfkessel. Mit Abbild. — Whitelaw, über eine verbesserte Methode, die Ventile der Dampfmaschinen in Bewegung zu setzen. Mit Abbild. — Heatons Methode zur Verwandlung der seitlichen oder schwankenden Bewegung der Locomotiven auf den Eisenbahnen. — Rivingtons Methode zur Verhütung des widerlichen Geräusches, welches durch die eisernen Räder auf den Eisenbahnen erzeugt wird. Mit Abbild. — Bints Verbesserungen an den Ruderrädern. Mit Abbild. — Ericson, über eine neue hydraulische Wage. Mit Abbild. — Nasmyths Verbesserungen an den Maschinen, Geräthen und Apparaten zum Sameiden, Hobeln oder Abdrehen von Metallen und anderen Substanzen, und in der Befestigung der Keile und Seitkeile in diesen und anderen Maschinen. Mit Abbild. — Ure, über eine Vorrichtung zum Oelen der Zapfenlager und Gestge. Mit Abbild. — Karmarsch, Beschreibung eines Schraubsteels ohne Schraube. Mit Abbild. — Luttons Verbesserungen an den Rollen für Mendel. Mit Abbild. — Badeley, über eine kleine Handdruckerpresse. Mit Abbild. — Cousins Verbesserungen an den Maschinen zum Spinnen, Dubliren und Zwirnen von Baumwolle und anderen Faserstoffen. — Beschreibung einer von den HHrn. André Köchlin und Comp. und von Hrn. Köchlin-Ziegler in Mülhhausen construirten Maschine zum Drucken feiderner Mützen in sechs Farben. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Emil Köchlin im Namen des Ausschusses für Mechanik über diese Druckmaschine. — Ueber eine neue, von den HHrn. G. und W. Burrill in Jellington angegebene Sicherheitslampe für Bergleute. Mit Abbild. — Ueber das Sprengen mittelst Anwendung des Galvanismus. — Denisons Bemerkungen über einige Cements. — Dotiers Verfertigung dauerhafter Tafeln oder Platten, auf welche man schreiben, zeichnen,

Inschriften oder Dessins drucken kann, und welche sich auch als Straßenpflaster benutzen lassen. — Goodwins verbesserte Zubereitung eines neuen Brennmaterials. — Die Leistungen der englischen Baumwollenmanufaktur im Jahr 1838. Nach Burns commercial glance for 1838 und mit Rücksicht auf die deutsche Baumwollenmanufaktur. — Miscellen. Preise für Glasfabrikation, welche die société d'encouragement in Paris ertheilte. — Zahl der im Jahr 1838 in Nordamerika verunglückten Dampfboote. — Dunhams verbesserter Rad für Locomotiven und Eisenbahnwagen. — Elements Uhr zum Messen der Geschwindigkeit der Schiffe. — Ueber einen Compensations-Barometer von der Erfindung des Hrn. Howlett. — Burlinghams Verbesserungen an den Windmühlen. — Everthams Methode an den Oefen der Dampfmaschinen sowohl, als an andern Feuerstellen den Rauch zu verzehren. — Roddas Patent-Rauchverzehrungsmethode. — Fowards Regulator für Hohofengebläse. — Jarrys Straßenpflasterung mit Holz. — Ueber die Ziegelsmaschine des Marquis von Tweedale. — Ueber die Stärke einiger englischer Baumaterialien. — Shanklands Methode, Wolle zu spinnen. — Ueber eine neue Methode, glatte und damascirte Bänder zu Flintenläufen zu fabriciren. — Eine neue Maschine zum Abhaspeln der Cocons. — Whytocks Verbesserungen in der Teppichfabrikation. — Alcocks Verbesserungen an den Bobbinnetmaschinen. — Das französische Filtrirpapier im Vergleiche mit dem schwedischen. — Wollenabfälle als Filtrirmaterial benutzt. — Papier aus den Fasern der Bananenstämme. — Anwendung gläserner Stöpsel an den Weinflaschen. — Colsons Schriftmetall. — Goodwins Verbesserungen an den Pianofortes. — Literatur. Englische.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journal Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30—36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ **Die Verlagshandlung kann vom**

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar für bis 18r Jahrgang zu 168 Rthlrn. oder 288 fl. anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1837 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[403] In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Krabbe, Dr. Otto, Professor der biblischen Philologie am akademischen Gymnasium zu Hamburg. — Vorlesungen über das Leben Jesu für Theologen und Nichttheologen. Mit Rücksicht auf das Leben Jesu von Strauß und die darauf sich beziehende Literatur. gr. 8. geh. **2 Rthlr. 16 Gr.**

Die vorliegende Schrift hat sich die Aufgabe gesetzt, bei der geschichtlichen Entwickelung des Lebens Jesu der neuesten Kritik Schritt für Schritt zu folgen, wobei bereits durchgängig die dritte Auflage des Lebens Jesu von Strauß, Bd. I. Tübing. 1838. Bd. II. Tübing. 1839, benutzt und das Verhältniß zur ersten Auflage erörtert worden ist, ihre Einwürfe zu widerlegen, und ihr gegenüber Positives aufzustellen. Bei historischer Gewissenhaftigkeit in der Bekämpfung des Entgegenstehenden und bei sorgfältiger Berücksichtigung der betreffenden Literatur wird diese Schrift geeignet seyn sowohl für Theologen als auch für Nichttheologen, welche wissenschaftlich genug besäßigt sind, solchen Untersuchungen zu folgen, die Frage der Entscheidung näher zu bringen, ob die Kirche den mythischen oder den historischen Christus zu ihrem Grunde habe.

Hamburg, im Juli 1839.

Johann August Meißner.

---

[401] Bei Gerhard Fleischer in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

U. U. W. Meißner,

Geschichte und Beschreibung

der

Dampfboote, Dampfschiffe

und

Eisenbahnen.

Mit 10 Steindrucktafeln. gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

---

[372] **Für Dilettanten, junge Damen** ꝛc.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Fr. Stolz's gründliche Anweisung zur

orientalischen Malerei,

Transparent-Malerei und den Uebertragen von Kupferstichen auf Holz, Papye u. s. w.; nebst Belehrungen, das Firnissiren von Kupferstichen, Karten und allen Wasserfarben-Malereien, Relief-Arbeiten in Moos und Haar, Bronziren der Bilderrahmen ꝛc. betreffend, so wie Anweisungen, alle hierzu erforderlichen Lacke und Gummiauflösungen u. dgl. m. zu verfertigen. Für jeden Dilettanten der Malerei, für junge Damen, so wie insbesondere für Lackirer von Holz-, Blech-, Leder- und Wachsstock-Waaren. Quedlinburg, bei G. Basse. Mit 5 lithographirten Tafeln. 8. geh. Preis 12 Gr.

---

[400] **Wichtige Schrift.**

So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anweisung zur Ausführung

feuersicherer

Bedachungen von Lehm und Theer

und Anwendung der hierbei zum Dunde liegenden Construction zum Bau feuersicherer

Wände und Decken.

Nach eigenen Erfahrungen und Versuchen

von

C. F.Ünneke,

Königl. Preuß. Regierungs- und Baurath.

Mit 26 lithographirten Abbildungen.

gr. 8. broch. Preis 22½ Sgr.

Die flachen Dächer gewinnen durch ihre Zierlichkeit immer mehr Liebhaber. Die hier beschriebene Methode ist ein abgerundetes Ganze, und dem Bauenden bleibt kein Zweifel über außerordentliche Wohlfeilheit und Dauer, leichte Beschaffung des Materials und vollkommene Feuersicherheit. Man hatte am Wohnorte des Herrn Verfassers sich kaum hinreichend von der Vortrefflichkeit seiner Bedachungsart überzeugt, als man schon die gemachten Versuche zum eigenen Vortheil benutzte. Aber man machte Fehler bei der Ausführung und bestürmte den Erfinder mit einer Menge

von Anfragen, deren Beantwortung nun durch die vorliegende, längst erwartete Schrift erledigt ist und deren Erscheinen für Jeden, der feuerfester, geschmackvoll und billig bauen will, von Nutzen seyn wird.

C. S. Hendeß.

[386] In der Liter.-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Maschinenkunde
und
Maschinenzeichnung
von
H. Haindl,
königl. bayer. Professor.
1ste Lieferung,
bestehend aus 11 Bogen Text in Quarto,
und 11 Bogen der Zeichnungen in groß Quer-Folio (das Blatt 2' lang, 1' 7" breit bayer. Maaß).

Preis 5 fl. 24 kr. rhein. — 3 Rthlr. od. 4 fl. 30 kr. C.M.

Inhalt:

1) Schrauben, scharfe, flache, linke, rechte, einfache, mehrfache, in Holz und Metall ꝛc. ausgeführt. 2) Wellen, Zapfen und deren Lager, wagrechte, senkrechte und schiefe, hölzerne und eiserne, massive und hohle Wellen und deren Zapfen, offene und geschlossene Zapfenlager, fixe und bewegliche, stehende, hängende und schwebende ꝛc. 3) Holzverbindungen, wagrechte, senkrechte und schiefe, Verzapfungen. Verblattungen ꝛc. 4) Verzahnungen, cylindrische und konische Räder, Zahnstöcke, Daumen und excentrische Scheiben ꝛc., mit Rücksicht auf Berechnung, Eintheilung und Form der Zähne; hölzerne, eiserne und gemischte Räder ꝛc.

Das ganze Werk, welches aus drei gleich starken Lieferungen bestehen wird, soll in systematischer Ordnung das ganze Gebiet der Maschinenkunde und des Maschinenzeichnens umfassen.

Der Hr. Verfasser, bereits im zweiten Decennium als Lehrer dieser Partien an der königl. polytechnischen Schule in München, so wie noch an vier der ersten Kunst- und technischen Bildungsanstalten wirkend, und seit mehreren Jahren die Stelle eines Civil-Ingenieurs vertretend, hat, geleitet durch seine mehrjährigen praktischen Kenntnisse und Erfahrungen im Bau- und Maschinenwesen, dieses Werk nach dem übereinstimmenden Urtheile Sachverständiger so bearbeitet, daß selbes nicht nur für die bereits mehrfach ins Leben gerufenen technischen Bildungsanstalten als das erste in Deutschland erschienene Werk empfohlen zu werden verdient, sondern auch für Mechaniker, Maschinenbauer, Fabrikanten, Hütten- und Hammerwerks-Besitzer, Müller ꝛc., so wie für jeden Freund der Technik bei dem raschen Aufblühen des Maschinenwesens um so mehr von großem Nutzen seyn wird, als der Hr. Verfasser, abvold jenem blossen Wiederkauen und Aufpfropfen fremder Anordnungen und Constructionen, ohne Rücksicht auf die obwaltenden Umstände und vorhandenen Verhältnisse, das Ganze den Bedürfnissen aller jener Länder entsprechend anzupassen eifrigst bemüht war, welche noch nicht, gleich den Engländern, Franzosen und Amerikanern jene hohe Stufe technischer Ausbildung erreicht haben.

Diesem zufolge wurden, wie es in einigen sonst vorzüglichen ausländischen Werken geschehen ist, Constructionen in Holz feuerfesten Umfangen, sondern dieselben sind, so weit es die Verhältnisse des Continents erfordern, denen in Eisen vorangestellt; jedoch vermißt man auch letztere, so wie jene, welche theils aus Holz, theils aus Eisen bestehen, nicht; wobei bei gleichem, oder doch nicht beträchtlich größerm Kostenaufwande Schönheit der Formen immer berücksichtigt wurde.

Bei allen von dem Hrn. Verfasser, vorzüglich aber bei den von ihm in Metall ausgeführten Maschinen wurde das Gewicht der einzelnen Theile und ein Kostenüberschlag aufgeführt. Bei allen Zeichnungen sind mit der höchsten Genauigkeit die Maaße nach bayerischem und französischem metrischem Maaßstabe eingeschrieben; die verschiedenen Stoffe: als Eisen, Messing, Holz ꝛc., sind sowohl durch eigene Schraffuren, als besonders mit Benützung des erst seit Kurzem in der J. G. Cotta'schen lithographischen Druckerei ausgebildeten Farbendruckes in den ihnen zukommenden Farben dargestellt, wodurch die Platten an Deutlichkeit bedeutend gewinnen, und sich nicht nur als Originale für den Unterricht, sondern auch als Arbeits- oder Werkstättzeichnungen selbst für solche, welche die im übrigens ungekünstelten, leicht verständlichen Styl geschriebene deutsche Erklärung nicht lesen können, vollständig eignen.

Die Platten wurden von Hrn. Kurz, einem der ausgezeichnetsten Schülern des Hrn. Verfassers, und bereits selbst im vierten Jahre Lehrer an der Gewerbs- und polytechnischen Schule in Augsburg, mit einer Präcision gestochen, welche so wie die übrige Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt.

[285] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Rindviehzucht
Württembergs
mit Vorschlägen zu deren weiterer Emporbringung, ein Beitrag zur landwirthschaftlichen Beschreibung des Königreichs
von
A. v. Weckherlin.
Mit einem Steindruck.

gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Schon vor einigen Jahren haben wir auf das baldige Erscheinen dieser interessanten Schrift aufmerksam gemacht; die zahlreichen Anfragen darnach geben bereits Zeugniß von dem großen Interesse, mit welchem dieselbe erwartet wird.

Die Wichtigkeit der Rindviehzucht für unsere landwirthschaftliches Verhältniße wird immer mehr erkannt. Noch nie aber zeigte sich ein solches reges Streben vom größten Gutsbesitzer bis zu dem kleinsten Viehhalter nach Vervollkommnung der Rindviehzucht als eben jetzt. An der Erweckung dieses Interesses hat unser Verfasser großen Antheil. Dieselbe erhielt den höchsten Auftrag, den Zustand der Rindviehzucht im ganzen Königreiche an Ort und Stelle selbst kennen zu lernen und Vorschläge zur weitern Emporbringung derselben zu machen. Die Arbeit des Verfassers hierüber würdigte die königl. Regierung einer solchen Berücksichtigung, daß bereits die meisten darin gemachten Vorschläge ins Leben gerufen werden und jenen Eifer in der Sache sowohl bei Behörden und Gemeinden, als auch bei einzelnen Landwirthen erweckt haben. Diesen Allen, sowohl im Inlande als im Auslande, welch letzterem hierin Württemberg als Muster dienen kann, wird die Mittheilung der vorliegenden Arbeit des Verfassers nur höchst willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 26. August 1839.

Solche Düfte sind mein Leben,
Die verscheuchen alles Leid:
Blühen auf dem Weg die Reben.

L. Uhland.

Sommerlieder.

VI. Traubenblüthe.

An den Büschen, auf den Bäumen,
In des Waldes schatt'gen Räumen
Manche süße Frucht schon reift;
Muntre Jugend ohne Säumen
Aus zu lust'ger Plündrung streift.

Kirschen, roth' und schwarze lachen
Aus dem Laub', Erdbeeren sachen
Sehnsucht an in Herz und Mund,
Und das Fest des Täufers machen
Kindern rothe Träubchen kund.

Im Dickicht verschlungner Sträuche
Dort in purpursammtner Weiche
Saftig die Himbeere hängt,
Die Bromberre selbst, die bleiche,
An schon sich zu färben fängt.

Denkend ihrer Kinderzeiten,
Wo sie auch sich dran erfreuten,
Schauen in harmloser Ruh
Die Erwachsnen dem Freibeuten
Der entzückten Kinder zu.

Jener Zauber ist zerschlagen,
Der für sie in frühern Tagen
Der Pomona Reich umwob,
Und an fruchtbehängten Hagen
Sie in's Paradies erhob!

Ich auch, der, ein selig Wesen,
Einst die Büsche abgelesen,
Sehe mit gleichgült'gem Sinn,
Von dem Kindsgelüst genesen,
Auf die süßen Schätze hin.

Aber welch ein geistig Düften
Kommt in sonnig warmen Lüften,
Schwächer jezt und stärker bald,
Wie es nicht in Bergesklüften
Weht, und nicht im Tannenwald?

Oh! es ist die Rebenblüthe,
Die so mächtig im Gemüthe
Weckt das Bild von Herbst und Wein!
Hoffnung schließt, die unverglühte,
Feurigen Genuß schon ein!

Schon den Winzer seh' ich schreiten
An des stein'gen Berges Seiten,
Der von Traubenlasten schwizt,
Seh' den Most schon, der in weiten
Bogen aus der Kufe sprizt.

Seh' schon, wie im andern Jahre
Der vergeistigte, goldklare
Wein, gezähmt, dem Faß entquillt,
Wie der Trank, der wunderbare,
Trubsinn, Durst und Unmuth stillt.

Doch wohin, o Duft der Reben,
Machst du meine Seele schweben,
Daß sie ganz entzückt, berauscht,
Dies leibhafte Sommerleben
Mit der Zukunft Schaum vertauscht?

Lächelnd sah des Kinds Verlangen
Ich an rothen Beeren hangen,
Sah's von dem Genuß beglückt;
Und nun färbt mir Schaam die Wangen,
Daß mich selbst ein Duft entzückt.

Leis' im innersten Gemüthe
Eine Stimme flüstert: „Hüte
Dich vor ungeduld'ger Hast!
Freu' dich jezt der Rebenblüthe,
Doch des Weins, wenn du ihn hast!"

Leben in Athen.

(Fortsezung.)

Bald darauf begab sich ein neues Ereigniß, das die angenehmsten Folgen für mich nach sich zog. Es war nämlich, von Triest verschrieben, ein eiserner Ofen erschienen, der auf ein paar Stunden, bis die nöthigen Vorbereitungen zu seinem Empfange in meinem Zimmer getroffen seyn würden, in den Hof gestellt wurde. Während ich nun oben beschäftigt war, einem hellenischen Klempnermeister Anleitung zu geben, wie er, statt einer herauszunehmenden Fensterscheibe, eine Metallplatte einzufügen und in diese zur Aufnahme des Rauchfanges eine Oeffnung anzubringen habe, bemerkte ich mit großer Freude, daß unten Tante und Nichte mit erstaunten Blicken sich um den seltsamen Ankömmling herum bewegten und über den großen eisernen Topf, der sich auf vier schlanken Säulen so zierlich emporschwang, sich Fragen aufgaben, deren Beantwortung deutlich erkennen ließ, daß es ihnen viele Schwierigkeit machte, den Zweck dieses Geräthes zu enträthseln. Ich eilte dienstfertig die Treppe hinab, allein ehe ich noch den Boden erreicht hatte, war die flüchtige Nichte schon hinter ihrer Thüre verschwunden, und mir blieb nichts übrig, als meine Erklärungen, an denen ich auch die Entflohene so gerne hätte Antheil nehmen lassen, an die weniger scheue Kyria Maria zu richten. Sie sah mich verwundert an, als ich ihr auseinander sezte, es sey dies seltsame Wesen ein Ὀφέν,* ein Ding, wie man sich deren im Frankenlande zum Heizen der Zimmer bediene, und es habe dasselbe keinen andern Zweck, als in den nun herannahenden Wintertagen nach vaterländischer Weise auch mein Stübchen zu erwärmen. Sie schüttelte mißtrauisch lächelnd das Haupt, murmelte ein paar Mal Θεέ! Θεέ! o Gott, o Gott, und blickte uns ungläubig nach, als wir, der Klempnermeister, Jorgi, mein Junge, und ich mit vereinten Kräften den Ofen über die Treppe hinauf in meine Stube schoben. Am nämlichen Abende prasselten schon lustige Flammen in dem eisernen Topfe, eine behagliche Wärme breitete sich in meinen Räumen aus und der attische Boreas, der bisher durch die weiten Fugen der Fenster herein mein Zimmer unwirthlich zerlüftet hatte, konnte gegen die Anstrengungen meines Landsmannes nicht mehr aufkommen. Ich war überglücklich in seinem Besitze, denn die einzelnen kalten Tage in einem heißen Lande sind viel unleidlicher als ganze frostige Wochen unter einem Himmel, wo warme Sommermonate nur wie Schalttage erscheinen, die alle vier Jahre einmal eintreffen. Meine Freude theilte Jorgi, der beim ersten Anblick ein Verächter des Ὀφέν gewesen war, nun aber ein Bewunderer desselben wurde und mir durch viele Schmeicheleien, die er an ihn verschwendete, für die Geringschätzung, mit der er zuerst von dem Ankömmlinge gesprochen hatte, abbitten zu wollen schien.

Auch Kyria Maria glaubte ich zur Theilnahme an meinem Wohlbehagen einladen zu müssen. Ich bat sie ein paar Tage darauf sehr höflich, mich in meiner warmen Stube zu besuchen, und sie nahm meine Aufforderung dankend an. Ich hatte eine Ahnung, daß sie nicht allein kommen werde, und wartete in angenehmen Hoffnungen auf die Erfüllung ihrer Zusage. Es war an einem stürmischen, kalten Abende, als Kyria Maria mit zögernden Schritten und freundlich lächelnd bei mir eintrat, nicht allein, sondern an ihrer Hand die schöne Nichte. Ich empfing die beiden Athenerinnen mit allem Aufwand meiner boischen Grazie, und konnte nicht Worte genug

---

* Der hellenisirende Name für Ofen ist θερμάστρα, ein Wort, das übrigens, so wie die Sache selbst, den minder gebildeten Griechen unserer Zeit bisher noch unbekannt geblieben ist. Im Winter bedient man sich, wie in andern Südländern, zur Erwärmung der Zimmer der Mangali, thönerner oder metallener Kohlenbecken.

finden, um die Freude auszudrücken, die ich über den Besuch meiner Nachbarinnen empfand. Wir setzten uns, und nachdem die unerläßlichen Erkundigungen über gegenseitiges Wohlbefinden zu Ende waren, begann Kyria Maria mit forschenden Blicken meinen Hausrath zu mustern, bis sie endlich ihre Augen auf dem Ofen ruhen ließ und sagte:

„Furwahr, ihr Franken habt doch Alles, was ihr zu einem vergnüglichen Leben braucht. Du hast den Winter mit seinem Schnee und Eis nun nicht mehr zu fürchten; denn das Ding da, dem ich es nie zugetraut, macht ja deine Stube so warm, daß der Winter gar nichts dagegen vermag; aber wir, wir sitzen oft ganze Tage an unserm Herde unten und reiben die erstarrten Hände und schuren und frieren doch noch immer zum Zahneklappern. Eine glückliche Nation, die Franken." — „Es freut mich, Kyria Maria," antwortete ich, „daß du es bei mir behaglich findest. Ich hoffe, du wirst an kalten Tagen noch oft herauf kommen, um dich zu wärmen. Und dann kommst du auch mit, liebe Nichte?"

Die Nichte blickte mich aus den großen, schwarzen Augen freundlich an und sagte: „Ach ja, wir werden nun wohl öfter zu dir kommen, wir gefällt es sehr gut hier oben." — „Das wird wohl so oft nicht geschehen, Irene," fiel die Muhme verweisend ein; „denn was würden die andern Franken sagen, wenn sie zu Kyr Ludovikos auf Besuch kämen und uns Weiber hier fänden? Das geht nicht, aber erweise uns nur du oft die Ehre und plaudere mit uns an unserem Herde, denn du mußt viel zu erzählen wissen. Wenn ich fränkisch verstände, ich wurde Tagelang mit den Franken schwatzen. Sieh nur, Irene," sagte sie hinzu: „diese Kasten, diese Tische, diese Stuhle, dieses Bett, Spiegel, Bücher, Waffen — wie das Alles so zierlich ist. Die sind nicht in unserm Lande gemacht, so wenig als das Ofeni, das sie dir über's Meer geschickt haben. Es müssen weise Leute seyn, die Franken!" — „Es geht an, Kyria Maria," antwortete ich, „du findest von allen Arten." — „Also weise und alberne? Nicht wahr, da wird es wohl auch gute und böse geben? Es geht zwar so unter den Leuten die Rede, sie seyen alle schlimm, allein ich glaube, einen oder den andern könnte ich schon liebgewinnen." — „Hab' ich's nicht gesagt?" setzte die Nichte hinzu, „ich meinte immer —" — „Schweig, Irene, schweig!" sagte, lebhaft sie unterbrechend, die Muhme. — „Ei, sprich nur aus, liebe Nichte! was meintest du denn immer?" — „Nein, nein," fuhr Kyria Maria noch etwas heftiger dazwischen, „sie spricht so viel unnützes Zeug; 's ist nicht der Mühe werth, es anzuhören. Was dich betrifft, Kyr Ludovike, so haben wir von Anfang an die höchste Verehrung für dich gehabt." — „Du auch, Irene?" fragte ich. — „Freilich," antwortete diese lächelnd. — „Und warum bist du denn immer gestohen, wenn du mich nur von ferne sahst?" — „Ich war zu furchtsam, Kyr Ludovike; ich wagte es nicht, dich anzusehen." — „Und nun getraust du dir's?" — „Wenn die Muhme bei mir ist, so darf ich es wohl." Die Muhme blickte sie streng an, das Mädchen wurde roth und ich suchte das Gespräch auf andere Dinge zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

Löschanstalten.

Während ich dieses schreibe, raucht es in dem nahen Simmering aus 39 Häusern, die sämmtlich heute Nacht von einer Feuersbrunst verkohlt wurden. Simmering ist kaum eine halbe Stunde von Wien entfernt, ein freundliches Dorf, welches aber nicht weniger als 5000 Einwohner zählt, und sich alljährlich noch vergrößert, da hier die bekannte Simmeringer Haide liegt, wo die großen Wettrennen abgehalten werden. Bei der Nähe und steten Communication von und mit Wien, ist ein solcher Brand etwas Außerordentliches. Man thut sich in Wien sehr viel auf die guten Löschanstalten zu gute, und es ist buchstäblich wahr, daß die Leute im ersten Stocke nicht die geringsten Anstalten zur Rettung ihrer Habe machen, wenn es im dritten Stocke über ihrem Haupte brennt; man hat Vertrauen, und mit Recht; seit Jahren ist innerhalb der Stadt kein Feuer entstanden, welches mehr als die Stelle, oder höchstens das Haus, wo es entstanden, verheert hätte. Die städtische Feuerlöschanstalt, sowie die ganze Aufsicht, Leitung und Entscheidung in Feuersachen in der Stadt, den Vorstädten und einigen umliegenden Ortschaften sind dem Unterkammeramte zugewiesen. Daselbst ist die Vorsicht getroffen, daß nebst den vier Feuerknechten, welche immer im Amte anwesend sind, auch von den Schornsteinfegern, Zimmerleuten, Maurern und Ziegeldeckern, von jeder Gewerbsclasse vier Gesellen wechselsweise immer im Amte zur Hand seyn müssen, so daß daselbst stets ein Corps von zwanzig Arbeitern bereit steht. Außerdem werden zur schnellen Beispannung der Wagen und Spritzen immer drei Paar Pferde im Unterkammeramte und acht Paar auf zwei andern Punkten der Stadt im vollen Geschirr parat gehalten. Auf dem Stephansthurme befindet sich ein durch Uhrwerk versertigtes Teleskop, welches in Verbindung mit einem ortsbestimmenden Instrumente steht, so, daß wenn der Thurmwächter das Teleskop auf den Punkt hinrichtet, wo das Feuer sich zeigt, das Instrument zu gleicher Zeit den Bezirk und die Hausnummer angibt, was der Wächter dann durch das Sprachrohr der Wache unten zuruft. Diese macht alsdann die Anzeige beim Unterkammeramte, welches ohnehin schon durch den Schlag der Feuerglocke unterrichtet ist, und der Zug eilt wie im Sturm fort; Aufsichtscommissäre, Maurer, Zimmerleute, Schornsteinfeger, Mitglieder. Polizeilocalcom. befinden sich beim Trommelschlage der Brandstätte zu. Außer den neun Spritzen und den 24 Wasserwagen, welche das Unterkammeramt fortschickt, sind Grundgerichte, Kübler ꝛc. verbunden, mit ihren Feuerlöschanstalten zu erscheinen. Ebenso sind alle Schornsteinfeger:, Bau:, Maurer,

Zimmer-, Steinmetz- und Ziegeldeckermeister bei schwerer Geldbuße verpflichtet, sich mit ihren Gesellen einzufinden; die Fuhrleute aller Art müssen ihre Pferde zur nöthigen Bespannung überlassen, so daß selbst für den Fall, daß mehrere Feuersbrünste zu gleicher Zeit entstehen, kein Mangel an Löschrequisiten eintreten kann. Bei jedem bedeutenden Brand ist ein Mitglied der kaiserlichen Familie, sowie der Generalstab, die oberste Stadtbehörde ꝛc. zugegen. Der Schornsteinfeger, der zuerst auf dem entzündeten Schornstein sich befindet, erhält einen Dukaten in Gold als Prämie. Von der Cavallerie ist ein eigenes Feuerpiquet abgeordnet, welches auf den Hauptplätzen in Posten von 5 bis 20 Mann vertheilt ist; die Artillerie und die Pionniers, deren Spritzen eine große Celebrität genießen, rücken gleichfalls aus. Zu diesen Anstalten kommt noch, daß bei allen neuen Bauten die Stiegen von Stein, die Thüren und Fenster mit Stein belegt, die Localitäten in ebener Erde durchaus gewölbt, die Dächer mit Ziegeln, Kupfer oder Blech gedeckt, und die Schornsteine schließbar und vier Schuh über das Dach hinausragend seyn müssen. Jedes Haus muß überdies auch noch mit einem eigenen Hausbrunnen versehen seyn; das Anbringen von Bodenbadzimmern aber ist durchaus verboten. Für die Stadt ist somit gesorgt; Simmering aber liegt außerhalb des städtischen Bezirks. Zudem kam noch der unglückliche Umstand, daß das Feuer in drei Ortschaften zugleich angelegt war, und so brannte es denn die ganze Nacht hindurch. Aber während des Stürmens und Lärmens waren über 5000 Menschen auf dem Wasserglacis bei Strauß versammelt, hoch geputzt, coquettirend, essend, trinkend, lustig und fidel. Solche Contraste schneiden einem durch's Herz, und namentlich die Wiener sind in ihrem sanguinischen Leichtsinn bei großen Unglücksfällen Gott so absichtlich als liebenswürdig; sie gleichen jenem Reichen, der dem Unglücklichen seine Börse zuwirft, damit er ihm nur aus den Augen kommt; sie sind mitleidig, aber nicht mitfühlend. Die Wollust des Schmerzes ist ihnen fremd; wenn ihnen Jemand gestorben ist, gehen sie auf den Ball, um sich zu zerstreuen.

(Fortsetzung folgt.)

Lausanne, August.

(Schluß.)

Bauten. Musik. Deutsche Oper.

Nach meinem Besuch in Montreux verweilte ich einen Tag in dem schönen Vevey. Gar manches Bedeutende hat sich da seit Kurzem erhoben. Das neue Collèg ist ein Prachtgebäude, wie Neuchatel aufgenommen, keine lateinische Schule in der Schweiz aufzuweisen hat. Es wäre zu wünschen, daß auch im Innern alles so gut und stattlich bestellt seyn möchte. Daran aber soll es noch sehr fehlen. Mit den zweimalhunderttausend Schw. Franken, die der edle Perdonnet vor Kurzem seiner Vaterstadt Vevey geschenkt hat, wird an die Gründung wohlthätiger Anstalten gedacht. Prof. Gilly aus Sachsen, der früher dem Menelschen Institute bei Genf besonderen Ruf verschaffte, hat seit einigen Jahren ein eigenes bei Vevey gegründet, das sich durch Ernst, strengen Fleiß und gute Methode gründlichen Unterricht, durch feste und doch ganz väterliche Behandlung der jungen Leute, durch ihre gymnastische Entwickelung und Kräftigung, sowie durch die wahrhaft mütterliche Sorgfalt seiner trefflichen Frau vor vielen ähnlichen auszeichnet. Auch seine Unterlehrer für alle und neue Sprachen sind rüchtige, eifrig mit Sitlig zusammenwirkende Männer.

Lausanne ist darauf und daran, zwar nicht durch Bauanlagen im Großen — denn dazu findet sich kein Raum in der bergigen, ungleichen Stadt — aber durch die Schönheit seiner neuen öffentlichen Gebäude, Genf den Rang abzulaufen. St. Laurent ist der einzige passende Bauplatz, und da baut man jetzt mit Kunstsinn und Geschmack. Davon zeugen die neue katholische Kirche, das Museum Arlaud für die bildenden Künste und die Kornhalle. Durch diese Gebäude entsteht ein neuer Stadtheil im Südosten des alten Schlosses, wo ein Tunnel die neue Berner Straße in die Straße nach Frankreich einführen, und dann über einen kühnen Kunstweg von zweifach übereinanderstehenden Bogen in die untere Stadt führen wird.

Auch in der Musik macht Lausanne entschiedene Fortschritte, und dies ist besonders deutschem Einfluß zu verdanken. Wer hätte dies früher gedacht? Schon vor Jahren hatten Beutler von München, Servinant, Hofmann und Andere hier den Musikunterricht besorgt. Unter Beutlers und Andr. Späths Leitung und Einfluß hatte sich auch eine Musikgesellschaft gebildet, die sich einige Jahre mit Glück aufrecht hielt, hernach aber sank, als diese beiden Musiker aus Lausanne und dem nahen Morges weggingen. So blieb es mehrere Jahre, die Musik wurde von nun an nur gering und bloß in Familien getrieben, bis vor einigen Monaten der Stuttgarter Edele mit seiner deutschen Operngesellschaft von Bern hierherkam und auf unserem kleinen Theater eine Reihe Vorstellungen gab, die durch ihren vielseitigen musikalischen Werth das Beste waren, was je hier gehört worden ist. Am höchsten standen seine Opern deutscher Kunst, Don Juan, der Freischütz, Fidelio und Robert, wo nicht nur alle männlichen und weiblichen Solopartien gut besetzt waren, sondern auch die Chöre mit Kraft, Einheit und allem Wohllaute edlen Gesangs ausgeführt, überdies Alles von einem zwar kleinen, aber gut eingeübten Orchester gehoben und getragen wurde. Auch die Norma und Sonambula hörten wir einigemal mit großem Vergnügen, ehe Edele nach Genf ging, wo er sich gleichen Beifall erworben hat, obgleich er da einige jener Opern nur als Concerte aufführen konnte, weil das Theater gerade in Reparation war. Da unsere Waadländer so große Lust an der deutschen Oper in den Händen einer tüchtigen deutschen Gesellschaft und eines vorzüglichen Direktors gezeigt haben, so hoffen wir und die Genfer, sie auch künftig alle Jahre einige Monate bei uns zu haben, was sehr günstig auf unsern sehr vernachlässigten Musiksinn wirken wird. Da sich nach neuester Erfahrung in Zürich kein stehendes Theater halten kann, selbst kein so gutes wie das Birch-Pfeiffersche, so wäre zu wünschen, daß Edele bei vermehrter und vervollkommneter Gesellschaft zwischen Bern, Zürich, Baden, Luzern, Basel, Lausanne und Genf wechselte. — Theatralisch genug und burlesk, aber nicht so erfreulich wie die deutsche Oper war vor einigen Wochen die Mummerei mit der Uebergabe der Zürichischen Radikalfahnen und Schaafshäuser Radikalsäbel an unsere Militzen, zur Belohnung der Großthaten, welche diese hätten ausführen können, wenn sich ein Feind gezeigt hätte. Trotz der jetzt stark bei uns vorherrschenden radikalen Richtung wurde doch von dieser Fahnen- und Säbelweihe hier weit weniger Notiz genommen als in Genf, weil sie lediglich eine Zürichische und Schaafshäusische Privatmotion war. Hier nahm sich nicht wie dort die Regierung der Sache an. Es zog nur etwas weniges Militär auf den Montbenon, um die Weihgeschenke in Empfang zu nehmen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 205.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 27. August 1839.

Willst du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O, laß Frechheit und Ernst ferne vom Herzen dir seyn.

Goethe.

Leben in Athen.

(Fortsetzung.)

Unsere Unterredung dauerte noch lange und schloß mit den herzlichsten Versicherungen gegenseitiger Hochachtung und Freundschaft. Ich begleitete die Damen bis an die Treppe, und als wir schieden, erneuerten sich die Höflichkeiten. Die Muhme sagte: Σὰς προσκυνῶ, was unzählige Male gehört wird und so viel sagen will, als „ich lege mich dir zu Fußen;" die Nichte aber wählte sich eine zwar eben so gewöhnliche, doch eine viel gefälligere Formel. Sie lispelte nämlich leise: „Νὰ σᾶς ἀγαπῶ, hab' uns lieb," worauf ich mit Begeisterung antwortete: „Ja, ja, das will ich thun."

Nun fing ich auch an, unten in der Hütte einzusprechen. Zumal Abends fand ich es traulich in dem kleinen Haus, wenn nach vollendetem Tagewerk Herr Spiros aus dem Bazar zurückgekehrt war und sich mit seiner Schwester und Irenen um den niedrigen Herd lagerte; wobei er, als der Gebieter des Hauses, von einem kleinen Schemel herunter herrschte, während das Frauenvolk, gehorsam und vertrauensvoll zu ihm aufblickend, auf einem über den nackten Erdboden hingebreiteten Teppiche kauerte.

Da lauschten wir oft alle drei auf die Mähren, die er, eingehüllt von den wohlriechenden Düften seines Tschibuklis (Pfeife) von seinem erhabenen Sitze herab kund gab, die traurigen Geschichten von Dram Alis und seiner dreißigtausend Untergang, von Karaiskakis Tod, von der Akropolis Belagerungen, wo er überall selbst mit gekämpft und gedultet hatte. Da pflegte Kyria Maria, wenn es recht arg kam, zu seufzen und die Fügungen des Herrn zu preisen, die Nichte wischte sich die Thränen aus den Augen, und der Fremdengast lobte den Heldenmuth und die Ausdauer der Hellenen. Dann erzählte die Schwester die Leiden ihrer Verbannung auf Salamis, und pries die Nichte glücklich, daß sie all den Jammer schon vergessen habe und von nichts zu reden wisse als von dem glorreichen Charfreitage, * wo die Turken das Kastron den Kriegern des Otto übergaben, und von dem fröhlichen Einzuge des Königs in ihre Vaterstadt, und von der festlichen, gefeierten Anwesenheit des Ludovikos. **

* Es war am Charfreitage, den 14ten April 1833, als die bayerischen Hülfstruppen im Namen des Königs von Griechenland von den Türken die Akropolis übernahmen.

** Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß hier von dem Besuche, den der König von Bayern im Winter 1835 seinem thätigen Sohne in Griechenland abstattete, die Rede ist.

Dann wurde mir das Wort gegönnt und ich erzählte von dem räthselhaften Lande Europa und den närrischen Menschen, den Germanen, * die das herrlichste Volk der Welt sind nach den alten Hellenen, alle Nationen lieben und von keiner geachtet werden, den Urborn aller Wissenschaft besitzen, unter fünfund-dreißig Fürsten getheilt, unter frostigem Himmel still und harmlos leben und vor etwa zwanzig Jahren den Napoleon besiegt haben. Da wurden von der Muhme und der Nichte viele seltsame Fragen gestellt, und während Herr Spiros oft sonderbar dabei lächelte, konnte Kyria Maria nicht aufhören, das Glück der Franken zu preisen, ja selbst die Nichte schien es mir gut auszulegen, daß ich diesem vortrefflichen Stamme angehöre.

Irene wurde mir immer theurer. Wenn der Oheim sie hörte, sprach sie wenig, ihre Ehrfurcht vor ihm war zu groß; aber wenn ich mich mit ihr und der Muhme allein fand, ließ sie die bunten Blumen ihrer jugendlichen Laune fröhlich sprießen. Gelesen hatte sie nichts — daran hinderte sie der Umstand, daß sie die Buchstaben nicht kannte — aber ihr Geist war durch Sprachkenntnisse gebildet, denn sie plauderte mit den Nachbarinnen albanesisch, ** und zwar, wie mir Jorgi sagte, trefflich. Von ihren athenischen Urahninnen hatte sie den leichten Scherz, die ionische Gabe des heitern Gesprächs, die tadellose Anmuth der Bewegungen, aber ihre Lebensansicht schien der dorischen Strenge zu folgen, denn ich hörte nie ein galantes Wort von ihr, und ich — zu meinem Lobe sey's gesagt — habe ihr auch keines beigebracht. In ihrer Schönheit endlich, da waren alle Schönheiten, ionische und dorische, hellenische und hyperboräische vereinigt.

Bald darauf ereignete sich ein Vorfall, der unsere Vertrautheit um Vieles vermehrte.

Ich stand Abends auf meinem Balkone und sah ein junges Pferd vorbeiführen, muthwillig und ausgelassen, aber schön und anmuthig. Es war das Eigenthum eines Zigeuners, der ein Schmied war, ein Handwerk, das in Griechenland fast ausschließlich von Leuten dieser Race betrieben wird. Ich erbielt die Zusage, es solle andern Tags Morgens vor meiner Thüre stehen, und wurde dabei redlich vor seiner Tücke gewarnt. Der Zigeuner hielt Wort; an einem lauen Wintermorgen sprengte ich fröhlich auf die Felder gegen den Kephissos hin. Anfangs war die Freude groß, bald aber merkte ich, daß der Schmied mit seiner Warnung so Unrecht nicht gehabt, denn meine Reiterkunst wollten plötzlich nicht mehr fruchten. Mit allen Kräften suchte ich meinen Willen zu erzwingen; ich glaubte es gewonnen zu haben, allein auf einmal fing der Gaul den Zügel, machte, wie um sich seiner Freiheit zu vergewissern, einen weiten Satz, stürzte dann in wüthender Hast, in donnerndem Laufe unaufhaltsam auf die Stadt zu und brauste schäumend die lange Gasse der Psiri hinunter. Da stand ein Felsblock mitten im Wege; über den strauchelte er in jähem Sturze, ich flog, wie ein Pfeil, von der Sonne geschnellt, an ein großes Marmorstuck, den Eckstein eines Hauses, hin; er aber raffte sich auf, rannte schreckenverbreitend auf den Bazar hinab, und ich lag bleich und blutend da. Die Augen begannen mir zu brechen; viele Leute sammelten sich um mich, unbekannte, verworrene Stimmen summten noch um mein Ohr, dann verlor ich das Bewußtseyn.

(Schluß folgt.)

* Nach den Wörterbüchern zu schließen, wäre früher unter den Neugriechen der bei den Türken gebräuchliche und von diesen den Slaven abgeborgte Name *Nimtz*, Nimmsche, für die Deutschen geltend gewesen. Diesen hört man jetzt nicht mehr, und der alte Name *οἱ Γερμανοί*, die Germanen, ist wieder in seine Rechte eingetreten.

** Es ist bekannt, daß ein großer Theil der Einwohnerschaft des heutigen Athens aus albanischen Familien besteht.

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Jeder, der jetzt ein Stück über die Mitte des Lebens hinaus ist und sich den geliebten Bilderschatz seiner Kindheit aus Nurnberg und Augsburg vergegenwärtigt, der weiß auch gewiß, daß sein Gedächtniß keineswegs in optischer Tauschung den laudator temporis acti macht, wenn er es fühlt und ausspricht: die Truppengattungen aller Mächte zu Fuß und zu Roß, in Reih und Glied, wie in Action, die kleine rohe Landschaft und das Thierstuck, Menschenracen und Nationaltrachten, Familienscenen und die verkehrte Welt — alles dergleichen war ehemals selten oder nie in der Zeichnung so gar miserabel, verzerrt und verrenkt, in der Haltung so steif und unnatürlich, in der Färbung so unreinlich und greuelhaft als jetzt. Natürlich! so lange Alles an der Spitze des mühseligen, umständlichen Grabstichels hing, ging es gleichsam in Einem hin, wenn man sich auch mit der Zeichnung ein wenig Mühe gab oder sich nach erträglichen Mustern umsah; jetzt aber, da dasselbe Subjekt, indem es den geduldigen Stein mit seiner Kreide beschmiert und sodann mit seinem sauern Wasser übergießt, Erfinder und Vervielfältiger in Einer Person und fast à tempo ist, jetzt lohnt es dem Fabrikanten, wenn er auch für die Zeichnung so gut wie nichts ausgibt, und wenn er, statt etwas zu liefern, an dem man nach allen Abstraktionen noch

eine Freude haben könnte, nur schülerhafte Exercitien in's Volk ausstreut, denen man mit dem besten Willen nicht einmal den guten Willen ansehen kann.

Es ist merkwürdig, daß eine Zeit, welche den sogenannten Anschauungsunterricht in der Schule eingeführt hat und ein pedantisches Gewicht darauf legt, die Mittel dazu so ganz vernachlässigt, oder doch nicht merkt, daß, was etwa das Kind nach erträglichen Mustern in der Schule gleichsam offiziell lernt, von den weit lebhaftern Eindrucken, die es beim freien Spiel mit elenden Bildern erhält, mehr als nur aufgezogen wird. Man sollte meinen, wer von incorrekten, der Natur Hohn sprechenden Abbildungen keinen Schaden bei der Erziehung absieht, durfe auch von guten eben nicht viel Förderndes erwarten. Wie unendlich Vieles aus dem großen und dem kleinen Leben, woran man dilettantisch Natur- und Menschenkenntniß sammeln kann, wird in neuerer Zeit, in mehr oder minder glucklicher Auffassung, in Ernst und Spaß dem großen Publikum vor die Augen gehängt, und man kann sagen, seit zwanzig und mehr Jahren genießen neben den Kindern auch die Erwachsenen im Verhältniß zu einer fruhern Zeit eines außerst ausgedehnten Anschauungsunterrichts. Es kommt mir aber vor, als ob das Anschauungsvermögen, als ob das Gefuhl fur die Formen der großen Natur und jener zweiten, die im Menschen und seinem Leben sich eben so mannigfaltig auswirkt, in der laufenden Generation um nichts entwickelter wäre, als in den ältern, welche in Ermanglung des orbis pictus der Lithographie vielleicht die Natur selbst mehr in's Auge faßten.

Es ist wahr, in genialen Gebieten und Richtungen hat die zeichnende Kunst die größten Fortschritte gemacht. Ganz besonders aber hat die Lithographie die leichte, witzige, draftische Auffassung des Volks- und Gesellschaftslebens in allen seinen Phasen außerordentlich begunstigt. Unaufhörlich werfen Noth und Wetteifer zahllose Produkte der Art in den Handel, und man begreift nicht, durch welche Abzugskanale die Fluth immer wieder zerrinnt; denn fast jeder zweite Monat sieht einen neuen Nachtrieb koketter Idyllen und Epopöen aus der feinen Welt, derber Volksscenen, in Scene gesetzter Sprichwörter und Bonmots, komischer Gesellschaftstypen u. s. w. Kann man auch zweifeln, ob der große Haufen in dieser sich ewig erneuernden Galerie von Genrebildern in oben erwähnter Beziehung viel oder etwas lernt, so ist doch soviel gewiß, daß er dabei lebhaft genießt und sich ergötzt. Mir aber, indem ich diesen muntern Carnevalszug der Kunst an mir vorubergehen lasse, verderbt ein unangenehmer Gedanke die Freude.

Vielen der ältern Leser ist ohne Zweifel ein deutsches Journal noch in gutem Gedächtniß, das in den Revolutionskriegen eine Reihe von Jahren herauskam, den Titel „London und Paris“ führte und vielen Beifall fand. Es gab regelmäßig gute Nachbildungen der vornehmsten Karrikaturen, welche, Menschen und Maßregeln geißelnd und die Zeitereignisse lustig abumbrirend, in beiden Hauptstädten herauskamen. Die leichte, fur das hohere große Publikum berechnete Zeichnerei beschränkte sich damals in beiden Ländern fast ganz auf politische Zerrbilder. Beim Durchblosen dieser belustigenden Sammlung fiel mir schon als Knaben auf, wie sehr die englischen und die französischen Schilderungen von einander abstachen, wie aus beiden ein so durchaus verschiedener Geist sprach, und noch immer denke ich mit Vergnugen daran, wie sehr durch diese Vergleichung die Engländer ihren damaligen Feinden gegenuber in meiner Achtung stiegen. Was die Idee betrifft, wie drastisch ist auf den englischen Blättern der kecke Griff in's Leben hinein, wie sicher ist fast immer das Mark der Erscheinung getroffen, wie köstlich der Humor derselben herausgekehrt! So denke ich z. B. an das „broad bottomed“ Ministerium, das in der an einem Schnellgalgen aufgehangten, umfangreichen Hose des Premier, Lord Grenville, zu Tafel sitzt, oder an Bonaparte, wie er, als Gulliver vor dem Hofe von Brobdingnac, vor Georg III. und seiner Familie auf dem Wasserspiegel eines Zubers im Segelbote manövrirt, wobei die jungen Prinzen mit geschwellten Backen Wind in das Segel blasen. Bei den Franzosen dagegen, wie matt meistens der Gedanke, oder wie schief, immer nur nach einer Seite hin witzig, spitzig, im Uebrigen so schaal und nichtswürdig, immer nur das Grinsen der Bosheit, nie das herzerschütternde, behagliche Lachen des Humors, kurz Alles so ganz der Spiegel des öden Gemüths und der frivolen, oberflachlichen Einbildungskraft jener Nation. — Und dann die Zeichnung, die Ausfuhrung — der Engländer wirft seine Figuren so leicht, lose und phantastisch hin, aber gerade mit der groteskesten Verzerrung umreißt er fest und sicher ihren innersten Gehalt, und seine vollsten Ungestalten drängen sich der Einbildung als Naturwesen auf, wie Shakespeares Ungeheuer. Dem Franzosen ist die Poesie des Andeutens mit Strichen und Schnörkeln, des freien, in höherem Sinne die Natur einfangenden Verzeichnens noch ganz fremd; er möchte bei seinen Verzerrungen der Gestalten immer noch den Schein einer prosaischen Naturwahrheit retten, er parodirt damit nie, er verläumdet nur. Man sieht, die Hand des Franzosen konnte damals seinem Geiste noch nicht nachkommen, und der Gedanke, der oft in seiner Art gut und scharf genug ist, stirbt in der Ausfuhrung. Auf den ausgelassensten Blättern sind die Maitressen des Prinzen von Wales immer noch runde, bedeutende, wenn auch mit der Hese der Sinnlichkeit betriefte Gestalten; die halb nackten schönen

Bürgerinnen des Direktoriums sind ekelhafte Vogelscheuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

(Fortsetzung.)

Eisenbahn. Esterles. Ungarischer Reichstag.

Von den beiden Unfällen auf der Eisenbahn, wovon der erste durch die Trunkenheit eines sonst zuverlässigen Wagenführers, und der zweite minder bedeutende durch den vom Regenguß beschädigten Damm entstand, haben die politischen Blätter schon genug gesprochen. Nichts desto weniger sind die Fahrten eines der beliebtesten Vergnügen geworden. Da haben Sie wieder die liebenswürdige Seite des Wiener Leichtsinns! Anderswo würden jene solche Zufälle hinreichen, das Glück eines Unternehmens zu untergraben, und in Wien ist man für sein theures Leben noch besorgter als anderswo, aber der sohne Leichtsinn vertreibt die furchtsame Philisterei — „'s ist halt a Fraid, und do muaß ma scho a Bissel a Gurasch hob'n!“ Einstweilen ist jedoch die „Fraid“ ein wenig gesährt, denn die Brücke, die gerade den sechsten Punkt des Weges bildet, ist unfahrbar, und der Dampfwagen muß durch gewöhnliches Fuhrwerk ersetzt werden, was nicht nur einen bedeutenden Aufenthalt, sondern auch durch das Aus- und Einsteigen eine bedeutende Unbequemlichkeit herbeiführt. Welche Gesichter die Aktionäre dazu machen, können Sie sich denken. Es gibt Momente, wo man sich über das Unglück Anderer freut, und für diese Herren ist es eine wahre Seelenerquickung, daß es der Taunusbahn noch schlimmer ergeht, und als dieser Tage die Zeitungen meldeten, daß auch auf der Versailler Bahn einige Unfälle stattfanden, da hatten die Agenten nichts Eiligeres zu thun, als alle Leute auf diesen Zeitungsartikel aufmerksam zu machen. Einige hiesige Blätter excerpirten ihn absichtlich; und die Wiener haben nun den Trost, daß man auch auf andern Eisenbahnen Hände und Füße brechen kann, und man somit im lieben Vaterland diesen Genuß wenigstens viel näher hat.

Der Tod des berühmten Bankiers und Direktors der österreichischen Nationalbank, Freiherrn von Esterles, ist aus den Zeitungen bekannt. Sie haben die Hochachtung, welche dieser treffliche Mann sowohl bei Hofe als im Publikum genoß, und das Bedauern, welches der Tod des 85jährigen Greises allgemein erregte, ausgesprochen, aber einen Umstand haben Alle verschwiegen, vielleicht aus unzeitigem Zartgefühl, während es gerade im Interesse der Moral wie der Toleranz wäre, ihn zu erwähnen. Bernhard Freiherr von Esterles, der Chef eines der ersten und geehrtesten Handelshäuser Europas, der Hauptbegründer der österreichischen Nationalbank, deren Direktor er gewesen, der Mann, dessen Rechtlichkeit fast sprichwörtlich geworden ist, dessen Haus der Sammelplatz alles dessen war, was Wien an Fremden und Einheimischen, Vornehmen und Geringen, vom Fürsten bis zum armen Künstler, Ausgezeichnetes besaß, war ursprünglich ein armer jüdischer Waisenknabe. Noch jetzt leben in Prag Personen, deren Eltern dem armen Knaben freien Tisch gegeben hatten. Als Jüngling zeichnete sich Esterles durch außerordentlichen Scharfsinn und maßlosen Gedächtniß im Fache seiner talmudischen Studien aus. Das Loos aller Juden theilend, widmete er sich endlich gleichfalls dem Handel, und erwarb sich durch strenge Rechtlichkeit, Ausdauer, zarksinnige Spekulation, Fleiß und Bildung allmählig ein kleines Vermögen, welches bald zum großen und endlich zum ungeheuren wurde. Im Verein mit dem Freiherrn von Arnstein stiftete er 1787 das nun bereits seit einem halben Jahrhundert blühende Handlungshaus, welches für die inländische Industrie in den mannigfachen finanziellen Krisen, welche der österreichische Staat während dieß 8 Zeitraums bestand, so befruchtend und wohlthätig wirkte, daß der Kaiser ihn in den Freiherrnstand erhob und ihm in neuester Zeit sogar die Erlaubniß zur Stiftung eines Majorats ertheilte, eine Konzession, die in Oesterreich nur selten stattfindet. Wenn noch etwas für die ausgezeichneten Eigenschaften dieses Mannes sprechen soll, so ist die freundliche Aufmerksamkeit, welche Joseph II. bei verschiedenen Gelegenheiten für ihn zeigte, mehr als hinreichend. Im Jahre 1815 zur Zeit des großen Congresses fand man in den Salons des Freiherrn von Esterles die Elite der diplomatischen Welt versammelt: Talleyrand, Wellington, Castlereagh, Hardenberg, Eugen Beauharnais ꝛc. Man kann die Sittenbrenge dieses glänzenden und gastfreien Hauses fast in allen Schriften und Memoiren finden, welche die diplomatische Versammlung jener Epoche deßwegen. Freiherr von Esterles, dessen Hauptcharakterzug seine Consequenz war, ist auch dem Glauben seiner Väter bis an seinen Tod treu geblieben. Das Wirken und Leben dieses Mannes dient somit nicht nur im Allgemeinen als ein erhebendes Beispiel, sondern auch im Besondern als ein Beleg zu der in neuerer Zeit so viel besprochenen Emanzipationsfrage.

Außer der neuen Quelle von Vergnügungen, welche den Wienern durch die Eröffnung der Brünner Eisenbahn sich darbieten, ist in diesem Jahre noch ein anderer Weg mit Luftfahrenden besser: nach Preßburg. Durch die regelmäßig abfahrenden Dampfboote, so wie auch durch die Eisenbahn (bis Gänserndorf) kann man in drei bis vier Stunden in Preßburg seyn, und der Landtag ist somit fast innerhalb Wien versetzt. Das große Publikum, selbst unter den gebildeten Ständen, hat zwar nicht den mindesten Sinn für Politik, und der ungarische Reichstag kümmert es eben so wenig, als vielleicht der eigene Reichstag es kümmern würde; aber die Unsormen, die reiche Nationaltracht, in welcher die Magnaten erscheinen — das muß man doch sehen; zudem die Elite der jungen Eleganz mit ihren bewaffnetgeschossenen Gestalten, glühenden Augen und allmächtigen Schnurrbärten — unsere Damen haben für männliche Würde sehr viel Sinn — und so werden denn die gutmüthigen Eheherrn und Väter so lange gebärdet, bis sich der Zug in Bewegung setzt nach der Stadt der stürmischen Verhandlungen und gewobenen Schnurrbärte. Dazu kommt noch die große Masse der Ungarn, die in Wien wohnen und die für ihre Landesangelegenheiten außerordentlich erregbar sind, und jedem Augenblick, den ihre Geschäfte frei lassen, benützen, um die Verhandlungen in der Nähe zu bewachen. Sie können sich somit leicht denken, welche starke Frequenz die Straße nach Preßburg in diesem Jahre hat. Den ungarischen Reichstag selbst betreffend, dürften Ihre Leser ziemlich unbekannt mit dessen Organisation, Privilegien und Gebräuchen seyn, und da ich mich nicht erinnere, in irgend einer Zeitung eine Schilderung dieser Eigenthümlichkeiten gelesen zu haben, so will ich es versuchen, sie in wenigen Strichen zu skizziren.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 28. August 1839.

Der deutsche Geist ist kaum auf der Oberfläche sichtbar; er muß tief eindringen, um zu begreifen, er hascht nichts im Fluge.

Frau v. Staël.

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Allerdings wurde damals dieser Kunstzweig in England vom vortrefflichen, seitdem wohl nicht übertroffenen Gilray beherrscht; man kann aber zuversichtlich behaupten, daß die unbedeutendsten englischen Blätter ungleich besser waren als die besten französischen. Von den damaligen Versuchen der Deutschen im freien Auffassen und Hinstellen der Menschennatur, außer und nach Chodowiecki, kann fast gar nicht die Rede seyn. Die Franzosen aber haben seitdem viel, ausnehmend viel gelernt, ihre Hand ist ihrem eigenthumlichen Geiste gehorsam geworden, sie haben die Poesie des Zeichenstifts gefunden und sind, ohne von ihrer alten Natur das Geringste aufgegeben zu haben, die glücklichen Nebenbuhler der Engländer in der Kunst, das Leben frisch und sicher von seinen verschiedensten Seiten zu fassen und den wundervollen Kalkstein bald zum angenehm schmeichelnden, bald zum lustig verzerrenden Spiegel menschlichen Thuns und Treibens zu machen. Wir Deutschen rücken in dieser Beziehung nur sehr langsam nach.

Wer weiß und erkennt es nicht, daß der Deutsche vortrefflich arbeitet, wenn er etwa Gemälde seiner oder fremder Meister auf den Stein überträgt? Es fehlt uns auch nicht an flüchtigen Blättern, worauf Zustände unseres eigenen Lebens ganz genial und lebendig wiedergegeben sind. Aber das Gute und Originelle in diesem Fache ist wirklich noch sehr selten. Noch ist der Deutsche auf diesem Gebiet ein scheuer, ängstlicher Zeichner, und es sieht sehr oft aus, als wären seine Entwürfe noch für das Kupfer berechnet, und nicht für den, doch von ihm entdeckten Stein. — Man könnte sagen: es ist uns einmal verwehrt, unser geselliges und öffentliches Leben mit der Freiheit und Rücksichtslosigkeit des Engländers und Franzosen in seinen Höhen und in seinen Tiefen, überall, wo es unsere Laune herausfordert, zu ergreifen, und so lassen wir es lieber ganz bleiben. Dies ließe sich vielleicht hören, wenn nicht sehr zahlreiche Versuche weniger, bis jetzt, vom Vermögen, aber desto mehr von der Lust zeugten. Und wenn wir gewisse Dinge liegen lassen müssen, könnten wir nicht wenigstens einen Schneidergesellen, wie er leibt und lebt, auf den Stein werfen? — Ich erzähle, wie mir gerade diese Figur hier in den Wurf kommt.

Als vor der Bilderbude die obigen Gedanken mir durch den Kopf liefen, bemerkte ich eine kleine Suite französischer oder vielmehr Pariser Charaktere, und darunter ein Blatt, das den deutschen Schneider vorstellt, wie er in der Hauptstadt der Moden servirt und unter Lust und Schmerz der Stunde entgegenarbeitet, wo er

zu Hause einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum seine Rückkehr aus Paris und die Eröffnung des eigenen Geschäfts annonciren wird. Sehr gut ist hier innerhalb des allgemeinen Schneidertypus der Charakter der germanischen Species wiedergegeben, und ich erinnere mich nicht, von einem deutschen humoristischen Zeichner des entsprechenden Rangs eine so lebendige Volksfigur gesehen zu haben. Desto dummer ist freilich die Unterschrift des Blatts, wobei der windige Franzose en passant auch unsere schwere Sprache treffend zu charakterisiren und zu persifliren glaubte. Ich habe sie als charakteristisch abgeschrieben; sie lautet buchstäblich so: „Le garçon tailleur pur sang est ordinairement allemand, et il a presque toujours un nom très euphonique, tel que Wahaterkermann ou Pikpruumann.“

Der größte Theil der hier vor mir hängenden lithographirten Waare, welche einige Kunstansprüche macht, ist französischen Ursprungs. Wie gerne machte ich mich lustig über die Fehler und Schwächen dieser Bilder, über ihre Koketterie und Absichtlichkeit, über den Mangel an dem, was, sur uns wenigstens, die wahre Seele eines Bildes ist; aber die Betrachtung der deutschen Produkte gleicher Kategorie nimmt mir den Muth dazu, und streife ich vollends herab in das Gebiet, wo der deutsche Zeichner den Populären spielt, wo er zu den Sinnen und dem Gemüth des Volkes spricht, wo er hier das Gebet des Herrn abrumbrirt, dort den Lokalspaß mit der Kreide ausbeutet oder die Notabilitäten des Landes im Bildniß mißhandelt, so fühle ich, daß es, um bei Laune zu bleiben, Zeit ist, der Boutike den Rücken zu kehren.

(Fortsetzung folgt.)

Leben in Athen.

(Schluß.)

Ich erwachte wieder. Frau Maria stand am Fuße meines Lagers und that einen lauten Freudenschrei, als ich die Augen aufschlug. „Panagia! er lebt!“ rief die Nichte, die mir eben das Kopfkissen zurecht legte, mit einem froh verwunderten Blick auf Maria, und lächelte mich an, so freundlich, so liebeselig; mir ist vor und nachher nie so zugelächelt worden. Die Mühme ging weg, um einen Trank zu holen, und da faßte ich die Hand Irenens, mit der sie mir langsam über das Gesicht fuhr, um die blutgetränkten Locken wegzustreichen. „Armer, armer Effendi,“ sagte sie, ihre Hand wegziehend, „so weit von deinem Monachon! Wo ist nun deine Mutter, deine Schwester, dich zu pflegen? wer wird deine Wunden verbinden?“ — „Ist dafür nicht schon gesorgt?“ erwiderte ich; „ist nicht Frau Maria meine Mutter? und du bist meine Schwester, und meine Wunden, die wirst du verbinden.“ — „Aber wir sind dir fremd, wir sprechen deine Sprache nicht,“ sagte sie dagegen. — „O liebe Nichte,“ antwortete ich, „du bist mir nicht fremd; denn deine schwarzen Augen kenne ich seit lange schon, und ich spreche ja deine Sprache! Kann ich dir nicht sagen: σὲ ἀγαπῶ, (ich liebe dich?)“ Darüber wurde sie roth, und um nichts merken zu lassen, strich sie mit ihrer weichen Hand wieder über meine Stirne und legte sie sanft auf meine Augen. Mich durchreielte ein paradiesischer Schauer; dann aber stemmte sie ihren Arm auf das Kopfkissen, legte ihr Köpfchen in die Hand, neigte sich über mich her und sagte mit einem Blicke, in dem Alles zu liegen schien, was ein Mädchen in einen Blick legen kann: „Effendi! als sie dich hertrugen, glaubte ich, du seyest todt.“ — „Und was wäre es dann gewesen?“ fragte ich prahlerisch. — „Ach, du scherzest!“ entgegnete sie verweilend; „ist's nicht schöner, daß du lebst und nun hier bist bei guten Leuten, die dich lieben?“ Sie hielt inne und fuhr, überrascht über ihre eigenen Worte, vom Stuhle. Ich konnte nichts mehr erwidern, denn zu gleicher Zeit trat Kyria Maria herein und bat, mich wieder einem Schlummer zu überlassen. Sie richteten mir noch das Bett zurecht und stellten mir frisches Wasser vor das Lager; das Alles hätte auch Jorgi thun können, allein sie ließen ihn nicht gewähren.

Endlich entschlief ich, und nun kam mir allerlei im Traume vor. Ich saß wieder auf dem Rappen und tummelte ihn wieder über die Wiesen. Da sah ich auf einmal auch die Nichte, wie sie dem Pferde in die Zügel fiel und mich mit ängstlicher Gebärde bat, abzusteigen. Dann erblickte ich mich wieder, wie ich todtenbleich, mit schreckenstarrem, gläsernem Blicke auf dem Gaule saß, der in schauerlicher Wuth dahinstürmte. Endlich stieß er wieder an den Felsblock in der Pfiri, ich flog hinaus und lag wieder zerknickt und blutend an dem Marmor. Da kniete die Nichte vor mir und goß mit himmlischem Lächeln Balsam in meine Wunden. Dann lief wieder Alles in einander; die Bilder kamen wieder, noch wilder, auch lieblicher, bis es endlich ein stätiger Traum wurde. — Mir träumte, ich liege schwer krank auf meinem Lager und habe einen Kranz von Dornen auf dem Haupte, und eine wunderschöne, halbverschwimmende weibliche Gestalt drückte ihn mit dem weißen nackten Arme immer tiefer, immer tiefer, so daß mir das Blut in Strömen über die Stirne und die Augenlieder lief. Ich wischte die Augen und wischte und hatte Noth, die Gestalt zu sehen, ja zuletzt sah ich nur noch wie durch einen dunnen Flor die schönen, freundlichen schwarzen Augen und hörte die Stimme: „Nicht wahr, es schmerzt nicht? ich will dir den Kranz noch fester aufdrücken, und es soll dir nicht wehe thun.“ Ich erwachte und da stand Irene am Bette, die mir eben eine in Essig

getränkte Binde um den Kopf gelegt hatte und sagte: „Nicht wahr, es schmerzt nicht?“ So wurde ich liebevoll gepflegt, genaß bald und rüstete mich zur Abreise.

Eine helle, warme Januarsonne schien freundlich in meine Stube, die ich über vier Monate im besten Einverständnisse mit meinem Hausherrn bewohnt hatte. Jorgi war, nachdem alles Andere abgethan, noch beschäftigt, einen Haufen Kleider einzupacken, während ich ein halbhundert Bücher, die ich zurücklassen gedachte, in Reih und Glied in eine Kiste stellte. Wir kamen mit unserer Arbeit fast zu gleicher Zeit zu Ende. Ich hatte die Kiste zugenagelt und richtete mich auf, Jorgi schnallte noch lautlos an dem Koffer, endlich klappte der letzte Stachel ein, er erhob sich, schuttelte die langen Haare aus dem schönen Gesichte, blickte mich bedenklich an und sagte: „Wir sind fertig!“ — „Nun fehlen nur noch die Pferde,“ erwiderte ich, und Jorgi eilte hinaus und in großen Sprüngen die Treppe hinab. Auf einer Seite kuarrte das Hausthor, auf der andern aber hörte ich leise, verstohlene Schritte die Treppe heraufkommen. Ich lief auf die Thure zu, sie ging auf und herein trat Irene, die liebe Nichte meiner Hausfrau Maria. Sie hatte ihr Feiertagsgewand angethan, denn es war ein Namenstag in der Verwandtschaft, und strahlte in Purpur, Gold und Seide, und ich stand da ohne Rock und Weste, denn beim Packen war's mir warm geworden, mit einem Malteser Strohhut auf dem Kopfe, und sah etwa drein wie ein englischer Bootsknecht in seinem Sommerstaate. Sie trat heran und reichte mir die Hand. Ihre Augen glänzten — meine haben's wohl auch gethan — mich überlief der Gedanke: es ist das letzte Mal, daß du sie siehst; sie mag auch so etwas gedacht haben. „Du kommst zum Abschied, Irene,“ sagte ich. Sie ließ mich kaum aussprechen, flog an meinen Hals und — es muß ausgesehen haben, wie wenn eine Königin einen Matrosen küßt.

Nun hing sie, eine süße Last, an meinem Halse, so daß ihre gefalteten warmen Hände auf meinem Nacken auflagen, und sprach, so an mir hängend und den ganzen heißen Gluthstrom aus ihren Augen in die meinigen schießend: „Mußt du denn gehen? bleib' bei mir, mein Leben!“ — Das hatte sie nicht vergeblich gesagt. Mir war's, als wenn lieblich rauschende Flügelschläge an meinem Herzen fächelten und die Gluth, die ruhig fortgeglimmt hatte, anblasen und einen ungeheuern Brand anfachen wollten, ja ich spurte, wie das ganze Fachergewerk meines Herzens in voller Lohe aufprasselte. — So stand ich brennend da, zu reden mußte ich nichts; dafür beugte ich mich auf die liebe Dirne nieder, und als das Mädchen dies bemerkte, erhob sie sich, schlang ihre Arme fester um meinen Hals, drückte ihren Mund wieder auf den meinen, ihre Brust an meine, so innig, so heiß, so glühend, so sinnverwirrend.

Da kam Kyria Maria herein, um Abschied zu nehmen. Wir hatten kaum Besinnung genug, um uns zu schämen. Die Muhme blickte uns erstaunt, aber freundlich an; sie schien uns verzeihen zu wollen, weil wir's doch nie wieder thun wurden. Ich verstand nicht die Hälfte von dem, was sie sprach, und sah nur auf das Mädchen, das mit einem Tuche vor dem Gesicht abgekehrt am Fenster stand. Da kam auch Jorgi hereingesprungen, mit der Nachricht, daß die Pferde unten warteten. Dies erweckte mich. Ich nahm Stock und Mantel, sagte meinen vier Wänden Valet und ging lautlos die Treppe hinunter. Muhme und Nichte folgten und waren eben so schweigsam.

Ich saß hoch zu Rosse, da trat zuerst Kyria Maria hinzu, reichte mir die Hand, wunschte mir mit einem Händedrucke πολλὰ ἔτη — viele Jahre — gab mir einen Gruß an Vater und Mutter in Germanien mit, und bot mir glückliche Reise. Dann kam etwas gefaßter auch Irene heran, reichte mir ihr Händchen und flüsterte mit nassen Augen: Χαῖρε μου, νὰ μὲ ἀγαπᾷς, und ging zögernd in die Hutte zurück, und ich ritt davon.

Das Daguerrotype.

Auszug aus Aragos Bekanntmachung.

In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 19. August wurde Daguerres Geheimniß in längerem Vortrag von Arago enthüllt. Die Berichte, welche die Pariser Blätter vom 20sten davon geben, sind sehr mangelhaft, und zum Theil unklar; das Hauptsächlichste stimmt aber zusammen, und wir beeilen uns, es den Lesern mitzutheilen, mit dem Vorbehalt, auf die Sache zurückzukommen, so bald genauere Beschreibungen bekannt werden. Daguerre selbst wird in wenigen Tagen eine ausführliche Darstellung seiner Methode veröffentlichen.

Daguerres Verfahren zu Fixirung der Bilder der Camera obscura besteht aus verschiedenen Handgriffen und erfordert mehrere Vorrichtungen.

Man nimmt eine mit Silber plattirte Kupferplatte und waschet sie sorgfältig mit verdünnter Salpetersäure ab; darauf setzt man die Platte Jodämpfen aus, welche aus einem eigenen Apparat entwickelt werden. Diese Dämpfe bilden auf der Platte einen äußerst dünnen Ueberzug; seine Dicke wird auf einen Millionentheil eines Millimeters (ein Millimeter ist nicht ganz 1/2 Par. Linie) geschätzt. Und dieses Häutchen nun ist es, was eine so außerordentliche Empfindlichkeit für das Licht besitzt. Bei diesem ersten Theil des Verfahrens kommt es darauf an, daß die Jodämpfe überall auf der Platte eine gleich dicke Schichte bilden, und dies wird durch eine einfache Vorrichtung bewirkt. Man muß sich dabei sehr hüten, am Apparat zu rütteln, denn dadurch würde Alles verdorben. Je länger man die Platte dem Jod aussetzt, desto mehr beschlägt sie sich; um nun genau zu wissen, wenn es genug ist, betrachtet man sie bei einem Licht, denn man operirt natürlich im Finstern. Fängt die Platte an gelb zu werden, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß der

Beschlag die erforderliche Beschaffenheit hat. — Man nimmt nun die Platte aus dem Apparat heraus, wobei man sie vor Allem sorgfältig vor dem Licht verwahrt, von dem sie schon im Zehntheil einer Sekunde angegriffen würde. Das guerre hat zu diesem Zweck eine kleine Vorrichtung erfunden, bestehend aus zwei schlanken Thürchen, welche über der Platte hermetisch schließen. Unter dieser Bedeckung wird die Platte in die Camera obscura gebracht und in den Brennpunkt der Linse gestellt. Mittelst eines sinnreichen Mechanismus öffnen sich jene Thürchen erst, wenn die Platte in der Camera obscura befestigt ist. Das Licht und der von demselben beleuchtete Gegenstand fallen nun auf die durch die Joddämpfe erzeugte Schichte, und nach mindestens drei und höchstens zehn bis zwölf Minuten, je nach der Stärke des Sonnenlichts, ist diese zweite Operation vorbei. Man nimmt jetzt die Platte wieder weg, nachdem man die das Licht ausschließenden Thürchen wieder zugemacht. Das Licht hat nun bereits seine Wirkung hervorgebracht, es hat das Bild geschaffen, aber noch sehr man nichts davon, wenn man jetzt die Platte betrachtete; der Eindruck ist gemacht, hat aber für das Auge noch keine Spur hinterlassen. — Nun beginnt der dritte Theil der Operation, der gleich dem ersten im Dunkeln vor sich gehen muß; es handelt sich jetzt davon, das in der Camera obscura der Platte eingeprägte, noch unsichtbare Bild hervorireten zu lassen. Man bringt zu diesem Zweck die immer noch mit den Brettchen bedeckte Metallplatte auf einen andern Apparat, wofelbst sie der Einwirkung von Quecksilberdämpfen ausgesetzt wird; dabei muß aber die Platte unter einem Winkel von etwa 45 Grad geneigt werden; bei horizontaler Haltung kommt das Bild nicht recht heraus. Beim Licht einer Kerze kann man während dieser Operation das Quecksilber arbeiten sehen wie einen gewandten Zeichner. Die Theile, wohin das Licht stark gefallen ist, greift das Quecksilber stark an, schwächer diejenigen, die es nur gestreift hat, und die Stellen, wo es gar nicht hingekommen, bleiben unberührt. So kommt denn das Bild heraus, und es bilden sich Schatten, Halbschatten und Lichter. — Zu diesem dritten Abschnitt der Procedur braucht es nur eine Wärme von 60 Graden, und die Temperatur des Quecksilbers wird durch eine außen am Apparat angebrachte und durch eine kleine Lampe beleuchtete Scale angegeben. Sobald diese weniger als 60 Grad anzeigt, nimmt man die Platte heraus, um sie der letzten Operation zu unterwerfen, derjenigen, welche zum Zweck hat, der ferneren Einwirkung des Lichts ein Ende zu machen, das Bild definitiv zu fixiren. Es ist die auereinfachste: man taucht nun die Platte rasch in eine Auflösung von Natrons Schwefelsilber (hypo-sulfite de soude) und schwemmt sie sodann mit destillirtem Wasser ab. Damit ist Alles geschehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

(Fortsetzung.)

Der ungarische Reichstag.

Der ungarische Landes oder Reichstag ist eine Versammlung der Stände, um diejenigen Reichsgeschäfte zu besorgen, in welchen der König an die Einwilligung des Landes gebunden ist. Gewöhnlich findet dieser Reichstag alle drei Jahre, bei außerordentlichen Gelegenheiten wohl noch früher statt; der Krönungsreichstag darf jedoch nicht länger als sechs Monate vom Tode des letzten Königs an, und die Wahl eines Palatinus, welche ebenfalls auf dem Reichstage stattfinden muß, nicht länger als ein Jahr verschoben werden. Der Palatin, den man in Deutschland gewöhnlich als den Statthalter des Königs zu betrachten pflegt, und der es dem Namen nach auch wirklich ist, hat faktisch jedoch weit ausgedehntere Rechte, als mit einer gewöhnlichen Statthalterschaft verbunden zu seyn pflegt. Der Palatin, dessen Stelle auf Lebensdauer verliehen wird, vereinigt die höchsten politischen, richterlichen und militärischen Aemter in seiner Person; er ist Vormund des minderjährigen Königs, und bis zu seiner Großjährigkeit Verwalter des Reichs; er ist Präsident des ganzen Reichstags, Oberaufseher des Reichsarchivs, und kann die an die Krone verfallenen Fiscalgüter bis auf 52 Bauernhöfe nach seiner Willkür an Edelleute vergeben. — Das Recht, den Reichstag zusammenzurufen, hat in der Regel der König; in dem Einladungsschreiben werden der Ort der Versammlung, der Tag des Erscheinens und meist auch die Gegenstände der Berathung vorläufig angegeben. — Während der zur Erscheinung bestimmten Zeit werden in den verschiedenen Comitaten Kreistage der Stände gehalten, auf welchen die öffentlichen, auf dem Reichstage vorzutragenden Forderungen und Beschwerden aufgesetzt, die Abgeordneten von Seiten des Adels gewählt und ihnen ihre Vollmachten und besonders Instruktionen ausgestellt werden. Die Abgeordneten erhalten Taggebühren und freies Quartier. Letzteres gibt die Stadt, wo der Reichstag abgehalten wird, unentgeldlich her. Die Eröffnung des Landtags geschieht mit großer Pracht und wird durch große Gastmähler, feierliche Aufzüge ꝛc. verherrlicht. Man versammelt sich an zwei Tafeln in zwei verschiedenen Kammern. Die erste, die Magnatentafel, hat zum Präsidenten den Palatin oder den nächsten auf ihn folgenden Reichsbaron. Rechts sitzt der Primas mit den Erzbischöfen, Aebten und Pröbsten; links die Reichsbarone. Kronbewahrer und Obergespanne der Comitate. Den Saal füllen die übrigen Magnaten (Fürsten, Grafen und Freiherrn), sowie die ganze adelige Jugend. Die zweite Tafel hat zum Präsidenten den königlichen Personal (oberster Landesrichter), der vom Ritterstande seyn muß. Hier sitzen die Deputirten der Domkapitel, dann diejenigen Aebte und Pröbste, die kein Kapitel haben, die Comitate und Städtedeputirten, und endlich die Abgeordneten jener Magnaten, die auf dem Landtage nicht erscheinen können, worunter somit auch die Abtegaten der Magnatenwittwen sich befinden. Ihre Meinungen und Beschlüsse theilt zwar eine Kammer der andern durch Deputirte mit; doch pflegen in streitigen Fällen beide in Einem Saale zusammen zu kommen. Die Mehrheit der Stimmen entscheidet, und die Beschlüsse werden sodann dem Könige zur Bestätigung vorgelegt. Die Verhandlungen geschehen bei der ersten Tafel in lateinischer, bei der zweiten in ungarischer Sprache. Der Regel nach soll der Reichstag nicht länger als zwei Monate dauern, doch erstreckt er sich gewöhnlich viel länger, was für das Land nicht ohne Nachtheil ist, da sämmtliche Gerichte, mit Ausnahme der städtischen, während der ganzen Dauer des Reichstages und schon 50 Tage früher aufhören, und in dieser ganzen Zeit kein Prozeß entschieden wird. Die königlichen freien Städte machen die Ausnahme, daß sie das Recht haben, bürgerliche Repräsentanten zu senden, obgleich dieses de facto nicht immer geschieht; sonst besteht der Landtag durchaus aus Adeligen. Die Städte haben alle zusammen nur Eine Stimme, und der Reichstag ist somit faktisch nur als Institut für die Rechte des Adels zu betrachten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 29. August 1839.

Es ist ein großer, unermeßlicher
Verstand in der Natur; selbstständige
Gedanken steh'n vor mir, und doch verknüpft
Das Kleinste mit dem Größesten, gedrängt
Und abgetrennt; wir buchstabiren sie,
Doch wer vernimmt den Sinn des Ganzen?

Herder.

Ueber die physische Beschaffenheit des Planeten Mars,

mit Rücksicht auf die eben bekannt werdenden neuen Beobachtungen dieses Weltkörpers durch den Berliner Astronomen Mädler.

Von Dr. Nürnberger.

Ich bitte die Leser, sich zum genauesten Verständniß der folgenden, für die planetarische Topographie sehr wichtigen Mittheilungen zuvörderst zwei concentrische Kreise zu denken, in deren gemeinschaftlichem Mittelpunkte die Sonne ruht und deren innern die Erde auf ihrer Jahresbahn beschreibt, während der äußere, umringende von dem hier zu betrachtenden Nachbarplaneten Mars durchlaufen wird. Diese Vorstellung von der Anordnung der Bahnen zeigt sogleich, daß die drei Weltkörper: Sonne, Erde, Mars zuweilen in eine solche gegenseitige Stellung (Opposition) kommen müssen, wo sich die Erde eben in der Mitte zwischen Sonne und Mars, und also letzterem Planeten näher als in jedweder andern Lage befindet. Seine Entfernung von uns kann dann, im günstigsten Falle, bis auf unter acht Millionen Meilen abnehmen, wodurch natürlich seine Beobachtung sehr begünstigt wird. Durchschnittlich ereignen sich dergleichen, die Beobachtung begünstigenden Oppositionen des Mars, wenn auch nicht immer in gleich großer Nähe, etwa alle 26 Monate; die letzte hat am 11ten März d. J. Statt gefunden, und diese Opposition des Mars nun eben ist es, welche der fleißige Berliner Astronom Mädler zu seinen neuesten Beobachtungen benützt hat.

Mars ist, dem Angeführten gemäß, derjenige Planet unseres Sonnensystems, welcher seine Bahn zunächst außerhalb der Erdbahn hat, so daß er uns von den sogenannten obern Planeten (d. h. denjenigen, deren Bahnen die Erdbahn umringen) der nächste ist. Seine mittlere Entfernung von der Sonne beträgt über dreißig Millionen Meilen, also etwa zehn Millionen Meilen mehr als die mittlere Entfernung unserer Erde von der Sonne; sein Sonnenjahr dauert 687 unserer oder $668\frac{1}{3}$ Marstage (von denen wir gleich sehen werden, daß sie etwas länger als der irdische Sonnentag sind), also fast noch einmal so lang als unser Jahr, und in demselben Verhältnisse ist also natürlich auch jede seiner Jahreszeiten, namentlich sein Winter, länger, dessen Strenge überdies durch die angeführte weitere Entfernung von der Sonne befördert zu werden scheint. Dazu tritt der Umstand, daß die Schiefe der Ekliptik auf diesem Weltkörper 29 Grade, also fast sechs Grade mehr als auf der Erde beträgt; jede seiner beiden kalten Zonen erstreckt sich daher auch bis zum 29sten Grade vom Nord- oder Südpole (auf der Erde nur etwa bis zum 23sten); seine heiße Zone ist 58 Grade breit (auf

der Erde nur etwa 46) und die gemäßigten Zonen finden sich demnach bedeutend schmäler als auf der Erde, so daß der Gegensatz der Jahreszeiten schon deßwegen energischer als bei uns ausfallen muß. Dagegen ist der Marstag wenig vom Erdentag unterschieden: er beträgt 24 Stunden 39′ 22″.

Zur Erklärung eines andern merkwürdigen Witterungsverhältnisses des Mars müssen wir die Leser daran erinnern, daß der Frühling und Sommer der nördlichen Halbkugel der Erde bekanntlich acht Tage länger als der Herbst und Winter dauert; daß auf der südlichen Halbkugel gerade das Gegentheil eintritt, und daß also das Verweilen der Sonne über dem Horizonte für unsern Nordpol auch um eben so viel länger als für den Südpol ausfällt. Dies rührt daher, weil sich die Erde zu der Zeit, da der Nordpol Winter hat, eben in der Sonnennähe befindet, wo sie sich schneller bewegt, wogegen der Winter des Südpols in die Sonnenferne, bei langsamerer Bewegung der Erde, fällt. Der Winter der südlichen Halbkugel der Erde ist also aus dem doppelten Grunde seiner längeren Dauer und der größeren Entfernung der Sonne im Laufe desselben durchschnittlich strenger als der Winter der Nordhälfte, und in der That findet sich unser Südpol stets unzugänglicher durch Eisfelder und Schneemassen als der Nordpol.

Ganz Aehnliches hat nun für den Mars Statt: der Winter seines Südpols fällt aus demselben, dort auch eintretenden, doppelten Grunde ungleich strenger als der des Nordpols aus. Der Frühling der Nordhalbkugel des Mars dauert nämlich 191⅓ Marstage, der Sommer 181, der Herbst 149⅓, der Winter 147; und da dem Sommer der Nordhalbkugel der Winter der Südhalbkugel entspricht, so währt letzterer demnach 180 Marstage und ist folglich 33 solcher Tage länger als der Winter (von 147 solchen Tagen) der nördlichen Hemisphäre. Man übersieht also, mit Berücksichtigung des angeführten doppelten Grundes, im Allgemeinen, daß die Marssüdhalbkugel einen kürzeren, aber heißeren Sommer und einen längeren, strengeren Winter, die Nordhalbkugel hingegen einen längeren, gemäßigten Sommer und einen kürzeren, minder strengen Winter haben muß. — Gibt es nun auf dem Mars Witterungserscheinungen von gleicher oder ähnlicher Beschaffenheit wie auf der Erde, z. B. Eis, Schnee, so muß sich dieses „Mars-Eis," dieser Mars-Schnee" auch dort jenes längeren und strengeren Winters der Marssüdhalbkugel wegen um den dortigen Südpol mehr anhäufen, in seiner ganzen Ausdehnung aber im Sommer auch mehr zurückgehen als um den Marsnordpol. Sehen wir nun, ob und wie diese Voraussetzungen durch die Beobachtung bestätigt werden.

Schon die älteren Beobachter des Mars, Cassini, Maraldi, Herschel, Schröter, und nach ihnen Flaugergues, Gruithuisen u. s. w. bemerkten, daß die Gegenden um beide Pole des Mars sich vor den übrigen Theilen des Planeten durch ein viel glänzenderes Licht auszeichnen. Diese Erscheinung ist so beständig, daß man sie unmöglich als bloß atmosphärisch annehmen kann, sondern gleich die Ueberzeugung erlangt, an diesen Stellen den festen Körper der Marskugel vor sich zu haben. Diese glänzende Zone ist im Allgemeinen um jeden Pol dann am größten, wenn derselbe gerade seinen Winter hat, oder doch eben erst gehabt hat, nimmt, mit Annäherung der Sonne, bis auf eine gewisse Grenze, innerhalb welcher das glänzende Ansehen (gleichwie beim ewigen Polareise der Erde) stets unverändert bleibt, allmählig ab und wächst dann wieder in dem Maße, als die Sonne scheidet.

Ueberlegt man nun, daß unsere Polargegenden einem Auge im Mars ganz ähnliche Erscheinungen darbieten müssen, indem ihre Eis- und Schneefelder, sobald die Sonnenstrahlen darauf zu fallen anfangen, einen gleichen Glanz verbreiten; daß dieser Glanz, beim Schmelzen des Eises in den, dem Aequator näheren Gegenden, sich während des Sommers nach den Polen zurückzieht, im Winter aber wieder weiter nach dem Aequator zu ausbreitet, so kann man sich dem Gedanken einer Aehnlichkeit oder Gleichheit der Ursache so ganz gleich erscheinender Wirkungen unmöglich widersetzen. Noch mehr: schon diese früheren Beobachtungen zeigten, daß die weißen Polarzonen nicht durchaus kreisförmig begrenzt sind, sondern sich nach einigen Richtungen mehr, nach andern weniger ausdehnen; es muß also auf dem Mars, gleichwie auf der Erde, Gegenden geben, welche, bei gleicher Breite, eine kältere Natur haben. Bei uns gilt Letzteres von den Meeren, auf denen das Eis später als auf der Erde schmilzt; man hat also dringende Gründe, auf dem Mars auch Meere wie bei uns anzunehmen, eine Bemerkung, auf welche ich unten zurückkommen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Nach wenigen Schritten bleibe ich vor einer Bude mit Spielwaaren stehen, mit Kinderspielwaaren. — Gewiß ein ärmlicher Plunder gegen so manche Ausstellung auf stolzeren Plätzen; und doch wie glänzend, wie überschwenglich reich und kunstvoll gegen den Kram, vor welchem dreißig Jahre rückwärts das Kind im Vorgenuß der Weihnachtsfreuden mit klopfendem Herzen stand! —

Nicht nur den Großen, auch den Kleinen hat die Zeit das Spielzeug vermannigfaltigt, die alten einfachen Typen in Gattungen und Arten zerschlagen, die Wünsche und Begierden unendlich gesteigert, und mit all dieser Entwicklung in die Breite das uralte Natur-maß von Freude und Genuß nicht um das Geringste erweitert und den Sättigungspunkt nicht um eine Linie hinaufgeschoben. Wie in so vielen Zweigen der Industrie, so hat auch hier die Kunst das Handwerk ergründen und es auf die Bahn des hastigen Fortschritts und der rastlosen Raffinerie geworfen. Und siehe da! wie aus der Ernsten, steifen Kunst der Egypter die heitere, blühende Plastik der Griechen, so quoll aus der alten, steifen Nürnbergerei eine ganze reiche Duodezskulptur in Holz und Pappe, die selbstständig dem polychromen Style huldigt, ohne nach dem etwaigen Vorgang der Hellenen zu fragen.

Eine ganze Menagerie, ungefähr in den Umrissen und im Colorit des Lebens; alle Stände und Gewerbe, in welche der vielfarbige Kulturmensch zerfällt, alle Lebensstufen, Gebrechen und stehenden Charaktere, mit ihren Attributen, mit der zugehörigen Haltung und Gebärdung; alle Geräthe und Werkzeuge, in niedlichster Nachahmung, wie mit dem Storchschnabel verjüngt; Fuhrwerke von allen Graden der Feinheit, und das große Spielzeug der Zeit, das Dampfschiff und der Dampfwagen mit bleiernen Rauchwimpeln, und statt durch Dampf, in kindischem Vorbild, wie es vielleicht einst werden wird, vom Magnet gezogen. — Wo ist der alte reipetable Repräsentant aller europäischen Kriegsheere, der hölzerne Husar auf dem bäumenden Schecken, grimmig in seiner bunten Tracht, die Bettseher vor der hohen Mütze und das Pelzkellchen als Dolman auf den Rücken geliebt? Statt seiner bläht sich ein ganzes Offiziers-corps aller Grade, Waffengattungen und Dienste, steife, geipreizte Puppen mit hochgepolsterter Brust, mit Bärten so schwarz und Wangen so roth, verzweifelte Parodien ihrer Vorbilder, die aber, was die Strenge des Kostüms anbelangt, auf dem Tische eines Kriegsministers im Frieden als Modelle der Ordonnanz stehen könnten. — Aus dem primitiven Karren mit plumpem conventionellem Rosse ging der völlig ausgerüstete Lastwagen hervor, Kalesche und Berline sammt Kutscher und Herrschaften, und ein ganzer Marstall. Das unartikulirte Krächzen und Schreien der Trompete und Pfeife, und den alberuen Ruf des Kukuks hat in hundert zierlicheren Instrumenten die Mund- und Windharmonica verdrängt, deren klagende Töne im gegebenen Augenblick eine civilisirte Musik vorstellen. Dem alten magern Hanswurst, der, wenn man ihn am Kopf packte und den Faden zwischen den Beinen anzog, in die erschütterlichsten Convulsionen ausbrach, ist ein ganzes Geschlecht sinnreicher Automaten entsprungen, welche die verschiedensten Kunststücke ausführen und sich vor jenem Altvater am wesentlichsten dadurch unterscheiden, daß sie schneller lahm werden und dem nimmer satten Kinde früher den Dienst aufsagen. — Das zierlichste diminutive Geräthe, Schränke und Consolen, Betten und Divans, Spiegel und Gardinen, eine ganze Luxussteuer, um denselben Raum zu meubliren, den einst ein roher Tisch und ein Stuhl und ein Schemel völlig ausfüllten, das Herz eines kleinen Mädchens. — Dich vollends suche ich natürlich vergebens, hölzernes, rundgeb ebtes Urbild der Burgerweiber zu Nurnberg, pausbackige Puppe mit dem aufgeleimten Näschen und der Goldkrone, mit dem hohen Busen, den ausquellenden Hüften und der aufgemalten bunten Kleidertracht, einst das Entzücken der lüstigen Jungfrau! Du bist zu Grabe gegangen, wie so manches alt überlieferte Gebilde, wenn seine Stunde gekommen, oder du selbst, wehmüthig mit der Spinnwebe drapirt, hinter der erblindeten Scheibe des Winkelbrechlers und harrst der Stunde, wo du noch einmal deine süße Bestimmung erfüllst und der Engel eines Bettelkindes wirst. Es ist nicht zu leugnen, du warst häßlich und abgeschmackt und ließest die Farbe gehen; aber du warst nur grotesk und weckest nicht so widrige, so schauerliche Empfindungen, wie deine kokette, im Modestyl aufgeputzten Nachfolgerinnen in Mädchenherzen. — Da baumeln sie zu Dutzenden an den Wänden der Bude, die anspruchsvollen Puppen, mit natürlichen Haaren koeffirt, im seidenen Gewande, mit Chemisette und Schurze, rothe Schuhe an den Füßen und das Schnupftuch in der Hand. Unbeschreiblich widrig sind diese glatten rosigen Gesichter mit dem süßlich zusammengezogenen Mund, und was einen im Leben so ungenehm berührt, der übertriebene Ausdruck weiblicher Ziererei und Gefallsucht, das tritt einem hier desto gespenstisch schauerlicher entgegen, je getreuer die starre Nachahmung der Natur ist.

Und so ist's durchgängig. Die alten Gebilde der Kinderphantasie waren Symbole ganzer Erscheinungsclassen, roh und plump, aber kräftig und charakteristisch in Zeichnung und Färbung. Jetzt will man realistisch überall die Sache, die Natur selbst, das Spezielle, das Einzelnste. Aber wie mit der üppigen Wucherung der zeichnenden Kunst, so ist auch mit dieser ängstlich und kokett individualisirenden Plastik für die unmittelbare sinnliche Bildung des Kindes, wie für seine künftige ästhetische Entwicklung das Ueberflüssigste, das heißt rein nichts geschehen, wenn man nicht damit gar die poetischen Keime in der jungen Seele gründlich verkümmert. — Jene grotesken Symbole waren dem Kind Idole, in deren Kultus ihm sein Himmel, die Natur und die Menschenwelt, in bedeutenden, aus Ahnung und Erinnerung zusammengeronnen Gestalten sich auftha; die unförmliche Holzfigur wurde zum Proteus, der sich zauberhaft in hundert

Gestalten wirft und tausend Dienste verrichtet, und mit dem steifen Hochgroß besticq der Knabe den Hippogryphen, der ihn im Fluge an die Marken seines innern Horizontes trug. Macht man es aber der Phantasie des Kindes gar zu bequem, kommt man ihr überall schmeichelnd entgegen und zuvor, so verlernt sie das selbstständige Fliegen, und der Sinn läßt sich langweilig in fauler Sänfte von einem wirklichen Objekt zum andern tragen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

(Schluß.)

Der ungarische Adel. Preßburg.

Der ungarische Edelmann, geistlichen oder weltlichen Standes, vom hohen oder niedern Adel (und es gibt unter letzterem viele Tausende, die Bauern, Kohlenbrenner, Schweinehirten ꝛc. sind) hat das Recht der persönlichen Sicherheit; das heißt, er kann, wenn auch rechtmäßige Anzeigen wider ihn vorliegen, weder in Verhaft genommen, noch im Besitze seiner Güter gestört werden, so lange er nicht von seinem adeligen Richter vor Gericht geladen und seines Verbrechens überwiesen ist. Nur der Hochverräther, Straßenräuber, Mörder, Mordbrenner und Ehebrecher, der auf frischer That ertappte Dieb, der Deserteur und ungetreue verschwörische Rechnungsführer sind von dieser Prärogative ausgeschlossen. Nur der freie Bürger einer königlichen Stadt hat das Recht, gegen einen Edelmann klagend aufzutreten; der Bauer muß sich durch seinen Grundherrn vertreten lassen. Wer sich an der Person eines Edelmanns vergreift, oder auch nur an dessen Dienerschaft, muß für seine Verwegenheit mit dem Leben oder mit dem Verlust des Vermögens büßen. Letzteres ist eine Milderung, welche erst die neuere Zeit herbeigeführt; früher verlor der Unglückliche Leben und Gut zugleich. — Nur der Adel allein ist des Besitzes liegender Güter und der Herrschaft über die darauf wohnenden Unterthanen fähig. Kein Unadeliger kann somit in Ungarn zum eigentlichen Besitze eines Landguts gelangen, ausgenommen, wenn er es durch eine königliche Verleihung erhält; in letzterem Falle aber ist sogleich die Erhebung in den Adelstand mit verbunden. Der Unterthan kann daher nichts Unbewegliches als Eigenthum besitzen; nur die Früchte seiner Arbeit gehören ihm, der Grund und Boden, den er pflügt, gehört dem Grundherrn, dem er noch zu Robothen (Frohndiensten) und Abgaben verpflichtet bleibt. Außerdem übt der Grundherr die Erbgerichtsbarkeit in Civilsachen (an vielen Orten auch in Criminalsachen) aus, und trotz im Falle der Unterthan ohne Erben stirbt, an die Stelle des letztern. Der ungarische Edelmann genießt der ausgedehntesten Freiheit in Ansehung der Staatsabgaben, einer Freiheit, von der in der neuen Staatengeschichte kein ähnliches Beispiel besteht. Nicht nur von allen Personalsteuern ist er befreit, sondern auch von allen indirekten Abgaben. Mauth, Zehent, Soldateneinquartierung. Nur zur Insurrektion, d. h. zum Kriegsdienst, im Falle eines allgemeinen Aufgebots, ist er verpflichtet; der einzelne Standpunkt, den dies dem Adel zuweist, ist eben der Maßstab für alle Institutionen Ungarns, es ist der Maßstab des Mittelalters. — Um wieder auf Preßburg zurückzukommen, so denkt man sich leicht, wie diese Stadt während des Landtags rasch vorangedrängt ist. Preßburg zählt ohne Militär und Fremde 56,000 Einwohner, rechnet man jene dazu, so könnte zur Zeit des Landtags die Bevölkerung sehr leicht auf 80,000 steigen. Wohnungen und Lebensmittel steigen natürlich mit, wenn auch unverhältnißmäßig. Ungarn ist vielleicht der wohlfeilste Aufenthalt in Europa; ich erinnere mich, vor zwei Jahren in Preßburg an einer table d'hôte vortrefflich gespeist zu haben, und zwar für den Preis von fünfzehn Kreuzern. Im gegenwärtigen Augenblicke dürfte man das Vierfache bezahlen, ohne so gut bedient zu werden als sonst. Indeß sorgt die Stadt auf's Beste für Bequemlichkeit der Fremden, und namentlich auch dafür, daß man seinen Preiscurrenten ausgesetzt ist. Die Behörde hat eine Zimmertaxe festgesetzt, nach welcher die Gastwirthe für ein sehr schönes Zimmer nicht mehr als Einen Gulden täglich fordern dürfen. Somit dürfte der Aufenthalt in Preßburg auch jetzt kaum so hoch als in Wien kommen. Die Fremden, die dahin Ausflüge machen, kommen ganz entzückt davon zurück. In der That kann man sich kaum eine reizendere Gegend mit einer romantischeren Staffage denken. Preßburg liegt auf der linken Seite der Donau, über welche eine Brücke in die Stadt führt, 1265 Schritte lang ist. Rings herum sind grüne Auen und über der Stadt erhebt sich das altertümliche Schloß und gibt dem Ganzen ungefähr den Charakter, den Heidelberg hat. Nun aber denke man sich in Mitte dieser reizenden Lage eine Staffage von hochaufgeschossenen Magyaren in bunter mittelalterlicher Tracht, ungarische Bauern in ihren blauen Ratzennatzaschen und weißen Mänteln, Croaten, Zigeuner mit ihrer wilden, phantasieaufregenden Musik, Magnaten in ihrer fast asiatisch prächtigen Tracht, mit wallenden Federn, flirrenden Säbeln und Sporen, die schönsten Frauen in einer Toilette, wie man sie in Almaks kaum luxuriöser finden kann, glänzende Equipagen, Pferde der edelsten Race, Dienerschaft in den feenhaftesten Livreen, und das Alles wogend und zusammengedrängt in dem Raum einer mäßigen Stadt, lateinisch, ungarisch, slawachisch, illyrisch, deutsch, französisch conversirend und schreiend. Gewiß man kann keinen seltsamern und eigenthümlichern Ort sich vorstellen. — Im Laufe dieses Monats treffen auch die Mitglieder des ungarischen Nationaltheaters in Preßburg ein. Die Truppe soll einige ausgezeichnete Mitglieder, namentlich im Schauspiele, besitzen. Dieses Theater ist erst vor kaum zwei Jahren, mitten in einem großen Aufwande von Capitalien von Seiten der ungarischen Großen errichtet worden. Baron Josika und ähnliche ungarische Dichter von Talent versehen es mit Originalstücken, die fast sämmtlich der ungarischen Geschichte entnommen sind, und von denen viele, namentlich die früheren von den beiden Kisfaludy wahrhaft poetische Schönheiten enthalten, obgleich die neufranzösische Romantik nicht spurlos an ihnen vorübergeht. Die Ungarn, die an Nationalstolz und Eitelkeit kaum den Franzosen und Engländern etwas nachgeben, thun sich nun viel darauf zu thun, bei Gelegenheit ihrer Reichsversammlung auch ihre Nationalbühne zu präsentiren und namentlich den Deutschen zu zeigen, daß auch die ungarische Sprache und dramatische Kunst ihre Helden hat.

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 30. August 1839.

Dreimal beglücktes Volk, wo der Natur
Gefühle adelt zur Religion
Die Liebe zum gemeinen Vaterland,
Wo man dem Vaterlande lebt und stirbt.
J. H. v. Wessenberg.

Tyrol.

Von Johann Ladislaus Pyrker. *

Tyrolerland, du Wiege meiner Ahnen,
Sey mir gegrüßt! Du wurdest Oestreichs Stern,
Zu leuchten auf des Ruhmes hehren Bahnen,
Als Nacht die Völker alle, nah und fern
Umfing. Sie blickten auf nach deinen Fahnen,
Die du erhobst für deinen hohen Herrn,
Für deine Sitten, Freiheit, heil'gen Glauben;
Und nicht gelang's dem Fremdling, sie zu rauben!

Ich ging mit stolzer Brust in deinen Thälern,
Auf deinen schneebegrenzten Höhn umher,
Und überall, an deinen Siegesmälern
Hob sie sich stolzer, freudiger noch mehr.
Es war dein Muth so tugendfest und stählern,
Der dich begeisterte zur Landeswehr,
Daß späte Enkel noch, die nach ihm schauen,
Sich froh an ihm erheben und erbauen.

Du gutes Volk, bewahre deinen Segen,
Er blühe dir durch Himmels Huld stets neu;
Du weißt wohl, Alles sey an ihm gelegen:
Drum mögest du auch Glauben, Muth und Treu'
Fortan in deiner Brust mit Liebe hegen,
So bleibst du stets beglückt, geehrt und frei:
Ein Leitstern Allen, die aus frommen Trieben
Das Edle, Gute, Schön' und Wahre lieben!

* Mitgetheilt vom Freiherrn von König.

Historische Phantasien.

(Schluß.)

Eine Aufgabe für Antiquare: in welchen Gestalten war zur Zeit, da Albrecht Dürer malte, das Kinderspielzeug ausgeprägt? Gewiß bestanden schon damals größtentheils die grotesken Typen, die sich bis auf uns fortgepflanzt, und die erst jetzt von der mit der Industrie verbundenen Afterkunst verdrängt werden. Und dies lader zum Nachdenken ein. Liegt es vielleicht im nothwendigen Lauf menschlicher Dinge, daß in einer Entwicklung, welche die plastische Kleinmacherei in Holz, Pappe und Eisenblech zum höchsten Flor gebracht hat, das höhere Kunstgefühl sich zurückzieht, und daß eine Zeit, welcher das ehrwürdige bunte Pferdchen mit dem Pfeifchen im Steiß

längst nicht mehr gut genug ist, sich in ihren Kunstausstellungen die derbsten Zumuthungen gefallen läßt?

Mißmuthig kehrte ich in meinen Gasthof zurück, um sofort die Anstalten zur Weiterreise zu betreiben; aber auf der Treppe vertrat mir noch einmal ein längst vergessenes Jahrmarktsbild den Weg und lockte mich zum Fluge rückwärts in die elysischen Gefilde der Kindheit. Vor einer Kasse im Corridor saß ein wunderlich aufgeputztes Weib, und eine lebensgroße Puppe neben ihr in Gestalt eines napoleonischen Grenadiers hielt an einer Stange eine Tafel, worauf in mächtigen Buchstaben zu lesen war: „Große europäische Galerie" u. s. w. — Es ist ein Wachsfigurenkabinet, imposanten, farbenhellen Andenkens! — Ich trat ein; hinten im Saale standen sie aufgereiht, in blitzender Galla, vom Nestor europäischer Könige, vom gekrönten Glück, Karl Johann Bernadotte, bis zur gekrönten Unschuld, Isabelle von Spanien. Schon habe ich den Fuß vorgesetzt, um auf sie zuzueilen und diesem prächtigen Cirkel, in dankbarer Erinnerung an den überschwenglichen Genuß, der dem Knaben in solcher Hofluft geworden, ehrfurchtsvoll meinen Gruß zu bieten. Doch halt! major e longinquo reverentia; ein zu genauer Einblick in das Wesen der Höfe stumpft ja immer im Leben das naive Gefühl der Hochachtung, und soll mich auf einen Augenblick der Nachtraum süßer kindischer Träume beglücken, so muß ich mich in der scheuen Ferne halten, in der die verläumderische Parodie des Königthums durch armseligen Trödel und die schauerliche Maskerade des Todes die nüchternen Sinne nicht empört, das spöttische ästhetische Gefühl nicht herausfordert.

Dort stehen sie in der Action des Lebens, den einen Fuß vor und die Hand ausgestreckt, bald den Handrücken nach oben, wie zum Befehl oder zum Empfangen des Handkusses, bald wie zum Entgegennehmen einer Bittschrift oder zum graziösen Gruße, die Handfläche nach oben gekehrt. — Hier hat einmal der progressive Witz nichts erfunden, es ist noch Alles wie sonst, nur in Einer Episode greift das mechanische Genie der Zeit erheiternd in diese wächserne Herrlichkeit herein. — Als ich eintrat, waren bereits zahlreiche Zuschauer im Zimmer versammelt, und eben machte sich der Eigenthümer des Kabinets, ein alter Franzose, fertig, mit der Ruthe in der Hand seine kauderwelsche Explikation vorzutragen. Gerade in der Mitte der Reihe stand mit gekreuzten Armen Napoleon. Zu ihm trat der Kerl, familiär, und doch mit durchscheinendem Respekt, steckte ihm einen Schlüssel in den Rücken, rasselte eine Weile, und nun begann der Kaiser der Franzosen langsam das Haupt zu drehen, rechts, links; ihm zu beiden Seiten standen die Königin Victoria und Louis Philippe, und es sah aus, als ob Napoleon die beiden sonderbaren Personnagen mit starren, verwunderten Blicken mäße.

Aber wie nichtssagend, wie still ist dieser Congreß hoher Häupter, und einst, bei gleicher Schau, konnte die Einbildungskraft des Knaben mit dem Protokoll der lebendigsten Verhandlungen kaum fertig werden. Noch schwebt es mir deutlich vor, wie zum erstenmale zu den Meßherrlichkeiten in meiner Vaterstadt das Prachtstück eines Wachsfigurenkabinets kam. Es war zur Zeit, wo Bonaparte unaufhaltsam seinen Siegeswagen über Deutschland hintrieb, kurz vor der Sonnenwende seines Glücks. Noch lag bei mir der Patriotismus im Seelenhintergrunde im tiefen Schlaf, die kindische Brust war ganz ausgefüllt vom großen kriegerischen Epos der Zeit, und selbst das Unglück gedemüthigter deutscher Fürsten wirkte nur rein poetisch auf die junge Einbildungskraft. Noch hatte ich im Leben von irdischer Majestät so gut wie nichts gesehen, nicht einmal in seinem nagelneuen Staate den eigenen Fürsten, dem der Gewaltige vom Schlachtfeld von Austerlitz eine strahlende Krone zugesendet. Wie ward mir nun, als mir im Helldunkel der Marktbude all die Gestalten entgegentraten, deren Namen sich so schauerlich schön mit dem Donner der Kanonen, mit den schweren Ziffern der Todten, Blessirten und Gefangenen, der genommenen Geschütze und Fahnen in den prächtigen Bulletins vermählten, die so vornehm historisch klangen, wie im Livius die renommirenden Berichte von den rebus gestis consularischer Heere!

Lebendig steht noch die ganze malerische Anordnung vor mir. In der Mitte befanden sich bedeutungsvolle historische Gruppen: der alte Ziethen im Lehnstuhl, den Friedrich der Große, der vor ihm steht, gütig am Aufstehen hindert — Nelson auf dem Paradebett, daneben das Modell des französischen Admiralschiffs, aus dessen großem Mast dem Helden der Sarg gezimmert worden, und umher in weitem Halbkreise, in Kostumen, wie ich sie glänzender kaum in meinen kühnsten kriegerischen Phantasien gesehen, die vornehmsten Schauspieler auf der damaligen Weltbühne. Entzückender Glanbe an Federbüte und Ordenssterne, an große bespornte Stiefeln und schleppende Säbel, wonniger Vorläufer der ersten Liebe! Ich kann nicht sagen, ob das mitanwesende Publikum besonders ruhig war, und es ist nicht wahrscheinlich; aber für mich herrschte lautlose Stille im Heiligthum der Geschichte, wo sich mit einem Male so viele Räthsel lösten, so viele naive Voraussetzungen berichtigten, wo die ernsten, majestätischen Gestalten auch so still niederblickten, und doch dem Knaben so unendlich viel sagten: rechts Napoleon, seine gekrönten Brüder und herzoglichen Feldherrn, links, in unwölkter Majestät, fracti bello fatisque repulsi, die mit der großen Nation Krieg führenden Potentaten nebst ihren hohen Gemahlinnen in starrendem Juwelenschmuck. Eine besonders — ich weiß nicht mehr welche — war himmlisch schön; sie lächelte so

englisch mild, sie winkte so berauschend anmuthig mit dem runden Arme, während ein banger Seufzer d.n schönen Busen zu schwellen schien. — —

Allermittelst war der Wachsfigurenmann mit seinem erklärenden Spruch zu Ende gekommen und der Ausbruch der Versammlung riß mich aus meinen rosigen Träumen zurück in die nüchterne Gegenwart. Jetzt trieb mich die Neugierde doch, die neuesten Produkte dieser ältesten Kunst in der Nähe zu betrachten. Ich ging auf die statlichste Figur zu; es war Louis Philippe, par les voeux de la nation roi des Français, wie der Franzose so eben versichert hatte; aber vor seinem todten, gläsernen Blick sch.ug ich betroffen die Augen nieder, diese fielen auf die klaglichen Defekte im Juste-milieu seiner Bekleidung, und entsetzt keh.te ich der hohen Versammlung den Rucken.

Ueber die physische Beschaffenheit des Planeten Mars.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zu Mädlers neuesten Beobachtungen. „Das ueberaus merkwurdige Phanomen — sagt dieser fleißige und gewissenhafte Astronom in einem Vortrage vor der Berliner geographischen Gesellschaft — welches uns der Nachbarplanet bietet, sind die weißen Flecke an seinen Polen. Diese zeigen sich, so oft sie der Lage der Marskugel nach von uns gesehen werden können, stets außerst scharf begrenzt und in einem reinen, glänzenden Weiß, welches mit der Farbe der übrigen Theile der Oberfläche dieses Weltkörpers auf das Grellste kontrastirt. Man hat diesen Flecken schon seit langerer Zeit, denn schon Mara.di spricht von denselben, den Namen Schneezonen gegeben, und man muß gestehen, daß sich wirklich alle Umstände vereinigen, diese Benennung zu rechtfertigen. Nicht allein zeigen sich jene Zonen kleiner, je naher der betreffende Pol einem Punkte steht, bei welchem unsere Erdhalbkugeln ihre stärkste Sonnenwärme haben; sondern sie lassen sogar den Unterschied bemerken, welche Mars vermege der bekannten starken Excentricität* seiner Bahn in Bezug auf seine beiden Halbkugeln wirklich offenbaren muß." Es verhält sich nämlich bei der jetzigen Lage der Apsidenlinie und der Richtung der Rotationsare des Planeten der Sommer der nördlichen Halbkugel zu dem der südlichen der Dauer nach = 19:15, der Intensität (so weit dieselbe durch die größere oder geringere Sonnenentfernung bedingt wird) nach aber = 20:29. Daraus folgt also, wir wiederholen es, für die Südhalbkugel ein kurzerer, heißerer Sommer und ein längerer, strengerer Winter, für die Nordhalbkugel aber ein langerer, gemäßigter Sommer und ein kurzerer, milderer Winter. Ist das weiße Polarlicht der Marskugel nun wirklich der Reflex eines unserm irdischen Eise und Schnee analogen Winterniederschlages, so muß dieser sich am Südpole im Winter mehr anhäufen und weiter ausdehnen als am Nordpole, im Sommer dagegen in engere Grenzen zurücktreten als an jenem. Genau dies zeigen aber unsere Beobachtungen. In den Jahren 1830 und 1832, in denen der Nordpol Winter hatte, konnte Mädler vom weißen Flecke um diesen Pol nichts gewahr werden; er mußte sich also nicht über 30 Grad vom Pole abwärts gegen den Aequator zu ausgedehnt haben; dagegen war 1837, im Winter des Südpols, noch eine Spur des weißen Lichts bemerklich, woraus sich schließen ließ, daß die Ausdehnung des Schnees um diesen Südpol mindestens 36 Grad vom Pole nach dem Aequator, und also sechs Grad mehr als beim Nordpole betragen müsse. — Noch bestimmter bestätigt sich die oben für den Sommer gezogene Folgerung. Als die Mars-Südhalbkugel im Jahre 1830 Sommer hatte, traten die Grenzen des weißen Fleckes bis zu drei Grad von diesem Pole (also bis 87 Grad s. B.) zurück, so daß sich der ganze Polarfleck demnach nur noch bis auf drei Grad zu jeder Seite des Südpols erstreckte, oder, wenn man den Pol als Mittelpunkt annimmt, nur eine Kreisfläche von sechs Graden der Marskugel Durchmesser um denselben bedeckte. Der Nordpolfleck dagegen zeigte in dem, auf unser Jahr 1839 fallenden Marssommer, wo er in eine, zur Beobachtung besonders schickliche Lage kam, noch eine solche Ausdehnung von mindestens 15 Grad Durchmesser, erstreckte sich also zu jeder Seite des Pols bis 7½ Grad (82½ Grad n. B.) nach dem Aequator zu. Es hatte sich demnach das „Marseis," der „Marsschnee," um den Südpol, während des soviel längeren und strengeren Winters der südlichen Halbkugel wirklich um so viel weiter ausgedehnt, war aber, im dortigen heißeren Sommer, auch um so viel mehr zurückgetreten, als um den Nordpol.

In der That, es wird in der ganzen physikalischen Planetographie kaum einen zweiten Umstand geben, wo die Analogie zwischen den Erscheinungen auf Erden und auf einem zweiten Weltkörper so vollkommen wäre, und diese Mädlerschen Entdeckungen scheinen uns daher zu den wichtigsten zu gehören, welche in diesem Gebiete der Astronomie je gemacht worden sind. Fortgesetzte Beobachtungen, welche durch die scharfe Begrenzung und große Deutlichkeit der Marspolarflecke sehr begunstigt werden, können uns mit der Zeit die Grenzen des ewigen Schnees

* Diese Excentricität beträgt nach v. Lindenau fast $\frac{1}{10}$ der halben großen Axe. Halbe große Axe oder mittlere Sonnenentfernung = 51,489,800 Meilen; Excentricität = 2,956,200 Meilen.

auf unserm Nachbarplaneten mit einer Genauigkeit kennen lehren, bis zu welcher unsere Kenntniß des eigenen Planeten, der Erde, wahrscheinlich nie gelangen wird, da wir uns, hinsichtlich seiner, natürlich auf einen so vortheilhaften Standpunkt allgemeiner Uebersicht des Ganzen nicht erheben können. — „Darf man," sagt unser trefflicher Beobachter zum Schluß seines wichtigen Vortrages, „nach dem Angeführten als überwiegend wahrscheinlich annehmen, daß Mars in höheren Breiten von Schnee bedeckt werde, so kann man auch nicht umhin, für diesen Planeten sehr ähnliche atmosphärische und meteorische Verhältnisse wie für unsere Erde zuzugeben."

Diese Aehnlichkeit zwischen der physischen Beschaffenheit von Mars und Erde, wie äußerst auffallend sie schon erscheint, ist aber gleichwohl nicht die einzige. Wir haben nämlich schon oben der dringenden Gründe erwähnt, welche uns auf dem Nachbarplaneten Meere wie auf der Erde annehmen lassen, und auch dieser Umstand wird durch eine frühere Beobachtung Mädlers, in Verbindung mit jenen Gründen, fast zur Evidenz erhoben. Mädler fand nämlich bei seiner Beobachtung des Mars während einer früheren Opposition am 19ten September 1850 unter besonders günstigen Umständen, weil die Entfernung dieses Planeten von der Erde damals bis auf das oben angegebene Minimum von etwa acht Millionen Meilen abgenommen hatte, daß die das Licht reflektirenden Theile seiner Oberfläche größer sind als die übrigen, und überall, gleich den Oceanen unserer Erde, in Verbindung stehen; der am wenigsten das Licht reflektirende Theil der Marsoberfläche zeigte sich an der südlichen Grenze der heißen Zone, wo man also irgend einen großen Continent vermuthen darf.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, August.

Die große Woche. Kunstausstellungen. Literarisches.

Wieder einmal ist unsere große Woche vorüber, nicht ein nationalhistorisches Erinnerungsfest von Anno 10., sondern seit Jahrhunderten ein merkantilisch-europäisches Fest der Gegenwart, worin Breslau der Central- und Brennpunkt ist. Es ist eine große Erntezeit der Oekonomen, es ist die Wollmarktswoche. Millionen Hoffnungen, selbst englische Hoffnungen, beruhen das ganze Jahr hindurch auf den dicken, dummen Wollsäcken, hier wirklich nur materielle Interessen umfassend, nicht parlamentarische Subtilitäten, in Old-England bekanntlich von Wollsäcken herab verhandelt. Der hiesige Sommerwollmarkt ist die große Messe des nordöstlichen Deutschlands; seit Jahren wird er indeß hauptsächlich schon auf den Schaafen abgehalten, da schon vor der Schurzeit große Käufe abgeschlossen werden; die grobere Waare selbst wird immer weniger auf den öffentlichen Plätzen ausgebreitet und die bessere auf gefälligere Weise in zierlichen Zelten untergebracht. Doch bleibt das grosartige Bild des gedrängten, lebendigen Geschäftsvertehrs dasselbe, das zur Marktzeit vor dem Blick sich abrollt. — Nächst der Wolle, dieser starken Triebfeder der Spekulation und Industrie, gehen dann das gleichzeitige Wetterennen, als modernes Provinzialfest, sowie die Kunstausstellung der schlesischen Gesellschaft, die Anhaltspunkte für andere und höhere Interessen. Die Kunstausstellungen sind eine bedeutsame Aeußerung des allgemeinen Kulturvorschritts auch in unserm Schlesien geworden. Waren nächst den Kirchen sonst nur die Säle der Rathäuser und Reichen des Landes die Paradeplätze der Kunst, so wurde diese durch jene ein Gemeingut, an welchem Jeder, ohne besondere Vorzunst, mit einem geringen Preise Recht und Gelegenheit erwirbt, die Knospe des schon Sodurchdringenden in sich aufzuschließen, wie er eben auf der allgemeinen Bildungsstufe sich manifestirt. Um diese von jetzt an jährlich stattfindende Feier deutscher und europäischer Kunst hat diesmal, neben zwei andern ehrenwerthen Männern, Dr. August Kahlert großes Verdienst sich erworben. Kahlert, als Dichter, Kritiker und Celebrter ebenso achtungswürdig als bescheiden, ist in Allem, was Kunst, Wissenschaft und Literatur betrift, der persönlichste Mittelpunkt unserer Stadt geworden. Es geschieht in solcher Beziehung fast nichts für die Oeffentlichkeit, wozu er nicht einleitend oder initwirkend die uneigennützige Hand bietet, namentlich in Betreff der Musik, als deren oberst competenter Beurtheiler er gilt. So unterzog er sich auch, als unserer Commissär, den weitverzweigten Geschäften der Kunstausstellung mit seinem ganzen Eifer für die Kunst und mit der Hingebung, die seine unabhängige Lage ihm möglich macht. — Zwei bereits europäisch berühmte Gemälde waren die Glanzpunkte der Ausstellung, und zwar: ein Hussitenpredigt, von unserm gefeierten Landsmann Lessing, aus Polnisch-Wartenberg, dem slavischen Nazareth, gebürtig, der hier in Breslau seine erste Kunstbildung erhielt, dann Beuvemanns trauernder Jeremias. Nächst diesen beiden großen historischen Bildern zeichneten sich als treffliche Genremalerei aus: der Bereits Eisel, von Pilotrini, die herumziehende Springerbande, von Biard in Paris, und die Revolution in einer kleinen Stadt, von Emil Ebers. — Als würdige Vorläuferin zu diesen großartigen Kunstgenüssen war die von dem Kunsthändler Karsch veranstaltete Ausstellung von Kupferstichen und Lithographien der berühmtesten neuen Meister zu betrachten. Herr Karsch, der den Ertrag der Ausstellung einem wohlthätigen Zwecke bestimmte, verdiente sich durch diese seine uneigennützige Anregung des Kunstsinnes öffentliche Anerkennung. — In literarischer Hinsicht macht jetzt eine Vertheidigungsschrift Aufsehen, die in der sehr thätigen achtbaren Buchhandlung von Ferdinand Hirt erschien unter dem: „Das Wesen und Treiben der Berliner evangelischen Kirchenzeitung, beleuchtet von David Schulz." Dieser in ganz Deutschland hochgeachtete freimüthige Gelehrte und Kämpfer für Licht und Recht führt hier ein scharfes Geistesschwert gegen den Angriff, den er im Maiheefte 1858 jener sogenannten Kirchenzeitung erfuhr, und dadurch in den Augen des Publikums veranlaßt werden sollte, als hätte er durch sein Buch vom Glauben, eine rein biblische Unterstellung, den lutherischen Separatismus in Schlesien neues zügellos hervorgerufen und befördert; eine Beschuldigung so ganz ohne allen Halt, daß selbst Schwebel, der Verfasser jener Attlutherauer, der Wahrheit die Ehre gab, und seinen ehemaligen Amtsgenossen mit der Versicherung rechtfertigte, daß dessen Buch ganz unschuldig an der Absonderung seiner Glaubensbrüder sey, indem Keiner von ihnen es gelesen habe.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 209.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 31. August 1839.

Wenn wir sehen, wie die Natur spielt und in diesem Spiel eine Sprache der Weisheit kindlich ausdrückt; wenn sie auf Blumenblättern Seufzer malt, wenn die kleinen Käfer das Kreuz auf ihren Flügeldecken gemalt haben; wenn wir Raupen und Schmetterlinge mit dem Geheimniß der Dreieinigkeit bezeichnet sehen, dann schaudert uns und wir fühlen: die Gottheit selber nimmt ewigen Antheil an all diesen Geheimnissen; dann glaub' ich immer, daß Religion Alles erzeugt hat, ja daß sie selber der sinnliche Trieb zum Leben in jedem Gewächs und jedem Thier ist.

Bettina.

Sommerlieder.

VII. Sonntag.

Des Sonntags Rast ward uns gegeben
Als die Oas' im Sand der Zeit,
Daß durch der Gottheit geistig Leben
Das ird'sche sich erfrischt, erneut.

Nicht nackter Willkühr Satzung bindet
An solche Ordnung das Geschlecht;
Im ahnungsreichen Herzen findet
Das Kind auf diesen Tag sein Recht.

Aus häßlicher Entweihung schimmert
Des Tags urheil'ger Glanz hervor;
In sündenächt'ger Seele flimmert
Die Ahnung seines Sinns empor.

Ein Sonntag ist der ganze Sommer,
Wo meine Seel' in Gott ist wach,
Wo ich als ein andächt'ger Frommer
Gern heil'gen Dingen sinne nach;

Wo sich der Geist von außen sammelt,
Nach innen feiernd sich erschließt,
Der bald bewegt, in Zungen stammelt,
Bald froh in Hymnen sich ergießt.

Sonst ging an blauen Sommertagen
Mir auf die alte Götterwelt;
Hoch sah ich den Olympus ragen,
Sah Menschen, Göttern zugesellt.

Beim dunkeln Roth der Rosen ahnte
Ich Aphrodite's Reiz und Trug;
Der Rebe saftig Laub mich mahnte
An Bacchus ind'schen Siegeszug.

Jetzt hat ein heilig ernstrer Glaube
Den heitern Bilderwahn verdrängt;
Cytherens Vogel wich der Taube,
In deren Mund der Oelzweig hängt.

Die Lilien mahnen jetzt, die bleichen,
An eines Gottessohnes Wort;
Die Rebe ward des Bundes Zeichen,
Der in die Ewigkeit wächst fort.

Geheiligt ist, weil sie getrunken
Der Himmlische, der Erde Luft;
Die Erde, weil, in Tod gesunken,
Auch er gelegen in der Gruft.

Den Himmel sehn wir voll Vertrauen
Als unirer Hoffnung Heimath an,
Weil ihm die Pforten einst, die blauen,
Sich zum Triumphflug aufgethan.

Durch jedes Wort und jede Handlung
Wird klarer mir sein Bild enthüllt;
Mehrung des Brods, des Wassers Wandlung,
Ein uralt Sehnen schön erfüllt!

Jezt, wo mit schöpferischen Kräften
Natur die Wesen all durchdringt;
Das Leben mit verjungten Säften
Aus fast versiegten Quellen springt:

Jezt kann die Wunder rascher Heilung
Ich, selbst entbundnen Sinnes, sehn;
Jezt kann das Fest der Geistaustheilung,
Der Feuerzungen, ich verstehn.

Hier wird mein Staunen auch geringer:
Daß Liebe sich den Tod erwählt,
Und daß des ewigen Lebens Bringer
Im Arm des Grabs ward neu beseelt.

Ein warmer Liebesstrahl von Oben
Macht mir die Wonnen offenbar
Des Geists, der, über sich erhoben,
Sucht, was verirrt, verloren war.

Und nach dem Opferkelch, dem bittern,
Gelüstet fast mein eignes Herz,
Wenn ich den Gottessohn nicht zittern
Am Oelberg säh' vor solchem Schmerz!

So feir' ich in den Sommertagen
Ein stilles Fest mit Ernst und Ruh;
Die Wälder, Berge, Fluren sagen
Ein betend Amen oft dazu.

Und wenn dann sänft'gend auf die Gluthen
Des Tags, der Nacht Sternmantel fällt,
Entdeckt mein Aug' in Aethers Fluthen,
Ein Sonntagskind, die Geisterwelt.

Ueber die physische Beschaffenheit des Planeten Mars.

(Schluß.)

Die fast keine andere Art von Erklärung zulassende unmittelbare Beobachtung zeigt uns also auf dem Mars Meere, Schnee und Eis; sie zeigt uns aber auch eine Atmosphäre dieses Planeten. Wenn Bedeckungen von Fixsternen durch denselben eintreten, so nimmt man Erscheinungen wahr, welche auf Strahlenbrechung und Lichtschwächung in einem dichteren Luftkreise des Mars hindeuten. Der schon oben als fleißiger Marsbeobachter erwähnte französische Astronom Flaugergues führt solche Beobachtungen an; auch finden wir dergleichen schon von Cassini erwähnt, und im astronomischen Jahrbuche für 1826, S. 189, stehen noch mehrere verzeichnet. Ferner haben schon Herschel und Schröter, diese beiden vortrefflichen Himmelsbeobachter, deren Genauigkeit und Zuverlässigkeit (zumal des ersteren) sich meistens in dem Grade bewährt, als man ihre Angaben einer eigenen wiederholten Prüfung unterwirft, aus ihren Beobachtungen auf atmosphärische Wechsel auf dem Mars geschlossen. * Nach Gruithuisen sieht man auf diesem Planeten oft geballte Wolken, aber so ruhig, daß man sie leicht für Theile der festen Kugel nimmt, indem sie mehrere Tage lang genau der Rotationsbewegung des Planeten folgen. Er schließt daraus auf eine dortige größere Witterungsbeständigkeit, und schreibt dieselbe dem Mangel eines Mondes** und also seines störenden Einflusses auf die Gleichmäßigkeit der Witterung zu. Indeß sprechen andere Beobachtungen (vergl. die vorherige Anmerkung) doch auch von zuweilen eintretenden Stürmen auf unserm Nachbarplaneten. Was, nach den Beobachtungen desselben Astronomen, das Beständigste an der Wolkensphäre des Mars zu seyn scheint, besteht darin, daß sich die dunklern Wolken immer mit einem helleren, unserm Cirrus ähnlichen Nebelschleier gleichmäßig umgeben zeigen; letzterer Schleier scheint die äußerste, ziemlich durchsichtige, oberflächliche Decke der Marswolkensphäre zu bilden.

Noch ist aus den neuesten Beobachtungen nachzutragen, daß der, früher auf 990 geographische Meilen geschätzte Durchmesser dieses Planeten wohl nur zu 900 Meilen, also = 0,35 des Erddurchmessers angeschlagen werden darf, woraus seine Oberfläche = 0,281 der Erdoberfläche, oder, wenn man letztere zu 9,200,000 Quadratmeilen annimmt, = 2,700,000 solcher Meilen folgt.

---

* Schröter, in seinen „Hermographischen Fragmenten" Göttingen, 1816, S. 165 führt eine Beobachtung atmosphärischer Verdichtungen auf dem Mars an, welche sich, der Rotation vorauseilend, gerade wie von Westwinden getriebene Wolken verhielten und eine Geschwindigkeit von fast vierzig Fuß in der Sekunde hatten. Ein anderes Mal sah er solche Wolken neunzig Fuß in der Sekunde machen, also gleichsam als wenn sie von einem Sturme gejagt würden.

** Ich habe aus allgemeinen Gründen noch immer an die Existenz eines Mondes beim Mars geglaubt; indeß behauptet Mädler, ein solcher hätte seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen können, und wäre er auch nur so groß wie die Insel Malta.

Fassen wir schließlich alle diese Einzelzüge zu einem allgemeinen Bilde dieses Weltkörpers zusammen, so ergibt sich, daß Mars, abgesehen von seiner so viel geringern Größe, außerordentliche Aehnlichkeit mit seinem Nachbarplaneten, Erde zeigt. Gleich dieser lezteren hat er Eis, Schnee, Meere, einen Luftkreis, Wolken, Winde, Stürme; sein Sonnentag ist, wie wir gesehen haben, äußerst wenig von unserm Tage unterschieden. Gruithuisen, in dem, was er über diesen Planeten schreibt, nimmt, nach dieser Analogie, die Bewohntheit desselben als eine ausgemachte Sache an, sezt aber die angenehmste Bewohnbarkeit nur in die tropische, heiße Zone, welche sich nach den obigen Auseinandersetzungen bis zum 29sten Grade nördlicher und südlicher areographischer Breite vom Marsäquator erstreckt und also überhaupt eine Breite von 58 Graden hat. Nach den von uns beigebrachten Mädlerschen Beobachtungen über das starke Zurücktreten der Schneegrenze um den Pol, der eben Sommer hat, scheint indeß diese Gruithuisensche Conjectur noch einer Modifikation zu bedürfen, indem sich die Grenze selbst „angenehmer" Bewohnbarkeit auf dem Mars darnach weiter erstrecken muß. Marsbewohner also angenommen, wie dazu nicht bloß die höchste Wahrscheinlichkeit, sondern eine aus dem Schöpfungsplane selbst hervorgehende Nothwendigkeit zwingt, so werden dieselben durch eine größere Leichtigkeit der Bewegung begünstigt seyn, indem die Schwerkraft auf diesem Weltkörper kaum mit der Hälfte der Gewalt wirkt, mit welcher sie die Körper bei uns zur Erde herabzieht. Die Masse des Mars hat sich nämlich aus den Störungen berechnen lassen, welche er auf den Lauf der übrigen Planeten unseres Systems ausübt. Delambre und Bessel haben sich mit dieser Untersuchung beschäftigt und die Masse des Mars wenig über $^1/_{10}$ der Masse unseres Erdkörpers gefunden, was soviel sagen will, als man würde fast zehn Marskugeln in die Wagschale legen müssen, um unsere einzige Erdkugel aufzuwägen. Aus dieser Bestimmung aber, in Verbindung mit der Kenntniß des Volumens (der wirklichen Größe der Marskugel), läßt sich die Kraft der Schwere auf diesem Weltkörper ableiten, und man weiß solchergestalt, daß ein lothrecht fallender Körper, welcher auf der Erde bekanntlich fünfzehn Fuß in der ersten Sekunde zurücklegt, auf dem Mars kaum die Hälfte Weges macht. Alle Last ist demnach dort halb so leicht als bei uns; und der Marsbewohner braucht, um gleiche Lasten zu bewältigen, nur halb so große Anstrengungen zu machen. — Diese Schlüsse, wie gewagt sie scheinen, sind vollkommen sicher, und hier wäre also das Horazische

Tantum series juncturaque pollet

einmal recht am Flecke. Mit einiger Befriedigung darf ich aber schließlich bemerken, daß die nüchternste Prosa all dieser neuesten Beobachtung, Messung und Rechnung nur alles dasjenige bestätigt, was ich über die „Naturbeschaffenheit des Weltkörpers Mars" in der Poesie meiner astronomischen Reiseberichte früher conjecturirt habe.

Vom Daguerrotype.

Daguerres Geheimniß ist nun bekannt; aber die Dilettanten, welche meinten, es handle sich dabei nur von einem einfachen Präparat, mittelst dessen man in jeder Camera obscura aus der Hand Lichtbilder erzeugen könne, sehen sich in ihren Hoffnungen gewaltig getäuscht. Es ist ein sehr umständlicher chemischer Prozeß, und selbst den gelehrten Chemikern ist mit der Angabe des Verfahrens weit weniger ein Geheimniß entdeckt, als vielmehr ein schweres Räthsel aufgegeben worden; denn sowohl die Art und Weise, wie das Licht auf die ausnehmend feine Jodschichte wirkt und ihre kleinsten Theile, vorerst noch dem Auge unmerkbar, disponirt, als die Rolle, welche der Quecksilberdampf bei der nachherigen Hervorbringung des Bildes spielt, sind nach den bisherigen Kenntnissen vorerst nicht zu erklären. Die Erklärung wird freilich nicht ausbleiben, und sollte darüber die ganze Chemie auf den Kopf gestellt werden, was mehr als einmal durch ein einziges Phänomen geschehen ist. — Es ist sogar zu zweifeln, ob man selbst nach der genauen Beschreibung, der man von Daguerre selbst entgegensieht, bei uns seinen Apparat vollkommen wird herstellen können; die ersten Muster werden wohl von Paris bezogen werden müssen, und es ist ja nicht, als ob das Beziehen aus Paris uns etwas Neues wäre.

Wir geben zu dem vor einigen Tagen Mitgetheilten noch einige Nachträge aus Aragos Bericht.

Es drängt sich von selbst die Frage auf, ob es nicht am Ende gelingen könnte, die Naturbilder nicht nur nach Umriß und Relief, sondern sogar mit den Farben darzustellen? Daguerre glaubt nicht, daß dies möglich ist, wenigstens nicht mit der Substanz, die er anwendet. Indessen hatte er doch bei seinen Versuchen über das Phosphorescíren ein Pulver gewonnen, das roth blieb, nachdem es im rothen Licht gelegen, blau im blauen Licht; wer weiß, wohin der hier betretene Weg noch führen könnte? John Herschel ferner machte die Beobachtung, daß ein besonders zubereitetes Papier, auf das man das sogenannte Farbenspektrum fallen ließ, sich an der dem blauen Strahl entsprechenden Stelle blau, im grünen Strahl grün färbte, im rothen aber nicht roth, sondern daß sich nur eine Spur dieser Farbe auf der Grenze zwischen dem rothen und dem orangefarbigen Strahle zeigte. Schon früher hat Seebeck beobachtet, daß, wenn man das mittelst des Prismas gebrochene Sonnenlicht auf Hornsilber fallen ließ, der violette Strahl eine violette Färbung, der rothe einen Anflug von Roth hervorrief. — Es wäre von großem Belang, wenn sich Daguerres Verfahren zum Porträtiren lebender Personen anwenden ließe. Dabei dürfte sich einmal der Kopf während der ganzen Operation nicht verrücken; doch dies wäre das Wenigste und ließe sich bewerkstelligen. Eine weit größere Schwierigkeit besteht darin, daß die Person, wenn das Porträt gut ausfallen soll, das Gesicht nicht verziehen darf. Nun muß aber bei der Photographie immer das Objekt, und also auch der zu conterfeiende Kopf so stark als möglich beleuchtet seyn, und

Jedermann blinzelt und zuckt, wenn ihm starkes Licht gerade in's Gesicht fällt. Es kam also darauf an, ein sanftes Licht zu entdecken, das auf die Jodschichte nicht viel weniger kräftig wirkte, als ein grelles, und diese Aufgabe scheint wirklich gelöst: dem Licht, das durch gewisse blaue Gläser fällt, kommt so ziemlich allein die oben angeführte Eigenschaft zu, und es ist milde genug, daß die Augen dabei nicht blinzeln.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, August.

(Schluß.)

Literarisches. Eisenbahn. Wasserheilanstalt. Ballet.

Ein echt praktisches Werk vom augenscheinlichsten Nutzen ist so eben in der Buchhandlung August Schulz und Comp. erschienen: „der unterweisende Hausfreund für die Provinz Schlesien." Es enthält dies Handbuch für Jedermann Nachweise über die wichtigsten Theile des schriftlichen Verkehrs in Geschäfts- und andern Angelegenheiten mit Privatpersonen wie mit Behörden, über die Rechte und Pflichten des bürgerlichen Lebens; dann eine übersichtliche Geschichte, Geographie und Statistik des preußischen Staates und eine speziellere Darstellung Schlesiens. Es vermittelt das Buch auf die bündigste, erschöpfendste Weise die immer noch so große Kluft zwischen Schule und Leben, und die Reichhaltigkeit des hier abgehandelten Stoffes führt unwillkürlich zu der Betrachtung, wie nöthig die allgemeinere Kenntniß der gegebenen Verhältnisse sey für die Millionen Aderzweige des öffentlichen Lebens und wie verdienstlich die Herausgabe ähnlicher Handbücher für alle Staaten. — „Des Steuermannes Mensen Ernst Leben, See-, Land- und Schnellreisen in allen fünf Welttheilen," mit dem trefflich lithographirten Portrait dieses Fußreisenden par excellence sind nun auch vollständig im hiesigen Verlagscomtoir erschienen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Biographie dieses in seiner Art einzigen Menschen als Volksbuch sehr bedeutsam hervortreten würde, entfernte sich die etwas vage Behandlungsweise, namentlich im Anfange, nicht gar zu sehr von der Idee eines solchen. Es enthält das Werk so reichen Belehrungs- und Unterhaltungsstoff, daß dessen verkümmerte Genießbarkeit in Form und Styl doppelt zu beklagen ist. — Es werden Vorschläge zu einer Eisenbahn von Breslau nach Dresden gemacht, als Verbindung mit dem westlichen Europa, da Schlesien darauf bedacht seyn muß, durch Ausfuhr manchfacher roher Produkte sich Ersatz für die Millionen zu verschaffen, die ihm früher, und noch im Anfange dieses Jahrhunderts, für Leinen und Tuch zuströmten. Die bedeutende Verminderung der Ausfuhr dieser Fabrikate hat in den kleinen Städten am rechten Oderufer, sowie im Gebirge, das sonst eine einzige große Leinenfabrik vorstellte, die müßigen Hände zum Kartoffelbau gedrängt, um das Brod entbehrlich zu machen, und aus den Consumenten ländlicher Produkte sind Producenten geworden. Bei der überdies vorgeschrittenen Ackerkultur ist nun ein Ueberfluß roher Produkte vorhanden, deren Absatz in's Ausland, so wie die Erhaltung einer guten Handelsbilance, uns mehr als je nöthig wird. Indeß ist es vorläufig noch ganz still mit der längst projektirten und bereits vermessenen oberschlesischen Eisenbahn. Die Lage der Dinge soll für die Veröffentlichung noch nicht reif genug seyn. — Nicht bloß die aufgetauchten Mäßigkeitsvereine bilden die Opposition gegen die Branntweinpest in Schlesien; jüngst hat eine solche auch auf ganz eigene fanatische Weise sich herausgestellt. Im Intelligenzblatt zum „Niederschlesischen Anzeiger" theilt nämlich Jemand einen ihm durch die Post zugekommenen Brief mit, worin ein Anonymus im Austrage seines Herrn und Heilands den Empfänger liebreich auffordert, sein Branntwein- und Liqueurgeschäft binnen acht Tagen gänzlich aufzugeben, widrigenfalls die Strafen eintreffen würden, die im dritten Buch Moses, 26. Kapitel vom 16ten Vers an zu finden sind. Jener hat nun erklärt, er wäre sehr gern dazu bereit, sobald der Einsender ihn so lange mit den nöthigen Subsistenzmitteln unterstützen wolle, bis sein Auskommen auf andere Weise gesichert wäre. — Aus Gräfenberg liest man, daß schon in der lezten Hälfte des April die Badeliste auf 278 Nummern gestiegen, von denen manche drei bis fünf Personen zählte. Der Ort gewinnt immer fürstlicheres Ansehen. Unter den Anwesenden waren: der Prinz von Nassau, die Fürstin von Anhalt-Köthen, die Fürstin von Dolgorucki, der Fürst von Auersberg u. A. m. Soviel Glanz und Pracht haben diese Berge noch nie gesehen. Besonders zeichnen die ungarischen Edelleute durch ihr herrliches, halb orientalisches Kostüm sich aus. — Die Breslauer haben übrigens Gräfenberg mehr in der Nähe als sonst, was nämlich die Kaltwasserheilanstalt selbst betrifft. Der hiesige geachtete Arzt, Dr. Bürkner, errichtete eine solche nach den Prinzipien und Erfahrungssätzen des Vincenz Prießnitz in der ehemaligen Besitzung des Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen zu Altscheibnich, einem sehr anmuthig an einem Oderarm gelegenen Dörfchen voll geschmackvoller Landhäuser, dessen ich schon in einem diesjährigen Berichte erwähnte. Dr. Bürkner fand hier allein die Hauptbedingung, einen reinen, schönen Quell, mit geeigneter Localität verbunden, und kaufte um jeden Preis den alten fürstlichen Landsitz mit dem dazu gehörigen Theil des sich anschließenden reizenden Parkes. Im vorigen Monat eröffnete der Unternehmer im Kreise der bereits vorhandenen Gäste die Kuranstalt mit einem frohen Mahle, woran eine Armenspeisung sich schloß.

Im Wintergarten ist endlich auch die Ballets bühne eröffnet worden, die der erfindungs- und unternehmungslustige Besitzer längst errichten wollte, aber immer noch mit den Einsprüchen des Theaterpächters vor der Behörde zu kämpfen hatte, wie erzählt wird, bis er endlich siegreich mit allerhöchster Genehmigung durchdrang. Das Grotesktomische hat somit bei uns jezt einen künstlerischen Grund und Boden gefunden. Das Corps de Ballet ist wohlgeübt; die beiden Solotänzerinnen Schmidt und Hübner sind freilich keine Elsler und Taglioni, aber immerhin grazidse Erscheinungen von Interesse; die äußern Arrangements sind anständig. Kroll, der Schöpfer einer ganz neuen Vergnügensepoche in Breslau, hat diese also wieder mit einem ganz neuen Genre bereichert. Die ersten Vorstellungen hatten außerordentlichen Zuspruch. — Von dem hiesigen Commerzienrath Oelsner ist die Idee angeregt worden, zur Säcularfeier der Vereinigung Schlesiens mit Preußen Friedrich dem Großen in Breslau ein Denkmal zu errichten.

J. Kr.

Beilage: Monatsregister August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

September.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Sommerlieder. 211.
Proben aus der zweiten Auflage von Freiligraths Gedichten. 215. 217.
Zeitungsnachrichten. Von A. v. Marées. 219.
Die Steppe. Von Fr. Freiligrath. 221.
Der junge Jäger. Von Fr. Hebbel. 223.
Die Mutter Natur im Herbste. Von Ph. H. Welcker. 228.
Naturbilder von K. R. Hagenbach. 233.
Auf die Hochzeit eines Landmädchens. Von Julius Krais. 234.

Erzählungen.

Der Grenadier von La belle Alliance. Von Ed. v. Bülow. 210—225.
Der Quäker und der Straßenräuber. 227. 228.

Länder- und Völkerkunde.

Physiognomie von Siebenbürgen. Von J. G. Eisner. 210. 211.
Reise- und Lebensbilder von Franz Freih. Gaudy. 229—232.

Naturwissenschaftliches.

Vom Daguerrotype. 215.
Oeffentliche Operation mit dem Daguerrotype. 222.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Goethes Faust und die Faustliteratur. 212. 215. 214. — 226. 227. 228. 229.
Musikalische Germanismen in Paris. Von J. V. 216.
Die Bajaderen. 218—226.
Günther. Von A. v. Sternberg. 250—254.

Korrespondenz.

Paris. 210. 211. 212. — 225. 226. 227. — Dresden. 212. 214. 215. 216. — Neufchatel. 217. 218. — Florenz. 218. 219. 220. — Hamburg. 221. 222. 223. 224. 225. — Frankfurt a. M. 228. — Triest. 229. — Prag. 230. 231. — Genf. 231. 232. 233. 234.

Literatur-Blatt.

Nro. 89.

Alterthumskunde. 13) Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard, Wilhelm Röstell und Ludwig Urlichs. — 14) Der Tempel Salomos, von Ernst Kopp. — 15) Beitrag zur Darstellung eines reinen einfachen Baustyls, von dems. — 16) Beitrag zur speziellen Darstellung des spitzbogigen Baustyls, von dems. — Goethebriefe. Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittwete Gräfin von Bernstorf.

Nro. 90.

Geschichte der Päpste. 1) Die deutschen Päpste. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen verfaßt von Konstantin Höfler. — 2) Geschichte Papst Innocenz III. und seiner Zeitgenossen. Durch Friedrich Hurter. — Neue Reisen. 11) Seeland und die Seeländer. Ein Beitrag zur Charakteristik des dänischen Landes und Volks. Nebst einem Ausflug nach Schweden. Von Chr. Dehn.

Nro. 91.

Französische Geschichte. 2) Memoiren, Correspondenzen und Manuscripte des Generals Lafayette, herausgeg. von seiner Familie. Aus dem Franz. von Dr. Briukmaier. — 3) Memoiren des Fürsten von Talleyrand-Périgord, gesammelt und geordnet von der Gräfin D. v. E. Aus dem Franz. von Dr. Briukmaier. — 4) Talleyrand's, Fürsten von Benevent, politisches und religiöses Leben von Louis Bastide. Aus dem Franz. — Cambacerès vertrauliche Mittheilungen über die Männer des alten Regimes, der Republik, des Kaiserreichs ꝛc. Von Leo von Lamothe Langon. Nach dem Franz. von Dr. Steger. — 6) Napoleon im

Jahr 1812, oder historisch-militärische Darstellung des Feldzugs in Rußland, vom Grafen Roman Soltyk. Aus dem Franz. und mit Anmerkungen von Prof. L. Bischoff. — 7) Erinnerungen aus Napoleons Privatleben, gesammelt von Saint-Hilaire. — 8) Memoiren des Chevaliers v. Eon. Aus dessen Familienpapieren von Fr. Gaillardet. Frei nach dem Franz. von Dr. Brinkmeier. — 9) Memoiren aus dem Archiv der Pariser Polizei. — 10) La France, tableau géographique, statistique et historique. — Philosophie. Die objektive Erkenntniß der Offenbarung Gottes im erscheinenden Weltsystem. Von L. G. Fr. v. Stechow.

Nro. 92.

Alterthumskunde. 17) C. A. Böttigers kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von Julius Silling. — 18) Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Von Professor W. Drumann. — 19) Rom im Jahrhunderte des Augustus. Nach dem Franz. des Charles Dezobry von Th. Hell. — 20) Celtica I. Sprachliche Dokumente zur Geschichte der Kelten. Von Dr. Diefenbach. — 21) Neue Beiträge zur Erläuterung der Persepolitanischen Keilschrift, von Dr. Grotefend. — Swedenborgiana. 1) Sammlung von Urkunden, betreffend das Leben und den Charakter Emanuel Swedenborgs. Aus den Quellen treu und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Tafel ꝛc. — 2) Kurzer Abriß des Eigenthümlichen der Lehre Swedenborgs. Von demselben.

Nro. 93.

Astronomie. Jahrbuch für 1839. Herausgegeben von H. C. Schumacher. Mit Beiträgen von Bessel, Mädler, Steinheil und Quetelet.

Nro. 94.

Eine historische Beleuchtung der Züricher Wirren. Hans von Reinhard, Bürgermeister des Eidgenössischen Standes Zürich und Landamman der Schweiz. Von Eduard Muralt, Altbürgermeister des Kanton Zürich.

Nro. 95.

Eine historische Beleuchtung der Züricher Wirren. (Fortsetzung.) — Gemeinnützige Schrift. Ueber öffentliche, Vereins- und Privatbibliotheken, Lesezirkel und verwandte Gegenstände mit Rücksicht auf den Bürgerstand. Von K. Preußker.

Nro. 96.

Eine historische Beleuchtung der Züricher Wirren. (Schluß.) — Schriften über Spanien. 1) Spanien und Portugal. Geographische, statistische und historische Schilderung der pyrenäischen Halbinsel von Dr. Karl von Rotteck. — Reise nach Malta und in das südliche Spanien im Jahr 1830. Von F. Freih. von Augustin.

Nro. 97.

Dichtkunst. Gudrun. Nordseesage nebst Abhandlung über das mittelhochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordseesagenkreis. Herausgegeben von San-Marte (A. Schulz). — Alterthumskunde. 22) Geschichte der Auflösung des römischen Reichs und des Verfalls der Civilisation der alten Welt von Simonde de Sismondi. Verdeutscht durch W. A. Lindau. — 23) Les Barbares, Byzance et Rome. Par Christian Müller, Dr.

Nro. 98.

Dichtkunst. Gudrun. Nordseesage, nebst Abhandlung über das mittelhochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordseesagenkreis. Herausgegeben von San-Marte (A. Schulz). (Schluß.) — Schriften über das Judenthum. 1) Das Staatsbürgerrecht der Juden, vom Standpunkt der innern Politik beleuchtet von Robert Haas ꝛc. — 2) Dr. Luther, von den Jüden und ihren Lügen. Von L. Fischer. 3) Rabbinische Quellen und Parallelen zu neutestamentalischen Schriftstellern. Zusammengestellt von F. Nork.

Nro. 99.

Deutsche Geschichte. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Von Leopold Ranke.

Kunst-Blatt.

Nro. 71.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. (Forts.) — Bauwerke. — Skulptur. — Erzguß. — Ciselirkunst.

Nro. 72.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. (Forts.) — Holzschnitzkunst. — Denkmäler. — Numismatik. — Medaillenkunde. — Malerei. — Alterthümer.

Nro. 73.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki. — Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. (Beschluß.) — Alterthümer. — Malerei. — Statistik der Kunst.

Nro. 74.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki. (Fortsetzung.) — Statistik der Kunst. — Artistischer Verkehr. — Kunstkritik. — Kupfer-, lithographische und Holzschnittwerke.

Nro. 75.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki. (Fortsetzung.) — Bemerkungen. — Kupfer-, lithographische und Holzschnitt-Werke. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 76.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki. (Beschluß.) — Bemerkungen. — Persönliches.

Nro. 77.

Der Daguerrotyp. — Persönliches. — Technisches. — Preisbewerbung. — Kunstausstellungen.

Nro. 78.

Zur Biographie des berühmten Bildhauers Antonio Canova. — London, 6. Juli 1839. — Leipzig, im August 1839. — Versteigerungen. — Akademien und Vereine.

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 2. September 1839.

Quand le vaste linceuil de la nuit qui s'abaisse,
Sur ce grand sarcophage étend son ombre épaisse,
Tant de soupirs mêlés, tant de cris confondus,
Comme une seule voix sont encore entendus.

Méry et Barthélemy.

Der Grenadier von La belle Alliance.

Eine Gespenstergeschichte

von Eduard v. Bülow.

Auf das Schlachtfeld von La belle Alliance und die unerhörteste Niederlage der Franzosen leuchtete in der Nacht des verhängnißvollen achtzehnten Junius 1815 der Vollmond hell hernieder. Es hatte viele Tage vorher geregnet, und auch heute war das Wetter in Zwischenräumen stürmisch genug gewesen. Der Boden der Felder war eine Strömung oder ein Meer von Gyps und Schlamm. Auf den durchnäßten, niedergetretenen Saaten, halb von ihnen verdeckt, lagen zerbrochene Kanonen, Pulverkarren, Wagen, Bagage, Trummer aller Art, und dazwischen Leichen von Menschen und Pferden und Sterbende, über und neben einander, starr und regungslos, oder in verzweifelten Todesqualen, oder suchten leichter Verwundete sich theils fortzuschleppen, theils, der Hülfe gewärtig, sich bequemer einzurichten. Zumal auf den hintern Abhängen der Höhen, wo die Heere gestanden, war jede kleine Senkung oder Unebenheit, jeder Riß, jeder Hohlweg voll Verwundeter, die darin gegen die Kugeln Schutz gesucht hatten. Und wiewohl die siegreichen Truppen jetzt entweder in der Verfolgung des Feindes begriffen waren, oder sich zu bequemeren Bivouacs verzogen hatten, loderten doch auch Wachtfeuer in Menge auf und beschienen zugleich mit dem Monde die mannichfachen Gruppen Verwundeter und Erschöpfter, Feinde und Freunde, die da saßen, lagen oder standen, und kochten, sich wärmten, ihre Pfeifen rauchten, zankten, klagten, lachten, jubelten, sangen oder erzählten. Marketender hatten ihre Wagen und Körbe ausgepackt und trieben ihren Handel, Wundärzte hantirten dazwischen mit ihren Gehülfen, einzelne Boten sprengten, kleine Trupps Soldaten zogen vorüber. Bauern aus den zerstörten Dörfern der Umgegend, wo die schon von dem Vorgefühl der Niederlage demoralisirten Franzosen am Morgen entsetzlich gehaust hatten, flüchteten mit ihren eiligst zusammengerafften Habseligkeiten und Familien, die wimmernden kleinen Kinder auf den Armen, in die Irre. Rotten von Nachzüglern beider Heere, liederliches Gesindel aus Brüssel und vom Lande, Männer, Weiber, Kinder, die die Gier nach Beute angelockt, schwärmten umher, immer bereit, den unglücklichen Schlachtopfern, die in ihre Hände fielen, mit Hab und Gut und Kleidern das Leben zu rauben, wo es Noth oder nicht Noth that, und geriethen sich auch wohl wechselseitig neidvoll in die Haare, um sich auf Tod und Leben zu bekämpfen. Priester und Prediger waren allenthalben in ihrem Berufe geschäftig, die Segnungen der Religion, oder Worte

des himmlischen Trostes zu spenden. Barmherzige Bewohner von Stadt und Land, zu Fuß oder Wagen, mit Lebensmitteln, Charpie, Kleidungsstücken, Arzneien genaht, erfullten Christenpflichten. Tragbahren gingen über die Wahlstatt, je nachdem mit Höheren oder Geringeren, mehr oder minder begleitet. Ein Freund oder Bruder, ein Fremder oder Bekannter stand dem andern bei und übernahm seine lezten Aufträge in die Heimath, oder ein einsam Sterbender ertrug schweigsam sein namenloses Weh und war entweder in dem Gefuhle des zweifachen Siegs selig, den er als Mensch, der den Tod überwunden, und den das Vaterland erkämpft hatte, oder ward mit seiner lezten Thräne von der Verzweiflung über den Untergang der Größe seines Vaterlandes und Kaisers übermannt.

Die Straße nach Brüssel bedeckte ein langer, unabsehlicher Zug grauer Schatten, die sich im Mondschein wie Gespenster bewegten, eine Masse Verwundeter, so dicht wie die Marschkolonnen eines Heers. Ohne Gräben, schnurgerade, baumlos zog sie sich lang und traurig bis zum Horizonte, durch einförmige Strecken eines gelblichten, lehmichten Erdreichs. Sie war zum Theil gepflastert, zum Theil hatte sie ein kothiges Geleise und, wo menschenleerer, das Ansehen eines breiten gelben Streifen auf einem grauen Tuche: hie und da war der Streifen in dem Grunde wie verwaschen und verschwand ganz und gar, oder trat wieder hervor, je nachdem es hellere oder dunklere Nacht ward, und der Mond schien, oder Wolken ihn umhüllten.

Zwischen ein und zwei Uhr Nachts, als die Chaussee eben etwas lichter und leerer, die Passage leichter war, kamen in der Richtung von Brüssel zwei Reiter geritten. Es waren preußische Offiziere von Bülows Korps, die von verschiedenen Sendungen zu ihrem Regimente zurückkehrten. Da sie jedoch nicht wußten, wo sie es suchen sollten, und gewiß seyn konnten, in der Verfolgung des Feindes es nicht einzuholen, ihre Pferde überdies todtmüde waren, so strengten sie dieselben nicht allzusehr an, die Hindernisse des Weges zu besiegen, und ritten langsam weiter. Die Menge der ihnen entgegenziehenden Verwundeten nahm mittlerweile ab und sie erreichten zulezt eine Gegend, die gegen andere Theile des Schlachtfeldes verödet zu nennen war. Das Geräusch des Zuges summte hier bloß in der Ferne und nur Einzelne bewegten sich noch ringsum.

In ihre Mäntel gehüllt, glichen die Reiter selbst nächtlichen Schatten. Ihre Pferde hingen die Köpfe und schleppten die kothbesprüzten Beine mühselig eines nach dem andern in dem tiefen Geleise weiter. Und dabei ward das eigenthümliche taktmäßige Schnalzen laut, das entsteht, wenn ein fester Körper sich aus dünnem, an ihm herabtränfenden Schlamm zieht. Die Säbelscheiden klirrten an den Weichen der Pferde und die Reiter hatten sich lange stumm und schweigsam neben einander verhalten. — Der ältere brach am Ende wie vor Ungeduld die Stille und pfiff einen Marsch, indem er seine Augen unstät und flüchtig über das Gefilde schweifen ließ. Der jüngere starrte vor sich nieder. Nach einer Weile hörte Jener zu pfeifen auf und richtete an seinen Kameraden diese Worte:

„Du siehst ja so trübselig drein, Bruchsal, daß man dich eher für einen Franzosen als für einen preußischen Sieger halten möchte. Was ist dir? sey froh, daß du so gut davon gekommen bist. Was das doch allenthalben für ein verzweifelter Kampf gewesen! Ja, sie wußten es wohl, die Uebermüthigen, daß es das Lezte war, was sie retten konnte, und der Corse ist nun ein für allemal verloren. In Paris, wo wir bald wieder seyn werden, soll es ein lustiges Leben geben. Es ist wahr, du hast dich in deiner ersten Schlacht brav gehalten und wirst dem Handwerke mit der Zeit schon Geschmack abgewinnen. Ich sehe es noch kommen, daß du Husar mit Leib und Seele wirst. Die Uebung macht den Meister." — „Du kannst aus meiner Stimmung abnehmen, lieber Sturm," versezte Graf Bruchsal, „daß das schwer halten durfte. Ich bin ein Kind des Friedens und weiß die Laune nicht zu finden, die mich über so trostlose Umgebungen erheben könnte; sie drucken mich nieder. Ich freue mich des Sieges der guten Sache redlich mit; doch aber nicht mehr so von Herzen, als mir dies vor dem Pariser Frieden möglich war. Die Begeisterung ist verraucht, die mich unwiderstehlich in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger mit fortriß."

(Fortsezung folgt.)

Physiognomie von Siebenbürgen.

Von welcher Seite her man auch immer in dieses Gebirgsland eindringen mag, überall kommt einem ein Fluß oder ein Bach entgegen. Nach allen Himmelsgegenden entsendet es seine Gewässer, aber auch in allen Richtungen ist es von Gebirgen durchkreuzt. Wie überall, so auch hier, wo die Menschen immer mehr sich ausbreiten, hat die Art die Wälder gelichtet, und die natürliche Folge davon, das Kleinerwerden der Gewässer, wird überall sichtbar. Sein ungarischer Namen Erdödy bedeutet Waldland. Warum es die Deutschen Siebenbürgen genannt, kann man etwa nur so erklären, daß sie beim ersten Ueberblick sieben Hauptzüge von Gebirgen in ihm wahrgenommen. Im ganzen Lande findet sich keine bedeutende Ebene, und nur in den Flußthälern kommen Strecken von einigen Quadratmeilen vor, welche frei von Hügeln sind. Sein fruchtbarster Theil, die Mesöscheg, ist ohne Zweifel in der Urzeit eine Ebene gewesen, und

Erdrevolutionen haben die Hügel, welche jetzt auf derselben sind, gleich Wellen emporgehoben. Dieser Strich umfaßt eine Fläche von etwa dreißig Quadratmeilen und wird auf der einen Seite von der Samosch, auf der andern von der Marosch begrenzt. Er ist mit einem tiefen, sehr humusreichen Boden, welcher dem fettesten Marschlande gleich ist, begabt, was zu dem sichern Schlusse führt, daß er einst eine Ebene war.

Um die Physiognomie des Landes genau zu zeichnen, will ich die hier bereits gezogenen einzelnen Linien in ein Ganzes ordnen und damit beginnen, wie sich dasselbe dem ersten Blicke darstellt. Kommt man über Arad oder Temesvar her nach Siebenbürgen, so durchreist man in einer ziemlich langen Strecke das Thal der Marosch, gewinnt also keine Aussicht in die Ferne und keine ausgedehnte Ansicht des Landes. Anders ist dies von Großwardein her, wo man auf der Höhe oberhalb des Dorfes Barod die Gebirgszüge rechts und links sich ausdehnen sieht und schon einen Blick in das Thal der Samosch thun kann. Die Höhe der Gebirge ermißt man leicht aus dem Umstande, daß man zu Ende Mai's noch Schnee auf ihnen sieht und von Ferne wahrnimmt, wie oben die Vegetation nur noch in den Zwergtannen thätig ist. Dort oben hausen noch Bären, und selten verirrt sich ein menschlicher Fuß dahin. Einen eigenthümlichen Eindruck macht es auf den Nordländer, wenn er von hier aus zurückschaut in das gesegnete Ungarn und die dort reich geschmückten Fluren mit diesen rauhen Gebirgen zusammenstellt. Fortwährend ist er dem Süden nachgereist und hat bereits seine herrlichen Früchte gekostet, und nun befindet er sich auf einmal wieder in einem fast rauheren Klima als das, welches er in seinem Vaterlande verließ.

Angenehm überrascht wird man bei der Weiterreise. Vorbereitet und gefaßt ist man auf Unbequemlichkeiten aller Art, und anstatt derselben trifft man meistentheils einen gewissen Comfort, wird gut mit Speise und Trank bedient, und kann sogar in den meisten Dörfern auf der großen Landstraße ein ansprechendes Zimmer und reines Nachtlager haben. Und dies gilt für's ganze Land, so daß man fast vergißt, daß man sich an den Grenzen der europäischen Civilisation befindet. Zu alledem kommt eine ziemliche Zuvorkommenheit der Wirthe und große Gutmuthigkeit des Volkes, selbst der Wallachen. — Wer wurde ferner wohl vermuthen, hier ländliche Gebäude zu finden, wie man sie in den feuchtbarsten und besten Gegenden Deutschlands kaum schöner trifft? Luxus, Eleganz und Geschmack wetteifern dabei mit einander. Und solcher prachtvollen Villen gibt es viele, wie unter andern in der Nähe von Klausenburg die der Grafen Esterhazy, Banfy, Mikes u. A. Einen eigenthümlichen Typus erhält aber in diesem Lande alles durch die schroffsten Gegensätze, auf die man überall stößt. Während man sich an jenen Gebilden der höchsten Civilisation ergötzt, sieht man sich plötzlich wieder in den zurückgebliebenen Orient versetzt, wenn man das Volk betrachtet und in seinem Wesen beobachtet. Die hier lebenden Wallachen bilden in ihrem Aeußern, wie in ihren Sitten, den schneidendsten Contrast mit jener Pracht. Indeß muß der Fremde sich wohl hüten, in seinem Urtheile zu hart zu seyn. Wie viele Gegenden haben wir auch in Deutschland, wo das Landvolk in höherer Gesittung noch gar weit zurück ist. Daß wir dies weniger fühlen, ist bloß Sache der Gewohnheit.

Die Leser mögen mich nun auf eine Höhe, ziemlich mitten im Lande, zwischen Klausenburg und Marosch-Vaschachely begleiten. Von hier herab überschauen wir einen großen Theil von Siebenbürgen. Um uns her ist die Kornkammer des Landes, die Mesöschey, ausgebreitet. Welle reiht sich an Welle, aber auf den Hügeln wie in den Thälern herrscht gleiche Fruchtbarkeit. Ein großer Theil dieses herrlichen Bodens liegt zum Graswuchse nieder, obgleich jede ihm anvertraute Frucht vielfältig lohnt, und Siebenbürgen in der Regel hohe Getreidepreise hat, und Getreide vom Auslande holen muß. Die Feudalverhältnisse, welche hier noch auf dem Lande lasten, sind die Ursache dieser räthselhaften Erscheinung. — Wir blicken zuerst gen Westen und sehen eine lange Gebirgskette vor uns ausgedehnt, deren höchste Gipfel sich bis zu 6000 Fuß über das mittelländische Meer erheben. Dieser Gebirgszug ist mitunter gewaltig zerspalten und bildet groteske Schluchten, wie unter andern die bei Thorda. Dieser hinab gegen Süden birgt er in seinem Schooße große Reichthümer. Die sehr ausgiebigen Goldbergwerke, welche dort im Gange sind, enthalten noch Schätze, welche in mehreren Jahrhunderten nicht ausgebeutet seyn werden. — Lassen wir nun unsern Blick weiter nach Süden schweifen. Amphitheatralisch steigen da in der Ferne die Gebirge vor uns auf. Der im blauen Duft herüberschimmernde Kamm bildet einen Theil der mächtigen Gebirgskette, welche als Mauer zwischen Siebenbürgen und der Wallachei steht. Das bewaffnete Auge entdeckt auf derselben eine Menge weißer Flecke und Streifen: es ist Schnee und Eis, welche beide bis in den tiefen Sommer liegen, in manchen Jahrgängen auch gar nicht schmelzen. In einem lang, von Osten nach Westen streichenden Gebirge, welches zwischen uns und jenem Gebirge liegt, wohnen Deutsche, hier Sachsen genannt, unter denen man sich, kommt man hin, plötzlich wie in's Vaterland versetzt fühlt. Sie haben Jahrhunderte hindurch, fern von der verlassenen Heimath, ihren geraden und biedern Charakter bewahrt, sind der alten Sitte, Fleiß und Ordnung zu lieben und zu üben, treu geblieben, und haben damit hier, wo die Natur freigebig mit ihren Schätzen ist, Wohlhabenheit gewonnen. Religiosität ohne Bigotterie

und wahre ungeschminkte Frömmigkeit haben unter ihnen volle Geltung. Das Aeußere und Innere ihrer Landwirthschaft und ihres Hauswesens spricht an und verräth wahre Solidität und tüchtigen Kern. In ihren Städten hat aber schon die alte Geradheit ein wenig abgenommen. Es ist, als wollten sie hier nicht hinter ihren Stammgenossen im alten Vaterlande zurückbleiben.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die italiänische und die französische Oper.

Mehrere Musikliebhaber in den Tageblättern äußern ihr Bedauern darüber, daß die gesetzgebenden Kammern dem Direktor der italiänischen Oper nicht allein keinen Ersatz für das abgebrannte Theater geben, sondern ihm nun auch die früher von der Regierung bewilligte Unterstützung von 70,000 Franken abschneiden. Sie nennen dies eine übel angebrachte Sparsamkeit und einen Verlust für die Kunst. Es fragt sich, ob die italiänische Oper, wenn sie jener Unterstützung beraubt ist, noch fortbin wird bestehen können, und ob ihr Aufhören wirklich ein Verlust für die Kunst seyn würde. Bekanntlich währen die Vorstellungen dieser Oper nur sechs Monate im Jahre, vom Oktober bis Ende März, und da die Preise der Plätze so hoch stehen, als in der großen Oper, so wird sie fast nur von begüterten Liebhabern und Kennern besucht. Die Reichen kommen hier in ihrem Schmucke zusammen, und das Miethen einer Loge in der italiänischen Oper ist eine Mode geworden. In jenen sechs Monaten wird höchstens ein Dutzend verschiedener Opern gegeben. Große Mannigfaltigkeit erhalten somit die Abonnenten nicht; eben so wenig bekommen sie viel Neues, da der Direktor meistens nur Stücke gibt, welche bereits in Italien sich einen entschiedenen Ruf erworben haben. Um also das Publikum herbeizuziehen, bleibt dem Direktor nur ein Mittel übrig: er muß die größten Virtuosen anwerben und den Darstellungen die höchste Vollendung geben. In den letzten Jahren war er so glücklich, dieses Ziel zu erreichen, da sich ein Ausbund von Sängern und Sängerinnen zusammengefunden, wie ihn kein französisches Theater aufweisen kann. Diese Virtuosen spielen die übrigen sechs Monate im Jahre auf der Londoner Operabühne und gewinnen dort eben so viel, wo nicht noch mehr, als in Paris. Daß die Muster der italiänischen Oper nicht ohne Einfluß auf die französische bleiben können, ist augenscheinlich. Verdient aber deßhalb die italiänische Oper eine so bedeutende Unterstützung vom Staate als sie bisher genoß, und wird sie nicht auch ohne dieselbe bestehen können? Ich glaube ja, und die Deputirtenkammer hat eben so geurtheilt. Außer den allerdings sehr hohen Engagements der Virtuosen und der Besoldung des Orchesters hat die italiänische Oper wenige Auslagen. Sie braucht nur ein geringes Personal, und die äußerliche Ausstattung der Opern kommt wenig in Betracht; der Gesang ist fast alles. Ich glaube, die italiänische Oper wird fortbestehen können mittelst der bloßen Abonnements, welche dem Unternehmer schon im Voraus seine Einnahme für die ganze Saison sichern. So gut steht sich kein französischer Theaterunternehmer. Dieser bedarf schöner Dekorationen, eines zahlreichen Personals, er muß für neue Stücke sorgen, die Dichter und Tonkünstler befriedigen. Er muß befürchten, daß seine besten Schauspieler zu andern Theatern übergehen; er hat mit diesen eine furchtbare Concurrenz zu bestehen, und da er das ganze Jahr hindurch Tag für Tag zu spielen hat, wogegen die Italiäner nur sechs Monate, und zwar wöchentlich drei Mal spielen, so ist seine Mühe und die Nothwendigkeit, mit den Darstellungen zu wechseln, auch unendlich größer. Folglich haben die größern französischen Theater gerechtere Ansprüche auf die Unterstützung der Regierung, als die italiänische Oper. Indessen fehlt es auch nicht an Rügen in den Tagesblättern über den schlechten Gebrauch, den diese Theater von der beträchtlichen Subvention machen; besonders wird über die komische Oper geklagt, dieselbe habe bloß die Anmaßung ein zweites Theater für die große Oper zu werden, darbieten wollen, und ihre vornehmste Sorge sey das her gewesen, nur eine berühmte Opernsängerin für Benevourarien anzuwerben, wie dieses Theater denn wirklich die Damoreau, welche sonst an der großen Oper sang, für 40,000 Franks jährlichen Gehalts für sich gewonnen hat. Diesem Theater ist nun, mittelst eines Gesetzes, das abgebrannte italiänische Opernhaus, von dem noch die Façade und die vier Mauern dastehen, bewilligt worden. Das Theater soll jetzt wieder aufgebaut werden und die komische Oper daselbst sich ansiedeln. Die Direktion der italiänischen Oper muß sich also nach einem andern Hause umsehen. Es ist vorgeschlagen worden, dieselbe mit der französischen großen Oper zu vereinigen, was nun so leichter wäre, da sie beide nur drei Mal in der Woche, und zwar an verschiedenen Tagen spielen. Darüber ist in den Tagesblättern viel hin und her gestritten worden. Einige behaupten, es gehe nicht an, die italiänische Oper müsse für ihre reichen Abonnenten, welche sich ihre Logen nach Lust und Laune ausschmücken lassen, ein eigenes Haus haben, und zwar ein nicht allzu großes, damit der Putz der reichen Damen desto besser zur Schau gestellt werden könne, und was dergleichen Gründe mehr sind, welche Andern ganz unbedeutend scheinen. Indessen wird doch die Vereinigung schwerlich zu Stande kommen, und zwar, weil die beiden Opern in ihren Proben einander hindern würden, und die große französische Oper so vieler Dekorationen und Maschinen bedarf, daß die Zwischenzeit der Vorstellungen zum Aufstellen und Wegnehmen derselben erforderlich ist. Wahrscheinlich wird der schon lange herstehende Oberonsaal wieder, wie im vorigen Winter, der italiänischen Oper als Zufluchtsort dienen müssen, obschon derselbe von den eleganten Revieren der Stadt, welche die meisten Zuschauer für die italiänische Oper liefern, weit entfernt liegt. — An musikalischen Darstellungen wird es künftigen Winter nicht fehlen. Aller Vorwürfe ungeachtet, welche man der komischen Oper macht, hat sie doch seit einem Jahre eine Menge neuer Operetten auf die Bühne gebracht, und an Thätigkeit gebricht es ihr weniger als an guten Sängern; diese scheinen äußerst selten zu werden: denn auch die große Oper sucht vergebens darnach. Dupré, auf welchem die ganze Last ruht, kann doch nicht beständig auftreten, und Mario, der Gentilhomo, den man allzusehr ausposaunt hatte, ehe er noch die Bühne betreten, ist nur in einigen Rollen gut und hat der allgemeinen Erwartung nicht entsprochen. Nicht besser geht es dem Théâtre français, das nur Dmlle. Rachel für's Trauerspiel, Dmlle. Mars für's Lustspiel als ausgezeichnete Schauspielerinnen aufzuweisen hat. Auch hier wird über Mangel geklagt, und vergebens treten Debütanten in Menge nach einander auf. Das Publikum überzeugt sich bald von ihrer Mittelmäßigkeit, und sie müssen wieder heimgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 3. September 1839.

Heuernte, schönste Zeit im Jahr,
Der Wald längst grün und doch noch klar,
Die Blume ganz im Blühn,
Die Saat noch hoffnungsgrün,
Nur erntereif das flücht'ge Gras,
Und frisch und duftig selber das.

E. Schwab.

Sommerlieder.

VIII. Heuernte.

Von hohen Grases grünen Wogen
Lieg' ich umrauscht, der blaue Bogen
Des Himmels endlos über mir; —
Ich spür' des Grundes feuchte Kühle;
So nah der Erde, doch auch fühle
Ich mich so nah, o Himmel, dir!

Der Gräser Spitzen alle streben
Zu dir hinauf, die Lerchen schweben
Empor zu deinem lichten Blau;
Zurück strebt in die luft'gen Hallen,
Der segnend bis zur Früh' gefallen,
Der regenbogenfarb'ge Thau.

Der Blick, der lässig drüber gleitet,
Sieht unabsehbar ausgebreitet
Von Halmen ein einförmig Heer;
Doch Wer mit liebevollen Sinnen
Sich drein vertieft, sieht's wogen drinnen,
Wie's von Lebend'gen zuckt im Meer.

Oh! tausend Wesen, deren Namen
Nie auf des Dichters Lippen kamen,
Die niemals pries Anakreons Mund,
Belausch' ich hier in ihrem Walten,
Und seh' ihr Treiben sich gestalten
Zum heitern Bild auf grünem Grund.

Was hör' ich dort herüber schallen?
Es ist ein Klang wie von Metallen!
Wie wenn die Sens' an Sense klirrt!
Weh, weh! die Mäher sind zur Stelle!
Der Mädchen Lachen klingt so helle,
Der Männer Rede dumpfer schwirrt.

Zerstörung, ach, in raschem Schritte
Mit blanken Eisens scharfem Schnitte
Wälzt sich vorbei an Baum und Strauch;
Zerschnitten seh ich niederstürzen
Blumen und Gras — noch kurz zu würzen
Die Luft mit ihrem Todeshauch.

Die Halme, die gezeigt zum Himmel,
Sinken in sterbendem Gewimmel
Dahin — die Blume theilt ihr Loos;
Im glühnden Strahl der Sonne bleichen
Sie schnell — Abends verfärbte Leichen
Bedecken sie der Mutter Schoos.

Entblößt der Kinder, tritt die Erde
Wieder mit trauernder Geberde
In nackter Dürftigkeit hervor;
In langer Tage schwüler Dauer
Beklagt sie, im Gewand der Trauer,
Die Lieblichen, die sie verlor.

Zerstoben ist der Wesen Menge,
Die in lustseligem Gedränge
Auf grüner Wiese trieb ihr Spiel;
Schmerzlich den Tummelplatz sie missen,
Und manches Leben, mit zerrissen,
Unter des Bürgers Sense fiel.

Oh! wenn sich Gras in Heu verwandelt,
Verwüstung durch die Triften wandelt,
Das ist des Sommers erster Schmerz!
Da ahnt, wenn kaum des Sommers Wonnen
Sich zu erschließen recht begonnen,
Schon seiner Freuden Schluß das Herz.

Der Duft, der, wenn das Gras gefallen,
Von seinen Leichenhügeln allen
In abendlicher Kühle dringt:
Dünkt mich verwandt den Weihrauchdüften,
Wenn über der Entschlafnen Grüften
Des Priesters Hand das Rauchfaß schwingt.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Es entstand eine Pause. Baron Sturm wußte seinem Freunde auf seine Rede nichts zuzusagen. „Wie schmählich," fuhr Bruchsal fort, „leben wir nicht sogar unsere billigsten Erwartungen getäuscht! Deutschland ist abermals, nur in anderer Weise zerstückt und dem Auslande unmittelbarster Einfluß darauf gestattet worden, und die wiederholte Besiegung des Unterdrückers wird daran im Wesentlichen nichts ändern. Von wiederherzustellender Einheit, Größe, Macht des Vaterlandes, als solches, keine Rede. Es soll nicht seyn! Die Segnungen des Friedens werden uns karg zugemessen. Wir sollen nun einmal die erhabene Vaterlandsfreude des Dritten nicht schmecken und Deutschland ein für allemal dazu verdammt sehen, die Schicksalstragödie der alternden Europa auf seiner politischen Bühne aufzuführen."

„Das sind Flausen, Freund," nahm der Andere das Wort, „die in's unendlich Nichtige führen. Wozu sich murrisch gegen den Gang der Weltgeschichte auflehnen? Laß es dir doch lieb seyn, daß der Deutsche sich mit Politik nicht abzugeben braucht. Er ist zu Besserem berufen, als an der Scholle zu kleben: er soll Weltbürger seyn. Nicht Deutschland, aber wohl der deutsche Geist in Sitte, Literatur und Kunst wird zur Weltherrschaft gelangen und uns so für den Mangel eines eigentlichen Vaterlandes entschädigen. Genieße der Gegenwart und lebe deinem Stande. Versuche es, darin deinen Beruf zu finden; er ist schön, wenn man ihn recht auffaßt. Das Leben erhält so erst seine wahre Bedeutung, wenn wir es täglich daran setzen und wagen und bereit sind, es lachenden Muthes hinzugeben."

„Es ist mir nicht beschieden, so zu seyn," entgegnete Bruchsal. „Um sterben zu können, muß man erst zu leben verstanden haben. Ich bin noch nicht so weit gekommen, das zu lernen, und lerne es vielleicht niemals. Ich habe keinen Sinn für ein Leben deiner Art und verzweifle, daß ein wahrer Frieden Deutschland jemals zufallen werde. Für wen vergießen wir jetzt unser Blut? Für unser Wohl wahrhaftig nicht!" — „Du siehst alles schwarz, theurer Graf," sagte Sturm verwundert, „und fängst an zu faseln. Du bist der Schlachtfelder nicht gewohnt, noch nicht so lange Soldat und im Kriege wie ich. Es steckt deine Einbildungskraft an, du bist krank." — „O, es ist möglich, daß ich krank bin oder werde!" rief Bruchsal. „Ich bin unfähig, all dem Graus zu widerstehen. Es ist, um wahnsinnig zu werden; ich bin fieberhaft aufgeregt. Blut fordert Blut. Wehe dem! der die Schreckniße eines solchen Tages versteht und zu ermessen unternimmt! er geht daran zu Grunde, sie ziehen ihn nach sich, verpesten Luft, Gedanken und Vorstellungen, erzeugen Gespenster: die giftigen Dünste, der Schmerz, die Wunden, die Verwinnichungen verkörpern sich, treten auf uns zu und tödten, wenn der Körper überlebt, unsern Geist."

Indem die Freunde diese Worte wechselten, erreichten sie die Höhe der Meierei von La belle Alliance, die ihren Namen von der Verbindung zweier schöner Brautleute führt, die sich vor Zeiten da niedergelassen hatten. Hier herrschte das feierliche Schweigen des Todes. Sie hielten ihre Rosse an, um die denkwürdige Stelle in Augenschein zu nehmen. — In dem niedrigen, einen Stock hohen Wohnhause, an dem die gepflasterte Straße dicht vorbeiführte, war von Thüren und Fenstern keine Spur mehr. Wände und Dach waren von Kugeln durchlöchert, die Schornsteine zerschossen, die Eingänge voller Blut. Links neben dem Hause stand ein verfallenes, halb mit Stroh und Moos bedecktes, halb dachloses Gemäuer und eine zerschossene Eiche, in deren Gipfel Papiere von Patronen hingen; rechts befanden sich einige Sträucher, eine kleine Pappel und eine höhere blattlose Eiche mit zerknickten Aesten. Es lag wie ein Dämpfer über Himmel und Erde. — Das Licht des Mondes ist Morgens immer geisterhafter als Abends und schien jetzt im Begriffe einzuschlummern; die Augen fielen ihm zu. Die Scheibe erblaßte allmählig vor

dem Morgen, die grellen schwarzen Schatten verdünnten sich, Nebel, Dampf der Nässe kam dazwischen, der Mondschein lallte im Traume und der Wind rauschte leise durch die Luft, die hier oben heller als unten war, wo sich die schwarzen Pulverdampfwolken noch nicht verzogen hatten und langsam ohne Abzug sich umherwälzten. Ueber das Schlachtfeld starrte das Riesenhaupt der Gorgo, mit Augen, weit in Wahnsinn und Entsetzen offen, und schuttelte die Schlangenlocken, daß sie über die von der Sense des Todes gemähte reiche Ernte hinklapperten.

Hart bei einer der Regenpfützen lag ein Verwundeter, und sein gerinnendes Blut floß hinein und röthete die kleine Wasserfläche. Ein Dragonerpferd unweit davon hatte sich bald auf die Beine gehoben und wäre, ohne seine Wunde, so gern entflohen, wie es mit dem flehentlichen Blicke in die Höhe sah. Ein anderes, dem der Kopf schon im Tode geschwollen, schwamm in seinem Blute und verrieth nur in einzelnen Zuckungen das noch in ihm ringende Leben. Ein Hund lag bei seinem todten Herrn und beleckte bald das kalte Antlitz, bald bellte er ungeduldig oder heulte kläglich in die Lüfte, und schlich nun wedelnd zu den Fremden heran, von denen er mit sprechend vorgestreckter Schnauze Hülfe in Anspruch zu nehmen schien. In demselben Augenblick sprang eine Katze mit großen Sätzen über den Weg und unversehens wider den Vorbug eines Pferdes, das ihr, vor Schmerzen wild, entgegenraste, stutzig die Vorderfüße in den Boden stampfte und nicht mehr wußte, wo hinaus. Die Eingeweide hingen ihm aus der Seite, es hielt den Hals lang vorgestreckt, die schwarze Mähne flog, der Schweiß stand hoch empor, Maul und Nüstern waren weit aufgesperrt, die Ohren gespitzt, die Augen rollten, und so prallte es seitwärts wieder ab und war im Nu verschwunden; ehern dröhnten die funkensprühenden Hufe. Ein Sterbender, der kurz zuvor noch in Verzweiflung geschrieen haben mochte, war endlich verstummt und richtete sich zum Tode ein. Seine Hände ballten sich zusammen, der ganze Körper streckte und reckte sich immer starrer, das Auge war schon gebrochen und es ward Ruhe in ihm, derweil auf der andern Seite gleichsam ein Meteor von Grans aufging: hier lag ein zweiter Krieger, ein französischer Grenadier von der alten Garde, der vor Schmerz und Wuth nicht mehr schreien konnte; beide Beine waren ihm weggeschossen, die Wundärzte hatten ihn als unrettbar ohne Beistand gelassen; er hatte sie um den Tod gefleht, und daß ihm der nicht geworden, ihm den Verstand benommen. Er konnte sich nicht von der Stelle rühren, und da es seiner Ohnmacht nichts half, sich mit eigenen Händen zu verletzen, so raffte und griff er zwecklos nach einer Waffe umher, sich den Tod zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomie von Siebenbürgen.

(Schluß.)

Blicken wir nun nach Osten, so thürmen sich auch hier Gebirge uber Gebirge empor. Diese bilden die Schutzwache gegen die Wallachei. In ihnen sprudeln eine Menge Gesundheitsquellen, von denen die Borsecker die berühmteste ist, deren Wasser durch's ganze Land und auch uber dessen Grenzen hinaus verführt wird. Dort wohnen die Szeller, ein magyarischer Stamm, der sich durch Fleiß und Betriebsamkeit auszeichnet, und dessen persönliche Tapferkeit weltbekannt ist. Das Schicksal hat ihnen den schlechtesten Theil des Landes zugewiesen, aber was ihnen die Natur versagt, das ersetzen sie durch Ruhrigkeit und Fleiß. Unermudet und keine Anstrengung scheuend, gewinnen sie des Lebens Nahrung und Nothdurft. Bei ihnen, sowie bei den Sachsen, sind Bettler eine Seltenheit, weil Faulheit ein Laster ist, das man wenig kennt. Auf den Landtagen von Siebenburgen zeichnen sich die Abgeordneten dieser beiden Volksstamme in der Regel durch richtige Ansicht, Festigkeit und Consequenz aus. Meuterei ist ihnen übrigens fremd, und was sie verfechten, das hat ihnen ihre Ueberzeugung als zum Wohle des Vaterlandes dienend dargestellt.

Dort oben im Nordosten, wo einige riesige Berghäupter die andern überragen, ist der Bistritzer Stuhl (District), wiederum von Deutschen bevölkert. Ist man dort, so muß man sich zu der Vorstellung zwingen, daß man nur wenige Meilen bis in das Nomadenland, die Bukowina hat. Natur und Menschen bilden in diesem wunderbaren Lande so seltsame Contraste und so rasche Uebergänge, daß man fortwährend wie in einer Fabel lebt. — Vom Norden her blicken uns wilde und rauhe Bergzüge an. Mit schwarzen Waldungen bedeckt und bei nur irgend unbeständigem Wetter in einen Wolkenmantel gehullt, scheinen sie ihre rauhe Seite gleichsam verdecken zu wollen. Bären und Wölfe haben sie zu ihrem Lieblingsaufenthalte erkohren. Die dort lebende dunngesate Bevölkerung hat sich mit ihrer Umgebung identificirt. Gemächliche Wallachen ertragen die Unbill des Klimas und die Unfruchtbarkeit des Bodens mit Ergebung. Sie gehen zerlumpt einher, genießen, wenn sie etwas haben, und darben beim Mangel.

Aber eine reiche Naturgabe, welche diesem Lande verschwenderisch zu Theil geworden, haben wir noch zu beachten: es ist das Salz. Ganze Berge sind von ihm gebildet, und Jahrtausende hindurch wurde das hier vorhandene die sämmtliche Bevölkerung von Europa nicht ausbeuten und verzehren. Dort, nicht allzufern von uns, ragen einzelne Bergkegel vor; manche sind gespalten. In

der Nähe sind es Salzblöcke, welche, von außen grau beschlagen, wie Alabaster glänzen, wenn sie angebrochen werden. Zu unsern Füßen sprudeln Quellen, mit Salz geschwängert, nicht weit von uns fließen noch reichhaltigere, welche der reichsten Soole gleich sind. Da darf der Mensch nur zulangen. Doch nein! das Aerar verbietet es ihm, weil das Salz zu den Regalien gehört, und weil die Regierung nur diese hat, um das freie Land zu besteuern. Auf allen Plätzen, wo diese Gottesgabe zu Tage kommt, stehen Militärwachen, und nur für die eigene Haushaltung dürfen die Anwohner sich holen.

Blicken wir nun, ehe wir unsern Standpunkt verlassen, noch einmal rund in der Nähe umher. Mehr denn zwanzig Thäler und Hügel liegen in unserm nahen Gesichtskreise. Kleine, schlecht gebaute Dörfer im Thale und einzeln liegende Häuser an den Berglehnen verrathen keine starke Bevölkerung. In den letzteren wohnen zum Theil Feldhüter, zum Theil Bienenwärter. Ungemein ausgiebig müßte hier die Bienenzucht seyn, wenn man sie mehr betriebe. Eine Flora, wie sie die diesige Gegend bietet, trifft man wohl auf wenigen Punkten der Erde so wieder. Von Kunst bei der diesigen Bienenzucht ist wenig die Rede; man kommt der Natur kaum etwas zu Hülfe. Der Grundherr, welcher dergleichen Bienenwärter anstellt, muß gewärtigen, was diese ihm abgeben wollen. Uebrigens kostet ihm diese Revenue keine Voraulage, denn von baarer Besoldung des Personals ist keine Rede.

Wir eilen von unserer Höhe herab, um Obdach zu suchen; denn wenn uns das in den Gebirgen des Westens aufsteigende Gewitter überraschen sollte, so dursten wir große Noth haben. Rasch entstanden, mit Sturmesseile vorüberziehend, Hagel und Platzregen ergießend, so sind hier fast alle Gewitter.

J. G. Elsner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Theater.

Man klagt, daß die école de musique et de déclamation, oder das sogenannte Conservatoire de musique gegenwärtig wenig ausgezeichnete Zöglinge liefere. Allein mich dünkt, man braucht nicht zu verzagen. Wer hatte Dmlle. Rachel erwartet? und doch sowß sie eines Tages wie ein Pilz hervor und überragte schnell alle alten und jungen Schauspielerinnen des Théâtre français. Solch einen Genuß haben die Habitués dieses Theaters freilich nicht alle Tage; jedoch spart das Glück vielleicht dem Leuten eine ähnliche Ueberraschung auf und läßt eines Tages Schauspieler hervortreten, welche am Théâtre français mit Dmlle. Rachel, an der Oper mit Duprez, an der komischen Oper mit Madame Damoreau zu spielen würdig sind. Letzteres Theater, die komische Oper, wird um so mehr eilen müssen, sich nach guten Sängern umzusehen, da es am Théâtre de la Renaissance einen Nebenbuhler hat, welcher ihm den Rang abzulaufen droht. Bereits wird auch in einigen Tageblättern die Hälfte der von der Regierung bewilligten Unterstützung von 240,000 Fr. für dieses Theater verlangt, das bisher aus eigenen Mitteln bestehen mußte und stets verstand, um dem Publikum zu gefallen, Schauspiele, Opern und Vaudevilles; zuletzt ist es auf den Einfall gerathen, Donizetti's italiänische Oper Lucia di Lammermoor in's Französische übersetzen zu lassen und dieselbe aufzuführen. Es besitzt eine ziemlich gute englische Sängerin Namens Tbillon; Sänger werden aus Frankreich, Italien, vielleicht gar aus Deutschland zusammengesucht, die Chöre sind gut, und so hat es eine gar nicht üble Darstellung der Donizettischen Oper zu Stande gebracht, die dann in den Zeitungen tüchtig gerühmt wird, um dem, der Unterstützung sehr bedürftigen Theater etwas aufzuhelfen. Mit dem kleinen Stücke der Madame Colet: Göthes Jugend, hat dieses Theater wenig Glück gemacht, so gut auch die junge und hohle Dichterin ihre satirischen Verse zugespitzt hatte. Sie arbeitet nun an einem größern dramatischen Gedichte. Donizetti soll mit der Aufführung seiner Oper zufrieden gewesen seyn, so sehr sie auch der Leistung der italiänischen Oper im vorigen Winter nachsteht. Donizetti hält sich schon seit einem Jahre in Paris auf, und man glaubt, daß er für die große französische Oper ein Stück in Musik setzt, nach dem Beispiele Rossini's, welcher bekanntlich mehrere französische Opern geliefert hat, die ihm wahrscheinlich mehr eingebracht haben, als seine frühern, wenn auch diese mehr zu seinem Rufe beigetragen haben. Auf der großen Opernbühne hat sich eine dänische Tänzerin, Dmlle. Grahe, versucht; man hat sie aus Gefälligkeit mit Dmlle. Taglioni verglichen, und in Städten, wo man nicht so vortreffliche Muster des graziösen Tanzes kennt wie hier, könnte sie wirklich für eine Tänzerin ersten Ranges gelten; aber in Paris kann sie höchstens auf den zweiten Rang Anspruch machen, wenn die öffentliche Meinung sie nicht gar noch tiefer setzt. Es wäre unbillig, daß sie sich hier weiter ausbildete. Bis dies aber geschehen wird, bleibt der durch Dmlle. Taglioni's Abgang leer gewordene Platz an der hiesigen Oper noch immer unbesetzt, und selbst die beiden Gilder, obschon sie vortreffliche Tänzerinnen sind, erreichen doch die ganz besondere Anmuth des Taglionischen Tanzes nicht. Indessen ist es ein Glück für die Opernbirektion, daß sie die beiden Schwestern besitzt; denn sie sind nun die Hauptzierden des Ballets, und ohne sie würden mehrere Ballette nicht gegeben werden, oder wenig Beifall finden. — Das Porte St. Martintheater, welches schon lange Mühe hat, ein volles Haus zu bekommen, ist auf den Einfall gerathen, eine Menagerie wilder Thiere den Zuschauern vorzuführen, und Van Amburgh ist mit seinen Bestien angekommen. Es wurden aber von der Polizei mit Recht Vorsichtsmaßregeln verlangt, um die Zuschauer gegen die Gefahr, von den sie ergötzenden thierischen Histrionen zerrissen und gefressen zu werden, sicher zu stellen, und ein Gitter trennt sie von den Zuschauern. Die Thiere werden deßhalbig gelebriget, und eben jetzt rühmt man in den Zeitungen außerordentlich zwei gelehrte Hunde, welche in Paris mit ihrem Lehrer Leonard angekommen sind, schreiben und rechnen können, und so verständig sind, daß sie manchen Menschen beschämen können. Hier liegt keine Spekulation zu Grunde; es scheint, daß der Mann aus bloßer Liebhaberei die Hunde erzogen und gebildet hat, und sich mit dem Ruhme begnügt, aus Thieren so verständige Wesen gemacht zu haben. (Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 4. September 1839.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

Schiller.

Goethes Faust und die Faustliteratur.

Erster Artikel.

Man wird kaum ein poetisches Werk der neuern Literatur finden, das so viele Commentare, so viele Nachahmungen, so viele Abhandlungen und Deutungen hervorgerufen hat, als der Goethesche Faust. Seit einem halben Jahrhundert, da das erste Fragment erschien, hat sich eine umfangreiche Faustliteratur gebildet, an die sich die mannigfachsten philosophischen, moralischen, ästhetischen, ja theologischen Ansichten knüpfen. Man thürmte Theorie auf Theorie, man versuchte alle Maßstäbe, um dies wunderliche Drama zu erklären und zu messen, als gälte es, das tiefste Räthsel des Menschengeistes zu lösen. Trotz alle den Bemühungen aber ist für eine reine, wahre Kritik des poetischen Werks noch wenig geschehen. Noch zollt ihm der eine Theil des Publikums unbedingte Bewunderung, während der andere den zweiten Theil ungenießbar, kalt, poesielos findet. Und der Streit, weit entfernt zu ruhen, nimmt stets neue Wendungen an, besonders seit dem Erscheinen des Schlusses. Die eine Partie läßt nur die Idee, die Conception des ersten Theils gelten, aus dem zweiten sey jeder Hauch echter, frischer Poesie verschwunden; hier sey Alles künstliche Form, allegorisches Spielwerk, gelehrte Laune des bereits alternden Dichters. Andere jedoch bewundern gerade im zweiten Theil die reinen Formen, den klaren Verstand; hier sey der Dichter von der bewußtlosen Naturpoesie zur classischen Kunstpoesie, vom blinden Drange zum klaren, künstlerischen Bilden fortgeschritten. Welch ein Unterschied zwischen der naivkindlichen Gestalt Gretchens und der urbildlichen Schönheit Helenas! Und dieser Unterschied finde zwischen dem ersten und zweiten Theile des Faust überhaupt Statt. Die Natur verkläre sich in letzterem in die reinste Form der Kunst.

Während des Streites über die Vorzüge und die Mängel des Gedichts trat allmählig auch jene schärfere Kritik hervor, die die einzelnen Scenen einer strengen Sichtung unterwirft und bereits große Lust bezeigt, die poetische Conception zu decomponiren. Wie man das göttliche Haupt des Einen Homer zerriß und die harmonische Einheit seiner Gesänge in rhapsodische Fragmente auflöste, so tauchen bereits Versuche auf, auf ähnliche Weise mit Faust zu verfahren. Was man bisher aus Einem Gedanken hervorgegangen sich dachte, was man für ein organisch erwachsenes Kunstwerk hielt, dieser Faust, dieses staunenswerthe Drama reducirt sich hier auf eine Anzahl von Fragmenten, die nur lose zusammenhängen, die zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen

Stimmungen entworfen und ausgeführt wurden. — Endlich erwähnen wir noch derer, die entschieden und mit gewissem Rechte gegen jene Deutungswuth protestiren, durch welche die Blume der Dichtung in die trockenen Fasern der Abstraktion zerpflückt wird; und wir wollen diesen Kämpfern für die Rechte der Poesie gerne einige Worte hier vergönnen.

„Kann man oder darf man, so könnte man sie sagen lassen, in Goethes Faust spekulative Ideen suchen? Wird nicht durch solche Klügeleien alle Poesie aufgehoben, wird nicht der reine Kunstgenuß, den Goethe vor Allem bezweckte, zerstört? Ihr sucht da nach Theorien, nach Ideen, wo es der Dichter auf weiter nichts anlegte, als auf genialen Spaß, auf eine poetische Laune. Gleich Mephisto — was ist er mehr, als ein Schalk, bald gutmüthig, bald boshaft, durchaus aber eine mehr komische Volksfigur, die auch am Schlusse, wo ihn absurde Liebschaft anwandelt, ganz in niedriger Sphäre sich hält. Alle diese Scenen, die ihr mit künstlichen Deutungen systematisch verknüpft, sind vielleicht mehr zufällig, ohne tiefern Plan, ohne höhere Intention entstanden. Der Dichter wollte nichts weiter, als die Faustsage kunstreich benützen, um an sie seine poetischen Träume, seine Studien, seine Welterfahrungen zu knüpfen, wie es die Zeit, die Gelegenheit, die Stimmung gab. Ihr kennet Goethe wenig, wenn ihr wähnt, er habe die Durchführung spekulativer Ideen beabsichtigt, er, der überall nur im Interesse der Kunst wirkte, stets nur das naive, sich selbst genügende poetische Schaffen im Auge hatte. Wo er immer in den Gesprächen mit Ekermann auf seinen Faust und dessen einzelne Scenen zu sprechen kommt, weist er nur auf das Kunstmoment hin; und auf die Frage, wie es denn mit den „Müttern" gemeint sey, erwidert er bloß mit dem Ausruf: „Mütter! Mutter! 's klingt so wunderlich." Er wollte hiemit bloß die Schauer des Geisterreiches fühlbar machen; er wollte sich in dieser Scene durch die Kraft concreter Kunstdarstellung selbst bis an jene äußerste Grenze wagen, wo alles Concrete, Gestaltete aufhört, wo die Einbildungskraft keine Schranke und der Begriff keine Grenze mehr findet. Was sucht ihr hier Aufschlüsse über das Geisterreich, über die Urgründe des Seyns und Entstehens? — Entschlagt euch daher des Versuchs, in Faust ein spekulatives System auszuklügeln, oder tiefe Aufschlüsse über Welt, Natur, Geist und Seele zu gewinnen. Das einzige Verdienst, das eine Faustliteratur sich noch erwerben könnte, wäre noch dieses, jede einzelne Scene als individuelles Gemälde für sich zu entwickeln, die momentane Stimmung zu bezeichnen, in der jede Situation gedacht, gefühlt, ausgeführt ist. Denn in dies Werk sind die disparatesten Ideen, Erlebnisse, Erfahrungen, Studien zusammengeflossen; diese zu scheiden, auf ihre lebendige Entstehung hinzuweisen, ist förderlicher als all eure Theorien voll Abstraktion und Metaphysik. Betrachtet Faust psychologisch, historisch, künstlerisch; entwickelt ihn aus der Seele, dem Leben, den Kunst- und Lebensansichten des Dichters, und ihr werdet wohl thun."

(Fortsetzung folgt.)

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Die beiden Preußen nahmen ihn wahr und verstanden sich mit einem einzigen Blicke. Sturm erhob stillschweigend die Hand und machte eine ausdrucksvolle Bewegung. Sie wollten zu gleicher Zeit ihren Pferden die Sporen einsetzen, um dem erschütternden Bilde zu entfliehen. Allein sie hielten damit inne, als sie sahen, daß der Unglückliche sich mit übermenschlicher Kraft auf den Stummeln seiner Beine erhob und plötzlich aufrecht vor sie stellte.

Sein Gesicht war bleich wie Blei, seine Augen blicklos, in die Höhlen gesunken; er streckte die Arme nach den Fremden aus, die Finger vorgespreizt, als ob die Hände sie ausstoßen wollten, damit nur der Körper weniger Gefühlsorgane hatte, und schrie, mit dem Ausdruck flehendlichsten Verlangens in Ton und Geberde: „La mort!" — „La mort!" wiederholte er tonlos drohend, als er erkannte, daß es feuchtlos blieb. — „La mort!" kreischte er mit überschlagender, heiserer Stimme, wie ein Rasender, in ungezügelter Erbitterung.

Die zwei Pferde waren gleich auf den ersten Ruf scheu zurückgefahren und hatten sich kaum noch bändigen lassen. Und nun gab Sturm, als er sich nur einigermaßen Herr der thierischen Kraft fühlte, dem seinen nach und ließ es mit dem Schrei: „Hinweg!" im donnernden Laufe von dannen sprengen. Bruchsal wollte ein Gleiches thun, getraute es sich aber in dem Momente nicht, ohne der Richtung gewiß zu seyn, die das Roß nehmen werde, und leistete ihm noch Widerstand, als der Grenadier sich dessen versah, was vorging. Da fiel er der nächtlichen Gewalt ganz anheim und fluchte dem Jünglinge in so unmenschlichen Tönen, daß diesem fast das Bewußtseyn verging. Sein Pferd that einen Seitensprung, bäumte sich, schüttelte sich im Gefühle seiner entfesselten Kraft und stürmte mit seinem bügelfesten Reiter auf und davon. Der von den Fittichen des Windes getragene Fluch gellte hohl und geisterhaft hinter drein, gleich als ob alles moralische Gift, das der Tag erzeugt, sich darin angesammelt oder concentrirt und nur

diesen Abzug erwartet hätte, um sich gegen ein Leben rödtlich auszuspritzen.

Als Baron Sturm endlich sein ermattetes Roß anzuhalten vermochte und erkannte, daß sein Freund ihm nicht gefolgt war, forschte er mit dem anbrechenden Tage lange vergebens nach, ehe er ihn auf dem freien Felde wieder fand. Sein Pferd war mit ihm zusammengestürzt und er lag, mit einer Wunde im Kopfe, bewußtlos am Boden. Sturm bot eiligst Hulfe auf und ließ ihn in das nächste Lazareth schaffen. Weiter konnte er aber nicht für ihn sorgen, da er dem Rufe seiner Pflicht folgen mußte. Erst als er bereits mehrere Wochen in Paris war, erhielt er einen Brief von Bruchsal, worin dieser ihm fernere Nachrichten von sich gab und ihm den düstern Eindruck schilderte, den der Vorfall auf sein Gemüth hinterlassen habe. Doch erhielte er ihm auch die Beruhigung, daß er jezt körperlich auf dem Wege der Besserung sey, und bewirkte alsdald, daß der Leichtsinnigere jenes Erlebniß, das ihn damals selber betroffen hatte, über den Zerstreuungen und Siegesfesten in dem gallischen Sodom vergaß.

Der Frieden war abermals in die Welt zurückgekehrt und in Paris unterzeichnet worden, und der gestürzte Eroberer sur immer unschädlich gemacht. Man hatte also das europäische Gleichgewicht auf die bekannte Weise wieder hergestellt und die neue Verwirrung kaum erst ausgeſät, so daß nur noch Wenige ahneten, was dereinst aus dieser Saat entstehen werde, wenn auch Viele, wie Graf Bruchsal, sich darum verstimmt genug fühlten. Indessen gedachte dieser, der in dem Wundfieber fast unablässig von dem verstummelten Krieger des Schlachtfelds phantasirt hatte, seit seiner Wiederherstellung jedoch nur mit kältester Ueberlegung und Ruhe auf den sonderbaren Moment bei sich zurückgekommen war, der Vereitelung seiner patriotischen Wunsche jezt weniger, als sonst wohl geschehen wäre, da die bevorstehende Vermählung seiner geliebten Schwester Emilie, außer der er keine Geschwister weiter hatte, mit ihrem beiderseitigen Jugendfreunde, Baron Sturm, ihn von allen Grubeleien abzog; und wenn immer nur Familienrücksichten diese Verbindung genüpft hatten, die der verstorbene Vater des Barons und der alte Graf schon vor Jahren eingeleitet und beschlossen, so schienen doch die jungen Leute einander auch mit ruhiger Neigung zugethan, und hatte die Braut auf die Bewerbung des Bräutigams um ihre Hand ungezwungen ja gesagt.

Jezt, im Herbste des Jahres 1815, sollte auf einem Gute der Familie Bruchsal, das sie in der Regel nicht bewohnte, und nur zu ihrem zeitweiligen Aufenthalte gewählt hatte, die durch den lezten Krieg verzögerte Hochzeit seyn, und erwartete man auf dem alten Schlosse, wo sich mancherlei Gäste, Nachbarn, Freunde und Verwandte eingefunden, nur noch den Bräutigam und den Sohn des Hauses aus Feindeslanden, um in wenigen Tagen das Fest zu feiern.

Die Gesellschaft war bei Tafel und hatte fast abgespeist. Der Nachtisch ward aufgetragen. Der Wein erheiterte die Gemuther, und die Fröhlichkeit ließ sich lauter vernehmen. Es fielen selbst schon der herkömmlichen Scherze auf die schöne Braut, die man bald hoffen durfte als junge Frau zu begrußen. Und man begriff nur nicht, wie lange die beiden schon am Morgen erwarteten Jünglinge ausblieben, deretwegen man sogar das Mittagessen vergebens um einige Stunden aufgeschoben hatte. Die Gräfin hatte genug zu thun, ihren Gatten zu zerstreuen, der über die getäuschte Erwartung bereits verdrießlich zu werden anfing, und sah es also gern, daß das Gespräch auf einen andern Gegenstand überging und politisch wurde. Auch zog die Politik den alten Herrn bald, ohne daß er es merkte, von allem Persönlichen ab und ließ ihn seine Gedanken in das Allgemeine verlieren, derweil die Frau vom Hause über die Wendung schon aus dem Grunde froh war, weil ihre sonst so lebhafte und witzige, heute ungewöhnlich ernste Tochter damit aufhörte, der Gegenstand der ihr lästigen allgemeinen Aufmerksamkeit zu seyn.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

Gustav Schilling.

In diesen Tagen tödte der Tod auf die mildeste Weise ein langjähriges Leben, dessen Besizer es in den lezten Jahren, zur üblen Stunde, oft als die ärgste Fessel betrachtet hatte. Am zweiten August wurde der pensionirte, vormalige Hauptmann Friedrich Gustav Schilling zu Dresden, im noch nicht vollendeten 75sten Jahre, zufolge seines schriftlich hinterlassenen Verlangens, in aller Stille den Verstorbenen beigestellt. Seit dem Jahre 1781 bei der sächsischen Artillerie stehend, hat er den Feldzügen gegen und mit Frankreich beigewohnt, worauf ihn nach dem Frieden von 1807 eine chronische Nervenkrankheit seinen Abschied zu nehmen nöthigte. Als Schriftsteller ist seinem ausgezeichneten Talente die verdiente Anerkennung geworden. Schon im sehr frühen Jugendalter beschäftigten ihn mehrere Versuche. Der kurz zuvor hellleuchtend aufgegangene deutsche Stern, Schiller, diente ihm unstreitig zum Vorbilde. Im Jahr 1789 ist von ihm eine Gedichtsammlung in einer Freiberger Buchhandlung erschienen. Nach der Versicherung eines mit Schillings literarischen und persönlichen Verhältnissen sehr vertrauten, glaubwürdigen Zeitgenossen desselben, hat diese Sammlung, bei seltsamen Auswüchsen, unverkennbare Keime und Knospen künftiger köstlicher Blumen enthalten. Mehr

aber jenen Auswüchsen als diesen fröhlichen Hoffnungen seine Aufmerksamkeit schenkend, soll bei ihrem Erscheinen ein das mals sehr gewaltiges, kritisches Tribunal den Stab über den Dichter gebrochen, des letztern Partie aber der zu jener Zeit in höchster Autorität stehende Herausgeber des „deutschen Merkur," Wieland, in diesem Blatte genommen und den Bannstrahl zurück auf den Kritiker geschleudert haben. Uebrigens ist, allem Vermuthen nach, der so schimme Empfang der metrischen Versuche des jungen Poeten Veranlassung gewesen, daß sein unverleugnbares Talent sich von nun an ausschließend der ungebundenen Rede zuwendete. Aber einem Versuche in ihr, dem unter dem Titel: „Die Macht der Wallungen" gedruckt erschienenen Schauspiele waren ziemlich dieselben Ausstellungen wie seinen lyrischen Produkten zu machen, auch ein Beruf zum künftigen Bühnendichter so wenig daraus abzunehmen, als aus einem andern, schon im Jahre 1785 unter dem Titel: „Elisa Calsmar" gedruckten dramatischen Produkte, wovon er der Verfasser seyn soll. Einem Roman, „Drako. Dämon der Höhe" betitelt, gelang es wenigstens nicht viel besser, als diesen Dramen, sich Freunde im Publikum zu erwerben. Desto verschiedener war der Erfolg, den einige Zeit nachher sein Roman „Guido von Sohnsdom" hatte. Der Beifall rauschte da dem Verfasser so laut und glänzend entgegen, daß dieser sich nachher ermuntert fand, dem mit zwei Bänden von ihm selbst für abgeschlossen geachteten Werke noch zwei neue binzuzufügen. Da nun auch diese mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen wurden, so fand sich sein schriftstellerischer Ruf bald auf die Dauer gegründet. — Wer den Zustand der deutschen Literatur mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, dem können die mannigfachen Vorzüge dieses Schriftstellers vor vielen andern, in demselben Fache geschätzten, unmöglich sich entzogen haben. Neben einer frühreren wissenschaftlichen Ausbildung, war das Leben selbst die Quelle, aus der er das Material für seine Werke schöpfte. Besonders erlaubten ihm günstige verwandtschaftliche Verhältnisse, tiefe Blicke in die Gewohnheiten und Bräuche der feineren Cirkel zu thun, die ihm dann bei seinen Schilderungen sehr zu statten kamen. Bei dem Reichthume der mannigfaltigsten Gestaltungen, die wir seiner immer geistvollen Feder verdanken, verdient es wahrhafte Bewunderung, daß sogar seine neuesten, erst wenig Jahre alten Werke, wo nicht die ganze Fülle seiner unermüdlichen Phantasie, doch fortdauernd ein überaus frisches, gewandtes Wesen beurkunden.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Literarische Prozesse.

Vor der Ankunft der wilden Thiere des Van Amburgh hatte das Porte St. Martintheater einen Prozeß. Prozesse haben freilich alle Theater hier, zuweilen mit den Schauspielern, zuweilen mit den Dichtern oder andern Personen. So führten neulich zwei Theater Prozeß wegen des Besitzes eines Schauspielers, auf welchen beide Ansprüche machten. Er wurde zuletzt der komischen Oper vermittelst richterlichen Spruches zuerkannt. In dem Prozesse des Port St. Martintheaters betraf die Klage das schon durch frühere Prozesse berüchtigte Stück Tour de Nesle. Vielleicht erinnert man sich noch, daß Anfangs der bekannte und vielbesprochene Dichter Alex. Dumas als der Verfasser dieses Stückes angekündigt wurde, und die Ehre und den Vortheil davon einernte. Aber bald erschien ein bisher unbekannter Dichter aus der Provinz, Namens Gaillardet, und bewies, daß er das Stück ursprünglich geschrieben habe, von dem Theaterdirektor aber an Alex. Dumas gewiesen worden sey, um seinen Versuch von diesem durchsehen und zweckmäßiger einrichten zu lassen. Die Sache kam vor Gericht, die Richter erkannten die Rechtmäßigkeit der Klage und verordneten, daß Gaillardet künftig bei diesem Stück einen Antheil an dem, dem Dichter zukommenden Gewinn haben solle. Von nun an wurde Tour de Nesle auf dem Anschlagzettel als ein „Schauspiel von Alex. Dumas und *** angekündigt. Gaillardet hatte sich damit begnügen sollen; aber nun verlangte er, die drei Sternchen sollten vor, nicht hinter Alex. Dumas gesetzt werden, worans aber nichts wurde, obschon die Sache wiederum vor Gericht kam. Dies war nicht der einzige dumme Streich, den Gaillardet beging; denn um zu zeigen, daß er keinen Alex. Dumas nöthig habe, um seinen dramatischen Dichtungen Beifall zu verschaffen, ließ er Stücke aufführen, die er ganz allein gedichtet und geschrieben hatte. Sie erhielten aber keinen Beifall und bewiesen gerade das Gegentheil von dem, was der Dichter beweisen wollte. Er ist unterdessen gestorben; aber nach dem französischen Gesetze kommt der Ertrag seiner Dichtungen noch immer seiner Familie zu gut, und da Tour de Nesle auf der Bühne der Porte St. Martin fortgespielt wird, so hat sie auch Anspruch auf die Einnahme. Besagtes Stück ist vom 25sten Oktober 1832 bis zum 21sten Juli dieses Jahres vierzigmal gespielt worden, und da nach einer in Folge jenes Prozesses getroffenen Uebereinkunft zwischen dem Theaterdirektor Harel, dem Dichter Alex. Dumas und Gaillardet, letzterem für jede Darstellung 48 Franks bezahlt werden sollten, so kamen für jenen kurzen Zeitraum oder für die vierzig Vorstellungen der Wittwe des Dichters 1920 Fr. zu gute, wovon ihr aber nur ein geringer Theil bezahlt worden war, weshalb das Gericht den Theaterdirektor sowohl als den Mitarbeiter Gaillardets anhielt, die rückständige Summe der Wittwe auszuzahlen. Dies ist vielleicht schon der zehnte Prozeß in Gedangelegenheiten, bei welchem Alex. Dumas betheiligt war, und vielleicht hat kein Dichter in Paris so viel mit solchen prosaischen Dingen, als Prozesse sind, zu schaffen. Uebrigens ist es nichts Seltenes hier, daß die Literatur vor Gericht erscheint. Vor einigen Tagen waren es die Memoiren des sogenannten Friedensfürsten, deren Uebersetzer, Oberst d'Esmenard, und deren Verleger, der ehemals so berüchtigte, seitdem aber tief gesunkene Buchhändler Ladvocat, welche mit der Justiz zu thun hatten. Da dieser Prozeß eine Einsicht in die Pariser Verlagsangelegenheiten gewährt, so ist derselbe nicht ohne Interesse. Im Juli 1835 hatte sich D'Esmenard mit dem Friedensfürsten dahin verständigt, ersterer solle das spanische Manuscript, welches zwar gedruckt, aber bisher noch immer nicht erschienen ist, in's Französische auf eigene Rechnung übersetzen, und ihm gestattet seyn, Anmerkungen und eine Einleitung hinzuzufügen; der Friedensfürst aber wolle das Ganze durchsehen und sich übrigens dagegen, daß nichts in dem Werke vorkomme, wozu er sich nicht bekennen könnte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 213.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 5. September 1839.

— All this, to season
A brother's dead love, which she would keep fresh?
Shakespeare.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Das Essen macht stillschweigen, das Trinken schwatzen, hat schon Anacharsis gesagt, und so wurden die Frauen, die weniger als die Männer getrunken hatten, ihnen gegenüber immer schweigsamer. Emilie war in Gedanken und in eine sie selten anfechtende elegische Stimmung vertieft und beobachtete während des enthusiastischen Politisirens über Krieg und Frieden, durch die offenstehenden Flügelthüren des Gartensaals, in dem sie speisten, den prächtigen Herbstnachmittag und das Spiel der Sonnenstrahlen zu den Fenstern herein, wie sie an der Wand und auf den Blumen und Gläsern der Tafel wiederschienen und blinkten. Und dennoch waren die schönen vollen Astern und Georginen, mit den bald strotzend satten, bald melancholisch bleichen Farben, in denen ihr Blick schwelgte, die letzte Gabe und Kraft des dahinsterbenden Jahres.

Aufgeregt, wie sie war, sehnte sich Emilie aus der Gesellschaft in die Einsamkeit der Natur. Ihr Gesicht glühte vor Erhitzung; die Gegenwart zog wie die Bilder einer Zauberlaterne an ihr vorüber, und wenn zumal der Gedanke sich dazu gesellte, daß ihr ganzes Leben sich nun von Grund aus umgestalten solle, kam ihr Alles nur wie Traum und Täuschung vor. Manche, wenn auch die natürlichsten Ereignisse im Leben werden uns erst glaublich, nachdem sie eingetreten oder vergangen sind, und Emilien geschah dies jetzt mit der Vorstellung ihrer nahen Vermählung, die sie noch immer von sich abzuhalten gewußt hatte. Das Weinen war ihr dabei näher als das Lachen der Andern, und sie benutzte den günstigen Augenblick, sich fortzuschleichen, und gelangte unbemerkt über den Schloßhof. Sie schritt durch den Eingang, über die noch gangbare Zugbrücke, den beiden verfallenen Thürmen jenseits vorbei und bog in den alten Lindengang, der den Schloßberg hinab in's Thal führte.

Viele gelbe Blätter lagen schon abgewelkt am Boden unter den hohen Bäumen. Jedoch schien die Sonne noch warm auf die bunte Farbenpracht der Landschaft, und die langen weißen Sonnenfäden zogen eben zum ersten Male durch die stille Bläue der Luft und verloren sich in den violetten Duft der Ferne, aus der sie unsichtbar kamen. Emilie wandte sich seitwärts in das Gebüsch, und der angenehme Modergeruch der auf dem schwarzen Boden faulenden Blätter, die Essenz aller sommerlichen Ueppigkeit, quoll ihr entgegen. Rothes, gelbes und grünes Laub in allen Schattirungen bekleidete die andern Bäume und Gebüsche, die es länger als die Linde festhielten. In der Einsamkeit ihrer Wanderung rief aber

nun der Gedanke an ihren erwarteten Verlobten abermals die Frage in Emilien wach: was aus ihrer Verbindung mit ihm werden, wie sich ihre Zukunft an seiner Seite gestalten könne? Und sie mußte sich in Folge dessen eingestehen, daß ihr Wohlwollen im Grunde vielleicht noch mehr von Gleichgültigkeit als Liebe an sich habe. Sturms Charakter und Wesen kam ihr, wenn sie dessen lebhaft gedachte, so fremd vor, daß sie davor erschrack. Wenn wir sonst wohl zu leichtsinnig auf die ernsteren Verhältnisse des Lebens eingehen, so trägt meist unser Herz die Schuld: hier war es der Verstand, der sich übereilt hatte. Wie viel zärtlicher als ihr Verhältniß zu ihrem Bräutigam hatte sich dagegen das zu ihrem Bruder gestaltet! Das Gefühl für ihn war ihr das heiligste, das sie kannte, und sie trennte es ein= für allemal von dem Leben, verschloß es in ihr Innerstes und zog es gleichsam nur in geweihten Stunden hervor, um sich daran zu trösten und zu stärken. Eine frühzeitige, getäuschte oder sich täuschende Liebe zu einem Dritten hatte Emilie über die die Jugend so oft untergrabende oder verscherzende Empfindsamkeit hinweggehoben und sie eine unvergängliche Heiterkeit des Sinnes finden lassen. Sie genoß ihr Leben mit Muth und Lust und wußte die Vorzüge, die ihr die Natur mit ihrer erblühten Schönheit verliehen hatte, zu ihrer und Anderer Freude geltend zu machen, indem ihr sicherer, echt vornehmer Takt allem, was sie that, den Stempel des Schicklichen aufdrückte. Heute wußte sie sich nun aber keineswegs zu erklären, wodurch ihr gewohnter Gleichmuth gestört worden war. Das Gefühl der Unhaltbarkeit ihres Verhältnisses zu Sturm und der Abstand zwischen diesem und dem zu ihrem Bruder hatten sie wohl überrascht; vielleicht ward ihre Verwirrung jedoch noch mehr durch ihre wider das Opfer der Freiheit empörte Jungfräulichkeit bedingt. Denn sie glaubte sich zum ersten Male sagen zu müssen, der Kreislauf ihres Lebens habe sie zu dem Punkte geführt, auf dem es kulminire und die Jugend vorüber sey, und als Wahrzeichen dessen galt ihr auch der Umstand, daß sie keine so leidenschaftliche Freude mehr als früher am Herbste empfand, den die Jugend nicht häufig gegen den Frühling zurücksetzen mag. Ja, sie hatte im vergangenen Frühlinge, und doch vielleicht mehr aus Widerspruchsgeist gegen die politisch und kriegerisch bewegte Zeit, die sie haßte, zum ersten Mal in ihrem Leben wahrhaft zu verstehen geglaubt, warum die Dichter mit Entzücken den Frühling besingen. Und jetzt, schwermüthig selbst wie der Herbst, der sie umgab, ärgerte sie sich über ihre Kälte gegen seine Reize, die sie sonst immer erfrischten und begeisterten, und sehnte sich nach dem Frühlinge außer sich, an dem wir uns meist erst in der absteigenden Hälfte unseres Lebens festhalten, wenn wir ihn in uns verloren haben. — —

Auf einmal weckte sie der Hufschlag mehrerer Pferde aus ihren verstimmten Gedanken. Sie eilte ein paar Schritte weiter, an eine Stelle, wo sie die Straße übersehen konnte, und war überzeugt, es seyen die Erwarteten. Das Getrabe ließ sich nahebei vernehmen; aufwirbelnde Staubwolken wurden sichtbar. Indem zertheilte ein Luftzug die eine, und ein Reiter sprengte daraus hervor: es war Bruchsal. Emilie erkannte ihn, ein Schrei der Freude entfuhr ihren Lippen. „Richard, Richard!“ jubelte sie ihm entgegen, und um sich bemerkbarer zu machen, winkte sie mit dem Schnupftuche nach ihm hin.

(Fortsetzung folgt.)

Goethes Faust und die Faustliteratur.

(Fortsetzung.)

„Warum fordert ihr ferner vom Dichter, was er nie beabsichtigte? Zwar der erste Theil, mit seinem Pathos und seinem Naturdrang, scheint eine Art Theodicee anzukunden; es finden sich Anklänge an einen höheren Plan, an eine metaphysische Conception. Da bricht manchmal selbst Mephisto in Worte aus, die in ihm eine allesverzehrende Macht, eine Weltpotenz ahnen lassen. Aber dies ist ein bloßer Moment, dem in der Folge nichts mehr entspricht. Faust und Mephisto sind in den übrigen Akten nicht mehr zwei Individualitäten höherer Art, zwei sich feindliche Mächte, die mit dem Universum sich messen, die sich verhalten wie Geist und Ungeist, wie Himmel und Hölle, wie Freiheit und Nothwendigkeit. All dieses Pathos, diese tiefe geistige Leidenschaft, diese universelle Tendenz des ersten Theils schwindet in der Folge und macht oft einer Posse, einer Allegorie, einem leichten Humor Platz, der sich selten über das sinnliche Daseyn erhebt. Faust, der himmelstürmende Faust, der Repräsentant einer natur= und geistesgewaltigen Zeit, wird in der Folge ein Gaukler, ein Lebemann, ein Trugkünstler, Schatzgräber, der Geister beschwört, nicht den Geist des Alls, der den Hof amusirt und sich in die Masse des Plutos steckt. Aus dem wissenschaftlichen Heros, der die Kräfte des Alls umfaßt, der das Geheimniß der Natur zu enthüllen strebt, wird ein Wunderdoktor, ein Verzückter, den Helena paralysirt und der nach bestandenem Liebesabenteuer in die prosaische Heimath wieder zurückkehrt. Dies Liebesabenteuer selbst, das mit der Vermählung Helenas und Faustens endet, ist künstlerisch genommen wohl der Gipfel der Tragödie, aber im Vergleich zu der Anlage des ersten Theils unbefriedigend. Von da an verliert sich nebst der Naturkraft auch die Kunstbegeisterung und somit das poetische Element. Was folgt, ist nur mehr ein poetischer Streit

des Teufels mit Faust über Erdbildung und Naturphänomene, ein wunderlich phantastisches Schlachtgetümmel und der Anblick des gealterten Faust, und zuletzt ein Himmelreich, wie es nicht von der poetischen Phantasie, nicht von der Philosophie, sondern vom religiösen Dogma geschaffen wird. Die ursprüngliche, wahrhaft geistige Idee verliert sich also immer mehr in sinnlicher Gestaltung, Allegorie, und verbirgt sich zuletzt hinter eine religiöse Scene."

Also eifern die gelehrten Parteien gegen einander in Bezug auf den Inhalt, die Form und den Werth dieser Dichtung.

Wer diese gelehrten Mühen, diese bunten Theorien über diese einzelne Dichtung übersieht, dem drängt sich unwillkührlich die Frage auf: Woher diese Anziehungskraft eines einzelnen poetischen Werks, zu einer Zeit, wo Geisteswerke so schnell altern, so flüchtig wirken? Worin liegt der geheime Reiz des Faust, der sich nicht mindert, sondern zunimmt und immer weiter wirkt? Hat doch unlängst selbst die Frauenzeitung den dämonischen Faust und den großen Nihilisten Mephisto vor ihr weibliches Tribunal geladen.

Die kritischen Attenstöße wachsen täglich und überdecken den einfachen Grundtext. Und vielleicht ist das Studium des Faust für die Zukunft eine noch belligere Sorge, als sur uns. Vielleicht setzt man Preise aus sur den Gelehrten, der eine dunkle Stelle des Dramas am genügendsten erklärt; vielleicht streiten sich ganze gelehrte Sekten über das Gespräch der Katzengeister, über die Phiole des Homunculus. Ist doch jetzt schon die Frage höchst gelehrt behandelt worden: warum Mephisto als Pudel, warum nicht als Fisch, als Vogel erscheine? — Und um weniger im Scherz, als im Ernst zu sprechen: vielleicht entdeckt die bildende Kunst im Faust eine neue Fundgrube der Begeisterung und Gestaltung; vielleicht findet die Malerei in der Figur des Mephisto die echten, wahren, natürlichen Züge jenes dunkeln Prinzips, das in der Welt eine so wechselnde Rolle spielt.

Wir wiederholen noch einmal: Woher schreibt sich der Zauber, den Faust in so gewaltigem Maaß, in so anhaltender Folge ausübt? Ist es vielleicht gerade der geheimnißvolle Hauch, der über der Dichtung schwebt, was manchen zieht und reizt? Oder ist es bei vielen das schmeichelnde Gefühl, daß sie wohl selbst ein gutes Stück von diesem Faust seyen? — Aber der tiefe Grund jener Anziehungskraft liegt wohl in dem Gefühle, daß in diesem Drama jener Urgeist der Poesie, wie er in dem Prometheus des Aeschylos waltet, unter welterschütterndem Sturm zu unserer Zeit, zu unserem Jahrhundert herniedet fuhr. Sollte in der Folge des Dramas jener Urgeist auch zu verschwinden scheinen, sollt er leiser, stiller, gehaltener wirken; seine Spuren sind doch noch immer da, seine Kraft tritt in Momenten doch wieder in alter Herrschaft hervor. Auf diesen Geist der Dichtung hinzuweisen, wollen wir versuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Daguerrotype.

Arago hat seinen am 19ten August in der Akademie über das Daguerrotype gehaltenen Bericht veröffentlicht und dabei Manches weiter ausgeführt; auch ist er in der Sitzung vom 26sten auf den Gegenstand zurückgekommen. Aus den Quellen tragen wir Einiges nach, das wesentlich zum Verständniß der Sache beiträgt. — Manche Leser sind vielleicht des Handels schon überdrüssig und fürchten, der Artikel möchte ein stehender werden; bei der großen Mehrzahl ist aber sicher noch immer die Neugierde rege, und bei der gewährtigen Verbreitung chemischer Kenntnisse hat wohl Jeder einen Bekannten, der ihm die Sache im Allgemeinen so begreiflich macht, als sie es bis jetzt noch den Gelehrten selber ist.

Der Ueberzug des feinen Silberblatts, so zu sagen die Leinwand, auf der sich das Lichtbild aufträgt, ist eine goldgelbe Schichte, mit der sich das Silber verschlägt, wenn man die Platte, das Silber nach unten, eine Zeitlang in ein Gefäß bringt, auf dessen Boden etwas Jod liegt, das sich bei der gewöhnlichen Temperatur fortwährend verflüchtigt. — Hat man die so zubereitete Platte in der Camera obscura dem Licht ausgesetzt und nimmt sie nun heraus, so sieht man durchaus keine Zeichnung darauf; die gelbliche Schichte von Jodsilber, auf der sich das Bild abgezeichnet, zeigt sich noch durchaus einfarbig. — Setzt man nun aber diese Platte in einem zweiten Gefäße dem Quecksilberdampfe aus, der mittelst einer Weingeistlampe, welche das Metall auf 75 Grad der hundertheiligen Skale erhizt, entwickelt wird, so bringt dieser Dampf sogleich die überraschendste Wirkung hervor. Er hängt sich reichlich an die Stellen der Platte, auf welche das Licht stark gefallen ist, die Schattenpartieen läßt er ganz frei, aber an den Punkten, welche den verschiedenen Graden von Halbschatten entsprechen, schlägt er sich in größerer oder geringerer Menge nieder, je nachdem diese Halbschatten sich den Lichtern oder dem tiefen Dunkel mehr oder weniger nähern. Beim Scheine einer Kerze kann man so das Bild nach und nach herauskommen sehen; man kann es verfolgen, wie der Quecksilberdampf gleich einem anhauchenden feinen Pinsel überall auf der Platte den gehörigen Ton anglbt.

Sieht man sich nach einer Erklärung dieses merkwürdigen Prozesses um, so liegt der folgende Gedanke sehr nahe: durch die Einwirkung des Lichts verstiegt in der Camera obscura das Jod an den Stellen, wo es die goldfarbige Schichte desselben trifft; hier wird das Metall entblößt, und der Quecksilberdampf kann nun während der zweiten Operation frei auf diese entblößten Punkte wirken und daselbst ein matt weißes Amalgam bilden. Durch das Abwaschen mit Natronschwefelsalze bezweckt man, chemisch, die Entfernung der Jodtheilchen, welche das Licht nicht getroffen und abgerennt, malerisch aber die Entblößung der Spiegelfläche des Metalls, welche die tiefen Schatten geben muß. Denn bekanntlich zeigt ein spiegelblank polirtes Metall nicht mehr seine eigenthümliche Farbe, sondern erscheint, je nachdem man es gegen das Licht hält, schwarz. — Aber wie ist es in dieser Theorie mit den zahllosen, auf Daguerres Bildern so wundervoll abgestuften Halbschatten? Ein einziger Umstand beweist übrigens zur Genüge, daß die Sache nicht

so einfach ist. Das Silberblatt nimmt nicht merklar an Gewicht zu, wenn es sich mit der gelogelten Jodsäure belegt; durch die Einwirkung des Quecksilberdampfs dagegen wird eine bedeutende Gewichtsvermehrung hervorgebracht. Ist nun aber das Blatt mit der Schwefelleber abgewaschen, so wiegt es, obgleich etwas Amalgam an der Oberfläche hängt, wenig oder gar nicht der Operation; die Schwefelleber nimmt also vom Silber weg, und die chemische Untersuchung der Flüssigkeit thut dies auch wirklich dar.

Die Lichteffekte auf den Bildern erklärte man sich einfach so, daß das Silberblatt während der Einwirkung des Quecksilberdampfs sich mit Amalgamkügelchen bedeckt, daß diese Kügelchen in den Lichtern dicht aneinander gedrängt sind, daß sie aber in den Halbschatten, je tiefer diese werden, immer weiter auseinander liegen, bis endlich an den dunkelsten Stellen sich gar keine mehr finden. Und diese Voraussetzung hat sich wirklich bestätigt: Dumas beobachtete mittelst des Mikroskops, daß die Lichter und Halbschatten wirklich aus fast durchgängig gleich großen Kügelchen bestehen, deren Durchmesser er auf ein Achthundertheil eines Millimeters schätzte.

Man konnte Daguerres Bilder gar nicht anrühren, ohne sie zu zerstören, und dies hatte der Ruhbarkeit des Verfahrens großen Eintrag gethan. Aber bereits rechtfertigt sich die Hoffnung, daß es nur Gemeingut zu werden brauche, um sogleich verbessert zu werden. Dumas hat Mittel gefunden, die Bilder zu firnißen, was Daguerre für unmöglich hielt. Man braucht zu diesem Zweck nur eine Auflösung von einem Theil Dextrine in fünf Theilen Wasser kochend über die Metallplatte zu gießen. Dieser Firniß thut dem Effekt der Bilder keinen merklaren Eintrag, ihre Nützlichkeit wird aber dadurch bedeutend erhöht, denn jetzt kann sie der Zeichner und Stecher behandeln wie eine andere Zeichnung, und sie mittelst durchscheinenden Papiers durchzeichnen; dies ging vor Erfindung des Firnisses nicht an. Noch mehr: der Stecher kann ungestraft mit der Hand über das gefirnißte Blatt streifen; er kann also mit der Radiernadel die Umrisse des Bildes in das Metall einritzen, und so dasselbe vervielfältigen. Das Silberblatt wäre freilich kein geeignetes Material für den Grabstichel; aber Daguerre hat gefunden, daß sich eine verfilberte Kupferplatte zur Aufnahme der Lichtbilder so gut eignet als eine plattirte, und damit fällt die erwähnte Schwierigkeit weg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Schluß.)

Literarische Prozesse.

Ladvocat übernahm den Verlag unter der Bedingung, daß er die vier Bände starke Uebersetzung zu 5000 Exemplaren abdrucken lasse, und dem Uebersetzer für jedes abgesetzte Exemplar eines Bandes einen Franc 25 Centimes bezahle, wöchtals er mit dem Uebersetzer vierteljährig abzurechnen verpflichtet war und ihm für den Absatz der 5000 Exemplare gut stand. Aehnliche Verträge werden hier ziemlich oft von Verlegern geschlossen, welche keine großen Auslagen machen wollen, und nicht selten kommen die Schriftsteller dabei zu kurz, da es ihnen schwer fällt, über den Absatz genaue Auskunft zu erhalten, wenn die Verleger nicht so redlich sind, ihnen Einsicht in ihre Rechnungsbücher zu gestatten. Bei Ablieferung des Manuskripts hatte Ladvocat dem Uebersetzer eine Summe von 5000 Franken bezahlt, wahrscheinlich zu Folge einer besondern Klausel seines Kontrakts, und später einen Schuldschein von 1250 Fr. ausgestellt. Seitdem war vom Verleger weder ein Rechnungsabzug vorgelegt, noch eine Zahlung geleistet worden. Anderseits hatte der Uebersetzer statt der Ausfangs angekündigten vier Bände noch einen fünften und sogar einen sechsten dem Publikum angezeigt. Obrist d'Esmenard führte nun mittelst Klage gegen Ladvocat, und verlangte im Fall der Nichtzahlung die Berechtigung, eine neue Auflage zu veranstalten und die rückständigen zwei Bände bei einem beliebigen Verleger herausbringen, auf jeden Fall aber verlangte er, Ladvocat solle zur Zahlung des gesammten Honorars für die dreitausend Exemplare angehalten werden, was mit bereits bezahlten eine Summe von 15,000 Fr. ausmacht. Ladvocat erwiderte: d'Esmenard habe durch die verspätete Ablieferung des Manuskripts dem Absatze Schaden gethan, noch mehr aber durch die Ankündigung der zwei Supplementbände. Hierdurch abgeschreckt, seyen manche Abnehmer zurückgetreten, so daß sie von 1550 auf 1000 sich vermindert, aus Furcht, es möchte hier geben wie bei den bekannten Memoiren der Herzogin von Abrantes, welche Anfangs nur aus sechs Bänden bestehen sollten, aber zuletzt zu achtzehn anwuchsen. Man hätte noch das Beispiel des Dictionnaire des sciences médicales anführen können, welches nur zu zwölf Bänden angekündigt worden war und zuletzt auf dreißig Bände getrieben wurde. Diese von Ladvocat vorgebrachten Gründe wurden vom Gerichte berücksichtigt, und ihm eine Frist von zwei Jahren gestattet, um die rückständigen 8750 Fr. zu zahlen, sogestalt daß Ausmald des Uebersetzers demerklich gemacht hatte, dieser Verleger sey ein so unsicherer Mann, daß man auf seine Zahlungsfähigkeit keine zwei Jahre rechnen könne. Die Berechtigung, die letzten zwei Bände bei einem andern Verleger erscheinen zu lassen, wurde dem Uebersetzer erstellt, nicht aber die, zu einer neuen Auflage der vier ersten zu schreiten. — Journale erscheinen ziemlich häufig vor den Civil- und Handelsgerichten, und haben oft sehr verwickelte Angelegenheiten. So neulich der Charivari, eines der boshaftesten, aber auch witzigsten kleinen Tageblätter, welches der wegen seiner Karikaturblätter bekannte Philipon vor einigen Jahren einem belgischen Senator, Namens Lefebvre Marct, für 12,000 Fr. verkaufte, und das von letzterem für 20,000 Fr. wieder an einen Dritten verkauft wurde; ein Beweis, daß der Handel mit boshaftem Witze guten Fortgang hat. Der Tageblätter sind jetzt zu viele, als daß ein neues eine gute kaufmännische Spekulation werden könnte, und sogar manche alte müssen aufhören. Von den sogenannten Revues bestehen nur noch zwei, und auch diese haben bei weitem kein so großes Lesepublikum mehr wie vor einigen Jahren. Die Revue britannique, welche ihre ersten Unternehmer breichert hat, wechselt oft ihre Redakteuren und ist nun wohl die älteste der Pariser Revues. Die Tageblätter haben den Zeitschriften, die rein wissenschaftlichen abgerechnet, welche ihr sehr eingeschränktes, aber beständiges Publikum haben, fast alle Leser weggenommen. Sie wollen alles behandeln. Politik, Literatur, Kunst und Mode, und daher hatten viele sich nach Art der englischen und amerikanischen Blätter zu einem furchtbaren Volumen angedehnt. Sie rechneten auf die Ankündigungen und Intelligenznachrichten, welche den Hauptertrag der Londoner Blätter ausmachen. Allein in Paris stehen die Verhältnisse anders als in London, und die Ankündigungen kamen nur in geringer Menge. Die Unternehmer hatten Schaden, und nun ziehen sich allmählig die großen Blätter wieder zusammen. Nur das Journal des débats fährt noch fort, an Größe mit dem Moniteur zu wetteifern.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 6. September 1839.

Es ist unmöglich, Faust zu lesen, ohne daß er das Denken auf tausenderlei Weise anregt; man streitet sich mit dem Verfasser, man klagt ihn an, man spricht ihn los, er gibt über Alles zu deuten, gibt, um mich des Ausdrucks eines naiven Gelehrten des Mittelalters zu bedienen, nachzudenken über Alles und über noch etwas mehr.

Frau von Staël.

Goethes Faust und die Faustliteratur.

(Fortsetzung.)

Wir haben oben die Ansicht, die in Faust keinen tieferen Plan, keine philosophische Idee anerkennt, gestissentlich weiter ausgeführt, weil sie ein Gegengewicht ist gegen jene philosophische Deutungswuth, die alle Poesie zerstört. Dadurch soll aber Niemand die Ueberzeugung geraubt werden, daß Faust allerdings auf einem tieferen Plan, auf einer universalen Idee beruht, die dem blöden Auge entgeht, dem Tieferblickenden aber klar vorliegt. Nicht umsonst ist die Mühe, die man auf Enträthselung der einzelnen Theile wendet, nicht umsonst das Bestreben, den tiefinneren Zusammenhang immer klarer zu erkennen. Man fühlt mehr oder minder dunkel, daß hier ein verborgener Schatz liege; man ahnt, daß der Dichter hier die dunkelsten Pfade der Menschheit beleuchtet und die verborgenen Quellen seines eigenen Schaffens und Lebens eröffnet. Faust hat eine Grundidee, die durch alle Akte hindurch geht, die mit den tiefsten Forderungen und mit dem innersten Drang unserer Zeit zusammenhängt. Faust ist das eigenste Vermächtniß des Goetheschen Geisteslebens; wir sehen in ihm die Abgründe, die der Dichter überbrückt, die Kämpfe, die er gekämpft, die Zweifel, die ihn quälten, die Siege, die er erstritten. Die großen Stadien, die erschütternden Uebergänge eines strebenden Menschengeistes sind mit fester Hand gezeichnet.

Wie Goethe im Werther sich vom Element falscher Sentimentalität und krankhafter Verstimmung rettet und befreit, so befreit er sich im Faust von einer noch weit geistigeren, weit tieferen Leidenschaft, von einem weit unbegrenzteren Drange, vom blinden Drange des Geistes nach Wissen, Erkennen; er erlöst sich hier von einer weit schrecklicheren Qual, einem weit größeren Widerspruch. Goethe sammelt in seinem Faust alle jene dunkleren Elemente des Welt- und Seelenlebens, die so viel Widerspruch, so viel Trug, so viel Irrthum, so viel Qual schaffen; er sammelt jene nächtlichen Elemente, bannt sie in feste, historische Gestalten und besiegt sie. Hier enthüllt er die dunkeln Wünsche und Begierden der Menschenbrust, die edelsten und geistigsten, wie die häßlichsten und niedrigsten Triebe; hier stellt er den Zug nach dem Geisterreich, die Sehnsucht nach dem Ueberweltlichen und das Versinken in die rohesste Sinnlichkeit dar; er hebt uns in die höchste Höhe und senkt uns in die tiefste Tiefe; die grellsten Contraste stehen sich gegenüber, das Lieblichste und Häßlichste, das Süßeste und Bitterste; der höchste Enthusiasmus wechselt mit kältestem Hohn, der geistigste Idealismus mit dem frechsten

Materialismus. Zwischen diesen Gegensätzen schwebend, schreitet der Held des Dramas fort, ſtatt und feigt, kämpft und ſiegt. Wir ſagen, er ſchreitet fort, vom schrankenlosen Drange zum verſtändigen Maaß, zum freien Geſetz, zur reinen That. Sein Sieg beſteht eben darin, daß er nie ſtille ſteht, daß er nie zufrieden die Hände in den Schoß legt, daß er ſucceſſiv einem höchſten, reinen Genuß zuſtrebt.

Hier ſollten wir nun die dunkelſten Partien und geheimeren Grundmotive des Dramas im Einzelnen erläutern, und ſogleich drängten ſich uns die Fragen auf: Welche Bedeutung hat im höheren Sinne ein Bund mit dem böſen Prinzip? Was ſoll's mit dem Hexenweſen, dieſem Abgrunde verworrenen Treibens? Läßt ſich mit all dem dunkeln Zauberweſen ein hiſtoriſcher, natürlich-geiſtiger Sinn verbinden? Oder iſt es bloß leerer Spuk, ſchale Poſſe? Was wollte Goethe mit den Müttern? wie iſt ſeine im höchſten Grade wunderbare Behandlung Helenas zu faſſen? Was ſoll's ferner mit Homunculus, dieſer Ausgeburt einer verirrten Naturträumerei? Iſt ferner der Maskenzug mit Plutos, Pan, dem Knaben Lenker bloße Allegorie, wie man allgemein annimmt, oder vielmehr eine Scene, die im mythologiſchen Sinne zu faſſen iſt? — Endlich: wie faßte Goethe jenes negative Weſen, das als Mephiſto eine ſo buntwechſelnde, veränderliche, bald heiterlaunige, bald bitterngrimmige Rolle ſpielt, das bald als weltvernichtender Geiſt, bald als armer hinkender Teufel, bald als allſeitiger, ſpürſichtiger Geſelle voll penetrantem Geiſt, voll tückiſcher Hinterliſt, bald als luſtiger Lebemann voll Poſſen und Schelmerei erſcheint, das alle Masken annimmt, in alle Lebenskreiſe ſich ſtiehlt, ſelbſt vor dem Herrn im Himmel erſcheint, über die Elemente gebietet? dies Weſen, ſo fein und ſo derb, ſo abſtralt und ſo grobſinnlich, ſo einſeitig und ſo unendlich beweglich, ſo finſter und ſo ſcharfſichtig? — Ueber all dieſe Punkte nun wäre viel zu ſagen. Kein Commentar, keine Abhandlung hat dieſe noch erläutert und erklärt, hat dieſe Metamorphoſen Mephiſtos beleuchtet. Und doch urtheilt man, doch ſpricht man ab über Werth oder Unwerth, über Vorzüge oder Mängel einer Dichtung, deren Elemente man noch nicht begriffen hat.

In die Erläuterung dieſer einzelnen Punkte einzugehen, iſt uns hier nicht möglich. Wir können bloß den Gang des Dramas nachweiſen und den innern Zuſammenhang der einzelnen Akte andeuten; wir haben es nicht mit dem Einzelnen, ſondern mit dem Ganzen zu thun, was freilich erſt Ein Schritt zum innern Verſtändniß iſt. Erſt begreife man den Complex der in Fauſt enthaltenen Elemente; man erfaſſe das innere Band, das all dieſe wechſelnden Scenen, dieſe Welt der Contraſte verknüpft; man ergreife die Idee des Dramas, die bald tiefſtragiſch, im höchſten Pathos, in der tiefſten Ironie ſich ausſpricht, bald hinter dem derbſten Poſſenſpiel ſich birgt. — In einem folgenden Artikel wollen wir unſere Anſichten hierüber mittheilen.

Wolfgang Stich.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortſetzung.)

Die Ankommenden ihrerſeits hatten die junge Gräfin längſt erkannt und waren eben im Wetteifer begriffen, wer ſie zuerſt erreiche. Sturm war der vorderſte, und indem Emilie die Staubwolken Richards und der nachfolgenden Diener erſah und ihrem Bruder zurief, der ihr in freudiger Erregung zugleich antwortete und auf's Neue ſein Roß anſpornte, dog der durch ſeine eigene Ungeduld erhitzte Bräutigam bereits um die nächſte Felsenecke, die ihn ihren Blicken bisher entzogen hatte. Sein feuriges Roß dampfte und ſchäumte, daß der Gicht bis zu ihr emporſpritzte, und ließ ſich, bereits zu höchſter Kraftanſtrengung getrieben, kaum noch von ſeinem Reiter zügeln. Schon wild genug, beburſte es alſo nur noch deſſen, daß der laute Schrei ſo unerwartet an ſein Ohr ſchlug und das weiße Tuch ihm ſo dicht vor die Augen kam, um es vollends ſcheu zu machen. Es bäumte ſich und warf dem Jungling den Hut vom Kopfe. Er wollte es, erbittert, durch einen Gewaltſtreich bändigen und bot ſeine ganze Energie dazu auf. Das Thier ſtutzte, ward aber nur einen Moment überrascht und beſann ſich alsbald wieder auf ſeine Wuth. Auch ſeine Mäßigung hatte wie die ſeines Herrn ein Ende; und indem Sturm mit der Kraft ſeines Haltens nachließ und es ſchon bezwungen zu haben meinte, benutzte es den Augenblick und raſte mit ihm über Stock und Stein von dannen.

Emilie ſtand vor Schrecken ſprachlos da, und es däuchte ihr ein Traum, als auch die drei andern Reiter, die das Pferd hatten durchgehen ſehen, an ihr vorüber ſauſten. Sie lieh das Ohr in angſthafter Spannung und meinte zu hören, daß die Hufſchläge ſich allmählig dem Schloſſe näherten. Sie flog auf dem geradeſten Fußpfade darauf zu. Sobald ſie, vor Ungeduld, Eile, Angſt außer Athem, den Schloßhof erreichte, von dem ihr eine nunruhvolle Bewegung entgegen ſcholl, war der erſte Gegenſtand, den ihre Blicke trafen, ihres Bräutigams auf dem Boden ausgeſtrecktes Pferd. In der blinden Wuth gegen den ſteinernen Brunnen getroffen, hatte die ungemeſſene Gewalt dieſes Anſtoßes ihm ein innerliches Gefäß geſprengt und war alſo Urſache geworden, daß es auf der

Stelle sterbend zusammengestürzt. Sein Reiter jedoch war wie durch ein Wunder unbeschädigt geblieben und hatte sich bereits mit Hülfe der ihn umgebenden Diener und Hausbewohner vom Boden aufgerafft. Auch war wenige Minuten nach ihm der junge Graf mit den Reitknechten in den Hof gesprengt, um durch seine Gegenwart das Gluck der Seinen, die den großen Schrecken nun ohne bösen Folgen vorubergehen sahen, vollkommen zu machen. Die beiden jungen Männer gingen bereits aus einer Umarmung in die andere, und als Emilie dazu kam, gewahrte sie, anstatt der besorgten Scene des Entsetzens und der Trauer, nur die der Freude und des Jubels. Die Dankbarkeit ihres Herzens sprach sich in lautem Entzücken aus; ehe sie aber noch zu Worte kommen konnte, befand sie sich schon in den Armen ihres Bruders und Bräutigams, die sie auf das Liebevollste, und den Lezteren wahrscheinlich herzlicher begrußte, als ohne dies geschehen seyn würde.

Der übrige Theil des Nachmittags verging in allgemeiner Aufregung, und es bedurfte noch mehrerer Stunden, ehe die Gemüther sich beruhigen konnten. Der Tumult der Freude des Wiedersehens und der Rettung wollte seine Zeit haben, um in Fragen und Gluckwunschen auszuklingen, und Emilie war am Ende selber froh, auf so harmlose und unwillkuhrliche Weise der Verlegenheit des Empfanges überhoben worden zu seyn, da sie nicht mit Unrecht besorgt haben mochte, der Zwiespalt ihres Innern werde sie ihrem Bräutigam allzu auffallend kuhl gegenuber stellen.

Sie hatte nun schon Zeit gefunden, den ganzen Eindruck zu ihrem Bewußtseyn zu bringen, den nach der langen Trennung der erneute Anblick Sturms auf sie gemacht, und fand eben keine Ursache, damit zufrieden zu seyn. Er war so ausgelassen lustig, daß es ihm fast selbst so vorkam, als beseele ihn ein fremder Geist, dessen Unliebenswürdigkeit in Emiliens Augen sie still und beobachtend machte. Wie schön und zart kam ihr dagegen die heute sogar ungewöhnlich ernste Ruhe und Haltung ihres Bruders vor, der durch den so eben erlebten Vorfall unwillkührlich an den des Schlachtfeldes erinnert worden war, und zunächst die Vorstellung, daß er fortan seine seither ausschließlichen Ansprüche an die geliebte Schwester einem Andern, wenn auch seinem Freunde, abtreten müsse, zum ersten Male so lästig auf sich zutreten sah, daß er sie fast nicht ertragen konnte und sich seines Neides wiederum von Herzen schämte.

Man speiste zu Abend in dem sogenannten Gartensaale, einer breiten, uralten Bretergalerie, die einerseits mit dem Schlosse zusammenhing, anderseits, vermittelst einer Rampe und kleinen Freitreppe, auf die Terrasse oder in den Blumengarten fuhrte, an dessen Stelle vor mehreren hundert Jahren die Burgkapelle gestanden hatte, die vom Blitze getroffen und abgebrannt war; und zwar, wie die unaufgeklärte Sage ging, sollte das Ereigniß mit einem Brudermorde in der Familie der Besitzer in Verbindung gestanden haben, der gerade an der Gottesstätte begangen worden war, und das Schloß selbst in den Verruf gebracht hatte, nicht recht geheuer zu seyn. Auch wendete sich damals der Zweig des Geschlechtes der Grafen Bruchsal, der es immer in Besitz gehabt und bewohnt hatte, wirklich aus dem Lande in eine andere Gegend, wo er ebenfalls ansäßig war, und schlug seinen Wohnsitz hier niemals wieder auf längere Zeit auf. Den Kopf jenes Mörders bewahrte man noch in dem halbverfallenen Burgverließe, und sein unsteter Geist sollte fortwährend zunächst in dem entlegenen Gemache sein Wesen treiben, wo vordem der Gemoedete gewohnt hatte, dessen lebensgroßes Standbild in Ritterrüstung an der äußern Wand des Burgverließes in Stein ausgehauen war. Die Kapelle hatte von dem Felsen in das Thal hinausgeragt, und man genoß von dort einer prachtvollen Aussicht über die Landschaft, am schönsten von einer alten Linde aus, die an einem Austritte stand, und deren Aeste und Zweige kunstreich zu einem Laubdache gezogen waren, worunter sich denn jezt nach der Abendmahlzeit die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft zusammen gefunden hatten. Die Aelteren waren meist im Saale geblieben, dessen erleuchtetes Innere man von hier aus übersehen konnte. Und Richard und Emilie wandelten Arm in Arm in einem der Gänge auf und nieder, indem sie die einsame Stunde zu leichter Erneuerung ihrer alten Vertraulichkeit anwendeten. Was ihnen am schwersten auf der Seele lag, der nahen Verbindung Emiliens mit Sturm, die sie, wenn auch nur äußerlich, mehr von einander trennen mußte, hatten sie freilich noch mit keiner Sylbe gedacht. Allein sie fezten sich schon im Stillen vor, sich darüber offen gegen einander auszusprechen, und genossen inzwischen der trostreichen Zuversicht, sich im Innern trotz aller Wechselfalle des Lebens fur immer anzugehören.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Ausgewanderte. Eisenbahn. Kunstausstellung.

Besonders werden manche von Schillings komischen und humoristischen Dichtungen, wie z. B. der Landstand, der Wundarzt, dem Verstorbenen als bleibendes Denkmal dienen.

Merkwürdig ist es, daß gerade die ausgezeichnetsten davon in Zeiten entstanden, wo er, vielleicht bisweilen mit Recht, in der Regel aber wohl aus bloßer Hypochondrie, mit dem Leben und den Menschen völlig unzufrieden war. Ueberhaupt litt er, vermuthlich in Folge zu großer Anstrengung am Schreibtische, leider nur zu oft an diesem Uebel. Vermuthlich war solches auch der Grund seines einsamen, fast einzig auf die Gliedser seiner Familie sich beschränkenden Lebens und der Hartnäckigkeit, mit welcher er allen gesellschaftlichen Versammlungen und Festen, sogar wenn die Theilnehmer ihm werth waren, nicht selten auf die auffallendste Weise, sich entzog. Er war auch ein abgesagter Feind alles Prunks und aller Feierlichkeiten. Mit wahrem Ekel wendete er seinen den Rücken, wenn sie, was oft beabsichtigt wurde, ihm zu Ehren angestellt werden sollten. Wer Gelegenheit hatte, ihn näher zu kennen, beklagte das Alles um so mehr, da sein Umgang durch die Schärfe seines Verstandes, die sich in sehr feinen Bemerkungen darlegte, und die aus diesen klar hervortretende edle Gesinnung, sowie durch einen zuweilen Schlag auf Schlag fallenden, eigenthümlichen Witz und glänzenden Humor ungemein anziehend wurde. Häufig wirkte sein immer lebendiger Genius auch dann erheiternd ein, wenn gerade ihm selbst alle Heiterkeit völlig abging. — Der Tod scheint die gute Absicht gehabt zu haben, ihn die Vollendung der neuesten, aus achtzig Bänden bestehenden Gesammtausgabe seiner Werke noch erleben zu lassen. Denn kaum waren die letzten sieben Bände im Buchhandel erschienen, so schlug er auch die Krankheit ab, die ihren Verfasser ohne Schmerz alles Schmerzes für immer entbinden sollte.

Die größte Sensation mußte wohl in Sachsen die aus Nordamerika angelangte Nachricht machen, daß der, bekanntlich im Herbste des vorigen Jahres, an der Spitze mehrerer Hunderte, welche sich die altlutherische Gemeinde nannten, von hier dorthin geschiftte Prediger Stephan, kaum erst in der neuen Heimath zum Bischof erhoben, nicht nur dieses Ehrenplatzes wieder entsetzt, sondern auch schmachvoll aus der Gemeinde hinweggewiesen worden, und seine treuesten Anhänger ihm nunmehr, nachdem er das erstrebte Ziel durch ihre Vermittlung errungen, ihn alles dessen öffentlich anklagen, wogegen sie ihn hier vertheidigen zu müssen glaubten. Das Traurigste ist, daß nach späteren Notizen ein großer Theil jener armen, auf gutes Fortkommen in der fernen Gegend verirrtesten Ausgewanderten, statt dessen, sogar bei der größten Bereitwilligkeit, thätig und nützlich zu werden und sich in die neuen Verhältnisse überhaupt zu bequemen, nichts als Noth und Elend gefunden haben. Es sind daher auch bereits in diesigen Kirchen Sammlungen zu Unterstützung dieser Hülfsbedürftigen veranstaltet worden.

Seit dem Jubelfeste der Einführung der Reformation in Dresden ist die Dampfwagenfahrt zwischen hier und Leipzig fortwährend ungemein belebt. Der sehr glückliche Gedanke, außer den regelmäßigen Fahrten auch noch eigentliche Lustpartien auf der Eisenbahn zu veranstalten, verspricht eine reiche Ausbeute für immer. Seit einem Monate geht alle Sonntage früh eine solche Extrafuhr von hier ab, welche Vormittags in Leipzig antommt und Abends um acht Uhr von Leipzig wieder aufbricht. Wie man hört, haben die Privatunternehmer solcher Fuhren an die Eisenbahndirektion für jede dreibundert Thaler zu entrichten, um welchen Preis sie eine bestimmte Zahl von Wagen erhalten. Der große Vortheil für die einzelnen Theilnehmer, daß sie die Hins und Rückreise noch wohlfeiler haben, als bei den gewöhnlichen Eisenbahnfahrten die Hinreise allein, macht, daß die Anzahl der sich Meldenden bis jetzt fortwährend gewachsen ist, so daß auch schon dergleichen Extrafuhren an Wochentagen vorkommen. Aehnliche Extrafuhren finden von Leipzig aus nach Dresden statt. Dabei leuchtet überhaupt der ungemeine Nutzen unserer Eisenbahn durch die Möglichmachung eines breizehn Meilen weiten Transports auch für Gegenstände, die, wie Holz, Steinkohlen u. s. w. denselben nicht vertragen, immer besser ein. Es verschwinden auch desbhalb zusehends die Zweifel an einer recht günstigen Perspektive dieses von der Zeit gebetenen Unternehmens.

Unser mit dem 27sten v. M. begonnenes, am dritten dieses beendigtes Volksfest, das jährliche Vogelschießen, zeigte ebenfalls von der gewaltigen Wirkung der Eisenbahn durch das mächtige Zuströmen von Gästen aus Leipzig. Die zu diesem Feste angewiesene große Wiese ist auch noch nie mit einer so ungeheuern Menge von Reizmitteln für Schaulustige angefüllt gewesen.

Die Spannung der Kunstfreunde auf die öffentliche Ausstellung der Erzeugnisse bildender Kunst war größer vielleicht als jemals. Sie wurde durch das Erscheinen von einem ungewöhnlichen Zustusse ausländischer Beiträge gereizt. Aber der aus 221 Nummern bestehende gedruckte Katalog, obschon bei recht viel Schönem und Gutem auch manches ganz Vortreffliche enthaltend, blieb im Allgemeinen, und besonders hinsichtlich der Zahl der Kunstwerke aus der Fremde, hinter den gehegten Erwartungen weit zurück. Desto größeren Eindruck machten fünf bereits bei Eröffnung der Ausstellung aus Wien eingelaufene Oelgemälde des dortigen Künstlers Amerling, sogar auf diejenigen, denen der bedeutende Ruf, dessen er sich zu erfreuen hat, noch unbekannt geblieben war. Auf dem Oelgemälde eigener Erfindung, den Traum vorstellend, liegt eine schlafende Dame vor uns. Auf gleiche Weise, wie der Strahl der Morgensonne, in die Farbe der rothfarbenen Fenstervorhänge getaucht, ihr Aeußeres feurig überfluthet, scheint die anmuthige Schlafstelle mit den im Schlummer von ihr (vielleicht mit der Herzgrube) erschauten Liebesgöttern, den der sinnige Maler über ihr aus gebracht, auf das Innere der Schlafenden einzuwirken. Bei dem über dem Ganzen schwebenden, wirklich magischen Lichte, vergißt man sogar die Farbe, ob das Gesicht nicht vielleicht noch charakteristischer hervortreten könnte. Auch die jungen Zuschauerinnen stürmten vielleicht ernstlich darüber, daß in dieser Schlafferin eine ihres verschämten Geschlechts allzusehr der Erklärung ausgesetzt erscheint, nähme nicht die liebliche Miene des dargestellten Amors ihre ganze Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch. Der glücklichen Idee nach würde vielleicht diesem Gemälde der Vorzug vor den vier übrigen Bildern des Meisters gebühren, aber die Ausführung der letztern und der in jedem ausgeprägte Charakter zieht uns mehr noch zu seinen andern Beiträgen hin. Das Eigenthümliche seiner Kunst nähert sich der neuern englischen Malerei, welche hauptsächlich auf großen Effekt ihr Absehen richtet. Bei einer feinen, kraftvollen Farbengebung weiß der Künstler mit ungemeiner Gewandtheit auf diesem anziehenden Felde, bald so, bald so, glänzende Lorbeeren zu gewinnen. Schatten und Licht äußern ein besonderes Uebergewicht in seiner Hand. Das Vorzüglichste von allen seinen Bildern möchte wohl eine jugendliche Lautenspielerin seyn. Die ganze Situation ist voll Geist und Grazie; man glaubt die Wunderthne zu vernehmen, die, durch ihre zarten Hände hervorgelockt, sich in die Luft schwingen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 7. September 1839.

And who be ye wo rashly dare
To chase in woods the forest child,
The Indian in his native wild?

Hoffman.
wild scenes in the forest and prairie.

Proben aus der zweiten Auflage von Freiligraths Gedichten.

Der ungewöhnliche Beifall, mit welchem die Gedichtſammlung Freiligraths, die lang erwartete, aufgenommen wurde, hat beinahe binnen Jahresfriſt eine zweite Auflage nöthig gemacht. Ihre Anſprüche auf die Gunſt des Poeſie liebenden Publikums haben ſich noch vermehrt durch werthvolle Zugaben, wovon wir den Leſern hier einige mittheilen.

Audubon.

1833.

Mann der Wälder, der Savannen!
Neben rother Indier Speer,
An des Miſſiſippi Tannen
Lehnteſt du dein Jagdgewehr;

Reichteſt Indianergreiſen
Deine Pfeife, deinen Krug;
Sahſt der Wandertauben Reiſen
Und des Adlers ſtillen Flug;

Lähmteſt ihren ſchnellen Flügel
Mit der Kugel, mit dem Schrot;
Auf der großen Flüſſe Spiegel
Durch die Wildniß ſchwamm dein Boot;

Kühn durchſtogſt du der Savanna
Gräſer, im geſtreckten Trab;
Beer' und Wildpret war das Manna,
So dir Gott zur Speiſe gab;

In den Wäldern, in der Oede
Die der Thoren Ruhm: Cultur,
Noch nicht überzog mit Fehde,
Freu'teſt du dich der Natur.

Du noch konnteſt es! — die Stunde
Kommt — nicht fern mehr iſt die Zeit! —
Wo das Land von Baffin's Sunde
Bis Cap Horn ein ander Kleid

Tragen wird! — Sieh da: — du reiche,
Waldige Columbia,
Liegſt du nicht gleich einer Eiche
Auf dem Planiglobe da?

Aus des Südens kalten Meeren
Wächst der mächt'ge Stamm hervor;
Schlängelnd ziehn die Cordilleren —
Epheu! — sich an ihm empor.

Hoch im Norden in die Breite
Geht er, wenig mehr belaubt;
An den Pol ruhrt das beschneite,
Eisbehangne, starre Haupt.

Hirsche ruhn in seinem Schatten,
An Geflügel ist er reich,
Und der Indier Hangematten
Schweben nieder vom Gezweig.

Grün und üppig prangt der Starke;
Doch bald steht er ohne Zier:
Denn an seiner Blätter Marke
Zehrt der Wanderraupe Gier.

Nadowessier, Tschippawäer,
Heult den Kriegsruf, werft den Speer!
Schüttelt ab die Europäer!
Schüttelt ab das Raupenheer!

Seit in eure Hirschfellhütten
Trat des Meeres kluger Sohn,
Ist die Reinheit eurer Sitten,
Ist das Glück von euch gestohn.

Weh', daß ihr ihn nicht verscheuchtet,
Da er Land von euch ersteht!
Weh', daß ihr ihm arglos reichtet
Das geschmückte Kalumet!

Nieder brennt er eure wilden
Wälder, nimmt von euch Tribut,
Spült von euren Lederschilden
Der erschlagnen Feinde Blut;

Saust einher auf Eisenbahnen,
Wo getobt der Rothen Kampf;
Bunt von Wimpeln und von Fahnen,
Theilt sein Schiff den Strom durch Dampf.

Kahl und nüchtern jede Stätte!
Wo Manitto's hehrer Hauch
Durch des Urwalds Dickicht wehte,
Zieht der Hammerwerke Rauch.

Euer Wild wird ausgerottet,
Siech gemacht wird euer Leib,
Euer großer Geist verspottet,
Und geschändet euer Weib.

Bietet Trotz, ihr Tättowirten,
Eurer Feindin, der Cultur!
Knüpft die Stirnhaut von skalpirten
Weißen an des Gürtels Schnur!

Zürnend ihren Missionairen
Aus den Händen schlagt das Buch;
Denn sie wollen euch bekehren,
Zahm, gesittet machen, klug!

Weh', zu spät! was hilft euch Säbel,
Tomahawk und Lanzenschaft? —
Alles glatt und fashionable!
Doch wo — Tiefe, Frische, Kraft?

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Der Geschwister Schritte knirschten im Sand, ihre Schatten zitterten ihnen seitwärts nach und nur von den geselligen Gruppen aus dem Saale und der Laube her scholl en Stimmen, sonst rührte sich kein Laut. Die Blumen hatten ihre Kelche geschlossen und die schwarzen Schatten dunkelten ängstlich nach. In der Laube fackelten nicht einmal die Lichter, so regungslos war die Luft; sie warfen weithin über den Rasen und die Blumenbeete ihre dünnen Strahlen, neben die sich eben so lang die Schatten der Bäume legten, und da aller Schimmer in die Höhe zog, so glänzte der Wipfel der Linde und die der andern Bäume wie grünes Licht. Die weißen Gewänder der Frauen lösten sich grell von der Nacht des schwarzgrünen Hintergrundes ab.

Nachdem die Geschwister sich ausgesprochen hatten, schritten sie in stiller Betrachtung auf die Laube zu, und als sie zu den Andern traten, vernahmen sie, daß so eben von Richard die Rede war, dessen Unfall auf dem Schlachtfelde Baron Sturm den Fremden, die noch nichts davon wußten, vortrug. Richard nahm an dem Gespräche unbefangen Theil und ergänzte seines Freundes Mittheilung, indem er bemerkte, daß die Erscheinung des Sterbenden, der Blick, mit dem derselbe ihn angesehen, ihn unwillkührlich an die halb fabelhaften Wirkungen gemahnt habe, die man dem sogenannten bösen

oder üblen Auge zuschreibe. Und Einer aus der Gesellschaft, ein Herr von Jarthausen, der sich für alles Gespenstische und Uebernatürliche interessirte, stimmte ihm darin bei und meinte, daß ein solcher böser Blick oder geistiger Sonnenstich sich hier gewissermaßen als die Essenz oder Blüthe des Wehs und der Greuel des Schlachtfeldes vollkommen rechtfertige. „Warum sollte auch," sagte er, „eine Concentration dieser Art durchaus in das Gebiet des Unmöglichen zu verweisen seyn? Warum sollte ein moralisches Uebel oder eine Krankheit, wie das Despu des Gespenstischen, nicht eben sowohl an einem gewissen Ort oder Raume haften und Lust und Boden inficiren können, als etwa ein körperliches Uebel, wie die Pest oder andere böse Seuche, sich durch leblose oder lebendige Dinge überträgt?" — Er fand aber mit dieser Behauptung natürlich nicht geringen Widerspruch, und da er also genöthigt wurde, sie mit mancherlei Geschichten beispielsweise zu illustriren, so kam man nach und nach allgemein auf das Kapitel vom Gespensterwesen zu sprechen. Manche glaubten an Gespenster und überirdische Wahrnehmungen, manche nicht, und die Erfahreneren vermittelten hier wie allenthalben die Aeußersten. Zumal erinnerte der alte Pastor des Dorfes, wie leicht ein ausschließlicher Umgang mit dergleichen zum Wahnsinn, dem zum Sinne gewordenen Wahn oder zum Wahne gewordenen Sinn führe, ohne doch auf der andern Seite in Abrede zu stehen, daß wir die Art unserer Wahrnehmungen nicht so genau bestimmen, oder ein Organ von dem andern sondern können, und daß eben aus dem tausendfachen Uebergreifen der sinnlichen Welt in die übersinnliche das Leben bestehe.

„Wahnsinn und Aberglauben und diese ganze Krankheitsfamilie," warf Graf Richard ein, „ist meist nur pure Schwäche, die sich zu Zeiten auch mit einem sogenannten Willen identificirt. Der Mensch ist ein gebrechlich Ding, wie ein jeder aus eigener Erfahrung wissen muß, und seine Kraft in den meisten Fällen nichts weiter als das Geschick, seine Schwäche zu verhehlen. Wenn er nicht so gar schwach wäre, wie würde er z. B. Alles, was mit Grab und Tod zusammenhängt, so gar schwer, düster und trostlos aufnehmen? Der Tod will bloß ernst und würdig betrachtet seyn. Er ist nichts als ein Abschnitt in dem Leben, das Umwenden eines Blattes in dem Roman der Seele; und unser Leben nach dem Tode muß wohl im innigsten Zusammenhange mit diesem irdischen stehen. Die Seele hört hier auf und fängt dort wieder an, wechselt nur den Ort ihres Aufenthalts. Warum sollte der kleine Uebergang, der am Ende gleichgültige Umzug, ein so Verzweifeltes seyn? Wozu des Aufhebens davon, der Anstalten dabei? Der Tod an sich hat nichts Erschreckendes, und ich weiß nicht, wie wir ihn so hassen. Hat uns nicht diese leibliche Kleidung mit ihrer Unbequemlichkeit, ihren Löchern und Flecken, ihrem schlechten Schnitte im Leben geärgert genug? Wir werfen sie als unbrauchbar geworden von uns. Nun, es ist eben eine Sache der Gewohnheit. Wollten wir uns erst darein finden, dem Tode unbefangener, besonnener, mit einem Worte psychischer in das Auge zu blicken, von dem Körper, dem das Verwesen, die Vernichtung der Materie, woraus er besteht, nothwendigerweise verdrießlich vorkommen muß, dabei ganz abzusehen, so dürfte wohl auch aller böse Aberglauben mit seinen Schrecken, den Folgen von Unwissenheit, Verblendung oder Blödsinn, in seiner Einwirkung auf uns beiläufig gehemmt werden. Wie unbegreiflich wird uns nicht diese cisterzienstische Barbarei, diese Abhängigkeit von der Scholle jenseits bedünken, da doch alle Seelengröße überhaupt nur gesteigerte Extemnität unserer selbst seyn kann! Wer da wünscht, daß ihm der Tod schön erscheine, braucht ja wohl nur viel in der Welt erlebt zu haben."

Alle waren durch diese unerwartet ernsten Worte des jungen Grafen ernst geworden, ja betroffen, und schwiegen darauf still. Und es trat eine Pause in der Unterhaltung ein, in der sich einige Damen erst versahen, daß es allmählig kalt geworden war. Sie wickelten sich fester in ihre Shwals und warfen sich bedeutende Blicke zu, die den Wunsch andeuteten, bald aufzubrechen; und einige kleine Kinder, die sich vorher im Garten umhergejagt, ruhten, jetzt müde und schläfrig geworden, auf dem Schooße der Ihrigen in der Laube schlummernd aus; die Streiflichter und Schatten des Mondes gaukelten über die blonden Köpfchen.

Da brachte ein Bedienter die längst erwartete Bowle Punsch, die die sinkenden Lebensgeister der Anwesenden zum Theil schon durch ihre Ankunft wieder erhöhte, und Baron Sturm schenkte die Gläser voll. Die erneute Munterkeit aber bewirkte, daß, als des Ortes, an dem man sich befand, zufällig gedacht ward, auch der Sage Erwähnung geschah, die damit in Verbindung stand, und mehrere damit unbekannte Gäste ihr Verlangen äußerten, sie noch zum Schlusse dieses Abends zu erfahren. Die Furchtsameren wendeten zwar Verschiedenes ein, es half aber Alles nichts; die Neugierigen drangen durch und Baron Sturm war nicht der Säumigste, ihre Wünsche zu unterstützen. Er stellte vor, Zeit und Stunde könne ja nicht gelegener seyn, die schaurigsten Geschichten zu vernehmen, und daß man hier so inmitten der Oertlichkeit, daß der Mord, von dem ein ungewisses Gerücht ihm schon zu Ohren gekommen, gerade an der Stelle verübt worden sey, müsse die Spannung und den Eindruck so wesentlich erhöhen, als es nur in seltenen günstigen Verhältnissen der Fall seyn könne. Auch habe die Stille der Mondnacht die Gemüther schon für alle Schauer

der Phantasie empfänglich genug gemacht, und vielleicht weilten jetzt gar die bleichen Geister der feindlichen Brüder als Zeugen und Zuhörer an dieser Stätte. Er lachte sodann laut auf, als er gewahrte, daß einige Damen sich mit schüchternen Blicken umsahen, und ein anderer Schadenfroher erinnerte daran, wie gerade unter der Laube das Burgverlies befindlich sey, und erzählte, daß er erst vorhin bei dem verwitterten Steinbilde und den alten Flüstern unten gewesen sey, deren Gipfel bis zu der Terrasse auftragten, und durch das eingefallene Fenstereloch des Verliefes den vom Monde beschienenen Schädel des Mörders erblickt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Den nächtigsten Eindruck macht das höchst einnehmende Antlitz. Nicht die idealen Formen der Schönheit sind es, die und daraus ansprechen, aber wohl ein diese an Macht noch weit überbietender Reiz. Und gerade hier hat der Künstler dadurch, daß er das Gesicht in Schatten gestellt, auf eine überraschende Weise den schönsten Nutzen zu ziehen gewußt. Nimmermehr würde der Zauber des in Erden- und Himmelslust zugleich funkelnden Blickes so heraustechend hervor, getreten seyn, als auf dem Schatten, den er über die feelenvollen Gesichtszüge geworfen, nimmermehr das etwas tiefliegende Auge seinen herrlichen Bau so seltend gemacht haben, als unter dem leichten Schleier dieses Schattens. Und wie anmuthig hat er dem allerliebst geordneten Haare das lachende Mädchen angeheftet! Ein anderes junges Damengesicht von Ammerling ist ebenfalls in Schatten halb verhüllt, aber offenbar nicht mit gleichem Glück. Vielleicht stehen diesem haupthaftlich die idealen Formen des Gesichts entgegen. Je idealer die Form, desto weniger dürfte wohl der Schatten ihr zusagen, wogegen dem Reize gewiß nicht selten gerade durch sinnreiche Anwendung des Schattens der höchste Glanz zu ertheilen seyn möchte. Dagegen zieht dasselbe Bild durch mehrere helleuchtende Lichtreflexe, in deren Darstellung dieses Malers eine seltene Meisterschaft eigen ist, unwiderstehlich an. Die besondere Klarheit und Frische der Farben, verbunden mit der kunstvollen Anwendung der Einwirkungen des Lichts, ertheilen diesen Gemälden eine überaus pikante Eigenthümlichkeit, mag solche auch in manchem Stücke sich zu dem hinneigen, was mit dem Namen Manier bezeichnet wird.

Der Landschaftmaler ist wieder ausgezeichnete Huldigung widerfahren. Unter den Inländern haben Dahl, Goldstein, Oehme, R. Kummer, O. Wagner, Carus, Sparmann, Faber, Hammer und mehrere Andere ihre anerkannten Namen durch Meisterwerke bewährt. Horace Vernets Pyrenäen, wovon einer einem alten Kameraden am Fuße eines Gletschers den Stock zureicht, um ihm über das Eis zu helfen, während in der Ferne bereits die ihnen aufsäßigen Zouldener auf einer Brücke erscheinen, bezeugen die eminente Darstellungskunst des berühmten Malers. In den Gemälden Constables: Ansichten von Harrow und Hampstead in der Nähe Londons, empfehlen sich besonders Luft und Fernen dem Natur- und Kunstfreunde. Einen undeschreiblich schauerlanschlichen Eindruck macht die treffliche Darstellung des Bartholomäusfees von Kaiser, mit dem geheimnißvollen Schweigen des tief im Schatten daliegenden Wassers und den imposanten, theils nackten, theils mit Nadelholz reich bedeckten Bergen umher.

Im Genre hat diesmal das Ausland besonders viel Ausgezeichnetes beigetragen. Der von Charlot gemalte Schweizersoldat aus der Periode Ludwigs XIV. trägt mit seinen Genossen im Weinhause ganz den Charakter seiner Zeit und Art. Biards Besuch der Eltern bei der Ammie ihrer Kinder drückt die väterliche Freude über die Lust, welche das Kind an den mitgebrachten Geschenken unfehlbar haben wird, ganz naturgemäß und vorzüglich aus. Grobsons Sterben und die obdachlose Familie von Steffer sind, wie die Kartenschlägerin von Franquelin, recht verdienste volle Stücke. In Rouenlans drei kleinen Gemälden aus drei verschiedenen Fächern: dem Porträt, der Landschaft und dem Genre, ersetzt der Geist den Mangel an Ausführung. Dagegen zeichnet sich Gretchen aus Faust, den ihr geschenkten zweiten Schmuck vorzeigend, von Rentsch, Lehrer an der hiesigen Kunstakademie, durch die nicht genug zu schätzende Sauberkeit und Zartheit der Ausführung aus, die dieses Künstlers Arbeiten eigen zu seyn pflegt. Besonders gelungen scheint auf dem Bilde die alte Martha. Ja, das ist das Gesicht der gemeinen Person, welcher Bewunderung und Neid den Ausruf abndrigen: „O du glückselige Creatur!“ — Auch an Blumen und Fruchtstücken steht viel Erfreuliches zur Schau. Das historische Fach ist dagegen etwas karg bedacht worden. Um so schätzbarer werden die Cartons eines für die Ludwigskirche in München bestimmten Gemäldes des und drei skizzirte Momente nach Christus Auferstehung von Karl Hermann, desgleichen zwei der heiligen Geschichte entlehnte Compositionen von König und Rohle, und das übrigens eigentlich zu den Genrestücken zu rechnende Oelgemälde von König in München, Lüthern vorstellend, welcher die heilige Schrift hinter einem Tische stehend ausleg, um den die Familie Johanns des Beständigen wohlgruppirt sich befindet. Das Tableau wird besonders auch durch das Charakteristische der dargestellten Personen und das nach den besten vorhandenen Porträts treu und geistvoll aufgefaßte Gesicht des Reformators und die wohlgelungene Lampenbeleuchtung recht anziehend. — Die Skulptur hat vorzüglich unser trefflicher Rietschel, außer mit einigen kleinen, sinnreichen Statuen, mit den sprechend ähnlichen, marmornen Brustbildern des Königs und der Prinzen Johann bedacht. Auch empfehlen sich durch Aehnlichkeit und Geschmack drei andere Büsten von Westmacott aus London, den, nach gefahrvoller Krankheit kürzlich wieder genesenen und von einer Reise nach Tyblis zurückgekehrten 85jährigen Dichter Tiedge, den unter andern auch durch seine genialen radirten Blätter zu Shakespeare, Goethe, Schiller u. s. w. rühmlichst bekannten Historienmaler, Professor Retsch, und den unlängst verstorbenen berühmten Arzt, Hof- und Medizinalrath Dr. Kreyßig darstellend. Die Büste des letztern ist in Marmor und mit großer Sorgfalt ausgearbeitet.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 216.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 9. September 1839.

Vivent les grands airs
Du conservatoire!
Et vous, gens de l'art,
Pour que je jouisse,
Quand c'est du Mozart,
Que l'on m'avertisse.

Béranger.

Musikalische Germanismen in Paris.

Von J. B.

Wer sich in Paris mit der Musik befaßt, könnte glauben, hier im Centrum Deutschlands selbst zu leben, so viele vaterländische Töne berühren sein Ohr, und der Deutsche, der hier viel mit Musikern umgeht, brauchte sicher nur ausnahmsweise einen Interpreten, und verstände er auch kein Wort französisch. — In der großen Oper sind es die Meisterwerke unseres Landsmanns Meyerbeer, neben denen die Schöpfungen französischer Künstler als Lückenbüßer erscheinen. In der italienischen Oper feiert man einen Festtag, wenn Mozarts Don Juan oder Figaros Hochzeit gegeben werden. Im Conservatorium ist stets eine Beethovensche Symphonie die feste Säule, an der die Zugabe französischer und italienischer Musik wie Epheu und Schlingpflanzen die Höhe zu erreichen streben. Das erste, ausgezeichnetste und einflußreichste Organ der musikalischen Welt wird von einem Deutschen, Moritz Schlesinger, herausgegeben und redigirt. Die tüchtigsten Künstler in Paris sind Deutsche, und ich brauchte nur die dem französischen Ohr so barbarisch klingenden Namen dieser Heroen der Harmonie zu nennen, um den Beweis zu führen. Ueberall deutsche Musik und deutsche Künstler.

Ja selbst in den tiefern Regionen, in allgemeinern musikalischen Anstalten ist deutsche Musik die Hauptsache: eine Haydnsche, Mozartsche oder Beethovensche Symphonie bei Valentino, eine Ouverture von Weber, Lindpaintner ꝛc., oder auch nur ein Straußscher Walzer, der jetzt an keinem Abende mehr fehlen darf, bei Musard, und in neuester Zeit gar die Schubartschen Lieder in den Salons anstatt der Schmetterlinge, die man Romanzen nennt. Bis zur untersten Stufe hinab sind es Deutsche, oder wenigstens Abkömmlinge von solchen, die es — wie Mayer und Willem — zuerst versucht haben, dem Volke, den Arbeitern die Musik zugänglich zu machen, die zuerst in ihren Gesangschulen den Beweis lieferten, daß doch nicht Hopsen und Walz bei den Franzosen verloren sey, wenn man es versuche, ihnen einige musikalische Bildung beizubringen, und die so durch ihr uneigennütziges Beispiel Ursache wurden, daß in neuester Zeit ein Minister aus der Musik einen Gegenstand des öffentlichen Unterrichts zu machen versuchte. Und endlich selbst bis in das Material der Musik hinein machen sich die Germanismen überall geltend, und der Franzose, der auch nur sein Piano rein stimmen lassen will, ist ziemlich sicher gezwungen, vorerst sein Ohr durch die rude Aussprache eines deutschen Arbeiters etwas auf die Folter spannen zu lassen.

Wahrlich, wenn uns die Franzosen mitunter zwingen,

franzöſiſch zu ſprechen, wenn ihre Sprache in Deutſchland lange die der gebildeten Welt war, ſo haben wir durch die Muſik eine Art Vergeltungsrecht an ihnen ausgeübt, indem wir ſie unſerer Seits zwingen, ſich der deutſchen Tonſprache zu bedienen, ſo oft ſie ſich über die Elendigkeit des täglichen Lebens, über die hausbackene Quadrillen- und Romanzenkoſt zum höhern Genuſſe erheben wollen.

Es iſt dies leicht erklärlich, weil es natürlich iſt. Die Muſik iſt die Sprache des Gefühls, und die Elſter keine Nachtigal, der Kukuk kein Zeiſig. — Aber deutſche Muſik, deutſche Tonkunſtler ſtehen nicht nur in Paris obenan im Range, ſondern ſie ſind hier ſogar höher geſtellt und höher geachtet als in Deutſchland ſelbſt. Und dies iſt weniger natürlich. Wer aber die Thatſache ſelbſt bezweifeln wollte, der bedenke nur, wie Meyerbeer, der doch unſtreitig das größte muſikaliſche Talent, wenn auch nicht Genie, der Gegenwart iſt, in Paris lebt und in Deutſchland keinen Platz fand, der frage tüchtige deutſche Künſtler, die in Paris, Berlin und Wien gelebt haben, wo ihnen die ausgezeichnetere Anerkennung, höhere Ehre zu Theil wurde, ob im Auslande oder in ihrem Vaterlande? — Beethoven und Weber ſtarben beide gleich reich, und hatten ſicher jährlich kaum ein größeres Einkommen, als Monſieur Auber für Pferde und Kutſche ausgibt. Doch iſt dies keineswegs die Hauptſache. Noch gibt es in Deutſchland Leute genug, welche an der Welt bevorſtehenden Untergang dächten, wenn ſie ſähen, wie eine Prinzeſſin Belgiojoſo oder ſonſt ein Prinz oder Fürſt, oder auch nur der Bankier ſich mit dem Künſtler auf gleiche Stufe ſtellen und, während ſie mit ihm ſprechen, überhören, daß ein Miniſter oder Geſandter gemeldet worden.

Es iſt dies ſehr ſchlimm, und um ſo ſchlimmer, da ſich noch ſonſt allerlei Verhältniſſe vereinigen, um aus Paris die Hauptſtadt der deutſchen Muſik zu machen. Leider, und wie man ſich auch dagegen ſträuben möchte, muß man geſtehen, daß dies ſchon heute ſo ziemlich der Fall iſt. Lebt doch die Elite der deutſchen Tonkunſtler in Paris, und muß doch ſchon jetzt jeder deutſche Virtuoſe nach Paris kommen, wenn er einen europäiſchen, ja ſelbſt nur einen deutſchen Ruf erlangen will. Es gibt in Deutſchland gewiß eine Menge Componiſten und Virtuoſen, die ihren Laudsleuten in Paris in nichts nachſtehen; aber wer weiß es denn? wer kennt ſie? Wenn der berühmte Künſtler von Frankfurt nach Berlin kommt, ſo braucht er oft genug nicht ſeinen Namen zu ändern, um, wie die großen Herrn, incognito zu reiſen. Wer aber in Paris ſich einen Namen zu machen gewußt hat, den kennt dann Frankfurt ſo gut wie Wien und Berlin. Deutſchland iſt das Vaterland der höhern Tonkunſt, und ihre Hauptſtadt iſt Paris, liegt in Frankreich, dem Lande, das am ſtiefmütterlichſten von der Natur verſehen wurde, als ſie ihre Gabe der Muſik unter ihre Kinder vertheilte.

Aber das iſt noch nicht das größte Unglück. Die Stellung, die einmal Paris erlangt hat und die es eben vorzüglich deutſchen Künſtlern verdankt, die es nur durch ſie zu behaupten im Stande iſt, bewirkt dann wieder, daß Alles, was von Paris kommt, mit dem Heiligenſchein der auserwählten Stadt umgeben erſcheint. Die Auberſchen Quadrillenmelodien, die Halevyſchen Prunkmärſche mit obligatem Pferdegetrampel u. dergl. geben in Deutſchland im Triumphe von Stadt zu Stadt und werden für Prophetenwort ausgegeben und angenommen. Der beſſere Geſchmack ſelbſt kommt hiedurch in Gefahr, und wohl nur das den Deutſchen angeborene muſikaliſche Gefühl macht, daß dieſe goldenen Lorbeeren, die man dem fremden Klingklang nachwirft, nicht ſchon mehr geſchadet haben, als dies wirklich der Fall iſt. Und während man ſo die leichte Scheidemünze der Franzoſen für vollwichtig in Deutſchland annimmt, verweigert man meiſt die gewichtige des nächſten deutſchen Nachbars, ſo daß oft der tüchtigſte Componiſt, der in Deutſchland da oder dort lebt, nirgends im Vaterlande zu einer Ehre gelangt, die man einem Auber, einem Halevy in jeder Stadt, die ein Theater hat, mit vollen Händen zuwirft. Es iſt wunderbar, in Paris ſtehen deutſche Künſtler und deutſche Kunſt obenan, Alles beugt ſich vor ihnen — und in Deutſchland werden ſtets zwei, drei, vier franzöſiſche gegen Eine deutſche Oper aufgeführt. Der deutſche Künſtler, der nur in Einer deutſchen Stadt, und hieße ſie Berlin oder Wien, zu einem Namen gelangt, iſt meiſt namenlos im übrigen Deutſchland, während Paris dem deutſchen Künſtler, den es anerkennt, auch in Wien und Berlin und in ganz Deutſchland Anerkennung erzwingt.

Deutſchland, das Vaterland der höhern Muſik, Paris die Hauptſtadt derſelben — die verkehrte Welt. Freilich, wenn ich ein Politiker wäre, würde ich die Sache von einer andern Seite betrachten und ſehen, ob nicht etwa der ganz einfache Umſtand, daß Frankreich eine herrſchende Hauptſtadt hat, während es in Deutſchland nur Provinzialſtädte gibt, die Unnatur eines ſolchen Verhältniſſes hinreichend erkläre. Doch als Muſiker habe ich mit der harmoniſchen Politik nicht gern zu ſchaffen. Die Thatſache iſt aber unbeſtreitbar, und die Folgen davon ſind ſo hellos für die Kunſt wie für die Künſtler in Deutſchland.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortſetzung.)

Die Erzählung der Sage übernahmen Mehrere, da ſie, wie manche ihres Gleichen, Widerſpruche in ſich ſelbſt enthielt, die erlaubten, daß jedes Individuum ſie anders

auffaßte, und das Unbestimmte und Lückenhafte ihrer, gleichwie aus mehreren Sagen zusammengesetzten Umrisse der Einbildungskraft den weitesten Spielraum ließ. — Den Anlaß des Mordes sollte die Braut des Mörders gegeben haben, die er unschuldigerweise in dem Verdachte eines strafbaren Einverständnisses mit dem Gemordeten gebabt, und die hernach in Wahnsinn gestorben war, in welchem Zustande sie lange Jahre weiß gekleidet und verschleiert in dem Buchenwalde hinter dem Schlosse herumgestrichen seyn und entweder in einem großen Buche gelesen, oder in dem dürren Laube am Boden mit den Händen gewühlt haben sollte, als ob sie etwas eifrig suche. Alte Hirten und Bauersleute wollten sie noch selbst in dem Dickicht umgehen gesehen haben, und von ihres Gleichen rührte wahrscheinlich der alberne Zusatz zu der Sage her: daß die unstäten Geister nicht eher Ruhe finden wurden, als bis ein zweiter Mord in der Bruchfalschen Familie zu ihrer Sühne vorfiele.

Nach jenem tragischen Ereigniß in der Familie war ihr aber mancherlei Unglück auf diesem Stammsitz zugestoßen, und, wie die Sage ging, stets mittel- oder unmittelbarerweise von dem Spucke oder umgehenden Geiste des Mörders herbeigeführt, dem da bis zu einer gewissen Zeit Böses zu thun, zur Strafe auferlegt worden war, und der zu den verschiedenen Zeiten seines Erscheinens auch verschiedene Gestalten annahm, dem Charakter und der Sinnesweise dessen gemäß, dem er erschien. So trieb er es, bis die Familie das Schloß als Wohnort verließ, und den mit der Zeit vielleicht selbst aufgeklärter gewordenen Spuck in Unthätigkeit versetzte. Nur noch selten besuchte dann der eine oder andere Besitzer die verrufene Burg, und das Volk unterließ gewiß nicht, jedweden Unfall, der ihn hinterdrein betraf, auf Rechnung des Wagnisses zu schreiben. Die Sage hatte es nun einmal so haben wollen, und wer weiß dennoch, wenn man ihr bis zu ihrem Ursprunge nachgehen könnte, ob sie ihn nicht einem ungetreuen Verwalter verdankte, der also den ihm unbequemen Besuchen seines Gebieters ein Ende machen wollte.

„Seltsam!“ meinte Baron Sturm, als er den Bericht bis zu Ende gehört hatte; „sonach könnte man ja meinen heutigen Sturz mit dem guten Pferde, das ich dabei eingebüßt, in Verbindung mit alten Familienangelegenheiten bringen, oder als Warnung des Gespenstes auslegen. Was, wenn es sich so verhielte, der Spuck doch für wunderliche Formen annähme! Er wäre, seiner veränderlichen Natur gemäß, diesmal sogar in ein scheues Pferd gefahren. Nun, dieses ist bei der Sache am schlimmsten weggekommen und gibt sich ein zweites Mal zu einem Abhndungsmittel nicht wieder her.“

„Einem Ihrer Großonkel, lieber Graf,“ nahm der ältliche Herr von Jarthausen, der der Haupterichterstatter gewesen war, wiederum das Wort, „ist es unter jenen Wagehälsen, die noch dann und wann zu Jagden hierher kamen, in dem großen Saale des alten Flügels einmal schlimm ergangen. Sie haben ihn gewiß nicht mehr gekannt; er war viel jünger als Ihr seliger Großvater und starb in seinem besten Mannesalter. Er war noch in den Dreißigern, als ich mit ihm umging, und hatte doch schon ganz weißes Haar auf dem Kopfe. Ich wunderte mich darüber immer sehr, da der solide, kräftige Mann nicht das Aussehen hatte, als hätte er zuviel gelebt, und richtete in einer vertrauten Stunde geradezu die Frage an ihn, wie das so geworden sey? Er ward nachdenkend und sah mich eine Weile sinnend an. Alsdann that er den Mund auf und gab mir die folgende Auskunft über das Ungewöhnliche, die ich Ihnen mit seinen eigenen Worten wiederhole.“

„Ich denke, ich kann es wagen,“ sagte er, „Ihnen das Geheimniß, das hierbei obwaltet, anzuvertrauen. Die Mehrzahl derer, denen ich es seither mittheilte, fanden es zwar nur lächerlich, und vermochten mich in Folge dessen, es Niemand mehr zu offenbaren. Allein es gab denn doch hie und da Jemand, der, wenn er gleich für bloße Sinnentäuschung hielt, was ich erlebt zu haben meinte, mich der Wirkung wegen, die es auf mich gehabt hatte, bemitleidete. Und überdies bin ich ja auf fremde Urtheile in der Sache vorbereitet und gefaßt genug. — Ich sage Ihnen also,“ fuhr er fort, „daß ich vor einer Anzahl Jahren einmal auf ein altes Stammschloß unserer Familie,“ und er bezeichnete dieses hier, „auf die Jagd kam, das verlassen und einigermaßen in dem Verrufe stand, nicht recht geheuer zu seyn. Ich wußte indessen von dem vermeinten Spucke nichts Näheres, bekümmerte mich auch nicht darum, und begab mich Abends matt und müde in einem großen Schlassaal zur Ruhe. Das Innere des alten Schloßflügels, in dem derselbe gelegen war, bestand aus einem wahren Labyrinthe langer, breiter, wiederhallender Korridore und Galerien, und die saalartigen Gemächer waren an Decken und Wänden mit altmodiger Stuckarbeit verziert und standen voll morschen Geräthes und riesiger Schränke. Ich hatte mit meinen Jagdgenossen den Tag in lustiger Stimmung zugebracht, und gerade weil mir der Schloßvogt Vorstellungen deßhalb gemacht, allein schlafen wollen; jedoch fühlte ich mich nunmehr, nachdem ich, ausgekleidet, meinen Diener fortgeschickt hatte, in der Einsamkeit unbehaglich genug. Ich legte mich indessen in das knarrende Bett nieder, das breit genug gewesen wäre, zwei Personen aufzunehmen, löschte das Licht aus und versuchte einzuschlafen. Allein der Duft und die Berührung der Wäsche, die der durch das offene Fenster eingedrungene dicke Herbstnebel durchfeuchtet hatte, machte mich bald krank, und es war mir anfänglich, als reichte eine ganze

Nacht nicht hin, die Wäsche zu erwärmen; am Ende schlief ich aber dennoch ein. — Wahrscheinlich lange nachher wache ich plötzlich, tief in der Nacht, wieder auf, und es ist mir, als habe mir Jemand die Augenlieder gewaltsam geöffnet. Ich starre wie erschreckt um mich, ohne zu wissen weßhalb, besinne mich: es ist alles still. Die Mondsichel scheint bleich zum Fenster herein. Ich behalte die Augen unwillkürlich auf die Thür geheftet und bin unfähig, sie wieder zu schließen. Ein von dem feuchten Dunstkreise, der mich umgibt, erkälteter Schweiß bedeckt mir die Stirn. Indem höre ich, daß in der Ferne Thüren auf und zugemacht werden. Das eintönige Geräusch nähert sich und spannt natürlich meine Aufmerksamkeit. Ich horche recht scharf hin und sehe dann, daß meine Stubenthür leise aufgeht oder verschwindet, gleich als ob sie keine Angeln habe, in denen sie sich erst drehen müsse, und aus der Finsterniß oder Leere dahinter eine lange graue Gestalt tritt: tritt? ja, ohne daß sie eigentlich schreitet, vielmehr auftaucht. Sie ist in einen weiten Mantel gehüllt und ich sehe, was ihre Bewegung desto geheimnißvoller macht, so viel wie nichts von ihrer Form oder Bildung.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Schluß.)

Theaterbau und Theater.

So mächtig auch das Wachsthum unseres neuen Theatergebäudes fortdauernd vorwärtsschreitet, kann es doch dem allgemeinen Verlangen hierin nicht Genüge leisten. Das Wohlgefallen an ihm, was nunmehr davon bereits vor aller Augen liegt, hat uns zu begierig auf seine Vollendung gemacht. Und wir dürfen in manchem Betracht Vollendetes von dem neuen Hause erwarten, das an die Stelle eines sehr unvollkommenen treten soll. Besonders deutlichtritt man auch dem anständigen Aeußeren, wie es einem Tempel der Kunst geziemt, eine solide Unterlage durch die Kunst zu erbreiten. So werden denn zwei Künstler, unser hochgefeierter Professor Rietschel und der durch Genie und Ausbildung ihm mit Recht an die Seite zu stellende Bildhauer Hänel von hier in die Stulpturarbeiten sich theilen, welche dem neuen Gebäude in reichem Maße zugedacht werden. Eben ist Hänel mit Modellirung eines dazu bestimmten Frieses beschäftigt, dessen Gegenstand in einem Zuge des Bacchus besteht. Sinnreiche Ideen über Leben und Kunst liegen den Reliefs des in der Ausführung 56 Ellen Länge betragenden Frieses zum Grunde. Bacchus und Herkules sind die hauptsächlichsten Träger dieser Ideen. Eine einzelne Gruppe des Ganzen ist bereits in Gyps gegossen. Sie stellt Bacchus und Ariadne, beide auf Centauren gelagert, dar. Der eine der letztern treibt nebenher seinen Scherz mit einem Panther, diesen immer mehr aufreizend durch eine mit der rechten Hand der Bestie vorgehaltene Traube, an deren Erfassen das Thier aber durch die brennende Fackel in der Linken des Centauren gehindert wird. Mit dessen Lust an dieser Neckerei im bejahrten Antlitz bildet der frische Jugendglückschimmer des schönen, gesundtrunkenen Gottes und die reizende Gelebtheit beiden einen höchst anziehenden Gegensatz. Die so geniale Auffassung und Ausführung dieses Beachtstückes, zusammengehalten mit der skizzirten Zeichnung des Ganzen, deutet im Voraus auf ein von Natur und Kunst innig durchdrungenes Werk und einen höchst mannigfaltigen Reichthum an Gestaltungen und geistes- und lebenvollen Situationen hin. — Während Künstler und Werkleute also ihre Kraft anstrengen, der dramatischen Kunst den würdigsten Wohnsitz zu bereiten, entfaltet diese bescheidene, aber recht erfreuliche Blüthen unter dem immer mehr verfallenden Dache, mit dem sie sich so lange schon zu behelfen sucht. Gastspieler und Gastspielerinnen, unterunter von überwiegendem Gehalt, wechselten ohne Aufhören. Die bedeutendste Erscheinung ist die berühmte Sängerin Signora Ungher. Die Theaterintendanz hat sich durch ihr Engagement auf eine Reihe von Vorstellungen während dieses Sommers um das ganze gebildete Publikum sehr verdient gemacht. In Norma und Desdemona erreichte sie den Gipfel ihres Glanzes. Der Enthusiasmus des Auditoriums mußte sich bald in Thränen des Erstaunens, bald in maßlosem Händeklatschen, bald in dem ungestümsten Verlangen, die Abgetretene sogleich noch einmal wiedersuchen. Auch manche. Alle großen Meistermen sind besonders entzückt über die Magie der italiänischen Gesangsmethode, welche diese Künstlerin in hem seltensten Grade darlegt. Bei aus Uebrigen muß das Wohlgefallen an einer so köstlichen Eigenschaft sich dadurch noch vergrößern, daß sie mit einem eminenten Talente zur mimischen Darstellung verschmolzen ist. In vorigen Zeiten wähnte ein Theil der Sängerinnen, hauptsächlich Italiens, dem Ruhme ihres Gesanges durch Hinzufügung schauspielerischer Vorzüge Abbruch zu thun. Je seelenloser der hölzerne Verrücktenspiel seine Töne adelerte, desto mehr meinte er seiner Kunst Genüge zu leisten. Dies ist zum Glück aus der Mode gekommen. So verräth auch offenbar die Ungher ein tiefes Studium in ihren Leistungen als Schauspielerin, und ihr leidenschaftlicher Schmerz gleitet nicht selten, wie in der musterhaft von ihr gegebenen Desdemona, dicht an der Linie des schrecklichen Wahnsinns hin. Auch hierin, wie in manchem Andern, gleicht sie unserer Devrient. Wenn aus den mimischen Leistungen der Ungher vielleicht ein tieferes Studium auch der einzelnen Momente hervorleuchtet, so wird dagegen die Devrient von einer glücklichen Natur geleitet, die das Rechte, auch ohne große Vorbereitung, im Augenblicke zu finden weiß. Die Devrient steht daher der fremden Künstlerin in der Vollkommenheit des Details imitunter nach; man muß ihr aber den nicht unwichtigen Vorzug vor jener nachrühmen, daß eben ihre glückliche Natur sie stets in den Schranken der Wahrheit festhält, während die Kunst in Signora Ungher doch zuweilen diese Schranken durchbrechen zu können glaubt. — Uebrigens wagt mitten zwischen die grandiatischen, hochmüthigen Gesichter der großen Oper zuweilen auch das verschollen gewesene Donauweibchen sein niedliches Köpfchen mit der ergebensten Anfrage hereinzustrecken: ob es auch erlaubt sey? Und siehe da, es darf kommen und wiederkommen. Einen bedeutenden Theil an der guten Aufnahme, die es findet, mag wohl der neue treffliche Lortzi, Räder, haben. Aber auch an sich soeint das leichte, lustige, spaßhafte Ding wie gemacht für die jetzige Sommerhitze, zumal in dem Breterhause des Lintenschen Bades.

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 10. September 1839.

— Wherefore darts the mind,
With such resistless ardour to embrace
Majestic forms? — — — The high born soul
Disdains to rest her heav'n-aspiring wing
Beneath its native quarry.

Akenside.

Proben aus der zweiten Auflage von Freiligraths Gedichten.

Heinrich der Seefahrer.

1833.

I.

Prächtig, noch in Trümmern hehr,
Mit Moskee und Marmorbade,
Wie ein Mährchenpalast der
Sultanin Scheherezade,

Schriften über dem Portal,
Steht die Mohrenburg Alhambra,
In dem Kloster Eskurial
Blitzt Demant und duftet Ambra.

Trotzig, wie ein Wüstenleu,
Aus dem Meer, ein Felsenaltar,
In die gelbe Berberei
Wachsam schauend, ragt Gibraltar.

Was sie bauten, was sie baun
In den beiden Königreichen,
Die der Sierren Kämme schaun,
Muß dem Thurm des Prinzen weichen.

Bei dem Vorgebirg Vincent
Steht ein Thurm mit Marmorschwellen.
Eine helle Fackel brennt
Dort, den Erdball zu erhellen.

Karten, Rollen mancherlei,
Sammt Bouſſolen und Quadranten,
In der stillen Bücherei
Liegen dort um den Infanten.

In den Hallen Belem's tönt
Lied und Flüstern holder Damen;
Doch der Sohn des Königs lehnt
Ernst am hohen Fensterrahmen.

Ueber das bewegte Meer
Schweifen läßt er seine Blicke,
Und nach Ländern, die nur Er
Schaut, den Völkern eine Brücke

Schlagen will er. Seine Hand
Streckt er aus nach Negerkronen;
Schiffe hat er ausgesandt,
Zu entdecken fremde Zonen.

An dem Lauf des Senegals,
Zwischen Berbern und Giraffen,
Zeigen Krieger Portugals
Ihre Waffen und Agraffen.

Zu Lisboa prangt das Gut
Ueberwundner, reicher Mohren.
Aus der kühn durchkreuzten Flut
Tauchen schimmernd die Azoren.

Milden Himmels, reich an Holz,
Zeigt den Schiffern sich Madera;
Heinrichs Wimpel flattern stolz
Auf der Rhede von Terzera.

Nächtlich tritt an seinen Pfühl,
Fremd geschmückt, die Aventure,
Daß sie bunter Träume Spiel
Seinem Geist vorüberführe.

Blumen, die in Indien blühn,
Streut sie lächelnd auf den Schläfer;
Leuchtend durch die Kammer ziehn
Läßt sie Senegambiens Käfer.

Südlich vom Drei-Spitzen-Cap,
Wo die Datteln und die Mandeln
Wachsen, und der Baobab,
Läßt sie den Geliebten wandeln.

Elephanten vor ihm knien
Läßt sie, auf dem Rücken Thürme;
Und vor Diaz führt sie ihn
Nach dem Vorgebirg der Stürme.

An des Persermeeres Saum
Ruht er aus auf Goa's Molo. —
Glich dein Reisen solchem Traum,
Sohn Venetia's, Marko Polo?

II.

Dies Guinea? dies das Cap?
Indien dies, das Ziel der Reise?
Auch um mich mit goldnem Stab
Ziehst du deine Zauberkreise,

Aventure? sendest mir
Deinen Greifen, breit von Schwinge,
Daß im Traum das Fabelthier
Mich nach Mährchenländern bringe?

Reichst mir Kronen und Gestein
Von Kalifen und von Khanen?
Dringst mit mir in Wälder ein
Voll von rankenden Lianen?

Sorgst, daß man zur Tigerjagd
Elephanten für mich schirre?
Führst mich lächelnd durch die Pracht
Der Oasen in der Dürre?

Zeigst mit triefendem Gebiß
Mir den Panther unter Myrthen?
Dieses ist der Felsenriß,
Wo zum Flug sich Geister gürten?

Dies ist des Propheten Gruft?
Hier im Fels, von Cactusblüthen
Purpurn, ist die finstre Kluft,
Wo das Einhorn Zaubrer hüten?

Diese Knaben, wie der Lenz
Blühend, Kronen in den Händen,
Sind des reichen Orients
Genien? — o, hör' auf, zu blenden!

Laß auf Andre, nicht auf mich,
Deines Hornes Fülle strömen,
Die, verständiger als ich
Wählend, deine Gaben nehmen!

Sieh', der Schiffer kehrt mit Gold
Aus des Südens heißen Zonen;
Edle Würzen sind der Sold,
Die den kühnen Zug belohnen.

Thiere, die kein Aug' gesehn,
Vögel, die am Südmeer nisten,
Pflanzen, die am Indus stehn,
Legt der Forscher in die Kisten.

Und der Weise, zieht er aus
In des Ostens glühnde Striche,
Trägt als Beute sich nach Haus
Fremder Lehre tiefe Sprüche.

Ich, aus Ländern, wo des Lichts
Aufgang, aus den buntgestickten
Türkenzelten bringe Nichts,
Als die Bilder des Erblickten,

Die ich, frisch und farbenreich,
Mit des Liedes bunten Netzen
Fess'le; — doch kommt Solches gleich
Jener Männer bessern Schätzen?

Was sind Lieder, deren Saum
Fremde Reime wirr umranken,
Wie an einem Tropenbaum
Lianenblumen üppig schwanken?

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

„Ich entsetze mich," fuhr der Erzähler fort, „als das Gespenst auf mich zukommt, will rufen oder schreien. Ich vermag es nicht, ich würge an den Worten. Ich will aus dem Bette springen, bringe auch das nicht zu Stande, die Beine sind mir wie gelähmt, ich kann den schweren Stuhl mit der überhohen Lehne, den ich vor das untere Bettende gerückt habe, damit mir der Berg von Deckbett nicht herunterfalle, so wenig wie den großen eichenen Tisch oben wegrücken, um Platz zu gewinnen und mich mit den Füßen herauszuschwingen. Auch verstreicht die kurze Zeit, die ich daran zu wenden habe, bevor mir das Wesen allzunah auf den Leib rückt. Ich bleibe also nothgedrungen wie ich bin, richte mich zum Sitzen in die Höhe, erfasse eine meiner Reisepistolen, die noch auf dem großen Tische liegen, wohin sie mein Bedienter bei unserer Ankunft aus der Hand gethan hat, und presse mit Anstrengung ein lautes: Wer da! aus der Kehle. Es erfolgt keine Antwort. Es kommt durch den düstern Hintergrund näher heran. Ich rufe: zurück, oder ich schieße! Wieder keine Antwort. Ich ziele in Wuth, drücke ab; es blizt, knallt; die Kugel mußte gerade durch das Schemen durchgegangen seyn. Es rührt sich dennoch nicht, schleicht mir immer näher. Jezt greife ich krampfhaft nach dem andern Pistol und spanne den Hahn. Durch den Pulverdampf erkenne ich, daß die Gestalt schon an dem Fußende des Bettes steht: was ich von Kopf und Antlitz sehen kann, ist alles grau. Das Haar sträubt sich mir, ich ziele mit bebender Hand. Es beugt sich nach mir vor, und um sicher zu gehen, fasse ich die Waffe nun in beide Hände und halte sie ihm geradezu auf die Brust. So schieße ich wieder und das Gespenst ersichtlich durch und durch. Da hebt es sich, wie ich denke, es wird fallen, und — die Waffe entfällt meiner Hand, indem ich vor Entsetzen in die Kissen zurücksinke — steigt zu mir in das Bett herein. Es legt sich eisig zu mir nieder, die grauen Arme umfangen mich, die Sinne ..."

So weit kam der Erzähler im Namen des Großoheims. Hier hielten es die Anwesenden jedoch nicht länger aus und liefen, die Damen aufschreiend, von dannen. Sturm lachte schallend hintendrein und wünschte Allen insgesammt eine gute Nacht. Einer aus der Gesellschaft rief zwar zur Beruhigung aus: „es war ja nur der Alp, der Alp!" allein Niemand hörte es in der Aufregung, und Jarthausen fand die Wirkung seiner Geschichte selbst etwas zu stark und war eben so betreten als die Andern, die geblieben waren, stumm. Graf Richard war sogar unwillig über ihn, wiewohl er es sich aus Höflichkeit nicht merken ließ, und indem kam schon ein von den flüchtigen Damen abgesendeter Bedienter mit der Botschaft: sie ließen keine gute Nacht wünschen und wären sehr böse, daß man sie so schonungslos behandelt habe. Darauf fielen auch nur noch halblaute und verlegene Scherze, und als man aus dem untern Dorfe die Stimme des Nachtwächters emporschallen hörte, schickten sich die Männer ebenfalls an aufzubrechen.

Zugleich trat der alte Graf, der unterdessen Sorge getragen hatte, daß alle Gäste ihre Bedienung fänden, zu dieser lezten Gruppe und sprach: „Nun wohlan, ihr Herren, zu Bette! und laßt euch nichts von den Gespenstern träumen, die euch so lange beschäftigt haben. Gute Nacht, lieber Sturm, schlaf wohl; du siehst recht blaß von dem fatalen Sturz aus, der hoffentlich keine weitern Folgen hat. Gute Nacht, meine Herren, entschuldigen Sie, daß ich so eile; ich habe noch die eine und andere häusliche Einrichtung zu treffen." Und nachdem er auch Richard eine gute Nacht gewünscht und ihn umarmt hatte, schritt er, von den Dienern mit Windlichtern geleitet, Allen voran, die Treppe empor. — „Ja, à propos, Vater!" rief ihm Richard nach, „wo schlafen wir? Ich bin noch nicht einmal dazu gekommen, nach meinem und Sturms Zimmer zu fragen." — „Ihr wohnt für die nächsten Tage bei einander," versezte der Alte, ohne sich umzusehen oder aufzuhalten. „Ihr habt das lezte Zimmer bekommen, das noch leer und bewohnbar ist, das abgelegenste im alten Flügel drüben, nach dem Walde zu. Eure Sachen sind schon dort, und ihr werdet hoffentlich alles bestens eingerichtet finden. — Ei, seht aber einmal," fuhr er fort, indem er stehen blieb und sich umwandte, „was mir da einfällt; es ist ja dasselbe Zimmer, das in unserm alten Hausspucke vorzugsweise verrufen ist. Der Held oder die Heldin haben darin gewohnt und sollen noch dort hausen. Nun, nun, ihr könnt den Zufall als Strafe ansehen, die ihr als Kinder vom Hause im Namen der jungen männlichen Welt abzubüßen habt, daß die Damen von ihr in unserm Beiseyn und von euch mitverschuldet so zu fürchten gemacht worden sind. Drei, vier Tage lang müßt ihr euch mit dem Spucke wohl oder übel vertragen. Nach der Hochzeit wird Sturm besser ruhen, und erhält Richard das Zimmer der Großtante, die alsbald wieder abreisen will."

Nach diesen Worten, die der alte Herr unter dem Gelächter und den lustigen Bemerkungen der Nachfolgenden geäußert hatte, ging er weiter, und versicherten ihn Richard und Sturm, sie wollten schon mit der weißen Dame fertig werden. Oben auf der Flur des zweiten Stockwerks trennten sie sich von den Uebrigen und folgten ihren beiden Reitknechten über lange Gänge in das abgelegene Gemach.

Bruchsal war verstimmt, und als er gehört hatte, wo er ruhen sollte, fast erschrocken. Es war ihm unbehaglich, daß fortwährend von nichts als Gefängnissen die Rede seyn und er nun vielleicht gar die Aussicht haben sollte, vor seiner zweifach erregten Einbildungskraft lange nicht einschlafen zu können. Sturm hingegen freute sich des Zufalls, der ihm noch so oder so ein nächtliches Abenteuer zuführte, und gab Bruchsal mit seinen Scherzen ein Aergerniß. Die sporenklirrenden Tritte der vier Männer schallten durch die öden Räume und manche davon aufgescheuchte Fledermaus schoß an ihren Köpfen vorüber. Sie langten in dem für sie in Stand gesetzten alterthümlichen Saale an und nahmen ihn in Besitz. Ihre Dinner hatten die Sachen schon in besser Ordnung ausgepackt. Ihre Betten standen längs der einen Wand hintereinander, und an der anderen befand sich zwischen Schränken eine hohe Flügelthüre, die nach einer nicht mehr bewohnbaren Reihe von Zimmern führte. Die Hauptthüre, durch die man vom neuen Schlosse hereinkam, war den Fenstern gegenüber, und zwischen diesen die Glasthüre zum Altan.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neufchatel, August.

Bauten. Oeffentliche Anstalten. Industrie.

Wünschen Sie uns Glück! unser kleines Land fährt fort, ganz in der Stille zu gedeihen. Kein Canton, keine Stadt der Schweiz spricht und rühmt weniger von sich selbst als Neufchatel, und doch schreiten nur wenige so sicher und so rudig und besonnen in allem Guten fort. Man sollte es nicht glauben, denn Alles ist unverhältnißmäßig bei uns. Die Hauptstadt hat weniger Einwohner als einige ihrer Dörfer, sie verschwindet an Größe und Einwohnerzahl neben ganz kleinen Städten des Auslandes und steht doch wieder durch Prachtgebäude und herrliche, reiche Anstalten der Bildung und Wohlthätigkeit über gar manchen Kapitalen Europas. — Die kleine Stadt fühlt aber das dringende Bedürfniß, sich zu vergrößern und zu erweitern, ohne sich doch bloß nach Nord und Süd in schmaler Länge fortzuziehen. Sie will am Körper wachsen, da wo die großartigen Hauptgebäude stehen. Dies aber hindert westlich der steil aufgebende Berg und östlich der See. Jenem kann nichts abgewonnen werden, denn jede Spanne des weintragenden Bergs ist da sostbar, also werden mächtige Steinwände weit in den tiefen See gesworfen, Balken und Steindämme darauf gegründet, aufgefüllt und dann auf ihnen Häuser gebaut und Promenaden angelegt. Ferner wird der wilde, sumpfige, überlästige Seyon aus der Stadt verwiesen und ihm durch einen Berg ein Tunnel und mit diesem ein anderes Bett in den See gegraben. Sein altes Flußbett mitten in der Stadt wird dann aufgefüllt und Häuser darauf gebaut. — Während im Materiellen so viel Merkwürdiges geschieht, gewinnen unsere niedern und höhern Lehranstalten immer mehr an Bedeutung, Vollkommenheit und Reichthum. Das Gymnasium besitzt jetzt in seinem Palast eine herrlich aufgestellte Bibliothek, die es mit den naturhistorischen Sammlungen allein zu einer sehr merkwürdigen Anstalt machen würden, wenn auch Agassiz und andere ausgezeichnete Männer nicht die Lehrer wären. Außer dem bedeutenden Geschenk, das der König von Preußen zur Erbauung und Vervollkommnung dieser Anstalt ihr vor zwei Jahren machte, haben auch Privatpersonen in ähnlichem Sinn beigetragen. So schenkte der Graf Henkel von Donnersmarck der Bibliothek mehr denn tausend botanische Dissertationen, worunter einige sehr selten sind. Die Bibliothek ist mit wahrem Luxus in einer Reihe herrlicher Säle aufgestellt und hat am Pfarrer Monvert einen eben so sachverständigen als erfahrenen Bibliothekar bekommen. In einem sehr zweckmäßigen Saal versammeln sich dreimal die Woche die Leser und können da einen großen Theil des Tages verweilen. Die Bibliothek wurde in systematischer Ordnung aufgestellt und es ist darüber ein guter Katalog erschienen. Der reichen naturhistorischen Sammlung stehen Seigneur von Cowton und Professor Agassiz vor. — Wenn Wissenschaft und Wohlthätigkeit hier einen begünstigten Sitz haben, so gedeiht dagegen die schöne Kunst nicht auf unserem etwas spröden Boden. Wie der Maler Ludwig Robert nur im Ausland Lehre, Auszeichnung und Ruhm fand, so geht es jetzt dem Landschaftsmaler Calame, der in Genf wohnt und auch bei der letzten Kunstausstellung in Paris mit seinem Bild von der Handeck im Sturm mit Recht großes Aufsehen erregt hat. Sollte der so kunstverständige König von Preußen oder der Kronprinz ihn nicht nach Berlin ziehen wollen? — Auch die Musik, die vor acht Jahren durch Andr. Späth in Kurzem sehr in Aufnahme kam, ist seit seinem Abgang als Conzertmeister nach Cöburg wieder sehr gesunken. — Der unvergeordnete Kunstzweig der Bijouterie und der Uhrensubrikation ist dagegen immer noch im Steigen, zwar nicht in Neufchatel selbst, aber in den merkwürdigen Dörfern Locle und La Chaux-de-fonds. Hier ist die Uhrenindustrie noch immer im Zunehmen. An beiden Orten wurden 1858 nahe an hunderttausend goldenen und silbernen Uhren verfertigt. In Locle 55.626, also 1159 mehr als 1857, und in La Chaux-de-fonds 59.668, also 5025 mehr als in jenem Jahr. — Diese Gebirgsgegenden haben im vorigen Winter sehr an Klte gelitten. Kein Wunder daher, daß Bären und Wölfe aus den unwirthbaren Jurahöhen herabkamen und Nahrung suchten. — Was zu vielen interessanten Jagdpartien Veranlassung gab. — Diese Winterbäre hindert jedoch nicht, daß das Leben im Gebirg sehr gesund ist. In La Chaux-de-fonds starb vorigen Winter ein Mann von hundert und neun Jahren. Neunzigjährige Männer und Frauen sind so wenig selten als Drillinge und selbst Vierlinge. Ein Beispiel von frischem jedem Alter ist Madelon Meßmer in Motiers-Travers, die nun achtundachtzig Jahr alt ist, sich wohl befindet und jährlich zu Fuß über das Gebirg nach Genf geht. Sie wohnte bei Jean-Jacques, als er sich mit Therese in Motiers aufhielt. Sie war damals eilf bis zwölf Jahr alt und erhielt von ihm Unterricht im Lesen und Schreiben. — So starb neulich auch der Hauptmann Chaillet, wohl der älteste Botaniker und Naturforscher der Schweiz in einem sehr kräftigen Alter von drei und neunzig Jahren.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 11. September 1839.

Hippolyta. — Dies ist das einfältigste Zeug, das ich jemals hörte.
Theseus. — Das beste in dieser Art ist nur Schattenspiel, und das schlechteste ist nichts schlechteres, wenn die Einbildungskraft nachhilft.

Shakespeare.

Die Bajaderen.

Die Bajaderen sind in unserer Stadt. Unsere vornehmen Damen fahren bei ihnen vor; sie hören mit Andacht die Phrasen des französischen Entrepreneurs, sie schütteln die Köpfe zu den Explicationen des anwesenden Professors der Naturgeschichte, der ihnen weiß machen will, die Hindous seyen im Grunde Geschöpfe, ganz wie wir, sie betasten die sammtweiche Haut, die merkwürdigen Kleidungsstücke der seltsamen Geschöpfe und denken beim Weggehen, wie die Pariser in Montesquieus persischen Briefen: „c'est une chose bien extraordinaire! comment peut-on être Hindou!“

Wir waren schon durch die französischen Berichte gehörig darauf vorbereitet, daß bei den Produktionen der indischen Tänzerinnen und ihrer Musiker von einem gebildeten Kunstgenusse keine Rede sey, man hatte denen, welche es nicht vorher glaubten, versichert, daß das stationäre Indien auch in den Wirbel der Girouette auf der Zehenspitze sich nicht habe fortreißen lassen, und Jedermann wußte, daß es sich bei der Sache am Ende nur um ein Menagerieninteresse handle. Wie kommt es nun, daß das Publikum trotz dem bei dieser Erscheinung sich ganz anders benahm als sonst, wenn ihm Exemplare der sogenannten wilden Menschheit mit ihren Grimassen und Kunststücken vorgeführt werden?

Beim Buschmann, der mit fürchterlichen Gesten seinen Götzen anbetet, oder beim Ofagen, der seinen Kriegsgesang heult, hat die schöne Welt in der Regel nicht viel andere Gedanken als beim Gegurgel des Papagaien oder den Cabrioles des Tanzbären. Beiderlei Phänomene erscheinen der Einbildung als nothwendig im Wesen der Geschöpfe gegründet, und Niemanden fällt es hier ein, die Natur zu bofmeistern, wenn der Rhythmus ihrer naiven Laute und Bewegungen mit den Forderungen des civilisirten Auges und Ohres im Widerspruch steht. Warum fällt es nun den Leuten so gar schwer, sich in ähnlicher Weise beim Tanze der Bajaderen zu resigniren und sich mit ihrem Aeußern zu befreunden? „Bajaderen!“ heißt es, „und so zu tanzen, zu solcher Musik und mit solchen Gesichtern! Bah! Freilich merkwürdig, höchst merkwürdig! denn wer hätte sich auch die Sache so gar miserabel vorgestellt!“ — Noch einmal, woher rührt es, daß die große Mehrzahl dabei zum rein ethnographischen Genusse nicht kommen konnte, daß man Alles noch unter der Erwartung fand, selbst nachdem man in dem vom französischen Menschenhändler ausgegebenen Prospectus dringend gebeten worden war, gefälligst zu bedenken, wie dieses fremdartige Schauspiel mit unsern Opernkänzen, „die jetzt den höchsten Grad von Ausbildung erreicht,“ irgend eine Aehnlichkeit weder haben könne noch solle.

Diese Hartnäckigkeit im Festhalten gewisser Ansprüche wäre schwerer begreiflich, wenn das Publikum die Vorstellungen des deutschen Theaterpächters theilte, der neulich auf seinem Zettel, den er bei Anwesenheit der Bajaderen ausgab, „die wilden indianischen Tänze“ ankündigte. Wieder ein Beweis mehr zu hunderten, wie viel Bildung an der Spitze jener sämtlichen Nationalbildungsanstalten steht! Wilde Hindous! Als ob nicht Indien wer weiß wie lange schon zahm gewesen wäre, zu einer Zeit, wo wir von unsern Vätern nicht viel mehr wissen, als daß sie wild waren und dem schaulustigen Rom im Circus ihre barbarischen Kraftstücke preisgaben! Freilich, die Geschichte ist ja überhaupt der geduldigste Teig in den Händen schnellfertiger Theaterintendanten, die vor ihrer eigenen Skrupulosität in Beobachtung der Nationalcostume den größten Respekt haben.

Aber nein, das Publikum raisonnirte anders. War auch den Wenigsten Indiens uralte Kultur und seine Bedeutung als Fruchtknoten der europäischen Menschheit so recht gegenwärtig, schon das Frauenzimmer konnte mit dem Lande, aus dem die herrlichste Mousseline, die köstlichsten Foulards und jene unnachahmlichen Shawls kommen, unmöglich die gemeinen Begriffe von Wildheit und Barbarei verknüpfen. Und Bajadere! wie süß bedeutsam klingt schon der Name! wie weckt er so reizende Bilder naiver Wollust und natürlicher Grazie! Man sieht im halboffenen, von Palmen beschatteten Gemach mit untergeschlagenen Beinen den Nabob sitzen, und vor ihm die zierlichsten, schlanksten Mädchengestalten mit den Gazellenaugen und den prächtig geschwungenen Augbraunen, phantastisch geschmackvoll mit der Mousseline drapirt, wie sie sich drehen und wenden, neigen und beugen, fliehen und kommen, und mit den ausdrucksvollsten Geberden den Zuschauer in jenes stille, wollüstige Entzücken versenken, das die Poesie des Orientalen ist, und das ihm die Gourmandise des Abendländers so gerne nachempfinden möchte.

Und hat nicht ganz neuerlich Monsieur Scribe Goethes Gott und die Bajadere auf die Bretter gebracht? Und wie entzückend, die weißen Rosen im dunkeln Haar über den rosigen Wangen und mit den fleischfarbigen Tricotbeinen, tanzt in dieser Oper Mademoiselle N. dem Scheiterhaufen entgegen und zeigt noch im Tode lächelnd die schönen Zähne! Wenn die Natals und die Soetredories am Ganges und Buramputer nicht so natürlich, so sprechend, so berauschend tanzen, desto schlimmer für sie. Nun ja, vom unbezeichnenden Aplomb einer Taglioni, von der sinnverwirrenden Grazie einer Elsler kann da keine Rede seyn, wo der ausschweifende Flug der Glieder, statt von gebildetem Kunstgefühl, nur von einfältiger Tradition gezügelt und geregelt wird; aber Völker, denen, versenkt in ihre Nationalität, das Bewußtseyn der Kunst an sich noch nicht aufgegangen ist, sind ja auch im Punkte des Anstands unzurechnungsfähig. Wer wird verlangen, daß die Bajaderen das Bein so hoch aufheben, wie unsere Balatrones? und man hat hier Orts auch Kunstbildung genug, um überzeugt zu seyn, daß der Winkel, den die Beine einer Tänzerin in der Bravour einschließen, doch nicht durchaus als Kunstmaßstab dienen kann. — Was die Musik anlangt, so muß man leider sich gefaßt machen, daß sie dem polternden Tambourin und der schnarrenden Clarinette des Seiltänzers näher steht, als der wundervollen Chromatik einer deutschen Hofkapelle, und die Reize der weit hergekommenen Schönen selbst werden freilich etwas zigeunerhaft schattirt seyn; aber wären wir die Blüthe des Menschengeschlechts, wenn sich unser glänzendes Incarnat nicht so blendend von der Folie der farbigen Menschheit abhöbe?

(Fortsetzung folgt.)

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Die Freunde kleideten sich, während sie die Musterung des Zimmers vornahmen, aus und entließen dann die Diener, und sobald sie allein waren, trat Bruchsal auf den Altan und überließ sich der wohlthätigen Einwirkung der Nacht auf seine Seele. Er vergaß sich, über die breite steinerne Brüstung gelehnt, sogar völlig und dachte nicht daran, wieder in das Zimmer zu gehen. Da rief es drinnen seinen Namen: „Bruchsal! Bruchsal!“ wiederholt. Er hörte es nicht. Erst ein nahes Geräusch an der Glasthure warf ihm vernehmlich. Er drehte sich um und stutzte. Eine lange weiße Gestalt, einen blutigen Fleck auf der Brust, mit kreideweißem Gesicht und verbundenem Haupte stand vor ihm und winkte. Es trat eine kleine Pause ein. „Wie albern!“ sagte Bruchsal nach einigen Sekunden. „Was soll die Mummerei?“ Er hatte Sturm erkannt.

„Das Gespenst erschrecken, wenn es wirklich käme, mein Bester,“ erwiderte Sturm lachend, der seinen langen Reitermantel umgethan und sich das Gesicht gefärbt, an die Stelle des Herzens aber ein rothes Papier befestigt hatte. „Bin ich somit nicht vorbereitet, es würdig zu empfangen?“ — „Pfui, wie du dich zugerichtet hast!“ sagte Bruchsal kopfschüttelnd. „Wirst du denn niemals ernsthaft werden?“ — „Ernsthaft werden?“ erwiderte Sturm; „das Ernsthafte ist in der Welt ganz relativ und es kommt bei allen Dingen darauf an, aus welchem Gesichtspunkte man sie auffaßt. So könnte ich z. B., wenn ich wollte, heute bei dem Gedanken recht

ernsthaft seyn, wie seltsam sich in der That mein Verhältniß zu Emilien zu gestalten scheint, und ich spiele eben nur meine wilde Laune anstatt des Ernstes aus. Sage du mir einmal im vollsten Ernste selbst, wie kommt dir unser Brautstand vor? wie meinst du, daß deine Schwester von mir denkt?"

„Es ist mir allerdings aufgefallen," versetzte Bruchsal zögernd, „daß ein etwa so zu nennendes zärtliches Verhältniß zwischen euch nicht besteht; deine wilde Laune ist es aber recht eigentlich, die Emilien verletzt. Sie ist ihr noch zu neu, sie muß sich mit der Zeit erst wieder daran gewöhnen, und offenherzig gestanden, warst du auch die Tage her, und nicht bloß heute, ungewöhnlich aufgeregt." — „Hätte ein Fremder aus ihrem heutigen Wesen den Bräutigam errathen sollen," sagte Sturm, „so würde er auf dich weit eher als auf mich gefallen seyn." — „Ach, was!" entgegnete Bruchsal, „ich glaube gar, du bist eifersüchtig, und auf wen!" — „Ich scherze," warf Sturm hin. „Aber wie sollte ich in der letzten Zeit besonders aufgeregt gewesen seyn? Ich bin heiter und vergnügt; ich kann nicht anders seyn, wenn ich mich freue, ich war von jeher so. Emilie weiß das ja noch von unserer Kindheit her, wo wir mit einander so innig übereinstimmten."

„Ganz recht," sprach Bruchsal, „und an eure Kindheit mußt ihr denken, wenn ihr euch erinnern wollt, daß ihr Liebesleute seyd. Wie zärtlich und eines Sinnes ihr damals auf dem Lande wart, wie treue Spielgenossen! das wahre Gegenstück zu Goethes wunderlichen Nachbarskindern. Ja, ihr werdet mit einander glücklich seyn." — „Ich sollte es wenigstens noch hoffen," sagte Sturm. „Nur nimmt es mich bei alle dem Wunder, Freund, daß dir selbst die Veränderung nicht aufgefallen ist, die mit Emilien seitdem vorgegangen. Ich erkenne sie nicht wieder; sie ist nicht mehr das frohe, sanguinische Mädchen, das sie war." — „Ich finde sie im Grunde unverändert," äußerte Bruchsal dagegen, „und weiß nicht, was du willst. Du wirst doch nicht verlangen, daß sie noch wie ein Kind seyn soll? Du nimmst es ihr übel, daß sie erwachsen ist. Ihre augenblickliche Verstimmung über dich steckt dich rückwirkend an. Sey dafür nur morgen recht zärtlich gegen sie und bestrebe dich, ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie hofft ja auch mit dir glücklich zu werden! Hätte sie dich nicht herzlich lieb, wie würde sie aus freien Stücken ja gesagt haben?"

„Das ist auch Alles ganz gut und schön," antwortete Sturm lächelnd, „und es war, bei Lichte besehen, nicht gerade so gemeint, wie du es nimmst. Ich gebe mich immer gern zufrieden. Du weißt schon von anderen Gelegenheiten her, daß ich Alles, was ich thue, nicht so gar schwerfällig nehme, und ich habe mich dabei immer wohl befunden. Ich denke, Zeit bricht Rosen, und mein Grundsatz, was das Gegenwärtige anlangt, ist, daß die Eben im Himmel geschlossen werden." — „Das werden sie, ja," sagte Bruchsal ernst, „und damit sey es gut. Geh du aber nun zu Bette, lieber Freund; ich kann noch nicht schlafen. Ich schreibe noch ein paar Seiten an meinem Tagebuche."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

Historische Leistungen.

Der Eifer für vaterländische Geschichte, nie erloschen, wenn auch Zeitumstände ungünstig einwirkten, seit einigen Jahren aber besonders lebendig, führt zu den dankenswerthesten Resultaten. Er ist fast gleichmäßig über die Lombardei, Piemont und Toscana verbreitet; Rom bringt wenig hervor, mehr Neapel, aber nicht für das Quellenstudium. Die von dem Könige von Sardinien im Jahr 1855 eingesetzte Deputation für das Studium vaterländischer Geschichte führt wacker mit ihren Arbeiten fort, auch außerhalb der sardinischen Staaten von den Gelehrten eifrig unterstützt. Wenn gleich in beschränkterem Kreise, und fast bloß eine Urkunden- und Gesetzsammlung gebend, entwickelt die Akademie von Lucca eine höchst lobenswerthe Thätigkeit. Ihre im Jahr 1809 begonnene Sammlung der Memorie e Documenti per servire all' Istoria del Ducato di Lucca ist schon zu einer ansehnlichen Bändezahl angewachsen; der Werth der einzelnen Arbeiten ist zwar verschieden, brauchbar aber sind alle. Dies sind die beiden auf Staatskosten unternommenen Publikationen; ihnen schließt sich an die durch einen Verein von Privatpersonen in Florenz unterstützte Herausgabe der Venezianischen Gesandtschaftsberichte, auf die ich bereits in einem frühern Artikel aufmerksam machte. Schon am 25sten Juli 1296 erließ der große Rath eine Verordnung, welche den Gesandten zur Pflicht machte, bei ihrer Rückkehr einen Bericht über den Erfolg ihrer Sendung abzustatten; diese Verordnung scheint in Vergessenheit gerathen zu seyn, denn sie wurde im Jahr 1401 erneuert. Doch scheinen bis jetzt keine Relationen bekannt geworden zu seyn, welche älter wären als der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Ohne Zweifel sind frühere vorhanden. Von der erwähnten Zeit an finden sie sich ziemlich häufig in Abschriften in öffentlichen und manchen Privatbibliotheken, sind auch in den jüngsten Jahren vielfach benutzt und in Frankreich zum Theil gedruckt worden. Der erste Band der in Florenz veranstalteten Sammlung ist unter dem Titel: Relazioni degli Ambasciatori Veneti al Senato, raccolte, annotate ed edite da Eugenio Alberi, vor Kurzem erschienen. Er eröffnet die Abtheilung des sechzehnten Jahrhunderts, welche in drei Serien, die europäischen Staaten mit Anschluß Italiens, Italien und die Türkei, neun Bände umfassen und in etwa drei Jahren vollendet seyn soll. Der erste Band, 489 Seiten stark, enthält sieben Relationen: von Vinc. Guirini, 1506, über den Hof von Burgund und Castilien, über Philipp und Johanna; von N. Tiepolo, 1552, über Carl V., dem der Gesandte von Spanien nach Deutschland folgte; von M. und F.

Giustiniani und M. Cavalli über Frankreich in den Jahren 1535, 1558, 1546; von B. Navagero über Carl V. (1546), dem er nach Flandern und Frankreich folgte, wo er beim Friedensschlusse von Crepy war; endlich von L. Contarini über K. Ferdinand I., 1548. Der nächstens erscheinende zweite Band wird sich mit Italien befassen, und unter andern den interessanten Briefwechsel Guirinis über die Belagerung von Florenz (seine Relation hat sich bis jezt nicht gefunden) enthalten. Die Bemühungen des Herausgebers, einen lesbaren und correcten Text zu geben und die dunkeln Stellen durch Anmerkungen zu erläutern, sind sehr dankenswerth, und die übrige Ausstattung sorgfältig. So reiht sich denn dies Unternehmen den bedeutendsten im historischen Fache würdig an, und es kann ihm auch außerhalb Italiens an allgemeiner Theilnahme nicht fehlen. Unterdessen scheinen auch die sonst so ängstlichen italiänischen Buchhändler Muth bekommen zu haben, und drucken beherzt drauf los. Hier bei Molini ist der zweite Band der Chronik des Cavalcanti erschienen, welcher das interessante Geschichtswerk mit dem Tode des Rinaldo degli Albizzi beschließt und hierauf einige Auszüge aus einem zweiten handschriftlichen Werke des Cavalcanti über Vorgänge seiner Zeit und eine Reihe wichtiger Documente mittheilt, welche sich auf die Jahre 1415—1468 beziehen, und größtentheils florentinischen Privatsammlungen entlehnt sind.

(Fortsezung folgt.)

Neufchatel, August.

(Schluß.)

Schmuggelei. Straßenwesen. Mensen Ernst.

Die Lust an deutscher Sprache, Literatur und Kunst nimmt in Neufchatel, Locle und La Chaux-de-fonds merkwürdig zu. Schon vor einigen Jahren wurde in lezterem Orte ein hübsches Theater für deutsche und französische Vorstellungen und Opern gegründet. Jezt hat man an etwas Ernsteres und Besseres gedacht, nämlich an die Gründung einer deutschen Kirche in diesem merkwürdigen Thal, wo über zweitausend deutsche Schweizer wohnen. Wiewohl nun in jenen Gebirgsgegenden Wohlstand herrscht, so ist doch die Lust zum Gewinn noch größer, und diese führt unter andern zu einer Art von Schmuggelei, die gar sonderbar ist. Sie geschieht mit Brennholz, das nicht wohl ungesehen in der Tasche oder im Koffer fortgebracht werden kann. Daran ist in dem benachbarten französischen Departement Doubs wegen schlechter Forstwirthschaft großer Mangel, und man zahlt es gern theuer. In den anliegenden Neufchateler Gemeinden ist dagegen eine treffliche Forstverwaltung, und gerade diese verbietet die zu große Ausfuhr des Holzes nach Frankreich, ein Verbot, worauf auch streng im Lande gehalten wird. Dies bringt die Gewinnsüchtigen zu einer passiven Schmuggelei. Da sie nicht wagen, das Holz selbst auszuführen, so legen sie es auf ihrer Nachbarn Gefahr und Risiko dicht an die französische Grenze, und dann kommen die schmuggelnden Franzosen bei Nacht zahlreich und bewaffnet mit ihren Wagen, um es aufzuladen und fortzuführen. Darüber kommt es oft zwischen den Neufchateler Gensd'armen und den Franzosen zu blutigem Kampf, wobei nicht selten auf beiden Seiten Todte auf dem Platz bleiben. — Die Regierung fährt fort, eifrig für Anlegung neuer und Ausbesserung alter Straßen zu sorgen. So wurde mit großen Kosten die steile und gefährliche Straße von Rochefort nach Port abgetragen und sehr leicht zugänglich gemacht. Früher bestand von Sagne nach Locle keine andere Straße als der weite Umweg über La Chaux-de-fonds. Jezt wird diesem Uebelstand durch eine neue Straße über das Gebirg abgeholfen. Früher führte keine große Straße von Neufchatel auf geradem Wege über Neuville am Bieler See weg nach Biel und von da nach Münster und Basel. Daher blieben wegen der großen Umwege Reisende und Briefe von Neufchatel nach Basel lange und unordentlich unterwegs. Jezt geht die Reise auf gerader Linie so schnell und so ohne allen Anstand dicht am See weg und dann über Berg und Thal, daß man von Neufchatel in fünfzehn Stunden nach Basel gelangt. Ehemals brauchte man gerade vier-und-zwanzig Stunden mehr zu dieser Fahrt. Stände, was künftig gewiß geschehen wird, dieser Kurs mit dem von Genf nach Neufchatel in unmittelbarer Verbindung, so könnte man von Genf in sieben-und-zwanzig Stunden nach Basel gelangen, und von da in fünftehalb Tagen mit der Rheindampfschifffahrt über Rotterdam nach London. In einigen Jahren, wenn das Eisenbahnnez auf dem rechten Rheinufer und in Belgien ganz fertig seyn wird, dürfte man dies freilich für entsezlich lange halten. Indessen ist den sämmtlichen Schweizer Postadministrationen, besonders aber der Berner, auf jenem Wege zu wünschen, daß sie der Neufchateler an Schnelligkeit und Pünktlichkeit, sowie an Höflichkeit der Postoffizianten, Conducteure und Postillons glichen. Darin zeigt sich aber ein entsezlicher Unterschied, und im Neufchatelschen merkt man an Allem gar wohl, daß das preußische Postwesen zum Muster genommen worden ist. — Gegen die Dampf-Eisenbahnschnelligkeit wird auch wahrer Schneckengang scheinen, was uns neulich der bekannte norwegische Läufer Mensen Ernst zeigte. Er durchlief in neunzig Minuten hundertmal eine Strecke von vierhundert Fuß, also etwas mehr denn sieben Lieues. Seine Promenaden in Europa und Asien sind aller Ehren werth. Er lief von München in vier-und-zwanzig Tagen nach Nauplia, von Constantinopel nach Kalkutta in neun-und-fünfzig. Dabei ging er auf dem Heimweg durch Kleinasien und Persien, zurück aber über Cabul und durch die westliche Tartarei. Als er in der Nähe des Himalaia war, stand er einen Augenblick still, denn es wandelte ihn die Lust an, durch die östliche Tartarei nach China zu gehen. Er wandte sich aber doch wieder links und ging längs dem Kaspischen Meer nach Haus. Nächstens will er aber eine Promenade nach China unternehmen. Der Körperbau und die Gesichtszüge dieses außerordentlichen Mannes zeigen auf den ersten Blick den Skandinavier, den unternehmenden, herumschweifenden Norman. Im zwölften Jahr trat er in englischen Seedienst. Er war achtzehn Jahr alt, als er einen Neger sah, der durch sein schnelles Laufen die Bewunderung der Engländer erregte. Mensen Ernst lief nach einiger Uebung mit ihm in die Wette und übertraf ihn. Seitdem gab er sich mit Leidenschaft dem Laufen hin. In der Folge diente er als Unterpilot auf einem englischen Kriegsschiff in der Schlacht von Navarin, nahm aber dann seinen Abschied, und seitdem durchrennt er die Erde nach allen Richtungen. Er ist einfach in seinem ganzen Wesen, in Kleidung und Nahrung. Auf seinen langen Reisen, auf ungebahnten Wegen hat er unter anderm Nothdürftigen in seinem kleinen Ranzen: eine Landkarte, einen Compaß, ein Thermometer und ein Hodometer, um damit den durchlaufenen Raum zu messen. Bis jezt hat er seines Gleichen nicht gefunden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 12. September 1839.

Constantinopel, den 1. August 1839. — Vorgestern hatten wir hier eine seltsame Execution. Es wurden, um der Nation mit einem Beispiel voranzuleuchten, sämmtliche Vorräthe von Wein, die man in den großherrlichen Palästen vorfand, in den Bosporus geworfen.

Allgemeine Zeitung.

Zeitungsnachricht.

Schaut! in welcher wunderbaren Regung wallt der Bosporus,
Wie wenn wilder Windesbranntanz wirbelt auf dem Meeresfluß!
Wellen in der Perlenkrone sanftergänzendem Geschmeide,
In den langen Schleppgewanden von lichtheller blauer Seide
Hüpfen auf, und hoch und höher, drängen plätschernd sich zum Strand,
Rollen rauschend weit und weiter auf des flachen Ufers Sand.
Doch das Schiff an den Gestaden und die Wimpel in dem Hafen
Und die Lüfte bis zur blauen, wolkenlosen Höhe schlafen.
Sagt, woher des Wassers Wallen, Wogen ohne Windeshauch?
Ha, wo bin ich? Traumgestalten, sieht ein Wachender sie auch?
Wie in Nebelferne schwinden Stambuls weiße Häusermassen,
Minarets mit Halbmondfunkeln und die hüpfenden Terrassen;
Vor mir schwindet meiner Barke Schnabel und der Ruderer Fes,
Und um Brust und Wangen kühler herbstlich duftend wehet es.
Stille, grüne Fluthen gleiten, wald'ge Hügel, graue Felsen
Diesseits, jenseits, Burgen droben mit den schlanken Thurmeshälsen;
Winzer tragen Traubenlasten, reich entströmt der goldne Saft,
Freiheitstürme, Siegeswonnen träumt er dann in dunkler Haft. —
Traum nur wär' es? Nein, ich athme wahren Duft vom echten Eifer,
Der im Jahre Zwölf ein Tröster, Dreizehn aber war ein Helfer:
Dich in langen Zügen saug' ich tief und unersättlich ein,
Würze dich des Blumenstraußes an der Brust des Vaters Rhein!
Nur ein Augenblick — die Burgen, grüne Fluth und Hügel schwanden
Und die Winzer und die Trauben, plötzlich, so wie sie entstanden.
Häusermassen und Terrassen, Minarets und Halbmondschaar
Seh' ich wieder und der Barke Schnabel und das Rudrerpaar;
Doch der Duft ist nicht entflogen, auch der Sklaven weite Nüstern
Trinken ihn und schlaues Lächeln wechselt sie und leises Flüstern.
Ihren Blicken folgt der meine — meerbespült am Ufer, sieh!
Liegt gereihet Tonn' an Tonne, eine Küstenbatterie!
Und aus aller offnem Spunde fährt des Feuerstromes Schuß:
Süßes Rebenblut des Rheines säuft der salz'ge Bosporus.

Gleich dem Feuer der Bataillen knallen Pfröpfe von den Flaschen,
Daß vom schäumenden Champagner schaum'ge Wellenmäuler naschen.
Daher solche Lust des Meeres, daß es tanzend sich erhebt:
Hussa! ha! das Meer ist trunken und was in ihm lebt und webt!
Unten in den Wellenthälern, oben auf den Wellenkuppen
Blinken silbern, schimmern golden der begechten Fische Schuppen.
Selig mit dem Schwanze wirbelnd thut den Lustsprung der Delphin;
Und ein Hai — des Leichenschmauses Witterung zog von Indien ihn
Durch die Straße von Gibraltar nach der brittischen Fregatte;
Aber als er um die Flotte lang umsonst gelungert hatte,
Macht' er hungrig einen Kreuzzug zwischen Inseln hellbesonnt;
Ohne Ferman kam der Räuber dennoch durch den Hellespont.
Wohl ist er zur rechten Stunde grade hier am rechten Orte:
Alte Sitten, alten Glauben ruft zurück die hohe Pforte;
Tausend, die den Turban ließen, lassen auch den Kopf dazu,
Morgens schwimmen sie im Meere, das durchschwommen hat die Kuh,
Und der Wein, der Freibetträumer, der die Köpfe machte heller,
Folget ihnen, und zum Kerker für den Trinker wird sein Keller.
Schmäuse hält der Hai da festlich, und ein andrer Polyphem,
Kommt das Schluckchen auf die Fülle Menschenfleisches ihm genehm.
Doch, wie den Cyklopen fällte Wein aus des Odysseus Schlauche,
Treibt auch dieser jezt bewußtlos, mit emporgekehrtem Bauche;
Träge gähnt der zähnereiche Rachen, aus dem weiten Schlund
Tauchet ein geschorner Scheitel, dann ein bleicher, bärtger Mund,
Dann ein feister Nacken; an dem schmalen rothen Streif erkenne
Ich den alten grausen Halsschmuck, sie, die Spur der Bogensenne. —
Recht so, recht so, hohe Pforte! halte nur am Alten fest!
Schließ' dem Wein dich und der Meinung, weit eröffne dich der Pest,
Opium schlucke! — Billig liefern dieses dir die edlen Britten,
Seit der Absatz des Artikels ward in Canton abgeschnitten.

A. v. Marées.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsezung.)

Sturm und Bruchsal waren inzwischen bei ihren ersten Wechselreden in den Schlafsaal zurückgekommen, und jezt trat Bruchsal zu dem Sofa, auf das er sich niedersetzen wollte. — „Aber was ist denn das?“ fuhr er stehen bleibend fort; „was sollen die Pistolen auf dem Tische? Thu sie weg, Abenteurer, Comödiant! Ich glaube, du nimmst die dumme Spuckgeschichte in den vier Mauern des alten Nestes hier für baaren Ernst. Denke doch, wie albern das wieder einmal ist! Pistolen werden uns diese Nacht wohl nicht nöthig seyn. Ich bitte dich noch einmal, thu sie weg. Sie stören mich. Ich mag sie nicht leiden.“ — Auch würde er sie in dem Augenblicke mit leidenschaftlicher Heftigkeit entfernt haben, wenn nicht Sturm die Hand darauf gelegt und bethauert hätte, er lasse es nicht zu, sie müssen dableiben. Es sey seltsam von ihm, daß er sich vor einem paar Pistolen fürchte. — Sie stritten noch eine Minute hin und her, und da Bruchsal am Ende fühlte, daß er anfing empfindlich zu werden, so schwieg er still und fugte sich in Sturms Eigensinn.

Sie wünschten darauf einander eine gute Nacht, und Sturm erklärte noch, daß er seinen Freund nicht weiter stören, wiewohl eben so wenig schlafen werde als er selbst. Er sey vielmehr gesonnen, in einstweiliger Erwartung des Gespenstes, wenn eines vorhanden, bis zu der nicht mehr allzufernen Mitternachtsstunde auf seinem Bette zu wachen und zu rauchen.

Und nun stand dem Bette gegenüber das Sofa an der kurzen Wand, gerade vor dem einen Fenster, und ward durch den Tisch davor von ihm getrennt. Sturm war in seinem gespenstischen Kostüm, den durch den Fall etwas verlezten Kopf mit einem schwarz seidenen Tuche verbunden, auf seinem Lager ausgestreckt und rauchte behaglich seine lange Pfeife, deren Kopf auf den Dielen lag. Bruchsal, den Kopf in die eine Hand gestüzt, schrieb auf dem Sofa an seinem Tagebuche.

Es verstrich so eine geraume Weile und man hörte in der tiefen Stille nur das Getrippel von Bruchsals Feder und Sturms kurzes Ausstoßen des Tabakrauchs aus dem Munde. Am Ende ging jedoch die Pfeife aus und fiel zu Boden, denn er war, des Gespenstes uneingedenk, dennoch eingeschlafen. Bruchsal verlor sich hingegen in beschwerliche Gedanken und konnte nicht weiter schreiben. Der unheimliche kalte Gast von vorhin verstörte ihm den Sinn. Er legte zulezt die Feder aus der Hand und lehnte sich in das Sofa zurück. — Feierliche Stille herrschte nah und fern. Bruchsal zählte ordentlich die Minuten.

Da war es ihm auf einmal, als vernehme er weit ab, aber deutlich, von der Zimmerreihe her, ein Geräusch, wie wenn Thuren auf und zu gemacht würden und Schritte rauschten. Er lieh das Ohr und hörte es deutlicher; er konnte nicht zweifeln, daß es näher kam. Er horchte, obwohl ohne Gespensterfurcht, hoch auf, und fein auf die Thure gehefteter Scharfblick behielt auch die Pistolen mit in Obacht. Er war seiner selbst gewiß, wofern es auf das Erschrecken abgesehen seyn sollte, den Anschlag im Nu zu durchschauen und zu vereiteln.

Indem öffnete sich leise knarrend die vorlezte Nebenthür und das ungewisse Rauschen ließ sich dichtbei vernehmen. Eine erwartungsvolle Pause trat ein. Der auf die Dinge, die da kommen sollten, begierige Jüngling erhob sich halb von seinem Sitze darnach hin. Die Thure drehte sich langsam auf. Bruchsal fuhr außer sich vor Entsetzen zurück, denn darauf war er nicht gefaßt gewesen: — vor ihm stand der Grenadier von La belle Alliance, durchaus wie damals, als er den gräßlichen Fluch auf ihn geschleudert, verstümmelt, blutend, mit klaffenden Wunden, den Kopf mit einem schwarzen Tuche verbunden und im Gesicht noch bleierner und geisterbleicher, gleichwie dem Grabe entstiegen, in modernden Kleidern, von Gestalt noch riesiger als damals. Und zwar ging er nicht, sondern schwebte, ohne die Beine zu bewegen, auf ihren Stummeln in unbestimmten Umrissen in der Luft. Er sah den Jüngling bohnlächelnd an und winkte.

Bruchsal konnte keinen Augenblick zweifelhaft seyn, in welches Gebiet die Erscheinung gehöre. Jedoch bot er dem Uebeiridbichen in seinem Herzen Trotz und eine leichte Röthe überzog sein Antlitz, eine Röthe der höchsten Erbitterung und Entschlossenheit. Er griff, ohne hinzusehen, unwillkürlich nach dem ihm zunächst liegenden Pistol. Das Gespenst winkte wieder und hatte den Anschein, nicht eher zu weichen, als bis er folge. Bruchsal wollte das Abenteuer zu Ende führen. Er sprang auf, spannte den Hahn der Pistole und nahm sie in die eine, das Licht in die andere Hand, auf daß der Schatten ihn in der Finsternis nicht heimtückisch zu Schaden bringe und etwa in einen Abgrund führe. Die Erscheinung glitt voran, Bruchsal schritt besonnen aufmerksam hinterdrein. Sie kamen durch eine lange Reihe Gemächer; die morschen Fußböden knarrten und quitschten, als der Jüngling drüber schritt. Durch einzelne zerbrochene Scheiben pfiff die Zugluft. Doch war sie in Vergleich mit der todten Luft und den Gerüchen, die sonst in den Räumen vorherrschten, wohlthuend zu nennen. Motten flatterten vor dem Licht aus den verschossenen und zerfressenen gewirkten Tapeten, staubaufregende Mäuse raschelten quer über den Weg. Am Ende der Zimmerreihe befand sich eine geheime Treppe. Der Schatten bewegte sich die Stufen hinab, Bruchsal folgte unverdrossen. Das Licht flackerte und drohte wiederholt auszulöschen. Es ging immer tiefer und tiefer, durch versteckte, feuchte Kreuzgänge. Jezt gelangten Beide zu einer hohen eisernen Pforte, im Hintergrunde einer Wölbung, deren Fußboden mit modergrünen Platten belegt war. Das schwere Gatter schloß und drehte sich auf. Das Gespenst schwebte hindurch. Bruchsal folgte noch einmal, entschlossen, ihm hier ein Ziel zu setzen und es zum Stehen zu bringen, es koste was es wolle. — Der Schatten stand.

(Fortsezung folgt.)

Die Bajaderen.

(Fortsezung.)

So sprach und dachte man, bevor man die Bajaderen gesehen; das Schauspiel selbst aber wirkte völlig entzauberud, und nament.ich beim weiblichen Theil des Publikums fiel die Temperatur der Theilnahme sogleich unter den Nullpunkt. Ueber dem Verdruß, daß die Ideenassociationen, welche das Wort Bajadere weckt, mit der Wirklichkeit auch nicht im Geringsten zusammentrafen, konnten die Damen und der süße Theil der Männerwelt den ethnographischen Standpunkt nicht finden, und die armen Dienerinnen des Wischnou mußten die Unkosten bezahlen, welche sich die bellettristische Einbildung bisher unnöthigerweise gemacht. Ach! stielt das umringende Leben nicht genug Täuschungen aus dem Herzen sogar der eleganten Welt! Und da kommen ein paar braune, frazenhafte Gestalten weither über den Ocean, expreß, um einem mit dem Bajaderenglauben eines der lieblichsten Bilder zu zerstören und mit der ekeln Wirklichkeit die Poesie todtzuschlagen.

Sie rühret sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen,
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß.

Solche Bajaderen wollen wir haben! Wie köstlich! das ganze würzige Parfum des Orients im wundervollen Gedicht! Aber wer hat einen Begriff von Grazien auf platter Fußsohle und mit einem Ring durch die Nase! —

Wir sind im Theater. Ein von Herrn Töpfer oder Bauernfeld nach französischem Muster in Scene gesetztes Stück der allerjüngsten Civilisation ist abgespielt. Der Vorhang hebt sich wieder, und ein Bild aus der Kinderstube der Menschheit steht vor uns. Vor drei ernsten Hindous mit der Schalmei, der Cymbel und der Trommel kauert mit untergeschlagenen Beinen, starr, unbeweglich, eine Gruppe von vier Weibern und einem Kinde, braun von Farbe, seltsam, mädchenhaft, Dienerinnen der Pagode und selbst Pagoden gleich. Das dunkle Haar,

das auf dem Wirbel eine Art Haube bedeckt, fällt in zwei langen, mit Bändern durchflochtenen Zöpfen auf den Rücken nieder; ein goldener Reif windet sich um die mit farbigen Linien bezeichnete Stirne; schwere Gehänge in Ohren und Nase; ein knappes Gewand von rother Seide umschließt Schultergelenk und Busen, der überdies durch den von links nach rechts querüber gezogenen, zum Gürtel niederfallenden Mousselinshawl gehalten wird. Die linke Flanke des Körpers bleibt dabei entblößt, und hier hebt sich die dunkle Haut scharf von den hellen Gewändern ab. Ein goldener Gürtel um die schmalen Hüften hält die weißen, faltigen, durchsichtigen, bis zum Knie reichenden Beinkleider, und darunter bis auf die nackten Füße umhüllt ein rother Seidenstoff die Beine — letzteres Stück wahrscheinlich eine den europäischen Anstandsbegriffen gemachte Concession. — Auf einmal erheben sich die Gestalten, schreiten vor und begrüßen die Versammlung, die Hände mit gehobenen Ellbogen vor die Stirne gelegt und den schlanken Oberleib bei ruhenden Beinen tief vorbeugend. Savaranin bläst in seine Schalmei und entlockt ihr ohne Unterbrechung fort und fort denselben ohrzerreißenden Ton, und die Tänze beginnen, bald eine allein, bald zu zweien, bald zu vieren.

Deutsche und französische Blätter haben vielfaltig, bald mit sussisantem Hohn, bald in einer von Duften orientalischer Poesie vornehm durchwurzten Prosa, Musik und Tänze beschrieben. Hier nur Einiges vom allgemeinen Charakter derselben. Wir sahen bestätigt, was historisch längst bekannt war: Musik und Tanz der Hindous, beide sind völlig monochromatisch, wie ihre Malerei. Dies zeigt sich gleich im vollkommenen Parallelismus der Geberden und Bewegungen, wenn zwei oder mehrere Tänzerinnen zugleich auftreten. In unserm Balletsystem tanzt bei einem pas de deux oder pas de quatre die eine gleichsam die erste, die andere die zweite Stimme: ihre Bewegungen verschlingen sich antithetisch, bald sich fliehend, bald zusammeneilend und sich überholend; sie malen einen Gedanken oder eine Situation mit Lichtern und Schatten, oder sie wollen es doch, und lassen aus Widerstreit und Gegensatz die Harmonie entspringen, oder sollen es doch. Beim indischen Tanze besteht Schönheit und Vollkommenheit gerade in der strengen Symmetrie, mit der sich die Körper der zwei oder vier Theilnehmenden in dieselbe Geberde werfen und unisono dieselbe Idee oder dasselbe Gefühl wecken. Unter völlig gleichem Pendelschlag von Armen und Beinen verkörpern sich die Gebetsworte, die monoton dem Munde ihres Sängers mit dem weißen Bart entfallen; die Tänzerinnen rollen gleichsam nur das Band ab, dem die ewig wiederholte heilige Formel eingeworben ist.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

(Fortsetzung.)

Historische Leistungen.

Molini hat nun auch endlich den Druck der Sammlung von Originalbriefen zur Erläuterung der Kunstgeschichte, von Dr. Gaye, begonnen, und man darf hoffen, den ersten Band dieses in seiner Art einzigen Werkes in etwa zwei Monaten erscheinen zu sehen. Das Ganze ist auf drei Bände berechnet. In Italien ist die Aufmerksamkeit auf diese Sammlung sehr gespannt, und mit Recht, denn kein neueres Werk dürfte ähnliche Aufschlüsse über die Schicksale der Künste in Italien und die Lebensverhältnisse der Künstler gegeben haben. Die Zahl der in dem jetzt unter der Presse befindlichen Bande enthaltenen Briefe beläuft sich auf mehr denn zweihundert; alle sind mit reichlichen Anmerkungen versehen, die, zum Theil nach gründlich unbekannten Documenten, eine Menge Beziehungen erläutern. Fr. Jugbirami, der Archäolog, schreibt in seiner Villa Volterraner Adrei, wo er seit vielen Jahren seine Wohnung und Polygraphie (wie er diese Buch- und Kupferdruckerei nennt) aufgeschlagen, eine Geschichte Todeas nas, welche schon bis zum Untergange der Republik Florenz vorgerückt seyn soll. Ich habe noch nichts davon gesehen, weiß also nicht, wie sie sich zu Pignotti und andern Werken verhält. Vom Abate Bini erschien kürzlich ein Schriftchen über die Templer in Lucca, mit manchen Urkunden, aus welchen hervorgeht, daß vom Jahr 1142 spätestens bis zum Jahr 1298 (wo diese Documente aufhören) der Orden ein palatium oder manoir in der genannten Stadt hatte, welche Benennung nebst den übrigen an die Johanniter übergieng. — Dies ist so ziemlich das Bedeutendere, was in den letzten Monaten für Geschichte in Toskana geschehen, und man wird mir beipflichten, daß, wenn nicht an Originalwerken eine reiche Ausbeute gewonnen, doch für die Bekanntmachung der Quellen vieles gearbeitet worden ist. Ich kann nicht unterlassen, dabei zu bemerken, daß der Eifer, welchen deutsche Gelehrte in diesem Fache an den Tag gelegt haben, vielfach gefördert hat. Wer weiß, ob ohne Rankes Geschichtsbücher der Druck der venetianischen Relationen so bald schon zu Stande gekommen wäre, und ohne Gervinus Arbeit über die florentinische Historiographie der des Cavalcanti. Wie man, ich weiß nicht in welchem Lande, Kopf und Fuß glaubte, die Engländer produzieren nichts als Scheeren und Messer, so scheinen neuerdings einige italienische Buchhändler sich in den Kopf gesetzt zu haben, die deutschen Gelehrten lebten von nichts anderm als von Documenten und Chroniken. Darauf spekulieren sie. Wie in den römischen Kunsthandlungen eine Menge seltsamer Waaren, zu möglichst hohen Preisen, unter dem Namen Roba per gli Inglesi bekannt ist, so kann es dazu kommen, daß Urkundensammlungen und Archivalien in den Buchläden als Roba per i Todeschi bezeichnet werd. Ferne sey es von mir, als wollte ich zwischen beiden eine Parallele ziehen. Der Italiäner macht uns eine Art Compliment, und bewundert nur im Geheimen unsern Strapazenmagen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 13. September 1839.

Längst wohl sah ich im Geist mit weiten
Schritten das Schreckensgespenst herschreiten
Dieser entsetzlichen blutigen Thal;
Dennoch überließ mich ein Grauen,
Da sie vorhanden ist und geschehn.

Schiller.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Bruchsal blickte um sich. Er befand sich in einem Todtengewölbe, in der ehemaligen Familiengruft. Särge, Sarkophage standen an den Mauern neben- und übereinander, dem Schatten zunächst ein, bloß mit einem weißen Tuche verdeckter, unverschlossener Sarg. Der Grenadier zog die Decke hinweg, sah den Jüngling an und deutete darauf: ein frisch gemordeter blutender Leichnam lag in dem Sarge. — Richard trat fest und sicher hinzu, hielt das Licht hoch darüber und erkannte die Leiche: es war die keines andern als seines Freundes Sturm, mit einer offenen Wunde in der Brust, und verbundenem, blutendem Kopfe, in ein weißes Leichentuch gehüllt.

Ein dumpfer Schrei entrang sich den Lippen des jungen Grafen; er knirschte vor anwachsender innerer Empörung mit den Zähnen und preßte die Hände fester zusammen. Er wendete sich seinem Führer zu, sein stummer Blick durchbohrte ihn fragend, forschend, ob er Wirklichkeit oder Täuschung sey, sein Arm erhob sich langsam, der Zeigefinger zitterte an dem Drücker der Waffe. Das Gespenst schlug ein widerhallendes Gelächter auf, das in unartikulirten Tönen abermals wie Fluch klang. Bruchsal zielte mit krampfhafter Ruhe nach seiner Brust und drückte ab, als er seines Schusses sicher war. Der laute Knall hallte in dem Gewölbe wieder. Eine andere Stimme schrie auf, es röchelte, im Pulverdampfe zerfloß die gespenstische Gestalt . . . . . .

. . . . . .

In diesem Augenblick erwachte Bruchsal und besann sich wieder auf sich selbst. Er sah umher. Er stand aufrecht vor dem Sopha, auf dem er gesessen, hinter dem Tische, an dem er geschrieben hatte, und hielt in der einen Hand das Pistol, in der andern das Licht, mit dem er sich auf dem Gange geleuchtet. Er sah stannend von sich ab, vor sich, an dem Lichte vorbei. Da traf sein Blick auf das Bett seines Freundes, der, in seinem Blute, röchelnd, sterbend vor ihm lag.

Jetzt ward es gräßlich Licht in seiner Seele: er war auf dem Sopha im Nachsinnen eingeschlafen und hatte die Erscheinung des Gespenstes, so wie die ganze Wanderung nur geträumt, hatte, anstatt des todten Grenadiers von La belle Alliance seinen Freund Sturm erschossen. Licht und Waffe entfielen seinen Händen; er schleuderte mit übermäßiger Kraft den schweren Tisch zwischen ihm und Sturm wie eine Feder bis in die Mitte des Zimmers hinweg und stürzte mit einem Schrei der Verzweiflung über den Sterbenden.

* * *

Letzte Blätter aus Richards Tagebuch.

Denkende Geister sind im Leben die bei der Erstürmung der Burg des Todes vortretenden Freiwilligen. Der Denker ist der erste Held und Märtyrer. Die Zeit tödtet ihn, so lange er lebt, um ihn für den Frevel zu strafen, daß er den dunkeln Schleier zu lüften versucht, der in den irdischen Erscheinungen über die eigentliche Wirklichkeit ausgebreitet liegt.

Mit der Nacht der Erde geht dem Geiste das hellste Licht seines Tages auf und beleuchtet ihren Schlummer, indem sie wie ein Kind die ruhigen Züge ihres Angesichts dem forschenden Blicke darbeut und ihn ihren Ursprung in der Seele errathen läßt, wo sie wurzeln. — O, hehre Nacht! ich höre deinen Athem und fühle deine beruhigende Nähe, und es ist mir wohl, wenn ich nur dich und keine Spanne Zeit über dich hinaus denken darf. Ununterbrochen, ewig solltest du seyn. So ist auch der ermüdete Wanderer über Land nur froh, wenn er unterwegs Abends nach dem Ziele fragt, die Antwort zu hören, daß auf der Strecke, die er noch zurückzulegen hat, ihm kein Dorf mehr zu durchwandern übrig, und er denkt sich den Weg ununterbrochen desto kürzer.

Ja, es muß wohl Krankheit seyn, diese Angst und dieses Bangen, die mich zu ersticken drohen. Das Schreckliche, Gespenstische, der Fluch, den ich auf dem Schlachtfelde sah, dessen Erscheinung einen Andern wahnsinnig gemacht haben könnte, war doch nur mein eigenes Innere, in das ich somit einen Blick thun durfte. Und wie ist es so geworden? warum? seit wann? Es muß wohl vom Körper aus so umgewandelt seyn, weil es sich nach seiner Wohnung bequemen mußte. Ich war noch ein Knabe, als ich diese Unruhe zuerst empfand und durch dieses Unbehagen von meinem Innersten aus genöthigt ward, mich rastlos in der Außenwelt umzutreiben, die ich doch nicht begriff und mir nicht erquicklich anzupassen wußte. Insofern aber dieses Uebel in mir liegt und vorwaltet, fühle ich, es muß wieder herausgeworfen werden, wenn ich gesunden soll. Ich ertrage es nicht länger, es muß zu einer Krise mit mir kommen. Es muß einen Körper annehmen, oder sich zur That gestalten, damit ich es von mir werfen kann. Es muß aus der Zukunft heraus in die Vergangenheit treten; denn erst wenn es hinter mir liegt, kann ich wieder ruhig werden, es komme was da will. Ich muß mich selbst wieder finden, an mir Antheil nehmen und mich von der Außenwelt abwenden können, die mein Inneres mir allein vermitteln soll.

Wie wir ein Unglück ertragen, zeigt immer, ob es uns eine Strafe oder Lehre hatte seyn sollen. — Fluch und Segen sind immer höheren Gesetzen unterthan, und wir irren keineswegs, nennen wir sie Schicksal oder Vorsehung, Charakter oder Geist. — Schicksal ist, was wider Vernunft und Willen geschieht. Der Mensch muß aber, dem Leben und Schicksale zum Trotz, Alles überstehen und den Tod besiegen. — Wenn man in dicker Finsterniß recht ruhig vor sich aussieht und sich nicht rührt, fühlt man ordentlich die Umrisse des Gesichts und kann sich so auch vorstellen, wie der Gefühlssinn sich bei Blinden entwickelt. Je weniger Sinne der Mensch hat, desto schärfer sind sie; ein Sinn beeinträchtigt den andern, und also ist es auch mit der Ausbildung des Geistes im Ganzen: je einseitiger der Verstand, desto größer kann er seyn.....

(Fortsetzung folgt.)

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Dieses Eintönige in der Geberdung, diese Starrheit in der Beweglichkeit ist vielleicht ein allgemeiner Grundzug kindlicher Völker. Er tritt uns deutlich schon in den altegyptischen Monumenten entgegen, und die armen Hindoumädchen, wenn sie so starr, alle das gleiche Bild wiederholend, am Boden kauern und uns mit ihren großen dunkeln Augen so schwermüthig ruhig anblicken, erinnern überhaupt auf's Rührendste an manche der bunten Schildereien, womit das alte Egypten vor Jahrtausenden die Wände seiner Grabkammern bemalte. In Roselinis großem Werke stehen ganze Reihen weiblicher Gestalten, alle die Arme zu derselben trauernden oder betenden Geberde geöffnet; ein andermal sitzen da mit untergeschlagenen Beinen sunf, sechs Weiber, in einem Styl des Kostums und des ganzen Ausdrucks, der sich in den wesentlichen Punkten vollkommen an unsern Bajaderen wiederholt.

Die ganze Mimik ihres Tanzes ist nichts weniger als ohne Anmuth und Grazie, wenigstens wenn man die Grazie in der Menschengestalt an sich zu fassen weiß und sie nicht an gewisse Bedingungen des Kostums oder gar der Hautfarbe gebunden meint. Das Leuchten ihrer dunkeln Blicke, die weichen Biegungen ihrer Körper, das wellenförmige Spiel ihrer Arme erscheinen zu Zeiten ganz reizend und ausdrucksvoll. Aber es liegt auf der Hand, was die schöne Welt so antipathisch stimmte und sie über dem grotesken Außenwerk den Kern der Erscheinung so ganz übersehen ließ: der Styl der Beine, gewisse Punkte der Tracht, und endlich das Nationalgepränge.

Bei unsern Bühnentänzen ist einmal die schnatternde, sich überstürzende, aus einem Ton in den andern umspringende Sprache der Beine die Hauptsache; beständig

schreibt der Fuß, vom Boden aufzuckend, seine flüchtige Schrift in die Luft und verschlingt sie zu seltsamen Hieroglyphen, deren Sinn wir, wenn es gut geht, im Finge haschen, und ohne das ewige Schweben und Neigen und Beugen des Körpers auf der Zehenspitze und der straffen Kniekehle gibt es keinen möglichen Ausdruck der Freude und des Jubels, der Liebe und Sehnsucht, der Lockung und der Abwehr, des Fragens und Antwortens, ja der Angst und des Abscheus, der Demuth und des Gebets, und am Ende gar der Verzweiflung und des Todeskampfs. Wie muß es nun die von solch schönem und naturlichem System befangene Einbildungskraft empören und langweilen, wenn die Hinduntänzerin zu den monotonen Schwingungen ihres Oberleibs mit gebrochten Knien und nervigten Ferſen den Boden tritt, und damit weder eine ſüße, noch gewaltſame Leidenſchaft malt, ſondern immer nur die andächtigen Gefühle, wie der geplapperte Spruch des Vorſängers ſie in ihr weckt! Welcher Theaterbeſucher, wenn er es auch weiß, denkt daran, daß die Poeſie der obligaten Zehenſpitze dem Alterthum fremd war und es dem größten Theil der rings um die Erde ſo tanzluſtigen Menſchheit noch iſt? daß es wohl ſelbſt den Charitinnen in ihrem Reigen nicht darauf ankam, ob ſie mit der Ferſe den Boden ſtreiften, und daß bei den ausſchweifendſten Tänzen, an denen ſich verfeinerte Hellenen und Römer ergötzten, ausdrucksvoll der Grund geſtampft wurde? Wir erinnern die Freunde und Kenner des Alterthums beiſpielsweiſe nur an die uns eben beifallende maleriſche Stelle des Juvenal, XI, 164, welche allein hinreichte, unſern Damen einen Horreur vor allen menus plaisirs der antiken Welt einzuflößen.

Was das Koſtüm der Tänzerinnen betrifft, ſo wurde das Auge des Balletpublikums beſonders durch die Hüftpartie beleidigt. Hier iſt gerade der weſentliche Unterſchied zwiſchen der weiblichen Tracht des Alterthums und der des Orients einerſeits, und der des chriſtlichen Abendlandes andererſeits. In unſerm, nun auch ſchon mehr als tauſendjährigen Syſtem theilt die Taille den Umriß des Körpers ſtreng in zwei Hälften, in eine obere und in eine untere. Die um die Taille verjüngte Säule des Körpers ſchwingt ſich nach oben und nach unten heraus; vorzualich aber verlangt das moderne Auge eine bald ſtärkere, bald beſcheidenere, immer aber die Natur überbietende Ausladung der Hüften, und die Funktion eines Gürtels der Grazien wird dabei von mannigfaltigen, nach Stoff, Umfang und Benennung verſchiedenen Artikeln verſehen. Unter der Herrſchaft dieſes äſthetiſchen Glaubens kann keine Balletänzerin daran denken, in dieſem Punkte der Ueberlieferung zu trotzen; es wäre für ſie das unbanbarſte Unternehmen, wollte ſie etwa, den Forderungen eines fremden Koſtums zu Liebe, es ſich verſagen, ihrem Aeußern weſentlich die Umriſſe zu geben, in denen ſich einmal für die ſchöne Welt die Begriffe von Reiz und Grazie verkörpern. Als Griechin, als Türkin, als Bajadere ſelbſt, auf welchen Schauplatz ſie der leichtfertige Gedanke des Tanzpoeten werfe, wäre ihr zu Muth, wie Simſon nach dem Verluſt ſeines Haarbuſches, wenn ſie nicht vom erhebenden Bewußtſeyn getragen würde, daß das leichte Röckchen, zur Seite und hinten ſchalthaft vom Körper abgewieſen, mit ſeinen koketten Evolutionen die Schwingungen der Glieder begleitet.

Dieſer wunderbare Effekt von Draht und Steifleinwand war dem ganzen Alterthum ſo unbekannt, wie der des Schießpulvers, und alle in der Kultur zurück- oder ſtehengebliebenen Völker wiſſen noch jetzt nichts davon. Allbekannt iſt der allgemeine Charakter der alten griechiſchen und römiſchen Tracht. Der früh eingeprägte Reflex vor dieſem Alterthum, wohl auch der überwältigende Eindruck idealer Schönheit, macht, daß der große Haufen der Weltleute vor Statuen, und Basreliefs oder vor maleriſchen Nachbildungen jener Welt, in Betreff der weiblichen Figuren ſeine Tagesäſthetik vergißt. Sobald aber das Kunſtvorurtheil verſchwindet, wird die Kritik wach und zeigt Luſt, den modernen Maßſtab anzulegen. So werden die wenigſten Damen Anſtand nehmen, die weibliche Tracht auf den egyptiſchen Denkmälern abſcheulich zu finden, weil hier in der lindiſchen Verzeichnung die Figuren alles Scheins jener Idealität entbleidet ſind, welche bei den Gebilden der griechiſchen Kunſt Gewand und Geſtalt für die Einbildung organiſch in einander fließen läßt; weil die gemalten und gemeißelten Egyptierinnen ſich wie Gliederpuppen oder Wachsfiguren darſtellen, denen eine pretentiöſe Toilette übergeworfen iſt. Von den gemeinen egyptiſchen Weibern kann gar nicht die Rede ſeyn: dieſe ſind in der Regel ſchlecht und recht in eine Art Kutte geſteckt, welche geradezu, ohne Gürtel vom Hals auf die Beine herabfällt. Aber die vornehmen ſind ſehr reich geſchmückt: das ſchwarze, dicke Haar, über der Stirne kurz und viereckig verſchnitten, fällt kolbigt, in ſchweren Maſſen auf die Schultern nieder und iſt mit mannigfachem Schmuck durchwunden; in den Ohren hängen ſchwere Ringe, Schulter und Büſte ſind, ganz in der Weiſe der Hindous, mit bunten und verſchiedenfarbigen, quer gezogenen Tüchern drapirt, die Arme nackt, und vom Buſen fällt ringsum glatt und eng ein Gewand lang auf die Füße nieder, wobei meiſt der Körperumriß durchgezeichnet iſt, zur Andeutung der Leichtigkeit und Durchſichtigkeit der Stoffe.

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

(Schluß.)

Historische Leistungen.

Die Aufzählung dessen, was anderwärts im historischen Fache geschehen ist, wird weniger Raum wegnehmen. Vermiglioli in Perugia, der die ganze Geschichte seiner Heimath, politische wie artistische, mit Beifall belegt zu haben scheint, hat ein Buch geschrieben, um zu beweisen, Malatesta Baglioni, der Generalkapitän der Florentiner während der letzten Belagerung, sey kein Schurke gewesen, wie die Toscaner, auch die leidenschaftslosen, ihm ziemlich allgemein vorwerfen. Der Beweis ist ihm sehr schlecht gelungen; wie immer bei solchen Veranlassungen, ist indeß auch bei diesem äußerst ungeschickt geschrieben worden (La vita e le imprese militari di Malatesta IV. Baglioni, narrazione storica) manches Faktum genauer erörtert worden. Am meisten läßt Vermiglioli seinen Grimm aus an dem Verfasser des Romans: L'Assedio di Firenze und, ohne namhafte Bezeichnung, an der Luisa Strozzi des Professors Rosini. Dabei fällt mir ein, daß Rosini so eben den ersten Band seiner Geschichte der Malerei in Italien herausgegeben hat, welcher die erste Hälfte der Epoche vom risorgimento bis auf Masaccio enthält. Ich kann nichts darüber sagen, da ich das schön gedruckte, dem Könige der Franzosen gewidmete Buch nur eben in die Hand genommen habe. Von den dazu gehörens den gutgearbeiteten Kupfertafeln sind mehrere Hefte erschienen. Außer des Herzogs von Serra di Falco großem Foliobande über die Architektur des Mittelalters in Sizilien, welcher unter Andern zur Vergleichung mit den von Gally Knight in dem denselben Gegenstand behandelnden Buche (The Normans in Sicily) dargelegten Resultaten auffordert, ist sonst im Fache der Kunstgeschichte nur ein einziges Werk von Bedeutung erschienen, das Leben des Giulio Romano, vom Grafen Arco in Mantua, mit einem großen Atlas von Kupfertafeln, welche dieses Malers Werke in Mantua, den trojanischen Krieg, den Gigantenkampf u. s. w. enthalten. Von Archäologischem schließt sich an das längst erwartete Werk der Jesuiten in Rom über die altitalischen Münzen (Asse), welches neulich mit zahlreichen Abbildungen erschienen ist und einen Schatz von Gelehrsamkeit enthält. Auch Nibby's neues Werk: Roma nel 1838. Dessen erster Band ausgegeben ist, muß genannt werden. Diese Beschreibung Roms, von welcher mancher (irrig) glauben möchte, sie sey übers flüssig nach Allem, was schon über diese Stadt gesagt worden, wird in zwei Abtheilungen das neue und das alte Rom, in alphabetischer Ordnung, enthalten. Der erste starke Band gibt die Einleitung — physische Topographie. Geschichte der Stadt. Bevölkerung. Eintheilung. Baumaterialien und Baustyl, chronologische Tabellen — und sodann die Beschreibung der Aquädukte, Amphitheater, Bogen, des Capitols, der Castra Prätoria, der Circus und Stoaken. Ich möchte nicht geradezu behaupten, daß Nibby in Allem gründlich ist; manches in diesem Buch ist bloße Abkürzung früherer Arbeiten, z. B. über Roms Mauern, bei welcher Gelegenheit die unhaltbare Ansicht des Umfangs von fünfzig Miglien unter Aurelian wieder zum Vorschein kommt. Aber hier, wie in dem schätzbaren Werke über die Campagna (1837 — 38) ist außerordentlich viel Material zusammengetragen, und es ist in den einzelnen Artikeln eine gewisse Anschaulichkeit und ein praktischer Sinn, welche zur Genüge zeigen, daß der Verfasser mit seinem Gegenstande innig vertraut ist. Martinis Buch ist nur für Gelehrte; die übrigen Arbeiten in Guidenform (unter denen Melchiorris Buch in seiner Art viele Verdienste hat) sind im Ganzen zu oberflächlich, um zu irgend etwas anderm als zum bloßen Handgebrauch für den Fremden dienen zu können. So ist denn das Nibby'sche Werk immer noch ein erwünschtes. Wenn man viele der von ihm gewonnenen Resultate mit denen vergleicht, welche in der ländereichen „Beschreibung der Stadt Rom" sich finden, so merkt man recht, auf wie schwachen Füßen selbst nach so langen Studien die römische Topographie noch heute steht, und wie die nämlichen Stellen der Classiker, die nämlichen Entdeckungen bei den Ausgrabungen dazu dienen müssen, auf jeder Seite für Meinungen zu zeugen, die einander schnurstracks entgegenlaufen.

Um zu den historischen Arbeiten zurückzukehren, so ist endlich des Grafen Cesar Baldo Vita di Dante in zwei Abtheilungen (Dante in patria — Dante in esilio) zu Turin erschienen. Ein eigentlich gelehrtes Werk ist es nicht, wohl aber ein schön, wenn auch populär geschriebenes Buch, welches den Dichter der göttlichen Comödie inmitten seiner Zeit und seiner Umgebungen darstellt, die Wissenschaft und Poesie des Jahrhunderts, die wiedererwachte Kunst, das Leben in den Republiken und an den Fürstenhöfen, und die unsäglichen politischen Wirren in den Kreis hineinziehend, so daß wir eigentlich ein Gemälde Italiens zu Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts vor uns haben, dessen Mittels und Hauptperson Dante ist, auf den Alles sich bezieht. Und dieses hat Baldo mit vielem Geschick durchgeführt: wenn sein Werk auch nicht darauf Anspruch machen kann, Ergebniß von Archivstudien zu seyn, so muß man ihm nachsagen, daß Alles, was Chroniken und sonstige Werke, und vor allen Dantes eigene Schriften über jene denkwürdige Zeit enthalten, mit großem Fleiß benutzt und zusammengestellt ist. Daß dabei Dante's und der Chronisten Worte, so oft wie es sich thun ließ, beibehalten, daß über politische und literarische Verhältnisse des Jahrhunderts Excurse eingeschlossen sind, deren der Gelehrte nicht bedarf, die aber das Ganze abrunden, damit werden Alle einverstanden seyn. Einzelnheze würden sich hier, wie überall, berichtigen lassen. Der Vorgänger Baldos auf dem Felde der Dantesliteratur, C. Troya, dem man das interessante Buch Del Veltro allegorico verdankt (dessen Hauptresultat in Betreff der Erklärung; wer der Veltro sey, von Baldo angenommen zu seyen, einige Verwunderung erregt, um so mehr, da es heißt, Troya selber habe seine Meinung seitdem aufgegeben), hat zwei Bände seiner italiänischen Geschichte drucken lassen, der man längst mit Ungeduld entgegensah. Er geht etwas hoch hinauf — ich höre, er beginnt mit der Sündfluth. Seine Landsleute würden es vorzugsweise haben, wenn er bei seinem Plane, eine spezielle Geschichte der Longobarden und ihrer Niederlassungen in Italien auszuarbeiten, stehen geblieben wäre. Troya und Baldo haben gerade den entgegengesetzten Weg eingeschlagen, worauf auch letzterer in der Einleitung zu seinem Buche hindeutet. Baldo begann mit einer allgemeinen Geschichte Italiens, blieb aber, glaube ich, beim sechsten Jahrhundert stehen und wandte sich dann zu Dante und seiner Zeit. Der Andere begann vor einer Reihe von Jahren mit Dante, die Schicksale seiner Familie und jener der Faggiolaner mit unermüdlichem Fleiße bis in's kleinste Detail verfolgend. Dann stieg er, con animo e fortuna maggiore, zu den Anfängen italischer Geschichte hinan. — Doch für heute genug von historischen Studien. Rt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 221.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 14. September 1839.

Zwar sind auch wir von Herzen unanständig,
Doch dies Antike sind' ich zu lebendig;
Das müßte man mit neuestem Sinn vermeistern,
Und mannigfaltig modisch übertreistern.

Goethe.

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Das hindostanische weibliche Kostüm charakterisirt sich nun besonders dadurch, daß die Bekleidung der obern Körperhälfte und die der untern völlig getrennt und unzusammenhängend sind, so daß die Region der Taille mehr und weniger ganz frei und bloß bleibt. Die Büste ist dabei durch die Drapirung mit Shawls und Mousseline ziemlich voll und ausgeladen, aber durch die untern Kleidungsstücke wird der Körper knapp umschrieben. Gerade nun diese Ehrlichkeit der Hüften, diese ungebrochene Schlankheit trug viel dazu bei, daß die Grazie der armen Bajaderen der kunstsinnigen Versammlung so wenig einleuchten wollte, weil der abergläubische Blick einen Hauptträger unserer Grazie und beim Niedergleiten an den Gestalten den gewohnten angenehmen Anhaltepunkt vermißte. Wurde es hier dem Publikum noch schwerer als sonst, in einer etwas fremdartigen Erscheinung das echt Menschliche zu fassen und zu genießen, so war nur wieder der Umstand daran Schuld, daß man sich durch so viele fleischfarbige Bajaderen und verwandtes morgenländisches Gesindel in entzückenden bauschenden Röckchen, in einen idealen Orient verliebt hatte.

Noch weit mehr verstößt ein anderer Putz der Bajaderen gegen das europäische Kostum, nämlich der Nasenring. Ich kenne Frauenzimmer, die dabei gleich an nichts als an die ungeschlachten Zöglinge polnischer Bärenführer dachten. Sie waren nahe daran, sich deßhalb zum System des oben genannten Theaterintendanten zu bekennen und die sanften Hindous zu den wilden Menschen zu werfen, und meine Versuche, sie durch Notizen aus Länder- und Völkerkunde für das widerwärtige Toilettenstück menschlich zu interessiren, wurden barsch abgeschlagen. Ich hatte nicht den Muth, sie zu sehr zu drängen, ihnen zu zeigen, daß man auch in Sachen der Unvernunft gar wohl an die Vernunft appelliren könne, und wie sehr Milde und Umsicht des Urtheils zu empfehlen sey, wenn man eine Laune bekrittelt, der seit Jahrtausenden tausend Völker huldigen, zumal es sich bei genauerer Betrachtung herausstelle, daß auch unser Putz in vielen Stücken nur legitimirter Volksunsinn sey.

In ganz Arabien und Persien, in Vorder- und Hinterindien tragen die vornehmen Weiber seit den ältesten Zeiten Ringe in der Nase, und zwar durch die linke Nasenwand. Sie kommen schon in der Bibel vor, was freilich dem bibelfestesten Christen entgeht, der vom hebräischen Text nicht mehr weiß, als daß man ihn von hinten herein liest. Luthern und seiner Zeit mochte dieser Volksbrauch noch unbekannt seyn, und er übersetzte daher

Nase mit Stirne, und Nasenring mit Haarband. Schon der Knecht Abrahams hängte der schönen Rebecca am Brunnen „Armringe an ihre Hände und eine Spange an ihre Stirn," (Mos. I. 24. 47.) d. h. einen Ring an ihre Nase. In einem Vers der Sprüchwörter Salomos, den Luther so gibt: „Ein schönes Weib ohne Zucht ist wie eine Sau mit einem goldenen Haarband," heißt es geradezu: „mit einem goldenen Ring in der Nase." Dasselbe gilt von der Stelle bei Jesaias 3. 21.

Es war Niemanden zuzumuthen, daß er diese primitive Koketterie, welche die Bajaderen in ganz guter Art zur Schau trugen, gerade anmuthig finden sollte. Was ist aber dagegen zu sagen, wenn so viele Völker von uralter Kultur die Nase für einen so passenden Ort halten, um ein Geschmeide hineinzustecken, als das Ohrläppchen? Wir haben ja so große Achtung vor der Poesie der Araber, Perser, Indier, so schwer begreiflich sie uns oft ist, und es fällt uns nicht ein, ihre Phantasiegebilde mit den Reagentien unserer Aesthetik und Poetik zu zerlegen. Warum wollten wir dies bei der Toilette thun, die ja überall auch ein poetisches Produkt des Nationalgeistes ist? Ist nicht die Kultur des Orients ein so kräftiges, selbstständiges, blüthenreiches, und jedenfalls ein viel älteres Gewächs als die unsrige? und sind nicht alle, die schönsten und edelsten, wie die herbsten und wunderlichsten Früchte, die in den Kronen beider Bäume hängen, Triebe der innersten, eigensten Natur beider Pflanzen? Und dabei ist ja doch, wenn man die zwei heterogensten Völkergruppen einander gegenüberstellt, ihr beiderseitiges Kostüm im weitesten Sinne, gerade wie Blatt, Blüthe und Frucht der zwei verschiedensten Gewächsen, am Ende nur die leicht modificirte Entfaltung derselben wenigen, einfachen Gedanken der Natur. Wir suchen uns in den Dichtungen der Morgenländer mit Liebe, kosmopolitisch, in ihre Anschauungen der äußern und der innern Welt zu versenken; dies gelingt uns nur zu oft sehr unvollkommen, und immer weniger, je mehr die Gegenstände unmittelbar die Sinnlichkeit berühren. So wird es uns nie möglich seyn, dem Perser oder Hindou die Gefühle nachzuempfinden, welche der Nasenzierrath der Geliebten in seinem Herzen regt; wenn man aber nicht gerade ein Geck oder ein Perrückenmacherlehrling ist, so wird man diese Gefühle vorweg als süß und relativ vernünftig gelten lassen. Ja, mancher Lüsterne unter uns mag bedauern, daß ihm das Organ abgeht, um einmal zur Abwechslung seine Phantasie im Nasenring einer Schönen sich schaukeln zu lassen.

Wenn man bei den Bajaderen, wie wir sie auf der Bühne sahen, an verwandte Rollen in unsern Dramen, Opern und Balletten dachte, so wurde einem wieder recht klar, worin beim Copiren fremder, der Zeit oder dem Raum nach weit entlegener Kostüme das verständige Maaß, die geschmackvolle Mitte besteht. Besonders war es die königliche Bühne zu Berlin, welche ihrer Zeit in Betreff der Kostümtreue die höchsten Ansprüche an sich selbst, und dann wieder auf allgemeine Anerkennung machte, und dabei auf die seltsamsten Irrwege gerieth; z. B. wenn sie Macbeth in altcaledonischem, halb fabelhaften Kostüm vorführte. Hat wohl je Graf Brühl, wenn ein Stück aus der Zauberlaterne des Orients über die Bretter ging, den Damen Milder oder Stich zugemuthet, auch ihren Nasen den Lokalcharakter zu geben? Er mußte dies aber, wollte er ganz consequent seyn. Man denke sich Demoiselle Rachel als Esther oder Athalie mit dem altnationalen Nasenring! Wurde sie sich deßhalb, weil sich schon Rebecca am Brunnen einen Ring in die Nase hängen ließ, dieses Organ durchbohren? Doch davon wäre ja nicht einmal die Rede, und die Nasenspange ließe sich leicht nach dem Prinzip von Papagenos Mundschloß einrichten.

Als den dritten Hauptpunkt, der der Sinnlichkeit unseres Theaterpublikums ein Aergerniß gegeben, nannte ich oben die Hautfarbe der Tänzerinnen. — Ich hörte im Theater neben mir ganz anständige Leute einander fragen: ob es wohl Mulatten seyen? O encyclopädische Bildung der Zeit, die alles im Himmel und auf Erden, Natur- und Menschengeschichte, Astronomie, Länder- und Völkerkunde, in so leichten, schmackhaften, sinnreich geordneten Schüsseln auftischt, wozu es so gut wie keiner Verdauungskraft bedarf, wo das ganze Mahl so ganz ohne Degout eingeht und so leicht durchgleitet, daß die Jungen und die Mädchen in Schule und Pension Alles an den Fingern herzusagen wissen, und in der Schreibstube und unter der Haube Alles rein vergessen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Es waren seit der verhängnißvollen Nacht drei Jahre verflossen, und zwei Drittheile dieses Zeitraums hatte der unglückliche Graf Richard in vollkommenem Wahnsinne zugebracht. In diesen Zustand schon verfallen, als er am Morgen nach der That, die ihm das Schicksal aufzubürdet hatte, wieder zu sich gekommen war, hatten die Seinigen den entsetzlichen Hergang des Geschehenen nur allmählig aus abgerissenen Worten, die er fallen ließ, errathen können. Sein Vater und seine Mutter überstanden zwar die ersten Augenblicke, Stunden und Tage, bis sie das ganze Uebermaß des Unwiderruflichen

in ihr Bewußtseyn aufgenommen hatten; allein um wie viel älter waren sie unterdeß geworden! Das Glück, die Ruhe, die Zufriedenheit ihres Lebens waren nun ganz zerstört, die Hoffnungen ihres Hauses vernichtet, da sie also den letzten Erben ihres Namens verloren sahen. Ihr Geschlecht starb mit ihnen aus, ihre Güter kamen in fremde Hände. Von Verwandten, Freunden und Gästen nach jener Katastrophe schnell verlassen, war der einzige Trost und die Stütze der Familie Emilie geblieben, die allein ihre Fassung behauptete. Ja, das schöne Mädchen entwickelte in dieser Drangsal eine Heiterkeit und Gesundheit des Geistes, eine Seelenstärke, die ihr in so seltenem Grade Niemand zugetraut hätte, und pflegte ihren kranken Bruder, tröstete und beruhigte ihre Eltern auf das Unermüdlichste. Sobald es damals nur irgend thunlich war, verließen sie mit ihm das öde Schloß, um ihren Aufenthalt wieder auf dem Gute zu nehmen, das sie vordem bewohnten, und hier hatten sie etwa nach Jahresfrist den Schmerz, den gebeugten alten Grafen das Zeitliche segnen zu sehen, jedoch, als abermals ein Jahr zu Ende ging, die Freude, zu erleben, daß der unglückliche junge Mann nach und nach die Herrschaft über seine Vernunft wieder gewann. Nur daß ihnen diese Freude wiederum durch die trostlose Wahrnehmung getrübt ward, daß in demselben Verhältnisse, als Richards geistige Gesundheit zu neuen Kräften kam, seine leibliche verfiel und er immer mehr und mehr dem Rande des Grabes zuschritt. Er selbst verkannte auch seinen Zustand und die Natur des abzehrenden Fiebers, dem er unterlag, nicht im mindesten, und war eben in dem Bewußtseyn dessen wirklich so heiter, als nur die äußerste Anstrengung ihrer geistigen Kräfte Emilien scheinen ließ. Die liebenswürdige alte Gräfin war gefaßt und ergeben, zeigte sich aber seit einiger Zeit sehr oft nachdenkend und wie in einem stillen Kampfe mit sich selbst: sie schien irgend etwas auf dem Herzen zu haben, von dem sie nicht wußte, ob sie es gegen ihre Kinder zur Sprache bringen sollte oder nicht.

Um diese Zeit beisprachen die Geschwister mit einander häufig und ohne Rückhalt die ernstesten Dinge und hatten eines Tags unter andern bei Gelegenheit, daß Richard Emilien auf ihren Wunsch die oben eingefügten Blätter mitgetheilt, die er in jener Nacht in seinem Tagebuche ausgefüllt hatte, die folgende Unterredung mit einander.

„Ja, es war wohl seltsam," sagte Richard, „auf wie verschiedene Weise ich nach und nach zu dem entsetzlichen Traume vorbereitet oder gereift, oder soll ich sagen, gestimmt wurde? Es geschah, was hatte geschehen sollen, und als ich endlich nach der langen Geistesnacht mein Bewußtseyn wieder zu finden begann, ging ich in einen Zustand über, der wohl dem nicht unähnlich seyn mochte, der uns zur Vorbereitung für ein anderes, nach diesem Leben erwartet. Er hatte etwas Fegefeuerhaftes. Und obwohl ich immer stärker das Bedürfniß in mir fühlte, mich aus ihm herauszureißen, und immer wiederholt den Versuch unternahm, mißlang er mir doch auch eben so oft und versank ich immer wieder in den einen vernichtenden Gedanken der That, der mich die nun dennoch überschrittenen Grenzen des Schattenreiches nochmals überblicken ließ. Lange stand die Zunge der Wage innen, so oft ich mir die entsetzliche Frage: Warum? wieder stellen mußte, und ich glaubte mehrmals, ich würde sie auf ewig wieder sinken sehen, und schickte mich schon an, allen Widerstand aufzugeben. Allein da stieg wie eine sanfte Musik in verständlichen Lauten die Antwort in meiner Seele auf: Warum sollen wir das Leben niemals fragen? und die Wage stieg. Das schwere Gewicht, das zuvor meinen Geist zu Boden zu ziehen drohte, ward in die andere Schaale geworfen und zog den Körper anstatt seiner nieder. Es ward mir wieder leicht..."

„Und wie erscheint dir jetzt die trübselige Vergangenheit überhaupt?" fragte Emilie, nachdem sie seinen Worten ernst nachgedacht hatte. — „Wie mythisch," versetzte Richard; „denn auch an dem Entsetzlichen sollte sich mir, Gottlob! die Wahrheit vergeben: daß es sich mit dem Großen und Ungeheuren im Einzelnen nicht anders als mit dem der Zeit verhält; nach dem Verlaufe von ein paar Jahrhunderten wird es mythisch, fängt zuerst dem Einzelnen und nach und nach Vielen oder Allen so zu erscheinen an. Und wiewohl ich nicht sagen darf, daß ich die Zeit daher Jahrhunderte durchlebt, so durchlebte ich darin doch gewiß so viel als der Einzelne in der Erfahrung durchleben kann: meine grauen Haare vor der Zeit bezeugen es. Ich bin alt geworden, verjünge mich aber täglich wieder, indem sich in meinem Geiste das Greisenalter mit der Kindheit verbindet. Die Erinnerungen meiner und unserer Kindheit treten hier an ihrer Wiege immer näher auf mich zu." — „Das sollte lieber nicht so seyn," versetzte Emilie; „so kommst du zuletzt wohl gar zu deiner alten Abneigung gegen mich zurück. Du erinnerst dich doch noch, daß wir zu der Zeit durchaus nicht harmonirten? Wir zankten alle Tage mit einander. Und wie vermöchte ich unsere geschwisterliche Einigkeit von jetzt, die mich so glücklich macht, je gestört zu sehen?" — „Es ist wohl wahr," sprach Richard; „wir entzweiten uns immer wiederholt, waren aber dessen ungeachtet allezeit gern beisammen. Es ist nachdenklich genug: wir waren, um es mit Einem Worte auszusprechen, von früh an nicht wie Geschwister mit einander.

(Fortsetzung folgt.)

Die Steppe.

Fragment.

Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere;
Wer sie durchritten hat, den graus't.
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
Wie eine leere Bettlerfaust.
Die Ströme, die sie jach durchrinnen,
Die ausgefahrnen Gleise, drinnen
Des Colonisten Rad sich wand,
Die Spur, in der die Büffel traben: —
Das sind, vom Himmel selbst gegraben,
Die Furchen dieser Riesenhand.

Freiligrath.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

Bewohner der Umgegend.

Wie die Kinder, im sogenannten Geduldsspiele, kleine Stückchen hervorsuchen, um daraus ein ganzes Bild zusammenzusetzen, so möchte ich in diesen Blättern nach und nach ein getreues Gemälde Hamburgs durch meine von Zeit zu Zeit eingesandten Artikel vor das Auge der Leser stellen. Ueber wenige Städte ist wohl so viel Unwahres und Fabelhaftes gesagt und geschrieben worden, wie über die unsrige, was schon darin seinen Grund hat, daß das Leben und Treiben derselben aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt ist, daß eine lang fortgesetzte Beobachtung dazu gehört, beide aus dem richtigen Gesichtspunkte auszufassen. Es ist nicht meine Aufgabe, noch hier der Ort dazu, die zahlreichen Irrthümer und geflissentlichen Unrichtigkeiten Anderer zu berichtigen und aufzudecken, und so gehe ich geradewegs auf das mir vorgesteckte Ziel los, durch treue und auf Sachkenntniß gegründete Berichte Süddeutschland mit unserer nordischen Weltstadt bekannter zu machen. Ueber die Bevölkerung unserer nächsten Umgebung habe ich bisher noch nicht gesprochen. Eine so große Stadt, wie die unsrige, muß nothwendig eine Art von moralischem Dunstkreis um sich haben und die nähere Umgebung derselben dem ihr entströmenden Miasma der Sittenverderbniß ausgesetzt seyn, da es sehr dieses keine scharf gezogene Grenze geben kann. Vergebens würde man in unsern Dörfern reine, unschuldige und dadurch so anziehende ländliche Bewohner suchen, wie sie uns die Idylle schildert oder ein glücklicher Traum der Phantasie vorspiegelt. Große Genußsucht, durch das Beispiel des verderbten Städters geschaffen, ist an die Stelle der Genügsamkeit getreten und kann nun so leichter Befriedigung finden, da die Nähe der Stadt den Erwerb so sehr begünstigt. Das Uebel wird bes sonders dadurch vergrößert, daß Familien aus der Stadt sich zum ländlichen Sommeraufenthalte fast in allen unsitgenden Dörfern angesiedelt haben und den Bewohnern derselben zwar ihre übertriebenen Luxusbedürfnisse und Modevortheile, aber nicht zugleich auch ihre Bildung mittheilen. Die ländliche Kleidung ist fast gänzlich durch die städtische verdrängt. Theure und leichtvergängliche Stoffe sind an die Stelle der derberen, haltbareren von früher getreten; die Bauerfrau fühlt sich unglücklich, wenn sie Sonntags auf ihrem Wege zur Kirche nicht in einem feinen Kleide nach modischem Schnitte erschienen kann, nicht einen Hut mit Blumen auf dem Kopfe, Handschuhe an den Händen, einen Shawl über dem Arme und einen schön geschmückten Täuftragen am Halse hat. Die Füße werden in zierliche Schuhr̃tiefeln gezwängt, und ein seidenes Kleid nach dem neuesten Schnitt darf bei besonders festlichen Gelegenheiten der Frau eines Mannes nicht fehlen, der hinter seinem Pfluge hergeht und seinen Düngerhaufen aufsetzumt. Spricht die Städterin nur zwei Minuten mit einer Landfrau, so wird die Frage der Letztern nach der neuen Mode wohl selten ausbleiben. Mit dem Kleiderluxus ist aber auch zugleich der Möbelluxus eingekehrt: die Bauerfrau — ganz arme nehme ich natürlich aus — würde sich sehr schämen, wenn sie den einkehrenden Gästen nicht ein Sopha mit Springfedern zum Sitze anzubieten hätte und ihnen den Kaffee nicht auf Mahagonitischen vorsetzen könnte. Wenn ich die ländlichen Bewohnerinnen Süds und Mitteldeutschlands mit den unsrigen vergleiche, so ist der Contrast so groß, daß ich ihn, in der Furcht, der Uebertreibung bezüchtigt zu werden, kaum gehörig zu bezeichnen wage. Hier ist der ländliche Charakter fast gänzlich verwischt; hier gelten Fleiß, Biederkeit, Einfachheit und reine Sitten nicht mehr, was sie sonst mit Recht galten; hier sind aus Menschen Puppen geworden, die fast nur aus dem Balge bestehen. Durch ein gutes Klima und einen überaus ergiebigen Boden, mehr aber noch durch den leichten Absatz ihrer Produkte unterstützt, müßte bei uns der Landmann reich werden; allein das wird er nur in sehr seltenen Fällen, da einestheils die Frauen nicht halb so viel arbeiten, als im übrigen Deutschland, anderntheils der Luxus den größten Theil des Erwerbs sogleich wieder verschlingt. Das traurigste dabei ist aber noch dies, daß die Bildung, welche so viele Uebelstände wieder auszugleichen vermag, durchaus keine Fortschritte auf dem Lande macht, worau besonders die sonstethen Landschulen Schuld sind, für die wenig oder gar nichts gethan wird, obgleich wir die musterhaftesten Einrichtungen der Art in dem uns angrenzenden Holstein vor Augen haben und die segensreichsten Früchte davon sehen. — Nachdem ich die Schattenseite unserer ländlichen Umgebung gezeigt habe, wird es mir erlaubt seyn, auch die Lichtseite herauszukehren, nämlich die außerordentliche Reinlichkeit, die in unsern Dörfern und an deren Bewohnern mit Freude wahrgenommen wird. Der Contrast zwischen süddeutschen Dörfern und den unsrigen ist außerordentlich groß; ja manche Dörfer beschämen in Hinsicht der Sauberkeit und Ordnung der Wohnungen die kleineren Städte anderer Gegenden. Stets sind die Fenster der Wohnstuben hell polirt; stets erblickt man schöne Blumen in zierlichen Scherben hinter ihnen; stets ist die Aussenseite der Häuser gut erhalten und nicht selten hübsch übertüncht, stets die Landdiele (Tenne), mit dem zahlreichen Viehstande an beiden Seiten, luftig und aufgeräumt, der das Haus umgebende Küchen- und Obstgarten musterhaft in Ordnung gehalten. Dieselbe Reinlichkeit zeigt sich selbst bei der ländlichen Arbeit an den Personen; beschmutzte Gesichter und Kleidungsstücke findet man nur an Bettlern, und auch nur diese gehen im Sommer barfuß. Das Bild gewinnt noch dadurch an Anmuth, daß unsere Landleute helle Farben lieben und eine schneeweiße Schürze selbst der niedrigsten Bauermagd nicht fehlen darf.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 16. September 1839.

We were as twinn'd lambs, that did frisk i'the sun,
And bleat the one to the other; what we chang'd,
Was innocence for innocence.

Shakespeare.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

„Der Gedanke hat sich mir so häufig gleichfalls aufgedrängt," meinte Emilie, „und die Schuld lag großentheils gewiß an mir. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß ich als kleines Mädchen äußerst kränklich und in meiner Entwicklung hinter meinem Alter so sehr zurückgeblieben war. Ich war gegen mich und Andere stets voller Eigensinn und tyrannisirte zumal dich, oder zwang dich so gern, wider deine Neigung an meinen Puppen- und Mädchenspielen Theil zu nehmen. Dein Protestiren dagegen half dir alles nichts. Ich mißbrauchte meine natürliche weibliche Uebergewalt und die paar Jahre, die ich etwa älter bin als du."

„Ja, ja," versetzte Richard, „es verhält sich damit wirklich so. Allein du mußt nur auch gestehen, daß ich trotz mancher bösen Miene immer folgsam und gelehrig war. Ich schmähte, brummte, grollte zwar mitunter, that dir aber bei alle dem den Willen, da ich dich wegen deiner steten Kränklichkeit aufrichtig bemitleidete. Und eine wie wunderbare Veränderung ging alsdann auf einmal mit dir vor! Wie ein verspäteter Frühling, so plötzlich, so überkräftig brach deine Gesundheit, die Blüthe deiner Jugend hervor. Und von der Zeit an ward ich stutzig und fremder, oder artiger gegen dich. Du erschienst mir als eine so ganz Andere, daß ich mich in die schnelle Umwandlung nicht finden konnte. Ich erkannte dich kaum mehr für meine Schwester an." — „Du böser Mensch!" fiel ihm Emilie in die Rede, „und gerade von der Zeit schreibt sich doch der Anfang des echt geschwisterlichen Verhältnisses zwischen uns her. Meine Kindheit muß aber mehrere solcher Krisen erlebt haben, und es war mir von jeher sonderbar zu Muthe, wenn ich an die ersten Jahre zurück dachte, in denen ich zur Besinnung kam. Es lag mir darauf wie ein geheimnißvoller Schleier, und es kam mir so vor, als müßte sich damals irgend etwas Bedeutendes mit mir zugetragen haben. Ich war freilich nie im Stande zu ergründen was; es zerfloß mir immer wieder wie in Nebel, wenn ich einmal eine Vorstellung zu erfassen meinte; und unsere Mutter brachte mich später ganz davon ab, indem sie es leugnete und die Ursache dieser Einbildung nur in meiner langen Kränklichkeit finden wollte: meine aufgeregten Nerven hätten es mir vorgegaukelt."

„So sagte ich, daß es gewesen sey, meine Tochter," ließ sich die Stimme der alten Gräfin vernehmen, die, den Geschwistern unbemerkt, so eben in das Zimmer getreten war und die letzten Worte Emiliens mit angehört hatte. „Erst von der Geburt Richards an kam nach

und nach Leben und Bewegung in dein schwächliches Daseyn, und ich erinnere mich noch recht wohl, wie sehr du über sein erstes Erscheinen staunte st und wie lieb du ihn dann gewannst. Dem Anscheine nach ging es hernach freilich nicht stets so einig zwischen euch her; allein Emilie war doch froh, als sie Richard heranwachsen sah, daß sie einen Spielkameraden an ihm erhielt, und obwohl du, mein Sohn, nicht selten ein wenig neidisch werden mochtest, wenn sie wegen ihrer zarten Gesundheit immer mehr als du beachtet ward, so muß ich dir doch nachrühmen, daß du ihr gern in allen Stücken den Vorrang zugestandst. Nur einmal weiß ich noch wie heute, wie verletzt deine kleine Eitelkeit sich fand, als der seltene Fall eingetreten, daß du unpaß warst und, gleichsam stolz auf deinen Husten, recht gültige Ansprüche zu haben meintest, auch beiderseits bedauert und gepflegt zu werden, anstatt dessen aber, deine sonst so derbe Gesundheit angesehen, damit von Niemand viel beachtet wurdest."

Die Geschwister lächelten einander zärtlich an, wiewohl, nachdem es ausgesprochen war, die so nahe liegende betrübte Beziehung dieser Worte auf die Gegenwart Emilien und der Mutter nicht entging und Beide erschreckte; und um darüber schnell hinwegzukommen, sagte die Erstere: „Bei alle dem muß ich jedoch gestehen, daß Richard immer einen gutmüthigeren und ederen Charakter zu erkennen gab als ich, deren Inneres die niederkehrende oder erst eintretende Gesundheit ganz gewiß zu ihrem Nachtheile umgestimmt und wilder und eigennütziger gemacht hatte. Bekam ich nämlich einmal Strafe für irgend ein Vergehen, so konnte st du vor Mitleiden darüber außer dich gerathen, und weintest und schriest zur Gesellschaft mit. Ich verhielt mich im umgekehrten Falle ganz still und ruhig und suchte mich nur bei Eltern oder Lehrern einzuschmeicheln, damit ich nicht selbst in Ungnade käme."

„Du bist ungerecht gegen dich, liebe Emilie," nahm Richard wieder das Wort; „es war bloß das Männliche und Weibliche, das sich schon frühzeitig in uns zu melden und zu entwickeln begann, und es konnte gewiß nicht leicht zwei andere Geschwister geben, in denen sich das Geschlecht geistig und moralisch so scharf und bestimmt als in uns gesondert hätte. Du warst von deiner allerersten Jugend an zärtlich und anschmiegend; ich haßte das Küssen wie ein wahres Unheil und vermied es auf das Aengstlichste. Eine Zeitlang konnte ich wie wüthend werden, raubte man mir unversehens einen Kuß." — „Und wir Kurzsichtigen," sagte Emilie, „übertrugen das Vorurtheil, das wir eben aus der Kinderei gegen dich fassen zu dürfen glaubten, unbedenklich auch auf spätere Jahre, und hielten wie alle Andern so lange dich für kalt und theilnahmlos, bis uns einmal wie zufällig die Augen aufgingen und wir erst dann, als dein Charakter sich ausbildete, die Gelegenheit fanden, dein so ernstes und tiefes, wenn auch ein wenig sprödes Gemüth zu erkennen. Ja, die Verschiedenheit zwischen uns ging so weit, daß wir bei unsern Spielen uns schon darum entzweiten, weil du sie mit dem höchsten Ernste behandeltest, ich sie nur leichtsinnig und obenhin ansah. Und es ergab sich dann daraus dein Hauptche akterzug, deine Beharrlichkeit, so wie bei mir praktischer Sinn und Geistesgegenwart."

(Fortsetzung folgt.)

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Ob Hindous Mulatten seyen! Diese Frage erscheint noch am erträglichsten, wenn die Leute vollends auch nicht wissen, was ein Mulatte ist. Mir fiel aber dabei die naive Frage eines Töchterchens einer meiner Freundinnen ein, das, damals ein zehnjähriges Kind, jetzt ein prächtiges gebildetes Frauenzimmer ist. Die Aeußerung belustigte mich ungemein, weil sie so recht in kindischer Einfalt laut und deutlich die historischen, in der Regel diplomatisch in petto gehaltenen Begriffe so mancher großen Kinder repräsentirte. Einer unserer vornehmen Herrn hatte sich auf die Brücke seines Stadtwagens einen Neger angeschafft; die groteske schwarze Larve mit dem weißen Turban machte der Jugend viel zu schaffen; eines Abends erschöpfte sich das genannte Mädchen in Fragen nach der Herkunft des Schwarzen, seinen physischen und geistigen Verhältnissen, und am Ende fragte sie: „Nicht wahr, Mama, wenn der Mohr stirbt, so kommt er auf den Judenkirchhof?" Wie hier das unschuldige Kind der christlichen Gemeinschaft streng die draußen, die Excommunicirten und die sich selbst Excommunicirenden entgegensetzte und den Neger zu den Juden, oder, wie men will, das auserwählte Volk Gottes zum Schofel der Menschheit warf, so gibt es genug Leser von Reisebeschreibungen und Pfennigmagazinen, welche jeden Volksstamm, der nicht das Patent der sogenannten weißen Haut aufzuweisen hat, geradezu aus dem Adel des Menschengeschlechts hinausverweisen.

Durch die mosaische Urkunde wurde in der christlichen Welt die Vorstellung befestigt, als ob der caucasische, sogenannte schöne Menschenschlag der Urstamm der Menschheit, und alle Völker der Erde, deren Körperbildung von der jenes Stammes mehr oder weniger abweicht, nur Ausartungen und Verzerrungen desselben wären. Der frühern Wissenschaft war es freilich nicht gegeben, die

Erzählung des Moses so zu fassen, wie sie vernünftigerweise allein zu fassen ist, wie sie allein Sinn, Werth und Bedeutung behält, nämlich als einen Bericht über die frühesten Schicksale nur des großen Stammes, dem die Juden mit allen jetzigen Völkern Europas und des vordern und mittlern Asiens angehören. Jetzt aber steht dies der erstarkten und allermittelst auch von den Prätensionen der Kirche emancipirten Naturforschung vollkommen frei, und die Naturgeschichte zwingt uns mit hundert Analogien, jener albernen Vorstellung von der Entartung des bei weitem größten Theils des Menschengeschlechts zu entsagen. Aber noch gibt es Anthropologen genug, die daran festhalten, und wie kann man sich wundern, daß die Begriffe des großen Haufens in dieser Beziehung der Wissenschaft so langsam nachrücken, wenn deutsche Naturphilosophen noch jetzt mit allem Aufwand ihres wunderlichen Geistes es unternehmen, die Racenbildung von der Erbsünde herzuleiten? Es mag eine ähnliche mystische Theorie gewesen seyn, die in den finstern Köpfen spanischer und portugiesischer Bluthunde zur gräßlichen Praxis wurde, welche ganze Länder entvölkerte, um unter den gebrochenen, armseligen Resten das Reich Gottes zu pflanzen.

Seitdem die Erde dem Europäer ringsum aufgeschlossen und das Völkergemälde in seiner ganzen Breite vor ihm aufgerollt ist, erst seitdem können wir das Problem der eingebornen Verschiedenheit des Menschengeschlechts, der Racenbildung, fest in's Auge fassen, erst seitdem sind die Grundlagen zu einer eigentlichen Naturgeschichte des Menschen gelegt worden. Aber der Gedanke thut weh, daß der Mensch erst dann sich recht kennen lernen sollte, nachdem so viele Völker vom giftigen Anhauch der Weißen verkrüppelt oder ganz vom Boden des Planeten verschwunden sind. Wie der einzelne Mensch auf seinem Lebenswege erst dann einen ernsten Blick rückwärts und vorwärts wirft, wenn ihm die Jahre so manches schöne Gefühl, das Glück so manchen süßen Wahns aus dem Herzen genommen haben, so legt sich die Menschheit die großen Fragen nach ihrer Vergangenheit und Zukunft, nach ihrem Geschicke im Raume und in der Zeit erst jetzt recht deutlich vor, wo die alten ausgeprägten Völkergebilde auf so vielen Punkten der Erde entstellt, ihre originellen Züge verwischt und die Nationalklaute der Autochthonen an so manchem Strande verstummt sind. Wie aber auch der künftige Lauf der Geschichte immer mehr Völker in die allgemeine Bewegung hineinreißen und sie nivelliren mag, so viel ist gewiß, das Gepräge der Körperbildung wird durch Taufe und Kultur nicht verändert werden. Dieses Gepräge hält die Natur mit der äußersten Beharrlichkeit fest, und wenn es sich überhaupt in der Zeit verändert, so geschieht dies in Perioden, gegen welche der Zeitraum, auf den sich die Menschheit rückwärts besinnt, ein ganz unbedeutendes Moment ist.

(Fortsetzung folgt.)

Oeffentliche Operation mit dem Daguerrotype.

Die vielfältig rege gewordenen Zweifel, ob die Photographie auch Gemeingut werden könne, ob sie nicht technische Kenntnisse und eine manuelle Uebung voraussetze, wie sie dem gewöhnlichen Weltkinde nicht zu Gebote stehen, diese Zweifel sind von Daguerre am 7ten dieses Monats durch eine öffentliche Demonstration seines Verfahrens so gründlich gehoben worden. Er nahm vor mehr als hundert Personen, gentlemen of the press, Gelehrten, Künstlern, Damen, auf dem zweiten Stockwerk des Palastes auf dem Quai d'Orsay eine Ansicht der Tuilerien und des Louvres auf. — Wir beschreiben die Operation nach den besten Pariser Blättern.

Es war um Mittag. Daguerre nahm eine mit einem Silberstaub überzogene Kupferplatte. Sie wurde mit feingepulvertem Bimsstein und Oliventöl polirt, und erst mit trockner Baumwolle abgewischt, und dann mit in verdünnte Salpetersäure (1 Theil auf 16 Theile Wasser) getauchter Baumwolle übersahren. Dieser Prozeß wurde wiederholt und dann die Platte auf einem Dreifuß über einer Weingeistlampe erhitzt, bis sich das Silber mit einer weißlichten Schichte bezog. Man ließ sie nun rasch auf einer Marmorplatte erkalten, und nahm die Politur mit Bimsstein, Baumwolle und Salpetersäure noch einmal vor. Dieser Theil des Prozesses, auf den nach Daguerres Aeußerung besonder Sorgfalt verwendet werden muß, ist der einzige, der eigentlich manuelles Geschick erfordert. Man muß mit dem Baumwollenbausch zuerst im Kreise, dann der Länge nach reiben, und dabei, wie überhaupt beim ganzen Verfahren, die Platte nicht anhauchen; es entstehen dadurch Flecken, die in der Zeichnung zum Vorschein kommen. Eine gut platirte Kupferplatte kann hintereinander zu zwanzig bis dreißig Abbildungen dienen; der Ungeübte kann also, wenn er bei der Zubereitung der Platte etwas verfehlen hat, immer wieder von vorne anfangen und die Platte frisch poliren.

Die so zubereitete Platte wurde mittelst vier kleiner Stangen an ein Brettchen befestigt, und so über die Büchse gestürzt, auf deren Boden sich das Jod befindet. Schon bei zehn bis zwölf Graden verdunstet das Jod hinreichend; es braucht also keiner besondern Erwärmung. In zwanzig Minuten war das Silber hübsch gelblich überzogen. Diese Operation wurde natürlich im Finstern vorgenommen; man hatte aber ein Loch im Gemach offen gelassen, um den Grad der Färbung beobachten zu können. — Die Platte wurde nun wieder in einen andern Verschlag geschoben und in diesem in die Camera obscura gebracht, worin sie vierzehn Minuten blieb. Jetzt mußte sie dem Quecksilberdampf, wieder im Dunkeln, ausgesetzt werden, und auch hiezu ist Alles vorbereitet, so daß es keines Calculs irgend einer Art bedarf. Die Platte kommt auf einen Rahmen unter dem günstigen Winkel von 45 Grad zu liegen, eine Weingeistlampe erwärmt das Gefäß mit Quecksilber; sobald das Thermometer außen 60 Grad C. zeigt, schaut man den Weingeist aus, und jetzt tritt das Bild nach und nach hervor. Wer in der Nähe stand, konnte

beim Schein einer Kerze und durch ein in den Apparat eingelassenes Glas von Minute zu Minute die Entstehung der Zeichnung beobachten.

Daguerres Versuch gelang auf's Vollkommenste. Trotz der Wolken, die jeden Augenblick die Sonne bedeckten, drückte sich das Bild vollständig aus. Die Camera obscura stand auf dem Balcon des Palastes im Angesicht des Pontsroyal, der Tuilerien, der Galerie des Louvre, der Seine bis zum Pont-neuf, und diesen Prospekt gab die Platte wieder. — Die Versammlung äußerte laut ihren Beifall; man drängte sich um das Bild und wollte das Abwaschen mit Natronschwefelleber gar nicht abwarten. Endlich kam Daguerre zu dieser nothwendigen Operation, und die Zeichnung wurde nun auf einem Pulte aufgestellt.

Das Bild gleicht noch am ehesten einem mit zarter und sicherer Hand retouchirten Stich in Aquatinta-Manier. Die kräftigen Schatten geben ihm dabei etwas vom Effekt eines Nachtstücks. Aber undeschreiblich, wie unbegreiflich ist die Ausführung in'ß Kleinste und Einzelnste. Man sieht die Fensterkreuze im Schloß gegenüber, das Gewebe der Leinwanddächer auf den Flußbädern, man zählt die Pflastersteine auf dem Quai; nur die Bäume erscheinen nicht ganz deutlich.

Folgendes, das man bei dieser Gelegenheit erfährt, ist entscheidend für die Raubarkeit des Daguerrotype. Der einzige Handgriff, der einige Fertigkeit und Vorsicht erfordert, die Zurichtung der Platte, kann eine Stunde vor der Aufnahme eines Bildes vorgenommen werden, und die Operation mit dem Quecksilber darf sich eben so lange verzögern. Man kann also über Feld in jeder Behausung operiren, wenn die Punkte, welche man aufnehmen will, nur nicht über eine Stunde Wegs entlegen sind. Man nimmt nur eine oder ein paar präparirte Platten und die Camera obscura an Ort und Stelle, und braucht kein Jod, keinen Merkur, keinen Weingeist mitzunehmen, kurz nichts von dem Apparat, der diejenigen erschreckt, die sich mit dem Daguerrotype nur amüsiren wollen. Jede Dame hat schon, wenn es galt, einen Fleck aus einem guten Kleide herauszubringen, mehr Mühe gemacht, als die Daguerrotypie erfordert, und mancher Elegant würde leichter mit einem Lichtbild als mit dem Knüpfen seiner Cravatte fertig.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Vierlanden.

Was die Physiognomie anbetrifft, so ist diese in der nächsten Umgebung der Stadt nicht schön zu nennen: breite Backenknochen, große, genußsüchtige Mäuler und nichtssagende graue oder hellblaue Augen sind in der Gesichtsbildung vorherrschend, und wenn diese irgend einen Reiz hat, so verdankt sie ihn der Frische und einer weißen Haut. Wirklich schöne Dienstmädchen, wie man deren doch viele in Hamburg antrifft, liefert uns unser Gebiet nicht, sondern entweder der Holstein oder die hannöversche Elbküste, welche letztere sich besonders durch schöne Frauen auszeichnet. Weiter hinein im Lande trört das aber auf, und namentlich im Bremischen und Oldenburgischen stößt man auf die häßliche wendische Physiognomie, mit den breiten, platten Gesichtern und den hervorstehenden Augen. Der Wuchs ist in unserer Gegend im Allgemeinen schlecht; hohe, schlanke Gestalten, wie im Norden, namentlich in Norwegen, das wohl von allen Ländern die schönste Bevölkerung hat, trifft man hier äußerst selten, dagegen fast allgemein kleine, knollig gewachsene, sichts hat zum Festwerden sich hinneigende Menschen. Eine Ausnahme bilden die sogenannten, Vierländer, deren Gebiet Hamburg und Lübeck zugleich angehört. Sie sollen, zur Zeit der Religionskriege unter Philipp II., aus den Niederlanden ausgewandert sein, und haben nicht nur ihre eigenthümliche häusche Körperbildung, sondern auch troy ihres beständigen Verkehrs mit der Stadt ihre alten Sitten und Gebräuche, ja selbst ihre Nationaltleidung beibehalten, welch letztere die auffallendste von der Welt ist. Schon oft sah ich den Fremden mit Erstaunen der schmucken, seltsam gekleideten Vierländerin nachsehen, wenn sie mit ihren kurzen, nur bis zur Kniekehle gehenden weiten Scharlachrock, mit dem offen stehenden, grünen, reich gestickten und mit silbernen Knöpfen verzierten Mieder an ihm vorüberging, auf dem Kopfe einen großen, völlig runden und topfförmigen Hut, der wenigstens 1½ Ellen im Umfange hält, und an den bis zum Knie sichtsbaren Beinen hellblaue Strümpfe nebst Schuhen mit breiten silbernen Schnallen. Am auffallendsten ist die Mühe dieser ländlichen Schönen, Sie hat gänzlich die Façon einer Pechhaube, und nur hinten zwei Flügel von gesteiftem schwarzen, sehr breiten Bande, wovon jede Schleife wenigstens eine halbe Elle lang ist. Die Jungfrauen tragen das Haar hinten in langen, bis zum Knie hinabgehenden Zöpfen, die mit grünem Bande durchflochten und am äußersten Ende zu Knäueln gerollt sind; wird eine von ihnen Frau, so muß sie diese Zöpfe abschneiden, eben so das gefallene Mädchen. Die Vierlanden werden mit Recht die Speisekammer Hamburgs genannt. Es ist fast unglaublich, welche Menge von Gemüsen und Obst auf dem verhältnißmäßig nur kleinen Terrain gebaut wird. Namentlich sind die von dorther zur Stadt kommenden Erdbeeren, die auf unabsehbaren Feldern und Schlägen, gleich dem Getreide, gebaut werden, mit Recht berühmt, und nirgends findet man diese Frucht größer, trefflicher und reichlicher als hier. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich annehme, daß in der Erdbeerenzeit wochentlich 50 bis 60,000 Pfund davon zur Stadt kommen, denn fast Jeder ißt sie dann täglich mit Zucker und Milch oder mit Wein, und selbst der Aermste darf sich wenigstens einige Male den Genuß gönnen, da das Pfund in der besten Zeit kaum drei bis vier Kreuzer kostet. Außerordentlich hübsch macht es sich, wenn die mit Erbeerkörben hoch beladenen, ziemlich großen Schiffe die majestätische Elbe mit ihrer duftigen Ladung hinaufschwimmen; noch reizender sind aber die Blumenschiffe in der Rosenzeit, welche gleichfalls aus den Vierlanden kommen. Der Anblick dieser Blumenmassen hat etwas Feenhaftes, Bezauberndes, und man begreift nicht, wie diese Hunderttausende von Rosen und andern Blumen an einem Tage Käufer finden werden. Allein schon nach wenigen Stunden ist der ganze Vorrath aufgeräumt, denn die Blumenliebhaberei ist unter allen Ständen gleich groß, und weder die Bürgerfrau noch die Köchin kehrt vom Markte zurück, ohne einen duftigen Strauß mit nach Haus zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 17. September 1839.

Wen der Schuß getroffen, den traf er gut,
Der aufgehoben und sicher ruht.

J. Ch. v. Zedlitz.

Der junge Jäger.

In die kühle Felsenhöhle
Tritt der junge Jäger ein;
Heiß ist's draußen, um zu schlummern
Legt er still sich auf's Gestein.

Und der Schlaf, der ewig milde,
Schließt ihm bald die Augen dicht,
Holder Träume lichte Schatten
Wandeln durch sein Angesicht.

In die kühle Felsenhöhle
Tritt ein Mädchen, hoch und schlank,
Sieht den Schläfer, tief erschrecket,
Naht sich hastig seiner Bank.

Will ihn wecken, höret Schritte,
Ruft mit Angst: es ist zu spät!
Macht des Kreuzes schirmend Zeichen
Ueber ihn, wie im Gebet.

In die Grotte tritt der Wildschütz,
Sieht den jungen Jägersmann,
Greift alsbald nach seiner Buchse,
Spannt den Hahn, legt auf ihn an.

Vor den Bruder tritt das Mädchen,
Doch er drängt sie stumm zurück;
Der hat einst auf mich geschossen!
Sagt ihr ernst und streng sein Blick.

„Sieh ihn schlafen!" spricht sie leise,
„Er ist jetzt in Gottes Schutz,
Ihm zur Seite steht ein Engel;
Fühlst du's nicht in deinem Trutz?"

Als er auflacht, fleht sie innig:
„Sieh, er schläft so ruhig fort —
Laß, bis er erwacht, ihn leben!"
Er gelobt's mit kurzem Wort.

Still am Flintenstreine schraubend,
Blickt er auf den Feind so wild;
Lautlos auf die Steine sinkend,
Liegt sie bleich, ein Marmorbild.

„Glaubst du nicht an seinen Engel,
Oder bist du's selbst zumeist?"
Ach, ich bete, seufzt sie weinend,
Daß du nie ein Mörder seyst.

Pulver auf die Pfanne schüttend,
Spricht er finster, ungerirrt:
„Wenn ich auch ein Mörder werde,
Ist es nur, daß der's nicht wird!"

Ringsum Stille, durch das Summen
Eines Käfers kaum gestört,
Tief genug, daß man des Schläfers
Leise Athemzuge hört.

Horch, da raschelt's vor der Grotte,
Und ein Hirsch, neugierig, streckt
Seinen Hals hinein zum Eingang,
Springt zurück und flieht erschreckt.

Doch der Schütz, rasch, unwillkührlich,
Sendet seinen Schuß ihm nach,
Flucht dann laut und flurmt von hinnen,
Denn es hallt wie Wetterschlag.

Aus dem Schlummer, der ihn deckte,
Fährt der Jäger rasch empor;
Eine Rose sieht er liegen,
Die das Mädchen kaum verlor.

Sie gemahnt ihn an die Jungfrau,
Die an ihm vorüberflog,
Eine Thräne stolz zerdrückend,
Als er jüngst den Wald durchzog.

Eine Rose, weiß, wie diese,
Trug sie ja vor ihrer Brust.
„Sey mir Zeichen ihrer Liebe!"
Ruft er aus in kecker Lust.

Da ertönt's wie Todesröcheln,
Und er trifft mit stiller Wuth,
Den an seiner Statt des Schutzen
Kugel traf, den Hirsch im Blut.

„Frevler, damals wollt' ich fehlen,
Denn das Herz erstarrte mir!
Doch, ertapp' ich jezt dich wieder,
Sollst du stürzen wie dies Thier!"

Auf den Hut die Rose steckend,
Schwur er's und verschwand im Wald.
Sagt mir, was der Schuß bedeutet,
Der von dort herüber hallt?

Fr. Hebbel.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

„Der Mangel an Geistesgegenwart in mir," fuhr Richard fort, „meine Schwerfälligkeit thaten sich allerdings schon von früh an in den geringsten Dingen dar, und ich konnte mich z. B. wohl fünf Minuten lang um eine Sache, die ich holen sollte, drehen, ohne daß ich sie zu finden oder anzufassen wußte, derweil dir nichts entging, du Alles faßt und jeden Wink verstandest. In unserem Verhältnisse zu einander war das wunderlichste Gemisch von unwillkührlicher oder angeborener Zuneigung und hinwieder einer Abneigung, die man fast hätte willkührlich nennen mögen, und die gewissermaßen dann erst recht zum Ausbruch kam, als die Eltern unseres armen Freundes unsere Nachbarn und wir drei Spielgenossen wurden. Die natürliche Heiterkeit eurer Temperamente führte euch Beide sogleich zusammen, und ihr verstandet, vertrugt und liebtet euch. Ich hingegen isolirte mich und schloß mich von euch aus, je herzlicher euer Verhältniß zu werden schien, bis die Junglingsjahre uns von unsern Familien trennten. Ich ward zuerst in die auswärtige Bildungsanstalt gethan; der soviel ältere Sturm kam jedoch sogleich als Kornet zu seinem Regimente, und einige Jahre darauf überraschte es mich natürlich nicht, als er Offizier geworden war, daß ich in der Ferne die Nachricht von eurer Verlobung erhielt. Die Eltern erachteten wohl eure gegenseitige Anhänglichkeit für ernster, als sie war, und ihr hattet Beide nichts dawider, in ihre Absichten einzugehen. Nur erst von der Zeit an gingen mir Verblendeten die Augen über das, was ich an dir besitzen können, auf, und ließ ich es mir also bei allen Gelegenheiten recht angelegen seyn, dein theures Herz zu erobern. Ich verdiente es vielleicht gar nicht, daß ich im Verlaufe der Zeit damit so glücklich war."

So sprachen die Drei noch eine Weile untereinander fort und fühlten die Geschwister immer mehr, wie unentbehrlich sie sich gegenseitig seyen. Sie waren unendlich glücklich in der Gegenwart, die alle ihre Wunsche befriedigte, und doch gefaßt darauf, schon in dem nächsten Augenblicke das Unvermeidliche eintreten zu sehen, an das sie bei alledem nicht denken mochten. Am Abende dieses Tages waren sie aber besonders heiter und sprach Richard mit Rührung von dem nahen Weihnachtsfeste, während Emilie, von einem Schirme geborgen, an einer Arbeit für ihn dazu thätig war. Die Nacht kam, die Mutter verließ sie, und Richard und Emilie schliefen in einem Zimmer, nur von einer spanischen Wand geschieden, damit Richard in seiner Krankheit im Nothfall eine treue Pflege in der Nähe hätte. Sie gingen zur Ruhe.

Mitten in der Nacht wachten sie beide auf und hörten gegenseitig, daß sie nicht schlummerten. Sie

sprachen dann wieder eine Weile miteinander und gedachten ihrer Kindheit, in der sie auch in einem Zimmer schliefen und eine so reine Freude an der Weihnachtszeit hatten, und zuletzt sagte Richard zu Emilien: „Nun wollen wir jedoch sehen, ob wir noch eine Stunde schlafen können; es ist noch so früh.“ Sie schliefen alsbald von Neuem ein, und als Emilie am Morgen sich ermunterte, war es bereits heller Tag. Dessen ungeachtet herrschte eine so eigene Stille in dem Zimmer und war Richard noch nicht erwacht. Sie dachte, er hat einen sanften Schlaf, und regte sich nicht. Sie wartete lange ehe sie aufstand. Endlich that sie es. Sie erhob sich langsam und leise von ihrem Lager, um ihn nicht zu stören. Sie schlich auf den Zehen zu seinem Bette, um zuzusehen, ob er noch schlummere. Sie schob die Gardinen seines Bettes zurück. Er schlief wirklich noch. Jedoch machte der Ernst seiner Züge sie betroffen. Sie lieh das Ohr. Sie hörte ihn nicht athmen, sie fühlte seine Wange an, sie war kalt. Sie rief: „Bruder, lieber Bruder!“ Sie erhielt keine Antwort; er regte sich nicht. Sie berührte seinen Mund mit dem ihrigen; es war kein Hauch mehr von ihm fühlbar. Ihre Hände ergriffen krampfhaft Richards Hände; sie schüttelte sie in Verzweiflung. Ihre Gedanken verwirrten sich; sie versuchten wiederholt vergebens, das Entsetzliche zu fassen; am Ende gelang es ihnen denn. Ihr Mund öffnete sich, es auszusprechen, er fand keine Worte. Sie schrie laut auf und stürzte zu Boden. Die unglückliche Mutter kam dazu und stand ihr bei, sich wieder zu erholen. Sie ertrug das Unvermeidliche mit Ergebung: Richard war am Schlagflusse verschieden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Der Ursprung der Grundformen, in welche das Geschlecht zerfällt, der Racen, ist uns noch immer ein unauflösliches Räthsel. Nur das negative Resultat ist gewonnen, das sich aus allen wirklichen und denkbaren Einflüssen der Klimate, wie sie jetzt rings um die Erde herrschen, die Racenbildung schlechterdings nicht erklärt. Die Racen sind keineswegs, auch nur annähernd und im Großen, auf gewisse Zonen verlesen. Mit Ausnahme des Negers sind alle, der Caucasier, der Mongole, der Amerikaner, über alle Climate vertheilt. Der eigentliche Hindou ist nun aber nichts als der Repräsentant der caucasischen, der weißen, schönen Race, wenn sie einmal so heißen soll, im heißen Erdstrich. Seine Bildung weicht lediglich in keinem wesentlichen Momente von der europäischer und vorderasiatischer Völker ab, und der Mongole, der Neger stehen ihm so schroff gegenüber, als nur immer dem lebenden Modell deutscher Maler und Bildhauer. — Die Textur und Aussonderung der Haut sind ein wichtiger Punkt bei der Racenunterscheidung, und auch darin kommen die Hindous mit uns überein; ein desto gleichgültigeres und schwankenderes Merkmal ist dagegen die Färbung der Haut. Wie der Sonnenstrahl tingirt, das sehen wir alle an der chromatischen Scale, welche die verschiedenen Völker Europas, und wieder in jedem Volk die verschiedenen Stände, ja an jedem Einzelnen die Körpertheile durchlaufen, je nachdem sie gewöhnlich bedeckt sind oder nicht.

Gerade die große Verschiedenheit in der Hautfarbe ist ein Hauptcharakter der mittelasiatisch-europäischen Race, während die andern Racen viel gleichförmiger schattirt sind. Auch die Bewohner der großen vorderindischen Halbinsel zeigen große Mannigfaltigkeit des Colorits, je nach der Breite und der Höhe über dem Meere, je nach den Kasten; aber selbst bei den Bewohnern der nördlichsten Gebirge des Landes hellt sich doch der Ton nie zur Weiße der germanischen Haut auf. Ein bestimmtes, festes Kolorit gehört nun aber zu den unterscheidenden Nationalmerkmalen im Kreise derselben Race, Unterschiede, die so zäh und in ihrem Ursprung so unerklärlich sind als die Racenbildung selbst. — Man denke an die Zigeuner. Es kann kein Zweifel darüber seyn, daß dieses seltsame Volk ein indischer Stamm ist, und die Musik der Begleiter der Bajaderen erinnert in ihrem ganzen Styl sogleich an den unheimlichen Charivari aufspielender Zigeuner. Diese Menschen haben nun aber unter uns in vier Jahrhunderten, neben ihren sonstigen Nationalzügen, auch ihre eigenthümliche Hautfarbe vollkommen beibehalten. Ihre Mädchen, wenn sie hübsch waren, hatten, wenigstens früher, einen ganz besondern Reiz für die vornehmen Leichtsinnigen, und sie wurden von diesen nicht selten ihrer herumschweifenden Lebensweise entzogen; aber die weichlichste Zigeunerschöne war, besonders an den bedeckten Körpertheilen, immer noch dunkler als das jeder Mitterung ausgesetzte Weib des südeuropäischen Landmanns. Umgekehrt, am Ganges, verwelken allerdings die Lilien und Rosen im Angesicht der Engländerin; aber ihre Nachkommenschaft geht deßhalb der Erbschaft dieser Güter niemals verlustig.

Man nennt die caucasische Race die schöne: auch dem Ungebildetsten, wenn er etwa gute, unkolorirte Bilder von Hindous betrachtet, muß der Augenschein sagen, daß dieselben an der relativen Schönheit, welche bei jener Racenbezeichnung gemeint ist, in allen Stücken so gut participiren als Deutsche, Franzosen, Türken, Araber, Perser u. s. w. Dieselbe Race nennt man aber, ungeschickt genug, auch die weiße, und tritt einem

nun im Leben oder im Bilde eine edle, aber wie aus Bronce gegossene Gestalt entgegen, so regen sich gleich Bedenklichkeiten, ob es auch so recht ein Mensch sey wie wir. Zu Shakespeares Zeit nahm es die Wissenschaft mit der Unterscheidung der Varietäten des Menschengeschlechts noch nicht so genau, und der Unterricht befaßte sich gar nicht damit. Dem Dichter war es wohl zu verzeihen, wenn er in der italiänischen Novelle, die ihm den Stoff zu seinem Othello gab, einen wesentlichen Punkt mißverstand, wenn er den großherzigen Mauren, den Sprößling des edlen arabischen Stammes, zum Neger machte, zu einem „thing, to fear, not to delight.“ Man sollte meinen, die allgemeine Bildung habe seitdem keinen Schritt gemacht, wenn man sieht, was es für Leute sind, denen man immer wieder sagen muß, daß z. B. der Beduine deßhalb, weil er fast so schwarz ist als sein krauskopfiger Nachbar in der Sahara, so wenig ein Aethiopier ist als der rosigste germanische Jüngling im Milchbart; wenn man hört, wie das beleseue Deutschland bei jeder etwas fremdartig dunkeln Larve, selbst wenn sie, wie die Bajaderen, ihr Ursprungszeugniß mit sich bringt, aus der Rumpelkammer der Begriffe sogleich gens de couleur, Mulatten, Menschenfresser oder etwas noch Schlimmeres hervorholt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Vierlanden. Der Deich.

Die Cultur der Früchte und Blumen, Gemüse, des Geflügels u. s. w. hat wohl in den Vierlanden die größte Höhe erreicht. Nicht nur ist alles hier vortrefflich, es wird auch so früh erzielt, wie an keinem andern Orte in Deutschland. So bringt man schon gegen die Mitte des Mai in einigermaßen günstigen Jahren frische junge Erbsen, Blumenkohl und Gurken, Mitte Juni aber sehr wohlschmeckende neue Kartoffeln zur Stadt, wo freilich diese Erstlinge theuer bezahlt werden. Die Maikirsche, die südliche, größte und schmackhafteste von allen — man kennt sie fast im übrigen Deutschland nicht — wird in unglaublicher Menge in den Vierlanden und auf den Elbinseln gezogen und ist so vortrefflich, daß sie fast die Traube ersetzt, mit der sie im Geschmack die meiste Aehnlichkeit hat. Auch gutes Stein- und Kernobst, Pfirsiche, Aprikosen u. s. w., ja selbst in unserer Zeit die frühen Weinsorten, werden in unreichender Menge von den Vierländern gezogen, und nicht selten sah ich den Süddeutschen, der Armuth an gutem Obste bei uns, unserer nördlichen Lage wegen, verzweifeln, sowohl durch die Fülle, als Vortrefflichkeit desselben überrascht. In Hinsicht des Geschmacks übertreffen wir alle andern Gegenden Deutschlands und haben z. B. von der Mitte des Mai bis Ende Oktobers alle Tage frische Schooten auf dem Markte. Dies Alles verdanken wir dem fleißigen, industriösen und gelehrigen Vierländer, der unaufhörlich darauf sinnt, von seiner Scholle immer größern Gewinn zu ziehen, und der stets bereit ist, neue Versuche, sowohl in Hinsicht der Cultur, als der verschiedenen Sorten des Obstes und Gemüses, zu machen. Sieht er Neues und Seltenes in den Gärten der Reichen — und daran kann es bei unserm Verkehr mit der ganzen bekannten Erde nicht fehlen — so ruht er nicht, bis er sich einige Saamenkörnchen davon verschafft hat, und bringt das auf diese Weise Erzielte bald zu Markte. Die Industrie dieser Fleißigen und ihr gesegneten Landleute geht so weit, daß sie ihr treffliches Obst nicht nur nach England und Schottland bringen, sondern sogar, vermittelst der Dampfschiffe, den Markt von St. Petersburg mit Kirschen versehen. — Unter den Bewohnern der Vorstädte Hamburgs zeichnen sich die bei sogenannten Deichs — die Dämme zum Schutze gegen das Wasser werden hier Deiche genannt — vor allen andern aus. Sie sind eine Art von Sachsenhäusern und stehen, wohl nicht ganz mit Unrecht, wegen ihrer Massivität bei den Städtern im Verrufe. Indeß muß man diese trefflichen, ehrlichen, fleißigen und geraden Menschen bei näherer Bekanntschaft bald lieb gewinnen. Es ist ein Sprichwort unter ihnen: „auf dem Deiche sieht man nicht!“ und ich, der ich fast zehn Jahre in ihrer Mitte lebte, habe dies wahr gefunden. Der Deicher ist von Natur außerordentlich stolz, und eben dies bewahrt ihn vor dem niedrigen Laster des Stehlens. Er soll, als man ihm zum nächtlichen Schutze Nachtwächter gab, dies sehr übel genommen und die Wächter in die Elbe spedirt haben, unter dem Vorgeben: „auf dem Deiche werde nicht gestohlen.“ Die Deicher sind ein munterer, kräftiger, aber auch zu Händeln aufgelegter Menschenschlag, der, wenn er einmal gereizt wird, leicht alle Mäßigung vergißt. So dorften diese Leute, als sie vor einigen Jahren wegen der Thorsperre mit den Wätern der Stadt nicht zufrieden waren, die schweren eisernen Thorflügel ohne weiteres aus und gaben sie erst nach abgeschlossener Convention, die ihnen gewisse Erleichterungen zusicherte, wieder zurück. Was Furcht heißt, kennen sie nicht, und an schwere Arbeiten sind sie so gewöhnt, daß sie selbst an Sonn- und Festtagen mit siedsaurem Vergnügen in ihren Häusern arbeiten, die wirklich musterhaft nett, wohnlich und reinlich sind. Die meisten Deicher sind bei den hier angesiedelten großen Holzhändlern oder beim Schiffbau beschäftigt und verdienen wöchentlich ihre vier bis fünf, ja mehr Thaler. Schon dies würde ihnen eine genügende Existenz sichern; allein auch die Frauen beschäftigen sich fast ohne Ausnahme mit der Wäscherei, da an der rechten Seite des Deichs fast große Wiesen liegen, die sämmtlich zu Bleichen benutzt werden. Hier ist es, wo alles das, was in der Woche über in der Stadt beschmutzt wurde, wieder gereinigt, sauber und glänzend dahin zurückgebracht wird. Unsere Wäsche ist im Auslande berühmt und verdient es zu seyn. Man kann sich leicht vorstellen, daß in Wirthschaften, wo Mann und Frau ausschließlich verdienen, Wohlstand herrschen muß, und in der That ist dem im Allgemeinen so. Es ist etwas überaus Erfreuliches, wenn man in diese netten Häuser tritt, in denen Alles die höchste Ordnung und Sauberkeit athmet, und worin ein Häuflein hübscher, rothwangiger, gut gekleideter Kinder seine muntern Spiele treibt, wo selbst der Hausbund Zeugniß dafür ablegt, daß Alles wohl genährt werde. Wo man es anders findet, da sind die Laster des Spiels und des Trunks daran Schuld, welche leider auch hier zu finden sind. Der Branntwein und das leidige Stentiumspiel, eine Kartentotterie, haben schon manches Familienglück unterg raben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 18. September 1839.

— Ein Feuer hat mein Wesen
Geläutert. Meine Leidenschaft wohnt in den Gräbern
Der Todten; keine sterbliche Begierde
Theilt diesen Busen mehr.

Schiller.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Am Weihnachtstage, für den Emilie zuvor das Geschenk genäht, nähte sie nun Richards Sterbekleid, und wegen ihres unersetzlichen Verlustes tröstete sie nur die freundliche Vorstellung, wie viel schöner, nachdem er in jene Welt hinübergeschlummert, sein Erwachen dort oben als hienieden müsse geworden seyn. Aber von dem Tage an wachte sie nun ihr ganzes Leben lang alle Morgen in der vierten Stunde, da Richard gestorben seyn mußte, wie von einer furchtbaren Stimme gerufen, auf und erlebte die ernstesten Augenblicke ihres Daseyns. — Am zweiten Feiertage ward der Gestorbene, nach seinem Willen, nicht in der Familiengruft beigesezt, sondern auf dem Dorfkirchhofe begraben, wo jezt ein grüner Rasenhügel, mit Epheu bedeckt, sich über seiner Ruhestätte erhebt und ein kleiner, angelehnter Denkstein seinen Namen nennt.

Die Glocken läuteten und Emilie empfand zum ersten Male, daß sie uns doch anders als sonst klingen, wenn sie einem gestorbenen Geliebten gelten. Tiefer Schnee lag auf der Erde. Es war in der ersten Frühe. Der einfache Sarg ward über den Schloßhof zu Grabe getragen. Es war Alles still, die Schritte der Träger schallten nicht wieder; der Himmel dustete und dampfte vor Frost, es war alles kalt, und warm allein die Thränen der Hinterbliebenen, die sie weinten, als sie mit den Dorfleuten und Dienern den Geliebten zur Ruhe brachten.

Für Emilien war es zugleich ihre ganze Jugend, die sie zu Grabe geleitete. Sie fühlte jezt: sie war vorbei, sein Verlust hatte sie der Fesseln der Erde entledigt. Sie war frei, und, jeden Augenblick bereit, wenn es seyn solle, das Leben hinzuwerfen, blieb sie doch, so lange es Gott gefalle, gern und ruhig darin, da sie nunmehr überzeugt war, es währe dort fort, sie müsse unsterblich seyn. An Richards Grabe hatte sie in der ersten Zeit keine Thränen mehr, denn der Schmerz hatte sie stumpf gemacht. Allein sie trug dennoch die Schuld der Erde ab, und als die Vorstellung sie erst überkam, wenn sie neben seiner kleinen Wohnung stand, daß er ihr so nahe sey, daß er nur ein paar Ellen unter ihr ruhe, daß das, was von ihm übrig, von seiner edlen Seele nicht mehr belebt werde, wenn sie dessen gedachte, was er gelitten hatte, und daß er ohne Abschied von ihr geschieden sey, kam ein ungeheurer Schmerz und die Trostlosigkeit der Verzweiflung über sie, daß er nun vielleicht auf ewig für sie verloren sey. Erinnerte sie sich dann dessen, was

sie mit ihrem verstorbenen Freunde vordem besprach, so wendete sie sich fortan jedesmal, sobald sie, des Geschehenen uneingedenk, dieser alten, lieben Gewohnheit wieder huldigen wollte, bei dem Gedanken seines Todes mit Abscheu von all den Dingen ab, die sie sonst nur seinethalb, wie sie jezt erkannte, gefreut und ferner keinen Reiz mehr für sie hatten. Sonst hatte sie in vielen Stimmungen wohl Geisterfurcht gehabt; jezt war dieselbe mit einem Male wie weggehaucht und sie verweilte in der Finsterniß nun gern allein, da sie mit den Geistern durch ihn befreundet geworden war.

Sie stand dessen ungeachtet Jahrelang mit treuer Sorgfalt und Pflege ihrer Mutter in ihrem Schmerze bei, bis dieselbe auch aus diesem Leben schied, und war dann ganz allein in der weiten Welt, in der sie, je älter sie ward, immer mehr die Erfahrung machte, daß, wer Gott finden will, sich selbst verlieren müsse.

Nach dem Tode ihrer Mutter sollte sie indeß noch eine große Ueberraschung und Erschütterung erleben, indem die Gräfin ihr einen in der lezten Zeit an sie geschriebenen Brief hinterlassen hatte, der die wichtige Eröffnung enthielt, daß Emilie nicht ihre und ihres Mannes Tochter, sondern ein von ihnen angenommenes Kind ihrer Schwester sey, das sie, einem ihr auf ihrem Todenbette abgelegten Versprechen gemäß, als ihr eigenes zu erziehen, sich verpflichtet gefühlt hätten. Die Mutter sagte ihr ferner: sie und ihr Gatte hätten von früh an beabsichtigt, dies Versprechen in der Art zu erfüllen, daß sie Emilien und Richard für einander bestimmt gehabt. Indessen wäre späterhin die Abneigung, die sich zwischen ihnen kund gegeben, Ursache geworden, daß sie auf diesen Plan verzichtet und dafür die Neigung begünstigt und gutgeheißen hätten, die sie mit dem jungen Baron Sturm verbinden wollen, und sie hätten sich also Beide entschlossen gehabt, ihr das Geheimniß ihrer Geburt nie zu verrathen, sondern sie und Richard immer in dem Wahne zu lassen, daß sie leibliche Geschwister wären, um auf diese Weise ihre Eintracht zu sichern und sie vor gegenseitiger Entfremdung zu bewahren. „Ueber deine früheste Jugend," besagte der unvollendet gebliebene Brief; als er zu Ende ging, „muß ich dir hiemit noch eine wunderbare Mittheilung machen. Deine Mutter —" An eben dieser Stelle aber brachen die Schriftzüge plötzlich ab, so daß Emilie sich darein ergeben mußte, dieses Geheimniß nie ergründen oder entschleiern zu können. Wie sie auch immer ihr Gedächtniß anstrengte, ihr vielleicht zu Hülfe zu kommen, es blieb umsonst und sie vermochte die schon oben erwähnten dunklen Erinnerungen mit keiner bestimmten Gestalt und Färbung zu beleben. Nur fiel ihr in den Papieren ihrer Mutter einige Zeit darauf ein altes Zeitungsblatt in die Hände, das den nachstehenden Artikel enthielt, dessen Durchlesung sie tief ergriff, ihr aber, wie oft auch wiederholt, niemals die Gewißheit gewähren konnte, daß er etwa in nächster Beziehung zu ihrem eigenen Schicksal stehe.

(Schluß folgt.)

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Ja, eine Minute nach dem Aufrollen des Vorhangs, als eben die armen braunen Weiber ihren Salam machten, richteten sich an mich aus einem schönen Munde

So äthiop'sche Worte, schwärzern Sinns,
Als wie sie aussehn,

daß ich erschrack und meine ganze Erwiderung in einem verlegenen Nicken und in einem Lächeln bestand, das sich albern genug ausgenommen haben mag. Die Dame hinter ihrer Lorgnette meinte: „Die Bajaderen machen mir fast den Effekt von Affen; finden Sie dies nicht auch?" Bei dieser Blasphemie gegen die Majestät der Menschheit stand ich da wie ein loyaler Hofrath, der zu einer hochverrätherischen Floskel, die er in Gesellschaft hören muß, ein sauersußes Gesicht schneidet. Leider ist dieser den Menschen erniedrigende Vergleich nicht immer so gar weit hergeholt; aber die Gestalten, welche unheimlich an die thierische Karrikatur unserer Körperbildung mahnen — ihr braucht sie nicht weit weg, in den Südspitzen der Continente oder hoch oben auf dem Eis des Nordpols zu suchen; sie sind überall, sie sind unter uns, sie blöcken die Zähne am Theetisch und grimassiren hinter Opergläsern und aus Federhüten hervor. Ein Hindou und ein Affe! Hat sich irgendwo, von jeher das Ebenbild Gottes in edlerem, ruhigerem Ebenmaß ausgeprägt, als unter dem Volke, das sich hier in ein paar, von europäischer Habsucht losgerissenen Gliedern unserer Schaulust darbietet? Und woher kommt der blonden Europäerin der Gedanke, mit dem sie ihrer selbst spottet, ohne zu wissen wie? Von dem Bischen Tusche, womit die Natur unter dem Wendekreis des Krebses ihr Meisterstück schattirt.

Mustert diese Weiber, die ihr so tief unter euch stellt! Vor Allem beschäftigen den Beobachter Augbraunen und Augen, so großartig, keck und sicher gezeichnet. Wenn die alten Egyptierinnen solche Augen hatten, so sollte man meinen, die Art, wie die Zeichner dieses Volks das Auge behandelten, sey nicht naive Stümperei

gewesen, sondern Scheu, den in sanftem Feuer strahlenden Juwel des Angesichts zu beeinträchtigen. Auf den egyptischen Malereien sind nämlich die Figuren fast durchgängig im Profil gezeichnet, und dabei ist doch die ganze Ellipse des Auges, gewaltig groß, mit dem Stern in der Mitte angegeben und durch einen schwarzen Rahmen noch mehr gehoben. — Diese Augen beherrschen auch das Gesicht: es ist nicht eben schön nach unsern Begriffen, aber keine Spur von widriger Verzerrung darin und der ganze Ausdruck so rührend sanft durch die prächtigen und doch so ruhigen Augen. Schwarzes, schlichtes Haar, so lang und reich, als es sich die kokette Spanierin nur wünschen mag; vollkommenes Ebenmaß im schlanken, biegsamen Körper, nirgends ein Bruch oder eine Ecke in den Umrissen, die weich in einander verfließen bis hinaus zur niedlichsten Hand und dem zierlichsten Fuß.

Ist all dies nichts? kann man all dies ignoriren über dem Bischen Pigment, in das Netz der Haut von derselben Sonne niedergeschlagen, welche die Palmfrucht reift, das Gefieder des Vogels in die brennendsten Farben taucht und die Flügeldecken des Insekts mit Brillanten bestreut? Und betrachtet, betastet diese sammtweiche, im Reflex goldig glänzende Haut, und fühlt es, wie kindisch der Stolz des Europäers ist, wenn er sich wegen der weißen Wäsche, welche ihm die Natur gegeben, vorweg für den Gentleman unter den Völkern hält. Und wäre es darum, wenn er sie reinlich halten könnte. Aber sie schmutzt gewaltig, schon wenn er zu Hause bleibt, und zieht er fort unter den lothrechtern Strahl der Sonne, so färbt sie sich gleich so fatal wie das Hemd der Königin Isabelle, und er spricht dann von seiner weißen Haut, wie der Schmid am Samstag von seinem Weißzeug.

Zu den bisher genannten Umständen, welche die Bajaderen besonders dem schönen Geschlechte so übel empfahlen, kommt noch einer, nämlich das gute Aussehen, die Stattlichkeit ihrer Begleiter. Die drei Männer sind nach unserem Maßstabe hübscher als die Weiber, jedenfalls aber ihre Gesichter ausdrucksvoller. Diese Beobachtung mußte Jedermann machen, die Wenigsten aber bedachten, daß das Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern auf dem größten Theile der Erde ein ganz anderes ist und von jeher war, als in unserer galanten, handlussenden Welt.

Beinahe überall, wo das Weib in physischer und moralischer Erniedrigung lebt, steht es dem bedeutend ansehnlicheren, wohlgebildeteren, ausgeprägteren Manne gebeugt, unscheinbar gegenüber. Dies geht so weit, daß es sehr zahlreichen Völkern, namentlich vielen der rohesten, gar nicht in den Sinn kommen könnte, das schwächere, zärtere Geschlecht zugleich als das schöne zu bezeichnen, da der Augenschein so ganz dawider ist. Aber auch bei Nationen, wo beide Geschlechter im Durchschnitt sehr wohlgebildet sind, wo aber der Mann tyrannisch herrscht und das Joch der Sitte und des Gesetzes auf dem Weibe liegt, also just bei den großen caucasischen Völkerfamilien der Araber, Perser, Hindous, steht das Weib für ein europäisches Aug meist unbedeutend und reizlos neben dem Manne, und dies rührt hauptsächlich vom physiognomischen Ausdruck beider her.

Geistiges Leben, wenn es auch nicht immer gerade verschönert, prägt die Züge mehr aus und veredelt sie, indem es sie individualisirt. Es ist daher eine allgemeine Beobachtung, daß bei einem Volke der nationelle Gesichtsausdruck desto mehr den individuellen überwiegt, je tiefer es auf der Leiter der Kultur steht oder wieder hinabgesunken ist; je roher und geistig unbewegter die Menschen, desto mehr sehen sie einander ähnlich, desto auffallender tragen sie ihr Nationalgepräge zur Schau. Betauntlich sind bei den allerversunkensten Stämmen, in schauerlicher Analogie mit der Thierwelt, sogar die beiden Geschlechter physiognomisch kaum zu unterscheiden, weil der Geistesfunken in beiden gleich nothdürftig fortglimmt. Aber bei den meisten barbarischen Völkern, unter denen einiges geistige Leben herrscht, steht in dieser Beziehung das Weib weit unter dem Manne, und die geistlose nationelle Aehnlichkeit unter den Individuen tritt daher beim weiblichen Geschlecht ungleich stärker hervor als beim männlichen. Bei Völkern, wie die Eingeborenen Nordamerikas oder mancher Südseeinseln, sind die Männer außer allem Vergleich innerlich bewegter, und selbst der Ausdruck der schlimmsten Leidenschaften in ihren Gesichtern beruhrt uns nicht so unangenehm als bei den Weibern der einförmig wiederholte, sanftere, stumpfere Typus der Nationalbildung, in dem sie, ihren Tyrannen gegenüber, wie unreif, unfertig erscheinen. An den Osagen, die vor einigen Jahren Europa durchzogen, ließ sich dies sehr gut beobachten. Aber dieses Verhältniß zwischen den Geschlechtern ist auch bei Nationen von alter Kultur, wo das Weib unter dem Druck lebt, merkbar genug; es läßt sich selbst in die europäischen Völker herein verfolgen, und die Spuren davon sind sogar bei den kultivirtesten unter ihren niedrigen Ständen nicht ganz vermischt. Alle Reisende im Orient stimmen darin überein, daß die Weiber im Allgemeinen eine Starrheit der Bildung zeigen, welche bei den gefälligsten Formen den Europäer entzaubert, daß sie der Seele und jenes geistigen Reizes entbehren, den wir, wenigstens auf die Länge, so ungern vermissen, wogegen die Männer überall, wenn auch nicht angenehm, durch die mannigfachen Züge beschäftigen, wie sie die Affekte in's Gesicht schreiben. Und eben

hierin liegt es, daß die männlichen Begleiter der Bajaderen bedeutender, interessanter erscheinen als sie selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

(Fortsetzung.)

Ausstellungen. Telegraph. Wettrennen. Dilmarschen.

Auch in diesem Jahre, wie bereits in mehreren frühern, hat eine Kunst-, Gewerbe- und Blumenausstellung statt gefunden. Die erstere täuschte manche Erwartung, da nur sehr wenig Bedeutendes, des Mittelmäßigen viel und des Schlechten noch mehr zur Anschauung gebracht worden war. Wer je irgend Bedeutendes gesehen hatte, verließ die bunt geschmückten Räume gewiß unbefriedigt. Bessere Resultate gab die Gewerbeausstellung, und mancher Fortschritt machte sich auf erfreuliche Weise bemerkbar. Das Reizendste, was man aber sehen kann, ist allemal die mehrere Male im Jahre stattfindende Blumenausstellung. Es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, die holden Kinder der Flora aller Zonen in den schönsten Exemplaren und mit Kunstsinn und Geschmack geordnet, beisammen zu sehen, und wir wissen dem Inspektor unseres botanischen Gartens, Ohlendorff, der ein wackerer, strebsamer Mann ist, dem diese Anstalt viel verdankt, so wie den berühmten Blumens und Saamenhändlern, den Gebrüdern Booth, aufrichtigen Dank dafür, daß sie diese Anstalt in's Leben riefen. Unsere Handelsgärtner finden nicht allein dadurch Gelegenheit, sich bekannt zu machen, sondern auch andern Blumenliebhabern wird die Freude gewährt, die schönen und seltenen Erzeugnisse ihrer Glashäuser einem größern Publikum vor die Augen zu führen; denn Blumen sind da, um gesehen zu werden, und wer zeigte die seinigen nicht gern? Außer diesen werden, zu gelegenen Zeiten, auch schöne Früchte ausgestellt, und es kommen wahrhafte Prachteremplare von Trauben, Melonen, Pfirsichen u. s. w. zur Anschauung. Bei dieser Gelegenheit muß ich noch bemerken, daß unser botanischer Garten unter Ohlendorffs Aufsicht der Stadt immer mehr zur Zierde gereicht und der Wissenschaft mit jedem Jahre förderlicher wird. Wer nach Hamburg kommt, versäume nicht, dieses interessante Institut, so wie die großartigen Anstalten der Gebrüder Booth in Flottbeck, hinter Altona, zu besuchen, welche letztere wohl kaum auf dem ganzen Continente Nebenbuhlerinnen haben dürften.

Was unser literarisches Treiben anbelangt, so läßt sich noch immer nicht viel darüber sagen. Zeitschriften kommen und vergehen alljährlich, wie die Blätter unserer Bäume. Gutzkows „Telegraph" nahm einen tüchtigen Aufschwung und schien uns zu verheißen, was uns seither noch immer fehlte: eine gediegene belletristische Zeitschrift. Allein der Herausgeber ist seit Monden schon von uns entfernt und scheint sich andern Bestrebungen mit einem solchen Eifer hinzugeben, daß wir fürchten müssen, er werde sich, um ihnen genügen zu können, seiner Zeitschrift gänzlich entziehen.

Das Pferderennen in dem nur eine kleine Stunde von Hamburg entfernten holsteinischen Dorfe Wandsbeck hat auch in diesem Jahre wieder statt gefunden. Schon früher fielen große und gerechte Klagen über dasselbe ein, indem das bei heimlich Hazardspiele getrieben wurden, die manchen jungen Mann, und wohl auch reifere Männer in's Unglück stürzten. Es verlautete sogar, das Unwesen solle gerichtlich untersucht und die Begünstiger desselben zur verdienten Strafe gezogen werden. Statt dessen hat aber die benachbarte Regierung es sanctionirt, und gegen die Erlegung eines Spielpachts von 1000 Species — etwa 1600 Thaler preußisch — ist es erlaubt worden, während der Zeit des Pferderennens eine Spielbank in Wandsbeck zu etabliren. Wie viele tausend Species mag diese Erlaubniß wohl Hamburg in diesem Jahre gekostet, wie manches Familienglück untergraben haben? — Die Pferdewettrennen sollen, wie behauptet wird, dazu dienen, die Pferdezucht zu heben, die Racen zu verbessern. Ihnen werden diese edlen, bisher so nothwendigen Thiere, durch die sich nach allen Richtungen hin verbreitenden Eisenbahnen immer entbehrlicher, und wie lange wird es währen, so wird auch der Landmann mit einem Dampfpfluge seinen Acker umpflügen; mit Vollblutstuten wird er es überdies nie thun können. Die Sache hat also nur einen schönen Namen, und man hat einem theuren, der Gesammtmasse verderblichen Vergnügen nur ein kosmopolitisches Mäntelchen umgehängt. Bei Gelegenheit der Eisenbahnen bemerkte ich noch, daß man den Plan der Hamburg-Bergedorfer jetzt aufgegeben hat, wahrscheinlich, weil man auf zu große Hindernisse gestoßen ist.

Wie ich vermuthet und in diesen Blättern bereits früher angedeutet habe, hat die neu errichtete Zolllinie, womit man uns von Seiten Dänemarks umspannen, schon ihre verderblichen Früchte für die Moral der Bevölkerung des benachbarten Holsteins getragen. Laut offiziellen Berichten sind in Pinneberg, etwa $2\frac{1}{2}$ Stunden von hier, mehrere Familien aufgehoben worden, die das Geschäft des Waareneinschwärzens betrieben. Bald werden förmliche Schmugglerbanden organisirt seyn, die mit den Waffen in der Hand sich der Duane widersetzen, wenn diese sich ihrem Betriebe hindernd in den Weg stellt. Aus den zersprengten Schmugglern bilden sich dann, wie es nicht anders seyn kann, Räuberbanden. — Die Verhältnisse in dem benachbarten Ditmarschen, welchem man die i. J. 1500 auf dem blutigen Schlachtfelde von Hemmingstädt erkämpften Freiheiten und Privilegien in neuerer Zeit genommen hat, scheinen noch immer nicht ganz geordnet zu seyn, und es hat sogar, wie die Zeitungen berichteten, einige Unruhen in dem Ländchen gegeben. Das Verhältniß der Ditmarsen zur Krone Dänemark ist dem der Basken sehr ähnlich; wie diese ihre Fueros, so haben auch jene ihre Privilegien zu vertheidigen, und wären die Ditmarsen, was sie 1500 waren, wo sie mit einigen Tausenden — der Chronist sagt, nur mit 100 waffenfähigen Männern, doch tümpften Weiber, Greise und Kinder mit — ein Heer von 50,000 Dänen schlugen und erschlugen, so würden sie den Dänen das Spiel eben so schwer machen, wie die Basken es jetzt bei den Christinos thun. Jetzt aber werden sie sich fügen müssen, obgleich ihre Rechte unbestreitbar sind. Ich habe diesen Gegenstand in meine Besprechung gezogen, da man sich hier eben so lebhaft dafür interessirt, als für die hannöverschen Angelegenheiten, denen man die allerlebendigste Theilnahme weiht.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 225.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 19. September 1839.

C'est une grande question parmi les hommes de savoir s'il est plus avantageux d'oter aux femmes la liberté, que de la leur laisser. — Peût-être qu'un homme plus sage que moi serait embarrassé de décider: car si les Asiatiques font fort bien de chercher des moyens propres à calmer leurs inquiétudes, les Européens font bien aussi de n'en point avoir.

Montesquieu.
lettres persane.

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Wenn wir über den Kreis unserer Civilisation hinausblicken in Raum und Zeit, so sehen wir überall das Weib neben dem Mann eine demüthige Figur machen. Nur in unserer Kultur hat es sich anders gestaltet, nur hier hat das Weib, um es für hundert natürliche Incapacitäten zu entschädigen, in hundert Punkten des Lebens den Vortritt und die Vorhand vor dem Mann; sie greift dabei in ihrer Weise in die geistige Bewegung ein und kann sich all die Reize erwerben, welche den Körperreiz heben oder dafür entschädigen, jedenfalls ihn überdauern. „Ehret die Frauen!" dies ist ein echt germanischer Spruch, und die Parole „honneur aux dames!" ist nur sein süßlicher Wiederhall.

Der edle Trieb des Mannes, mit dem er das Weib, das er nach dem Gesetze der Natur sich nicht gleichstellen kann, über sich hinaufhebt, ist wesentlich ein Zug des deutschen Charakters, und diese Achtung vor dem schwächern Geschlechte, sofern sie tiefes Gefühl und nicht bloß galante Grimasse ist, lebt in den Völkern nur in dem Grad, in dem germanische Elemente in sie eingedrungen sind. Aber der Grundunterschied der Geschlechter bleibt bei allen Schwankungen der Sitte derselbe; ihre von der Natur abgewogenen Gewalten, nach denen sie wechselnd sich einander über- und unterordnen, sind in ihrem Wesen unerschütterlich, ob der Volksbrauch das Weib in den Staub drückt, oder ob er es halb vergöttert; und die neuern, in dieser Art unerhörten Versuche weiblicher starker Geister, diese ewige Constitution zu erschüttern, das Weib, wie man sagt, zu emancipiren, sind in der Verfeinerung nur krankhafte Gelüste nach der Ungebundenheit der Barbarei, bei deren Wiedereinbruch das Weib am allermeisten zu verlieren hätte.

Es zeigen sich in dieser Beziehung zwei Extreme der Kultur: am einen Ende der Caraibe, der sein eben entbundenes Weib zur Arbeit in's Feld jagt und sich gravitätisch niederlegt, um Kindbettbesuche zu empfangen; am andern Madame Dudevant, die nicht übel Lust zeigt, zur Abwechslung einmal dem Mann den Fuß auf den Nacken zu setzen. Beides ist gleichweit von der Vernunft und der Liebe entfernt, und hundertmal eher, als daß sich die monstreusen Träume der frechen Französin in irgend einer Gesellschaft verwirklichen, kommt es dahin, daß der von der Kultur belectte Caraibe seine hochgebildete Gemahlin in's Schauspiel führt, wenn weiße Tänzerinnen, von einem schwarzen Entrepreneur über die See geschleppt, bei erhöhten Preisen vor der caraibischen schönen Welt ihre Künste machen. Es ist aber merkwürdig,

daß weiße kosmopolitische Damen, denen die Emancipationspredigten der Dudevant und ihrer Nachbeter wie aus dem Herzen geschrieben sind, nichts dabei zu denken haben, wenn sich ein Franzose Eigenthümer der Bajaderen nennt.

Wer den Bajaderen und ihren Produktionen ein Interesse abgewinnen wollte, das über die ganz gemeine Schausucht hinausging, der mußte die Kunst verstehen, die hohen Begriffe von der Vortrefflichkeit unserer Kultur, das Bewußtseyn der absoluten Liebenswürdigkeit seiner selbst, seiner Frau, seiner Geliebten, der königlichen Hofschauspielerinnen und der ganzen schönen Welt auf eine kurze Stunde in den Hintergrund zu schieben; man mußte, wenn auch die bescheidenste, doch immer einige Kenntniß der Geschichte und dazu, wo möglich, menschliches Gefühl mitbringen; man mußte sich zum Voraus sagen, daß es, um sich mit der Erscheinung gehörig abzufinden, zahlreicher Abstraktionen, Zugeständnisse, Erinnerungen und Vergleichungen bedürfen werde. Aber solche Geistesoperationen sind dem Theaterpublikum zwischen sieben und neun Uhr Abends nicht geläufig, und es ist vor den Lampen längst gewöhnt, durch keine Aufforderung zum Denken im rein passiven Genusse gestört zu werden. Die Mehrzahl der Zuschauer besann sich daher keinen Augenblick, den Tanz, und die Tänzerinnen dazu, recht sehr abscheulich zu finden, und es läßt sich erwarten, daß ein hindostanischer Hof, vor dem sich ein paar europäische Tanztreisel produciren, mit seinem abschätzigen Urtheil eben so schnell fertig wäre; denn was ist z. B. die gehalteuste Girouette gegen die stupende Kreisbewegung der Damen Soundiroun oder Rangoun, wie sie der Prospektus des Franzosen nennt?

Halt! hier fällt mir ein, mit welchem Unrecht man das Publikum beschuldigte, daß die Bajaderen bei ihm auch gar keine Saite der Theilnahme geruhrt. Nein, was im Lauf der Produktion die unfaßliche indische Grazie völlig verdorben, das machte zu allerletzt ein gewohntes Kunstelement, die Jonglerie, in etwas wieder gut. — Soundiroun steht auf und legt sich ein 35 Ellen langes Stück Mousseline über den linken Arm, das Orchester fällt ein, und nun dreht sie sich um sich selbst, in wirbelnder Bewegung, ununterbrochen, fast eine Viertelstunde lang, und knüpft während dessen aus dem Tuche die Gestalt einer Taube mit ausgebreiteten Flügeln, die auf etwas sitt, was einen Palmzweig vorstellen soll. Personen von zarten Nerven mußten die Augen abwenden, um nicht schwindligt zu werden. Die Taube ist fertig und Ramalingon mit dem weißen Barte zeigt sie der Versammlung vor. Donnernder Applaus! Das lassen wir uns gefallen! Hier sind wir im bekannten Geleise der Bewunderung, im befreundeten Gebiete der G-Saiten, des Clavierspiels mit Einer Hand und der Strohfiedlerei! Besteht nicht ein großer Theil der modernen Kunst im Kunststück, daß der Künstler das Publikum schwindligt macht, ohne es selbst zu werden? Er macht die verzweifeltsten Drehungen und Wendungen, er schlägt Räder und Purzelbäume, daß man meint, er müsse die Sinne verlieren; aber allermittelst knüpft er besonnen etwas zusammen, und wenn es fertig ist, so heißt es ein Buch, ein Gedicht, eine Phantasie, eine Sonate oder sonst ein Musikstück. Plaudite!

(Schluß folgt.)

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Schluß.)

„D . . . . . 15ten Juni 18 . . In unserer Stadt hat sich unlängst ein höchst seltsames und unerklärliches Ereigniß zugetragen. Eine junge Wittwe hatte eine kleine Tochter, die seit ihres Gatten Tode ihr einziger Trost und ihre Freude war. Und zwar blühte das Mädchen gesund und lieblich auf und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, bis ein unseliges Ungefähr einst wollte, daß es, ohne Jemandens Vorwissen, eine starke Essenz in die Hände bekam und durstig austrank. Sie verfiel in Folge dessen in eine schwere Krankheit, die ihr Leben lange gefährdete, und, gerettet, dann doch durch die Erschütterung ihrer ganzen Natur in einen vegetirenden Zustand, in dem sie zwar körperlich noch erwuchs, jedoch die Sprache wieder verlor, der sie sich schon hatte bedienen können, und fast blödsinnig wurde. Auch grämte sich die arme Mutter darum in hohem Grade, glaubte sich selbst Vorwürfe über das Unglück machen zu müssen, das größere Achtsamkeit vielleicht von dem Kinde abgewendet hätte, und ließ es fortan keine Stunde mehr aus den Augen. Indessen erlag sie selbst all dem Kummer und der Sorge, ward krank und fühlte das Ende ihres Lebens nahen. Daß sie nicht wußte, was aus ihrem Kinde werden würde, erschwerte ihr das Scheiden auf das Aeußerste, und sie konnte sich darüber nicht eher trösten und beruhigen, bis sich eine treue Schwester von ihr den Entschluß abgewann, Mutterstelle an dem Kinde zu vertreten. Sie kam zu ihr und ertheilte der Sterbenden die feierliche Zusage, das kranke Mädchen so sorgsam und ängstlich pflegen und erziehen zu wollen, als ob es ihre eigene Tochter wäre, und wie ihren Augapfel zu behüten, und die Mutter starb hiernach halb beruhigt und voll heißen Dankes für das große Opfer der Schwesterliebe. Die nicht mehr ganz junge Dame aber, die in dem Hause eines Verwandten wohnte, hielt ihr Wort

gewissenhaft Jahr und Tag, bis ein unerwartetes Zusammentreffen von Umständen es mit sich brachte, daß sie ihren Vorsatz, unvermählt zu bleiben, aufgab nnd ihre Hand als Gattin einem Manne reichte, der ihr dabei die Bedingung zugestand, ihre Pflegetochter für alle Zeit bei sich behalten zu dürfen. Der Tag der Hochzeit kam, und nun wollte kurz vorher der Zufall, daß die zuverlässige Dienerin der Braut, der sie das Kind im Nothfall immer anvertraut hatte, erkranken und sie in die nicht geringe Verlegenheit bringen mußte, nicht zu wissen, wem sie es an diesem Tage übergeben könne. Eine Fremde mochte sie dazu aus Gründen nicht annehmen, und so zog sie vor, das artige, stille Kind, das die Einsamkeit liebte, allein zu lassen. Sie schloß es mit seinen Puppen in einem abgelegenen Zimmer ein, behielt den Schlüssel dazu bei sich und nahm sich vor, ihm sein Mittag- und Abendessen selbst zu überbringen. Jedoch hieß es in dem Falle leider! gedacht, nnd nicht gethan; denn sie vergaß der Kleinen völlig, vielleicht eben darum, weil sie geglaubt hatte, ihrer selbst nnd des Gegentheils recht gewiß zu seyn. Der Morgen, Mittag und Nachmittag vergingen und sie gedachte ihrer nicht, und erst beim Abendessen besann sie sich mit tausend Schrecken auf ihre Vergeßlichkeit, die sie wohl nur bei der ungewohnten häuslichen Unruhe und den neuen Gefuhlen hatte verschulden können. Sie brach in größter Bestürzung augenblicklich vom Tische auf, eilte mit Speise und Trank zu dem Kinde, das sie befürchten mußte, halb verschmachtet und von Angst und Thränen erschöpft anzutreffen; mehrere Freunde, so wie ihr Gatte folgten ihr. Sie flog eher als sie ging die Treppe empor, schloß nnd riß die Thüre auf und blieb wie versteinert am Eingange stehen, da sie das Mädchen ruhig, heiter und unbefangen mitten im Zimmer spielen sah. Es schien ihr nichts zu mangeln, sie lächelte freundlich. Die Mutter stürzte auf das Kind zu, nahm es in ihre Arme, bedeckte es mit Thränen und Küssen, und klagte sich selbst einmal über das andere der Lieblosigkeit an, indem sie sich eiligst anschickte, die vermeinten Bedürfnisse der Kleinen zu befriedigen. Allein wie mußte sie nunmehr erstaunen, als das stumme Kind zum ersten Male seit Jahren den Mund wiederum zum Sprechen aufthat und zu ihr sagte: „sie sey ganz und gar nicht hungrig, sie habe schon gegessen: Mutter sey selbst dagewesen und habe ihr gebracht.“ Die Pflegemutter sah bald das Kind, bald ihren Gatten, bald die Andern an, und Alle waren von heiliger Scheu durchdrungen. Es trat eine vielsagende Pause ein, in der vorerst Niemand seine Gedanken über das Ereigniß äußerte. Den Gefühlen aber, die es wohl hervorrufen mußte, machte man in Liebkosungen des Kindes Luft; und es ist von demselben merkwürdig genug gewesen, daß es nach dieser vereinzelten Aeußerung wieder so stumm wie vorher geworden oder geblieben ist. — Eine etwaige Mystifikation war bei dem geheimnißvollen Besuche ganz undenkbar, und man hatte hinterdrein auch alles Mögliche umsonst versucht, ihn auf einfache Weise zu erklären.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Verfehlte Unternehmungen.

Es wäre interessant, zu erfahren, welche Anzahl von Büchern die hiesigen Preisvertheilungen in den Unterrichtsanstalten in Umlauf setzen; sie muß sich auf viele tausende belaufen. Nicht allein die königlichen sogenannten Collèges, sondern auch alle Erziehungsanstalten für Kinder beiderlei Geschlechts, und dann die vielen hunderte von untern Schulen vertheilen gegen den Herbst Bücher, nnd der August ist die wahre Erntezeit für den hiesigen Buchhandel, welcher übrigens außerordentlich über den Mangel an Absatz klagt. Es hatte sich eine Gesellschaft gebildet zum Wiederabdrucken guter Bücher, wodurch sie der Verbreitung der schlechten Bücher steuern wollte; dies wurde wenigstens als Beweggrund des Unternehmens angekündigt, allein der Verein ist bankrott geworden. Nicht besser ist es der Pourratschen Buchhandlung gegangen, welche sich in so große Unternehmungen eingelassen hatte, daß man hätte glauben sollen, es sey die goldene Zeit des Buchhandels wieder gekommen. Ein sehr berüchtigter Verein, hinter welchem, wie man immer vermuthete, sich der bekannte Emile de Girardin versteckte, und welcher das ungeheure Unternehmen des hundert Bände starken Panthéon littéraire ausführte, ist auch auf die Liste der Fallissements gekommen, und einem deutschen Unternehmen, das heißt den Herausgebern eines deutschen Blattes, „die Zeit,“ ist dasselbe Unglück widerfahren. Was dies für eine Zeit war, weiß ich nicht zu sagen, denn sie ist mir niemals zu Gesicht gekommen, und scheint eine höchst obscure Zeit gewesen zu seyn. Ein halbdeutsches Unternehmen: Le monde, woran nemlich deutsche Bankiers und deutsche Redakteren Theil nahmen, war der Zeit in ihrem Untergang zuvorgeeilt. Aber sowie eine Zeitschrift untergeht, kommt eine andere empor, und zuweilen treten zwei oder drei neue an die Stelle einer verunglückten. Mit dem Deutschen wird es, glaube ich, auf lange Zeit in Paris aus seyn. Die lezten Erfahrungen mußten die vernünftigen Spekulanten überzeugen, daß es ein höchst schwieriges Unternehmen ist, hier für Deutsche ein Tageblatt oder eine Zeitschrift herauszugeben. Obschon Tausende von Deutschen sich in Frankreich aufhalten, so scheinen sie doch keineswegs lüstern nach einer in Frankreich erscheinenden deutschen Zeitschrift. Uebrigens geht es manchen französischen Unternehmungen, welche die Belustigung des Publikums zum Zwecke haben, nicht besser. Ich habe neulich von der Wiedereröffnung des Casinos gesprochen, von der Pracht, welche, den Zeitungen zufolge, daselbst aufgeboten war, von seinem 150 Musikanten starken Orchester, von seinen vierzig Tanzmädchen, von der Vorsorge der Unternehmer, daß die Leute durch allzugroßen Andrang nicht genirt würden, und zulezt von seinen venezianischen Nächten. Diese venetianisch-poetische Art, die Nacht zu feiern, muß der ganz prosaischen Polizei sehr verdächtig vorgekommen

seyn, denn sie hat die Feier unterlassen. Die Unternehmer protestirten auf ihren Ausschlagzetteln sehr heftig gegen den sogenannten Eingriff der Polizei in ihr Privateigenthum, und nun wurde die Anstalt ganz geschlossen. Wahrscheinlich würde dies etwas später von selbst erfolgt seyn. Eine beginnende Anstalt, welche 150 Musikanten miethet, und ausserdem noch wenigstens fünfzig andere Personen zu besolden und manche andere Ausgaben zu bestreiten hat, müßte, um sich zu erhalten, einen ausserordentlichen Zulauf haben. Eine ähnliche Anstalt, cercle des deux mondes, welche vor einem Jahre, mit ungeheurem Luxus ausgestattet, den Abonnenten geöffnet worden war, ging nach kaum sechs Monaten zu Grunde. Seitdem die „venetianischen Nächte“ des Casinos zu nichts geworden sind, spricht man auch nicht mehr von den „orientalischen Nächten,“ die eine andere Anstalt angekündigt hatte. Die Polizei liebt alle diese Nächte nicht; sie hat schon bei Tag und am Abend Mühe genug, Ordnung und Zucht zu halten; kämen noch die Nächte hinzu, so würde sie gar kein Ohr auf's Kopfkissen legen können. Bereits haben die Zeitungen gemeldet, daß sie einigen Damen auf die Spur gekommen ist, welche sogenannte Tables d'hôte hielten, mit vieler Anmuth die Honneurs machten, Gesellschaft empfingen, und Abends Spieltische zu Hazardspielen aufstellten, wobei eine ganze Gauner ihr Unwesen trieben und junge Leute um ihr Geld brachten. Einige dieser Damen sind bereits zu Geldbuße und kurzer Haft vom Polizeigerichte verurtheilt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, Juli.

(Schluß.)

Militär. Pietismus.

Unsere Militärangelegenheiten scheinen noch immer nicht ganz nach Wunsch sich gestalten zu wollen, und die Anwerbung gegen die seit einigen Jahren eingeführte Conscription nimmt mit jedem Tage zu. Der Staat befindet sich aber, da Militär einmal nicht entbehrt werden kann und auch in hinlänglicher Anzahl da seyn muß, in einer wirklich schwierigen Lage. Denn während von Seiten der Militärpflichtigen alle nur erdenklichen erlaubten, und mitunter auch wohl unerlaubten Mittel aufgeboten werden, sich dem Dienste zu entziehen, wird es von der andern Seite immer schwerer, Stellvertreter zu finden und Ausländer für den regulären Dienst anzuwerben, da jeder Staat seine eigenen Landeskinder bei sich in Anspruch nimmt. Mit Oldenburg ist wegen unserer Brigade eine neue Convention geschlossen worden, womit dieser Staat sehr zufrieden ist, da sie ihm bedeutende Vortheile zusichert. Unsere künftigen Offiziere werden auf der sehr guten Oldenburger Militärschule erzogen, und wir erwarten zum Winter die ersten von dorther, da bereits mehrere Vacanzen vorhanden sind. Die in Oldenburg zum Dienste sich vorbereitenden jungen Leute kosten aber nicht nur dem Staate, sondern auch deren Eltern ein bedeutendes Geld, das aber nicht berücksichtigt werden darf, da die Aussicht sowohl, als der Unterricht nichts zu wünschen übrig lassen. Früher wurde hier Offizier, wer eben nichts anderes werden konnte; an den Besitz der gehörigen Kenntniße wurde kein Anspruch gemacht, an ein Examen nicht einmal gedacht. Jetzt ist das anders, und das verdanken wir der Convention mit Oldenburg. Sobald wir gebildete, mit den gehörigen Kenntnissen ausgerüstete Offiziere haben, wird der Militärstand auch die Achtung im Publikum gewinnen, die ihm zukommt, und wir werden unsere Offiziere in die Gesellschaften einführen, die ihnen seither verschlossen waren. Es liegt übrigens in der Natur der Sache, daß in einem Handelsstaate der Militärstand die ihm zukommende Beachtung nicht finden kann, die er in monarchischen Staaten findet. Jeder Sommis auf einem nur einigermaßen angesehenen Comptoir wird sich immer für weit mehr halten, als ein noch so gebildeter, kenntnißreicher Offizier; denn er kann, wenn das Glück ihn begünstigt, Rathsherr, ja wohl gar Bürgermeister werden, was dieser nicht werden kann. Die höchste bei uns zu erreichende Würde für eine Militärperson ist die eines Obersten, und wir haben nur einen einzigen der Art, den Commandanten unserer Stadt. Dagegen ist unser Militär außerordentlich gut besoldet und noch besser equipirt. Ein Lieutenant hat monatlich 80 Mark oder 55 Thaler preußisch; ein Premierlieutenant aber gar 1600 Mark jährlich u. s. w. Indeß darf ein solcher sich nicht verheirathen, wenn seine Braut ihm nicht ein Vermögen zubringt, dessen Zusen so viel betragen, als seine Gage; denn mit 400 Thalern kann eine Familie hier nicht leben, auch wenn sie sich noch so sehr einschränkt. Als eine Seltenheit führe ich bei dieser Gelegenheit noch an, daß unser ältester Bürgermeister zugleich auch Generalissimus unserer Truppen ist, also in der Regel ein Mann, der vom edlen Waffenhandwerke nicht das Geringste versteht.

Gern möchte ich von den pietistischen Umtrieben und religiösen Streitigkeiten in unserer Stadt schweigen; allein auch diese Angelegenheiten müssen besprochen werden. Gleich nach meinem letzten Berichte wurden mehrere Controverßschriften, die hauptsächlich gegen einen hiesigen in höchster Achtung stehenden und sehr beliebten Prediger gerichtet waren, vom Stapel gelassen, und erregten wegen ihrer heftigen, fast den Anstand verletzenden Sprache große Aufmerksamkeit. Das „Schreiben eines Laien an einen jungen Theologie Studirenden“ gab wohl das Signal. Darauf erschien: „Die Sodzange im Hause des Herrn.“ Diese Sodzange sollte aber den sehr vorsichtig angedeutete, freisinnige und beliebte Prediger seyn, der, woran er sehr gut that, auf den abgeschmackten Angriff gar nicht antwortete. Statt seiner trat indeß ein hiesiger junger Theolog, der Candidat und Doktor Heinrich Schlinden, in unserm „Correspondenten“ in die Schranken, und versocht die Sache so gut, daß er den Beifall aller Gebildeten und Aufgeklärten gewiß seyn durfte. Dies ärgerte indeß die Finsterlinge so sehr, daß nicht nur heftige Gegenschriften erschienen, sondern daß auch, wie mir von Glaubwürdigen berichtet wurde, einer unserer ersten und angesehensten Finsterlinge in einer von ihm veranstalteten Versammlung den Vorschlag gemacht haben soll: Doktor S. aus dem Ministerium zu stoßen. D. h. ihn für unfähig zu erklären, je eine Predigerstelle zu bekleiden. Ein anderer beredtsamer Mystiker soll aber auf diesen Vorschlag erwidert haben: „Was hauen wir die Zweige des Giftbaumes der Irrgläubigkeit ab? Laßt uns lieber den Stamm fällen!“ was mit andern Worten sagen will: laßt uns jenen beliebten und aufgeklärten Prediger zu vertreiben suchen! Bis jetzt ist aber weder das Eine, noch das Andere geschehen, und so steht zu hoffen, daß an dieser ganzen Sache nichts, oder daß sie doch nicht so schlimm sey, als man sich erzählt. Noch meide ich, daß die Frömmler jetzt sogar unter sich zerfallen sind und zwei Parteien bilden, die sich gegenseitig anfeinden. Man wird also wohl sagen können: „C'est le commencement de la fin.“

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 20. September 1839.

„Sage deutlicher, wie und wenn;
Du bist uns nicht immer klar.“
Gute Leute, wißt ihr denn,
Ob ich mir's selber war?

Goethe.

Goethes Faust und die Faustliteratur.

Zweiter Artikel.

Nach den im ersten Artikel gegebenen Andeutungen haben wir den Gang des Dramas und den innern Zusammenhang der einzelnen Stücke desselben zu entwickeln, und die durch das Ganze gehende Idee zu fassen.

Diese Idee, die immer bewußter hervortritt, offenbart sich *vorerst* in dem Gedanken, daß der Geist, in seinem unbedingten Streben nach Wahrheit, Licht und Freiheit durch nichts unterdrückt werden könne; daß er durch die Nacht des Zweifels zum Licht, durch den Kampf zum Sieg schreite; daß er tief sinken könne, aber immer sich wieder erhebe. *Darum* handelt sich die Wette, die der Herr im Himmel mit Mephisto eingeht: der Herr *kann* die Wette nicht verlieren; der Sieg des Herrn ist so gewiß, als es gewiß ist, daß der Geist, der Geist der Menschheit überhaupt, nie stille stehen, nie unterdrückt werden könne.

Ferner spricht sich die Idee des Faust also aus: Der Geist in seinem Streben nach Erkenntniß, in seinem Durst nach Leben und Realität, in seinem Drang nach dem Unendlichen, lerne sich *beschränken*. Das Höchste, das Unendliche, das Geheimniß des Lebens läßt sich nicht *unmittelbar* ergreifen, läßt sich nicht durch stürmischen Trotz, durchh linden Drang erringen, läßt sich nicht durch eine magische Formel beschwören. Der Geist bändige seinen Drang, mäßige seine Ungeduld; er schreite successiv, bewußt, besonnen, nie ruhend, stets thätig, forschend, handelnd zum Ziele, und bemächtige sich so der Wahrheit, werde Herr der Natur, Herr seiner selbst, Herr des Erkenntniß und des Lebens. Wohl wohnt in uns das Gefühl einer unendlichen Kraft. Dies Gefühl soll uns nie verlassen, soll uns über jede Schranke erheben und in den besten Momenten zum Höchsten begeistern. Aber dies Gefühl soll sich stets auch treulich verbinden mit dem liebevollen Eingehen in die Wirklichkeit; es soll am Endlichen sich erproben, keine Stufe, keinen Moment überspringen; kurz, es soll sich selbst frei beschränken. Dieses Prinzip der Beschränkung, des heitern Maßes herrscht im zweiten Theil des Faust, während im ersten die Ueberschwenglichkeit des Geistes und seine blinde Macht sich ausspricht, aber auch der Abgrund enthüllt wird, in den der Geist sich stürzt, wenn er sich nicht zu beherrschen vermag.

Ein *drittes* Moment der Grundidee im Faust ist ferner: Der Geist, im Forschen und im Handeln, halte sich an die Natur. Sie ist der Quell des Lebens, die Lust des Schaffens, die Braut des Geistes. Nach ihr drängt sich im ersten Theile Fausts unendlicher Seelendrang;

daß sie sich verschließt, ist seine höchste Qual. — Im zweiten Theil, im Monologe des Anfangs, mit wie reinerem Blick, mit wie freierem Bewußtseyn betrachtet er sie! Sie, aus der er erst das geistige Gift der Verzweiflung sog, wird ihm heilender Balsam, Leben, Gesundheit, höchster Genuß. Er betrachtet sie mit dem Auge, mit dem der Hellene einst sie betrachtete; er bildet und schafft nach ihrem Bilde, wie der Hellene. Darum spielt bald darauf die Scene in Griechenland, dem Lande, wo Kunst und Natur im harmonischen Einklange standen, wo die Menschheit in heiterem Bunde mit der Welt lebte. Dem Mittelalter galt die Natur als eine Stätte finsterer Dämonen, als ein versiegeltes Buch voll unheimlichen Zaubers; man nahte sich ihr mit Magie und Beschwörungen. Die wahren Beschwörungsformeln der Natur sind aber besonnene Wissenschaft und naturkräftige Poesie. Alle diese Wege, sich der Natur zu bemächtigen und ihr Geheimniß ihr abzulauschen, hat Goethe im Faust dargestellt; die wahren und falschen Wege, die hellen und klaren, wie die wüsten und finstern Pfade zu ihr hat er beleuchtet. Die Naturträumerei des Mittelalters, die poetische Naturgestaltung des hellenischen Alterthums, die Naturspekulation der neuern Zeit hat er in Faust verbunden. Aber wenn Wissenschaft und Kunst, Spekulation und Phantasie nicht ausreichen, die volle Gewalt über die Naturmächte zu gewinnen, so ist noch die That übrig. Wohin geht das Bestreben unserer prosaisch-industriellen Epoche, als auf Beherrschung und Bewältigung der blinden Naturkräfte? — Auch diese Epoche findet am Schlusse des Faust ihre Stelle, und der gealterte Faust, der so viel Illusionen überwunden, so viele Täuschungen besiegt, spricht den des besonnenen Mannes würdigen Wunsch als letztes, höchstes Ziel aus:

Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen.
Stünd' ich, Natur, vor dir, ein Mann allein!
Dann wär's der Mühe werth, ein Mensch zu seyn.

Wer an diesen einfachen Grundideen des Faust festhält, dem wird keine Kritik, kein Vorurtheil den reinen Genuß an dieser Dichtung zerstören, der wird stets das große Ganze bewundern, diesen einfach großartigen Plan, diese fortschreitende Handlung; er wird im ersten Theile den Drang des Wissens, die Qual des Zweifels, die Unruhe des Geistes theilen; er wird mit Schaudern den Faust in seinem Sturz aus der Höhe in die Tiefen verworrenen Treibens begleiten; er wird in diesem ersten Theil, in des Helden schrankenlosem Wollen, diesem dämmelstürmenden Wagen, dieser vernichtenden Seepfis — hierin wird er ein riesenhaftes Monument einer im tiefsten Grund bewegten Zeit erkennen, ein Monument jener Sturm- und Drangperiode, die auch Goethe durchlebt hat. Aber Goethe war der Mann, sich zu überwinden, zu beherrschen; er wollte klar bilden, heiter schaffen; der Aufenthalt des Dichters unter Italiens schönem Himmel hatte ihm die Nebel des Trübsinns von der Jovisstirne gescheucht, hatte ihn gebeilt von dem nordischen Ernst, der tiefen Melancholie und dem dunkeln Drang des Romanticismus. Ein anderer Drang, ein anderes Leben, eine andere, heitere Weltanschauung voll Schönheit und Gestalt geht im Innern des Dichters auf. Darnach fällt auch die Fortsetzung des Faust aus. Der düstere Nord klärt sich in ihm in heitere Bilder des classischen Landes, des südlichen Himmels auf. Mit reiner Freude, mit gemäßigtem Entzücken lesen wir den ersten Monolog des zweiten Theils, da Faust, neu gestärkt durch der Natur allheilenden Balsam, erwacht und dem Licht, dem neuen Tagewerke, der frohen Welt entgegenblickt. Die Behandlung, der Ton, die Farbe der Figuren wird ganz eine andere als im ersten Theile. Faust und Mephisto sind nicht mehr die zwei Repräsentanten eines unendlichen inneren Geistesdrangs; sie sind mehr historische Bilder, Figuren des Mittelalters und spielen mehr eine komische als ernste Rolle, wie sie ihnen von der Sage, der Volkstradition zugetheilt ist. Der Dichter führt sie aus den engen Schulräumen in's Leben ein; sie erscheinen am Hofe, in heiterer Lebenslaune, in den Masken eines Schwarzkünstlers und Spaßmachers, im Verkehr mit der Welt, dem Volk. Der Dichter behandelt diese Scenen, die nicht mehr in der geheimen Werkstätte des Geistes, sondern auf historischem Boden spielen, mit freiem, unbefangenem Blick, mit klarem Verstand, mit künstlerischer Laune, weil er selbst ruhiger in seinem Innern und klarer über das Weltwesen geworden. Die Poesie dieser Scenen ist klar beweglich, heiter gewandt, sicher ihres innern Reichthums, wie der Knabe-Lenker.

So der Uebergang des ersten zum zweiten Theil.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bajaderen.

(Schluß.)

Die Bajaderen und ihre Begleiter waren als Glieder des ältesten Volks, das mit den Sitten der antiken Welt in die jetzige herangereicht, sehr interessant, wenn man kein Amusement nach dem Schema unserer Sinnlichkeit, sondern Belehrung bei ihnen suchte. — Ich erinnere mich, einmal in einer Meßbude einen jungen Indier, angeblich von Ceylon, gesehen zu haben: er war sehr edel und harmonisch gebildet, aber fast ganz schwarz. Letzteres störte einen meiner Bekannten, und er blieb dabei, der Bursche sey ein gebeizter, in der Farbe zu

dunkel gerathener Jude. Aehnliche Zweifel wurden auch diesmal laut, und manche Leute mit feinen Nasen vermutheten stark, die Bajaderen möchten nicht der Küste von Coromandel, sondern irgend einem levantischen Ghetto entführt worden seyn. Der Augenschein zeigte dem Kundigen den Ungrund dieser Skrupel; aber mit der Persönlichkeit der Hindous, mit ihrem Costüm und ihrer Geberdung im Allgemeinen mußte er sich auch begnügen. Man konnte sich an der Aehnlichkeit dieser Figuren mit uralten indischen und egyptischen Skulpturen und Malereien ergötzen, man konnte sich von der Phantasie gemächlich den Strom der Geschichte hinauftragen lassen, zum Zuge Alexanders, ja zu dem des Bacchus, bis dahin, wo der Strom aus unbekannten Tiefen der Erde bricht; aber man mußte nicht etwa nach dem Tanze dieser Weiber den Tempeldienst des Wischnou studiren wollen, man mußte nicht meinen, als ob uns damit mehr als ein ganz allgemeines Bild der Ceremonien der Bramareligion gegeben wäre. Denn wenn die Originalität der Personen keinem Zweifel unterliegt, so ist der Bericht des Franzosen über ihre Verhältnisse zu Hause desto apokrypher.

Die Bajaderen sollen Devedaschies seyn, das heißt angestellte, halbgelehrte Pagodendienerinnen, die sich zu den gemeinen Bajaderen verhalten etwa wie Stiftsdamen zu herumziehenden Leiermädchen. Wenn man weiß, was es mit diesen indischen Stiftsdamen für eine Bewandtniß hat, so klingt es scurril, wenn der Franzose versichert, daß seine Bajaderen ihrer ausgezeichneten Stellung als Devedaschies, als welchen ihnen das Prädikat Begum, Madame, zukomme, es zu verdanken haben, wenn sie überall vor hohen und allerhöchsten Herrschaften haben auftreten dürfen und mit Beweisen von Theilnahme überhäuft worden seyen. — Züchtig in jedem Betracht waren die uns vorgeführten Tänze allerdings. Es soll hier nicht erörtert werden, ob und in wie fern dieser Charakter den indischen Tempeltänzen überhaupt zukommt, auch nicht, ob vielleicht das mitgebrachte Bajaderenrepertoire seiner Zeit von den französischen Behörden censirt und wohl gar von deutschen Regierungen superrevidirt wurde. Aber soviel ist gewiß, diese Strenge, ob original oder geboten, war in unserer eleganten Welt nicht nach Jedermanns Geschmack.

Man las im Prospektus des Franzosen, die europäischen Begriffe von Bajaderen und ihre Berühmtheit rühren allerdings von den frivolen Tänzen der umherziehenden Classen her; diese Tänze seyen aber so anstößig, daß es keinem Europäer, der sich selbst achte, in den Sinn kommen könne, dergleichen Bajaderen zu engagiren. Wer hätte so viel Discretion einem Franzosen zugetraut! Welch respektabler Mann! Er verführt vornehme Devedaschies der Pagode Tindivina-Purum zur unerhörten Reise um die halbe Erde, er setzt sie, wie er selbst sagt, der Gefahr aus, ihre Kaste und ihre Privilegien zu verlieren und zu Parias degradirt zu werden, und läßt es sich ein bedeutendes Geld kosten, denn die Bajaderen haben durch ihr Unternehmen den Wohlstand ihrer Angehörigen gesichert; und Alles dies aus zarter Rücksicht für den Anstand auf europäischen Bühnen! denn es mußte ihm ja viel leichter seyn, einen Trupp Koeteniks oder Soetredories anzuwerben, die wenig zu verlieren hatten und an denen nichts zu verderben war; und wer weiß, unsere Herrschaften hätten wohl auch nicht so streng darnach gefragt, ob die Tänzerinnen zu Hause „Madame" betitelt werden, und hätten sich huldvoll zu ihnen herabgelassen. Mancher dachte: Ei, warum gibt man uns nichts von dem, weßhalb die Bajaderen gerade so berühmt geworden sind? Das müßte interessant seyn und gäbe jedenfalls ein pikanteres Bild der indischen Sitten als die Tempelceremonien, aus denen wir uns ja auch zu Hause nicht viel machen.

Einer unserer feinen jungen Leute, mit dem ich diesen Punkt besprach, äußerte ungefähr Folgendes: „Der Franzose hat unter jeder Voraussetzung seine Sache schlecht gemacht. Wie kann ein Franzose so ungeschickt seyn? Ja, wenn es ein Holländer wäre! und die Grazie seiner Bajaderen ist wahrhaftig ganz holländisch. Da bringt er uns ein indisches heiliges Menuet, langweilig wie die Pest, und wir waren nach allen Andeutungen der Geschichte berechtigt, etwas zu erwarten, das, in seiner Art, wenigstens an den Chahut erinnerte. Wenn ich nur nichts mehr von Anstand hören müßte! Sind nicht schon manche unserer überall gangbaren Balletfiguren lebhaft genug? Und was kann vollends weit über die Tänze hinausgehen, wie sie jezt schon in Frankreich getanzt werden, und auch bei uns, trotz der Polizei, nicht ausbleiben können? denn wo hat je die Polizei den Lauf der Kultur aufgehalten? Und verlangt denn Jemand, daß uns die Produktionen unheiliger Bajaderen mit dem vollen nationellen Abandon, mit der ganzen originellen Vivacité vorgeführt werden sollen? Mon dieu, non! Wir, nous autres, wir können freilich Alles vertragen; aber die Leute werden einmal verlegen, wenn etwas auf andere Weise unanständig ist, als sie es gewöhnt sind. Der Franzose konnte ja leicht Alles sacrificiren, was über unser Anstandsniveau hinausging, was unsere Préjugés choquirte, ohne die Eigenthümlichkeit ganz zu verwischen, ohne, so zu sagen, das Bajaderenparfum ganz zu verjagen. Wäre ich so ein französischer Meneur d'ours, ich wollte das Publikum ganz anders amüsiren nnd doppelte Benefices machen; denn so mochte ja kein Mensch das Ding zum zweiten Male sehen."

Ich denke, für einen Eleganten ist dies ganz brav raisonnirt. Ja, ihr Menschen- und Curiositätenhändler,

wenn ihr wieder in Badaderen spekulirt, so bringt uns nach dem Heiligen das Profane; macht es aber wie die Hofmeister französischer Prinzen, wenn sie die Classiker vom Anstößigen säuberten und Ausgaben in usum Delphini herstellten. Compromittirt ferner keine Devedaschies, wählt Bajaderen, die unserem Balletpersonal wieder parallel sind, und findet euch gütlich mit der Polizei ab, die sich, dem ethnographischen Interesse zu lieb, auch billig finden lassen wird. — Schifft Courtisanen ein und laßt die Beguinen zu Hause.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Spielhäuser. Die Perrückenmacher am Ludwigstage.

Solche Spielhäuser, welche um so gefährlicher sind, da junge Leute den wahren Stand der Dinge unmöglich nicht ahnen, und in sehr guter Gesellschaft zu seyn wähnen, sind seit der Abschaffung der abscheulichen öffentlichen Spielhäuser in Menge entstanden, und die Polizei wird sehr wachsam seyn müssen, wenn sie dieselben ganz ausrotten will; denn wie kann sie in die übergroße Menge von Privatgesellschaften eindringen? Gewöhnlich werden solche Gaunervereine nur dann verrathen, wenn ein unerfahrener Spieler einen starken Verlust erlitten hat. Aus Rache oder Verdruß geht er dann zur Polizei, und gibt den Ort an, wo man ihn auf die eleganteste Weise um sein Geld, zuweilen gar um sein Vermögen gebracht hat. Eine der neulich bestraften Damen ist von einem Vater angegeben worden, dessen unerfahrener Sohn von Jemand in dem Hause vorgestellt worden war, und daselbst an einem Abend mehrere tausend Franks verloren hatte, und zwar auf unredliche Weise, da seine Gegner falsch gespielt hatten. Für einen jungen Menschen ist es schwer, in einer Stadt wie Paris die gute Gesellschaft von der schlechten zu unterscheiden; denn beide haben manchmal dasselbe Aeußere, und es gehört schon ein geübter Blick dazu, um sogleich den falschen Schein zu erkennen.

Der St. Ludwigstag, welcher sonst in Frankreich ein großer Festtag war, geht jetzt ohne Feierlichkeit vorüber. Der academie Française wird nicht mehr wie sonst das Los des heiligen Königs vorgeprediget. Unter der Restauration hatte man versucht, den alten Gebrauch wieder hervorstellen, und es ward am St. Ludwigstage eine Messe und Predigt für die Herren Academiker gehalten. Die wenigsten fanden sich aber ein, und es hielt schwer, Prediger zu finden, welche die an guten Rednern ziemlich reiche Academie hätten bes friedigen können. Seit den Julitagen bekommt und verlangt auch die academie Française keine Messe und Predigt mehr. Der Hof unterläßt jetzt ebenfalls, das Ludwigsfest zu feiern, und ich glaube, die Perrückenmacher, oder, wie sie vornehmer heißen, die Coeffeurs, sind die einzigen, welche dein Heiligen, zufolge eines alten Gebrauches, noch in Ehren halten. Diese Professionisten leben in Paris mit einander in gutem Einverständnisse und haben etwas Geselliges, was vielleicht daher kommt, daß sie viel mit Sahnen und eleganten Köpfen zu thun haben und mit der großen Welt verkehren. Im Zimmer- und Tischlerhandwerk liegen die Gesellen fast immer im Streite und schlagen sich oft die Köpfe blutig; die Coeffeurs hingegen treten friedlich zusammen, und haben einen der am besten eingerichteten Wohlthätigkeitsvereine zu Gunsten der Kranken und Altersschwachen. Am St. Ludwigsfeste lassen sie in der St. Eustachetirche ein Hochamt feiern, dann speisen sie zusammen und geben einen Ball. Natürlich können nur die Vornehmsten unter ihnen die Kosten davon bestreiten; die ärmern treten in kleinere und bescheidenere Vereine zusammen. Man muß den Hauptverein gesehen haben, um sich einen Begriff von dem Luxus und der Eleganz zu machen, welcher in dieser Profession herrscht. die sich freilich nicht allein auf's Haarkräuseln beschränkt, sondern Handel mit Pomaden und wohlriechenden Essenzen treibt, auch wohl dergleichen selbst fabrizirt. Ein gewisser Delignon auf dem Börsenplatze hat sogar lange Zeit einen lebendigen Bären gehalten, um die Leute zu überzeugen, daß er echtes Bärenfett zur Beförderung des Haarwuchses in Vorrath habe. Bei ihrer feierlichen Zusammenkunft bieten sie alle ihre Kunst auf, um das Haar ihrer Frauen und Töchter auf's Geschmackvollste zu ordnen; zuweilen werden von den Sinnreichsten neue Coeffuren eigends für diesen Tag erfunden und zum ersten Male versucht. Ihre Kollegen nehmen diese zum Muster, die neuen Coeffuren werden verbreitet und gehen von dem Perrückenmacherfeste am Ludwigstage zu den Fürstinnen und Herzoginnen über; Zeichner bringen sie auf's Papier und in die Modejournale, und die neu erfundenen Muster werden in allen Ländern, wo der Mode gehuldigt wird, nachgeahmt. Bei dem diesmaligen Hochamte in der St. Eustachetirche hatten sie dreißig Mädchen aus ihrer Profession auf's eleganteste geschmückt; diese hielten die Collecte für die Armen, was bei allen Ceremonien in den hiesigen Kirchen durch schöne oder doch elegante Damen geschieht, des neu sich die Beutel weit leichter öffnen als alten Kirchenvorstehern und Küstern. Das Gelage der Coeffeurs wurde in der sogenannten isle d'amour zu Belleville, einem recht passenden Orte für die Haarkräusler der Damen, gehalten. Isle d'amour ist eine der elegantesten Schenken der Umgegend von Paris; an Sonn- und Montagen wird hier im Freien viel getanzt, und Ladenkiener und junge Professionisten stellen sich daselbst in Menge ein. Ein großer Saal dieser Anstalt war geschmückt wie ein Salon in der chaussée d'Antin. Mit Frauen und Töchtern waren in allem 90 Personen beisammen, wozu noch ungefähr zehn Kinder kamen. Die Kunst war der Natur zu Hülfe gekommen, und die Coeffeursdamen sahen sehr stattlich aus, und man hätte allenfalls glauben können, es seyen Regierungsräthinnen oder Bankiersfrauen. Nach dem Gelage, an welchem der Champagner reichlich floß, wurde der Ball eröffnet, welcher bis spät in die Nacht dauerte. Alles ging mit dem größten Anstande zu. Die Coeffeurs, welche als Commissarien das Fest angeordnet, haben alle möglliche Ehre eingelegt; es hätte höhern Standes dem zum Muster dienen können, wenn nicht alle dergleichen Feste hier auf ähnliche Art gefeiert würden. Dadjenige, welches von den Fabrikanten nach der Ausstellung der Industrieprodukte gegeben wurde, und dem einige Minister beiwohnten, ist in den Zeitungen ausführlich besprochen worden. Aber von den Coeffeursfest haben sie nichts erwähnt; deßhalb habe ich mich bei demselben etwas mehr aufgehalten, als es sonst verdient hätte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 21. September 1839.

This is the most omnipotent villain, that ever cried, Stand, to a true man.

Shakespeare.
Henry IV.

Der Quäker und der Straßenräuber.

Eine Anekdote.

Toby Simpson, ein ehrsamer Quäker, besaß zu London ein hübsches kleines Haus, dessen schönster Schmuck seine siebzehnjährige Tochter war. Die blonde, blauäugige Marie hatte so viel innern Gehalt als äußere Vorzüge. Alle jungen Leute aus der Bekanntschaft ihres Vaters bemühten sich um sie, und alle in der Nachbarschaft verfolgten sie mit ihren Blicken, aber umsonst. Marie wußte nichts von Gefallsucht; die Wirkung ihrer Reize war ihr vielmehr lästig als schmeichelhaft, und sie konnte keinen ihrer Freier leiden, einen ausgenommen, Eduard Weresford, einen jungen Maler, der im Hause aus und ein ging. Er war auf eine Weise, wie sie in hundert Romanen als Motiv dienen muß, mit der Familie bekannt geworden. Die Frau des Quäkers, noch in der Blüthe der Jahre, erkrankte schwer, und da er ein Bild der heiß Geliebten zu haben wünschte, so ließ er einen Maler an das Sterbebette kommen. Hier lernte Eduard das junge Mädchen kennen, und in den Stunden, wo sie mit strömenden Augen die Züge der Mutter unter seinem Pinsel hervortreten sah, schlang sich um Beide leise und unvermerkt ein zartes Band. In dem Jahre nach dem Tode der Mutter knüpfte sich dieses immer fester, und jetzt hatte der junge Mann dem Vater sein Herz geöffnet. Der gute Quäker fand gegen die Verbindung der jungen Leute nichts einzuwenden. Eduard war nicht reich, aber er konnte mit seiner Kunst eine Familie ganz anständig ernähren. Sein Vater, ein alter Citrokaufmann, hatte sein ursprüngliches Vermögen auf mehr als das Zehnfache gebracht und sich zur Ruhe gesetzt; der Mann war ein seltenes Beispiel, wie schnell man durch glückliche Spekulationen emporkommen kann, ja viele Leute konnten nicht begreifen, wie es damit eigentlich zugegangen. Weresford, ein Mann von abstoßendem Charakter, lebte einsam in einer Londoner Vorstadt und kümmerte sich wenig um das Thun und Lassen seines Sohns; er war einer der bequemen Egoisten, die Niemand belästigen, um selbst Ruhe zu haben, und äußerst gefällig sind, wenn man nichts von ihnen haben will.

Eduard konnte also in aller Ruhe um die hübsche Quäkerin werben; er war vor einer Einsprache von Seiten seines Vaters vollkommen sicher. Das Liebespaar hatte die freundlichsten Aussichten und Toby verschob den Tag, der ihr Glück krönen sollte, nur darum, weil ihm seine Pachtgelder, mit denen er die Hochzeit zu bestreiten dachte, nicht eingegangen waren. Er begab sich daher auf sein Landgut wenige Meilen von London, um diese Angelegenheit in's Reine zu bringen. Er blieb nur einen Tag aus,

und als er am späten Abend heimritt, bemerkte er auf einmal eine kurze Strecke vor sich einen Reiter, der ihm den Weg sperren zu wollen schien. Er hielt an, unschlüssig, ob er weiter reiten oder umwenden sollte. Allermittelst kam der Reiter auf ihn zu; der Quäker nahm sich zusammen und zog seines Weges weiter; als er aber am andern vorbeiritt, bemerkte er mit Schrecken, daß er eine Larve vor dem Gesicht hatte, und ehe er sich besinnen konnte, sah er eine Pistole auf sich gerichtet und hörte sich die Börse abverlangen.

Dem Quäker fehlte es keineswegs an persönlichem Muthe; aber er war ruhig von Gemüthsart, seine Religion machte ihm Friedfertigkeit zur Pflicht, er konnte zudem gegen den Bewaffneten nichts ausrichten, und so zog er ganz gelassen einen Beutel mit zwölf Guineen aus der Tasche. Der Räuber nahm ihn, zählte das Geld und ließ den Quäker ziehen, der den Handel abgethan meinte und sein Pferd in Trab setzte. Aber der Spitzbube, gelockt durch den geringen Widerstand und die Hoffnung auf weitere Beute, setzte dem ehrlichen Toby nach, sperrte ihm wieder den Weg und rief mit der Pistole in der Hand: „Die Uhr!“ — Der Quäker, so unangenehm überrascht er war, ließ sich keineswegs aus der Fassung bringen; er zog kaltblutig die Uhr heraus, sah nach, welche Zeit es war, und überlieferte dem Räuber das Kleinod mit den Worten: „Jezt aber laß mich nach Hause; meiner Tochter würde bang, wenn ich ausbliebe.“ — „Nur noch einen Augenblick!“ erwiderte der verlarvte Reiter, der durch diese Demuth immer kecker wurde; „schwöre, daß du sonst kein Geld —“ — „Ich schwöre niemals,“ antwortete der Quäker. — „So versichere wenigstens, daß du sonst kein Geld bei dir hast; kannst du dies, so sollst du, bei meiner Ehre, ruhig deines Weges ziehen; ich mag gegen einen Mann, der sich so vernünftig beträgt, keine Gewalt brauchen.“

Toby besann sich einen Augenblick und sagte dann ernst: „Wer du auch seyst, du merkst, daß ich ein Quäker bin und von der Wahrheit nicht lassen darf, gälte es auch mein Leben. Und so sage ich dir: ja, ich habe hier in der Sattelstasche zweihundert Pfund Sterling.“ — „Zweihundert Pfund!“ rief der Räuber und seine Augen funkelten hinter der Maske hervor. — „Ja,“ erwiderte der arme Quäker, „hast du aber menschliches Gefühl, so lässt du mir das Geld. Ich verheirathe meine Tochter und kann die Summe nicht entbehren; lange geht mir so viel nicht wieder ein. Das gute Kind liebt seinen Bräutigam so herzlich; es wäre sehr hart, ihre Verbindung hinauszuschieben. Du hast ein Herz, du hast gewiß auch geliebt und willst dich einer so schnöden Handlung nicht schuldig machen.“ — „Was geht mich deine Tochter an, ihr Liebhaber und ihre Hochzeit? Nicht so viel Worte! rasch! ich muß das Geld haben!“ Toby hob seufzend die Schabracke auf, holte einen Sack von ziemlichem Gewicht hervor und reichte ihn langsam dem Räuber hin.

Jezt wollte er seinem Roß die Sporen geben; aber der andere rief, indem er ihm in den Zügel fiel: „Halt, Freund Quäker! Kaum bist du in der Stadt, so zeigst du den Handel an. Dies ist ganz in der Ordnung; aber ich muß einen Vorsprung haben, wenigstens diese Nacht. Meine Stute da ist ein schwaches Thier und zudem müde. Dein Klepper scheint ganz trästig, denn der schwere Sack machte ihm nichts. Steig ab und laß uns tauschen, wenn es dir gefällig ist.“ Es war zu spät, um jezt noch sich zu wehren, obgleich dieser Climax von Zumuthungen die Geduld des Friedfertigsten erschöpfen konnte. Der gute Toby stieg ab und nahm mit Ergebung statt seines braven Thiers die elende Mähre. Er dachte nur: „hätte ich das gewußt, so wäre ich davon geritten, sobald ich den Schurken sah; mit dem Renner da hätte er mich wahrlich nicht eingeholt.“ Indessen bedankte sich der Verlarvte spöttisch für seine Gefälligkeit und ritt auf und davon.

(Schluß folgt.)

Goethes Faust und die Faustliteratur.

(Fortsezung.)

Der zweite Theil des Faust erschien, langerwartet. Man war unzufrieden mit ihm, man schalt ihn kalt. Aber was erwartete man denn? Sollte Faust etwa seine metaphysischen Quälereien fortsezen, Welten in Trümmer schlagen und in seiner Verzweiflung und seinem Trubsinn verharren? Nein! der Dichter, froh, sich selbst aus einem qualvollen innern Drange errettet zu haben, entläßt auch seinen Faust in's heitere Leben, in die freie Welt; er führt ihn aus den Schulräumen träumerischer Naturspekulation, die es höchstens zu einem Homunculus bringt, einer künstlichen Creatur ohne Leben und Realität, aus dieser unlebendigen Enge führt er ihn auf den Boden der Wirklichkeit, der Natur, des Lebens und der Kunst. Und wo hat die Natur, die Kunst und das Leben ein schöneres Zeitalter der Blüthe erlebt, als im gestaltreichen Hellas? — Dies ist das Land der Sehnsucht Faustens; dahin führt ihn sein freudiger Drang nach Gestalt und Schönheit. Alle Scenen des zweiten Theils, selbst die Scene mit den Müttern, sind bloß Vorbereitung zu der wunderbaren Wanderung in's classische Land.

Wie Faust dem Hofe in einem Zauberschauspiele Paris und Helena vorführen soll, ist der Anlaß gegeben, uns von dem düstern Boden des Mittelalters hinweg in die Heimath des Schönen zu versetzen. Die Natur, für

das Mittelalter ein finsteres Mysterium, ist im griechischen Sinne ein lauterer Quell des Lebens. Um die Natur in ihrer Lebendigkeit zu fassen, hiezu ist der erste Schritt, des Alterthums lebenvolle, göttliche Gestalten herauf zu beschwören. Auf classischem Boden, vom Hauche der Naturfülle umweht, ist Faust neugeboren. Nun sehen wir uns in die Mitte griechischer Weltanschauung versetzt, sehen, wie im griechischen Geist das schöpferische Leben sich erzeugte und gestaltete. Mitten hindurch zieht sich der Sinn der neuesten Forschung über das Entstehen der Dinge, über Erdbildung. Auch die griechische Mythologie hat ihre nächtlichen Regionen, und ehe sie ihr lichtes Antlitz zeigt, ist ihr Inneres von Kämpfen und Erschütterungen erfüllt. Eine classische Walpurgisnacht, entsprechend der des Mittelalters, zeigt dieselbe wüste Herrschaft des Naturtriebs. Aber Heroen und Götter, die Natur mit ihren Quellen und Kräften zieht vorüber und bereitet nur auf das lichte Geheimniß der Natur, auf das Bild der Schönheit und des Liebreizes, auf Helena vor, die endlich persönlich auftritt, wie sie dem Griechen als Urbild poetischen Schaffens vorschwebte. Sie vermählt sich mit Faust. Die unendliche Sehnsucht des Geistes verbindet sich mit der vollendeten Gestalt, der Geist mit der Natur, die neue Welt mit der alten.

Wie so völlig anders wird die Tendenz des zweiten Theils! welch eine völlig verschiedene Welt geht hier auf! das Mittelalter verschwindet, der Hellenismus herrscht. Der dunkle Geist der Romantik mit seiner Ueberschwenglichkeit, seiner ungestillten Sehnsucht löst sich in die Freude an der Schöne der Welt, in die heitere Lust poetischen Schaffens auf; jede andere Tendenz, jedes höhere Wollen verstummt vor dem klaren Bestreben nach reiner Kunstanschauung. Der Classicismus in Gesinnung, Sprache und Behandlung der Figuren drängt jede andere Forderung zurück. Daher die Verschiedenheit beider Theile. Und so ist Faust, abgesehen von dessen tieferem Plane und Inhalt, auch dazu geschaffen, das große Problem neuerer Zeit und Literatur, den langen Streit zwischen Romanticismus und Classicismus faktisch zu lösen und poetisch zu versöhnen, was theoretisch sich noch bekämpft. Aber nicht bloß die Romantik und der Classicismus, sondern das Prinzip beider, ihre Grundelemente sind versöhnt, ihre geheimen Quellen, ihre verborgenen Pfade sind entdeckt; beide begegnen sich in Faust als gute Bekannte, als geistes- und naturverwandte Schwestermusen; die Pfade beider durchkreuzen sich, ohne sich zu stören; Mephisto selbst, der nur im Mittelalter, auf dem Blocksberge, in Hexenkuchen zu Hause ist, trifft in Hellas auf alte Bekannte, knüpft vertraute Gespräche an und schlüpft endlich in die Maske des Phorkyas.

Die Wurzel und die Elemente beider Dichtarten und beider Theile des Faust sind dieselben, aber die Behandlung, die Stellung dieser Elemente, die Form des Dramas ist in beiden eine total verschiedene. Der erste Theil gleicht jenen riesenhaften, dunklen Domen des Mittelalters, in denen die Schauer des Geisterreichs die Gefühle des Unermeßlichen die Brust des Sterblichen beschleichen; der zweite Theil gleicht einem zierlich gebauten Kunsttempel mit schlanken, jonischen Säulen, an dem alles Ruhe, Heiterkeit und Maß ausdrückt. Der erste Theil beruht auf dem tiefsten Gegensatz zwischen Natur und Geist, auf der qualvollsten Spannung; vor dem Geiste ist es wüst und leer, im Innern tobt die Verzweiflung. Hier hat der Geist des Widerspruchs Macht und Gewalt, hier spannt er seine Netze aus. Im zweiten Theil athmet alles den Geist der Harmonie, der heitern Ironie; die frühern, dunkeln Zustände und Figuren werden selbst Stoff künstlerischer Behandlung; der Dichter, im Innern sicher, schwebt frei über diesen Gestalten und Scenen, und strebt nur nach Einem, der Form, der Gestalt, dem Bilde der Schönheit. Die Nacht mit ihren Schrecken, die Stürme der Leidenschaft, die Zaubertiefen sind verschwunden; der Himmel der Poesie ist heiter und von all den Zaubereien ist nur der lichte Zauber der Schönheit geblieben. Um die Schönheit und ihre göttliche Macht bilden Menschen, Heroen und Götter einen frohen Kreis.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Schluß.)

Blumen- und Gemüseschau. Daguerreotype. Literarische Umtriebe.

Die Gärtner werden nun bald ihre Ausstellung haben, und ihre Preisvertheilung, wie die Fabrikanten die ihrige gehabt haben. Auch sie sind in Paris fleißige Professionisten, nur zuweilen dem Trunk ergeben; mehrere Gärtner, welche zugleich Baumpflanzungen außerhalb der Stadt besitzen, sind ziemlich vermögende Leute. Die meisten gehören zu der Gartenbaugesellschaft, deren Sekretär der durch mehrere Werke bekannte Gartenbauschriftsteller Soulange-Bodin ist. Diese Gesellschaft gibt schon seit vielen Jahren eine Sammlung von Abhandlungen heraus, und muß mit der königlichen Ackerbaugesellschaft, die schon viel länger besteht und ebenfalls Abhandlungen herausgibt, nicht verwechselt werden. Ein ganzes Dorf neben Paris, Montreuil, wird von Gärtnern bewohnt, welche sich besonders auf den Pfirsichenbau legen. Diese Frucht wird auch vielleicht nirgends mit so großer Sorgfalt angebaut und ist nirgends so wohlschmeckend, als zu Montreuil; sie trägt den Gärtnern genug ein, um das ganze Jahr von dem auf den Pariser Märkten dafür gelösten Gelde leben zu können. Ich habe schon einmal von den Fortschritten gesprochen, welche die Kunstgärtnerei um Paris

herum gemacht hat, und die es den Frucht- und Gemüsehändlern möglich machen, jetzt zu allen Jahrszeiten Gartengewächse zu liefern, welche sonst nur zu einer bestimmten Jahrszeit auf die Tafeln kamen. Indessen werden nicht alle Naturproducte, welche so früh auf den Pariser Märkten erscheinen, in der Umgegend von Paris gezogen; das südliche Frankreich liefert einen großen Theil derselben, und zieht den beutenden Vortheil aus dem neuerlich so sehr beschleunigten Waarentransport; kommen einmal Eisenbahnen nach dieser Richtung zu Stande, so wird Paris noch weit besser mit südlichen Gewächsen versehen werden. — Der Kunstfleiß kann sich nun an Daguerres bekannt gemachtem Verfahren üben, und bereits hat Giroux, der erste Kunsthändler von Paris, angefangen, die Sache im Großen zu treiben; er soll 500 Pfund Quecksilber dazu angekauft haben. Seit der Bekanntmachung des Verfahrens hat man die Ueberzeugung erlangt, daß es doch keine so leichte Sache ist, als man geglaubt hatte, so daß das Daguerreotype, wenn seine bedeutende Verzögerung eintreten sollte, sowerlich von Künstlern und Liebhabern stark benützt werden wird, sondern wohl Leuten überlassen bleibt, welche die Sache im Großen betreiben, und sich durch den Absatz der Stücke für ihre Mühe und Kosten entschädigen. Das Geschäft der Zeichner wird also vor der Hand dadurch nicht beeinträchtigt werden. Sie werden noch lange Landschaften und Ansichten zeichnen können, ehe das Daguerrotype in Jedermanns Hand geräth und ihre Kunst unnöthig macht. Paris wird also nach wie vor mit jungen Künstlern überschwemmt werden, welche allerlei zeichnen, für Kunsthändler, Fabriken, Zeitschriften arbeiten, und ihrer Menge wegen oft große Mühe haben, sich durchzubringen, wie es eine Menge Dichter gibt, welche durch ganze oder halbe Vaudevilles ihr Auskommen suchen. Ich sage halbe Vaudevilles, weil manche nie ein ganzes Vaudeville dichten, sondern sich zu zweien, auch wohl zu dreien vereinigen, um ein Ding der Art hervorzubringen. Dieses Vaudeville eben so schnell gedichtet als auf die Bühne gebracht werden, und ein Dichter also nicht wie am Théâtre français Jahre lang zu warten braucht, ehe es der Direction beliebt, sein Stück aufführen, so verlieren doch einige Vaudevilledichter, wie es scheint, ihre Geduld schon in der kurzen Zeit, welche zwischen dem Dichten und Aufführen ihres Stückes verstreicht, und suchen den erwarteten guten Erfolg im voraus in Geld umzusetzen. Hievon lieferte neulich eine gerichtliche Verhandlung ein sonderbares Beispiel. Ein gewisser Maillan, der sicher nicht zu den bekannten Dichtern gehört, hatte den Plan zu einem Vaudeville entworfen und denselben vermuthlich zu Papier gebracht. Mit diesem Entwurfe war er zum Directeur des Varietétheaters, Namens Dumanoir, gegangen, welcher auch ein Vaudevilledichter ist, und die beiden Dichter waren übereingekommen, daß sie das Stück zusammen schreiben wollten, oder, was wahrscheinlicher ist, daß Dumanoir etwas Dichtung und seinen Namen dazuthun, und dann das Stück unter Beider Namen aufgeführt werden sollte. Der Titel war: „Die Liebesbriefe.“ Als das Geschäft so weit in Richtigkeit gebracht war, versuchte Maillan seinen Antheil an dem aufzuführenden Vaudeville zu versilbern, und es fand sich ein Herr Gueboville, welcher 500 Franks dafür gab. Das Sonderbare bei diesem Handel war, daß, als er gestolossen wurde, das Vaudeville noch gar kein Denouement hatte. Gueboville verdient von den Vaudevillisten auf den Händen getragen zu werden, denn er kauft Vaudevilles, die noch nicht einmal fertig sind, wogegen manche Kapitalisten nicht einmal länger fertig gewordene Theaterstücke mögen. Er war also Eigenthümer eines halben Vaudevilles, oder, wenn man will, halber Eigenthümer eines solchen dramatischen Stückes, denn der andere Eigenthümer war Dumanoir, der Theaterdirektor. Allein Dumanoir ließ die „Liebesbriefe“ nicht aufführen, vielleicht weil das Ende noch immer daran fehlte. Gueboville wollte wieder zu seinem Gelde, und wo möglich zu dem gedoppelten Benefiz kommen, und belangte daher Dumanoir und Maillan vor dem Handelsgerichte. Letzterer, welcher wahrscheinlich die 500 Franks aufgezehrt und noch immer kein Mittel gefunden hatte, seine Liebesbriefe zu endigen, erschien nicht, was sicher der beste Ausweg ist, wenn man keine gute Einschuldigung vorzubringen hat. Das Handelsgericht verurtheilte Dumanoir, weil er die Verspflichtung, das Stück aufführen zu lassen, übernommen hatte, diese Aufführung in Zeit von vier Monaten vorzunehmen, wo nicht, so solle er seinem Miteigenthümer Gueboville 500 Fr. zahlen; dagegen solle Maillan, der nicht erschienene Dichter und Ereigenthümer des Stückes, dem Dumanoir für allen Schaden haften und ihm alle Kosten des Prozesses erstatten. Dies ist nun zwar recht gut, aber wahrscheinlich ist Maillan kein Gutsbesitzer wie Scribe, und seine Garantie wird dem Theaterdirektor wenig helfen. Dieser Prozeß ist ein kurioser Beleg zur Sittengeschichte der Vaudevilledichter gewöhnlichen oder vielmehr gemeinen Schlages. Ob Paul de Kock auch seinen Antheil an Vaudevilles in Geld umsetzt, weiß ich nicht, aber erwiesen ist, daß er seine Romane in Vaudevilles umsetzt, und also aus seinen Dichtungen doppelten Gewinn zu ziehen sucht, was ihm jedoch nicht immer gelingt. So eben ist wieder ein von ihm aus einem Romane in ein Vaudeville umgeschaffenes Stück ausgepfiffen worden, und ein Theaterdichter machte die beißende Bemerkung, man habe schon viele Mühe, der großen Menge schlechter Romane Paul de Kocks auszuweichen, und es sey doch gar zu arg, daß er vollends den Leuten, welche ganz unbefangen in's Theater gehen, Sößlingen lege, und ihnen dort verrätherischerweise seine Romane in Gestalt von Vaudevilles aufdringe. Es ist leider nicht zu leugnen, daß Literatur und Kunst von manchen Dichtern und Künstlern auf sehr gemeine Weise kultwirt werden, und daß sie die Schöpfungen ihrer Phantasie gerade wie eine zu Markt gebrachte Waare behandeln. Besonders wird mit den Feuilletons, worin selbst die beliebtesten Schriftsteller jetzt ihre Novellens und Schauspielkanevas anbringen, bedeutender Handel getrieben: Ueber diese Feuilletons fallen nun aber eine Menge habsüchtiger Leute her und beranben zuweilen den Verfasser auf's schändlichste der Früchte seiner Arbeit. Ein Dichter gab neulich in einem Feuilleton des Journals la Presse den Entwurf zu einem Schauspiele, und bemerkte dabei in einer Anmerkung, dieser Entwurf sey sein Eigenthum, und dürfe von keinem andern Dichter zu einem Schauspiele benützt werden; und Balzac, der immer am meisten darüber jammert, daß man ihm seine Feuilletons stiehlt und ihm dadurch abzahlt, sie hernach zu sammeln und als ein Buch herauszugeben, benachrichtigt das Publikum, daß die Inhaber einiger Leihbibliotheken die Feuilletons von den Journalen abschneiden, dann zusammenbinden lassen und als ein Buch ausleihen, so daß, wenn er, Balzac, mit seinem Feuilletonsdoche fertig ist, bereits ein Dutzend in der Welt herumläuft, ohne daß er es hindern kann, und was wichtiger für ihn, ohne daß es ihm das Geringste einbringt. An solche wunderliche Spekulationen hatte man vor dem großen Glücke, das die Feuilletons jetzt machen, nicht gedacht, und man sieht daraus, daß die Herrn Pairs, welche es sich einfallen ließen, in diesem Jahre ein Gesetz über das geistige Eigenthum zu machen, noch manches zu lernen haben. Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 228.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 23. September 1839.

— Betrübt blickt das Gemüthe
Auf die hingesunkne Blürde
Und die grünentlaubte Flur,
Fühlt ein leis Bedauern
Mit dem stillen Trauern
Und dem stummen Schmerze der Natur.

Nikolas Müller.

Die Mutter Natur im Herbste.

Von Ph. H. Welcker.

Die Mutter ruft nach ihren Kindern allen
Mit stillem Gram, die bleiche Königin.
Noch sahen jüngst nach ihr mit Wohlgefallen
Der Garbenbinder und die Winzerin;
Jezt läßt sie schon die trüben Schleier wallen,
Und all ihr Reiz im Norden ist dahin;
Doch schimmert, wie durch Nebelhauch die Sonne,
Durch ihren Kummer milde Hoffnungswonne.

Die Mutter spricht: „Ihr Blumen müßt vergehen;
Zu frühem Sterben rief ich euch in's Seyn.
Doch daß ihr könnet jugendlich erstehen,
Hüll' eure Samen ich im Boden ein.
Auch manche Pflanze, wenn die Stürme wehen,
Schirm' ich vor'm Tod. Ihr Vögel, ihr allein
Sollt fröhlich wandern. Schwebt denn hin im Frieden!
Im Norden sterbend, leb' ich fort im Süden.

Geht hin, ihr Motacillen, wo bei Trauben
Und goldner Frucht euch winkt das reiche Mahl;
Besuch', o Nachtigall, des Ostens Lauben,
Und komm dann wieder hier in's Hirtenthal!
Sucht andre Wipfel nun, ihr frommen Tauben:
Der Liebe Sitz, der stille Hain wird kahl.
Geht, Vöglein, geht, mit liederreichen Kehlen,
Im grünen Asien Wohnung euch zu wählen!

Ihr Fluthbewohner mit den Silberschuppen,
Verbergt euch tiefer im krystallnen Haus;
Und hier im Wald und dort auf Felsenkuppen,
Ihr Winterthiere, tragt der Kälte Graus.
Verhüllt euch tief, ihr Würmer und ihr Puppen;
Mit manchem Mücklein dauert schlummernd aus:
Und tritt der warme Frühling auf die Berge,
Dann wachet auf und sprenget eure Särge!

Goethes Faust und die Faustliteratur.

(Fortsetzung.)

In dieser Welt voll Harmonie, wo der Geist im frohen Bunde mit der Natur lebt, hier hat der Geist des Widerspruchs keine Gewalt mehr über Faust. Hier spielt Mephisto eine jämmerliche Rolle und treibt nur Possen, bis er sich in die Maske der Phorkyas, in das Gegenbild der Schönheit, in die Form der Häßlichkeit umkleidet. Der Grieche kennt das Böse nur als das Häßliche, als Prinzip der Unförmlichkeit. Der Grieche

kennt wohl auch die Nachtseite der Natur, ihre Schrecken, ihre unheimlichen Geburten; aber er faßt diese Ungestalten, die Faunen, die Pane, die Satyrn bloß als Folie der Schönheit, während das Mittelalter in ihnen böse Dämonen, finstere Gewalten, Diener des Fürsten der Finsterniß erkannte.

Nach diesen Scenen, nachdem Faust mit Helena, dem Urbilde der Schönheit, sich vermählt hat, nachdem das Ziel höchster Schönheit erreicht ist, kann Faust wieder auf den Boden des Mittelalters zurückkehren. Er hat das Schönste geschaut, er hat an den reinen Quellen der Natur geschöpft, er hat die Zaubermacht der Kunst und Poesie erfahren. Mögen nun auch die Illusionen des schönsten Lebensmoments verschwinden, möge der Geist sich einer prosaischen Wirklichkeit gegenüber finden, dieser kann auch jetzt, vermöge des angebornen Triebes nach unendlicher Wirksamkeit, nie stille stehen. Und so finden wir Faust am Schlusse der Tragödie in einer neuen Sphäre des Wirkens, in einer völlig andern Epoche, in einer Epoche, die nicht durch Poesie und Kunst, nicht durch magische Wissenschaft, sondern durch besonnene Thätigkeit sich zum Herrn der Natur macht. „Die That ist ihm Alles, nichts der Ruhm.“ Er will die Welt durch Verkehr und Schifffahrt verbinden, die wilden Elemente bezwingen, Länderbesitz sich erringen. In diesem Streben, in dieser realistischen Tendenz nach erweitertem Weltverkehr, deren Ziel unübersehbar ist und die in ihrem unbedingten Fortschreiten die Hütte stiller Genügsamkeit vernichtet — in dieser freien Herrschaft über die Natur offenbart sich der Geist der gegenwärtigen, besonnen handelnden Weltepoche. Mit ihr schließt Faust, insofern er auf Erden strebt und handelt. Und so stellt Goethe im Faust drei Epochen seines Lebens dar, im Restere von drei welthistorischen Perioden: das Drama beginnt vom ersten geisterreichen Natur- und Wissensdrang der neuesten Zeit, es geht in die dunkeln Pfade des Mittelalters ein, erhebt sich durch poetische Kraft zu dem Urbilde des hellenischen Alterthums und endet mit der freien, besonnenen That. So hat Faust wirklich sein Selbst successiv zum Selbste der Menschheit erweitert, vor Allem aber die große Wahrheit bewährt, daß der Mensch im Wissen und Handeln zunächst an das Natürliche sich zu halten habe. An der Natur, als an seinem Tagewerke, übe der Geist seine Kraft, bethätige sein Wissen, bändige seine Leiden, suche seine Wonne:

„Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt.“
— Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um,
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.

Aber vor und nach dem natürlichen Leben, wie hier am Anfang und Schluß der Tragödie, liegt das stille Geisterreich, wo der Knote unsers Wirkens und Leidens sich löst. Entscheidung liegt nur im Reich der reingeistigen Mächte. Auf der Erde gilt's zu kämpfen, zu streben und rastlos die freie Kraft zu bethätigen. Wenn diese freie Kraft des Menschen nicht mehr zu wirken vermag, dann ergreift ihn der Arm einer höhern Ordnung der Dinge und zieht ihn in's verwandte Geisterelement. Faust geht siegend unter. Sein unsterbliches Selbst, über welches das böse Prinzip nie Macht hatte, schwebt siegreich über alle Kämpfe, über alles Dunkel zu den Chören des Lichts empor. Und welches ist die Schwinge, die ihn emporhebt, die ihn hinaufzieht in ein neues Element? — Ist es Trotz? Kühnheit, Muth? — Goethe antwortet auch auf diese letzte Frage:

„Das ewig Weibliche zieht uns empor.“

Diese mehr passive Seite des Geists ist die Sehnsucht, das reine Verlangen, die bescheidene Demuth, die vertrauensvolle Hingebung an eine höhere Macht, die dann für uns wirkt, wenn wir nicht mehr zu wirken vermögen. Hier am Schlusse tritt die ursprüngliche Idee, die christliche Conception des Dramas wieder klar hervor; die zwei Mächte, die sich um die Menschheit streiten, zeigen sich auf offenem Kampfplatz, das Licht und das Dunkel, jenes in seiner ewig ruhigen Siegesglorie, dieses in seinem letzten Grimm und in seiner Niederlage.

(Schluß folgt.)

Der Quäker und der Straßenräuber.

(Schluß.)

Bis zur Stadt hatte der Geplünderte Zeit, seinen trüben Gedanken nachzuhängen und sich den Schmerz der jungen Leute auszumalen, die sich so lieb hatten und deren Glück jetzt hinausgeschoben werden mußte. Das Geld war unwiederbringlich hin; nirgends ein Mittel, es wieder zu bekommen, den frechen Räuber zu entdecken. Aber auf einmal hielt er an; ein Gedanke war ihm blitzschnell durch den Kopf gefahren. „Ja!“ rief er; „so kann's gehen! Lebt der Mensch in London, so erwische ich ihn vielleicht. Es ist wohl Gottes Wille, daß er so unvorsichtig war.“

Halb getröstet durch seine Gedanken, kam Toby nach Hause. Er ließ sich nichts anmerken, sagte nichts von seinem Abenteuer, machte auch keine Anzeige, küßte seine Tochter, die ganz arglos war, ging zu Bette und schlief mit einem Gebete ein.

Erst am Morgen machte er sich daran, der Vorsehung die Pfade zu erleichtern und Nachforschungen anzustellen. Er ließ die Stute aus dem Stall führen und legte ihr den Zügel auf den Hals, in der Hoffnung, sie werde, vom Instinkt geleitet, den Weg zur Behausung ihres Herrn einschlagen. Er ließ also das arme Thier, das

noch nichts gefressen hatte, frei in den Straßen herumlaufen und ging hinter ihr. Aber er hatte dem Gaul mehr Instinkt zugetraut, als er besaß; lange lief er bald rechts, bald links, ohne bestimmte Richtung, machte allerhand Umwege, kehrte wohl gar plötzlich um. Toby verzweifelte nachgerade an seinem Kunstgriff; „der Spitzbube," dachte er, „ist nicht in London zu Hause. Welche Thorheit, nicht zum Richter zu gehen, da es vielleicht noch Zeit war, und sich auf den Verstand der Mähre zu verlassen!"

Da ward er durch das Geschrei von Kindern, die beinahe unter das Pferd gekommen wären, seinen Gedanken entrissen. Das bisher so ruhige Thier hatte sich auf einmal in Galopp gesetzt. „Haltet auf!" schrie es von allen Seiten. — „Halter ihn nicht auf!" rief der Quäker; „um Gottes willen, laßt ihn laufen!" Er blickte dem Pferde in höchster Spannung nach und sah es rasch in das halboffene Thor eines großen Hauses in der Vorstadt einbiegen. „Dort ist er!" dachte der Quäker mit einem dankenden Blick gen Himmel. Und wirklich, indem er vor dem Hause vorüberging, sah er einen Knecht im Hofe das arme Thier streicheln und in den Stall führen. Er fragte einen Vorübergehenden, wem das Haus gehöre. „Ihr seyd wohl hier herum nicht bekannt," war die Antwort, „da ihr nicht wißt, daß hier der reiche Kaufmann Weresford wohnt." — Der Quäker war auf's Aeußerste betroffen. „Weresford," wiederholte der Andere in der Meinung, er sey nicht verstanden worden; „wißt Ihr nicht? der Mann, der so schnell reich geworden ist." — „Großen Dank, Freund, großen Dank!" erwiderte Toby.

Er konnte sich kaum fassen. „Weresford, Eduards Vater, der angesehene Mann, wäre mein Räuber?" Es war ihm, als ob er träumte, und er wollte langsam heimgehen. Aber da bedachte er, daß schon sehr hochgestellte Leute Mitglieder von Diebsbanden gewesen, und dann das schnell, man wußte nicht wie, erworbene Vermögen, und dann die Stute, die Allem nach ihren Stall gefunden. Toby entschloß sich, der Sache auf den Grund zu kommen. Er trat zuversichtlich in den Hof und verlangte den Hausherrn zu sprechen. Er lag noch zu Bette, und doch war es fast Mittag. Eine unruhige Nacht! ein neuer Wink! Der Quäker wiederholte dringend sein Verlangen und stand bald in Weresfords Schlafzimmer. Dieser war eben erst erwacht; er rieb sich die Augen und fragte nicht in der besten Laune: „Wer sind Sie? was wünschen Sie?" — Ha! diese Stimme war Toby wohl bekannt, und er wußte jetzt gewiß, wen er vor sich hatte.

Er nahm ruhig einen Stuhl und setzte sich an das Bett mit dem Hut auf dem Kopf. „Sie legen nicht ab?" rief der Kaufmann betroffen. — „Ich bin ein Quäker," war die sanfte Antwort, „und du weißt, es ist so Brauch bei uns." — Beim Worte Quäker fuhr Weresford auf und sah seinem Besuche in's Gesicht. Er mochte ihn erkennen, denn er wurde bleich. „Nun," fragte er stotternd, „was ist — darf ich fragen —" — „Du wirst verzeihen," erwiderte Toby, „daß ich so bald komme; aber bei Freunden nimmt man es nicht so genau, und so bitte ich denn ohne Umstände um die Uhr, die du gestern von mir entlehnt." — „Uhr — eine Uhr?" — „Sie ist mir sehr werth; sie gehörte meiner seligen Frau und ich möchte sie um Alles nicht missen. Mein Schwager, der Aldermann, verziehe mir nie, daß ich ein Kleinod, das mich an seine Schwester erinnert, auch nur einen Tag aus der Hand gegeben." Beim Wort Aldermann horchte Weresford auf; aber Toby, ohne seine Antwort abzuwarten, fuhr fort: „Es wäre mir auch lieb, wenn du mir das Dutzend Guineen wiedergäbest, das ich dir eben damals geliehen. Brauchst du sie aber, so magst du sie immer noch länger behalten; nur bitte ich um etwas Schriftliches."

Die Gelassenheit des Quälers brachte den alten Kaufmann so aus der Fassung, daß er es nicht wagte, das geraubte Gut zu verleugnen; gesehen mochte er auch nicht, und bevor er sich auf eine Antwort besann, fuhr Toby fort: „Ich theile dir auch mit, daß meine Tochter Marie nächstens heirathen wird. Ich hatte zweihundert Pfund Sterling zu ihrer Aussteuer bestimmt, es ist mir aber ein Unglück widerfahren: gestern Abend auf der Landstraße bin ich völlig ausgeplündert worden; ich muß dich daher um eine Mitgabe für deinen Sohn ersuchen, im andern Falle hätte ich dir nichts zugemuthet." — „Für meinen Sohn?" — „Nun ja, weißt du nicht, daß er um Marien verliebt ist und sie heirathen will?" — „Eduard?" rief der Kaufmann und sprang aus dem Bette. — „Eduard Weresford," erwiderte der Quäker sanft und nahm gemächlich eine Prise Tabak. „Du mußt dich schon entschließen, etwas für ihn zu thun. Es ist mir lieb," fuhr er mit mehr Nachdruck fort, „wenn er nicht erfährt, was heute Nacht vorgegangen ist, und gibst du die Summe, welche ich versprochen, nicht her, so muß ich ihm wohl sagen, wie ich darumgekommen."

Weresford lief zu einem Schrank, holte eine Cassette mit drei Schlössern heraus, schloß auf und gab Toby nacheinander Börse, Uhr und Geldstück. „Schön," sagte der Quäker; „ich sehe, ich konnte auf dich rechnen." — „Sonst willst du nichts?" fragte der Kaufmann barsch. — „Doch, noch um etwas ersuche ich dich freundschaftlich." — „Sprich!" — „Enterbe deinen Sohn." — „Wie?" — „Du sollst ihn enterben; es soll nicht heißen, ich habe bei der Heirath auf dein Vermögen gesehen." Mit diesen Worten verließ der Quäker das Zimmer. „Nein," sprach er bei sich, als er allein war, „die Kinder sind nicht verantwortlich für die Handlungen ihrer Eltern. Marie soll den Sohn dieses Mannes heirathen; aber gestohlen Gut anrühren — nimmermehr!"

Als er im Hof war, rief er Weresford, der aus dem Fenster sah, hinauf: „Ei, Freund, ich habe dir deine Stute gebracht; laß mir doch meinen Klepper geben.“ Nicht lange, so saß Toby im Sattel, seinen Geldsack vor sich, Uhr und Börse in der Tasche, und ritt im kurzen Trab nach Hause. Er traf daselbst Eduard und sagte zu ihm: „Ich habe deinem Vater meine Aufwartung gemacht und glaube, wir werden gut mit einander auskommen.“

Zwei Stunden darauf kam Weresford in Tobys Haus und verlangte ihn allein zu sprechen. „Braver Quäker,“ sagte er, „Ihr Benehmen hat mich auf's Tiefste gerührt. Sie konnten mich um Ehre und Leben bringen, Sie konnten meinen Sohn doppelt unglücklich machen, einmal durch das Bewußtseyn, mich zum Vater zu haben, und dann durch Verfagung der Hand Ihrer Tochter; Sie haben gehandelt als ein Mann von Kopf und Herz. Nehmen Sie diese Papiere; leben Sie wohl, Sie sehen mich nicht wieder.“ Er ging. Der Quäker öffnete die Papiere; es waren Anweisungen von bedeutendem Belang an die ersten Wechselhäuser in London; ferner eine lange Namensliste, neben jedem Namen eine Summe, groß oder klein. Ein Zettel lag bei, worauf stand: „Es sind dies die Namen der Beraubten; die Zahlen geben die wiederzuerstattenden Summen an. Erheben Sie das Geld bei den Wechselhäusern, als hätten Sie es mir in das Ausland zu schicken, und besorgen Sie selbst unter der Hand die Wiedererstattung. Was mir übrig bleibt, ist mein rechtmäßiges Gut, und Ihre Tochter wird mich dereinst beerben können.“ — Tags darauf war Weresford aus London verschwunden, und es hieß allgemein, er wolle sein Einkommen in Frankreich verzehren.

An Eduards und Mariens Hochzeittage sah man eine lustige Gesellschaft beisammen, und darunter viele Leute, die höchlich zufrieden mit den Londonern Straßenräubern waren, welche ihnen durch Tobys Vermittlung das entwendete Kapital sammt den Zinsen hatten zurückbezahlen lassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., September.

Messe. Stiftung. Eisenbahn. Theater.

Aus aller freiherrschöstädtischer Zeit hat sich bis auf den heutigen Tag die Sitte des Ein- und Ausläutens der Messe erhalten. Wenn im Monat April die große Karolus- oder Meßglocke vom alten Pfarrthurme herunterdröhnt, so hört sie kein Frankfurter, ohne poetisch ergriffen zu werden; denn sie verkündet ihm den Frühling, den blühtespendenden Mai und das ganze duftige und blumige Gefolge desselben. Wenn aber des Septembers Meßglocke ertönt, so beschleicht uns eine wehmüthige Empfindung; denn die ernsten Glockentöne mahnen uns an welkende Blätter, an herbstliche Nebel und an die Flucht der schönen Sommertage. — Die Engros-Geschäfte auf der heurigen Herbstmesse waren bedeutend; die Masse der vorhandenen Waaren war sehr groß, wodurch die Preise gedrückt wurden, was sich aber durch den starken Absatz in vielen Handelsartikeln, namentlich in Wolle, Tüchern, Leder, Eisen- und Stahlwaaren u. s. w. wieder ausglich. Der Detailhandel versprichte ebenfalls günstige Resultate. — Die Benennung, welche unlängst in diesen Blättern gemacht wurde, daß Frankfurt a. M. eine Fremdenstadt und durch die Fremden besonders interessant sey, ist eine richtige. Gegenwärtig ist der Andrang von Reisenden so groß, daß für kaum ein Unterkommen finden. Gasthöfe und Privathäuser sind überfüllt.

Den humanen Gesinnungen eines reichen Frankfurters verdanken wir die Begründung einer neuen und schönen Stiftung. Der Banquier Seufferheld, ein um Frankfurt vielfach verdienter Mann, hat ganz aus eigenen Mitteln ein Kapital von 45,000 Gulden angewiesen, welches bei dem hiesigen Rechenexempt zu jährlicher Verzinsung niedergelegt wird. Die jährlichen Zinsen sollen zum Besten der evangelisch-lutherischen Kirche in Frankfurt verwendet werden, zu einem theologischen Stipendium und zu einer theologischen Preisaufgabe. Die oberste Leitung und Verwaltung behält sich der Stifter selbst vor, und es soll dieselbe jedesmal auf das männliche Haupt seiner Nachkommenschaft oder seiner Anverwandten übergehen; im Falle eines Erlöschens der Descendenz geht die Verwaltung an die Seitenlinien der Familie über. — Wie in allen größeren Städten unseres Vaterlandes, so soll auch in Frankfurt a. M. am Johannistage 1840 das Fest der vierhundertjährigen Erfindung der Buchdruckerkunst auf großartige und glänzende Weise gefeiert werden. Nach mehreren vorläufigen Sitzungen einer Versammlung von Buchhändlern und Druckereibesitzern wird nun zur Organisirung eines großen Comité's geschritten, in welchem durch die ausgezeichnetsten Bürger unserer Stadt Alles repräsentirt werden soll, was wir in Kunst, Wissenschaft und Leben Hervorragendes besitzen. Da die Festlichkeiten bedeutende Summen kosten werden, so will man demnächst schon vorläufig Subscriptionslisten im Umlauf setzen. — Die Frankfurt-Mainzer Taunuseisenbahn wird nun definitiv in diesen Tagen bis zu den benachbarten Städtchen Höchst und Hattersheim eröffnet; die Bahnstrecke bis Mainz wird erst mit Anfang der nächsten Sommersaison befahren werden können. Nach dem Urtheile aller Sachverner zeichnet sich diese Bahn durch die Solidität ihrer Construktion auf's vortheilhafteste aus. Daß sie sich gut rentiren wird, steht nicht zu bezweifeln. — Unser hiesiges Stadttheater, über dessen Wohl und Wehe in hiesigen und auswärtigen Blättern schon eine ganze alexandrinische Bibliothek geschrieben worden, deren Untergang die Gelehrten jedoch nicht betrauern, gleicht, wie viele andere Bühnen, einem Kranken, an welchem sich mancher Arzt versucht hat, ohne seinen Zweck zu erreichen. Die neue Verwaltung, unter Oberaufsicht der Aktionäre und mit einem jährlichen Zuschuß von 24,000 Gulden an drei Unternehmer verpachtet, scheint sich die Sache angelegen seyn zu lassen. In den beiden letzten Monaten war das Haus sehr zahlreich besucht, indem zuerst der Hofschauspieler Th. Döring, ein hervorragender Charakterdarsteller, namentlich ausgezeichnet im Lustspielfache, und gegenwärtig Emil Devrient aus Dresden die Schaulustigen anzogen und fesselu. Devrients Tasso, Hamlet, Marquis Posa, Rubens in Madrid, Ferdinand von Walter, Richard Savage u. A. wurden mit äußerst ordentlichem Beifalle aufgenommen und wiederholt. Mit Vergnügen huldigten Kenner und Laien diesem in der deutschen Bühnenwelt gefeierten Künstler. — Unserer Oper ist es noch nicht gelungen, den Standpunkt einer früheren Glanzperiode wieder zu gewinnen, doch leistet sie immer noch Annehmbares.

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 24. September 1839.

Noch einmal zu den wald'gen Apenninen,
Den Kinderalpen! —

Byron.

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

Loretto.

Unter den drei Hauptstraßen von Rom nach dem Norden gewährt die über die Apenninen und längs der Ostküste führende dem Reisenden verhältnißmäßig die spärlichste Ausbeute. Jenseits der Bergkette verändert Italien seine Physiognomie und nimmt einen herbern, frostigern, materiellen Charakter an. Man sagt der südlichen, ewig blühenden, mit ihren Reizen maßlos verschwenderischen Jungfrau Lebewohl und zieht ein in das Gebiet der kälteren Matrone, der ihre Schätze wie ihr Lächeln zu Rathe haltenden. — Mir war die Ostseite theilweis noch fremd geblieben, und so gab ich denn diesmal der minder begünstigten den Vorzug, und bereue es auch noch nicht, ihr eine längere Zeit gewidmet zu haben, trotz dem, daß das sonst so praktische Vehikel der Vettura, der steilen Berge und schlechten Wirthshäuser halber, sich gerade auf dieser Tour am wenigsten bewährt.

Die Feier der Heiligsprechung war vorüber. Die Fluth der Geistlichen, welche einem schwarzen Meere gleich zu jenem Fest in Rom zusammengeströmt war, begann sich jetzt allmählig wieder in die Provinzen zurückzuziehen. Die Heerstraßen waren mit Wagenzügen bedeckt, deren konfurirte Insaßen zu ihren Bisthümern, Pfarrsitzen und Diakonaten heimkehrten. Mit der Caravane, welcher ich einverleibt war, zogen allein dreizehn Priester. Ich weiß nicht, ob ich es im Vaterlande gewagt hätte, mich als einziger Laie einer gleichen Anzahl von der Synode heimziehender Seelsorger anzuschließen, wenigstens bezweifle ich, der ihrem Stande schuldigen Ehrfurcht unbeschadet, ob in diesem Fall die Reise einen so heitern Charakter als die unsrige bewahrt hätte. Die Mehrzahl der italiänischen Geistlichen, besonders der Weltpriester, zeichnet sich durch Urbanität, Bonhommie und eine gewisse harmlose Lebensfreudigkeit aus. Sie sind meistens wackere Waidmänner, durchgängig Kenner und Verehrer der Tafelfreuden, tolerant gegen den anders Glaubenden, und verstehen sehr gut im geselligen Umgang den Menschen von dem Geweihten zu sondern, ohne gleichwohl das Geringste von ihrer Würde zu vergeben. Von einer Polemik gegen den Bekenner einer andern Confession, von Bekehrungsversuchen ist mir auf meinen Reisen kein Beispiel vorgekommen, und diese Duldsamkeit, die unveränderte Liebenswürdigkeit im Verkehr verdient wahrlich gebührende Anerkennung, erwägt man die an's Fabelhafte grenzenden Ansichten, welche der Italiäner von dem Transalpiner und dessen Dogmen hegt.

Wir langten bei guter Zeit in Foligno an. Meine Reisegefährten hatten unter den dortigen Geistlichen Bekannte, und diese waren augenblicklich erbötig, uns durch Kirchen und Kaffeehäuser, zu trefflichem Eis und alten Gemälden als Führer zu dienen. Unter den letztern mache ich auf ein vorzügliches in der Kirche San Salvadore aufmerksam, welches laut der Inschrift 1450 im Auftrag des Messer Rinaldi di Corradi Trinci, letzten Herrn von Foligno, von Bartolomeo di Tommaso gemalt worden ist. Die Madonna, eines der süßesten, anmuthigsten Geschöpfe, sitzt mit dem Bambino auf dem Throne, Johannes der Täufer steht zur Linken, ein anderer, mir unbekannter Heiliger rechts vom Throne; der Fundator in verkleinerter Gestalt an dessen Schwelle, während allerliebste Engelchen, Schmetterlingen gleich, über den Goldhimmel des Grundes gaukeln. Der Dom enthält außer einer guten alten Verkündigung eben keine besondern Kunstschätze. Die berühmte Madonna di Foligno, welche die Mönche dem Museum des Vatikans gegen einen vierzigjährigen Abgabenerlaß verkauften, ist durch eine höchst mittelmäßige Kopie ersetzt worden. Der Hochaltar wird durch eine hölzerne Nachbildung des berninischen Baldachins und dessen Propfenziehersäulen verunziert.

Ich hatte von einem alten historischen Freskogemälde — ich glaube von Melozzo da Forli — vernommen, welches sich im Palazzo publico befinden sollte. Die geistlichen Führer wußten keine Spilbe davon, die weltlichen, der servo di piazza und Kuster nämlich, ebensowenig. Ein dritter Cicerone machte sich anheischig, mich zum begehrten Gemälde zu führen, und brachte mich auf dem Rathhaus in den Versammlungssaal der Conservatori während ihrer Session. Ich hat die Väter der Stadt, dem Kunstjäger die Unterbrechung geneigtest verzeihen zu wollen, und schaute mich sehnsüchtig nach dem verheißenen Fresko um — es schwand zu einem flauen Carton mit Jupiter und Ganymed ein. Dies konnte unmöglich gemeint seyn. Ein vierter Guida rühmte sich, Kenntniß von dem versteckten Schatz zu haben, und führte mich durch Treppen und Galerien zu einem verräucherten, völlig unkenntlichen Heiligenbilde; ich schüttelte abermals, worauf sich ein Kunster anheischig machte, das ersehnte X aufzufinden. Die andern Custoden waren eben so neugierig geworden als ich und zogen hinterdrein von Kloster zu Kapelle. Das verwünschte Bild wollte sich nirgends zeigen, keines zu der gemachten Beschreibung passen. Eine wunderschöne perugineske Verkündigung in der Kapelle dell' Annunziatella war die einzige Ausbeute unserer Bi derjagd. Meine Guidencompagnie sah sich verdutzt an; sie schuttelten die Köpfe und vereinigten sich zulezt: die Ingresi mußten das Bild verschleppt haben. Damit mußte ich mich begnugen.

In mein Wirthshaus zurückgekehrt, fand ich es in Verwirrung und Aufruhr. Einem eben angelangten Fremden war auf dem Wege von Spoleto der Mantelsack abgeschnitten worden. Er hatte Klage bei der Polizei erhoben, und diese auf die Pferde des unglücklichen Vetturin zur Schadloshaltung des Beraubten Beschlag gelegt. Weßhalb der Unschuldige für den Schuldigen büßen mußte, weßhalb die Kralle der Gerechtigkeit gerade auf dieses Opfer gefallen, nachdem im vorigen Monate einige Dutzend Räubereien an dem berüchtigten Ponte Minchone straflos verübt worden waren, blieb mir unerräthselt.

Eine Miglie von der Stadt erheben sich die Apenninen steil aus der Ebene. An ihrem Fuß theilt sich die Straße und führt links nach Forli, rechts nach den Marken. Die Bergstraße kann nur mit Hülfe von Ochsenvorspann überschritten werden. Das Vermiethen der Zugthiere ist eines der einträglichsten Geschäfte der Dorfbewohner. Knaben stehen am Fuß der Höhe, bieten schon aus der Ferne mit gellendem Ruf ihre Thiere an, galopiren dann mit Gemsensprüngen bergan, um die Familie aufzurufen, den Vater als Treiber, Mutter und Schwestern als Bettlerinnen. Es ist eine trübselige, langweilige Fahrt. Von dem Augenblick, wo die Stiere angelegt werden, überlassen ihnen die Pferde die ganze Last und schlendern mit schlaffen Strängen nur eben so mit, der Vetturin aber hütet sich weislich, sie zu thätiger Mitwirkung aufzumuntern. Das Gesindel hält gemächlich Schritt mit dem Leichenwagen und verläßt ihn erst, nachdem die Höhe erreicht ist, um mit dem nachfolgenden Fuhrwerk die Ascension auf's Neue zu beginnen. Die Bettler von der Strettura und Casenuove sind die zähsten Italiens. — Des melancholischen Unkengeschreis übermüde, sprang ich aus dem Wagen und schritt, die Warnungen der Priester: „il camminare fa male," unbeachtet lassend, rüstig voran. Noch lohnt von Zeit zu Zeit ein Rucklick in die Ebene und nach den fernen Höhenzugen um Perugia; bald aber wehrt die Krummung der Straße jede Fernsicht, und man erblickt ringsum nur noch die monotonen Bergkuppen, zwischen denen der Weg sich höher und höher hinwindet. Bei einzelnen Hütten, welche den Namen Osteria di Santa Lucia führen, erwartete ich den um Stundenweite überholten Wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Goethes Faust und die Faustliteratur.

(Schluß.)

Wer die en fortschreitenden Gang der Dichtung anerkennt, der wird nicht mehr nach den Vorzugen des einen oder andern Theils fragen; der wird jeden Akt, jeden Moment fur sich und in seiner bestimmten Tendenz

betrachten; der wird selbst die dunkelsten Partien des Faust zu würdigen wissen, selbst die Hexenküche und den Blocksberg. Faust ist nicht aus Einem Guße entstanden, sondern in gar verschiedenen Epochen von Goethes Leben; er enthält und gibt uns nicht eine harmonische Poesie, wie in Tasso, Iphigenia, Hermann und Dorothea, wo die Gestalten an Klarheit, Ruhe, Ebenmaß mit einander wetteifern; nein, Faust enthält den Läuterungsprozeß der Goetheschen Poesie, die dunkeln Uebergangsmomente im Leben des Dichters, die dunkelsten, geheimsten Seiten seines Genius, ja, wenn man will, seine tollsten Launen, seine schroffsten Eigenschaften. Nicht sanft und ruhig schreitet das Drama fort; sein Gang ist gewaltsam, wie der Gang der Weltgeschichte, schonungslos und keck, wie die Macht des Naturgesetzes. Alle Dissonanzen des Lebens ließ Goethe hier ausklingen, damit seine Poesie um so reiner, freier, schöner, klarer in seinen übrigen Schöpfungen sich entfalten konnte. Das Bizarrste, das Herbste und Bitterste, das Derbste und Keckste stellt er dar, ohne zu mildern, zu verschönen, zu beschönigen. Hier gilt es Wahrheit, nackte Wahrheit; des Lieblichsten wird nicht geschont, das Schönste geht unter, der süßeste Moment ist nur ein Blick, ein Ton. Gretchen geht unter, Euphorion ist nur ein Meteor, Helenas und Fausts Umarmung ein Moment seligen Entzückens; der Knabe Lenker entweicht sogleich wieder in's Verborgene. Nirgends ist ein Rasten, ein Ruhen; der Charakter des Ganzen ist gebieterisch, nothwendig, rücksichtslos. Faust schlägt die Welt in Trümmer, „die andere mag daraus entstehn.“ Mit Gewalt, den bitzenden Schlüssel in der Hand, stampfend stürzt er in den Urgrund der Natur und wagt sich zu den Muttern; in der Wildernacht, im Aufruhr der Elemente kommt er im Lande der Schönheit an; Baukis und Philemon werden ein Opfer seiner rastlosen Thätigkeit, das Asyl des Glaubens, des Friedens, der Genügsamkeit verschwindet und der Blick verliert sich in den großen, weiten, endlosen Gang des Weltlebens. Man kann sagen: Faust enthalte nicht die Poesie Goethes, sondern die dunkeln Wege seiner Poesie, nicht den Frieden, sondern den Kampf, nicht die Harmonie, sondern die Dissonanzen seines Geistes. Wo ist hier jene Ruhe, jene Klarheit, jener Friede seines Geistes, jener sanfte Geist der Poesie, der in seinen übrigen Werken Versöhnung und Milde athmet?

Und so ergibt sich denn immer deutlicher, wie dieser Faust in Bezug auf Goethes übrige Werke und auf sein ganzes Wesen zu betrachten sey. Damit verschwindet jedes voriante Urtheil, jeder widersinnige Tadel. Man frage zuerst: was wollte der Dichter? — Mit dieser Frage beginnt die Kritik dieses Werks, das, wie man es auch betrachte, etwas in sich hat, das jeder Kritik spottet. Selbst aber derjenige, der den Plan, den Sinn, den Zusammenhang des Ganzen nicht faßt, wird doch an einzelnen Partien stets neuen Genuß finden, und die verschiedenartigsten Geister und Gesinnungen werden hier ihre Rechnung finden: der kalte, schroffe Weltmann, wie der begeisterte Freund höherer Wahrheit, der zarteste Idealist, wie der derbste Realist, der Junger des neuesten Weltlaufs, wie der Alterthumsforscher, der bildende Künstler, wie der Aesthetiker, der sinnige Geist und der Naturalist, die tiefste Sehnsucht nach dem Ueberweltlichen, wie der klare Weltverstand, der dem Wissen Zugewandte, wie der auf die That Verrrauende — alle werden hier die Anklänge ihres Innern finden. Es ist aber Eins, was alle diese innern Geisteszustände, alle diese geschichtlichen Elemente bindet und überschwebt, — es ist die Kraft des freien Gedankens und die rein künstlerische Behandlung. Dadurch erst wird Faust ein geistiges, unverwüstbares Werk unserer Zeit, das seines Gleichen nicht hat. Und immer mehr wird man in diesem Drama den Baum erkennen, dessen Wurzeln tief in der Geistesgeschichte des germanischen Volksstamms begrundet sind. Der Keim der Faustsage, die schon in unsere Kindheitsträume so wunderlich hineinklang, hat sich dem Dichter zu einem Wunderbaume entfaltet, der Blüthen und Früchte verschiedener Zeiten und Zonen trägt. Ein Mann, dessen erste zwei Jugendwerke schon den deutschen Genius befreiten, hat diesen Baum mit den Quellen seines Geistes getränkt und unter allen Stürmen des Lebens groß gezogen; die Wurzel verliert sich in den Schoos der geheimnißvollen Mutter Nacht, südliche Düfte, trüber Nordhauch und geistige Lebensblüthen wechseln vereint aus den Zweigen des Baums, während oben im Wipfel, wie ein stilles Sausen, das Geheimniß der Geisterwelt sich regt.

W. Stich.

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, September.

Bauten. Piazza grande. Theater.

Vor einigen Monaten waren auf unserer Piazza grande noch die grauen Ueberreste der ehemaligen Gefängnisse zu sehen, die mit dem nahen, modernen Regierungsgebäude, dem freundlichen Theater, und andererseits wieder mit den übrigen Gebäuden auf dem Platze selbst im gröbsten Kontraste standen und nicht ohne Mißfallen gesehen werden konnten. Diese Gefängnisse sind jetzt niedergerissen, und dadurch ward eine freie Aussicht nach dem Hafen eröffnet. Nebenan stand ein alter Thurm, das einzige Ueberbleibsel von Triests einstmaliger Ringmauer und Befestigung. Das unter ihm befindliche gothische Thor diente in neuester Zeit zum Andachtsorte; vor seinen stets erleuchteten und mit frischen Blumen

(von den Hökerinnen geopfert) verzierten Altären knieten von der ersten Frühe bis an den späten Abend Schaaren von frommen Betern. Auch dieser Thurm mit seiner Armenſünderglocke ſie wurde nur während einer Hinrichtung, oder bei öffentlicher Verkündigung einer Criminalſentenz geläutet) ſagte dem verfeinerten Geſchmacke nicht zu, und auch er mußte gleich den Gefängniſſen fallen. — Dicht hinter dieſem Thore iſt der urſprüngliche Hafen Trieſts, Mondracchio genannt, ein ziemlich weitläufiges Baſſin, wo gegenwärtig die Küſtenfahrzeuge aus Iſtrien aufgeſtellt ſind. Dieſes Baſſin ſoll verſchüttet und bis weit in das Meer hinein in einen Platz verwandelt werden, deſſen Gleichen wenige Städte in Europa aufzuweiſen haben dürften. — Wiewohl ſich die genannte Piazza grande nicht, wie der Name ſchließen läßt, durch ihre Größe auszeichnet, ſo iſt ſie doch durch das eigenthümliche Bild bemerkenswerth, welches das Leben und Treiben daſelbſt gewährt. Von Morgens bis in die Nacht hinein wimmelt es hier von Menſchen, größtentheils aus der niedern Volksclaſſe. Ueberall liegen ganze Haufen von Früchten, Gemüſe, Wildpret u. ſ. w. Hier hat ein Weib ihre geringe Waare auf dem Boden ausgebreitet und ſocht durch die billigen Preiſe, die ſie kreiſchend ausruft, die Käufer herbei; dort iſt ein breites Zelt mit bunbemalten Papierlaternen behangen; vor einem Berge von Angurie ſteht mit aufgeſchürzten Armen und langem Meſſer der Händler, der die Melonen in Scheiben ſchneidet und im Detail verkauft. Weiterhin ſammelt ſich ein Kreis um einen ſogenannten Limonadier: ein Karren, von einem weißen Baume beſchattet, bildet ſeine Bude, weite Zitronen ſeinen Vorrath; aus dieſen preßt er den Saft und bereitet den kühlenden Trank für einen Kreuzer das Glas. — Cinque! cinque per un boro! gellt es hier aus heiſerer Kehle. Was iſt's? fünf, freilich nicht ſehr appetitlich ausſehende Pomeranzen werden um den Spottpreis von einigen Kreuzern ausgeboten. Pulminanti, buoni a pruova d'aqua, ſingt ein Knabe, der ſeinen armſeligen Kram, meiſt Zündhölzchen, auf einem Brete vor ſich hinträgt. Mit der Fontaine in der Mitte des Platzes zanken ſich die Mägde oder gehen Rendezvous, wozu ſich oft ſogar Dandies einfinden; weiterhin ſocht ein Marionettentheater oder ein Bänkelſänger vor einem Kaffeehauſe Hörer und Gaſſer. — Vor einigen Wochen wogte eine unzählige Menſchenmenge nach der Piazza; ich ließ mich vom Strome mit forttreiben, und ward ſo Zeuge eines ſonderbaren Schauſpiels. Vor der Hauptwache war eine Schandbühne errichtet, worauf vier Verbrecher mit Ketten an einen Block geſchmiedet ſaßen. Wie die vor ihrer Bruſt hängende Tafel beſagte, wurden ſie wegen verübten Straßenraubes, je nach der Schwere ihres Verbrechens, zu zehns bis fünfzehnjähriger harter Zuchthausſtrafe verdammt. Einer derſelben hatte gutmüthige und wirklich männlich ſchöne Geſichtszüge, und ſchien überhaupt der Sünde nicht ganz verfallen zu ſeyn; denn während er von allen Seiten neugierig begafft wurde, ſenkte er den Blick zu Boden und wiſchte ſich die Thränen aus den Augen. Dagegen fündeten die Phyſiognomien und ſelbſt das Benehmen der andern den Auswurf der Menſchheit an. Sie ſcherzten und ſchäckerten mit einander, und es war, als ob nicht ſie der Menge, ſondern die Menge ihnen zum Schauſpiel dienten. Sie gehörten einer Räuberbande an, die in der hieſigen Gegend ihr Unweſen trieb und größtentheils eingefangen worden iſt. Auf den Häuptling wurde ein Preis von zweihundert Gulden geſetzt, den zwei Hirten erwarben, indem ſie dem Räuber allenthalben auflauerten und ihn endlich ſchwer verwundeten.

Die Baumanie hat ſeit meinem letzten Berichte wieder reißende Fortſchritte gemacht. Die alten Häuſer im Innern der Stadt werden in Menge niedergeriſſen und durch neue erſetzt, oder doch mindeſtens um ein Stockwerk erhöht. In der Gegend von St. Andrea wurden wieder ganze Strecken Landes dem Meere abgewonnen, Berge geebnet und neue Straßen erbaut. Auch auf der Landſeite dehnt ſich die Stadt immer mehr aus, und in der ſogenannten Guardiella wurden von einer Geſellſchaft ſämmtliche Grundſtücke gekauft, um ſechzig Häuſer darauf bauen zu laſſen. In dieſem Maße ſteigt auch die Einwohnerzahl, und die letzte Volkszählung gibt folgendes Reſultat: die Stadt ſammt dem dazu gehörigen Gebiete zählt 4240 Häuſer und 75,514 Einwohner. Die Zahl der Einwohner hat ſich alſo ſeit vorigem Jahre um 2527 vermehrt.

In unſerem ſocialen Leben bietet ſich gegenwärtig wenig Neues. Die wohlhabenden Familien ſind meiſt noch immer auf den Campagnen oder in den Bädern; deſſen ungeachtet ſind unſere Promenaden, und zwahrerſt die Kaffeehäuſer ſehr den Abend mit Beſuchern gefüllt, und wer den beau monde zu beaugenſcheinigen wünſcht, verſäume nicht, ſich am Montag unter den Volti am Aquedotto, oder Donnerſtags vor den Café Tomaſo einzufinden. An beiden Tagen ſpielt abwechſelnd hier und dort die Militärbande, am Groß und Klein, Mittel und Fein wird dann herbeigelockt. Beſonders bietet der letztgenannte Ort durch ſeine Lage am Hafen einen höchſt intereſſanten Anblick. Den ganzen Raum von der griechiſchen Kirche bis zur Börſe und von dort bis zum Theater füllt ein ſchöner, Sorbetto ſchlürfender Damenkranz, und um ihn herum iſt ein mächtiges Drängen und Wogen von Fadbionables. Hätte Mationed in unſerem Zeitalter gelebt, er würde vielleicht ſeinen Glückstopf nach dem Tode einen Auftritt halt gleich dem vor dem Café Tomaſo am Donnerſtag nennen haben. — Unſer Teatro grande iſt ſeit dem 1ſten Juli geſchloſſen. Nur einmal, vorigen Sonnabend nämlich, öffneten ſich ſeine Pforten für wenige Zuſchauer oder Hörer, bei Gelegenheit einer Akademie des Improviſators Bindocci im Vereine mit der Klavierſpielerin Herzum. Letztere iſt eine tüchtige Notenleſerin, beſitzt ungemeine Fingerfertigkeit, ihr geht aber völlig Gemüth und Seele ab, und die Wiener Fama, die ſie als einen weiblichen Liſzt auspoſaunte, hat bismal wieder, wie ſchon ſo oft, gelogen. Bindocci wurde bei jedem Verſe beklatſcht, denn er zählt hier viele Gönner und Freunde. Seinem Talente konnte dies nicht gelten; denn wenn man ihm auch große Fertigkeit in der Verſification nicht abſprechen kann, ſo fehlt es ihm doch ganz an Ideenfülle und an poetiſcher Begeiſterung, und er läßt gar wöhnlich kalt. Wie ergreifend hingegen iſt die mit Recht berühmte und gepriesene Taddei! Die Themen, die Bindocci ihbie waren faſt durchgehends ſolche, die er ſchon früher in Wien, Mailand, Venedig u. ſ. w. behandelt, und die wenigen neuen enthielten weiter nichts als Gemeinplätze, die zur Noth eben ſo gut auf dieſen als auf irgend einen andern Gegenſtand hätten angewendet werden können. Im Teatro Mauroner hatten wir ſeit dem 1ten Juli Oper. Das Theater war beſonders an Feiertagen und Dienſtags ſehr des ſucht, wo gewöhnlich ein neues Stück gegeben wurde. Man ging aber nur hin, um ſich am ſchönen Anblick, den das gefüllte Amphitheater gewährt, zu weiden, denn die Oper an und für ſich war ſehr ſchlecht. Dafür dürfte die bevrige Herbſtſtagaione die ausgezeichneſte in ganz Italien ſeyn, da ganz vorzügliche Künſtler engagirt ſind, darunter die gefeierte Ungher, der Tenor Moriani und der Baſſo Coſelli.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 230.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 25. September 1839.

Ich war ein armer, unglücklicher Mensch,
Nichts nannt' ich dauernd mein, was Glück gewährt;
Ein Dichter aber bin ich doch geblieben,
Ein Dichter bleib' ich bis zum letzten Hauch.

J. C. v. Zedlitz.

Günther.

Von A. v. Sternberg.

Unter der Gruppe deutscher Dichter des siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zeichnet sich eine Gestalt aus, die nicht allein die Aufmerksamkeit des Literarhistorikers, sondern im höhern Grade die des Menschenkenners auf sich zieht. Es ist einer jener Geister, die mehr in ihrer Erscheinung als in ihren Werken sich als Dichter bekunden. Sie gleichen den durchsichtigen Gefäßen, in denen der köstliche Balsam durchschimmert, vielleicht reichlicher und von vorzüglicherer Güte sich darstellend, als er bei näherer Prüfung sich wirklich findet, indeß andere in einem unscheinbaren, undurchsichtigen Gefäß den Inhalt und seine Kostbarkeit und Fülle nicht verrathen.

Neben der prächtigen Gestalt des „Freundes der Fürsten," des in Sammt und Seide prangenden Martin Opitz von Boberfeld, neben der nicht minder stolzen, aber gefälligern Erscheinung jenes Paul Flemming, der durch seine Reisen, seine wohllautathmenden kleinen Liebesgedichte und durch seine Liebe selbst der Welt sich bekannt machte, steht ein Jüngling, bleich, krank, prunklos und doch mit falschem Prunk behangen, zusammengebrochen und doch stolz, den entweihten Gott im Gesichte und in der jugendlichen Gestalt tragend; eine der hochblonden Gestalten mit schwarzen Augenbraunen und dunkeln Augen, von denen die Sage behauptet, daß in früher Jugend Elfen sie angeschaut und ihnen die seltsame Farbe mitgetheilt haben. In der That liegt in dem Blicke dieser Augen etwas zugleich Tiefsinniges und Frivoles, ein wildes Lächeln und ein trüber Glanz, eine unendliche Wehmuth und ein frecher, listiger Scherz. Man könnte sagen, daß durch solche Augen tausend Gedichte in unsere Seele geflößt werden; wir schauen sie unermüdlich an, und indem wir ihrem Schwunge folgen, möchten wir ihre Räthsel ergründen und ihren Zwiespalt lösen. Ihr neckender Scherz verwundet uns, aber reizt uns zugleich. Lebt hinter diesen betrüglichen Spiegeln ein Herz? Wie wunderlich muß dieses Herz schlagen, wie abenteuerlich muß es fühlen! Wenn wir unser Bild diesem Herzen einprägen könnten, dann würde das Räthsel der Augen gelöst seyn und wir hätten den Dämon in unsern Fesseln. Das sind die Gefühle, die uns bei schönen dichterischen Augen überkommen.

Der Jüngling, von dem hier die Rede ist, hieß Johann Christian Günther. Von seinem Leben wissen wir nur wenig. Es scheint, daß die Zeitgenossen es nicht der Mühe werth hielten, dieses Leben in seiner kurzen Dauer und in seinem mit Lastern und Schwächen

angefüllten Laufe der Nachwelt aufzuzeichnen. Wirklich bezeichnet jeden Lebensabſchnitt dieſes armen Knaben eine Thorheit oder ein Frevel. Seine Gedichte bluten oft bei ſeinen Verirrungen; ſie ſind die zu Perlen gewordenen Reuethränen. Manche ſind wieder im äußerſten Grade frech und ſinnlich; in andern herrſcht eine trübe Erinnerung an frühe Unſchuld und frühe Religion. Alle aber ſind ſie wahre Gedichte, in ihren Schmerzen, in ihrer Unvollendung, in ihrer Geſundheit und ihrer Krankheit wahre Gedichte, und man ſieht aus ihnen, wie der arme Knabe, der ſie niederſchrieb, durch ſeine Erſcheinung mehr als durch dieſe Lieder manches Herz für ſich einnahm und wieder abſtieß. Wir ſehen ihn von Stadt zu Stadt wandern, an den Thüren hübſcher Mädchen pochen, in kleinen finſtern Gaſſen bei ſpäter Abendſtunde rothe Vorhänge wegſchieben und ſein bleiches Geſicht mit den ſchwarzen Augen in ein jungfräuliches Stubchen ſtecken und dort Schrecken und Liebe entzünden. Wir ſehen ihn an den Höfen der Fürſten zitternd und zugleich unverſchämt, durch Epigramme antwortend und den Hochmuth, der ihn niederbeugen will, ſelbſt niedertretend, dann aber wieder durch eine zu üppige Tafel in den Staub geworfen und die Menge durch die niedrigſten Poſſen eines Trunkenbolds unterhaltend. Armer Gunther! wir wollen dir auf einigen deiner irren Gänge folgen.

Deutſchland war fünfzig Jahre früher in eine freudige Aufregung verſetzt worden. Der Stolz der Gelehrten, die Freude der Fürſten, Adam Olearius, ein pedantiſcher Mann, trat ſeine große Reiſe in den Orient an. Man ſah ihn mit einem anſehnlichen Gefolge von dem Hofe des Herzogs von Schleswig-Holſtein abreiſen. Mehrere Jahre vergingen ohne Nachricht; unterdeſſen ſaß der koſtbare Mann auf einem prächtigen Schiffe und wurde von den Wellen des baltiſchen Meeres geſchaukelt. Er kam zurück, und ein dicker Band in Schweinsleder und ein Lorbeerkranz waren die Früchte dieſer außerordentlichen Reiſe. Europa ſtaunte. Adam Olearius hatte es möglich gemacht, jene wilden Völkerſchaften zu beſuchen, die bis jetzt der Schrecken des furchtſamen deutſchen Gelehrten und das Entzücken der deutſchen Jugend geweſen waren. Adam Olearius hatte ſie geſehen, Adam Olearius hatte mit ihnen zu Tiſch geſeſſen, er war mit ihnen zu Bette gegangen, ſein Gefolge war von ihnen geprügelt worden und er hatte die Denkmünzen holſteiniſcher Herzöge unter ihnen ausgetheilt. In jenem ſchweinsledernen Bande fanden ſich in einer Reihe von Vogelſcheuchen die Abbildungen moskowitiſcher, türkiſcher und perſiſcher Regenten, mit denen Adam diplomatiſirt hatte. Man erfuhr darin, daß die ſlaviſchen Völkerſchaften ſchrecklich trinken und daß bei ihren Gaſtmahlen die Weiber ſich auf die Körper ihrer betrunkenen Männer zu ſetzen pflegen; eine Notiz, die Jahrelang die deutſchen Prinzeſſinnen ſchaudern machte und ſie mit Vergnügen auf einen orientaliſchen Thron verzichten ließ. Dieſe wilde Reiſe machten einige zaghafte Naturforſcher mit, die unter Zittern und Beben Kräuter ſammelten und mit nicht minder unruhigen Bewegungen ihrer Herzen die Bewegungen der Magnetnadel beobachteten. Zwiſchendurch wurden ſie von den Barbaren geprügelt, ein wenig geſchunden, mit Salz beſtreut und dann an die Sonne geſtellt; alles Dinge, die ein deutſcher Naturforſcher nicht gewohnt iſt, und die geeignet ſind, die tiefſinnigſte Beobachtung zu ſtören und zu nichte zu machen. Adam Olearius führte zwar hiernach an den Höfen der Fürſten Klage, aber die orientaliſche Kultur fand ſolche kleine Abweichungen von den gewöhnlichen Regeln des geſelligen Umgangs zu geringfügig, um beſonders darauf zu achten.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſe- und Lebensbilder.

(Fortſetzung.)

Der Fra Cercatore (Naturgaben einſammelnde Mönch) eines benachbarten Kapuzinerkloſters geſellte ſich zu mir und betrachtete mein Frühſtück mit ſo ſehnſüchtigen Blicken, daß ich nicht umhin konnte, ihn zur Theilnahme einzuladen. Sein Kloſter mußte ein ſehr armes ſeyn, weil meine Collation ſeine Begierde erwecken konnte, beſtand ſie doch nur aus rohen Eiern, trockenem Brod und vino cotto, jenem abſcheulichen Getränk, welches den Reiſenden durch die Mark Ancona und Romagna verfolgt, und aus einem Aufſud der ſchon gepreßten Beeren und des Abgangs beſteht. Stillſchweigend hatte die Wirthin der Mittheilung des Brodes und Weines zugeſchaut, als aber der Mönch die harte Rinde in das Eiweiß tunken wollte, ſprang ſie eifernd hinzu, entriß ihm den Teller und ſchalt: „Solche Leckereien paſſen nicht für Erwachſene, nur für Kinder.“ Sie wandte ſie auch unverzüglich den ihrigen, gierig darnach lechzenden zu. — Zahlloſe Schafheerden zogen, Staubwolken verbreitend, des Wegs. Sie eilten, ſich während der Sommermonde vor den Gluten in der Campagna in die kühlen, waſſerreichen Gebirgsſchluchten zu flüchten. Dort war es auch, wo ich eine Ziegenheerde vorbei hinken ſah: der Hirt hatte mit echt italieniſcher Fruchtloſigkeit jedem Thier ein Bein zerbrochen, um die Capriccy des wähligen Völkchens zu zügeln und es leichter vor ſich her treiben zu können.

Je höher der Weg bergan führt, um ſo freudloſer wird er. Hinter dem Dörfchen Caſenuove beginnen die

Kastanienbäume zu verkrüppeln, bis sich zuletzt die Vegetation verliert. Auf dem höchsten Punkte und inmitten der trostlosesten Wüstenei liegt der Lago di Solfarite, ein ziemlich räumiger, von Wasserpflanzen übergrünter Sumpf, in dessen Schlamm Kinder und Schweine sich einträchtiglich wälzten. An einer mit Wiesenblumen überdeckten Aue, welche dem Gipfel und See wahrscheinlich den Namen verlieh, vorüber gelangt man zu dem gleichnamigen, aber alle Beschreibung jammerlichen Dorfe. Der Uebergang aus dem Eden der Ebene zu dem nackten Jammer der Höhen ist furchtbar grell. Ein Peter Schlemihl, der mit Siebenmeilenstiefeln über die Erde trottet, kann keinen schnellern Wechsel von Nord nach Süden finden als der Reisende zwischen dem Fuß der Apenninen und ihren Höhenzügen. Da hängen jene Armen auf ihren steinigen, wüsten Klippen und schauen in die Blutbenthäler hinunter, und könnten sich doch des Daseyns so leicht, so spielend leicht erfreuen. Aber sie thun es nicht und verharren in ihren zerfallenden Hundehütten im rastlosen Kampfe mit Hunger und Frost, und nur eine Kette — freilich eine unzerbrechliche — die Gewohnheit, fesselt die Aermsten.

Allmählig senkt sich der Weg. Der Ehienti strudelt über Felsblöcke die Schlucht entlang, und das herrliche Dunkelgrun seiner Fluthen mahnt freundlich an die Gebirgswasser der Schweiz und Tyrols. Nur allzufrüh bußt er diese poetische Färbung ein und verblaßt gleich allen italienischen Gewässern zu einem fahlen Gelb. Vor Serravalle thurmt sich als Schlussel des Engpasses eine alte Veste und wirft die Trümmer ihres epheuumwachsenen Mauerwerks quer über die Schlucht. Serravalle ist ein in italienischen Pässen häufig vorkommender Name, wie denn überhaupt die Italiener mit Ortseigennamen geizen und sich häufig mit der generischen Benennung begnugen. Zehn läßt sich gegen Eins wetten, daß der Landmann, so oft man ihn nach dem Namen einer der zahllosen, auf den Gipfeln verstreuten Bergruinen fragt, wenn sie noch leidlich erhalten sind, mit Castello antworten wird, wenn sie wetterlauftigen Umfangs, mit Castellone, sind sie zerfallen, mit Castelluccio.

In dem Städtchen la Muccia, vor dem auf steiler, unwirthlicher Höhe in einsamer Kapelle ein wunderthätiges Madonnenbild thront, wurde Mittagrast gemacht. Jedes Haus fuhrt die angeheftete Inschrift: Viva il precioso sangue di Gesu Christo! — ein Talisman, dessen Macht jedoch nicht hinreichend scheint, die Einwohner vor dem langsamen Hungertode zu schützen. Um so freudiger war unsere Ueberraschung, bei der schuchternen Nachfrage nach dem Kuchenzettel eine reiche Nomenclatur gewählter Fastenspeisen zu vernehmen, ja sogar sie in Minutenfrist auf der Tafel erscheinen zu sehen. Während wir ihnen alle Ehre erwiesen, erschien der Engel in der Wüste, dem wir die unverhoffte Sättigung zu danken hatten. Es war ein toscanischer Bischof, der sich mit seinem ganzen priesterlichen Gefolge und zwei sehr hübschen Nichten auf Reisen befand und die Aufmerksamkeit gehabt hatte, durch einen vorausgesandten Kurier die Tafel bestellen zu lassen. Möge der Himmel der Eminenz jene fromme Fürsorge lohnen!

Der Weg verfolgt den Schlangenlauf des wilden Ehienti zwischen den durch regelmäßiges, aber diagonal liegendes Steingeschiebe ausgezeichneten Felsen. Auf ihren Zacken ruhen Kastellruinen, meistens wie am Rhein auf beiden Ufern einander gegenüber liegend und korrespondirend. Das malerischste, wohlerhaltenste Schloß, noch jetzt zum Theil bewohnt und durch eine Zugbrücke mit dem nächsten Gipfel verbunden, gehört den Herzogen von Varano; ein anderes wälzt sich bei der Biegung des Flusses vor den Weg. Auf der Höhe zur Rechten ruht Belfiore, ein weitläuftiges Dorf; hinter ihm eröffnen sich freundliche Einblicke in die Thalsenkungen, und die steigende Kultur des Bodens bekundet, daß das italiänische Siberien bereits im Rucken liege. Ueberall kehren Schnitter, ein schöner, kräftiger Menschenschlag, mit parallel blau und weiß gestreiften oder gestammten Strümpfen, welche ihre lange schmale Sichel mit Bindfaden umwunden, schwertergleich im Gürtel tragen, von dem Felde heim. Am Halfter der Frauen schaukelt statt der ärmlichen Messingmedaille mit dem Bilde des Schutzpatrons, wie sie das Landvolk um Rom trägt, der silberne, durchbohrte Papetto (Dreipaulstück), den man so oft im Handel und Wandel trifft, und nur die verschwindend unbedeutendste Tracht läßt die reizende des romanesken Landvolks vermissen.

Die Nacht war eingebrochen, als wir Tolentino erreichten. Millionen Glühwürmchen führten ihre leuchtenden, glitzernden Liebesreigen in allen Hecken auf; das Volk wandelte im Genuß der reizvollen Sommernacht vor dem Thor, und nur die Uhr des Rathhausthurmes mahnte mich schmerzlich an den Norden. Es war die erste seit Jahresfrist, welche die Zeit nach französischer Uhr, von zwölf bis zwölf angab. So oft ich auch die ewig variable, vier-und-zwanzig Stunden zählende des Sudens verwunscht hatte, so schwer fiel es mir doch auf's Herz, als ich nunmehr die erste Etappe der Heimkehr zurückgelegt hatte. Die zweite war aber San Michele hinter Trient, als mir die Kellnerin auf meine italiänische Anrede erwiderte: „Redens deutsch, i versteh's halt nit."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, September.

Missionsnachrichten aus Amerika. Vereinnehmen. Literatur. Theater.

Nach den neuesten Missionsberichten aus Nordamerika ist die Organisation der deutschen Gemeinde am Erieſee als vollendet anzuſehen. Pater Neumann hat in dem Zeitraum von drei Jahren fünf Kirchen erbaut, von welchen die beiden letzten noch im Laufe dieſes Jahres eingeweiht werden ſollen, und zwar die eine zu Ehren des böhmiſchen Landespatrons St. Johann von Nepomuk. Hoffentlich werden bis dahin die Medaillen auf den Blutzeugen des Beichtſiegels, welche ein hieſiger Bürger dem Leopoldiner Verein zu Wien bereits vor einem Jahre zur Ueberſendung nach Amerika übergab, ſchon in den Händen des wertthätigen Prieſters ſeyn. Bei jeder Kirche befindet ſich eine Schule und Prieſterwohnung, welche dem Miſſionär bei ſeinen Reiſen ein Obdach und den Vortheil gewährt, die Kinder zur Chriſtenlehre zu verſammeln, die obnehin die größten Anſtrengungen nicht ſchonen dürfen. Als P. Neumann ſich im vorigen Jahre drei Monate zu Williamsville aufhielt, um die Jugend der dortigen Umgegend zur erſten Communion vorzubereiten, kamen die Kinder aus einem Umkreiſe von fünf bis ſechs Meilen dort zuſammen, welche Strecke die armen Kleinen täglich hin und her zurücklegen mußten. Sein Streben iſt jetzt vorzüglich auf die Ufer des Hudſonfluſſes gerichtet, und um dieſen Entwurf ausführen zu können, hat ihm der Biſchof von York die Vollmacht ertheilt, ſich Amtsgehilfen zu erwählen. Pater Neumann hat nach ſeinem letzten Schreiben von fünften Mai aus Town of Tonawanda (welches am 31en Juli hier ankam) seinen ſehnlichſten Wunſch, und den, eine ſechste Monſtranz zu erhalten, und dieſer Wunſch wird wohl bald erfüllt werden, da ſein eigener Bruder, der ihm in ſeinem ſchweren Berufe nachfolgt und ſich bereits auf dem Wege nach Nordamerika befindet, ihm eine ſolche, ein Geſchenk der Stadt Budweis, mitbringt. — Auch die Miſſionsanſtalt zu Buffalo unter der Leitung des Pater Pax aus Metz ſchreitet raſch vorwärts. Die dortigen Deutſchen haben die größte Kirche im Staate New-York (vielleicht in den geſammten nordamerikaniſchen Provinzen) von 180 Fuß Länge und 80 Fuß Breite errichtet, und es wird ein Waiſenhaus erbaut, deſſen Beſorgung die barmherzigen Schweſtern übernehmen ſollen.

Der böhmiſche Wettrennenverein iſt nunmehr vollkommen begründet und für mehrere Jahre geſichert, und der General Graf Stiſtel zum Präſidenten, die Fürſten Lichtenſtein, Camille und Benjamin Rohan, und die Grafen Auersberg, Clam-Gallas und Waldſtein zu leitenden Mitgliedern, zu Ausſchußſubſtituten die Fürſten Auersberg und Lobkowitz, die Grafen Sternberg und Thun und der Freiherr von Senftenberg ernannt worden. Die Aktie koſtet zehn Gulden, und das erſte böhmiſche Wettrennen, zu welchem bereits neun Preiſe ausgeſetzt ſind, wird am 12ten und 14ten Oktober Statt finden.

Eine höchſt erfreuliche Erſcheinung in der vaterländiſchen Literatur iſt das 25ſte Heft des Jungmann'ſchen „böhmiſch-deutſchen Wörterbuchs," womit dieſes Nationalwerk geſchloſſen iſt. — Im Gebiete der geographiſchen Wiſſenſchaften bleibt der wackere Johann Gottfried Sommer beinahe Alleinherrſcher. Von ſeinem „Königreich Böhmen, ſtatiſtiſch-topographiſch dargeſtellt," iſt im Verlag der J. G. Calveſchen Buchhandlung der ſiebente Band (Klattauer Kreis), von dem „Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde" zweiten Bandes dritte Abtheilung erſchienen, womit der zweite Band des Werkes geſchloſſen iſt. Es umfaßt bis dahin die Beſchreibung der öſterreichiſchen Monarchie, und die beiden Bände ſind nunmehr auch einzeln unter dem Titel: „Das Kaiſerthum Oeſterreich, geographiſch-ſtatiſtiſch dargeſtellt" zu haben. Auch ſein „neues Reb- wort- und ſacherklärendes Verdeutſchungs-Wörterbuch" hat bereits die fünfte verbeſſerte und vermehrte Auflage erhalten. — Dieſelbe Verlagshandlung kündigt ein ſehr intereſſantes Werk an: „Reiſe durch Deutſchland, in beſonderer Beziehung auf Ackerbau und Induſtrie," von Dr. Alexander von Lengerke, der ſich durch ſeine „ökonomiſche Encyclopädie" bereits einen höchſt ehrenvollen Ruf begründet hat. Die Wanderung beginnt von Holſtein, geht nach Braunſchweig und Kurheſſen, von hier durch Weſtphalen nach Rheinland, in's Naſſauiſche, dann nach Heſſendarmſtadt, Baden, Würtemberg, Baiern, Oeſterreich, Böhmen, Sachſen, Brandenburg, Pommern und durch Mecklenburg zurück in die Heimath, und der Verfaſſer beſchränkt ſich nicht allein auf ſeine Hauptzwecke: Landwirthſchaft, induſtrielle Produktion und den ökonomiſchen Unterricht, ſondern entfaltet auch manche geiſtreiche Anſichten über Wiſſenſchaft und Kunſt, und bietet ſehr intereſſante ethnographiſche Notizen dar.

Die erſte Neuigkeit unſerer Bühne ſeit meinem letzten Briefe war: „Zufall und Luſt," Luſtſpiel in zwei Akten von Kurländer. Man ſollte glauben, wo der Gebieter des Luſtſpiels, „Zufall," ſich mit ſeiner Soubrette „Luſt" vermählt, ſollte ein luſtiges Kind zur Welt kommen; es war aber eine fauſſe couche. Auch „der Selbſtmörder." Poſſe in einem Akt von Cosmar kam wenig Anklang im Publikum. „Der Selbſtquäler." Charaktergemälde (?) in drei Akten von Bauernfeld, will uns in gewiſſer Hinſicht an den Roſſiniſchen „Tell" gemahnen. So wie gewiß dieſe Oper dem Tondichter unter allen ſeinen Werken die meiſte Arbeit verurſacht hat, ſo ſcheint auch Bauernfeld ſich mit dieſem Selbſtquäler mehr als mit all ſeinen Luſtſpielen bemüht und gequält zu haben. Aber wie Roſſini in dem Beſtreben, ſich dem franzöſiſchen Genre anzuſchmiegen, ſeine Freiheit und Selbſtſtändigkeit, mit ihnen die künſtleriſche Sicherheit aufopferte, ſo hat auch der Verfaſſer dieſes Charaktergemäldes ſich auf eine Bahn verirrt, worauf ihm keine Lorbeern blühen werden. Bauernfeld lebt in den Wiener Salons, und verſteht ſie mit Geiſt und Wahrheit zu ſchildern, und wenn dieſe manchmal nicht intereſſant ſind, ſo iſt das Schuld der Wiener Salons und nicht eigentlich die ſeinige; aber in einem Pariſer Salon war Bauernfeld nie, und dieſem Bilde fehlt nicht allein das Colorit des ſiebzehnten Jahrhunderts, ſondern auch die franzöſiſch-nationelle Färbung überhaupt. Ein Pariſer Muſantthron benimmt ſich niemals wie Herr von Malrepos, und ſein Hausweirb könnte viel eher ein Hausherr vom Spitzelberg oder Lerchenfeld ſeyn, als ein Hausbeſitzer in Frankreichs Hauptſtadt. Malrepos iſt überhaupt kein Charakter, ſondern ein Aggregat von allen Inconſequenzen und Widerwärtigkeiten, welchen der rein menſchliche Typus fehlt. Er quält wohl ſich, aber doch die andern noch viel mehr, und auf eine ſo rohe und unerträgliche Weiſe, daß man ſchon im erſten Akte nicht mehr begreift, wie ein Mann von Erziehung mit ihm umgehen, ein anſtändiges Mädchen dieſen Unwohl heirathen kann, und ſeine Beſſerung am Ende bietet gerade ſo viel Garantie des Beſtandes dar, als — die Theaterdefſerungen in der Regel. Herr und Madame Fichtner, kaiſerl. königl. Hofſchauſpieler, traten auf ihrer Durchreiſe nach Wien, aus Gefälligkeit für einen Benefizianten, in dieſem Stücke als Gäſte auf und verſchafften ihm ein übervolles Haus. Die Gäſte gefielen, das Charaktergemälde fiel aber nur.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 26. September 1839.

Solve, magna parens frugum, Saturnia tellus,
Magna virûm!

Virgil.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Die Gegend um Macerata ist, ohne Anspruch auf romantische Schönheit zu machen, die heiterste, wohlhäbigste des Kirchenstaates. Feld schließt sich an Feld, Maulbeerbäume und Ulmen tragen den Weinstock; die Hügel wie die Thalsenkungen sind mit schimmerndem Mais, wogenden Aehren, rankenden Reben, freundlichen Tenuten überdeckt. Sie gleichen jenen reichen Fluren, welche sich in sanften Wellenlinien am Fuß des Riesengebirges hinziehen, und nur die Schneehäupter des Monte Sibylla, des Velino und Gran-Sasso, welche den Horizont begrenzen, mahnen noch an den eben durchmessenen freudlosen Uebergang über die Apenninen und deren ferne Verzweigungen. Macerata ist eine gar freundliche, heitere Stadt mit breiten Straßen und reich an wohlerhaltenen Palästen, ohne jene dazwischen gestreuten ärmlichen Baracken, von denen auch der römische Corso nicht ganz frei ist. Es mag sich dort ganz behaglich leben lassen. Das Volk fühlt und regt sich hier mehr als anderswo, und das Buon-Governo führt die Zügel mit leiser Hand, denn der Volksgeist der Mark Ancona und der nördlichen Provinzen hat dem Süden gegenüber eine entschieden liberale Richtung. Die verunglückte Insurrection von Bologna ist noch in gutem Andenken; jeder Theilnehmer rühmt sich seiner Mitwirkung, tadelt nur die dabei begangenen Mißgriffe, und sie verhehlen keineswegs, daß sie es das nächste Mal kluger anstellen würden. Fremdlinge, welche sich im Kirchenstaat niederlassen, ziehen den Grundbesitz in dieser Gegend jedem andern vor. Das Landvolk ist fleißig und willig und braucht nicht, wie so oft in der Campagna, mit gespanntem Hahn zur Arbeit getrieben zu werden. Jedes Produkt wird zwischen Gutsherrn und Bebauern zu gleichen Hälften getheilt, wobei beide Theile ihre Rechnung finden. Der Seidenbau beginnt schon hier, und die häusliche, sorgsame Pflege, welche er erheischt, scheint nicht wenig zur Sänftigung der Sitte beigetragen zu haben. An den Trompeterstückchen der sogenannten Sehenswürdigkeiten ist Macerata jedoch arm, wenn man die einem Triumphbogen gleichende Porta-Pia und das neue Ginoco di Pallone, das größte, welches ich in Italien fand, ausnehmen will. Es ist von unbekleideten Ziegeln erbaut, wie denn jenseits der Apenninen Ziegel die Werkstücke mehr und mehr verdrängen, und in der Figur eines D, so daß die gerade Seite die zum Abprallen des Balls erforderliche Mauer und die Rundung 113 auf Halbsäulen ruhende Logen bildet, außer der mittlern größten, die für den Governatore bestimmt ist. Das Ginoco liegt außerhalb der

Stadt am Thor. — Macerata hat eine Universität, im römischen Sinne des Worts natürlich. Sie wird gerühmt, ob mit Recht, bleibe dahin gestellt. Ein nicht ungebildeter junger Mann, welcher seit Macerata unser Reisegesellschafter geworden und früher daselbst seine Studien absolvirt hatte, erzählte einen Fall, der sich vor einigen Monaten auf der Universität zugetragen hatte und als charakteristisch wohl einer Erwähnung verdient. Zwei Studenten hatten zum Thema ihrer Disputation den Satz gewählt, daß die Seelen der Thiere unsterblich seyen. Der Professor der Philosophie gab sich alle erfinnliche Mühe, sie zu widerlegen; leider traf es sich jedoch, daß die Schüler beredter als der Meister waren und dieser sich hinter den Rektor flüchten mußte. Der Monsignore Rettore ließ sich huldreichst herab, die jungen Ketzer eines Bessern zu belehren, kämpfte zwei volle Stunden hindurch mit allen Waffen der Dialektik, fühlte diese jedoch allmählig stumpf und stumpfer werden, und behauptete endlich das Schlachtfeld nur durch einen Gewaltstreich, indem er die beiden Advokaten der Thierseelen auf sechs Monate in's Gefängniß steckte. Dort saßen sie noch am jüngst verflossenen Frohnleichnamstage. Als aber von allen Balkonen und Fenstern buntfarbene Teppiche zur Verherrlichung des Festes niederrollten, ließen statt dieser die beiden Musensöhne, unter deren Gitter der Zug vorüber mußte, eine riesige Papierrolle herab, auf welche die Inschrift prangte: Le anime delle bestie sono pure immortale!

Steil bergan führt der Weg nach dem hochliegenden Recanati, einer hübschen Stadt mit breiten, reinlichen Straßen und ansehnlichen Palästen. An der Wand des Stadthauses ist die kolossale Abbildung des Fluges der Casa santa in Loretto aus Bronze angebracht. Die Jungfrau sitzt mit dem Jesuskinde im Arm auf dem Dach des Hauses, mit welchem die Engel durch die Lüfte schweben. Der Magistrat von Recanati widmete, der Inschrift zufolge, dies Denkmal der Madonna, aus Dankbarkeit, daß sie das Gebiet von Recanati vorzugsweise zur Niederlassung erkoren. Ueber dem nach Loretto fuhrenden Thore steht die Büste Pauls VII. Fesselnder als diese ist die weite schöne Aussicht auf die blühenden Fluren zwischen dem Musone und Potenzafluß, auf die Städte Loretto, Staroto und Umana, von denen die letztere am Fuß des Vorgebirges von Ancona liegt, und auf das Meer.

Vom Thal aus gesehen, macht Loretto einen mächtigen Eindruck durch seine Kuppeln, weitläuftigen Klöster, Seminarien und altertbumlichen, kastellartigen Befestigungen. Die Vorstadt ist neuer, unscheinender, aber nicht unschön, ein Springbrunnen auf dem Platz vor dem Thor mit dem bronzenen Wappendrachen der Borgbesi, gefallig genug; dagegen verräth die Stadt selber desto weniger die allzeit hulfreiche Wunderthätigkeit ihrer heiligen Mitbürgerin und Patronin, und darf mit Fug und Recht auf das Prädikat eines armseligen Nestes Anspruch machen. Unter dem Thor begann der Bettelchorgesang, und zwar aus dem Munde der hinter doppelten Gittern tobenden Gefangenen. Sie beschworen mich um der Wunder der Casa santa willen um einen Bajocco, und nur der verwünschten, banalen Anrede: per Madjuh! baben sie es zu danken, wenn ich gegen ihr Flehen taub, für die durch die Eisenstäbe gesteckten Beutelchen blind blieb. Ganz Loretto ist ein Stapelplatz, ein Bazar, ein Palais-royal heiliger Artikel, die vollständigste Rustkammer gegen diabolische Anfechtungen. Rosenkränze, Heiligenbilder, Medaillen, wächserne, kupferne, silberne Ervoto, Augen, Arme, Beine und Herzen, Papierblumen, Agnus Dei, Patenen, Monstranzen, Weihkesselchen, Kruzifixe, Abbildungen der Casa santa und Madonna spinnen sich in endlosen Reihen von dem Thor bis zum Dom hin. Durch jene Gasse zu laufen, ist ein wahres Gassenlaufen zwischen den mit bellissime corone bewaffneten Verkäuferinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Günther.

(Fortsetzung.)

Unter diesen gemischhandelten Forschern befand sich nun auch Paul Flemming, und dieses ist der Umstand, der jene Reise unmittelbar mit dem Leben unseres Günthers in Verbindung bringt. Schwerlich hätte ein landstreicherischer Junge, der halb fahrender Schüler, halb roher Bänkelsänger war, von der weitkundigen Fahrt des Adam Olearius in den fernen Orient viel Notiz genommen, wenn er nicht zufällig eines der Abschiedslieder Pauls zu Gesichte bekommen. In diesen wenigen Versen sprach sich jenes dunkle, schmerzliche und doch unendlich freudige Gefühl aus, das die Brust eines Mannes füllt, der „in die Ferne wandert.“ Damals war mit diesen Worten noch etwas ganz Anderes gesagt, wie heutzutage. Damals war die Ferne noch gleichbedeutend mit dem Wunder. Wer über zwanzig Meilen wanderte, wurde ein Abenteurer, wer sich bis über hundert Meilen von seiner Heimath entfernte, der Held eines Gedichts. Man staunte ihn an, man machte Verse auf ihn und ließ in der Kirche für ihn beten. Man spotte nicht über diese Schwäche. So entstanden die entzückenden Gesänge Homers, so die anmuthigen Possen Ariosts. Wer die Fremde schaute, hatte ein Wunder geschaut, und wer Wunder geschaut, verfällt der Poesie. Wie arm sind wir, die wir keine Wunder mehr schauen!

Günthern faßte das brennende Verlangen, eine Reise mitzumachen, die siebenzig Jahre nach Olearius zu ähnlichen Zwecken unternommen wurde. Vielleicht, wenn dieses gelungen wäre, hätte sein Leben eine würdigere Gestalt angenommen, vielleicht hätte edler Männer Nähe und Liebe ihn vor dem Elend und der Selbstentwürdigung geschützt; allein es sollte nicht seyn. Der träumerische Wildfang hatte sich um die Abfahrt nicht gekümmert; man hatte auf seine irren Fragen auch wohl falsche oder ausweichende Antworten gegeben; kurz, als er sich zur Mitreise meldete, erfuhr er, daß schon vor einem Monate die Schiffe abgesegelt seyen. Man lachte ihn aus, und er selbst machte ein possenhaftes Gedicht, in dem er sich zur Vereitelung seines Planes Glück wünschte und das Schiff der Gesandtschaft mit Sebastian Brands Narrenschiff verglich.

Es scheint, daß er nach dieser verfehlten Expedition sich nach Leipzig zurückwandte und daß dieses der Schauplatz seiner zahlreichsten und betrübendsten Verirrungen wurde. Sein Jünglingsalter begann mit Niedertretung der Kräfte des Knaben. Frühzeitige Genüsse mußten die keuschen Keime vernichten und besudeln, die dazu bestimmt sind, späte fröhliche Ernten einzuleiten.

Das Leben eines Leipziger Studenten damaliger Zeit muß ein seltsames Gemisch von Abenteuerlichkeit, Pedanterei und Unsauberkeit gewesen seyn. Unterdrückt, und doch sich frei nennend, in diesem Moment gegen die Gesetze der Gesellschaft aufrührerisch, und im nächsten ihnen sklavisch unterthan, immerdar aufgeregt zu Händeln, und immerdar zur Ruhe gewiesen, arm, um eine Brodrinde bettelnd, und dabei alle Reden Ciceros und Demosthenes über die Nichtigkeit des Reichthums im Munde führend; ein Pedant in diesem Augenblick, und ein junger, ausgelassener Gott im nächsten; bekränzt, verbindet und entzückt, und gleich darauf gedemuthigt, mit Schmutz beworfen, von Lakaien aus dem Hofe geprügelt. Die Studenten unter sich hatten eine Menge barbarischer Proben, denen sich der neue Ankömmling unterwerfen mußte; es gehörte eine gute Gesundheit dazu, sie zu überstehen, und noch mehr Charakterfestigkeit, die angezwungenen Genüsse nicht zur Gewohnheit werden zu lassen. Unser Günther scheint diese Kraft nicht besessen zu haben. — Es geht aus mehreren seiner Gedichte hervor, daß er sich allein und verlassen befand. Unbestimmt bleibt es, ob er seine Eltern schon damals verloren hatte oder ob diese ohne Macht oder ohne Willen waren, ihn zu unterstützen. Fast scheint das Letztere gewiß, denn der Vater grollte ihm schon lange vorher. Günther selbst spricht dieses Bewußtseyn einer verlorenen Jugend in einem sehr rührenden Gedichte aus, das wir den „Traum von der verlorenen Jugend" nennen wollen. Hier ist es:

Ich warf mich nächtlich in dem Bette
Und dachte traurig hin und her:
Woran ich mich versündigt hätte
Und welches mein Verhängniß wär'.
Ich sah den Trotz der reichen Thoren,
Ihr Trinklied fiel in meine Ohren,
Sie schlugen Sorg und Gott in Wind;
Ich ließ den Glauben ziemlich wanken,
Und kam auf artige Gedanken,
Die lügen bleiben, was sie sind.

Darüber zeigte mir der Schlummer
Ein ungewöhnlich Traumgesicht:
Ein Weib sah ich mit Leid und Kummer
Ertiegen ihres Grams Gewicht.
Vergebens waren ihre Zähren,
Des tiefen Elends sich zu wehren.
Der Schrecken gab ihr Kraft zur Flucht;
Allein die Armuth hielt sie wieder,
Und rieß sie in den Staub hernieder,
Umsonst, daß Hülfe sie gesucht.

Der Hunger fraß in Fleisch und Beine,
Die Lügen sogen Mark und Blut,
Die Laster warfen Pfeil und Steine,
Die Thorheit sprach den Frevel gut.
Das Mitleid sah die Angst von weiten,
Wollt' helfen, ward von allen Seiten
Vom Aberglauben weggejagt.
Die Zeit kam auch mit ihrer Länge,
Und sprach: O halt nur im Gedränge!
Du bist noch nicht genug geplagt.

Die Gegend von dem Trauerspiele
Wies in der Näh ein lustig Feld;
Auf diesem lacht und scherzten Viele,
Wie wenn man etwa Hochzeit hält.
Es waren Freund' und Anverwandten,
Die unsrer Aermsten Noth wohl kannten.
Sie rief, sie schrie, sie weint' und bat,
Und streckte die zerfleischten Armen:
Nicht Einer war, der aus Erbarmen
Nur wenig Schritte näher trat.

Drauf schätzte sie zum letztenmale:
Ach Himmel! hilf mir aus der Noth!
Er that es mit dem schärfsten Strahle,
Sein Mitleid war ihr schneller Tod.
Die Feinde schleppten ihre Leiche
Durch Wege, Sand, Morast und Sträuche;
Ihr Grabmahl war ein wüster Ort.
Mein Aug' erschrack vor solchem Grimme;
Ich wachte auf und hört' die Stimme:
„So schickt man deine Jugend fort."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondent-Nachrichten.

Genf, September.

Natur und Kunst.

Nachdem ich neulich von Wissenschaften und Literatur gesprochen, wende ich mich diesmal zur Kunst. Es wäre

unbillig und zu viel verlangt, wenn man von dem kleinen Genf fordern wollte, was große Königsstädte mit ihren reichen Unterstützungen von oben in der Kunst leisten. Aber unsere Stadt mit ihren dreißigtausend Einwohnern und ihrem großen Privatreichthum könnte doch soviel thun als das deutsche Düsseldorf mit seinen vierundzwanzigtausend Einwohnern, eine Stadt ohne Hof, die sich durch eigenen Genius in den letzten fünfzehn Jahren in Malerei und Tonkunst so hoch ges stellt hat. Manche behaupten freilich, unsere Natur sey zu schön, reich und mannigfaltig, als daß die Kunst neben ihr aufkommen und bestehen könnte, die sie nur für ein Surrogat jener ausgeben möchten. Möchte diese Meinung nicht klart nach dem Materials und Kramladen, wo Surrogate gäng und gäbe sind, so brauchte man nur an Florenz uns Dresden zu erinnern. Soviel aber ließe sich sagen: es wäre uns vielleicht zu wohl, wenn wir neben unserer herrlichen Natur auch noch die Genüsse höherer Kunstschöpfungen hätten. Der See mit seinen tausend wechselnden Farben und Lichtern ist unser ewig wandelndes, ewig frisches Prestogemälde, um das sich die Ufer in reizender Mannigfaltigkeit schlingen; und die Berge mit den überragenden, weißen Gletscherhäuptern stehen da als polychrome Architektur, und drüber Gruppen weißer Marmortolosse, die täglich in Sonnenaufgang und Untergang erröthend, erglühend und erbleichend andere Farben annehmen. Das sind unsere Kirchen, Tempel und Basiliken, unsere Museen, Palaste und großen Denkmäler, die uns freilich nichts an Genie, keine Mühe und Geld kosten, sich selbst erhalten und im schlimmsten Fall nicht zerstört und weggeschleppt werden können. Es fragt sich nur: ers kennt und würdigt man in Genf diese Naturherrlichkeit? Einzeln, ja, aber lange nicht im Allgemeinen, denn dazu gehört, wie für die Kunst, nicht oberflächlicher, sondern warmer, tiefeingehender und begeisterter Sinn für das Schöne, weil es schön ist. Dieser Sinn aber geht den meisten Genfern ab. Für meine Meinung finde ich auch einen Grund darin, daß sie, in alle Länder der Welt zerstreut, da ruhig und eifrig dem Erwerb und Gewinnst nachgehen und nie von dem mächtigen und überwältigenden Gefühl ergriffen werden, das der germanische Schweizer melodisch und poetisch Heimweh nennt, und das ihn packt wie ein gewappneter Mann und mächtig nach der Heimath reißt, und unter dem er erliegt und stirbt, wenn er seinem Rufe nicht folgt. — Für so Geringes erheben sich unsere Leute nicht über die unterste dicke Schichte ihrer Lebensatmosphäre. „Man sagt, die Kunst sey Heitigung der sinnlichen Natur und dergleichen. Aber all das führt ja zu nichts, läßt sich nicht übersehen, überschlagen, berechnen und kalkuliren, es bringt auch nichts Gewisses ein, es läßt sich nicht mit Händen greifen, und man kann es nicht hämmern, sägen, feilen oder guillochiren; man sieht es nicht einmal unter dem Microscop und ents deckt es auch nicht durch das Telescop, es ist also nothwendig etwas Unbestimmtes und Vages.“ So sprechen hier die Meisten.

(Fortsetzung folgt.)

Prag, September.

(Schluß.)

Theater.

„Scheidentanz.“ Nationalschauspiel in fünf Akten, nach einer Erzählung Spindlers, von Charlotte Birch-Pfeiffer, ist ein Stoff, der eine kunstmäßigere Bearbeitung wohl verdient hätte. Mad. Birch scheint sich überlebt zu haben; ich will damit nicht sagen, daß sie jemals ein erstes Kunsttalent gehabt, und meine nur, daß die verbrauchten Knalleffekte, die sie im Laufe ihres praktischen Bühnenwirkens wie eine fleißige Biene aus allen Lust-, Schau- und Trauerspielen, worin sie beschäftigt war, sammelte, durch die Zeit und den wiederholten Gebrauch so fadenscheinig, verschlissen und zunderartig geworden sind, daß sie bei der leisesten Berührung in Staub und Asche zerfallen. Dieses neue Nationalschauspiel besteht wieder aus gar absonderlichen Ingredienzen, als da sind: der Titelheld, der mehr gutes Augenmaß als Verstand besitzt, dann seine erste Geliebte, eine Corona von Salusso aus dem Zillerthale, dann, seine zweite Geliebte, eine junge bigotte Dienstmagd, ferner der Herzog, ein alter Verbrauder und Schwachkopf, ein alberner Patrizier und Bastonnaire, zwei dumme Spitzbuben, ein paar Liebesleute aus einem Ritterstücke, ein unvernünftiger Licentiat, der komisch seyn soll, und eine ganze Menge unnützer Leute, die sich abmühen, wie die Treiber auf einer Hasenjagd, um Theaterreffekte in den Schuß zu jagen. Im Ganzen ist Scheibentoni nicht eben so schlecht, als etwa „Hinko, der Freiknecht“ oder „Robert, der Tiger,“ sieht aber an theatralischer Wirkung weit hinter den ersten Stücken der Mad. Birch-Pfeiffer zurück, und kann höchstens in einer kleinen Stadt bedeutenden Beifall ernten. Die ersten Akte sind überdies total langweilig, und erst zu Ende des dritten fängt es an, einiges Leben und Bewegung zu erhalten. — Adams „Bräuer von Preston“ mit seiner drolligen Handlung und dem allerliebsten Marsch-, Rauch- und Fluchterzett hat ziemlich angesprochen, doch dürfte der Beifall nicht nachhaltig seyn. — Gäste hatten wir in der letzten Zeit viele und mancherlei, darunter einen wahrhaft großartigen, einen Elephanten, Namens Dlle. Baba, welcher sogar die Bude seines Gebieters verließ, seine Wohnung im Theater aufstellte und vierjahrmal in zwei eigens für ihn gestriebenen Stücken auftrat: — 1) „Rettung um Rettung, oder: der Elephant von Singapore,“ von Leopold Barisch, Musik von Kugler, und 2) „Mohrenrache, oder: der Elephant als Retter und Rächer,“ romantisches Schauspiel mit Gesang in vier Tableaux, nach dem Französischen des Chatelain und Chapelle frei bearbeitet. Die Namen dieser beiden französischen Theaterdichter sind uns völlig unbekannt, und Plan und Haltung des zweiten Elephantendramas (welches dem Vernehmen nach hier angefertigt seyn soll), zumal die komischen Personen, scheinen mehr auf den spanischen Ursprung desselben zu deuten. Uebrigens ist die Rolle des Elephanten eine recht dankbare, ein wahrer Elephanten-Karl Moor, und Dlle. Baba wurde vom Sonntags- und Abertagspublikum wiederholt hervorgerufen. Sie zeigt aber auch nicht bloß Menschenverstand, sondern scheint sogar deutsch zu verstehen, denn, nicht genug, daß sie eine Duenna vom Baume losbindet, der Ohnmächtigen zur Labung Wasser aus der Quelle holt und sie gegen die Räuber beschützt, bringt sie auch beim Feuerlärm eine Leiter, um ihre Gebieterin zu retten, und wie diese ihren Sohn ruft, kehrt sie in die Flammen zurück, das Kind zu retten, schaut einem Mörder zu, der den Wein vergiftet, gießt diesen aus und wirft seinen als personifizirtes Schicksal in die Flammen. — Nur zwei menschliche Gäste machten Sensation anderer Art, nun zwar alle beide in der Oper, nämlich Dem. Jenny Luper, k. k. Kammers und Hofopernsängerin, und Mad. Sidolis-Heimefelter, k. k. Hofopernsängerin, beide von Wien.

Beilage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 27. September 1839.

— Es iſt immer ſo geweſen,
Daß der Kathedermann und warmes junges Blut
Den Theokrit ſo ganz verſchieden leſen.

Wieland.

Günther.

(Fortſetzung.)

Wer ſo rührend den Verluſt der Seelenreinheit und der Blüthe der Unſchuld beklagt, zeigt, daß er den ganzen Werth dieſer himmliſchen Güter erkennt. Günther wäre auch kein Dichter geweſen, wenn er nicht um ein „verlorenes Paradies“ zu klagen gehabt hätte. Welcher Dichterſeele ward jemals volles Genügen gegeben? Daß Günther dieſe Befriedigung auf rein ſinnlichem Wege ſuchte, machte, daß die Enttäuſchung deſto bitterer wurde und ſchneller eintrat, als wenn er rein geiſtigen Illuſionen gefolgt wäre. Wir wollen ſein Leben an der Stelle beleuchten, wo jene üppigen Jugendgenüſſe noch mit ihren unverbrauchteſten, glänzendſten Farben ſich bekleideten. Offenbar war dieſes in Leipzig der Fall.

Günther kam in das Haus des gelehrten Magiſters Burchard Mencken. Seine Verrichtungen in dieſem Hauſe ſcheinen zwiſchen dem beſcheidenen Beruf eines Schuhputzers, und dem eiteln, hoffärtigen eines Jüngers der Wiſſenſchaft getheilt geweſen zu ſeyn. Ein armer Student muß ſich ſeinen Freitiſch oft durch ſeltſame Künſte erobern; er muß dienen im eigenſten Sinn des Worts. Hier war es aber, wo das claſſiſche Alterthum unſerm Günther nahe trat. Vor ſeinem entzückten Blick wandelten die alten Philoſophen Athens und Roms vorüber. Die ſüßen Geſänge, die einſt um die bekränzten Säulen des Tempels Aphroditens getönt, ſie kamen in reicher Fülle, wie ein Häuflein geflügelter und gepuzter Knaben, in die kalten Hörſäle der nordiſchen Stadt. Die bleichen Jünglinge horchten den Geſängen, ihr Herz ſchlug heftiger, ihr träges Blut erwachte und ſie lallten die griechiſchen Verſe nach, ſo gut ſie es vermochten. Dieſes waren die Exercitia des Magiſters Burchard Mencken. Dieſer würdige Mann lebte ganz in Rom und Griechenland. Er, ein gelehrter, mit Puder und Perrücke gezierter Herr, lebte mit den alten Helden der Iliade auf dem vertrauteſten Fuße. Mit brauſender Leidenſchaftlichkeit zog er vor Troja; mit unbeſchreiblicher Verachtung ſprach er von den Liebeshändeln des Aeneas mit der Dido; ſeiner Anſicht nach war im ganzen Virgil kein Vers, würdig, von der gelehrten Zunge eines Kenners der griechiſchen Muſen ausgeſprochen zu werden. Er ſaß ganze Sommernächte hindurch in einer verſteckten Laube ſeines kleinen Gartens an der Leipziger Stadtmauer und lallte die ſüßen Geſänge Theokrits und vergoß dabei bukoliſche Thränen. Wenn rings um ihn her die Stadt in Schlummer lag und plebejiſche Träume auf die eiſerne Stirn der ehrlichen Pfahlbürger fielen, da kamen ihm die herrlichſten Träume des Alterthums. Da ſchnallte er ſich leichte

goldene Sandalen an die Füße, und der deutsche Professor ging auf die Hochzeit der Thetis. Er tanzte mit den geflügelten Göttern einen schwierigen antiken Tanz auf dem Gipfel des Ossa und entschlummerte dann ermüdet, indem er sein Perrückenhaupt in den Schoß einer Nymphe niederlegte. O welch ein Entzücken! Den Morgen darauf sprach er dann in den schönsten, begeistertsten Strophen und erklärte die alten Dichter mit so jugendlichem Feuer, daß sein ganzes Auditorium schwärmte. Man kann sich denken, welchen Eindruck dieses auf Gunther hervorbringen mußte. Eine Menge von Gedichten waren die Echos dieser stürmischen Klänge.

Leider aber hält die Schalkheit der alten Poeten mit ihrer großen Schönheit gleichen Schritt. Es ist so viel Reiz und so viel Verführung in ihnen, und Günther war gerade ein solches Jugendblut, welches das todte Wort in warmes Leben zu übersetzen verstand. Er mochte nicht, wie Herr Burchard Menken, archäologisch leben, und noch weniger mochte er nur in seinen Träumen glücklich seyn. Ein schöner, schlanker Knabe, wie er war, thöricht und sonderbar in seinem Wesen, nachlässig gepuzt, fiel er mit seiner sinnlichen Erscheinung vielen Mädchen in die Augen. Er trug, wie er es in einem seiner Gedichte selbst beschreibt, ein sandfarbenes kurzes Röckchen, eingefaßt nach damaliger Mode mit hirschrothem Seidenband, dann einen weiten, zurückfallenden Kragen, ein schwarzes Mäntelchen, ebenfalls blaßgelbe Beinkleider mit rothen Bändern, und einen Hut, geziert mit weißer Feder. An diesem Hute befand sich versteckt manch Liebeszeichen, und unter dem gelben Rock hingen auf der Brust, ebenfalls tief versteckt, an buntfarbigen Bändern wiederum Liebeszeichen. Das war ein Schmuck, den unser Ritter nie ablegte.

Nahe dem Hause des Professors lebte ein munteres Mädchen, das Guenthers Herz raubte und ihm den Schwur ewiger Treue abnahm; ach! ein Schwur, der leider bei unserm Helden später nichts als eine poetische Floskel wurde. Wir wollen annehmen, daß Leonore seine erste Liebe war. Seine Gedichte sagen, wie er sie am Fenster eines Nachbarhauses zum ersten Male sah, wie sie ein schwarzes, saltiges Kleid trug, und wie er sich alle Mühe gegeben, von ihr ein Lächeln der Aufmerksamkeit zu erringen. Man hört bei nächtlicher Weile eine verstimmte Mandoline und ein klapperndes Horn in der engen Gasse ertönen, und zu diesen Klängen schickt Günther eines seiner hübschesten Lieder hinauf in das lauschende Ohr des Mädchens. Die Gevatterinnen der Nachbarschaft werden wach, es flattern Laternenscheine an den dunkeln Häusern hin, man hört den Ruf der Wache, und fortgeweht ist das Häuflein Sänger wie Spreu im Wind. Aber Gunther hatte erreicht, was er wollte: Leonore wußte jezt um seine Liebe. Es kamen die warmen Monate und man sah sich im Freien. Leonorens Eltern erfuhren aber dennoch etwas von dem Einverständniß, und man stellte den Liebenden nach. Sie flüchteten sich auf — den Kirchhof.

(Fortsezung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsezung.)

Die Wirthshäuser Lorettos gehören zu den schlechtesten Italiens. Befremdlich genug war es, daß in einer lediglich auf Devotion basirten Stadt sich nicht einmal Fastenspeisen in hinreichender Menge vorfanden, um den Ansprüchen frommer Waller zu genügen. Einer meiner Reisegefährten, Sor Nicola — man kennt und nennt sich nur beim Vornamen — ein Rendant aus Turin und strenggläubiger Christ, welcher expreß nach Rom zur Heiligsprechung gepilgert war und aus Andacht den Umweg über Loretto machte, stellte sich besonders ungeberdig und trostlos an, als das Magro ausgegangen war. Als ich vor zwei Tagen in Terni mit den jungern Geistlichen nach dem berühmten Wasserfall gewandert und die Maccaroni durch unsere verspätete Rückkehr kalt geworden waren, hatte er laut mit uns gehadert, daß wir um ein paar elender Ellen zwischen Himmel und Erde hängenden Wassers willen ihn mit dem Abendbrod so lange hätten warten lassen. Um seinen alten Groll zu sühnen, trat ich ihm meine Portion braccolette al fritto ab, und nur wer diesen delikaten Fisch jemals zu kosten gewurdigt wurde, wird die Größe des gebrachten Opfers erkennen. Seit diesem Abend liebte Sor Nicola mich zärtlich.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Ich schlenderte nach dem Dom, welchen Paul II. erbaute und Sixtus V. mit einer abgeschmackten Façade verunstaltete. Nur die schöne Doppelreihe der Arkaden in dem bischöflichen Palast, das Meisterwerk Bramantes, thut dem Auge wohl. Die Bronzestatue des Papstes Sixtus vor der Kirche ist von eben so geringem Kunstwerth als das gypsige Battisterio im Innern, welches 26,000 Scudi gekostet haben soll. Sogar die weitgerühmten Bronzepforten von Lombardi und Calcagni erreichen noch bei weitem nicht die des Florentiner Battisterio, des Pisaner Doms. Der Dom selber ist ziemlich nüchtern, die Gemälde theils Mosaikcopien, theils mittelmäßige Originale. Namen wie die eines Pomeranzio, Maratta, Baroccі, Muziano haben für den aus Rom Heimkehrenden ihre Anziehungskraft eingebüßt.

Die Wanderungen der Casa santa haben schon so viele Historiographen gefunden, daß sich ihnen eben so wenig Neues als einer Eisenbahnfahrt von Berlin nach

Potsdam erpressen läßt. Eben so will ich auch dem Leser die Aufzählung der Dimensionen, die Beschreibung der zum Theil sehr schönen Marmorbasreliefs von Sangallo und Sansovino, welche die äußern Wände schmücken, erlassen. Der Strom der Andächtigen zog mich in das Innere durch eine der vier zur Seite angebrachten, mit Schildwachen garnirten Pförtchen. Nur die Kerzen des Hochaltars, an welchem sich meine Reisegefährten Messe lesend vom Aufgang der Sonne an abböten, verbreitete ein zitterndes, ungewisses Licht über die knieende, murmelnde Menge und bestrahlte das Perlengewand des alten, wunderthätigen Bildnisses der Madonna von Cederuholz, die Demantkronen, welche sie und das Jesuskind schmücken, beides Geschenke von Pius VII., nachdem das Bild von Paris zurückgekehrt war. Von den andern Kuriositäten, der goldenen Medaille, welche der König von Sachsen 1828 der Madonna schickte, dem mit Silber eingefaßten Stein aus einem Prager Nonnenkloster, der Kanonenkugel, die, ohne Schaden anzurichten, in das Generalstaabszeit Julius II. fiel, habe ich eben so wenig als von den angeblichen alten Fresken etwas zu sehen bekommen. Die Wände waren schwarz und glatt von den Küssen der Andächtigen, die Atmosphäre erdrückend. Ich ging in den Dom und freute mich der herrlichen Gestalten des zum Feste herbeigeströmten Landvolks, der athletischen Figuren der Männer, der süßreichen der Weiber, deren schöne Züge die Bilder der umbrischen Schule vergegenwärtigten, vor Allem der zierlichen, überaus kleidsamen Trachten, deren ich in Italien keine schöneren kenne. Die Bursche tragen das Scheitelhaar kurz und um den Kopf einen Kranz von Locken, Hals und Brust frei; die weißen Hemdermel sind gekraust und auf das Sauberste gefältelt; die enganschließenden Beinkleider, meist violetter Farbe, werden am Gurt durch bunte Seidenschleifen gehalten und ebenso die bis über's Knie reichenden Strümpfe. Die Schuhe sind eben so wie die der Frauen von rohem Leder, niedrig im Hacken, bunt ausgenäht und mit spitzen Schnäbeln versehen. Um die Schläfe der Frauen ringeln sich wie bei den Männern Hunderte von Löckchen; der Kopfschleier ist meistens bunt, oft aber auch weiß und dann sauber gezackt und roth ausgenäht; der eine Zipfel fällt in den Nacken, während die andern beiden über dem Scheitel zusammengeschlagen und mittelst einer Nadel befestigt werden; vielfache Korallenschnüre schlingen sich um Hals und Brust; ein kleines gesticktes Leibchen vermag kaum des Busens Fülle zu fesseln; das allerliebste kurze Schürzchen von blauer Farbe, gleichfalls mit einem Dutzend bunter Seidenbänder verknüpft, vollendet die malerische Tracht. Das Abnormste derselben sind aber die riesigen Ohrringe von getriebenem und vergoldetem Kupfer, welche jeder über zwei Loth wiegen, die Größe eines Handtellers erreichen, oft sogar überschreiten, und an welchen wiederum drei Verlocken von der Gestalt und Größe einer Birne baumeln. Ohne Zeichnung ist es kaum möglich, einen richtigen Begriff von diesem fabelhaften Ohrschmucke zu geben, und es wundert mich, daß noch kein deutscher Gelehrter aus diesen Ohrreifen und den Schuabeischuhen gefolgert hat, wie Loretto von chinesischen Kolonisten gegründet worden sey.

Noch blieb mir der vielgerühmte und noch mehr geplünderte Schatz der Madonna zu sehen. In der Sakristei, welche nach der Schatzkammer führt, hängen einige Gemälde, von denen jedoch nur die Mädchenschule von Guido Reni und ein Carton von Jakob Callot, Himmel und Fegefeuer darstellend, Aufmerksamkeit verdienen. Der Schatz selber ist in einem räumigen Saale in etwa vierzig Wandschränken aufgestellt, und wurde in alter, schmerzlich beseufzter Zeit auf achtzehn Millionen Scudi taxirt. Wie viel er jetzt noch werth seyn möge, wage ich nicht zu entscheiden, und glaube nur ohne Uebertreibung behaupten zu dürfen, daß es wenige Goldschmiede in der via degli orefici zu Rom gibt, welche nicht ein reicheres Lager aufzuweisen haben. Die Mehrzahl der Schränke steht leer und wird nur von einer langen Nomenklatur von „Ehedem's" bevölkert. Die Hauptstücke sind den eingeschmolzenen nachgebildet, aber von übersilbertem Holz. Eine Abtheilung enthält ein Dutzend altväterischer goldener und silberner Taschenuhren, ein anderer einen prachtvollen Reifrock der Madonna, ein Geschenk des polnischen Senators Jlinski, dessen Steine sich jedoch zum großen Leidwesen als unecht erwiesen. Sämmtliche Napoleoniden haben ihre Gaben hier niedergelegt, alle aber halten sich in den Schranken der Bescheidenheit. Am granbiosesten von allen Exvoto nahm sich der gelbseidene, mit Silber gestickte Frac nebst dito Weste und Jnexpressibles aus, welche König Anton von Sachsen am Hochzeittage getragen und zugleich mit obenerwähnter Medaille und 300 Scudi der Madonna verehrte. Diese königliche Gabe — ich meine die Kleidung — hat vor allen andern den Vorzug, daß sie dem Schatze verbleiben wird, mögen Franzosen oder Barbaresken das Kloster brandschatzen, und von ihr gilt, was Voltaire von den cantiques sacrés des le Franc de Pompignan sagte: sacrés ils sont, car personne n'y touche.

Jch hatte genug gesehen und verlangte weder nach der großen Kloskertonne, noch nach den 300 Majolicatöpfen der Apotheke, deren Zeichnungen schon längst ihren raphaelesken Nimbus einbüßten, befahl anzuschirren und rollte nach einer halben Stunde in die freundlichen, zwischen Loretto und Osimo liegenden Thäler hinab.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Armuth der Kunst.

Man kann einwenden, daß in Genf zu allen Zeiten gute Künstler geboren worden seyen, in der neuern Zeit zumal J. Pradier und Chaponnière als Bildhauer, Lugardon, Constantin und Chalon als Maler, A. Bovy als Medailleur. Man wird ferner sagen, daß sich auch fremde Künstler hier gebildet haben, z. B. Robert und Calame. Freilich wurden jene hier geboren, lernten auch wohl hier die materiellen Anfangsgründe ihrer Kunst, dann aber blieben sie nicht länger, mußten vielmehr alle auswandern, wenn sie sich über das Gewöhnliche erheben und Künstler in höherem Sinne werden wollten. Die meisten leben auch noch in der Fremde oder sind dort gestorben, oder sie leben hier aus besondern Gründen nur einige Monate, um nach deren Verlauf nach Paris oder sonst wohin zu eilen und da zu arbeiten. Robert lebte hier nur, bevor er Höheres in sich fühlte. Als ihm das Bewußtseyn kam, mußte er gehen und ging auch für immer. Calame aus Neufchatel hat seine besondern, nicht künstlerischen Gründe, warum er sich einige Monate im Jahr hier aufhält. Künstler und Dichter werden überall geboren, denn es wäre grausam und ungerecht von der Natur, wenn sie in einem Lande ganz versagen wollte. Es fragt sich nur, ob sie hier gedeihen, ob sie sich hier bilden, kräftig und froh auswurzeln und wachsen können. Dies wird wohl Niemand behaupten, der Genf und seine Künstler kennt und diese selbst klagen hört. — Es wäre auch ein Wunder, wenn sich's anders verhielte. Das ganz positive, auf Erwerben und Reichwerden, wenigstens auf einen ähnlichen klaren Zweck gerichtete Element, das unsere meisten Einwohner leitet und bestimmt, dies Element macht sie klug, verständig, fleißig, unterrichtet, zu allen Geschäften und Wissenschaften geschickt; es gibt ihnen schnellen Blick und sicheres Handeln, wo Andere noch manches zu überlegen und zu bedenken finden. Sie greifen dann schnell zu und gewöhnlich mit günstigem Erfolg. Viele sind dadurch in der Heimath und in der Fremde reich geworden. Sollte dies die Jüngern nicht reizen, denselben Weg zu gehen? Ihre Erziehung und Bildung erhielt ja dieselbe Richtung wie die ihrer Väter, und auch später bewegten sie sich immer in demselben Kreis. Wie arm stellt sich das reiche Genf dar, wenn von froher, freundlicher Gastlichkeit, von herzlicher, offener Geselligkeit, von hingebender Naturfreude, von Dichtung und Kunst, vom Gemüthsleben überhaupt die Rede ist! Alles dies liegt außer ihrer Lebenssphäre, hat keinen klaren Zweck, führt zu nichts Bestimmtem und Einträglichem; am wenigsten die Kunst, insoweit sie nicht der Fabrik nützlich ist, d. h. in so fern sie nicht die Horologerie und Bijouterie durch gute und geschmackvolle Zeichnungen emporhebt, wodurch diese Gewerbe mit Paris rivalisiren können. — Diese Einseitigkeit, welche sich verwandt auch in Wissenschaft und Leben äußert, hat der Kunst bisher sehr geschadet, und hält sie in dem alten dienenden Zustand zurück. Was hilft es, daß manche unserer jungen Leute glückliche Anlagen für die bildende Kunst haben? Was hilft es, daß eine Societé des Arts mit einer Klasse für die schönen Künste und mit guten Schülern in Zeichnung und Modellirung besteht? was hilft es, daß in der Ornamentenzeichnung die Genfer Schüler, wenn sie nach Paris gehen, dort oft Preise bekommen? daß im Museum Rath eine recht hübsche Sammlung von Gypsabgüssen und Gemälden dem Publikum und den Zeichnungsschülern geöffnet ist? Was helfen die Kunstausstellungen und einige daraus angekaufte und verlooste Bilder? Was hilft es, daß jene Classe der schönen Künste im Winter alle Monate einmal zusammentommt und Thee trinkt, um über die kleinlichen Dinge des Vereins zu berathen? — Alles dies ist keine Kunstunterung für das entschiedene, nach Ungemeinem strebende Talent. Unsere Nabobs und Habsnabobs sollten sich verenigen, so einen jungen Mann, wenn er Phantasie und Genie, aber keine eigenen Gebmittel hat, nach guter Vorbereitung mehrere Jahre in Düsseldorf, München und Rom studiren zu lassen, damit er noch etwas anderes hbre, sehe und lerne, als die Pariser und Londoner Muster, die ihm gleich hier von der Zeichnenschule an als das Höchste und Unübertreffliche in der Kunst vorgehalten, als einzige Muster vorgestellt werden, wodurch der junge Mensch ganz einseitige, oft falsche Ansichten von höherer Kunst bekommen muß. Ja, um schon vorher diesen Mißständen in der Kunst zu entwickeln, zu begründen und zu verbreiten, sollte sich die Classe des Beaux-arts Zeichnungen, Kupferstiche und Lithographien von allen neuen merkwürdigen Kunstgebilden aller Länder verschaffen, sie in ihren Sitzungen talentvollen jungen Leuten vorlegen, sie ihnen künstlerisch erklären und ihre Meinung darüber hören, sie dann bestätigen oder berichtigen. Sie sollte ihnen außerdem einige Kenntniß von Archäologie und Kunstgeschichte der neuern Zeit mit Vorlegung passender Kupferwerke und Zeichnungen geben, damit sich ihr Gesichtskreis erweitere und sie nicht an dem Engen, Beschränkten und Einseitig-nationellen hängen bleiben. Gute Preise für aufgegebene Zeichnungen, architektonische Aufrisse, Gemälde und Modellirungen wären auch eine passende Ermunterung zum Weiterkommen für die einheimischen Künstler im Auslande. Bei dem concentrirten Reichthum in Genf wäre dies Alles sehr leicht, und es ist wirklich unbegreiflich, daß bisher von alle dem nichts geschehen ist. Wundere man sich nicht mehr, daß in Genf selbst kein Talent zu höherer Entwickelung und Kunstvertigkeit gelangt. Statt jener Lehre, statt jener Vorbereitung, Aufmunterung und Unterstützung glaubt man, es sey genug, wenn manchmal Kunstfreunde zusammentreten, ein gutes Werk von einem Genfer Künstler kaufen und es dem Museum Rath schenken, oder wenn eine brave Landschaft oder ein hübsches Genrebild von einem der wenigen Kunstfreunde für ein Billiges erworben und bei ihm aufgehängt wird. Bei dergleichen Gelegenheiten nimmt dann das Loben eines guten Bildes, das sich anderwärts unter hundert anderen verlieren würde, kein Ende; nichts aber ist den Künstlern schädlicher als ungemessenes Lob. — Ich mußte diese Vorklage öfters lassen, um den Lesern begreiflich zu machen, was ich sonst noch über unsere Kunstarmuth sagen will. Wenige Städte hatten in den letzten zwölf Jahren durch Oertlichkeiten, Umgegend zu Wasser und zu Land, sowie durch treffliches Baumaterial so günstige Gelegenheit, sich in großen Massen zu erweitern und zu verschönern als Genf; keine Stadt aber hat diese Gelegenheit so wenig benutzt. Ja, machte bei uns nicht die Naturschönheit wieder vieles gut, so würde das Aermliche und Einförmige noch unangenehmer auffallen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 28. September 1839.

Daß ein Gott das Blatt berühre,
Bleibe baar des Wiſſensſchwalles!
Mimm den Griffel und copire:
Die Natur enthält ſchon Alles.

v. Feuchtersleben.

Naturbilder von K. K. Hagenbach.

1. An die Perſpektiviſchen.

Trübe Fernen mögt ihr ſuchen
Durch das trübe Fernrohrglas,
Lieber leg' ich unter Buchen
Mich in's friſche, weiche Gras;
Nach dem Weiten mögt ihr ſpähen,
Lugen euch die Augen matt,
An den Nähen will ich ſehen
Mir die müden Augen ſatt.

In die Wieſengründe ſenden
Blick um Blicke Stundenlang,
Nach des Waldes Saume lenken
Träumender Gedanken Gang,
Wenn herüber von den Weiden
Ferner Glockengruß ertönt:
Das, meint ihr, muß wohl verleiden
Dem, der lang ſich dran gewöhnt.

Wohl denn, nach dem trüben Schimmer
Mögt ihr ferner euch nur mühn,
Mir verleiden wahrlich nimmer
Himmelblau und Erdengrün.

Und gelüſtet nach dem Fernen
Mir das Herz, ſo zeigt die Nacht
Mir in ihren tauſend Sternen
Erſt der rechten Ferne Pracht.

2. Leſeſtunde.

Mit dem Buch in's Freie ging ich,
Wählt' mir einen Schattenſitz,
Eifrig an zu leſen fing ich,
Und mich fing des Autors Witz.
Aber ſieh! der Wind, der loſe,
Will, man ſoll ihn hören auch,
Thut, als ob er ſich erboſe,
Recht nach Recenſenten-Brauch.

Wirft die Blätter, ſauſend, brauſend,
Durcheinander her und hin,
Und ich rufe: ei! der Tauſend!
Aergerlich in meinem Sinn.
Endlich aber muß ich lachen
Ob des Windes derbem Witz;
Zu das Buch und auf mich machen
Will ich mich vom Schattenſitz.

Aber nun erst bin gehalten
Ich von stärkrer Zauberkraft,
Seh' ein Buch sich kühn entfalten,
Tausendblättrig, wunderhaft!
Ob auch Windes Witz bewege
All' die Blätter her und hin,
Tief und klar in alle Wege
Bleibt des ernsten Buches Sinn.

Und ich les' und lese weiter
Von dem Halme bis zur Flud,
Und wie von der Himmelsleiter
Strömen mir die Worte zu,
Die ich nicht in Worte fassen,
Nicht in Bücher schreiben kann,
Aber die sich lesen lassen
Ewig neu von vornen an.

3. Das Jenseits.

(Im Herbst.)

Siehst du von den Bäumen allen
Rings im Herbst die Blätter fallen,
Die der Wind zu Haufen fegt,
Herz! willst du's verschmerzen lernen,
Richte nach den blauen Fernen
Deinen Blick, so weit er trägt.

Weithin über jene hellen,
Milden, klaren Stromeswellen
Trägt er dich den Bergen zu,
Wo die Nebel sind zerronnen,
Und im reinern Licht der Sonnen
Grüßest froh das Jenseits du.

Ja, das Jenseits, das im Sommer
Dir so trübe schien, dein frommer
Klarer Blick erfaßt es jetzt,
Hält es fest und hält es fester,
Nimmer von dem Jenseits läßt er,
Das allein das Auge letzt.

So wenn du auch lang vergebens
In dem Sommer deines Lebens
Einen Himmel hast gehofft,
Den dir keine Wolke trübe,
Harre auf den Herbst und übe
Nur dein Auge scharf und oft.

Siehst du dann auch um dich schwinden
Tausend Bande, die dich binden
An die Welt in Raum und Zeit,
Nach dem Jenseits dort, dem blauen
Laß uns schauen, mit Vertrauen
Bauen auf die Ewigkeit.

4. Das Kind und die Zeitlosen.

Komm, Vater! komm', sieh welche
Herzliebsten Blumen doch —
Mit zartem Lilienkelche,
Nur keine Blätter noch!

Wohl hab' ich auf der Wiese
Manch Blümlein schon gepflückt,
Doch keine hat wie diese
Mir so das Aug' entzückt.

So spricht das Kind mit Kosen;
Der Vater folgt dem Kind,
Sieht, wie die Herbstzeitlosen
Zumal gekommen sind.

Soll er dem Kind es sagen,
Das sey des Winters Spur?
Wozu das frühe Klagen?
Kind! komm' und freu' dich nur.

Freu' dich der Herbstesblüthe,
Als ob der Lenz erschien.
Wohl dem, dem im Gemüthe
Ein ew'ger Lenz verliehn!

Günther.

(Fortsetzung.)

Das Gedicht, in dem Günther diese Flucht der Liebe in's Reich des Todes beschreibt, ist eines der gelungensten unter den zahllosen Liebesgedichten. Hier ist es.

Borau, den 22sten August 1719.

Nun, Kind, ich kann dich nicht mehr bitten,
Behalt mein Herz in treuer Brust.
Das Denkmal deiner muntern Sitten
Erweckt mir auch von Weitem Lust,
Und wo ich reise, wohn' und bin,
Da folgt mir dein Gedächtniß hin.

Ein Waldhorn klingt in Abendstunden
Von Weitem durch die Gärten schön:
Es kühlt Erinn'rung unsre Wunden,
Und läßt den herben Schmerz verwehn.
Wie fern aus Nebelgrau ein Licht,
Winkt mir dein holdes Angesicht.

Das Glücke spielt mir tausend Possen
Und lockt mich auf des Hofes Eis;
Ich folg ihm keck und unverdrossen,
Obgleich ich seine Tücke weiß.
Die Vorsicht leite, wie sie will,
Ich halt' in allen Wettern still.

Die Gegend, wo ich leb' und dichte,
Iſt einſam, ſchattig, kühl und grün;
Hier hör' ich bei der ſchlanken Fichte,
Den ſanften Wind nach Leipzig ziehn,
Und gab ihm allzeit brünſtiglich
Viel tauſend heiße Küſſ' an dich.

Erinnre dich der erſten Küſſe,
Die Niemand als die Nacht nur ſah,
Erinnre dich, wie rein und ſüße
War unſre erſte Weihe da!
Gedenk an Orte, denk' an Stunden,
Wo wir geſucht uns und gefunden!

Das Wiederſehn ward uns verboten,
Wir ſuchten die geheimſte Bahn,
Wir riefen die verwandten Todten
Zu Zeugen unſres Bundes an;
Und ließen bei verſchwiegner Pein
Den Kirchhof unſre Freiſtatt ſeyn.

Aber die Nähe dieſer Todten konnte die Liebe nicht weihen, konnte ihr keinen Beſtand verleihen. Der Mond blickte nieder auf die Leichenſteine, und manche lange, lange Nacht ſah er die Gruppe der Liebenden, und ihre Schatten zeichneten ſich auf den Stein. Das war dem Herzen des jungen Dichters lieb; in ſeiner Seele vermählte ſich gerne Todesgrauen und Liebesglut. In dieſen ſtillen Nächten, unter den ſtillen Todten, da floß ſeine beredte Lippe über von Liebesſchwüren und Küſſen; da erwachten die Schatten der alten Dichter, wie er ſie am Tage vorher im Hörſaale hatte kennen gelernt, und ſchritten durch die dunkle Bläue des Himmels, aus ihren Kronen und Liebeskränzen Schauer und Entzückungen niederträufelnd in ſein berauſchtes Herz.

Seine Liebesgedichte ſind köſtlich; ſchade nur, daß die meiſten von ihnen in zu kraftvollen Metaphern ſprechen. Unſer verwöhntes Ohr iſt an dieſe rohe Plaſtik des Ausdrucks nicht gewöhnt; aber ſie ſind alle friſch, lebendig, in tüchtiger Situation immerdar den Kern auffaſſend, nie halb, nie zweideutig. Was Flamme iſt, brennt auch; wo ein Stachel ritzen ſoll, iſt er nicht mit Baumwolle umwickelt. Der Dichter bittet nie um Verzeihung, daß er Dichter iſt; er wirft uns ſeine kecken Worte leichtſinnig lachend zu, wir mögen ſehen, wie wir mit ihnen fertig werden. Darum ſind die meiſten Liebesgedichte, ſo ſchön ſie ſind, doch kaum wiederzugeben. Wer ſie in ihrer ganzen Ungebundenheit kennen lernen will, leſe ſie ſelbſt nach. Man findet da den wilden Trotz der Liebe, die derbe, faſt ekelhafte Ausſchweifung neben dem rührendſten, zarteſten Hauch der Sehnſucht, dem innigſten Seelenſchmerze. Eine tolle Frivolität herrſcht in dem Liede: „An ſeine erzürnte Schöne," ein zartes Weh wird im Liede: „Als er ihretwegen viel leiden mußte," ausgehaucht; die anmuthigſte Schalkheit lebt in den Zeilen, die die Ueberſchrift führen: „Als ſie in ein Kloſter gehen wollte," und „die verworfene Liebe" weicht an Kraft und Adel der Bilder keinem Petrarcaſchen Sonett.

In dem letztern Liede zeigt er ſchon prophetiſch die Periode düſterer Reue an, die jetzt nicht mehr lange ausblieb. Das Heer von Liebsſaften, viele erniedrigend und faſt alle beſchämend, warfen ſeine Seele in Bande und lähmten die Fittiche ſeiner Dichterkraft. Ein rohes, zügelloſes Leben begann; er entfernte ſich aus dem Hauſe ſeines fruher ſo geliebten Gönners und zog mit noch andern verlorenen Söhnen in der Irre umher. Die Armuth und das Elend folgten ihm auf der Ferſe. Wo in den Nachbarſtädten, oder auf einem Rittergute, ſelbſt bei reichen Bauern auf dem Lande eine Hochzeit gefeiert wurde, da zog Günther ein und erwarb ſich ſur ein Hochzeitgedicht auf einige Wochen eine ſchwelgeriſche Exiſtenz. Sie endete mit Scheltworten und Schlägen, und am frühen Morgen trieb die Hexpeitſche des Pförtners den betrunkenen Dichter aus dem Hofe. Im nahen Walde fand er dann ſeine hungrigen Genoſſen; jetzt wurde die vorbeifahrende Kutſche umlagert und mit weit vorgeſtreckten Hüten von den erſchreckten Reiſenden Almoſen erbeten, indem dazu der laute Ruf: „Arme reiſende Studenten, ihr Herrn!" ertönte.

Dieſes Elend des armen Günthers wuchs zu einer grauſenerregenden Höhe. Seine Freunde, er hatte derer noch, obgleich Niemand ſich öffentlich dazu bekennen wollte, ſahen ihn mit bitterem Schmerz einem ſchmachvollen Ende entgegeneilen. Kaum war er ihnen noch kenntlich; in dieſen verwilderten Zügen war nichts mehr von dem ſchönen Jünglinge zu ſehen, der einſt ſo herrliche Hoffnung erregte. Die Kleidung war zerriſſen, die Lumpen ſelbſt mit wilder Sorgloſigkeit umgehängt; die Genialität im Anzug eines jungen Dichters war in den Schmutz und die freche Unbefümmertheit des Vagabunden ausgeartet.

Herr Burchard Mencken fand dieſe Ergebniſſe ganz beſonders betrübend. Er hatte bei ſeinem einſamen Leben erſt ſpät die Umwandlung ſeines frühern Dieners und Lehrlings erfahren, und ſein Herz blutete bei dem Gedanken, daß den Muſen ein Jünger entzogen werden ſollte, der da verſprach, ihnen dereinſt Ehre zu machen. Der Kenner von Ovids „Kunſt zu lieben" konnte ſich nicht vorſtellen, daß man auf den Gedanken kommen könne, dieſe Kunſt in's wirkliche Leben zu überſetzen; er erſtarrte, als er ſah, wie dieſe Ueberſetzungen ſeinen frühern Schützling umgewandelt hatten. Ohne ein Wort zu ſagen, ſchlüpfte er an ihm vorüber, ſchloß ſich in ſeine einſame Zelle ein und vergoß Thränen über den verlorenen Jüngling. Aber der edle Herr ließ es bei den Thränen nicht bewenden; er gedachte mit raſcher That zu helfen. Ein Diener wurde mit Geld in die elende Herberge geſchickt; dieſer kaufte den Dichter frei und führte ihn zum zweiten Male in die Behauſung ſeines erſten und

aufrichtigsten Gönners. Hier wurde nun Rath gehalten, und das Resultat war ein tiefgefühltes Reuebekenntniß des armen Gunthers, und das Versprechen, ihm eine ehrenwerthe Stelle zu verschaffen, von Seiten des Professors.

Der Hof August des Starken, Königs von Polen, war damals der Vereinigungspunkt aller Talente, die den guten Geschmack, den Glanz und den Luxus zum Theil aufmachen, zum Theil befördern helfen. Es befanden sich an diesem Hofe italienische Sänger und orientalische Gaukler, französische Tänzerinnen und germanische Gelehrte, Alles im buntesten Gemisch. Was nicht amüsiren konnte, mußte wegbleiben; daher kam es denn auch, daß ein deutscher Professor damals ganz nahe an den Hofnarren grenzte. Die erhabene Wissenschaft mußte sich zu kleinen, unangenehmen Taschenspielereien herab lassen, um in dem Geräusch des Hofes auch eine Stimme zu behalten. Man sah Perrücken, mit Lorbeer und Flittergold gekrönt, sich im weltlichen Gedränge bewegen, und die treffnigen Systeme eines Leibniz wurden in kurzen Dialogen als Zwischenspiele unter die Akte eines Balletts geschoben. Man disputirte über den Plato dicht an der Coulisse, hinter welcher eine hübsche Tänzerin sich ankleidete.

(Schluß folgt.)

Korrelpondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Armuth der Kunst.

Vor dreizehn oder vierzehn Jahren begannen die würdigen Schwestern Rath ihr dem Land geschenktes Museum, das einzige monumentale Gebäude, welches seitdem hier errichtet wurde. Fast zu gleicher Zeit erhob sich, von demselben Architekten gebaut, das neue Strafarbeits- oder Pönitenzhaus, dessen ernste Einfachheit bei dieser Bestimmung nicht zu tadeln ist, obgleich die Architektur charakteristischer und imposanter hätte seyn können. Die kleine Sternwarte erfüllte ihren kleinen Zweck. Nun ging man daran, fast der ganzen untern Stadt eine andere Gestalt zu geben. Mit der Corratterie wurde begonnen; eine herrliche, lange Straße. Statt aber hier Häuser von schönen abwechselnden architektonischen Formen und nur in den Hauptmassen übereinstimmend zu bauen, wurden nach englischer Art die großen Häuser neben einander gestellt, alle auf ein Haar gleich, ohne die geringste Verschiedenheit und Abwechslung, so daß das Ganze nicht wie eine Straße reicher und wohlhabender Einwohner, sondern wie eine große Kaserne aussieht, und noch dazu wie eine Kaserne ohne Fronton. Die magere Unschönheit schien aber noch nicht unschön genug. Gleichsam als Contrast zum monumentalen Museum Rath baute man am andern Ende der Straße eine Markthalle in den widerlichsten architektonischen Verhältnissen, oder eigentlich ganz ohne Verhältniß, mit einem uns förmlichen Giebeldach, ein ganz heterokl[illegible], stallartiges Werk, welches glücklicherweise nächstens wieder eingerissen werden wird, weil man damit die Rechnung ohne den Wirth gemacht hat; denn als die Markthalle fertig war, wollte Niemand darin feil haben bis auf den heutigen Tag. — Nach der Corratterie kam der große Kay zur Ausführung. Seine neuen Häuser und Häuserfaçaden wurden zwar nicht ganz gleich gebaut, aber immer noch zu mager und einförmig für Privatwohnungen reicher Leute im südwesten Theil der Stadt. Davon kann nur der Gasthof zur Krone und sein Nachbarshaus an Longemale ausgenommen werden. Ein wahrhaft schönes Privathaus wurde nur auf dem Platz St. Maurice in der obern Stadt gebaut, ein anderes am Fuß der Trielle, dem Eynardschen Casino gegenüber. — Das neue Bergues-quartier jenseits der Brücke ist durchaus in der Anlage verfehlt. Die Actienexpangnie, welche man unbegreiflicherweise frei schalten und walten ließ, baute nur in ihrem Interesse im Innern des Quartiers ungeheuer hohe Häuser mit engen Straßen, wo im hohen Sommer die Sonne nur einige Stunden hineinscheint. Auf das Innere des Hôtel des Bergues wurde viel Sorgfalt verwendet, an architektonischer Schönheit steht es hingegen dem neuen Fremdenhôtel in Zürich, der neuen Post gegenüber, sehr nach. — Aus dem langen Quai des Bergues an der breiten, saphirblauen Rhone, hätte man etwas sehr Schönes machen können, wenn dem Bauneister nicht wieder der unglückliche Gedanke gekommen wäre, gleich der Corratterie eine lange Reihe von ganz gleichen Häusern neben einander zu stellen, also wieder eine auf's Sparen eingerichtete Kaserne mit endlos fortlaufenden gegen Fenstereihen. — Alle diese Häuser, die unglückliche Maurille ausgenommen, gehören Privatpersonen an, die nicht, wie die Regierung, das Sirenen nach republikanischer Einfachheit für sich anführen können, sondern recht gut geschmackvoll hätten bauen können, wenn Eigenthümern und Architekten mehr Geschmack eigen wäre, und wenn sie, statt Eigenes zu liefern, nicht lieber hätten nachahmen wollen. — Vergleicht man mit diesen stereotypen Bauten dasjenige, was seit einigen Jahren in Zürich entstanden, oder da noch im Werden ist, das Theater, das Posthaus, den Gasthof gegenüber, das Hospital und die Marmorbrücke mit ihren herrlichen Geländern, desgleichen eine große Menge reizender Landhäuser und schöner Privatgebäude in wechselnden, aber immer anmuthigen Formen, so merkt man wohl, daß Zürich Deutschland um zwei Tagereisen näher liegt als Genf.

Glücklicher als in der Architektur war unsere Stadt bisher in der Sculptur, freilich nicht in dem, was hier gearbeitet wurde — denn es wird darin hier nichts gearbeitet — sondern in dem, was man von Außen her acquirirte. Zwei Statuen kamen von Genfern, die sich im Ausland Bildung und Ruhm erworben haben, nämlich von Du Fayy und von Chaponnière in Paris. Von des ersten Bronzestatue J. J. Rousseau's, auf dessen Insel aufgestellt, habe ich seiner Zeit schon gesprochen; ich glaube auch vom David des genialeren Chaponnière, der leider vor einigen Zeiten in Paris starb und den früher hier die Classe des Beaux-arts nicht auf wüßte die Weise behandelt hatte. Dieser David ist ein sinn- und geistreiches Werk, an dem vielleicht die etwas magere Ausführung gelobelt werden kann, dem man aber ein glückliches Motiv zugestehen muß. Diese Bronzestatue mußte dem Gegenstand nach klein gehalten werden. Sie ist nun zu klein, um, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, öffentlich aufgestellt werden zu können, ohne sehr zu verlieren. Die Classe des Beaux-arts hat auch bisher in mehreren Sitzungen nicht über eine passende Aufstellung in's Klare und zur Entscheidung kommen können. Am passendsten scheint mir dazu der immer offene Hof des Hôtel de Ville, von dem allerdings gar Manches ausgegangen ist, was ehrenwerth an Davids siegreichen Kampf gegen Goliath erinnert.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 234.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 30. September 1839.

Zu theuren Pflichten, zarten Sorgen,
Dem jungen Buſen noch verborgen,
Ruft dich des Kranzes ernſte Zier.
Der Kindheit ſändelnde Geſchäfte,
Der freien Jugend flücht'ge Spiele,
Sie bleiben flehend hinter dir.

Schiller.

Auf die Hochzeit eines Landmädchens.

Von Julius Krais.

Horch! es rufen Silberglockenklänge
Zu dem Hochzeitgang, der feierlich
Durch das Dorf bewegt zur Kirche ſich
Im neugierig wogenden Gedränge.
Männlich in der Jugend Stärke ſchaut
Man den Bräutigam, den liebentzückten;
In der Jungfrau'n Chor, der kranzgeſchmückten,
Geht demüthig, holden Blicks die Braut.

Fühlſt du nicht es innen lauter pochen,
Lieblingskind der heiligen Natur,
Hier genährt auf heimathlicher Flur,
Bis die Wunderblüthe aufgebrochen?
Noch vor wenig Monden warſt du dein;
Doch ein fremder Jüngling iſt gekommen,
Hat im Sturm dein Herz hinweggenommen,
Und nun wirſt du ganz und ewig ſein.

Aus dem Hauſe, wo nach alter Sitte
Eltern dich erzogen, fromm und ſchlicht,
Bebt in Wehmuth dir die Seele nicht.
Nun zu ſcheiden aus der Schweſtern Mitte?
Ach! dies ſtille Thal und dieſe Höh'n
Werden innig klagend dich vermiſſen,
Wenn du fortan ihrem Schooß entriſſen,
Nimmer ſie durchwandelſt jung und ſchön.

Hier mit den Geſpielinnen zu wallen
Liebtеſt du im Feierabendglanz,
Weit vorſtrahlend aus dem bunten Kranz,
Hoch und ſchlank, die lieblichſte von allen.
Auch im einfach ungeſchmückten Kleid
Zeigt dein Leib der reinen Schönheit Siegel,
Und dies Aug' iſt einer Seele Spiegel,
Die kein trüber Anhauch je entweiht.

Freute ſich dein Engel, da du knieteſt
Weinend mit der andern Kinder Schaar
Einſt vor deines Gottes Weihaltar,
Ganz von himmliſchen Entzücken glühteſt:
Wie er heut ſich doppelt freuen wird,
Wenn vom Schwur der ew'gen Lieb' erſchüttert,
Aeolsharfen gleich dein Buſen zittert,
Daß du niemals dich von ihm verirrt!

Da des Tempels Heiligthum vernommen
Von euch Beiden jetzt ein freudig Ja,
Wonniger im hellern Schimmer ſah
Ich des Engels Lichtgeſtalt entglommen,

Sah in deinem braunen Lockenhaar
Weiße Rosenknospen schnell aufglühen
Und aus den erschloßnen Kelchen sprühen
Duft'ge Purpurflammen wunderbar.

Aber fernweg schwärmen die Gedanken
Von des Festes fröhlich lautem Braus
Mir zu eurem ländlich stillen Haus,
Das Hollunderbusch und Linde umranken.
Aus und ein als Herrin dieser Flur
Wirst du da im Halmenhute schwebeu;
Alles blüht durch deines Odems Weben,
Segen träuft von deiner Schritte Spur.

Wenn die Lerche früh zum Himmelsbogen
Als ein Liederspringquell tönend steigt,
Der herab in's grüne Saatfeld neigt
Seine morgenrothbeglänzten Wogen:
Trittst du frisch und rosig aus der Thür,
Dem buntfarbigen Gestügel Futter
Streuend in den Hof, des Hauses Mutter,
An der Hand des Gatten schon herfür.

Wo die Sense mäht das Grün der Wiesen,
Sichel klingt und Schnitterjubel schallt,
Mit dem Bächlein Grüße tauscht der Wald,
Wo von Hügeln Weines Bäche fließen,
Brennt noch heißer, als der Tag, dein Fleiß;
Glatter Rinder Zucht und stolzer Pferde
Weidet hier, dort geht die Wollenheerde,
Hüpfen Lämmer, zart und silberweiß.

Siehst du halbverhüllt im Laube prangen
Goldne Frucht under an jedem Baum?
Also mögen bald im Wiegentraum
Eure Kindlein ruhn mit rothen Wangen;
Und der Jugend erste Liebe sey,
Wie dem Täubchenpaar auf eurem Dache,
Das dort als ihr Sinnbild hält die Wache,
Euch mit jedem Tage wieder neu.

Nun, das Festgetümmel ist vorüber
Und des Abschieds bange Stunde naht;
Heiter glänzt im Fruhlicht euer Pfad,
Aber manches Auge wöllt sich trüber.
Rosse stampfen, horch! der Wagen rollt,
Führt das junge Paar rasch in die Weiten;
Doch die Thränen, die euch noch geleiten,
Mild verklärt das Morgensonnengold.

Günther.

(Schluß.)

In so frivoler, lebenslustiger Welt hatte die Poesie nichts weiter zu thun, als immerwährend zu loben. Zu diesem Zweck stand ihr der ganze Olymp zu Diensten. Jene strengen Götter Homers wurden graziöse, schmeichelnde Begleiter der Fürsten und tanzten an ihren Festen. Mars bekränzte unaufhörlich seine Helden, Venus warf ihnen ihre Myrthenbouquets in den Schoß, Pallas gab ihnen die Attribute der Wissenschaft in die Hände, und Apoll seine Lyra. Diese Art zu loben erscheint uns jezt als fade, allein damals war sie fein und sinnreich. Wer am meisten Allegorien häufen konnte, war der größte Dichter, wer die alten Autoren am unverschämtesten plünderte, der gelehrteste Panegyriker. Etwas hievon hat sich noch bis an's Ende des achtzehnten Jahrhunderts erhalten, und selbst Goethe verschmähte es nicht, diese prunkenden Puppen der Allegorie bisweilen in Bewegung zu setzen.

Herr Burchard Menken wußte, daß sein Schüler Glück machen würde mit seinen Versen, wenn er nur auch Glück machte mit seiner Person, und dieses stand zu bezweifeln. Indessen hoffte man das Beste, und unser Günther kam nach Dresden. Er sollte jezt „des Hofes Eis" betreten, wie er selbst in jenem Gedichte aus Boran sagt, das wir angeführt hatten. Er war auf's Beste ausgestattet, und alle Fehler seiner verlorenen Jahre waren unter Sammt und Seide versteckt. Der Erfolg war bei alle dem unendlich betrübend.

Die polnischen und deutschen Großen am Hofe Augusts führten jeder seinen Panegyriker mit sich, den sie ihren Kammerpoeten nannten, und von denen einige die elendesten Gestalten, die unverschämtesten Laudsreicher, wo nicht noch etwas Schlimmeres waren. Dieses Gesindel schaarte sich um den neuen Ankömmling, und da sie in ihm einen Beeinträchtiger ihrer Rechte und Hoffnungen sahen, waffneten sie sich gegen ihn. Gunthers Charakter war weit entfernt von jener triechenden Speichelleckernatur, die jene unwürdigen Satelliten bezeichnete. Das Elend hatte ihn verwildert, aber nicht gebeugt. Er, der Mann, der von den Mächtigen leben sollte, sagte diesen Mächtigen Wahrheiten, die oft bitter und treffend waren. Gegen ein frostiges Lobgedicht machte er zwölf gutgelungene Satiren. Diese Sprache im Munde eines damaligen Dichters war neu. Gunther erwarb sich Feinde; seine Sache war so gut wie verloren, und Alles kam jezt auf eine Audienz beim Könige an. Unser Poet wußte das, und er bereitete sich mit den studiertesten Mitteln auf diese Audienz vor. Seine Feinde waren ebenfalls thätig.

Als der Tag erſchien, that Günther das Gelübde, keinen Tropfen Wein über ſeine Lippen kommen zu laſſen. Er hielt dieſes Gelübde, bis ſein Fuß die Schwelle jener ominöſen Treppe betrat, die zur Macht hinausleitete. Er wurde in einen der entlegenen Corridore gerufen und fand hier eine kleine heitere Geſellſchaft verſammelt. Man ſpielte die Zither, man ſaß unter Blumen und man trank Wein. Das waren Scenen, wie ſie damals häufig vorfielen. Günther liebte leidenſchaftlich dieſe Scenen, aber heute fand er ſie nicht gut, ſie mit dem Rücken anzuſehen. Man ließ ihn nicht fort. Ein großes, korpulentes Violoncell poſtirte ſich vor der Thür, eine dünne Fiſte ſchob ſich als Riegel vor, eine Mandoline klagte in ſüßen, zärtlichen Tönen. Dabei wurden die Pokale gefüllt, der Wein perlte, die Düfte einer Paſtete wirbelten empor. „Nur ein Glas, nur ein Glas, Freund Günther!“ ſo tönten die Stimmen. Er wandte ſich ab, aber es zogen ihn ſchöne Hände herbei, und die Ueberredung ſiegte. Er ſaß auf dem Seſſel am oberſten Platze und zwei tüchtige Trinker übernahmen es, ihn zu bearbeiten. Armer Poet! Mit deinem Glück, deinem Ruhm, deiner Ehre iſt's aus! Als du nun vor dem König erſcheinſt, da taumelteſt du, da warſt du nicht fähig, eine zuſammenhängende Rede hervorzubringen. Ein finſterer Wink der Augen, und du warſt verabſchiedet, verabſchiedet, um zu deinem Elend, deinem troſtloſen Jammer, und zu deinen Verbrechen zurückzukehren. Die Feinde hatten geſiegt.

Das Uebrige von Günthers Leben kann füglich als „das ſchwache Aufflammen und jähe Verlöſchen des Lichts“ bezeichnet werden. Wir erſchrecken oft, und es überſchleicht uns ein grauſiges Gefühl, wenn wir den an unheilbarer Ausſehrung Leidenden von weit hinausreichenden Lebensplanen ſprechen hören; aber weit ſtärker muß der düſtere Eindruck ſeyn, wenn wir den rettungslos moraliſch Verſunkenen von Planen des Glanzes, des nahen Ruhms und der erworbenen anerkennenden Achtung ſprechen hören. Wir ſehen die Hebel nicht, die dieſes bewirken ſollen, wir ſehen die Fülle geſpannter Kräfte nirgends, die eine ſo gewaltſame Veränderung herbeizuführen im Stande wäre. Die allein gültige und wirkſame Buße entſpringt nur aus einem Boden, der die geiſtige Zeugungskraft noch nicht verloren hat; Günthers Entſchließungen zur Reue waren nur Symptome ſeiner äußerſten Schwäche.

Die Wiſſenſchaft der Heilkunſt, der er ſich früher mit ſehr zweifelhaftem Erfolge zugewendet, ſollte jetzt, mit Ernſt und Eifer ergriffen, der Zweck ſeines Lebens und das Mittel zu einem ehrlichen Auskommen werden. Aber hier zeigten die Muſen jene Widerſpenſtigkeit, die ihnen eigen iſt, wenn der ihrem Dienſte Geweihte ſich den Pflichten bürgerlicher Exiſtenz nebenbei verkaufen will. In Günthers ſchwacher Seele entſtand Streit und Zwieſpalt; er wollte und wollte nicht. Das Bedürfniß drängte, der innere Widerwille wandte alle Kräfte an, den Gehorſam zu verweigern. Hier wird nun unſeres Dichters Leben farblos und ohne Intereſſe. Die Kecktheit der Jugend, der Uebermuth der Kräfte iſt entſchwunden, und die moraliſche Tüchtigkeit iſt nicht an ihre Stelle getreten, um uns wegen der verlorenen poetiſchen Reize zu verſöhnen.

Günther lebte nun abwechſelnd in Borau, in Schweidnitz, in Leipzig ein troſtloſes, verlaſſenes Leben; endlich brachte ihn ſein Schickſal nach Jena, und dort ſtarb er. Der Biograph Günthers fügt tröſtend hinzu: „ihm, dem Armen, dem Verlaſſenen, fehlte bei allem dem doch das ehrliche Begräbniß nicht.“ Ja, ſeinem Sarge folgten erlauſte Leidtragende, die man aufpuzte mit der Garderobe des Todes und die man gleichgültig wieder verabſchiedete. Doch wir wollen annehmen, daß unſerm armen Dichter wenigſtens ein unerkauftes Herz folgte, ein Herz, das um ihn blutete, ein Auge, das um ihn weinte, eine Hand, die zitternd die Erde auf ſeinen Sarg warf.

Aus der Aſche dieſes unwürdigen Todes entſtand das wahre Leben, ein Leben, dem kein Tod droht; der Geiſt des Dichters ſchwang ſich empor, und von den irdiſchen Mängeln gereinigt, erſchien er in einem ſeiner würdigen Lichtgewande. Dieſes iſt die Sammlung ſeiner Gedichte, von denen bald nach ſeinem Tode mehrere Auflagen ſchnell nach einander erſchienen. Der Zweck dieſes Aufſatzes iſt, auf dieſe aufmerkſam zu machen. In unſerer Zeit, wo die Lyrik ſich ſo viele Freunde erwirbt, iſt es nöthig, vor falſchem Geſchmack zu warnen und freundlich zu werben um Theilnahme für jene friſchen jugendlichen Geiſter früherer Tage. Günthers Gedichte ſind darum ſo vortrefflich, weil ſie echtmenſchliche Zuſtände uns vor die Seele führen. Es iſt da nichts Ueberreiztes, Fremdartig Herbeigezogenes. Die Wahl der Bilder iſt immer treffend, weil ſie ſich der Natur und den Sitten anpaßt. In einer mit Geſchmack geordneten Auswahl würden ſie noch jetzt große Theilnahme finden. Es weht ein anſpruchsloſer, heiterer Geiſt durch die Sammlung, und die Verirrungen einer poetiſchen Jugend ſind mit den lebhafteſten Farben darin geſchildert.

Daß Günther ſeinen Werth fühlte, und daß hierin ein Troſt für ſein brechendes Herz lag, bezeugt ein Abſchiedslied, das er ſpät noch ſang, und von dem wir, ebenfalls zum Abſchied von dem Leſer, nur zwei Strophen ausheben wollen.

Euch Muſen dankt mein treu Gemüthe,
Weſen ich etwas gelt' und bin;
Der Lorbeer eurer reichen Güte
Grünt jetzt ſchon auf die Nachwelt hin.
Ihr habt mich von Geburt umfangen,
Geſäugt, geſchützt, geführt, ernährt;
Und wenn es übel mir ergangen,
Dem Herzen allen Gram verwehrt.

Sprecht nur, ihr hochmuthsvollen Spötter,
Ich hielte nichts von Lob und Ruhm,
Mein Name dringt durch Sturm und Wetter
Der Ewigkeit in's Heiligthum.
Ihr mögt mich rühmen oder tadeln,
Es gilt mir beides einerlei:
Den wahre Lieb' und Weisheit adeln,
Der ist allein vom Sterben frei.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Schluß.)

Malerei. Theater. Musik. Gesellschaft.

Unter unsern Malern hat Calame aus Neufchatel hier und in Paris durch eine große Landschaft das meiste Aufsehen erregt und verdientes Lob errworben. Sein Bild stellt ein wahres Drama dar, den Kampf auf Leben und Tod zwischen einem Sturm auf der Handel im Oberhasliythal mit einer Gruppe mächtiger Tannen. Diese berrliche, zitternde Baumgruppe, in der der Sturm mit einer Wahrheit wüthlt, daß man sein Heulen hört, die gebeugten Bäume im Mittelgrund, das stürzende Wasser zwischen Felsen und die vom Sturm gegen und über Felsen gejagten Regenwolken zeugen von einem großen und glücklichen Studium der hohen Alpennatur, sowie von poetischer Auffassung in Zeichnung, Farbe und Licht zu einem mächtigen Effekt. Ehe das Bild dies Jahr zur Gemäldeausstellung nach Paris ging, traten mehrere Freunde der Kunst zusammen und kauften es für das Museum Rath, was um so verdienstlicher und dankenswerther war, da dies schöne Bild auch in Paris großen Beifall erhalten hat, allgemein als die beste Landschaft der Ausstellung betrachtet worden ist und gewiß dort gekauft worden wäre. Calames Meister war Diday von Genf, einer unserer guten Landschaftskünstler. Er erklärte beim Anblick des Calameschen Bildes, der Schüler habe darin den Meister bei weitem übertroffen. Dies Gemälde ist nun bereits wieder hierher zurückgekommen und im Museum aufgestellt worden. Ich wünschte sehr, daß es vom Museum zu den Gemälde-ausstellungen von München, Wien, Dresden und Berlin gesendet würde, damit sich auch deutsche Künstler und Kunstverständige nach ihrer Ansicht von der Landschaft über dessen Werth aussprechen könnten. In der Porträtmalerei, einem andern Zweig der Genfer Malerei, behaupten hier noch immer Hornung und Scheffer eine ausgezeichnete Stelle, zumal letzterer, der durch seine guten und langen Studien in Italien in Charakteristik, Farbe und sodner Ausführung vorzüglich ist. Er bringt jährlich einige Monate in Paris zu, um da nach guten Modellen zu studiren, die hier ganz fehlen. Künftiges Jahr wird er eine Kunstreise nach München unternehmen, wozu er sich jetzt schon auf manche Weise vorbereitet. Hornung hat die Fehler seines früheren Bildes vom Tod Calvins eingesehen und diesen Gegenstand noch einmal nach reiferer Kunstüberlegung gemalt; hierauf hat er das Gemälde nach London zur Kunstausstellung geschickt, wo ein Londoner Journal sehr günstig davon spricht. Von Genf stammt auch A. Chalon, der seit langer Zeit in London lebt und dessen Bild von der Königin Victoria dort großes Aufsehen erregt hat und für das beste gelten soll. Wir kennen es hier nur durch einen herrlichen Kupferstich, der zwölf Pfund Sterling kostet.

Von der bildenden Kunst wenden wir uns zur darstellenden. Unser Theater war auch dies Jahr so mittelmäßig gut, als es in einer Stadt dritten Rangs seyn kann, wo es weder von der Regierung noch von den höhern und reichern Classen unterstützt wird. Die achtungswerthesten und sashionablesten Familien gehen hier gar nicht oder nur bei wenigen Opern in's Theater, denn die meisten Stücke der neuen französischen dramatischen Schule scheinen ihnen unpassend für ehrliche Frauen und Mädchen. Darin haben sie freilich sehr Recht, wiewohl unsere Theatercensur die krassesten Pariser Theaterstücken gar nicht zur Aufführung bringen läßt. Wollte sie aber Alles verbieten, was schmutzig oder zweideutig ist, so müßte das Theater geschlossen werden. Die Direktion muß auch solche Stücke geben, wenn sie leidliche Einnahmen machen will; mischt sie von Zeit zu Zeit etwas Gutes und Reines ein, z. B. von Delavigne, so füllen Parterre und Galerien über Rococo und Langeweile. Unter unserem diesjährigen Theaterpersonal hatten wir eine junge Jüdin, die sich hier für das Lustspiel und für den Gesang auf merkwürdige Weise ausgebildet hat, ja unsere Rachel geworden ist. Ueberdies war sie sehr hübsch und streng gesittet; leider verließ sie unsere Bühne und ging nach Amsterdam, wo wir Fräulein Caroline Levy den glücklichsten Erfolg wünschen. — Vorigen Jahr operirte unser Theaterdirektor so gut, daß es der Züricher Oper unmöglich war hierherzukommen und eine Reihe Vorstellungen zu geben. Freilich wäre dann unsere sehr mittelmäßige französische Oper verloren gewesen. Dies Jahr aber hat den Direktor sein Intriguiren doch nichts geholfen, denn die deutsche Oper von Bern unter Edelet Leitung, welche einen Monat mit großem Beifall Vorstellungen in Lausanne gegeben hat, ist hieher gekommen und hat allen Freunden deutscher Musik, und deren sind hier viele, großen Genuß bereitet.

Unsere Concertmusik, großentheils aus Liebhaberelementen bestehend, scheint sich nicht abendrend zu bewegen, sondern beklimmend, bis ihr ein mächtiges Talent wieder aufhilft. Vielleicht wirkt hier die deutsche Oper günstig. An tüchtigen Lehrern für Gesang und Instrumentalmusik fehlt es nicht. Das Conservatorium bildet hier und da einen guten Schüler oder eine versprechende Elevin, wenn nun zu Hause wacker nachgeholfen wird, aber bei dieser Anstalt fehlt es an humanem Kunstsinn in der leitenden Region, denn da weht eine rauhe Luft; übers dies verliert sie jetzt zwei ihrer besten Lehrer, Diller und Schwabe aus Würzburg.

Soll ich Ihnen noch von unserer Gesellschaft sprechen? Noch sind die Frauen, welche eigentlich die Gesellschaft gestalten, wie ehemals, sehr ehrenwerth, unterrichtet, oft geistreich, aber kalt und spröde wie Glas. Die ältern Männer sind geblieben, was sie früher waren; noch hängen sie mit ganzer Seele an ihren Geschäften, sich vertiefend in das Haben, Sollen und Vermehren, sich den großen materiellen Fragen unserer Zeit mit reicher Kenntniß und Erfahrung hingebend. Noch immer zeigen beide Geschlechter gleichen Geist und gleiches Interesse, wenn Gegenstände des Unterrichts und der Erziehung, der Sittlichkeit und der moralischen Besserung zur Sprache kommen. Das stille oder laute Wohlthun ist in allen Sphären noch dasselbe. Es ist gewiß nicht leicht, diese schöne und mensch enfreundliche Wärme dicht neben jenem kalten, spröden und immer rechnenden Element zu erklären; denn beide scheinen sich einander absolut auszuschließen. Mir scheint es, als wenn sich die Genfer gewissermaßen Gewalt anthäten, um für ganz positive Gesellschaftsfragen Interesse zu zeigen, daß aber im Grund ihres Gemüths noch etwas schlummert, was sie mühsam unterdrücken, die Poesie des Lebens und des Geselbts. — In unserer Gesellschaft geht aber gegenwärtig eine merkwürdige Veränderung vor, und hievon das nächste Mal.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 99 u. Monatsreg. September.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 28.

Mittwoch, 4. September 1839.

[425] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Hohenstaufen.

Ein Cyclus von Liedern und Gedichten

von

Albert Knapp.

Mit 6 lithographirten Abbildungen.

8. Velinpapier. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Herr Verf. suchte in dieser Schrift sowohl die vornehmsten Data der glorreichen hohenstaufischen Geschichte, als auch die herrliche Umgegend jenes Berges, nebst mehreren dazu gehörigen Denkmalen des Mittelalters, dem deutschen Leser in verschiedenartiger Form darzustellen. Die Hauptgesichtspunkte zur Betrachtung jenes denkwürdigen Zeitabschnittes sind in der Vorrede hervorgehoben, und werden den Unkundigeren das Verständniß der einzelnen Partdieen erleichtern. Wenn dieses Buch sich namentlich den Besuchern des herrlichen Hohenstaufen zum freundlichen Begleiter anbietet, so werden dieselben gerade auf jener begeisternden und doch so tiefe Wehmuth erregenden Höhe die mit dem Lichte des Christenthums beleuchtete Natur und Geschichte wohl um so weniger verschmähen.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[427] Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tuttolasso's Wanderungen durch Deutschland, Polen, Ungarn und Griechenland im Jahre 1836.

8. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Der Verfasser dieses Buchs gibt sich, wie der Name beweist, für einen nahen Verwandten des berühmten Weltgängers aus, und wird, hoffen wir, seinem Geschlechte Ehre machen. Eben so reiselustig wie Semilasso, versteht er sich zwar weniger auf Landschaftmalerei, dagegen kennt er die Welt zum Mindesten so gut wie sein gefeierter Stammesvetter, und verbreitet sich über die großen Fragen, die jetzt die Welt in Unruhe setzen, mit kühnerer Entschiedenheit, als jener. Aufschlüsse über die gesellschaftlichen Zustände mehrerer Länder Europa's, wie man sie selten in Büchern findet, bietet Tuttolasso's Werk, und Leute von sehr verschiedenen Parteien werden damit zufrieden seyn; der Aristokrat wird es nicht berennen, darin geblättert zu haben; dem Demokraten gefällt es vielleicht noch besser; am besten werden jedenfalls die Lacher dabei fahren: denn wahrlich, ganz melancholisch müßte Derjenige seyn, dessen saltige Stirne sich nicht glättete, dessen herber Blick sich nicht erheiterte über der Erzählung der großen Dinge, welche der berühmte Professor, Alterthumsforscher, Schulkritiker, und Philolog-Philhellene aus München als antiker Staatsmann im neuen Griechenland verrichtet hat.

Zum Beweise der Reichhaltigkeit des Buches fügen wir die Ueberschrift der einzelnen Kapitel bei:

Abreise von Paris. — Leipzig. — Das schlesische Gebirge. — Die Mucker. — Das einzige schöne Dorf in Polen. — Die polnische Schweiz. — Ungarn. — Athen. — Die Regentschaft Griechenlands. — Auch ich war in Arkadien. — Die Cycladen. — Die Maina. — Der Patriarch zu Constantinopel. — Abreise aus Griechenland. — Der Philolog-Philhellene. — Das Meer: Auge. — Wien. — Der neue polnische Adel. — Der Adel im Militair-Stande. — Der loyale Westphale. — Die Rangliste der preußischen Armee.

Stuttgart und Pforzheim.

Dennig, Finck & Comp.
vormals Verlag der Classiker.

[391] Bei *Julius Wunder* in Leipzig sind erschienen:

Eversz, C., 6 Lieder f. 1 Singstimme mit Pfte.-Begl. Op. 2. 14 Gr.

Gnügg, Fr., Gesänge f. 1 Singstimme m. Pfte.-Begl. Op. 5. 8 Gr.

— — „In die Ferne" Lied f. 1 Singst. m. Pfte.-Begl. Op. 6. 8 Gr.

Hall, G., Le Postillon d'Amour, Galoppe p. l. Pfte. Op. 13. 6 Gr.

— — Contretänze aus der Oper: die beiden Schützen, von Lortzing f. d. Pfte. Op. 14. 4 Gr.

— — Schottische Walzer aus derselben Oper f. d. Pfte. Op. 15. 6 Gr.

— — Galoppe a. ders. Oper f. d. Pfte. Op. 16. 4 Gr.

— — Walzer a. ders. Oper f. d. Pfte. Op. 17. 4 Gr.

Lortzing, A., Die beiden Schützen, Potpourri f. d. Pfte. von A. E. Marschner. 14 Gr.

— — Figaro, Sammlung launiger und scherzhafter Gesänge mit Pfte.-Begl. 3tes Heft. 12 Gr.

Marschner, H., Der Bäbu, kom. Oper in 3 Akten, Klav.-Ausz. zu 4 Händen. 5 Thlr. 12 Gr.

— — Der Bäbu, Gesänge mit Begl. der Guitarre. 1 Thlr. 8 Gr.

Hieraus einzeln:

Nr. 1. Arie: Ach ein Opfer. (Ten.) 6 Gr.
„ 2. Romanze: Gern mag ich die Tage. (Sopr.) 4 Gr.
„ 3. Duett: Ach er liebt mich. (Sopr. u. Ten.) 8 Gr.
„ 4. Lied: Siehst du wie die Rehe springen. (Sopr.) 4 Gr.
„ 5. Lied: An des Gesanges heilger Fluth. (Bass) 4 Gr.
„ 6. Lied: Der Dumme wird immer. (Bar.) 4 Gr.
„ 7. Duett: Liebchen stille mein Verlangen. (Sopr. u. Bar.). 8 Gr.
„ 8. Arie mit Chor: Gleich man ruft. (Bar.) 10 Gr.

Marschner, H., 6 Lieder für 1 Bar. od. Altst. mit Pfte.-Begl. Op. 99. 12 Gr.

Marschner, A. E., Lieder f. 1 Bass od. Baritonst. mit Pfte.-Begl. Op. 7. 10 Gr.

Müller, C. G., Hymnus von Schöne für Männerst. (Soloquartett und 2 Chöre.) Op. 18. 1 Thlr.

Stowiczek, J., Potpourri f. d. Violine od. Flöte. m.

Pfte.-Begl. nach Themas aus der Oper „der Bäbu“ von Marschner. 1 Thlr.
Truhn, F. H., Champagnerlied f. 1 Tenorst. und Männerquartett. 6 Gr.

[132] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichte
der Glasmalerei
in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit.
Von
M. A. Gessert,
Rechtsgelehrten.

gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Diese Geschichte der Glasmalerei ist die erste selbstständige und erschöpfende Bearbeitung dieses kunstgeschichtlichen Stoffs, wenn das Wenige, was vereinzelt in seiner Art da la peinture sur verre über deren Geschichtliches schrieb, betrifft lediglich Frankreich und die Niederlande, erstreckt sich kaum auf die drei ältesten Perioden dieser Kunst, und ist, wie mehr oder minder alles seither über Glasmalerei geschriebene, seiner historischen, technischen und sonstigen Irrthümer oder Entstellungen wegen nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen. Gegenwärtige geschichtliche Darstellung hingegen erfaßt auch die Glasmalerei in Deutschland, England, der Schweiz, Italien und Spanien, kurz allen Ländern, wo sie je Pflege gefunden, und ist um eine Periode, gerade die wichtigste, die ihres neuerlichen Aufschwungs, reicher. Wie weit aber der Herr Verfasser, indem er dem Bekannten neues hinzugefügt, jenes geschichtet, zurechtgesetzt und verständlicht, dieses aber in gebührenden Zusammenhang mit jenem gebracht, kurz das erreicht, was zu erreichen galt, wird den Leser auch ohne Fürwort, welchem der Erfahrene, ohnehin nicht zu viel traut, ermessen.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[146] Bei Hinrichs in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Conversations-Taschenbuch für Reisende und Andere, um sich mit den auf Reisen, im Verkehr und im geselligen Umgange gebräuchl. Ausdrücken bekannt zu machen. In 3 Sprachen: Englisch, Deutsch und Französisch. Siebente umgearbeitete und vermehrte Auflage. — Auch u. d. Titeln: A Manuel of Conversation etc. — Manuel pour la Conversation. 16. cart. 22 Gr.

Dasselbe Werk: Italienisch, Deutsch und Französisch. Siebente Aufl. — Manuale per la Conversazione. 16. cart. 22 Gr.

Die grosse Verbreitung und Brauchbarkeit dieses Hülfsbuchs haben den Verleger veranlasst, diese 7te Auflage in allen Sprachen sorgfältig revidiren und zeitgemäss verbessern zu lassen. Im Englischen haben Herr W. A. Spilsbury in London, im Italienischen Herr Dr. Rathgeber, im Deutschen und Französischen aber Herr Dr. Kaltschmidt dies besorgt. Ueber Eisenbahnen, Telegraphen etc. sind neue Gespräche hinzugekommen.

[404] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.
Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Julius 1839.

Größere Aufsätze.

Abenteuer eines Banianen. — Notizen über das Königreich Madura. — Die Besitzungen der Portugiesen auf der Ostküste Afrika's. Erster Artikel. Nach José Accurso da Neves. Einleitung; von den dortigen Minen und andern Naturproducten; über den Handel und die Banianen in Mozambique. Zweiter Artikel. Nach Sebast. J. Botelho. Allgemeine Bemerkungen. Inhaubanar. Sofala. Geographische Bemerkungen. Distrikt von Sena am Zeke. Monomotapa. — Marmorverschiedenheit in Frankreich. — Altmexicanische Erscheinung in den Cordilleren. — Neuere Verpachtungen über Sternschnuppen. — Bruchstücke über Cuba. — Die Nord- und Südwestwinde in Buenos Ayres. — Die Seebäder und künstlichen Mineralwasser in Helsingfors. — Achille le Deuc. — Zug durch Kurdistan. 1) Gebirge; Schilderung des Volks; die kurdische Gränze. 2) Kurdische Dörfer; gastliche Aufnahme; ein Zug übers Gebirge. — Das Dampfboot „die britische Königin.“ — Bemerkungen über die canarischen Inseln. — Die Thiere auf der Känguru-Insel. — Etwas über Zimmerschädel. — Ueber das jetzige und frühere Niveau Aegyptens. — Reise in Schweden im J. 1838. Neue Ansiedelungen in Lappland. — Literatur in Bombay. — Die Assyilienisten in den Vereinigten Staaten. — Jean I. Historische Rückblicke. II. Neuere Verhältnisse; Khorasan. — Nachrichten von französischen Reisenden. — Die Trappisten in Melleray bei Nantes. — Italienische Skizzen: Opern- und Schauspielhäuser. — Das Land der Ouignis. — Die Vorzeit Marseille's. — Orientalische Literatur in Paris. — Der Schwur des Pascha. — Das Tempe der Provence. I; II; III. — Englische Sitten: der reiche alte Hagestolz; die Leibursehen; der elegante Bettler. — Weisser's Rossi. Eine Skizze nach Irving. — Neueste landwirthschaftliche Bestrebungen in Frankreich. — Einige Bruchstücke zur Statistik von Ungarn.

Chronik der Reisen.

Besuch der Sindschar Berge. — Reise russischer Künstler auf der Wolga.

Kleinere Mittheilungen.

Nachrichten von Australia felix. — Nachrichten von Port Philipp. — Ungeheurer Hagel in Südamerika. — Klimatisches Abentheuer. — Erdbeben in England. — Ungewöhnliche Geburt. — Merkwürdige Lever. — Vulcanischer Ausbruch bei Banda. — Das Gewerbe der Glasaeurs. — Der artesische Brunnen bei Grenelle. — Die Lage der Stadt Adelaide. — Anwendung eines artesischen Brunnens als Wasserkraft. — Historia Britonnorum versificata. — Erdstöße in Frankreich und in England. — Studium der byzantinischen Kunst in Frankreich. — Geschiedenes geschichtliches Werk. — Zunahme des Weinbaues am Cap. — Wurf einer Giraffe in Europa; Bemerkungen über die neugeborne. — Zustände und Ausfuhr des Eisenhandels in England. — Die Aurora-Inseln. — Erforschung des weißen Nils. — Merkwürdiges Ausströmen von Gas. — Ungeheurer Papierbogen. — Tod auf Dampfbooten in England. — Ueber die Ansiedelungen der Europäer in Neuseeland. — Unterirdischer Wald. — Anekdote aus der Belagerung von Bhurtpur. — Madtsens Papiere. — Volksgesänge in Rußland. — Ankauf für die Nationalgalerie in London. —

Ausschmückung des Vendomeplatzes. — Die Kathedrale in Cordova. — Neues Wurfgeschoß. — Carricaturen H. B.'s — Mastodon Gigantenm. — Pariser Statistik. — Ueber Mammuthknochen in der Nordsee. — Giftige Fische. — Ernordung von Eingebornen in Australien. — Unruhen im Dekkan. — Chinesische Marine. — Etwas über Corea. — Auffindung civilisirterer Eingebornen in Australien. — Katholische Mission in Neuseeland. — Pferdeseuche am Cap. — Apparat zur Trinkbarmachung des Seewassers. — Verbindung Schwedens in Paris. — Merkwürdige Wirkung des Blitzes.

Inhalt des Literaturblatts.

Gedichte von Thomas Moore: An Julia; An Rosa; auf den Tod einer Frau. — Graf Xavier de Maistre. — Die Oper der Gesellschaft. — Französische Historiker der Gegenwart: VII. Sismondi und die Genfer Schulen. — Charles Dickens und der englische humoristische und komische Roman. — Der zweite Theil von Goethe's Faust in England und Frankreich. — Der Fürst von Talleyrand. — Verse, gedichtet in J. J. Rousseau's Zimmer, von Lamartine. — Hymne auf den Tod der Herzogin von Broglie. Von demselben. — Vernon Harcourt. Die Lehre von der Sündflut. — Nourrits Tod. — Sündenbekenntniß zweier englischen Dichter. — Philarete Chasles über die gegenwärtige englische Literatur. — Proben aus dem Drama: Der Wahnwitz. — Der englische Ernst und das französische Vaudeville. — Miscellen.

[373] **Für Geschichtsfreunde, Lesezirkel** ꝛc.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Carl XIV. (Johann Bernadotte),

König von Schweden und Norwegen.

Von Touchard-Lafosse. Aus dem Französischen. 2 Bände. Mit Porteait. gr. 8. geh. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

„Nur ein solcher Autor" (wie Touchard-Lafosse), „selbst von der reinsten Gesinnung durchdrungen, vermochte ein so reines, gut gehaltenes Bild von König Carl dem Vierzehnten in allen Wechselfällen seines oft stürmisch bewegten Lebens aus den Tiefen seiner großen Seele auffassen, zu begreifen und mit sicherer Meisterhand zu zeichnen."

[410] Neue Pracht-Ausgabe von Knigge's Reise nach Braunschweig mit 36 Skizzen von G. Osterwald.

Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Die Reise nach Braunschweig. Ein komischer Roman von Adolph Freiherrn Knigge. 7te Auflage, herausgegeben vom Enkel des Verfassers. Mit 36 Skizzen von G. Osteewald.

Pracht-Ausgabe in farbigen Umschlag geh. gr. 8. 1839. Preis 2½ Rthlr.

Knigge's Reise nach Braunschweig behauptet, ungeachtet sie im Geschmack der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschrieben ist, wegen der scharfen und aus dem Leben gegriffenen Zeichnungen wahrhaft komischer Characteure und Ereignisse, noch immer einen der ersten Plätze unter den wenigen guten komischen Romanen, welche unsere Literatur besitzt, weßhalb auch dieselbe, 46 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, noch die seltene Anerkennung einer siebenten Auflage erlebt, welcher durch eine elegante Ausstattung und durch 36 größere und kleinere geistreiche Skizzen und Vignetten von dem durch seine gelungenen Illustrationen zu Gellerts Fabeln rühmlichst bekannten G. Osterwald ein erhöhter Reiz verliehen ist, daher dieser beliebte classische Roman von Neuem das Interesse des gesammten lesenden Publikums wie insbesondere der Kunstfreunde erregen muß.

Von Knigge's übrigen Schriften, namentlich von der 11ten Auflage seines berühmten Werks über den Umgang mit Menschen (3 Theile 2 Rthlr.) sind fortwährend noch Exemplare durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

[406] In der Unterzeichneten ist erschienen:

Correspondenzblatt

des

königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XV. Jahrgang 1839.

Erster Band. Zweites Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Etwas über die Kultur des Meerrettigs. 2) Ueber die Fortpflanzung edler Obstsorten. 3) Ueber Kartoffelbrannteein. 4) Ueber den Aderspark. 5) Eine Erfahrung über das Ausfleeken von Kartoffelkeimen. 6) Etwas über die Pferdezucht in Tuttlingen. 7) Ueber den Anbau und Nutzen der neuen Oelpflanze, Madia sativa. — II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. 1) Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. a) Zahl der Zöglinge zu Hohenheim im Sommer 1839. b) Patentertheilungen. c) Auszug aus dem Jahresberichte des Bezirksvereins Ludwigsburg v. J. 1837. — III. Beiträge zur Vaterlandskunde. 1) Beiträge aus dem würtembergischen Oberschwaben zu der Zusammenstellung der Ergebnisse aus dem Neckarkreise zur Vertilgung schädlicher Insekten. 2) Die landwirthschaftlichen Verhältnisse zu Weil der Stadt. Vorgetragen bei der landwirthschaftlichen Versammlung des Bezirksvereins im OA. Leonberg, den 21. Sept. 1838. 3) Bericht über Handel und Gewerbsfleiß im OA. Wangen. — IV. Auszüge und Notizen. a) Chemische Untersuchungen über die Vegetation, zur Entscheidung, ob die Pflanzen Kieselstoff aus der Atmosphäre aufnehmen. 2) Ueber ein Düngersalz. 3) Ueber Anwendungen humussaurer Verbindungen zum Düngen. 4) Ueber die Anwendung des gebrannten Thones und anderer durchgeführter erdiger Fossilien. 5) Ueber die Anwendung des Knochenmehls. 6) Anatomische und physiologische Untersuchungen über den Krapp. 7) Ueber die organisirte Beschaffenheit der Bierhefe. 8) Ueber das Purin-Schaf von Lakalp. 9) Mittel gegen die Euterentzündung der Kühe. 10) Ein Apparat zum Melken der Kühe. 11) Ausschneiden der Gerstköpfe bei Kühen. 12) Ueber eine sichere Methode, Pflanzen zu transportiren. 13) Der Mäusefalle (Palea butea). 14) Ueber die Wirkung des Blitzes auf Bäume. 15) Essigerzeugung. 16) Ueber ein den Rüben (Turnips) schädliches Insekt. 17) Ueber die Aerntewanze (Acarus autumnalis). 18) Nutzen der Schlupfwespen. 19) Verfertigungsweise einiger landwirthschaftlich schädlichen Insekten. 20) Ueber Schmetterlinge, welche zuweilen schädlich werden. 21) Puppen der Seidenraupe als Nahrungsmittel. 22) Neues Mittel, Felsen zu sprengen. 23) Eine alte (Gerst's) Feuerlöschmaschine. 24) Wagerechte Wasserräder. 25) Eine neue Beleuchtungsart. 26) Versuche über Ausschwung und Kosten von Kyan's Methode, durch Quecksilber-Sublimat das Holz gegen Fäulniß zu schützen. 27) Ueber den sogenannten englischen Rosliee Cement. 28) Ueber die. Colmirung genannte, Bodenerhöhung. 29) Sicherheitsdihnte. — V. Literatur. 1) Die gesetzlichen Hauptmängel der Haushälere im Königreich

Württemberg und den angrenzenden Ländern in polizeilicher und gerichtlicher Beziehung. Zur Belehrung für Rechtsgelehrte, Aerzte und Landwirthe wissenschaftlich dargestellt von B. Ritter, Doctor der Medicin und Chirurgie, praktischem Arzte, Wundarzte und Geburtshelfer zu Rottenburg a. N. 2) Unterricht in der Korb-Bienenzucht, zunächst für das Landvolk. von Joseph Wurm. Pfarrer und Distrikts-Schul-Inspektor zu Riedering. 3) Monatsblatt für die gesammte Bienenzucht, herausgegeben in Verbindung mit mehreren Bienenfreunden von Anton Bitzthum, Schullehrer zu Moosburg und Vorstand der Lehrer-Vereine in Oberbayern. — Verzeichniß der Vorlesungen bei dem land- und forstwirthschaftlichen Institut zu Hohenheim für das Sommerhalbjahr 1839. — Preisaufgaben. — Meteorologische Chronik. Juli bis December 1838, von Prof. Plieninger. Meteorologische Tabellen aus Stuttgart 1839. Tab. III. und IV. März und April.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[380] Bei G. D. Bädeker in Essen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Don Juan.

Aus dem Englischen

des

Lord Byron.

Im Versmaaße des Originals übersetzt

von

Adolph von Marées.

(Geh. Preis 1 Thlr.)

Der als Dichter der „Asklanier" rühmlichst bekannte Uebersetzer zeigt in dieser Uebersetzung des berühmten Gedichtes des genialen Lord Byron, mit welcher Kunst und Gewandtheit er die deutsche Sprache zu behandeln versteht. Die Uebersetzung schließt sich in allen Eigenheiten genau dem Original an und ist, nach dem Urtheile von Kennern, meisterhaft ausgeführt. Eine, auch nur oberflächliche, Vergleichung dieser Uebersetzung mit den bisher erschienenen wird von der Wahrheit dieser Behauptung die Ueberzeugung verschaffen.

---

[415] Bei C. Drechsler in Heilbronn ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Humoristische Bilder

aus

Schwaben

von

Carl Theodor Griesinger.

8. elegant broch. 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 9 Gr.

Inhalt: Der Verkündiger. — Agnes Schebest in Stuttgart. — Der Repetent. — Der Liederkranz. — Die Zeitung. — Die große Welt in einer kleinen Oberamtsstadt. — Der Algierer. — Eine Stuttgarter Redoute. — Der persönlich Geadelte. — Der Württemberger am Pfingstmontag. — Der Contrathierquäler. — Eine Garnisonsstadt. — Das Ständehaus. — Der Wurstball. — Ein Sonntagsmorgen in Cannstadt. — Der altwürttembergische Magister. — Der Jungens- und Mädchensmarkt. — Der Herbst und der Wartberg. — Ein alter Ehestandscandidat.

Allen Freunden der Satyre und des Witzes, sowohl innerhalb als ausserhalb Schwaben, wird diese Schrift, die sich an die bekannten „Silhouetten aus Schwaben" anreiht, eine ersehnte, willkommene Gabe seyn. Mögen daher immerhin Feinde der Wahrheit, selbst wenn diese im humoristischen Gewande auftritt, sich dagegen auflehnen!

Uebrigens ist bei dem bekannten Namen des Verfassers jede weitere Bemerkung überflüssig.

---

[392] Bei E. Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aeschyli Tragoediae, in Schol. et Acad. usum rec. et illustr. J. Minckwitz. Pars II. cont. Prometheus vinctus. 8. 22 Gr.

Aeschylos Werke, nachgedichtet von J. Minckwitz. 2s Bdchn. Der gefesselte Prometheus. 8. 10 Gr.

Gumposch, V. P., über die Logik und logischen Schriften des Aristoteles. 8. 16 Gr.

Maria. Eine Novelle vom Verfasser ein-r „Alltagsgeschichte." Aus dem Dänischen von W. C. Christiani. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Minckwitz, J., der Prinzenraub. Ein geschichtliches Schauspiel in 5 Akten. 8. broch. 16 Gr.

Rabenhorst, L., Flora Lusatica, oder Verzeichniss und Beschreibung der in der Ober- und Niederlausitz wild wachsenden und häufig cultivirten Pflanzen. 1ster Band. Phanerogamen. gr. 8. 2 Rthlr. 4 Gr.

Stürmer, Th., die Mineralquellen in der Natur und in Dr. Struve's Anstalten, das gewöhnliche Trinkwasser und mehrere Arzneistoffe. Zur Vermittelung der Extreme in der Heilkunde für Aerzte und Nichtärzte. gr. 8. 1 Rthlr.

Das Polizeistrafgesetz

für das Königreich Württemberg

mit Erläuterungen

von

Dr. Hermann Knapp,

Ober-Consistorialrath und Ober-Studienrath.

Unter diesem Titel wird gleich nach Verkündigung des kürzlich verabschiedeten Württembergischen Polizeistrafgesetzes im Verlage der Unterzeichneten eine mit einem ausführlichen Kommentar versehene Handausgabe dieses Gesetzes erscheinen, welches wegen seines tief eingreifenden Einflusses auf die verschiedensten Lebens- und Berufsverhältnisse nicht blos für den Geschäftsmann, besonders dem Bezirks- und Gemeindebeamten, sondern für jeden Staatsbürger von höchster Wichtigkeit ist. In den Erläuterungen wird der Verfasser die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes mit steter Rücksicht auf die seitherige Gesetzgebung kommentiren, und das Wichtigste aus den Motiven der Regierung und den der Verabschiedung des Gesetzes vorangegangenen ständischen Verhandlungen mittheilen. Der lebhafte Antheil, welchen Derselbe als Mitglied der Kammer der Abgeordneten und der zu Beautachtung des Gesetzentwurfs niedergesetzten Kommission an der Bearbeitung des Gesetzes genommen hat, dürfte diesem Kommentar ein besonderes Interesse verleihen und der literarische Ruf des Verfassers, welcher dem Publikum durch sein württembergisches Kriminalrecht und seine Bemerkungen zu dem Strafgesetzentwurf rühmlichst bekannt ist, dafür bürgen, daß auch diese Schrift nicht blos den Anforderungen der strengern Wissenschaft genügen, sondern auch durch eine klare und gemeinfaßliche Darstellung dem ausgebreitetsten Kreise von Lesern sich empfehlen werde.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Intelligenz-Blatt Nro. 29.

Sonnabend, 7. September 1839.

[457] **Einladung zur Subscription auf eine neue Auflage**

von

Mozin's

vollständigem Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und mehreren andern Mitarbeitern.

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt von

A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In acht Lieferungen von ungefähr 30 Bogen

zu 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 Gr.

Schon geraume Zeit ist das Bedürfniß einer dritten Auflage des **deutsch-französischen und französisch-deutschen Wörterbuchs** von **Abbé Mozin** fühlbar geworden, wohl der deutlichste Beweis allgemeiner Anerkennung. Gewiß wird die Behauptung, daß dieses Werk einen europäischen Namen erworben habe, welchen ihm noch keine andere Unternehmung dieser Art streitig machen konnte, keinen Widerspruche begegnen. In der That — bei aller Gerechtigkeit, welche man den im Laufe der letzten Jahre erschienenen Wörterbüchern der deutschen und französischen Sprache widerfahren zu lassen geneigt seyn mag — kann man doch unmöglich den Vorrang verkennen, welchen das Mozin'sche vor allen andern behauptet. —

Keines von diesen wurde nach einem so umfassenden Plane — keines mit Rücksicht auf so viele alte und neue Kunstausdrücke angelegt; keines bietet eine solche Reihe von Mitarbeitern, deren Namen dem Leser am sichersten für die Sorgfalt bürgen, welche die Redaktion des Werkes leitete; denn selbst das Wissen eines Universal-Gelehrten wird nie in die Schranken treten können mit den vereinten Mitteln einer Gesellschaft von Literaten und Gelehrten, wenn diese ihre Bemühungen in einem Brennpunkte zusammentreffen lassen. —

Bei dieser neuen Auflage wollten die Herausgeber eine Arbeit liefern, welche dem gegenwärtigen Standpunkte beider Sprachen vollkommen entspräche, und mit einer Zugabe von allen den Wörtern ausgestattet wäre, mit welchen die Fortschritte der Künste und Wissenschaften und die Verbindung mit benachbarten Idiomen die eine und die andere derselben bereichert haben. — Eine Ausführung in diesem Sinne erforderte neben der Gelehrsamkeit des Studirzimmers, gründliche Bekanntschaft mit den Meisterwerken der Zeit — Rücksichten, welche die Wahl auf die Person des Herrn Professors **Peschier** leiteten, dessen Histoire de la littérature allemande für dieses Studium der vaterländischen Sprache und Literatur hinlänglich bürgt, so wie sein Ruf als Denker und Schriftsteller durch seine Vorlesungen zu Genf, Frankfurt a. M. und Berlin sich genügend begründet hat.

Die erste Lieferung erscheint noch im Laufe dieses Jahres, und die weiteren werden so rasch wie möglich nachfolgen. Der nur bis zum Erscheinen des ersten Bandes offen bleibende Subscriptionspreis für alle 4 Bände, oder acht Lieferungen, ist auf 14 fl. oder 8 Rthlr. 8 Gr. festgesetzt und in acht Raten von 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 Gr., je bei Abgabe einer Lieferung, zu entrichten.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[452] In der Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder zu haben:

Marianne Strüf's
vollständiges Kochbuch
für alle Stände.

Mit einem Titelkupfer, einer Zeichnung und einer Maaß- und Gewichtstabelle.

gr. 8. Velinpapier, elegant gebunden. Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Die Hamburger neue Zeitung, 1839, Nro. 185, spricht sich über dieses Buch also aus: Das wirthschaftliche Haus- und Lesebuch unter dem Namen „Marianne Strüf", wozu das vorliegende Werk, die Kochkunst umfassend, den dritten Theil bildet, ist mit den vorhergehenden Ausgaben und Lieferungen längst in den Händen jeder deutschen Frau und Jungfrau, so daß für Diejenigen, welche Geist, Abfassung und Gehalt darin kennen gelernt haben, dieser neu erschienene Theil schon durch sich selbst hinreichend empfohlen seyn dürfte. Was die Verfasserin, Anna Fürst, vor ihren überzahlreichen Vorgängerinnen mit Talent, Umsicht und Geschicklichkeit zu erstreben suchte, war: einfacher Vortrag, verbunden mit Bündigkeit, Klarheit und selbsterprobter Genauigkeit im Einzelnen. Ein flüchtiger Blick auf diese und jene Seite läßt denn auch allerdings nicht verkennen, daß in dieser Art und Weise mit aller Umsicht und Deutlichkeit zu Werke geschritten, daß Rath und Weisung offen darlegen und weniger auf systematische Strenge, als unmittelbare Brauchbarkeit und die natürlichen Bedürfnisse der Lernbegierigen eingegangen und hingewiesen sey. Wodurch sich dieses Handbuch dann aber noch besonders auszeichnet, das ist die geschmackvolle Eleganz, womit es die Verlagshandlung in Druck, Papier, Stich und Einband ausgestattet, eine Empfehlung, die es sicher nicht wenigen schönen Händen um so lieber und angenehmer machen wird, und dahin zu einem Weihnachtsgeschenk sehr geeignet ist. Auch die Sorgfalt, es unmittelbar im Futteral auszugeben, kann nur mit Lob erwähnt werden.

---

[416] Bei **J. Engelmann** in Heidelberg sind folgende neue Werke erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1840. (Unter den schönen 7 Stahlstichen das **vortrefflich gestochene, sehr ähnliche Porträt des Herausgebers, Dr. A. Schreiber.** Mit Erzählungen von dem Herausgeber, Curtio, Lina Reinhardt, Bernhopon Gutck, A. v. Schonen ꝛc. (Die früheren Jahrgänge zu herabgesetzten Preisen.) 4 fl. oder 2 Thlr. 8 gr.

Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen. Gesammelt von Dr. A. Schreiber. Neue Sammlung, oder zweites Bändchen. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Die Braut, Gattin und Mutter; ein Festgeschenk für edle und gebildete deutsche Frauen. Von A. Schoppe, geb. Weise. Mit einem Stahlstich. Cart. 12. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 15 gr.

Christliche Erzählungen für die gebildete Jugend beiderlei Geschlechts. Von A. Schoppe, geb. Weise. 12. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Festgabe in zehn neuen dramatischen Spielen für die deutsche Jugend. Von Lina Reinhard. 12. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 12 gr.

Kreuznach und seine Umgebungen, seine Heilquellen und deren Anwendung. Zunächst für Kurgäste. Von Dr. Karl Engelmann. Mit einer Karte und drei Stahlstichen. In elegantem Umschlag brochirt. 8. 3 fl. 15 kr. oder 2 Thlr. 6 gr.

Dasselbe Werk auch in französischer Uebersetzung. 3 fl. 15 kr. oder 2 Thlr. 6 gr.

Handbuch für Fremde in Nizza, einem, seines milden Klima's wegen, beliebten Winteraufenthaltsortes in Ober-Italien; besonders auch für Aerzte entworfen von Dr. E. Weber, begleitendem Arzte der Frau Gräfin von Borcell, Ehrenmitglied des Mannheimer Vereins für Naturkunde. Mit einer Karte und einem Plan. Broch. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Handbuch für Reisende nach Heidelberg und in seinen Umgebungen. Dritte, nach neuem Plane bearbeitete und berichtigte Ausgabe der Gemälde von Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen ꝛc. Von Helmina von Chezy. Mit Panorama vom Heidelberger Schlosse, Karten und Planen. Gebunden. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 12 gr.

Dasselbe Werk auch in englischer Uebersetzung. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Die Donaureise von der Einmündung des Ludwigs-Kanales bis Konstantinopel, Handbuch für Reisende von Ulm bis Wien, Preßburg, Pesth, Konstantinopel, dem Archipelagus, Griechenland, über die jonischen Inseln nach Italien. Als Fortsetzung der Reisehandbücher in die Schweiz und am Rheine von Dr A. Schreiber. Mit den Excursionen: 1) Von Ulm nach Hohenschwangau; 2) von Linz nach dem Salzkammergute; 3) nach den Bädern von Mehadia; 4) von Konstantinopel in den russischen Häfen am schwarzen Meere ꝛc. Nebst den Poststraßen von Ulm nach Semlin, sonstigen nützlichen Notizen, einem Anhange geschichtlicher Gemälde und Sagen, und einigen Nachrichten über den Aufenthalt Lord Byron's in Griechenland. Mit 2 Stahlstichen und 2 Karten. Gebunden. 5 fl. oder 3 Thlr. 8 gr.

(Die mit * bezeichneten auch in Französischen und Englischen Uebersetzungen.)

* **Handbuch für Reisende am Rhein** von seinen Quellen bis Holland ꝛc. Von A. Schreiber. Vierte sehr verbesserte und stark vermehrte Auflage. Mit 3 neuen Karten, gezeichnet von Dr. Streit. 8 Broch. 5 fl. — 3 Thlr. 8 gr.
* **Dasselbe** mit 8 Städteplanen. Elegant geb. 6 fl. 36 kr. — 4 Thlr. 9 gr.
* **Schreibers, A.,** Auszug aus seinem Handbuche für Reisende am Rhein ꝛc. (Vierte Auflage.) Enthaltend die Reise von Mainz bis Düsseldorf und in die Bäder des Taunus ꝛc. Nebst einem Anhange. 1. Die Mainreise von Mainz nach Frankfurt, Hanau und Aschaffenburg. 2. Nomenclator für Schnellreisende. 3. Einige Notizen für Reisende am Rhein. 4. Ueber Weinproduction und Handel. Mit 1 Karte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Broch. 3 fl. — 2 Thlr.
* **Anleitung für Reisende durch Baden, Würtemberg, Bayern,** in der sämmtlichen Schweiz, Tyrol, Salzburg, in Rheinbayern und dem Elsasse. Mit besonderer Berücksichtigung der vorhandenen Kur- und Bade-Orte in den genannten Ländern und genauer Angabe aller merkwürdigen Punkte, aller Reiserouten und der für den Reisenden nothwendigen Notizen. Nebst einem Auszuge (von den Quellen des Rheins bis Mainz) aus dem Handbuche für Reisende am Rhein von Schaffhausen bis Holland ꝛc. von Dr. A. Schreiber. Mit 2 Karten. Cart. 4 fl. — 2 Thlr. 16 gr.
* **Vollständiges Handbuch für Reisende** in der Schweiz, Tyrol, Salzburg, durch Würtemberg und Bayern. Mit genauer Angabe der Reiserouten

und aller sehenswerthen Punkte dieser Länder, so wie mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen Bade- und Kur-Orte. Anleitung diese Länder auf die genußreichste und zweckmäßigste Art zu bereisen. Als Fortsetzung des Handbuchs für Reisende am Rheine ꝛc. von Dr. A. Schreiber. Mit 1 Karte. Broch. 1836. 1 fl. 15 kr. = 20dr. 4 gr.

Taschenbüchlein der Dampfschifffahrt in der ganzen Schweiz. Mit einigen Seiten-Excursionen. Kurze Andeutungen für Schnellreisende in Beziehung auf die ausführlichen Reisebücher von Dr. A. Schreiber. Mit einem fortlaufenden Routen-Atlas.

Streit, Dr. Fr. Wilh., Königl. Preuß. Major a. D. Neues Handbuch für Reisende in Deutschland und nach den wichtigsten Städten der Nachbarstaaten. Nebst einem Anhange einer großen Anzahl nützlicher und interessanter Notizen für Reisende. Nach einem eigenen Plane bearbeitet. Mit einer Postkarte (dabei Uebersicht der Eisenbahnen). Geb. 6 fl. — 4 Thlr.

* * **Taschenbuch der Conversation**, in Englischer, Deutscher, Französischer und Italienischer Sprache. Nach Boldoni ꝛc. Anleitung die passenden Ausdrücke auf Reisen und bei den verschiedenen Vorfällen im Leben kennen zu lernen. Für Reisende und als Hülfsmittel der Erlernung dieser Sprachen ꝛc. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Quer 12. Brosch. 3 fl. — 2 Thlr.

* **Schreiber**, A., Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwalds. Zweite sehr vermehrte Auflage. Bosch. 2 fl. 4 Thlr. 8 gr.

— — Derselben 2r Band.

Die Französische Ausgabe mit 32 Kupfern, gezeichnet und gestochen von den besten Meistern. 2te Aufl. Geb. in Futteral. 5 fl. 36 kr. — 3 Thlr. 16 gr.

Der 2te Band allein, schön gebunden ꝛc. 3 fl. — 2 Thlr.

Die Englische Ausgabe mit 33 Kupfern. 4 fl. 48 kr. — 3 Thlr. 4 gr.

Dieselbe ohne Kupfer 1 fl. 40 kr. — 1 Thlr. 3 gr.

---

[414] In unserm Verlage ist erschienen:

Brahmanische Erzählungen

von

Friedrich Rückert.

Brochirt. Preis 2 Rthlr.

Leipzig, im Juli 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

---

[433] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Jahrbuch für 1839.

Herausgegeben von

H. C. Schumacher,

mit Beiträgen von

Bessel, Mädler, Steinheil und Quetelet.

8. cart. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Astronomische Ephemeride für 1839. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers von Gauss. Bessels Tafeln, um Höhenunterschiede aus Barometerbeobachtungen zu berechnen. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Reduction des altfranzösischen Barometers. Messung der Entfernung des 61sten Sterns im Sternbilde des Schwans von F. W. Bessel. Die Doppelsterne von J. H. Mädler. Ueber das Klima des Brockens, verglichen mit dem von Berlin von J. H. Mädler. Noch ein Wort über den galvanischen Telegraphen zu München, von Steinheil. — Ueber den Menschen und die Gesetze seiner Entwicklung von A. Quetelet, Director der Sternwarte in Brüssel.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[422] Bei C. B. Polet in Leipzig erscheint:

Die Volkssagen,

Mährchen und Legenden

des

Kaiserstaates Oesterreich.

Vollständig gesammelt und herausgegeben

von

Ludwig Bechstein.

1ster Band 1stes Heft. Preis 6 Sr.

Für die Gediegenheit des Inhalts bürgt der Name des Herausgebers, um weiter etwas zu dessen Empfehlung zu sagen. Das Ganze erscheint in Bänden von 4 Heften. Prospekte sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Schillers sämmtliche Werke

vollständig in allen Beziehungen erklärt

von

Dr. Schlegel.

Preis 12 Gr.

---

[417] **Tübingen.** In der unterzeichneten Buchhandlung ist so eben erschienen und in allen Buch- und Musikalienhandlungen zu haben:

XII Volkslieder, gesammelt und für 4 Männerstimmen gesetzt von Fr. Silcher. 6tes Heft. Preis 1 fl. 12 kr.

Auch dieses Heft enthält unter andern wieder mehrere vorzügliche ältere Lieder mit ihren Originalmelodien, wie z. B.: Kein schönrer Tod ist in der Welt. Du mein einzig Licht. Sey nur still. Ein Jäger aus Kurpfalz; so wie einige neuere Nummern: Die Dorfkirchglocke. Der Soldat von A. Chamisso. Abschiedslied von Hoffmann von Fallersleben ꝛc.

H. Laupp'sche Buchhandlung.

---

[435] In allen Buchhandlungen ist gratis zu haben:

Wohlfeilste belletristische und historische Bibliothek. Zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken und für Freunde der Belletristik und Geschichte.

Eine Sammlung von 139 werthvollen Werken in 114 Bänden, enthaltend: Romane, Erzählungen, Schauspiele, Reisebeschreibungen und Denkwürdigkeiten aus der Welt- und Menschengeschichte, welche im Ladenpreise 256 Rthlr. kosten, jetzt aber, bis auf Widerruf, zu so bedeutend ermäßigten Preisen geliefert werden, daß die ganze Sammlung nur noch auf 85 Rthlr. 12 Gr. zu stehen kommt. Außerdem finden noch folgende Partiepreise statt:

1) Eine Auswahl am Betrage von 25 Rthlr. des herabgesetzten Preises für 20 Rthlr.

2) Eine Auswahl am Betrage von 50 Rthlr. des herabgesetzten Preises für 35 Rthlr.
3) Die ganze Sammlung von 214 Bänden zusammengenommen im Ladenpreise à 256 Rthlr., statt 85 Rthlr. 12 Gr. für 50 Rthlr.

Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, die Bücher zu den ermäßigten Preisen zu liefern, und bei Bestellungen zu Partiepreisen hat der Empfänger die betreffende Fracht besonders zu vergüten.

Leipzig, im Juli 1839.

Lehnhold'sche Buchhandlung.

---

[436] In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Ansichten
über das
preußische Medicinalwesen
von
Dr. **Wasserfuhr,**
Generalarzte des 8ten Armee-Corps.
25 Sgr.

Stettin, **Nicolai'sche** Buch- und Papierhandlung.
E. F. Gutberlet.

---

[428] So eben ist in unserm Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Badegäste zu Baden-Baden. Eine Federzeichnung aus dem Skizzenbuche eines Weltmannes. Erstes Heft: **Deutsche Gäste.** 15 gG. oder 54 kr.

Carlsruhe.
Creuzbauer'sche Buch- und Kunsthandlung.

---

[447] Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Franke, F. F., Gebete, Lieder und Gedichte. Beiträge zur Erbauung in Kirche, Schule und Haus. 2te verb. und vermehrte Auflage. 8. (19½ Bogen.) geh. 1 Rthlr. 6 Gr.

Diese frommen Dichtungen verdanken ihre erste Erscheinung dem menschenfreundlichen Bemühen des Verfassers, einen jungen Künstler zu unterstützen, und fanden so großen Beifall, daß schon nach wenigen Monaten diese neue sehr umgearbeitete Auflage übrig ward, die wir den sinnigen Freunden ernster Poesie ganz besonders empfehlen.

---

[430] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gründlicher
Elementar-Unterricht
in der
rationellen Schäferei.
Von
J. G. Elsner.
8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Wie tief der Verfasser in seinen Gegenstand eindringt und mit welcher Klarheit er seine eigenen scharfsinnigen Auffassungen wiederzugeben weiß, davon legen die beiden von ihm über Schafzucht geschriebenen Werke: „Erfahrungen in der höhern Schafzucht," und „Das goldene Vließ" das beste Zeugniß ab. — In diesem neuesten Werkchen trägt er die praktische rationelle Schafzucht mit einer Klarheit vor, wo sie auch dem Laien verständlich ist, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß ein so gründlicher Elementar-Unterricht in dem betreffenden Fache kaum noch jemals gegeben seyn dürfte.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[411] Von folgenden im Verlage des Unterzeichneten erschienenen Werken ist der nur noch geringe Vorrath zu den dabei bemerkten bedeutend herabgesetzten Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ruß, F. N. (Königl. Preuß. Präsident ꝛc.), theoretisch-praktisches **Handbuch der Chirurgie,** in alphabetischer Ordnung. 18 Bde. statt 69 Rthlr. für 25 Rthlr.

Buchholz, Fr. (Professor), **Geschichte Napoleons** und der französischen Revolution. 3 Bde. 130 Bogen, statt 9 Rthlr. 16 Gr. für 1 Rthlr. 12 Gr.

Tacitus Werke, übersetzt von Prof. **Böttticher.** 4 Bde. statt 6 Rthlr. 12 Gr. für 1 Rthlr. 12 Gr.

Einer besondern Empfehlung bedürfen diese gehaltvoll geistvollen Werke nicht, und die überaus niedrigen Preise machen sie nun auch dem Unbemittelten zugänglich.

Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin.

---

[451] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Modepflanzen unserer Zeit

Camellia und Cactus.

Anleitung
zur
Cultur und Vermehrung derselben.

Ein gemeinnütziges Handbuch,
mit besonderer Rücksicht für den Privatliebhaber,
herausgegeben
von
W. Neubert.
8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Inhalt: Erster Theil (Ueber Camellien). Einleitung. Heimath und Verbreitung der Camellie. Name und botanischer Charakter. Cultur. Die Erde. Das Versetzen. Das Begießen. Das Beschneiden. Der Standpunkt. Temperatur. Das Treiben. Insekten. Vermehrung. Mittel, das Abfallen der Knospen zu verhüten. Eintheilung in Arten. Zeit des Einkaufs. Werth. Uebersicht der Arten. — Zweiter Theil (Cactus). Einleitung. Cactus als Mode- und Zimmerpflanze. Heimath der Cactus. Beschreibung der Pflanze überhaupt. Die Strengel. Der Saft. Der Blüthenstand. Die Blüthe. Eintheilung der Sorten. Behandlung. Vermehrung. Das Versetzen und die Erde. Das Pfropfen. Die Verschiedenen. Bemerkungen. Verzeichniß verschiedener Arten.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[437] Durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Dr. **C. G. Mehlhose, Gedichte.** 8.
Preis ⅔ Rthlr.
Magdeburg, **Creutz'sche** Buchhandlung.

Intelligenz-Blatt Nro. 30.

Sonnabend, 14. September 1839.

Gedichte Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern.

Dritte, um einen Band vermehrte Auflage.

In der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
Ludwig des Ersten,
Königs von Bayern.

Drei Theile.

Preis geheftet 7 fl. rhein. oder 4 Rthlr.

Für die Besitzer der frühern Auflagen des ersten und zweiten Theils wird auch besonders abgegeben:

Derselben Gedichte

dritter Theil.

Preis geheftet 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

[423] ## Neue Musikalien,

welche bei **B. Schott's** Söhnen in Mainz erschienen sind.

Adam, 12 Fav.-Stücke a. d. Brauer von Preston für Pfte. arrg. von Beyer. 1 fl. 12 kr.
— 6 Fav.-Stücke a. Demselben f. Pfte. 4händig arrg. 1 fl. 12 kr.
— 6 Fav.-St. aus Demselben f. 1 Viol. arrg. 24 kr.
— 9 einzelne Stücke aus der Oper „Regine" von 18 kr. bis 1 fl. 21 kr.
Auber, Aragonaise a. d. schwarzen Domino f. Pfte. 18 kr.
— El Jaleo de Jeres a. Demselben f. Pfte. 18 kr.
Bellini, Bass-Arie und 2 Sopran-Arien a. d. Nachtwandlerin franz. u. deutsch, jede 48 kr.
— 12 Stücke a. d. Puritaner f. 2 Flöten arr. 1 fl. 30 kr.
Benedict, Fantas. f. Pfte. üb. 3 Fav.-Th. a. Farinelli von Barnet. Op. 30. 1 fl. 12 kr.
— Ouvert. f. gr. Orch. a. d. Zigeunerin Warnung. 4 fl.
— 12 Stücke a. ders. Oper f. 2 Flöten arr. 1 fl. 30 kr.
— 12 Stücke a. ders. f. 2 Violinen. 1 fl. 30 kr.
— Ballade: Der Heimath Ruhe f. 1 Singstimme mit Pfte., englisch und deutsch. 27 kr.
Beyer, Walzer f. Pfte. Th. a. d. Brauer v. Preston. 48 kr.
Burgmüller, Rondino pastorale f. Pfte. Op. 48. Nr. 1. 54 kr.
— Rondino tirolienne f. Pfte. Op. 48. Nr. 2. 54 kr.
Burgmüller, gr. Walzer f. Pfte. a. d. Ballet Gipsy. Op. 49. 54 kr.
— Rondo Valse f. Pfte. üb. e. Th. a. d. Wunder-Wasser. Op. 50. 1 fl.
Carpentier, 3 Balletstücke f. Pfte. El Zapateado. Cracoviae u. Cachucha. 36 kr.
Dreyschok, 3 variirt. Th. f. Pfte. Op. 6. 7. 8. 1 fl. 12 kr.
Donizetti, Cavatine f. Sopran m. Pfte. a. Anna Bolena, franz. u. deutsch. 1 fl.
— Ebenso Basse Arie. 42 kr.
— Ebenso Tenor Cavat. 42 kr.
Eyckens, Fantas. f. Pfte. üb. e. Romanze a. Guido u. Ginevra. Op. 12. 1 fl. 12 kr.
Fischer, Das Schiff f. Bariton u. Chor mit Pfte.-Begl. 18 kr.
Hartig, 300 kurze Vor- und Zwischenspiele und Fughetten verschiedener Art für angehende Orgelspieler. Op. 8. 3 Hefte, jedes 48 kr.
Helter, 3 brill. St. f. Pfte. Op. 40. Nr. 1. Divert. a. Elisire d'amore. Nr. 2. Rondoletto a. Norma. Nr. 3. Rondoletto a. Elisire, jedes 1 fl. 12 kr.
Herz, H., vollständige Pfte.-Schule. 1—3te Lieferung. Subscriptionspreis à 1 fl. 12 kr.
— kl. Divert. f. Pfte. üb. e. Fav. Cracoviae. Op. 109. 1 fl.
— Rondoletto a. Elisire f. Pfte. allein arrg. von Burgmüller. 48 kr.
— Polonaise a. Faust f. Pfte. u. Violin concrt. arrg. v. Burgmüller u. Lafont. 1 fl. 12 kr.

Herz, H., Vart. üb. e. Romz. v. Puget f. Pfte. u. Viol. arrg. von denselben. 1 fl. 12 kr.

Hofmann, Wiesbader Roulette-Walzer f. Pfte. 48 kr.

Hünten, Fr., Notturno f. Pfte. u. Flöte. Op. 5. 1 fl.
— 2 brlt. St. f. Pfte. a. dem Trio. Op. 11. arrig. 1 fl. 12 kr.
— eleg. Polonaise f. Pfte. Op. 3. 54 kr.
— kl. leichte deutsche nat. Th. f. Pfte. 1 fl.

Kuffner, 49stes Potpourri f. Pfte. u. Flöte od. Viol. üb. Th. a. d. Zigeunerin Warnung. Op. 286. 1 fl. 48 kr.

Mompou, Romanze v. V. Hugo „Agenoût" franz. u. deutsch mit Pfte.- od. Guit.-Begl. Nr. 475. 18 kr.

Netzer, Verschämte Liebe. Engl. u. deutsch mit Pfte.-Begl. Op. 9. 27 kr.

Osborne & Lafont, brill. Duo f. Pfte. u. Violin üb. Th. a. Figurante. 2 fl. 24 kr.

Osborne & Tulou, 2 Notturni f. Pfte. u. Flöte. üb. Th. a. d. Soirées v. Rossini. Nr. 1, 2, jedes 1 fl. 30 kr.

Osborne & Bandiot, Dieselben f. Pfte. und Violcll. Nr. 1, 2, jedes 1 fl. 30 kr.

Osborne & Beriot, Concert-Variat. Th. a. d. Botschafterin f. Pfte. und Violcll. arrg. von Baudiot. 2 fl. 24 kr.

Rinck, Neue Reihe von Studien f. d. Choralspiel. 15tes Heft. Subscriptionspreis 18 kr.

Rosenhain, Concert-Variat. f. Pfte. üb. e. Th. v. Bellini. Op. 18. 1 fl. 21 kr.

Rossini, 6 Stücke a. Wilh. Tell f. v. Violine. 24 kr.

Rubini, 12 Lectionen im modernen Gesang f. Tenor od. Sopran. 4 fl.

Tulou, brlt. Duo f. Flöte u. Pfte. üb. Th. a. Sonambula v. Benedict u. Beriot f. Pfte. u. Viol. comp. 2 fl. 42 kr.

Märsche für das Pianoforte. Nr. 35. a. Montecchi. Nr. 36. a. Nachtwandlerin. Nr. 37. a. Straniera. Nr. 38. a. Norma. Nr. 39. a. Puritani. Nr. 40. a. d. Zigeunerin Warnung, jeder 8 kr.

Tänze für das Pianoforte. Nr. 504. Galop a. d. Brauer von Preston. Nr. 506. Walzer daraus. Nr. 507 und 509. Galop. Nr. 508 u. 510. Walzer a. d. Zigeunerin. Nr. 511 Galop und 512 Walzer aus Montecchi. Nr. 513 u. 514 Walzer u. 515 Galop a. Nachtwandlerin. Nr. 516 u. 518 Walzer u. 517 u. 519 Galop a. Norma. Nr. 520 Walzer u. 521 Galop a. Puritani. Nr. 522 Galop a. d. Brauer v. Preston. Nr. 524. Cachucha. Nr. 525. Schwarzbacher Kettenbrücken Glöckchen Galop, jedes 8 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu finden.

---

[471] In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

F. Flaxmann's

Umrisse zur Ilias und Odyssee

nach dem englischen Originale

gezeichnet und gestochen von

Schnorr.

62 Platten im Format der kürzlich im Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung erschienenen Taschen-Ausgabe von Homers Werken, deren Besitzer wir diese Umrisse als würdige und höchst wohlfeile Ausschmückung empfehlen. Alle 62 Platten kosten nur 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Leipzig, September 1839.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

[472] Bei uns ist nun vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Staaten zu haben:

Blasedow und seine Söhne.

Komischer Roman

von

Karl Gutzkow.

3 Bände. Preis 6 Rthlr. oder 10 fl. 30 kr.

Während das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon der Gegenwart diesen Roman den ersten wahrhaft populären nennt, der aus Gutzkows Feder geflossen ist, heißt es in den Mainzer Unterhaltungsblättern vom 22. August: „Wir kennen die ganze neue Literatur, ob sie ein ähnliches Werk aufzuweisen hat, das so fesselt, so tief in Zeit und Leben eingreift, und die Strahlen des großen Weltlaufes in so prismatischem Farbenzauber der Kunst wiedergibt? Blasedow ist ein Werk, das mit der deutschen Literatur fortleben wird."

Pforzheim und Stuttgart, im Aug. 1839.

Dennig, Finck & Comp.,
(früher Verlag der Classiker.)

---

[424] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Cours de littérature française,

par

A. Peschier,

Professeur de littérature française et anglaise à l'université de Tübingue, et membre de plusieurs sociétés savantes.

gr. 8. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Das oben angekündigte Werk wird Jeden, welcher sich in Deutschland mit der französischen Sprache und Literatur beschäftigt und an den Erscheinungen derselben Antheil nimmt, ohne Zweifel sehr erfreuen. Endlich besitzen wir eine Geschichte der Literatur unserer Nachbarn, die weder eine trockene Darstellung der Gegenstandes ist, wie allzuoft in den sogenannten Résumés, und noch weniger eine ganze Bibliothek an und für sich bildet, wie der Cours des Herrn Labarpe, welcher aus beinahe zwanzig Banden besteht. In diesem neuen „Cours de littérature française" sehen wir, wie sich der nationelle Geist der Franzosen nach und nach ausgebildet, und durch die Reihe der aufeinander folgenden genialen Menschen, konnen wir die von seinen ausgezeichnetsten Schriftstellern ausgedrückten Gedanken dieses Volkes studiren.

Uebrigens bittet Herr Peschier in seinem Werke, daß man darinnen ja nicht suchen wolle, was ihm nie einfiel hineinzulegen, und hält es für seine Pflicht, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Cours nichts weniger seyn soll, als ein in das kleinste ausgedehntes Verzeichniß der französischen Literatur seit deren Anfang bis zu unserer Zeit; sondern ein unparthetisches und gerechtes Urtheil über die berühmtesten Schriftsteller, die in Frankreich geboren sind. Wird es ihm vorgeworfen, daß man mehrere solche, welche in der Geschich e der intellectuellen Cutwickelung dieses Landes gewohnlich erschienen, bei ihm vermißt, so behauptet er, ein literarischer Name habe keinen Werth, wenn er nicht einen neuen Gedanken, etwas Eigenthümliches, Individuelles vorstellt, und die sklavische Heerde der Nachahmer (imitatorum servum pecus) keinen andern Anspruch machen darf, als auf einen Platz in dem bibliographischen Wörterbuch, worin so manche Afterkönige der Literatur in ungestörter Vergessenheit ruhen.

Mehrere Schriftsteller, die in Deutschland sehr wenig oder vielmehr gar nicht bekannt sind, werden in

diesem Cours erwähnt; andere sind von dem Herrn Verfasser auf eine ihm ganz eigene Weise dargestellt, z. B. Voltaire, welchem ein bei weitem größerer Raum vergönnt ward als den andern, und V. Hugo, den seine Verehrer vielleicht als allzustreng beurtheilt betrachten werden. Da die Meinungen des Herrn Verfassers über mehrere französische Schriftsteller denjenigen geradezu widersprechen, welche in Deutschland sowohl als in Frankreich ziemlich allgemein verbreitet sind, so wird der literarische Parteigeist mit diesem Werke vielleicht hart umgehen. Doch wird es, trotz seiner etwa paradoxen Behauptungen von Jedermann als ein sehr nützliches Werk anerkannt werden, und als solches nehmen wir uns die Freiheit, jedem Institut und allen Lehrern der französischen Sprache und Literatur dieses neue Produkt des Verfassers der „Histoire de la littérature allemande" zu empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[412] So eben ist bei T. Trautwein in Berlin erschienen:

Die Alphabete Europäischer Schriftarten alter und neuer Zeit

von **Johann Heinrigs.**

Fünftes Heft. Preis brosch. 1 Thlr.

Diese Fortsetzung des früher in vier Heften (Preis 5 Thlr.) erschienenen Werkes wird nicht minder das Interesse seiner Besitzer und aller Freunde der Kalligraphie erregen und verbienen. Es enthält die ornamentirten Initialbuchstaben des ganzen Alphabets, welche zwar nach Art der alten Messalien gestaltet, aber in eine neue und deutsche Form gebracht sind und wird einen abermaligen Beitrag zur Typographie liefern. Es ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu erhalten.

---

[438] Alle Buchhandlungen verschaffen zu 4 Thaler:

Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung,

vornehmlich in Deutschland,

bis zum Anfange der Reformation

von

Dr. H. A. Erhard.

3 Bände, zusammen 104 Bogen enthaltend.

Magdeburg, Verlag der Creutz'schen Buchhandlung.

---

[421] Im Verlage von Ed. Bühler in Magdeburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kleine poetische Festgabe für die liebe Kinderwelt. Gedichte und Bilder, herausgeg. von Therese Berger, geb. Jerrinner. Mit 20 Abbildungen, geb. schwarz 1 Rthlr. illum. $1\frac{1}{2}$ Rthlr.

Diese liebliche Kinderschrift, für das Alter von 6—10 Jahren sich eignend, ist den Hey'schen Fabeln würdig an die Seite zu stellen und sey den Eltern hiemit bestens empfohlen.

Dräseke, Dr. Bischof, Bußtagspredigt vor der Magdeburger Domgemeinde gehalten und auf vorzüglichen Wunsch der Hörer dem Druck überliefert. geh. $\frac{1}{6}$ Rthlr.

Fischer, C. A., Sammlung der das Verpflegungswesen des preuß. Militärs betreffenden Anordnungen und Anleitung zur kurzen, bequemen und sichern Berechnung der zur Armeeverpflegung in und außer den Garnisonen, auf Märschen, bei Manövern und in Lagern und Bivouacs vorschriftmäßig erforderlichen Gegenstände und Ansertigung der darüber zu ertheilenden Quittungen, zum Gebrauche für Regiments-, Bataillons-, Compagnie- und Escadrons-Rechnungsführer und Quartiermeister, Magazinbeamte, Communalbehörden und Quartierträger. $\frac{3}{4}$ Rthlr.

Rone's Alterthümer. Aus den hinterlassenen Papieren des Grafen von Lepell bearbeitet von C. v. E. geh. $\frac{1}{2}$ Rthlr.

---

[419] Bei Orell, Füßli und Comp. in Zürich hat so eben die Presse verlassen und ist in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Lustreise ins Morgenland,

unternommen und geschildert

von

Dr. Titus Tobler.

2 Bände. 12. broch. 2 Rthlr. oder 3 fl.

Man kennt den originellen Charakter der Appenzeller, ihren Geist, ihre frische lebendige Auffassung des Lebens. Ein solcher ist unser Reisende; seine Originalität erlaubte ihm mit andern in nichts zu wetteifern, als in dem aufrichtigen Streben nach Wahrheit. Wer diese liebt und die eigenen Wahrnehmungen dem Nachbeten vorzieht, dem wird das freundliche Tagebuch mannichfaltigen Genuß verschaffen.

---

[448] Bei Hinrichs in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Penelope.

Taschenbuch für das Jahr 1840. 29ster Jahrg. Herausgegeben von Th. Hell. Mit Beiträgen von W. Alexis, Jul. Krebs, L. Köhler, F. Menk, Isidor, H. Matthäi; nebst 6 Stahlstichen. 16. In fein gepreßten Decken mit Goldschnitt 1 Rthlr. 16 Gr.

Dieser so elegante als gehaltvolle Almanach wird Anfang Augusts versandt.

---

[453] **Im Preise herabgesetzte Bücher.**

Verlag der Balz'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Durch jede Buchhandlung kann bezogen werden:

Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur

von Karl Gutzkow.

2 Bände, Velinpapier, (Ladenpreis Rthlr. 3. 12 gr. oder fl. 6.) nunmehr Rthlr. 1. oder fl. 1. 30 kr.

Hortense, meine Reise durch Italien, Frankreich und England im Jahr 1831. A. d. Fr. v. F. C. Lindner. (Ladenpreis Rthlr. 1. — oder fl. 1. 48 kr.) nunmehr 12 gr. oder 45 kr.

Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten. Herausgegeben von Eduard Mörike und Wild. Zimmermann. (Ladenpreis Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. — nunmehr 12 gr. oder 45 kr.

Zwei Jahre unter den Mauren, oder der gezwungene Renegat, Scenen und Beobachtungen aus dem Leben eines spanischen Patrioten. (Ladenpreis 21 gr. oder fl. 1. 30 kr.) nunmehr 6 gr. oder 24 kr.

Kaspar Hauser oder der Findling. Romantisch dargestellt. (Ladenpreis Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3. —) nunmehr 8 gr. oder 30 kr.

Student, der deutsche. Ein Beitrag zur Geschichte des 19. Jahrhunderts. Von A. v. S. Auch unter dem Titel: Felix Schnabels Universitätsjahre. (Ladenpreis Rthlr. 1. 6 gr. oder fl. 2. 30 kr.) nunmehr 16 gr. oder fl. 1. —

Zimmermann, Fürstenliebe. Novelle aus der neuen Geschichte Schwabens. Demselben ist angehängt: Cornelia Borromäus, oder die Inquisition. (Ladenpreis Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3. —) nunmehr 12 gr. oder 45 kr.

Mozin Correspondance des négocians.

[302] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

La correspondance des négocians

ou

recueil de lettres sur le commerce, originales ou extraites des meilleurs épistolaires nationaux ou étrangers; précédé d'un vocabulaire des termes consacrés au commerce, et de règles sur le style mercantile; suivi d'une série de lettres sur le change, et de modèles d'actes ou écrits en usage dans les transactions commerciales; à l'usage des jeunes gens qui se destinent au commerce,

par

M. l'Abbé Mozin.

Seconde édition.

gr. 8. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Dieses besonders für junge Kaufleute bestimmte äußerst wohlfeile Buch enthält mehr als 500 Briefe über die mannichfaltigsten Handelsgegenstände zur Bildung des Styls und der kaufmännischen Correspondenz in jedem Zweige des Handels.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[420] In der **Keyßner'schen Hofbuchhandlung** in Meiningen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Auswahl christlicher Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres von G. C. Fr. Emmerich, Herzogl. S. Meim. Oberhofprediger. Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verewigten herausgegeben von Dr. Fr. Emmerich. 1r Theil. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Verhandlungen des Landtags des Herzogthums Sachsen-Meiningen in den Jahren 1837 und 1838. Amtliche Ausgabe. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Buxert, zwölf kurze und leichte Vorspiele für die Orgel. Op. 4. 9 Gr.

---

[451] So eben ist bei uns erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu finden:

Die Mathildenhöhle.

Novelle nach einer wahren Begebenheit

von

F. Reinhold.

Velin. Elegant geh. 1⅓ Rthlr. oder 2 fl. 24 kr. rhein.

Eine unläugbare Gährung ist in der gegenwärtigen poetischen Literatur, in welcher das Princip der Bewegung ebenso wie in der politischen sich geltend gemacht hat. Aber noch hat die neue sociale Tendenz fast keine einzige positive Schöpfung aufzuweisen, weil sie von Talenten vertheidigt wurde, die viel mehr kritisch als produktiv waren. Wir freuen uns in dem gegenwärtigen Werke nun auch ein wahrhaft poetisches Produkt, der neuen socialen Ideen, in die Hände des Publikums zu bringen. Wer noch einen vom Kaeuenepfeffer der sogenannten neuromantischen Literatur unverdorbenen Geschmack, wer noch Freude an ächter heiterer Poesie hat, die unter sonnigblauem Himmel, umbefangen ihre Schwingen regt, der wird diese Novelle, des durch verschiedene Arbeiten rühmlichst bekannten Verfassers mit wahrem Genusse lesen. Dieselbe spielt auf einer bestimmten vaterländischen Lokalität, und hat ein Begebniß der letzten Jahre zum Gegenstande. Vorzüglich empfehlen wir sie auch zum Geschenke für Frauen, da sie neben der modernen Tendenz die reinste Sittlichkeit zu bewahren gewußt hat.

Stuttgart, August 1839.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

---

[415] So eben ist in unserm Verlage erschienen:

C. F. Gellerts
sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe in 10 Bänden.

Taschenformat.

Erster Theil.

Mit Gellerts Bildniß,
in Stahl gestochen von F. Barth.

Diese Ausgabe von Gellerts Werken, besorgt von Herrn Dr. Jul. Ludw. Klee, wird sich gegen die frühern durch größere Vollständigkeit und Correctheit nach genauer Vergleichung der ersten Abdrücke auszeichnen.

Der Preis aller 10 Bände ist 2⅔ Thlr., der 1ste Band liegt geheftet in allen Buchhandlungen zur Ansicht. Die übrigen 9 Bände werden ungeheftet in 3 Lieferungen, die letzte Anfang November, erfolgen.

Leipzig, den 31. Juli 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

---

[464] Bei **Ludwig Schumann** in Leipzig ist erschienen:

Stunden der Andacht,

in poetischer Form mit Originalbeiträgen von Tiedge, Hoffeldt, Agnes Franz, Friederike Beckert, W. Förster, Manitius, Julie v. Großmann u. A. m.,

dargeboten von

Carl Geißler.

In Umschlag mit Golddruck. broch. Preis 2 Thlr.

Die neuesten Bleichverfahren

nach englischer Art mit Gas, oder: leichtfaßliche und gründliche Anweisung, baumwollene und leinene Zeuge so wie alle derartige Garne auf die leichteste und vortheilhafteste Art zu jeder Jahreszeit schön und schnell zu bleichen, ohne daß die baumwollene oder leinene Faser im Geringsten zerstört wird und ohne großen Aufwand von Brennstoffen zu erfordern. Nebst Belehrung über das Anwenden der alkalischen Salze so wie der zur Bleicherei erforderlichen Säuren, chemische Prüfung und Verbesserung sowohl des Wassers, als der Bereitung vielerlei Bleichwasser, von J. C. Kindermann. Mit 1 Holzschn. broch. Preis 9 Gr.

Intelligenz-Blatt Nro. 31.

Sonnabend, 21. September 1839.

BESCHREIBUNG DER STADT ROM

von

E. PLATNER, C. BUNSEN, E. GERHARD, W. RÖSTELL und L. URLICHS.

Dritter Band:

die sieben Hügel, der Pincio, das Marsfeld und Trastevere.

Zweite Abtheilung:

die Foren, der Esquilin, Viminal, Quirinal und Pincius nebst ihren Umgebungen,

oder der Beschreibung achtes und neuntes Buch, nebst Ergänzung des dritten und fünften.

Mit 3 Lithographien.

gr. 8. Preis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 12 Gr.

Der erste Abschnitt enthält die vollständige Herstellung des römischen Forums in dessen verschiedenen bisher wenig oder gar nicht beachteten Epochen. Es ist erstrebt worden, das Bild des wiedergefundenen Forums als einen Theil der Geschichte des römischen Volks und Staates, dessen Mittelpunkt und Spiegel es war, möglichst anschaulich und abgerundet darzustellen. In der zweiten Abtheilung ist das Forum des römischen Volkes mit den gleichnamigen Prachtbauten Julius Cäsars, Augusts, Domitians, Nerva's und Trajans als Eine große, in Hinsicht ihres Umfanges wie ihrer Herrlichkeit weder vorher noch nachher erreichte Anlage zur Anschauung gebracht. Den Rest dieser Abtheilung nimmt das achte und neunte Buch der Beschreibung ein. In beiden befinden sich einige kostbare Reliquien Niebuhrs.

Stuttgart und Tübingen, den 13. September 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[467] **Neue Musikalien,**
im Verlage
des
BUREAU DE MUSIQUE
von
C. F. Peters in Leipzig.

Zu haben in allen Buch- und Musikalienhandlungen.
In Stuttgart bei G. A. Zumsteeg.

Für Saiten- und Blasinstrumente.

Blumenthal, J. de, Six Duos pour deux Violons. C. G. D. F. A. C. Op. 82. No. 1—6. à 16 Gr.

Haydn, Joseph, Quatuors pour deux Violons, Alto et Violoncelle. Cah. 18—25. à 2 Thlr.

enthaltend: die Quartetten Nr. 52 bis 83. wodurch nun, — nach dem Wunsche der Liebhaber — die, in der Verlagshandlung früher erschienene Collection von Haydn's Quartetten, an Vollständigkeit, der Pariser Ausgabe ganz gleich geworden ist.

Anmerkung. Diejenigen, welche die complete, jetzt aus 83 Quartetten bestehende, mit Haupttitel, Portrait und thematischem Verzeichniss versehene, Sammlung gegen baare Zahlung nehmen, erhalten solche zu dem neuen Pränumerationspreis von 30 Thlr.

Kalliwoda, J. W., Variations concertantes pour deux Violons avec Pianoforte. E. Op. 83. 1 Thlr. 4 Gr.

— Variations brillantes sur un thème original pour le Violon avec Pianoforte. A. Op. 89. 18 Gr.

Maurer, L., Second Concerto pour le Violon avec Pianoforte. A. 1 Thlr. 16 Gr.

Walch, J. H., Pièces d'Harmonie pour Musique militaire. Liv. 25. 2 Thlr. 20 Gr.

— 24 Neue Tänze für Orchester, als: 1 Contretanz, 1 Polonaise, 7 Walzer, 6 Schottische Walzer, 7 Galopps und 2 Ecossaisen. 19te Lief. 2 Thlr.

Für Pianoforte mit und ohne Begleitung.

Bach, J. S., Compositions pour le Pianoforte, Oeuvres compl. Liv. 4. Neue, geordnete und genau berichtigte Ausgabe, mit Fingersatz, Zeitmaas und den betreffenden Vortragszeichen versehen von Carl Czerny. 3 Thlr. 12 Gr.

enthält:

Fant. chrom. et Fugue. Dm. Fugue. Am. Em. Prel.

et Fugue sur le nom de Bach. B. * Toccata et Fugue. Fism. Cm. * Fant. et Fugue. Am. B. D. * Capriccio et Fugue sur le départ d'un ami. B. Toccate et Fugue. Dm. Em. Allemande, Courente, Arie, Gavotte, Sarabande, Gigue. Em.

NB. Die mit * bezeichneten Werke waren bis jetzt nur in Manuscripten vorhanden.

Die Bände 5, 6, 7 u. 8 sind zum Druck vorbereitet.

Bertini le Jeune, H., Choix d'Etudes progressives, pour le Pianoforte. Nouvelle Edition, revue, corrigée et doigtée. (Avec Portrait.) Liv. 1— 8.

Liv. 1. 2. contenent: Douze petits Morceaux précédés chacun d'un Prélude, composés expressément pour les Elèves. à 8 Gr.

Liv. 3. 4. contenent: 25 Etudes musicales à quatre mains. NB. Le but de cet Ouvrage est de faire aux Elèves un exercice spécial de la Mesure, du Rythme et de la Phrase musicale. Op. 97. à 20 Gr.

Liv. 5. 6. contenant: 25 Etudes faciles, composées principalement pour les jeunes Elèves dont les mains ne peuvent encore embrasser l'etendue de l'octave. Op. 100. à 12 Gr.

Liv. 7. 8. contenant: 48 Etudes, Op. 29 et 32. composées exclusivement pour ceux qui veulent se préparer pour les célèbres Etudes J. B. Cramer. à 1 Thlr.

Henz, Henri, Collection de Gammes, Exercices Passages, Préludes et petits Morceaux d'un difficulté progressive, à l'usage des Eleves qui désirent faire des progrès rapides, pour le Pianoforte. 16 Gr.

Kalliwoda, J. W., Grand Galop sur un thème de Donizetti, pour le Pianoforte à quatre mains. E. Op. 92. 12 Gr.

— Grande Valse pour le Pianoforte à quatre mains. D. Op. 95. 20 Gr.

— Variations brillantes sur un thème de l'opéra: la Médecine sans Médecin, de Herold, pour le Pianoforte. As. Op. 94. 16 Gr.

— Contredanses brillantes et variées, pour le Pianoforte à quatre mains. Op. 95. 1 Thlr. 4 Gr.

Reissiger, C. G., Duo pour le Pianoforte à quatre mains, arrangé d'après le premier Trio pour le Pianoforte, Violon et Violoncelle. Dm. Op. 25. 1 Thlr. 12 Gr.

— Douzième Trio pour le Pianoforte, Violon et Violoncelle. F. Op. 137. 1 Thlr. 20 Gr.

Walch, J. H., 24 Neue Tänze für Pianoforte, als: 1 Contretanz, 1 Polonaise, 7 Walzer, 6 Schottische Walzer, 7 Galops und 2 Ecossaisen. 19te Lieferung. 20 Gr.

Für Gesang.

Kalliwoda, J. W., Drei Gesänge für eine Sopranstimme mit Begleitung des Pianoforte und der Violine. „In die Ferne.“ „Das Bächlein.“ „Frühlingssehnen. Op. 98. 1 Thlr. 4 Gr.

— Sechs Gesänge für vier Männerstimmen. „Jägerlied.“ „Des Ritters Geist.“ „Trauergesang.“ „Die Beichte.“ „Wer ist gross?“ „Libera.“ Partitur und Stimmen. Op. 96. 1 Thlr. 12 Gr.

— Sechs Gesänge für Sopran, Alt, Tenor und Bass, mit willkürlicher Begleitung des Pianoforte. Dem Donaueschinger Gesangverein gewidmet. „Ins Freie.“ „Freude in Ehren.“ „Schifffahrt.“ „Abends.“ „Tanzlied im Mai.“ „Die untergehende Sonne.“ Partitur und Stimmen. (NB. Die letzteren sind in beliebiger Anzahl auch einzeln zu haben.) Op. 99. 1 Thlr. 8 Gr.

Romberg, A., Psalmus CX. „Dixit dominus etc.“ Orchester und Singstimmen. (NB. Beides in beliebiger Anzahl auch einzeln zu haben.) Op. 61. 5 Thlr.

NB. Die Partitur hiervon, welche bereits früher erschienen, kostet ebenfalls 5 Thlr.

---

[456] In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Würtembergische Jahrbücher

für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

J. G. D. Memminger.

Jahrgang 1838. Erstes Heft.

Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr. — Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Chronik. I. Witterung, Fruchtbarkeit und Preise. 1) Witterung im Jahr 1838. 2) Fruchtbarkeit. 3) Preise. — **II. Besondere Denkwürdigkeiten.** 1) Königliches Haus. 2) Sonstige Denkwürdigkeiten. 3) Unglücksfälle. 4) Handel, Gewerbe und Landwirthschaft. — **Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten.** Die Kirche zu Brenz im Oberamt Heidenheim. Ueber die grotesken Bilder an mehreren alten Kirchen und Kapellen. Ueber das Alter der Thürme zu Besigheim. Miscellen aus Kirchenbüchern. Trigonometrische Höhenbestimmungen. Ergebnisse der würtembergischen Wollmärkte im Jahr 1837 und 1838. Ergebnisse der Weinlese im Herbst 1838. Versuch einer Berechnung der Wassermenge einiger würtembergischer Flüsse. Die Alterthümer in der Umgegend von Rottweil am Neckar und Beiträge zur Geschichte dieser Stadt. Vierter Jahresbericht des Rottweiler archäologischen Vereins. 1) Auffindung von Alterthümern in der Gegend von Rottweil, in den Jahren 1837 und 1838. 2) Die Hexenprozesse zu Rottweil a. N. Aus den Archivakten zu Rottweil mitgetheilt und erläutert. 3) Rechenschaftsbericht des Ausschusses des archäologischen Vereins. Das vormalige Kloster Wannenthal im Oberamte Balingen. Urkunde, womit Grav Friederich von Zollern seinem Freunde Conrad von Thierberg die Pfarrei Balingen verleiht, Anno 1255. — Lithographirte Beilagen. 1) Kirche zu Brenz. 2) Säulen in der Kirche zu Brenz. 3) Säulen in den Thürmen zu Besigheim. 4) Säulen in der Kapelle zu Schwärzloch. 5) Bilder an der Kirche zu Brenz. 6) Bilder an der Kapelle zu Schwärzloch. 7) Bilder an der Johanniskirche zu Gmünd. 8) Bilder an der Kirche zu Beutelsbach. 9) Steinmetzzeichen an den Thürmen zu Besigheim. 10) Steinmetzzeichen an einem Thurme in Pompeji.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[450] In der Fr. Brodhag'schen Buchhandlung in Stuttgart sind so eben erschienen:

E. T. A. Hoffmanns Erzählungen

aus seinen letzten Lebensjahren, sein Leben und Nachlaß, herausgegeben von Micheline Hoffmann.

1r Theil, mit Kupfern und Facsimile.

Velinpapier geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Die Werke Hoffmanns sind durch den besondern Geist, der in ihnen webt und lebt, durch das zauberhafte Wesen, in dem unsere Phantasie lebt und unsere ganze Aufmerksamkeit spannt und fesselt, uns zugleich in seiner einfachen, lieblichen Darstellungsweise angenehm unterhält und befriedigt, ja durch die tiefere

Poesie, die überall uns anklingt, so hervorstechend erhaben über die Unzahl literarischer Machwerke, mit denen das Publikum überschüttet wird, ihr innerer Werth und ihre Gediegenheit hebt sie auf eine solche Stufe in der schönen Literatur, daß jeder gebildete Leser, gewiß mit Freude und Begierde, diese Sammlung seiner letzten Erzählungen aufnehmen, und darin so manches finden wird, was früher unbekannt oder zerstreut ihm fremd blieb. Aber nicht nur Schöpfungen seiner Poesie, nicht nur einen vollständigern Abriß des bewegten Lebens unseres Dichters reichen wir dar, sondern durch ein besonderes Glück, sind wir auch im Stande, einige geistreich entworfene Skizzen, die seine Meisterhand zeichnete, von den bewährten Künstlern, A. Hoffmann, Neureuther und Sonderland mit ängstlicher Treue nachgebildet dem Publikum darzubieten, die, wie seine Poesien eine Originalität und eine Kühnheit des Gedankens athmen, wie wir sie vergeblich bei andern suchen.

So bilden den diese 5 Bände zu den in gleichem Format früher erschienenen ausgewählten Schriften eine Fortsetzung, die jedem Besitzer der letztern willkommen, ja fast unentbehrlich seyn muß, weil er dadurch erst ein umfassendes Ganze erhält, und nur so den genialen Dichter in seiner ganzen Tiefe, in seinem vollen Werthe zu fassen vermag. —

---

[439] Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg:

Davis, J. F., China, oder Beschreibung der Sitten, Gebräuche, Regierungsverfassung, Gesetze, Religion, Wissenschaften, Literatur, Naturerzeugnisse, Künste, Fabriken und des Handels der Chinesen. Deutsch von F. Wesenfeld. 2 Theile, illustrirt mit 55 Holzschnitten. Subscriptionspreis bis zur Erscheinung des 2ten Theils 5 Rthlr. Ladenpreis nachher 6 Rthlr.

---

[477] In der Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder zu haben:

Schillers Gedichte.

In allen Beziehungen erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt, nebst einer vollständigen Nachlese und Variantensammlung zu denselben. Für die Freunde des Dichters überhaupt und für die Lehrer des Deutschen an höhern Schulanstalten insbesondere.

Von

Heinrich Viehoff.

Erster Theil. 24 Bogen. Format wie die neue Taschen-Ausgabe von Schiller. Subscriptionspreis 12 Gr. = 54 kr.

Diese Erklärung der Gedichte Schillers ist streng chronologisch geordnet, sie nimmt alle, auch die vielen später unterdrückten Stücke in ihren Kreis auf, sie liefert alle, auch scheinbar unbedeutende Varianten, sie erläutert überall den Sinn durch den Sprachgebrauch, und berücksichtigt die äußern Lebensumstände und zugleich den geistigen Standpunkt des Verfassers bei jedem Gedichte. So führt dieser Commentar auf eine sichere und geschmackvolle Weise zu einer vollständigen Erkenntniß und hierdurch zu einem erhöhten und reineren Genuß dieser Werke Schillers.

Die Jugend, und auch viele ältere Leser tragen aus der Lektüre der Schiller'schen Gedichte gemeinhin nur unbestimmte Anregungen, dunkle Gefühle und eine trübe Begeisterung davon. Was kann diesen Lesern Besseres und Heilsameres in die Hände gegeben werden, als ein solcher Schlüssel, den ihnen Schiller erst zugänglich macht? als eine solche gründliche Erläuterung, die jede einseitige Auffassung berichtigt, alles Dunkle aufhellt und überall vermittelnd und ausgleichend eintritt? — Aber auch dem Hochgebildeten wird diese Schrift durch historische Nachweisungen, durch eine vollständige Variantensammlung und durch neue treffliche Aufschlüsse sich werth und theuer machen. So sind wir denn überzeugt, daß dieser Commentar sich so weit verbreiten wird, als Schillers Gedichte gelesen und geliebt werden.

---

[466] Bei W. Lauffer sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Irene, ein Gebetbuch für gebildete Christen, von Dr. A. Wiessner. Zweite verbesserte Auflage. Von R. R. Fischer, Archidiakonus in Leipzig. Mit 1 Kupfer. Ein Seitenstück zu Witschel Morgen- und Abendopfer. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Die Sprache der Blumen und Früchte, den Deutungen der neuesten Zeit angeeignet und alphabetisch geordnet. Ein Toilettengeschenk für Deutschlands Jungfrauen und Jünglinge, von H. Rosenkranz. 4te Auflage. 3 Gr. oder 14 kr.

Studien für die höhere Zeichnenkunst nach Antiken, von F. A. Fricke. 2 Lieferungen. gr. Folio. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Neuentdeckte Kunst die französische Sprache in 4 Wochen gründlich zu erlernen. Ein Hülfsbuch für Jedermann, der sich selbst in der französischen Sprache unterrichten will. 5te Auflage. 8 Gr. oder 36 kr.

Handwörterbuch der deutschen Sprache zur Vermeidung aller Sprach- und Schreibfehler ꝛc. Nebst einem Anhang, welcher die gebräuchlichsten Fremdwörter, deren Verdeutschung und alle Interpunktions-Zeichen mit richtiger Anwendung derselben enthält. Durchstete Beispiele erläutert. Ein unentbehrliches Hülfsbuch für Jedermann. Von J. H. C. Loose. Neue Ausgabe. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Für Pferde- und Viehbesitzer.

Hydro-homöopathisches Taschenbuch der Thierheilkunde oder die Krankheiten der Hausthiere und deren Heilung durch kaltes Wasser, vorzüglich aber durch homöopatische Mittel. Ein neues alphabetisch bearbeitetes Noth- und Hülfsbuch für jeden Thierarzt und Viehbesitzer. Von J. G. Möller, durchgesehen von M. Lur. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Die Papierfärbekunst in allen ihren Theilen. Ein Lesebuch für angehende Papier- und Tapetenfabrikanten, Buchbinder, Pappearbeiter ꝛc. Von J. Röhberg. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Trutz der *** Frauen.

Vom Dr. und Professor Mannlied. Mit 1 in Kupfer gestochenen Ehestands-Barometer. 12 Gr. oder 54 kr.

---

[440] Bei uns ist kürzlich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Massmann, H. F., Arminius Cheruscorum Dux ac Decus Liberator Germaniae. geh. gr. 8. Preis: 20 Gr.

Maßmann, H. F., Armin, Fürst der Cherusker und Befreier Deutschlands vom römischen Joche im neunten Jahre nach Christi Geburt. gr. 8. geh. Preis: 16 Gr.

Werner, B., Hermann der Cherusker, ein dramatisches Bild aus der Urgeschichte Deutschlands, in 5 Akten. geh. gr. 8. Preis: 12 Ge.

James, G. P. R., Leben und Zeitalter Ludwigs XIV. Aus dem Englischen übersetzt. 4 Theile. geh. gr. 8. Peeis: 6 Rthle.

Habicht, E. C., Synonymisches Handwörterbuch der Lateinischen Sprache für angehende Philologen. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. Preis: 2 Rthlr.

Sammlung interessanter Erzählungen, aus dem Englischen übersetzt von Dr. W. Pirscher. geh. gr. 8. Preis: 18 Gr.

Schönfeld, M. S., Ernste Warnung vor dem verderblichen Branntweintrinken. Eine mit Anmeekungen, ärztlichem Gutachten und den Mäßigkeitsvereins-Statuten herausgegebene Predigt. geh. gr. 8. Preis: 3 Gr.

Kulemann, K., Zwei Predigten. I. Christus, der Eelöser! II. Wie muß unsere Liebe beschaffen seyn, soll sie uns verklären. geh. gr. 8. Preis: 3 Gr.

Schmidt, Dr. D. P. H., Etymologischer chemischer Nomenclator der neuesten einfachen und daraus zusammengesetzten Stoffe, nebst Erklärung einiger andern chemisch-physicalischen Benennungen, entworfen und gesammelt. geh. gr. 8. Preis: 8 Gr.

Meyer'sche Hofbuchhandlung in Lemgo.

---

[445] Bei **Hinrichs** in Leipzig ist eeschieneu und zu haben:

Bibliothek englischer Lustspieldichter von Mehreren übertragen. 1s Bändchen. Sheridans dramatische Werke, übers. von Alex. Fischer. 1r Thl. Die Nebenbuhler. St. Patrickstag. 8. (16½ Bog.) Velinp. geh. 21 Gr.

Bei dem Mangel au guten deutschen Oeiginallustspielen war es gewiß ein glücklicher Gedanke des Heeausgebers, eine Sammlung der classischen Comödien der Engländer, auch zur Benutzung für die deutsche Bühne, zu veranstalten, deren Fortsetzung bald zu erwarten steht.

Jahreszeiten. Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet. Unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller herausgegeben von Osw. Marbach. Frühling und Sommee 1839. gr. 12. Velinp. In eleg. Umschlag à 1 Thlr. 8 Gr.

Mit Beiträgen von Fr. Rückert, L. Schefer, W. Alexis, K. Eitner, Fr. v. Heyden, A. Kopisch, Rich. Morning und dem Herausgeber. — Das Herbstheft wird im August versandt.

Schillers Dichtungen, nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange von Dr. H. F. W. Hinrichs, (ord. Prof. der Philos. zu Halle.) 1r, lyrischer Theil. 2r, dramatischer Theil, 1ste und 2te Abtheilung. gr. 8. Velinp. geh. 4 Thlr. 20 Gr.

Inhalt. I. Einleitung: Schiller und Göthe in ihrem Verhältnisse zu einander. Liebe. Zweifel und Resignation. Wehmuth. Weibliche Natur. Ideal und Kunst. Wissen. Nemesis. Liebe und Treue. Demuth. — II. 1. Einleitung: Schillee als dramatischer Dichter und sein Veehältniß zur deutschen Literatur überhaupt. Die Räuber. Kabale und Liebe. Fiesko. Don Carlos. — II. 2. Wallenstein. Maria Stuart. Jungfrau von Orleans. Braut von Messina. Wilhelm Tell.

Hiermit wird dieses Werk geschlossen, welches zum richtigen Verständniß und zur vollständigen Würdigung der Werke unsees Nationaldichters unentbehrlich ist. Menzel sagt darüber: „H. hat den Dichter auf eine vorurtheilsfreie, tiefsinnige und würdevolle Weise erklärt; so allein faßt man Schiller richtig auf.“ —

Marbach, Osw. Antigone. Ein Trauerspiel. 8. geh. 16 Gr.

Eine freie Nachdichtung des Meisterwerks des Sophokles, bestimmt, die Schönheiten des Originals allgemein verständlich und in zeitgemäß würdiger, wahrhaft schöner Form wiedeezugeben.

---

[472] Bei uns ist nun vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Staaten zu haben:

Blasedow und seine Söhne.

Komischer Roman

von

Karl Gutzkow.

3 Bände. Preis 6 Rthlr. oder 10 fl. 30 kr.

Während das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon der Gegenwart diesen Roman den ersten wahrhaft populären nennt, dee aus Gutzkows Feder geflossen ist, heißt es in den **Mainzer Unterhaltungsblättern** vom 22. August: „Wir fragen die ganze neue Literatur, ob sie ein ähnliches Werk aufzuweisen hat, das so fesselt, so tief in Zeit und Leben eingreift, und die Stradlen des großen Weltlaufes in so prismatischem Farbenzauber der Komik wiedergibt? Blasedow ist ein Werk, das mit der deutschen Literatur fortleben wird.“

Pforzheim und Stuttgart, im Aug. 1839.

Dennig, Finck & Comp.,
(früher Verlag der Classiker.)

---

[461] Bei **A. Wienbrack** in Leipzig ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Tagebuch des Wissenswerthen

aus der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte,

zusammengetragen und bearbeitet von

J. Ch. K. Förtsch.

Juli—September. gr. 8. geh. Peeis vollständig 4 Thlr.

(Januar—Juni ist bereits feüher erschienen und Oktober—December folgt in einigen Wochen.)

Was geschah an dem heutigen Tage vor Zeiten Merkwürdiges, welchee berühmte Mann, welche ausgezeichnete Frau ist an Demselben geboeen oder gestorben? diese Fragen zu beantworten, ist genanntes Tagebuch vorzugsweise bestimmt. Das Werk enthält demnach für jeden Tag des Jahres 1) die Erzählung eines wichtigen Ereignisses odee der Lebensschicksale einer geschichtlich merkwürdigen Person, dann abee auch 2) kurze sich auf 12 — 20 belaufende Angaben in Betreff anderer wichtiger Ereignisse oder berühmter Personen. Der Familienvater, wenn er den Seinen im traulichen Kreise aus diesem unterhaltenden Buche vorliest, wird sie auf anmuthige Weise mit histoeischen Kenntnissen bereichern. Bei der Geburt eines Sohnes wird ihm ein Blick in Dasselbe sagen, mit welchem berühmten Manne der Neugeborne gleichen Geburtstag habe, und er bei der Wahl eines Namens vielleicht darauf Rücksicht nehmen. Auf hohen und niedeen Schulen ist das Werk ebenfalls mit Nutzen zu gebrauchen. Ueberhaupt wird es jeden Gebildeten wegen des interessanten mannigfaltigen Inhaltes und der gefälligen Darstellung ansprechen.

Intelligenz-Blatt Nro. 32.

Sonnabend, 28. September 1839.

[501] In der Unterzeichneten sind erschienen:

Johann Ladislav Pyrker's

Sämmtliche Werke.

Prachtausgabe in Einem Bande.

Neue durchaus verbesserte Ausgabe.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Velinpapier. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr.

Der ehrwürdige Sänger, der in dem ersten dieser Heldengedichte die Eroberung von Tunis durch Karl V., im zweiten die Thaten Rudolphs von Habsburg und im dritten die Perlen der heiligen Vorzeit in harmonischer Weise und Versart besungen hat, gehört zu den seltensten Dichtern Deutschlands. Wir erlauben uns hier statt aller Anpreisung einige uns zugekommene Urtheile anzuführen:

Heinrich Voß, der größte Literator Deutschlands und ausgezeichneter Dichter, erkennt dem Verfasser des Rudolphs von Habsburg den klassischen Lorbeer zu (Sophronizon 1825, 2tes Heft).

Ein anderer competenter Richter spricht sich über dasselbe Gedicht wie folgt aus: „So haben wir denn endlich, Gottlob! ein deutsches Epos, dessen sich, außer dem Griechischen, kein anderes Volk rühmen kann. Ich setze Pyrkern weit über Virgilius, das heißt: ich glaube, daß Pyrker dem Homer viel näher stehe, als Virgil. — Ja, der hat's vollbracht, und Alles überflügelt, was nach Homeros gekommen!“ (Wiener Zeitschr. f. Kunst und Lit. 1826, Nr. 24.)

In der Zeitschrift Hermione, Nr. 3, 17. Jan. 1827, wird obiges Werk als das wahre deutsche Heldengedicht bezeichnet.

Auch seinen beiden übrigen Werken: Perlen der heiligen Vorzeit und Tunisias ward ein gleicher Ruhm zu Theil, und wegen des letztern räumt ihm ein unsterbliches Gedicht Baggesens (Dresdener Morgenzeitung 1827 Nr. 103) vor Klopstock mit dem Worte Vater, den höchsten Platz ein.

Der Dichtkunst Höchstes ist das wahre Epos, folglich der Verfasser dieser Werke einer der ersten Dichter Deutschlands, welches jetzt schon ausgesprochen, von der Nachwelt allgemein anerkannt werden wird.

Besonders rühmlich ist es, daß diese Werke in fast alle Sprachen übersetzt worden sind. Von der Tunisias ist kürzlich eine sehr gelungene ungrische Uebersetzung in Hexametern von Johann Udvardy erschienen. Auch soll nächstens in gleichem Metrum eine böhmische Uebersetzung von den Perlen der heiligen Vorzeit durch den Herrn Winarczikhy in Prag erscheinen, so wie erst jüngst in Padua von dem letztern Werke eine italienische Uebersetzung von Vincenzo da Castro erschien. Die erste war vom Grafen Gambara in Brescia im Jahr 1824 herausgegeben.

Stuttgart und Tübingen, September 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[478] **Im Preise herabgesetzte Bücher.**

Verlag der Balz'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Durch jede Buchhandlung kann bezogen werden:

Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur

von Karl Gutzkow.

2 Bände, Velinpapier, (Ladenpreis Rthlr. 3. 12 gr. oder fl. 6.) nunmehr Rthlr. 1. oder fl. 1. 30 kr.

Hortense, meine Reise durch Italien, Frankreich und England im Jahr 1831, A. d. Fr. v. F. C. Lindner. (Ladenpreis Rthlr. 1. — oder fl. 1. 48 kr.) nunmehr 12 gr. oder 45 kr.

Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten. Herausgegeben von Eduard Mörike und Wilh. Zimmermann. (Ladenpreis Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. —) nunmehr 12 gr. oder 45 kr.

Zwei Jahre unter den Mauren, oder der gezwungene Renegat, Scenen und Beobachtungen aus dem Leben eines spanischen Patrioten. (Ladenpreis 21 gr. oder fl. 1. 30 kr.) nunmehr 6 gr. oder 24 kr.

Kaspar Hauser oder der Findling. Romantisch dargestellt. (Ladenpreis Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3. —) nunmehr 8 gr. oder 30 kr.

Student, der deutsche. Ein Beitrag zur Geschichte des 19. Jahrhunderts. Von A. v. S. Auch unter dem Titel: Felix Schnabels Universitätsjahre. (Ladenpreis Rthlr. 1. 10 gr. oder fl. 2. 30 kr.) nunmehr 16 gr. oder fl. 1. —

Zimmermann, Fürstenliebe. Novelle aus der neuen Geschichte Schwabens. Demselben ist angehängt: Cornelia Vorovania, oder die Inquisition. (Ladenpreis Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3. —) nunmehr 12 gr. oder 45 kr.

Das Leben Jesu von Strauß. Geprüft für Theologen und Nichttheologen von Wilhelm Hoffmann, Inspektor des Missionshauses in Basel. (Ladenpreis Rthlr. 1. 21 gr. oder fl. 3. —) nunmehr 16 Gr. oder fl. 1.

[500] Neu ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Reisebilder

aus

Süddeutschland und einem Theil der Schweiz.

Gesammelt im Sommer 1838

von

Gustav von Heeringen.

8. geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Der Verfasser schon seit längerer Zeit vortheilhaft im Publikum bekannt, hat sich besonders durch seine „Reise nach Portugal im Jahr 1836“ 2 Thle., 1838, 3 Thlr. 12 Gr.) als einen geistreichen und gewandten Reiseskizzisten gezeigt, und bietet in vorstehender Schrift eine neue anziehende Gabe.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

---

[485] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Leichtfaßliche Anfangsgründe

der

Naturgeschichte

des

Mineralreiches.

Zum

Gebrauche bei seinen Vorlesungen über die Mineralogie

von

Friedrich Mohs,

k. k. wirklichem Bergrathe, Ritter des königl. sächsischen Civil-Verdienst-Ordens und Mitgliede mehrerer in- und ausländischer gelehrter Gesellschaften.

Zweiter Theil.

Physiographie,

bearbeitet von

Herrn F. X. M. Zippe,

Professor am ständischen technischen Institute und Kustos am vaterländischen Museum in Prag.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 31 Kupfertafeln.

gr. 8. Wien 1839. Preis 4 Rthlr. 8 Gr. sächs.

Dieser zweite Theil der leichtfaßlichen Anfangsgründe, welcher der ersten Auflage dieses Werkes fehlte, enthält die Physiographie, eines der wichtigsten Hauptstücke der Naturgeschichte des Mineralreiches, bearbeitet von dem Herrn Professor Zippe in Prag, dessen gründliche Einsicht in die naturhistorische Methode, unterstützt von einer ausgezeichneten Sammlung von Mineralien und einer zahlreichen Bibliothek, ihn geschickt gemacht haben, eine Arbeit zu unternehmen, die dem Urheber dieser Methode selbst auszuführen, Zeit und Umstände nicht gestattet haben. Es ist daher beinahe überflüssig zu bemerken, daß nach dem Plane des Grundrisses der Mineralogie, die Physiographie auch in dieser zweiten Auflage der Anfangsgründe eingerichtet, daß darin alles Neue, in so fern es nur einiger Maßen wissenswürdig geschienen, aufgenommen, und wo es erforderlich oder thunlich gewesen, berichtiget worden, was besonders in Beziehung auf die Fundörter der Mineralien in den k. k. Staaten oft geschehen ist, und daß daher diese zweite Auflage der Anfangsgründe für eine neue Bearbeitung des Grundrisses, der ersten wissenschaftlichen Grundlage, der Mineralogie, angesehen werden kann, die außerdem, daß sie dem gegenwärtigen Zustande und Umfange der Erfahrung entspricht, nicht nur einige Berichtigungen in ihren philosophischen Theilen, sondern auch eine bedeutende Erleichterung im Gebrauche der Charakteristik erhalten, obnerachtet die Anzahl der Spezierum wesentlich sich vermehrt hat. Wenn daher auch Jemand, dem es lediglich um eine empirische Kenntniß und um einige historische Notizen von den Mineralien zu thun ist, durch andere mineralogische Werke, deren einzige Bestimmung hierin besteht, und die derselben auch wohl entsprechen, sich befriedigt finden könnte, so wird doch Derjenige, der in der Mineralogie eine Wissenschaft sucht, und eine Wissenschaft zu schätzen weiß, allein an die Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreiches sich zu halten haben: um so mehr, da nicht nur die berühmtesten und ausgezeichnetsten Sammlungen in den k. k. Staaten, der naturhistorischen Methode angemessen eingerichtet sind, sondern da diese Methode auch an den wichtigsten Lehranstalten als Leitfaden des Unterrichtes dient.

Die Zeichnungen sind größten Theils aus dem Grundrisse genommen, weil sie, wie die in nicht geringer Anzahl neu hinzugefügten, ihrem Zwecke vollkommen entsprechen.

---

[462] Bei Carl Focke in Leipzig erschien so eben:

LILIEN.

Taschenbuch

historisch-romantischer

Erzählungen

für 1840,

von

C. von Wachsmann.

Dritter Jahrgang.

Mit sechs Stahlstichen.

Elegant gebunden. Preis 2⅓ Rthlr. (broch. 2⅙ Rthlr.) Prachtausgabe mit gemalten Stahlstichen ꝛc. Preis 4 Rthlr.

Inhalt: Sampiero de Ornano. — Der Mulatte. — Der todte Kämpfer. — Der Schatz.

---

[495] Von

Immanuel Kant's Werken in X Bänden,

herausgegeben und bevorwortet von G. Bartenstein,

ordentl. Prof. an der Universität zu Leipzig,

ist nun auch der 10te und letzte Band vollständig erschienen und an alle betreffende Buchhandlungen versandt worden; das ganze Werk enthält 326 Bogen und kostet zu dem noch bis Ende dieses Jahres bestehenden Subscriptionspreis 13 Rthlr. 12 Gr.

Zur Bequemlichkeit derjenigen, welche erst jetzt sich entschließen, Kants Werke zu kaufen, denen aber die Anschaffung und Bezahlung auf ein Mal beschwerlich fällt, haben wir die Einrichtung getroffen, daß monatlich ein Band ausgegeben wird à 1 Rthlr. 8 Gr., jedoch berechnen wir beim Ersten zugleich den Zehnten, mit 1 Rthlr. 12 Gr., um uns zu versichern, daß auch die Continuation richtig ausgehalten werde, da wir einzelne Bände nicht abgeben.

Leipzig, am 1. Sept. 1839.

Modes & Baumann.

August Graf von Platen's
gesammelte Werke.

Prachtausgabe in Einem Band in zwei Lieferungen.

Mit des Verfassers Bildniß in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.

Ladenpreis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 12 Gr.

Diese schöne Ausgabe, welche in Format, Schrift und Papier der Ausgabe von Goethe's Werken in Zwei Bänden sich anreiht, wird den vielen Freunden und Verehrern Platen's um so willkommener seyn, als sie auch die noch nie gedruckten letzten Poesien des Dichters bringt, deren Veröffentlichung man seit seinem Tode sehnlich entgegengesehen.

Unserer früheren Ankündigung gemäß tritt von nun an für den bisherigen Subscriptionspreis obiger Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[480] So eben ist in Paris erschienen und durch die unterzeichnete an alle Buchhandlungen versandt:

Florenz's Befreiung.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Dr. Ignaz Schadbey. broch. 1 Thlr. 4 Gr.

Sophonisbe.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Dr. Ignaz Schadbey. broch. 1 Thlr. 4 Gr.

Hannibals Tod.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Dr. Ignaz Schadbey. broch. 1 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, den 30. August 1839.

Lehnhold'sche Buchhandlung.

[463] **Literarische Anzeige.**

Bei F. A. Eupel in Sondershausen ist erschienen:

Die Religion

nach

ihrer Idee und geschichtlichen Erscheinung,

in

einer Uebersicht

der

vorzüglichsten Religionen,

besonders

des Christenthums und der christlichen Kirche

nach

ihren verschiedenen Erscheinungsformen.

Ein

Handbuch für Gebildete,

zur

Orientirung über die wichtigste Angelegenheit der Menschheit.

Von

August v. Blumröder.

8. geheftet. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Das Publikum erhält unter dem vorliegenden Titel ein Werk, in welchem die Resultate einer vieljährigen, fast lebenswierigen Forschung niedergelegt sind, und daß gewiß kein Wahrheitsfreund, zu welcher Religion oder Religionsansicht er sich auch bekenne, unbelehrt und unbefriedigt aus der Hand legen wird. Der Verfasser ist sich bewußt, überall nur Wahrheit gesucht zu haben und durch redliches Forschen kann die Wahrheit nur gewinnen, gesetzt auch, daß die Resultate dieses Forschens nicht allgemeine Anerkennung finden sollten. Aber auch diejenigen, welche sich in Ansehung ihres religiösen Glaubens auf einem ganz anderen Standpunkte befinden, werden wenigstens die Partien des Buches nicht ohne das lebhafteste Interesse lesen.

Von der Reichhaltigkeit des Werkes läßt sich schon aus dem Inhaltsverzeichnisse der Materien urtheilen, wovon wir hier die Hauptabtheilungen angeben:

Erste Abtheilung:

Die Religion nach den Anforderungen der Vernunft.

Zweite Abtheilung:

Die Religion in ihrer geschichtlichen Erscheinung: Indische Religion, — Buddhäismus, — Parsismus u. s. w. Das Christenthum in seiner Reinheit und in seiner Entartung. — Entstehung des orthodoxen Glaubens. — Katholische Kirche, — griechische und römische. — Papismus. — Die Reformation, — Protestantismus. — Nationalismus. — Supernaturalismus. — Die Christologie der neuesten Philosophen. — Versuch einer Harmonie der Glaubenslehren mit dem Geiste des Christenthums.

Aus dieser Uebersicht geht hervor, daß hier viele Fragen, welche die Theilnahme der Gegenwart vorzüglich in Anspruch nehmen, berührt und erörtert werden. Wer auch nicht mit allen Resultaten des Verfassers einverstanden ist, muß sich doch von dem Geiste der Prüfung, der Verständigung und Duldung, welcher diese Schrift durchweht, angenehm berührt fühlen. Für blinde Zeloten ist sie freilich nicht geschrieben, sondern für solche Wahrheitsfreunde, welche der Mahnung des Apostels: Alles zu prüfen und das Beste zu behalten, nachzukommen suchen.

Zur Erhöhung der Präsumtion, daß der Verfasser nicht ohne Beruf an die Bearbeitung dieses Werkes gegangen ist, mag dienen, daß ein früherer Aufsatz von ihm: „Deutschland und Rom“ selbst in Amerika Aufmerksamkeit erregt hat, indem eine amerikanische Zeitung sagt: Man kann nichts Besseres schreiben, nichts Wahrer es lesen, als was von Aug. v. Blumröder über die usurpirte Oberherrschaft des Papstes zu lesen ist.

[460] An die Subscribenten
auf
Laurent und Vernets Geschichte Napoleons.

Im Artistischen Verlage von J. Scheible in Stuttgart ist erschienen und kann durch alle Buch- und Kunsthandlungen bezogen werden:

Zwölf Stahlstiche
(Bildnisse des Kaisers und seiner Kriegshelden)
zu der
Geschichte Napoleons
von
P. A. Laurent und H. Vernet.
Gestochen von
Carl Mayer.
Auf chinesisch Papier gedruckt.
Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Gewiß allen Besitzern obigen Werkes eine willkommene Erscheinung! Diese wahrhaft schönen Porträts können in das Werk gebunden werden.

---

[459] So eben ist bei J. H. C. Schreiner in Düsseldorf erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blicke
in das Düsseldorfer
Kunst- und Künstlerleben
von
Friedrich v. Uechtritz.
1ster Band. 29 Bogen. 8. Velinpap. geh. Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

---

[444] Aeußerst billig.

Penelope.

Taschenbuch für die Jahre 1827 bis 1838.

12 Bändchen mit 94 schönen Stahl- und Kupferstichen ꝛc. haben wir vollständig auf 6 Thlr. Pr. Cour. (einzelne Bände, excl. 1832, zu 12 Gr.) herabgesetzt. Von einigen Jahrgängen sind nur wenig vorhanden, daher um baldige Bestellung bitten.

Leipzig, den 20. August 1839.

pr. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

---

[465] Literarische Anzeige.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien so eben:

Elias, W.,
Glaube und Wissen.
Ein Roman. Mit einer Musik-Beilage.
2 Bände. gr. 8. geh. 3 Rthlr. 9 Gr.

Bei der Erscheinung dieses Werkes erlaube ich mir insbesondere auf die Tendenz desselben aufmerksam zu machen. Es handelt sich bei diesem Buche nicht allein um eine gewöhnliche Unterhaltungs-Lectüre, sondern das Ziel des Verfassers ist hauptsächlich dahin gegangen, das was gelehrte Werke bis jetzt über die in den letzten Jahren genommene Richtung der verschiedenen Secten der christlichen Religion gesagt haben, den Laien im Romangewande darzustellen, und vorzüglich hat der Verfasser bei dieser Arbeit das bekannte Werk: „Strauß Leben Jesu", im Auge gehabt. Bei der trefflichen Darstellung des Geschilderten wird es nicht fehlen, daß sich dieses Buch bald einen großen Lesekreis erwirbt!

E. Schünemann.

---

[441] Bei A. Wiendrack in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Bibliothek der Elementarpädagogik. Von Dr. A. A. R. Gurbier. III. Tte Abthl. gr. 8. 16 Gr. Auch unter dem Titel: Sprech- und Denkübungen, oder Wegweiser durch das Gebiet der sinnlichen Anschauungen. Tte Abthl.

Daß die Methode des Verfassers, der als praktischer Schulmann rühmlichst bekannt ist, den Beifall der Pädagogen habe, wird durch den fortwährenden Absatz der erschienenen Abtheilungen dieses Werkes bestätigt, und nur dringende Berufsarbeiten hinderten den Verfasser, die Fortsetzung früher folgen zu lassen. Die 3 Bände zusammen kosten 2 Thlr. 13 Gr. und sind auch einzeln käuflich.

---

[479] So eben ist in unserm Verlage erschienen:

C. F. Gellerts
sämmtliche Schriften.
Neue rechtmäßige Ausgabe in 10 Bänden.
Taschenformat.
Mit Gellerts Bildniß,
in Stahl gestochen von K. Barth.
1ter, 2ter, 4ter Theil.

Der Preis aller 10 Bände ist 1⅔ Thlr.

Leipzig, den 31. August 1830.

Weidmann'sche Buchhandlung.

---

[481] Bei C. G. Kunze in Mainz erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Stolterfoth, A. v., Stiftsdame, Rheinisches Album oder Beschreibung, Geschichte und Sage des Rheinganes und Wisperthales mit der Umgegend. Mit 30 Stahlstichen von den besten englischen und deutschen Künstlern nach Originalzeichnungen und mit einer Karte. gr. 8. geh. 4 fl. 54 kr. oder 2 Rthlr. 18 Gr.

Unstreitig dasf dies das schönste und wohlfeilste Werk über den Rhein genannt werden. Auch war der darin beschriebene Theil bis jetzt noch nicht bearbeitet und keine gute Abbildungen davon zu haben.

---

[492] In unserm Verlage erschienen so eben und sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Eduard Elfen. Ein Roman von Ehrenreich Eichholz. 2 Bände. 8. geh. Preis 2 Rthlr.

Smidt, Heinr. Eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe. 12. geh. Preis 16 Gr.

Brasilianische Zustände. Nach gesandtschaftlichen Berichten bis zum Jahre 1837, herausgegeben von Fr. Tieß. 8. geh. Preis 16 Gr.

Berlin, den 1. Sept. 1839.

Voß'sche Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

Oktober.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Hexameter. Von Julius Kraïs. 257.
Sängerklage. Von Julius Kraïs. 241.
Vergessenheit. Von Louise v. Bornstedt. 246.
Freistuhl zu Dortmund. Von F. Freiligrath. 248. 249.
Der alte Fischer. Von W. Wöhler. 251.
Dampffahrt. Von O. L. B. Wolff. 253. 254.
Nicht hier! Von Franz Freih. Gaudy. 256.
Vergänglichkeit. Von F. v. Frantenberg. 259.

Erzählungen.

Lübeckische Sagen. Von J. Rösc. 239—245.
Die Calvi. Von Franz Freih. Gaudy. 250—255.

Naturwissenschaftliches.

Neigung und Vervielfältigung der Lichtbilder. 258.
Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel. Von Dr. Nürnberger. 245—247.

Länder- und Völkerkunde.

Reise- und Lebensbilder von Franz Freih. Gaudy. 235. 236.
Bilder aus Savoyen. 256—264.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Blätter der Erinnerung. Von L. Reilstab. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. — 255. 256. 257. 258. 259. 260. 264.
Damaskus. Von C. H. v. Schubert. 237. 238.
Der Concordeplatz und die elysäischen Felder. 244—249.
Moden. 245.
Briefreliquien. Herausgegeben von Z. Funck. 250—252.

Korrespondenz.

Baden-Baden. 255. — Paris. 256. 257. 258. 259. — 254. 255. 256. — Bad Leuk. 259. 240. — Dresden. 241. 242. — Amsterdam. 245. — Genf. 244. 245. 246. — Florenz. 247. 248. 249. 250. — Frankfurt a. M. 249. — Madrid. 250. 251. 252. 255. — Breslau. 257. 258. — Lyon. 259. 260. — Mainz. 261.

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Taschenbuch. Taschenbuch der neuesten Geschichte. (Früher herausgegeben von Dr. W. Menzel.) Siebenter Jahrgang. Geschichte des Jahrs 1837. Von Friedrich Thiersch. Erste Abtheilung mit acht Portraiten. — Neueste Schrift über Berlin. Berliner Spaziergänge, gewidmet deutschem Volksthume. — Chinesische Literatur. Y-King. Antiquissimus Sinarium liber, quem ex latina interpretatione P. Regis aliorumque ex soc. Jesu p. p. edidit Julius Mohl. Vol. I. cum 4 tabulis, 1834. Vol. II. 1839.

Nro. 101.

Neueste Werke über Tyrol. 1) Das Land Tyrol. Mit einem Anhange: Voralberg. Ein Handbuch für Reisende.

Nro. 102.

Neueste Werke über Tyrol. 1) Das Land Tyrol ꝛc. (Fortsetzung.) — Geschichte der Poesie. Frauenliebe und Dichterleben. Ein literarisches Album für gebildete Frauen. Herausgegeben von Karl Vogel.

Nro. 105.

Ueber Rentenanstalten. 1) Beurtheilung der im Jahr 1838 gegründeten preußischen Rentenversicherungsanstalt, mit Verbesserungsvorschlägen von C. F. K. — 2) Ueber

das Steigen der Rente in der preußischen Rentenversicherungsanstalt und in der Stuttgarter allgemeinen Rentenanstalt. Von demselben Verf. — Neueste Werke über Tirol. 1) Das Land Tirol. (Schluß.) — 2) Leben des Sandwirths Andreas Hofer, Oberanführers der Tiroler in den glorreichen Kämpfen von 1809. Vom Vollender des Marschall Vorwärts.

Nro. 104.

Ansprüche russischer Schriftsteller an Deutschland. 1) Die europäische Pentarchie.

Nro. 105.

Ansprüche russischer Schriftsteller an Deutschland. 1) Die europäische Pentarchie. (Fortsetzung.)

Nro. 106.

Ansprüche russischer Schriftsteller an Deutschland. 1) Die europäische Pentarchie. (Schluß.) — 2) Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung, von Thaddäus Bulgarin. Unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt von Herrn von Brackel. Geschichte. Erster Band. Statistik. Erster Band, mit Karten. — Taschenbuch auf 1840. Urania.

Nro. 107.

Die Leipziger Büchermesse, Michaelis 1839. — Ansprüche russischer Schriftsteller an Deutschland. 2) Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung, dargestellt von Thaddäus Bulgarin ꝛc. (Schluß.)

Nro. 108.

Lyrische Dichtkunst. 1) Berangers Lieder. Deutsch von L. S. Rubens. — Deutsche Geschichte. 1) Leben und Wandel Karls des Großen, beschrieben von Einhart. Einleitung, Urschrift, Erläuterung, Urkundensammlung, herausgegeben von J. L. Ideler. — 2) Das alte lübische Recht, herausgegeben von Dr. Hach ꝛc. — 3) Chronicon Halberstadense saec. XIII., herausgegeben von Dr. Schatz.

Nro. 109.

Lyrische Dichtkunst. 2) Hundert und drei Lieder des Pariser Chansonnier Pierre Jean de Beranger gibt hier im Deutschen wieder mit seinem wohlgemeinten Gruß Philipp Engelhard Nathusius. — 3) Fünfzig Gedichte von Ph. E. Nathusius. Probesammlung. — Deutsche Geschichte. 4) Wiener Skizzen aus dem Mittelalter. Von J. E. Schlager.

Nro. 110.

Philosophie. 1) Immanuel Kants sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und Fr. Wilhelm Schubert. — — 2) Aristoteles Staatspädagogik, als Erziehungslehre für den Staat und die Einzelnen. Aus den Quellen dargestellt von Dr. Alex. Kapp. — 3) Aristoteles Rhetorik, übersetzt und erläutert von Dr. Heinr. Knebel. — 4) Geschichte und System der platonischen Philosophie von Dr. K. F. Hermann. — 5) Sokrates nach dem Grade seiner Schuld, zum Schutz gegen neuere Verunglimpfung. Von Dr. Th. Heinsius. — 6) Die Freiheit des Menschen und die Persönlichkeit Gottes. Ein Beitrag zu den Grundsätzen der gegenwärtigen Speculation. Von J. Frauenstädt. — 7) Essais et fragments de philosophie et de théologie publiées par plusieurs professeurs du séminaire protestant et de la faculté de théologie de Strassbourg. — Länder- und Völkerkunde. Brasilianische Zustände. Nach gesandtschaftlichen Berichten bis zum Jahr 1837. Von F. Tize.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Stuttgart. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Nro. 80.

Stuttgart. (Fortsetzung.) — Bemerkungen. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 81.

Stuttgart. (Fortsetzung.) — Bemerkungen. — Bauwerke. — Skulptur. — Metallguß. — Plastik.

Nro. 82.

Stuttgart. (Beschluß.) — Plastik. — Denkmäler. — Malerei. — Statistik der Kunst. — Artistischer Verkehr.

Nro. 83.

Der Bäcker Eurysaces und sein Monument. — Bemerkungen. — Reisenotizen. — Kunstgeschichtliches. — Ethik der Kunst. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Neue Stiche und Lithographien. — Kupfer- und lithographische Werke. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 84.

Der Bäcker Eurysaces und sein Monument. (Beschluß.) — Gelegenheitliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern. — Neue Kupferstiche.

Nro. 85.

Rom, 15. August 1839. — Weimar, 30. September 1839. Neue Kupferstiche. Heilige Genovefa, gemalt vom Prof. Jakob Felsing in Darmstadt. — Persönliches. — Technisches.

Nro. 86.

Kunstausstellung in Weimar 1839. — Stuttgart, im September 1839. — Leipzig, im September 1839. — Kunstgespräch. — Technisches. — Kunstausstellungen.

Nro. 87.

Simon's Arabesken zum Oberon. — Kunstausstellungen. — Versteigerungen. — Museen und Sammlungen. —

Nro. 88.

Kunstnachrichten aus Holland. — Gelegentliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern. — Museen und Sammlungen. — Akademien und Vereine. — Bauwerke.

№ 235.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 1. Oktober 1839.

Oft erfüllet Er auch, was sich das zitternde
Volle Herz nicht zu wünschen wagt.
Wie von Träumen erwacht, sehn wir dann unser Glück,
Sehn's mit Augen, und glauben's kaum.
Also freuet' ich mich, da ich das erstemal
Seinen Armen entgegen kam.

Klopstock.

Blätter der Erinnerung.

Von L. Rellstab.

(Mein persönliches Bekanntwerden mit Jean Paul.)

Unter der oben gewählten Bezeichnung habe ich seit längerer Zeit angefangen, einzelne Begegnisse meines Lebens aufzuzeichnen, die entweder für mich, durch den Einfluß, den sie auf den Entwicklungsgang meines Innern übten, bedeutsam waren, oder welche durch Umstände und dabei betheiligte dritte Personen in der That ein Interesse gewinnen konnten, das sich vielleicht auch auf Entferntere überträgt. Was die Erinnerungen der ersten Gattung anlangt, so bleiben sie wohl am besten jenem vertrauten Kreise aufbewahrt, der durch Verhältnisse, welche einen nähern persönlichen Antheil erzeugen, mit mir verbunden ist. Denn durch die Merkwürdigkeit äußerer Begebenheiten kann meine Lebensgeschichte keinen Anspruch auf Oeffentlichkeit machen; und hätte mein geistiges Seyn und Wirken auch Bedeutung genug, um einem größern Leserkreise Theilnahme für die Wege einzuflößen, auf denen ich es errungen und behauptet, so wäre doch jezt noch nicht der Zeitpunkt gekommen, was geschriebenen Blättern anvertraut ist, der Welt frei zu übergeben. Denn einmal berührt es noch zu viele fremde Lebensverhältnisse, über die ich mir, so lange sie noch in lebendiger Wirklichkeit und Gegenwart bestehen, kein Recht anmaßen will,* andererseits ist es für mich selbst zu früh, da der noch im Wirken begriffene Mann dem Jünglingsalter zu nahe steht, um es unbefangen genug zu überschauen — halb gähren und brausen ja die jugendlichen Kräfte noch in ihm — und die früheste Zeit des Daseyns nur Keime treibt, die, wenn man sie nicht wenigstens bis zu den ersten selbstständigen Entwicklungen verfolgen kann, zu unterschiedslos erscheinen, um nicht jedem Leben angehören zu können.

Die zweite Gattung dieser Erinnerungsblätter aber knüpft sich entweder an Ereignisse oder an Personen; von den leztern üben einige für sich selbst mitunter die höchste Anziehungskraft des Interesses (z. B. Goethe, Beethoven). Bin gleich auch ich dabei nahe betheiligt, so verhalte ich mich doch nur dazu wie Veranlassung zur Ursache, wie der Zeuge zur Begebenheit, wie der Empfänger zum Geber. Wo das Aktivum unseres Daseyns außer uns fällt und wir das Passivum übernehmen, da hören wir

* Die neueste Literatur bietet nur zu viele Beispiele der anstößigsten Verletzungen des Heiligthums einer fremden Lebenswelt dar, die überdies noch oft von den eigensüchtigsten und frechsten Entstellungen der Wahrheit begleitet sind. Es wäre Pflicht jedes Schriftstellers von Ehre und Gewissen, wider diese Freibeuterei gegen Privateigenthum aufzutreten.

A. d. Verf.

auf, den Maßstab für die Bedeutung unseres Lebens zu bilden, und dürfen ohne Besorgniß, uns selbst zu hoch anzuschlagen, damit in die Oeffentlichkeit treten. Dem Geringsten kann eine solche Gabe der Schickungen, die seinem Daseyn Werth, nach Verhältnissen Wichtigkeit gibt, zu Theil werden. Große Männer und Begebenheiten, die wie Fixsterne selbst leuchten, erhalten und erheben Alles, was in den Kreis ihrer Strahlen tritt. Wer den Schreckensrückzug von Moskau überdauerte, wer nach Tagelanger Verschüttung aus den Trümmern eines Bergsturzes herausgegraben wird, der Leibmameluck Napoleons, das Schlachtroß Blüchers, der Spitz oder Pudel Jean Pauls, ja der Nachen, welcher den Cäsar über das stürmende Meer von Brundusium nach Dyrrhachium trägt, erbt von dem Interesse des Ereignisses oder der Person. — Einige Male war auch ich ein solcher glücklicher Erbe. Mein Lebensweg führte mich in die Nähe bedeutender, großer Männer; es war der Pfad, den ich wählte, ihn eifrig, oft nicht ohne Mühe verfolgte. Manch unvergeßlicher Augenblick wurde mir dafür zum Lohn; von Jean Paul, Goethe, Beethoven (ich nenne mit Absicht nur die Todten), bewahre ich eine lebendige Anschauung, die mir um so unschätzbarer ist, je mehr ich ein trauriges Geschlecht der Gegenwart, dem Pietät und Ehrfurcht verklungene Namen scheinen, sich in kahler Unbedeutendheit laut machen sehe.

Ich, hebe versuchsweise eines jener Blätter der Erinnerung aus meinem Leben heraus. Es ist mein erstes, längeres Begegnen mit Jean Paul, das ich dem Leser hier schildern will.

Im Jahr 1821 erfüllte mich ganz der Drang erzeugender Geistesthätigkeit, und suchte nach den verschiedensten Richtungen seine Auswege. Der Jüngling lebt im Ideal; dahin trieben nicht allein meine dichterischen Versuche aus diesen Tagen, sondern mir war auch noch das köstliche Gut gläubiger, heiliger Verehrung derjenigen geblieben, in denen meine Ideale sich verwirklichten. Goethe und Jean Paul waren es unter den Lebenden. Der unbegrenzte Reichthum an Liebe, der Jean Pauls Werke durchströmt, das größte und reinste aller Herzen, das darin schlägt, hatte von jeher die Gefühle, welche seine Bücher erweckten, mit vollstem Vertrauen auch an ihn selbst gewiesen; denn nie waren Werk und Schöpfer so Eins als in ihm. Zu ihm drängte es denn auch mich; von ihm anerkannt, gewürdigt, geweiht zu werden zu dem dichterischen Berufe, den Niemand so verklärte und verherrlichte als er, war der heißeste Drang des Jünglings. So hatte ich ihm denn schon im Winter des Jahres 1820 einige Dichtungen zugesandt und zugleich die Bitte ausgesprochen, ihn im Sommer des nächsten Jahrs in Baireuth selbst aufsuchen zu dürfen. Doch war dieser Zeitpunkt bereits herangekommen, ohne daß ich auf meinen Brief eine Antwort empfangen hätte; ich gab schon die Hoffnung dazu auf, weil man mir vielfältig gesagt hatte, Jean Paul pflege dergleichen Briefe nie zu beantworten, was bei der Menge derselben, die er zuverlässig erhielt, wohl natürlich wäre. Da auf einmal erhielt ich den folgenden Brief:

Baireuth, 11ten Juli 1821.
(Abgegangen den 20sten.)

Schon im Jenner fing ich ein Blättchen an Sie an, und jetzo erst schick' ich eines. Nach den 999 Entschuldigungen meines Aufschubs ist die 1000ste die beste, daß ich erst Ende Mais durch meine Wetterprophezeihung mich beredet habe, zu Hause zu bleiben, wenigstens bis Ende Augusts. Sie können also, freundlichster Leser und Briefsteller, mich finden, sobald Sie wollen. Aber um meine Erlaubniß hätten Sie in Ihrem Briefe nicht erst fragen sollen, mir eine Freude zu machen, da Sie zugleich lieben und dichten. — Aus Ihren mitgesandten Dichtproben erinnere ich mich indeß, da ich sie schon im vorigen Jahre gelesen, nichts, als daß mir die, welche dem so schönen „Blüchers Gedächtniß" ähnlich waren, am meisten gefallen. Verzeihen Sie nur einem, der als ein Vielschreiber von Buchern auch ein Vielschreiber von Briefen seyn muß, das Verspäten der Antwort, zumal da dieses doch besser ist, als ein häufiges Unterlassen derselben. Mit Liebe

Ihr ergebenster
Jean Paul Friedrich Richter.

Schwer würde es mir seyn, das begeisterte Aufwallen, das lang nachtönende selige Bewußtseyn zu schildern, welches der Empfang dieses Briefs mir und denjenigen bereitete, mit welchen ich damals die frohen Hoffnungen der Jugend theilte. Wie Jemand, der ein hohes Loos im Lotto gewonnen, oder ein Kleinod gefunden, eilte ich, als ich die beglückenden Zeilen zuerst hastig überflogen, dann unter freudigem Beben noch ein-, zweimal gelesen, alles Andere bei Seite lassend, hinweg, um die Empfindungen meiner überdrängten Brust auszuströmen.

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

San Marino.

Die Schatten ruhten noch auf den Thälern, auf den von Cytisus und Erlen umgebenen Maisfeldern, den Maulbeerpflanzungen und Weingärten der Romagna, als ich im leichten Wägelchen aus dem Thor von Rimini

und den im Frühstrahl der Sonne erglühenden Bergen zurollte. Meine Fahrt galt der Republik San Marino, jenem stolz die seufzende Ebene überragenden Phönixnest der Freiheit, dem kleinsten, ältesten, einzig echten Freistaat des alten Europas. Eine Quadratmeilen große Oasis, voll kräftig wurzelnder, 1400 Jahre alter, frisch grünender Freiheitsbäume, auf deren Wipfel nicht die blutigrothe Mütze des entfesselten Galeotten schaukelt, deren Stämme keine hohlen, prunkenden Reden der Phraseologen bekleistern, unter deren Schatten ein frisches, freies, fröhliches Volk sich des Daseyns erfreut, ein Urwald wahrhaft freiherrlicher Stammbäume — ist meines Erachtens ein würdigeres Reisemotiv als eine steeple-chase nach byzantinischen Basiliken oder allen jenen vom Geblöcke der reisenden Schafheerden wiederhallenden Echos.

Der Weg führt mächtig bergan, wohl unterhalten im Päpstlichen, kaum fahrbar auf republikanischem Gebiet. Auf allen Radien, die ich durch den Kirchenstaat einschlug, habe ich mich verpflichtet gefühlt, dem Ehrenmann von Kardinal, der jezt Commissario delle strade ist, dicke Lorbeerkränze zu winden; er verdient sie fürwahr, und manche transalpinische Regierung dürfte wohl thun, sich in diesem Punkt ein Exempel zu nehmen und gleichen Dank zu erwerben, indem sie ihr Augenmerk mehr auf die Mosaik der Chausseen als die der Museen richtete. Die Marineser sind die einzigen, denen ich ihr Straßenabsperrungssystem nicht verarge. Sie sind keine Handelsleute, haben nichts mit den Nachbarn zu verkehren und genügen sich vollkommen, eben wie die Wege ihren Saumthieren. Der Fremde, der Neugierige mag sehen, wie er fortkommt. Möcht' ich doch fast wünschen, daß die Grenzen dieses Eldorados mit unübersteiglicher chinesischer Mauer umgeben wurden, um auf Schillers Frage: „Edler Freund, wo öffnet sich dem Frieden, wo der Freiheit noch ein Zufluchtsort?" auch noch nach Jahrhunderten mit „zu San Marino" antworten zu können.

Die Sonne schwang sich höher empor. Die phantastischen Klippen von San Marino mit ihren drei Kastellen und der neuen blitzenden Kathedrale leuchteten glühend über den von dichtem Gestrüpp umbüschten Felswänden, und die Cicaden begannen ihre schrillenden Symphonien in den die Straßen einfassenden Granatenbüschen, deren Flammenblüthen aus dem glänzenden Grun überall hervorzüngelten. Eine Brucke bildet die Grenze zwischen dem päpstlichen Gebiet und dem der Republik; auf dem mittelsten Bogen begegnen sich die Wappen, die gekreuzten Schlüssel des Himmelspförtners, die drei Federn San Marinos. Hinter dem Flecken Serravalle steigt die Straße schroffer hinan; aber dem felsigen Boden trotzend, wanden sich Weinreben überall an den Maulbeerbäumen, schmückten die Aecker sich rings mit üppiger Saat, bis an den Fuß des eigentlichen Felskammes, an dem das Borgo di San Marino liegt. Ich stieg aus dem Wagen und sezte meinen Weg zu Fuß fort; er leitet im Bogen, den Fels umkreisend, in die eigentliche Bergstadt. Alle italienischen Reisecompendien, welche sich untereinander wie die Nachfolger Banquos im Hexenspiegel abglänzen, narriren von dem öffentlichen in Marino gebildeten Hazardspiel und den zahllosen Bettlern; ich habe weder diese noch jenes zu sehen bekommen, wohl aber ein freundliches, dienstfertiges, still emsiges Völkchen, welches, anstatt wie in den andern italienischen Städten, den Fremden wespengleich zu umsummen, seine Arbeit nur verläßt, um ihn gutmüthig, und ohne auf Belohnung zu rechnen, zurechtzuweisen.

Unweit des Thors liegt auf geebnetem Platze, der mehrere Cisternen enthält, das Stadthaus, kenntlich am Wappen der Republik, den drei Bergen, auf deren jedem ein Thurm mit der Straußfeder steht. Die Straßen sind eng, und oft, vom Terrain bedingt, nur Treppen mit Geländern. Das schönste Gebäude, und erst in der jüngsten Zeit vollendet, ist die nach der Zeichnung von Giuseppe Sartore von Muscoli entworfene Kirche des heiligen Marino, die einzige Kirche Italiens, bei welcher die antiken Tempelmotive dem christlichen Zweck glücklich angepaßt worden sind. Vier korinthische Säulen von Sandstein tragen die Vorhalle, zwölf, mit Stuck bekleidete das Mittelschiff, vier das Chor, an welches sich zwei Seitenkapellen schließen. Hinter dem mit grauem und grünem Marmor bekleideten Hauptaltar steht auf einem Säulenschaft die schöne Marmorstatue des heiligen Marinus, Stifters der Republik, eines würdigen, von langem Bart umwallten Greises in reichem priesterlichem Ornat, welcher mit der Rechten auf eine entfaltete Rolle deutet, auf das Wappen des Freistaats mit der goldnen Devise: „Libertas." Sancte Marine, ora pro nobis! murmelte ich leise. Die Statuen des Heilands und der Apostel sind in den Nischen des Chors und der Seitenschiffe vertheilt, in vier andern, an der Eingangspforte und am Chor, die edelgeformten Bildsäulen der Stärke, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Wahrheit. Die Gemälde der Seitenaltäre und Stationen sind wenigstens nicht schlechter als die so mancher anderer hochgefeierter Kirchen. Der ganze Tempel trägt das Gepräge der Würde, der Simplizität und Heiligkeit. Er war leer bis auf eine Alte, welche, die Spindel drehend, auf der Schwelle saß und sich eben nicht weiter um mich kümmerte. Das Gesindel, welches durch ganz Italien die Kirchen zu Salons des Müssiggangs, der Heuchelei und Bettelei entweiht, fehlte hier. Die Marineser dienen ihrem Gott in Werken, nicht in Worten.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, September.

Schluß der Saison.

Die glänzenden Erwartungen des Frühjahrs hat der Sommer gerechtfertigt und übertroffen, und die großartigen Neuerungen und Vorbereitungen im Conversationshaus zum Empfang einer eben so auserlesenen als zahlreichen Gesellschaft, aber welche Sie seiner Zeit Nachrichten erhalten und Ihren Lesern mitgetheilt haben, waren nicht vergeblich; denn die diesjährige Saison hat alle früheren an Glanz bei weitem überflügelt, und mit ihr beginnt, wie es voraussusehen war, für den Curort eine neue Zeitrechnung, in der noch lange fort und fort Jahre an Jahre sich als Kleinode an einander reihen mögen. — Obschon täglich noch neue Gäste anlangen und der größere Theil der Herrschaftswohnungen noch besetzt ist, so ist dennoch die eigentliche Saison als beendet zu betrachten. In Gasthöfen und Privathäusern findet der einzelne Antömmling ohne Schwierigkeit bequeme Unterkunft; die table d'hôte füllt nicht mehr in Hufeisenform den ganzen Speisesaal, sondern zieht sich einfach unter dem Kronleuchter hin, und gewährt hinlänglichen Raum für die fünfzig oder sechzig Tischgenossen, die von dem gewohnten Zudrang der Hunderte übrig geblieben; eben so sind die Reihen der Besucher des Conversationshauses gelichtet, so daß die Gesellschaft schon mit geringer Aufmerksamkeit sich übersehen läßt, und eigentliches Gedränge nur noch die grünen Tische umgibt, auf die fortwährend der metallene Regen niederthaut, und an denen die Leute immer noch sich die Plätze streitig machen, als würde da Gold vertheilt, statt eingezogen. Bei alle dem aber fehlt es nicht an ausgezeichneten Erscheinungen, an schönen Damen von der ersten Eleganz, und überhaupt an Allem, was hinreißen würde, an jedem andern Orte diese „beaux restes" als eine glänzende Versammlung erscheinen zu lassen, so daß unsere verwöhnten Blicke dazu gehören, hier eine Abnahme wahrzunehmen. Es ist aber auch kein Wunder, wenn die Augen sich verwöhnten! Man denke sich einen lauen Sommerabend in den reizenden Oosthal, dessen Gebirge sich in anmuthig geschwungener Linie an dem heitern Nachthimmel zeichnen, und nun hineingezaubert in diese entzückende, üppige Natur, in diese Berge und Wälder, in diese von Düften gewürzte Nachtluft den Boulevard des Italiens mit seinem eleganten Gedränge von Damen in ausgesuchter, frischer Toilette, von nicht minder sorgfältig angezogenen Herrn mit gelben Handschuhen, und dazwischen allerlei sondrbare Erscheinungen: die vielfachen Originale, welche Altengland alljährlich in alle Welt versendet, die alterude Coquette am Arm des jungen Dandy, der ihr, nach den vorbeigiehenden Schönheiten schielend, den Dampf seiner Cigarre unter die Nase bläst, der auf drei Stühle hingelagerte Friseur, wie er ein Gentleman zu seyn wähnt, indem er die elegante Jugend und ihre Untugenden nachahmt, und all der Trop, welcher der Gesellschaft sich anschließt, und, wenn auch ohne zu überwiegen, in ihr sich bemerkbar macht. Man denke sich einen Ball im großen Saale des Conversationshauses, der — in diesem Jahre zum ersten Male — in seinem ganzen Umfange, des großen Zudrangs halber, zu den Samstagsbällen benutzt werden mußte, und wahrlich zu diesem Behufe nicht zu geräumig erschien; denn es war ein unterscheidendes Zeichen der letzten Saison, daß die gute Gesellschaft auch an Zahl der überwiegende Theil war, so wie seit Jahren schon mehr Gesunde als Kranke des Wegs einherziehen, insofern wir übereingekommen sind, die gesund zu nennen, welchen die Heilquelle nicht helfen soll. Diese hals pores waren das Ausgezeichnetste, was in der Art jemals gesehen worden, und ihre würdigen Vorgänger waren die Tanzversammlungen in dem neuen Reunionssaal, die jedoch ihrerseits einen sonderbaren Anfang nahmen; denn auf den beiden ersten Reunions im Juni, welche schon sehr stark besucht waren, wollte kein Paar mit dem Tanzen beginnen; vergebens lockte das Orchester mit den neuesten, sodnsten und verführerischsten Weisen, und erst an dritten Abend brach das starre Eis der Zurückhaltung, um für immer der ungezwungensten Lust den Platz zu räumen. Man war schier versucht, zu glauben, die seltene Pracht des eben erst vollendeten Saales mit seinem Festons von künstlichen Blumen stöße eine gewisse Scheu ein, die jes den adelt, zuerst einen Schritt zu thun, der den Staub aufwirble und von all der Herrlichkeit den Schmelz der Neuheit wegzuwischen den Anfang mache. — In demselben Saal wurden mehrere Concerte abgehalten, zuerst das der liebenswürdigen Anna Rodena Laidlaw, Pianistin der Königin von Hannover, dann zwei, welche Beriot und Thalberg mit einander gaben, und die außerordentlich stark besucht waren, und zwar nicht nur wegen des großen Rufes dieser Künstler, sondern auch, weil sie den glücklichen Gedanken hatten, den Preis der Eintrittskarte auf zehn Franken zu erhöhen, statt der seit mehreren Jahren gewöhnlichen sechs, welche jetzt auch der geringste Hadbrettschlager verlangt. In glücklicher Steigerung folgte diesen Concerten das, welches Ole Bull im großen Saal des Conversationshauses veranstaltete, und das sowohl in Hinsicht auf musikalische Leistungen, als in Betracht der Versammlung der Glanzpunkt der Saison war. Man hatte den Künstler lange bitten müssen, bevor er den Entschluß faßte, sich hier öffentlich hören zu lassen, und dadurch war ein Vorurtheil gegen ihn rege geworden, obschon seine Freunde und Bekannten wußten, daß ihn nur körperliche Leiden zu der auffallenden Zurückgezogenheit bestimmt hatten; dennoch füllte sich der weite Raum, und das hinreißende Spiel verstöhnte auch den letzten der Grollenden. Wie neben jenem geisterhaften Italiener sind auch neben dem phantastischen Norweger alle Geiger von Holz, wie ihre Geigen, aber man thut allen beiden Unrecht, wenn man sie mit einander vergleicht. — Das gesellige Leben war in diesem Sommer fast durchaus nur ein öffentliches, namentlich in Hinsicht auf Bälle, deren nur einer außer dem Conversationshaus, im englischen Hof, zu Ehren des Prinzen Wilhelm von Preußen veranstaltet wurde, und so zeigte sich deutlich, daß die Privatcirkel der früheren Jahre nur deshalb in Aufnahme gekommen, weil der ältere Reunionssaal nicht hinlänglichen Raum bot, ein Zeichen mehr, daß die Erbauung des neuen nicht überflüssig war. — Noch weiß man nicht, wer den Winter über hier verweilen, und ob die Gesellschaft sehr zahlreich seyn wird, doch ist letzteres um so mehr zu vermuthen, als die gegründete Hoffnung vorhanden, daß Benazet einige Säle des Conversationshauses offen halten werde, wie eine von beinahe dreihundert Bürgern Badens unterzeichnete Vorstellung verlangt. Für das nächste Jahr werden bedeutende Wodereinlungen getroffen: geschäftige Hände sind thätig, die neue Trinkhalle im englischen Garten aufzuführen, dessen Anlagen um viele Morgen Landes unter der Leitung und nach dem vor zwanzig Jahren schon entworfenen Plan des Schweizer Gartendirektors, Geh. Hofr. Zeyher, erweitert werden, was als kein geringer Triumph für den thätigen und rüstigen Greis erscheint, der schon vor so vielen Jahren Badens das zumal erst im Werden begriffene Bedeutung erkannte, und den Platz ersah, seinem vielfachen glücklichen Wirken als Landschaftsgärtner hier das schönste Denkmal zu setzen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 2. Oktober 1839.

Auf unerschütterlichem Felsen und nicht zugänglich der Habsucht,
Blieb ich in Einfachheit alten Gesetzen getreu.

Platen.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Ich erstieg die alte Burg, das erste und weitläufigste der drei Kastelle, welche die Felsenspitzen krönen. Ein dienstfreundlicher junger Mann, welcher in seiner Person die Aemter eines Festungscommandanten, Gefängnißwärters und Glöckners vereinigte, führte mich herum. Das ganze Kastell besteht aus nicht viel mehr als aus drei durch Mauern verbundenen Thürmen; die andern Vesten sind gar nur einzelne Warthen. Die äußerste südliche führt in der Wetterfahne einen Thurm und eine Feder, die zweite deren zwei, die dritte das vollständige Wappen. Der Commandant, ein gesprächiger, wohlunterrichteter Bursche, führte mich zuerst in die seiner Hut vertrauten Kerker. Sie waren sämmtlich hell, trocken, reinlich, und was mehr noch sagen will — leer. In dem letzten hob er eine Fallthüre und ließ mich in einen lichtleeren Raum starren. „Dort unten," flüsterte er heiser, „hat noch vor drei Monaten Einer gesessen und ist dort noch vor geschlossener Untersuchung gestorben." — Schaudernd fuhr ich zurück. — „Aber," setzte der Wärter, als er mein Entsetzen gewahrte, hinzu, „es war auch ein Mörder, ein grausamer, blutiger Mörder. O Herr, es ist der erste seit zwanzig Jahren und drüber, der dort unten gesessen hat. Ein kleiner Diebstahl, eine Eifersüchtelei — so etwas kommt hie und da wohl noch vor — zwei, drei Monate Gefängniß, das ist das Höchste; aber ein Todtschläger, Signore!" — Der Abscheu, mit dem der junge Mann von einem Morde sprach, war nicht italienisch, romanesk am wenigsten. Dort denkt man liberaler über solch ein Accidenza.

Aus dem Verließ führte der Custode mich versöhnend nach der Zinne seines Glockenthurms und ließ mein Auge im Rundblick über die endlose Apenninenkette schweifen, über die Hügelketten und Thäler, Städte und Dörfer, nach den Flüssen und dem sonnenglühenden Meer. Er nannte mir die entlegenen Gipfel, zeigte auf die ferne Einsiedelei der Madonna del Monte di Cesena, auf Monte Calia, Nerone, auf die jetzt von Franzosen ausgebeutete Solfatara und Monte Leone, auf das am Abhang liegende Verocchio, welches Bonaparte mit der Republik vereinigen wollte und von dieser ausgeschlagen ward, auf das weite Kiesbette der wie alle Küstenflüsse ausgetrockneten Marettia, und die über Höhen und Schluchten sich windenden Grenzen der Republik. Die Sonne stand bereits zu hoch, um die gegenüberliegende dalmatische Küste erkennen zu lassen. Es ist dies eine der überschwenglichsten Fernsichten Italiens.

Ich ging in ein Kaffeehaus, per far rinfresco; die Thür stand weit offen, aber die Gemächer waren verödet

nicht einmal der Bottega war zu spüren, und ich mußte mit trockenem Munde abziehen. Ich wandte mich nach der nahgelegenen Kirche San Francesco am Thor. Auch diese war mit Ausnahme des Messe lesenden Priesters, des Ministranten und einiger alten Weiber leer. Zwei alte, gute Gemälde fesselten meine Aufmerksamkeit; den Namen der Meister konnte ich nicht erfragen. Besonders vortrefflich war das eine, auf Holz gemalte, leider bereits geborstene. Der graziösesten Madonna auf dem Thron, welche an die schönsten des Francesco Francia erinnert, stehen zwei Heilige zu jeder Seite: rechts die heilige Catharina und San Bruno, nach dessen Stab das Jesuskind lieblich naiv die Händchen ausstreckt, links Johannes der Täufer und ein jugendlicher, mir unbekannter, besonders vortrefflich gemalter Heiliger. Zu Füßen des Throns sitzen zwei Engel, von denen der eine mit gekreuzten Beinchen die Zither spielt, der andere sehr ernsthaft die Schalmei spielt und dabei streng auf das Notenblatt blickt, welches er auf den Knieen vor sich liegen hat. Neben ihm kauert ein schwarzer Kater mit gekrümmtem Rücken. Die Landschaft des Hintergrundes ist wundersam phantastisch.

Ich erwähne dieses Gemälde, um dem Geschlecht derjenigen, welche lieber mit hölzernen Heiligenbildern als mit freien Menschen zu thun haben, zu beweisen, daß Marino von beiden vortreffliche Exemplare aufzuweisen habe. Ich für meinen Theil, der ich es mit der leztern Spezies, den Freien halte, theile Canovas Meinung, welcher den Bürgerbrief von Marino allen seinen akademischen Diplomen vorzog, und möchte, wenn mir einmal ein Wunsch frei steht, gleich ihm, Freibürger von San Marino seyn, oder doch wenigstens — König von Yvetot.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Indem ich daran denke, überkommt mich eine leise Wehmuth, daß die Nerven für das Gefühl solcher heiligen Zustände, die die Jugend im reichsten Maß genießt, sich durch die abschleifende Macht des Lebens so stumpf abglätten. Was könnte mir heute noch begegnen, das so, wie ein Blitz, eine helle Sonne der Freude, den ganzen innern Himmel erhellte und verklärte? Und wer hätte in reiferen Jahren so viele Theilnahme, Freundschaft, Liebe, daß er ein solches Ereigniß nach vielfachen Seiten hin mitzutheilen, seine Gefühle in fremde Brust zu ergießen sich gezwungen fühlte? O die Jugend weiß nicht, an welchen köstlichen Schätzen sie überreich ist, wenn sie ein unschuldiges, ein das Große verehrendes, an das Gute glaubendes Herz als unerläßliche Wünschelruthe, sie zu heben, mitbringt! Wie arm und traurig scheint mir eine anmaßliche, sich im Gefühl ihrer frischeren, aber darum nicht größeren Kräfte nur eitel überschätzende Jugend, die nicht empfängt, sondern voreilig nur geben will, als Früchte zu spenden meint, was Unreifes in ihr keimt, und darüber ihr Inneres, wie bei jeder zu früh genuzten Kraft, bis zur ödesten Leere erschöpft! Eine solche Jugend prägt sich in den Halbtalenten unserer heutigen Literatur aus, die nichts erbauen, oder ihren, frech das Vorhandene einreißenden Uebermuth für schaffende Kräfte halten. Aber mit Freuden erkenne ich andererseits auch, daß sich viel edle, würdige Kräfte regen und entfalten, die uns bei reiferer Sonne auch eine Fülle erquickender Früchte versprechen.

Eilen wir von dieser Abschweifung in die unerfreuliche Gegenwart in das schöne Damals zurück. Den Andeutungen des Briefes folgend, richtete ich meine Abreise so ein, daß ich mit dem Ende des Augusts Baireuth erreichen mußte. So reich an Erinnerungen der wohlthuendsten Art der Beginn dieser Reise über Dresden, Teplitz und Karlsbad auch ist, versage ich mir's doch, hier auch nur mit einigen Zügen das Bild der Vergangenheit zu zeichnen, und wende mich gleich dem Gegenstande zu, dem dieses Erinnerungsblatt besonders gewidmet ist. Ich kann hier zum Theil noch aus den lebendigen Eindrücken jener Tage selbst schöpfen, da ich einen ausführlichen Brief vor mir habe, der mir statt eines Tagebuchs dient; leider ist ein zweiter, welcher noch näher auf die geistigen Momente des Zusammenseyns mit Jean Paul einging, mir durch traurige Verkettungen verloren gegangen. Doch ist mein Gedächtniß, ich darf es behaupten, ein so treuer Bewahrer dieser tiefen Eindrücke gewesen, daß ich sie in ihrer Hauptgestaltung auch ohne alle äußern Hülfsmittel erneuern könnte. So will ich denn den möglichst getreusten Abdruck derselben geben und mich mit wahrem Gefühl des Glücks in die schönen Jugendtage zurückversetzen. — Möchte es mir gelingen, dem Leser nur einen Theil meines Empfindens mitzutheilen, so würde er mir gewiß nicht ungern folgen.

Am 23sten August (1821) traf ich von Franzensbrunn zu Fuß in Wunsiedel am Fichtelgebirge ein, einem Städtchen, dessen Name damals einen bedeutungsvolleren Klang (für deutsche männliche Jugend besonders) hatte, als jezt, wo viele Leser vielleicht gar keine besondern Gedanken damit verknüpfen. Allein Wunsiedel war der Geburts- und Wohnort Sands, dessen That in jener Zeit noch mit den lebendigsten Farben vor der Seele stand und, wie man auch die unglückliche Verirrung ursprünglich edler Gesinnungen als solche erkennen mußte, doch eine tiefe Theilnahme für den Jüngling erregt hatte, der einer erhabenen Sache durch Mittel zu dienen

glaubte, die entschieden verworfen werden mußten. Die Eltern des Jünglings bewohnten den Ort noch; in meiner Empfindung war die Trauer dieser, besonders der gebeugten Mutter, auf die sich durch de Wettes berühmten Brief die Theilnahme noch näher gerichtet hatte, ein Ereigniß, das dem Orte eine düstere Weihe gab. Deßhalb ist der Abend, den ich dort verlebte, einer derjenigen, die mir, obgleich nichts Einzelnes von irgend einer Bedeutung sich daran knüpfte, unvergeßlich in der Seele stehen. Noch heut sehe ich das Wirthshaus, die Gaststube zur Rechten des Thorwegs, den Markt vor demselben, die Wirthsleute in bestimmten Umrissen vor mir. Der Abend war still und grau; ein beim Gehen wund gewordener Fuß hielt mich ab, das in der Nähe des Städtchens gelegene Alexandersbad nebst der Luisenburg zu besuchen. Wehmüthige Empfindungen, die die tagesgeschichtliche, traurige Merkwürdigkeit des Orts, zum Theil auch der Ernst der großen Stunde erzeugten, die mich morgen in die Nähe des von allen Lebenden am höchsten von mir verehrten Mannes führen sollte, erfüllten mich. Ich ließ den ganzen Nachmittag das Stillleben des Städtchens an mir vorüberziehen. — Eine Seiltänzertruppe war angelangt und wohnte in demselben Wirthshause; gegen Abend spannte sie das Seil über die Gasse aus, um vor dem versammelten Volk ihre Kunstfertigkeit zu zeigen und den Dank in kleinen Gaben drunten einzusammeln. Dies und der Umstand, daß ein junges Mädchen, ein Kind von dreizehn bis vierzehn Jahren, das ich im Wirthshaus in weiblicher Kleidung gesehen, dort in Knabentracht Antheil an den gefährlichen Uebungen nahm, mußte mich lebhaft an die Blätter im Wilhelm Meister erinnern, die Aehnliches schildern und uns Mignon zuerst vorführen. — Die romantischen Empfindungen und Vermuthungen, welche ich hegte, waren gewiß nicht am Ort, brachten jedoch dem braunäugigen Mädchen mit aufgeflochtenen Zöpfen, welche das Geld einsammelte, eine reichere Gabe auf ihren zinnernen Teller.

Ich hatte mich als Fußwanderer sorgfältig über den Weg nach Baireuth, den ich andern Morgens antreten wollte, erkundigt. Es gab deren zwei; der, welcher der großen Straße folgte, war weiter, aber nicht zu fehlen; der andere, mehrere Stunden nähere, führte quer durch das Fichtelgebirge, war aber, da er aus lauter Waldstegen und Fußpfaden bestand, ohne einen genau unterrichteten Führer nicht zu treffen. Sehr erfreulich war mir daher die Nachricht, daß mit dem Frühsten ein Bote nach Baireuth abgehen werde, dem ich mich anschließen könne, und der auch Gepäck trage. Spät noch wurde ich benachrichtigt, daß der Bote, um die Hitze zu vermeiden, schon in der Nacht aufbrechen wollte; ich legte mich daher sofort nieder, da ich nur noch einige Stunden zum Schlaf vor mir hatte.

Um ein Uhr schon wurde ich aus lebhaften und verworrenen Träumen geweckt. Um zwei Uhr hatten wir bereits Wunsiedel im Rücken. Wir bildeten eine kleine Caravane; denn dem Boten half noch seine Frau tragen, und mehrere andere Leute aus dem Städtchen hatten sich ihm angeschlossen. Unter ihnen war eine jüngere Frau, die ihr zweijähriges Töchterchen, ein liebreizendes Lockenköpfchen, in ein Tuch gebunden auf dem Nacken, und dabei doch noch eine beträchtliche Last trug. Das Wesen aller dieser Leute, ihre wohllautende Mundart, das unverholene Darlegen dessen, was sie erfüllte, sagte mir im Innersten zu. Stets habe ich mit einer Art von Beschämung den Gegensatz empfunden, in den so von der Welt und ihren Gaben verwöhnte, überschüttete Großstädter, wie ich einer war, die mit gesättigter Begierde immer mehr und mehr verlangen, zu diesen beschränkten Kreisen des Daseyns treten. Der großstädtische Hochmuth wurde mir da zur wahren Demuth, und mit Rührung sah ich, wie das, was uns so wenig, so nichts ist, dort so viel seyn kann, mit herzlichstem Dank als eine hohe Gabe der Vorsehung empfangen wird. Zumal bewegte es mich, mit welcher entgegenkommenden Unterordnung sich diese einfachen Leute dem für sie so vornehmen Genossen anschlossen, und ihm alles Liebreiche und Freundliche anthun mochten, in dem demüthigen Glauben, ihm gebühre es überall, das Beste zu empfangen, den Vorzug zu genießen.

Die Nacht war mild, die Sterne blinkten freundlich, die abnehmende Mondessichel war dem Versinken nahe, leuchtete aber doch noch genug, um den Pfad halb zu erkennen. Bei einer Wendung des Wegs hatten wir plötzlich einen überraschend schönen Anblick vor uns. Eine prächtige Feuergarbe weißglühender Funken, die sich oberhalb in röthliche Lohe und dicke schwarze Rauchwolken verlor, sprühte aus dem Schlott eines Eisenhammers, und diente uns eine Zeitlang zum Zielpunkt auf dem über Wiesen hinlaufenden Fußsteig. Als wir das Werk mit seinen brausenden Triebrädern und pochenden Hämmern hinter uns hatten, und sein Geräusch sich in die Ferne verlor, nahm uns dichtes Gebüsch auf, und der Weg zog sich steil bergan. Hier verließ uns das Licht des Mondes, Finsterniß des Waldes umhüllte uns, der Pfad klimmte über Felsstufen und schlüpfriges Moos. Noch jetzt ergreift mich die Natur des Gebirgs mit eigenthümlichen Schauern; damals, wo sie mir neuer, der Jugendreiz unendlich lebhafter war, brachte sie mein ganzes Innere in Aufregung. Ein seliges, geheimnißvolles Entzücken durchströmte mich beim Anblick eines finster aufsteigenden Bergrückens, beim Brausen schäumender Waldbäche. In der dürren Ebene aufgewachsen, hatte diese Gestalt der Natur etwas so Fremdartiges, Wunderbares für mich, daß sie stets den

Eindruck eines außerordentlichen Ereignisses machte, der sich auch heut nur gemindert, nicht verloren hat. — Der vor mir liegende Brief ist mit der warmen Schilderung dieser Nachtwanderung erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Der Buchhandel und die literarischen Marschälle.

Der Dichter Sainte-Beuve hat in den lezten Heften der Zeitschrift Revue des deux mondes einen Aufsatz über den literarischen Gewerbfleiß gegeben, worin zum Glücke nicht seine Phantasie, sondern bloß sein Scharfsinn sich äußert, und welcher daher recht gute prosaische Wahrheiten enthält. Der Verfasser zeigt nämlich, welch merkantilischer Geist gegenwärtig in der Literatur herrscht, dessen verderbliche Wirkungen leider schon sehr bedeutend sind, und den so tief gesunkenen Buchhandel in Frankreich noch elender machen müssen. Balzac hat neulich in einem Schreiben an das Tageblatt la Presse die wenigen Schriftsteller à la mode, deren Werke reißend abgehen, und im Inlande wie im Auslande nachgedruckt werden, mit den französischen Reichsmarschällen verglichen, und dies bezeichnet ziemlich richtig den gegenwärtigen Zustand der französischen Literatur. Einige wenige Schriftsteller herrschen in den Tageblättern, in den Zeitschriften, in allen literarischen Unternehmungen. Ihre Namen sucht der Verleger eines neuen bedeutenden Unternehmens anzuwerben, und hat er diese, so wird alles andere Nebensache. Eben so geht es auf der Bühne, wo einige beliebte Schriftsteller herrschen und den andern unbekannten den Zutritt versperren. Um diese wenigen Modeschriftsteller zu gewinnen, hat sich an einigen Theatern der Mißbrauch eingeschlichen, daß ihnen der Direktor bei Ablieferung jeden neuen Stückes eine Prämie von 5000 Franks baar zahlt, ehe er noch weiß, wie das Stück aufgenommen werden wird. Das eigentliche Honorar für jede Aufführung seines Stückes bekommt der Dichter noch außerdem. Eine schädliche Einwirkung auf die Literatur schreibt Sainte-Beuve den Vierzig-Franks-Journalen zu, welche bekanntlich vor wenigen Jahren als furchtbare Nebenbuhler der Achtzig-Franks-Journale aufgekommen sind. Da ein solches Journal beinahe achtzehn Franks an Stempelgebühr kostet, so bleiben der Expedition nur zweiundzwanzig Fr. übrig, wofür sie den Druck und die so kostbare Redaktion zu bestreiten hat. Nun haben zwar einige dieser Vierzig-Franks-Journale, besonders la Presse und le Siècle, viele tausend Abonnenten (das Siècle rühmt sich, deren über 20,000 zu haben); allein da sie auch berühmte Schriftsteller an sich ziehen, um Feuilletons von ihnen zu bekommen, und dieselben sehr hoch besolden, so kann wenig Gewinn herauskommen. Diese Blätter müssen daher mehr noch als die Achtzig-Franksjournale auf die Annoncen rechnen, und diese von den Einsendern theuer bezahlten Annoncen sind nicht bloße Intelligenznachrichten, bloße Anzeigen von verkäuflichen Sachen, sondern rühmende Aufsätze über neue Literatur- oder Kunstwerke, neue Theaterstücke u. s. w.; zuweilen sind es ausführliche Kritiken, voll von Lobhudeleien, die sich meist der Verfasser des neuen Buches, des neuen Kunstwerkes oder des neuen Theaterstückes selbst ertheilt. Dadurch sind nun die Tageblätter zu posaunenden Ankündigungen herabgesunken, wobei es schwer hält, das bezahlte Lob von dem freiwilligen zu unterscheiden; denn obgleich anfangs die Annoncen von dem übrigen Theile des Journals durch einen Querstrich getrennt wurden, so hat diese Marke doch nicht lange Stand gehalten. Das erkaufte Lob ist über den Querstrich hinaufgesprungen, und hat sich das Ansehen eines unparteiischen Lobes gegeben. Dieser Unfug herrscht mehr oder weniger in den meisten Pariser Tageblättern; aber die Vierzig-Franks-Journale müssen häufiger als die andern zu demselben ihre Zuflucht nehmen, um sich halten zu können, indem der Abonnementsertrag dazu nicht hinreicht. Eines andern Unfugs gewisser Modeschriftsteller, welche aus ihren kleinen Geistesprodukten zwei- und dreifachen Gewinn ziehen wollen, ihre Novellen und Romanen zuerst als Feuilletons, dann als Bücher (mit vielen leeren Blättern, um sie anzuschwellen) und zulezt auch noch als Theaterstücke in die Welt senden, und sie also dreimal dem Publikum aufbinden, habe ich in einem frühern Berichte erwähnt; auch diesen rügt Sainte-Beuve, und macht sich über den Zorn Balzacs lustig, welcher den Büchervertäufern zu Leibe will, weil sie so pfiffig sind, seine Feuilletons zusammenbinden zu lassen, damit sie nicht nöthig haben, sich seine Romane in Büchergestalt mit großen Kosten anzuschaffen. Balzac ist jezt Vorstand des Schriftstellervereins, hat aber, wie es scheint, noch kein Mittel gefunden, die Bücherverleiher zu zwingen, seine Schriften zweimal anzukaufen, einmal als Feuilletons und dann als Bücher. Von diesem Schriftstellerverein, welcher bisher wenig genüzt hat, scheint Sainte-Beuve nichts Gutes zu erwarten, und äußert sogar die Furcht, er möchte eine neue Aeußerung des leidigen merkantilischen Geistes werden, eine Art Assekuranz gegen böse Kritiken und gegen Alles, was die Schriftsteller hindern könnte, ihre Werke gut abzusetzen. Balzac hatte den sonderbaren Einfall, der Regierung vorzuschlagen, sie solle jährlich einige Millionen dazu verwenden, die Werke der sogenannten Marschälle der Literatur herauszugeben, und, wie sich von selbst versteht, die Verfasser königlich zu honoriren. Ihre Werke würden dann ein Gemeingut wie das Daguerreotype, und zugleich würde dem verhaßten Gewerbe der Brüsseler Spekulanten ein Ende gemacht, weil alsdann Jedermann sie drucken könnte. Alles dieses nimmt sich kurzweilig aus, aber leider ist der schlechte Zustand des Pariser Buchhandels eine ausgemachte und allzubekannte Sache. Außer den schönzeistigen Schriften, besonders den Romanen berühmter Modeschriftsteller, und außer den Unterrichtsschriften, deren Absatz bei den Studirenden so ziemlich gesichert ist, werden nur noch wenig Bücher ernsthaften und nüzlichen Inhalts von den Schriftstellern verlegt, und die vielen Bankerotte, besonders der großen Buchhandlungen Delloye und Pourrat haben den gesammten Kredit des Buchhandels erschüttert. Jezt wollen die Buchhändler zusammentreten und über ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten berathschlagen. Schon ist in den Zeitungen von einem Anleihen die Rede, das sie zu unterhandeln gedenken. Vielleicht hoffen sie, wie im Jahr 1830, einige Millionen Franks als Vorschuß von der Regierung zu bekommen. Ist diese aber klug, so wird sie dem Ansuchen kein Gehör geben. Die ungeheuren Summen, welche sie im Jahr 1830 dem Buchhandel vorstreckte, sind zum Theil in schlechte Hände gerathen, und haben dem Buchhandel wenig genüzt; auch ist dem Staatsschatze nicht viel davon zurückerstattet worden. Zwar hatte man ihm eine ungeheure Masse von Büchern als Pfand übergeben; allein als man anfing, dieselben in Versteigerungen verkaufen zu lassen, sanken sie so beträchtlich im Werthe, daß man es für zweckmäßig hielt, damit aufzuhören.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 3. Oktober 1839.

— 's gibt Flecke,
Auf die des Himmels launenhafte Huld
Verſchwenderiſch den Segen niederſchüttet:
Und dieſer iſt davon. —

Otway.

Damaskus. *

Von G. H. v. Schubert.

Wenn ich des erſten Eindrucks gedenke, welchen Damaskus auf meine Sinnen machte, dann fühle ich mich noch immer von einer leiſen Anwandlung jenes ſchwärmeriſchen Entzückens ergriffen, mit welchem die Bekenner des Islams dieſes vielſäulige Irem, dieſe wie Eden prächtige, von dem Propheten dreimal ſelig geſprochene Hauptſtadt Syriens preiſen. Die drei Jungfrauen des Himmels, welche Allah zur Beſeligung des Paradieſes geſchaffen: Schönheit, Fülle und Weisheit, gingen einſt wandeln auf Erden, daß ſie die Stätte fänden, welche vormals des unſterblichen Edens ſterbliche Schweſter war; ſie wandelten lange und ſuchten, da aber, wo es der Weisheit zu ſeyn beliebte, da mochte die Schönheit nicht wohnen; wo die Fülle am meiſten ſich daheim fühlte, da mißfiel es der Weisheit. Da ſprach die Weisheit zu den beiden Schweſtern: laßt uns vereinzelt mit dem Flug der Schwingen durchziehen Meer und Land; nach dreien Tagen begegnen wir uns im Thal von Mina; dann ſage jede von uns, wo ſie das Eden der Erde gefunden. Und da die Dreie ſich begrüßten im Thal von Mina, da ſagte die Schönheit: Edens Abglanz iſt Scham,* denn auf keinen andern Ort der Erde fällt ſo herrlich der Strahl der Schönheit von Allahs Angeſicht. Die Fülle ſagte: Edens irdiſche Schweſter iſt Dimiſchk, ** denn keine andere Stätte duftet ſo mächtig nach Allahs ſchaffender Fülle. Die Weisheit rief: das Paradies Gottes bei den Menſchen iſt Damaskus, denn nirgends wie hier hat Allah ſolche Gedanken und Worte der Weisheit auf Herzen und Lippen der Menſchen ergoſſen. Da beſchloſſen die Schweſtern, daß ſie bei Damaskus drei Zelte ihrer Wanderſchaft errichten wollten; die Fülle ſchlug das ihre auf in den Tauſenden der Fruchtgärten und in den Gaſſen der Stadt; die Schönheit ſpannte ihr Zelt hinüber vom tönenden Findſchaquell bis über die vielſäulige Moſchee der Ommiaden; die Weisheit wählte ſich zur Stätte der Ruhe, zu der ſie oft zurückkehrte, das Grabmahl des Mohiſeddin Al Arabi. *** Darum iſt Damaskus ein Becher, in welchen die Fülle aller Segnungen ihre Kräfte ergießt; die Schönheit bekränzt ihn mit dem Liebreiz der

* Aus dem dritten unter der Preſſe befindlichen Theile von G. H. v. Schuberts Reiſe in das Morgenland.

* Der orientaliſche Name von Damaskus.

** Damaskus.

*** Dieſer war einer der gerühmteſten Myſtiker des Islams; wegen der großen Vielſeitigkeit und Tiefe ſeines Erkennens preiſen ihn die Mohamedaner als den zweiten Ariſtoteles (m. v. Hammer Geſch. der Osmanen, erſte Aufl. S. 489.)

menschlichen Anmuth, die Weisheit hält ihn und reicht dem Trinker ihn dar mit Gedanken des göttlichen Besinnens.

In der That, es scheint so, als habe diese Stadt, eine Fürstin unter den ältesten Städten der Erde, den Becher der Berauschung, der auch sie, wie viele der Andern, trunken machte, mit etwas größerer Mässigung genossen als jene, denn sie allein steht noch als eine wohlhabende und kräftiger gesunde Herrin des Hauses da, während Ninive, Babylon, Memphis und tausende der andern Fürstenstädte von der Erde verschwanden oder krank und siech sind, während Jerusalem zu einer verarmten, elenden Wittwe geworden ist, deren Kinder nach Brod gehen. Lebt vielleicht dieses Damaskus noch fortwährend von dem Erbtheil, das der Glaube, dessen Wunsche niemals seine Erfüllung fehlt, ihm zugedacht hatte,* bis daß ihm, dem Glauben, obwohl er erstorbenen Leibes geschienen, selber wieder der Erde des Landes geboren seyn wird?

Es gibt Gegenden der Erde, so wie Zeiten der Geschichte des einzelnen Menschen und ganzer Völker, in denen die Fülle der Lebenskräfte wie über ihre Dämme getreten ist, und wo sich mit jeder That des Vermögen zum Thun, mit dem Genuß das Sehnen steigert. Ein solcher Ort ist Damaskus; ein solcher Moment in der Geschichte des Ganzen ist die Einzelgeschichte dieser Stadt. Vier Gewächse der Erde, so sagt der Bewohner von Damaskus, stritten um den Rang unter den Kräutern: der Weinstock, die Rose, die Olive und die Dattel. Der Weinstock sprach: ich bin der Herrscher, denn meiner bewegenden Gewalt an den Herzen der Menschen kommt keine andere Kraft gleich. Die Rose sagte: mir gebührt der Rang, denn wie die meinige rührt keine andere Schönheit der Blumen das Auge des Menschen. Der Oelbaum fragte: welche Milde und Lieblichkeit eurer Früchte käme den meinigen gleich? die Dattel antwortete: ich bin süßer als der Wein, milder als die Olive. Da riefen die vier Streitenden zur hohen Platane: sage uns, du viel tausendjährige, älteste, welchem Gewächs gebührt der Preis? Die Platane sprach: „der Saft des Mohns bewegt mächtiger noch als der des Weines das Herz des Menschen, die Trunkenheit, die er macht, ist tiefer und wunderlicher als die von der Traube; sein Purpur, wenn er über ganze weite Gefilde sich ergießt, rührt mächtiger die Sinnen als die zarte Röthung der vereinzelten Rose; sein Oel ist lieblich wie das der Olive; die Biene spricht zum Mohn: dein Honig schmeckt mir süßer als der der Dattel.“ Was der Weinstock unter den Gewächsen, das ist Jstambul (Konstantinopel) unter den Städten; was die Rose, das ist Brusa; was die Olive, Adrianopel; Kairo gleicht der Dattel; Damaskus, die Stadt der Feigen, läßt mit dem Mohn sich vergleichen, denn wer Damaskus genossen, der hat die Freuden von Stambul, von Brusa, von Adrianopel und Kairo, ja mehr, denn in allen war, empfunden.

(Schluß folgt.)

* 1. Mos. 15. V. 2.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Das Kind, welches die Mutter trug, erwachte; es fing an munter zu plaudern, und die Mutter koste mit ihm. Diese Stimmen waren die einzigen, welche sich in dem einsamen Walde vernehmen ließen, da das beschwerliche Steigen den Uebrigen zu viel Anstrengung kostete, um ihnen Lust zum müßigen Gespräch zu lassen. Die muntern, lieblichen Laute des Kindes, die kosenden Worte der Mutter, in der wohltönenden Mundart des Landes gesprochen, hatten etwas so heimlich Süßes in der dustern Stille dieser wilden Natur, und als Gegensatz zu dem schweren, tiefen Athemholen der andern, schweigend aufwärts klimmenden Gestalten, daß ich den Klang und seinen Eindruck nie in meinem Leben vergessen werde. Ich schloß mich der in ihrem Liebling seligen Mutter dicht an und schäkerte mit dem blondlockigen Köpfchen. Viel hätte ich in dem Augenblick für irgend ein Zuckergebäck oder sonst eine süße Waare gegeben; aber auf dem wilden Fichtelgebirg wollte sich der Art nichts finden, und was ich der Mutter Erleichterndes zu thun mich erbot, ihr ein Bündel den steilen Berg heraufzutragen, lehnte sie beharrlich mit den Worten ab: „Ei, das würde sich schicken! — wir sind das gewohnt!“

Jezt hatten wir die Höhe des Berges erreicht und der Blick genoß eines erweiterten Horizonts. Im Osten glomm über den Thalnebel der Purpur des Morgens, von langen, schwarzen Wolkenstreifen durchzogen; sonst deckte noch nächtliches Grauen den Himmel und die Landschaft, und nur die Waldkuppen der hohen Berge ragten finster aus diesem grauen See empor. Wie lebendig wurden jezt die vielen Schilderungen in mir, die sich als getreue Spiegelbilder der Natur, nur durch das reinere Licht der Kunst verklärt, gerade von diesen Landschaften in Jean Pauls Werken finden. Der heimathliche Fichtelberg, mit seinen schwarzen Waldhöhen, den Blicken weit über die Thalschluchten und Wiesengründe hinweg, ist ja so oft der Boden, auf dem sich die idealen, oder lebendig charakteristischen Gestalten des Dichters bewegen, auch wenn er ihn nicht bestimmt bezeichnet. In diesen Landschaften war er geboren, hier hatten ihn die Träume der Jugend beseligt, hier entfaltete sich später der seiner hohen Macht bewußte Geist und sog an der Brust dieser kräftigen Natur seine Stärke.

Digitized by Google

Ich entsinne mich von diesem ersten Theil des Weges hauptsächlich nur des eben geschilderten Eindrucks auf dem Gipfel des Berges mit Klarheit, wo wir die Uebersicht der Landschaft hatten, bevor der Morgen ihr Farben gab. Da ich nicht dichten, sondern so treu als möglich berichten will, so ergänze ich auch nichts aus der Phantasie. — Späterhin ist mir noch ein saftiggrüner, von Hütten belebter, mit vielen Umzäunungen für das Vieh durchschnittener Wald und Wiesengrund erinnerlich, wo uns Heerden begegneten oder zerstreut an den Bergen hingen.

Der Weg war lang und beschwerlich; mein wunder Fuß fing wieder an zu schmerzen und das fortdauernde starke Auftreten beim Bergabsteigen auf hartem Felsboden theilte der ganzen Fußsohle ein heftiges Brennen und einen dumpfen, wie von einer Quetschung herrührenden Schmerz mit. Der Tag war sehr heiß geworden, die Sonne brannte scharf herab, die Mittagszeit nahte sich. Wir traten aus dem Walde des lezten hohen Gebirgsrückens hervor: da lag, noch zwei Stunden entfernt, Baireuth in weiter Thalausbreitung, in dem dämmernden Dunst des heißen Nachmittags, halb verschleiert vor uns. Das Herz schlug mir hoch auf bei dem Anblick der ersehnten Stadt; ich erinnerte mich lebhaft an die Schilderung des Gefuhls der Kreuzfahrer, als sie Jerusalem zuerst von der Anhöhe erblickten. Baireuth war mein Jerusalem; es hatte in jenen Jahren für die heiße Brust des Jünglings eine Bedeutung, erregte seine Seele in einer Weise, die jener religiösen Begeisterung nahe verwandt seyn mochte.

Tiefer am Abhang lag ein Dorf; in dem ländlichen Garten des Wirthshauses rasteten wir noch einmal und frühstückten unter einer von überhangenden Baumzweigen gebildeten Laube. Ein Theil unserer Wanderer, auch die junge Mutter mit ihrem Kinde, hatten sich schon auf dem Wege von uns getrennt, sich andern Zielen zuwendend. Mit dem Boten und seiner Frau durchmaß ich die lezte, den ermüdeten, schmerzenden, angeschwollenen Füßen in der brennenden Mittagssonne auf's Aeußerste beschwerliche Strecke. Diese verlängerte sich noch dadurch, daß wir durch eine Vorstadt Baireuths, Brandenburg genannt, mußten (eigentlich wohl ein abgesonderter, ganz nahe gelegener Ort, der erst später mit der Stadt verbunden wurde), und der Weg sich durch diese bis zu der eigentlichen Stadt in weitläuftigen Windungen hindurchzieht, so daß man das dicht vor Augen liegende Ziel wohl schon eine Stunde lang erreicht zu haben glaubt, bevor man es wirklich erreicht hat. Doch sind mir, obgleich ich der Beschwerde und Ungeduld fast erlag, noch viele Eindrücke dieser Wanderung so lebendig wie von gestern her. Drei schwer belastete Frachtwagen begegneten uns vor der Stadt, ein munterer Spitz sprang auf der Wölbung der Packereien des lezten umher und kläffte uns ereifernd an. Hinten auf dem Lanzbaum saß im Schatten der Laubung ein Kärrner im blauen Kittel und strickte einen eben so blauen Strumpf. — Vor einem der Gärten an der Chaussée stand ein beleibter, wohlhabend aussehender Mann, in grauer Nankingjacke, Weste und Hemd weit gelüftet, der sich den Schweiß von dem rothen runden Angesicht trocknete. Der Führer grüßte ihn als einen bekannten, vermuthlich reichen Mann mit Ehrfurcht. „Guten Tag — es macht warm heut," war die Antwort; „ich will ein wenig auf's Feld!" — Ich könnte die gutmüthigen, von Gesundheit strotzenden Gesichtszüge, die ganze behagliche Gestalt, die ihr Eigenthum so recht eigentlich im Schweiß ihres Angesichts verwaltete und der Wohlhabenheit so mit Mühe genoß, noch Zug für Zug malen. So unauslöschlich prägen sich bisweilen ganz zufällige Momente und Begegnisse in's Gedächtniß. Schwören möchte ich darauf, ich würde den Mann, den ich vor siebzehn Jahren nur fünf Sekunden gesehen, noch heute wieder erkennen.

Endlich standen wir vor dem Gasthof zum „goldnen Anker," wo ich einkehrte. Ein kühles Zimmer, frisches Wasser, Umkleiden mußten den ermüdeten Wanderer zuerst erquicken. Doch er war auch hungrig, und so konnte ihm nichts willkommener seyn, als daß er fast auf die Minute zur Mittagstafel eintraf, nach eilfstündiger, beinahe ununterbrochener, oft durch steile Wege höchst mühseliger Wanderung. — Nach Tisch fühlte ich die völligste Abspannung des Körpers; selbst die Spannung des Geistes, in der ich mich befand, hielt ihr nicht die Wage. So ungern sich daher meine Ungeduld bekämpfen ließ, so sah ich doch ein, daß ich mir den ersten, wichtigen, erhebenden Augenblick der Zusammenkunft gänzlich verkümmern würde, wenn ich nicht wenigstens einigermaßen frische Kräfte dazu mitbrächte. Ich beschloß also, erst zu ruhen, und drei Stunden lang hielt ein bleierner Schlaf die ermüdeten Glieder gefesselt.

(Fortsezung folgt.)

Der Hexameter.

Recht für den Heldengesang, Hexameter, bist du geschaffen,
Herrlich mit Einem Schlag entsprungen dem Geist des Homeros,
Wie dem Haupte des Zeus die gewappnete Göttin Athene.
Hör' ich den hallenden Laut von deinem geflügelten Fußtritt,
So erscheinst du mir selber ein Held, der, von Ares begeistert,
Auf dem Doppelgespann der schnaubenden Rosse daherbraust,
Wenn Trompetengeschmetter ihn rief, muthflammenden Auges,
Mit dem Schwunge des Speers stürzt in das Getümmel der Feldschlacht.

Klang und Blitz ist um ihn die Rüstung; es rasselt der Köcher
Tödtlicher Pfeile voll, wie um die Schultern Apollons;
Hoch fliegt goldenes Lockengeringel und Mähnen und Helmbusch;
Feurige Funken sprühn, und wie dumpfrollender Donner
Tönt der ehernen Räder Geroll und der stampfende Hufschlag.

Julius Krais.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Stockung im Buchhandel. Schneider und Modehändler.

Seitdem haben manche Buchhändler, einmal in Bänden, ein andermal in Heftchen, das drittemal in sogenannten éditions pittoresques so unbedachtsam darauf losgedruckt und eine so ungeheure Masse von Exemplaren Voltairescher, Rousseauscher, Buffonscher Werke u. s. w. in Umlauf gesezt, daß es nicht zu verwundern ist, wenn der Handel endlich stockt aus Ueberschwemmung. Dabei haben sie selbst ihren Kredit durch das Mitmachen der Modethorheiten untergraben; so wollten sie vor einigen Jahren, als von nichts als von Aktien die Rede war, ihre Buchhandlungen auf Aktien betreiben, wobei einige so unverschämt waren, einen Fonds, der etwa 50—80,000 Franks werth war, zu 3—500,000 anzusetzen, und dies Kapital den Aktienträgern als Pfand anzuschreiben. Die Regierung mußte einschreiten und dem Aktienunfug Hindernisse in den Weg legen, obschon er durch seine eigene Uebertreibung bald gefallen seyn würde. Sogar einige der angesehensten Handlungshäuser hatten sich von dieser Aktienwuth anstecken lassen, und mußten mit Scham zurücktreten. Wenn andere Stände sich von dem Schwindel hinreißen ließen, wie hätte der Buchhändlerstand kaltblütig dem Blendwerke zusehen und der Versuchung widerstehen können. Seitdem den Leuten die Schuppen von den Augen gefallen, ist Kleinmuth an die Stelle der Keckheit getreten, und diejenigen, denen die ungeheuersten Unternehmungen eine Kleinigkeit schienen, waren nun beinahe nichts mehr. Daher ein Stocken und ein Mißtrauen, welches allen Geschäften Einhalt thut. — Aber Bauten in Menge werden in und um Paris ohne Unterlaß unternommen, weil die Bevölkerung zunimmt und die Leute doch irgendwo sich einmiethen müssen. Die wenigen Gärten, welche noch an die Boulevards gränzten, verschwinden nun fast gänzlich, und an ihrer Stelle erheben sich fünf bis sechs Stockwerke hohe Häuser, deren Wohnungen und Läden zuweilen schon gemiethet werden, ehe der Bau vollendet ist. Vier- bis sechstausend Franken Miethe für einen Laden ist etwas Gewöhnliches in dieser Gegend; und man sagt von einem der Modeschneider, welcher drei Stockwerke braucht, das erste zum Empfangen seiner Kunden und die beiden obern zu seinen Werkstätten, die Miethe allein koste ihm 15,000 Franken. Dieser Schneider läßt sich aber auch ein Drittel mehr bezahlen als die gewöhnlichen, und hat doch immer vollauf zu thun, weil die eleganten jungen Leute sich einbilden, daß er sie besser kleide als andere. Staub, welcher lange Zeit der erste Schneider in Paris war, und Besitzer einiger großen Hôtels geworden ist, hat schon vor einiger Zeit seinen Fonds, das heißt seine Kundschaft, für 200,000 Fr. an einen Nachfolger abgetreten. Freilich ist es diesem nicht wohl bekommen, 200,000 Fr. für die Ehre, Staubs Nachfolger zu werden, zahlen zu sollen, und er hat sie nicht bezahlt, worauf Staub wieder in den Besitz seines Fonds getreten ist, und denselben abermals für 200,000 Franks an einen andern Nachfolger verkauft hat; aber auch mit diesem und einem dritten ist er nicht glücklicher gewesen. Es scheint doch, daß Staubs Kundschaft keine 200,000 Fr. werth ist. Jezt ist sie, wie ich glaube, wieder vakant; und wer von dem Ehrgeize beseelt wird, in des berühmten Staubs Fußstapfen zu treten und für die Hoffnung, wie er, der erste Pariser Schneider zu werden, die Kleinigkeit von 200,000 Fr. zu erlegen, braucht sich nur zu melden. Jedoch muß bemerkt werden, daß sich auch ein falscher Staub gezeigt und dem wahren Abbruch gethan hat. Wenn ich mich recht besinne, lag vor einigen Jahren der wahre Staub mit dem falschen in den Haaren, weil er ihm seine Kunden wegnahm. — Ungeheure Unternehmungen sind manche der sogenannten Magazins de nouveautés, besonders das, welches le Petit St. Thomas heißt, weil es den heiligen Thomas im Schilde führt. Dieses hat ungefähr dreißig Ladendiener, und ist wie ein Staatsministerium in mehrere Sektionen abgetheilt. In der einen wird nichts als Leinwand, in einer andern Seidenzeuge, in einer dritten Wollengewebe, in einer vierten Baumwollengewebe feil geboten; natürlich hat ein solches Magazin nur lauter Neues; das Alte geht bei den Pariser Damen nicht ab; allein manche Zeuge, welche anfangen zu veralten, das heißt, welche seit einem oder zwei Jahren daliegen, werden in die Provinz und in's Ausland gesendet, wo sie als die allerneuste Mode Absatz finden. Obschon nun der Petit St. Thomas sehr viele Kunden hat unter den Pariserinnen, so läßt es sich doch fleißig in den Zeitungen ankündigen. Neulich hat er als etwas Neues angezeigt, daß bei ihm außer den verschiedenen Waarenlagern auch ein Garten offen stehe, in welchem sich die Kunden nunmehr wegen der zu machenden Ankäufe bedenken und berathschlagen können. Daran hatte freilich noch kein Nouveautéshändler in Paris gedacht, und die andern werden dies dem Petit St. Thomas nicht nachmachen; denn Häuser, Laden und Magazine stehen ihnen zwar genug zu Gebote, aber keine Gärten. Wenn die Kunden sich also bei ihnen bedenken und berathschlagen wollen, so werden sie in eine Ecke des Magazins gehen müssen, was dann freilich etwas anderes ist, als wenn man den Leuten einen Garten anbieten kann, in welchem sie auf- und abgehen können, wenn die Berathung über das zu wählende Dessin eines Kleides, oder über die Farbe desselben lange dauern sollte. Gewiß erspart ein solcher Garten manche Reue über das Gewählte oder das Liegengelassene. Petit St. Thomas mag gedacht haben, es gehe manchen Damen wie Jean Jacques Rousseau, welchem beim Spazierengehen im Freien die Gedanken zufielen. — Das Daguerrotype ist nun bekanntlich Gemeingut und die vorzüglichsten Kunsthändler von Paris haben schon den ganzen Apparat feil, und sie scheinen auch im In- und Auslande guten Absatz zu finden. Vorderhand seyen sich nur die Reichen in den Besitz desselben, und erfreuen sich am Daguerrotype als an einem neuen Spielzeug. Aber die Wissenschaft wird nicht säumen, einen bessern Gebrauch von der neuen Erfindung zu machen. Der hiesige Verein zur Beförderung der Nationalindustrie hat beschlossen, durch eine Commission im folgenden Monate eine Reihe wissenschaftlicher Versuche mit dem Daguerrotype anzustellen. Gemeinnützig wird die Erfindung erst dann werden, wenn man wohlfeileres Material dafür auffindet oder das Verfahren vereinfacht, welches dem Künstler und nicht begüterten Liebhaber noch zu viel Schwierigkeit und Aufwand macht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 4. Oktober 1839.

Welch neuer Kreis entdeckt sich meinem Auge!
Wie köstlich wird der heiße Wunsch belohnt!

Goethe.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Um fünf Uhr verließ ich mit pochendem Herzen das Gasthaus. — Nicht ohne einige Beklemmung hatte ich den Kellner nach der Wohnung des Legationsrath Richter — ein Titel und Name, der mir ewig fremd geblieben ist, wenn ich an Jean Paul dachte — gefragt und geläufigen Bescheid erhalten. Jetzt stand ich vor dem bezeichneten Hause; ich betrachtete es lange, von wechselnden Empfindungen durchwallt. Endlich trat ich ein, stieg die zwei Treppen hinauf und zog die Klingel; in diesem Augenblick überfiel mich ein plötzlicher Schreck, daß Jean Paul vielleicht seine Reise (deren er in dem oben mitgetheilten Briefe erwähnt) bereits angetreten haben möchte. Doch die Besorgniß dauerte nur wenige Sekunden, denn schon hatte ein junges, freundliches Mädchen, etwa achtzehn Jahr alt, mir die Thür geöffnet; auf meine Frage nach dem Legationsrath Richter antwortete sie durch eine nach meinem Namen, und rief, als ich diesen genannt hatte, so freundlich als unbefangen: „O, das wird den Vater sehr freuen; wir haben Sie schon lange erwartet; ich werde ihn sogleich rufen.“ Mit diesen Worten verließ sie eilig das Zimmer, in das ich getreten war. Mir aber war überglücklich zu Muth; denn nicht nur daß die Besorgniß, der theure, verehrte Mann möchte nicht daheim seyn, geschwunden war, so hatte dieser Empfang auch die ganze Last der Beklemmung von meiner Brust gewälzt, und ich empfand mich als einen, der eine schwierige, entscheidende Aufgabe seines Lebens plötzlich glücklich gelöst sieht. Die älteste Tochter Jean Pauls lebt, so viel ich weiß, jetzt in glücklichen Verhältnissen als Gattin; ich bin ihr das Geständniß schuldig, daß ich ihr den Dank für diese erste freundliche Begegnung, für diese jugendlich anmuthigen, wohlwollenden Worte, unvergeßlich in meinem Herzen bewahrt habe, und ihn ihr heut nach siebzehn wechselvollen Jahren meines Lebens noch mit ganzer Wärme abstatte.

Nach einigen Augenblicken kehrte sie zurück, mit der frohen Botschaft, der Vater werde sogleich kommen. Sie nöthigte mich darauf, ihr in ein anderes Zimmer — das Familien-Wohnzimmer — zu folgen, wo sich eine junge Freundin von ihr befand. Die Damen setzten sich zu weiblichen Arbeiten nieder, und ich, im Verkehr dieser Art als Großstädter nicht befangen, war bald mit ihnen im Gespräch, nur daß ich etwas zerstreut blieb, weil mein Herz und meine Blicke sich unverwandt nach der Thür richteten, durch die ich Jean Paul eintreten zu sehen hoffte. Er blieb endlich der Tochter selbst zu lange, und trotz meines Abwehrens ging sie noch einmal

zu ihm hinüber. Jezt folgte er ihr auf dem Fuße. Ein Mann trat ein, schlicht bürgerlichen Ansehens, eine mittelgroße, kräftige Gestalt, die Stirn hoch, das Haar frei aufwärts gestört, nicht wild, aber auch nicht geordnet, die Nase gekrümmt, der Mund wohlwollend, im Auge Leben, der Ausdruck ernst und freundlich zugleich, doch keiner dieser Züge so hervorstechend, um etwa daraus einen unmittelbaren Schluß auf die Natur des Geistes zu machen, der in diesem Haupt wohnte; sondern dieser warf erst im Gespräch seine bedeutungsvolleren Lichter auf die Züge des Bildnisses. Im Eintreten sprach Jean Paul: „Nun, das freut mich, daß ich Sie endlich selbst sehe; seyn Sie uns herzlich willkommen!" Dabei reichte er mir die Hand und verstärkte dadurch den Ausdruck wahrer Freundlichkeit und herzlichen Wohlwollens, der in den Worten lag. Meine ersten Erwiderungen waren etwas befangen; es ist nicht möglich, einem solchen Manne gegenüber die schwächlichen Formen conventioneller Höflichkeit frei anzuwenden, und es ist andererseits bei dem Abstande, in dem man sich fühlt, eben so wenig schicklich, sie ganz außer Acht zu lassen. Ob ich den richtigen Mittelweg, den mich Verehrung und Liebe gehen ließen, getroffen habe, will ich dahin gestellt seyn lassen. Doch Jean Paul gab mir auf dem schwer zu wandelnden Pfade schnell eine treuherzig leitende Hand, und nach wenigen Minuten empfand ich nur das Glück seiner Gegenwart, mich selbst im freisten Behagen des Genusses. Ich übergab ihm noch zwei Briefe, den einen von einem Jugendgenossen, dem Kriegsrath Ahlefeldt in Berlin (seitdem auch längst verstorben), den andern von Tieck. Der erste weckte nur eine flüchtige, aber doch freundliche Erinnerung an einen Mann, mit dem ihn mehr die zufälligen Lebenswege als innere Beziehungen zusammengeführt hatten; den zweiten, von Tieck, ergriff er mit Freude. Er sagte, indem er ihn öffnete: „Es ist mir lieb, daß Sie mir Briefe bringen, denn sie erfreuen mich immer; doch Sie hätten der Empfehlungen nicht mehr bedurft."

(Fortsetzung folgt.)

Damaskus.

(Schluß.)

Lassen wir den lobpreisenden Inhalt der Lieder, die etwa noch jezt, wenn die Karawanen der Pilgrime, die nach Mekka ziehen, in dem „Paradiesesduftenden" Scham sich versammeln, durch seine Gassen ertönen, rücksichtlich seiner innern Wahrheit dahin gestellt seyn; so viel bleibt gewiß, daß auch der christliche Pilgrim des Westens, wenn er der Herrscherin der syrischen Städte sich naht und ihre Geschichte kennt, von einem ganz besondern, gleich wie ein Geruch der starken Salben aufregenden Gefühl sich ergriffen findet. Denn es sind nicht nur die Essenzen aus Rosen oder der Balsam aus Mekka, welche die alte, mächtige Städtefürstin noch jezt in Menge in sich führt und in die Länder der Erde verbreitet, was ihren Moscheen, Palästen und Gassen diesen eigenthümlichen Duft, wie aus den Locken eines Gesalbten ertheilet, sondern dieser Duft ist noch ein anderer, geistiger. Damaskus, wie jeder Leser und Freund der Dichter des Orients dies weiß, ist die gesangreiche und vielbesungene; sie war und ist selbst noch jezt das ersehnte Ziel der Jünger, die wie Sadi nach Weisheit suchen; hier war das eine der Thore, durch das die Verlangenden in den Tempel der Geheimlehren der Mystik des Orients eingingen. — Was ist Mystik? Es ist eine Trunkenheit der Liebe, welche, wie Petrus auf dem Thabor, nicht weiß, was sie sagt, wohl aber deutlich fühlt und empfindet, was sie will und sucht. Das Wallen und Flammen der Liebe ist ein doppeltes: das eine gehet hin, bewegt sich nach Dem, das es schon gesehen hat und kennt; das andere regt sich und bewegt sich, es weiß noch selber nicht wornach. Der größte der Mystiker unter denen, welche das gesehen und kannten, wornach die Liebe verlangte, war Johannes der Evangelist. Der Geist aber, der das Sehnen, das noch im Suchen ist, wenn es auch wie die Nachtigall nur in Tönen statt in Wörtern spricht, nicht mißverstehet, der wird auch dem Mystiker aus Samos wie dem Mystiker hier am Barada und andern „Liebestrunkenen des Orients" nicht ungern zuhören, wenn ihre Lippen von dem ertönen, was des inneren Lebens Anfang und Endziel ist.

So fühlte denn auch ich gleich in den ersten Stunden der schönen, heiteren Tage, die ich in dem glänzenden Damaskus zubrachte, mich hinübergeführt in die Heimath von Sadi's Rosengarten und in die Welt der sinnvollen Bildersprache der orientalischen Mystik. Als wir gleich nach unserer Ankunft im Speisezimmer des Klosters von den gastfreien Vätern desselben begrüßt und bewirthet wurden, da waren alle meine jungen Reisegefährten, in Folge der beiden lezten kalten Nächte, nicht wohl auf und ohne Eßlust; nur, wie dieß der gute Padre Präsidente mit Vergnügen bemerkte, ich, der Alte (il vecchio) war im vergnüglichen Wohlseyn und ließ das Essen, wie den vortrefflichen Wein mir schmecken. So durfte ich denn auch den gesunden frohen Muth mit mir zu den ersten Ausgängen in die Stadt und ihre nächste Umgegend nehmen.

Wie ganz anders findet der Fremdling aus Westen Damaskus in unsern Tagen, als es die Reisenden der

früheren Jahrzehende gefunden. Dimischk war mit Recht bei den Christen wegen seiner Unduldsamkeit und Härte gegen den fremden Glauben und fremde Sitten verrufen; es durfte früher kein Christ in den Gassen der Stadt anders als zu Fuß, später wenigstens keiner zu Pferde, sondern nur auf Eseln reitend sich blicken lassen; seine fränkische Kleidung würde ihm nicht nur den allgemeinen Spott, sondern die rohesten Mißhandlungen des Pöbels zugezogen haben. Vor allem dann, wann die fanatischen Schaaren der Mekkapilgrime aus dem tiefsten Innern der mohamedanischen Länder, zu denen nie ein Christ des Abendlandes sich nahete, hier zusammenkamen und den Zug begannen, oder, aus Mekka zurückkehrend, sein Ende feierten, dann durfte Keiner, in dem sich der Christ erkennen ließ, auf den Gassen erscheinen. Doch diesem allen hat Ibrahim Pascha's Machtspruch ein Ende gemacht. Da die Bewohner von Damaskus bei ihm sich beklagten, daß Franken, was unerhört sey, sich unterwänden, auf Rossen durch die Stadt zu reiten, ein Recht, das nur den Gläubigen des Islams zustehe, da antwortete ihnen der ägyptische Herrscher: „Wenn es euch als unverbrüchliches Recht erscheint, daß die Moslemen auf höheren Thieren sitzen, denn die Christen, wohlan, so reitet ihr auf Kameelen durch die Gassen und laßt den Christen die Pferde.“ Und so wurden von Ibrahim Pascha auch die ersten Regungen der pöbelhaften Unduldsamkeit der Damascener, als diese auf einmal Franken in der eigenthümlichen Kleidung unter sich sahen, durch ironische Aeußerungen, wie durch polizeiliche Strenge kräftig darniedergehalten. Hat doch Mehemed Ali die, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach höchste Gewalt der Stadt in die Hände eines katholischen Christen, des edlen Bakary Bey gelegt, der sich in all seinem Thun und Wesen des Namens eines Christen würdig bezeugt. Darum ward uns jenes Gefühl des Wohlbehagens, das die schöne syrische Hauptstadt für sich selber in jedem Besuchenden erregen muß, ungleich mehr erleichtert, als den früher hieher kommenden Europäern, in denen dasselbe durch den Fremdenhaß der Bewohner und durch beständige Furcht vor diesen gar sehr gestört wurde. Nicht bloß wir Männer, sondern auch die beiden Frauen durften in der fränkischen Kleidung und unverschleiert durch das Volksgedränge der Gassen und der Bazars dahin gehen; man konnte ohne Furcht und ganz allein rings um die Stadt her durch die Felder und über die Hügel wandeln, und selbst das Annahen an die Begräbnißstätten der berühmten Weisen und der heiligen Scheiths wurde uns nicht verwehrt.

Aetzung und Vervielfältigung der Lichtbilder.

Kaum hat Daguerre sein Geheimniß bekannt gemacht, und kaum beginnt sein Apparat sich zu verbreiten, so ist eine Entdeckung gemacht worden, die in ihrer fernern, wohl unausbleiblichen Entwicklung fast so wichtig werden kann als das Daguerrotype selbst, jedenfalls aber die Bedeutung des leztern unendlich erhöhen muß. Dr. Donné, ein Physiker, der sich seit Veröffentlichung des Daguerreschen Verfahrens mit der Theorie des merkwürdigen Prozesses beschäftigt, hat kürzlich die Akademie der Wissenschaften durch Vorweisung von Proben überzeugt, daß sich die Daguerreschen Lichtbilder auf den plattirten Kupferplatten ätzen und durch Abdruck in der Art des Kupferstichs, oder wohl eher der Lithographie vervielfältigen lassen. — Wir suchen den Lesern die Sache so klar zu machen, als sie es uns nach den Beschreibungen der Pariser Blätter selbst ist.

Wir haben neulich erwähnt, daß bereits ein Firniß für die Lichtbilder erfunden worden sey, und dabei den natürlichen Gedanken ausgesprochen, man werde somit, da jezt die Hand auf der Platte ruhen könne, ohne die Zeichnung zu verwischen, leztere mit dem Grabstichel nachreißen und mit Umgehung vieler Vorarbeiten einen Kupferstich herstellen können. Dadurch würde aber die originelle Schöpfung des Lichts ganz zerstört und in gemeines Werk der Menschenhand verwandelt. Donnés Verfahren ist nun etwas ganz anderes, und dabei muß den Bildern wenigstens ein Theil der Unmittelbarkeit verbleiben, durch welche sie sich vor allen andern Nachbildungen der Natur so wesentlich unterscheiden.

Bekanntlich zeichnen sich die Daguerreschen Bilder auf einer silberplattirten Kupferplatte ab. Die Schatten bildet dabei die brunirte, in der Camera obscura von keinem Lichte getroffene Metallfläche, die Lichter sind angegeben durch einen stärkern oder schwächern matten Metallanflug, einen Niederschlag des Quecksilbers auf die vom Lichte betroffenen Stellen der Platte. Donné überzieht nun das durch das bekannte Verfahren erzeugte Lichtbild mit irgend einem Stoff, der die vom Licht verschonten, also die dunkeln Stellen schüzt, und läßt sodann ein Aezmittel auf die Platte wirken, das nur die hellen Parthien angreift; und die Wirkung dieses Aezmittels scheint sehr in's Feine zu gehen, denn auf den vorgelegten Abdrücken sollen die Halbschatten und die Abstufungen der Töne ganz gut wiedergegeben seyn. Ob man sich zum Abdruck dieser geäzten Platten der gemeinen Farbe bedient, ist nicht gesagt. Man sieht aber, die Silberplatte mit der Lichtzeichnung wird hier auf ganz analoge Weise behandelt, wie der lithographische Stein, wenn man auf ihn mit der fetten Kreide zeichnet und ihn dann äzt, wodurch die von der Kreide nicht betroffenen Stellen die Druckschwärze nicht annehmen.

Der Erfinder zeigte eine Platte vor, auf der ein Skelett abgebildet ist, nebst einem Abzug auf Papier. Hier ist, nach den Berichten, die Zeichnung verworren und der Abdruck sehr ungenügend. Schon bessere Resultate lieferte eine zweite Platte, das Innere eines großen Hofs mit Arkaden vorstellend; man erkenne hier auf den Abdrücken vollkommen den Styl der Daguerreschen Bilder, vorzüglich in ihrem Hauptverdienst, in der Ausprägung und Deutlichkeit der Perspektive. Die Kopie einer antiken Büste endlich soll sehr schöne Abdrücke gegeben haben, welche einen deutlich ahnen lassen, wie weit man es noch auf diesem Wege bringen könne. Der ganze Styl des Modells, die Halbschatten, die Stufenleiter der Töne, Alles sey im Abdruck vortrefflich wiedergegeben. Betrachte man das Silberblatt, auf dem sich die

Bäste wie eingegraben zeige, so bemerke man, daß das neue Verfahren sogar sehr zarte Effekte, wie in Punktirmanier angebe. Nach Ansicht dieser Platte und des Abzugs bleibe kein Zweifel, daß die Kunst, die Lichtbilder rasch zu ätzen und zu vervielfältigen gefunden sey.

Es ist hier zu bemerken, daß sich Statuen, Basreliefs, überhaupt Kunstwerke jeder Größe mittelst des Daguerreotypes sehr leicht kopiren lassen; ebenso naturgeschichtliche Gegenstände aller Art, in natürlicher Gestalt oder in Vergrößerung durch das Mikroskop. Das Sauyerforderniß dazu bei ist nur, daß die Objekte stark beleuchtet werden. Man sieht auf Einen Blick, welch großen Einfluß es auf die Zeichnenkunst und die Wissenschaft üben muß, wenn man in Zukunft im Stande ist, die vergänglichsten Bilder des Daguerreotype willkürlich zu vervielfältigen, zu welcher Hoffnung das, was man eben gelesen hat, zu berechtigen scheint. Man muß jedenfalls in Anschlag bringen, daß Donnes Erfindung erst wenige Tage alt, und offenbar noch in der Kindheit ist, wie vielleicht das Daguerreotype selbst. Der Grund soll bei den Abdrücken meist matt, nuttar seyn und noch viel zu wünschen übrig lassen. Es sind dies übrigens Mängel des Daguerreotype selbst, wobei nur zu oft Himmel und Wasser schwer, wie bleiern sich darstellen. — Wird diese Methode des deutend vervollkommt, so muß sie allerdings in den zeichnenden Künsten, besonders in ihrer Anwendung auf die Wissenschaft, eine völlige Umwälzung hervorbringen. Erst durch diese neue schwarze Kunst wird das Daguerrotype für den Reisenden, den Archäologen, den Naturforscher von sehr großer Wichtigkeit werden. Der Reisende oder der Beobachter kann dann das größte, complicirteste Bauwerk und das feinste anatomische Präparat kopiren, die Platte sogleich ätzen und so die wissenschaftlichen Abbildungen oder die pittoresken Beilagen zu seinem Werke rasch und wohlfeil selbst anfertigen.

Wenn dies keine Chimären sind, wenn Donnes Methode, wie die Franzosen sich ausdrücken, eine Zukunft hat, so ist die Erfindung, selbst nach dem Daguerrotype, oder vielmehr mit demselben, eine der außerordentlichsten, und Jeder kann ungefähr im Kopf überschlagen, wie sie zunächst auf Kunst und Handwerk, auf Wissenschaft und Unterricht wirken muß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Eisenbahnen und Dampfschifffahrt.

Die Pariser haben den nun zu Ende gehenden Sommer fleißig zu Ausflügen nach St. Germain, St. Cloud und Versailles auf den Eisenbahnen benützt, und die Unternehmer können sich nicht über Mangel an Unterstützung und Aufmunterung beklagen; sie lassen selbst von Zeit zu Zeit in den Tagesblättern ankündigen, wie viele tausend Menschen ihre Dampfzüge von und nach Versailles und St. Germain gebracht haben, und dennoch stehen ihre Aktien nicht glänzend. Es bleibt immer noch einiges Mißtrauen im Publikum hinsichtlich des Gelingens der Unternehmung. Im Sommer geht alles gut; die Pariser Bürger haben in dieser Jahreszeit viel Lust und Muth zu Ausflügen in der Umgegend, und am Sonntage besonders bleibt selten eine Familie, welche die ganze Woche gearbeitet hat, in ihrem Laden oder ihrer Stube. Aber sobald das Wetter anfängt rauh zu werden, verzichtet der Pariser auf die Ausflüge in der Umgegend; die Stadt bietet ihm dann andere Vergnügungen dar, welchen er mit Begierde nachgeht, Schauspiele, Concerte, Soirees und Bälle. Die Eisenbahnen werden dann nur noch von Leuten befahren, welche von außen kommen und in der Stadt zu thun haben, oder von Parisern, welche durch Geschäfte in der Umgegend abgerufen werden. Und dieser Zuspruch reicht bei weitem nicht hin, die großen Kosten der Dampffuhren zu decken, wofern man nicht Mittel findet, das Brennmaterial wohlfeiler zu bekommen, als bis jetzt. Dazu kommt, daß die Eisenbahnen am einen Ende der großen Stadt anfangen, und daß für manche Bewohner mehr Zeit nöthig ist, um zur Eisenbahn, als mittelst derselben nach Versailles oder St. Germain zu gelangen. Deßhalb haben die gewöhnlichen Diligencen, welche halbstündlich nach den beiden Städten abgehen, noch nicht alle ihre Kunden verloren, zumal die Unternehmer ihre Preise bedeutend herabgesetzt haben. Zu St. Germain, welches nun bereits über ein Jahr durch eine Eisenbahn mit Paris verbunden ist, haben sich eine Menge kleiner Fuhrunternehmungen nach umliegenden Orten gebildet, worauf man sieht, daß die Eisenbahnen die gewöhnlichen Fuhren befördern, anstatt sie aufzuheben. Früher konnte man nur mit großen Kosten, und nicht regelmäßig nach mehreren Städtchen und Dörfern in der Umgegend von St. Germain gelangen; jetzt findet man beim Ausgelegen aus den Dampfwagen größere oder kleinere Diligencen bereit, welche die Reisenden nach allen Richtungen führen. Ebenso wird es in Versailles gehen, wo bereits von einer großen Diligencenunternehmung die Rede ist, welche die Reisenden nach dem westlichen Frankreich bringen will. Dieselben Erscheinungen werden sich erneuern, wenn einmal die großen Eisenbahnen nach Orleans und Havre zu Stande kommen. Mit den Dampfschiffen auf der Seine geht es aber nicht zum besten. Im Winter steht das Wasser zu hoch, und im Sommer zu niedrig; die Dampfschiffe, welche voriges Jahr die Seine und die Marne bis nach Meaux hinaufführen, haben schon am Ende des Jahres ihre Fahrten eingestellt. Auch die Dampfboote von Paris nach St. Cloud können nur wenige Monate des Jahres ihren Dienst verrichten. Vielleicht würde es gelingen, den ganzen Sommer hindurch zu fahren, wenn die Boote kleiner wären und folglich nicht so tief im Wasser gingen; aber wahrscheinlich finden die Unternehmer bei kleinen Booten ihre Rechnung nicht, und können nur durch den Transport einer Menge von Reisenden auf einmal Gewinn hoffen. Uebrigens versandet die Seine in und um Paris immer mehr und mehr, und vielleicht wird sie in einem Jahrhundert zu keiner Art von Schifffahrt mehr tauglich seyn. — Das berüchtigte Casino soll nun zum dritten Male eröffnet werden. Jetzt ist aber von keinen venezianischen Nächten und von keinen Tanzmädchen mehr die Rede; es sollen bloße Musikstücke gegeben werden, wie bei Musard. Schwerlich wird das Casino in dieser neuen Gestalt sein Gedeihen finden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 239.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 5. Oktober 1839.

They were warmer, that got this, than the poor thing is here.
J'll take it up for pity.

Shakespeare.
Winter's tale.

Lübecksche Sagen. *

Von J. Röse.

Bertram Morneweg.

Es mochte wohl um die heilige Christzeit seyn, da begab es sich, daß Herr Ghert Oldenkope, als er am Abend nach Hause kam, ein neugebornes Kindlein auf seiner Stiege fand in einem Korbe. Und es jammerte ihn des armen Kindes und er nahm es, gab es seiner Ehefrauen und sprach: „Sieh her, was uns der heilige Christ bescheert hat; wir haben's uns schon lange gewünscht. Ist dieses nun auch nicht unser Fleisch und Blut, so wollen wir uns seiner erbarmen um Gottes willen. Die Mutter würd' ihres Leibes Frucht wohl nicht hinausgethan haben in die kalte Nacht, wenn sie nicht groß Trübsal dazu getrieben, darum wollen wir sein pflegen und warten, und das Kind wird uns wieder lieb haben, wenn es groß geworden, und in Ehren halten, als wie seine leiblichen Eltern." Also beschieden sie eine Amme, daß sie das Kind nähre und seiner warte, und gaben ihm in der Taufe den Namen Bertram. Und das Kind wuchs heran, wurde groß und stark und von leiblicher Wohlgestalt, daß sich männiglich freute; aber es war auch gar unruhigen Geistes. Wenn es schrie, war seine Stimme so stark und hell, daß man's durch's ganze Haus vernahm und Herr Oldenkope oftmals seine Rechnungen wieder von vorn beginnen mußte und doch nicht zu Ende brachte. Da wurde selbiger fast ärgerlich in seinem Sinn, aber er faßte sich bald wieder, wie's einem klugen, verständigen Manne ziemt. Die Zeit ging hin, und bald konnte der Bube ihn bei Namen nennen; deß freute sich Herr Ghert über die Maßen. Darnach lernte der Bube laufen, und was man ihn lehrte, das begriff er schnell, also daß Herr Oldenkope einen Schreiber aus ihm zu machen gedachte, welcher ihm beistände, wenn er alt und schwach würde, und seiner Handlung alten Namen nicht untergehen ließe in der Welt. Aber der Herr hatte es anders beschlossen.

Einige Jahre darnach da segnete er Herrn Oldenkopes Ehe, und sein Gemahl genas eines schönen Töchterleins; solche nannte er Maria. Der kleine Bertram schien aber wenig Lust zu finden am stillen Sitzen und Duckmäusern, und's war seine größte Freude, mit den andern Buben am Hasen, denn Herrn Oldenkopes Haus lag an der Trave, umher zu toben und von Faß zu Faß zu springen. Da lernte er denn auch früh schon die Seeleute kennen, und sie hatten ihre Freud' an dem wilden Jungen und

* S. die Einleitung Nr. 172 ꝛc. d. J.

sagten ihm, er müsse auch 'mal ein Kletterindenmast werden und sich umtreiben in fernen Ländern und Meeren, also daß, wenn man den Bertram fragte, was er werden wolle und einst treiben in der Welt, wie man's zu thun pfleget mit den Kindern, selbiger nur schrie: Morne weg (Morgen weg), und davon sprang. Da nannten ihn die Leut nur Bertram Morneweg, nnd er hört' es nicht ungern; wenn's ihm aber ein Bub that zum Spott, da prügelte er ihn tüchtig durch.

Drob freute sich Herr Oldenkope nun eben nicht sehr, und er that sein Möglichstes, den Jungen anzuhalten, daß er Schreiben und Rechnen lerne, und was sonst einem Kaufmanne frommen mag und dienstlich seyn, wurde ihm auch solches nicht schwer, denn der Bertram war ein frommer und fleißiger Bursche und gehorsam seinen Eltern in allen Stücken. Und die Zeit ging hin, und als der Bertram vierzehn Jahre zählte, that ihn Herr Oldenkope in sein Geschäft und hieß ihn schreiben von früh bis spät und beaufsichtigen, wenn die Schiffe luden und löschten, und der Bertram that alles mit Treu und Fleiß. Wenn aber der Abend kam und die andern Kaufmannsgesellen hinausgingen zu Spiel und Tanz auf die Lachswehr, den Schützenhof und Fischerbuden, da schlich er sich zu einem alten Schiffer, so am Walle beim Mühlendamm wohnte, und ließ sich erzählen von den Fahrten und wunderbaren Abenteuern: wie der fliegende Holländer einherziehe auf dem Meer in windstiller Nacht, ein beinweißes Schiff; und's werde kein Laut gehört, die Mannschaft sähen allesammt aus wie Leichen und wären angethan mit alterthümlicher Kleidung. Die seyen auch wirklich schon alle gestorben vor vielen hundert Jahren und gebannt auf das Meer zwischen Himmel und Erde, ob der gräulichen Missethaten, so sie begangen. Alle Jahr auf Einen Tag dürften sie weilen unter den Lebendigen; da kämen sie nach Holland, allwo sie gebürtig wären, und fragten nach ihren Verwandten und Liebsten, so Niemand mehr kannte, und gäben Briefe ab an Leute, welche lange verstorben. Wenn aber der fliegende Holländer einem Schiffe begegne auf dem Meere, da müsse kein Fluch sich hören lassen, sonst käme das Gespenst immer näher und näher, bis es endlich das andere Schiff auf eine Klippe stoße und verderbe oder mit sich hinab ziehe in einen tiefen Strudel mit Mann und Maus, also daß Keiner lebendig davon käme. Wer aber ein frommes, reines Gemüth habe und spräche ein inbrünstiges Gebet, da habe der Böse keine Macht noch Gewalt und müsse verschwinden u. s. w.

Solch guter Lehre achtete der Bertram auf's Fleißigste und bewahrte sie in einem feinen Herzen, und es verlangete ihn von Tag zu Tage mehr hinaus in die Welt; aber er mochte doch nicht seinem Vater das Leid anthun, daß er auf und davon ginge in's Weite, denn er hatte ihn und sein Gemahl von Herzen lieb, und nicht minder ihre Tochter Maria. Selbige wuchs auch heran und wurde von Tag zu Tag schöner, und sie hatten sich lieb wie Brüder und Schwester, wie sie's denn auch nicht anders wußten, und machten kein Hehl daraus vor der Welt.

Das hatte nun Herr Oldenkope recht gerne gesehen, als sie noch Kinder waren und unverständig. Jezt zählte aber der Bertram zwanzig Jahr und die Maria fünfzehn; da meinte er doch in seinem klugen Sinn, es könnte was Anderes werden aus diesem kindischen Spiel und Geliebel. Er nahm daher, es war gerade am heiligen Pfingstsonntage, den Bertram auf die Seite und erzählte ihm kurz und bündig: wie er nicht sein Sohn sey und Maria nicht seine Schwester; aber er solle ihm nur ferner treu und fleißig dienen, wie bisher, so wolle er schon sorgen für sein Fortkommen und zeitliches Glück in der Welt. Da wurde es dem Bertram sehr schwer um's Herz, und er ging auf sein Kämmerlein und weinte, bis es Abend wurde. Darnach lief er hinaus zum alten Schiffer. Aber heute freute er sich nicht am knisternden Ofen im heimlichen, niedern Gemach und sezte sich nicht zum Alten vor dem Ofen auf den Holzscheit, sondern er erzählte ihm, er sey hinterm Zaun gefunden und habe nicht Vater noch Mutter, und die Leute würden einst mit dem Finger auf ihn weisen, weil er nur gelebt von anderer Leute milder Gab' und Freundschaft. Er wolle hinaus in die Welt und sich was versuchen und gewinnen; da dürfe er einst getrost sagen, es sey sein eigen. Da gab ihm der Alte seinen Segen und sagte, er solle mit Gott gehen, der verließe keinen braven Jungen. Wenn er wieder käme, wäre er wohl todt; er solle in Ehren halten sein Gedächtniß und gute Lehren.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Das erste Gespräch knüpfte sich mehr an äußere Gegenstände, es vertiefte sich in nichts, was einen näheren Bezug zu Kunst oder Wissenschaft gehabt hätte. Jean Paul gewährte mir, und mein Dankgefühl dafür wird mich bis an das Ende meines Lebens begleiten, mehr einen ernsten Empfang des Herzens als des Geistes. — Er fragte, nachdem er die Briefe flüchtig angesehen, nach meiner Reise. Da er hörte, ich sey diesen Morgen zu Fuß über das Gebirg von Wunsiedel gekommen, wallte er freudig auf, drang mit wohlwollendem Eifer in mich,

mich zu setzen, bot mir Wein, Bier, Kaffee nach Wahl zur Erquickung an, und äußerte seine aufrichtige Freude darüber, daß seine Lieblingsart zu reisen, nämlich zu Fuß, auch die meinige sey, etwas, wozu er mir als einem Großstädter weder Kraft noch Neigung zugetraut hätte. Es wurde uns jetzt ein Krug seines Lieblingsgetränkes, jenes berühmten Baireuther Biers gebracht, während die Damen, glaube ich, Kaffee tranken, und wir setzten uns zu wahrhaft herzlichem und vertraulichem Gespräch nieder. Wie waren die Strahlen dieser fernhin so glühend machtvollen Sonne des Geistes in der Nähe so warm, so mild! Wie wurde mir wohl in dieser unmittelbaren Berührung, wie erfüllte sich die Seele mit Rührung und näherer Hinneigung zum Guten, Schönen, Edlen, Bessern in Leben und Kunst!

Wohl eine Stunde mußte ich mit dem hochverehrten Manne aufs Vertraulichste, Anspruchloseste sprechen. Ich redete mehr als er, denn er fragte viel; in seiner Einsamkeit zu Baireuth waren ihm die Bewegungen in Wissenschaft und Politik, die ich in den Kreisen, in welchen ich mich bisher bewegt hatte, lebendiger und unmittelbarer anzuschauen Gelegenheit fand, von großem Interesse. Er wollte darüber durch mich unterrichtet seyn; ich gab, was ich vermochte. Er fragte mich zunächst nach Tieck, dessen Brief er wiederholentlich las. Eine Stelle in demselben: „Ist keine Hoffnung, daß meiner liebsten Bücher eines, die Flegeljahre, vollendet werde?“ gab ihm Stoff, sich über diesen Gegenstand, der mir von höchstem Interesse war, zu erklären. Er sagte: der Plan sey fertig, aber er habe so viel Entwürfe im Kopf, daß er noch nicht wissen könne, wann er an die Vollendung gehen werde. Auch die unsichtbare Loge wollte er vollenden, zuvor jedoch den Kometen, (der erst vor einigen Monaten erschienen war) und überdieß arbeite er an seinem Leben. Die Herausgabe einiger älteren Schriften in neuer Auflage habe ihn auch eine Zeitlang beschäftigt. „Die grönländischen Prozesse,“ erzählte er, „erscheinen neu angelegt und umgearbeitet; ich habe Vieles geändert, hauptsächlich weggestrichen, aber ich habe den Jüngling stehen lassen; denn nur als das Werk des achtzehnjährigen Jünglings hat es einen Werth und eine literaturgeschichtliche Bedeutung. Die Jugend mußte also darin bleiben mit allen ihren Fehlern.“

Nach diesen Aeußerungen über eigene Werke, die durch Tiecks Brief angeregt worden, fragte er mich viel nach diesem, nach seiner Lebensweise, was er jetzt schreibe, zunächst beabsichtige, ob sein Werk über Shakespeare nicht bald erscheinen werde, über welches Alles ich ihm, soweit ich vermochte, Auskunft gab. — „Ein solcher Mann, wie Tieck,“ schloß er, „fehlt mir hier; er gerade wäre der, mit welchem ich über so Vieles sprechen könnte, was ich jetzt allein verarbeiten muß. Das ist der Fehler eines so kleinen Orts wie Baireuth, doch hat er auf der andern Seite wieder große Vorzüge. Aber Tieck sollte hier wohnen!“

Er fragte ferner nach Schleiermacher, Hegel, ihrem persönlichen Verhältniß zu einander, und erwähnte dabei gelegentlich Manches über sein früheres zu Fichte, was ich indeß, theils weil mir das Genauere entfallen ist, theils weil es zu abgerissen war, und hauptsächlich weil es im engsten Vertrauen geäußert wurde, nicht näher berühren will. — Alle berühmten Männer der Berliner Universität mischten sich in unser Gespräch, doch weniger in engerer wissenschaftlicher Beziehung, als wie man nach alten Freunden fragt, über die ein Augenzeuge das Neueste berichten soll.

Zwischen diesen Gesprächen richtete J. Paul oft freundlich scherzende Worte an die jungen Mädchen, und verflocht sie auf die zwangloseste und angemessenste Weise in unsere Unterhaltung. Ich habe die Einzelnheiten bis auf eine, die in ihrer Form auch ächt Jean Paulisch ist, vergessen. Er fragte die Freundin seiner Tochter, da gerade von der Lust der Mädchen am Spiegel die Rede war: „Sehen Sie nicht gern in den Spiegel?“ — „Nicht allzugern, und nicht ohne Noth.“ — „Aber doch wenn Sie gerade vorübergehen, haschen Sie gern einen flüchtigen Blick?“ — „O nein.“ — „Auch nicht wenn Sie schwarzen Kaffee trinken? Spiegeln Sie sich da nicht ein wenig in der Tasse?“ — Die Antwort war ein lächelndes: „das ist mir noch nicht eingefallen.“ — Ich weiß nicht, ob es Andern eben so geht, allein ich fand in dieser seltsamen Wahl eines Spiegels einen bezeichnenden Zug von der Neigung unsers Dichters, besondere physikalische Eigenschaften und Verhältnisse der Dinge als Hebel der Charakteristik oder der Wendung der Ereignisse zu benutzen.

Die Stunde, welche mir Jean Paul schenkte, war schnell verflossen. Er verließ plötzlich das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen; ich glaubte Anfangs, es sey nur augenblicklich, und er werde bald wieder eintreten; doch da eine Viertelstunde und länger vergangen war, und er sich mir noch nicht wieder zeigte, sah ich wohl, daß es seine Art sey, sich ohne Abschied wieder an seine Arbeit zu begeben und seiner Tochter den Ueberrest der geselligen Pflichten zu überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bad Lenk, September.

Erster Eindruck.

Auch hier wurde es schnell leer; die Kurgäste sind ja überall wie Zugvögel, die zur warmen Zeit in Schaaren

kommen, sich wenige Wochen hören und sehen lassen, und auf einmal verschwunden sind. Einige Nachzügler halten dann noch den Stamm, bis im Lauf des Septembers auch sie nach und nach verschwinden; denn dann ist's hier, 5000 Fuß über dem Meere, schon kalt genug. Man setzt sich auch im Sommer Abends gern zum wärmenden Kamine, und oft, wenn man Morgens das Fenster aufmacht, sieht man rings die Höhen mit Schnee bedeckt, der über Nacht gefallen. Es mögen jetzt noch dreißig Kurgäste da seyn, in der Mitte Julii waren es aber gegen fünfhundert. Die Mehrzahl bildeten Franzosen, theils aus der westlichen Schweiz, theils aus Frankreich, und deutsche Schweizer. Dazu kommen noch viele Italiener, manche Deutsche und einige Engländer. Die Schweizer, besonders die Walliser, lieben ihr Bad sehr, und halten es in vielen Krankheiten für sehr kräftig, daher man denn auch so viele wunderliche Schweizertrachten beisammen sieht. Vorzugsweise ist es auch das geistliche Bad; man sieht viele Jesuiten und Kapuziner. Die herrschende Sprache ist natürlich die französische. Aber Leut ist nichts weniger als ein Luxusbad; hier ist nur Gesundheit zu finden, Derjenige muß man mitbringen oder in sich selbst suchen. Der Freunde erscheint, wenn er von der Gemmialp herunterfleigt. In furchtbarer, fast senkrechter Tiefe scheinen sich Felsentrümmer in dichter, langer Reihe gehäuft zu haben; um zwei der größten sammeln sie sich am dichtesten. Beim Fortschreiten merkt er mit Erstaunen, daß dies die Badehäuser sind, um welche die Leute ihre Hütten gebaut haben. — Das Leuker Bad liegt in der Ausmündung einer Schlucht, die sich vom Wallisthale eng zwischen Felsenlager, die unten spärlich mit Tannen besetzt sind, gegen den Gemmiberg einschneidet. Dieser, dessen breite Flächen nach der Gemmialp sich senken, stürzt hier schauerjagt und senkrecht hinab. Unten sieht man sich rings in einem länglich runden Thale eingeschlossen; im größern Halbkreis thürmen sich die Felsengruppen wie riesenmäßige Bastionen über einander die Basel in der sächsischen Schweiz gibt ein Miniaturbild davon), und an den beiden Enden lagert sich ein Felsengebirg vor, das kaum den Durchgang in's Lötschthal und nach Wallis offen läßt. Es hält schwer, bis man hier sich heimisch fühlt. Der wird sehr betrogen, der in diesem berühmten Bade nur irgend die Einrichtung und Umgebung der bekannten Bäder erwartet. Statt eleganter Wohnungen sieht er die kleinen, mit Schindeln und Steinen plötlich bedeckten Häuser, die gar nicht das Freundliche und Zierliche haben, womit man doch in der Schweiz jetzt in der Mode ist; von Parks und Gärten findet er gar nichts, falbe, grase und blumenlose Matten schleichen an den Felsen hinauf, selten kriecht ein Alpenblümchen um das Steingerölle, einzelne Flecken sind neben den Häusern mit den gröbsten Gemüsen besetzt, und im ganzen Dorfe sieht ein einziger verkrüppelter Apfelbaum. Der Fremde denkt sich freundliche, gepuzte Leute; es begegnet ihm ein schmutziger Hirt, der seine rauhe Heerde, worunter mehr schwarze und braune Schafe sind als weiße, vor sich herreibt, oder die breite Oberwallisierin mit der Thurmhaube. Rings steigen die starren Felsen empor, darüber schauen ernst und einsam die ewigen Schneegipfel des Gemmi, des Lammer-, Rinders und Balmhorns, und von der andern Seite der Mont-Rosa und die Walliser Alpen. Um sich Bewegung zu machen, geht man auf die kahlen Alpen, in die lustigen Tannenwäldchen, zu den Höhlen und Wasserfällen, oder den Leiterpässen (les échelles). Die Sonne steht auch nicht viele Tage in's Thal, meist ist der Himmel dunkel und traurig umhängt, und graue Nebel verschleiern die Berge. Statt eines Theaters hört man dem Alpenjodeln zu oder besucht den Mondschein, in dem diese Felsenlandschaft zauberisch seyn soll; aber dann muß man sich schon warm einhüllen, denn auch im Juli streicht der Wind kalt und schaurig herein.

(Schluß folgt.)

Paris, September.

(Schluß.)

Van Amburgh. Die Cachucha.

Dieser Musikanstalten, worin die Tonkunst so mechanisch behandelt wird, fängt man an, satt zu werden, und mit zwei oder drei dergleichen Unternehmungen hat Paris schon genug. Dagegen sind wilde Thiere als Schauspieler etwas Neues, und das Theater der Porte St. Martin ist jeden Abend voll, wenn sich Van Amburgh mit Tigern und Leoparden herumbalgt, als wenn es Schoßhunde oder Katzen wären. Freilich hat der Anblick der gezähmten Wildheit solcher Thiere den Reiz, und einen Mann, welcher einige Stunden lang dem Anschein nach in der größten Lebensgefahr schwebt, und dieselbe durch seine Kunst spielend abzuwenden weiß, etwas ganz Außerordentliches, das man wenigstens einmal zu sehen wünscht. Für manche Zuschauer aber hat dieses Schauspiel einen solchen Reiz, daß sie sich nicht daran sättigen können, und allerdings wird ihnen sobald kein ähnliches Schauspiel geboten werden. Da die wilden Thiere so großen Beifall auf der Bühne finden, so hat ein anderes Theater einen Orang-Utang verschrieben und denselben halbgekleidet sich auf der Bühne zu Tische setzen lassen. Allein wiewohl auch dieses etwas Neues war, so haben die Pariser doch gar kein Behagen daran gefunden; vielleicht sind sie durch die zahmen Löwen und Tiger Van Amburghs verwöhnt. Eine andere Zuschauer haben die spanischen Tänze besonders Reiz, und das Théâtre de la Renaissance, welches alles Mögliche versucht, um das Publikum herbeizuziehen, hat durch eine Truppe spanischer Tänzer eine Reihe pantomimischer Vorstellungen geben lassen. Ehemals schätzte Frankreich nur den graziösen und zierlichen Tanz seiner eigenen Balletvirtuosen. Es findet aber jetzt Geschmack an dem nicht so anmuthigen, aber wollüstigern Tanze der Südländer, und die berüchtigte Cachucha macht solches Glück, daß fast jedes Theater eine Tänzerin hat, welche sich in derselben hervortut; man bringt die Cachucha überall an, auch da, wo sie gar nicht hingehört, und sogar eine Schauspielerin des Théâtre français, Mme. Pleyel, hat sich auf ihren Gastreisen durch die Provinzialstädte Frankreichs herabgelassen, die Cachucha zu tanzen, wofür sie denn auch bei ihrer Zurückkunft nach Paris von den Theaterkritikern strenge getadelt wird. Sicher hat die Cachucha mit der Kunst wenig zu schaffen und gefällt nur wegen ihres wollüstigen Charakters. Eben diese Zuschauer beklatschen die berüchtigte Dejazet auf den kleinen Theatern des Palais royal, wenn sie mit ihrem gewöhnlichen Muthwillen einen Strom schlüpfriger Bemerkungen und Witzworte ihrem Munde entfallen läßt. Die Dejazet hat die Erfahrung gemacht, daß diese Keckheit dem Publikum behagt, und deshalb ist sie immer weiter gegangen. Jezt gibt es Dichter, welche schlüpfrige Rollen erfinden, um sie von ihr spielen zu lassen. So verderben sich Publikum und Schauspieler gegenseitig.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 33.

Sonnabend, 5. Oktober 1839.

[503] **Neue Musikalien,**

welche bei B. Schott's Söhne in Mainz erschienen sind.

Adam, Regine im Klav.-Ausz., franz. u. deutsch. 9 fl.
— 12 Fav.-St. a. d. Brauer v. Preston u. a. Regine f. Pfte. leicht arrg. 1 fl. 12 kr.
— 15 Fav.-St. a. d. Brauer v. Preston f. 2 Flöten arrg. 2 fl.
Auber, Arragonaise a. d. schwarzen Domino mit Guit.-Begl., franz. und deutsch. 18 kr.
Benedict, Ouvert. a. d. Zigeunerin Warnung für Militärmusik arrg. von Küffner. 4 fl. 48 kr.
— Dieselbe Ouverture als Quartett f. Flöte, Viol, A., et Vcell arrg. 1 fl.
— Ebenso als Viol.-Quartett arrg. 1 fl.
— Ebenso f. Pfte. zu 4 Hände arrg. 1 fl. 12 kr.
— Ebenso f. 2 Violinen arrg. 54 kr.
— 6 Fav.-St. a. derselben Oper f. 1 Guitr. arrg. 36 kr.
Benedict & David, gr. concl. Duo f. Pfte. u. Violin üb. Th. a. Oberon. 2 fl. 24 kr.
Burgmüller, 1ster Lehrmeister im Klavier-Unterricht, theoretisch-praktische Anleitung das Klavier leicht und sicher spielen zu lernen, mit Benützung der besten Werke von Herz, Hünten, Weber, Beethoven, Bellini etc. 3 Theile, jeder Theil 54 kr.
Dreyschok, Polonaise f. Pfte. 4händig. Op. 5. 18 kr.
Gregoir, gr. Fantas. f. Pfte. Th. a. Puritani. 1 fl. 12 kr.
Herz, H., gr. Krönungs-Duo f. 2 Pfte. Op. 104. 2 fl. 24 kr.
— Krönungs-Fantasie f. Pfte. Op. 104. 1 fl. 36 kr.
Hünten, F., 30 kleine Recreationen f. Pfte. mit Fingersatz, 2 Hefte, jedes 1 fl.
Küffner, 51stes Potpourri f. Pfte. u. Flöte. od. Viol. a. Puritani. Op. 288. 2 fl.
Labarre & Beriot, 3te Fant. f. Pfte. u. Viol. a. d. Stummen von Portici. 1 fl. 21 kr.
Spamer, Ecole primaire f. Pfte. 4händig instruct. amusante Stücke mit Fingersatz. Op. 12. Liv. 3. 1 fl. 30 kr.
Thalberg, Divert. f. Pfte. üb. Th. a. d. Zigeunerin Warnung. Op. 34. 1 fl. 21 kr.
Wörterbuch, kurzgefasstes, der in der Musik gebräuchlichen italienischen Wörter und Redensarten. 9 kr.
Dasselbe französisch. 9 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu finden.

---

[505] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erstes Septemberheft 1839.

Inhalt: Serymgeours Versuche über den Dampf. Mit Abbild. — Ueber die neueren, von Chanter gemachten Verbesserungen an den Locomotivkesseln, zur Heizung derselben mit Steinkohlen statt mit Kohks. Mit Abbild. — Truscotts Verbesserungen an den Rädern für Eisenbahnwagen. Mit Abbild. — Bonney, Busk und Lobdells Verbesserungen an den Rädern für Eisenbahnwagen. Mit Abbild. — Fraissinets Verbesserungen an den Maschinen zum Treiben der Schiffe mittelst Dampf. Mit Abbild. — Baddeley, über einige Arten von Reibungsrollen. Mit Abbild. — Newtons Verbesserungen im Baue von Brücken, Viaducten, Pfeilern, Dachstühlen, Binbebalken ꝛc. für Bauten. Mit Abbild. — Ody's Verbesserungen an den Water-Closets. Mit Abbild. — Stocker und Heeley's Verbesserungen an den Strumpfen für Beinkleider und andere Kleibungsstücke. Mit Abbild. — Bate's Verbesserungen im Appretiren von Strumpfwirkerwaaren und andern aus Schafwolle und Wollengespinnsten fabricirten Artikeln. Mit Abbild. — Madeley's verbesserter Scarificator. Mit Abbild. — Heberts verbesserter Apparat zum Reinigen und Aufbewahren von Getreide. Mit Abbild. — Camera obscura nnd Daguerreotype. — Karmarsch, kritische Uebersicht der deutschen technologischen Journalistik. — (Beschluß.) Jahrbuch für Fabrikanten und Gewerbtreibende, Physiker, Techniker, Pharmaceuten und Oekonomen. Kunst- und Gewerbeblatt des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern. Mittheilungen des Gewerbevereins für das Königreich Hannover. Verhandlungen des Gewerbe-Vereins für das Großherzogthum Hessen. Monatsblatt des großherzoglich hessischen Gewerbevereins. Gewerbeblätter für Kurhessen. Mittheilungen des Industrie-Vereins für das Königreich Sachsen. Gewerbeblatt für Sachsen. Gemeinnütziges Wochenblatt des Gewerbevereins in Köln. Verhandlungen des Gewerbevereins in Koblenz. Frankfurter Gewerbfreund. — Miscellen. Das Dampfschiff „The british Queen." — Das Dampfschiff Archimedes. — Zahl der in England mit Dampfschiffen vorgekommenen Unglücksfälle. — Das größte eiserne Segelschiff. — Ungeheure Pumpe am Canale von Carlisle. — Der letzte Unfall auf der Castern-Counties-Eisenbahn. — Die amerikanischen Locomotiven des Hrn. Norris. — Keile für die Gefüßschienenstühle der Eisenbahnen. — Zunahme des Verkehrs und des Handels in Folge der Eisenbahnen. — Ueber die Stärke eiserner Balken und deren Biegung. — Michells Verbesserung im Schmelzen der Silbererze. — Die Knopffabrikation in England.

Zweites Septemberheft.

Perkins Bemerkungen über die Umstände und Erscheinungen, welche man beim Explodiren und Bersten der Dampfkessel beobachtet. — Ueber einige die Eisenbahnen betreffende Erfindungen des Hrn. W. Curtis. Mit Abbild. — Einiges über die pneumatische Eisenbahn des Hrn. Clegg. — Beschreibung eines Apparates zum Messen der Schienenweite. Mit Abbild. — Whitworth. Beschreibung einer verbesserten Pumpe. Mit Abbild. — Beschreibung der Gußstahl-Fabrication auf der königl. hannover'schen Eisenhütte bei Ustar im Solling. — Troughtons Verbesserungen in der Gewinnung des Kupfers aus den Kupfererzen. — Ueber einige neuere Zinklegirungen von der Erfindung des Hrn. Grafen Fontainemoreau. — Ueber eine Methode die Gaslichter in den Straßen und in größern Gebäuden mittelst eines elektrischen Funkens zu entzünden. Mit Abbild. — Ueber einen neuen von Hrn. Hutchison angegebenen Apparat zur Reinigung des Gases mit trocknem Kalke. Mit Abbild. — Beschreibung verschiedener Methoden zur Darstellung eines weißen strengflüssigen Glases, von farbigem

Glase und von Farben zur Verzierung von bleifreien Krystallgläsern, nach Hrn. Fontenay. — Ladislas de Breza's verbesserte Composition, womit Zeuge, Holz, Papier und andere Stoffe unverbrennlich gemacht und auch gegen die Angriffe der Insecten geschützt werden können. — Newtons verbesserter Anstrich für Holz und andere vor Luft und Feuchtigkeit zu schützende Körper. — Ueber die Torfpresse des Lord Willoughby d'Eresby. Mit Abbild. — Macartans verbesserte Behandlung der beim Waschen der Wolle und der Wollenfabricate sich ergebenden Abfälle. — Rattray's Verbesserungen in der Bereitung von Gallerte und Leim. — Brown, über den in den Seetangen enthaltenen Schleim und dessen Benutzung. — Miscellen. Dampfschifffahrt zwischen England und Amerika. — Capt. Smiths Signal für Dampfboote bei Nebel. — Leistungen der ältern und der neueren Dampfmaschinen. — Der Boxtunnel an der Great-Western-Eisenbahn. — Ueber Ericsjons Feilenhaumaschine. — Plants Maschine zur Abnahme des Haares von Häuten. — Maschinenfabrik für landwirthschaftliche Instrumente in Moskau. — d'Harcourts Verbesserungen in der Papierfabrication. — Firniß für die Daguerre'schen Bilder. — Ueber den artesischen Brunnen in Grenelle und dessen Temperatur. — Wohlfeile Methode sich Kohlensäure in festem Zustande zu verschaffen. — Bowmans Methode thierische Kohle wieder zu beleben. — Ueber Zubereitung des Leinengarns mit Seife. — Rich. Badnalls Verbesserungen in der Teppichfabrication. — Steads Straßenpflasterung mit Holz. — Bericht über Schafzucht in Rußland.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journal Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30—36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang zu 168 Rthlrn. oder 288 fl. anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1837 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[476] In der Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder zu haben:

Marianne Strüf's

vollständiges Kochbuch

für alle Stände.

Mit einem Titelkupfer, einer Zeichnung und einer Maaß- und Gewichtstabelle.

gr. 8. Velinpapier, elegant gebunden. Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Die Hamburger neue Zeitung, 1839, Nro. 185, spricht sich über dieses Buch also aus: Das wirthschaftliche Haus- und Lesebuch unter dem Namen „Marianne Strüf", wozu das vorliegende Werk, die Kochkunst umfassend, den dritten Theil bildet, ist mit den vorhergehenden Ausgaben und Lieferungen längst in den Händen jeder deutschen Frau und Jungfrau, so daß für Diejenigen, welche Geist, Abfassung und Gehalt darin kennen gelernt haben, dieser neu erschienene Theil schon durch sich selbst hinreichend empfohlen seyn dürfte. Was die Verfasserin, Anna Fürst, vor ihren überzahlreichen Vorgängerinnen mit Talent, Umsicht und Geschicklichkeit zu erstreben suchte, war: einfacher Vortrag, verbunden mit Bündigkeit, Klarheit und selbsterprobter Genauigkeit im Einzelnen. Ein flüchtiger Blick auf diese und jene Seite läßt denn auch allerdings nicht verkennen, daß in dieser Art und Weise mit aller Umsicht und Deutlichkeit zu Werke geschritten, daß Rath und Weisung offen darliegen und weniger auf systematische Strenge, als unmittelbare Brauchbarkeit und die natürlichen Bedürfnisse der Lernbegierigen eingegangen und hingewiesen sey. Wodurch sich dieses Handbuch dann aber noch besonders auszeichnet, das ist die geschmackvolle Eleganz, womit es die Verlagshandlung in Druck, Papier, Stich und Einband ausgestattet, eine Empfehlung, die es sicher nicht wenigen schönen Händen um so lieber und angenehmer machen wird, und daher zu einem Weihnachtsgeschenk sehr geeignet ist. Auch die Sorgfalt, es unmittelbar im Futteral auszugeben, kann nur mit Lob erwähnt werden.

---

[499] Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Goethe's Briefe

an die

Gräfin Auguste zu Stolberg,

verwittwete Gräfin von Bernstorf.

8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

---

[486] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die

Naturlehre

nach ihrem

gegenwärtigen Zustande

mit Rücksicht

auf mathematische Begründung.

Dargestellt

von

Dr. Andreas Baumgartner,

k. k. Regierungsrathe, Director der k. k. Aerarial-Porcellan-, Gußspiegel- und Smalte-Fabriken, Ritter des königl. sächsischen Civil-Verdienst-Ordens, Mitglied mehrerer in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften.

Sechste Auflage

von Genanntem und von

Dr. Andreas von Ettingshausen,

Professor der Physik, emeritirtem Professor der höheren Mathematik an der k. k. Universität zu Wien, Mitglied mehrerer in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften,

gemeinschaftlich umgearbeitet.

Mit acht Kupfertafeln.

gr. 8. Wien 1839. Preis 3 Rthlr. 12 Gr. sächs.

Wissenschaftliche Werke, welche sechs Auflagen erleben, gehören gewiß zu den seltenen Erscheinungen unserer Zeit. Das obbenannte erfreut sich dieses besonderen Vorzuges, und dieser muß um so mehr hervortreten, als seit dem Erscheinen der ersten Auflage

nicht mehr als fünfzehn Jahre verflossen sind. Dieses zeigt deutlich genug, welcher bedeutenden Nachfrage es sich zu erfreuen hatte, und erregt die wohlbegründete Hoffnung, daß die gegenwärtige Ausgabe eine nicht minder freundliche Aufnahme finden wird, die sich vor den früheren auch dadurch auszeichnet, daß an deren Bearbeitung nebst dem Original-Verfasser auch noch der gegenwärtige Professor der Physik an der hiesigen k. k. Universität, Dr. Andreas von Ettingshausen, Antheil genommen hat. Wer die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande gründlich und vollständig lehren oder erlernen will, kann sich getrost dieses Werkes bedienen, das mit innerer Trefflichkeit und Gediegenheit eine Billigkeit des Preises verbindet, wie sie selten den mit Abbildungen versehenen wissenschaftlichen Werken von gleicher Bogenzahl eigen ist, und übrigens an äußerer Ausstattung wenigen nachsteht.

---

[493] Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Berliner Spaziergänge

gewidmet

deutschem Volksthume.

gr. 8. eleg. geh. Preis 2/3 Rthlr.

Berlin, im September 1839.

Voss'sche Buchhandlung.

---

[490] Im Verlage der Schulze'schen Buchhandlung in Oldenburg sind so eben erschienen:

Supplementband zu Göthe's Werken. Göthe's Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt herausgegeben von Dr. A. Stahr. Mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß der ersten zur zweiten Bearbeitung. Mit dem Bildniß Göthe's in Stahlstich. 130 Seiten in gr. 8. Velinpapier geh. — 18 Gr.

Dieses interessante Buch wird sehr vielen Verehrern des großen Dichters eine angenehme Zugabe zu seinen Werken seyn.

Trentepahl's Oldenburgische Flora, zum Gebrauch für Schulen und beim Selbstunterrichte, bearbeitet von K. Hagena, 298 Seiten in gr. 8. 1 Rthlr.

Da der allgemeine Charakter der Vegetation in dem ganzen nordwestlichen Flachlande bis auf wenige Einzelheiten derselbe ist, so wird dies Buch sehr gut auch als Lokal-Flora für die ganze Gegend zwischen der untern Elbe und der Ems dienen können.

Humoristische Blätter. Herausgegeben von Theodor von Kobbe. Mit Beiträgen von Baggesen, Karl Immermann, Dr. A. Stahr, Ph. Stieffel, O. L. B. Wolff u. a. 1r Band 312 Seiten in gr. 8. Velinpapier. geh. 1 Rthlr. 6 Gr.

Oldenburgs Fest- und Jubelbuch. Ausführliche Beschreibung aller Feierlichkeiten, welche am 27 November und 24 December 1838, als den Jubelfesten der vor 25 Jahren mit der Rückkehr des rechtmäßigen Landesherrn wieder hergestellten Selbstständigkeit des Herzogthums Oldenburg und der neu organisirten Landesbewaffnung in der Stadt Oldenburg wie im ganzen Herzogthum und der Erbherrschaft Jever statt gefunden, nebst einer Beschreibung und den Statuten des am 27. November 1838 zum Andenken dieses Tages gestifteten Haus- und Verdienst-Ordens Herzogs Peter Friedrich Ludwig und einer Nachricht von dem am 17. Januar 1839 gehaltenen ersten Ordenstage. Zusammengestellt und herausgegeben von C. F. Strackerjan. Mit den Abbildungen der Ordenszeichen in Steindruck. 166 Seiten in gr. 8. Velinpapier. geh. — 16 Gr.

Fischer, Apotheker, Wildungen und seine Umgebungen mit besonderer Hinsicht auf seine Mineralquellen. Mit einer lithographirten Ansicht. 98 Seiten in gr. 8. sauber cart. — 8 Gr.

Der Oldenburgische Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender für den Bürger und Landmann auf das Schaltjahr 1840. 3r Jahrgang. 15½ Bogen in 8. geh. — 6 Gr.

Auch die ersten beiden Jahrgänge dieses trefflichen Volksbuchs, welches sich nicht nur im Inlande, sondern weithin im Auslande einer überaus günstigen Theilnahme erfreut, sind noch zu haben, und zwar zu dem beispiellos billigen Preise von 8 Gr. für beide Jahrgänge (25 Bogen geheftet).

Der Branntweinfeind. Ein Journal zur Verbreitung der Mäßigkeitssache. 1s und 2s Heft. Preis für jedes Heft 2 Gr.

Alle Monate erscheint ein neues Heft zu demselben Preise. Mitgliedern und Freunden der Mäßigkeitsvereine wird diese Zeitschrift zur besten Verbreitung empfehlen.

---

[523] Bei L. Schreck in Leipzig erscheint:

Gelbke, Obristlieutenant von

die Ritter-Orden und Ehrenzeichen der Oesterreichischen Monarchie, mit den Statuten der Orden, den Namensverzeichnissen der st. Ritter und prachtvoll illuminirten Abbildungen der Orden und Ehrenzeichen auf

10 Kupfertafeln in gr. 4.

Ein Prachtwerk in zehn Lieferungen in gr. 4.

Das ganze Werk wird 30 bis 40 Druckbogen stark, und kostet im Subscriptionspreise die Lieferung 16 Gr. oder 1 fl. C.-M., die Lieferung der Prachl-Ausgabe 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. C.-M.

Ausführliche Prospekte und Subscriptionslisten sind in allen Buchhandlungen ausgelegt.

Das Polizeistrafgesetz

für das Königreich Württemberg

mit Erläuterungen

von

Dr. Hermann Knapp,

Ober-Consistorialrath und Ober-Studienrath.

Unter diesem Titel wird gleich nach Verkündigung des kürzlich verabschiedeten Württembergischen Polizeistrafgesetzes im Verlage der Unterzeichneten eine mit einem ausführlichen Kommentar versehene Handausgabe dieses Gesetzes erscheinen, welches wegen seines tief eingreifenden Einflusses auf die verschiedensten Lebens- und Berufsverhältnisse nicht bloß für den Geschäftsmann, besonders dem Bezirks- und Gemeindebeamten, sondern für jeden Staatsbürger von höchster Wichtigkeit ist. In den Erläuterungen wird der Verfasser die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes mit steter Rücksicht auf die seitherige Gesetzgebung kommentiren, und das Wichtigste aus den Motiven der Regierung und den der Verabschiedung des Gesetzes vorangegangenen ständischen Verhandlungen mittheilen. Der lebhafte Antheil, welchen Derselbe als Mitglied der Kammer der Abgeordneten und der zu Begutachtung des Gesetzentwurfs niedergesetzten Kommission an der Bearbeitung des Gesetzes genommen hat, dürfte diesem Kommentar ein besonderes Interesse verleihen und der literarische Ruf des Verfassers, welcher dem Publikum durch sein württembergisches Kriminalrecht und seine Bemerkungen zu dem Strafgesetzentwurf rühmlichst bekannt

ist, dafür bürgen, daß auch diese Schrift nicht blos den Anforderungen der strengern Wissenschaft genügen, sondern auch durch eine klare und gemeinfaßliche Darstellung dem ausgebreitetsten Kreise von Lesern sich empfehlen werde.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[433] Bei Hinrichs in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Prensker, Ritter Karl ꝛc., **über öffentliche, Vereins- und Privat-Bibliotheken**, so wie anderer Sammlungen, Lesezirkel und verwandte Gegenstände, mit Rücksicht auf den Bürgerstand; Behörden, Bildungsanstalten, literarischen und Gewerbs-Vereinen, wie überhaupt jedem Wissenschaftsfreunde gewidmet. 1½ Heft. — Auch unter dem Titel: **Ueber Stadt-Bibliotheken für den Bürgerstand**, deren Nützlichkeit, Gründungs- und Aufstellungsart, damit zu verbindende Sammlungen und Orts-Jahrbücher. gr. 8. (10 Bogen.) geh. 12 Gr.

Die erste Schrift über diesen Gegenstand und weit gehaltreicher, als der Titel verspricht. — Kein Besitzer einer noch so kleinen Bücher-sammlung, kein Stadtrath, kein gemeinnütziger Verein wird die wenigen Groschen sparen, um sich über den interessanten Gegenstand zu unterrichten und selbst zu prüfen.

Herr Oberbibliothekar Hofrath Dr. Falkenstein zu Dresden schreibt: Durch diese gediegene, ebenso zeitgemäße als nützliche Schrift, ist eine längst gefühlte Lücke in unserer Literatur auf eine höchst glückliche Weise und mit wahrhaft bibliothekarem Berufe ausgefüllt. Das sind Goldkörner der Weisheit und Erfahrung, die gewiß bald zur wuchernden Saat und Erndte aufblühen werden.

---

[491] In der Fest'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grund- oder Fundamentalwissenschaft des gemeinen deutschen und sächsischen Civil- und Criminal-Processes, oder dessen Begriff, Wesen, Grund und höchste und letzte Grundprincipien, mit einer Philosophie des positiven Proceßrechts, mit Andeutungen für Proceßgesetzgebung und in Vergleichung mit dem preußischen und französischen Processe dargestellt. Erster Band: Systematisch-kritische und geschichtliche Darstellung des Begriffs, Wesens und Grundes des gemeinen deutschen und sächsischen Civil- und Criminalprocesses von Dr. jur. Wilh. Michael Schaffrath, akademischen Docenten der Rechtswissenschaft an der Universität Leipzig. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr.

Der Sachenreichthum und die Wichtigkeit dieses Bandes für Theoretiker und Praktiker gehet aus den vier verschiedenen und ausführlichen Inhalts-Verzeichnissen, insbesondere aus dem der erklärten Gesetzstellen und der 13 rein praktischen Abhandlungen aus dem streitigen Proceßrechte hervor. Außerdem enthält dieser gedrängt geschriebene Band eine ganz neue Theorie des Begriffes, Wesens, Zweckes und aller einzelnen wesentliche Erfordernisse des Processes, der Lehre von den Nichtigkeiten, endlich insbesondere der Selbsthilfe und des rechtlichen Zwanges als der Grundlage des Processes.

Die Hausmusik in Deutschland

in dem 16ten, 17ten und 18ten Jahrhunderte. Materialien zu einer Geschichte derselben, nebst einer Reihe Vocal- und Instrumental-Compositionen von H. Isaac, L. Senfl, L. Lemlin, W. Heintz, H. L. Hassler, J. H. Schein, H. Albert u. A., zur näheren Erläuterung. Von Carl Ferdinand Becker, Organisten an der Nicolaikirche zu Leipzig. gr. 4. broch. Preis 2 Thlr.

---

[489] So eben erschien ein neuer Abdruck von nachstehendem, mit allgemeiner Anerkennung aufgenommenen Werk:

Supplementband zu den Stunden der Andacht

18te Auflage.

Stunden der Andacht

zur

Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung in Dichtungen.

1ste Lieferung. Preis 4 Gr.

Dieses wegen seiner Anordnung und Ausführung einzig dastehende poetische Werk bilder nicht nur zu den prosaischen Stunden der Andacht einen zur Vervollständigung derselben gediegenen Anhang, sondern eignet sich auch wie diese ganz zur häuslichen Familien-Erbauung und Erhebung des Herzens zu Gott für jeden wahren Christen, da es das Vorzüglichste der Vergangenheit und Gegenwart enthält, was je über Religion und Moral gesagt ward.

Alle Buchhandlungen nehmen hierauf Bestellungen an.

Leipzig.

C. B. Polet.

---

[425] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Hohenstaufen.

Ein Cyclus von Liedern und Gedichten

von

Albert Knapp.

Mit 6 lithographirten Abbildungen.

8. Velinpapier. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Herr Verf. suchte in dieser Schrift sowohl die vornehmsten Data der glorreichen hohenstaufischen Geschichte, als auch die herrliche Umgegend jenes Berges, nebst mehreren dazu gehörigen Denkmalen des Mittelalters, dem deutschen Leser in verschiedenartiger Form darzustellen. Die Hauptgesichtspunkte zur Betrachtung jenes denkwürdigen Zeitabschnittes sind in der Vorrede hervorgehoben, und wenden den Unkundigeren das Verständniß der einzelnen Partbieen erleichtern. Wenn dieses Buch sich namentlich den Besuchern des herrlichen Hohenstaufen zum freundlichen Begleiter anbietet, so werden dieselben gerade auf jener begeisternden und doch so tiefe Wehmuth erregenden Höhe die mit dem Lichte des Christenthums beleuchtete Natur und Geschichte wohl um so weniger verschmähen.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 7. Oktober 1839.

Ich fühle' in Weihestunden freudig
Seines erhabenen Geistes Ahnah'n.

Fr. Haug.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Ich mochte die jungen Mädchen durch mein Bleiben, ohne daß ich eigentlich recht bei ihnen war, wohl in einige Verlegenheit setzen; doch ich war noch zu neu im Hause, um geradehin zu fragen, ob der Vater zurückkommen werde, und da das Gehen im Verneinungsfall auch nach gewöhnlichen geselligen Convenienzen ziemlich unartig gegen die Damen gewesen seyn würde, so zog sich wohl noch eine Stunde in diesem etwas peinlichen Zustande hin. Indessen gab die Musik uns ein Aushülfsmittel; in der Hoffnung, daß diese vielleicht Jean Paul, der eine große Neigung zu derselben hatte, wieder in's Zimmer locken möchte, gab ich der Aufforderung gern Gehör, mein wenig bedeutendes, damals aber doch noch einigermaßen im Gang befindliches Geschick als Clavierspieler zu zeigen. Ich phantasirte, oder besser, präludirte etwas, und spielte dann, ich weiß nicht mehr was, aber wahrscheinlich irgend etwas von Beethoven, Ludwig Berger, Dussek, Maria Weber, oder was mir sonst eben geläufig seyn mochte. Ich versuchte auch, die Tochter Jean Pauls zum Gesang zu überreden, doch sie besiegte ihre Befangenheit nicht, und es blieb bei der Unterhaltung über einige Compositionen, die sie liebte. Ich übernahm es, sie mit einigen Liedern von Berger und Bernhard Klein bekannt zu machen, und versprach, da sie ihr gefielen, ihr dieselben aufzuschreiben. Damit hatte ich zugleich einen Anknüpfungspunkt für meinen zweiten Besuch gewonnen, denn unmöglich konnte ich mich mit diesem ersten genügen lassen. Jean Paul hatte mir zwar gesagt, er denke, da ich acht Tage in Baireuth bleiben wolle, mich noch öfter zu sehen und ausführlicher mit mir zu sprechen; allein er hatte an diese allgemeine Einladung nichts näher Bestimmendes geknüpft, weder in Beziehung auf den Tag noch auf die Tageszeit, wo ich ihn etwa besuchen dürfte. So wurde mir denn der kleine musikalische Dienst eine willkommene Hülfe, den nächsten Besuch einzuleiten, und bei dieser Aussicht gewann ich es leichter über mich, dem Hause, welches ein Kleinod von so unendlichem Werth für mich in sich schloß, endlich das erste Lebewohl zu sagen. Ich schied mit der eintretenden Dämmerung. Jean Pauls Gattin hatte ich an diesem Tage nicht gesehen; sie war nicht zu Haus gewesen.

Einen Tag glaubte ich verstreichen lassen zu müssen, bevor ich wieder an die Pforte Jean Pauls klopfte. Ich benutzte denselben zu einem Ausflug nach Fantaisie, das in dem romantischen Zauberlichte vor meiner Seele stand, in welchem es uns in den Blumen-, Frucht- und Dornenstücken erscheint, geheiligt durch die, wenn auch nur

dichterisch geträumte Heimathlichkeit Leibgebers, Siebenkäs's und Nataliens daselbst. Hier blieb nun freilich die Wirklichkeit weit hinter dem schönen Bilde der Phantasie von Fantaisie zurück. Ich sah nur einen verwilderten Garten, ein halb verödetes Schloß und die Ueberreste einiger, vormaligen Glanz und Reichthum bekundenden Anlagen im altfranzösischen Geschmack, z. B. die ausgetrockneten steinernen Bassins der Springbrunnen, jezt mit Gras und wildem Gestrüpp halb überwachsen, und Aehnliches mehr. Doch mochte die Melancholie eines trüben, grauen Augusttages und meine mißmuthig niedergeschlagene Stimmung, daß ich Jean Paul so nah und doch so getrennt von ihm war, Vieles dazuthun, den Eindruck des berühmten Parks an mir abgleiten zu lassen. Einige Theile des Parks sind jedoch schon durch ihre Lage, indem sich der Garten zwischen Thal und Höhen hinzieht, schön zu nennen; doch mit dem besten Willen war weder die Wunderwelt der geschilderten Fantaisie, noch die dichterisch auf den Grundlagen dieser wirklichen geschaffene eines Lilar auf irgend eine Weise hier zu erkennen. Die Armuth des Wirklichen wurde jedoch zu einem Prüfstein der reichen Schöpfungskraft unseres gefeierten Dichters. — Merkwürdig war mir eine uralte Linde, die ich auf dem Rückwege rechts an der Chaussee wahrnahm. Der Stamm derselben hatte den stärksten Umfang, den ich je gesehen, und zeugte von einem kaum zu ermessenden Alter des Baumes. Obwohl im Absterben, denn er war halb gehöhlt, entwickelte er doch noch eine Pracht der Krone, der üppigen, weithingestreckten Zweige, daß ich mich nicht entsinne, später jemals einen Baum dieser Gattung gesehen zu haben, der den Vergleich mit diesem ausgehalten hätte, dessen Stamm dicht über der Wurzel wohl dreißig Fuß im Umfange haben mochte.

Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, ging ich, meine möglichst sauber aufgeschriebenen Lieder in der Hand, Nachmittags wieder zu Jean Paul. Es war auch diesmal seine Tochter, welche mich empfing; sie sagte mir in den ersten Worten unseres Gesprächs aus einer Art von verlegener Uebereilung, daß sie den Abend nicht zu Haus zubringen würden. Es würde zwar das höchste Ziel meiner Wünsche erfüllt haben, wenn ich in dem sonst so einsamen, fremden Ort, wo ich mich keiner Seele anders anschließen konnte, einen Abend in dem Familienkreise des Verehrten zugebracht hätte; allein ich hatte meine Hoffnungen nicht so weit ausgedehnt, sondern sah ein reiches Maaß der Erfüllung schon darin, wenn ich wieder eine kostbare Stunde, gleich der neulichen, gewönne. Deßhalb war diese Andeutung nicht zurückschreckend oder niederschlagend für mich; doch mit der beklemmenden Besorgniß, eine verneinende Antwort zu erhalten, fragte ich, ob es erlaubt seyn werde, den Vater um einige Augenblicke zu bringen. Ich bat dringend, falls mein Besuch unerwünscht komme, mich zu anderer Zeit wieder zu bescheiden; doch die Tochter (der ich ja wohl das richtige Urtheil zutrauen durfte, wie weit sie bei dem Vater gehen könne) war freundlich bereit, ihm mein Kommen anzusagen, und wenige Minuten darauf trat er in's Zimmer.

Sein Empfang war wieder sehr wohlwollend, aber diesmal nicht so unverkennbar freudig und herzlich. Er schien mir etwas aufgeregt vom Arbeiten, was sich auch auf seine Art zu sprechen übertrug. Dies wurde vortheilhaft für mich, denn er wandte sich heut mit mehr Antheil und Stätigkeit solchen Gesprächen zu, welche die innersten Beziehungen meines Lebens berührten. Er sprach von vielen literarischen Verhältnissen, von Büchern, Zeiten und Menschen, und gab diesmal fast nur, statt, wie neulich, fast nur zu verlangen. Das erste Mal hatte ich zu ihm gesprochen, jezt sprach er zu mir, und ich horchte mit gespannter Theilnahme. Den Inhalt dieses und der spätern Gespräche mit dem außerordentlichen Manne legte ich gleich damals in dem schon erwähnten Briefe nieder, der zu meinem innersten Bedauern verloren gegangen ist. Das mir vorliegende gleichzeitige Schreiben gibt nur einige allgemeine Andeutungen, die ich aus dem Gedächtniß mit dem Bestreben möglichster Treue zu ergänzen suchen werde. Doch an dem manchen Andern, was die Jahre aus meiner Erinnerung verwischt haben, obgleich ich die Eindrücke damals mit einer Lebhaftigkeit aufnahm, die sie mir als unvergänglich erscheinen ließ, erkenne ich, daß ich einen unsicheren Weg gehe, nur Unzulängliches liefern kann, und also mehr die Gunst des Lesers für mein aufrichtiges Wollen erbitten muß, als auf seinen Dank für ein wirkliches Geben Anspruch machen darf. — Einige Entschädigung dafür findet sich jedoch in der Erwägung, daß die erste Wärme der Aufregung auch nur ein mangelhaftes Bild der Wirklichkeit herstellt, welches andere Fehler zu haben pflegt, als das später nach festgehaltenen Grundzügen entworfene, indem bei jenem häufig zu zahlreiche Einzelnheiten die klare Auszeichnung der Hauptumrisse verwirren.

(Fortsetzung folgt.)

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Darauf ging Bertram heim zur Maria und sprach zu ihr, sie sey nicht seine Schwester, denn er sey nicht ihres Vaters Sohn; ob sie ihn darum weniger lieb hätte? Da fing sie an zu weinen und sagte nein. Da sagte er, er wolle hinaus in die weite, weite Welt und wolle ein

tüchtiger Mann werden, wie's ihr Vater ſey, und vor den Leuten ſich einen Namen erwerben und Geld und Gut; dann wolle er heimkehren und ſie heirathen. Ob ſie gelobe, ihm treu zu bleiben zehn Jahre von dieſem Tag? Da weinte ſie noch mehr und gelobte es und wußte nicht, was ſie gelobte, und's war doch keine Lüge. Bertram aber legte ſich auf ſein Lager und ſchlief die ganze Nacht nicht, und als der Tag anbrach, ſchnürte er ſein Bündel, ſchrieb mit Kreide an die Thür: „Morneweg hüt (heut) weg! und ging zum Mühlthor hinaus des Weges gen Hamburg.

Alſobald, als er in Hamburg angekommen, begab ſich Bertram an den Hafen und ſchaute die ſchönen Schiffe an und den breiten Fluß und freuete ſich ſehr daran, wie er's all ſein Lebetag gethan, und als er einen alten Schiffer ſtehen ſah und ſich ſonnen, trat er zu ihm und ſagte, er wolle ein Seemann werden, er ſolle ihn in ſeine Dienſte und Lohn nehmen. Fragte der Schiffer, ob er auch was verſtünde und gute Zeugniſſe hätt'. Er antwortete, nein, er woll' es aber lernen, und Zeugniſſe hätt' er nicht. Da beſchaute ihn der Schiffer von unten bis oben, und weil er noch beſudelt war von der Landſtraße her, rief er aus: „Goddam, you rascal! (das heißt auf Deutſch, hol dich der Teufel, du Spitzbub!) ſoll ich jedem fahrenden Geſellen und Strolchen Dienſt und Lohn geben? Zum Rotsmaat ſeyd Ihr viel zu groß, denn Ihr freßt zu viel, und drüber verſteht Ihr ja nichts!" Da wurde der Bertram ſehr erſchrocken und trat auf die Seite, denn ſo ſchlimm hatte noch kein Menſch zu ihm geſprochen im Leben, und er ging ganz trübſelig hin und her und wagte Niemand anders anzureden. Auf die Lezt ſah er aber eine ſchöne hohe Frau auf einem Schiff ſtehen, die ſo eben abfahren wollte, und er faßte ſich ein Herz und grüßte ſie fein höflich, und ſie dankte ihm ſchönſtens; da ging er auf's Schiff und ſagte dem Schiffer daſſelbe wie vorhin. Der war aber betrunken und ließ ihn noch härter an, alſo daß er gleich umgekehrt wäre und davon gegangen, wenn ihm nicht die ſchöne Frau gewinkt hätte, zu bleiben. Da konnte er ſich nicht vom Platze rühren, ob ihn's Bleiben gleich faſt reute, und die ſchöne Frau nahm den Schiffer auf die Seite und redete mit ihm. Alſobald kam der Schiffer wieder und ſagte, er wolle ihn in ſeinen Dienſt nehmen; zog aber ſelbiger dabei ein ſolches Geſicht, daß es ſich dem Bertram im Leibe umdrehte, wenn er gleich nicht wußte, was der Schiffer damit ſagen wollte.

Alſo blieb er auf dem Schiffe, und ſie fuhren hinab nach Eurhaſen, und einige Tage darauf lichteten ſie die Anker und ſtachen in See. Da mußte er denn die Schüſſeln ausmwaſchen und dem Koch helfen, und Werg drehen, auch ſonſt helfen, wo er's vertand, beim Segeleinreffen und dergleichen. Wenn er ſich aber auch noch ſo viel Mühe gab und arbeitete, es gab ihm Keiner ein gut Wort darum, und die Matroſen waren Bu und Bu und ſtießen und ſchalten ihn, wo ſie nur konnten. Hätte er dann oft gern vor Zorn dazwiſchen ſchlagen mögen, ſo gedachte er, man müſſe gehorchen ſeinen Vorgeſetzten und Lehrmeiſtern, und der alte Schiffer hatte geſagt, es könne nicht ſo ſäuberlich hergehen auf der See; Ordnung müſſe ſeyn, Gehorſam kurzweg, ohne viel Gerede, ſonſt ginge Schiff und Mannſchaft zu Grunde. Wenn's ihm dabei nun auch manchmal wunderlich zu Sinn wurde, da tröſtete ihn die ſchöne Frau, welcher der Schiffer ſeine Kajute eingeräumt, und ſo ſich's ausbedungen hatte, daß der Bertram ihr aufwarten mußte, wenn ſie aß. Die erzählte ihm dann allerlei ſchöne Sachen und endlich gar ihre Lebensgeſchichte.

Da ſagte ſie denn: ſie ſey aus dem Lande Hiſpania und heiße Donna Laura. Ihr Mann ſey mit ihr weit umhergezogen, denn er ſey ein vielerfahrener Mann geweſen, alſo daß die großen Herren ihm wichtige Dinge anvertrauet in der Welt, in Handels- und Staatsgeſchäften. Aus dem Lande der Polacken und Ungarn ſeyen ſie vor zwei Jahren herab gekommen an die Küſte der Oſtſee und hätten ſich einſchiffen wollen in Lübeck oder Hamburg nach dem Lande Hiſpania, in ihre Heimath. Als ſie aber ſchon faſt am Ziele geweſen, da hätten ſie ſich verirrt in dem großen Sachſenwalde, welcher liegt unfern Lübeck, und ſeyen am Abend ſpät in die Nähe des Städtleins Ratzeburg gekommen, welches gelegen iſt mitten in einem See auf einer Inſel. Und als ſie des Thurmes der Stadt ſchon anſichtig geworden von der Höhe, habe ſich plötzlich der Boden unter ihnen aufgethan und ſie ſeyen hinabgeſtürzt in eine tiefe Grube, ſie und ihre Pferde. Und erſchreckliche, wild ausſehende Männer ſeyen herzugetreten mit Fackeln und blanken Schwertern und hätten ihren Ehegemahl und den Knecht, welchen er mit ſich führte, umgebracht. Als aber der Räuber auch ſie habe ermorden wollen, hätte er ſich abgewendet und geſagt, er könne es nicht, ſie ſolle bei ihm bleiben und ſein Gemahl werden. Aber die andern Räuber hätten gemurrt und geſagt, es ſey ein Vertrag unter ihnen von Anbeginn her, es ſolle Niemand leben bleiben, ſo ſie verrathen könne, und erſt als der Hauptmann ihnen groß Geld und Gut gegeben, hätten ſie ihm gewährt.

Nun ſey ſie des Hauptmanns Frau geworden, welcher Pippe Döhnken geheißen und gewohnt in einer tiefen dunklen Höhle unter der Landſtraße. An der Decke ſeyen aber Fallthüren geweſen, ſo groß, daß Mann und Roß hindurch gekonnt, und man oben doch keine Spur davon hätte bemerken können. — So ſey's nun an die zwanzig Monat fortgegangen und mancher arme Reiſende vor ihren Augen ermordet worden. Wenn aber die

Kriegsleute von Rahsburg, und selbst weither von Dömitz und Boitzenburg ausgerückt wider sie, so seyen sie doch immer mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden oder hätten nichts gefunden. Eines Tages sey aber ein übermächtig großer Wagen mit Kisten und Ballen des Weges gekommen, und der Hauptmann habe gesagt, man solle ihn ungehindert ziehen lassen, aber die übrigen Räuber hätten sich ihm widersetzt und sich allein hinausgemacht, den Wagen anzufallen. Da hätten aber alle Kisten und Ballen voll Soldaten gesteckt, und als nun die Räuber hinzugetreten, hätte jeder seinen Mann in's Auge genommen und heraus geschossen, also daß Keiner lebendig davon gekommen; aber die Fallthüre sey doch nicht entdeckt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrelpondenz-Nachrichten.

Bad Leuk, September.

(Schluß.)

Badleben.

Der Ankommende eilt in die Badehäuser, von denen er schon so viel gehört. Da sieht's denn auch lustig und originell genug aus. In einem großen wüsten Gebäude, in welches das Licht von oben herabfällt, sitzen in vier Carrés gegen siebenzig Personen bis über die Brust im Wasser. Seine Betannten findet man nur mit Mühe heraus; alle Badenden haben Uniform, nichts als ein graues Hemde von Leinen oder Wolle, den Kopf umhüllen sie ohne alle Eleganz mit einem Tuche. Manche Damen sind unter diesen Umständen sogar von den Männern nicht zu unterscheiden. Man kann da interessante Betrachtungen über die Schönheit männlicher und weiblicher Gesichter anstellen; denn beide entbehren jetzt alles Beiwerks. Es sitzen in einem Bassin gegen zwanzig Weiber und Männer unter und durch einander; die einen unterhalten sich mit den Besuchenden, die am Rande des Bades stehen, und deren meist viele sind, denn manche trinken bloß das Wasser; andere spielen Karten, die Frauen häufig Damenbrett; die meisten essen oder trinken, die wenigsten lesen, weil viel Lesen, des ausstei genden Wasserdunstes wegen, den Augen schadet. Umher drängen sich Wirthe aus allen Pensionen, bringen und holen das Verlangte und reden es dem Badenden auf sein Tischchen hinab, das vor ihm schwimmt. Wenn ein Badehaus voll ist, d. h. wenn hundertundbreißig Personen und mehr darin sind, muß es ein überlautes Getöse seyn. Jeder sucht sich auf seine Weise die langen Stunden zu verkürzen; denn man badet, von einer angefangen, bis zu zehn Stunden an einem Tage. Man sieht sich nun die Einrichtung der Badehäuser näher an. Sie sind groß und massenhaft von Steinen und Balken aufgebaut. Neben den Carrés sind Stuben zum Aus- und Ankleiden und Ruhen nach dem Baden. Stühle, Tische und alle Bequemlichkeiten darin sind so groß und dürftig, daß man ihnen das vorige Jahrhundert noch ansieht, wo sie für einfache Landleute hergestellt wurden. Komisch klingen zum Theil die angeschlagenen Verordnungen. Wer ein Religionsgespräch anfängt, zahlt zehn Franken; der Bademeister muß verbieten rather oder Wittwer seyn; wer eine Stube öffnet, wo Jemand sich auskleidet, oder nicht ganz bekleidet mit dem wollenen Hemde in's Bad steigt oder es verläßt, zahlt zwei Franken u. s. w. — Die nun den ganzen Tag im Bad gewesen sind, haben des Abends kein Bedürfniß nach großer Gesellschaft; sie verlangen nur nach einer guten Tafel und etwa einem kleinen Gesellschaftsspiel, und das finden sie denn auch. Man wohnt hier in sechs oder sieben Gasthäusern oder Pensionen. Jede Pension bildet ihre Gesellschaft für sich; der Speisesaal ist der Ort, wo man sich zum Essen und Abends um den Kamin zur heitern Unterhaltung versammelt. Seltener besucht man sich in den verschiedenen Häusern. Ueberhaupt ist das Leben so einfach und einkehrt so sehr aller Kunst, daß es fast etwas Patriarchalisches hat. An Kurstäle und dergleichen ist hier nicht zu denken. Musik ist das Vergnügen, zu dem noch die meisten Kurgäste sich vereinigen; fremde Künstler lassen sich selten hören, aber in jedem Hause ist ein Fortepiano, und findet sich eine Gesellschaft zusammen, so gibt man auch Bälle, die dann sehr angenehm werden. Die Männer haben nur Billard oder Karten, sämmtliche andere Spiele sind verbannt. Reiche Kaufläden gibt es eben so wenig. — Das Leuker- oder Wallisserbad war schon früher seiner außerordentlichen Heilkraft wegen berühmt und fleißig besucht. 1501 baute ein Bischof von Sitten die ersten Häuser in die Einöde; 1719 wurden sie mit den Gästen gänzlich durch eine Lawine verrigt; die wiederhergestellten wurden durch eine zweite Lawine verschüttet. Die jetzigen Einrichtungen und Gebäude rühren aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts her. Die Leuker lassen ihr Bad so wie es ist; denn sie wissen wohl, wer hierher kommt, muß und kommt nicht des Vergnügens wegen. Zur dem wagt auch keiner große Gebäude aufzuführen aus Furcht vor den Lawinen; doch kommen diese nur im Frühjahr und von den weitergelegenen östlichen Felsgebirgen, und könnten durch geschickte Anstalten wohl ungefährlich gemacht werden. Das Einzige, was in der neuen Zeit geschehen, ist ein gar ebener Weg, so daß man doch einige hundert Schritte ohne Beschwerde lustwandeln kann. Wenn man hier noch einige Beamemlichkeiten herrichtete und vor Allem eine fahrbare Straße anlegte, so würde das Wallisbad bald glänzender werden, da es mit dem Simplon und der französischen Schweiz durch Straßen, mit der deutschen durch Päße in Verbindung steht. Schon jetzt mehrt sich die Frequenz der Fremden von Jahr zu Jahr, obgleich man nur auf Pferden oder zu Fuße hingelangen kann. Der eine Paß, senkrecht an einem Felsen herauf und über die hohe Gemmialp ist wahrhaft grausenhaft. Jetzt bietet das Bad weiter nichts, als nothdürftige Beauemlichkeit für einige hundert Kurgäste; es könnte noch unzähliges aufnehmen, das meiste warme Wasser fließt in die Dala. Es sind der Quellen sehr viele, überall im Orte dampfen sie, und so heiß, daß man Eier darin kocht. Die großartige Alpenwelt mit ihren unerschöpflichen Reizen gewährt dem, der sich mit der Natur und sich selbst zu unterhalten versteht, Genüsse genug; und wer hier Gesundheit sucht und findet, braucht kein Bad, das alle Zerstreuungen der großen Welt vereinigt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 8. Oktober 1839.

Fortuna spricht: Fahr' wohl auf schwankem Kiel,
Fahr' wohl, mein Fortunat, du goldner Knabe! —
Dich werd' ich, meine Macht an Tag zu legen,
Durch Buß- und Trauerspiele frisch erregen.

Uhland.

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Als nun aber sie und der Hauptmann allen Vorrath an Lebensmitteln aufgezehret, und selbiger sich doch nicht hinaus wagen mögen unter die Leute, da habe er ihr einen gräßlichen Fluch vorgesagt, mit keinem Menschen ein Wort zu reden, darnach sie angethan wie eine Bäurin und sie auf den Markt nach Ratzeburg gehen heißen, Fleisch und Erbsen einzukaufen. Also habe sie gethan und nicht ihren Schwur gebrochen, sondern sich stumm gestellet vor den Leuten, aber sie habe sich seltsam geriret auf dem Markte, damit die Leute aufmerkten auf sie, und ein feines Loch gemacht in den Erbsensack, also daß eine Erbse nach der andern herausfallen gemußt. Da hätten die Ratzeburger eiligst ihre Kriegsleute sich schicken und rüsten heißen und den Erbsen auf dem Wege folgen. Darnach seyen selbige in die Höhle gedrungen durch den geheimen Zugang im Walde und hätten sie und den Pippe Döhnken gefangen geführet gen Ratzeburg. Der Räuber sey dann bei lebendigen Leibe verbrannt worden, ihr aber habe man gestattet, zu wählen unter seinen Schätzen zum Lohne und Dank für ihren großen Dienst, sie hätte aber nur genommen, was ihr geraubt, und damit wolle sie jetzt heimkehren in ihr Vaterland.

Als der Bertram dieses hörte, hat er groß Mitleid getragen mit der schönen Frau, daß sie so unglücklich sey und solch schwere Angst und Trübsal ausgestanden, und hat beschlossen, ihr noch eifriger zu dienen, denn zuvor, in allen Stücken. — Und sie fuhren durch den Meeresarm, welcher Engelland trennt von Frankreich, und weiter, immer weiter, und dem Bertram gefiel's mit jedem Tage besser auf dem Schiffe. Da begab sich's, daß, als er eines Abends in seiner Koje lag und nicht schlief, weil er an seine Maria dachte in Lübeck, und wie's jetzt wohl sey daheim beim Herrn Oldenkope, er seine Kameraden, so ihm zunächst schliefen hinter einer dünnen Bretterwand, leise mit einander reden hörte, als wenn's sonst Niemand vernehmen dürfte. Und er hörte, wie sie nachher, wenn sie die Wache hätten auf dem Schiff, die schöne Frau in der Kajüte überfallen gedächten und zu binden. Darnach wollten sie selbige in's Meer werfen und von ihren Kleinodien nehmen, wessen sie habhaft werden könnten, und Lärm machen und sagen, sie sey über Bord gefallen, wie sie denn oftmals spät am Abend sich zu ergehen pflegte auf dem Verdecke.

Da überlief's den Bertram eiskalt vor Schrecken ob solcher grausigen Mähr, und wie er sich noch bedachte, was er thun wolle, seine Herrin zu erretten, hörte er, wie der Bootsmann pfiff und die drei aufstunden, an ihr Werk zu gehen. — Alsobald springt er auf von seiner

Lagerstatt, und als er auf's Verdeck kommt, findet er, daß die andern schon hinab sind in die Kajüte, und er eilet ihnen nach. Siehe, da haben sie die schöne Frau gebunden an Hand und Fuß und ihr den Mund verstopft, daß sie nicht schreien möchte. Da schlägt er dem Ersten mit der Faust auf den Kopf, daß er zu Boden stürzet, und fasset den Zweiten an der Gurgel und schreit, so laut er's vermag. Aber der Dritte hat sein Messer gezogen und will's ihm durch den Leib stoßen, daß er sich kaum noch Beider erwehret; da kommt auch der Schiffer und mit ihm die übrigen Schiffsleute, welche sein Schreien erweckt hatte, herbeigerannt und befreien ihn von dem gewissen Tode. Die schöne Frau wurde nun auch wieder losgebunden, und wäre sie fast schon erstickt und gestorben. Die drei Uebelthäter ließ der Schiffer aber binden nnd in den Schiffsraum werfen. Des andern Tages da wendete er das Schiff und fuhr nach Frankreich, welches sie noch im Auge gehabt, und übergab sie den Gerichten. Darauf nahm er zwei andere Schiffsleute in Dienst, und der Bertram wurde Jungmann, weil er sich schnell schon in Alles gefüget, auch daß er sich von je auf den Schiffen umhertrieben, ihm wohl zu Statten kam. Darnebst sezten sie ihre Reise ungehindert fort.

Die schöne Frau konnte aber kein Ende finden ihres Dankes, und wollte dem Bertram viel Gold und edle Steine schenken, aber er nahm es nicht an. Und sie fuhren weiter durch den Ocean um Spanien herum und Portugal, und landeten endlich glücklich in Cadix, d. i. eine uralte Stadt, schon lange vor der Geburt unseres Herrn von den Heiden gebauet, und liegt auf einer Insel, welche heißet Leon.

Als nun die schöne Frau das Schiff verlassen wollte, trat sie zum Bertram und sprach: „Bertram Morneweg, Ihr habt mir das Leben gerettet, darob möchte ich Euch gern ein Liebes erweisen und kann's nicht lassen. Als wie Ihr nun wohl erfahren seyd in Handel und Wandel, Kauf und Rechnung, kommt mit mir und übernehmet meines seligen Gemahls Handlung und führet sie zu meinem Besten. Ich wüßte keinen treuern Mann anzustellen, denn Euch." Hatt's nun gleich dem Bertram gar zu wohl gefallen auf dem weiten Meer und er liebgewonnen die wilden Wogen und den brausenden Sturm, so gedachte er doch seiner Maria und wie er ihr halten müßte sein Gelübde, und sahe wohl, wie's lange dauern könne mit dem Geld und Gut auf der See zu erwerben. Und daß er die schöne Frau nun gar nicht wieder sehen sollte, wollt' ihm auch fast das Herz brechen. Da sagte er ja und ging mit ihr, ihrem Handel vorzustehen nach bester Kraft und Willen.

Und der Herr segnete sein Beginnen, und wenn's auch Anfangs nicht recht gehen wollte im Lande Hispania, wo Alles ganz anders war als daheim in Lübeck, so fand er sich doch mit der Zeit in ihres Lebens Weise und Gewohnheit, also daß es täglich besser ging und er große Reichthümer erwarb seiner Herrin und Gebieterin, der schönen Frau. Selbige wurde denn auch immer liebreicher und freundlicher gegen ihn, daß die Leute sagten, sie würde ihn noch heirathen, und hätte es auch schon längst gethan, wenn er demselben nicht gewehret.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Jean Paul erwiderte auf meine in hergebrachter Weise geäußerte Befürchtung, ob ich ihn störe, mit den Worten: „Nicht mehr als jemals; ich arbeite immer, wenn ich zu Haus bin, also stört man mich stets oder nie. Ich freue mich aber sehr, daß Sie gekommen sind, denn wir haben noch Vieles zusammen zu sprechen; es thut mir nur leid, daß ich gerade jezt, da ich bald abreisen will, so von Geschäften gedrängt bin. Doch müssen wir noch einmal recht ausführlich mit einander reden, von Ihren Gedichten und von vielem Andern."

Ich bat ihn, mir die Stunde eines solchen Gesprächs selbst zu bestimmen, damit ich nicht zur ungelegensten komme; meine Zeit in Baireuth gehöre ihm allein, und es sey mir daher jede Bestimmung gleich willkommen. Er versprach, mich mit Nächstem wissen zu lassen, wann er hinreichende Muße dazu habe. „Ich muß Ihre Gedichte erst wieder durchsehen, und habe sie schon dazu herausgelegt," knüpfte er den Faden des Gesprächs bei einem speziellen Gegenstande an. „Es ist zu lange her, daß ich sie gelesen habe, und daher sind meine Erinnerungen nur unbestimmt. Doch hat mir die Andromache sehr zugesagt."

Das Gedicht ist eines meiner frühesten; es ist nur der Wiederklang einer fremden Poesie, wovon meine jugendliche Seele ganz erfüllt war. Es hat, da zu jener Zeit meine Beharrlichkeit in der Bearbeitung des Verses nach meinen Grundsätzen über Rhythmus und Prosodie wirklich sehr groß war, in dieser Beziehung wohl einige Verdienste. Im Uebrigen ist noch kein eigener Schöpfungskeim darin lebendig, sondern das Ganze gewissermaßen ein Porträt nach der Antike zu nennen, wobei mir Schillers formelle Auffassung, seine Eurythmie, der ideale Aether, in dem seine dichterischen Anschauungen überhaupt leben, besonders als nachahmungswürdiges Vorbild erschienen sind. Der schöne, reine Sinn, mit welchem der Jüngling die göttlichen Gestalten der Antike verehrt, bevor die völlige Entwicklung eigener Lebenskräfte ihn dem lebendig Sinnlichen näher geführt, wobei größere

Wärme durch ein Herabſteigen von reineren Höhen erkauft wird, dieſer Sinn möchte das werthvollſte Element jenes Gedichts bilden. Jean Pauls tiefer Blick hatte dies erkannt und hielt ſich, ohne näher auf den Bau der Dichtung einzugehen, vorzüglich an dieſe Grundſtimmung, der ſie entſprungen war. Er lobte mich wegen meiner Liebe für die Antike, und ermahnte mich, an dem fleißigen Studium und Leſen der Alten feſtzuhalten, weil ſie ſtets der leitende Kompaß bleiben, um ſich in dem Gedränge mannigfaltiger, verworrener Geſtaltungen der neuern Poeſie nicht zu verlieren oder auf Abwege bringen zu laſſen. „Das iſt das Verdienſt der Schlegel,“ warf er hin, „daß ſie bei ihren romantiſchen Flügen ſich ſtets von dem feſten Boden der Antike erheben. Hätten ſie die Alten nicht ſo gut gekannt, ſie würden ſich noch viel weiter verirrt haben.“

Dieſes „viel weiter“ brach eine neue Bahn für das Geſpräch. Es wandte ſich auf die Leiſtungen der ſogenannten romantiſchen Schule, auf Tieck und die Schlegel überhaupt. — Ich habe es ſowohl durch meine Handlungen im Leben (wie ich durch andere Mittheilungen wohl darthun kann), als durch häufig in meinen Werken ausgeſprochene Geſinnungen und Urtheile hinlänglich bewieſen, daß ich den hier genannten Männern tiefe Verehrung widme, welche jeder ihnen ſchuldet, der ſich bewußt iſt, durch welche Hände die uns überkommenen Schätze des geläuterten Urtheils, der geadelten literariſchen Bildung, zuerſt gegraben wurden, weſſen Gäſte wir eigentlich an einem reich beſetzten Tiſche ſind, wo mancher ſich in dem Wahn verliert, Früchte eines ſelbſt angebauten Feldes zu genießen, nur weil er von Jugend auf darin ſpazieren ging und ſeiner Erzeugniſſe theilhaftig wurde. Wenn ich alſo hier Urtheile eines andern, der höchſten Ehrfurcht würdigen Mannes niederlege, die ſich Manchem, was Jene unternommen, ſcharf gegenüberſtellen, ſo wird Niemand den Sinn einer ſolchen Mittheilung verkennen.

Ich hatte, mich ſelbſt tadelnd, geäußert, meine Lektüre ſey noch zu lückenhaft, und ich hätte nicht einmal ſämmtliche kritiſchen Werke der Schlegel geleſen, die mir durch das, was ich von ihnen genauer kenne, doch ſo belehrend geweſen ſeyen; einen *gewiſſen* Sinn jenes Wortes „noch weiter“ müſſe ich indeſſen wohl zugeben, da manches in den produktiven Leiſtungen dieſer Männer auch mir nicht ganz zuſage. — Jean Paul erwiderte, nicht ohne einigermaßen gereizt zu ſeyn: „Sie brauchen auch die kritiſchen Werke der Schlegel nicht zu ſtudiren, ſie würden auf weitere Irrwege geführt werden.“ Er ereiferte ſich hierauf lebhaft gegen die beiden berühmten Brüder, beſonders aber gegen Friedrich Schlegel, deſſen damalige Stellung zur katholiſchen Kirche er auf das Entſchiedenſte angriff. Sein Unwille war übrigens mehr ein ſittlicher als ein äſthetiſcher. Ihm, der das Prinzip der erhabenſten Sittenlehre überall in Kunſt und Leben zur lebendigen Gültigkeit gefördert, es zum Mittelpunkt ſeines ganzen Daſeyns gemacht hatte, dem unter allen Menſchen das wärmſte, reinſte, größte Herz in der Bruſt ſchlug, war es wohl geſtattet — *aber auch vielleicht ihm allein* — ſeinen Angriff von dieſem Punkt aus zu unternehmen. Er beſchloß ſeine lebhafte Rede mit den Worten: „Meine Unſterblichkeit, von der man mir oft ſpricht, iſt eine ganz andere, als die Leute meinen. Die der Schlegel aber iſt eine viel ſterblichere: ſie iſt ſchon geſtorben; höchſtens das Biſſige an ihnen, die Zähne, werden ſich erhalten, wie nach den Phyſiologen die Zähne derjenige Ueberreſt des Menſchen ſind, der am längſten der Zeit widerſteht.“ Wer mag dieſe ächt Jean Pauliſche Schlußwendung verkennen? wer aber auch die Würde ſeines Urtheils, wenn er bedenkt, in welchem Licht dieſer Sankt Paulus voll Feuereifer für ſittliche Reinheit und Größe die widerwärtigen literariſchen Parteikämpfe, und vollends die öffentlich gewordenen Perſonalverhältniſſe anſtößigſter Art betrachten mußte, deren Bild ſich unwillkürlich zwiſchen die Namen dieſer und mehrerer andern Schriftſteller drängte, die zu ihrem nächſten Kreiſe gehörten? Dies waren aber damals nicht allein Erinnerungen an ältere Begebenheiten aus der Jugend jener berühmten Männer, welche verblaßt und faſt erloſchen unter der glänzenden Hülle einiger Jahrzehende voll Verdienſt und Ruhm lagen, ſondern es fanden ſich friſche Eindrücke mancherlei Art geweckt, die ich näher zu bezeichnen mich hier nicht berufen fühle. Im Gegenſatz zu der Art, wie Jean Paul ſeine Lebensſtellung, ſein Ziel, ſeinen Beruf auffaßte, mußte der Abſtand um ſo größer erſcheinen, und ſo mag es leicht entſchuldigt werden, daß ſich ſein ſittliches Urtheil nicht immer ganz rein von dem künſtleriſchen ſchied, zumal da das Kunſtwerk ſelbſt ja niemals die ethiſchen und äſthetiſchen Zeugungskräfte abſolut trennen kann, ſondern ewig die Thatſache einer Legirung der einen durch die andere nachweiſen wird.

(Fortſetzung folgt.)

Sängerklage.

Liebliche Sängerinnen, o kamt ihr zurück von der Reiſe,
Nachtigallen wieder an den verlaſſenen Ort?
Hat aus den Palmen- und Kokoshainen der Odem des Frühlings
Ueber den Ocean euch wieder herübergeweht?
Alles grünet und blühet; euch ſuch' ich im Wäldchen, wie vormals,
Wo ihr alljährlich ſonſt mich Melodien gelehrt.

Aber, wehe! da hat das heilige Dunkel gelichtet
Der Holzhacker, umher wüthend mit grimmigem Beil.
Wo sind nun die Schattengehänge, die einst um die Nester
Und um die Lieder euch spannten das grünende Zelt?
Alles verschlang im Ofen daheim die gefräßige Flamme,
Welche die Speisen ihm kocht und vor dem Winter ihn schirmt.
Nimmer weilet ihr da; ihr schaut die zerstörte Behausung,
Singt im Vorüberziehn nur noch ein trauriges Lied.
Wiederhall ist es mir von Klagen anderer Sänger,
Denen als Zuflucht blieb nirgends ein friedlicher Hain.
Pflichtig ist alles in unserer Zeit dem gemeinen Bedürfniß,
Das auch die Muse zwingt unter sein knechtisches Joch.
Nimmer gedeiht was Großes; vorüberziehende Liedchen
Hört man nur noch; sie verwehn schnell in des Marktes Geräusch.

Julius Krais.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Nützliche Wirksamkeit. Neue Schriften. Kunstausstellung.

Unter den mancherlei, zum Theil höchst betrübenden Erscheinungen der neuesten Zeit gibt es denn doch auch solche, deren Betrachtung den freundlichsten Trost darbietet. Während Eigennutz, Egoismus und Dünkel die höchsten Stufen erklommen zu haben scheinen, tritt auf der andern Seite die Theilnahme an fremdem Mißgeschick und die Bereitwilligkeit, Nothleidenden beizustehen, in das vollste, wohlthuendste Licht. Kaum ist im hiesigen Anzeiger (einem Tageblatte, dessen Einrichtung unter der neuen Redaktion an Zweckmäßigkeit wesentlich gewonnen hat) ein Aufruf zu Linderung des Elends durch Unglücksfälle hart betroffener Gemeinden, Familien, oder auch wohl ganz unbekannter, einzelner Personen geschehen, so beeilt sich Alles zu Linderung des Unglücks beizutragen. Und wie sehr sich auch zuweilen diese Aufrufe häufen, haben sie doch gewöhnlich einen zum Theil überraschend großen Erfolg. Ebenso taucht hier fortwährend eine Anstalt nach der andern auf, in der arme Kinder durch Beschäftigung vor dem Müssiggange bewahrt und zu einem thätigen und nützlichen Leben vorbereitet werden, obschon, wahrlich, die ehrenwerthen Unternehmer dabei auf einen mit ihrer Mühe auch nur einigermaßen im Verhältniß stehenden Gewinn gewiß nicht zu rechnen haben. Ebenso werden in Dresden — und man darf wohl annehmen, daß auch anderwärts ein gleiches wackeres Streben sich hervorthue — der Institute immer mehr, die eine Art von Vorschule für die Kinder bilden. Unstreitig müssen dergleichen Anstalten unter verständiger psychologischer Leitung die wichtigsten und heilsamsten Folgen für die geistige Richtung und Entwicklung der Zöglinge hervorbringen. Auch die Unternehmer solcher Kleinkinderschulen könnte nur Unkunde und Verläumdung des Eigennutzes beschuldigen wollen. Am wenigsten ist dies aber wohl möglich bei den Versuchen zur Abstellung eines wahrhaft empörenden Ungebührnisses, wogegen früher zwar auch zuweilen einzelne Stimmen sich erhoben, das aber gleichwohl fast allenthalben ganz ungescheut begangen werden konnte und begangen wurde. Ich meine die Schändlichkeit der Thierquälerei. Das Wort darf nur ausgesprochen werden, und jedem wird sogleich die endlose Menge betrübender Gestalten vor Augen treten, unter denen dieses Verbrechen noch immer jeden Augenblick vorzukommen pflegt: hoffentlich nicht lange mehr ungestraft; fast in allen gebildeten Ländern regt sich ja die Menschlichkeit laut dagegen. Deutschland konnte unmöglich die Hände in den Schoos legen bei einer Sache, welcher der Britte vielleicht zuerst eine zweckmäßige Aufmerksamkeit widmete. In Würtemberg, Bayern u. s. w. sind bereits freiwillige Ausschüsse zu Bekämpfung dieses Verbrechens zusammengetreten. Auch hier hat ganz neuerlich ein Rechtsconsulent Namens v. Ehrenstein sich der Gründung eines solchen Vereins unterzogen.

Der nunmehr öffentlich erschienene erste Band von „Dantes göttlicher Comödie," die Hölle enthaltend, durch Philalethes (bekanntlich den Prinzen Johann von Sachsen) deutsch bearbeitet, nimmt die ganze Aufmerksamkeit derer in Anspruch, die es wissen, mit welchem Fleiß und welcher Umsicht bei dieser Verdeutschung des so überaus schweren italienischen Gedichts zu Werke gegangen wurde. — Unstreitig enthält das Buch, welches unter dem Titel „Italica" ebenfalls erst vom Stapel gelaufen, besonders auch manche wichtige und interessante Notiz über die im vorigen Jahre vom Prinzen Johann gemachte Reise nach Italien, da der Verfasser der hiesige Bibliothekar Dr. G. Klemm ist, welcher den Prinzen dahin begleitete.

Fortdauernd hat die Kunstausstellung noch immer zahlreichen Besuch. Die meisten aus den entfernteren Gegenden eingegangenen Beiträge sind bereits wieder verschwunden. Dafür aber trafen zum Theil erst vor wenigen Tagen recht schätzenswerthe andere ein. So ist ein sehr großes Oelgemälde von unserm in Düsseldorf sich aufhaltenden Haag, Christus schlafend auf dem Meere, von seinen Jüngern umgeben, ein in mehrfacher Hinsicht verdienstvolles Werk. Ebenfalls aus Düsseldorf kamen ferner zwei Bilder: Moses, der die Töchter Reguel am Brunnen vor den Hirten schützt, und Jephta, auf den Tod sich vorbereitend, das erste von Bary, das zweite von Meyer, die ihren Verfertigern zur Ehre gereichen. Aus Rom langten auch ein paar interessante Leistungen an. Die erste, von dem wackern Künstler Lindau, ist ein sachkundiger Reiter, der eben einen wüthenden Stier zu tödten im Begriffe steht, dessen nach einer mit ihrem Kinde auf der Erde liegenden Frau gerichtete Gier durch das Dazwischenspringen eines Hundes für den Moment nach diesem sich wendet. Das zweite Bild von Hottenroth athmet die einnehmendste Naivetät. Die Handelnden sind zwei italienische Fischerkinder; die Handlung dreht sich um ein geangeltes Fischchen. Aber es quillt so viel Charakter und Leben aus Allem, daß die beiden markvollen Kindergestalten jedem für Natur und Wahrheit empfänglichen Auge sehr anziehend erscheinen müssen. Und gerade wie dieses Gemälde als ein anmuthiger Spiegel zweier rohen Naturkinder erscheint, gibt ein anderes, eben erst von der Staffelei unseres Professors Vogel von Vogelstein zur Ausstellung gelangtes, eine gar seelenvolle Darstellung zweier kleinen Mädchen, unstreitig Porträts, einen nicht minder treuen Spiegel schuldlosen, innigen Kinderlebens aus den höchsten Kreisen der gebildeten Gesellschaft ab. Die beiden Kleinen, ganze Figuren, haben so traulich die Arme um einander geschlungen und tragen das Gepräge liebevoller Gemüther so einnehmend auf dem kindlichen Antlitz, daß sich auch von ihnen der Blick nur mit Mühe wieder trennen kann. Eine Menge anderer gelungener Kunsterzeugnisse wären noch zu besprechen, wenn es dazu nicht an Raum gebräche.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 9. Oktober 1839.

Die schöne Sehnsucht, welche du verspürst,
Ein Höchstes früh zu verstehen und Freistes,
Hat auf die Spuren jenes großen Geistes
Dich hergeführt, der alle Welt berührt.

Platen.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Die Voßische Uebersetzung des Shakespeare war damals noch eine Neuigkeit, die man viel besprach. Jean Paul fragte mich, was Tieck davon halte. Dieser hatte sie höchlichst getadelt; Jean Paul war nicht mit dieser Meinung einverstanden, sagte aber das geistreiche und merkwürdige Wort: „Das glaube ich wohl: Tieck muß sie tadeln, aber die Ursach dazu ist er selber, weil er Besseres leisten könnte. Für ihn ist die Uebersetzung auch nicht gut, die uns gefallen darf."

Ueberhaupt, nachdem sich sein angeregter Eifer gegen Tadelnswerthes ausgelassen hatte, kehrte er aus natürlichem Wohlwollen und reiner Unpartheilichkeit von selbst zu verdienstlicheren Seiten zurück und verweilte mit sichtlicher Liebe dabei. Er kam beharrlich auf den schon oben angeführten Wunsch zurück, daß ein so kunstgebildeter Geist wie Tieck in seiner Nähe leben möge, und räumte frei ein, worin er sich ihm unterordnen, von ihm empfangen würde, ohne dabei seinem eigenen Standpunkt etwas zu vergeben."

Ueber Voß's Uebersetzung und Uebersetzungen (der Singularis bezeichnet die des Shakespeare durch den Sohn, der Pluralis die des Homer, Virgil, Horaz u. s. w. durch den Vater) äußerte er sich noch mehrfältig und zeigte eine große Vorliebe für dieselben, die in vieler Hinsicht gewiß begründet ist, wenn gleich das nahe Freundschaftsverhältniß zu beiden verdienten Männern, das sich wenige Wochen darauf noch enger schließen sollte, da Jean Paul in Heidelberg bei ihnen wohnte, nicht ohne Einfluß seyn mochte. Besonders machte er es für Johann Heinrich Voß als ein bleibendes Verdienst geltend, daß er die antike Welt heimisch in der deutschen Literatur gemacht habe; was davon in Schillers und Goethes Werke übergegangen sey, komme zum Theil gleichfalls auf Rechnung der durch Voß gegebenen Anregungen. Er nannte ihn den Reiniger der deutschen Literatur durch die alte. — Abermals wandte sich Jean Paul zu Tiecks Verdiensten um das Verständniß des Shakespeare und seine Verbreitung. Dabei brach er auf's Neue in die Klage aus, daß dessen so oft angekündigtes Werk über den großen brittischen Dichter nicht endlich zu Tage komme; er erwartete sehr viel davon. „Wenn ich," sagte er komisch zürnend, „den Meßkatalog in die Hand bekomme, ärgert mich Tieck jedesmal; denn eines der ersten Bücher, wornach ich suche, ist seines über Shakespeare, und jedesmal finde ich es, statt vorn unter den erschienenen Werken, hinten unter denen, die noch erscheinen sollen." — Ich entgegnete ihm darauf, daß Tieck einen ähnlichen Zorn

gegen ihn über seine unvollendeten Bücher, die unsichtbare Loge und die Flegeljahre hege, zu dem wenigstens eben so viel Ursache vorhanden sey; Jean Paul erwiderte darauf ungefähr dasselbe, was er mir am ersten Tage über diese Bücher gesagt hatte, so daß sich in diesem Punkte unser erstes Gespräch nur ausführlicher wiederholte.

Nach einer längeren Pause in seiner literarischen Thätigkeit war Tieck damals wieder als Novellendichter aufgetreten. „Die Gemälde" hatten als die erste Dichtung in dieser Gattung jene glänzende Reihe begonnen, die nach und nach zu einem so reichen Schatz der deutschen Literatur angewachsen ist. Jean Paul sprach mit großer Freude davon, daß sich hier Tieck ein neues Feld eröffne, auf dem er Sieger und Vorbild seyn werde. Er begrüßte sein klares, einer geläuterten Kunst entsprossenes Erzeugniß, welches die brennenden Farben, schroffen Contraste und ätzenden Stoffe entschieden verschmähte, mit welchen damals Hoffmann die Nerven des ästhetischen Geschmacks bis zur Abstumpfung und völligen Tödtung überreizt hatte, als einen wahren Genius des Heils für diese Gattung, der sie vor dem Sturz in einen Abgrund, dem sie entschieden zudrängte, zu retten bestimmt sey. Ueber Hoffmann selbst und einige andere beliebte Schriftsteller des Tages äußerte sich Jean Paul in einer spätern Unterredung mit mir, die ich im Verfolg schildern werde, ausführlicher. Ich muß aber in Beziehung auf das eben Gesagte hier bemerken, daß ich zwar dessen gewiß bin, was Jean Paul über Tiecks Gemälde gesagt hat, die Zeit, in der er es sagte, aber nicht mehr ganz sicher bestimmen kann. Mein Brief verläßt mich an dieser Stelle, und einer andern Erinnerung nach, die mir vorschwebt, hätte ich dies Gespräch zwei Jahre später mit ihm geführt, als ich ihn bei der Rückkehr von einer Schweizerreise auf einige flüchtige Stunden besuchte. Sehr möglich ist es, daß wir zu beiden Zeiten denselben Gegenstand besprachen und daher sich die Fäden der Erinnerung kreuzen.

Die Stunde war rasch vorübergegangen. Jean Paul selbst gab, plötzlich aufstehend, das Zeichen zum Aufbruch. Da fragte seine Tochter mich noch mit anmuthiger Freundlichkeit, ob mir der Criminalrath Hitzig und dessen Tochter Eugenie in Berlin bekannt seyen. Ich hatte es kaum bejaht, als Jean Paul mit wahrer Herzensfreude ausrief: „Da hast du einen gescheuten Einfall gehabt, Emma; nach diesen Freunden hätten wir uns schon längst erkundigen sollen." Und nun strömte sein Mund über von freundschaftlichen Aeußerungen über den trefflichen Mann und seine anmuthige Tochter, die vor Kurzem, glaube ich, einen Besuch in Baireuth gemacht hatten. Bei der Hochachtung und Liebe, die ich diesem verdienstvollen Freunde der Literatur selbst widme,* erquickten mich diese Aeußerungen der Freundschaft und innigsten Theilnahme doppelt. Ich gab Auskunft, so gut ich vermochte, und durch diesen, dem Freundesherzen Jean Pauls so eingehenden Gegenstand verlängerte sich unser Gespräch, das schon abgebrochen war, noch um ein Ansehnliches. Im Eifer, den Freund in Berlin durch einen Berliner lebendig und warm begrüßen zu lassen, vergaß man es, daß ich selbst meinen Weg nicht zur Heimath zurückwenden wollte, sondern noch Jahre lang davon entfernt zu bleiben gedachte. — Endlich schied ich, im Geist erhoben, und noch mehr im Herzen erquickt, baldigen Stunden der Wiederkehr mit Sehnsucht entgegen sehend. **

---

* Noch ganz neuerlich hat er sich echtes Verdienst durch seinen muthigen, schlagenden Angriff gegen den Unfug unserer, besonders der kritischen Tagesliteratur erworben.

** Wir brechen bei diesem natürlichen Abschnitt ab und lassen die Fortsetzung in Kurzem folgen.

A. d. Red.

Lübecksche Sagen.

(Fortsetzung.)

So vergingen vier Jahre, und hatte sich Bertram schon ein schönes Geld verdient für sein Theil, ja mehrmals auch seiner alten Neigung und Begier nachkommen können und weite Reise machen auf dem Meere nach dem Morgenland und Italien. Da traf es sich, daß er wieder fort sollte nach dem Morgenlande, Spezereien einzukaufen und köstliche Teppiche. Als er nun hintrat zu seiner Herrin, ihr's anzusagen und Abschied zu nehmen für die Reise, da fiel sie ihm um den Hals, wie sie solches schon je zuweilen gethan hatte, küßte ihn und sagte: „Lieber Bertram, wollt Ihr denn endlich nicht meinen Wünschen Gehör geben und mich heirathen? Ich will ja alles thun, was Ihr nur begehret, und will Euch all mein Geld und Gut geben und mit Euch hingehen in fremde Landen, wohin Ihr verlanget, wenn's Euch nicht genehm seyn sollte im Lande Hispania!" Da wurde es dem Bertram wohl etwas warm zu Sinn, denn Donna Laura war eine schöne Frau und zählte erst fünf-und-zwanzig Jahre, und der Teufel stieß ihn an und sagte: „Hier hast du Geld und Gut und alles, was nur dein Herz begehret; die Maria wird lange dein vergessen haben und einem andern Manne zugefallen seyn nach ihres Vaters Willen. Ein Hab ich ist besser als zehn Hätt' ich!" Aber er ermannte sich und dachte: ein Gelübde ist ein Gelübde, mag's brechen wer will und kann! und sprach zu Donna Laura: Er wolle

ihr dienen mit aller seiner Kraft und Fleiß, nach wie vor, und sie lieb haben wie seine Herrin und Mutter, denn er selbst habe nie von einer solchen gewußt. Aber heirathen könne er sie jezt und nimmermehr, denn das habe er seiner Maria versprochen zu Lübeck, wenn er heim käme nach zehn Jahren. Nun sey's heraus! — Da wurde Donna Laura zornig über die Maßen und zog einen Dolch (wie solchen wider alle Ordnung und Sitte die Frauen in Spanien zu tragen pflegen, da doch die Waffe nur des Mannes ist), und hätte den Bertram gewiß todt gestochen auf der Stelle, wenn selbiger nicht davon gesprungen wäre nach dem Schiffe und hätte demnächst die Anker lichten lassen.

Wenn nun gleich sonst der Bertram immer sehr fröhlich wurde, wie er auf's Meer kam, so saß er jezt doch trübselig in einer Ecke und sah und hörte nichts, denn er kount' es gar nicht vergessen, daß ihn seine schöne Frau hatt' todt stechen wollen vor übergroßer Liebe. Und so blieb's den ganzen Tag, und er schaute unverwandt in die Wellen und aß nicht und trank nicht und gewahrte nicht, daß es tief Nacht um ihn geworden war. Das Schiff hatte indessen schon eine gute Strecke Weges zurückgelegt, denn der Wind war günstig und eine frische Kühltje füllte die Segel. Da zog's mit einem Mal wie ein dichter Nebel durch die Dunkelheit daher, und der Wind ließ ab von Stunde zu Stunde, und die Schiffsleute fluchten und sezten alle Segel bei; aber es half nichts, Todtenstille lag auf dem Meer. Der Steuermann schaute noch einmal auf den Nebel, und das Steuer glitt aus seiner Hand, denn er zitterte am ganzen Leibe zum ersten Mal, seit er auf der See war, und er rief: „daß dich die Schwerenoth, es ist der fliegende Holländer!"

Da sahen die Schiffsleute auch hin und erkannten, daß er Recht hatte, und schrieen und fluchten durcheinander, also daß Bertram aus seinem Traum erwachte. Und er sah das beinweiße Schiff und die leichenbleichen Leute auf demselben, und sie hatten keine Augen im Kopfe. Näher und näher zog es heran; da gedachte er des alten Schiffers, fiel auf die Knie und betete laut ein inbrünstiges Gebet, und die Schiffsleute konnten's nicht lassen, sie mußten aufhören zu fluchen und Alle laut mitbeten. Und der Nebel wurde allmählig schwächer und schwächer und immer schwächer. Die Sonne ging auf über dem Meere, das Gespenst war verschwunden und ein frischer Wind füllte die Segel, daß das Schiff lustig dahin fuhr durch die Wogen, gleich wie Tags zuvor. Da kamen die Schiffsleute all und umfaßten des Bertram Knie, gleich wie eines Heiligen. Er aber wehrete es ihnen und ging hinab in die Kajüte und frente sich, daß er gestern seiner Maria treu geblieben.

Alles ging jezt eifrig an das Geschäft, aber ein alter Seemann schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn er uns auch nicht gefaßt hat mit Gottes Hülfe, so bedeutet's doch nichts Gut's. — Und so geschah's, denn auf den Abend kam ein Seeräuber des Weges, enterte das Schiff und führte die Mannschaft gefangen mit sich fort gen Marokko. Alldort wurden sie verkauft und verhandelt, und haben sich nimmer wieder gesehen.

Des Bertram Herr war ein Viehhändler, sonst ein guter Mann, nur daß er zuweilen seine Sklaven mit Ruthen streichen ließ, wenn ihm ein Vieh gefallen war, oder sonst was ihn unwirsch machte. Also verfloß ein Jahr und drüber, und war eitel Noth und Trübsal. Als nun aber der Bertram allmählig der marokkanischen Sprache wohl kundig wurde, auch der Heid, sein Herr, sahe, daß er wohl erfahren im Handel und Wandel, Rechnen und Schreiben, da durfte er ihm nicht mehr den Stall ausmisten und Vieh treiben, sondern ihm beistehen bei Kauf und Verkauf, also daß sein Herr auf die Lezt ein groß Vertrauen zu ihm gewann. Da ging es dem Bertram besser und er konnte frei umhergehen in der Stadt; war aber doch ein Sklave und grämte er sich zumeist, daß er nun nicht lösen konnte sein Gelübd und heimkehren nach zehn Jahren zu seiner Maria nach Lübeck.

Und wieder ein Jahr ging um; da begab sich's, daß, als Bertram einmal durch die Straßen ging, er einen großen Geldsack fand, so ihn aus aller Noth hätte lösen können. Aber er ließ schweigen die Stimme des Teufels, welche allzeit laut ist in schwachen Stunden, und sann nur darauf, wie er das Geld wieder geben möchte seinem rechtmäßigen Herrn. — Da kommt der Ausrufer des Weges und ruft: es sey ein Sack verloren mit vielem Gelde; wer's wiederbrächte, der sollte hundert Piaster haben zur Belohnung. Da ging der Bertram hin und brachte es; aber der Mann, dem das Geld gehörte, war ein rechter Heid und Erzschelm, bedankte sich zwar schönstens, als er aber das Geld gezählt hatte, da sagte er: „Ich sehe, daß Ihr Euch schon genommen habt, was Euch gebühret. In dem Sack waren achthundert Piaster, ich finde aber nur deren siebenhundert." Darob wurde der Bertram sehr zornig und sagte: „Ich hab's Euch nicht gebracht um den Lohn, aber solches dürft Ihr nicht sagen." Nun gingen sie vor den Kadi (also nennet man den Wetteherrn zu Marokko und sonst im Heidenland). Das war ein weiser und gerechter Mann, und als sie ihm erzählet und expliciret ihre Sache, ließ er jeden einen Eid schwören, daß dem so sey, wie er gesaget; darnebst sprach er wie folgt: „So du einen Beutel gefunden hast mit siebenhundert Piastern, du aber einen andern verloren mit achthundert dergleichen, so kann's nicht derselbe seyn, den du gefunden und jener verloren. Darum behalte deinen Sack, bis ein Anderer sich meldet, welcher einen verloren, wie du

gefunden." Und alles Volk pries den Richter und seine Weisheit.

Jetzt ging der Bertram heim und kaufte sich los und ledig der Sklaverei und begann einen Handel hier und dort im heidnischen Lande, und der Himmel segnete von Neuem sein Werk, daß er reich wurde und wohl angesehen unter den Leuten. Also gingen noch vier Jahre dahin, und als die Zeit kam, daß er zehn Jahre nicht daheim gewesen, lud er sein Geld und Gut auf ein großes Schiff und fuhr gen Lübeck.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Schluß.)

Kunsthandel. Concert und Theater. Leipzig.

Neben den übrigen ehrenwerthen hiesigen Kunsthandlungen, die außer dem, mit hergleichen Handel gewöhnlich verbundenen Verkaufe von Antiquität zum Zeichnen und Malen, von Kupferstichen, lithographischen Blättern u. s. w. zunächst werthvolle Gemälde und Zeichnungen jetzt lebender Künstler zum Gegenstande ihrer Industrie machen, behauptet das erst im vorigen Jahr hier errichtete Magasin de Beaux-Arts des Herrn Gaspar Weiß seinen eigenthümlichen Charakter. Die Produkte der ältern Malerei, Sculptur, Kupferstecherkunst u. s. w., nun die es sich bei seinem Geschäfte am meisten handelt, sind ein Kunstzweig, der von den andern Kunsthandlungen bisher nur als Nebensache betrieben wurde. Die Unterhaltung einer ansehnlichen Sammlung von Kunstschätzen berühmter Maler der Vorzeit, wie sie Weiß hier aufgestellt hat, nimmt auch so bedeutende Geldkräfte in Anspruch, daß nur Wenige, neben der nachdrücklichen Verfolgung ihrer Hauptgeschäfte, sich gleichen Unternehmungen würden unterziehen können. Von mehreren, erst neuerlich bei ihm angelangten Gemälden ist mir eines unvergeßlich. Ist jemals die durch die Natur innigst verbundene Weichheit und Festigkeit eines sodnen, jugendfrischen weiblichen Körpers mit allen Zeichen des regsten Lebens von der Kunst treu wiedergegeben worden, so ist es in dieser Jo des Correggio geschehen. Die Woke nun sie sie verhüllt nur zur Nothdurft die Umrisse des wunderschönen Mädchens. Je länger unser Auge auf dem Bilde ruht, desto fester fühlt man sich durch die Täuschung bestrickt, daß von Kunst hier keine Rede sey, daß man die lebendige Natur selbst vor sich habe, und nicht bloß dem äußern, körperlichen Scheine nach, sondern mit allen ihren innersten, geheimsten Regungen. Einem solchen Werke gegenüber ist es Frevel, von dessen einzelnen Bestandtheilen, wie z. B. Farbe, Zeichnung, sprechen zu wollen. Diese todten Worte sind durch die Magie des Künstlers in lebendiges Fleisch verschmolzen worden, in das zarteste, seelenvollste Fleisch, das sich nur denken läßt. Möchte doch kein tiefgerührter oder durchreisender Kunstfreund versäumen, sich in dem Weiß'schen Magazin mit eigenen Augen von der Wahrheit dieser Schilderung zu überzeugen.

Nächst dem neuen Concertmeister Lipinski trug die so ausgezeichnete Sängerin Ungher viel dazu bei, mit ihren zwei Gesängen aus Mozarts Titus dem köstlichen Concerte im Palais des großen Gartens zum Vortheile des Schauspielerpensionsfonds eine höhere Bedeutung zu geben. Seit ihrer Abreise haben andere gastirende Bühnenkünstler und. zum Theil mit Erfolg, zu unterhalten gesucht. — Als ein fortdauerndes Bild schöner Hoffnungen steht nun die äußere Gestalt des neuen Schauspielhauses, dem Mauers und Steinmetzwerke nach, vor uns. Fast jeder Vorübergehende gesellt sich zu den dort jeder Zeit sich findenden Beschauern, um ihr Wohlgefallen an den großartigen Verhältnissen dieses Gebäudes zu theilen. Vor Kurzem veranlaßte die Hebung des Hauses ein kleines öffentliches Fest. Unter Vorantragung von vier mit Kleidungsstücken und Uteusilien mannigfaltiger Art reich überhangenen Nadelholzbäumen, wandelte nach erfolgter feierlicher Handlung ein Zug von mehreren hundert mit den Zünften ihrer Handthierung versehenen Bauhandwertern in Feierkleidern über die Elbbrücke durch das Baugner Thor nach dem Linkschen Badegarten, wo ihnen ein Gastmahl bereitet war. Noch ungleich zahlreicher würde die Begleitung des Festzuges durch Freiwillige aller Volksclassen gewesen seyn, hätte nicht gerade an diesem Nachmittage der Himmel seinen triefenden Regenmantel umgenommen.

Wie in Dresden, so nimmt auch in Leipzig die Parzellirung und Petrification der großen Gärten immer zu. Und vom Leipziger Häuserbau selbst zu sprechen, so zeigen besonders die meisten der in neuester Zeit entstandenen, zum Theil palastähnlichen, öffentlichen Gebäude, wie z. B. das Augusteum, mit seiner so reichen als genialen Ausschmückung, die Buchhändlerbörse, das neue Postgebäude u. s. w. von einem gediegenen Sinne für Zweckmäßigkeit und reinen Geschmack. Besonderes Lob verdient auch die unermüdliche Sorgfalt in der Pflege und Vervollkommnung der überaus reizend und mannigfach angelegten Partpartien zwischen Stadt und Vorstadt. Statt daß in der Regel die zu Erhaltung solcher Anlagen erforderlichen guten Gewohnheiten immer mehr einzuschlafen pflegen, wacht über den dortigen ein ihre Verbesserung und Verschönerung nicht aus den Augen lassender Geist. Jeder Frühling vermehrt die bunte Mannigfaltigkeit der blühenden Sträucher und Stauden. Betanntlich trägt mitten in diesen Anlagen ein Denkstein die Geschichtzüge und den Namen des längst verewigten Mannes, durch dessen Bemühungen dieser ergötzliche Part zu Stande gekommen. Noch lebendiger als auf jenem Denkstein blühen Name und Bild des wackern Bürgermeisters Müller aus seiner alljährlich sich erneuenden und verschönernden grünen Schöpfung hervor. Auch die Nachtigall säumt nicht, ihm ihren Dank im Birkenwäldchen auszusprechen. — Die überaus starke benützte Dampfwagenfahrt vervollkommnet sich in gleicher Weise. Seit dem 20sten des vorigen Monats dürfen in Folge der neuangelegten doppelten Bahn, die zu gleicher Zeit in beiden Städten abgehenden Wagenzüge in der Mitte nicht mehr auf einander warten. Beide Züge fliegen dicht an einander vorüber. Die Schnelligkeit der Reise wird dadurch noch bedeutend. So legte ich neulich in nur wenig über drei Stunden Zeit den Weg von 15½ Meilen zurück. Die Wagen rasseln mit den darin Sitzenden an allen Gegenständen so rasch vorüber, daß die auf den benachbarten Landstraßen Reitenden und Gehenden wie Leute erscheinen, die bei aller Anstrengung, sich vorwärts zu bewegen, nicht von der Stelle zu kommen vermögen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 34.

Mittwoch, 9. Oktober 1839.

[536] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Geschichte Rußlands

von

N. Ustrialow.

Aus dem Russischen übersetzt

von

E. W.

Erster Band. Erste Abtheilung.

gr. 8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Die Geschichte des östlichen Europas, namentlich die verwickelten Verhältnisse zwischen Rußland und Polen sind uns dem Wesen nach bis jetzt hauptsächlich durch polnische Schriftsteller bekannt, was auf die Beurtheilung desselben nothwendig einen einseitigen Einfluß haben mußte. Länger als man gewöhnlich glaubte, dauerte der Antagonismus zwischen Polen und Rußland, und vor 200 Jahren war Polen nahe daran, in Rußland dieselbe Rolle zu spielen, wie jetzt Rußland in Polen. Zur unparteiischen Würdigung der Geschichte ist darum die Kenntniß russischer Werke unerläßlich, und zur richtigen Beurtheilung selbst der neuesten Geschichte durchaus unentbehrlich. Karamsins glänzendes, aber vielfach der Kritik ermangelndes Werk wirkte hiezu vergleichungsweise wenig, und nach ihm ist manches für Kenntniß der russischen Geschichte geschehen, was gar nicht, oder nur sehr fragmentarisch zur Kenntniß der deutschen Lesewelt kam. Ustrialow hat das unbestrittene Verdienst, die mannichfachen Vorarbeiten seiner Landsleute fleißig benutzt zu haben, und sein Werk ist darum das Resultat der neuen Geschichtsforschung Rußlands. Schon in diesem Sinne ist es höchst lehrreich, und kein gleichgültiger Umstand ist es, daß der russische Minister des öffentlichen Unterrichts dasselbe zum Handbuch den höhern Unterrichtsanstalten bestimmte. So wird es durch den Einfluß des Geistes, in dem es geschrieben ist, selbst wieder zu einem nicht unbedeutenden historischen Moment, und verdient nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit.

Das Original soll vier Bände umfassen, von denen bis jetzt drei erschienen sind. Die ersten Bände führen die Geschichte von der Gründung des russischen Staats durch Rurik bis auf Peter den Großen, die beiden letzten sollen sie bis auf den Tod Alexanders I. herabführen. Die obenangezeigte Lieferung umfaßt den ersten russischen Band, die zweite, die demnächst erscheinen und mit der ersten Einen Band ausmachen soll, beendigte also die alte russische Geschichte vor Peter dem Großen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[494] In der *Voss*'schen Buchhandlung zu Berlin erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe,

von

H. Smidt.

12. geh. Preis 16 Gr.

Allen nach Helgoland Reisenden wird dieses Büchlein ein angenehmer Gesellschafter, denen die dort gewesen, ein Denkbüchlein freundlicher Erinnerung seyn.

---

[518] ## Neue Musikalien,

im Verlage

von **N. Simrock in Bonn.**

Bertini jun., H., Op. 90. 3° Sextuor p. l. Piano 2 Violons, Alto, Vlle. et C Basse (in E.) 5 fl. 36 kr.

Burgmüller, Fr., Petits airs fac. p. l. Piano s. d. themes des meilleurs auteurs suivis de 6 preludes, Suite des exercises instruct. à lusage des commencants 2e Livre. 1 fl. 24 kr.

— Op. 24. Walse pastorale en forme de Rondeau p. Piano. 56 kr.

Czerny, Ch., Op. 552. No. 1. 2. Deux Duos elégants p. l. Piano à 4 ms. No. 1. Quant é piu bella. No. 2. Le Songe de Rousseau. à 56 kr.

— Op. 561. No. 1. 2. 3. Trois Rondinos p. l. Piano à 4 ms. No. 1. Les cloches de St. Petersbourg. No. 2. Wiegenlied von C. Maria v. Weber. No. 3. Benedetta sia la madre. à 42 kr.

— Op. 561. No. 1. 2. 3. Les mêmes p. Piano seul. à 28 kr.

Rink, C. H., Op. 121. Die drei ersten Monate auf der Orgel eigens componirt als eine leichte Einleitung dieses erhabene Instrument spielen zu lernen. 2 fl. 34 kr.

Rosellen, Henri, Op. 12. La grace de Dieu. Fantaisie alla Savoyarda p. l. Piano s. l. Romance de Mlle. Loise Puget. 56 kr.

— Op. 16. No. 1. 2. 3. Pensées italiennes. 3 Cavatines variés p. l. Piano. No. 1. La Norma, Bellini. No. 2.

Anna Bolena, Donizetti. No. 3. La Straniera, Bellini. à 56 kr.

Roselten, Henri, Op. 18. Fantaisie et Variations p. Piano sur deux Cavatines de l'Op. Parisina de Donizetti. 1 fl. 10 kr.

— Op. 20. Fantaisie brill. p. Piano s. d. motifs fav. du Ballet: La volière. 1 fl. 3 kr.

— Op. 22. Morceau de Concert. Grandes Variations di bravura p. l. Piano sur deux cavatines favorites de G. Donizetta. 1 fl. 24 kr.

Thys, A., El Zapateado. Pas Espagnol dansé par Mlle. Nublet et Mme. A. Duport p. l. Po. 21 kr.

---

[522] Bei **Liebmann & Comp.** in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätdig:

Anleitung zum Gebrauche des Mikroskops für Aerzte, Naturforscher und Freunde der Natur. Nach den besten Quellen (de Fontenelle, Littrow, Weber, Meyen, Ehrenberg, Burdach, J. Müller, Valentin, v. Siebold, Gluge u. A.) bearbeitet von Dr. A. Moser in Berlin. 10½ Bogen. gr. 8. nebst lithographirten Abbildungen. Preis 1 Rthlr.

---

[442] Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schmidt, Conr. Dr. C. C. G., Kurzgefaßte Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten Missionare. Nebst einer Uebersicht der Verbreitung des Christenthums in Afrika. 36 Bdchen. (Ziegenbalg, Gründler, van der Kemp.) 8. (11½ Bogen.) geh. 16 Gr.

1stes und 2tes Bändchen. Inhalt: Uebersicht der Ausbreitung des Christenthums durch die Missionen. Leben Schwartz, H. Martin, St. Schultz, W. Carey, Descc. Schmid; Beförderung des Christenthums unter den Juden; die Religion der Indier; über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums in Ostindien ꝛc. — Wird fortgesetzt.

---

[487] In *Carl Gerold's* Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

CATALOG

der

kaiserlich-königlichen

Medaillen-Stämpel-Sammlung.

Entworfen und zusammengestellt

von

Joseph Arneth.

4. Wien 1839. In Umschlag geheftet. Preis 2 Rthlr. sächs.

Das numismatisch-historisch-gelehrte Publikum empfängt in diesem Werke einen höchst werthvollen Beitrag zur Medaillenkunde, der um so mehr Beachtung verdient, je seltner noch immer Verzeichnisse der Art sind. Denn Cataloge der grösstentheils von Staats wegen geprägten Medaillen, dieser so lehrreichen Monumente der Geschichte, hat man bis jetzt nur vom römischen und französischen Staate.

Der vorliegende verzeichnet und beschreibt mit numismatischer Präcision und Genauigkeit alle in den k. k. Münzämtern zu Wien, Prag, Kremnitz, ehemals zu Mantua, jetzt zu Mailand aufbewahrten Medaillen-Stämpel. Die Anordnung des Werkes, dem eine das ganze Gebiet der Numismatik berührende Einleitung vorausgeht, ist wissenschaftlich begründet, und überall die betreffende Literatur hinzugefügt. Eine reichhaltige nach Personen und Gegenständen alphabetisch geordnete Inhalts-Anzeige, ein Verzeichniss der Künstler, so wie der vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag in Wien angestellten Münzmeister und einige andere nützliche Zugaben erhöhen den Werth des gewiss allen Freunden der Medaillenkunde willkommenen Werkes, denen es zu gleicher Zeit angenehm seyn wird zu erfahren, dass die k. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen Ausprägungen der daselbst aufbewahrten Medaillen-Stämpel gestattet.

---

[517] **Neue schöngeistige Schriften.**

Dante Alighieri's göttliche Comödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes (von Sr. K. H. dem Prinzen Johann, Herzog zu Sachsen.) Erster Theil, die Hölle. Zweite vermehrte Auflage mit Kupfern und Karten. gr. 4. cart. Pränumerationspreis 6 Thlr. 12 Gr. bis Ende d. J.

C. Weissflog, Phantasiestücke und Historien. Neue durchgesehene Taschenausgabe. 12 Theile. broch. 5 Thlr. Pränumerationspreis bis Ende d. J. Ladenpreis 7 Thlr.

G. Schilling, sämmtliche Schriften, Taschenausgabe. 7ter—8ster Theil. Pränumerationspreis 3 Thlr. 12 Gr., Ladenpreis 5 Thlr. — womit die ganze Sammlung geschlossen ist.

Alle 80 Bändchen kosten 40 Thlr.

F. Berthold, König Sebastian, oder wunderbare Rettung und Untergang. 2 Theile. Herausgegeben von L. Tieck. broch. 3 Thlr. 18 Gr.

F. H. Mannstein, die Mystiker, Novelle, und der Arzt als Scharfrichter. 8. broch. 18 Gr.

E. von Stein, Gedichte. gr. 8. broch. 21 Gr.

Sind so eben in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen.

---

[498] In meinem Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Leben und Briefwechsel

Georg Washington's.

Nach dem Englischen des

Jared Sparks

im Auszuge bearbeitet.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Zwei Bände.

Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Dieser Auszug aus dem Werke des Herrn Sparks, das in zwölf Bänden erschien, wurde im Einverständniß mit dem Verfasser nach der Angabe des Herrn von Raumer bearbeitet. Die Biographie ist vollständig gegeben, dagegen aus den Schriften nur das für die Geschichte und die Charakteristik Washingtons Wichtigste ausgehoben worden.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

[538] **Deutsche Vierteljahrs Schrift. 8. Heft.**

So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt:

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

Oktober—December 1839.

Inhalt:

Das Salinenwesen in Deutschland vorzüglich in polytechnischer Beziehung. Von F. v. Alberti. — Zunftwesen und Gewerbefreiheit, mit Ansichten über Vermittelung, Uebergang und Reconstruction. — Ueber die Ursachen der Bewegung des Courses der Staatspapiere, über die Berechnung des Werthes derselben, und die beste Zeit und Art Staatspapiere zu kaufen und zu verkaufen. Von Dr. Fr. Schmidt. Nationalität und Kosmopolitismus. Von W. Menzel. — Beleuchtung des zwischen den deutschen Vereinsstaaten und den Niederlanden abgeschlossenen Handelsvertrags. Von H. F. Osiander. — Die Baukunst in Deutschland. — Zur Lösung der pädagogischen Aufgabe unserer Zeit. Von Dr. W. B. Mönnich. — Die gegenwärtige Krisis der Rechtsphilosophie in Deutschland. — Protestantismus und Kunst. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. Von Grund. — Kurze Notizen.

Der Inhalt der drei ersten Quartalhefte des laufenden Jahrgangs oder Nr. 5, 6, 7 der ganzen Sammlung ist folgender:

V. Das deutsche Journalwesen. — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Ueber die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland. — Ueber den Grund, das Wesen und die Grenzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. — Die Holznoth. — Kurze Notizen.

VI. Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Aphorismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Ueber rhetorische Improvisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. — Kurze Notizen.

VII. Ueber das industrielle Maschinenwesen der neuesten Zeit. — Ueber den öffentlichen Unterricht, besonders in gewerblicher Hinsicht. — Ueber die Städte in Deutschland und ihre Verfassungen. — Vom Geister- und Gespensterglauben in Deutschland. — Die Schulen der deutschen Rechtsgelehrten. — Zur Orientirung in den geistigen Richtungen und Strebungen in Deutschland. — Das Verhältniß der Künste zu der politischen Entwicklung der neuesten Zeit. — Ueber die Begründung der Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perser und Türken aus ihrer Religion. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Diese Zeitschrift, die sich seit ihrer Erscheinung des ungetheiltesten Beifalls und der werkthätigen Theilnahme der ersten Gelehrten zu erfreuen hat, wird auch nächstes Jahr fortgesetzt werden.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[540] Die Kritik hat sich über das im Polnischen bereits in 2 Auflagen erschienene Werk

Polnische Volkssagen und Mährchen
von Woycicki. 1839. 20 Gr. oder 1 fl. 18 kr.

und über das Theater von Carl Blum. 1839. 1/3 Rthlr.

so günstig ausgesprochen, dass wir des Dankes der Leser gewiss sind, wenn wir sie darauf aufmerksam machen. So eben erschien auch Theateralmanach von Carl Blum. 1 1/3 Rthlr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[496] Bei A. Wienbrack in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Schlachtengemälde
aus Europas Vorzeit,
für Freunde der Geschichte, so wie überhaupt für gebildete Leser von J. H. L. Fischer.

Wohlfeile Ausgabe 8. geh. 1 Rthlr.

Inhalt: Völkerschlacht bei Chalons (451 nach Chr.) Gothenschlacht bei Taginas und am Sarnus im Jahr

552. Frankenschlacht bei Tours 732. Normannenschlacht bei Hastings 1066. Lombardenschlacht bei Legnano 1176. Saracenenschlacht bei Tiberias 1187. Maurenschlacht bei Tolose 1212. Dänenschlacht bei Bornhöved 1227. Tartarenschlacht bei Liegnitz 1244. Ghibellinenschlacht bei Starkola 1268. Schweizerschlachten bei Morgarten 1315, bei Laupen 1339, Sempach 1386, Granson 1476, Murten 1476, Nancy 1477. Ritterschlacht bei Tannenberg 1410. Portugiesenschlacht bei Alcazar 1578. Schwedenschlacht bei Fehrbellin 1675. Russenschlacht bei Pultawa 1709. Türkenschlacht bei Belgrad 1717.

[530] **Hygrometer** (untrügliche Wetterpropheten) sind à 6 Gr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen von Ludwig Schreck in Leipzig.

[553] Bei Theodor Fischer in Cassel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Skizzenbuch

von

Carl Gutzkow.

8. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Portraits und Genrebilder.

Erinnerungen und Lebensstudien

von

O. F. C. Wolff.

8. 3 Bände. 3 Rthlr. 12 Gr.

Der Sinai.

Reisebilder

von

A. Pümas und A. Panzats.

3ter Band. 8. 1 Rthlr. 3 Gr.

Die Blätter für literarische Unterhaltung 1839 sprechen sich Nro. 207 wie folgt darüber aus:

„Kommen diese trefflich geschriebenen Reisebilder auch etwas spät nach der That, da diese Reisen, auf welche sie sich beziehen, schon 1830 und 1831 ausgeführt wurden, so sind sie uns als die ansprechendsten, pittoreskesten und wirkungsvollsten Schilderungen Aegyptens und des Landes, welches die siebenden Hebräer nach dem gelobten Lande hin durchzogen, doch noch immer willkommen."

Buch der Wanderungen. Ostsee und Rhein von E. v. d. Haide. Herausgegeben von C. Grün. 8. broch. 1 Rthlr. 6 Gr.

Sendschreiben an Herrn Dr. C. Gutzkow im Betreff seiner Zeitgenossen von Carl Grün. 8. broch. 6 Gr.

Memoiren des Fürsten Talleyrand-Perigord, ehemaligen Bischofs von Autun. Gesammelt und geordnet von der Gräfin D.... von C.... A. d. Franz. 2ter Theil. 8. 1 Rthlr. 6 Gr.

Talleyrands politisches und religiöses Leben von Louis Bastide, Redakteur des National. 7te Lief. bis Ende. 8. 1 Rthlr. 6 Gr. compl. 2 Rthlr. 3 Gr.

Auf vorstehende beiden Fortsetzungen macht die Verlagshandlung die zahlreichen Abnehmer besonders aufmerksam.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Das Verzeichniß einer Sammlung belletristischer Werke von 31 Bänden im Ladenpreise 35 Thlr. kostend — zu dem äußerst billigen Preise von Acht Thaler.

[431] Bei Eduard Anton in Halle ist so eben erschienen:

Leo, Dr. H., Beówulf dasz älteste deutsche in angelsächsischer mundart erhaltene heldengedicht, nach seinem inhalte und nach seinen historischen und mythologischen beziehungen betrachtet. Ein beitrag zur geschichte alter deutscher geisteszustände. 8¼ Bogen. gr. 8. Preis 16 Gr.

[534] Oeffentliche Anzeige und Dank über die Beiträge zu Mozarts Denkmal in Salzburg vom Museums-Comité daselbst.

Fünftes Verzeichniß.

116 Von Kassel, der Ertrag einer deklamatorisch-musikalischen Vorstellung von der kurfürstlichen Hoftheater-Direktion eingesandt. 200 Thlr. pr. Cour. 347 fl. 49 kr.

117 Von Nürnberg, vom Herrn W. H. Hüttner. 2 fl. 24 kr.

118 Von Wilna, vom Herrn Jos. Frank, k. k. russischer Staatsrath und emeritirter Professor an der k. k. Universität daselbst. 18 fl.

119 Von Bayreuth, der Erlös des am Todestage des großen Mozart am 5 Dezember 1838 veranstalteten Konzertes, wobei alle Musiker von Profession gleich den Dilettanten unentgeldlich mitwirkten, von Herrn v. Hansdorf, k. bayerischer Kreis- und Stadtgerichts-Direktor eingesandt. 60 fl.

120 Von Dessau, Ueberschuß eines Konzertes, welches am 2 November 1838 von der herzogl. Hofkapelle und Singakademie gehalten worden ist, von Herrn Dr. Friedrich Schneider herzogl. dessauischer Kapellmeister, durch Herrn Banquier Mich. Kaskel in Dresden übermacht. 139 fl. 48 kr.

121 Von Wersen, vom k. k. Pfleggericht der Ertrag einer Sammlung, durch das k. k. Kreisamt Salzburg erhalten. 10 fl. 55 kr.

122 Von Genf, der Ertrag eines Konzertes, so von einem gebildeten Comité aufgeführt wurde durch circa 200 Personen mit lebhafter Theilnahme sowohl von Künstlern als Liebhabern, von Herrn G. F. Wend, Präsident der Societé de Chant sacre, und Mitglied des Mozartischen Comités übermacht. 380 fl. 45 kr.

123 Von Landshut, von Herrn Klemens Pranti. 22 fl.

124 Von Bremen, Ertrag der Aufführung Mozarts Requiem von der Singakademie, Künstlern und Dilettanten unter Leitung des Herrn Musikdirektors Kiene, von Herrn Eduard Möller übermacht. 261 fl. 27 kr.

125 Von Gastein, vom k. k. Pfleggericht, der Ertrag einer gehaltenen Sammlung. 15 fl.

126 Von Wien, der Ertrag einer Vorstellung im k. k. Hofburgtheater. 2580 fl. 21 kr.

127 Von Salzburg, an Beiträgen der Einwohner, dann als Ertrag zweier von Ole Bull und vom großherzogl. oldenburgischen Hofkapellmeister und dänischen Professor Herrn August Pott veranstalteten Konzerte. 2152 fl. 21 kr.

128 Von Wien, vom Herrn Gg. Rudolph, k. k. Hofkanzipisten. 7 fl. 12 kr.

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 10. Oktober 1839.

— Gottes Gang ist in der Nacht
Im Herr der Sterne, und ein Sternengang
Voll ew'ger Harmonien.
Herder.

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

Dargestellt von Dr. Nürnberger.

Ich unternehme es heute, die Leser über die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel zu unterhalten, über Bereicherungen der Astronomie durch Bestimmungen, mit denen sich die Sternkunde noch vor einer Anzahl von Jahrzehnden kaum zu schmeicheln gewagt haben würde.

Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts beschränkte sich die allgemeinste Ansicht von den Fixsternen darauf, dieselben, nach der Analogie unserer Sonne, nur überhaupt auch für Sonnen zu halten, welche ebenfalls bloß ein Planetensystem umringe, deren Entfernung von uns zu ungeheuer sey, als daß darüber je spezielle Ermittlungen gehofft werden dürften, und über deren Eigenbewegungen man sich mit ziemlich oberflächlichen Andeutungen begnügte. — Die bewundernswürdigen Aufnahmen, besonders unseres Struve, über die wahre Natur der Doppelsterne, seine und Bessels Bestimmungen einer Fixsternparallaxe, und wieder seine und Argelanders Festsetzungen genauerer Werthe der Eigenbewegung vieler Fixsterne und der Bewegungsrichtung unserer Sonne, als eines Fixsterns, mit ihrem ganzen Systeme, haben unserer Kenntniß vom Fixsternhimmel gerade in jenen drei Hauptpunkten eine ganz veränderte Gestalt gegeben, und ich werde diese großen Entdeckungen eben in der hier angegebenen Ordnung nunmehr näher betrachten.

Unter Doppelsternen versteht man bekanntlich solche Fixsterne, welche auf das unbewaffnete Auge den nämlichen Eindruck hervorbringen, als wenn dasselbe nur einen einfachen Stern vor sich sähe, welche sich aber durch starke Fernröhren in zwei sehr nahe beisammenstehende Sterne auflösen. Gewöhnlich nimmt man für diese gegenseitige Entfernung etwa dreißig Sekunden an, und denkt man sich also am scheinbaren Himmelsgewölbe einen Kreis von diesem Durchmesser, innerhalb dessen statt zweier solcher Sterne drei, vier u. s. w. zusammengedrängt wären, so würde man statt eines bloßen Doppelsterns nunmehr einen drei-, vier- oder überhaupt mehrfachen Stern vor sich haben.

Eine aufmerksamere Beobachtung des Fixsternhimmels zeigt eine außerordentliche Menge solcher Doppelsterne, so daß man gegenwärtig schon viele Tausende derselben kennt. Dieser bald entdeckte Umstand machte es sogleich unwahrscheinlich, daß diese Sterne ihre Duplicität nur ihrer Stellung gegen unser Auge, z. B. in einer mit demselben fast geraden Linie hinter einander verdanken, und daß sie also nur optisch doppelt seyn sollten, wiewohl es allerdings auch einzelne Fälle dieser letztern Art

gibt; man fand sich vielmehr veranlaßt, anzunehmen, daß dergleichen so sehr enge zusammengedrängte Sterne allermeistens in einer nähern Beziehung zu einander stehen, daß sie durch Attraction zu einem eigenen Systeme verbunden, kurz daß sie Doppelsterne im physischen Sinne seyn möchten, und die Verfolgung dieses großen Gedankens, an der Hand unendlich mühsamer Beobachtung, hat zu einer der wichtigsten Erweiterungen unserer Kenntniß des Firsternhimmels die Veranlassung gegeben.

Weit entfernt nämlich, daß sich die Natur bei den Fixsternen auf die stete Wiederholung der oben angedeuteten Form unseres Sonnensystems beschränkt und in jenen Sternen also immer nur Sonnen mit einem Systeme von Planeten geschaffen habe, zeigen sich uns die Doppel- und mehrfachen Sterne im Gegentheil unter der Gestalt von Systemen, in denen begleitende Sonnen in zum Theil unendlich langen Umlaufsperioden um Centralsonnen kreisen. Hier tritt uns also eine früher nicht einmal geahnete Idee der Schöpfung entgegen; und wer möchte es nach einer so ganz unerwarteten Entdeckung vermeinen wollen, daß sie noch ganz andere Wunder in den Tiefen der Himmel verberge?

Bei den meisten dieser merkwürdigen Systeme hat man, außer jener rotatorischen Bewegung begleitender Sonnen um eine Centralsonne in elliptischen Bahnen auch noch eine, dem ganzen Systeme innwohnende progressive Bewegung im Weltraume entdeckt, und es läßt sich, da absolute Ruhe der Weltkörper überhaupt nicht gedacht werden kann, zum Voraus annehmen, daß allen Systemen von Doppel- und mehrfachen Sonnen neben der rotatorischen Bewegung der begleitenden Sonnen eine solche gemeinschaftliche progressive Bewegung im Weltraume beigelegt werden müsse. Die Beobachtung, daß die Umlaufsbewegung der „begleitenden Sonnen" um die „Centralsonne" in allen diesen Systemen in elliptischen Bahnen erfolgt, hat aber außerdem noch zu einer überaus wichtigen Folgerung die Veranlassung gegeben. Es läßt sich nämlich mit vollkommen geometrischer Schärfe erweisen, daß, wenn ein Körper sich um einen andern in einer Ellipse bewegt, in deren einem Brennpunkte dieser letztere Körper steht, die Bewegung nach dem Newtonschen Attractionsgesetze erfolgt, welchem zufolge die Anziehung sich direkt wie die Masse und umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhält. Dieses erhabene Gesetz, durch dessen Auffindung Newton bekanntlich die scheinbar verwickeltsten Bewegungen unseres Planetensystems auf einen einfachen Ausdruck zurückgeführt hat, gilt also nicht bloß in den engen Grenzen dieses Systems, sondern geht von Sonne zu Sonne durch alle Himmel und ist demnach das große Gesetz des ganzen Universums.

(Fortsetzung folgt.)

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Bertram landete in Curhafen, brachte sein Hab und Gut in Hamburg bei einem guten Manne unter, darnach ging er nach Lübeck, daß er gerade am heiligen Pfingstsonntag morgens früh in die Stadt kam. Und er ging zuerst in die Kirche und dankte Gott, dann begab er sich zum Herrn Ghert Oldenkope, für welchen er sich Handelsbriefe schreiben lassen auf den Namen Brüdigam; denn also nannte er sich. Selbigen Tages hatte aber Herr Oldenkope seine Freundschaft zu sich geladen zum Mittagbrode, und weil er sahe, daß Herr Brüdigam ein so gar ansehnlicher Kaufherr sey, so enthot er ihm gleichfalls zu sich, daß er mit ihm speise.

Maria, Herrn Oldenkopes Tochter, grüßte die Gäste, als sie ankamen, denn seine Ehefrau war inzwischen im Herren entschlafen, und die Maria war gar schön und groß geworden; Niemand erkannte aber, daß Herr Brüdigam der arme Bertram Morneweg sey. Und er erzählte viel von seinen Reisen und Fahrten im Abend- und Morgenlande, auf die Lezt sagte er aber Herrn Oldenkope, ob er nicht auch einen Sohn habe, denn also hätte ihm sein Handlungsfreund gesagt; da wurde Herr Ghert ganz roth im Gesichte und sprach: „Ich habe einmal einen Burschen hinter'm Zaun aufgelesen und ihm viel Liebes erwiesen, der hat's mir aber schändе gedankt und ist auf und davon gegangen in die weite Welt." Da stand die Maria auf, als er das sagte, und ging aus dem Gemach, und Bertram sah, daß sie weinte. Herr Oldenkope fuhr aber fort in seiner Rede: er hätte dem Bertram wohl Alles sonst vergeben und vergessen, nur nicht, daß er seine Tochter berückt mit bösen Liebestränken, also daß sie keinem Freier, so viel ihrer, reiche und adliche Herrn, gekommen seyen, habe die Hand reichen wollen, sondern immer gesagt, der Bertram käme doch noch wieder.

Alsobald stand Bertram auf und sprach: „Da hat sie wohl recht daran gethan, denn ich bin der Bertram Morneweg und werbe und halte an um Eure Tochter Maria, Herr Ghert Oldenkope." Und Alle wunderten sich sehr und mochten's nicht glauben. Aber der Bertram wies Alles urkundlich nach, daß Niemand mehr zweifeln konnte. Da war eitel Freude im Hause und die Maria sagte, ihr wär's gleich gewesen, als ob sie den Bertram erkannt hätte, und sie fiel ihm um den Hals, und sie küßten sich viel tausend Mal, wie sich's ziemt für Brautleute und einstige Ehegesponsen.

Des andern Tages aber bezeugte der Bertram, wie viel er habe in zeitlichem Gut, und daß er seines ehrlichen

Namens nicht verlustig gegangen in all den Fährnissen und Drangsalen, und Herr Oldenkope erstaunte sast sehr ob so großem Reichthum und setzte die Aussteuer sest demgemäß. Darnach begaben sie sich am Freitage nach Pfingsten um sieben Uhr des Morgens in die Catharinenkirche, Bertram mit seiner Maria, und verlobten sich und beschenkten sich. Der Bräutigam gab der Braut einen Pfiffich * und sie gab ihm eine Badelappe und ein Hemd. Auf den Abend aber kamen die von der Freundschaft zum Herrn Oldenkope zum Gelage, und es ward getrunken und gegessen zur Genüge und die heimliche Musika, Pfeiser, Trommel- und Lautenschläger spielten dazu auf und war große Fröhlichkeit. — Darnach wurde die Aussteuer bereitet, und es wurde dem Bertram gestattet, in Ansehung seiner großen Reichthümer, und weil der Braut Vater von altem Geschlechte war, daß er eine Tag- und Pastetenhochzeit anrichten lasse, wie es sonst nur einem Patrizius zustehet. Also vergung ein Jahr.

Demnächst am Freitage schickte Herr Oldenkope die zwei Schaffer aus, daß sie ihm laden auf den nächsten Sonntag vier-und-sechzig aus der Verwandtschaft und sonstigen Freundschaft, geistliche Männer und Rathsherrn aber, so viel ihrer nur waren. Am Sonntage, als nun die Hochzeit gehalten werden sollte, war die Braut um zehn Uhr im Kosthause und grüßte sein zierlich die Weiber und Jungfrauen von der Freundschaft, wie sie ankamen, Eine nach der Andern. Sie selber aber, die Maria, war angethan mit einem seidenen Hoyken, ** aber von ehrbarer Länge, daß er nicht nachschleppte; ferner trug sie eine seidene Summarien ***, mit Sammt verbrämt und oben mit Marderfellen, einen silbernen Dusing **** und ein Kleinod an einer Halskette, so wohl mehr denn ein Loth lauteren Goldes wog. Als es aber eilf schlug zu Sankt Marien, kam auch Herr Bertram Morneweg die Straße herauf mit der männlichen Freundschaft. Vor ihm her trat die große Musika, ihrer zwölf, mit lautem Schalle, und alles Volk lief zu Hauf und die Schiffer, mit denen er sich ehemals so viel vertrieben, kamen zu ihm Einer nach dem Andern und grüßten ihn und schüttelten ihm die Hände. Sein alter Schiffer kam aber nicht, denn der war todt und lag begraben zum Dome.

Darnach that sie der Priester zusammen vor dem Herrn, und sie gelobten eheliche Treu und Lieb bis in den Tod. — Auf der Diele in Herrn Oldenkopes Hause war aber ein köstlich Gelag angerichtet: Braten, Fisch, Wildpret und funfzig Pasteten, zwei Ohm Wein und Krude * und Bier. Da kam der Spielgreve ** und beschaute alles, ob's recht war und nicht wider des Raths Verordnung. Und als er fort war, wurde das Mandelmus aufgetragen, weil's verboten war, und alles setzte sich zu Tische, dankte dem Herrn und speiseten, je zwei aus Einer Schussel. Das Schlafkämmerlein war aber verhängt mit einem köstlich gesticten, linnenen Vorhange, und das Hochzeitbette wog anderthalb Schiffpfund, das Kopfkissen war von Seide mit vergoldeten Knöpfen an den Ecken, umher brannten vierzehn pfündige Wachskerzen. Allbort speiseten Bertram und Maria ganz allein, als aber der Braten kam, ging Bertram hinunter zu seinen Gästen, die Frauen und Jungfrauen stiegen aber alle hinauf zur Braut, um ihr die Zeit zu vertreiben mit allerhand Kurzweil.

Da stand der Herr Burgermeister auf von der Tafel und sagte, er wolle auch noch eine Mitgabe bringen aus weiter Ferne, welcher der Herr Bräutigam wohl nicht gewärtig seyn möchte. Im Lande Hispania sey eine edle Frau gestorben mit Namen Donna Laura, die habe auf dem Sterbebette all ihr reiches Hab und Gut vermacht Herrn Bertram Morueweg, oder falls dieser verstorben seyn sollte, dessen Angehörigen, insonderheit dessen Pfegevater, Herrn Gberd Oldenkope und seiner Tochter Maria. Sie habe den Morneweg sehr lieb gehabt, und doch groß Unrecht an ihm zu sühnen, dieweil sie ihn vertrieben durch ihren Jähzorn von Hab und Gut. Selbige Urkunde sey durch die Gerichte zu Cadix im Lande Hispania einem hochweisen Rathe zu Lübeck übermacht. Es erzählte nun Bertram die Geschichte von Pippe Döhnken, und was sich sonst begeben mit der schönen Frau, und gelobte, er wolle ein Hospital davon stiften für arme, alte Bürgersleute, zum Dank, daß ihn der Herr so glücklich behalten. Und ist davon gebauet das Hospital zum heiligen Geist, welches noch stehet bis auf den heutigen Tag.

Als man nun gegessen und getrunken zur Genüge und drüber und die Schaffer das Zeichen gegeben, daß die Zeit da sey, wurden drei Tänze gemacht, der letzte mit den Jungfrauen in Zucht und Ehren. *** Darnach brachten der Braut Verwandte selbige zum Bräutigam in's Schlafgemach, glückwünschten und schenkten ihnen

---

* Paternoster.

** Hode, steife Kopfbedeckung, von welcher hinten ein steifer, in Falten gelegter Mantel herabhängt.

*** Mantel.

**** Leibgürtel mit Glöckchen.

* Ein würziger Wein für die Frauen.

** Oberstadtmusikant.

*** So war's, wie auch heut zu Tag, nicht immer. (Siehe lüb. Hochzeitordnung v. 1612.) „Bei wehrenden Tanzen sollen die Meuner und Gesellen im Tanzen, auch andern Conversationen mit Frawen und Jungfrawen sich züchtig und erbarlich verhalten, und soll das leichtfertig auff- und umbwerffen, wie auch das unerbare Niederssitzen verbotten sein. Diejenigen, so dagegen sich ungebührlich werden erzeigen, sollen nach gelegenheit mit einer zimlichen Geldt Busse gestraffet werden. Anm. d. Herausgebers.

einen lebendigen Hahn. Demnächst ging Jeder heim, den Kindern und sonstigen Hausleuten zu bringen, was ihm verehret worden auf der Hochzeit, an Speiß und Trank.

Und Bertram und Maria lebten noch manches Jahr in Fleiß und Frömmigkeit, und Gott segnete auch fürder all sein Beginnen. Darnach sind sie sanft und selig gestorben und haben einen guten Leumund hinterlassen unter den Leuten bis auf diese Stunde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Amsterdam, September.

Theater. Literatur. Vergnügungen.

Die Bewegung in Literatur und Kunst hält in Amsterdam keineswegs gleichen Schritt mit der großartigen Entwicklung des Handels. Indessen möchte es für den Deutschen doch nicht uninteressant seyn, zu sehen, wie sich der Holländer, unser Stammverwandter, im Brennpunkt seiner Kultur ergötzt und mit seinen Künsten beschäftigt. Ich gedenke die Leser dieser Blätter im Laufe des vorerstehenden Winters davon zu unterhalten, und beziehme ihm Folgenden vorläufig kurz den Zustand, wie er sich vom verflossenen Winter her gestaltet.

Das französische Theater, das hier im Jahr 1786 bloß von Liebhabern, unter dem Namen Collège dramatique, durch Subscription errichtet wurde und erst später öffentliche Vorstellungen gab, hat im vergangenen Winter gar keine Oper zur Aufführung gebracht, während wir darin früher häufig die neuere französische Musik und selbst Pariser Sänger und Sängerinnen hörten; es hat sich auf die Darstellung von Vaudevilles, einigen Lustspielen und Comödien beschränkt und war besonders für die Vaudevilles ziemlich gut besetzt. Mit dem deutschen Theater, Komrin fast nur Opern gegeben werden, und das für uns Deutsche hier sonst eine wahre Wohlthat gewesen ist, ging es noch über; in Folge seiner herunter gekommenen Kasse war es spottschlecht besetzt; im Januar endlich machte die Direktion bankerott und die Theatermitglieder spielten nun auf gemeinschaftliche Rechnung die Saison hindurch. Von einer neuen Unternehmung für den nächsten Winter hört man noch nichts, und da sich auch sobald kein anderer Direktor für dieses nicht renitirende Theater finden möchte, so steht zu befürchten, daß wir den folgenden Winter ohne deutsche Oper bleiben werden. Das holländische Theater dagegen, das von der Stadt administrirt wird, hat große Mittel und gewinnt eine immer größere Bedeutung. Das erste auf der Kaisersgracht erbaute Theater in Amsterdam bestand von 1658 bis 1772, in welchem Jahre es zu Asche brannte. Das gegenwärtige Haus wurde 1774 nur provisorisch ganz aus Holz hergestellt, jedoch ist es bei bloßen Entwürfen zu einem neuen Nationalschauspielhause geblieben. Jenes provisorische ist übrigens gut und geräumig gebaut und faßt nahe an 2000 Zuschauer; sein Vorhang, der das Schönste im Hause ist, stellt den Genius von Amsterdam vor, wie er auf dem Altar der seinen Künste eine Libation darbringt (gemalt von T. Kamphuizen nach dem Entwurfe von T. Kuipers). Diese Nationalbühne hat uns im verflossenen Winter nur einige neue recht hübsche Ballets gebracht, sowie ein neues Originaltrauerspiel, das großen Beifall errungen hat, leider aber in den französisch-romantischen Geist hinüberschweift. Die große Schauspielerin im tragischen Fach, die im Darstellen des Imposanten und Furchtbaren eine unglaubliche Wirkung hervorbrachte, die leider nur zu viel nachgeahmt wird, und welcher vom Könige wie von der Stadt Amsterdam eine lebenslängliche Pension bewilligt wurde, Frau Wattier Jiserait, dann auch Andreas Enoet, der holländische Talma, sind noch unersetzt und unvergessen. Sonst noch das alte Spiel, das alte Pathos, die alten Schauspieler Engelman, Evertz, van Hulst, Peters und die (alten) Attrieen Engelman, Kamphuizen, Naret Koning, Stoety ꝛc.

In den Kunstschulen und sogenannten Akademien wird in der gewöhnlichen, ziemlich unkünstlerischen Weise gelehrt und fortgearbeitet; doch bemerkt man in Bezug auf Malerei und Skulptur einige Fortschritte. Auch in den vielen geschlossenen Gesellschaften und Kunstdilettantenvereinen, zumal in der Gesellschaft felix meritis, herrscht unausgesetzt ein reges Leben und kommt manches Talent zum Vorschein. Die Literatur wird fast nur durch gelehrte historische Abhandlungen, sowie durch religiöse, kirchliche und politische Flugschriften und Traktätchen bereichert. Neben politischen sind jedoch auch hier und da belletristische Blätter entstanden, auch ein Magazin für fremde Literatur. Ebenso haben die neuen Gesetzbücher, die im Allgemeinen günstig aufgenommen worden sind, viele Federn in Bewegung gebracht. Dem allgemeinen Wunsche ist dadurch genügt worden, daß man vom französischen Gesetz, zumal von der Materie desselben abgelassen und sich wieder mehr dem altheimathlichen Rechte zugewandt hat. Es fehlt nur noch das Wünschte, das Einfachgesetzte, wo der Criminalprozeß, worüber wohl bald eine heftige Polemik wird geführt werden, da die Meinungen über das öffentliche Prozeßverfahren, wie auch über die Beibehaltung der alten öffentlichen Strafen (Prangerstellen, Brandmarken, Geißeln ꝛc.) sehr getheilten sind. Bekanntlich sind die holländischen Richter von der Regierung durchaus unabsetzbar und vielleicht in jeder Beziehung unabhängiger, als in irgend einem andern Lande, — Noch Einiges von unsern öffentlichen Vergnügungen. Der große Salon, ein großer Privatconcertsaal, war den ganzen Winter über zu einem Theater de variétés nach Pariser Art umgeschaffet, wo kleine Theaterstücke, Possen, Seiltänzergesang, gymnastische Vorstellungen, Holz- und Strohinstrumentalmusik, Puppenspiel und Bauchrednerei und dergleichen vielfältig und ergötzlich mit einander abwechselten; diese Einrichtung war hier neu und zog daher viele Menschen aus den mittlern Ständen an. Für fünfzehn Stuivers Entrée hatte die Person noch ein Glas Punsch, Bischoff ꝛc. frei, oder auch mit Beilage von fünf Stuivers (das machte zusammen einen Gulden) eine halbe Flasche Wein. Diese Unternehmung soll sehr verbessert hier den Herbst wieder eröffnet werden. In den mille colonnes (so heißt ein prächtiger Säulensaal, dessen Wände von unten bis oben mit Spiegeln bedeckt sind, worin sich die Säulen unendlichmal abspiegeln) war das frühere Leben dagegen ganz erstorben. Nur einige alte Stammgäste nickten dort mit ihren schweren Köpfen zu dem meist vor leeren Stühlen erschallenden Spiel und Sang. Siebzehn, ein drittes öffentliches Concertlocal, wurde wieder sehr zahlreich besucht; es war ein vortrefflich und stark besetztes Orchester, was die Menschen in diese weiten Räume hinein lockte, die ich faß bestündig angefüllt fand. — Die andern Vergnügungsörter, die Maythäuser, die kleinen Lokalbühnen, wo das gute Volk sich halb todt lacht und weint, in alten Liedern und Erinnerungen schwelgt und sich an dem trunkerzigen Heldenmuthe des Matrosen Jan herzlich erbaut — alle diese haben einen festen Nationalzuspruch und bestehen unverändert in alter Weise fort.

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 11. Oktober 1839.

Wenn die eine Zeit umwirft, was die andere gebaut, und es neu aufrichtet, so ist natürlich die Meinung, es besser zu machen; aber es wird nur anders, und man muß meist froh seyn, wenn es nicht schlechter herauskommt.

Lessing.

Der Concordeplatz und die elysäischen Felder in Paris.

Durch das gegen Westen gelegene Gitterthor des Tuilleriengartens, dessen Pfeiler den Mercur und die Fama auf Flügelrossen, zwei herrliche Marmorgruppen von Coysevox, tragen, gelangt man unmittelbar auf den Concordeplatz, welcher von allen Plätzen in Paris der größte und gegenwärtig der schönste, wenigstens der am reichsten verzierte ist. Sein Name hat verschiedene Male gewechselt: bevor er in der neuern Geschichte durch die Hinrichtung Ludwigs XVI. welthistorisch berühmt wurde, hieß er Place Louis XV. von einer Statue, welche man in seiner Mitte jenem Könige auf einem hohen Postamente errichtet hatte. Der „Vielgeliebte" saß zu Pferde, das Haupt mit Lorbeeren bekränzt, die Haare nach der damaligen neuesten Sitte frisirt, wie ein römischer Imperator gekleidet und von allegorischen Figuren umringt, welche die Kraft, den Frieden und die Klugheit darstellten und nicht recht zu der Hauptfigur passen wollten, weßhalb sie zu jener Zeit viel schlechte Witze und unter andern nachstehendes Distichon veranlaßten:

O la belle statue! o le beau piédestal!
Les vertus sont à pied, le vice est à cheval!

Als der Vandalismus der Revolution die herrlichen Denkmale der Epoche Ludwigs XIV. auf dem Siegs- und Vendomeplatze zerschlug, als man selbst den populären König Heinrich IV. mit seinem ehernen Pferde vom Pont-neuf in die Seine hinabstieß, da war es freilich nicht mehr als recht und billig, daß man auch den „Vielgeliebten" von seinem Piedestale herunterriß, der diese rohen Ausbrüche der Volkswuth durch seine Maitressenwirthschaft und seine übrigen Regierungssünden vorzüglich verschuldet hatte. Im Jahr 1792 nannte man den Platz place de la Révolution, und an die Stelle der Reiterstatue Ludwigs XV. wurde eine kolossale Freiheitsgöttin mit geschwungenem Speere und daneben ein schmückendes Beiwerk ohne Allegorie, das Schaffot mit der Guillotine, aufgestellt, welches hier fünfzehn Monate lang aufgeschlagen blieb. Im Jahr 1800 wurde der Platz von dem ersten Consul place de la Concorde getauft und daselbst ein Obelisk von gemalter Leinwand auf einem hölzernen Fußgestell errichtet, um zu sehen, welche Wirkung der wahre Obelisk von Luxor machen würde, den Napoleon auf seinem Zuge in Egypten entdeckt und nach Paris zu transportiren beschlossen hatte, welches Projekt die damaligen Zeitverhältnisse zu nichte machten. Unter der Restauration votirte der Pariser Stadtrath die Summe von anderthalb Millionen Franken, welche zur Verschönerung des Concordeplatzes angewandt werden sollten; man

beabsichtigte, die Mitte des Platzes mit einem Trauerdenkmal zu Ehren des unglücklichen Ludwigs XVI. zu zieren, allein die Julirevolution ließ es dazu nicht kommen.

Der Concordeplatz wurde im Jahr 1763 nach den Entwürfen des französischen Architekten Gabriel angefangen und wird gegenwärtig nach den Planen des deutschen Baumeisters Hittorf vollendet. Er bildet ein ansehnliches, unregelmäßiges Achteck, dessen entgegengesetzte, parallel laufende Seiten gleich sind. Rechter Hand stößt er an die doppelte Colonnade der Gebäude des Garde-Meuble, zwischen welchen die breite Rue royale zur Magdalenenkirche und auf die Boulevards führt, linker Hand grenzt er an die Seinekais und an die prächtige Concordebrücke, zum Theil aus den Steinen der zerstörten Bastille erbaut, auf welcher man zur Deputirtenkammer und nach der Vorstadt Saint-Germain gelangt. Von den beiden andern Enden des Platzes stößt das eine an die Terrasse des Tuileriengartens, das andere an die elysäischen Felder. Auf den acht Ecken des Platzes stehen acht Pavillons im Zopfstyl, welche man nach der neuen Eintheilung als Postamente zu kolossalen Statuen benutzt hat, welche die acht ansehnlichsten Städte Frankreichs vorstellen: Marseille und Lyon von Petitot, Nantes und Bordeaux von Callouet, Straßburg und Lille von Pradier, Rouen und Brest von Corot. Diese Figuren sind im Allgemeinen nicht übel ausgeführt, aber ohne allen monumentalen Charakter; sie sehen aus, als wären sie Kinder einer Mutter oder Abdrücke einer Form. Die Modelle sind ziemlich richtig gezeichnet und mitunter sogar fleißig behandelt, aber ohne alles Leben, todt und steinkalt. Die Statuen und architektonischen Verzierungen, welche man unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. in den Gärten und auf öffentlichen Plätzen anbringen ließ, stimmen doch wenigstens mit der Denkart und Sitte der damaligen Zeit überein: die Statuen mit fliegenden Gewändern, als wären sie im Lauf versteinert worden, oder die possierlichen Ritter, in Eisen gepanzert, mit Zopf und Haarbeutel, alles das paßt noch leidlich zusammen, weil es mit guten Spolien vermischt ist und die und da kein schlechter Kunstgeschmack hervortritt. Diese Werke der Bildhauerei sind immer noch schön im Vergleich mit den Werken der modernen Architekten und Bildhauer, welche trotz aller Anleihen aus der antiken Welt und bei allen akademischen Kunstregeln ganz form- und phantasielos sind und sich abmartern, Dinge und Gestalten hervorzubringen, welche rein aus dem Nebel gegriffen werden, ohne Rücksicht auf Zeit, Ort und Bestimmung, und daher nichts sagen wollen. Die Monumente Ludwigs XIV. mit ihrer schwülstigen Pracht und ihren noch schwülstigeren Formen und Verzierungen, selbst die Denkmale aus der Zeit Ludwigs XV. bei allen ihren kleinlichen, zusammengedrehten Verhältnissen, bedeuten doch noch etwas, wenn es auch nur an den Haarwulst der Perrücken und an das dünne Zopfende erinnert. Arnolfo di Lago, Brunelleschi, Bramante, Jean Goujeon und Erwin von Steinbach würden diese Statuen eher anerkennen, als die kolossalen Standbilder des Concordeplatzes, welche, aus allen Kunstepochen und Kunststylen ungeschickt zusammengestoppelt, in gar keiner Beziehung zu ihren architektonischen Umgebungen stehen und ihre Bestimmung in jeder Hinsicht schlecht erfüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Wenn zunächst von der Anzahl der Doppelsterne die Rede seyn soll, so hat diese Frage in weiterer Bedeutung eigentlich keinen Sinn: denn natürlich wird diese Zahl eben so unbeschränkt seyn, als das Universum des Sternenhimmels unbegrenzt und unendlich ist. In Bezug auf unsere Beobachtungen darf indeß angeführt werden, daß diese Zahl der uns wirklich bereits bekannten catalogisirten Doppelsterne bereits weit über 3000 beträgt, und daß jeder geschärftere Blick in den Fixsternhimmel täglich neue kennen lehrt.

Von anbetendem Erstaunen aber wird der menschliche Geist erfüllt, wenn er sich zur näheren Betrachtung der Eigenschaften dieser Weltkörper erhebt. Im Sterne ζ des großen Bären sind zwei Sonnen durch Attraction zu einem solchen Doppelsternsysteme vereint, deren Masse resp. 117 und 42, zusammen also 159mal so groß ist als unsere Sonne (wie man dies, mit Bezug auf das oben angeführte Newtonsche Gesetz, aus Beobachtung ihres gegenseitigen Attractionseinflusses folgern konnte); ihr Abstand von uns ist dabei zu 7½ Millionen Sonnenweiten bestimmt worden, den das Licht, welches bekanntlich in der Zeitsekunde über 40,000 deutsche Meilen durchläuft, in beiläufig 118 Jahren zurücklegen würde. Nimmt man für beide Weltkörper dieselbe Dichtigkeit an, wie für unsere Sonne, so sind ihre Durchmesser resp. 5- und 3½mal größer als der Sonnendurchmesser. Die begleitende der beiden Sonnen umkreist die Centralsonne in 60 unserer Jahre, und die halbe große Axe dieser Bahn ist mehr als 80mal größer als der Haldmesser der Erdbahn. — Diese so ungeheuern Weltkörper erscheinen uns aber gleichwohl

in der angegebenen Entfernung, deren Vorstellung die menschliche Einbildungskraft erliegt, als fast untheilbare Punkte, und ihr scheinbarer Durchmesser faßt kaum Hunderttheile einer Bogensekunde. Der Verstand hat noch Zahlen, unser sinnliches Vermögen aber hat keine Begriffe mehr für die Weiten, aus welchen sie zu uns herüberschimmern.

Gleichwohl ist, wie wir am obigen Beispiele, welches ich zu diesem Zwecke hervorgehoben habe, auf welches ich mich hier aber auch beschränken muß, so auffallend sehen, die Schätzung jener unendlichen Entfernungen der Fixsterne gegenwärtig geglückt, und ich befinde mich damit bei der Erörterung über die Bestimmung der Fixsternparallaxe, welche, wie oben angegeben, die zweite große Erweiterung unserer Kenntniß des Fixsternhimmels ausmacht. Da die Erde bekanntlich jährlich eine dem Kreise sehr nahe kommende Curve durchläuft, deren Durchmesser über 40 Millionen deutsche Meilen beträgt, so sollte man glauben, es müsse sich schon durch diese ungeheure Ortsveränderung unmittelbar eine solche Fixsternparallaxe ergeben. Gesetzt, der Fixstern entspreche wirklich einer Vertikallinie, die man sich auf der großen Are der Bahn in einem ihrer Erdpunkte denken mag, so sollte doch die Gesichtslinie nach demselben Fixsterne, vom andern Endpunkte der Are aus, nicht ganz parallel mit jener Vertikallinie gefunden werden, sondern wenigstens um ein Etwas vom rechten Winkel mit der Are abweichen, welches Etwas dann eben die gesuchte Parallaxe (der Winkel am Sterne des durch beide Gesichtslinien und die große Are der Erdbahn gebildeten Triangels) wäre; allein die seit Bradley unzählige Male und mit der allergrößten Genauigkeit wiederholten Versuche, auf diese Art eine Parallaxe der Fixsterne zu ermitteln, haben die Ueberzeugung gewährt, daß jener Winkel gewiß noch keine Sekunde beträgt, indem die unmittelbare Beobachtung der Gesichtslinien an beiden Endpunkten der großen Are stets deren vollkommenen Parallelismus gezeigt hat, als wenn eine Basis von 40 Millionen Meilen gegen die unermeßliche Entfernung der Fixsterne gleichsam zu einem einzigen Punkte zusammenschrumpfte.

Schon der ältere Herschel hatte daher, statt dieser unmittelbaren Beobachtung, die schon oben von uns erwähnten optischen Doppelsterne zur gewünschten Ermittlung vorgeschlagen. Unter „optischen" Doppelsternen, im Gegensatze der beschriebenen physischen, versteht man nämlich, wie schon angeführt, zwei in den Tiefen der Himmel dergestalt hinter einander stehenden Fixsterne, daß sie dem Auge dicht neben einander erscheinen. Wir wollen zur Erleichterung der Vorstellung, einmal wieder annehmen, zwei Fixsterne, ein näherer und ein entfernterer, entsprächen der, auf einen Endpunkt der großen Are der Erdbahn gedachten Vertikallinie dergestalt, daß sie sich, von hieraus gesehen, genau deckten, so würde sich auch die allerkleinste Parallaxe, am entgegengesetzten Endpunkte der Bahn dadurch ergeben, daß der nähere Stern vom entfernteren, sey es auch um noch so wenig, abgerückt erschiene; und jede solche Verrückung zwischen zwei glänzenden Punkten auf blauem Himmelsgrunde läßt sich auf das allerschärfste messen.

Diese, hier in ihrer allgemeinsten Gestalt angedeutete Methode der Benützung optischer Doppelsterne zur Bestimmung der Fixsternparallaxe, d. h. also zur Ermittlung der Entfernung dieser Weltkörper von der Erde, ist nun, nach Herschels Vorschlag, von Struve und Bessel wirklich in Anwendung gebracht worden, und namentlich hat Struve aus solchen beobachteten scheinbaren Ortsveränderungen des Fixsternes α (Wega, auch Lucida Lyrae) der Leier eine Parallaxe desselben von 0″, 125 * oder $\frac{1}{8}$ Secunde gefunden, woraus dessen Entfernung von der Erde = 1,650,000 Sonnenweiten (zu zwanzig Millionen deutschen Meilen) folgt **. Damit ist also eines der allerwichtigsten Elemente der Sternkunde, dasjenige, auf dessen Festsetzung die Astronomen nach tausend vergeblichen Bemühungen fast ganz verzichtet hätten, auch bestimmt; und wenn die menschliche Einbildungskraft einerseits vor der ungeheuren Größe der gefundenen Entfernungen erschrickt, so kann man andererseits einer Wissenschaft ehrfurchtsvolle Huldigung nicht versagen, deren Anstrengungen es endlich doch geglückt ist, selbst diese Unendlichkeit des Raumes zu überwinden.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Fortgesetzte Beobachtungen haben ihm diese Parallaxe etwas größer, nämlich = 0″, 154 gegeben.

** Bessel findet die Parallaxe von 61 im Schwan = 0″, 3165, woraus die Entfernung dieses Sterns = 700,000 Sonnenweiten folgt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

Die alten Sonntagsgesellschaften. Italienische Gesellschaft.

Mit dem alten Genf geht jetzt auch ein eigenthümliches gesellschaftliches Institut der Stadt zu Grund. Ich meine die Sonntagsgesellschaften. Buben und Mädchen ungefähr Eines Alters und Eines Standes traten sonst in ein Kränzchen zusammen und vereinigten sich Sonntags abwechselnd bei einander. Es wurde harmlos geplaudert, gespielt und

getanzt. Dabei reichten die Aeltern des Gastgebers Thee, Aepfel und Brod zum Imbiß. Aus den Kindern wurden nach und nach Leute, sie blieben aber nach wie vor in ihrem Kränzchen zusammen, selbst wenn sich später die jungen Leute und die Mädchen verheiratheten; nur hatten sie dann das Recht, ihren Gatten oder sonst einen guten Bekannten einzuladen. Einfachheit und gute Sitte blieben mit guter Laune lange in diesen Sonntagsgesellschaften herrschend; man amüsirte sich ehrlich, so lange diese Simplicität hier geliebt blieb und Allen genügte. Aus diesen Gesellschaften gingen gute Ehen und aus diesen gute Kinder, wahre Sonntagskinder hervor. Man sprach sich unter allen Jugendfreunden und Vertrauten offen über Angelegenheiten der Familien und des Landes aus. Die erwachsenen Mädchen hörten den Männern zu oder sprachen mit, fragten und lernten dadurch ihr Vaterland kennen und lieben. Beim Besprechen der Familienangelegenheiten herrschte die größte Discretion, man urtheilte streng, und es waren so zu sagen Sittengerichte, aber alles Für und Wider wurde reiflich erwogen. Diese Sonntagskränzchen haben unstreitig viel Gutes gestiftet, wenn man ihnen auch die Begünstigung des Abschließungs- und Cotterienganzes vorwerfen muß, der noch immer bei uns herrscht, auch ohne jene Gesellschaften, also wahrscheinlich im Blute liegt. Nach und nach aber schlich Prätension und Luxus in diese Kränzchen ein. Statt des Thees mit Aepfeln und Brod erschienen hier und da theure Leckereien, Limonade, Wein, Punsch und Eis. Dadurch wurden auch die Unbemittelten zu gleichem Aufwand gezwungen. Dies allein hätte genügt, um die Sonntagsgesellschaften in Verfall zu bringen; es wäre dazu die neue Gestaltung der Societät mit weniger Einfalt und Gutmüthigkeit, aber mit vieler Prätension und Scheelsehen gar nicht nöthig gewesen. — Die sogenannten Cercles sind ein trauriger Ersatz dafür, denn darin vereinigen sich nur Männer, und zwar nicht Jugendfreunde, die sich von Kindheit auf kennen und Vertrauen zu einander haben, sondern zahlende Mitglieder zu Tabakrauchen, Kartenspiel, Billard, Zeitungslesen, Essen und Trinken und etwas wenigem Gespräch über Landesangelegenheiten. Niemand wagt seine Ansichten gegen eine in dem Cercle herrschende Meinung auszusprechen, denn damit könnte man anstoßen und andern böses Blut machen. So weit ist es mit dem Genfer Republikanismus gekommen!

Ein hier lebender Italiener hatte vorigen Winter den guten Gedanken, unsere musikalische Gesellschaft zum Mittel- und Vereinigungspunkt des socialen Lebens machen zu wollen, und recht interessant ist, was er in dieser Beziehung über Italien und italienische Gesellschaft sagt. Seine Bemerkungen verdienen hier um so mehr eine Erwähnung, da in der neuesten Zeit deutsche Schriftsteller behauptet haben, in Italien gehe es gar keine Gesellschaft. „In Italien — sagt mein Gewährsmann — bildet nicht bloß die Musik, sondern die intellectuelle Cultur überhaupt, diese Cultur in ihrem ganzen Umfang, eine republikanische Gleichheit, die in unserem Land unmöglich, in dem republikanischen Genf aber ganz leicht und an ihrer Stelle zu seyn scheint. Die Declamation nimmt dort unter den geselligen Künsten die erste Stelle ein, und Frau von Staël hat in ihrer Corinna nicht übertrieben, wenn sie von dem Enthusiasmus spricht, der sich in den Liebhabergesellschaften Italiens zeigt, wo Leute aus allen Sphären der Societät zusammenkommen, um vorzügliche Werke der nationellen Dichtkunst herzusagen. In der reizenden Villa des Marquis Sampieri zu Bologna werden im Frühling und Herbst die glänzendsten musikalischen und dramatischen Soireen gehalten. Im Palast der Prinzessin Hercolani vereinigen die Künste alle Classen der Gesellschaft von Bologna. Die dramatischen Abende bei dieser Dame haben einen besondern Reiz durch unsern herrlichen Komiker Lombardi. Andere Gesellschaften sind aus andern Elementen gebildet. So vereinigte z. B. die der Concordi vor einigen Jahren die Professoren der Universität, Maler, Studenten, Einwohner von Bologna, Regierungsbeamte und Kaufleute. Da wurden dramatische Darstellungen zu wohlthätigem Zwecke gegeben. Hier sah man Orioli, einen Mann von encyklopädischem Wissen, Costa, dem seine Schriften in der Literaturgeschichte und Philosophie einen ausgezeichneten Rang erworben haben, Gherardi, dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und ausgezeichneten Mathematiker, den berühmten Arzt Tomasini und mehrere andere verdiente Männer. Alle nahmen Theil an den dramatischen Darstellungen. Bei dieser glücklichen Mischung aus verschiedenen Classen findet jeder Theilnehmer seine Rechnung. Der Gelehrte hat seinen Doktorhut zu Haus gelassen und vergißt wenigstens für einige Stunden seine Bücher und Studengen lehrsamkeit; der Künstler lebt nicht immer in seiner idealen Welt, sondern sucht seine Einbildungskraft zu bezwingen; die Studenten und andere jungen Leute gewinnen wesentlich im Umgang mit Männern, die durch Kenntniße und Geist ausgezeichnet sind; die Kaufleute gewinnen die Ueberzeugung, daß es in dieser Welt noch etwas Anderes gibt, als Addiren, Multipliziren und Subtrahiren. So erweitert Jeder den Kreis seiner Ideen zum allgemeinen Nutzen und Vergnügen. Man glaube aber ja nicht, daß darum alles drunter und drüber gehe. Die Mitglieder der Gesellschaft kennen sich alle nach ihrer Stellung; sie behandeln sich mit einer gewissen vertraulichen, aber decenten Freundlichkeit; diese schließt jedoch keineswegs Rücksichten aus auf Rang, Alter und Geschlecht. Nur denken sie nicht immer an ihre Stellung in der Welt. In diesen Vereinen herrscht eine sehr angenehme Gutmüthigkeit, die der Italiener sonstwo nicht vermißt, wenn er über die Alpen kommt. Hierin zeigt sich ein sonderbarer Contrast. Bei uns in Italien ist die politische Freiheit nur ein Wort, das selbst nicht immer ohne Gefahr ausgesprochen werden kann. Dagegen herrscht Freiheit und Gleichheit in unsern Gesellschaften; Erziehung und Talente führen bei und ebenso zu Achtung als Reichthum und Titel. Anderwärts aber gibt es Leute, welche die Worte Freiheit und Gleichheit immer im Munde führen, und Orte, wo sie auf allen Wänden steht, während die Eitelkeit des Rangs und des Verdienstes ausmächtig über die ganze Gesellschaft herrscht. Ernst vereinigt die Civilisation großer Hauptstädte mit den Vortheilen kleiner Städte; in Genf kennt sich Jedermann, man könnte da zusammenkommen, ohne sich zu vermengen. An Gelehrten, Literatoren, Künstlern und andern ausgezeichneten Männern fehlt es hier nicht. Aber nirgends trifft man sie vereinigt; jeder lebt in seinem Zirkel, wie im Orient Niemand aus seiner Kaste tritt, um sich mit einer andern zu mischen. Unbegreiflich ist's, wie die Genfer ihre freundlichen Lebens- und Gesellschaftsbeziehungen missen mögen, die uns Italienern die Erinnerung an unser Vaterland so theuer und angenehm machen. Das Wort Casino bedeutet nicht bloß eine Vereinigung von Menschen, sondern auch von Literatoren, Wissenschaftsleuten, Künstlern u. s. w.; überdies vereinigen sich da nicht bloß Männer, sondern auch Frauen."

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 12. Oktober 1839.

Es ist nicht mehr zu bezweifeln, daß die Beobachtungen endlich über die Grenze hinausgeführt haben, welche sie überschreiten mußten, damit die Entfernung eines Fixsterns von dem Unermeßlichen in das Meßbare übergehen konnte. — Diese Entfernung ist aber so groß, daß sie nur begriffen, nicht versinnlicht werden kann.

Bessel.

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Der allergrößte Theil der Fixsterne muß gleichwohl noch unendlich viel weiter von uns entfernt seyn. Nimmt man z. B., der Wahrscheinlichkeit gemäß, an, daß der Sirius, welchen man seines Glanzes und seiner scheinbaren Größe wegen immer für einen der nächsten Fixsterne gehalten hat, auf den sich aber die obige Methode der Parallaxenbestimmung, seines Standes wegen, nicht anwenden läßt, nur ein Weltkörper von mittlerer wirklicher Größe sey, so müssen diejenigen Fixsterne von ähnlicher Größe, welche uns dessen ungeachtet nur durch starke Instrumente sichtbar werden, nach einer Schätzung des älteren Herschel, wenigstens um 900 Siriusweiten von uns abstehen. Dieser Ausdruck hatte, für Bestimmung des wahren Abstandes, sonst nur eine völlig relative Bedeutung; nachdem es nun aber gelungen ist, doch schon eine wirkliche Fixsternentfernung zu ermitteln, so sehen wir uns wenigstens auf dem Wege absoluter Angabe. Um diesen von der Astronomie einzuschlagenden Weg anzudeuten, bemerken wir aber, daß derselbe Herschel Beobachtungen über die Sterne im Degengriff des Perseus anführt, welche mit großer Sicherheit zu zeigen scheinen, daß hier Sterne hinter einander liegen, deren Entfernungen sich von 21 bis 342 Siriusweiten zu erstrecken scheinen. Dieser Sternhaufen zeigt nämlich dem bloßen Auge keinen einzigen einzelnen Stern deutlich; wendet man aber ein Fernrohr darauf an, welches zweimal so tief in den Raum eindringt als das bloße Auge, so wird man einige Sterne deutlich darin gewahr, und die Zahl solcher sichtbar werdenden Sterne in diesem Sternhaufen nimmt bei Anwendung immer stärkerer Instrumente zu, bis man ein Fernrohr wählt, welches $28^1/_2$ mal tiefer als das bloße Auge in den Raum eindringt. Nun wird das bloße Auge noch Sterne gewahr, welche 12mal lichtschwächer sind als Sirius und von denen man also annimmt, daß sie auch 12mal weiter von uns abstehen, d. h. es bringt zwölf Siriusweiten tief in den Raum ein, und ein 2mal tiefer eindringendes Instrument reicht also bis zu 24 Siriusweiten, gleichwie ein $28^1/_2$ mal stärkeres bis zu 342 solcher Weiten, was die oben von uns angegebenen Zahlen sind. — Struves Festsetzung ist daher von unberechenbarer Wichtigkeit; denn man übersieht nach diesen Schlüssen, daß die Anwendung seines Verfahrens auf einen, in der Nähe sehr entfernter Sternhaufen befindlichen optischen Doppelstern eine Aussicht auf sehr genäherte Bestimmung der absoluten Entfernungen aller Sterne dieser ganzen Gruppe eröffnet. Welche

Erwartungen und Hoffnungen darf die Sternkunde übrigens nach diesem ersten Schritte nähren, und wohin wird derselbe in einer Zeit führen, welche sich durch ihren Riesengang bereits einen so ganz ausgezeichneten Charakter erworben hat.

Was endlich die progressive Eigenbewegung der Fixsterne betrifft, und namentlich unserer Sonne, als eines solchen Fixsterns, mit ihrem ganzen Gefolge von Planeten, Monden und Kometen im Weltenraum, auf welche wir nunmehr übergehen, so mußte freilich bereits das bloße Nachdenken von vorn herein darauf führen, da, wie wir schon oben angedeutet haben, eine absolute Ruhe im Weltenraum undenkbar ist. Die nähere Festsetzung dieser eigenen, scheinbar rein progressiven, aber unzweifelhaft auf einen Centralkörper oder doch einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt bezüglichen, und also Umlaufs bewegung, gehört ganz der neuesten Astronomie an, im Allgemeinen ist sie aber doch schon von Halley durch Vergleichung mit Sternpositionen, wie sie Ptolemäus angibt, bemerkt worden; ja, für einige hellere Sterne hat theils er, theils Cassini bereits die Größe dieser Fortrückung bestimmt. Der große deutsche Astronom Tobias Mayer gab ein vollständigeres Verzeichniß solcher Eigenbewegungen von siebzig Sternen; hiernächst aber unterwarfen die neueren Astronomen Piazzi, Maskelyne, Struve, Bessel diesen wichtigen Gegenstand einer wiederholten Untersuchung, und es hat sich dabei eine bedeutende Ortsveränderung vieler Fixsterne ganz unzweifelhaft ergeben. So rückt, um uns nur auf einige Beispiele zu beschränken, μ der Cassiopeja in 100 Jahren um 6′ 10″ fort, d im Eridon in derselben Zeit um 6′ 44″ u. s. w.; und Bessel führt noch als ganz besonders bemerkenswerth an, daß sich unter den Sternen, deren progressive Bewegung bedeutend ist, namentlich viele Doppelsterne befinden, wie wir denn die vereinte rotatorische und progressive Bewegung dieser Systeme auch schon vorne hervorgehoben haben. Ist nun aber unsere Sonne ein Fixstern, so konnte man, nach Entdeckung der Eigenbewegung der übrigen Fixsterne, nicht umhin, auch ihr analog eine solche Eigenbewegung im Weltenraume, mit Nachziehung ihres ganzen Planetensystems, beizulegen, und diese Bewegung der Sonne mit ihrem Planetengefolge unter den übrigen Fixsternen muß einen Einfluß auf den scheinbaren Ort dieser letzteren, ganz besonders der näheren, äußern.

Man übersieht in der That auf den ersten Blick, daß diejenigen Sterne, auf welche sich der irdische Beobachter im Gefolge der Sonne zubewegt, für ihn auseinander, diejenigen aber, von denen er sich entfernt, dagegen näher zusammen zu rücken scheinen müssen; die große Schwierigkeit bestand nur darin, die dabei angeführtermaßen zugleich stattfindenden wirklichen Bewegungen der Sterne von diesen scheinbaren Ortsveränderungen zu trennen; und diese Schwierigkeit erschien so groß, daß selbst der berühmte Wiener Astronom Littrow noch vor wenigen Jahren fast die Unmöglichkeit der Ueberwindung derselben behauptete. Indeß hatten sich doch vor einer Anzahl von Jahrzehnden schon Herschel (der Vater), Prevost und Klügel mit einer vorläufigen Erörterung der Frage nach dieser progressiven Bewegung unseres ganzen Sonnensystems im Weltenraume, und namentlich der Richtung derselben beschäftigt, und sich dabei der oben erwähnten, von Mayer entworfenen Tafel der Ortsveränderungen mehrerer Fixsterne unter dem Gesichtspunkte eines zu trennenden Aggregats wirklicher eigener Bewegungen und scheinbarer, durch die Sonnenbewegung verursachter Ortsverrückungen bedient. Uebereinstimmend gelangten aber jene drei ausgezeichneten Männer bei ihrer Untersuchung zu dem Resultate, daß der größte Theil dieser, durch zwei conspirirende Ursachen hervorgebrachten Ortsveränderungen der Fixsterne vom Fortrücken des Sonnensystems herrühre; und sie bestimmten die Richtung dieses Fortrückens dergestalt, daß Herschel einen unsern λ des Herkules in 257 Grad gerader Aufsteigung und 27 Grad nördlicher Declination gelegenen, Prevost dagegen den durch 250° der Aufsteigung und + 25° der Declination bezeichneten Punkt als denjenigen erkannte, auf welchen unser Sonnensystem losrückt, Klügel, welcher die Aufgabe nur analytisch behandelte, sich aber für Herschel entschied.

(Fortsetzung folgt.)

Der Concordeplatz und die elysäischen Felder in Paris.

(Fortsetzung.)

In die Mitte des Concordeplatzes ist bekanntlich vor drei Jahren der Obelisk von Luxor gesetzt worden, allen Einwendungen und Regeln des guten Geschmacks und der Perspektive zuwider. Von diesem Punkte aus hat man die Einsicht in vier Avenuen, wie sie so vereinigt nicht zum zweiten Mal in der Welt vorkommen. Gerade vor uns haben wir die breite, in der Mitte gepflasterte und zu beiden Seiten macadamisirte Fahrstraße, welche durch die elysäischen Felder zur Barrière de l'Etoile führt und an ihrem Ende den großen Triumphbogen zeigt; drehen wir uns um, so öffnet uns die Mittelallee des Tuileriengartens den Blick auf den Palast des Königs;

rechts, jenseits der Seine, sehen wir die hintere Façade der Deputirtenkammer, und links das corinthische Säulenportal der Magdalenenkirche. Diese doppelte Ansicht durchschneidet der Obelisk auf's Unangenehmste, besonders nach der Barrière de l'Etoile, wenn die Sonne untergeht und der Triumphbogen sich von einem glühenden Goldgrund abhebt. Der Obelisk selbst ist allerdings eine der größten Merkwürdigkeiten in Paris, als das einzige Monument dieser Art im Norden von Europa. Die französische Regierung wählte bekanntlich den kleineren von den zwei Obelisken, die sich vor dem großen Pylon des Tempels oder Palastes in dem nach dem Dorfe Luxor genannten östlichen Theile von Egyptens größter Hauptstadt, Theben, befanden. Er ist aus einem einzigen Granitblock gehauen und 73 Fuß hoch. Drei senkrechte Reihen von Hieroglyphen bedecken seine Seitenflächen; die mittlere ist ein wenig ausgehöhlt, die andern beiden sind flach, und dieser Unterschied veranlaßt eine angenehme Mannigfaltigkeit der Lichtreflexe und Schlagschatten. Auf dem Sockel sieht man vier hundsköpfige Affen, welche auf der Brust dieselbe Inschrift tragen wie die vielen Namenringe der vier Seitenflächen, worin die Biographie des Sesostris enthalten seyn soll. Das Piedestal, dessen Ost- und Westseite vor Kurzem mit einer goldenen Inschrift verunstaltet wurde, ist aus drei, an den Küsten der Bretagne gebrochenen Granitblöcken zusammengesezt und ungefähr 25 Fuß hoch, so daß das ganze Monument kaum die Höhe von 100 Fuß erreicht und in seinen kolossalen und weitläuftigen Umgebungen völlig zusammenschrumpft. Das umher gezogene zierliche Gitter mit vergoldeten Spitzen macht einen komischen Eindruck und nimmt sich gar kleinlich aus.

Dreißig bis vierzig Schritte weit vom Obelisken, in der Achse der Concordebrücke und der Rue royale werden zwei Fontainen aufgestellt, in der Art, wie die Brunnen am Obelisken der Peterskirche in Rom, jedoch viel reicher und mit einer größeren Wassermasse ausgestattet, welche aus dem Ourcqcanal hergeleitet wird. Da diese Brunnen noch nicht ganz vollendet sind, so kann man nicht sagen, wie sie sich ausnehmen werden. Die fertigen kreisförmigen Bassins von polirtem Stein, mit buntfarbigem Marmor ausgelegt, sind übermäßig hoch und verbergen den Wasserspiegel allen denen, welche keine sechs Schuh messen. Der eine Brunnen ist der Flußschifffahrt, der andere der Seeschifffahrt gewidmet; sie sollen mit einer Menge gußeiserner Statuen von Fluß- und Meergöttern u. dergl. besezt werden. Für das Fleisch der Statuen will man die rothe, die sogenannte florentinische Bronze nachahmen; die Gewänder sollen grün bronzirt und alle Nebenwerke und Ornamente vergoldet werden. Am besten wäre es wohl gewesen, den Obelisk im Hofe zwischen Tuilerien und Louvre oder sonst vor einem öffentlichen Gebäude aufzustellen und in die Mitte des Concordeplatzes einen einzigen hübschen Brunnen zu setzen, welcher den ganzen Platz geziert und die schöne Aussicht auf die vier Avenuen nicht verdorben hätte.

Die mit Erdharz mehrfarbig gepflasterten Räume des Platzes zwischen den aufgemauerten Gräben, welche den Platz fast von allen Seiten einschließen, machen einen hübschen Effekt; nur ist zu bedauern, daß die vierzig gußeisernen Kandelaber mit vergoldeten Knäufen, welche Gaslaternen tragen, zu weit vorgerückt und dem Anfahren ausgesezt sind. Die zwanzig Rostralsäulen, welche längs der Grabengeländer stehen und zur Beleuchtung und Verzierung des Platzes dienen, sind schwerfällig, geschmacklos, abscheulich. Sie gehören einer sehr gemischten Ordnung an; die Knäufe haben kein Blumenwerk, sondern sind aus den Symbolen des Handels, der Landwirthschaft, der Kunst und Wissenschaft, also aus Minerven-, Ceres-, Apollo- und Merkurskköpfen zusammengesezt. Mit einem Worte: die Verzierung des Platzes ist verunglückt. Man hat viel Geld und Gold daran verschwendet, und dafür einzelne hübsche Details, aber kein reines, zusammenhängendes Ganze erhalten. Das Beste daran ist die Gasbeleuchtung; eine Menge von Laternen verbreiten Abends eine glänzende Helle, welche hier allerdings Noth thut. Der Concordeplatz ist vielleicht der begangenste, berittenste, befahrenste von allen Plätzen in Paris.

(Fortsezung folgt.)

Moden.

Der Genius der Moden ist bekanntlich ein Wesen, das im Sommer seinen Winterschlaf hält. Mit den ersten Herbstnebeln reibt er sich zwar die Augen und besinnt sich; wie aber die Seele des Menschen, der über einem lebhaften Gedanken eingeschlafen, denselben beim Erwachen sogleich wieder aufnimmt, so fällt auch der erwachenden Mode vorläufig nichts ein, als die Formen, nach deren Produktion sie sich im Sommer zur Ruhe begeben. Somit ist im Augenblick der schönen Welt wenig zu berichten, was sich nicht von selbst verstände. — Zu lezterem gehört, daß man nachgerade den Kleidern aus Mousseline und Jaconas den Abschied gibt und zu den leichten Seide- und Wollenstoffen greift, wie sie für diese Jahreszeit vorzugsweise passen, zu Foulards, Gros de Naples, Wollbattist. Es ist dies ein wichtiger Abschnitt im Modejahr, und in den Gefühlen, mit welchen das elegante Frauenzimmer diesen Tausch vornimmt, mischt sich die Wehmuth über den entschwundenen Sommer mit der frohen Spannung auf die Genüsse des bevorstehenden Winterfeldzugs. — An der Façon der Kleider macht sich nichts bemerklich, als daß sie immer tiefer ausgeschnitten werden, und es muß hierin, der Natur der Sache nach, bald zu einem Stillstand kommen,

worauf sodann, wie immer, die Bekleidung der Schulter noch schneller hinaufrücken wird, als sie sich herabgezogen. Bei Moden, wie diese, bleibt es dem, der das Modewesen nur mit dem Verstand betrachtet, ewig unbegreiflich, wie ihnen nicht durch eine Revolte der unzähligen Weiber, welche dadurch aufs Unvortheilhafteste bloßgestellt werden, auf baldigem Wege ein Ende gemacht wird. — Auch bei den Armeen ist's beim Alten; man will aber wissen, daß leicht die Schütze in spanischer Weise, eine sehr kleidsame Form, wieder aufkommen thunten. Im Fache der Shawls herrscht vollkommene Anarchie; am orthodoxesten, mit einem leichten Anstrich von Gemeinheit, sind die von glacirtem und schwarzem Taffe mit Fransen und Spitzen. — Der Hauptstoff zu Hüten ist Sammt, und zwar von hellen Farben. Sie sind noch immer vorne kurz, aber an den Seiten weit herabgehend, und dem muß wohl so seyn, wenn das englische Lockensystem definitiv Wurzel faßt. Auf den Sammthüten trägt man auch Sammtblumen. — Zum Befestigen der leichten Shawls sind Nadeln aufgekommen, welche mit farbigen Steinen Blumen vorstellen. Die Ketten sind äußerst massiv und werden zweis, dreimal um den Hals geschlungen; sie werden auch als Armbänder gebraucht. — Die Pariser Modeberichte sind oft durch ihren Ernst äußerst komisch. Man muß aber bedenken, daß der Handel mit Gegenständen des Luxus und der Mode für Paris eines der wichtigsten materiellen Interessen ist. Die folgende Stelle z. B. ist in einem Tone gehalten, als ob es sich von der Frage handelte, ob die vereinigten englischen und französischen Flotten in die Dardanellen einlaufen werden oder nicht. „Man wollte das Gerücht in Umlauf bringen, diesen Winter werden alle Kleider zu vollem Anzug nur mit Rauchwerk besetzt und die Spitzen ganz bei Seite gelassen werden. Es ist aber in dieser Hinsicht lediglich noch nichts entschieden, und die Behauptung kann nur von den Pelzhändlern ausgehen. Unser einziges Interesse in der Sache ist die Wahrheit, und wir gestehen offen, daß wir durchaus noch nichts Bestimmtes wissen." Die Politiker sind selten so bescheiden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Bal de la Renaissance.

Der Professor Frucci aus Bologna wird seinen guten meinten, herzlich aufgesprochenen Rath unsern Leuten uns sonst gegeben haben, denn sie sind hier seit Jahren so tief, so gespalten, geschieden und getrennt, es herrscht auch bei ihnen so wenig Gemüth, daß sie nicht einmal das Bedürfniß wahrer Geselligkeit fühlen. Käme diese einmal wie eine fremde Königin oder Fee hierher, so bliebe sie gewiß nicht bei Kräften, sondern fiele bald in den totalen Marasmus. Nur hier und da gesteht wie durch ein Versehen etwas für gute Geselligkeit, freilich nur von dem alternden Geschlecht, das sich noch erinnert, wie es einst hier war. So kamen vorigen Februar die zwischen 1770 und 1780 gebornen Leute auf den guten Gedanken, einen Ball im Geist ihrer guten Zeit zu halten. Dazu wurden die passenden Anstalten im Hôtel des Bergues getroffen, und es war nur Eins im Schwanken, nämlich wie dieser Ball gebeißen werden solle. Bal du moyen âge wurde ganz gut vorgeschlagen, man hat ihn aber galanter Bal de la Renaissance gebeißen, weil von Paris aus die Renaissance in Allem Mode geworden ist, und weil man damit die Hoffnung aussprechen wollte, die alte Genfer'sche Heiterkeit und Geselligkeit solle da wieder erstehen, oder die Bällchen möchten wieder jung werden. So ist es auch gekommen; wenigstens für sechs frohe Stunden. Von sieben Uhr Abends standen die Ballcavaliere auf ihren Posten, wohl frisirt und gepudert, um die ankommenden Damen nach alter galanter Weise zu empfangen und in den Saal zu führen. Bald hernach begann der Ball, der wegen der aus jener Zeit beibehaltenen Costümen einem tos stümirten oder Maskenball glich. Nur mit den Tänzen hatte es keinen geringen Anstand. Hätten sich junge Leute unserer Tage nach dem Tanzprogramm richten sollen, so wären sie in große Verlegenheit gekommen, denn wie hätten sie wissen können, was du Menuet, eine Ecossaise, eine Anglaise, eine Montferrine, ein Berner Kanzüser oder eine Trompete ist? Wußten es doch selbst die Musikanten nicht, und daraus entstand keine geringe Schwierigkeit. Man hätte ihnen die Noten dazu einige Tage zur Vorbereitung geben sollen. Nur mit großer Mühe gelang es einigen musikverständigen Tänzern, durch Vorrufkarren und Pfeifen den armen Leuten auf die Spur zu helfen, und oft, wenn sie an einen Tanz aus jener Zeit erinnert wurden, hätten sie wie Lafontaines Lamm antworten können: mais, je n'étais pas né. Endlich waren die alten Tänze nach manchem Versuch wieder herausgefunden, und nun kam Alles in Gang und fröhliche Bewegung. Gar mancher Großpapa tanzte mit einer Großmama, und sie erinnerten sich früherer Neigung zu einander, welche durch Umstände und Verhältnisse getrennt wurde, oder sie sbeilten sich Jugenderinnerungen aus ihrer Sonntagsgesellschaft mit. Ja von den Großvätern und Großmüttern wurde selbst ein Galop riskirt, um zu zeigen, daß die Sechziger noch Kraft und Lust genug dazu hätten. Er ging auch sehr gut, und zuletzt wurde gar die stürmische tempête getanzt; ja sie rasten noch, als ausgekündigt ward, daß das Souper aufgetragen sey. Nun führte jeder Kavalier seine Dame zu Tisch, wo unter Champagner und sachgemäßen und witzigen Chanson's allzuviel zwei Uhr verweilten. Ungern trennte man sich, aber nicht ohne das Versprechen, diesen glücklichen Versuch zur Verjüngung der alten Zeit künftiges Jahr zu erneuern. Welcher Unterschied zwischen diesem Fest und den Bällen unserer trockenen, blasirten und freudearmen jungen Leute! — Man hatte einen Augenblick den Gedanken, diesen Mittelsalterball durch etwas noch interessanter zu machen; man wollte nämlich Madelon Meßmer dazu einladen. Wer ist diese Dame? höre ich Sie fragen. Sie stammt von Molières Travers, und als Jean-Jacques in seinem Exil im Val de Travers wohnte, war sie als Kind von elf bis zwölf Jahren in seinem Haus, wo Jean-Jacques sie lesen und schreiben lehrte. Ungeachtet ihrer vierundsechzig Jahre erinnert sie sich ihres Lehrers noch recht genau, weiß viel Interessantes von ihm und aus seiner häuslichen Lage zu erzählen, ist auch sonst eine anständige, sehr gut conservirte Person, die jährlich auf einige Wochen nach Genf kommt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 35.

Sonnabend, 12. Oktober 1839.

Schillers Leben.

Aus Gelegenheit mehrerer angekündigter Lebensbeschreibungen Schiller's erlaubt sich die Unterzeichnete auf nachstehendes in ihrem Verlag erschienene Werk wiederholt aufmerksam zu machen:

Schillers Leben,

verfaßt aus

Erinnerungen der Familie,

seinen eigenen Briefen

und

den Nachrichten seines Freundes Körner.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Diese Nachrichten von Schillers Leben sind aus dem Nachlasse seiner Wittwe geschöpft, in welchem sich viele Notizen über dasselbe, meistens Erinnerungen aus Gesprächen mit ihm, welche sie selbst in ein Ganzes zu fassen gedachte, vorfanden. Diese Nachklänge der Liebe, Erinnerungen aus Schillers Jugendzeit, von seiner ältern Schwester mitgetheilt, und die Nachrichten seines vertrautesten Jugendfreundes, lieferten manche Züge zur Vollendung der Darstellung eines Lebens, das der Welt lieb und wichtig geworden ist.

Das deutsche Publikum, an dessen Herz sich seine Jugend warf, und das sein Vertrauen so schön rechtfertigte, wird auch diese Schillers Andenken gewidmeten Blätter mit Liebe aufnehmen. Die Eintheilung derselben zerfällt in folgenden Abschnitten:

I. Eltern, Kindheit, Studien, Jugend. II. Aufenthalt in Mannheim, in der Umgegend und in Bauerbach. III. Rückkehr nach Mannheim. IV. Leipzig, Dresden, Weimar. V. Neigung, Rudolstadt. VI. Rückkehr nach Weimar vom Spätjahr 1788 bis zum Frühling 1789. VII. Anstellung in Jena. Verheirathung. VIII. Häusliches Leben. Krankheit. Reise nach Schwaben. IX. Rückkehr nach Jena. Die Horen. Verbindung mit Goethe. X. Erste Vorstellung des Wallenstein, Aufenthalt in Weimar. XI. Letzte Lebensjahre und Tod. XII. Allgemeines über Schillers Charakter und Persönlichkeit.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[541] **Vorläufige Anzeige.**

Da durch A. von Chamisso's Tod der von demselben im Verlage der Weidmann'schen Buchhandlung herausgegebene „Deutsche Musenalmanach" zu erscheinen aufgehört hat, so ist die unterzeichnete Verlagshandlung, in der Voraussetzung, daß ein solches Unternehmen die regste Theilnahme im Deutschen Vaterlande beanspruchen könne, Willens für 1840 und die folgenden Jahre einen

Neuen

deutschen Musenalmanach

mit Beiträgen von

Friedrich Rückert, Nicolaus Lenau, Ludw. Bechstein u. A.

herauszugeben.

Es ergeht demnach hierdurch eine

Aufforderung an die deutschen Dichter

die Beiträge, welche sie gesonnen sind dem „Musenalmanach" zu widmen unter der Adresse: „an die Redaktion des neuen deutschen Musenalmanachs" der Verlagshandlung nebst Angabe des geforderten Honorars zugehen zu lassen, jedoch da der Druck mit dem 1. Januar 1840 beginnen soll, bis spätestens Mitte December d. J. und jedes Gedicht auf ein eignes Blatt geschrieben.

Der Verleger wird, besonders da er die Absicht hat, den ersten Jahrgang als eine Gabe zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst darzubringen, für eine würdige Ausstattung sorgen.

Leipzig, im September 1839.

Bernh. Tauchnitz jun.

[497] In meinem Verlage erscheint so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Albrecht Thaer.

Sein Leben und Wirken, als Arzt und Landwirth.

Aus Thaer's Werken und literarischem Nachlasse dargestellt von

Wilhelm Körte.

Mit dem Bildnisse Thaer's.

gr. 8. geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

---

[552] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Meister im Schachspiel

und zwar sowohl im gewöhnlichen zu nur zwei, als auch zu vier Personen auf zweierlei Art, so wie im großen Kriegs- und im sogenannten Courierspiel nach alter und verbesserter Methode von C. F. G. Thon. 8. Elegant geheft. ⅔ Rthlr. od. 1 fl. 12 kr.

Seit Jahrhunderten hält sich nun das Schachspiel und wird selbst heute noch immer mehr die Lieblingsunterhaltung gebildeter Freunde des Denkens. Vorstehende Schrift hat es sich zur Aufgabe gemacht, bei bündiger Kürze und großer Deutlichkeit auch den allerersten Anfänger leicht und schnell bis zur Meisterschaft darin zu bringen.

---

[488] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur.

Sechs und achtzigster Band. 1839. April, Mai, Juni.

Inhalt:

I. 1) Viaggio in Savoia, ossia descrizione degli stati oltramontani di S. M. il Re di Sardegna, per Davide Bertolotti. Torino 1828. Zwei Bände.
2) Viaggio nella Liguria marittima di Davide Bertolotti. Torino 1834. Drei Bände.
3) Le vicende della Brianza e de' paesi circonvicini narrate da Ignazio Cantù. Milano 1836.
4) Guida pei monti della Brianze e per le terre circonvicini con carta topografica. Milano 1837.

II. Queen Elizabeth, and her Times, a series of original Letters, selected from the inedited private correspondence of the Lord Treasurer Burghley, the Earl of Leicester, the secretaries Walsingham and Smith, Sir Christopher Hatton, and most of the distinguished persons of the period, edited by Thomas Wright. In two volumes. London.

III. Erinnerungen aus meiner Pilgerreise nach Rom und Jerusalem im Jahr 1837. Von Dr. Joseph Salzbacher. Wien 1839.

IV. Geist der österreichischen Gesetzgebung im Fache der Erfindungen, von Anton Edlen von Krauß. Wien 1838.

V. Versuch, die Staatswissenschaft auf eine unwandelbare Grundlage festzustellen. Von einem Staatsmanne. Wien 1838.

VI. Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret, von Hammer-Purgstall. Fünfter Band. Leipzig und Darmstadt 1838.
(Siehe diese Jahrbücher Bd. 81. 82 u. 85.)

VII. Tesoro del Teatro Español, desde su origen (año de 1356) hasta nuestras dias; erreglado y dividido en cuatro partes por Don Eugenio de Ochoa. Paris 1838.

VIII. History of the inductive sciences from the earliest to the present times. By W. Whewell. In three Volumes. London 1837.

IX. *ANEKΔOTA.* Tomus I. Athanasii Scholastici Emiseni de novellis constitutionibus imperatorum Justiniani Justinique commentarium, Anonymique scriptoris *περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων*, item fragmenta commentarium a Theodore Hermopolitano, Philoxeno, Symbatio, anonymo scriptore de novellis constitutionibus imperatoris Justiniani conscriptorum, ex Codicibus manuscriptis, qui Bononiae Florentiae, Lutetiae Parisiorum, Mediolani, Oxonii, Romae, Vindobonae reperiuntur, edidit, in latinum sermonem transtulit, prolegomenis, adnotatione critica, indicibus instruxit Gustavus Ernestus Heimbach Lipsiensis. Lipsiae 1838.

X. Erinnerungen aus Spanien. Aus den Papieren des Verfassers des siebenjährigen Kampfes auf der pyrenäischen Halbinsel von 1807 bis 1814, F. X. Rigel. Mannheim 1839.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. LXXXVI.

Von dem Mayr Helmprechte. Eine poetische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhunderte von Wernher dem Gartenaere. Zum ersten Male aus dem Heldenbuche der k. k. Ambraser-Sammlung mitgetheilt vom Custos Bergmann (Schluß).
Hammer-Purgstalls morgenländische Handschriften (Forts.)
Das Stift Klosterneuburg, erbaut auf den Ruinen des römischen Municipiums Celium.
Historische Preisaufgabe der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag.

---

[539] **Jean Paul Friedrich Richter!**

So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Jean Paul Friedrich Richter,

Erinnerungen

aus meinem Umgange mit ihm.

Ein Denkmal

von

J. Funck.

Preis für 20 Druckbogen nur 1¼ Rthlr.

Die Verlagshandlung glaubt nur auf das Daseyn dieses Buches, welches das Leben und die Werke eines unserer größten Dichter auf eine originelle Weise schildert, aufmerksam machen zu dürfen, um dem Buche einen großen Kreis von Lesern zu sichern.

---

[547] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen:

Kaiser Heinrich der Vierte.

Eine Tragödie

von

F. W. Rogge.

Velinpapier geheftet 1 Thlr. 6 Gr.

Ankündigung
von
Supplementen
zu den
sämmtlichen Werken Schillers.

Die verschiedenen Nachträge zu den Werken Schillers, welche in der jüngsten Zeit erschienen sind, und das ungemeine Interesse, welches Deutschland für Alles an den Tag legt, was Schillers geistiges Wirken und seine Person betrifft, machen es der Familie des zu früh Dahingeschiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlags-Buchhandlung der Schiller'schen Werke **Supplemente** zu denselben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig seyn und so viel als möglich in seinem eignen Geiste veranstaltet werden sollen.

Diese Sammlung wird in ihrer ersten Abtheilung nicht nur manche Gedichte, Aufsätze und Varianten enthalten, die den bisher erschienenen Nachträgen fehlen, sondern sie soll sich auch durch ihre Anordnung und durch die strenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen auszeichnen. Ein genaues chronologisches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schiller's nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum besseren Verständniß der Werke selbst dienen, theils wird es für den Leser ein Leitfaden seyn, durch welchen er den Zusammenhang der einzelnen Bestandtheile unserer Sammlung mit den ganzen Werken Schiller's leicht ersehen und ihre Stelle schnell auffinden kann. Die meisten dieser Gedichte und Aufsätze haben an und für sich nur einen untergeordneten Werth, sonst würde sie unser Vater selbst der Oeffentlichkeit übergeben haben, wenn es auch auf der andern Seite wahr seyn mag, daß Er, wie ein geistreicher, nun auch dahingeschiedener Zeitgenosse aussprach: „keine uninteressante, charakterlose Zeile geschrieben habe."

Sie sind Documente seiner Schicksale und Verhältnisse, oft Hülfsmittel zum Verständniß seiner Schriften, besonders aber bezeichnen sie nothwendige Momente und Stufen in der Geistesentwickelung eines Mannes, dessen Bildungsgang einer der seltensten und merkwürdigsten genannt wurde, den je ein Mensch genommen habe, so daß derselbe zu einem Problem der forschenden Betrachtung geworden ist.

In diesen innern Zusammenhang und in diese höhere Beziehung müssen also alle Gedichte und auch nur fragmentarische Aufsätze unserer Sammlung gestellt werden.

Wir hoffen, daß diese uns unerläßlich scheinende Aufgabe dadurch erreicht werden wird, daß Herr Director Hoffmeister in Kreuznach, welcher nach unserem Wunsche und in unserem Einverständniß die Sammlung unternommen hat, durch kurze Anmerkungen und Hinweisungen unter dem Texte alle jene gesammelten Productionen in eine innige Verbindung mit seiner Schrift:

Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke

setzen wird, einer Schrift, welche wir, wenn sie auch eine andere Betrachtung der Werke und der Geistesrichtung Schiller's nicht ausschließt, der Gründlichkeit ihrer Forschung, ihrem Geiste und ihrer ganzen Fassung nach, als ein unseres Vaters würdiges literarisches Monument anerkennen und hoch schätzen.

Die zweite Abtheilung der Supplemente wird eine Auswahl bedeutender Schiller'scher Briefe enthalten, von denen viele bisher noch nicht durch den Druck veröffentlicht worden sind, und welche durch nothwendige Bindungsglieder vermittelt und durch Erläuterungen in Hinweisungen des Herausgebers auf sein oben genanntes Werk aufgehellt werden sollen.

Bei Anordnung und Auswahl dieser Briefe wird das Ziel verfolgt werden, daß aus ihnen gleichsam eine vollständige Selbstbiographie und Selbstcharakteristik Schiller's hervortrete. Nur so kann auch hier das Einzelne durch den Dienst, den es dem Ganzen leistet, eine Schiller's würdige Stellung erhalten, welcher immer darnach trachtete, die Einheit der Mannigfaltigkeit zu finden und zu bewahren.

In der dritten, zuletzt erscheinenden Abtheilung endlich, welche Stimmen der Zeit und Kritiken bedeutender Zeitgenossen enthalten wird, soll Schiller als Mensch, Dichter, Geschichtschreiber und Denker durch die Auffassung und durch das Urtheil anderer gleichsam im Spiegel seiner und unserer Zeit charakterisirt werden, und dieser Versuch dürfte wohl der erste seyn, unsern Vater in der fortschreitenden Betrachtung seiner Mitwelt darzustellen. Die Aussprüche und Kritiken bedeutender Zeitgenossen werden theils vollständig, theils im Auszuge wörtlich mitgetheilt, und chronologisch, oder auch dem Inhalte nach geordnet werden.

Diese Sammlung wird die Aufgabe zu lösen suchen, einerseits eine große Mannigfaltigkeit verschiedener Aussprüche über Schiller und seine einzelnen Werke zu liefern, andererseits aber zugleich im Allgemeinen, im größeren Umrisse, den Gang anschaulich darzustellen, welchen die Kritik über Schiller vom Anfang seiner literarischen Erscheinung an bis zu unsern Tagen genommen hat.

Von selbst versteht es sich in dieser Beziehung, daß auch ungünstige, ja abgeneigte Urtheile aus diesen Supplementen nicht ausgeschlossen bleiben, denn auch hier muß Schiller's eigener Ausspruch gelten: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht," vor welchem einzelne einseitige und falsche Stimmen vergeblich sich erheben.

Die Familie aber glaubte ihren verewigten Vater dadurch am höchsten zu ehren, daß sie allem aufbot, ihn seinen Zeitgenossen und seiner Nachwelt im Lichte der Wahrheit erscheinen zu lassen.

Cöln im Juli 1839.

Im Namen der von Schiller'schen Familie,
Ernst von Schiller,
Königl. Preußischer Appellations-Gerichtsrath.

Die unterzeichnete Verlagshandlung der Schiller'schen Werke, welche von der von Schiller'schen Familie auch mit Herausgabe dieser Sammlung beauftragt worden ist, beehrt sich die vorstehende Anzeige zur Kenntniß des Publikums zu bringen.

Sie wird es sich zur Ehrenaufgabe machen, auch diese Sammlung in Ausstattung und Preis so auszuführen, wie der unsterbliche Name Schiller's und seine zahllosen Verehrer es heischen; vorläufig nur so viel, daß der Umfang vier bis fünf Bändchen des Taschenformates und der Preis des Ganzen 3 — 4 fl. nicht übersteigen wird.

Stuttgart, im Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[513] *Ch. de Beriot's* berühmte Concert-Etuden unter dem Titel: Six Etudes brillantes pour le Violon, Op. 17, erschienen so eben in einer zweiten wohlfeileren Ausgabe. Preis 1 Rthlr. 4 Gr.; dito avec Acc. de Piano 3 Rthlr.

Berlin, *Schlesinger'sche* Buch- u. Musikhandlung.

---

[529] Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Journal für Leihbibliothekare und Buchbinder.

Preis des Quartales 4 Gr.

Monatlich erscheint eine Nummer in Quart. Die bereits erschienenen Nummern sind in jeder Buchhandlung einzusehen.

Ludwig Schreck in Leipzig.

---

[515] **Für Kunstfreunde**

sind erschienen:

Zehn Ansichten merkwürdiger Gegenden in Sachsen, aufgenommen und radirt von Ludwig Richter. 4. geheftet. 1 Thlr., fein colorirt 3 Thlr.

und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu bekommen.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

---

[521] Bei **Liebmann & Comp.** in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Der Romau des Harems. Ein Cyclus orientalischer Erzählungen. Aus dem Englischen der Miß Pardoe von W. Alexis und J. Neumark. 2 Bde. Feines Maschinenpapier, elegant geheftet. Preis 2⅔ Rthlr.

Das Werk aus der Feder einer der anerkannt geistreichsten Frauen Englands, läßt den Leser die interessantesten Blicke in die Geheimnisse der türkischen Frauengemächer thun, und erhält nebenbei die Ueberzeugung durch eine Reihe der wunderbarsten orientalischen Begebenheiten, welche hier in der phantasiereichen, eigenthümlich naiven Darstellungsweise des Morgenlandes wieder erzählt sind. Das Buch hat bekanntlich den Beifall des türkischen Gesandten in London Reschid Pascha im hohen Grade erhalten (siehe preuß. Staatszeitung Nro 173 vom 24. Juni d. J. Artikel London) und bildet ein würdiges Seitenstück zu den berühmten Erzählungen der „Tausend und eine Nacht." Für die Gediegenheit der deutschen Uebertragung bürgen die Namen der Herren Uebersetzer.

---

[542] Bei F. A. Reichel in Bautzen ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Herrnhuter, vertheidiget gegen die Angriffe des Herrn M. Cunow in seiner Schrift: Die Herrnhuter in ihrem Leben und Wirken ꝛc. Von einem Herrnhuter. broch. Preis 4 Gr.

---

[519] Braunschweig, bei G. Westermann ist erschienen:

Höchst wichtiges Werk.

Das Christenthum des 19. Jahrhunderts. Zum Verständniß der Strauß'schen Grundansichten. In Briefen an eine Dame. 8. in Umschlag geh. Preis 1 Thlr. 18 Sgr.

Die Tendenz dieser geistreichen Schrift, welche tief in die Zustände unserer Zeit eingreift, bezeichnet der Verfasser selbst so: „Es mögen diese Briefe, welche beabsichtigen, die Frauen auf einen bestimmten Standpunkt religiöser Erkenntniß zu stellen und ihrem unbewußten Umhertappen in dunkeln Ahnungen ein Ende zu machen, als ein Beitrag zur wahren Emancipation der Frauen gelten ꝛc. — Mögen Sie, schließt er, die tiefe Bedeutung erkennen, die gerade sie in der Geschichte der Religion und des Menschengeistes haben; mögen sie nie vergessen, daß diese Briefe ihren Händen Gewalt über die Zukunft anvertrauen!

Schopenhauer, J., Nachlaß, Jugendleben und Wanderbilder, herausgegeben von ihrer Tochter. 2 Bde. 8. in Umschlag geh. Preis 4 Thlr.

Der Nachlaß der geistreichen und berühmten Verfasserin wird ihren zahlreichen Freunden eine willkommene, ja eine längst gewünschte und erwartete Erscheinung seyn. Er enthält hauptsächlich die Schilderungen ihres Jugendlebens, und ist bei den vielseitigen Verbindungen, welche das reiche Leben der Verfasserin schmücken, von großem Interesse. Der Verleger hat bei höchster Eleganz der typographischen Ausstattung nichts gespart.

Boz (Dickens), humoristische Genrebilder aus dem Londoner Alltagsleben. Nach dem Englischen von Dr. A. Diezmann. 2r Theil, mit einer Federzeichnung nach Cruikshank. 8. in Umschlag, geh. Preis 21 Sgr.

Höchst geistreichen Inhalts, wie alle Werke des berühmten Autors, trefflich übertragen, schön gedruckt und mit einer hübschen Federzeichnung nach Cruikshank geschmückt.

---

[532] Bei **Fr. Volckmar** in Leipzig ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Ohm, vollständiges Lehrbuch des gesammten mathematischen Unterrichts in 2 Bänden. Zum Gebrauche für die obern Klassen der Gymnasien, für höhere Lehranstalten, so wie zum Selbstunterrichte, bearbeitet und mit vielen Uebungsbeispielen versehen. gr. 8. 4 Thlr. 6 Gr.

Von Seiten des Verlegers bedarf es hier keiner weitern Anpreisung.

Allen Herren Lehrern, Vorstehern von Divisions- oder höhern Gewerbschulen, welche Behufs der Einführung in ihrem Wirkungskreise sich zuvor über die Einrichtung dieses Buchs unterrichten wollen, steht mit Vergnügen ein Freiexemplar zu Diensten.

---

[520] In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Laienbrevier

von

Leopold Schefer.

Dritte Auflage.

728 Seiten 8. geh. 2½ Rthlr.

Der ungewöhnlich starke Absatz des Laienbreviers, der im Laufe von vier Jahren drei Auflagen nothwendig gemacht hat, ist ein sprechender Beweis, daß es bereits zu den Kern und Grundbüchern unserer Literatur gezählt wird, die Jeder nur zu seinem eignen Nachtheil ungekannt lassen darf. Möge es auch in dieser Ausgabe empfänglichen Gemüthern den Segen seiner Weisheit zuströmen lassen, und immer mehr in Saft und Blut des deutschen Volkes übergehen, aus deren innerstem Wesen es geschöpft ist.

Berlin, September 1839.

Veit und Comp.

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 14. Oktober 1839.

There can be no companionship
For loneliness of heart!

Sarah Stikney.

Vergeſſenheit.

Wär' ich doch am öden Strande
In der Nebelnacht;
Lehnte über Felſenrande,
Wo kein Laut erwacht —
Wo mich Niemand kennt,
Wo mich Niemand nennt.

Wo ich in die Windesweiten
Meinen Schmerz ergöß';
Der Gefühle ew'ges Streiten
In dem Sturm zerflöß'.
Und es Niemand ſieht
Und mich Niemand flieht.

Wo ich mit des Meeres Rauſchen,
Bis der Morgen graut —
Könnte meine Klagen tauſchen,
Ach, ſo voll und laut!
Und es Niemand hört,
Und es Niemand wehrt.

Wo nur einſam ſtille Stunden
Zählt der Welle Schlag,
Und des Herzens tiefe Wunden
Leiſe bluten nach.
Und mich Niemand fragt,
Niemand um mich klagt.

Wo mich wiegten deine Hände,
Heil'ge Einſamkeit;
Und kein kalter Blick mich fände,
Der das Herz nicht freut.
Niemand an mich denkt,
Auf mich Augen lenkt.

Wo nur ein geliebter Schatten
Leiſe mich umweht;
Der in Luſt und Schmerzermatten
Niemals mich geſchmäht.
Immer mich verſtand,
Nimmer mich verkannt.

Louiſe v. Bornſtedt.

Münſter, den 19ten Mai 1859.

Der Concordeplatz und die elyſäiſchen Felder in Paris.

(Fortſetzung.)

So lange nur noch einiges Leben ſich in der Hauptſtadt regt, und ſobald es ſich zu regen anfängt, fehlt es

diesem Platze nie an Getümmel und Gewimmel der Fußgänger, Reiter und Fahrenden. Früh Morgens vor Tagesanbruch befahren ihn die Wäscher und Landleute von Boulogne, Point du Jour, Chaville ꝛc. mit ihren zweirädrigen Karren, worauf sie den Parisern reine Wäsche und die Produkte des Gartenbaus bringen. Gegen acht Uhr kommen die schweren Frachtwagen, Omnibus und Diligencen, welche von Viertelstunde zu Viertelstunde Waaren und Menschen in die verschiedenen Quartiere und in die nächsten Umgebungen der Hauptstadt führen; ihnen schließen sich von Nachmittags drei Uhr bis Mitternacht die Kutschen, Kaleschen, Tilburys und alle leichten Fuhrwerke an, auf welchen die vornehme Welt zur Promenade in's Boulogner Gehölz, von da zum Diner, von da zur Soirée, kurz von einem Vergnügen zum andern fliegt. Es gibt aber auch in Paris keinen Platz, wo größere Lebendigkeit möglich wäre: hier geht es nach den Tuilerien, nach den Boulevards, nach den elysäischen Feldern, zum Louvre, zur Deputirtenkammer, zum Triumphbogen; hier laufen die Straßen nach dem Boulogner Gehölz, nach Auteuil, Saint-Cloud, Neuilly, Saint-Germain, Sèvres, Ville d'Avray, Versailles ꝛc., lauter Orte, wo es an jedem schönen Tage von Parisern wimmelt, die nach frischer Luft schnappen; hier mündet endlich die Concordebrücke ein, welche einen großen Theil der jenseitigen Stadt mit dem Centrum der diesseitigen verbindet und nächst dem Pont-neuf unstreitig die begangenste Brücke ist. Es ist daher nicht zu wundern, wenn wir auf dem Concordeplatz von Morgens früh bis spät in die sinkende Nacht ein immer fliehendes und sich ewig verwandelndes Leben antreffen.

Zwischen den zwei berühmten Marlyschen Rossebändigern aus weißem Marmor von Coustou hindurch betritt man die elysäischen Felder, wo man übrigens mit der Oberwelt noch lebhaften Verkehr hat und die Sonne noch sieht. So es dem Leser gefällt, will ich erzählen, wie dies Elysium entstand, was sich dort begab, wie es gegenwärtig aussieht und wie es sich darin lebt.

Schon die Lage der elysäischen Felder beweist, daß sie eine der jüngsten Anlagen von Paris sind. In früheren Zeiten, d. h. zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, wurden sie noch nicht mit zur Stadt gerechnet, sondern gehörten zu den Vorstädten oder vielmehr zu dem Dorfe Chaillot, welches unter dem Minister Calonne durch die großen Ringmauern mit der Hauptstadt verbunden ward. Maria von Medicis kaufte im Jahr 1616 in diesem Bezirk einige Gärten und isolirte Häuser und gründete den sogenannten Cours la Reine, die Allee auf der linken Seite gegen die Seine. Nach und nach vergrößerte sich dieser Corso, namentlich durch Frau von Pompadour, welche im Jahr 1764 die meisten der jetzigen Alleen und Quinconce pflanzen ließ als ihr der König das auf der Stadtseite in der Rue du Faubourg St. Honoré gelegene Palais de l'Elysée schenkte, wovon die ganze Anlage den Namen Champs de l'Elysée erhielt. Dieser in architektonischer Hinsicht unansehnliche Palast, dessen hübsche Gärten an die elysäischen Felder stoßen, bekam in der Folge eine historische Bedeutung. Der Nationalconvent machte daraus eine Regierungsdruckerei und das Direktorium verpachtete ihn an einen Unternehmer von Bällen und Concerten. Unter dem Kaiserreich erstand Murat den Palast, und Napoleon schlief oder wachte darin eine Nacht, als er im Jahr 1815 vom Schlachtfeld von Waterloo kam und zum zweiten Male von Frankreichs Thron Abschied nahm. Bei der Anwesenheit der Verbündeten in Paris bewohnten der Kaiser Alexander und Wellington den Palast, und während der Restauration wurde er Eigenthum des Herzogs von Berry, dessen Wittwe ihn durch die Julirevolution verlor.

Von 1777—1789 waren die elysäischen Felder wie die Tuilerien die ausschließliche Promenade der feinen Welt und der höhern Stände. Die erste französische Revolution eroberte diese kolossalen Anlagen, und Napoleon war der erste, welcher diese Räume zur Veranstaltung von Nationalfesten benuzte, wie es noch zu geschehen pflegt. Seit jener Zeit gehören die elysäischen Felder nicht sowohl der eleganteren und vornehmeren Welt, als allen rechtlichen Leuten bis zum untersten Pöbel herab, und sind ein Haupttummelplatz, wo das Pariser Volk seine Komitien hält, jedoch keineswegs, um seine Senatoren zu besplitternrichtern, seine Tribunen zu hören und seine Consuln zu steinigen. Diese Zeiten der stürmischen Politik unter freiem Himmel und auf dem lärmenden Forum sind längst vorbei oder müssen erst noch wiederkommen. Wenn sich die Pariser zu Tausenden in den elysäischen Feldern versammeln, so geschieht es weniger, um Kriegs- und Friedensfragen zu erörtern, als um Lebkuchen zu verzehren, Ball zu schlagen und den Charlatans zuzuhören.

Links werden die elysäischen Felder von der Seine und den Häusern von Chaillot, rechter Hand von der freundlichen und niedlichen Vorstadt Saint-Honoré begrenzt. Eine herrliche Avenue scheidet sie in zwei ungleiche Theile, von welchen der rechte etwa ein Fünftel des ganzen Umfangs ausmacht. Dieser prächtige, breite Weg ist eine der Hauptzierden des Elysiums: er geht in gerader Linie etwas bergan nach der Barrière de l'Etoile auf den Triumphbogen zu, ist mit Doppelalleen eingefaßt und hat, wo die elysäischen Felder aufhören, schöne Häuser zur Seite, wo viele Fremde, besonders Engländer und auch reiche Bürgersleute der Stadt, namentlich fashionable Pferde- und Wagenverleiher wohnen. Wenn man nach dem Boulogner Wäldchen, nach Neuilly oder andern nahen Orten des Vergnügens will, muß man diese

Straße einschlagen, welche vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht nie leer wird von Fahrenden, Reitenden und Spazierenden. Die Lezteren sind leider genöthigt, die Staubwolken zu verschlingen, welche die Pferde der Stuzer und die Equipagen der hohen Finanz aufwühlen; das arme Volk und die kleinen Leute haben keinen Ort in Paris, wo sie sich so ganz nach Lust und Belieben vergnügen könnten, ohne daß ihnen der Luxus der Aristokratie in den Weg träte oder in die Augen stäche. Allein wenn es geregnet hat, oder wenn eben gesprengt worden ist, hat die Promenade unter den schönen Bäumen zu beiden Seiten der großen Avenue viel Angenehmes. Große Unterhaltung gewährt auch der Cours la Reine, längs des Seinekais, wo der Weg nach Passy, Sevres, Versailles, Auteuil, Saint-Cloud ꝛc. vorbeiführt. Am obern Ende des Cours la Reine halten dichtgedrängt die klassischen oder vielmehr altfränkischen Pariser Landkutscher, die sogenannten Coucous, welche noch immer gegen die Diligencen, Accélérées und selbst gegen die Dampfwagen ankämpfen. Die Coucouskutscher, berüchtigten Andenkens, sind gegenwärtig einige Grade civilisirter geworden und reden sogar höflich mit den Leuten, wenn sie nicht getrunken haben. An Sonntagen lassen sie noch immer ihr barbarisches Geschrei hören: Versailles! Versailles! Monsieur va-t-il à Sèvres? Un lapin pour le Point-du-Jour, deux lapins pour Saint-Cloud! .... Lapin ist der technische Ausdruck und Spottname für den Passagier, welcher im Innern des Wagens keinen Platz mehr findet und vorne auf dem Kutscherſitz mitfährt (aller en lapin). — Am untern Ende des Cours la Reine liegt das Quartier François I., eine Stiftung Ludwigs XVIII., welche indeß nicht recht gedeihen will; die Straßen sind bereits abgesteckt, das Terrain zum Bauen ist billig, aber die Häuser stehen noch dünn gesäet und fallen theilweise wieder zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Schon diese Uebereinstimmung der durch so tüchtige Beobachter und einen so vorzüglichen Rechner gefundenen Resultate wären geeignet gewesen, Zutrauen zu erwecken; allein vielen der damaligen Astronomen schien es doch immer noch mißlich, einer, nur nach den vorhandenen geringen Daten über die Eigenbewegung der Sterne vorgenommenen Trennung zwischen dem Einflusse dieser lezteren und der Sonnenfortrückung unbedingt zu vertrauen, und es erhoben sich daher mannigfache gewichtige Stimmen gegen Herschels Behauptung. Da faßte endlich Argelander, zu jener Zeit Direktor der Sternwarte zu Helsingfors, jezt Professor der Astronomie zu Bonn, den Entschluß, die ganze Untersuchung, mit Benüzung der unterdeß, namentlich durch Bessel und Struve, erlangten neuen und präciseren Daten über die Ortsveränderung der Fixsterne, nochmals vorzunehmen, und ihm verdanken wir wirklich eine, wenigstens in Bezug auf die Richtung der progressiven Sonnenbewegung befriedigende und hinsichtlich des Resultats um so wahrscheinlichere Auflösung, da sich dasselbe der oben beigebrachten Bestimmung von Herschel, Prevost und Klügel außerordentlich nähert. Argelander leistete bei dieser Untersuchung auf Erörterung der Quantität der Bewegung der Sonne unter den übrigen Fixsternen von vorne herein Verzicht, indem er sich ganz richtig beschied, daß man, wenigstens damals, wo Bessels und Struves ebenfalls oben angeführte Festsetzungen über die Entfernung der Fixsterne noch nicht bekannt waren, mit der Richtung jener Bewegung zufrieden seyn müsse. — Nun dringt die Bewegung der Sonne, deren Richtung also ausgemittelt werden soll, in Verbindung mit der Eigenbewegung der Fixsterne selbst, offenbar in der geraden Aufsteigung und Abweichung dieser Sterne Veränderungen hervor, und jene beiden Einflüsse treten in den, diese Veränderungen ausdrückenden trigonometrischen Formeln (Bedingungsgleichungen) als zwei unbekannte, daraus abzuleitende Größen auf. Hätte man zum Behuf dieser Ableitung zwei, aber vollkommen exacte Gleichungen, so würden diese, da es sich demnach auch nur um zwei unbekannte Größen handelt, zur Bestimmung derselben allerdings vollkommen ausreichen; allein man kennt, nach dem Vorgetragenen, vielmehr eine sehr große Menge von Sternen, deren gerade Aufsteigung und Abweichung durch die hier betrachteten beiden Einflüsse verändert worden ist, und man soll nun aus allen darnach gebildeten Bedingungsgleichungen, welche, der Natur der Sache gemäß, unter sich keine vollkommene Uebereinstimmung haben, und also auch mehrfache Hypothesen über die veranlassende Bewegungsrichtung gestatten, die wahrscheinlichste und somit natürlichste Annahme für die beiden unbekannten und die darnach zu bestimmende Bewegungsrichtung ableiten. — Zu diesem Zwecke unterwirft Argelander die Gesammtheit seiner zahllosen Bedingungsgleichungen einem, in der höheren Analysis unter dem Namen der Methode der kleinsten Quadrate bekannten, mühsamen Rechnungsverfahren. Es würde schwer halten, über den Geist dieser vortrefflichen Methode, auf deren Erfindung und Ausbildung unser

Gauß wohl die meisten Ansprüche hat, etwas allgemeiner Verständliches vorzubringen.

Argelander erhielt auf diesem Wege das arithmetische Mittel, als die wahrscheinlichste Bestimmung für die von ihm gesuchte Richtung der Bewegung unseres Sonnensystems im Weltenraume, welche sich darnach so bezeichnet findet, daß, wenn man um den, durch 260° 56′,8 gerader Aufsteigung, und 31° 17′,5 nördlicher Abweichung bestimmten Punkt der scheinbaren Himmelskugel, als Centrum, mit einem, 5° 45′,7 eines größten Himmelskreises haltenden Radius einen Kreis beschreibt, höchst wahrscheinlich innerhalb dieses Kreises der Punkt liegt, auf welchen unser ganzes Sonnensystem losrückt. Herschel bezeichnet, wie wir oben gesehen haben, denselben Punkt durch 257° gerader Aufsteigung und 27° nördlicher Declination; und wenn es Ernst um diese erhabenen Forschungen und Entdeckungen der Astronomie ist, kann nur mit Bewunderung und Freude sehen, daß jene frühere Bestimmung noch innerhalb der, durch die genauesten neueren Ermittlungen festgesetzten Grenzen fällt.

(Schluß folgt.)

Korrelpondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Schluß.)

Graf Sellon, Unterrichtswesen.

Genf verlor vor Kurzem den Grafen de Sellon, einen Mann, der auch im Ausland Ruf hat, ja dort viel mehr als in Genf selbst, wo ihm gar manches hinderlich war, besonders das unermüdliche gedruckte Wiederholen dessen, was er für gewisse Dinge und fixe Ideen gethan, namentlich seine übereilten Versuche zur Abschaffung der Todesstrafe, die Stiftung und Präsidirung einer Gesellschaft zur Gründung ewigen Friedens u. s. w. Da er meinte, die Todesstrafe könne in einem Lande ernywog abgeschafft werden, ohne dessen ganze übrige Criminalgesetzgebung zu ändern, so trug er seit zwölf Jahren alle Jahre bei der Versammlung des Großraths auf diese Abschaffung an, erhielt aber zwölfmal die Antwort, daß bei der jetzt vorliegenden Veränderung des Criminalgesetzbuches auch dieser Gegenstand seine Erledigung finden werde. Seine Friedensgesellschaft beruhte auf einer ähnlichen fixen Idee. Außerdem hatte er eine noble Passion für kleine Monumente. Ein solches stellte er mit Inschriften und Medaillons zum Andenken seiner eigenen Stiftung und Präsidentschaft der Friedensgesellschaft auf einer reizenden Höhe seines Landsitzes la Fenêtre auf; ein zweites in seinem Hausgarten in der Stadt zum Andenken Calvins; wieder ein anderes zur Ehre der jungen Leute, die sich im Oktober 1838 als Freiwillige für den Dienst des Vaterlandes erboten. Er schmeichelte überhaupt den jungen Leuten und besonders den Studenten gern; ja als einmal die Akademie eine von ihm eingesendete, unpassende Broschüre nicht unter die Studenten vertheilen wollte, sind er diese zu einem Zuckerbäcker ein, die Schrift dort in Empfang zu nehmen. Ohne Zahl sind die Broschüren, Briefe, Lithographien u. s. w. die der Fondateur et Président de la Société de la Paix — so nannte er sich immer — in den oben angegebenen und vielen andern Beziehungen drucken ließ und in zahlreichen Exemplaren nach allen Richtungen, an alle Gesellschaften und Vereine sendete, und dann jedesmal in den Zeitungen bekannt machte, daß er sie abgesandt habe. Sein unablässiges Streben ging dahin, durch alle diese Proklamationen, Exoltationen und Deklamationen in dem kleinen Genf öffentliches Leben emporzubringen, wie es sich in Nordamerika und in England zeigt und ausspricht. Dies war freilich eine große Verwechslung und ein bedeutender Mißgriff; denn abgesehen von allem Widerstrebenden im Volkscharakter, paßt di. Grenzsteine eines Flügelmanns nicht auf den Kopf eines Kindes, das von ihr bald erdrückt werden würde. Aber alle diese Sonderbarkeiten und Einseitigkeiten des Verstorbenen nehmen ihm nichts von seinem Verdienst und seinem unermüdlichen Eifer bei allen großen Fragen, welche die Menschheit und seine Mitbürger interessirten. Auch für sie sprach und schrieb er unablässig, und als ihm vor einigen Jahren ein Schlagfluß den rechten Arm lähmte, lernte er mit der linken schreiben, und die Zahl seiner Broschüren und Compilationen nahm um nichts ab. Er war früher Kammerherr Napoleons, starb in seinem siebenundfünfzigsten Jahr und wurde auf seinem schönen Landsitz la Fenetre begraben. Unter seinem reichen Nachlaß befindet sich auch eine hübsche Gemäldesammlung.

Gar peinliche Gefühle hat es hier bei allen gutdenkenden Einwohnern erregt, daß bei der letzten Pariser Insurrection vom 12ten Mai mehrere Genfer junge Leute als sehr intuitirt vor der Pairskammer gestanden haben, unter andern ein gewisser Bonnet. Heroum filii noxii. Was ist nicht für unsere kleine Republik zu fürchten, wenn dergleichen in Paris erzogene Menschen später in ihr kleines Vaterland zurückkehren und es auf ihre Art zu beadeln suchen! Unlängbar hat hier die erste Erziehung der Knaben in den Schulen gegenseitigen Unterrichts einen sehr nachtheiligen Einfluß auf ihr sittliches Wesen und auf ihre Leidenschaft für Unabhängigkeit, Ungebundenheit und Beherrschung anderer. Dies hat man in Savoyen auch selbst in Frankreich längst eingesehen; hier hängt man aber ganz unbegreiflich an dieser Lehrart. Nur der katholische Oberpfarrer Vuarin wollte sie nicht länger in der katholischen Schule dulden, und dies führte zu Scenitten, bei denen Vuarin in der Form nicht aber in der Sache Unrecht hat. Neben der ehemaligen katholischen Schule mit wechselseitigem Unterricht hat er aus besondern Mitteln eine andere eröffnet, wo nach Art der frères Ignorantins unterrichtet wird. Möchten doch die Genfer nicht vergessen, was vor fünfzig Jahren ihr trefflicher Landsmann Bonnet schrieb: Nur ein besseres, sittliches und religiöses Schulwesen verdient den Dank der Zeitgenossen. Es liegt im Grund sehr wenig daran, daß die Menschen sehr unterrichtet und gelehrt werden, wenn ihnen dies nicht als Grund für ein inniges und reines Fühlen, für ein Leben der Liebe und Duldung dient. Durch dieses können sie sich selbst, ihre Familien und Freunde, ja den Staat beglücken, feineswegs aber durch bloßes Wissen. Schon Milton sagt: der Mensch ist weniger gemacht zum viel Lernen und Denken als zum Empfinden. M r.

Beilage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 15. Oktober 1839.

Gay sprightly land of mirth and social ease,
Pleas'd with thyself, whom all the world can please!

Goldsmith.

Der Concordeplatz und die elysäischen Felder in Paris.

(Fortsetzung.)

Den ganzen Vormittag ist in den elysäischen Feldern fast nie etwas Interessantes und Lustiges für den Fremden zu sehen. Alles ist bis Nachmittag stumm und todt. Erst gegen zwei, drei Uhr beginnt das Leben, wie zu Wien im Prater und zu Berlin im Thiergarten, jedoch viel lebendiger, lauter, mannigfaltiger und beweglicher. Der große Unterschied, welcher einem zuerst in die Augen springt, ist, daß die Leute sich hier viel mehr anstrengen, bewegen, laufen, rennen und sich in der Luft abarbeiten; zweitens macht man die für einen patriotischen Deutschen schmerzliche Bemerkung, daß hier fast gar keine anständigen Erfrischungslokale existiren. Die Franzosen vergnügen sich durchaus nicht wie die Deutschen; das viele kostspielige Essen und Trinken ist ganz von ihren Lustbarkeiten ausgeschlossen. Besonders leben die kleinen Leute der untern und mittlern Stände unglaublich sparsam und genügsam: eine Fleischbrühe aus der benachbarten Anstalt der holländischen Suppencompagnie und ein Stückchen Braten um einige Sous, vom nächsten Rotisseur geholt, machen ihre Hauptmahlzeit aus; zum Frühstück und Abendessen verzehren sie einen Napf voll Salat oder einen Teller mit Gemüse, oder einige Schnitte Brod, mit Käse bestrichen, oder auch nur mit einigen Körnern Salz bestreut. Ihr gewöhnlichstes Getränke ist geröthetes Wasser, eau rougie, d. h. ¾ Wasser und ¼ Wein. Bei ihrem Salat und Salzbrod mit gewässertem Wein sind aber die Pariser Bürger und Handwerker munterer und lustiger als die Deutschen, wenn sie Kopf und Magen voll guter Bissen und edlen Weins haben. Bisweilen hat diese Mäßigkeit der Franzosen allerdings einen versteckten Grund. Die Franzosen sind bekanntlich eitel und lieben über alle Maßen die kleinen Vergnügungen, welche sie für den Hauptzweck des kurzen, mühseligen Lebens halten; um diese Vergnügungen mitmachen und bestreiten zu können, darben sie oft und legen Ersparnisse zurück, welche sie auf Flitter verwenden. An Feiertagen, wenn sie den Schmutz und Staub der Arbeit abgeschüttelt und das Handwerkszeug bei Seite gelegt haben, wollen sie sich gleichsam häuten, um mit der vornehmeren Welt in einer reinlichen, glatten Hülle zu erscheinen. Man zieht einen hübschen Rock, Glacéhandschuhe und ein Paar blankgewichste Stiefeln an, läßt sich frisiren, ein wenig Pommade in die Haare einstreichen und einige Tropfen wohlriechendes Oel aufgießen, um jede Spur des schwitzigen und unreinen Tagewerks zu vertilgen.

In dieſem Aufzuge begleitet man ſein angetrautes oder unangetrautes Liebchen zu irgend einem Balle oder macht eine Promenade in die elyſäiſchen Felder, einen Eſelsritt im Boulogner Gehölz, führt ſich wie ein Gentleman auf und traktirt ſogar die Geſellſchaft mit einer Flaſche Wein oder Bier. Wie mancher Franzoſe hungert drei, vier Tage, um am fünften zierlich gekleidet und parfümirt auszugehen und auch einmal zu leben, wie die großen Herren! All das thut ſo leicht kein Deutſcher.

Obſchon Frankreich das beſte Weinland der Welt iſt, ſo ſind doch habituelle Säufer und echte Trinker ſeltene Erſcheinungen; an keinem der öffentlichen Vergnügungsorte in Paris habe ich jene Kupfernaſen und Pausbacken geſehen, welche in deutſchen Schenken ſo morgenrothſchimmerig und ſelig den Weinflaſchen entgegenlächeln. In den elyſäiſchen Feldern, wo ſich oft an ſchönen, heitern Tagen eine Menſchenmenge von vielen Tauſenden aus- und eingießt, ſind nur wenige Anſtalten für die Hungrigen und Durſtigen angebracht. Wir finden auf der rechten Seite nur ein elegantes Kaffeehaus, Café des Ambassadeurs, wozu J. J. Rouſſeau angeblich den Plan entworfen hat, und auf der linken Seite nur eine gute Speiſewirthſchaft, den Restaurant Ledoyen, deſſen Küche in gutem, gerade in umgekehrtem Ruf mit ſeinen cabinets particuliers ſteht, welche häufig zu parties fines benuzt werden. Nicht weit von dieſem Speiſehauſe iſt das Café de la Surprise, welches einem allerdings durch ſeinen Cichorienkaffee eine unangenehme Ueberraſchung bereitet. Sonſt treffen wir auf beiden Seiten der elyſäiſchen Felder nur noch einige kleinliche, ärmliche Häuschen und Schenkzelte mit Tiſchen und Bänken unter den Bäumen. Dahin ſezt ſich der ärmere Bürger, der Arbeitsmann mit ſeinem legitimen oder illegitimen Hausübel. Dieſe guten Leute leben ſo nüchtern als möglich und halten den wohlfeilſten Schmaus. Die halbe Taſſe mit dem Gläschen Cognac, Chokolade, Sorbets, Eis und Liqueurs werden hier nie gefordert; man trinkt oft zu vier und fünf eine Flaſche Bier; von kaltem Braten, Würſten, Käſe, Butter, und was ſich ſonſt ein deutſcher Bürgersmann zu ſeinem Getränke auftragen läßt, weiß man hier nichts; höchſtens erlaubt man ſich ein Echaudé oder ein Stückchen ſteinharten Mandelkuchen zu knuſpern, welche der Garçon jedesmal in einem Körbchen auf den Tiſch ſtellt, wenn er die Flaſche Bier bringt. Außer dieſen ärmlichen Schenkhäuſern gibt es einige ambulirende Eß- und Trinkanſtalten, welche ein halbes Dutzend alter Weiber und zahlloſe Marchands de coco repräſentiren. Dieſe gehen überall herum und ſchreien ihr: A la fraîche! à la glace! qui est-ce qui veut boire? in den Staub der Reiter und Wagen; jene ſitzen in den Alleen vor kleinen Tiſchen mit Kuchen, Früchten, rothem, gelbem, blauem, ſüßem und ſaurem Getränk in durchſichtigen Flaſchen.

Die rechte, kleinſte Seite der elyſäiſchen Felder iſt die eleganteſte, welche auch von einem Theil der feineren Welt beſucht wird. Die Bäume ſtehen hier dicht, laubreich und hoch. Franconi hat hier einen luſtigen Sommercirkus und Dufresne einen zierlichen Konzertſaal im Freien eingerichtet; Liebhaber von Seegefechten finden daſelbſt ein Navalorama, wo ſie die Einnahme des Fort Saint Jean d'Ulloa ſehen können; die Kinder üben ſich im Ringſtechen und die Griſetten und Studenten halten die Schankeln beſezt. In der erſten Allee ſind, wie im Garten des Palais-royal und der Tuilerien, Binſenſtühle aufgeſtapelt, wovon man nach Belieben einen nehmen kann, um ſich darauf zu ſetzen, wenn man nämlich zwei Sous übrig hat; denn dieſe muß man bezahlen, mag man drei Minuten oder drei Stunden da ſitzen. Das Miethgeld wird von einem alten Weibe eingefordert, welches auf und ab geht nnd mit wahren Spinnenaugen aufpaſſen muß, wer ſich eben geſezt hat: denn der habſüchtigſte Franzoſe würde in zweifelhaften Fällen lieber gar nicht anfragen, als die Grobheit begehen, bei denen wieder anzufragen, die ſchon einmal bezahlt haben. Am Eingang dieſer Allee hat ſich eine höchſt idylliſche Induſtrie gebildet, dort werden nämlich kleine Kinderwägelchen, mit Ziegen beſpannt, vermiethet, und man ſieht mehr als einen Familienvater neben dieſen Equipagen hertraben, während ſein Töchterchen darin auf und ab fährt; die Fahrt koſtet fünf Sous.

Vormittags iſt hier ſelten etwas zu thun, ſelbſt um zwei, drei Uhr, wo es im Tuileriengarten glänzend und gedrängt voll iſt, findet man hier ſehr geringe und dünne Geſellſchaft. Belebter wird es gegen Abend, und am lebhafteſten, wenn Dufresne ſeine Bravourarien auf dem Klapphorn und die Franconiſche Truppe ihre Reiterkünſte produzirt. An beiden Orten trifft man alsdann eine eben ſo elegante Verſammlung als im Tuileriengarten; jedoch merkt ein geübter Beobachter bald eine große Verſchiedenheit im äußern Betragen. Die Etikette iſt hier lockerer und freier; die, welche ſich im Tuileriengarten geniren, wo das Geſetz der feinſten Geſelligkeit herrſcht, ſind hier um einige Grade ungezwungener und muthwilliger. In den Tuilerien rivaliſiren die galanten Nymphen der Chauſſée d'Antin mit den Damen des Faubourg Saint-Honoré an Ehrbarkeit und Zurückhaltung und ſetzen ihren höchſten Stolz darein, ſich bloß durch ihre Reize und eine ſtudirtere Koketterie von den ehrlichen Frauen zu unterſcheiden. In den elyſäiſchen Feldern, wo die eigentlich vornehme Welt nicht erſcheint, findet dieſe Rivalität nicht Statt.

(Fortſetzung folgt.)

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Schluß.)

Wenn sich nun aber die Sonne sowohl, als alle übrigen Fixsterne bewegen, so entsteht noch die überaus wichtige und interessante Frage: ob sie dabei bloß gegenseitigen Anziehungen unterworfen sind und in mehrere Systeme zerfallen, oder ob sie alle der überwiegenden Anziehung eines einzigen großen Centralkörpers gehorchen? Argelander entscheidet sich für diese leztere Ansicht. „Da wir," sagt er in seiner, nicht unter das größere Publikum gekommenen Dissertation, „in dem Maße, in dem sich unsere Kenntniß ausdehnt, das Newton'sche Attractionsgesetz, im Großen wie im Kleinen, immer mehr als das allgemeine Naturgesetz kennen lernen, so drängt sich uns auch von selbst der Gedanke auf, daß das ganze uns sichtbare Sternenheer zu einem einzigen durch jenes Gesetz regierten Systeme gehöre, und daß sich alle diese unzählbaren Körper daher um einen Centralkörper bewegen."

Diese Idee ist in einem gewissen Sinne nicht neu: denn einige Astronomen haben wirklich schon früher den Sirius als einen solchen Centralkörper bezeichnet. Allein nichts berechtigt zu dieser Vermuthung, zu welcher wahrscheinlich nur der Umstand Veranlassung gegeben hat, daß Sirius der hellste aller Fixsterne ist. Denn übrigens liegt er der oben angegebenen Richtung der Bewegung unseres Sonnensystems viel zu nahe, um als Brennpunkt der von der Sonne dabei zu durchlaufenden Ellipse betrachtet werden zu können, wenn man diese Ellipse nicht außerordentlich schmal annehmen will; ferner aber hat dieser Stern nach den neuesten Beobachtungen auch eine für den Centralkörper viel zu starke eigene Bewegung.

Dagegen sprechen, nach Argelanders weiteren Forschungen über diesen Gegenstand, überwiegende Gründe dafür, diesen Centralkörper in die Ebene der Milchstraße zu versetzen. Man braucht zur Unterstützung dieser Hypothese nur die ganz plausible Annahme zu machen, daß sich die Fixsterne im Allgemeinen, nach Analogie der Planeten, in wenig vom Kreise abweichenden, gegen eine bestimmte Ebene nur unbedeutend geneigten Curven bewegen. Schon unsere Sonne selbst scheint bei ihrer oben bezeichneten Bewegung dies Gesetz zu befolgen und dabei also von einem in dieser Lage angenommenen Centralkörper regiert zu werden. Ferner spricht für die Vermuthung, daß der Centralkörper des Fixsternhimmels in der gedachten Ebene liege, der Umstand der unendlichen Menge teleskopischer Sterne, die die Milchstraße selbst ausmachen und die so auffallend große Anzahl heller Sterne, welche sich in der Nähe dieses merkwürdigen Gürtels befinden. Von den 19 Sternen erster Größe, welche uns der Sternenhimmel überhaupt zeigt, stehen 9 weniger als 10 Grad und 3 weniger als 20 Grad von ihr ab; von den 40 Sternen zweiter Größe gilt dasselbe von resp. 15 und 8, und ein bloßer Blick auf den Globus lehrt, daß es sich mit den nächsten übrigen Ordnungen ziemlich eben so verhält. Dies kann unmöglich Zufall seyn; und die Hypothese eines in der Ebene der Milchstraße anzunehmenden Centralkörpers, auf welchen sich die gesammten Fixsterne unseres Himmels eben so beziehen würden, wie die Planeten unseres Sonnensystems auf die Sonne, erhält also dadurch eine große Wahrscheinlichkeit.

Indem ich aber dieses erhabene Resultat der Forschungen, Beobachtungen und Rechnungen der neuesten Astronomie selbst weiter verfolge, finde ich, daß der eben vorgetragene Hauptgedanke desselben schon von einem älteren Weltweisen, dem verehrungswürdigen, lange nicht genug erkannten Kant, obgleich nicht mit derselben Deutlichkeit bezeichnet, doch wenigstens angedeutet worden ist. „Wenn man," sagt dieser tiefsinnige Denker (Naturgesch. und Theorie des Himmels, vierte Auflage, S. 76.) „in dem unermeßlichen Raume, darin sich alle die zahllosen Sonnen der Milchstraße gebildet haben, einen Punkt annimmt, in welchem, durch irgend eine Ursache, die erste Bildung der Natur aus dem Chaos angefangen hat, so wird daselbst die größte Masse und ein Körper von der ungemeinsten Attraction entstanden seyn, welcher dadurch fähig geworden ist, in einer unendlichen Sphäre um sich her alle in der Bildung begriffenen Systeme zu nöthigen, sich um ihn, als ihren Mittelpunkt, zu bewegen."

Ich halte mich überzeugt, daß Argelander diesen Gedanken des Königsberger Philosophen nicht gekannt hat: seine ganze Auffassung und Behandlung des Gegenstandes bürgt mir dafür. Was bei Kant bloße Ahnung der Wahrheit ist, wird unter seiner fleißigen Hand gewissermaßen Beobachtungsresultat. Aber eben deßwegen lege ich auf die Auffindung dieser Uebereinstimmung über die Sache selbst einen so großen Werth, da sich stets sehr viel von einer Ansicht erwarten läßt, welche durch mehrere, von einander unabhänige Forscher, und noch dazu auf verschiedenen Wegen, ergriffen wird. — Die Leser dürfen daher — und damit schließe ich — selbst diese lezte, wenn auch durch das Fernrohr und die Rechnung noch nicht ganz so, wie die vorhergehenden, begründete Andeutung über die Beschaffenheit des Fixsternhimmels aus einem höheren Gesichtspunkte als dem einer bloßen Hypothese betrachten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

Die Industrieausstellung.

Seit langer Zeit ist der Palazzo vecchio, die gewaltige Burg, welche Arnolfo di Lapo inmitten der Stadt erbaute, so von Besuchern gestürmt gewesen wie in diesen Tagen. Es ist nicht etwa, um den großen Rathssaal zu sehen, in welchem viele Bildsäulen und Gruppen des Bandinelli, und ein paar Werke des Michel-Angelo und das Giambologna eine Sculpturgalerie bilden, der man es ansieht, daß der Zufall sie hier zusammengewürfelt hat, und die sich überall anderswo besser ausnehmen würde; es ist ebensowenig, um die schlechten Fresken des Vasari anzustaunen, welche nur vorhanden zu seyn scheinen, um den Besucher daran zu erinnern, quantum mutata ab illa die Bestimmung des Palastes und die Kunst waren, als sie gemacht wurden. Die Menge drängt sich in den vordern Saal, den, welchen die Büsten der Großherzoge und der übrigen Glieder des Hauses Medici schmücken, und wo gegenwärtig die erste, durch die Regierung veranstaltete Industrieausstellung stattfindet. Denn die im vorigen Jahre durch die Akademie der Georgofili angeordnete, von welcher ich bei Gelegenheit einiger Bemerkungen über die toskanische Industrie Nachricht gab (1838, Nr. 185 ff.), war eine Art Prose, die sehr gut gelang und zu wiederholten Versuchen aufforderte. Es gibt immer noch manche Leute, welche, selbst nachdem sie bis Florenz vorgedrungen sind, sich fest überzeugt halten, in Italien thue man gar nichts. Es ist die Einsicht, welche ein Franzose naiv aussprach, als er, ich weiß nicht welche italienische Zeitschrift auf einem Tische liegen sah. „Tiens," sagte er höchst verwundert, „l'on imprime des journaux en Italie!" Ich will nicht untersuchen, ob die Italiener der drei letzten Jahrhunderte ganz ohne Schuld an dieser ehrenrührigen Meinung gewesen; aber ich glaube behaupten zu dürfen, daß die gegenwärtigen einen solchen Vorwurf in mehrfacher Hinsicht keineswegs verdienen. Man muß mich nicht mißverstehen; ich will hiemit nicht behaupten, daß die italienische Industrie im Allgemeinen sich mit jener einigen anderen Nationen zu messen im Stande sey; es fehlt leider viel daran, daß es so sey. Aber das Bestreben, welches sich namentlich in Oberitalien und in Toscana so vielfach an den Tag legt, den Wettern, die einst bei den Italienern in die Lehre gingen, sie dann aber himmelweit hinter sich ließen, eifrig nachzustreben, ist aller Anerkennung werth. Um mich nicht zu wiederholen, muß ich hier in Betreff der Hauptzweige des toscanischen Gewerbfleißes auf die schon berührten früheren Bemerkungen verweisen. Die Menge der angestellten Proben dürfte war minder groß, als man hätte erwarten dürfen; sie füllten nur einen, freilich sehr geräumigen Saal des Palastes. Aber es waren viel Bemerkenswerthes darunter: vor allen die Seiden- und Sammtzeuge, welche verdienterweise die meiste Aufmerksamkeit auf sich zogen. Die schwarze Seide bewährte ihren alten, wohlverdorbenen Ruf; die vielen farbigen Zeuge zeichneten sich diesmal aber nicht minder aus, vor allen die aus der Manufaktur Guerder, Gouin und Maffei. Alle verschiedenen Gattungen waren vorhanden, die Atlaßzeuge, Levantinen, Gros de Naples und Gros de Tours; überhaupt alle Stoffe zu Kleidern, von den leichtesten für herbeiwortenden zur Hofgala bis zu den einfachen; Zeuge zu Möbelüberzügen und Wandverkleidungen, wie man hier immer noch mit Vergnügen sieht, dauerhaft, von geschmackvoller Zeichnung und vortrefflichen Farben; Schärpen, Halsbinden, Foulards und andere Toilettenartikel, in reicher Auswahl und von vorzüglicher Qualität. Die Sammtzeuge waren von gleicher Schönheit. Die Preise sind im Ganzen mäßig. Man kann nicht umhin, an die glänzenden Tage der Arte della Seta in Florenz zu denken, als man hier allein die Kunst verstand, mit Lackmus zu färben, die durch einen Florentiner aus der Levante gebracht worden war, und seiner Familie, den jetzt noch blühenden Rucellai (Oricellari, von Oricello) Namen und Reichthümer gab. Dieser Familie gehörte Giovanni Rucellai an, für welchen Leon Batista Alberti die Façade von St. Maria Novella vollendete, einen prachtvollen Palast und eine solche Kapelle baute, welche die Form des heiligen Grabes in Jerusalem nachahmte; dessen Sohn Bernardo, Schwager Lorenzo's de Medici und ausgezeichneter Geschichtschreiber, in dessen Gärten die neuplatonische Akademie ihre Versammlungen hielt; Bernardos Sohn Giovanni, welcher Cäsellan der Engelsburg war und das Trauerspiel Rosmunda, wie das Lehrgedicht Le Api, schrieb; endlich Pallas Rucellai, der zur Zeit des Untergangs der Republik eine bedeutende Rolle spielte. So waren damals die florentinischen Kaufherrn. — Die Fabrikation des Wollentuchs steht der der Seide bei weitem nach, und wenn sie auch neuerdings bedeutende Fortschritte gemacht hat, so ist doch kaum zu erwarten, daß sie jemals einen hohen Grad der Vollendung erreichen werde. Aus dem Städtchen Stia im Casentinothale gehen indeß sehenswerthe Fabrikate hervor, die zum Theil selbst hier als fremde Erzeugnisse verkauft werden mögen, um ihnen mehr Credit zu verschaffen. Es sind meist gestreifte Zeuge zu Beinkleidern, wie sie jetzt Mode sind. Die Strohhüte, von denen nicht viele vorhanden, sind immer von gleicher und mäßiger Feinheit; die Preise der seiben halten sich auf der Mittelhöhe. Die Hauptmärkte für den Absatz sind fortwährend die amerikanischen. Die Papierfabrikation vervollkommnet sich immer mehr. Diesmal staunte man namentlich das nach englischen Methoden verfertigte Seidenpapier der Cinisischen Fabrik zu San Marcello im Gebirg von Pistoja an, von welchem zahllose Ellen in einem Stück sich entwickeln. Vieles Lob verdienten die verschiedenen Gattungen Leder, ein Industriezweig, der neuerdings große Thätigkeit an den Tag legt. Vortreffliche Instrumente waren von Palmerini in Pistoja vorhanden, der sich schon längst durch seine Stahlarbeiten einen guten Namen gemacht hat. Namentlich wird die Vergoldung des Stahls an Waffen u. s. w. sehr gerühmt. Im Fache der Mechanik war auch sonst einzelnes Gute vorhanden. Ganz vorzüglich aber zeichneten sich aus die Arbeiten von eingelegtem Holze (Tarsia). Einst waren die Florentiner darin die berühmtesten in Europa, und große Künstler verschmähten es nicht, sich mit diesem Zweige zu beschäftigen. Unter diesen ist vor Allen Brunnellesco zu nennen, welcher namentlich auf die Vervollkommnung der Perspektive in den durch diese Holzmusive dargestellten Gegenständen Einfluß hatte. Anfangs bediente man sich nur des schwarzen und des weißen Holzes, dann begann man durch Feuer Schattirungen in das Weiße hineinzubringen. Die Kirchenstühle in den Chören, die Schränke in den Sacristeien u. s. w. wurden auf diese Weise verziert. Ein Mönch zu Bologna, Fra Damiano, zeichnete sich in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts darin aus. Ein anderer Mönch, Fra Giovanni aus Verona, machte zuerst Gebrauch von farbigen und gefärbten Holzarten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 16. Oktober 1839.

Stock, Stein, Gras, Stein.
Losung der Vehme.

Freistuhl zu Dortmund. *

Von F. Freiligrath.

Dies sind die Linden; – beide morsch und alt!
Rechts die zerborst: — sie klafft mit jähem Spalt
Auf von der Wurzel bis zur Splitterhaube.
Weit aber greift sie mit den Aesten aus;
Fast wie die Schwester prangt sie grün und kraus,
Und schmückt die Stirn mit frühlingsfrischem Laube.

Dies ist der Tisch; — hart unter'm Lindenpaar
Erhebt er sich; — du kannst des Reiches Aar
Zur Stunde noch auf seiner Platte schauen.
Der Stadt des Reiches flog sein Adler vor;
Hier auf dem Tische, dort auch über'm Thor,
Und in den Kirchen weist er seine Klauen.

Ein todt Gethier! — Der Welschland überflog,
Um Syriens Palmen kühne Kreise zog,
Das heil'ge Grab und Golgatha beschirmte,
Der mit dem Wappenleu'n Castilia's
Auf Einem Deck, auf Einer Flagge saß,
Und durch die Wälder der Kaziken stürmte: —

Die Zeit erlegt' ihn! — Steine sind sein Pfühl!
Wer weckt des Kaisers trotzig Federspiel?
Im Steine träumt es, wie der Falk im Ringe. —
Sein Träumen aber? — Schlachtfeld und Gelag,
Bluthann und Blut: — auf diesem Tische lag
Das nackte Schwert einst und die Weidenschlinge.

O, träume zu! — Der Wandrer stört dich nicht!
Und doch — auch Er will hegen ein Gericht!
Er weiß das Wort; er ist befugt zu schlichten!
Ein neuer Freigraf tritt er kühn heran;
Sein Auge blitzt: — in rother Erde Bann
Die rothe Erde selber will er richten!

Sein eigner Frohne schritt er durch das Land;
Er that den Schlag an jede Trümmerwand,
Er hieb den Span aus jeder Thurmespforte,
In Burg und Kloster flog sein Ladungsbrief,
Um Mitternacht zu dreien Malen rief
Auf jedem Kreuzweg dräuend er die Worte:

„Horch auf! — Die Ladung! — Du verschrie'ner Strich,
Land meiner Väter, ich berufe dich!
Keck vor dem Stuhle laß dein Banner strahlen!
Wie Forst und Strom und frischgepflügtes Land
Dreifarbig schimmern lassen dein Gewand,
Grün, weiß und schwarz — so stelle dich, Westphalen!

* Einleitungsgedicht zum „malerischen und romantischen Westphalen," dessen Herausgabe durch den Verfasser nächstens bevorsteht.

Du biſt vervehmt, es ruht auf dir die Acht,
Es hat das Reich dich in Gerücht gebracht;
Begegn' ihm ſtolz! was ſchlummerſt du am Herde?
Die Rüger harren — rings die Lande ſind's!
Sie rufen laut: das Fohlen Wittelinds,
Ein Schlachtroß weiland, ſank zum Ackerpferde!

Nicht ſchallt ſein Wiehern wild mehr im Gefecht;
Nicht zäumen Freiherr mehr und Edelknecht
Sein trotzig Haupt zu ritterlichem Stechen.
Sein Aug' iſt glanzlos und ſein Mund iſt ſtumm;
Auf öden Haiden treibt es ſich herum,
Und weidet träg an namenloſen Bächen.

Auf ſeinem Nacken herrſcht ein rauher Stamm;
Er treibt es ab auf ſteiler Berge Kamm,
Er läßt es träumend über Moore ſchwanken.
Zahm und geduldig ſchirrt er's vor den Pflug;
Des gelben Haarrauchs dunſtig Nebeltuch
Umweht als Decke flatternd ſeine Flanken.

Wo ſich der Thorweg hebt, von Rauch gebräunt,
Vom grünen Eichkamp faſſiſch noch umzäunt,
Wo des Gehöftes Halmendächer ragen,
Wo, von dem Kranz der Pilgerin umweht,
Der Schrein des Heil'gen dicht am Wege ſteht,
Da lebt es dumpf und hat verlernt das Schlagen! —

Kannſt du es hören? — In den Klageruf,
Der dich befehdet, donnert nicht dein Huf? —
O, jag' heran, laß deine Mähne fliegen!
Mit deinen Eideshelfern: Berg und Fluß,
Tritt vor den Richter, der dich richten muß,
Und überſieb'ne deiner Feinde Rügen!

In ihr Geſchelt und in ihr lautes Drohn
Miſche des Felsbachs und der Quelle Ton,
Die um das Eiſen deiner Hufe lecken!
Wirf ab die Hulle — deiner Thale Duft!
Laß deine Berge ſteigen in die Luft,
Wie Zeugenfinger, die zum Schwur ſich recken!

Laß deine Wälder flüſternd dich umwehn,
Laß deine Kuppen dir zur Seite ſtehn,
Laß deine Burgen ſich in's Stromthal neigen!
Laß deiner Dome farb'ge Scheiben glühn,
Laß deiner Gilden alte Pfeile ſprühn —
All' deine Helfer, laß ſie nahn und zeugen!

(Schluß folgt.)

Der Concordeplatz und die elyſäiſchen Felder in Paris.

(Fortſetzung.)

In den Zwiſchenalleen ſind Bretterbuden, unter denen die merkwürdigſte die des Polichinell iſt, welcher ſich ſtets eines großen Zuhörerkreiſes erfreut. Jedoch iſt dieſes Poſſenſpiel nicht mehr, was es früher war: ein wirkliches Drama aus dem Volksleben. Der Polichinell macht zwar mitunter noch einige gute Späße, aber das ganze Stück hat keinen Zuſammenhang, keine Originalität und keine Beziehung auf die Gegenwart mehr; die Hauptſache iſt das Quieken und Grunzen des Redners, der hinter dem Vorhang ſteht und die Puppen dirigirt. Neben der Scene ſizt gewöhnlich eine Katze, die ſo abgerichtet iſt, daß ſie ſich mit dem Polichinell ſchlägt. Außer dem Puppenſpiel iſt hier der Bilder- und Landkartenhandel in Flor. Die ärmſten Kunſthändler haben ihren Vorrath auf dem Boden ausgebreitet oder an Bindfäden zwiſchen den Bäumen feſtgeklammert; jeden Augenblick müſſen ſie einigen Bildern nachlaufen, welche der Wind oder ein ſchadenfroher Gamin mobil gemacht hat, indem er die darauf gelegten Steine oder die Holzklammern weggenommen. Zehn Schritte davon führt ein kleines Mädchen mit verbundenen Augen den Eiertanz auf; ein Knabe von fünf Jahren begleitet die Sprünge und Bewegungen ſeiner Schweſter mit der Violine, während die Mutter für nichts anderes Augen hat, als für die Sous, welche in den Kreis geworfen werden. Noch weiter finden wir blinde Sängerinnen, Cymbelnſpielerinnen, Hunde- und Affentanzmeiſter, Elektriſirer, Charlatans u. dergl., welche hier ihr Weſen treiben und die Menge der Spaziergänger beluſtigen; denn alle dieſe Geſchöpfe haben Witz, und mitunter recht beißenden.

Die linke größte Seite der elyſäiſchen Felder, längs des Cours la Reine an der Seine, gehört ausſchließlich den Armen und Geringen. Der Boden iſt nicht ſo zerſtampft und zertreten wie jenſeits und hat an vielen Stellen noch hübſchen Raſen, worauf der ermüdete Arbeiter ein Stündchen während der Mittagshitze ausruhen kann; die Bäume ſtehen nicht ſehr dicht, und es gibt viele lichte Stellen und freie Räume von beträchtlichem Umfang, wie z. B. das Carré Marigny, worauf gewöhnlich die Feier der Juliſeſte begangen wird. Hier ſind die Lieblingsſpielplätze des Pariſer Volks, wo man unentgeldlich die Gewandtheit und Geſchwindigkeit der franzöſiſchen Leiber bewundern und an der Freiheit und Leichtigkeit dieſer zum Voltigiren geborenen Menſchen ſich erfreuen kann. Jung und Alt, Groß und Klein, Alles ſpielt hier; denn die Franzoſen haben längſt das läppiſche Vorurtheil abgelegt, der Bürger und etablirte Handwerker

dürfe nicht spielen, ohne seiner Würde zu nahe zu treten; sie denken wie die Alten, welche keinen Anstand nahmen, zu spielen, wogegen die deutsche Bequemlichkeit und Spießbürgerlichkeit sich sträubt. Mancher Kaufmann, Beamte und Künstler wirft in den elysäischen Feldern seinen Rock ab, um an schönen Nachmittagen sein Spiel zu machen; nicht bloß die Jugend, sondern auch das reife Alter nimmt an diesen freien Spielen den thätigsten Antheil, und ich habe hier Männer in den Vierzigen gesehen, welche sich mit wahrer Knabenausgelassenheit tummelten und es bisweilen den Jungsten zuvorthaten. Die Aermsten, Ehrbarsten und Langsamsten, welche keine Kräfte zum Springen mehr haben und sich doch ein Vergnügen machen wollen, schieben Kegel, welche weit von einander unter den Bäumen aufgestellt werden. Noch häufiger ist das Kugelspiel, welches seine bestimmten Stellen hat. Auch sieht man häufig das Anwerfspiel, was der Italiener battimuro und der Norddeutsche Klingpfennig nennt, wobei man die Stärke des Wurfs sehr in seiner Gewalt haben muß, um genau zu berechnen, wie weit das ausgeworfene Geldstuck ungefähr zurückprallen wird. Dieses Spiel, welches bei uns die Kinder mit Knöpfen oder Zahlpfennigen spielen, sieht man hier alte Leute mit Fünffranlenthalern spielen, und zwar so eifrig und angelegentlich, als wenn es um ein Landgut ginge. Diejenigen, welche sich stärkere Bewegung machen und doch den Augen und Füßen nicht zu viel Anstrengung ansinnen wollen, spielen Ballon, den sie einander zuschlagen und im Kreise rundgehen lassen; wer ihn über den Kreis hinausschlägt oder ihn nicht weiter befördert, weil er auf die Erde fällt, muß eine gewisse Summe bezahlen; jedoch geht es selten um Gewinnst, sondern meist um die Ehre. — In den verschiedenen Arten des Ballspiels sind die Franzosen überhaupt Meister, und man sieht hier in den elysäischen Feldern so vortreffliche Ballspieler, wie sie kein deutscher Turnplatz aufzuweisen hatte. Ich kenne aber nicht leicht ein empfehlenswertheres Spiel: mit großer Einfachheit verbindet es große Mannigfaltigkeit und gewährt eine vielseitige Regsamkeit, da Schlagen, Laufen, Bücken abwechselnd vorkommen und das Augenmaß sehr schärfen. Am interessantesten ist das Ballspiel aus freier Hand, worin es die Pariser wirklich bis zu einem erstaunlichen Grade von Fertigkeit gebracht haben. Jeder freie Platz eignet sich dazu; die Spieler, in der Regel junge, flinke Bursche, und acht bis zehn an der Zahl, haben die Röcke abgeworfen und einen wattirten ledernen Handschuh über die rechte Hand gestreift, womit sie einen kleinen Gummiball einander zuschlagen. Die Geschicklichkeit beruht einfach darauf, daß der Ball so lange als möglich durch die Luft getrieben wird, was bei dem weiten Spielraum nicht leicht ist; aber die Pariser sind so darauf eingeübt, daß oft eine Stunde und darüber vergeht, bis der Ball auf den Boden kommt; sie geben dabei Beweise von Augenmaß und Körpergewandtheit, welche in der That bewundernswürdig sind und das Beifallklatschen der Umstehenden verdienen. Der dichte Kranz von Zuschauern, der jeden kecken Schlag belobt und beklatscht, verleiht diesen Ballspielen großen Reiz: es ist ein Gedränge und Gewimmel, ein Lachen und Bravoschreien, ein Winken und Zurechtweisen, kurz ein so lautes und fröhliches Leben, daß man hier oft mehr Belustigung und Genuß findet, als in den besten Theatern. Diese Spiele sind, wie überhaupt alle Turnübungen, nicht ohne Gefahr für reizbare, leicht empfängliche Frauen; mancher hurtige und behende Jungling mag hier ohne sein Wissen das Herz einer schönen Zuschauerin gestohlen und davongetragen haben.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

(Fortsetzung.)

Tarsia. Kunstausstellung.

Die berühmten florentinischen Baumeister Giuliano und Benedetto da Majano führten sehr schöne Werke in Tarsia aus. Der erstere begann in dieser Weise die Chorstühle im Dom zu Pisa, wo er mehrere Schüler bildete, und arbeitete dann die Schränke in der Sacristei von Sta. Maria del Fiore in Florenz, die von Benedetto vollendet wurden. In Oberitalien zeichnete sich Lorenzo Canozio von Lendinara aus, welcher um 1774 schöne Arbeiten in Padua lieferte. Der Reichthum der florentinischen Familien, die fast alle durch den Handel sich hoben, machte es ihnen möglich, auf das Hausgeräth bedeutende Summen zu verwenden, und so entstanden denn namentlich im sechzehnten Jahrhundert die außerordentlich zahlreichen kunstvollen Arbeiten, bei welchen das geschmackvolle Schnitzwerk mit der Tarsia Hand in Hand geht. Die häufige Anwendung von feinen Steinen und Bronzen, welche später überhand nahm und allmählig das Holz verdrängte, muß als eine Ausartung bezeichnet werden. Dieser Kunstzweig lag eigentlich nie völlig darnieder; aber er war aus der Mode gekommen, und während man einerseits die Prunkkammern ausleerte und die reichverzierten Gerathschaften um ein Spottgeld verkaufte, um sie durch neumodige, phantasiearme Möbeln, meist von sogenannten antiken, richtiger aber neufranzösischen Formen zu ersetzen, brachten andernseits die neuern Künstler nichts sehr Rühmenswerthes in eingelegter Arbeit hervor. Neuerdings hat man sich diesem Kunstzweige wiederum zugewandt, und die gegenwärtige Ausstellung lieferte mehrere Proben, wie weit man es in kurzer Zeit darin gebracht hat. Unter mehreren Tischen und Schreibtischen zog namentlich einer der lezteren die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich: er war mit Holz von verschiedenen Farben, Elfenbein und Perlmutter nach einer gut gewählten Zeichnung mit wahrer Kunstfertigkeit ausgelegt, und so geschmackvoll wie reich. Freilich sind die Preise dieser Gegenstände nicht für alle Börsen berechnet. — Große und kleinere goldene Medaillen wurden den Fabrikanten zuerkannt, die sich am meisten ausgezeichnet hatten.

Soviel von der Industrieausstellung. Zugleich mit dieser wurde in den Sälen der Akademie der schönen Künste die jährlich stattfindende Kunstausstellung eröffnet. Von dieser bleibt mir weniger zu sagen; überhaupt kann ich nicht umhin, zu gestehen, daß mir in der Reihe von Jahren, während deren ich die Erscheinungen der Kunst in Toscana beobachtet habe, kein wesentlicher Fortschritt bemerklich geworden ist. Manche Maler sind sogar zurückgeschritten, so Benvenuti und Bezzuoli. Der Erstere war mir immer unangenehm: seine lezten Bilder und seine großen Fresken an der Kuppel der großherzoglichen Grabkapelle in S. Lorenzo sind indeß noch viel flacher, geistloser, gemachter, als seine früheren Werke. Bezzuoli verhieß nie ein bedeutendes Talent, aber er verhieß doch mehr, als er neuerdings geleistet hat. Seinen Tod Manfreds in der Schlacht bei Benevent habe ich nicht gesehen. Herr Jules Janin riß das Bild völlig herunter und verwickelte sich dadurch in einen lebhaften und ziemlich ungebührlichen Streit mit den Landsleuten des Malers. Dieser harte Tadel von Seiten des großen französischen Kunstkenners würde in meinen Augen für das Bild reden; aber was ich seit dessen Entstehung von Bezzuoli gesehen, flößt mir großes Mißtrauen ein. Sein Tod Philipp Strozzis in der gegenwärtigen Ausstellung ist sehr unglücklich und, was das schlimmste, sehr ordinär. Das Technische hat immer ein relatives Verdienst. Die übrigen Künstler, welche Gegenstände aus der italienischen Geschichte des Mittelalters gewählt haben (die jezt die abgedroschenen antiken Sujets abldsen zu wollen scheinen), zeigen nicht mehr Geschick. So finden wir die sicilianische Vesper, so, aus späterer Zeit, den Tod des Francesco Ferruccio in der Schlacht bei Gavinana (1530), welche das Schicksal der Republik Florenz entschied. Lezteres Bild, gleich dem von Bezzuoli, ist für den Cav. Puccini zu Pistoja bestimmt, welcher einen Saal in seiner schönen Villa (deren Park dem zu Muskau den Rang streitig macht, wie der Besitzer dem Verstorbenen die Kunde der Landschaftsgärtnerei) durch zehn Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte ausschmücken läßt. Unter andern wird der Tod des Herzogs Alexander von Medici hineinkommen — lauter Blutscenen! Unvollendet ist ein riesiges Bild von Gazzarini: Stephan Langton, Erzbischof von Canterbury, verkündet den verbündeten Baronen, Rittern und Prälaten in der Paulskirche die Ertheilung der Magna Charta (25sten Aug. 1215). Es sind schöne Einzelheiten in diesem Werke, aber das Ganze wird schwerlich einen bedeutenden Eindruck machen. Am wenigsten dürfte das Colorit befriedigen. Unter den Gemälden, deren Sujets der italienischen Dichtung entlehnt sind, ist Dantes Zusammentreffen mit dem Florentiner Philippo Argenti (im achten Gesang der Hölle) von J. Espalter, einem Spanier, bei weitem das vorzüglichste. Dante und Virgil gleiten auf der Barke durch die schlammigen Gewässer, in denen die Zornmüthigen einander zerfleischen. Die Composition ist ernst und in großartigem Styl, das Colorit vielleicht etwas monoton. Von demselben Maler ist ein Bild nach einer Scene in Grossis Roman: Marco Visconti, Bice im Castell von Rosate darstellend. Die Zahl der heiligen Gegenstände ist äußerst gering: die Wiedererweckung des Jünglings von Nain, von Pollastrini aus Livorno, hat nur einzelnes Gute. Das Genre ist, wie gewöhnlich, schwach. Von V. Chialli aus Cortona, der in Darstellungen von Klosterrefectorien, im Geschmack der Granetschen Bilder, nicht geringes Geschick zeigt, ist ein Gemälde mit kleinen Figuren vorhanden: Raphael, Fra Bartolommeo im Kloster von S. Marco besuchend. Es ist nicht übel, aber dieser Künstler wiederholt sich so sehr, daß bei seiner schwächlichen Charakteristik seine Werke höchst eintönig werden. Von Veduten und Landschaften ist beinahe gar nichts vorhanden. Das Innere des Palazzo pretorio zu Pistoja, von Liverati, ist recht gut aufgefaßt und sorgfältig ausgeführt; sonst ist nur eine Sumpfgegend im Morgennebel, von Morghen (Sohn des berühmten Kupferstechers), zu nennen. Gute Aquarelle, Ansichten von Venedig im englischen Geure, lieferte de Fabris, ein Venezianer. Unter den Bildnissen kann nur das eines jungen Mannes in schwarzer Kleidung mit einem Windhunde, von einer Französin, Georgine Meyrunis (von welcher auch ein charaktervolles und vortrefflich gemaltes Brustbild eines alten Klostergeistlichen vorhanden ist), auf eigentlichen Kunstwerth Anspruch machen. Zum Schlusse muß ich noch eines großen, figurenreichen Gemäldes gedenken, welches von einem Schweizer, Adolph Stürler, herrührt. Es stellt die von Vasari beschriebene Scene dar, wie die Madonna des Cimabue mit vieler Pracht und unter Trompetenschall vom Hause des Malers nach der Kirche Sta. Maria Novella gebracht wird. Die andere Erzählung, daß nämlich Carl von Anjou das Bild gesehen und alle Männer und Frauen in größtem Putz und Gedränge herzugeeilt seyen (woher der Name Borgo Allegri, welchen die Straße erhielt, in welcher Cimabue wohnte), ist mit jener in Verbindung gebracht. Das Bild ist augenscheinlich die Schöpfung eines Künstlers, der ganz in den Trecentisten lebt und sich ihren Styl anzueignen sucht. Der Ernst, mit welchem er dies durchführt, verdient jedenfalls Anerkennung. Ob er aber, was Zeichnung und Colorit betrifft, sich nicht auf einem ganz falschen Wege befindet, lasse ich unentschieden. — Unter den Sculpturen sind u. a. einige sehr gelungene Bronzegüsse zu bemerken: jene der Diana von Gabii und der Venus des Giambologna, welche den großen Brunnen der großherzoglichen Villa von Castello verziert, von C. Papi für die Herzogin von Sutherland ausgeführt, für welche eben jezt der Mercur des Giambologna gegossen wird. Voll Natur und Leben in Bewegung und Haltung war ein siegreicher David, von Lusini, einem Pensionär der Regierung in Rom. Das Modell zur Statue Boccacios, von Fantacchiotti, war unbedeutend. Diese Statue gehört zu dem Cyclus von Bildsäulen berühmter Florentiner, welche die Nischen am untern Geschosse der vom Vasari gebauten Uffizien verzieren werden. Gewiß ist die Idee schön; die Auswahl, soviel mir bekannt, ist gut getroffen; es kommt also nur darauf an, daß die Ausführung höheren künstlerischen Anforderungen entspreche. — Unter den Kupferstichen war die Himmelfahrt des Guido, welche Garavaglia bei seinem Tode unvollendet hinterließ, und der ältere Anderloni fertig stach. Der Unterschied zwischen der Arbeit des Einen und der des Andern ist freilich groß. Dies Blatt erinnert mich an Garavaglias Denkmal, welches sich in einer der Kuppeln der Kirche der Servilen (s. Annunciata) befindet, und auf dem dieses seines lezten Werkes gedacht ist. In derselben Kirche liegen Giambologna und Baudinelli begraben, beide in Kapellen, welche sie selber ausgeschmückt, und im Vorhofe befindet sich Andrea del Sartos Bildniß und Denkstein neben seinen unsterblichen Fresken. — Ein neuer Stich nach der Madonna del Cardellino, von A. Martinet, verdient hinsichtlich seiner zarten Ausführung vieles Lob. Von dem Kupferwerke über die Galerie der Uffizien, mit welchem nächstens der Anfang gemacht werden soll, waren mehrere Proben vorhanden. Moriz Steinla in Dresden sticht für dasselbe die in der Tribüne befindliche Madonna des Perugino; ein hieher gelangter Druck seiner noch unvollendeten Arbeit läßt etwas ganz Vorzügliches erwarten. (Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 17. Oktober 1839.

Thus idly busy rolls their world away;
Theirs are those arts that mind to mind endear,
For honour forms the social temper here.

Goldsmith.

Der Concordeplatz und die elysäischen Felder in Paris.

(Schluß.)

Wenn wir vom Carré Marigny aus unter den schönen hohen Bäumen gegen die sogenannte „Wittwenallee" weiter gehen, so stoßen wir fast an jedem Baume auf eine Gruppe Neugieriger, welche irgend einer excentrischen Beschäftigung zusehen. Dort kniet ein Quidam in blauer Blouse und gelbem Strohhut, der mit seinem Messer in dem Rasen herumwühlt, wie ein Zauberer, der nach Wasser gräbt oder nach Schätzen: der gute Mann ist aber kein Zauberer, sondern ein Liebhaber vom Angeln und sucht Lockspeise für die armen Fische, denen er nachstellt. Vierzig Badauds stehen um ihn herum und ergötzen sich an den Krümmungen und Windungen der Regenwürmer, welche er zerschneidet und in eine blecherne Büchse wirft. Zwanzig Schritte davon hat ein Gamin ein Brennglas an einen Stock gebunden und sucht seine Schlüsselbüchse abzubrennen. Die Sonne braucht eine halbe Stunde zur Operation; es sind an die dreißig darum versammelt, welche mit Ungeduld den Zeitpunkt abwarten, wo der Schuß losgeht; am Ende wird ihnen die Zeit lang und sie gehen fort; kaum haben sie vier Schritte gethan, so hören sie den Knall und kehren augenblicklich wieder um und warten abermals eine Viertelstunde, um das Abblitzen des zweiten Schusses zu erleben. Drei alte Jungfern führen ein Gespräch mit ihren Möpsen, welche vor Freude über die frische Luft ganz ausgelassen sind. Eine ehrwürdige Matrone steht vor ihrer Portativküche und brät Speck und Kartoffeln, welche im stinkenden Fette prasseln. Dieser ganze Strich gleicht einem Schachbrette, wo anstatt der Schachfiguren an jedem Baum und auf jedem Felde eine groteske Menschenfigur oder Menschengruppe aufgepflanzt ist. Wenn Peter Breughel wieder käme, würde er sein altes Flandern in den elysäischen Feldern zu Paris wieder finden. Den frappantesten Contrast mit diesen trivialen Alltagsscenen bildet der in der Ferne diese spielende Welt überragende Steinriese, der Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile, der ernst und majestätisch auf das neckische Thun und Treiben des zu seinen Füßen wimmelnden Volkes herabschaut, welches alle die Kriegsthaten, Schlachten und großen Dinge vollbracht, mit deren Andenken er belastet ist, und welches sich auf so friedliche und kindlich naive Weise von seinen Mühen und Anstrengungen erholt.

Die Spiele in den elysäischen Feldern dauern, bis die Dunkelheit eintritt; alsdann wandert die Menge der Zuschauer und Neugierigen zu Franconi und Dufresne,

zu den Charlatans und Bänkelsängern auf der rechten Seite, bis auch diese verstummen und verschwinden und kein Laut mehr vernommen wird, als das Rasseln der Wagen vom nahen Concordeplatze her, und die Töne der Fiedeln, welche aus den benachbarten Tanzsälen herüberschallen. Am Ausgang der elysäischen Felder liegen nämlich linker und rechter Hand mehrere Gärten und Tanzböden, wie der Bal du Rond-point, der Salon de Mars u. s. w. Obgleich sich hier keine auserlesene Gesellschaft zum Tanze versammelt, so ist es doch eine auserlesene Lust, mit zuzusehen, wie sie sich das Ansehen einer solchen zu geben sucht, und wie selbst die Leute auf dieser untersten Stufe einen merkwürdigen Sinn, wenn nicht für Schönheit, doch für Zierlichkeit offenbaren. Der Styl des Betragens in den gemeinsten Pariser Kneipen ist auf's Sonderbarste mit den Sitten der vornehmsten Welt verwandt. Man wundert sich nicht wenig, wenn man hier in einen Volksgarten tritt, das Leben beinahe nach demselben Zuschnitt zu finden, wie in den feinen Cirkeln des Faubourg Saint-Germain, die Pracht des Lokals und die Feinheit der Kleider natürlich abgerechnet. Man trinkt hier seine Flasche Bier mit eben dem Anstand, wie man dort seinen gefrorenen Champagner schlürft; man beobachtet an beiden Orten Convenienz und Schicklichkeit, Artigkeit und Anständigkeit. Ein Pariser Tanzboden kommt mir immer vor wie die Parodie eines guten Conversationsstücks, nur mit dem Unterschiede, daß die Schauspieler ihre Rollen mit unverbrüchlichem Ernst spielen. Das leichte Gezucht, das sich hier ergötzt und herumspringt, vorzüglich aus Kammerzofen und Kammerdienern, aus Aufwärtern und Aufwärterinnen, aus Bonnen und Lakaien, Kutschern und Ploßbedienten zusammengesetzt, hat gerade die meiste Zeit und Gelegenheit, der vornehmen Welt ihre Herrlichkeiten und Schwächen abzulauschen, und weiß sie oft vortrefflich zu copiren. Wenn man einen Pariser Stallknecht nach der Haltung und dem äußern Anstande beurtheilen wollte, so würde man glauben, er gehöre zur gebildeten Welt, und die Täuschung wäre vollkommen, wenn nicht seine Livree, seine Schuhe und Strümpfe auf seine Carrière deuteten und uns verriethen, daß er noch heute früh Pferde gepuzt und den Stall ausgemistet. Man glaubt gar nicht, wie artig und anständig sich diese Leute bei den Einladungen und Vorkehrungen zum Tanze und während des Tanzes selbst benehmen. Bei solchen Dingen vergißt sich der rohseste Franzose nicht so leicht, als ein halbgebildeter Deutscher. Man ehrt so sich selbst und die Gesellschaft, worin man ist, und zeigt sich würdig, in einem höhern Kreise zu erscheinen. Bei dem großen Gedränge in öffentlichen Gärten, bei den mancherlei Leidenschaften und Begierden, welche hier Anregung finden, verliert der Franzose nicht leicht die Herrschaft über sich selbst und bleibt äußerlich vollkommen in den Schranken des Anstandes, welche in Deutschland oft sogar von sogenannten Honoratioren umgestoßen werden. Wer kann es lang in einem Volksgarten oder auf einem Tanzboden aushalten, wo der Pöbel von Berlin oder Hamburg sein Wesen treibt? In Paris habe ich oft Stunden lang in den Tanzkneipen vor den Barrièren gesessen und mich an dem Betragen des Pariser Pöbels ergözt. Keiner von den anwesenden Gästen beleidigt oder belästigt seinen Nachbar mit seinen Herzensergießungen, seinen Grillen, Sticheleien ꝛc., wenn der Wein und die Nacht sein Herz und seine Zunge gelöst haben. Wer diesen Zug des französischen Nationalcharakters so oft zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, wie ich, wird seine Achtung einer Nation nicht versagen, wo das Gesez der Sitte den gemeinsten und gemischtesten Haufen dergestalt regiert, daß nichts kraß Unsittliches, Rohes und Grobes offen zu erscheinen wagt.

Freistuhl zu Dortmund.

(Schluß.)

Mein Ruf gilt allen, ernst und richterlich!
Durch deine Pforte, blaue Meier, brich,
Und fluthe sanft um deine Buchenhügel!
Die Heerde blöckt, das weiße Segel schwillt!
Auftaucht die Stadt — o so, wie einen Schild,
Zeige den Klägern deinen Wellenspiegel!

Und ihr — geröthet von der Hämmer Glut,
Als färbte Zornesfeuer eure Fluth;
Umblizt von Schlacken und geschwärzt von Kohlen! —
Ruhrstrom und Lenne, wild und mit Gebraus
Vernehmt die Rüge! schäumend tretet aus,
Die Schmach zu waschen von Altsachsens Fohlen! —

Dann ihr im Sande! — springt und wühlt euch durch!
Frisch durch den Schutt der Tempelherreuburg!
Frisch durch der Sennе dorniges Gestrippe! —
Laßt Waffen reden: — an das Ufer werft
Hastatenschwerter, die einst Rom geschärft!
Laßt eure Schädel reden, Ems und Lippe! —

Und nun ihr Berge, steil und laubverlappt!
Wie ihr voll Trotzes euch gelagert habt
Rings an der Flüsse tiefsten Gestaden;
Wie euch umtönt des Habichts kurzer Schrei,
Wie euch durchbricht des Hirsches braun Geweih:
So kommt und zeugt, und so auch seyd geladen!

Nicht ihr allein: — auch, was auf euch gebaut! —
Die von den Bergen ihr herniederschaut,
Graustirn'ge Mahner dem Geschlecht im Thale,
In eurer Trümmer moosbewachsner Pracht
Hört meine Stimme schallen durch die Nacht,
Burg und Kapelle, Schloß und Kathedrale!

Und euch auch mein' ich, morsche Bilder ihr!
Seyd's unter Harnisch, Helmbusch und Visir,
Seyd's mit der Inful und dem Hirtenstabe,
Versehrt vom Regen und vom Wetterstrahl —
Verlaßt des Munsters und der Burg Portal,
Und schreitet her, umkreist von Dohl' und Rabe! —

Wandeln die Steine, mag das Erz auch nahn!
Weithin erglänzt es: — Male auf' ich an
Der Patrioten und der Volksbefreier!
Das Schwert in Händen und die „Phantasie'n,"
Legt ab eu'r Zeugniß: Möser und Armin!
Du schon erhöht — du noch im Effenfener!

Und du zulezt, der Alles inne hält:
Wald und Gebirge, Strom und Aeerfeld,
Aus deinen Häusern komm, aus deinen Hütten!
Ob du verdienst des bösen Leumunds Schmach,
Zeig' es dem Stuhle, kräft'ger Menschenschlag,
Einfach von Wesen, schlicht und derb von Sitten!

Laß dich erschau'n, wie du die Hand mir drückst,
Wie an den Heerd du meinen Sessel rückst,
Wie du mich bittest: Iß, als wär's dein eigen!
Wie du der Väter Brauch und Vorgang ehrst,
Wie du den Stahl recht und die Ernte fährst,
Wie du dich schwingst im lust'gen Schützenreigen!

Ich lad' euch vor, ich lad' euch allesammt!
Die Nacht ist um, die Morgenröthe flammt,
Das Schwert ist nackt, der Schöffenkreis geschlossen!
Er ist mein Volk! Er steht und wartet still,
Dem Munde lauschend, der euch richten will,
Baarhäuptig stehn sie, meine Vehmgenossen!" — —

So scholl sein Ruf! Die Ladung ist geschehn! —
Und jezo harrt er, wo die Linden stehn;
Die Sonn wirft ihr Streiflicht durch die Blätter.
Wohin er schau'n mag, Licht und Leben nur!
Vor ihm des Hellwegs reiche Aehrenflur,
Und über ihm des Lerchenlieds Geschmetter!

Und dort die Mauer, zackig einst umzinnt,
Die Reinold schützt, das kühne Heymondskind,
In die er einzog, eine blut'ge Leiche!
Auf der, ein Licht und strahlend Heldenbild,
Er oft erschienen ist mit Schwert und Schild,
Und abgewehrt hat der Belagrer Streiche! —

Die Sage bringt, das Leben auf ihn ein! —
Die er berief, sie nahn in dichten Reihn;
Durch seine Seele dröhnen ihre Schritte.
Er hört des Fohlens trotzig Hufgepoch;
Die Sonne blizt — so saß kein Richter noch
Auf diesem Stuhl in der Geladnen Mitte!"

Und so denn freudig hegt er sein Gerichtl —
Den Boden wechselnd, die Gesinnungznicht,
Wählt er die rothe Erde für die gelbe!
Die Palme dort, der Wüstenstaud verweht :—
An's Herz der Heimath wirft sich der Poet,
Ein Anderer und doch Derselbe!

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., October.

Geselliges Leben. Die Judengasse.

Der Herbst mit seinem traurigwehmüthigen gelben Kleide, seinen frostigen Abenden, seiner melancholischen, grauen Himmelsdecke ist nun herangereist, und mit ihm beginnt wenigstens bei uns in Frankfurt, der eigentliche Frühling der haute volée, die Renaissanceperiode unserer sehnen Welt, und diese bedauert gewiß am allerwenigsten den entflogenen Sommer. Jezt beginnen die Bäue der Gesandtschaften, der reichen Banquiers und der angesehenseren Kaufleute. Gott Plutus feiert da die glänzendsten Triumphe. Gewiß wird in keiner Stadt Deutschlands so viel Aufwand bei Bällen gemacht, so viel Reichthum entfaltet, als hier bei solchen Gelegenheiten. Diese Bäle sind aber auch fast die einzigen Unterhaltungen hier; unser Theater ist besonders an Wochentagen nicht sehr start besucht, es müßte denn einmal ein beliebter Sänger oder Schauspieler auftreten, oder eine neue Oper gegeben werden. Unser Theater ist aber auch wirklich der Ort nicht, wo sich Eleganz mit Wortheil sehen lassen kann. Ein düstereres, unfreundlicheres Lokal ist gewiß in ganz Deutschland nicht zu finden, und das gereicht wohl einer Stadt, die mit Recht die Kreuzpostraße von Deutschland genannt werden kann, nicht zur Ehre. Wie enge, wie unbequem ist das Parterre! wie schwarz und schmuzig die Decke! — Unsere Concerte sind ebenfalls ganz verwaist, und die durchreisenden Virtuosen bringen entweder gar kein Concert zusammen, oder spielen vor leeren Bänken. Die einzige große gesellschaftliche Reunion ist unser Museum, das größtentheils von Damen besucht wird, die aber mehr dort zusammenkommen, weil es zum ton ton gehört, als weil sie glauben, dort einen eigentlichen Kunstgenuß zu finden. — Außerdem gibt es hier eine Masse von Privatgesellschaften, die man hier mit dem Namen „Collea" bezeichnet. Dieser „Collège" gibt es nun unzählige, und sie sind es eigentlich, die das gesellige Leben in Frankfurt ersticken. Wenn sich hier zwanzig Menschen kennen, so vereinigen sie sich zu einer solchen Verbindung, machen Statuten und schließen Jeden, der ihnen nicht ganz convenirt, aus. Dieser, um seinen Feinden zu trotzen, gründet ein ähnliches Etablissement, und das geht so fort, von den höchsten Ständen bis zu den Handwerkern herab. Dedhalb wird Frankfurt für den Fremden nie ein angenehmer Aufenthalt werden, und da Gastfreundschaft die Tugend der Frankfurter gerade nicht ist, so fällt es sehr schwer, bis man in einen solchen Kreis eingeführt wird.

Hinter den palastartigen Häusern im Mainviertel der Stadt, die längs des Flusses sich hineinziehen, breitet sich die Judengasse demüthig stolz aus. Der Fremde möge sich aber nicht denken, daß diese Straße nur von den Söhnen Israels bewohnt sey; und wenn auch die Juden, und zwar meistens die orthodoxen und die der ärmeren Classe, noch immer die Hauptmasse der Bewohner ausmachen, birgt sie dennoch eine nicht geringe Zahl von Christen. — Diese Straße ist die einzige in Frankfurt, die in ihrem alten Zustande verblieben ist; auf ihr haftet noch das nächtliche Dunkel und der Verwesungsstaub vergangener Jahrhunderte. Der sie auf der einen Seite begränzende Kirchhof mit seinen moosbewachsenen einfachen Grabsteinen, mit hebräischen Sinnsprüchen geziert, und dem modrigen Grün, das überall wuchernd hervorquillt, birgt viele Generationen des Stammes Juda, und ruft mächtiger die Seele zum Nachdenken auf, als prächtige Mausoleen und in Flittergold gehüllte Todtengebeine. Die alte, in gothischem Styl gebaute Synagoge mit ihrem erhöhten Al Memor, ihrer reich verzierten Bundeslade, auf der die einfachen, aber gewichtigen Worte mit goldenen Buchstaben eingegraben sind: „Wisse, vor wem du stehst!" trennt die Gasse auf der andern Seite von den übrigen Straßen Frankfurts. — In dieser Synagoge wird täglich nach dem mosaischen Ritual zweimal in hebräischer Sprache Gottesdienst gehalten, der indessen nur von einem kleinen Theil der Israeliten besucht wird. Am Neujahrstage und Versöhnungstage aber bietet sie einen wirklich seltsam phantastischen Anblick dar, ein imposantes Bild, das uns um einige Jahrhunderte zurück versezt. Die ganze Gemeinde ist dann in weißen, orientalisch zugeschnittenen Todtentalaren versammelt, und laut erschallen jene eigenthümlichen Melodien, die, von der christlichen Andacht so ganz verschieden, an die alten durch die Mythe überlieferten Gesänge der Priester des Alterthums erinnern. Die Frauen nehmen, ebenfalls in das Gewand des Grabes gehüllt, in einer nach dem Gebrauche des Orients eingerichteten Galerie, deren Fenster in die Synagoge hinabsehen, verborgen an dem Gottesdienst Theil. — Zwei denkwürdige Häuser stehen in der Judengasse, reich an Anknüpfungspunkten zu Betrachtungen. Es ist das Haus, wo Börne geboren wurde, und das, worin das Glück der Rothschilde erblühte. Das Haus Börnes wird das „steinerne" genannt; wie soll man das Haus Rothschilds nennen? — Wer während der Wochentage durch die Judengasse geht, der wird ein reges Getreibe wahrnehmen, eine beständige, geschäftige Bewegung, eine immerwährende Beweglichkeit in den stark markirten Gesichtern, die durch alle Jahrhunderte ihre alten Stammphysiognomien bewahrt haben, rein und unverfälscht, wie ihren alten Glauben und ihre alten Gesetzrollen. Die alten morschen Gebäude mit den dunkeln, wirklich Schauder erregenden Hausgängen wimmeln von zudringlichen Verkäufern, die schmuzigen Thürschwellen sind mit alten Kleidern, Schuhen und Mobilien aller Art übersäet, und mancher Fremde weilt nicht ungern, um das stille, orientalisch glühende Feuerauge in dem schüchternen Gesichtchen so mancher schönen Verkäuferin zu betrachten und ihr freundlich grüßend zuzunicken. — Kaum ist die Dämmerung des Freitagabends eingetreten, so wechselt das Bild. Jeder ist beschäftigt, seinen Laden zu schließen, um den eintretenden Sabbath nicht zu entweihen, und wenn die Nacht gekommen ist, so herrscht heilige Ruhe in der Judengasse; aus den Fensteröffnungen fällt das strahlende Licht der Sabbathlampe in die Straße freundlich herab, der Duft würziger Speisen dringt aus allen Häusern, wehmüthige Sabbathgesänge erschallen, und in schönen Sommerfreitagnächten gewahrt der spät die Straße Durchwandelnde vielleicht manche liebliche Rahel oder Lea, die in zierlichem Feiertagsnegligé das Fenster ihres Stübchens geöffnet hat, mit ihren schönen, schwarzen Augen schwärmerisch zum Himmel blickt und der Kühle des fächelnden Ostwinds sich freut.

Florenz, September.

(Fortsetzung.)

Naturforscherversammlung. Akademie der Georgofili.

Die Versammlung der italienischen Naturforscher wird am 1sten Oktober in Pisa eröffnet. Viele Theilnehmer sind hier und in Pisa angelangt, viele andere werden noch erwartet. Die Zahl der Besuchenden würde indeß noch viel bedeutender gewesen seyn, wenn nicht einige Staaten der Halbinsel ihre Unterthanen von dem Besuche der Versammlung abzuhalten für gut befunden hätten. Dies beweist, wie unendlich schwer es in Italien ist zu irgend einer Vereinbarung zu gelangen, und wie in wissenschaftlichen Verhältnissen und Interessen die freie Communication gehemmt ist. In einer solchen Lage der Dinge muß die freisinnige Unterstützung, welche dem Projekt und der Ausführung desselben durch die toscanische Regierung zu Theil geworden und fortwährend zu Theil wird, um so höher angeschlagen werden. Können diese Versammlungen Wurzel fassen — und weßhalb sollten sie es nicht, wenn die Lombardei und die sardinischen Staaten ihnen offen stehen? — so werden sie für die leider! auf eine unglaubliche Weise zersplitterte gelehrte Welt nach und nach ein Centrum bilden, das ihr bis jezt völlig und zu ihrem großen Nachtheile gefehlt hat. Vielleicht tragen solche Versammlungen, durch die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vorlesungen, weniger zu unmittelbarer Förderung der Wissenschaft bei, als man auf den ersten Anblick zu glauben geneigt seyn möchte; aber ihr eigentlicher Zweck und ihr wesentlicher Nutzen besteht in der durch sie herbeigeführten Vereinbarung, in der Annäherung des Einzelnen an den Einzelnen, in der lebendigen Mittheilung, Besprechung, Anregung. Und wenn man diesen großen Vortheil in Deutschland und Frankreich erkannt hat, um wie viel bedeutender muß er nicht seyn in einem Lande wie Italien, welches so mancher Hülfsmittel entbehrt, in deren Genuß jene längst sich befinden. — Während die Gelehrtenwelt mit den Vorbereitungen zu der Pisaner Versammlung beschäftigt ist, hielt die Akademie der Georgofili ihre feierliche Jahressitzung, welche jedesmal ein zahlreiches Publikum anzuziehen pflegt. Ich hatte schon Gelegenheit, von dieser im Jahr 1753 gestifteten Akademie für Ackerbau, Landwirthschaft und ökonomische Wissenschaften im Allgemeinen, und von dem namhaften Einflusse zu reden, den sie auf Toscana ausgeübt hat und fortwährend ausübt. Auch das jezt beschlossene Jahr war wiederum reich an akademischen Arbeiten, über welche der Sekretär der Akten, Adv. Marzucchi (vormals Prof. der Rechtswissenschaft in Siena) in einer sehr interessanten Rede Bericht erstattete, während der Sekretär der Correspondenz, Prof. Targioni-Tozzetti (ein Name, an den seit drei Generationen in Toscana sich nur ehrenwerthe Erinnerungen knüpfen) von den Verbindungen der Akademie mit andern wissenschaftlichen Instituten wie mit Privatpersonen Nachricht gab. Für die Deputation zur Untersuchung der Preisschriften sprach sodann der Berichterstatter derselben, der Advokat Vinc. Salvagnoli.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 18. Oktober 1839.

Luxu, saevitia, audacia reipublicae oxitiosi —

Tacitus.

Die Calvi.

Erzählung von Franz Freiherrn Gaudy.

Unter den patrizischen Geschlechtern, welche in Venedig vor etlichen Jahrhunderten blühten, nahm das der Calvo im goldenen Buche der Nobili den ersten Rang ein; keines durfte sich eines ältern Adels rühmen, keines einer größeren Anzahl von Stammesgenossen, keines übertraf es an Reichthum und Macht. Sein Name ist längst erloschen, ja in der neuern Zeit bis auf die letzte Spur verweht, seitdem ein reicher Engländer den alten Palast der Familie, freilich aus der zehnten, zwölften Hand erstand, die Marmortafeln der Façade, die Treppen, die Balkone, Säulen, Fenster bis auf die Dachziegel abbrechen, sorgfältig numeriren und nach England schleppen ließ, um dort in dem finstersten Winkel seines nebligen Landgutes die ganze Herrlichkeit wieder aufzubauen. Ich erinnere mich der Casa Calvo noch gar wohl. Sie stand ohnweit der Rialtobrücke und war in den letzten Zeiten verräuchert und zerfallen genug: rohe, hölzerne Bretter bedeckten die scheibenlosen Fenster; an die Pfosten des Wasserthors hatte seit Menschengedenken kein Gondolier mehr seine Barke angebunden, und von den alten, teichterförmigen Schornsteinen rauchte nur noch einer, nämlich der über dem Feuerherde des alten Casimirio Pozzo nero, welcher in Venedig bis zur Stunde, wo er das Haus dem Milordo verschacherte, anerkannt die besten Maccaroni und Capillini verfertigte. Wie gesagt, es war ein altes, wackliges Gebäude, in dem keine Ratte mehr ausbalten mochte; mich schmerzte es aber doch, als ich es schleifen und stückweise in's Schiff laden sah; es war, als stürbe mir wiederum ein alter guter Bekannter ab. Das an seiner Stelle neu erbaute Assekuranz-Compagniegebäude von Lloyd mit seinen weißen Wänden und hohen blitzenden Fenstern will mir gar nicht gefallen. — Doch das gehört wohl schwerlich hieher; also rasch und ohne Umschweife zur Sache.

Das Haupt der im Eingang erwähnten Familie Calvo war in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Herr Mauro Calvo, ein finsterer, hartherziger, menschenfeindlicher Greis. In früheren Jahren war er einer der Staatsinquisitoren gewesen, hatte sein Amt mit unerbittlicher Härte verwaltet und sich den Nobili so wie dem Volke verhaßt gemacht, am meisten aber den Mitgliedern seiner Sippschaft. Er war unverheirathet geblieben; die Einen wollten wissen, es sey aus Geiz geschehen, die Andern, weil er unfähig wäre, irgend einen Menschen zu lieben, die besser Unterrichteten aber, weil er in seiner Bewerbung um die schöne Maria Contarini unglücklicher gewesen sey als sein jüngerer Bruder Alessio, welcher sie zum Altar führte. Auf diesen und dessen zahlreiche

Kinder hatte nun Herr Mauro den finstersten Haß geworfen, und suchte in Verzweiflung darüber, daß sein Vermögen Fideicommiß und mithin unantastbar sey, seinen Bruder in weitläuftige Prozesse zu verwickeln, dessen Ruf, wo er es nur irgend konnte, zu schmälern, mit einem Wort, ihm alles mögliche Herzeleid anzuthun.

Tagelang mit solchen boshaften Planen sich tragend und über Unheil brütend, saß der alte Staatsinquisitor einsam, und so viel als möglich selbst von der zitternden Dienerschaft gemieden, in der Casa Calvo. Wer es nicht unumgänglich mußte, hütete sich, den alten Wolf in seiner Höhle aufzusuchen; ja sogar diejenigen, welche auf dem Canalazzo unter dem Hause vorüberfuhren, warfen mißtrauische, furchtsame Blicke nach oben, und athmeten erst freier, wenn sie sich wiederum außer dem Bereich des grauen Bösewichts wußten. Nur die Söhne des Messer Alessio mieden die Nähe des verrufenen Palastes nicht und suchten ihn vielmehr geflissentlich auf, ohne ihn jedoch jemals zu betreten. Jung, muthwillig, ausgelassen, wie sie waren, ergriffen sie jede Gelegenheit mit Freuden, um ihrem Oheim seinen Haß nach Kräften vergelten und ihn recht aus Herzensgrunde ärgern zu können. So fuhren sie bei Tage in festlich geschmückten Barken mit lustigen Gesellen und lockern Dirnen zechend und singend unter den Fenstern des Herrn Mauro vorüber, oder brachten ihm Nachtständchen auf verstimmten Geigen, quäkenden Pfeifen, wozu sie mit Kesseln und Pfannen ein höllisches Getöse machten, und wußten sich vor Freude nicht zu lassen, wenn der Alte scheltend und wetternd mit der Nachtmütze auf dem Ballon erschien, nach seinen Knechten schrie, sie mit Spießen und Stangen die Ruhestörer verjagen hieß, und diese dann jauchzend und unter schallendem Hohngelächter in den vogelschnellen Gondeln nach allen Winden zerstoben.

Meine Leser werden nach dieser Lieblingsbelustigung der jungen Calvi eben kein allzugünstiges Urtheil über deren Sittlichkeit und Bescheidenheit gefällt haben, und wirklich ließ sich von ihrem Lebenswandel auch nur wenig Lobenswürdiges berichten. Auf Erhaltung des Rufes, die wildesten, zügellosesten Nobili der Republik zu seyn, wachten sie mit Eifersucht. Man hieß sie nur die Meerraben des Canalazzo, und sie thaten sich auf diesen Namen wie auf einen Ehrentitel etwas zu gut. Gab es Händel und Raufereien, wurde die Tochter eines ehrsamen Bürgers entführt und der zur Hulfe eilende Vater halb todt geschlagen, so konnte man mit Gewißheit annehmen, daß die Calvi den Unfug angezettelt oder wenigstens die Hand mit im Spiele gehabt hatten. In jenen Zeiten war der Seidenmantel eines Nobile noch eine Art von Tarnkappe, welche den Frevler in den Augen der Gerechtigkeit unsichtbar machte. Dieses Vorrechts bedienten sich aber die übermüthigen Junker in seiner schrankenlosesten Ausdehnung. Sie waren der Schrecken aller Väter und Ehemänner, und jeder ruhige Bürger schlug bei dem Namen Calvo heimlich das Kreuz.

(Fortsetzung folgt.)

Briefreliquien.

Herausgegeben von Z. Funck.

(Der folgende Auszug eines Briefwechsels zwischen Gellert und einem österreichischen Staatsmann ist ein interessantes Denkmal einer Zeit, wo es den Deutschen sehr ernst um ihre Bildung war und nicht Jeder glaubte, man brauche nur ein Deutscher zu seyn und den gebildeten Ständen anzugehören, um gut deutsch zu schreiben).

Christian Fürchtegott Gellert in Leipzig an den K. K. österreichischen Gesandten Freiherrn von Widman in Nürnberg.

Hochgeborner Freiherr,
Gnädigster Herr Abgesandte,

Ew. Excellenz haben sich in einem Briefe an Dero Herrn Bruder meiner so gnädigst erinnert, daß ich sehr unerkenntlich seyn müßte, wenn ich unterlassen könnte, Ihnen meine gehorsamste Danksagung abzustatten. Allein wie sollte ich Ew. Excellenz nicht zugleich für eine viel ältere, ich meine für die besondere Gnade danken, deren Sie mich bei Dero Anwesenheit in Leipzig gewürdiget? Nie werde ich's vergessen können, daß der Kaiserliche Abgesandte, ein Kenner und Beförderer der Wissenschaften, im Jahre 1759 meine moralischen Vorlesungen, umschlossen von der akademischen Jugend, oft besucht und meinen Vortrag mit einem lauten Beifalle beehret hat. Ich habe dieses Glück in meinem Diario angemerket; und ich glaube, die Nachricht davon wird der Nachwelt merkwürdig und lehrreich seyn. Wie viel Staatsmänner würden sich in gleichen Umständen wohl überwinden können, die Sittenlehre anzuhören? und welcher Lebensbeschreiber eines Sokrates oder Plato würde die Anekdote vergessen haben, daß ein auswärtiger Gesandter oft in Athen seinen Vorlesungen beigewohnt hätte!

Die Besorgung eines Lesers und Sekretairs, die mir Ew. Excellenz auftragen lassen, wird gewiß glücklich ausfallen, wenn es auf meinen Willen ankömmt; denn wem könnte ich lieber und eifriger dienen wollen? ꝛc. — Was meine Schriften anlanget, so habe ich das Verzeichniß derselben dem Herrn Obristen zugestellt. Ew. Excellenz werden aus demselben ersehen, daß ich seit 1757 nichts weiter geschrieben habe; und es scheint auch, daß

ich niemals mehr werde schreiben können. Doch es ist ja ein Glück für einen Autor, wenn er eher aufhören muß, als er zu viel geschrieben hat.

Ich verharre mit der vollkommensten Ehrerbietung

Ew. Hochfreiherrlichen Excellenz

unterthänigster Diener

Christian Furchtegott Gellert.

Leipzig, den 25sten Januar 1761.

*

Freiherr von Widman an Gellert.

Wohledelgeborener,
Hoch- und Vielgeehrter Herr Professor!

Nichts Schmeichelhafteres in der Welt hätte mir begegnen können, als von Euer Wohledelgeboren mit einem Schreiben beehret zu werden. Stellen Sie sich also das Vergnügen, ja ich darf wohl noch hinzusetzen, den Stolz vor, den Dero werthes Schreiben in mir erweckt hat; die Verantwortung des letztern mögen Euere Wohledelgebornen über sich nehmen, denn ich bin in diese meine Sünde so verliebt, daß ich noch fernershin damit prangen und Dero beede Briefe Zeit Lebens unter meinen wichtigsten und merkwürdigsten Schriften aufbehalten will. Euere Wohledelgeboren sind allzugütig, daß Sie den Besuch, den ich Deroselben im Jahr 1759 in Dero moralischen Vorlesungen abgestattet habe, und meinen dabei ertheilten öffentlichen Beifall so sehr erheben. Beides hat mir Ehre und Nutzen gebracht, ja es kömmt vielmehr mir zu, Ihnen zu danken, daß Sie mir jenes haben erlauben wollen. Ich meines Orts werde dieses für mich so angenehmen Zeitpunkt nie vergessen können, und habe zeither vielmal die akademische Jugend zu Leipzig um das Glück beneidet, die Vorlesungen eines Lehrers anhören zu können, dessen so angenehmer als lehrreicher Vortrag jeden, der zu denken und den Werth der Tugend zu schätzen weiß, bewegen muß, sich in die Schuljahre, welche man sonsten nicht geschwind genug übersteigen kann, wiederum zurückzuwünschen. Alle Staatsmänner sollten sich glücklich achten, wenn sie das thun könnten, was ich im Jahr 1759 gethan habe; und die Staatskunst müßte noch um so viel edler werden, wenn sie immer auf den Grund der Sittenlehre gebauet würde, ja sodann würde das pöbelhafte Vorurtheil, daß jene nur in der Argliſtigkeit und nicht vielmehr in der Rechtſchaffenheit beſtehe, erſt recht widerlegt werden.

Euere Wohledelgeboren werden mich durch Verschaffung eines Lesers oder Sekretairs unendlich verbinden; die Wahl, die Sie dabei treffen werden, ist mir schon genug, um sicher zu seyn, daß ich Alles erhalten werde, was ich nur wünschen kann; denn was kann ich nicht von einem so großen Kenner der wahren Verdienste und der echten Gelehrsamkeit und zugleich von einem Freunde erwarten ꝛc.

Aus Dero eigenem Verzeichnisse ersehe ich mit Zufriedenheit, daß ich, außer Dero geistlichen Oden und Liedern, alle Dero gedruckte Schriften wirklich besitze; allein sollten Euere Wohledelgeboren, als ein so guter Weltbürger und ein so wahrer Menschenfreund, sich wohl entschließen können, an Dero Freunden und der ganzen Nachwelt den Raub zu begehen und nichts Weiteres mehr zu schreiben, ja nicht einmal Dero moralische Schriften durch den Druck zu vervielfältigen? Ich stehe für Dero Freunde und für die Nachwelt, daß beide dieses harte Verfahren um Euere Wohledelgebornen durch die billige Verehrung Dero Namens und Dero ohnauslöschlichen Andenkens gewiß nicht verdienen. Wie glücklich würde ich für meinen Theil seyn, wenn ich Dero Vorlesungen, die ich von den Pflichten der Freund- und Anverwandtschaft, von der natürlichen Religion und von dem Ehestande selbsten mit Vergnügen und mit Erbauung angehöret habe, noch einmal durchlesen könnte!

Ich bitte Eure Wohledelgeboren durch alles, was ich bitten kann, dieses mein Schreiben nach dem Inhalte und den Regeln Dero im Jahre 1756 bei Johann Wendler in Leipzig gedruckten „Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“ zu zergliedern und auf das strengste zu beurtheilen, mir aber besonders über die gewiß hin und wieder mit eingeschlichenen Austriacismos Dero Urtheil aufrichtig und ohne allen Rückhalt zukommen zu lassen. Wenn Eure Wohledelgebornen mir diese meine inständige Bitte gewähren, so werde ich solches als einen ganz ausnehmenden Beweis Dero schätzbaren Freundschaft Zeitlebens mit Dank erkennen, und desto mehr angefrischet werden, öfters, sowohl zu meinem Vergnügen als zu meinem Unterricht an Sie zu schreiben. Sollten Sie es mir aber versagen, oder mich im geringsten schonen wollen, so würde es mir höchst schmerzlich seyn, und von mir als ein stilles Verbot, Sie nicht mehr mit meinen Briefen zu belästigen, angesehen werden. Je schärfer hingegen Euer Wohledelgebornen Beurtheilung ausfallen wird, desto größer soll meine Verbindlichkeit seyn, und nichts soll ihr gleich kommen können, als die so lebhaft- als aufrichtige Gesinnungen, mit welchen ich Zeitlebens seyn werde

Euer ꝛc.

Den 7ten Febr. 1761. v. Widman.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, September.

Literatur.

Sie fordern mich auf, die literarischen Anzeigen fortzusetzen, mit welchen ich im Jahr 1852 im Morgenblatte die

Rede des Altala Galiano über die spanische Literatur begleitete. Ich kann Ihrem Verlangen nur durch einige zerstreute Nachrichten entsprechen. Die politischen Angelegenheiten verzehren natürlich einen großen Theil der schriftstellerischen oder rednerischen Thätigkeit, doch nicht so sehr, daß man nicht überhaupt ein Bestreben bemerkte, die seit langer Zeit wirklich erstaunliche Unfruchtbarkeit des spanischen Bodens, welche eine völlige Geistesverarmung seiner Bewohner fürchten ließ, zu überwinden. So oft sich der Geist der Freiheit in der Nation regte, fand eine ähnliche Erscheinung statt. Die Jahre 1812, 1820, 1854 waren die Anfangspunkte neuer Produktionsepochen, in welchen man, freilich meistens durch Uebersetzungen, die verlassene Zeit einzuholen suchte, in welchen aber auch einige Originalwerke, besonders in dem, was überall am meisten das Nationalgepräge an sich trägt, in der dramatischen Dichtkunst, den höheren Schwung der Geister zu erkennen gaben. Da die zuletzt erwähnte Epoche schon sechs Jahre zählt, so hat sich zu der Thätigkeit im dramatischen Fache noch die in der gemischten Journalistik gesellt, und dieses sind wirklich in diesem Augenblicke die zwei großen Abtheilungen der spanischen Literatur, bis die Reihe an eine spätere Behandlung der Wissenschaften kommt. Hoffen wir, daß dieselbst der Fortschritt nicht durch neue Katastrophen unterbrochen werden und den Spaniern erlauben wird, zurückihren Fonds von materiellen Kenntnissen zu vervollständigen, ohne welchen die schriftstellerischen Arbeiten selbst bei ungemeinen Talente einen Beigeschmack von rhetorischer Amplification behalten.

Was die Tagespolitik hervorbringt, ist, von dem literarischen Standpunkte aus betrachtet, nicht besonders auszeichnet. Die Zeit der politischen Herzensinfalt, der primitiven Empfindungen ist auch in Spanien vorüber, und mit ihr jene Ergießungen, die selbst wieder zum Herzen gehen. Die Parlamentsreden sind ein Gewebe von Spitzfindigkeiten, von rednerischen Ansichten, von Wenn und Aber, denen man auf eine Meile den Hinterhalt, die Apostase, das Parteimanöver ansieht. Arguelles ist der einzige von den Alten, denen es auf der Rednerbühne bequem wird,' wie in einem Großvaterstuhl; aber die Altersschwäche läßt sich nicht mehr verbergen. Unter den Neueren sind die wenigen, die sich durch ihre Offenheit auszeichnen, z. B. ein Abargues, ein Cordero u. s. w. keine Redner. Mit den Tagesblättern geht es nicht besser, selbst wenn ihre Redakteren Männer von literarischem Rufe sind, wie Altala Galiano, Redakteur des Piloten. Die Gaceta ist in der That mehr ein literarisches als ein politisches Blatt; denn wenn das Publikum am ungeduldigsten ist, etwas von Espartero oder Donnell zu erfahren, bringt sie eine lange Beschreibung der chinesischen Mauer oder der Nilfälle.

(Fortsetzung folgt.)

Florenz, September.

(Schluß.)

Die Akademie der Georgofili.

Die erste Preisaufgabe verlangte die Ausarbeitung eines populären Traktats über politische Oekonomie mit durchgängiger Berücksichtigung der toscanischen Gesetze und Lande desstitte. Keine der eingesandten beiden Arbeiten wurde des Preises für würdig erklärt; es ist, glaube ich, nun schon das dritte Mal, daß diese Aufgabe dasselbe Schicksal hat. Auch der zweite Preis wurde nicht vertheilt; es handelte sich um eine praktische Anweisung über die dem Terrain und den verschiedenen Culturgegenständen in Toscana am meisten anpassenden Arten des Düngers. Der dritte Preis, für die Cultur der Runkelrübe (nicht etwa zur Zuckerfabrication, womit man sich hier nicht befaßt, sondern zu andern agronomischen Zwecken) wurde dem Marquis Ridolfi piero kannt. Zu diesem Preise, der sich jährlich für die Vervollkommnung irgend eines Zweiges der Landwirthschaft wiederholt, hinterließ ein vor einiger Zeit verstorbener florentinischer Patrizier, der Graf Leon Batista degli Alberti (letzter Sprößling des berühmten Geschlechts, welches in den politischen Wirren des vierzehnten Jahrhunderts eine so bedeutende Stellung einnahm, und im fünfzehnten der Kunst und Wissenschaft den großen Leon Batista gab), ein ansehnliches Legat zur Disposition der Akademie. Für das kommende Jahr werden die Einsendungen dieses Legats zu zwei Preisen verwandt werden: der eine für die Cultur des Maulbeerbaumes der Philippinen, der andere für die Vervollkommnung des Ackerbaus in der Maremma. In der Sitzeitung zu seinem Bericht verbreitete Salvagnoli sich über einen Gegenstand, welcher der Beachtung werth ist: über das Verhältniß der Akademien zu den modernen Associationen. Die Akademien fanden in ihm einen eifrigen Vertheidiger, und wenn auch nicht Alle immer mit ihm einverstanden waren in Betreff des Einzelnen, so bewunderte doch jeder seine ausgezeichnet schöne Darstellung, der seine glänzende Redners gabe zu Hülfe kam. Da wo er an die unausgesetzten Bestrebungen und vielfachen Verdienste der Akademie der Georgofili erinnerte, stimmten ihm gewiß alle Anwesenden bei. Denn wo ihr ging in den jüngsten Jahren die Einrichtung der Kinderbewahranstalten in Toscana aus, von ihr die der Sparkassen, von ihr die erste Industrieausstellung, die schon jetzt zu einer Staatsinstitution wurde, so wie die Anregung der Versammlung der Gelehrten. Ueberdies verdankt ihrer thätigen Aufmunterung unendlich viel die Cultur der Seide und die damit in direkter Verbindung stehende des Maulbeerbaums, anderer Industriezweige nicht zu gedenken. Das landwirthschaftliche Institut zu Meleto, und die jährlich das selbst stattfindenden Zusammenkünfte der Landeigenthümer und Ackerbauer gingen aus ihrem Schooße hervor. — Ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne von dem gegenwärtigen Stande der Sparkassen und der Kinderbewahranstalten ein Wort zu sagen. Die Zahl der Sparkassen, deren Nutzen wohl nicht mehr in Zweifel gezogen werden wird, wenn sie auch eigentlich nur eine Art Surrogat sind, welches durch die Verhältnisse der arbeitenden Classen noth wendig geworden ist, belief sich zu Anfang des Jahres in Italien auf achtundzwanzig. Dies ist nun freilich nichts im Vergleich mit Großbritannien, wo im Jahr 1829 457 Sparkassen mit einem eingezahlten Capital von ungefähr 14½ Millionen Pfund bestanden; aber es ist doch bedeutend mehr, als Malthus annimmt, welcher deren zehn nennt. Es finden sich davon zwei in den sardischen Staten, zu Chambery und Turin; neun in der Lombardei, zu Mailand, Como, Pavia, Lodi, Cremona, Mantua, Brescia, Bergamo, Sondrio; eilf in Toscana, zu Florenz, Livorno, Pisa, Siena, Pistoja, Prato, Grosseto, San Miniato, Figline, Pietrasanta, Modigliana; eine zu Lucca; vier im Kirchenstaat, zu Rom, Bologna, Ancona, Spoleto; endlich eine zu Neapel. Die Zahl mag sich inzwischen vermehrt haben. Das in der Centralkasse zu Florenz eingezahlte Capital belief sich zu Ende 1836 auf ungefähr drei Millionen toscanischer Lire (ungefähr 675,000 Reichsthlr. Pr.).

M r.

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 19. Oktober 1839.

— With a skilful helm he sweeps the sea,
And loses by degrees the sight of mortal things.
Watts.

Der alte Fiſcher.

Es flattern am kahlen Strande
Die Möven kreuz und quer,
Es kommen mit weißen Häuptern
Die Wellen brauſend her.

Und aus der nahen Hütte
Kommt auch ein weißes Haupt;
Das trägt der alte Fiſcher,
Bis ihm der Tod es raubt.

Sonſt kann ihm Keiner was rauben:
Er hat ja keine Schätz';
Des Edelmanns iſt die Hütte,
Des Edelmanns Waſſer und Netz!

Bis jezt noch nannte der Fiſcher
Das Boot ſein eigen Gut,
Bis jezt — er ſoll's verkaufen,
Zu zahlen den Tribut!

Da ſteht und ringt die Hände
Der arme alte Mann,
Und fühlt, daß er ſein Leztes,
Sein Boot nicht miſſen kann.

Es knüpft ſein ganzes Leben
Mit Freude, Schmerz und Noth,
Es knüpft ſich all zuſammen
An's alte, treue Boot. —

„In guten, ſchönen Tagen
„Haſt du vom Nachbarſtrand
„Das treue Weib geholet,
„Bei dem ich Liebe fand."

„Und als es einſt mit Deutſchland
„Wollt' gehen ganz zu End,
„Trugſt du die beiden Söhne
„Zum Landwehrregiment."

„Die Söhne ruhn bei Leipzig —
„Das brach der Mutter Herz;
„Du biſt allein geblieben
„Mir Halt und Troſt im Schmerz."

So geht er hin zum Boote,
Und richtet auf den Maſt,
Und breitet aus die Segel,
Daß recht der Wind ſie faßt;

Und ſteu'rt mit ſeinem Boote
Schräg, gegen die Wellen an;
Die, kommend mit weißen Häuptern,
Zerbrechen tobend dran.

„Was tobt ihr denn, ihr Wellen,
„Als brächt ihr gar nicht gern? —
„Ihr macht die niedern Fischer,
„Mein Boot den gnäd'gen Herrn."

„Drum läßt es sich nicht kaufen,
„Es hat auch seinen Stolz,
„Ist auch von altem Stamme,
„Von starkem, edlem Holz."

Und als nun so gesprochen
Der Alte mit höhnendem Mund,
Hält er den Mast umklammert
Und segelt sich in den Grund.

W. Wöhler.

Der Calvi.

(Fortsetzung.)

Nur ein Einziger wurde von den Verwünschungen, welche das ganze Geschlecht belasteten, nicht betroffen; es war dies der jüngste von den sechs Söhnen des Messer Alessio, welcher Marcantonio hieß und ein stiller, freundlicher, bescheidener Jüngling war. Weit entfernt, die Ausschweifungen der ältern Bruder zu theilen, that er Alles, was in seinen Kräften stand, um das angerichtete Unheil zu hintertreiben und zu vergüten, mahnte die Uebrigen, obwohl ohne sonderlichen Erfolg, von ihrem verzweifelten Treiben ab und machte allzeit, wenn gleich mit nicht größerem Glück, den Fürsprecher der Unterdrückten und Gemißhandelten bei seinem Vater. Herr Alessio war aber auch eben nicht die Behörde, welche für dergleichen Klagen ein allzeit offenes Ohr hatte. Nachsichtig gegen das Treiben seiner ältern Söhne, meinte er, die Jugend müsse ihr Recht haben und austoben; ein venetianischer Nobile dürfe sich schon Manches herausnehmen, und es sey im Gegentheil ganz heilsam, dem allzu üppigen Bürger von Zeit zu Zeit in Erinnerung zu bringen, daß es in Venedig noch Patrizier gebe. Er selber war in seinen jüngern Jahren ein toller Geselle gewesen. — Verspottet von den wilden Brüdern, von dem gleichgesinnten Vater gering geschäzt, stand Herr Marcantonio unter den Seinigen allein, ging seinen eigenen Weg und theilte seine Zeit zwischen löblichen, eines Edelmanns würdigen Beschäftigungen und unschuldigen Zerstreuungen. Zu diesen gehörte vor allen die Lust, sich selber mit einem leichten Nachen in die Lagunen hinauszurudern und dort zu angeln.

An einem schönen Sommernachmittag hielt er mit seinem Kahn in der Nähe der kleinen Insel Santa Catterina. Wer je in Venedig war, wird sie wohl kennen. Wenn man nach Fusina fährt, bleibt sie zur rechten Hand liegen. Das Kloster nimmt den ganzen Raum der kleinen Sandbank ein. Die Mauern werden ringsum von den Wellen bespült; die vielen Bäume und blühenden Gesträuche, welche über sie hervorragen und dichtgedrängt das Kirchlein umgeben, geben dem Inselchen das Ansehen eines im Meer schwimmenden Blumenkorbes. Jezt werden die leeren Gebäude zu Pulvermagazinen verwandt; zur Zeit des Marcantonio aber hatte sie noch ihre ursprüngliche Bestimmung als Kloster der Benediktinernonnen bewahrt.

Marcantonio hatte unter den Klostermauern, vor dem Wind geschüzt, die Ruder eingezogen und die Angel ausgeworfen, blickte andächtig auf die von den hüpfenden, glänzenden Wellchen geschaukelte Feder, und nur selten unwillig in die Höhe, wenn ein schwerbeladenes Trabocolo * oder eine flüchtige Gondel vorüberrauschten, wenn der gewaltsame Ruderschlag die Oberfläche der See mit Schaum bedeckte und dann die vorüberstreichenden Fische verscheucht auseinander stoben. Da rieselte plözlich ein Schnee von Orangenblüthen auf ihn hernieder. Er sah auf und bemerkte noch, wie der geschüttelte Zweig des Citronenbaums zurückschnellte und eine weibliche Gestalt im Gebüsch untertauchte.

Eine Störung wie diese war allzu anmuthig, als daß sie nicht auch dem eifrigsten Angler hätte willkommen seyn sollen. Herr Marcantonio Calvo sah wohl ein, daß es hier gelte, die Rolle des Angelnden mit der des Geangelten zu vertauschen, und konnte es kaum erwarten, daß sich die reizende Lockung wieder zeige, um herzhaft anzubeißen. Wir haben vorhin seiner Sittsamkeit und Bescheidenheit alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und preisen ihn noch jezt, trotz jenes Verlangens, als einen wohlgerathenen, tugendsamen Jüngling, als die Perle der damaligen jungen Venetianer. Wer an seiner Stelle, anstatt einer so hübschen Aufforderung Gehör zu geben und ein so gefälliges Abenteuer verfolgen zu wollen, die Ruder einjezt und heimwärts jagt, der möge den ersten Stein auf meinen Helden werfen. Ich für meinen Theil hab' es noch nicht vergessen, daß ich einmal zwanzig Jahr alt war, und hätte es um kein Haar anders gemacht als Messer Calvo, welcher Fische Fische seyn ließ und durch die Finger nach der Mauerzinne hinaufblinzelte.

Es währte nicht allzulange, so tauchte ein junges, feines Mädchen mit verlängertem Hälschen schüchtern und behutsam aus den Sträuchern auf und streckte eben den Arm aus, um den Fischer zum zweiten Mal mit Blüthen zu überschütten, als dieser rasch aufblickte und die kleine Delinquentin auf der That ertappte. Sie ward über und über roth, und das stand dem zarten Gesichtchen gar lieblich. Ihr Gewand war das der Laienschwestern

* Küstenfahrzeug.

des Klosters; sie konnte nur erst Novize oder wohl gar nur Kostgängerin seyn, wie ihrer denn gar viele aus den angesehensten Familien Venedigs vorzugsweise nach Santa Catterina gesandt wurden, theils weil die Benediktinerinnen im Ruf standen, als verständen sie die Erziehung am besten zu leiten, theils weil die Abgeschiedenheit des vom Meer umringten Klosters sich besonders eignete, die jugendlichen Herzen vor den Lockungen der Welt zu sichern.

(Fortsetzung folgt.)

Briefreliquien.

(Fortsetzung.)

Gellert an Freiherrn von Widman.

Hochgeborner Freiherr,
Gnädigster Herr Abgesandter,

Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich alles das verdiente, was Ew. Excellenz in Dero so gnädiger Antwort zu meinem Vortheile gesagt haben. Ich wünsche es zu verdienen, dieses ist's, was ich mit Wahrheit sagen kann; und ich werde mich bemühen, Dero hohen Beifalls eben so gewiß würdig zu werden, als er mir vorzüglich schätzbar und zielstehend eine Belohnung seyn muß. Aber welche Herablassung, daß mir Ew. Excellenz befohlen, Dero Briefe nach den Regeln der guten deutschen Schreibart strenge zu beurtheilen, die Anstriatismos zu bemerken und Ihnen meine Kritiken zuzusenden! Vielleicht hat selten ein großer Herr und wohl niemals ein österreichischer Minister so schön und richtig deutsch geschrieben, als ich sehe, daß es Ew. Excellenz schreiben. Dieses sage ich dreist und mit Gewissen, wenn ich mir auch dadurch Dero Ungnade zuziehen sollte. Ich erhielt Dero Schreiben bei Tische, und kaum hatte ich's gelesen, so sagte ich zu den beiden jungen Grafen Brühl und Moltke (aus Kopenhagen, des Ministers Sohn): izt will ich Ihnen, meine Herren, einen Brief eines Ministers vorlesen, der Ihnen zum Vergnügen und zum Beispiele dienen soll. Der Hofmeister las ihn laut. Der Brief, sagte ich, ist vortrefflich, und wenn es doch kömmt, so kann ich etliche Kleinigkeiten daran aussetzen; die Seele der Schreibart bleibt immer schön. Ew. Excellenz werden mir vergeben, daß ich dieses wörtlich hier anführe. Es wird die Stelle der aufrichtigsten und besten Entschuldigung, warum ich Dero Befehl nicht erfüllen kann, vertreten. Indessen habe ich, um zu geborchen, etliche Kleinigkeiten, welche den Gebrauch oder die Grammatik betreffen, in der Beilage angemerkt.

Ich verharre mit der erfinnlichsten Ehrerbietung
Ew. Hochgeb. Excellenz
unterthänigster Diener C. F. Gellert.

Leipzig, den 16ten Februar 1761.

Freiherr von Widman an Gellert.

(Damit der Leser erfahre, was und wie Gellert zu korrigiren pflegte, so gebe ich bei dem folgenden Briefe Gellerts Auseinanderstellungen in untenstehenden Anmerkungen.) H. T.

Wohledelgeboren,
Hoch und Vielgeehrter 1) Herr Professor,

Was bin ich Ew. Wohlgeboren nicht vor die gütige Aufnahme meines Schreibens vom 9ten vorigen Monats, und noch weiters 2) dafür schuldig, daß Sie mir zugleich meine Bitte, wegen Beurtheilung dessen 3), nach denen 4) Regeln der guten teutschen Schreibart 5) gewähren wollen 6); Ich bin zwar weit entfernt 7), darüber völlig beruhiget zu seyn, ob Dero Urtheil nicht allzu gelinde ausgefallen seye 8); allein ich will es dabei bewenden lassen und meiner Eigenliebe etwas zu gut thun 9). Es ist solche ja 10) allen Menschen gemein, und wenn sie zu guten Handlungen der Zunder ist, so höret sie auf, unerlaubt zu seyn 11); doch 12) bitte ich nochmalen 13) auf das feierlichste, diese Dero Beurtheilung sowohl auf gegenwärtiges, als 14) auf alle meine künftige 15) Schreiben zu erstrecken 16), dann 17) diese werden nur in 18) so lange folgen, als jenes von Ew. Wohledelgeboren beschehen wird 19). Alles, was Euer Wohledelgeboren mir sonsten über meine Schreibart sagen, und mit meinem Brief gethan zu haben melden, beschämet mich allzusehr, als daß ich mich darüber einzulassen getrauen sollte 20)? Wenn der gute Wille in der ächten Schreibart unserer Mutter-Sprache stark zu werden, oder wenigstens die dißfalls 21) unterlosene 22) Fehler der Erziehung zu verbessern, ein Verdienst seyn kann, so darf ich mir solchen zueignen. Ich fühle diesen Trieb schon von vielen Jahren her 23), allein von der Zeit an, als ich mit Euer Hochedelgeboren angenehmen und lehrreichen Schriften, auch darauf mit Dero werthen Person bekannt geworden bin, und endlich gar Dero Vorlesungen anzuhören, das Glück erlanget habe 24), so hat dieser Trieb nicht nur merklich zugenohmen 25), sondern sich auch mit dem Wunsch 26) vergesellschaftet, Ew. Hochedelgeboren hierunter 27) zum Lehrer und Aufrührer zu haben. Dieses nun kann zu meiner unerlöschlichen Verbindlichkeit eben dadurch am besten geschehen, wenn Sie mir erlauben wollen, mit Derofelben 28) einen ordentlichen Briefwechsel, doch immer unter obiger Bedingniß 29) zu errichten.

Wegen des Sekretairs und Lectors verlasse ich mich lediglich auf Ew. Hochedelgeboren und lege dessen Auswahl 30) gänzlich in Dero Hände, bitte mir aber auf den sich ergebenden 31) Fall die vorläufige Nachricht davon aus.

Ew. Wohledelgeboren belage ich, daß auch Sie die Ungemache des Krieges so nahe empfinden 32). Nichts kann freilich solchen erschröcklicher machen, als wenn

man sehen muß, daß durch die davon ohnabsonderliche 33) Plagen, sogar Leute, deren Ruhe so heilig und der gelehrten Welt so nützlich ist, gestöret werden. Der Himmel wird ja diesen Drangsalen ein Ende geben. Dringende und überhäufte Geschäften 34) haben mich wider meinen Willen bißher abgehalten, Ew. Wohledelgeboren eher zu antworten. Ich verharre Ew. Wohledelgeboren ꝛc. W.

P. S. Ew. Wohledelgeboren würden mich ungemein verbinden, wenn Sie mir ein Buch, welches von der Rechtschreib-Kunst 35) gründlich, aber kürzlich 36) handelt, und zugleich ein Wörter-Buch verrathen 37) wollten, in welchem ich nachsuchen könnte, so oft ich einen Anstand habe, wie dieses oder jenes Wort im Teutschen recht zu schreiben seye 38).

---

1) vielgeehrter 2) weiter 3) desselben 4) den 5), 6). 7) weil 8) sey 9) etwas zu gute thun 10) Sie ist ja 11). 12) Doch 13) nochmals 14) auf gegenwärtigen Brief als 15) künftigen 16); 17) denn 18) in del. 19) geschehen wird. 20). 21) dießfalls 22) untergelaufenen oder eingeschlichenen 23); 24): 25) zugenommen 26) dem Wunsche 27) hierin 28) Denenselben 29) unter der obigen Bedingung 30) gebe dessen Wahl 31) ereignenden 32) Uebrigens beklage ich Ew. Wohledelgeboren, daß auch Sie das Ungemach des Krieges so nahe empfinden müssen. 33) durch die von ihm unzertrennlichen 34) Geschäfte 35) Rechtschreibung-Kunst 36) kurz 37) vorschlagen 38) sey.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, September.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Der „Corresponzial" ist ein mit Umsicht und Reichthum an statistischen und administrativen Daten verfaßtes Blatt. Am meisten Anspruch auf literarischen Werth macht der Correo Nacional. Der Hauptredakteur ist ein gewisser Borrego, ein Abenteurer, dessen Geschichte unter der spanischen Emigration in Brüssel bekannt genug war. Die Moderantisten fanden einen solchen Menschen zum Stimmführer ihrer Partei wie gemacht. Von ihren Mitteln und Verbindungen unterstüzt, war das von Borrego redigirte Blatt el Espagnol das reichste an Nachrichten und Subscribenten; die Redaktion bezahlte sogar eine Zeitlang mitgetheilte Artikel, das einzige Beispiel dieser Art in Spanien. Der Moderantismus hat mehrere Nüanzen und mehrere Organe; der Correo repräsentirt eine Mittelpartei, welche am meisten den Socialisten Frankreichs ähnelt. So wie die Moderantisten die Stelle der ehemaligen Josephiner oder Afrancesados eingenommen haben, so sucht der Correo ihre Ansprüche auf höhere Bildung in Kenntnissen und Styl zu erben; aber seine Sprache artet oft in dunkle Weitschweifigkeit aus, und so geschieht es, daß während der Correo nach französischer Mode „die veraltete Schule des Liberalismus" mit stolzem Mitleid behandelt, diese Schule über die oft unverständliche Metaphysik ihres Gegners spöttelt und die „suprema inteligencia," welche einige Moderantistenhäuptlinge als ihr Monopol ansehen, in einen Spitznamen verkehrt. Es ist wahr, daß die Sprache in der gedrechselten Manier des Borrego *) oft auf die Folter gespannt wird, aber es ist auch wahr, daß die spanische Sprache, nicht minder als die politischen Einrichtungen und der gesellschaftliche Zustand, eine Revolution erleidet und der in den classischen Werken eines Cervantes und Luis de Granada nicht mehr gleicht als Tieck und Jean Paul einem Gellert oder Spanheim. Der bessere Styl der Franzosen, welcher die Gedanken bald zart, bald nachdrücklich verkörpert, fließt aus einigen ausgezeichneten Federn, z. B. des Donoro Cortés, mit einem Glücke und einer spanischen Eigenthümlichkeit, die man sonst für unmöglich halten durfte. Wie die Afrancesados ehmals im Censor, so sammeln jezt die moderantistischen Coryphäen, Cortes, Galiano, Pidal, Martinez de la Rosa u. s. w. ihre kleineren Aufsätze in der Revista de Madrid, welche als eine Fortsetzung der 1836 unter der Leitung Borregos begonnenen Revista europea zu betrachten und das einzige Journal von der Gattung der im Auslande so häufigen Revüen ist. Die Liberalen sind in der literarischen Welt beinahe unbekannt, denn die Revista militar, in welcher Evaristo San Miguel die zierliche Einfachheit seiner Schreidart beibehält, gehört doch mehr zu den speziellen Fächern. In der Satire halten sich beide Parteien das Gleichgewicht; es ist Mode geworden, einen Abschnitt der Tageblätter gewissen witzig seyn sollenden, aber meist nur abgeschmackten Einfällen unter verschiedenen Titeln zu widmen. Einzelne beißende Flugschriften erscheinen von Zeit zu Zeit; Tapia hat seine satirischen Aufsätze gesammelt und überdies einen satirisch-politischen Roman geschrieben. — Die Provinzialblätter sind von sehr untergeordnetem Werthe, und einige sogar lächerlich; der Sancho Gobernador in Barzelona wurde bald unterdrückt; in diesem Augenblicke verdient nur das Eco de Aragon eine Auszeichnung. In dem Journal el Tiempo, welches in Cadix herauskommt, schreibt der bekannte Lista, den die Moderantisten zum Direktor einer Unterrichtsanstalt in jener Stadt gemacht haben, grammatikalische und philosophische Artikel. — Die Politik und die Kriegsgeschichte sind beinahe die einzigen Fächer, aus welchen kleinere oder größere Bücher zu Tage gefördert worden sind, wozu freilich der Umstand beitragen mag, daß wissenschaftliche Werke nichts eintragen und meistens ihren Verfassern oder ihren Verlegern Geld kosten. — Außer der bekannten spanischen Akademie haben wir hier mehrere Privatvereine für literarische und artistische Bildung. Ein solcher war das Athenäum, in welchem einige Gelehrte öffentliche Kurse über philosophische und geschichtliche Fächer, orientalische Sprachen, und auch über ausländische Literatur gaben; doch waren in der Philosophie und fremden Literatur wenig andere als französische Quellen benüzt. Das Athenäum wird jezt durch das Lyceum verdunkelt, welches glänzender, aber nicht so nüzlich ist. Es hat ein prächtiges Lokal, welches nun auch zu dramatischen Darstellungen, denen die Regentin zuweilen beiwohnt, verwendet wird; es zählt über achthundert Mitglieder und ist für die Moderantisten eine nicht unbedeutende Position. Der Dichter Zorilla mit einigen Freunden hat eine neue literarische Akademie gestiftet. Doch machte sie bis hieher keine großen Fortschritte.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Borrego war auch Deputirter in den Cortes, machte aber wenig Aufsehen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

Intelligenz-Blatt Nro. 36.

Sonnabend, 19. Oktober 1839.

Goethe's sämmtliche Werke,

vollständige Ausgabe letzter Hand in 55 Bänden.
gr. 8. Preis 60 fl. oder 34 Rthlr. 16 Gr.

Goethe's Werke.

Ausgabe in zwei Bänden.

Mit acht Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Ladenpreis für beide Bände 32 fl. oder 18 Rthlr. 12 Gr.

Diese mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erst jetzt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundener Gedichte und dramatischer Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reiht sich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Druckes übertrifft sie noch unsere neueren Ausgaben von Schiller, welche so allgemeinen Beifall gefunden haben, und ist überdies durch eine Reihe von Stahlstichen nach den ausgezeichnetsten Künstlern geschmückt.

Wesentlich unterscheidet sich diese Ausgabe von allen früheren:

1) Durch übersichtliche Zusammenstellung und Aufeinanderfolge des Gleichartigen und Verwandten.
2) Durch vieles bisher Niegedruckte, das, wie eben gesagt, neuhinzugekommen, und zwar aus allen Gattungen der Poesie, namentlich Lieder, Distichen, Epigramme, Invectiven, Gedichte zum Divan; Fragmente vom ewigen Juden, von Hanswurstis Hochzeit, von Tragödien, Singspielen und Romanen, Schema einer Fortsetzung der natürlichen Tochter und der Pandora; ein Lustspiel: die Wette; endlich eine große Anzahl neuer Maximen und Reflexionen, so wie interessante biographische Einzelnheiten, die theils in die Annalen eingeschaltet, theils einzeln abgedruckt worden.
3) Durch Angabe der Zeit, in welcher jede Production entweder entstanden, oder doch zuerst durch den Druck bekannt gemacht worden. Dieser Anzeige ist ein sehr genaues Inhalts-Verzeichniß hinzugefügt, und das Neuhinzugekommene immer mit einem Sternchen bezeichnet.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[584] **POLYMELE.**

Eine Sammlung

von

Gesang-Duetten und Terzetten

mit leichtausführender

Pianoforte-Begleitung.

Herausgegeben von

H. A. Präger.

Die Polymele besteht aus Gesang-Duetten und Terzetten ernster und heitrer Gattung aus den Werken der ausgezeichnetsten Meister alter und neuer Zeit, mit bequemer Pianoforte-Begleitung und mit Berücksichtigung sowohl der männlichen als weiblichen Stimmen.

Der Zweck der Sammlung ist, kleinern (z. B. Familien-) Kreisen eine Auswahl gediegener und zugleich leicht zu executirender Gesangstücke um wohlfeilen Preis zu bieten, und so die Schätze der Gesangmusik allgemeiner zugänglich zu machen.

Die Sammlung erscheint in 4 Lieferungen, jede zu 4 Bogen oder 32 Seiten.

Jede Lieferung kostet 8 Gr. oder 36 kr., das Ganze also von 128 Seiten Notendruck 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Ein Blick auf das Inhaltsverzeichniss des ersten Heftes wird von der ausnehmenden Wohlfeilheit dieser Sammlung überzeugen.

Inhaltsverzeichniss des ersten Heftes.

Duett für Sopran und Bass aus Joseph: Du meine einzige Stütze etc. von Mehul.
Terzett für Sopran, Tenor und Bass: An die Hoffnung etc. von Himmel.
Duett für Sopran und Alt aus den umgeworfenen Hutschen: Diese Brust voll reiner etc. v. Boieldieu.
Terzett für Sopran, Tenor und Bass aus der Schöpfung: Zu dir, o Herr etc. von Haydn.
Duett für Sopran und Tenor aus Zampa: Schiffer wohin etc. von Herold.
dito. für Sopran und Tenor aus Titus: O verzeih mir etc. von Mozart.
Motette für 2 Sopran und Bass: Wohl dem der nicht wandelt etc. von W. Schneider.

Duett für 2 Sopran aus Figaro's Hochzeit: Nun soll ich etc. von Mozart.
dito. für Sopran und Tenor aus Sargin: O du mein Einziger etc. von Paer.
Terzett für 2 Sopran und Bass: Zu blöde es zu wagen etc. von Danzi.

Das erste Heft ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben.

Bielefeld, im Okt. 1839.

Velhagen & Klasing.

---

[512] Mit Bezug auf die vor Kurzem in Prag erfolgte Aufführung der Oper

Der Alchymist von Louis Spohr,

beehren uns anzuzeigen, dass der vollständige Klavierauszug, so wie Ouverture (auch für Orchester) und alle Gesangstücke einzeln in unserm Verlage erschienen und durch alle solide Musikhandlungen zu beziehen sind. Die neue Zeitschrift für Musik, Leipzig 11. April d. J. berichtet: „Es befinden sich in dem Alchymisten No., die so ausgezeichnet sind, dass sie sich dem Besten, was der geschätzte Meister geliefert, anreihen. Ich erinnere nur an das Ständchen, die Polacca, insbesondere an das Finalterzett des 1sten, Sopran-Arie des 2ten und Introduction des 3ten Actes."

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[545] In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1840.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Felix Mendelssohn's.

8. Auf feinem Velinpap. Eleg. cart. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Pulcherie. Von A. von Sternberg. — II. Die blaue Blume. Novelle von Julius Mosen. — III. Angelica. Aus den Papieren eines deutschen Edelmanns. Von Th. Mügge. — IV. Ein Frühlingstraum. Novelle, nach den Mittheilungen eines Freundes, von Eduard von Bülow. — V. Der Todte von St. Anna's Kapelle. Ein Criminalfall. Nach Akten und brieflichen Mittheilungen erzählt von Otto Ludwig.

Von den frühern Jahrgängen der Urania sind 1830—38 noch vorräthig, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten, aber

zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr.,

einzelne Jahrgänge zur Completirung für 16 Gr. abgelassen werden.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

---

[424] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Cours de littérature française,

par

A. Peschier,

Professeur de littérature française et anglaise à l'université de Tübingue, et membre de plusieurs sociétés savantes.

gr. 8. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Das oben angekündigte Werk wird Jeden, welcher sich in Deutschland mit der französischen Sprache und Literatur beschäftigt und an den Erscheinungen derselben Antheil nimmt, ohne Zweifel sehr erfreuen. Endlich besitzen wir eine Geschichte der Literatur unserer Nachbarn, die weder eine trockene Darstellung des Gegenstandes ist, wie allzuoft in den sogenannten Résumés, und noch weniger eine ganze Bibliothek an und für sich bildet, wie der Cours des Herrn Laharpe, welcher aus beinahe zwanzig Bänden besteht. In diesem neuen „Cours de littérature française" sehen wir, wie sich der nationelle Geist der Franzosen nach und nach ausgebildet, und durch die Reihe der aufeinander folgenden genialen Menschen, können wir die von seinen ausgezeichnetsten Schriftstellern ausgedrückten Gedanken dieses Volkes studiren.

Uebrigens bittet Herr Peschier in seinem Werke, daß man darinnen ja nicht suchen wolle, was ihm nie einfiel hineinzusetzen, und hält es für seine Pflicht, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Cours nichts weniger seyn soll, als ein in das kleinste ausgedehntes Verzeichniß der französischen Literatur seit deren Anfange bis zu unserer Zeit; sondern ein unparteiisches und gerechtes Urtheil über die berühmtesten Schriftsteller, die in Frankreich geboren sind. Wird es ihm vorgeworfen, daß nun mehrere solche, welche in der Geschichte der intellektuellen Entwickelung dieses Landes gewöhnlich erscheinen, bei ihm vermißt, so behauptet er, ein literarischer Name habe keinen Werth, wenn er nicht einen neuen Gedanken, etwas Eigenthümliches, Individuelles vorstellt, und die sklavische Heerde der Nachahmer (imitatorum servum pecus) keinen andern Anspruch machen darf, als auf einen Platz in dem bibliographischen Wörterbuch, worin so manche Afterkönige der Literatur in ungestörter Vergessenheit ruhen.

Mehrere Schriftsteller, die in Deutschland sehr wenig oder vielmehr gar nicht bekannt sind, werden in diesem Cours erwähnt; andere sind von dem Herrn Verfasser auf eine ihm ganz eigene Weise dargestellt, z. B. Voltaire, welchem ein bei weitem größerer Raum vergönnt ward als den andern, und V. Hugo, den seine Verehrer vielleicht als allzustreng beurtheilt betrachten werden. Da die Meinungen des Herrn Verfassers über mehrere französische Schriftsteller denjenigen geradezu widersprechen, welche in Deutschland sowohl als in Frankreich ziemlich allgemein verbreitet sind, so wird der literarische Parteigeist mit diesem Werke vielleicht hart umgehen. Doch wird es, trotz seiner etwa paradoxen Behauptungen von Jedermann als ein sehr nützliches Werk anerkannt werden, und als solches nehmen wir uns die Freiheit, jedem Institut und allen Lehrern der französischen Sprache und Literatur dieses neue Produkt des Verfassers der „Histoire de la littérature allemande" zu empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[549] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lyell, Elemente der Geologie.

Aus dem Englischen von Dr. C. Hartmann. Nebst einem Atlas mit 36 lithogr. Taf. 8. Eleg. cart. in Etuis und Goldschnitt. 5 fl. 57 kr.

Der Uebers., ein Freund des engl. Verf., längst von der bevorstehenden Erscheinung dieses Werks unterrichtet, hatte die Bearbeitung nach dem Wunsch mehrer berühmter deutscher Geologen, deren Nennung hier aus Discretion unterbleibt, schon seit 2 Jahren beschlossen, und übergibt nun dem Publikum dieses classische Werk eines Geologen, dessen Grundsätze der Geologie in England seit 1830 sechs starke Auflagen erlebt haben. — Vorstehende Elemente sind mit ächt philosophischem Geiste und so deutlich und schön geschrieben, daß sie eine höchst angenehme Lectüre für alle Gebildete, so wie ein treffliches Lehrbuch für den Dilettanten und Anfänger abgeben, um so mehr, als der deutsche Bearbeiter den herrlichen Vortrag des

Originals möglichst zu erreichen suchte. Bei verhältnißmäßig sehr geringem äußern Umfang enthält es eine eben so deutliche, als anziehende Erklärung der wichtigsten Erscheinungen, welche bei der Bildung und den Veränderungen der Erdoberfläche, welche durch mehr als 500 beigefügte Abbildungen ganz außerordentlich veranschaulicht wird. Diese versinnlichen alle merkwürdigen Verhältnisse des Innern und des Aeußern der Erdrinde, so wie die charakteristischen Versteinerungen der verschiedenen Gebirgsformationen, wie denn überhaupt der petrefactische Theil von großer Vollständigkeit ist, und sind nicht allein die Petrefacten der Formationen bis zum Steinkohlengebirge niederwärts, sondern auch die wichtigsten der ältern (der sogenannten fiturischen) beschrieben und abgebildet, wobei mehrere seltne Prachtwerke, von denen wir nur Darwins geological observations und Murchisons foßilares Silurian-System (von dem sich jetzt der Uebersetzer mit einer wohlgefeilten Bearbeitung für Deutschland beschäftigt) anführen. — Hyells Buch ist ein würdiges Seitenstück zu des Uebersetzers, mit so vielem Beifall und kritischem Lobe aufgenommenen „Taschenbuch für reisende Mineralogen, Geologen u.;“ denn was dieses für die specielle Geologie der Hauptgebirge Deutschlands und der Schweiz ist, ist Lyells Werk für das Allgemeine dieser herrlichen Wissenschaft. Die deutsche Ausgabe ist überall auf die deutschen oder mitteleuropäischen Gebirgsverhältnisse zurückgeführt, während das Original nur die englischen berücksichtigte, weßhalb erstere auch lehrreicher ist. Alle Seitenstücke zum Taschenbuch für reisende Mineralogen hat das Lyell'sche Werk auch die ganz gleich schöne, ja wahrhaft glänzende äußere Ausstattung, wie jenes erhalten.

[570] **Für Musikfreunde!**

Bei L. Pabst in Darmstadt ist gratis zu haben:

Verzeichniß

einer

Sammlung werthvoller u. beliebter Musikalien,

(über 1600 Nummern),

welche zu den bemerkten, bedeutend herabgesetzten Preisen gegen baare Zahlung in der Hof-Buchhandlung von L. Pabst in Darmstadt zu beziehen sind.

[583] Im Verlag der Unterzeichneten sind erschienen:

Beschreibung der Stadt Rom

von *Ernst Platner, Carl Bunsen, Ed. Gerhard, Wilhelm Roestel und Ludwig Ulrichs.* — Mit Beiträgen von *B. G. Niebuhr* und einer geognostischen Abhandlung von *F. Hoffmann.* Erläutert durch Pläne, Aufrisse und Ansichten von den Architecten *Knapp* und *Stier,* und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von *Eduard Gerhard* und *Emiliano Sarti.* gr. 8. 1829 — 1838. I. — III. Bd. 2te Abtheilung. (Text). 34 fl. 45 kr. oder 19 Rthlr. 8 gr. I. und II. Bilderheft hiezu 21 fl. 36 kr. oder 12 Rthlr. 16 gr.

Inhalt:

Erster Band. Allgemeiner Theil. Mit synchronistischen Tabellen, 1829. 6 fl. 45 kr. oder 4 Rthlr. 8 gr.

Zweiter Band. Das vaticanische Gebiet und die vaticanischen Sammlungen. Zwei Abtheilungen. 10 fl. oder 6 Rthlr.

Dritter Band. Die sieben Hügel der Pincio, das Marsfeld und Trastevere.

Erste Abtheilung. Capitol und Forum, Palatin, Aventin und Coelius nebst ihren Umgebungen, 1837. 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 12 gr.

Zweite Abtheilung. Die Foren, der Esquilin, Viminal, Quirinal und Pincius nebst ihren Umgebungen. gr. 8. 1838. 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 12 gr.

Bilderheft. Erste Abtheilung. 43 Blätter, zum 1sten und 2ten Band gehörig. 1833. 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 8 gr.

Inhalt: 1) Planta della città di Roma. 2) Drei Pläne von den vier Regionen des Servius Tullius. 3) Vergleichende Pläne des vaticanischen Gebiets. 4) Grundriss der neuen Peterskirche in ihren verschiedenen Bauperioden. 5) Geognostisches Bild von Rom. 6) Grundriss der Basilika von St. Peter im Jahr 800. 7) Grundriss der Basilika von St. Peter im Jahr 1506. 8) Grundriss der Basilika von St. Peter nach ihren verschiedenen Baumeistern. 9) Grundpläne des vaticanischen Palastes nach Gau, von J. M. Knapp. 10) Mausoleum des Kaisers Hadrian, nach den neuesten Nachgrabungen aufgenommen und gezeichnet von M. Knapp im Jahr 1825.

Bilderheft. Zweite Abtheilung. Mit 42 Blättern. 1837. 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 8 gr.

Inhalt: 1) Der capitolinische Hügel um das Jahr 1550. 2) Plan der Reste des Forums, von J. M. Knapp. 3) Plan der Ueberreste auf dem palatinischen Berge, von Scheppig. 4) Plan des Forum Pacis. 5) Die Thermen des Caracalla, nach Blouet von Scheppig. (Sämmtliche 5 Platten gehören zum Text des dritten Bandes erste Abtheilung; ebenso die dieser Abtheilung besonders beigelegte Platte: Plan des Tempels der Venus und der Stadt Rom.) 6) Nachweisliche Reste von der Domitianischen Kaiserburg. 7) Das Forum Augusts und das Forum Nerva's, von J. M. Knapp. 8) Ansicht des Forums des Nerva, nach Dupeyrac von J. M. Knapp. 9) Aufriss des Tempels der Venus und der Stadt Rom, von Giuseppe Pardini. 10) Das Colosseum, Grundriss von J. M. Knapp. 11) Das Colosseum. Durchschnitt nach A — B von J. M. Knapp. 12) Grundriss der Titus-Thermen, von J. M. Knapp.

Zur Vollendung des Werkes bleibt nur noch übrig die Beschreibung des Marsfeldes, und damit des grössten Theiles des neuen Roms, und die von Trastevere und vom Janiculus, wodurch die Beschreibung ihren im Vatican begonnenen Kreislauf vollendet.

Diese dritte und letzte Abtheilung wird in möglichster Bälde erscheinen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[589] Unser

Sonnensystem

zusammengestellt

von

Dr. F. W. Sondermann,

auf 4 Blättern zu 13 Zoll Höhe und 16 Zoll Breite, welche in ein Tableau zusammengesetzt werden können,

lithographirt von A. Platt.

Neue verbesserte Auflage.

Magdeburg. *Creutz'sche* Buchhandlung.

Preis 2/3 Thlr.

[546] Bei J. J. Weber in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Perle von Zion

von

F. Th. Wangenheim.

Eine Festgabe zum Beginn des neuen Jahrhunderts (5600).

Zwei Bände.

Festausgabe auf feinstem Velinpapier. Eleg. cart. Mit Titelkupfer und Titel im Farbendruck. Preis 2 Rthlr. 18 Gr. Ordinaire Ausgabe. Auf gutem Druckvelinpap. broch. Preis 2 Rthlr.

---

[543] In meinem Verlage ist erschienen:

Rösselt, Fr., Lehrbuch der Weltgeschichte für Bürger- und Seichrenschulen. Zweite, sehr vermehrte und viel verbesserte Auflage, mit 5 Stahlstichen und einer erläuternden Stizze. 3 Theile gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Retzsch's Umriss zu Bürger's Balladen: Leonore, das Lied vom braven Mann und des Pfarrers Tochter von Taubenhayn. 15 Platten. Mit Bürgers Text und Erläuterungen von C. B. v. Miltitz, nebst englischer Uebersetzung von F. Shobert. Imp.-Quer-Quart. Cartonnirt. Subscriptionspreis 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1839.

Ernst Fleischer.

---

[573] **Für Leihbibliotheken und Lesevereine.**

In der Unterzeichneten sind erschienen:

Gesammelte Erzählungen

von der

Verfasserin der Bilder des Lebens.

Erster Band.

35 Bogen.

8. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt:

Dürftigkeit und Ueberfluß, in zwei Doppelschilderungen. — Die Nacht im Juragebirge. — Paul und Josephine, oder die Schmuggler vom Jura. — Der schweizerische Pflanzer am Ohio.

Statt aller Empfehlung erlauben wir uns hier die in Nro. 35. d. J. der Blätter für Literatur und bildende Kunst stehende Beurtheilung anzuführen: „Der tiefe Sinn, das reine Gemüth, der edle Geist welcher in den Bildern des Lebens waltet, deren Werth wir auch in diesen Blättern beurkundet haben, findet sich auch in diesen gesammelten Erzählungen wieder. Sie zeichnen sich durch Innigkeit sowohl als durch Klarheit, vor allem aber durch ein echt religiöses und rein sittliches Gefühl vor so vielen Tageserscheinungen aus, welche nur zu blenden, nicht zu erhellen, nur die Zeit zu verrücktigen, nicht das Gemüth zu erheben suchen. Und darum eignen sie sich auch namentlich vor vielen andern ähnlichen Schriften zur Lectüre für Jungfrauen und Frauen, deren Sinn unverdorben, und deren Geist auf das Höhere und einzig Wahre im Menschenleben gerichtet ist. Sie sind dabei eben so fern von jeder pedantischen Trockenheit wie von zelotischer Eiferung, sondern die lebenvollste Liebe spiegelt sich in ihnen anmuthig und mit den wärmsten Farben in allen Strahlenbrechungen ihrer innigsten Empfindungen. Nur steht jedes Gemeine fern, und alles trägt den Stempel eines Seelenadels, der seines innern Werthes sich bewußt, doch von der liebenswürdigsten Demuth durchdrungen ist. Unsre Leserinnen besonders werden mit uns übereinstimmen wenn sie diese Erzählungen in Geist und Herz werden aufgenommen haben."

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[544] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig sind neu erschienen:

Franceson, C. F., Tesore de la lengua y literatura Castellana. (Spanische Chrestomathie mit erläuternden Noten.) gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

— —, Spanisch-deutsches und deutsch-spanisches Taschenwörterbuch. 2 Bände. (100 Bog.) 3 Thlr.

Vogel, Dr. Karl, (Director der Bürgerschulen in Leipzig), neues englisches Lesebuch, zunächst für höhere Bürger- und Handlungsschulen bestimmt. Zweite Auflage. gr. 8. cart. 21 Gr.

— —, Cours préparatoire de la langue française. Oder methodisch geordnete Lese- und Uebersetzungsübungen für die ersten Anfänger der französischen Sprache. Dritte Auflage. 16. gebunden. 4 Gr.

Dickens's, Ch. (Boz.), complete Works. Vol. III. containing: Oliver Twist, compl. in 1 Vol. — IV et V. cont. The Life and Adventures of Nicholas Nickleby, compl. in 2 Vol. Subscriptionspreis jeder Band 1 Thlr.

Marryat, Captain, complete Works, Vol. XII, containing: The Phantom Ship. compl. in one Vol. Subscriptionspreis 1 Thlr.

---

[528] Bei L. Schreck in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Pikäopolitik und Hieropolitik,

mit Hinsicht auf die Wirren der Zeit.

Ein historisch-politischer Versuch

von

Professor Krug.

Geheftet. Preis 6 Gr.

(S. 15. Z. 4 f. Unzahl st. Anzahl.)

---

[514] **Neue Reisebeschreibung.**

Dr. G. Klemm (K. S. Bibliothekar), Reise durch Italien. Erster Theil: Bericht über eine, im Jahr 1838 im Gefolge Sr. K. H. des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen, unternommene Reise nach Italien. gr. 8. brochirt. 2 Thlr. 18 Gr.

Erschien in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig und ist zu bekommen in allen namhaften Buchhandlungen.

---

[568] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gutensohn (J. G.) und *Knapp (J. M.)* Monumenti della religione christiana, o sia Raccolta delle Antiche Chiese o Basiliche Christiane di Roma dal quarto sino al decimo terzo secolo delineati e publicati. — Denkmale der christlichen Religion, oder Sammlung der ältesten christlichen Kirchen oder Basiliken Roms, vom 4ten bis zum 13ten Jahrhundert. 1—5tes Heft. Roy.-Fol. 1825 bis 1827. 25 fl. oder 15 Rthlr. Einzeln jedes Heft 5 fl. oder 3 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 21. Oktober 1839.

— Lieb', aus Mädchenaugen erst gelernt,
Lebt nicht vermauert im Gehirne bloß;
Rein, mit der Regung jedes Elements
Läuft sie gedankenschnell durch jede Kraft,
Und gibt zu jeder Kraft zwiefache Kraft.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh.

Die Calvi.

(Fortsetzung.)

Statt sich an der Verwirrung der schönen Kostgängerin lange zu weiden, begann Herr Marcantonio sofort, sich mit zierlichen Worten für die ihm geschenkte Aufmerksamkeit zu bedanken und ihr mit geläufiger Zunge eine Menge schöner Dinge über ihre Anmuth und Reize und dergleichen mehr zu sagen. Ob der Diskurs gerade viel neue und geistreiche Sentenzen enthalten, möchten wir bezweifeln. In solchen Fällen kommt es jedoch weniger darauf an, durch Originalität zu glänzen, als zu schwatzen und der Schönen Zeit zu lassen, sich auf die passendste Antwort zu besinnen oder sie überhaupt mit der Redseligkeit anzustecken. Rede abgewonnen, Alles abgewonnen.

Geraume Zeit hindurch blieb Herr Marcantonio freilich auf den Monolog beschränkt. Das junge Mädchen senkte die langen Wimpern, spielte mit dem Rosenkranz am Gürtel und sagte nichts. Da riefen die Glocken zur Hora; die Schöne schrack zusammen und wandte sich zum Gehen. „Ihr scheidet, Madonna!" rief der Patrizier mit beweglichster Stimme und bittend gefalteten Händen; „soll ich Euch nie wieder sehen, habt Ihr mir nur deßhalb Euer holdseliges Antlitz zugewandt, um es mir wieder auf immer zu entziehen, mich zum unglücklichsten Sterblichen zu machen?" — „Wir sehen uns wieder," flüsterte die Kleine, „bald — vielleicht morgen — um die nämliche Stunde. Lebt wohl!" — Sie schlüpfte davon.

Herr Calvo ruderte zurück. Er hätte vor innerer Freude und Seligkeit laut aufjauchzen mögen. Früher war er noch nie in Liebe gewesen. Hatte er gleich seinen wüsten Brüdern gar häufige und ernstgemeinte Vorwürfe wegen ihrer galanten Intriguen und sündigen Umgangs mit den Frauen gemacht, so konnte er sich doch nicht verschweigen, daß ein wenig heimlicher Neid damit im Spiele gewesen sey. Ohne die Neigung zu fühlen, jenes zügellose Treiben mitzumachen, hätte er doch gar gern gewußt, wie es thue, sich von einem herzigen Wesen geliebt zu wissen und es in allen Ehren wieder zu lieben. Jetzt glaubte er das Ziel seines unbestimmten Sehnens erreicht zu haben. Er vergegenwärtigte sich das Bild des jungen Mädchens, ihre großen leuchtenden Augen, ihre hohen, fein gezirkelten Augbranen, das freundliche, verschämte Lächeln des Mundes, das braune Haar, welches verstohlen aus dem Kopfschleier hervorblickte, und vermeinte, nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Er redete sich vor, daß er sterblich verliebt sey, und dies so oft, bis er es wirklich wurde. In solchen Fällen thut der Glaube Wunder.

Hielt Herr Marcantonio am folgenden Tage die Stunde des Stelldichein pünktlich ein, so muß man es der jungen Kostgängerin rühmend nachsagen, daß auch sie ihn nicht allzulange warten ließ. Bei dem gestrigen Schütteln des Blüthenzweigs hatte sie wohl ursprünglich nichts Arges und nur einen harmlosen Scherz im Sinne gehabt, einen wohl verzeihlichen für ein junges, lebensfrohes Mädchen, welches jahraus, jahrein nichts als graue Klostermauern, grämliche Nonnen, vorüberziehende Wolken und Schiffe sah. Die Worte des Nobile, des ersten Mannes, von welchem sie dergleichen zu hören bekam, hatten jedoch auf das unbefangene Kind ihren Eindruck nicht verfehlt. Sie fühlte sich geschmeichelt, die ernstere Aufmerksamkeit eines jungen, schönen Mannes erregt zu haben, von ihm als begehrenswerther Gegenstand angesehen zu werden. Die Neuheit des Verhältnisses, die Heimlichkeit desselben vollendete die Bezauberung, und so stimmten denn ihre Gefühle mit denen des jungen Mannes so ziemlich überein. Diesmal war sie beredter. Herr Marcantonio erfuhr von ihr ohne Mühe, daß sie Claudia heiße und die Tochter eines venetianischen Nobile sey. Ueber ihre Geburt walte aber noch, wie sie sagte, ein tiefes Geheimniß; ihren Vater kenne sie nicht, der Mutter wisse sie sich nur dunkel zu entsinnen, indem sie schon in frühester Kindheit nach Santa Catterina gebracht worden sey. Uebrigens habe ihr die Priorin vertraut, daß sich jenes Räthsel lösen werde, sobald sie das siebzehnte Jahr erreicht habe, und sie dann auch aus dem Kloster genommen werden solle. Bis dahin seyen aber noch zwei ewig lange Jahre, und sie wolle nicht in Abrede stellen, daß sie sich innerhalb der Ringmauern zum Sterben langweile.

Marcantonio wollte, wie billig, über ein so tragisches Verhängniß außer sich gerathen, und gab ihr vorläufig als wirksamstes Mittel gegen die tödtliche Langeweile die Versicherung, daß er sie über Alles liebe und nicht ohne sie leben könne. Diese Aussage bekräftigte er mit tausendfachen feurigen Schwüren, und zwar so lange, bis die Wahrheit derselben der jungen Claudia einleuchtete und sie ihm dieselbe beseligende Versicherung zurückgab. Die Gelübde, welche die Beiden wechselten, kamen aus aufrichtigen, übervollen Herzen, wie alle Schwüre einer ersten Liebe, und hatte es in Marcantonios Macht gelegen, so würde er die Geliebte noch an demselben Tage aus dem Kloster und gerades Wegs nach dem Traualtar geführt haben. Leider fallen bei Erbvertheilungen den jüngern Söhnen außer den Lustschlössern wenig andere zu; Herr Alessio Calvo erfreute sich überdies noch einer gedeihlichen Gesundheit, und so eröffneten sich denn in dieser Beziehung für das liebende Paar eben keine besonders erfreulichen Aussichten. Die Zukunft ließ sich aber über das Glück der Gegenwart, in deren Zauberkreis sich das liebende Paar berauschte, wohl leicht vergessen. Sie sahen sich täglich, wenn nicht das Wetter zu abscheulich war und den jungen Piloten am Auslaufen hinderte, und wechselten die zärtlichsten Blicke und Worte über die Mauer, bis die melancholische Glocke die junge Kostgängerin in den Betsaal rief und Herrn Marcantonio nach Venedig, allwo er auf der Pescheria die seltensten Fische für sein schweres Geld einhandelte, um nicht bei der Heimkehr in das väterliche Haus als unglücklicher Angler ausgelacht zu werden.

Um diese Zeit war es, wo Italien von einer furchtbaren Pest heimgesucht wurde. Sie war von armenischen Kaufleuten nach Messina geschleppt worden und zog jezt verheerend von Stadt zu Stadt den nördlichen Provinzen zu. Viele Tausende hatte schon das entsetzliche Gespenst hingerafft, eine gleich große Zahl vielleicht, die ihr vorauseilende Verbündete — die Furcht. Näher nnd näher rückte sie den Grenzen der Republik, schien aller gegen sie errichteten Barrieren zu spotten und erschien plötzlich dort, wo sie am wenigsten erwartet worden war. Venedig befand sich in dumpfer Gährung. Die Väter der Stadt verwachten Nächte hindurch, um die Vorschläge zur Abwehrung des todbringenden Ungeheuers zu prüfen und zu verwerfen, zugleich aber auch, um die geeigneten Vorkehrungen gegen etwaige Umtriebe der bei allgemeinen Unglücksfällen stets geschäftigen Mißvergnügten und Unruhstifter zu treffen. Die Kirchen waren mit Betenden überfullt, Prozessionen zogen von Altar zu Altar. Die Beichtväter hatten nicht Ohren genug, um die Bekenntnisse eingefleischter Gewissen zu vernehmen; die Schreibfinger der Notare erlahmten beim Aufsetzen von Testamenten, die der Aerzte bei Anfertigung von ohnfehlbaren Rezepten und Verhaltungsmaßregeln. Geizige zogen ihre ausstehenden Kapitalien ein, um das Geld zu verscharren, während die jungen Wüstlinge das ihrige zu verprassen und im fortwährenden Taumel sich gegen die Todesfurcht zu betäuben suchten. Messer Marcantonio war vielleicht der einzige Venetianer, welcher die allgemeine Unruhe nicht theilte, nach wie vor zum Liebchen ruderte und im süßen Geplauder mit ihr die Welt und ihre Sorgen vergaß.

Da stürzte eines Tags der Haushofmeister des Herrn Mauro Calvo zu dessen Bruder und überbrachte ihm, vor Schrecken bleich, die Nachricht, wie sein Herr so eben eines plötzlichen Todes verblichen sey. Eine verdächtige Beule," brachte er stotternd hervor, habe sich auf der Brust gezeigt; bald darauf sey der Kranke von einem nicht zu stillenden Durst befallen worden und Zunge und Gaumen ihm geschwollen. Der hinzugerufene Arzt habe bebend erklärt, wie hier keine Rettung möglich sey, indem die Pest sich mit ihren tödtlichsten Symptomen offenbare, worauf er mit eiligen Schritten das Haus verlassen.

Nach Stundenfrist habe Herr Mauro unter den entsetzlichsten Qualen den Geist aufgegeben.

(Fortsezung folgt.)

Briefreliquien.

(Fortsezung.)

Gellert an Freiherrn von Widman.

Hochgeborner Freiherr,
Gnädigster Herr Ambassadeur!

So wenig ich auch im Stande bin, den Bedingungen ein Genüge zu leisten, unter welchen Ew. Excellenz mich ferner Dero Briefwechsels würdigen wollen, so werde ich doch lieber Alles wagen, als dieses Glück ganz aufgeben. In der That ist es weit leichter, kleine Fehler in der Schreibart zu entdecken, als die Schönheiten derselben zu sehen; und in diesem Verstande werde ich, so wenig ich auch ein zuverlässiger Richter bin, dennoch kleine Kritiken über den Ausdruck Dero Briefe machen können, wenn Sie anders von diesem Befehle nichts nachlassen wollen. Und wie selten würden die Kunstrichter seyn, wenn es nicht mit Recht vergönnt wäre, zu tadeln, ob man gleich nicht die Geschicklichkeit besizt, es besser zu machen! Was nun auch Ew. Excellenz aus Bescheidenheit von Dero deutschen Schreibart urtheilen, so kann ich doch mit Gewissen sagen, daß ich's bewundere, wie Sie sich dieselbe, da Sie in mehr als einer Sprache schreiben, so sehr haben zu eigen machen, und wie Sie bei Dero Geschäften noch izt so viel Sorgfalt darauf verwenden können. Dieses seltene und große Beispiel macht der deutschen Nation viel Ehre; sollte es nicht auch die Nacheiferung anderer Minister erwecken können?

Zur neueren Orthographie weiß ich Ew. Excellenz kein bequemeres und kürzeres Werk vorzuschlagen, als „Wolfens Unterricht zur Rechtschreibung der deutschen Sprache." Hof und Baireuth 1719; oder vielleicht ist auch eine noch neuere Ausgabe vorhanden. Ein gut Lexikon fehlt uns auch leider noch, und das beste, das wir haben, ist Fritschens deutsch-lateinisches Wörterbuch in 4. Berlin. Soll ich außer der Gottschedischen deutschen Grammatik Ew. Excellenz noch eine andere kleine und vielleicht auch brauchbare nennen, so nenne ich folgende: „Neue Lehrart und Uebung in der Regelmäßigkeit der deutschen Sprache, von Johann Leonhard von Basedow, Professor zu Soror, Kopenhagen 1759." Wir haben eine Sammlung vermischter Briefe von Stockhausen, zwei Theile, 1758, Helmstädt, in der auch viel gute Briefe vorkommen, wenn gleich die Schreibart nicht überall die beste ist. Bei Gelegenheit der Briefe muß ich Ew. Excellenz melden, daß ein preußischer Grenadier in Brüg, der Serceville heißt, die meinigen in's Französische übersezt hat, und wie ich sehe, nicht ohne Glück. C. F. Gellert.

Den 28sten März 1761.

*

Freiherr von Widman an Gellert.

Ew. ꝛc. wertheste Zuschrift vom 28sten v. M. ist mir zu seiner Zeit zugekommen; ich habe aber mehrmalen die Antwort viel länger, als ich gerne gewollt hätte, aufschieben müssen, und nun stehe ich wirklich im Begriff, als Kaiserl. Wahl-Commissär zur Wahl eines künftigen Hoch- und Teutschmeisters nach Mergentheim abzugehen. Wie wohl würden die großen Fürsten bedienet seyn, wann sie in solchen Fällen ihren Abgeschickten eben so leicht die erforderlichen Begabuussen, als den Glanz und das Ansehen ertheilen könnten.

Hier folget mein leztes Schreiben hinwiederum zurück, und ich danke recht sehr für die gemachten Verbesserungen, welche ich mir ein für allemahl über alle meine künftigen Schreiben ausbitte. Nun sehe ich, daß es Ew. Ernst sey, den mir so angenehmen als lehrreichen Briefwechsel fortzuführen, ich gewinne dabei auf alle Art so viel, daß ich Denenselben meine Verbindlichkeit davor nicht hinreichend auszudrücken vermag. — Was könnte meine ohnehinnige Neigung zur guten teutschen Schreibart mehr beleben, als da ich mir ein Feld dargestellet sehe *, auf eine zugleich nüzliche und vergnügliche Art unterrichtet zu werden? — Die mir vorgeschlagenen Bücher habe ich mir bereits alle angeschafft, und ich werde sie gewiß fleißig zur Hand nehmen. Nach meiner Art zu denken, hat der Preußische Grenadier Serceville durch Uebersetzung Ew. ꝛc. Briefen der Menschlichkeit mehr Ehr gemacht, als er durch seine verderblichen Heldenthaten immer erwerben kann.

Uebrigens danke ich meines Orts hinwiederum für alles Schönes, so Ew. ꝛc. mir zu meiner Beschämung sagen, und verharre mit der vollkommensten Hochachtung Ew. ꝛc. W.

Nürnberg, den 17ten April 1761.

* Am Rande des Briefs steht die drollige Bemerkung: „Ist diese Wendung nicht zu dichterisch? und wäre nicht, statt dargestellet, das Wort geöffnet besser?" Z. F.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, September.

(Fortsezung.)

Literatur.

Ich hatte mir vor einigen Jahren die Frage aufgeworfen, ob denn aus Spanien aller Zauber der Einbildungskraft verschwunden sey. Sie, die erste, die sich regt, wenn die Nationen wie aus dem Schlafe erwachen, wollte sich nicht

einmal nach dem Tode Ferdinands zeigen, so sehr auch der „aufgeklärte Despotismus“ interessirt war, sie in's Leben zu rufen. Nach und nach breitet sie ihre Fittige aus. Gegenwärtig macht sich die dichterische oder humoristische Ader der Belletristen, sofern sie nicht größere Werke hervorbringt, in allen Arten von Journalen Luft; freilich werden denn des Auslands wenig kundigen Leser mitunter viele französische Gerichte aufgetischt, die man sich nicht immer die Mühe nimmt, auf gut spanisch zuzubereiten und zu würzen. Von den gemischten Journalen kommen in Madrid sechs oder sieben heraus, die man ihres geringen Werthes wegen für bloße Spekulationen halten müßte, wenn nicht ihr noch geringerer Preis davon zweifeln machte. Ein Beispiel davon ist der „Entreacto,“ ein vorzüglich dem Theaterwesen gewidmetes Journal, das seinen Namen von der Absicht der Herausgeber herleitet, daß es in den Zwischenakten lesen soll, die Zeit zu vertreiben; es gibt wöchentlich zweimal einen halben Bogen, alle Monate eine gute Lithographie (zuweilen Abbildungen der bekanntesten Schauspieler im Theaterkostüm) und ein originales Theaterstück; außerdem hat man unentgeldlichen Eintritt in ein Lesekabinet, was sonst überall einen halben Thaler kostet, und alles das auf drei Monate für einen Thaler Subscriptionspreis. Die „Esperanza,“ ein Wochenblatt von einem Bogen mit einer freilich entsetzlichen Lithographie, kostet nur zwei Realen ($^1/_{16}$ Thaler) monatlich. Ein ähnliches Blatt, la Mariposa (der Schmetterling) beschäftigt sich unter andern auch mit Moden und liefert monatlich Modenfiguren und überdies Romane zu halbem Preise. Das Panorama, ebenfalls ein Wochenblatt mit ziemlich guten Lithographieen, macht bei gleichem Preise (vier Realen monatlich) schon höhere Ansprüche auf inneren Gehalt; doch zweifle ich, daß das spanische Ministerium den Fortbestand der Aufklärung an die Verbreitung dieses Journals binde, wie es das portugiesische Ministerium mit dem Lissaboner Panorama in einem Circularschreiben gethan hat, dessen Sprache den von den Spaniern erfundenen Spitznamen für alles, was portugiesisch ist — sinchado, aufgeschwollen — nur zu sehr rechtfertigt und in Betracht der Geringfügigkeit des Gegenstandes wirklich zu lachen gibt. Neben andern Wochenblättern, sämmtlich mit artistischen Beilagen, haben wir in dem Anacoreta des Herrn Villaamil auch eine Nachahmung des Eremiten von Jouy, ebenfalls mit schönen Lithographien begleitet. Die Provinzen fangen an mit der Hauptstadt zu rivalisiren: Saragossa hat seine Aurora, Granada sein Alhambra, Malaga seinen Guadalhorce, dessen Lithographien unter das Beste der Art gehören. Cadix seine Aurcola. — Nach den Journalen würden natürlich die Taschenbücher folgen; in London kam wirklich während einiger Jahre ein sehr hübsches, von J. J. Mora redigirtes, unter dem Titel: No me olvides (Vergißmeinnicht) heraus. Aber diese Mode konnte sich in Spanien nicht einheimisch machen, vermuthlich weil die Damen die Vollkommenheit der Kunst und die Großmuth ihrer Verehrer lieber in einem Cartucho de dulce (Zuckerdüte) oder in einem rothen Fächer, als in einem Büchelchen mit Gedichten, Kupfern und Goldschnitt bewundern. — Die Gedichtsammlungen sind in allen Ländern häufig und wären es noch mehr, wenn sie Verleger fänden; so geht es auch in Spanien, wo man Lieder, cuartetas u. dgl. mit eben der Leichtigkeit wie in Italien auf dem Stegreife macht; da es aber nicht leicht ist, solche Produkte auf fremde Kosten zu drucken, so sind die wenigen lyrischen Sammlungen, die das Publikum von den Verlegern erhält, häufig wirklich nicht ohne Werth. Der ausgezeichnetste lyrische Dichter ist ohne Zweifel Zorrilla, voll Feuer, Reichthum und Originalität, obgleich mitunter inkorrekt und ausschweifend; man hat von ihm schon sechs Bände. Die poetischen Werke des Martinez de la Rosa und des Herzogs von Rivas (ehemals Saavedra), so wie die Tragödien sind bekannt. Das romantische Epos tritt in zahlreichern Produkten hervor, als man in dem kurzen Zeitraum von sechs oder sieben Jahren bei der längeren Athem erfordernden Natur dieser Gattung hätte erwarten sollen. Der endlich im Drucke des griffne Pelayo des Ruiz de la Vega, ein wahres Nationalepos in drei Bänden, beweist neben Martinez de la Rosa und dem Herzog von Rivas, daß in Spanien die Minister auch Poeten, oder wenn man will, die Poeten auch Minister seyn können. Der Lockenraub von Pope hat die Ehre einer Uebersetzung erhalten. Der Roman in Prosa existirt, im Vers gleich zur Fruchtbarkeit anderer Länder in diesem Fache. In Spanien fast gar nicht mehr, wie es die stereotypen Verzeichnisse der Lesekabinete beweisen. Was davon vorkommt, ist fast alles aus dem Französischen und zuweilen par ricochet aus dem Deutschen überfetzt (die Familie Wieland, Memkioff u. s. w.). Originalwerke von Verdienst sind die Liebenden von Teruel (los armantes de Teruel), die politischen Romane von Tapia und die historischen Romane von Martinez de la Rosa: Herman Perez von Pulgar und Isabela Solis, Königin von Granada. — Ganz anders verhält es sich mit der dramatischen Literatur. Sie ist an der Tagesordnung. Nicht nur sind die zwei größeren Theater del Principe und de la Cruz wieder im Gange, sondern es gibt auch mehrere kleinere, beila Vista und las tres Musas, und ohne von den vielen Hauskomödien zu sprechen, werden auch öffentliche oder halböffentliche Anstalten, das Lyceum, die philharmonische Gesellschaft, das Conservatorium, sogar das Gesängnis zuweilen in Schauspielhäuser umgestaltet. Der Verbrauch an dramatischen Produkten ist also sehr groß und die Lieferanten zahlreich. Doch um nicht immer ernsthaft zu seyn, lassen wir einen Kenner reden, dem ein dießjer Verleger die vielen dramatischen Fabrikanten und Ueberseher, die ihn übertreiben, zusendete. „Jetzt: was für Dramen und was für Autoren! Ein Krämer hat in seinen verlornen Augenblicken die Geschichte des Alvaro de Luna romantisirt. Möchte ihn statt seines Helden die Axt treffen, mit der er seine Verse zugehauen hat! Ein Thorsteuerbeamter, sobald er hörte, daß Alexander Dumas seine ersten Versuche in einer Amtsstube geschrieben, macht sich daran, ein romantisches Trauerspiel aus der Zeit Calomardes zu improvisiren, ja, zu improvisiren, denn er ist in weniger als zwei Monaten damit fertig, so oft er auch in mitten der heftigsten Scenen den Dolch Melpomenens mit dem Gießkrug vertauschen muß. Ein Ausgedienterster, dem man die Pension nicht bezahlt, wählt zwischen dem Hungertode und der Komödienfabrikerei das Letztere, nämlich das letztere. „O ich bin in der Kunst, Drachmen zu versetzigen, sehr bewandert, sagte er zu mir; ich war Censor in meiner Provinz unter dem Ministerium Cea, außerdem habe ich in meinem Orte die Pestie von Babylon aufführen sehen; es ist was davon an mir hängen geblieben.“ — „Man sieht es wohl; was haben Sie geschrieben?“ — „Eine herrliche Komödie: Sey Ines im Kloster, oder: es waren zwei und jetzt sind es drei.“ — „Im Kloster? Sie mögen die Klöster gut kennen, und Ihre Inclination dafür ist natürlich, aber der Titel erschreckt mich.“ — „Warum? es ist nichts Verdächtiges: es waren zwei Ines, und nun kommt eine dritte, die denselben Namen führt; daraus wird eine Verwirrung und ein „Peripezgemälde,“ das man nichts Besseres verlangen kann.“

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 22. Oktober 1839.

Die dampfgetriebnen Wagenburgen fliegen,
Wie schlachtgeordne Elephantenmassen
Thürm' und Geschwader tragen fort zu Siegen,
Der schwarzen Rüssel Schlünde hoch erhoben,
Dampfschnaubend, rollend wie die Wetterwolke,
Die Männen siegestrunken, jauchzend oben,
Weinum gellichtet alle Bahn vom Volke.

Anast. Grün.

Dampffahrt.

Von O. L. B. Wolff.

1.

Wie die Bestie schnaubt,
Und aus den Nüstern
Hinaussprengt den wirbelnden Rauch,
Der, vom Winde gefaßt,
Durchmengt mit knisternden Funken,
Zurückzieht über die Eb'ne:
Des gefesselten Thieres
Letzter unbändiger Abschiedsgruß.

Jetzt stöhnt es und ächzt
Immer wilder und wilder
Aus leuchender Brust,
Mit rasch wechselndem Odemzug;
Dazwischen noch ein dumpfgellender Ton,
Unheimlich, grauenvoll:
Wie des zähneknirschenden Sklaven Rachegeschrei
Sich hinausdrängt
Aus krampfaufzuckendem Herzen
In die ewig freie Luft,
Trotz der Geißel des Vogtes.

Dahin schießt die Schlange
Mit dem gluthrothen Bauche,
Mit dem langen, buntscheckigen Schweife. —
Immer rascher! —
Nicht zu vergleichen dem Fluge des Vogels,
Noch dem Winde, der über das Blachfeld saust,
Kaum dem Gedanken des Menschen.
Aber des Menschen Gedanke
Springt wie der Blitz von Wolke zu Wolke,
Von Nord nach Süd,
Doch streift er die Säume der Wolken nicht,
Noch die Ränder der Eb'ne.

Vorüber! vorüber! —
Dort in der Ferne der Thurm
Aufdämmernd am Horizonte,
Wie der leise in schlummernder Seele
Spielend sich zeugende Traum:
Jetzt da — schon hier — schon vorüber! —
Weit hinter uns
Tönt noch seiner Glocke Schlag
Ueber die Haide; — verhallend
Gleich dem Nachzittern des letzten Kusses
Auf den bebenden Lippen getrennter Freunde!

Du aber, Genosse meiner Gedanken!
Sitzest mit feinem, ironischem Lächeln

Neben mir in dem Wagen
Und heftest den Blick
Auf der Räder wirbelnden Umschwung,
Deren einfarbig rastloses Kreisen,
Gleich Atomen des Sonnenstrahls,
In die Gestaltung tiefster Ruhe sich hüllt.
Es freut Dich,
Daß der Mensch der Bewegung Kraft,
Herrschend, gewaltig,
Fast dem Gedanken nahe gestellt,
Und das ungleiche Paar
Neben einander zu spannen versteht.
Immer behaglicher wird Dein Lächeln;
Du streifest sinnend die Sterne;
Und was fern heißt, streichst Du
Aus Deiner Sprache.

2.

Vorüber, vorüber!
Schrill gellt
Des Signales
Dumpffeuchter Pfiff. —
Sieh da, ein Wärter der Bahn,
Im einsamen Häuschen,
Ueber dem, im Winde flatternd,
Die Fahne sich hebt
Klatschend am knarrenden Mast.

Der Alte,
Mit greisem Schnauzbart,
Mit sonnengegerbtem Antlitz,
Mit der Stirn, vom nächtlichen Wachfeu'r gebräunt,
Sieht — gleichgültig und stumpf —
Vorüberbrausen die Menge
Auf dem schuppigen Rücken der Schlange —
Kaum daß sein Blick sie berührt.

Mit des Eroberers Heer
Zog er vor Jahren,
Bei der Trommel eintönigem Klang
Und der Pfeife schneidendem Takt,
Von Kampf zu Kampf,
Von Sieg zu Siege,
Durch die egyptische Wüste,
Längs des Ebro goldenem Strand,
Zu der Beresina hungrigem Ufer,
Gleichmäßig langsam,
Einen Fuß nach dem andern: —
Und alle Mühen und Qualen des Lebens,
Die unerbittlich zaudernden Sorgen,
Die sich festsaugen am Menschenherzen,
Zogen, am wunden Fuße hängend,
Mit ihm dahin, durch die fremden Lande,
Gleichmäßig, langsam,
Schritt vor Schritt,
Bis er zuletzt,
Ein Bettler,
Müde die alte Heimath erreichte.

Doch nun —
Wo ihm die äußere Ruhe ward,
Die er im Inneren längst schon trug,
Gleichmüthig, abgestumpft,
Gefühllos brütend,
Und die Tage an ihm vorübergleiten,
— Das Heute mit dem Antlitz des Gestern —
Leise ein Haar nach dem andern
Fällend auf seinem ärmlichen Scheitel,
Aber nimmer ihn weckend
Aus seiner Seele halbem Schlummer: —
Sieht er vorüberbrausen die Menschen,
Wie von der wüthenden Windsbraut getragen.
Urplötzlich bei ihm — dahin! —
Aus seinem Anblick fort, —
Wie die Kugel, die so oft er versendet
Mit dem gehorsamen Feuerrohr
In die gedrängtesten Haufen der Feinde!
Und der Menschen Qualen und Aengste
Stürmen nun auch
Mit den Menschen, in ihren Herzen,
Von einem Winkel der Erde zum andern.

Siehst du, mein sinnender Freund!
Kaum ist der letzte Wagen
An seinem Häuschen vorüber,
So kehrt der Alte gelassen sich um,
Keinen Blick der Verwundrung
Nachsendend dem flüchtigen Zuge;
Er nimmt den Besen
Und fegt mit zögerndem Striche
Wieder hinweg den aufgewirbelten Staub,
Froh, daß kein störend Signal
Ihn zu längerer Wache zwingt.

Wer langsam, bei Nacht, wie bei Tage,
Im Kommandoschritt,
Von Madrid bis nach Moskau,
Den Sieg auf den schwer belasteten
Schultern geschleppt,
Kann den es rühren,
Daß am Abend seines Lebens
Der Mensch auf Flügeln des Sturmwinds fährt
Von einem Ende der Welt zum andern?

(Schluß folgt.)

Die Calvi.

(Fortsetzung.)

Hatten nun gleich die beiden Brüder in steter Feindschaft gelebt, so konnte dennoch eine so unerwartete, von so schaurigen Nebenumständen begleitete Nachricht nicht verfehlen, einen gewaltigen Eindruck auf Herrn Alessio zu machen. Tief erschüttert, verhüllte er das Gesicht. Kann seyn, daß der Todesfall ihn minder lebhaft berührt haben würde, wäre nicht die entsetzliche Ueberzeugung, daß die gefürchtete Seuche nunmehr auch in Venedig ausgebrochen sey, damit verknüpft gewesen. Wie viel Antheil das eine oder andere Gefühl an seinem Schmerz hatte, mochte Gott allein wissen; wir berichten nur der Wahrheit gemäß, daß der Gedanke an die ihm zugefallene Erbschaft für den Augenblick wenigstens in den Hintergrund trat und der ernsten Trauer sich kein fremdes, entwürdigendes Element gesellte. Schweigend winkte er dem Haushofmeister, sich zu entfernen.

Aus dem Hause tretend, begegnete dieser den ältern Söhnen des Messer Alessio, welche so eben lärmend und von Wein glühend von einem Gelag heimkehrten. Die Nachricht von dem Tode ihres Oheims ward von den trunkenen Gesellen mit wildem Jubel aufgenommen; freilich hatten sie dem Verstorbenen ferner gestanden, waren im Haß gegen ihn auferzogen worden und kannten ihn nicht als den Bruder ihres Vaters, nur als den unversöhnlichen Erbfeind des ganzen Geschlechts. Besonders Jacopo, der älteste und entartetste von Allen, kannte in schmähenden Verwünschungen des eben Dahingeschiedenen und in seiner Freude über die ihnen zugefallenen reichen Güter keine Grenzen. Unverzüglich wollte er im Namen seines Vaters die Erbschaft antreten und die Casa Calvo durch ein prächtiges Gastmahl würdig einweihen. Den greisen Hausverwalter schauderte bei diesen fühllosen Reden. Vergeblich war es, daß er den jungen Wüstlingen den Schmerz ihres eigenen Vaters zu Gemüth führte, daß er sie beschwor, sich wenigstens bis nach dem Leichenbegängniß zu gedulden. Die rohen Junker rissen den Alten mit sich in eine Gondel, hießen diese nach dem Trauerhause rudern, stürmten tobend und lachend die Marmortreppe hinauf und bis in das Gemach, in welchem die Leiche des alten Mauro Calvo mit verhülltem Antlitz auf dem Ruhebette lag.

„Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg!" lachte Cesario, der zweite Calvo, indem er sich wohlgefällig in dem reich verzierten Zimmer umsah. „Die Pest soll leben!" jauchzte Filippo, der dritte Bruder; „sie meint es redlich mit unserem Hause und hat ein Meisterstück gemacht, indem sie gleich mit dem ersten Streich unsern giftigsten Gegner traf." — Es war, als ob die Brüder sich in ihrem wahnsinnigen Taumel durch frevelhafte, lästerliche Reden zu überbieten suchten, bis endlich Jacopo hart an die Leiche trat, mit grausenerregendem Hohn den Todten um Erlaubniß bat, das theure Antlitz des gnädigen Oheims noch einmal betrachten zu dürfen, und zugleich die Decke hinwegzog. In dem Augenblick aber, wo er das geschwollene, von Pestflecken schrecklich entstellte Gesicht enthüllte, erhob sich der aus langer Ohnmacht erwachte Greis und starrte mit tief in der Höhle liegenden Augen die Leichenschänder an. Hell aufschreiend und mit allen Geberden des Entsetzens taumelten die Frevler zurück. „Ruchlose Buben, die ihr meinen Tod nicht erwarten konntet," rief der Alte mit heiserer, röchelnder Stimme, „schaudernd sollt ihr gewahr werden, daß ich Euch zu früh starb!" Mit kaum vernehmlicher Verwünschung sank er in die Kissen zurück und hauchte die Seele aus.

Der Fluch des Oheims schien in Erfüllung zu gehen. Nach wenigen Tagen ward Jacopo von der Pest hingerafft, ihm folgte Cesario, diesem eine seiner Schwestern, kurz darauf auch die Mutter. Filippo ging, von Gewissensbissen und Todesfurcht gequält, in ein Kloster, und hoffte durch Buße und Kasteiungen das Racheschwert von seinem Haupte abzuwenden.

Das schöne Venedig bot zu jener Zeit einen fürchterlichen Anblick dar. Tag und Nacht loderten hohe Feuer auf Plätzen und Straßen, um die Luft zu reinigen. In den Kanälen kreuzten sich die mit Leichen hastig davon eilenden Gondeln; die meisten todten Körper wurden in das Meer versenkt. Auf den Gassen sah man nur die mit dem Viatikum zu Sterbenden eilenden Priester, die sich täglich mindernde fromme Brüderschaft des Todes, deren Gelübde die Pflege der Kranken vorschreibt, die in schwarzes Wachstuch gegen Ansteckung gehüllten Aerzte, und den Auswurf des Pöbels oder Galeerensklaven, welche zur Beerdigung der Leichen gedungen waren und ihr Handwerk mit empörender Fühllosigkeit betrieben. Niemand wagte sich mehr aus dem Hause; Jeder wich der Berührung des Nächsten aus. Die Furcht hielt den Gatten von der Gattin, den Vater vom Kinde entfernt. Alle dachten nur an sich, und wie sie der schrecklichen Gefahr entgehen möchten.

Blieb nun gleich kein Haus von der fürchterlichen Heimsuchung verschont, und hatte auch jede Familie den Verlust eines oder mehrerer Mitglieder zu beweinen, so war dennoch nicht eine in Venedig, in welcher die Pest grausamere Verheerungen angerichtet hätte, als in der der Calvi. Der Tod wüthete gegen die Nebenäste so grausam als in der Krone; es schien, als habe er die Vernichtung des ganzen Stammes beschlossen. Das empörende Benehmen der älteren Söhne bei Mauros Leiche

war ruchbar geworden; man brachte ihren früheren wüsten Lebenswandel, so wie die Härte und Grausamkeit des ehemaligen Staatsinquisitors in Erinnerung, und sah in dem raschen Hinsterben eines entarteten und verhaßten Geschlechts den Finger Gottes.

So lange die Pflege der Seinigen oder die Betrübniß des tiefgebeugten Alessio nicht seine Pflichten in Anspruch nahmen, war Marcantonio täglich nach Santa Catterina hinausgerudert. Eines Abends kehrte er tief betrübt zurück. Seine Geliebte war nicht erschienen; er gab den finstersten Vermuthungen Raum. Wieder und immer wieder lenkte er die Barke nach dem Kloster, aber Claudia zeigte sich ihm nicht mehr. Er betrauerte sie als gestorben. Sein weiches Gemüth war von Allen durch den Tod seiner Angehörigen am tiefsten erschüttert worden; nun war auch die letzte Lebensfreude von ihm gewichen. Er verfiel in eine tiefe Schwermuth, glaubte auch sich wie seine übrigen Stammesgenossen dem Tode geweiht, und sah ihm mit kalter Gleichgültigkeit entgegen.

In dem armenischen Kloster der Mechitaristen auf der Insel San Lazzaro lebte zu jener Zeit ein in der Arzneikunde und manchem heimlichen Wissen wohlerfahrener Mönch, Namens Basilio. An diesen wandte sich Messer Alessio in seinem Unglück, und befragte ihn um seine aufrichtige Meinung, ob ihm irgend ein Mittel bekannt sey, den auf den Seinigen ruhenden, verderblichen Fluch zu lösen, oder ob auch er den Glauben hege, daß er nur durch den Tod des letzten Calvo gesühnt werden könne. Er bekannte ihm zugleich mit aufrichtiger Reue die Feindschaft, in welcher er mit seinem verstorbenen Bruder gelebt habe, den Frevel seiner stets mit strafwürdiger Nachsicht behandelten Söhne, und die Fehltritte der eigenen stürmischen Jugend.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, September.

(Schluß.)

Literatur.

„Der Schweiß fällt mir dick von der Stirne, aber kaum bin ich den Ex-Mönch los, so tritt ein eleganter junger Mensch von siebzehn Jahren ein; diese Plattköpfe mit seinen Manieren kann man nicht so leicht abspeisen. „Ich bin der Uebersetzer mehrerer französischen Stücke; von den letzten schon möchte ich diese drei zuerst geben. Sehen Sie, dieses hier ist Julia und Romeo von Soulié. Ich habe es spanisch eingerichtet und ihm den Titel Karl und Maria gegeben; ich leide keinen Gallizismus, selbst wenn ich ein Chef d'oeuvre übersetze." — So! Tomasa und Pato wäre noch spanischer gewesen. — „Wollen Sie, daß ich Ihnen etwas vorlese?" — „Wohl, aus dem fünften Akt; da sieht man gleich, wie weit die Leidenschaft geht." — „Hören Sie, Sie kennen ja die Situation: Maria, gen Himmel schauend: „Karl! höre einer Verblichenen letzten Laut" — „Halt! einer Erbleichenden vermuthlich?" — „Ich will Ihnen sagen: Verblichenen, per anticipationem, ist nachdrücklicher." — „Schon gut; lassen Sie mir das Manuscript, ich werde Sie empfehlen." — „Vielen Dank, das würde mich ein bischen animiren. Ich habe mich in verschiedenen Laufbahnen versucht und alle sind mir zuwider geworden, und zu Hause dringt man immer in mich, ich solle etwas arbeiten." — „Sehr wohl, übersetzen Sie rüstig fort, lassen Sie die Weiber nach dem Tode reden, und Ihren Schläfen wird es nicht fehlen an einem Kranze von — Knoblauchköpfen."

Viel mag an diesem launigten Ausbruche nicht übertrieben seyn, man bedenke nur, wie viele neue Komödien aufgeführt oder in die zwei Sammlungen Galeria dramatica und Repertorio dramatico aufgenommen werden, und dies sind nur die besseren. Interessant ist die Abtheilung der Galeria dramatica, welche dem alten spanischen Theater gewidmet ist, und so einen Theil desselben vom völligen Untergange rettet. Die ausgezeichnetsten dramatischen Schriftsteller sind, außer Gorostiza und Martinez de la Rosa (der eben eine neue Komödie für das Liceum schreibt), Antonio Gil de Zarate und Manuel Breton de los Herreros*; der Troubadour von Garcia Gutierrez, die Bienchen von Lemuel von Don Benitura de la Vega, Donna Menzua von Harzenbusch stehen in erster Linie; Josevh Gaveira Villalta, Gregorio Romero y Larragnaga, Ramon Campoamor, Jose Maria Riaz und Franz Diaz, nebst einigen andern, haben nicht verwerfliche Originale geliefert. In Cadix und Valenzia sind Trauerspiele aus der Nationalgeschichte gedichtet worden, aber zu dem ersten Range hat sich in der Provinz nur Principe aus Saragossa (jetzt auch in Madrid) mit seinem Don Juliano erhoben; nur Schade, daß die sieben Gemälde, aus denen dieses Trauerspiel besteht, ein Nationale oder Provinzialtypus zu werden drohen, denn so eben kündigt man eine Isabel de Baviera in sieben Gemälden in Saragossa an.

Auch in den spanisch-amerikanischen Freistaaten fängt man an, die Dichtkunst auszubilden. Die meisten Versuche sind schwache und sklavische Nachahmungen. Zwei Theaterstücke zeichnen sich jedoch durch die Regelmäßigkeit ihrer Form und die Korrektheit der Sprache aus, ein seltener Umstand in Ländern, wo eine Menge Provinzialausdrücke und fehlerhafte Sprecharten im Brauche sind. Diese zwei Stücke sind der Graf von Alarcos, von Don Jose Jacinto Milanes, und Guillermo, von Don Jose de Anduezga. Das erstere enthält schöne Verse und zarte Gedanken, doch ist die Handlung matt und die Sprache oft affektirt, Fehler, die in einem ersten Versuche nicht befremden dürfen. Der Wilhelm des Anduezga zeigt mehr Einbildungskraft, Leben und Gewandtheit, aber nicht so viel Originalität, auch ist die Versifikation nicht so korrekt und vieles stört als Plagiat. Vielleicht kann ich ein andermal Nachrichten über die amerikanische Lyrik geben; für jetzt will ich nur sagen, daß hier die Gedichtsammlung eines Amerikaners Namens Echavarria mit Beifall aufgenommen worden ist.

* Verfasser sehr vieler Schau- und Lustspiele. Sein „dicker Mann," el hombre gordo, wird jetzt von einem Schauspieler dargestellt, der bei kaum fünf Fuß Höhe 450 spanische Pfund wiegt und eben deswegen nichts anderes mehr thun kann, als vom Stadt zu Stadt den dicken Mann spielen. Hier ist nicht die Komödie für den Mann, sondern der Mann für die Komödie gemacht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 23. Oktober 1839.

Daß fürder Menſch nicht Menſchen knechten möge,
Geh, Feuer, du und trage ſeine Laſten,
Geh, Eiſen, du und wandle ſeine Wege.

Anaſt. Grün.

Wampfahrt.

Von D. L. B. Wolff.

(Schluß.)

5.

Da ſind wir am Ziel! — Wir ließen die Wolken,
Die Töchter des Aethers, — wir ließen die Vögel,
Die himmelanſtreifenden, weit hinter uns.
Wer gab uns die Flügel? — Der Geiſt.
Wie auch die Natur geheim ſich geſtalte
In ewigem Kreislauf, erzeugend, zerſtörend,
Gebärend, vernichtend — er zwingt ſie zur Knechtſchaft.
Ob auch dazwiſchen ſtehe der Tod
Und mit dem unermüdlichen Arm
Unabläſſig mähe die Saaten des Lebens,
Der Menſch führt ſtets des Gedankens Scepter,
Und der ſterbende Vater vererbt es dem Sohn.

O wenn er ſo die unkräftigen Mächte
Mit treffendem Auge, mit eiſerner Hand
Zu feſſeln vermag, ſo wend' er den Blick
Nie vom Höchſten des Lebens!
Das Gemeine der Erde ſoll er verſchmähn;
Nur der Sklave geſelle zum Thiere ſich gern! —

Wir ſind am Ende der Bahn.
Urplötzlich begrüßt uns die fremde Stadt,
Die zaubriſch vor uns aus dem Boden ſich hob,
Mit fremdartig klingender Sprache
Und fremden Sitten und fremden Bewohnern.
Die Genoſſen der Fahrt
Verſtreuen ſich wogend nach allen Seiten.
Die Tauſend, die ſonſt an der Scholle klebten,
Sie werden jetzt, wie von Geiſtern getragen,
Hineingeſtürzt in die Fluth der Bewegung;
Der Selbſtſucht Begier
Erſchloſſen ſich neue goldene Reiche,
Und ein Jeglicher drängt
Und ſtürmt zu erhaſchen die lockenden Schätze;
Doch er findet und faßt nur
Wieder die alten, zehrenden Sorgen,
Die alten Mühen und Aengſte des Daſeyns,
Das ihn heute umarmt, wie es geſtern gethan;
Denn er trug ſie mit ſich in der eignen Bruſt
Feſthaltendem Raum,
Der Jugend Geſpielen, des Alters Genoſſen.

Alle ſind ſchon fortgezogen,
Bloß ein Liebender verweilt noch,
Und er ſendet trübe Blicke,
Die den Horizont durchbohren,

Zu der theuren, fernen Heimath
Wo er noch vor wenig Stunden
Die Geliebte drückt' ans Herz
Unter heißen, bangen Thränen.
Arme Menschen! arme Liebe!
Sehnsucht und Erinn'rung konnten
Schritt vor Schritt die Scheidenden
Sonst begleiten auf dem Wege,
Ueberall mit ihnen weilen,
Ihnen folgen; — der Gedanke,
Möglich sey's, sie zu erreichen
Noch auf ihrem Pfad — wie trostreich! —
Jetzt! — Getrennt kaum, schon gerissen
Aus einander weite Meilen,
Heißer Tage lange Wand'rung —
Arme Liebe! arme Menschen!

Mit dämonischem Blick
Schaust du mich an,
Satirischer Freund,
Und sagst:
„Poet!
Jetzt stehst Du wieder mit deinen eigenen Füßen
Auf der alten geduldigen Erde,
Und mußt am Boden fortkriechen wie immer."

Recht hast Du — aber es ärgert mich nicht.
Ich schaue noch einmal
Nach dem schnaubenden Ungethum,
Das gelettet, keuchend, ermüdet,
Und dennoch tobend und wühlend im Innern,
Von seinem ruhigen Führer
Langsam gelenkt wird nach seiner Höhle.
Schweigend zeig' ich den Mann Dir,
Der zum Gedankenflug es gestachelt,
Aber mitten auf seinem Fluge
Plötzlich mit fester, gelassener Hand
Es, wie spielend, gelähmt hat,
Und das lernte, wie Du buchstabiren gelernt.

Die Calvi.

(Fortsetzung.)

Der Mönch erwiderte hierauf: „Ihr erzählt mir da entsetzliche Dinge, Herr! Euer Geschlecht hat schwer gesündigt, es hat sich ungeheurer Verbrechen gegen die göttlichen und menschlichen Gebote zu Schulden kommen lassen und somit die strengste Ahndung verwirkt. Die gerechte Strafe des Herrn ist nicht ausgeblieben und hat euch tief darniedergebeugt. Ob aber der Untergang eures sündigen Stamms beschlossen ist, ob es der Himmel an den euch auferlegten Buße bewenden und Ich von eurer Reue versöhnt läßt, vermag das schwache Geschöpf euch nicht zu verkünden. Gehet heim, vertraut eure Sache dem Herrn und lasset mich nachforschen, ob ich in meiner Kunst und Wissenschaft Trost und Hülfe finden möge."

Am folgenden Abend erschien der Pater Basilio im Hause des Messer Alessio Calvo und hieß diesen seine Söhne so wie alle noch übrigen männlichen Glieder des Geschlechts zusammenberufen: was er ihnen zu verkünden habe, gehe Alle an und müsse gemeinschaftlich berathen werden. Die Stammesgenossen waren schon längst versammelt und immer noch flogen die Blicke der ungeduldig Wartenden nach der Thür, ob nicht die Fehlenden bald eintreten würden. Als nun aber Herr Alessio als Aeltester der Familie erklärte, sie dursten auf keinen mehr rechnen, da erkannten die Ueberlebenden erst recht lebhaft, wie furchtbar der Tod ihre Reihen gelichtet habe, und Alle brachen in Thränen und Wehklagen aus, denn das ganze hochberühmte, einst so weit verzweigte Geschlecht bestand nur noch aus neun Männern.

Jetzt begann der Pater Basilio: „Ich habe nicht als Geistlicher zu euch zu reden, will somit auch der Vergangenheit nicht gedenken und es eurem Gewissen überlassen, in wie fern es euch Schuld gibt, den Tod auf so viele eurer Brüder herabgerufen zu haben, und wie ihr fortan durch Gebet und Buße eure Vergehungen sühnen mögt. Mir liegt es hier nur ob, euch mitzutheilen, was ihr zu thun habt, um dem gewissen Aussterben des Geschlechts vorzubeugen, euer aller Leben zu fristen. Die Schriften der Weisen und Naturkundigen aller Völker und Zeiten bestätigen, daß es oftmals den Geistern der Bösen und unbüßfertig Dahingeschiedenen gestattet werde, auf Erden zu wandeln, dem Satan zu dienen und Unheil und Verderben anzustiften. Die Einen bedienen sich der menschlichen Gestalt, vornehmlich der von schönen Weibsbildern, um unerfahrene Jünglinge anzulocken und ihr Herzblut auszusaugen; die Andern streifen bei nächtlicher Zeit durch die Häuser und tödten die Schlafenden durch giftigen Anhauch. Diese bösen Geister heißt man Vampyre, und werden von ihnen aller Orten gar furchtbare Dinge berichtet. Man will wissen, daß der erste an der Pest Verstorbene in seiner Heimath zu einem solchen Vampyr werde, wachend im Sarge liege und sein Leichentuch benage; eh er dieses aber nicht ganz verzehrt habe, sey auch ein Aufhören der Pest nicht zu erhoffen. Oftmals zieht das Scheusal bei Nacht durch die Gassen, zeichnet dem Tode die Häuser, wo er einkehren solle, mit grüngelben Flecken, ruft auch wohl die Opfer bei Namen und wedelt sie, wenn sie dem Rufe Gehör geben, mit

rothem Tuche an, worauf sie vergiftet niedersinken. So vermeldet die hungarische Chronica, daß in Temeswar ein vor der Stadt wohnender Schäfer, ein gottloser Gesell, zuerst an der Pest verstorben. Der sey dann als solch ein gräulicher Spuck umgegangen und habe die Einwohner bei Hunderten in das Grab gestürzt. Endlich habe der Rath den Befehl ertheilt, den Körper des Schäfers wieder aufzugraben. Obschon drei Wochen seit seinem Tode verstrichen, hat man ihn doch noch warm und roth im Sarge gefunden, worauf den Freimacht ihm einen spitzigen Pfahl durch das Herz gestoßen. Das Gespenst hat einen klägichen Schrei ausgestoßen, ist aber von Stund an wahrhaft todt gewesen, worauf auch das Sterben unplötzlich aufgehört. In unserer Stadt war Herr Mauro Calvo der erste Pesttodte. Ich sage es frei und unverholen: es war ein böser, harter Mann; er schied, ohne die heiligen Sterbsakramente empfangen zu haben, mit Haß im Herzen, mit Verwunschungen auf der Lippe. Somit hatte ich denn nach meiner vollen, gewissenhaften Ueberzeugung den verstorbenen Mauro Calvo für einen Vampyr. Einige Mitglieder seines Geschlechts haben sich unerhörter Vergehen gegen den Todten schuldig gemacht. Seine Rache hat bereits mehrere der Verbrecher ereilt, und sie wird auch die andern treffen. Er lebt noch im Grabe, und wird es so lange, bis er an dem Letzten von euch die Weissagung erfüllt hat: wie die Calvi schaudernd gewahr werden sollten, daß er zu früh gestorben sey. Hier gilt es, nunmehr dem teuflischen Scheinleben ein Ende zu machen, der verruchten Mordlust Einhalt zu thun. Euch, den Sippen, den nächsten Opfern liegt es ob, euch und eure Mitburger zu retten. Die Macht der Hölle und des blutdürstigen Vampyrs muß durch dessen Enthauptung gebrochen werden. Ein anderes Mittel aber kenne ich nicht. Entscheidet durch das Loos, wer der Vollstrecker seyn soll."

Auch die wildesten, trotzigsten Manner erschracken bei dieser Zumuthung. Stumm und blaß blickte Einer den Andern an; keiner wollte zuerst das Wort nehmen; jeder fühlte aber gar wohl, daß ihm nur die Wahl bleibe, das Ungeheure zu vollbringen, oder das Loos seiner Brüder zu theilen; denn die Sage von dem unheimlichen Treiben solcher Vampore war männiglich gar wohl bekannt. Mittlerweile hatte der Pater Basilio neun Papierstreifen geschnitten, das eine mit schwarzem Kreuz bezeichnet und die Loose in seinem Barett gemischt. Er hielt es Herrn Alessio zuerst vor. Mit einem verzweifelnden Blick gen Himmel griff dieser zu und entfaltete die Rolle — das Papier war weiß. Es zog ein Zweiter, ein Dritter — auch sie blieben von der blutigen Pflicht verschont. Das grausame Schicksal traf Marcantonio. Athmeten nun auch die Uebrigen frei auf, des furchtbaren Amts überhoben zu seyn, so war doch nicht Einer, welcher nicht den stillen, gutherzigen Jüngling bemitleidet und lieber einen andern als Vollstrecker gewunscht hatte. Das Papier entfiel Marcantonios Händen; er bedeckte sein erbleichendes Gesicht und stieß einen dumpfen Schrei aus. Seine Brüder drängten sich an ihn und versuchten ihm Muth einzusprechen. Er wehrte sie aber leise ab, schüttelte wehmuthig den Kopf und sprach: „Laßt ab mit Euern Trostworten; sie können das Unabänderliche nicht ändern, nicht mildern. Ich will nicht mit dem Geschicke hadern, daß es just mir die furchtbare That zumißt, ich will nur daran denken, daß ich sie zu euer aller Rettung unternehme. Der Himmel möge mir Kraft verleihen, das Gräßliche zu vollziehen. Ich bin bereit, sagt mir nur, was ich zu thun habe.

Der Pater Basilio nahm jetzt das Wort: „Jede Stunde Verzuges kann Einem oder dem Andern das Leben kosten. Was zu thun ist, möge gleich geschehen. So umgürte dich denn, mein Sohn, mit dem schärfsten Schwerte; laß uns Fackeln nehmen und in euer Erbbegräbniß unterhalb der Kirche des Franciscaner hinabsteigen. Ich will dir bei diesem ernsten Gange getreu zur Seite stehen." — Geleitet von dem Segen seines greisen Vaters und nur von einem Diener gefolgt, machte sich Marcantonio auf den Weg. Die Erde schien unter seinen Füßen zu schwanken, als er die unterirdische Halle betrat. Ohne den stützenden Arm des Mönchs wäre er zusammengesunken. „Sey ein Mann!" rief ihm dieser leise zu. „Eile, jede verfäumte Minute kann das Leben deines Vaters, deiner Brüder gefährden. Fort, schon die Luft ist vergiftet! Fort, sage ich dir! Kommt es dem Manne des Friedens zu, dir Muth einzusprechen?"

(Schluß folgt.)

Korrelponden;-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Projektmacherei.

Obschon Fourmier, der Erfinder des sogenannten Phalanstère, seit einigen Jahren gestorben, und aus seiner Anstalt, worin die Familien gesellschaftlich beisammen leben sollten, nichts geworden ist, so hat er doch eine nicht unbedeutende Menge von Anhängern hinterlassen, welche seine Ideen weiter ausbilden und von Zeit zu Zeit Plane, zum gemeinsamen Beisammenleben, zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Gewinnste entwerfen, und noch immer mit dem Gedanken umgehen, ein Phalanstère zu Stande zu bringen. Es kommt aber nicht zur That, oder wenn auch die und da ein Versuch gemacht worden ist, so geht die Anstalt schon in der Geburt zu Grunde, entweder weil sich die Stifter in ihren Berechnungen geirrt haben, oder weil es ihnen an nöthigem Gelde fehlt, ohne welches auch die schönsten Unternehmungen Gefahr laufen, zu scheitern. Aber Projekte

erscheinen noch immer fort. So hat kürzlich ein gewisser Harel eine Broschüre unter dem Titel Menage socialeaire herausgegeben, die zum Zwecke hat, den Junggesellen zu beweisen, wie gut sie sich dabei stehen würden, wenn ihrer 200 auf gemeinschaftliche Kosten beisammen wohnten und lebten, welche herrliche Bedienung und Bewirthung sie sich dann für etwa 1000 Franken verschaffen könnten, wogegen, wenn sie eins zein leben, das Dreifache kaum reicht. Die Anmehmlichkeiten der Geselligkeit bekämen sie mit in den Kauf. Die Anstalt müßte neben Paris liegen und einen großen Garten besitzen. Harel kennt nichts Gedeneres, als seine Menage socialeire; er vergißt aber, daß solche Menagen in andern Ländern bereits versucht worden sind, aber kein Glück gemacht haben. Zweihundert beisammen lebende und zum Theil mäßig gehende Hagestolze würden einander quälen, wäre es auch nur zum Zeitvertreib. Es würde in einer solchen Anstalt sehr oft Zank, vielleicht gar Schlägerei geben, und wer könnte hier die Polizei handhaben oder seine Autorität geltend machen? Ein Oberhaupt, sey es ein Direktor oder ein Verwalter, müßte nothwendig das Ganze leiten, er müßte Gesetze und Verordnungen vorschreiben, um Ruhe und Ordnung zu erhalten. Dann bekämen aber die Hagestolzen einen Herrn und verübren ihre Unabhängigkeit. Wer bürgt ihnen auch dafür, daß ein solcher Verwalter immer redlich handelt, nicht einen Theil des Geldes, welches zur Bestreitung der Kosten der Anstalt verwendet werden soll, in seinen Privatbeutel steckt, und den zweihundert Junggesellen ein bischen von den gemeinschaftlichen Bequemlichkeiten abzwackt? Die Harelsche Anstalt würde ein Kloster werden müssen, wenn sie nur irgend Bestand halten sollte, für Klöster zeigt sich aber bei den Franzosen keine Neigung mehr. Nicht viel besser als in Harels Menage socialeaire würde es wohl in Fourniers Phalansterdorfe zugehen, wenn es zu Stande käme. Zwar würden die Bewohner Oper und Ballet bekommen, wie ihnen der Erfinder versprochen hat; aber die Eintracht würde nicht lange dauern, denn wo die Menschen eng beisammen leben und gemeinschaftliche Interessen haben, entstehen Reibungen und Zwistigkeiten, besonders wenn sie Muße haben. Fournier will, sie sollen gemeinschaftlich arbeiten und den Gewinn theilen; aber dann würde sich wohl jeder auf den andern verlassen, und die Gewinnsucht, welche den Menschen anspornt, hätte keinen Reiz mehr. Wahrscheinlich würde man bald träge und gleichgültig gegen das Wohl der Anstalt werden, und lieber Abends in die Phalansterooper gehen, als sich den Tag hindurch auf dem Felde oder in der Werkstatt abquälen. Alles dieses sehen die gutmüthigen Fourrieraner nicht ein, und obschon ihnen das Beispiel der Saint-Simonisten bewiesen hat, wie solche Pläne zum Nutzen Einzelner ausgedenket werden und dann in Nichts zerfallen, so gehen sie doch immer noch mit Projekten zu Anlegung von Phalansterien um, und nach einer neulich in den Zeitungen erschienenen Ankündigung wollen sie in Bordeaux eine Zusammenkunft halten und diese Stadt zum Mittelpunkte ihres Wirkens und Treibens machen. Obgleich nun die Gascogne wegen der Projektmacherei berüchtigt ist, so werden sie es dort doch schwerlich weiter bringen, als in Paris. — Die Legitimisten, welche alles Uebel der Julirevolution zuschreiben, wie sie es zuvor Voltaire und Rousseau aufbürdeten, behaupten in ihren Tagesblättern, seit jener Revolution herrsche ein allgemeines Sittenverderbniß, die gesellschaftlichen Bande seyen gelöst, es gebe keine Treue, keine Rechtlichkeit mehr, und daher ihre man täglich von neuen Verbrechen, Lastern und Verrätereien. Freilich wird jetzt viel gestohlen, geraubt, betrogen, und leider auch mancher Mord begangen. Aber unter der Restauration sah es nicht viel besser aus, und in London, wo im Jahr 1830 keine Revolution stattfand, wird noch mehr gestohlen und geraubt als in Paris, weil die Stadt größer und weit mehr darin zu stehlen und zu rauben ist. Von Schurkereien übrer man jetzt freilich eine Menge Beispiele; leider aber wurden sogar unter dem ancien régime viele begangen, und zuweilen von Leuten, welche zu angesehenen Familien gehörten. Nur die Gegenstände, worin betrogen wird, haben sich geändert. Heutzutage sucht man vorzüglich durch Vorspiegelungen von allerhand glänzenden industriellen Unternehmungen die Augen des Publikums zu blenden, und beträgt die Leichtgläubigen, welche durch eine locend dargestellte Spekulation sich zu bereichern hoffen, um ihr Geld. Neulich kam vor dem Handelsgericht ein arger Prozeß vor, welcher sich schon aus der Restauration herschreibt, und sicher nicht der Julirevolution zur Last gelegt werden kann. Der Betrug dabei ist desto schändlicher, da man die damals beliebte Scheinheiligkeit angenommen hatte, um die Leute sicherer hinter's Licht zu führen. Im Jahr 1825 nämlich wollten Graf de Persan, ein St. Ludwigsritter, der, wie es scheint, bei Hofe gut angeschrieben war, und ein Chevalier Bernard, „unter dem Schutze des heiligen Ludwigs,“ Wohlthätigkeitswerkstätten anlegen, in welchen unentgeldlich viele hundert arme Kinder aufgenommen und als Lehrlinge acht Jahre von der zu stiftenden Handelsgesellschaft unterhalten und unterwiesen werden sollten. Ihre Arbeit sollte den Gewinn derjenigen ausmachen, welche an dem Wohlthätigkeitsvereine Antheil nehmen würden. In dem Endzwecke sollte ein Kapital von nicht weniger als 55.800.000 Franks aufgenommen werden, mittelst 75.000 Aktien zu 500 Franks, und 50 Aktien zu 10.000 Franks. So etwas Unerhörtes hatten die beiden Glücksritter ausgeheckt! Der eine hatte sich im Voraus 10 Aktien, der andere 20 zugetegt, die sie zu Gelde umsetzen wollten, was dem einen ein Sümmchen von 100,000 Franken, und dem andern das Doppelte einges bracht haben würde, als Belohnung für ihre herrliche Erfindung. Um das Ganze zu rednen, wurde ein Herr Destalis ladeo als Direktor und Kassirer mit einem Gehalte von 18,000 Franken angenommen. Von den Wohlthätigkeitswerkstätten kam nicht das Mindeste zu Stande. Aber der Chevalier Bernard hatte zu Gunsten einer Frau, die sich fälschlich für eine Marquisin de Baussenay ausgab, über drei Aktien zu 50,000 Franken verfügt, welche diese Intrigantin, die mit den beiden Glücksrittern im Einverständnisse war, an den Mann zu bringen suchte. Die Polizei kam dazwischen; der Graf de Persan fand Mittel, wie es scheint, sich aus der Sache zu ziehen; wahrscheinlich hatte er dazu seinen Kredit bei Hofe gebraucht; aber der Chevalier Bernard und die vorgebliche Marquisin wurden als Betrüger zum Gefängnisse und zur Wiedererstattung der eingegangenen Gelder verurtheilt. Wahrscheinlich war kein Geld mehr da, und neulich griff man vor Gerichte den Notar an, welcher die Aktien unterzeichnet und ausgeliefert hatte. Dieser aber erwiderte, er habe mit der Sache nichts weiter zu thun gehabt, als den Vertrag aufzusetzen und auszufertigen, und die Aktien den beiden Unternehmern und andern Personen auszuliefern. Eine Entscheidung ist noch nicht erfolgt. Vermuthlich werden die Leute, welche betrogen worden sind, nicht wieder zu ihrem Gelde kommen, und ein andermal werden sie nicht so leicht Aktien zu einer „unter dem Schutze des heiligen Ludwigs“ stehenden Unternehmung ankaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 24. Oktober 1839.

L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux.

Corneille.

Blätter der Erinnerung.

Von L. Rellstab.

(Mein persönliches Bekanntwerden mit Jean Paul.)

Zweiter Artikel.

Den Tag nach meinem zweiten Besuche bei Jean Paul brachte ich ganz einsam in Baireuth zu. Ich benützte ihn zu einem Spaziergang nach der Eremitage, einem Park, dem gleiche Reize dichterischer Weihe durch Jean Paul verliehen sind, wie dem von Fantaisie. Meine Seele war indessen so überwiegend mit dem Dichter selbst beschäftigt, daß der Gegenstand, dem er seine hohe Gabe verklärender Darstellung öfters gewidmet, mir wenig Erinnerungen zurückgelassen hat. Ich vermag jetzt nach siebzehn Jahren kaum noch eine dunkle Vorstellung von dem Park in mir zu erwecken. Ein ungleich lebhafteres Interesse erregte mir dagegen sogleich das Häuschen der Frau Rollwenzel, das mir durch den folgenden Tag vollends unvergeßlich werden sollte. Es ist ein unscheinbares Wirthshaus an der Straße von Baireuth nach Eremitage. Ich besuchte es, weil ich es als einen der Punkte kannte, wo Jean Paul öfters arbeitete, und weil mein Verwandter, Freund und literarischer Genosse, W. Häring (Willibald Alexis), welcher zwei Jahre zuvor, auf einer Universitätsreise, da Jean Paul gerade nicht in Baireuth anwesend war, dieses Haus als einen der heiligen Oerter daselbst besuchte, uns in einem ausführlich schildernden Briefe die originelle Gestalt der Frau Rollwenzel auf's Lebendigste vor Augen geführt, und ihre Erzählungen von Jean Paul, seinen Gewohnheiten, seinem Hunde, mit emsiger Treue wieder berichtet und dadurch den Antheil für sie in hohem Maße geweckt hatte. Jean Paul hatte von diesem Besuche durch die Frau Rollwenzel gehört, und sprach mir davon, weil er in Folge meines später an ihn gerichteten Briefes glaubte, ich selbst sey dort eingesprochen und habe so dringliche und sorgfältige Erkundigungen über ihn eingezogen. Der Ernst, ich möchte sagen die Huldigung, mit der mich Jean Pauls Nähe, das unmittelbare persönliche Verkehren mit diesem erhabenen Geist erfüllte, machte mich, was ich sonst nicht bin, blöde. Es kam mir vor, als habe ich kein Recht, heimlich Erkundigungen über den einzuziehen, dem ich schon selbst entgegengetreten war. Daher brachte ich die mancherlei Fragen, die ich an die Frau Rollwenzel richten wollte, nicht über die Zunge und begnügte mich, ihr ganz einfach häusliches Verkehren zu beobachten, während ich meinen Schoppen Wein trank. Gewiß bleibt es eine äußerst merkwürdige Erscheinung, daß diese einfache Frau, deren Bildungs- und Lebenskreise mit den Geschäften einer Gastwirthin an der Landstraße völlig abgeschlossen

waren, von einer so unbegrenzten Liebe und Verehrung zu einem Manne durchdrungen werden konnte, dessen geistige Bedeutung sie unmöglich zu fassen vermochte. Es kann nichts Anderes gewesen seyn, als die Macht des sittlichen Uebergewichts, welche sie in liebender Unterwürfigkeit an ihn bannte. Er war ihr, ist der Vergleich nicht zu kühn, wie Christus dem Volk; die Strahlen seines hohen Geistes berührten, wie von einem andern Gestirn her, ihr dunkles Innere, sie wurde von etwas Göttlichem erfüllt, ohne dessen Natur zu fassen. In der Ahnung seiner hehren Bedeutung, im Glauben, nicht im Erkennen und Begreifen lag das Geheimniß ihrer verehrenden Liebe. — Ich erhielt später, außer dem, was Jean Paul selbst später darüber äußerte, rührende Beweise davon.

Mittags kehrte ich nach Baireuth zurück. An der Wirthstafel sprachen einige Herren viel von Wunsiedel und seiner reizenden Lage. Man fragte mich, wie es mir dort gefallen habe. Ich erwiderte in einem Ton, der nicht viel Gewicht darauf legte: „es sey recht hübsch;" späterhin sollte ich erfahren, daß dieses arglose Wort mir übel gedeutet wurde. — Der Nachmittag war regnigt; ich machte einige Kreuz- und Querwege um die Stadt, ohne rechte Lust daran zu haben. Mein Sinn war auf das Verkehren mit Jean Paul gerichtet, und ich fühlte mich, wie neulich in Fantaisie, unmuthig und niedergeschlagen, daß ich, so in seiner Nähe, doch so in der Ferne bleiben mußte.

Im jugendlichen Alter gleicht die Verehrung eines hohen Geistes der Liebe; sie ist von derselben Unruhe, dem peinigenden Wechsel von Lust und Schmerz begleitet, ja es gesellt sich auch eine Art von Eifersucht dazu. Man geht an dem Hause des großen Mannes vorüber wie vor dem der Geliebten, in der Hoffnung, ihn am Fenster zu erblicken, oder ihm gar vielleicht in der Nähe seiner Wohnung zu begegnen. Ich durchstrich die Gassen Baireuths wohl zehnmal nach verschiedenen Richtungen, und immer wieder wählte ich den Weg so, um an Jean Pauls Hause vorbei zu kommen. Doch sah ich ihn nicht an diesem Tage, und ging endlich unmuthig nach Haus, ohne Kraft zum Arbeiten, Briefschreiben oder sonst etwas, das meine Stimmung geändert hatte. So verfiel ich, wie oft der Mensch in solchen halben Zuständen, auf das Müßigste und Verkehrteste, nämlich ich las einen der abgeschmacktesten Romane aus der Ritterperiode des Cramer und Spieß, den ich in der Wirthsstube gefunden, von vorn bis hinten durch, und freute mich nur, daß ich mit den Seiten auch die Minuten hinter mich bekam. Hier sah ich aber, wie man dem nächsten Zeitvertreib verfallen kann, denn das schale Interesse der Neugier hielt mich zuletzt fest; ich las noch Abends nach Tisch im Bett und hörte nicht eher auf, als bis ich auf der letzten Seite des saft- und geschmacklosen Produkts war. Natürlich konnte mich eine solche Tödtung der Zeit nur mit Verdruß und Widerwillen an mir selbst erfüllen, ohne daß ich den Muth aufgebracht hätte, mich herauszureißen. Wer hätte nicht solche Zustände an sich erlebt?

Wenig verdient hatte ich es wahrlich, und fühlte mich auch im Innern beschämt darüber, am andern Morgen durch die größte Freude überrascht zu werden. Träg von der halbdurchwachten Nacht, lag ich noch im Bett, als es um sieben Uhr an meine Thür pochte und der Kellner mir ein Billet brachte. Die Worte: „Ein Brief von Herrn Legationsrath Richter" hatten eine elektrische Wirkung auf Körper und Geist, ich sprang rasch auf und öffnete mit freudiger Hast das Briefchen (ich besitze es noch), welches so lautete:

Baireuth, den 28sten August 1821.

„Da ich noch so viel mit Ihnen zu sprechen wünsche und doch übermorgen meine lange Reise antrete, so würden Sie mir nach der langen Ihrigen einen Gefallen mit einer halbstündigen erweisen, wenn Sie diesen Abend gegen drei oder vier Uhr bei der Frau Rollwenzel (ein auf der Wegmitte nach Eremitage gelegenes Gasthäuschen, wo ich diesen Vormittag schreibe) einsprechen wollten. Wir hätten dann dort und unterwegs Zeit und Raum zu jedem Wort.

J. P. Friedrich Richter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Calvi.

(Schluß.)

Der Pater Basilio riß Marcantonio durch die schmale Gasse der neben einander gereihten Särge mit sich fort. Die lezten Wochen hatten die ohnehin beschränkten Räume entsetzlich verengt. Der röthliche Schimmer der Fackel flog zitternd über die modertropfenden Wände, an denen menschliches Gebein auf schauerliche Weise zu Festons verschränkt war. In den Nischen ruhten über einander gethürmte Todtenschädel. Die späteren Särge waren in wilder Unordnung zusammengerückt und über einander gesezt, die untern, morschen waren unter der Last gebrochen. Die furchtbare Zeit hatte den Tod der ihn sonst umgebenden feierlichen Würde entkleidet, und nun zeigte sich dieser in seiner widerwärtigsten Blöße. Marcantonio wollte die Ruhestätte seiner Mutter, seiner Geschwister aufsuchen. Der Mönch trieb dagegen mit ängstlicher Hast zur Eil, deutete schweigend auf einen einsam im Winkel

ſtehenden Bleiſarg und gab dem begleitenden Diener das Zeichen, deſſen Deckel zu lüften. Lange Zeit mühte der Knecht ſich vergeblich, das Sprengeiſen in die Fugen zu bohren, um die Truhe aufzuſperren. Eine von innen dawiderſtrebende Macht ſchien ſeinen Anſtrengungen zu ſpotten. Nur den vereinten Anſtrengungen der drei gelang es, den Sarg zu ſprengen.

Mit geballten Fäuſten, mit weit offenen, ſtieren Augen lag die Leiche des greiſen Mauro Calvo auf den Kiſſen; ein abſcheuliches Grinſen ſchien den verzerrten Mund zu beleben. Es war ein furchtbarer Anblick, bei welchem den Zuſchauern das Blut in den Adern gerann. „Das Schwert aus der Scheide!“ ſchrie der Mönch, „nicht gezaudert! Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Er iſt wahrhaftig ein Vampyr! Zugehauen — ſonſt iſt's um dich und uns geſchehen!“ — Mit der Wuth der Verzweiflung führte Marcantonio einen raſenden Streich gegen den Sarg und fiel ohnmächtig zu Boden.

Mehrere Wochen waren vergangen, als der junge Mann zum erſten Mal vom Krankenlager, auf welches ihn die Schrecken jener Nacht geworfen hatten, erſtand. Er ſaß auf dem Söller der Caſa Calvo im Schatten der Myrthen und Orangenbäume, und blickte ſtillſinnend auf das bunte Treiben des Canalazzo, auf die ſchnell vorübergleitenden Gondeln, auf die vor Luſt jauchzende Menge. Die Wuth der Peſt war durch Enthauptung des Vampyrs gebrochen worden; nach wenigen Tagen war die Krankheit erloſchen. Durfte Marcantonio nun auch das Bewußtſeyn hegen, wie er durch ſeine kühne That der Wohlthäter ſeiner Mitbürger geworden ſey, ſo fühlte er dennoch nicht minder klar, daß die Erinnerung an jene entſetzliche Nacht ihm fortan einer düſtern Wolke gleich nachziehen werde, und daß der Farbenglanz des Lebens für ihn ein für allemal erloſchen ſey. Indem er ſo trüben Betrachtungen nachhing, ward ihm ein Brief überbracht. Er war von Claudia, der todtgeglaubten.

Sie ſchrieb: „Wenige Tage, nachdem die Peſt in Venedig ausgebrochen war, legte eine Gondel bei unſerer Kloſterinſel an. Eine hohe, edle Frau in Trauerkleidern ſtieg an's Land und verlangte, zur Priorin geführt zu werden. Bald darauf ward ich zu dieſer gerufen und der Fremden vorgeſtellt. Dieſe umarmte mich unter einem Strom von Thränen und gab ſich mir als meine Mutter zu erkennen; zu gleicher Zeit unterrichtete ſie mich aber auch, daß ich keinen Vater mehr habe, indem dieſer ein Opfer der Peſt geworden ſey. Sie führte mich mit ſich nach Venedig, wo wir in tiefſter Verborgenheit lebten. Mehr noch als die verhängnißvolle Zeit zwang uns der Haß der mächtigen Familie meines Vaters, welche mit dem Verſtorbenen in offener Feindſchaft gelebt hatte, zu dieſer Zurückgezogenheit. Um den verhaßten Erben ſeine Güter zu entziehen, hatte er ſich mit der Tochter eines edlen, aber verarmten Hauſes vermählt — heimlich, um durch einen unerwarteten Erbfolger die Hoffnungen ſeiner Feinde um ſo grauſamer täuſchen zu dürfen. Ich blieb der einzige Sprößling dieſer Ehe. — Mittlerweile betrieb es meine Mutter im Geheimen, daß ihre Ehe als gültig anerkannt, und ich in meine Rechte eingeſetzt werde. Erſt wenn das Gericht zu meinen Gunſten entſchieden, ſollte ich des Vaters Namen erfahren, und zugleich mit allem Glanz der reichen Erbin aus der Dunkelheit hervortreten. Da ſtürzte meine Mutter vor einigen Tagen in entſetzlicher Gemüthsbewegung in mein Zimmer, und ich erfuhr aus ihrem Munde, daß der unmenſchliche Haß der Sippen ihres Gatten dieſen noch über das Grab hinaus verfolge, daß einer ſeiner Neffen Hand an die Leiche gelegt und die blutigſte Gräuelthat begangen habe. Die Verzweiflung entriß meiner Mutter ihr Geheimniß. Mein Vater war Mauro Calvo — der Leichenſchänder ſeyd Ihr! Morgen nehme ich den Schleier. Ich darf nicht ſagen: lebt wohl!

Als unter dem Geläut der Kloſterglocken von Santa Catterina die Locken der unglücklichen Claudia fielen, als ſie mit dem Bahrtuche bedeckt wurde, zum Zeichen, daß ſie für die Welt geſtorben ſey, ſegelte ihr unglücklicherer Liebhaber an den Kloſtermauern vorüber, um in Malamocco die Brigantine zu beſteigen, die ihn nach Rhodus abführen ſollte. Dort angelangt, nahm er das Kreuz, und ward wenige Monate darauf beim Entern einer mauriſchen Felucke erſtochen.

Fiel nun auch das Vermögen des alten Mauro unverkürzt an ſeinen Bruder und deſſen Kinder, ſo ſchien doch ein Unſegen auf dem Erbtheil zu ruhen. Durch Unglücksfälle aller Art, mehr aber noch durch eigene Schuld, ſank das Geſchlecht der Calvi von Jahr zu Jahr und ging zuletzt in Armuth und Elend unter. Der letzte friſtete ſein Leben als Bettler auf den Marmorſtufen der Caſa Calvo. An einem harten Wintermorgen fand man ſeine abgezehrte Leiche auf der Schwelle des Palaſtes ſeiner Ahnherrn.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortſetzung.)

Van Amburgh. Théâtre français. Opéra comique.

Van Amburghs wilde Beſtien ſind noch immer von allen Pariſer Schauſpielern diejenigen, welche jezt den größten Beifall ernten und das meiſte Geld in die Kaſſe bringen. Seitdem dieſe grimmige Truppe auftritt, braucht der Direktor des Porte St. Martintheaters keine andern Schauſpieler.

Löwen, Tiger und Leoparden sind im ausschließlichen Besitze des Theaters und der öffentlichen Gunst. Ihr Spiel, freis sich das gewagteste und geschrieckte von allen (wenigstens für den einzigen menschlichen Schauspieler dabei), entzückt die Zuschauer so sehr, daß keine Dichtung eine solche Wirkung hervorbringen. Ein Tageblatt bemerkt mit einiger Nies dergeschlagenheit, der Schauspieler Bocage, in dem Stücke „Tour de Nesle," Mad. Dorval in „Chatterton," Dmlle. Marš in „Mademoiselle de Belle-isle," Dmlle. Rachel im Trauerspiele „Andromaque" haben nie einen ähnlichen Enthusiasmus erregt. „Arme Schauspieler und Schauspielerinnen! ruft der Verfasser aus; gebt euch alle Mühe, um die Kunst in ihren tiefsten Geheimnissen zu ergründen, bietet alle eure Einsicht auf, um eine Rolle zu fassen, opfert eure Jugend, um des Beifalls des Publikums würdig zu werden, und bringt es nach zwanzig mühsamen und oft qualvollen Jahren dahin, einen wohlverdienten Ruhm zu erwerben. Wozu dient euch alles dieses! Ein indischer Gaukelspieler, ein spanischer Tänzer, ein amerikanischer Thierzähmer erscheint, und sogleich verläßt euch das undankbare Publikum, läuft zu dem ungewohnten Schauspiele hin und ist darüber weit mehr entzückt, als über alle Beweise eurer Kunst. Was braucht es mehr, um euch den Beifall des Publikums und die sogenannte Volksgunst zu verleiden?" So schlimm ist die Sache jedoch nicht. Freilich will ganz Paris Van Amburgh sich mit seinen Löwen und Tigern balgen sehen. Es ist aber auch ein Schauspiel, einzig in seiner Art. Es liegt etwas Großartiges in dem Gedanken, daß ein Mensch es hat dahin bringen können, die schrecklichsten Bestien der Wüste zu Schauspielern abzurichten; man kann sich kaum überreden, daß Löwen hier so zahm sind, wie man es kaum von Hunden und andern Hausthieren erwarten kann. Hier zeigt sich glänzend der Sieg des menschlichen Verstandes über die Thierheit. Van Amburgh steht da wie ein Zauberer in Mitten der fürchterlichsten Feinde, die er in demüthige Sklaven, in freundliche Wesen umgewandelt hat. Die ganze Natur scheint einem Manne zu gehorchen, mit welchem Tiger spielen und welchen Löwen liebkosen. Die Schauspieler erstaunen so gut wie die Zuschauer, und können es dem Publikum nicht zum Vorwurfe machen, daß es über einer so unerhörten Darstellung andere Schauspiele vernachlässigt. Indessen bleiben doch auch diese nicht unbesucht. Das Théâtre français sieht sich freilich in dem Punkte gehemmt, den es seit dem Auftreten der Dmlle. Rachel genommen hatte. Das arme Mädchen hat man so oft spielen lassen, und ihre Eltern haben es so angestrengt gefunden, durch sie sich in Wohlstand zu versetzen, daß sie nun ganz erschöpft ist, und auf Anrathen der Aerzte den Winter hindurch, und vielleicht auf noch länger, wird aussruhen müssen. Das hätte die Theaterdirektion sowohl als die Rachel'sche Familie vorhersehen können. Aber alle waren vom Mammon geblendet, den das außerordentliche Mädchen in die Theaterkasse und in den Haushalt brachte; alle verlangten noch mehr, und dem Publikum war es auch recht, daß es die beliebte Künstlerin so oft auftreten sah. Jetzt ist die Quelle auf einmal versiegt; das Tragische muß bei Seite gelegt werden, weil keine Schauspielerin Dmlle. Rachel ersetzen kann, und die Theaterdirektion sucht ihr Heil in alten und neuen Lustspielen, wobei sie sich noch glücklich schätzen muß, die 60jährige Mars zu besitzen. Wenn diese abginge, so weiß ich wahrlich nicht, was der Direktor anfangen würde. Ueber diesen Direktor, sowie über die ganze innere Verwaltung jenes Theaters, welches bekanntlich die sogenannten acteurs sociétaires in ihrem Comité selbst administriren, wird oft in den Tageblättern geklagt, und man unterhält das Publikum sorgfältig mit den ewigen kleinen Zwistigkeiten unter den Hauptschauspielern. Dies ist jedoch nichts Neues, und hat außer Paris auch gar kein Interesse. Sehr thätig ist die komische Oper, für welche man nun an der Stelle des abgebrannten italienischen Theaters einen neuen und schönen Saal baut, der schon im künftigen Frühjahr fertig werden soll. Fast alle vierzehn Tage gibt sie eine neue Operette. Jetzt führt sie fast täglich ein neues Adamsches Stück auf: La Reine d'un jour, wozu der unerschöpfliche Scribe den heitern Text geschrieben hat. Diesem Dichter scheint das Dramatisiren nicht schwerer zu werden, als einem andern das Reden oder Schlafen. Jede Anekdote, welche er liest oder hört, gestaltet sich bei ihm sogleich zu einem Vaudeville, einer Operette oder gar zu einem Ballette; die Theater wollen nur von ihm Texte, denn er allein ist des Beifalls des Publikums sicher, und weiß sich stets nach dem Geschmack der Pariser zu fügen. Es hat wohl nie einen dramatischen Schriftsteller gegeben, welcher so lange und so beständig mit glänzendem Erfolge gearbeitet hat. Die Operntexte besonders gelingen ihm vortrefflich. Genau besehen, enthalten sie eine Menge unwahrscheinlicher Züge; allein sie sind alle unterhaltend und geistreich, und wenn der Tonkünstler so geschickt ist als er, und den Geschmack des Publikums so gut zu treffen versteht, so erlebt das Stück hundert Vorstellungen nacheinander. Der Reine d'un jour scheint dieses Glück, woran Scribe längst gewöhnt ist, ebenfalls vorbehalten, und Adam, der nun in Aubers Fußstapfen tritt, sowohl was die Leichtigkeit des Componirens, als die Popularität betrifft, wird wahrscheinlich eben so glücklich mit der Königin eines Tages seyn, als er es mit seinem Postillon de Longjumeau war, welcher ganz Europa durchzogen hat und in Paris wohl 150mal aufgeführt worden ist, auch von Zeit zu Zeit noch mit Vergnügen gesehen wird. In dem neuen Stücke ist ein Sänger Namens Masset aufgetreten, welcher früher Musiker im Orchester war. Einige Tonkünstler hatten seine schöne Stimme bemerkt und ihn aufgefordert, dieselbe auszubilden; dies hat er gethan, und sein Gesang ist mit Beifall aufgenommen worden. Als Schauspieler hat er noch zu lernen, aber als Sänger ist er dem mit guten Sängern eben nicht reichlich versehenen Theater eine willkommene Erscheinung. Ein üblicher Wetteifer beseelt das Théâtre de la Renaissance, seit es mit der französischen Bearbeitung der Donizettischen Oper Lucia di Lammermoor einigen Beifall eingeerntet hat. Es kündigt beinahe ein Dutzend neue Opern an, welche es künftigen Winter geben will, neben den vielen Schau- und Lustspielen, welche von ausgezeichneten Schriftstellern für diese Bühne eigens geschrieben werden sollen. Einige dieser Schriftsteller, welche sich durch ihre Aufsätze in Tageblättern und Zeitschriften einen gewissen Ruhm erworben haben und zu den beliebten Modeschriftstellern gehören, wollen auf dieser Bühne zuerst ihr dramatisches Talent versuchen. Hier wird also ein Tummelplatz für angehende Dramatiker entstehen; was dem Théâtre de la Renaissance einen besondern Reiz geben kann. Das neue Theater ist bis jetzt mit seinen vielen dramatischen Versuchen nicht sehr glücklich gewesen; nur wenige haben sich halten können. Die Stücke erscheinen und verschwinden, wie in einem Guckkasten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 25. Oktober 1839.

Der Hohlweg senkt sich tiefer;
Durch Felsenlücken blickt
Des Klosters dunkler Schiefer,
Mit weißem Kreuz geschmückt.

Matthisson.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung v. Nr. 146.)

Die große Karthause. — Franz von Sales. — Bernhard von Menthon.

Wir entschlossen uns in Aix, einen Ausflug nach der berühmten großen Karthause zu machen. — Bis zum Flecken Saint Laurent kann man zu Wagen gelangen; von da an muß man Maulthiere besteigen oder zu Fuß gehen; wir wählten Letzteres. — Saint Laurent liegt recht malerisch am Fuß von Gebirgen, die sich in gerader Felswand weit über den Ort erheben und in einiger Entfernung Festungswerken gleichen. Nicht weit davon liegt der Weiler Fourvoiries noch anmuthiger und malerischer. Bald treten nun die Berge mächtig vor und scheinen alles Weitergehen unmöglich zu machen. Endlich zeigt sich ein enger, gewölbter Durchgang. Durch diesen tritt man in diese Wüste, wo der Weg gleich enger wird und die nahe zusammentretenden Berge so überragen, daß nur noch ein kleines Stückchen vom Himmel sichtbar bleibt. Der Weg ist fast durchaus in den Felsen gehauen, an manchen Stellen aber mußte von ganz unten herauf eine breite Mauer aufgeführt werden, um den Weg zu tragen. An den gefährlichsten Stellen sind Felsblöcke an den Rand des Abgrunds gelegt, um als Geländer zu dienen; hie und da ist der in den Felsen gehauene Weg nur ein niedriges Gewölbe, wo die Reiter sich bücken müssen, um nicht anzustoßen und hängen zu bleiben.

Eine Stunde von Saint Laurent geht der Weg über eine steinerne Brücke und verändert nun ganz seine Richtung, denn der Guiers, den man bisher zur Linken hatte, fließt nun rechts. Weiter hinauf kamen wir zur zweiten Pforte an einem obeliskenartigen Felsen, der unten zugehauen worden ist, um zwischen ihm und der Hauptwand den Weg durchzuführen, den ein klosterartiges Thor öffnet. Dieser Felsenobelisk erinnerte mich sehr an die Petits-Mulets des Montblancs; nur ist er spitziger und malerischer durch einige Tannen, die oben stehen und wie ein Federbusch aussehen. Hie und da haben Pilger oder Einsiedler Kreuze in den Stein gegraben. Von nun an entfernt sich der Weg immer mehr vom Guiers und zieht sich steil im Zick-Zack die hohen Bergwände hinauf. Das unten so furchtbare Toben des Waldstroms wird immer leiser und hört bald ganz auf. Dann herrscht in dieser rauhen Einsamkeit tiefe Stille, nur manchmal durch das Geschrei eines Adlers oder Geiers unterbrochen. Nach zwei guten Stunden gewahrten wir endlich rechts die Karthause, die durch ihre großen und weitläuftigen Gebäude eher einer Stadt in der Wüste, denn einem Kloster gleicht. Man empfindet hier

daſſelbe wie auf dem großen St. Bernhard, wo einen auch die mächtigen Gebäude nach ſo langem Wandern durch Wüſten und auf ſo einſamer Höhe wunderbar anſprechen. Nur iſt der Geſammteindruck der Karthauſe offener und freundlicher als der des St. Bernhardshoſpizes, denn ſie hat eine Menge heiterer Pavillons, Thürme und größere Fenſter, während die gewaltig düſtere Maſſe des Hoſpizes eher einer Feſtung gleicht. Auch die Gegend iſt hier noch viel freundlicher, denn vor dem Kloſter ſtehen Gruppen von Laubbäumen und alle Höhen umher haben wenigſtens das Grün des Nadelholzes, das nur ganz oben von Felſen überragt iſt. Auf dem St. Bernhard erfreut einen kein Baum, und Alles iſt Fels. Dies iſt freilich ſehr natürlich: die Karthauſe liegt 3136′ über der mittelländiſchen Meeresfläche, das St. Bernhardshoſpiz mehr als das Doppelte.

Die letzte Karthauſe, die ich geſehen, war die von Camaldoli bei Neapel, wo das trunkene Auge mit einem Blick den ſchönſten Theil des Campanerlandes mit der Hauptſtadt, den Veſuv, den St. Angelo mit den Golfen von Neapel, von Salern und von Bajä nebſt den reizenden Inſeln Capri, Procida, Niſida und Jſchia umfaßt, auf dem tyrrheniſchen Meer hingleitet und ſolcher wollüſtigen Herrlichkeit nicht ſatt werden kann. Daran darf man hier, eingezwängt zwiſchen Tannenwäldern und überragenden Bergen, nicht denken. Alles iſt ernſt, düſter und nach Jnnen kehrend. Alle ſüßen und farbigen Erinnerungen aus dem Leben haben hier keinen Anklang.

Als wir bei dem Thor der Karthauſe ankamen, wo die Frauenzimmer zurückbleiben müſſen, fanden wir einen Haufen Leute, die eifrig redeten, zankten und lachten über einen allerdings ſehr komiſchen Umſtand, deſſen Einzelnheiten hier nicht angeführt werden können und uns auch vor unſern Frauenzimmern in bedeutende Verlegenheit brachten. Einige Stunden vor uns war eine engliſche Familie hier angekommen, der Mann, ſeine Frau und Schwägerin. Sie waren bis an die äußerſte Kloſterpforte gelangt; die Frauen hatten hier zurückbleiben müſſen, während Herr D. vom Pförtner in's Kloſter geführt wurde. Dieſer Herr D. war nun eine gar ſonderbare Erſcheinung: klein, ſchlank, mit zarten Händen und Füßen, bleich, ohne allen Bart, mit geſcheitelten Haaren und einem dünnen Stimmchen ſah er auf ein Haar aus wie ein Frauenzimmer, was durch ſeine Kleidung — eine lange, eng anliegende und gegürtete Blouſe mit Schuhen — noch auffallender wurde. Auch hatte ihn kaum im Jnnern des Kloſters der Pater Schaffner (Clavendier) geſehen, ſo drang er, ungeachtet alles britaniſchen Proteſtirens, auf deſſen Entfernung, weil ihm Aeußeres und Kleidung die feſte Ueberzeugung gegeben, er ſey nur ein ſchlechtverkleidetes Frauenzimmer. Herr D. mußte wieder zum Kloſter hinaus, ohne es geſehen zu haben.

Darüber war nun vor der Kloſterpforte der lächerlichſte Streit zwiſchen den Parteien entſtanden; Madame D. und ihre Schwägerin mochten ſich verſichernd hinein, und der Jnſulpat wiederholte in ſchlechtem Franzöſiſch, er ſey nicht nur ein Mann, ſondern ſogar Lieutenant in einem Regiment Sr. Majeſtät der Königin von England. Es war ein Glück, daß ſeine quäkende Sprache ſo höchſt komiſch klang; dadurch wurde es unſern Damen möglich, ihrem Jang und mühſam verhaltenen Lachen Luft zu machen.

Man tritt zuerſt in den weiten Hof vor der Hauptfaçade des Kloſters in einfach edler Architektur, aus Quaderſteinen, mit Schiefer gedeckt. Das Gebäude gleicht wahrhaftig mehr einem fürſtlichen Schloß denn einer Karthauſe, in der nur Buße und Kaſteiung herrſchen ſollen. Dies berühmte Kloſter beſteht aus zwei Gebäuden, die zuſammen ein großes längliches Viereck bilden. Das eine iſt ungefähr 900′ lang und 300′ breit. Eine lange Galerie führt auf einer Seite zu den Wohnungen der Großoffizianten des Ordens. Der General wohnt an der äußerſten Galerie, links ſind Küche und Refektorium. Die Kirche ſteht in der Mitte ſämmtlicher Gebäude. Jm erſten Stockwerk iſt der Kapitelſaal und die Wohnungen für die fremden Prioren, wenn ſie zum Generalkapitel des Ordens hieher berufen wurden. Das zweite Gebäude iſt noch größer, denn es iſt 1200′ lang und 300′ breit. Es bildet das eigentliche Kloſter mit vier-und-fünfzig kleinen Häuſern oder Zellen der Mönche, die an der Mauer ſtehen. Dies Kloſtergebäude hat drei parallel laufende Höfe. Der Gottesacker liegt in der Mitte. Kleine Arkaden mit in Blei gefaßten Glasſcheiben geben dieſen langen Corridors etwas Licht, und nicht ohne ergriffen zu werden, kann man durch ſie ſchreiten. Nur Ems unterbricht dieſe Todtenſtille; das freundliche Plätſchern laufender Brunnen, deren Waſſer eiskalt iſt und zum Gebrauch der Mönche dient.

(Fortſetzung folgt.)

Blätter der Erinnerung.

(Fortſetzung.)

Ich war umgeſchaffen durch dieſe Zeilen; das größte Glück lag vor mir wie ein heiterer Himmel, ein ſonniger Tag. Auch dieſer geſellte ſich dazu, und der ſchönſte Auguſtmorgen ſollte das ſeinige zu meiner überglücklichen Stimmung beitragen. Daß ich jetzt vor Unruhe nicht ſchreiben oder arbeiten mochte, vergab ich mir leicht. Ich kleidete mich raſch an, um in's Freie zu gehen. Da erklangen fröhliche kriegeriſche Töne in der Straße; es war die Schützengilde von Baireuth, welche heranzog. Jch lehnte

mich in's Fenster und sah der marschirenden stattlichen Compagnie entgegen, der, wie dies in kleinen Städten zu seyn pflegt, auf beiden Seiten der Straße eine muntere Schaar von Knaben und Mädchen voranzog, immer halb mit den Köpfen rückwärts nach dem festlichen Schauspiel gewandt. Plötzlich rief aus der bewegten Menge eine Stimme zu mir herauf. „Guten Morgen!" Es war Jean Paul, der mitten unter der fröhlichen Jugend vorüberzog. Er hatte einen gelbbraunen Ueberrock an, einen schwarzen Strohhut auf und trug eine Art von Reisetasche über den Schultern, in der er seine Manuscripte bewahrte. Sein treuer, gelehriger Pudel, Ponto, von dem ich noch später zu erzählen habe, sprang neben ihm her. Dieses „guten Morgen" tönte mir freudiger bewegend in's Ohr, als der feische Kriegsmarsch der Schützen; ich erwiderte es heiter grüßend zwei, drei Mal. Halb umgewandt rief mir Jean Paul noch zu: „Nun heut Nachmittag sehen wir uns!" und zog dann mit der Menge weiter, bald durch diese und den militärischen Zug meinem Nachschauen entrückt.

Endlich hatten wir abgegessen und ich machte mich auf die Wanderung. Im Billet stand drei oder vier Uhr; ich wählte, um nicht durch den frühesten Termin zu dringend, durch den spätesten säumig zu erscheinen, die Mitte, und stand mit dem Schlag halb vier Uhr in der Thür der Gasthäuschens der Frau Rollwenzel. Diese selbst fragte ich nach dem Legationsrath Richter. „Sind Sie der Herr, den der Herr Legationsrath erwartet?" erwiderte die Frau. „Sie kommen schon zu spät," setzte sie mit der Stimme und dem Ton hinzu, wodurch man Jemanden ausdrückt, daß er sehr gefehlt habe; „der Herr Legationsrath hat schon zweimal nach Ihnen gefragt." Dieser Tadel beunruhigte mich nicht, denn ich hielt mich, militärisch gewöhnt, an meine Ordre; im Gegentheil erfreute er mich, weil so viel richtiges Verständniß der Frau darin lag, die es als eine große Verletzung der Ehrerbietung gegen einen solchen Mann wie Jean Paul betrachtete, daß man ihn habe warten lassen. Es wurde mir darauf das Zimmer geöffnet, in dem Jean Paul geschrieben, aber seine Arbeiten schon zusammengepackt hatte, und er trat mir mit dem Manuscript einer von mir gedichteten Oper, Dido, in der Hand entgegen. Nach freundlichem Gruß begann er: „Ich habe dies Werk bisher nur flüchtig angesehen, aber jetzt im Hinausgehen es aufmerksam ganz durchgelesen, und finde nun, daß es Ihr bestes ist."

Das Herz pochte mir freudig bei diesem Eingang. In der That bin ich noch jetzt, nachdem ich eine große Anzahl von Bänden dem Druck übergeben habe (damals noch kein Blatt), die sich zum Theil die Gunst der Leser und öffentlicher Urtheile erworben, nicht unzufrieden mit dieser Dichtung, die, so wenig wie die an außerordentlichen Schönheiten reiche Composition Bernhard Kleins, kein Glück im Publikum machte. Durch Adel der Sprache, musikalische Behandlung des Stoffs, einfache Gruppirung der Scenen, folgerechte Entwickelung der Ereignisse glaube ich darin geleistet zu haben, was man von der antiken Oper fordern darf; nur daß diese ganze Gattung schon damals dem Publikum völlig entfremdet war, und es jetzt noch viel mehr ist, wo sogar Gluck mit den großartigen dramatischen Stoffen, denen er seine hohe Muse geweiht, die Zahl derer, die ihn verehren, täglich abnehmen sieht, weil die, welche ihn verstehen, immer seltener werden. Als ich die Oper Dido für Bernhard Klein schrieb, hatte ich eine ideale Welt vor mir, ohne die reale zu kennen; und hätte ich sie gekannt, so würde ich ihr mit jugendlicher Heftigkeit Trotz geboten haben, statt mich ihren Forderungen zu bequemen. Sonst hätte ich (wie ich es jetzt wohl zu verstehen mich rühmen darf, das Urtheil der Menge einigermaßen richtig voraus zu wägen) eben so sicher gewußt, daß sie sich an solchem Werk nicht erheben oder erwärmen würde, wie ich über den Werth, den dasselbe in dem einsichtigen Urtheil haben dürfte, nicht in Zweifel war *, und noch heut nicht bin. — Doch zwischen der Anerkennung derer, mit denen wir uns geistig gleichstellen oder gar über sie setzen zu dürfen glauben, und der eines Mannes, der uns als Vorbild des höchsten Erreichbaren in der Dichtkunst gilt, ist ein Unterschied. Auf jene machen wir Ansprüche, diese betrachten wir als einen Sonnenstrahl höherer Gunst, als eine Würdigung und Erhebung, die uns nur die Verpflichtung auflegt, mit verdoppelten Kräften zu verdienen, was man uns als ein überreiches Geschenk spendet. So wirkte die Anerkennung Jean Pauls auf mich.

(Fortsetzung folgt.)

* Erst wenige Wochen zuvor hatte mich in Dresden Maria von Webers vollwichtige Zustimmung in meinem Recht bestätigt. (Vergl. den näheren Bericht darüber in der Schilderung meiner Bekanntschaft mit demselben in meinen vermischten Schriften, Berlin bei Dunker und Humblot.)

Nicht hier!

Noch Knabe, sprang ich durch die Wiesen hin;
Rings schwärmten bunte, bunte Schmetterlinge.
Da dacht' ich wohl in meinem Kindersinn:
Beglückt, wer solchen gold'gen Vogel finge;
Greif dir den gelben, nein, den rothen dort —
Nicht doch, der veilchenblaue ist mir lieber;
Noch eh' ich zugriff, war der gelbe fort,
Der rothe links, der blaue rechts vorüber.

So haschend, fehlend, irrt' ich stundenlang,
Fiel jedesmal täppisch, trappend auf die Nase;
Dann endlich glückte mir der kühne Fang —
Erschlagen lag der Schmetterling im Grase.
Ich hob ihn auf, ich rief: Es ist geglückt!
Arglist'ger Flatterer, du entrinnst mir nimmer!
Doch ach! der zarte Fittich war zerstückt,
Im rohen Schlag verwischt der Farben Schimmer.

Ich wurde Mann, ich zog von Ort zu Ort,
Die Alpen wurden zweimal überstiegen.
Jetzt mahnt ein Freund: Wie? Du verstummst? Und dort?
Ein Dichter in Italien — und geschwiegen?
Sing' ein begeistert Lied vom ew'gen Rom,
Von Selinunts zerrissnen Tempelhallen,
Vom glühenden Vesuv, vom Tiberstrom,
Laß Myrthen blühn, laß Ritornelle schallen.

Ich sann, und schrieb, und strich es aus, und sann —
Worüber zogen all' die Götterstunden —
Ach, das Papier nahm keine Farben an,
Blieb weißer nur, je tiefer ich empfunden.
Und wie der Knabe, tappt' ich endlich zu —
Ja freilich fiel ein schuldlos Opfer nieder;
Kaum zuckt's noch — keine Farbe! — legt's zur Ruh:
Hier träumt man nur, hier schreibt man keine Lieder.

Franz Freiherr Gaudy.

Subiaco, im Mai 1839.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Schluß.)

Große Oper. Kindertheater.

Die große Oper, die nicht so oft als andere Theater das Publikum mit Neuigkeiten bedienen kann, hat im letzten Monate nur eine kleine Oper: la Vendetta, gegeben. Man hätte das Stück eben so gut la Vengeance benennen können, denn das italienische Wort bedeutet nichts mehr und nichts weniger als das französische; allein seitdem der Verkehr zwischen den Mitern so lebhaft geworden ist, hat sich eine Menge fremder Worte auch in die französische Sprache eingeschlichen, und vergebens sollicht die académie française sie aus ihrem Wörterbuche aus; zuletzt muß sie doch dem allgemeinen Gebrauche, oder dem Eigensinne der Mode weichen, und bei jeder neuen Auflage jenes berüchtigten Lexicons einige dieser fremden Wörter aufnehmen. So hat sich denn auch das Wort Vendetta eingeschlichen, wenn man italienische Rache, besonders Mordsucht bezeichnen will, und bereits hat es Romanen und Novellen in Menge zum Titel gedient. Diesmal hat Scribe den Text nicht gedichtet, auch ist er weder sehr geistreich, noch sehr unterhaltend, und was das schlimmste ist, die Musik des Stückes ist von keinem bekannten Tonkünstler, sondern von einem Musikliebhaber, dem Vicomte de Ruolz, welcher zwar in Italien zwei Opern gesetzt hat, in Frankreich aber beinahe ganz unbekannt war, und schon seit einigen Jahren der großen Oper beharrlich seine Stücke anbietet. Der Direktor wollte das Wagestück nicht übernehmen; da jedoch der Herr Vicomte nicht nachließ, so hat er sich erweichen lassen und la Vendetta, die kurz ist und wenig Kosten erforderte, aufgeführt. Das Publikum hat aber gestutheilt, wie zuvor der Direktor, und es wird nicht lange von der Oper die Rede seyn. Der geringe Erfolg, welcher vor mehreren Jahren der großen Oper der Domic. Berlin zu Theil wurde, obschon Victor Hugo den Text dazu geschrieben, hatte der Direktion gezeigt, wie mißlich es ist, das Stück eines bloßen Musikliebhabers dem schwer zu befriedigenden Publikum vorzuführen. Es kann seyn, daß ein solcher Musikliebhaber großen Beifall in den Salons erhält und von seinen Freunden und Gästen sehr hochgehalten wird, besonders wenn er reich ist und ein großes Haus macht. Dies ist aber dem Publikum gleichgültig; es bezahlt seinen Eintritt und will für sein Geld herrlich unterhalten seyn; ob der, von dem die Musik herrührt, ein Vicomte, eine Demoiselle oder sonst etwas ist, thut nichts zur Sache. Man sagt, Donizetti componire jetzt für die große Oper ein bedeutendes Stück. Dieser gefeierte Tonkünstler hält sich schon seit zwei Jahren in Paris auf, und scheint den auf seinen Lorbeeren ausruhenden oder in Italien umherwandernden Rossini ersetzen zu wollen. Seine Opern sind hier sehr beliebt und machen einen bedeutenden Theil des Repertoires des hiesigen italienischen Theaters aus, welches meistens nur Rossinische, Donizettische und Bellinische Stücke gibt. Rossini hat mit Beifall mehrere Stücke für die hiesige französische Oper gesetzt; warum sollte also dies Donizetti nicht mit gleichem Glücke versuchen? Auf jeden Fall wird uns der künftige Winter viele theatralische Neuigkeiten bringen. — Die beiden Kindertheater Gymnase des enfans und Théâtre de Comte waren in der Vatanz besonders thätig. Diese Zeit, in welcher andere Theater über den Mangel an Zuspruch zu klagen haben, ist die Erntezeit für diese beiden Theater, die jedoch bei weitem der Erwartung nicht entsprechen, die man von ihnen zu hegen berechtigt ist. Zu einem Kindertheater gehört nicht nur, daß Knaben und Mädchen die Hauptrollen haben, es sollten auch nur solche Stücke gegeben werden, welche dem noch schwachen Verstande der Kindheit angemessen sind und zur Bildung des Herzens dienen können. Dies geschieht aber nur selten. In einem derselben wird fast täglich, seit dem Anfange der Wasanz, ein Mährchen, „die goldhaarige Schöne," mit vielen Verwandlungen und schönen Dekorationen aufgeführt. Die Direktion muß viel darauf verwendet haben. Ein Leichenhof beim Mondschein ist gar nicht übel dargestellt; auch an Tänzen fehlt es nicht, und es ist ein kleines Ballet eingewebt. Aber aus der verwickelten Handlung wird sicher kein Kind, welches dem Schauspiele beiwohnt, klug werden. Uebrigens bemerkt man unter den Zuschauern auch weit weniger Kinder als Frauenzimmer, besonders aus dem Handwerkerstande, welche, da sie so gut als andere Classen das Schauspiel besuchen wollen, hier für ein wenig ihre Neigung befriedigen können. Mit dem Gesange auf diesen Kindertheatern darf man es nicht so genau nehmen. Die armen Kinder, welche hier spielen, sind so abgemattet, daß ihnen wenig Stimme übrig bleibt, und sicher wird aus diesen kleinen Theatern, die man zuweilen als dramatische Pflanzschulen darstellt, kein Sänger und keine Sängerin für große Bühnen hervorgehen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 26. Oktober 1839.

Es hat den Jüngling deine Gunst belebet,
Dir galt für künft'ge Gluth der erste Zunder,
Auf dem noch kaum ein Funke schwach gebebet.

Platen
an Jean Paul.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Jean Paul ging hierauf das Gedicht bis in die kleinen Einzelnheiten des Versbaues mit mir durch und besprach sowohl den Gedanken desselben, die größeren Verhältnisse der dramatischen Anordnung, der Charaktere, als die Mängel und Vorzüge der Sprache. Da es fast keinem der Leser bekannt seyn möchte, kann ich auf das Nähere hier nicht mit der Hoffnung eingehen, auch nur einen Theil des Interesses zu erwecken, das sich für mich daran knüpfte. — Mit so ehrfurchtsvoller Gesinnung ich Lobsprüche wie Zurechtweisungen hinnahm, so konnte doch in einigen Punkten selbst die Autorität eines solchen Urtheils mich nicht aus meinem dichterischen Recht vertreiben. Ich war besonders in einem Hauptpunkt, den Schluß des Gedichts betreffend, durchaus entgegengesetzter Meinung mit Jean Paul, und vertheidigte mich, wenn gleich bescheiden, in der Form des Zweifels, doch lebhaft. Vielleicht waren wir Beide im Recht. Das Verhältniß war folgendes: In der Verzweiflung über die Treulosigkeit des Aeneas bricht Dido in Verwünschungen der Menschen und Götter aus und tritt in offene Empörung zu den Lenkern des Geschicks. So stürzt sie sich in die Flammen des Scheiterhaufens und stirbt mit dem Liebesausruf „Aeneas!“ Jean Paul fand diesen Schluß zu schneidend; er wollte die Auflösung der Dissonanz, einen versöhnenden Ausgang. Ich wandte ihm ein, daß die mythische That, deren Abänderung nicht in meiner Macht stehe, diesem Ansinnen in so fern widerspreche, als die Versöhnung nicht durch eine Handlung möglich sey. In der Gesinnung aber bewerkstellige sie sich durch die Rückkehr zu der Liebe, indem Dido mit keinem Fluch, sondern mit dem Namen des Geliebten auf der Lippe vom Leben scheide. Doch Jean Paul wollte mir das nicht gelten lassen und wurde sogar etwas eifrig über meinen Widerspruch, so daß ich, wiewohl unüberzeugt, schwieg, noch jetzt unüberzeugt bin. Ja, mir wäre der Einwand noch heute unbegreiflich, wenn ich nicht später auf die Lösung des scheinbar so harten Widerspruchs gekommen wäre. Jean Paul hatte nämlich ganz übersehen, daß das Gedicht für die Musik bestimmt sey, mithin noch einer zweiten Kunst bedürfe, um zur Wahrheit der Erscheinung zu kommen. Ueberraschend und schmeichelnd zugleich war mir, nachdem wir so lange darüber gesprochen, diese Entdeckung. Er hatte es für ein selbstständiges Drama, der antiken Form mit Chören nachgebildet, gehalten. Ein größeres Lob konnte er mir nicht ertheilen als dieses unwillkührliche. Wir waren, da dies zur Sprache kam, ganz von dem Punkt, über den er mich nicht überzeugen

konnte, abgekommen. Daher fiel mir erst hinterher ein, was muthmaßlich unsere Meinungen vereinigt hätte, daß Jean Paul bei seiner Voraussetzung dem Wort der Liebe: „Aeneas," welchem Klein durch die ganze Wendung der Musik die vollste, eindringendste Kraft weicher Hingebung und Versöhnung gegeben hatte, gar nicht jenen vorwaltenden Gedanken leihen konnte. Er ergänzte die Lücke nicht, welche der zweiten Kunst zur Ausfüllung gelassen war, deren Wirkung aber ich meines Theils gar nicht mehr von meinem Gedicht trennen konnte.

Genug, bis auf diesen Punkt fiel sein Urtheil über alle Hoffnung günstig aus; er fand sich — wie hätte ich mir jemals eine solche Wirkung auf einen so viel höher organisirten Geist zugetraut! — von Manchem sogar dichterisch gerührt und erschüttert, nannte es schön und gab mir das Manuscript mit den Worten: „Sub Apollinis auspiciis," die er auf den Titel geschrieben, zurück. Von nun an war es mir eine Reliquie. Doch wie man das, was uns das Liebste ist, opfern soll, so that ich es auch später mit dieser Abschrift meines Gedichts. In einem Gespräch mit Tieck über das Wesen der antiken Oper äußerte dieser, er würde sich wohl sogleich zu einer romantischen Oper mit einem Componisten wie Maria Weber vereinigen können, allein für eine antike würde er gar nicht wissen, wie er das Werk angreifen sollte, so fremd sey ihm der Gedanke. Ich dagegen erklärte mich vertrauter mit dieser Gattung, und da er, gewiß nur aus Höflichkeit, den Wunsch äußerte, eine meiner Arbeiten in der Art kennen zu lernen, brachte ich ihm das von Jean Paul bezeichnete Manuscript der Dido, mit der Bitte, es als Geschenk anzunehmen, in dem jugendlichen Glauben, es könne für ihn einen ähnlichen Werth haben wie für mich. — Ich gestehe, daß ich es jezt gern wieder besäße, um es als ein schönes Gedenkzeichen jener unvergeßlichen Tage in Baireuth aufzubewahren.

Jean Paul sprach nun noch vieles andere mit mir über meine Gedichte: Andromache, Blüchers Gedächtniß und andere. Dem Leser wird es aber wichtiger seyn, einige andere Urtheile über damals in der Literatur hervortretende Zustände und Personen zu hören.

Um gemüthlicher zu sprechen, lud er mich ein, mich zu ihm zu setzen und einen Krug des ihm so wohlthuenden Baireuther Biers mit ihm zu leeren. Er hatte es kein Hehl, daß er dieses Getränks wegen in Baireuth wohne, da er es nirgend anders seinem Körper und Geist so zusagend finde. „Es nährt, stärkt mir die Nerven und macht mich zugleich heiter," sagte er; „jedes andere macht mich stumpfsinnig, träg, schwer, benommen. Nur dies ist meiner Gesundheit zuträglich, und da diese mir zu meinen Arbeiten unentbehrlich ist, bleibe ich in Baireuth, das ich sonst wohl verlassen würde." — Als wir uns gesezt hatten und die Gläser eingeschenkt waren, stieß er deutsch und herzlich mit mir an. Ich erinnerte ihn daran, daß heut ein merkwürdiger Tag für Deutschland sey, Goethes Geburtstag; dies erfreute ihn lebhaft und wir tranken auf das Wohl des Dichters, den Jean Paul auf's Höchste verehrte, wenn gleich in dem Gespräch über ihn sich nichts von dem Schauder der Verehrung bemerkbar machte, den Varnhagen (im dritten Bande seiner Denkwürdigkeiten, die mir, während ich dies arbeite, zu Gesicht gekommen sind) wahrgenommen haben will. Im Gegentheil sagte Jean Paul, da wir von den eben erschienenen Wanderjahren sprachen: „So sehr ich ihn verehre, hier hat er mich wahrhaft geärgert. Wie kann er in dem Buch ohne irgend ein anderes Motiv, als daß Jemand etwas erzählen soll, alle die kleinen Novellen oder Mährchen zusammenbringen, die einzeln im Cotta'schen Kalender gestanden haben? So etwas sollte Goethe nicht thun! Er gibt damit das schlimmste Beispiel für die flüchtige Literatur unserer Tage." Auch über vieles Andere in den Wanderjahren äußerte er sich tadelnd, besonders über die seltsamen Erziehungsprinzipien, Theorien oder Phantasien, wie man das dahin Einschlagende dieses Buchs nennen mag. Er prophezeite dem Werk kein gutes Schicksal; es werde, wie manches Andere von Goethe, nur durch seinen Namen Zusammenhang mit seiner Wirksamkeit behalten und von der Bildung und dem Interesse der Zeit abgleiten, sobald die Periode vorüber sey, die jezt jeden Gebildeten nöthige, von einem neuen Werk Goethes Notiz zu nehmen. — Ich glaube, diese Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen und wird nur von denjenigen für eine falsche erklärt werden, welchen die sonst so schöne Liebe zu dem großen Dichter auch ihr Attribut, die Binde, vor die Augen gelegt hat, statt der Binde der kritischen Themis.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Diese beiden Gebäude werden durch Gärten und weite Höfe unterbrochen und von einer Mauer umfaßt, 2100′ lang und 2100′ breit. Die Kirche enthält nichts Merkwürdiges mehr. Ehemals waren da sehr schön in Holz geschnizte Kirchensitze, die aber in der Revolution bei der Zerstreuung der Mönche weggeschleppt wurden und mit so Vielem nicht wieder gefunden werden konnten, als nach der Restauration der Bourbons wieder Karthäuser hier einzogen. Das Kloster hat drei Kapellen, die der Todten, die Hauskapelle und die des heil. Ludwigs. Leztere hat einen hübschen Dom und ist gut verziert.

Die Wohnung jedes Karthäusers besteht in einem kleinen Zimmer, worin ein Bettstuhl, ein Tisch, ein Lehnstuhl, ein Kruzifix, einige Bücher und eine Sanduhr nebst einem Strohsack und einer wollenen Decke, die ihm später auch zum Leichentuch dient; neben diesem Gemach ist eine Werkstatt für irgend ein Handwerk — denn jeder Karthäuser muß eines treiben — und draußen ein kleiner, abgesonderter und geschiedener Garten. — Der Kapitelsaal ist imposant durch seine Größe. An einer Seite steht eine Kanzel für den Ordensgeneral, wenn er zum versammelten Kapitel spricht. Rund um den Saal hängen nach der Zeitfolge die Bildnisse der Ordensgenerale. Merkwurdig ist die Küche anzusehen; da stehen große Tafeln von weißem Marmor, auf denen das Essen zubereitet und angerichtet wird. Hier holt Jeder seine Portion ab, denn sie essen Alle in ihren Zellen, wenn nicht einer der zahlreichen Feiertage ist. Neben dem glühenden, flammenden Herd sprudelt eine krystallklare, eiskalte Quelle. An Sonn- und Feiertagen essen die Karthäuser zusammen im Refektorium, wo Einer Gebete vorliest. Ihre Kleidung besteht in einer mit einem Hanfstrick gegürteten weißen wollenen Kutte, die eine gleiche Kapuze hat; ihr Kopf ist ganz geschoren, sie tragen kein Linnen, sondern ein grobes wollenes Hemd.

Nachdem wir das Kloster besehen, gingen wir nach der St. Brunokapelle, die eine halbe Stunde über der Karthause liegt. Der Weg dahin ist steil und düster. In einem kleinen Thal kommt zuerst die hübsche Kapelle von Notre-Dame de Casalibus. Das himmelblaue, mit goldenen Sternen besäte Gewölbe macht in dieser traurigen Einöde eine sonderbare Wirkung. Weiter hinauf, am Eingang eines majestätischen Tannenwaldes steht die Kapelle des heil. Bruno, des Stifters des Ordens, auf einem hohen Felsen, an dessen Fuß eine reiche, klare Quelle aus dem Gestein hervor kommt. Das Ganze macht einen freundlicheren, beruhigenderen Eindruck als die große und fast prächtige Karthause.

Nach Aix zurückgekehrt, brachen wir den andern Tag nach Genf auf. Bei Cressy ließ ich halten, weil ich den schönen, ich möchte sagen, tragischen Wassersturz bei der Mühle sehen wollte. Da es Sonntag Morgen und noch früh war, so mußten wir lange warten, ehe Jemand kam, der uns die Thür zu dem Wasserwunder öffnete. Hier kommen die Waldströme Eysse und Sieroz von zwei entgegengesetzten Seiten und stürzen sich wild, wie Waldströme pflegen, von einem Felsblock zum andern gegeneinander und durcheinander springend und brausend, in ein tiefes Felsenbecken. Dieser Doppelwasserfall, den fünf Stürze bilden, und der selbst den Felsblock zum Zittern bringt, auf dem der Beschauer steht, hat wirklich etwas mächtig Imposantes, Dämonisches und Sinnverwirrendes, weil man gleichsam mithandelnd in der Mitte des Wasserdramas steht. Wer nicht Acht gibt, für den wird es zur Tragödie, wie am 10ten Junius 1823 für die Frau von Broc, Gesellschaftsdame der Herzogin von St. Leu. Um diese Zeit sind die Waldströme sehr wasserreich, und daher noch mächtiger als jetzt. Der feine Wasserstaub, in den man gehüllt ist, macht alle aus dem Wasser hervorstehenden Felsen glatt und schlüpfrig. Die Dame wollte von dem einen zum andern schreiten, glitt aus und fiel in eines der Sturzbetten, wo sie sogleich von der Strömung ergriffen und wahrscheinlich an einer Felsenwand zerschmettert wurde, ehe sie durch das Wasser die Besinnung verloren hatte. Immer war ihr Ende entsetzlich, und man kann nicht ohne Schauder daran denken, wenn man in diese Wasserschluchten blickt. Die Herzogin ließ der Verunglückten einen Denkstein setzen, gerade auf der Stelle, wo sie in's Wasser stürzte. Der Denkstein wölbt sich bogenartig, gerade da, wo die arme Dame den Fuß von einem Felsblock auf den andern setzen wollte und mit einem Schrei versank. Der Müller zeigte uns alles und versicherte auch damals gegenwärtig gewesen zu seyn. Wie er sagte, hatten die Damen einen kleinen Hund bei sich, und dieser warnte gleichsam Frau v. Broc, als sie die Treppe zum Wasserfall hinuntergehen wollte, indem er sich in ihr Kleid einbiß und laut heulte, als sie sich losmachte.

Von Cressy geht die herrliche Straße durch ein schönes, fruchtbares Land aufwärts nach dem Flecken Albens, wo die Römer eine Niederlassung gehabt haben müssen; denn man fand hier vor ungefähr funfzig Jahren Münzen von Claudius, Antonin, Galienus, Aurelian und andern römischen Kaisern, marmorne Säulenschäfte und Gestelle von Bildsäulen, Fragmente von Inschriften, bleierne Röhren und Trümmer von einem Aquädukt. Hier ging eine der Römerstraße durch, die vom Süden nach Genf gingen. Links führt die Straße nach dem Stadtchen Rumilly, in dessen Nähe auch sehr viel Römisches gefunden worden ist, und das vom funfzehnten bis in's siebzehnte Jahrhundert bei den Angriffen der Franzosen auf seine Schlösser eine merkwurdige Tapferkeit und Anhänglichkeit an das savoyische Fürstenhaus gezeigt hat. — Auf unserer Straße kamen wir durch das fruchtbare Albanais, das die Burgunder zur Zeit ihrer Herrschaft Pagus albanensis nannten, und zu dessen Schutz sie bei Alby zwei feste Schlösser anlegten, um das Defile des Scheran gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen. Seitdem spielte auch der Ort in allen savoyischen Kriegen eine bedeutende Rolle. Die Schlucht, worin der kleine Strom durch reich bewachsene Felsen fließt, auf denen der Ort steht, ist sehr malerisch.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Oktober.

Bad- und Reiseleben, Studienerinnerungsfest. Die werdende Stadt.

Die Ostern blühten, die Saison neigt sich dem Ende zu, und mancherlei Mittheilungsstoff hat sich angesammelt. — Wie im Allgemeinen, nahm auch in unserer Provinz dies Jahr das Bads und Reiseleben immer höhern Aufschwung, das sich in Warmbrunn und Salzbrunn concentrirt, den beiden bedeutendsten unter der Menge schlesischer Mineralbäder. Der letztere Ort, seit 1812 erst durch die rastlosen Bemühungen seines Brunnenarztes, Hofrath Dr. Jemplin, emporgebracht, rivalisirt mit dem alten Warmbrunn wie eine übermüthige junge Sechsbeleit von neubackenem Adel mit einer Matrone von fünfhundertjährigem Geschlecht. Seit vorigem Jahre, wo bekanntlich die Kaiserin von Rußland hier die Cur brauchte, hält Salzbrunn nun sein Uebergewicht für völlig entschieden, und der Brunneninspektor macht mit sichtlicher Strenge über der genauen öffentlichen Nummernangabe der Badeliste, im Vergleich zu der von Warmbrunn. Beide Curorte haben ihre eigenthümlichen Vorzüge; beide thronen füglich neben einander besitzenden. Hier wie dort ist der Glanz eines alten gräflichen Hauses als Grundherrschaft von Einfluß; hier wie dort ist der Segen der Heilquellen in medicinischer Hinsicht längst bewährt und anerkannt. Salzbrunn wird durch das nahe Fürstenstein gziert, dies romantische Juwel, von dem der bekannte Verstorbene noch so entzückt war *), nachdem er bereits so viel andere europäische Naturschönheit genossen. Nur das Schloß, das die Geschichte der Baukunst durch sechs Jahrhunderte nachweist, bezeichnet er als eine zwar prachtvolle, aber doch nur rohe und im Einzelnen durch manchen Uebelstand entstellte Masse, indem er hinzufügt: „Stände Warwick Castle z. B. an dieser Stelle, sie wäre werth, ein Wallfahrtsort für die Reisenden aller Länder zu werden.“ Warmbrunn aber trägt in dieser Hinsicht dennoch den Preis davon durch seine große herrliche Natur, durch das Riesengebirge, das in sanften Wellenlinien über ihm hinzieht, und im Vorgrunde die Ruine Kynast malerisch und bedeutsam auf das moderne Geschlecht niederblicken läßt, endlich durch das reiche, betriebsame Zatenthal mit seinen tausend Reizen. Königliches und fürstliches Leben in der Nähe bewegt dabei fast jeden Sommer dies nordische Eldorado während einiger Wochen. Von Leipzig aus besuchte auch diesmal der König mit der Fürstin von Liegnitz seine junge Schöpfung Erdmannsdorf und Zillerthal, machte verschiedene Ausflüge, und bestieg am 17ten August sogar die Schneekoppe. Gegen zweihundert Personen umgaben den rüstigen königlichen Greis auf diesem höchsten Punkte seines Reiches, in dessen Besitz er mit dem Kaiser von Oestreich sich theilt; denn die Grenze läuft mitten über die Koppe, und selbst durch die sie krönende Laurentiuskapelle, die seit 1824 zu einem willkommenen Hospiz für die Bergwanderer eingerichtet ist. In diesem Sommer wurde der kaiserliche Antheil des Hochgebirges trigonometrisch wieder aufgenommen; übrigens geschieht hier immer mehr zur Beförderung des Reisegenusses, dagegen wird auch bald die letzte Spur von Patriarchenthum auf diesen Höhen verschwinden, von dem die Reisebücher bisher so gern fabelten. Man trifft hier auf Tugend und Laster wie in der Ebene. — Die Tyroler Tugend in dem schlesischen Zillerthal hat bereits im öffentlichen Credit bedeutend gelitten. Trägheit und Unreinlichkeit werden den Fremdlingen im Allgemeinen zur Last gelegt, ins besondere aber erzählt man sich mancherlei Geschichten, die sie der so großherzig gewährten königlichen Freistatt und Unterstützung sehr unwürdig erscheinen lassen. Viele der Eingewanderten, die ihre Rechnung in Schlesien nicht braunen genug fanden, sollen schon wieder der Heimath sich zugewendet haben, und unsere Gebirgsleute wünschten ihnen von Herzen glückliche Reise. — Die Prinzessin Friedrich der Niederlande hat durch den Ankauf der Herrschaft Schildau den Kreis der fürstlichen Grundherrschaften im schönen Hirschbergerthale vermehrt. Die Festlichkeiten der Uebergabe fanden am 15ten August statt, und der König selbst führte die Prinzessin in das Schloß von Schildau und dessen Gemeine ein. Acht Tage später, am 21sten und 22sten August, war hierauf Warmbrunn der Schauplatz eines originellen Festes, und zwar der Studienerinnerung. Es versammelten sich nämlich hier 189 Männer, die früher auf der Breslauer Universität ihre wissenschaftliche Bildung erlangt, und manche innige Freunde aus der Zeit des jugendlichen Strebens, die der breite Strom der Verhältnisse auf lange getrennt gehalten, fanden nun zu brüderlichem Zusammenleben auf einige Tage in großer froher Runde sich wieder, und ihre Lieder und Toaste verhallten als schöne Nachklänge des aufsummenden Lebensfrühlings. Die festliche Tafel in der Hauptsaale des Badeortes wurde durch die Anwesenheit des Standes- und Majoratsherrn von Warmbrunn, Reichsgrafen Schaffgotsch beehrt. Nach Beendigung des Mahles zog die Gesellschaft in 58 Wagen nach dem alten Kynast, wo ein solenner Sommers gehalten wurde. Am andern Tage war das Wetter des Festes ungünstig; doch wurde dem Grafen Schaffgotsch in feierlichem Umzuge ein Ovat gebracht. Auch im Theater geschah eine augemessene Feier durch einen Pro- und Epilog, sowie durch die Aufführung des Raupachschen Schauspiels: „Vor hundert Jahren,“ und den Schluß machte eine Abschiedsrede von der Bühne des Festortes. — Eine werdende Stadt ist zunehmender gewerblicher Bedeutsamkeit ist das Dorf Langenbielau, mit fast 12,000 Einwohnern, das größte Schlesiens und Deutschlands, und nach dem ungarischen Dorfe Csaba mit 22,000 Einwohnern, auch das größte in Europa. Es liegt eine halbe Meile von Reichenbach (im Mittelschlesien), gehört als Majorat dem Erblandmarschall Grafen Erdmann von Reudnerlitz-Sandraschütz, und bringt jährlich gegen 55,000 Thaler Revenuen. Einzig in seiner Art manifestirt sich hier der mächtig aufstrebende Geist der Industrie, und die Residenz Berlin, mit den Kräften einer ganzen Monarchie, hält keinen Vergleich aus mit diesem emporblühenden Dorfe, ohne alle äußere Hülfe, sobald es sich um verhältnißmäßige statistische Wichtigkeit handelt. Berlin gibt Millionen Nahrung, Bielau mehr als Fünftigtausenden. Es macht seinen Uebergang zum schlesischen Leeds und Nürnberg des neunzehnten Jahrhunderts. Eine schöne Gebirgsnatur umgibt es. Alles lockt zu neuen Ansiedelungen, und dennoch ist gerade das Thal von Reichenbach mit den mächtigen Dörfern Bielau, Peilau und Peterswaldau bei aller industriösen Erhebsichkeit am meisten ringsum vernachlässigt in der commerziellen Verbindung, in der Sorge für gute Straßen. Denn wahre Mordwege — darunter, bezeichnend genug, die sogenannte Höhe — führen noch hierher, wie zu Friedrichs Zeiten, zu dessen strategischen Principien schlechte Straßen nun einmal gehörten, und doch liegt alles Material zur Verbesserung dicht vor den Füßen.

(Schluß folgt.)

*) Tunit fruni.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

Intelligenz-Blatt Nro. 37.

Sonnabend, 26. Oktober 1839.

[592] **Erklärung**

über die von Herrn Eduard Boas unternommene und in Nr. 209 der dießjährigen Allg. Zeitung angezeigte Herausgabe von Nachträgen zu Schillers sämmtlichen Werken in zwei Bänden.

Herr E. Boas hatte mir schon vor mehreren Jahren eine Mittheilung über die beabsichtigte Herausgabe des oben genannten Werkes zugehen lassen, und dabei mich um meine Zustimmung und Mitwirkung angesprochen.

Ich habe diese Zustimmung und Mitwirkung aus dem doppelten Grund abgelehnt, weil ich theils wegen gänzlicher Unbekanntschaft mit der Persönlichkeit des Hrn. E. Boas kein hinlängliches Zutrauen in die Aechtheit seiner Quellen setzen konnte, theils weil ich aus Rücksichten für den alleinig rechtmäßigen Verleger der Werke meines Vaters, die Joh. Georg Cotta'sche Buchhandlung zu Stutigart und Tübingen, nicht zugeben wollte, daß anderweit eine Sammlung von bisher nicht veröffentlichten Produktionen Schillers erscheine.

Um aber den Wünschen des Publikums zu entsprechen, und Alles, was die geistige Ausbildung und Wirksamkeit meines Vaters zu beleuchten im Stande ist, mitzutheilen, habe ich, in Benutzung der sichersten Quellen, mich zu einer Herausgabe von

Supplementen zu den sämmtlichen Werken Schillers

unter Leitung des Herrn Gymnasial-Direktors C. Hoffmeister in Kreuznach veranlaßt gefunden, welche Herausgabe sofort begonnen, und alles enthalten wird, was dem oben angedeuteten Zweck entspricht.

Die anerkannte Vorzüglichkeit des von Herrn Direktor Hoffmeister im vorigen und diesem Jahre herausgegebenen Werkes

Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang,

bürgt dafür, daß auch diese neue von uns veranstaltete Sammlung ächt und gewissenhaft ausgewählt und geordnet seyn werde, über welche bereits ausführlichere Anzeige sowohl in der Kölnischen Zeitung als auch in andern hochgeachteten Blättern dem Publikum mitgetheilt worden ist.

Diese vorstehende Erklärung möge dem verehrlichen Publikum zur Nachricht und Beurtheilung in Hinsicht auf die von Herrn Eduard Boas herausgegebenen Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken dienen, welche Nachträge übrigens auch manches Schätzenswerthe enthalten, was aber auch in der von Herrn Dr. Hoffmeister veranstalteten Sammlung enthalten seyn wird.

Köln, den 6. September 1839.

Ernst v. Schiller, k. preuß. Appellationsgerichtsrath.

---

[527] Bei L. Schreck in Leipzig erscheint:

Schiller-Ausgabe

von

J. J. Rousseau's sämmtlichen Werken,

in 10—12 Bänden. Subscriptionspreis 2⅓ Rthlr.

Deutsch von C. Große und Dr. F. G. Hauschmann.

Rousseau's Werke sind allen Vätern und Müttern, allen Erziehern und Lehrern, allen Gebildeten unentbehrlich!

Der erste Band erscheint in einigen Tagen. Bestellungen besorgen alle Buchhandlungen.

---

[551] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

C. F. Mannsfeld, Taschenbuch für

Freunde des Privattheaters,

enthaltend Andeutungen über Bildung einer Theater-Gesellschaft, den Bau eines Privattheaters, über Erfordernisse zur Aufführung, Deklamation, Mimik, Theater-Literatur und mit einem Wörterbuche der gebräuchlichsten theatralischen Ausdrücke. 12. Eleg. geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Dieses Taschenbuch ist die Frucht einer vieljährigen Erfahrung, Sorgfalt und Arbeit, es bildet das erste umfassende Werk über seinen Gegenstand. Klar aber kurz und immer auf das praktisch Anwendbare bedacht, ist es für Dilettanten ein Geld, Zeit und Streit ersparender Wegweiser und die Bemerkungen über Mimik, Deklamation und Spiel sind interessant, lehrreich und aus dem Leben gegriffen. Die Einleitung enthält eine unterhaltende geschichtliche Uebersicht über die Privattheater älterer und neuerer Zeit, ertheilt Regeln bei Bildung einer Gesellschaft, Regieführung, Wahl der Stücke, Proben, Spiel und alle sonst nöthigen Anordnungen, desgleichen über das Schminken und Kostüm. Auch findet man ein Repertorium aller seit 30 Jahren erschienenen, namentlich für Privatbühnen geeigneter Stücke. Das angehängte Theater-Wörterbuch enthält eine vollständige Uebersicht aller bei der Bühne vorkommenden Ausdrücke und solcher Gegenstände, worüber Erläuterungen erforderlich sind. Außerdem empfiehlt sich dieses Werk durch Eleganz und Annehmlichkeit der Sprache so wie durch vorzüglich schönen Druck, Papier und sonstige äußere Ausstattung.

---

[590] So eben sind erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Thealer-Almanach für 1840 von C. Blum.
Inhalt: D. Herrin von der Elfe. Ich bleibe ledig. Nebst Kupfern. 1½ Rthlr.

Das Buch der schönsten Märchen und Sagen, nach unbenützten Quellen für die Jugend erzählt von Ad. Hillert. Mit 6 colorirten Kupfern. 20 Gr.

Molière, Le malade imaginaire. Comédie-Ballet

Früher erschienen 3 Comédies von Molière: L'Avare, Tartuffe, Le misantrope à ⅓ — ⅓ Rthlr.; dieselben mit franz.-deutschem Wörterbuch 2 Gr.

Le Daguerréotype,
description pratique de ce procéde etc. etc. par Daguerre. Avec 6 planches. 8. 8 Gr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[579] **Thiersch Taschenbuch der neuesten Zeit.**

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Taschenbuch
der neuesten Geschichte
(früher herausgegeben von Dr. W. Menzel)
von
Friedrich Thiersch.
Geschichte des Jahrs 1837.
Zweite Abtheilung.

Mit 4 Portraits: 1) Amalie, Königin von Griechenland. 2) Maria Christine, Königin von Spanien. 3) Don Carlos. 4) Rudhart.

12. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt:

Allgemeine Uebersicht des Jahrs 1837. Italien. Spanien. Portugal. Amerika. 1) Vereinigte Staaten von Nordamerika. 2) Mexiko und Texas. 3) Columbische Staaten. 4) Brasilien. 5) Die Staaten von La Plata. 6) Buenos-Ayres. 7) Die Freistaaten am stillen Ocean. 8) Paraguay. Der Norden und Osten. Rußland. Griechenland. Das osmanische Reich. Moldau und Wallachei. Serbien. Aegypten. Das mittlere Asien und China. 1) Iran oder Persien. 2) Afghanistan. 3) Das Pendschab. 4) China. Schluß.

Die Begebenheiten sind mit ebenso lebhaften als naturgetreuen Farben geschildert und gewähren dem Leser ein vollenderes Bild dieses Zeitraums.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[587] Bei Carl Focke in Leipzig erschien:

Napoleon,

Roman vom Verfasser des „Türken" u. a. m.

Sauber broch. Preis 1 Thlr.

Den „Türken," dem die jetzigen Verhältnisse des Orients das höchste Interesse geben, haben die geachtetsten Blätter auf das Günstigste beurtheilt. Zeitung für die elegante Welt 1836 Nro. 182, Mitternachtszeitung 1836 Nro. 153, Originalien 1838 Nro. 8, u. a. m. Der Freimüthige 1836 Nro. 184 nennt ihn „eine seltene Erscheinung auf dem Gebiete des Romans, die für die Mehrzahl der Schriftsteller vom Fach als ein Muster betrachtet werden können." — Die nicht weniger günstig beurtheilte „Höllenbraut" von demselben Verfasser, welche z. B. das Morgenblatt 1838 (Literaturblatt Nro. 31) als „einen höchst originellen, mit sehr viel Phantasie geschriebenen Roman" empfiehlt, verdient, als ersten Versuch in einer neuen, höchst anziehenden Gattung der Romandichtung, die allgemeinste Beachtung. — Des Verfassers neustes Werk fesselt durch scharfe Blicke in den Zeitgeist und in Napoleons äußeres und inneres Leben nicht minder, als durch seltene poetische Vorzüge. Bei öfterem Durchlesen entfalten diese Romane durch Fülle und Tiefe stets neue, höhere Reize. Sie dürfen daher weder in Leseanstalten, noch in Privatbibliotheken fehlen. Exemplare von der zweiten Auflage des „Türken," der eine Abhandlung über Romandichtung vorgedruckt ist, und von der „Höllenbraut" sind bei mir noch vorräthig.

---

[572] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das
Stadt- und das Landrechtsbuch
Ruprechts von Freysing.
Nach 5 Münchner Handschriften.
Ein Beitrag
zur Geschichte des Schwabenspiegels.
Von
G. Lud. v. Maurer,
K. Bayer. Staats- und Reichsrath, Ritter etc.

Preis 3 fl.

Dieses Rechtsbuch liefert einen wichtigen Beitrag zur Entstehung und Ausbildung der Rechtsbücher überhaupt, sowie zur Geschichte des sogenannten schwäbischen Landrechtes insbesondere. Zuerst ein Rechtsbuch blos für die Stadt Freysing, wobei jedoch schon der Einfluß des schwäbischen Landrechts vorherrschend ist. Später allerlei Zusätze, großentheils wieder aus derselben Quelle. Noch später eine Verbindung mit den bis dahin getrennten, in den stiftischen Landen jedoch geltenden und sehr wahrscheinlich von demselben Verfasser herrührenden schwäbischen Landrechte und zuletzt gar eine völlige Verschmelzung des Stadt- und des Landrechtes zu einem einzigen Rechtsbuche für Stadt und Land. Dieß sind die aus der Vergleichung der verschiedenen Handschriften sich ergebenden Resultate, die um so erfreulicher sind, da sie von dem Stifte Freysing gaben, was bisher noch kein anderes deutsches Territorium in dieser Art und in dieser Ausdehnung gehabt hat, nämlich eine vollständige Geschichte der Rechtsbücher seit ihrer Entstehung bis zum Anfange einer neuen Zeit, welche mit so vielem Alten auch die Rechtsbücher nach und nach zuerst untergraben und sodann für eine lange Zeit in fast gänzliche Vergessenheit gebracht hat.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[516] **Ein Handbuch für Gebildete aller Stände.**

A. Müller, allgemeines Wörterbuch der Aussprache ausländischer Eigennamen, und zwar griech., latein., hebr., portug., span., franz., engl., ital., schwed., dän., niederl., ungar., poln., böhm., russ., pers., arabische Personen-, Länder-, Städte- und andere Namen aus allen Theilen der Wissenschaft und Kunst; nebst einer allgemeinen Aussprachlehre, mit deren Hülfe man auch andere, im Buche nicht vorkommende Fremdnamen aussprechen kann. Zweite, gänzlich umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Das ganze Werk besteht aus vier Heften, jeder zu 9 Gr., so daß das Ganze im Pränumerationspreise nicht höher als 1 Thlr. 12 Gr. zu stehen kommt. Auf zehn Exempl. wird ein Freiexemplar gegeben. Der spätere Ladenpreis wird 3 Thlr. betragen. Alle namhafte Buchhandlungen nehmen Bestellung auf das Ganze an. Der erste Heft ist bereits erschienen in der

Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

[582] Einladung zur Subscription auf eine neue wohlfeile Taschenausgabe von

C. M. Wieland's sämmtlichen Werken.

In der Unterzeichneten erscheinen:

Wieland's sämmtliche Werke

in 36 Bänden kl. 8.,

auf schönem Velinpapier, mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich; Format, Druck und Papier gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Klopstock, Thümmel ꝛc.

Die Ausgabe erscheint im Laufe eines Jahres vollständig.

Der Subscriptionspreis für alle 36 Bände ist: 12 Rthlr. oder 21 fl. 36 kr.

Vorausbezahlung wird nicht verlangt; man entrichtet nur immer den Betrag der abgelieferten Bände.

Das Ganze zerfällt in 2 Abtheilungen, welche einzeln verkauft werden.

Die erste Abtheilung gibt in 24 Bändchen die geschätztesten und populärsten dichterischen Werke; die zweite, in 12 Bändchen, die übrigen Schriften literarischen, philosophischen, historischen und politischen Inhalts.

I. Abtheilung in 24 Bändchen und 4 Lieferungen,

Preis: 8 Rthlr. — oder 14 fl. 24 kr.

Jede Lieferung, aus 6 Bändchen bestehend, ist beim Empfang mit 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. zu bezahlen.

Inhalt der einzelnen Bände:

Band.	
I. II.	Don Sylvio von Rosalva.
III.	Musarion. Die Grazien. Der verklagte Amor. Nadine. Erdenglück. Lelia an Damon. Psyche. Das Leben ein Traum. Aspasia.
IV. V. VI.	Agathon.
VII. VIII.	Goldener Spiegel.
IX.	Danischmend.
X.	Diana und Endymion. Das Urtheil des Paris. Aurora und Cephalus. Combabus. Die erste Liebe. Sixt und Klärchen. Liebe um Liebe. Schach Lolo.
XI.	Poetische Erzählungen. Das Wintermährchen. Das Sommermährchen. Geron der Adelige. Clelia und Sinibald.
XII.	Idris und Zenide. Pervonte oder die Wünsche. Der Vogelsang oder die drei Lehren. Hann und Gulpenheh. Die Wasserkufe. Gedichte an Olympia.
XIII. XIV.	Die Abderiten.
XV.	Der neue Amadis.
XVI. XVII.	Peregrinus Proteus.
XVIII.	Agathodämon.
XIX.	Diogenes von Sinope. Hexameron von Rosenhain.
XX.	Oberon. Wieland's Biographie.
XXI.	Menander und Glycerion. Crates und Hipparchia. Koxkox und Kikequetzel.
XXII. XXIII. XXIV.	Aristipp.

Die zwei ersten Lieferungen, Band 1—12, sind fertig, die dritte, Band 13—18, erscheint Mitte November; und die vierte, Band 19—24, Ende December: also die ganze Abtheilung jedenfalls vor Ende 1839.

II. Abtheilung in 12 Bändchen und 4 Lieferungen,

Preis: 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Jede Lieferung, aus 3 Bändchen bestehend, ist beim Empfang mit 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. zu bezahlen.

Inhalt der einzelnen Bände:

Band.	
XXV.	Die Natur der Dinge. Moralische Briefe. Antiovid. Der Frühling. Balsora. Zemin und Gulindy. Serena. Der Unzufriedene. Melinde. Selim und Selima.
XXVI.	Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde. Die Prüfung Abrahams. Hymne auf Gott. Psalmen. Erinnerungen an eine Freundin. Cyrus, ein Heldengedicht.
XXVII.	Araspes und Panthea. Bonifaz Schleichers Jugendjahre. Der Stein der Weisen. Die Salamandrin und die Bildsäule. Göttergespräche. Gespräche in Elysium.
XXVIII.	Dramatische Werke. Lady Johanna Gray. Clementine von Porretta. Die Wahl des Herkules. Alceste. Rosamunde. Pandora. Das Urtheil des Midas. Sinngedicht.
XXIX.	Vermischte Aufsätze literarischen, philosophischen und historischen Inhaltes.
XXX.	Euthanasia. Vermischte Aufsätze.
XXXI.	Aufsätze über die französische Revolution. Gespräche über einige neueste Weltbegebenheiten. Marc Aurel an die Römer. Lustreise ins Elysium. Göttergespräche.
XXXII.	Gespräche unter vier Augen. Vermischte Aufsätze.
XXXIII.	Vermischte Aufsätze.
XXXIV.	Vermischte Aufsätze.
XXXV.	Vermischte Aufsätze. Aristophanes.
XXXVI.	Vermischte Aufsätze.

Die erste Lieferung, Band 25—27, erscheint am 1. März 1840; die zweite, Band 28—30, am 1. Mai 1840; die dritte, Band 31—33, am 1. August 1840; die vierte, Band 34—36, am 1. September 1840; wonach also binnen

Wieland, obgleich ein halbes Jahrhundert lang ein Liebling der deutschen Nation, hat doch für seine Werke noch lange nicht die Verbreitung gefunden, welche sie verdienen: hauptsächlich, weil das Volumen und der hohe Preis der früheren Ausgaben alle unbemittelten Käufer nothwendig zurückschrecken mußten. Wir glauben deßhalb mit gegenwärtiger Ausgabe, welche durch ihre

Vollständigkeit, Eleganz und Wohlfeilheit

für alle Stände und Vermögensverhältnisse gleich geeignet ist, einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen.

Die Trennung des Ganzen in 2 Abtheilungen, welche einzeln verkauft werden, setzt auch den unbemitteltsten Freund der schönen Literatur in den Stand, seine Wünsche zu befriedigen. Wer, aus Rücksichten der Sparsamkeit, oder wegen Mangel an Interesse für das rein Wissenschaftliche, nicht absolute Vollständigkeit, sondern nur die geschätztesten und populärsten Werke verlangt, der findet solche in der ersten Abtheilung von 24 Bänden

um den außerordentlich niedrigen Preis von 8 Thalern.

Wir glauben daher auf die lebhafteste Theilnahme zählen zu dürfen, indem wir die Gebildeten aller Stände hiemit zur Subscription einladen.

Vorräthige Exemplare sind in allen soliden Buchhandlungen zu finden.

Leipzig, im Oktober 1839.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[608] **Neuer Roman.**

von

E. L. Bulwers Gattin.

So eben ist erschienen:

Cheveley

oder der Mann von Ehre. Von Lady Lytton Bulwer. Aus dem Engl. nach der dritten Auflage übers. von Gustav Pfizer. 3 Bände. 8. geh. in Umschl. Stuttgart, Metzler'sche Buchh. Preis compl. 4 Thlr. Preuß. oder 7 fl. rhein.

Außer ihrem ästhetischen und literarischen Werthe nimmt diese Schrift noch eine eigenthümliche Bedeutung in Anspruch durch die persönlichen Verhältnisse der Verfasserin, und, wie mit Zuversicht behauptet wird, bildet dieses Buch zugleich einen Spiegel, in welchem das Bild der Verfasserin selbst, so wie das ihres berühmten Gatten, letzteres mit nicht schmeichelhaften Farben gemalt, zu schauen seyn soll. Der 1te und 2te Band ist ausgegeben und der 3te folgt in einigen Wochen. Zu haben in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der Oesterreichischen Monarchie.

---

[574] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbuch für 1839.

Herausgegeben von

H. C. Schumacher,

mit Beiträgen von

Bessel, Mädler, Steinheil und Quetelet.

8. cart. Preis 5 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Astronomische Ephemeride für 1839. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers von Gauss. Bessels Tafeln, um Höhenunterschiede aus Barometerbeobachtungen zu berechnen. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Reduction des altfranzösischen Barometers. Messung der Entfernung des 61sten Sterns im Sternbilde des Schwans von F. W. Bessel. Die Doppelsterne von J. H. Mädler. Ueber das Klima des Brockens, verglichen mit dem von Berlin von J. H. Mädler. Noch ein Wort über den galvanischen Telegraphen zu München, von Steinheil. — Ueber den Menschen und die Gesetze seiner Entwicklung von A. Quetelet, Director der Sternwarte in Brüssel.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[598] Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Münchhausen.

Eine Geschichte in Arabesken.

Von **Karl Immermann.**

3ter Theil. 442 Seiten in 8. auf feinem Velinpapier, in Umschlag geh. 2 Thlr. 8 Gr. 4ter Theil 311 Seiten, 1 Thlr. 16 Gr. — Auch unter dem Titel:

K. Immermann's Schriften.

10ter und 11ter Band.

In diesen beiden Bänden, mit welchen das mit so großem Beifall aufgenommene Werk schließt, berührt der humoristische Erzähler, den der Titel des Buches nennt, noch bedeutende Zeiterscheinungen. Dem zweideutigen Charakter gegenüber, von dem diese ironischen Darstellungen ausgehen, entwickeln sich aber auch die edlen Gestalten des Romans, die würdigen Repräsentanten deutscher Kraft und Sitte, welche der Leser bereits kennt, immer bestimmter und schöner, und die reinste, gediegenste Liebe tritt endlich versöhnend in die Wirren des Zeitgeistes und den Zwiespalt der Vergangenheit und Gegenwart. Wenn der Verfasser in den „Epigonen" den Zustand des Schwankens malte, in welchem sich die Nachkommen einer bedeutendern Vorzeit abmühen, so sehen wir in dem vorliegenden Werke zwar das Verderben schon viel weiter vorgeschritten, aber auch seine Gränzen bezeichnet, und erkennen die Stellen, welche es nicht ergreift, und aus denen in frischer Kraft eine schöne Zukunft emporwächst.

---

[569] **Für Leihbibliothekare und Freunde der schönen Literatur.**

Bei mir ist gratis zu haben:

Verzeichniß

einer

Sammlung von guten belletristischen Werken aus den Jahren 1835—1837,

welche zu den beigefügten billigen Preisen gegen baare Zahlung bei L. Pabst in Darmstadt zu beziehen sind.

Darmstadt.

L. Pabst.

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 28. Oktober 1839.

— L'instant funeste arrive,
Ja tout est prêt sur la fatale rive:
Il faut enfin se resoudre aux adieux;
Ja chaque soeur gémit en tourterelle.

Gresset.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Die Compagnie schöner Infanterie, welche die Garnison der kleinen Stadt Annecy ausmacht, zog gerade schmuck, in trefflicher Haltung und mit sehr guter Musik auf, als wir da einfuhren. Die Lage dieser kleinen Stadt, von Kanälen durchzogen, mit herrlichen Esplanaden und Baumgängen längs dem reizenden See anmuthig hingestellt und mit hübschen Häusern geschmückt, ist sehr anziehend, am meisten an den Stellen, wo sich der ganze See ausbreitet mit seinen herrlichen grünen Alpen, über welche malerische Felsen wie mächtige Thürme und Bollwerke hinausstehen. Sie gehören dem Roc de Cher, der Tournette, dem Val de Thones und Obersavoyen an. Der See, wiewohl etwas kleiner als der von Bourget, ist bewohnter als dieser. An seinem Ufer zeigt sich besonders das Städtchen Duing sehr malerisch, und am Fuß des kecken Roc de Cher liegt das uralte Schloß Menthon, von dem ich hernach ein Wort sagen will. — Ich wundere mich nicht, daß die Römer auch an diesem anmuthigen See zu Haus waren. Ihr Städtchen lag aber etwas höher, nach Brogny zu, und hatte daher eine noch reizendere Ansicht des schönen Wasserspiegels mit seiner Umgegend. Außer vielen römischen Kaisermunzen, Statuen und Basreliefs, die hier früher ausgegraben wurden, fand man auch mehrere Inschriften mit dem Namen T. Annicius, der an dem Ort eine bedeutende Person gewesen seyn muß und demselben wahrscheinlich seinen Namen gegeben hat. Die heutige Stadt am See kommt aber erst im neunten Jahrhundert unter dem Namen Anneciacum novum vor. So nennt sie der Kaiser Lothar in einer Schenkung an seine Gemahlin Tietberg 867. Im zwölften Jahrhundert gehörte sie den Grafen von Genevois, und im funfzehnten, wo dieses Haus mit dem Papst Clemens VII. erlosch, kam Annecy an Savoyen.

Hieher hatten sich 1536 der Bischof mit den katholischen Geistlichen, Mönchen und Nonnen aus Genf zurückgezogen, als die Reformation in dieser Stadt angenommen worden war. Die Uebersiedelung dieser Nonnen geschah unter interessanten Umständen. Ihr reiches Kloster St. Claire stand in Genf über der Rue Verdaine an der Stelle des heutigen Hospitals. Sie waren nicht nur dem Papstthum, sondern auch den Sinnenfreuden sehr ergeben. Dabei waren sie aber doch wegen ihrer Wohlthätigkeit sehr geachtet. Als die Reformation in Genf ausbrach und die Klöster aufgehoben wurden, geschah dies auch mit dem ihrigen. Man gab sich alle Mühe, die Nonnen zum Dableiben und zum Aendern ihrer Religion zu bewegen, besonders die aus Genf und aus dem Waadland. Deßhalb redeten ihnen zuerst die reformirten Geistlichen

sehr zu, wurden aber hart angelassen. Darauf versuchten es, besonders bei den jungen Nonnen, die angesehensten Frauen der Stadt, indem sie ihnen die Süßigkeit und die Freuden des Ehestands rühmten; aber nur eine einzige Nonne ging darauf ein, die andern verlangten freien Abzug nach Annecy, wo ihnen der Herzog von Savoyen bereits eine Zuflucht hatte anbieten lassen. Ungern willigte man in Genf ein, ließ sie aber doch ziehen; nur dachten die Behörden darauf, ihnen bei ihrem Auszug alle mögliche Rücksichtsnahme, Schutz und Hülfe gegen die damals sehr rohen Genfer angedeihen zu lassen. Die Syndiken und Räthe holten sie selbst in ihrem Kloster ab, aus dessen Mauern die Nonnen nun mit Weinen und Wehklagen schieden. Jene Männer gaben den ältern Schwestern den Arm und führten sie bis auf die Arvebrücke; auch stellten sie dreihundert Soldaten auf, um die jüngern Nonnen gegen alle Unbill und Spott zu schützen. Diese Maßregeln verhinderten zwar Thätlichkeiten, nicht aber den spottenden Zuruf der Menge. Dagegen bezeigten ihnen die Syndiken, Magistratspersonen und andere angesehene Männer Achtung und Wohlwollen, ja der erste Syndik war beim Abschied sehr gerührt; der alte Mann hatte Thränen in den Augen, als er sagte: „Or, adieu, belles Dames; ceries votre départie me déplait.“ Die armen Nonnen, die nicht an's Reisen zu Fuß gewöhnt und von denen manche seit zwanzig Jahren nicht aus ihrem Kloster gekommen waren, hatten große Mühe, St. Julien zu erreichen. Früh um fünf Uhr waren sie von Genf weggegangen, und doch kamen sie erst gegen Abend in St. Julien an, das nur anderthalb Stunden von da entfernt ist. Freilich regnete es, die Wege waren noch nicht wie heutzutage und der Regen hatte sie noch mehr verdorben. Die armen Nonnen wußten nicht, wie sie mit ihren Schuhen in dem Koth fortkommen sollten, und gingen lieber barfuß. Zwei waren 55 Jahre lang im Kloster gewesen, waren nie vor die Stadt gekommen und hatten daher vom Lande, und was man da sieht, gar keine Vorstellung. Sie konnten die freie Luft nicht ertragen und wurden alle Augenblicke ohnmächtig; sie entsetzten sich auch vor den Ochsen und Kühen auf dem Felde, und wollige Schafe schienen ihnen reißende Wölfe.

In neuerer Zeit und besonders seit der Regierung des jetzigen Königs hat Annecys industrieller Zustand sehr gewonnen durch Begünstigungen mancher Art, besonders aber durch die Anlegung der Drahtbrücke de la Caille, wodurch die Verbindung mit Genf und der ganzen Schweiz sehr erleichtert wird. Es sind Eisenwerke und Glashütten in der Umgegend angelegt worden, so wie eine Menge anderer Fabriken für die Verfertigung von Baumwollenzeugen, Hüten, Papier, Leder u. s. w.

Im Mittelalter sind sehr merkwürdige Männer hier und in der Nähe geboren worden. So 1342 Robert Graf von Genevois, der unter dem Namen Clemens VII. als Gegenpapst Urbans VI. bekannt ist und sechzehn Jahre in Avignon residirte. Die galante Königin Johanna von Neapel hielt große Stücke auf ihn, denn er war ein schöner Mann, sprach auch vortrefflich deutsch, französisch, italienisch und lateinisch, war schlau, insinuant und sehr beredt. — Von hier aus ging eine Menge edler, wahrhaft ausgezeichneter Geistlichen, Aebte, Bischöfe, Erzbischöfe und Aebtissinnen in alle Theile der Welt. Mehrere haben einen welthistorischen Namen, z. B. Franz von Sales, stammend aus einer der ältesten, durch eine Reihe trefflicher Kriegsmänner, Geistlichen und Gelehrten merkwürdigen Adelsfamilie, die auf dem Schlosse Sales, einige Stunden von Annecy, ihren Stammsitz hatte und schon in Urkunden vom Jahr 1073 vorkommt. Er war einer von den wenigen katholischen Geistlichen, die durch ihre apostolische Einfalt, Tugend und Lebensweisheit, durch Kenntnisse, Erfahrung und frommen Eifer hoch in der Geschichte ihrer Kirche stehen. Durch den Verein dieser Eigenschaften mit seltener Sanftmuth und Menschenfreundlichkeit gelang es ihm, das von den Bernern nach der Eroberung zum Protestantismus übergegangene Chablais ohne alle Gewalt und Intrigue wieder seiner alten Kirche zuzuwenden, als diese Provinz durch den Frieden von Château-Cambrésis 1557 und den Traktat von Lausanne 1561 unter savoyische Hoheit zurückgekehrt war.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Zu einigen Tagesschriftstellern übergehend, wurde zuerst E. T. Hoffmann genannt. Ueber diesen äußerte er sich ziemlich unwillig. Er sprach zuerst im Allgemeinen von den neueren Berühmtheiten: sie müßten so gar wenig in sich haben, weil der geringe Ruhm sie gleich so aufblase, daß sich ihr inneres Feuer ganz luftartig verdünne. (Eigene Worte.) „Die meisten sind ewig abwärts sinkende Sonnen, die bei ihren Aufgängen culminirt haben. So auch Hoffmann. Ich führte ihn durch eine Vorrede in's Publikum ein und machte, daß er in Deutschland gelesen wurde. Ich war aber der Meinung, sein erstes Werk werde nicht die Spitze seines Geistes seyn, sondern er werde höher steigen. Als das eines jungen Autors, war es lobenswerth, wiewohl nicht von selbstständigem Gehalt, mit Ausnahme der Ansichten über Musik, weil er diese Kunst gründlich studirt hat, Andere daher nicht so eingehend über sie zu schreiben wissen. Sonst aber ist in dem ersten wie in den folgenden Werken

das Beste Nachahmung und Plünderung, besonders von Tieck und mir. Jezt, wo der Autor seinem Ruhme gewachsen seyn soll, sieht man schon, wie er ihn untergräbt. Er wiederholt sich selbst und steigert seine Ausartungen, so daß ich jezt einen ordentlichen Widerwillen an seinen Büchern habe."

Ich befragte Jean Paul um seine Meinung über Walter Scott; er ging kurz darüber hin, lobte im Allgemeinen und verwies auf ein gedrucktes Urtheil von ihm, das ich jedoch nicht gelesen, und leider bis heut nicht. Von Lord Byron sagte er, seine Stellung in der Welt verderbe seine Stellung in der Kunst. Doch sprach er auch über ihn nur obenhin.

Dresden lag sowohl wegen meines Dortherkommens als wegen eines Aufenthalts, den er selbst dort zu nehmen seit lange aufgefordert war, der Wendung des Gesprächs sehr nahe. Jean Paul nannte und kannte fast alle dort oder in Sachsen überhaupt lebenden Schriftsteller, wie Friedrich Ried, Theodor Hell, Apel, Laun, Gustav Schilling u. s. w., ein Beweis, daß er es nicht verschmähte, sich um Alles, was irgend einen Namen in der Literatur gewonnen hatte, zu bekummern, und zu prüfen, auf welchen Ursachen Ruf oder Ruhm begründet waren. Man erlasse mir's, das Urtheil Jean Pauls über die Einzelnen des Dresdner Kreises zu wiederholen; bestimmter charakterisirende Züge sind mir ohnehin entfallen. Es war jedoch im Ganzen durchaus billig, ohne daß irgend die Stufe verkannt oder erhöht worden wäre, welche man der Gattung literarischen Verkehrs einräumen durfte, die von diesen Männern vertreten wurde. Am meisten tadelte er die geringe Individualität des Styls an diesen vielbekannten Novellisten und Romanschreibern, und die ganz generelle Physiognomie ihrer Charaktere, die sich fast nie zu einer Besonderheit gestalteten. Dagegen gab er für die meisten ein leicht gestaltendes Talent für die Verknüpfung der behandelten Ereignisse zu, und ging sogar so weit, sich Einiges davon zu wünschen. „Am schlechtesten — dieses Ausspruchs erinnere ich mich bestimmt — gelingt diesen Schriftstellern, was freilich das schwerste ist, die Tugend zu zeichnen." Zumal Schillings tugendhafte Frauenzimmer wollte er durchaus nicht gelten lassen; er verschloß ihnen mit sarkastischer Schärfe jeden Himmel der Unsterblichkeit, sowohl den dichterischen als den christlichen. „Wenn man sie genau betrachtet und zergliedert, so gehören die besten seiner tugendhaften Heldinnen doch eigentlich in's Spinnhaus," so beschloß er seinen satirischen Ausfall darüber.

„Mich zieht Vieles nach Dresden," wandte er sich wieder den allgemeinen Redepunkten zu, „die Gallerie, die Antiken, die Musiken in der katholischen Kirche, die schönen Spaziergänge, auch einige Menschen, z. B. Tieck. Allein vor den andern Schriftstellern scheue ich mich, und in ihren Liederkranz, oder wie sie ihren Verein heißen, mag ich vollends nicht hinein." So viel ich weiß, war Jean Pauls Besorgniß in dieser Hinsicht viel zu groß, und die Dinge gestalteten sich bei seinem Aufenthalt in Dresden viel behaglicher als er meinte. Gerade in diesem Kreise fand er herzlichste Liebe und Verehrung, während sich in die andern Beziehungen mancher unbegründete Dünkel, auf Verhältnisse oder vermeintliche Geistesbedeutsamkeit gestüzt, einmischte, oder sonstige Unbequemlichkeiten störend wurden.

So streng J. Paul war, so genau er wußte, welchen Platz er jedem anzuweisen hatte, so war doch sein Urtheil eigentlich niemals hart, geschweige lieblos. Nur über Müllner, der ihm entschieden sittlich zuwider war, dessen kritische Unredlichkeit er nur allzu begründet haßte, dessen Hochmuth dagegen in demselben Maße unbegründet war, nur über diesen sprach er mit Schärfe. Und dennoch ließ er das Verdienstliche in ihm gelten, achtete eine gewisse bestimmte, wenn auch nicht tief einschneidende Verstandesrichtung in ihm, und in seinen dramatischen Werken die glücklichen Einzelnheiten. Tragisches Talent sprach er ihm entschieden ab; seine Lustspiele fand er gelungener, und dies um so mehr, je mehr sie mit der Lebenssphäre des Autors verwandt waren. — Grillparzer, der neben Müllner damals nicht unerwähnt bleiben konnte, stand ungleich günstiger in der Meinung Jean Pauls. Er sprach mit vielem Lobe von der weichen Seite seiner Dichtkunst, von dem sinnvollen Einzelnen in Diktion, Charakterzeichnung und Erfindung der Situationen. Sinn für wahrhaft tragische Größe aber vermißte er an ihm; nicht nur an den damals bekannten Werken dieses Dichters, der das plözlich helle Aufglänzen eines nicht genügend motivirten Ruhms durch desto rascheres Verlöschen zu theuer büßte, sondern überhaupt, weil er in diesen ersten Arbeiten die Gelegenheit, jenen höhern Sinn zu bewähren, überall, wo sie sich darbot, versäumt habe. Das Prognostikon, welches Jean Paul der ferneren Laufbahn dieses Autors stellte, ist so vollkommen eingetroffen, daß wir die Thatsache statt seiner Worte zeugen lassen dürfen.

Nachdem auf solche Weise fast alle literarischen Zustände, die damals die öffentliche Meinung beschäftigten, besprochen waren, wendeten wir uns allgemeineren Gegenständen zu. Eine lange Unterredung entspann sich zwischen uns über das Verhältniß der Mathematik zur Philosophie, oder vielmehr über die Anwendung der lezteren auf mathematische Gegenstände. Ein sich dergestalt auf den Schäfen abstrakter Begriffe schwebend erhaltendes Gespräch ist zu verflüchtigt geistiger Natur, um in seinen Wendungen auch nur mit einiger Genauigkeit festgehalten werden zu können. Wir hätten es vielleicht in der nämlichen Stunde nicht so zu wiederholen, noch schwerer es unmittelbar darnach schriftlich zu reproduciren vermocht.

Der einsichtige Leser würde daher gewiß den Kopf schütteln, wenn ich auch nur den Versuch machte, es nach so vielen Jahren nur in seinen Grundzügen wieder herzustellen. Doch ist mir die Erinnerung fest geblieben, welchen lebendigen Eifer Jean Paul für die mathematischen Prinzipien, wenn ich so sagen darf, an den Tag legte, obwohl es mir schien, als sey ihm der mathematische Stoff, der mir, so weit ich ihn jemals inne gehabt, damals von meinem Offizierstande her noch frisch im Gedächtniß war, nicht mehr geläufig. Eine einzige Spezialität ist mir theils so, theils durch die in meinen damaligen Aufzeichnungen enthaltenen Notizen erinnerlich, daß er die Lehre von den unendlichen Größen aus philosophischem Standpunkte vorgetragen wissen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Oktober.

(Schluß.)

Todesfälle. Theater. Literatur.

Am 1ten August starb zu Reichenbach der 99jährige Veteran aus dem siebenjährigen Kriege, Paul Wildhelm. Eine Deputation des Magistrats und das Bürgerbataillon begleiteten den müden Krieger zur letzten Ruhestätte, und drei Salven zu seiner Ehre gaben auch als Abschiedsgrüße an das vergangene Jahrhundert Preußens, das er militärisch gleichsam repräsentirte. — Zu Breslau starb hierauf am 20sten August ein medicinischer Veteran, Dr. Elias Hensche l, im 85sten Jahre, und sein Tod erregte die allgemeinste Theilnahme; denn es war dieser edle Israelit eben so ausgezeichnet als Arzt wie als Mensch. Er war einer jener seltenen starken Geister, die unermüdlich den Kampf mit feindlichen äußern Verhältnissen bestehen, bis siegreich die Entwickelung des Berufes daraus hervorgegangen, dessen sie schon frühzeitig bewußt geworden. Aus dürftiger Niedrigkeit, unter unendlichen Entbehrungen und Opfern, beständig verletzt seines Glaubens wegen, wandelte er auf seiner wissenschaftlichen Laufbahn einen Dornenpfad, wie Wenige. Und er hat Bedeutendes darauf geleistet, und namentlich war es die Geburtshilfe, die er hier auf ihrer rohen Kindheit zu dem trostvollen Standpunkte heraufbilden half, auf dem sie sich jetzt befindet. Unermüdet thätig beim Vollgenuß des öffentlichen Vertrauens, war Henschel dabei beständig mit seiner Kunst und Börse ein Vater der Armen, der diesen viel zu früh starb, wie lange auch die Parze seinen edeln Lebensfaden spann, und der ihnen vielleicht lange, sehr lange unersetzt bleiben wird. — Ein dritter erwähnenswerther Todesfall ist der des pensionirten Regierungssekretärs Karl Gottlieb Heinrich Kapf, in früherer Zeit vielfach literarisch thätig, auch Mitarbeiter des „Morgenblattes." Er war 1772 auf dem Blaufarbwerke bei dem Kloster Wittichen im Würtembergischen geboren, und kam auf Veranlassung seines Bruders, Friedrich Kapf, eines durch seine mineralogischen Schriften und wissenschaftlichen Reisen geachteten Gelehrten, bereits 1795 nach Schlesien und Breslau, wo er anfangs als Literat privatisirte, und 1809 bei der damaligen Kammer (Regierung) eine Anstellung fand. Das hiesige Theater, das zu jener Zeit eine lange glänzende Epoche entwickelte, nahm bis zu seinem Ende seine lebendigste Theilnahme in Anspruch. Er gab 1805 — 11 „Wöchentliche Theaternachrichten" heraus, und widmete seine drei Töchter der von ihm so sehr geliebten Kunst. — Da ich so zufällig auf's Theater gerathe, will ich sogleich die Angelegenheit der Gegenwart abmachen. Die ersten Talente Deutschlands waren für die diesjährige Gastspielsaison gewonnen, und dadurch so eben, bis auf die Damen Crelinger und Stich, die Bretter verlassen. Madame Fischer-Achten entzückte in der Oper, und gleichzeitig erntete Wurda eine Nachlese der frühern Sängerlorbeeren; denn seine Stimme hat er überlebt, und bald wird er auch den Ruhm überlebt haben. Indeß ergossen die Breslauer sich noch für seinen Namen in pflichtschuldigen Enthusiasmus. Dann kam Bedmann, der geborene Breslauer und Liebling der Berliner, der ein ungleich größerer Mißling als Komiker ist. Auch das Schüsselsche Ehepaar wollte sich seine diesjährigen Kränze in Breslau, und bald hätte ich Rost mit Kunst und die Heroin des dramatischen Gesangs, die Sardhier-Devrient, vergessen. Sie werden es mir der chronologischen Ordnung nicht so genau nehmen, aber alle diese Leute gastirten seit Anfang des Sommers hier, und sahen, wie das neue Theater im alten Kreuzhofe, einem frühern Besitzthume der Jesuiten, mächtig aus der Erde emporstrebt. Mag es nach seiner Vollendung als die Bürgschaft einer dramatischgoldenen Zeit dastehen! — Auf Krolls Lauterbrunn sahen wir fortwährend das Neueste und Beste, was die Schaulust reizen und befriedigen kann; zuletzt die ausgezeichneten Produktionen der akrobatischen und athletischen Gesellschaft des Michaele Averino aus Rom, die wirklich einzig in ihrer Art genannt zu werden verdienen. Bisher bestand das Theater im Saale des Wintergartens, der nun aber bei der herannahenden rauhen Jahreszeit seine eigenthümlichen Rechte für die Gesellschaft in Anspruch nimmt; Kroll läßt daher ein eigenes Theatergebäude aufführen. — Unter den literarischen Notabilitäten, die bisweilen nach Breslau sich verirren, war Theodor Mundt seit lange die bedeutendste Erscheinung, und hat den Ruf der liebenswürdigsten Persönlichkeit hier zurückgelassen. Zwei volle Monate weilte er in unserer alten Oberstadt, und reiste dann über Krakau nach den Karpaten. Freilich fürchten Alle, die das unwiderstehliche ungarische Gebirgsland kennen, er werde schwerlich weit vordringen, und doch wäre es, bei der Armuth der Literatur über diesen interessanten Landstrich, ein Gewinn, wenn Mundt bei seinem trefflichen Beobachtungsgeiste recht viel sehen könnte, und poetisch, ethnologisch und statistisch schildern wollte. Aber auch für Schlesien gilt dieser Wunsch. Seit dem Anfang des Jahrhunderts, wo mehrere gute Reisebeschreibungen erschienen, fehlt es meines Wissens an einem Werke, das die schlesischen Zustände in gefälliger Darstellung und ohne Systemzwang zuverlässig zusammenfaßt. — In der provinziellen Literatur tritt jetzt besonders hervor das von der Buchhandlung Karl Schwarz in Brieg angekündigte Werk: „Kriegswesen des Mittelalters." Als Grundlage dazu dient Leonhard Fronsbergers Kriegsbuch, das von 1571 — 75 in drei Theilen in Frankfurt a. M. erschien, und den ersten Versuch darstellt, das gesammte Kriegswesen in ein wissenschaftliches System zu bringen. Im modernen Gewande, mit Ausscheidung alles Nebensächlichen und Ueberflüssigen und der Beigabe der von geschickter Künstlerhand copirten Abbildungen, soll das alte Originalwerk durch die Bearbeitung des als militärischer Schriftsteller rühmlichst bekannten Oberst Hermann von Staff für den neuen Standpunkt der Wissenschaft vollständig wieder in's Leben treten, und der König hat die Dedication angenommen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 29. Oktober 1839.

Wann schon bist jung von Jahren,
Wann schon bist hübsch und fein,
Doch mußt von hinnen fahren,
Fort, fort muß dennoch seyn.

Friedrich von Spee.

Vergänglichkeit.

I.

Mit Gold besäumt die Flügel,
Im nimmermüden Schwung
Umschwärmt die Blumenhügel
Ein Schmetterling noch jung.

Er kost mit jeder Blume
So frei, so flatterhaft,
Aus tiefstem Heiligthume
Nascht er den Honigsaft.

Doch ihn, der ohne Sorgen
Durchzog die Blumenwelt,
Fand man an einem Morgen
Im Bluthenkelch — entseelt. —

So auch dünkt unser Leben
Mir diesem Falter gleich:
Ein hoffnungsvolles Streben
In's dunkle Schattenreich.

Der arme Flattrer dachte
Wohl niemals an den Tod,
Denn Lebenslust nur lachte
Aus Bluth' und Morgenroth.

Und mitten in der Süße,
Von Wonne und von Lust,
Warm von der Gluth der Küsse —
Haucht aus die junge Brust!

II.

Wenn vom Winter streng befangen,
Kahl und öd die Fluren stehn,
Sehnen wir uns voll Verla gen
Nach des Lenzes erstem Wehn;
Und ein Strahl der Wintersonne,
Der durch unsre Scheiben dringt,
Wird zum Fittig, drauf sich schwingt
Unser Herz zur Frühlingswonne.

Wenn die Decke sich dann lüftet,
Die die Erde lang umschloß,
Wie in Grabesnacht gegrüftet,
Dünkt uns selbst das fahle Moos,
Das der Herbst schon sah erbleichen,
Sommerblumen Vorbedeut,
Und von Edens Blumenzeit
Schwärmen wir bei diesen Zeichen.

Zählen möchten wir — so innig
Ist des ersten Lenzes Drang —
Jedes Gräslein, kussen minnig,
Das entkeimt' dem Bergeshang;
Ja, wenn wachsend so erglühte,
Wie der Frühling, unsre Lust,
Spräng' von Wonne uns die Brust,
Eh' wohl noch der Mai erblühte.

Doch je üpp'ger, blumenreicher
Des Genusses Daseyn naht,
Schwindet auch schon matt und bleicher
Unsrer Hoffnung Freudensaat;
Achtlos treten wir darnieder
Mancher Blume Farbenkleid,
Das in Winters Oedigkeit
Schien ein Buch voll Frühlingslieder.

Ach, so kann uns nichts genügen!
Ehe noch die Frucht gereift,
Sehen wir die Blüthe liegen —
Staub — vom Sturme abgestreift!
Ja, die Gegenwart, gekleidet
Auch in Blüthen noch so schön,
Kann der Blick nie wahrhaft sehn,
Da zum Flücht'gen er nur gleitet!

Und so rastlos immer sehnet
Nach der Zukunft sich der Blick,
Die er schöner stets sich wähnet
Als der Gegenwart Geschick;
Erst wenn Herbstes düstre Horen
Bannten Flur und Auen leer,
Fühlen wir im Herzen schwer,
Was im Lenze wir verloren!

v. Frankenberg.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

In der Nähe von Annecy, über dem See sichtbar, am Fuße des Roc de Cher, liegt malerisch das Schloß Menthon, dessen uralte und berühmt. Grafenfamilie vom zehnten Jahrhundert bis in die Mitte des achtzehnten blühte, dann aber ausgestorben ist. Wie viel sich diese Grafen auf ihren alten Ursprung einbildeten, beweist die Inschrift über der Thür ihres Schlosses: Ante Christum natum jam Baro ego fui. Auf dieser Burg ward 923 dem Grafen ein Sohn geboren, der sich früh durch alle Gaben des Körpers, des Geistes und durch ritterliche Wackerkeit hervorthat. Sein Herz hing aber nicht am Waffenschmuck und an Turnieren, obgleich er bei einem solchen von dem schönen Fräulein des Hauses Duing — das seinem väterlichen Schloß am See gerade gegenüber liegt — einen Dank erhalten hatte und auch so von ihr geliebt wurde, daß die Eltern die jungen Leute mit einander zu verheirathen wünschten. Deßhalb wurde von allen Seiten in ihn gedrungen, und um keine Zeit zu verlieren, bestimmten die Eltern den Tag der Hochzeit, an dem auch nichts fehlte als der Bräutigam, denn Bernhard von Menthon war in der Nacht heimlich vom Schlosse seiner Väter entwichen und floh über den Col de Seigne nach Aosta in ein Kloster. Es ist nicht bekannt, was ihn von dem schönen Fräulein von Duing zurückhielt, ob Mißfallen an ihrer zu großen Vergnügungssucht und Weltlichkeit, ob, wie behauptet worden ist, eine andere Liebe, oder seine herrschende Neigung zum geistlichen Leben. Kurz, er floh, nahm in Aosta das Ordenskleid und ward bald darauf Archidiakonus der dortigen Kathedrale. Auf seiner Flucht über die eisigen Alpen hatte er mehrfache Lebensgefahr zu überstehen und war zweimal nahe daran, von Lavinen verschüttet zu werden. Dies gab seiner geistlichen Thätigkeit eine eigene, der Menschheit sehr wohlthätige Richtung. Zweiundvierzig Jahre lang arbeitete er mit unermüdetem, alles aufopferndem Eifer an Verbreitung und Sicherstellung des Christenthums in den Thälern der ihm benachbarten grajischen und penninischen Alpen. Von Iseran bis zur Allée blanche, und von da bis zum Matterhorn und dem Montrosa war kein Gebirgsthal, wo der fromme, feurige Bernhard nicht mit Wort und That das Evangelium gepredigt hätte, was um so nöthiger war, da damals in den Thälern des östlichen Savoyens von den Mauren viel Islamismus eingeschwärzt worden war, auch in den penninischen Alpen von der Römerzeit her noch viel Paganismus herrschte. So zerstörte er auf dem Hauptübergang der Römer über die penninischen Alpen die Statue des Jupiter Penninus, und Aehnliches that er auf der Stelle, wo mehr denn ein Jahrtausend früher wahrscheinlich Hannibal mit seinen Elephanten über die grajischen Alpen ging. Aber diese Zerstörung des Veralteten genügte ihm nicht; sein von glühendem Wohlwollen für die Menschheit erfülltes Herz dachte an mehr. Auf seinen vielen Wanderungen in den Alpenthälern und auf den Gebirgspässen, die in sie führen, hatte er sich überzeugt, daß die vielen Pilger und Reisenden, die zu allen Zeiten aus Deutschland, Helvetien und Frankreich nach Rom und Italien zogen, auf jenen hohen Bergübergängen große Gefahr von Stürmen, Kälte, Schneewehen und Lawinen auszustehen hatten. Darum gründete er für ihre Rettung, Aufnahme und Verpflegung ein Hospiz, vertraute dieses

einer Congregation von regelmäßigen Kanonikern und erbat sich dafür die Bestätigung des Papstes, der auch unter Ertheilung bedeutender Privilegien die Anstalt unter seinen unmittelbaren Schutz nahm, in welchem Verhältniß sie bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Bald darauf gründete Bernhard von Menthon in der Nähe ein ähnliches Schutzhaus, und dies sind die Hospize auf dem großen und kleinen St. Bernhard, die diesem edlen, heiligen Menschen Entstehung und Namen verdanken, und deren Geistliche seit länger denn acht Jahrhunderten unter Entbehrung alles irdischen Lebensgenusses und unter steten Gefahren, der Menschheit so große Dienste geleistet haben. St. Bernhard von Menthon starb 1008 gleich nach seiner Rückkehr von Rom. Luther schrieb über den spätern St. Bernhard von Clairvaux (1091 — 1151): „Ist jemals ein wahrer, gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war es St. Bernhard, den ich allein höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden, und ich auch von seines Gleichen sonst weder gelesen noch gehört habe." Wahrscheinlich war Luthern St. Bernhard von Menthon wenig bekannt, sonst hätte er jenen gewiß nicht über diesen gesetzt, dessen Leben in Heldenmuth und apostolischer Tugend gewiß höher steht, als das des Cisterziensers, der nie aus seinem Kloster für die Menschheit herausgetreten.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Die Politik war ein Lieblingsthema des Gesprächs für Jean Paul, das er auch gleich in unserer ersten Unterredung mit Wärme aufnahm. Wie edel und großartig (unendlich erhaben über die egoistische Entfremdung von allen öffentlichen Interessen, die man während der ganzen Zeit der Unterdrückung Deutschlands in einem andern Kreise antraf, der sich um einen der größten Männer gebildet hatte), wie edel und großartig Jean Paul in dieser Beziehung dachte, ist aus tausend Stellen seiner Werke und Briefe zu ersehen. Damals war es Griechenlands Schicksal, welches, seit die vaterländischen Angelegenheiten nach Außen geschlichtet und die innern Gährungen (das Wartburgfest, Sands That u. s. w.) einigermaßen beschwichtigt oder vielmehr zurückgedrängt waren, die wärmste Theilnahme Aller, die im Ganzen — nicht auf dem Isolirstuhl des Ichs — lebten, in Anspruch nahm. Für das Schicksal dieses Volks schlug Jean Pauls Herz eben so groß wie für das seines Vaterlandes. Wahrhaft begeistert sprach er seine Hoffnungen für die Wendung des Kampfes aus. Leider waren seine Prophezeiungen hier nicht so glücklich, als hinsichtlich der literarischen Verhältnisse; denn bei diesen gründeten sie sich auf ein Wissen und Durchschauen, bei jenen auf einen Glauben, der ihn nur zu sehr — und nicht ihn allein — täuschte. Von einer so großartigen, aus den höchsten sittlichen Anschauungen hervorgehenden Politik, wie Jean Paul sie voraussetzte, weiß freilich die Geschichte bis jetzt nichts, oder bietet uns höchstens einige vereinzelte Züge dar, die wie göttliche Blitze in das verworrene Chaos irdischer Zwecke und Bestrebungen hineinleuchten, wodurch die Maschinenfäden und das Räderwerk der großen Angelegenheiten der Menschheit bisher getrieben worden sind. Doch diese elektrischen Zuckungen reinigten nur auf Augenblicke den schwülen Dunstkreis; dem Aufgang einer dauernd leuchtenden, wärmenden, belebenden Sonne harren wir noch entgegen, wenigstens beleuchtet sie die Erdbreiten, unter denen Deutschland sich ausdehnt, noch nicht, wenn uns auch schon seit einem halben Jahrhundert ein bald stärker, bald schwächer schimmerndes Morgenroth schöne Träume der Verheißung malt. Es scheint aber, daß wir in politischer Hinsicht leben, wie in geographischer die Bewohner der Polarländer, denen auch die Morgenröthe Wochen- und Monde lang die Tageshelle verspricht; aber sie hält wenigstens, wenn auch spät, doch sicher Wort.

Ich bekenne es indessen gern, daß, so mächtig politische Interessen mit dem ganzen Drang meines Innern verwachsen sind, in jenem Augenblick die Spitze aller Richtungen meiner Theilnahme dennoch Jean Paul selbst blieb. Gern sah ich es daher, daß sich das Gespräch auf solche Gegenstände zurückwandte, für die er selbst den eigentlichsten Mittelpunkt bildete. Zuletzt erreichte ich nach manchen Wendungen eben diesen, und suchte mich, freimüthig fragend, durch ihn selbst über ihn selbst näher zu unterrichten. Der Leser vergesse nicht, daß wir damals weder Jean Pauls Leben von ihm selbst geschrieben, noch die nach seinem Tode erschienenen, durch ihm lange nahe gestellte Personen veranstalteten reichen Sammlungen von Briefen, Auszügen aus seinen Tagebüchern, Mittheilungen über seine Art zu leben und zu arbeiten, u. s. w. besaßen. Jenes ganze Material zur Darlegung und Erklärung (so weit eine solche mög ich ist) seines geistigen Organismus und der Art, wie derselbe thätig war, fehlte noch in der Literatur; mir mußten daher die einzelnen Notizen, die ich erhielt, von größter Wichtigkeit seyn. Ich gebe sie, um das Bild jener Tage, und die freien, vertrauenden Mittheilungen des erhabenen Mannes möglichst zu vollenden, so getreu und vollständig wieder, als ich sie im Gedächtniß und auf dem Papier besitze.

Er sagte mir über seine Lebens- und Arbeitsweise etwa folgendes: „Vormittags arbeite ich schaffend, schreibe,

wenn es irgend zulässig ist, im Freien, entweder im Garten hinter meiner Wohnung in der Stadt, oder noch lieber hier draußen bei der Frau Rollwenzel, die mit unermüdlicher Sorgfalt, oft selbst mit Aufopferung ihres eigenen Interesses, dafür sorgt, daß Alles entfernt bleibe, was mich stören könnte. Selbst im Winter arbeite ich oft im Freien, indem ich auf und nieder gehe, meinen Stoff scharf im Gedanken behandle, und dann, was ich in mir vollendet, so rasch als möglich im Gartenhause niederschreibe. — Dabei trinke ich im Sommer und Winter Wein, doch höchstens eine Flasche, meist weniger. Burgunder war es, den Jean Paul, wie ich mich aus seinen eigenen Worten zu erinnern glaube, am liebsten bei der Arbeit genoß.) Nach Tisch trinke ich Bier, doch selten mehr als einen Krug. Nachmittags schreibe ich nur zuweilen; ich studire dann meistens, am liebsten und eifrigsten philosophische Werke; außerdem medizinische, und von diesen wieder die philosophischen, namentlich physiologischen, vorzugsweise, dann mathematische, astronomische, historische u. s. f. Was ich Bemerkenswerthes bei meiner Lektüre finde, schreibe ich sogleich auf und ordne meine Excerpte nach verschiedenen Rubriken.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, September.

Gastronomie. Oper. Ein Autodidact.

Die große Frage ist nun in Frankreich entschieden; nicht etwa, ob der König herrschen oder regieren soll, ob die Republik oder die Monarchie das Bessere sey, ob man die Schulen der Ignorantins den Schulen des gegenseitigen Unterrichts vorziehen, oder ob die Runkelrübe vor dem Zuckerrohr die günstigst werden soll, oder umgekehrt. Nein, viel Wichtigeres, nämlich die langdestillirte Frage: ob im Bugey so zarte und feine Poularden erzogen und gemästet werden können, als in der Bresse, beides Nachbarländer von Lyon. Darüber war lange Streit und Wette zwischen zwei Abbés, die der kanntlich im Gastronomischen sehr feinprüfend und erfahren sind. Der jüngere Abbé ließ aus der Bresse eine mit dieser Edukation vertraute Person, eine Kapaunpensionsvorsteherin kommen, und als unter ihrer Sorge einheimische Poularden gemästet worden waren, schickte er seinem Confrater die festeste mit einem Billet, worin er die vielen Doppelsinne der französischen Sprache benutzte, um ihm die humble fille du Bugey zu empfehlen. Der ältere Abbé antwortet im feinsüßlich witzigen und ebenso zweideutigen Ton, den wir hier aus Achtung für unsere Leser nicht nachahmen, indem er versichert, daß er die habitante du hameau zwar äußerst lich sey reizend und anziehend, aber weniger tendre gefunden habe als die Bressanes. Sie sehen, daß unsere jetzige Geistlichkeit in Geschmack an erotischen Dingen, in Kenntniß darin und in gastronomischer Feinheit den Abbés aus Ludwigs XIV. und XV. Zeit nichts nachgibt.

Die Gemäldeausstellung unseres Kunstvereins (Société des amis des arts) wurde zu Anfang dieses Jahrs geschlossen. Ich werde im Kunstblatt ausführlicher davon sprechen; hier möge nur stehen daß zwar eine Menge Pariser Maler und Bildhauer, desgleichen Künstler aus Lyon, und aus Genf das ihrige Theil nahmen, daß aber, Einiges ausgenommen, sehr wenig Lobenswerthes dabei zu bemerken war. Unsere Reputationen sinken gewaltig, oder schicken wenigstens nur ihre Mittelmäßigen nach Lyon.

Unser großes Theater hat uns in diesen Monaten kein großes Vergnügen mit seinen Opern gemacht. Allerdings haben wir ein tüchtiges, jahrelanges und verständiges Orchester, nach Paris wohl das beste in Frankreich; wir haben auch eine prächtige Scene mit trefflichen Dekorationen und Maschinerien, aber an unserem Opernpersonal läßt sich viel aussetzen. Der größte Vorwurf, den man den französischen Sängern in der Provinz machen muß, ist ihre Unbeweglichkeit in Beziehung auf Fortschritte in der Kunst. Es scheint, sie hängen noch mehr an ihren Fehlern, als ihre Fehler an ihnen; in diesen schreiten sie viel sicherer fort als in ihren guten Eigenschaften. Sie sind standhaft, selbst hartnäckig in ihren üblen Angewöhnungen. Derselbe Vorwurf trifft unsere Opernsten in Lyon. Nichts zeigt, daß sie studiren und arbeiten, daß sie in sich etwas von dem Drang nach Ersatz und Raum fühlen, das allein gute Künstler macht. Bei keinem bemerkt man, daß er seine Gesangsmethode ändert und zu vervollkommnen sucht. Keiner hat Lust, einer Rolle eine neue Seite, eine neue Farbe abzugewinnen. Im Gegentheil, wenn man in den Saal tritt, um eine große Oper abermals zu hören, so weiß man auf ein Haar zuvor, wo der Tenor falsch singen, wo die erste Sängerin eine Arie mit gemeinem oder übertriebenem Ausdruck vortragen, daß der Bassist an einer gewissen Stelle einen Fehler machen, daß ein gewisser Chor falsch gesungen, oder vielmehr gar nicht gesungen, sondern geschrien und gebrüllt werden wird. So kennen wir zum voraus alle Sachen und Wunden, welche diese oder jene Oper von unserer Truppe zu erleiden haben wird. — Auch von Concerten ist nichts zu sagen. Desto merkwürdiger ist ein musikalisches Wunder in unserer Gegend, mit dem es seine volle Richtigkeit hat. Bei Grenoble lebte ein Fiedler, der nie weit aus seinem Dorf gekommen war. Da man ihn als sufligen Kauz gern hatte, so ließ ihn ein reicher Gutsbesitzer in der Nähe des Dorfs manchmal zu sich kommen. In diesem Hauß sagen von ehemaligen Quartetten her in einer entlegenen Rumpelkammer eine Violine, eine Bratsche, ein Violoncell mit einer Menge Musikalien. Dem Fiedler war's erlaubt, dahin zu gehen, um, wie man sagte, die Instrumente zu maltraitiren, auch die Musikalien zu durchstöbern. In dieser Rumpelkammer blieb er oft Stunden lang. Voriges Jahr fiel ihm ein Quartett in die Hände. Da er gar nicht wußte, was ein Quartett ist, und glaubte, es werde darin ein Instrument nach dem andern gespielt, so fing er mit der ersten Violine an, ging dann zur zweiten über, spielte hernach die Bratsche und zuletzt das Violoncell. Freilich alles sehr rauh und ungeschickt. Eines Abends aber kam er aus der Kammer voll Entzücken zu dem Hausherrn und versicherte ihn, die Musik in der Kammer müsse sehr schön seyn; dabei trällerte und pfiff er ihm mehrere Stellen vor, und wußte sich vor Freude gar nicht zu lassen. Dieser ungebildete und unwissende Mann, ohne alle Kenntniß von Harmonie, ohne alle musikalische Erziehung, hatte ein Quartett von Beethoven begriffen und war von seinen Schönheiten entzückt, wußte aber nicht warum. Jetzt ist er einer der besten Violinspieler des Lyoner Orchesters.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 30. Oktober 1839.

Nimm hin den Dank, wie du mein Herz erfrischet!
Wein, lauterer Wein hast du mir aufgefrischet.

G. Schwab.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

„Außer meinen Studien," fuhr Jean Paul fort, „habe ich noch allerlei Nebenliebhabereien und Eigenheiten (er bezeichnete sie, über sich selbst scherzend, falls Thorheiten und Lieblingstollheiten), als die Wetterprophezeiungen und das Halten von Vögeln und Hunden. In meinem Zimmer, wohin ich Sie doch auch noch führen muß (leider bin ich nicht dahin gekommen), sollen Sie meine Wettergläser, Wetterspinnen, Laubfrösche, Kanarienvögel, die frei umherfliegen und mir doch nichts beschmutzen, * und ähnliche Steckenpferde mehr sehen. — Meine liebsten Momente habe ich im Winter, in der Dämmerstunde, wo ich die Sonne aus meinen Fenstern über dem Schnee untergehen sehen kann. Alsdann liege ich auf dem Sopha, spiele mit den Vögeln, dem Hunde (diesem, einem gelehrigen Pudel, werde ich noch ein besonderes Anhangskapitel widmen) und (eigene Worte) „decke dabei allerlei wunderliche Gedanken aus, worüber die Welt nachher lacht oder, wie es fällt, sich darau begeistert."

* Dies Letztere war doch nicht ganz der Fall, denn ich fand auf dem mehrerwähnten Manuscript der Oper Dido die Spuren von Besteckung durch Vögel.

Unter diesen Gesprächen waren wir, da wir sie Anfangs im Gaststübchen, dann im Gärtchen vor dem Hause, endlich auf dem Heimwege geführt hatten, bis nahe an Baireuth gekommen, wo die belebtere Heerstraße, später die vom abendsommerlichen Verkehr im Freien lauten Gassen der Stadt selbst eine zusammenhängendere Unterredung nicht mehr zuließen.

Einige Knaben bettelten uns an; ich war viel zu glücklich und froh, um nicht zu geben. Jean Paul tadelte mich; er sagte: „Sie kennen diese Art des Bettelns hier nicht; die meisten dieser Knaben taugen nichts. Man bestärkt sie in Müßiggang und Nichtsnutzigkeit." Ich konnte mir das leicht denken, denn ich war aus einer großen Stadt, wo die bettelnden Knaben schwerlich vom besten Schlage sind. Doch erwiderte ich: „Es mag so seyn, allein wir sind unter allen Umständen so viel besser daran, daß ich dennoch zuweilen der Neigung zu schenken nicht wide stehen mag." Jean Paul befragte hierauf die beiden Knaben, die von mir bereits empfangen hatten und von ihm noch etwas begehrten, genau und deckte allerdings mit Leichtigkeit Widersprüche in ihren Aussagen auf, worauf er sie ausschalt und zu mir sagte: „Sehen Sie wohl, daß ich Recht habe?"

Jetzt standen wir vor seiner Hausthür und ich mußte mich endlich von ihm trennen, wie gern ich auch noch Stundenlang bei ihm verweilt hätte.

In diesen Tag hatte sich Ziel und Bedeutung meines Aufenthalts in Baireuth zusammengedrängt. Was ich dort gewollt, war entschieden, gewissermaßen wie eine Hauptschlacht einen Feldzug entscheidet, wenn gleich noch manches im Gefolge derselben von Wichtigkeit ist. So fielen auch mir noch einige glückliche Augenblicke zu.

Noch an der Schwelle seines Hauses hatte ich Jean Paul die Bitte vorgelegt, mir ein Blatt für mein Stammbuch zu schenken. Er erwiderte darauf: „Sie haben ja meine Briefe, das sind ja Stammbuchblätter.“ Das Ablehnen, was in diesen Worten lag, ließ mich zwar die Hoffnung, meinen Wunsch erfüllt zu sehen, innerlich aufgeben, indessen gestattete ich mir doch noch die Erwiderung: daß in Blättern, dem bestimmten Zweck persönlicher Erinnerung gewidmet, ein besonderes Heiligthum für mich wohne und ich überdies jede fernere Zeile seiner Hand als einen neuen, köstlichen Erwerb betrachte. Jean Paul erwiderte nichts darauf, und damit war das Nein wohl entschieden. Seine Aeußerung, daß mir die empfangenen Briefe Stammbuchblätter seyn möchten, konnte mich nicht ganz entschädigen. In der That schien mir ein Brief, aus anderer Veranlassung geschrieben, wenn auch noch so hohen Werths an sich, doch diesen besonders gesammelten Blättern nicht recht angehörig. Nur der Wille des Gebers sollte die Gemeinschaft dieser Gedächtnißblätter von ganz entschiedener Bedeutung bestimmen. Einen Brief, den ich nicht in dieser Absicht und Voraussetzung erhalten, hinzuzulegen, wäre mir immer wie eine Art unrechtmäßigen Besitzthums vorgekommen. Und gewiß ist es auch etwas anderes, ein Blatt zu empfangen, welches der Erinnerung, der Freundschaft vielleicht, gewidmet ist, als eines, auf dem sich noch so wohlwollende Gesinnungen nur allgemein ausgesprochen finden. So mußte ich denn, immer noch überglücklich in dem Besitz dessen, was mir geworden war, dem höher gestellten Wunsch entsagen, so groß mir auch die Freude gewesen wäre, diesen verehrten Mann andern verehrten, wie Tieck und Maria Weber, die mir wenige Wochen zuvor diese hochgehaltene Gabe zugewendet hatten, beizugesellen. Später hätte ich nur einen von gleicher Bedeutung, doch in einem völlig andern Gebiet, ihm an die Seite zu stellen gehabt, Beethoven.

In dem sichern Gefühl, daß ich, was Baireuth mir gewähren sollte, empfangen habe, dachte ich nur an meine Abreise, die ich gleichzeitig mit der Jean Pauls, den 30sten August, festsetzte, um ja nicht einen Tag aufzugeben, der mich vielleicht noch mit ihm zusammenführen könnte. Noch von ihm und seiner Familie Abschied zu nehmen, hatte er mir erlaubt. Ich ging daher am andern Nachmittage hin, ihm, fast so pochenden Herzens wie den ersten Gruß, das Lebewohl zu sagen. Er war überaus heiter und freundlich; schon ganz erfüllt von dem Gedanken an seine Reise, zeigte er auch einen lebhaften Antheil an der meinigen, besonders da sie nach Weimar, durch Hof ging, und somit die Gegenden berührte, die so lange seine Heimath gebildet hatten. Mit liebenswürdigem Eifer schilderte er mir die anziehendsten Punkte der Landschaft, die ich andern Tages durchstreifen sollte, bezeichnete mir die sehenswürdigen Stellen, pries mich glücklich, daß ich zu Fuß gehe. Er sprach von Berneck, Gefrees, diesen kleinen, reizend gelegenen Orten, die mir aus den Frucht- und Dornenstücken durch Leibgebers und Siebenkäs Wanderung eine geheiligte Bedeutung gewonnen hatten. Auch Frau und Tochter mischten sich lebhaft, ja herzlich in's Gespräch; es dunkte mich wirklich, als sey ich, vielleicht durch meine wahrhafte Begeisterung für Jean Paul, der Familie desselben lieb geworden. Ein gewisses Anrecht dazu hatte ich auch als Landsmann der Gattin Jean Pauls, die bekanntlich aus Berlin geburtig ist. Zwar hatte ich geäußert, ich werde nach dem Rhein gehen und in Heidelberg vielleicht abermals mit Jean Paul, der eben dahin reiste, zusammentreffen. Doch mein Geburtsort ließ einen steten Zusammenhang mit demselben voraussetzen, und so war es natürlich, daß die Tochter mit ihrer angenehmen Lebhaftigkeit bat, wenn ich nach Berlin schreibe, oder dahin komme, doch ja ihre Grüße an Eugenie Hitzig und deren Vater nicht zu vergessen. Wie das erste Mal, stimmte auch jetzt Jean Paul mit Freudigkeit ein, und ich sah mit wahrer Freude, wie herzlich sich seine Gesinnung diesen meinen Landsleuten zugewendet hatte, und daß die Erkundigungen nach ihnen beim ersten Besuch mehr als ein bloßer Anknupfungspunkt des Gesprächs, oder eine leichte Erinnerung an ein kürzliches Lebensereigniß waren. Die Freundschaft junger Mädchen ist eine ungemein liebliche Erscheinung, weil sich dabei das sonst jungfräulich zurückgezogene Herz zuerst in dem Recht fühlt, sich frei zu öffnen; und dieses reine Gefühl blickte so hell aus den Augen der Tochter Jean Pauls, wenn sie ihre Freundin Eugenie nannte, daß sie mir beim Aussprechen dieses Namens doppelt liebenswerth erschien.

Ich reichte endlich Jean Paul zum letzten Mal die Hand und ging, von den herzlichsten Wünschen begleitet. — Der reizendste Morgen sah mich am andern Tage auf der Wanderung nach Hof.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Ueber meinem Spaziergang am See und unter den schönen Baumgängen war die Zeit zur Abfahrt herbei

gekommen. Wir nahmen ungern von dem anmuthigen, interessanten Städtchen Abschied und sezten unsere Reise nach Genf fort, wo wir Abends ankommen wollten.

Wir brauchten nicht weit zu fahren, um wieder an einen Ort zu kommen, von dem, wie von Sales und Menthon, ein edler und berühmter Geistlicher ausgegangen ist; freilich nicht aus einem Herrenhause, sondern aus einer armen Bauernhutte. In dem Dorf Brogny ward 1342 der arme Bauernknabe geboren, der später Cardinal und einer der mächtigsten Stutzen von Königen und Päpsten wurde, dabei aber ein edler, ausgezeichneter Mensch blieb. Er hütete, wie später der Knabe, aus dem Papst Sixtus V. ward, die Schweine seines Dorfs, als zwei Geistliche von Genf des Wegs kamen, sich nach Manchem erkundigten und über die klugen Antworten, so wie über das ganze geistreiche Wesen des Knaben erstaunten. Sie nahmen ihn mit nach Genf, wo der Knabe gleich in allem so schnelle Fortschritte machte, daß ein durchreisender Cardinal, dem er als ein kleines Wunder vorgestellt wurde, ihn mit nach Avignon nahm, wo damals die Päpste Hof hielten. Hier bildete er sich sehr schnell und stieg rasch von Stufe zu Stufe. Damals war Clemens VII. Gegenpapst, der aus Johanns Nachbarschaft, aus dem Städtchen Annecy stammte; dieser ernannte ihn zum Cardinal, und der folgende Gegenpapst Benedikt XIII. zum Erzbischof von Ostia und Velletri. Er bekam nach damaliger Sitte noch eine Menge andere Kirchenstellen, unter andern auch das Bisthum Genf. Durch so viele Pfründen gelangte er zu einem mehr als fürstlichen Einkommen, mit dem er oft Königen und Päpsten aus der Verlegenheit half, außerdem aber in Genf, in Annecy und an vielen andern Orten herrliche Stiftungen für Erziehung, Unterricht und Wohlthätigkeit machte, die zum Theil noch bestehen. Dabei blieb er aber für seine Person ganz einfach, erlaubte sich keinerlei Art materieller Genüsse und konnte als Muster von Sittenreinheit dienen in einer Zeit, wo die römische Geistlichkeit in unglaubliche Verworfenheit versunken war, was unter anderm die Wirthschaft Johanns XXIII. und seiner Cardinäle auf dem Kostnitzer Concilium bewies. Auf diesem Concil interessirte sich Cardinal Brogny sehr für Huß, ging mehrmals zu ihm in's Gefängniß und suchte durch freundliches Zureden und Milde seinen festen Sinn zu biegen. Huß rühmt dies selbst in seinen Werken. Bei seiner Rucklehr von Constanz kam er zum ersten Mal wieder nach Genf und in seine Heimath. Dort soll er einen Schuhmacher aufgesucht haben, der ihm, dem armen Schüler, vor Zeiten ein Paar Schuhe machte, und da er sie nicht gleich bezahlen konnte, zu ihm sagte: „Allez, vous me les payerez quand vous serez un jour Cardinal.“ Der Schuhmacher war todt, aber seine Familie lebte noch und der Cardinal sorgte reichlich für sie. Dann ging er in sein heimathliches Dorf Brogny, versammelte da in seinem väterlichen Haus alle Greise, die er noch kannte, speiste mit ihnen, beschenkte sie reichlich und sorgte väterlich für ihre Familien. Er stattete alle erwachsenen Mädchen seines Dorfes aus, gab einen reichen Fonds her für andere in der Zukunft und für arme Wittwen aus der Provinz Genevois; er ließ sein Silberzeug einschmelzen, um daraus Kelche für alle armen Kirchen seiner Diöcösen Genf und Lausanne verfertigen zu lassen. Viele Jahre speisten täglich dreißig Arme mit ihm, und diese Milde übte er auch auf Reisen und in fremden Landen. Er starb 1426. Seine Leiche wurde von Rom nach Genf gebracht und in der von ihm gestifteten Kapelle der Maccabäer beigesezt. Seine Familie errichtete ihm da ein schönes Grabmal mit seiner Statue, die Bonnivard in der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts noch sah, die aber in der Zerstörungswuth der Reformation zertrümmert wurde, wie so viel Schönes und Würdiges.

Die Zeit war uns kurz zugemessen, sonst hätte ich in dem Dorf nach Brogny's Vaterhaus oder dessen Stätte gefragt. Immer ergriff mich lebhaft ein Gedanke, den ich hier aussprechen will. An Bernhard von Menthon, Johann von Brogny und Franz von Sales, also im zehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert hat Savoyen drei herrliche Kirchengestalten, deren Heimath sonderbar genug nur wenige Stunden von einander und in der Nähe der Abtei Hautecombe liegt. Möchte ihnen der jetzige, für Großes und Würdiges lebendig wirkende König in jener Abtei ein Denkmal setzen, großartig, wie die drei Männer, deren Namen, mit Bezeichnung ihrer Zeit, als Inschrift des Monuments genügen würden.

Die Sonne stand noch sehr hoch, als wir bei der peinlichen Auffahrt des pont de la Caille ankamen. Der gewaltigen Hitze ungeachtet, verließen wir den Wagen und stiegen den steilen Weg hinan. Hier strömt in tiefem, felsigen Grund der kleine Fluß Usses, der manchmal zum mächtigen, verheerenden Strom anschwillt. Zum Hinauf- und Hinabfahren an der steilen Höhe plagten sich unsere Pferde fast eine Stunde lang. Wer aber künftigen Sommer diese Fahrt macht, wird ohne alle Unbequemlichkeit für Roß und Mann in wenigen Minuten auf ganz ebener Straße über den Strom gelangen; denn dann wird die schöne und kühne Drahtbrücke vollendet seyn, an der wir bauen sahen, und auf der man zweihundert Fuß hoch über den Fluß und sein Felsenbett weg vom linken auf das rechte Ufer gelangt. Dies ist eine der schönen Anlagen, welche die jetzige sardinische Regierung zur Erleichterung des Handels und der Gewerbe in ihrem Lande macht. Diese Brücke hat durch ihre Lage viel Aehnlichkeit mit der in Freiburg.

Ein herrlich Land breitet sich aus, wenn man die Höhe der Cruieilles erreicht, denn von hier aus übersieht man das ganze westliche Thal von Uſes, über vier Stunden lang, wo ſich der Strom wie ein Silberband zwiſchen Dörfern, unzähligen Burgruinen, bewohnten Schlöſſern und Kirchen hinzieht, mit reichen grünen Alpen in der Höhe. Mitten im Thal liegt der hübſche Flecken Frangy, wo die Römer auch hausten, denn man hat Inſchriften und Kaiſermünzen da gefunden, die auf eine bedeutende militäriſche Niederlaſſung deuten. — Von der Cruieſſes, die auf der Ruſſeite des großen Salève liegt, geht der Weg nach dem Rhone- und Arvebecken hinunter. Der Berg zeigt ſich hier im Profil gar keck mit ſtarken Felſenvorſprungen, und im Hintergrund malt ſich Genf auf den glänzenden Ultramaringrund ſeines See's hin.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, September.

(Schluß.)

Madame Desbordes-Valmore. C. Quinet.

Eine der anziehendſten Dichtererſcheinungen Frankreichs gehört Lyon an, und ich habe, glaube ich, ſchon früher einmal in dieſen Blättern davon geſprochen. Es iſt die Dichterin Desbordes-Valmore. Vor Kurzem ſind ihre Gedichte unter dem beſcheidenen Titel: Pauvres fleurs erſchienen, und verdienen von allen geiſtigen und fühlenden Frauen Deutſchlands gekannt zu werden. „Arme Blumen!“ in mancher Beziehung, denn nur wenige ſind an warmer, heiterer Sonne aufgegangen, und oft hat rauhe, kalte Luft ihre Kelche der rührt. In ihren traurigen Tagen glich die Dichterin einer wandernden Schwalbe, die oft ihr Neſt von Neuem bauen mußte, oder einer ſingenden Lerche, die gar manchmal von nichts zu zehren hatte, als von bittern Körnern. Deßhalb herrſcht in dieſen Dichtungen die Wehmuth vor. Ich glaube, daß unter allen Frauen, die ſeit zwanzig Jahren mit lyriſcher Weihe gedichtet haben, Madame Valmore den ſchönſten Ton mitfühlagender Wehmuth vernehmen läßt. Was das Herz einer Frau in Zärtlichkeit, in frommer Hingebung fühlt, was es an geheimen und liebenden Worten hat, das findet ſich reichlich in Madame Valmore's Dichtungen. Andere Dichterinnen unſerer Zeit ſingen in Frankreich wohl lauter, höher und funſtreicher, aber nicht ſo mild, zart und duftig. Bei jenen hilft die Kunſt der Natur zu ſehr nach und verwiſcht ihren Blumenſtaub oft ganz. Bei Mad. Valmore hingegen herrſcht die Natur immer vor, und zwar die zarteſte, innigſte Natur. Madame Taſtu erhebt ſich zuweilen gewiß zur Höhe der beſten Lyriker im jetzigen Frankreich, aber auch ſie geſällt mir beſſer, wenn ſie vom Roſenlied Romeos und Julies ſingt. In einem ſchönen Wort an dieſe Dichterſchweſter ſagt Madame Valmore, daß es ihr unmöglich geweſen ſey, bei ihren Dichtungen zu feilen und zu ſtudiren:

Je n'ai pas eu le temps de consulter un livre,
Pour ciseler les cris dont mon sein se délivre;
Mais qu'une plume reste à l'oiseau mutilé,
Il s'en fait une rame à son port étoilé

In jedem Leben ſind beſonders zwei Augenblicke, wo die Poeſie tief im Gemüth anfert und ſich in däſtern, wehmüthigen Bildern und Worten gefällt: zuerſt im Beginn der Jugend, wenn man die Einſamkeit ſucht, und das allzuvolle Herz nicht weiß, wohin es ſich wenden ſoll, und dann zum zweitenmal, am Ende aller Jugend, im ſpätreifen Alter, wenn nach reichem, glühendem Frühling und Sommer kühlere Tage kommen, und die Herbſtblätter des Lebens zu fallen beginnen. Da wird den entſchwundenen Freuden Lebewohl geſagt, und man ſieht dunkeln, nebelvollen Wochen entgegen. Die pauvres fleurs enthalten beſonders Anklänge aus dieſen Ottobertagen des Lebens. Zuvor aber kommen ſchöne Strophen an der Dichterin Mutter, an die Heimath.

Maison de la naissance, o nid, doux coin du monde!
O premier univers où nos pas ont tourné,
Je n'y pus vivre enfant; j'y voudrois bien mourir,
Marcher dans notre cour où croissoit un peu d'herbe;
Où l'oiseau de nos toits descendoit boire et puis,
Pour coucher ses enfants, becquetoit l'humble gerbe,
Entre les caillous bleus que mouilloit le grand puits —
Où ma mère beignoit son enfant bien-aimé,
Lorsqu'elle berçait l'air avec sa voix rêveuse,
Qu'elle étoit calme et blanche et paisible, le soir
Désaltérant le pauvre assis, comme on croit voir
Aux ruisseaux de la Bible une fraîche laveuse!
Elle avait des accents d'harmonieux amour
Que je buvais du coeur en jouant dans la cour!

Von ihrer frühen Jugend an lebte Madame Valmore in Lyon und war der Madonna von Fourvières ſehr ergeben, beſonders in der ſtürmiſchen Revolutionszeit, über deren Greuel und Morde ſie ſchöne Strophen dichtete, die ihr aber damals faſt das Schaffot zugezogen haben würden. Außerdem enthalten ihre Gedichte Alles, was ein zartes, reines Frauenherz bewegt. Beſonders finden ſich darin Anklänge an den lieblichen Millevoye, z. B. in der pauvre orpheline; auch Nachahmungen Goethes fehlen nicht, z. B. Le Meunière et le Seigneur.

Bedeutenden Gewinn hat die Literatur hier neuerdings an Edgar Quinet gemacht, der vor Kurzem zum Profeſſor an der hieſigen Académie des lettres ernannt wurde. In Deutſchland weiß man, daß er da früher als Literator reiste, und daß er hernach lange in Heidelberg ſtudirt hat. Mehrere Aufſätze in ſeinem neueſten Werke: Allemagne et Italie des weiſen auch, wie tief er in den Geiſt der Philoſophie und Literatur, in das ſittliche Weſen Deutſchlands und des germaniſchen Lebens überhaupt eingegangen iſt, und wie innig ſein edles Gemüth daran hängt, ohne ſich darum über manches Tadelnswerthe bei uns zu täuſchen. Edgar Quinet iſt eine der wenigen reinen Erſcheinungen am literariſchen Himmel Frankreichs, und ſeine Vorleſungen über Literatur ſind unſtreitig das Beſte und Gründlichſte, was je in dieſer Art hier gehört worden iſt. Es iſt ſehr erfreulich für uns, ſolch einen Mann über Deutſchland und deutſche Intelligenz ſprechen zu hören. Wir werden ein anderes Mal auf dieſe merkwürdigen Vorleſungen zurückkommen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 38.

Mittwoch, 30. Oktober 1839.

[575]

Das erlauchte Haus Hohenzollern.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Alterthümer und Kunstdenkmale

des erlauchten Hauses

HOHENZOLLERN,

herausgegeben von

Rudolph Freiherrn von Stillfried.

Dedicirt Sr. Königl. Hoheit, dem Kronprinzen von Preussen.

Erstes Heft.

6 Lithographien mit Text in Folio. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[617] Bei G. Schubert in Leipzig ist vollständig erschienen:

Bibliotheque de l'Opera.

Potpourri's d'après des thèmes favoris des Opéras modernes

pour le Piano seul.

Edition nouvelle, revue et corrigée.

6 Cahiers zusammen 480 Seiten gr. Royal Noten-Format stark, 36 Opern umfassend; ausgezeichnet durch Correctheit, äussere Eleganz und ausserordentliche Wohlfeilheit, da der Preis nur 1/3 des gewöhnlichen Notenpreises ist. Subscriptionspreis bis Michael 1839, 16 fl. 12 kr. Ladenpreis 32 fl. 24 kr.

Zu haben in allen guten Buch- und Musikalienhandlungen, in Stuttgart bei G. A. Zumsteeg etc.

---

[581] Neuer Verlag von H. R. Sauerländer in Aarau, zur Jubilate- bis Michaelis-Messe 1839 erschienen, und in sämmtlichen deutschen Buchhandlungen um die beigesetzten Preise zu haben:

Die Allmacht Gottes in den Werken der Natur. Ein Volksbuch zur wahren Erkenntniß Gottes, und zur Verdrängung des Aberglaubens und des Misticismus. Zur Belehrung für alle Stände ohne Unterschied der Confession. Wohlfeilste Ausgabe à 8 gr. — 36 kr.

Ausgewählte Novellen und Dichtungen von Heinrich Zschokke. Vollständig erschienen in sechszehn Theilen; vierte Auflage à 5 Thlr. 8 gr. — 8 fl.

Diesen sich anreihend sind erschienen:

Genfer Novellen, von H. Zschokke herausgegeben; zwei Theile, à 2 Thlr. — 3 fl.

Einige Lebenserfahrungen meinen jüngern Schwestern zur Beherzigung erzählt: Die Unvermählten. — Der Hausfreund. — Die Affaffinen. Von Meta Sander. à 1 Thlr. 20 gr. — 2 fl. 45 kr.

Katholiken; oder für Alle unter jeder Form das Eine. Von W. Keller, Pfarrer der katholischen Gemeinde zu Aarau. Vierte Auflage. à 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr.

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Ideale für alle Stände. Dritte Auflage. à 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr.

Stunden der Andacht; achtzehnte Auflage in einem Band, wohlfeilste Ausgabe vollständig. à 2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl.

Desselben Werkes neunzehnte Auflage in acht Bänden in grobem Druck. à 5 Thlr. 8 gr. — 8 fl.

Desselben Werkes neueste Ausgabe in Taschenformat, zwölf Theile vollständig. à 6 Thlr. — 9 fl.

v. Orell, Schachbüchlein, oder anschauliche Regeln des Schachspiels und der sinnreichsten Züge berühmter Spieler, für Anfänger, mit zehn lithographirten Tabellen. gr. 8. geheftet.

Hebels allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Siebente vollständige Original-Ausgabe, mit 4 Kupfern auf weiß Papier. à 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr., auf ordinair Papier mit 1 Kupfer. 16 gr. — 1 fl.

v. Maltens Bibliothek der neuesten Weltkunde. Zwölfter Jahrgang 1839. 12 Theile, à 8 Thlr. 12 fl.

Schweizerbote, 35ster Jahrgang 1839. gr. 4. vollständig. à 3 Thlr. 16 gr. — 5 fl. 30 kr.

Niederer, Dramatische Jugendspiele für das weibliche Geschlecht; zwei Theile, à 1 Thlr. 20 gr. — 2 fl. 45 kr.

Neue Auflagen von guten Schulbüchern und Volksschriften:

Obzingers Deutsche Sprachlehre für Schulen. Vierte Auflage. à 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Haupt, Musterssammlung der Beredsamkeit, für die Schule und das Leben; weiß Papier. à 1 Thlr. 12 gr. — 2 fl. 15 kr. Ord. Papier 1 Thlr. 4 gr. — 1 fl. 45 kr.

Der neue Freidank. Aus vaterländischen Dichtern entwickelt; weiß Papier. à 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr., ordinair Papier. 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Fries, Anleitung zur französischen und deutschen Conversation; wohlfeilste Schul-Ausgabe. à 14 gr. — 54 kr.

Hirzels französische Grammatik. Eilfte Auflage. à 15 gr. — 1 fl.

Dessen neues französisches Lesebuch. Fünfte Auflage. à 12 gr. — 45 kr.

v. Orell's kleine französische Sprachlehre für Anfänger. Fünfte Auflage. à 8 gr. — 30 kr.

Schulwörterbuch in beiden Sprachen zu obigen Schulbüchern für Anfänger; wohlfeilste Ausgabe. à 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Zschokke, Die Schweizerlandsgeschichte für das Schweizervolk. Sechste Auflage. à 9 gr. — 36 kr.

Zschokke, Histoire de la nation suisse, traduite par Monnard quatrième édition, à 12 gr. — 48 kr.

Zschokke, Das Goldmacherdorf für Landleute; sechste Auflage. à 6 gr. — 24 kr.

Zschokke, Die Branntweinpest; zweite Auflage. à 5 gr. — 20 kr.

Desselben Büchleins dritte wohlfeilste Auflage. à 1½ gr. — 6 kr.

---

[577] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Glossarium saxonicum

e poemate

Heliand

inscripto

et minoribus quibusdam priscae linguae monumentis

collectum cum

vocabulario latino-saxonico

et

synopsi grammatica.

Heliand

oder die altsächsische Evangelien-Harmonie,

herausgegeben von

J. Andreas Schmeller.

Zweite Lieferung:

Wörterbuch und Grammatik nebst Einleitung und zwei Facsimiles.

gr 4. Velinpapier 5 fl. oder 3 Rthlr.
Druckpapier 4 fl. oder 2 Rhlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1839.

Für Conditoren und Haushaltungen.

[623] Bei Eduard Eisenach in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Neuestes Lehrbuch der Conditorei oder gründliche Anleitung zur Verfertigung aller Arten Torten, Confitüren, Gefrornem, Crêmes, Gelées, Extrakten, kalten und warmen Getränken, Conserven, Glasiren, ferner zum Einmachen der Früchte u. s. w. Für Conditoren und Haushaltungen und als Anhang zu jedem Kochbuche von J. L. Lichtenberg. 2te Auflage. Preis 12 Gr.

---

[607] **Vortheilhafte Bedingungen bei Abnahme der Bibliothek des Frohsinns, 40 Bändchen à 6 Gr. = 24 kr., compl. 10 Thlr. = 16 fl. rhein.**

Der ebenso abwechselnde als interessante, meist humoristische Inhalt dieser Unterhaltungs-Bibliothek, hat derselben einen sehr großen Leseverein verschafft, und die Vermehrung derselben mit neuen Sectionen zur Folge gehabt. Dieselben bestehen bisher aus 10 Abtheilungen und zerfallen in: I. Sect. Anecdoten von Regenten. 4 Bde. II. Sect. Anecdoten von Gelehrten. 4 Bde. III. Sect. Anecdoten scherzhaften Inhalts. 4 Bde. IV. Sect. Deutsches Volksthum. 2 Bde. V. Sect. Epigramme, Räthsel, Parodien, Sprichwörter. 5 Bde. VI. Sect. Komische Briefe, humoristische Perlenschnur. 4 Bde. VII. Sect. Curiositäten. 2 Bde. VIII. Sect. Volkslieder. 6 Bde. IX. Sect. Feen-Märchen und arabische Mährchen. 4 Bde. X. Sect. Dramatisches Potpourri. 4 Bde. u. s. w.

Um denjenigen Liebhabern, welche sich noch im Laufe dieses Jahres vorstehendes Werk vollständig anschaffen wollen, Gelegenheit zur Anzuerkennung nützlichen Gegenständen zu Weihnachtsgeschenken zu geben, sollen diese als Gratis-Prämie dazu erhalten:

72 antike Köpfe in Quarto

schön lithographirte Blätter, enthaltend die Bildnisse der römischen Kaiser von Julius Cäsar bis Constantinus ꝛc. und andere historische und mythologische Personen, in Umschlägen mit Biographien.

Nach dem 15. December kann keine Prämienabgabe mehr statt finden, da der Vorrath kaum bis dahin reichen wird. Jeder Bestellung ist beizufügen: 40 Bde. mit Prämien. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Stuttgart, den 15. Oktober 1839.

Die Buchhandlung von **F. H. Köhler.**

---

[606] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Bodensee

nebst dem Rheinthale

von St. Luzienſteig bis Rheinegg.

Von

Gustav Schwab.

Zweite, verm. und verbesserte Auflage.

Mit 2 Stahlstichen und 2 Karten.

8. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Die Brauchbarkeit dieses Handbuchs ist durch den vollständigen Verschluß der ersten Auflage bewährt worden; dasselbe fehlte schon seit einem Jahre im Buchhandel. Der Verfasser hat es nun durch sorgfältige Durchsicht, Umarbeitung ganzer Artikel, wie z. B. des

des Bodensee's, über die denselben betreffenden Kunstwerke, und durch sehr bedeutende Zusätze in topographischer Beziehung noch praktischer, so wie durch die Trennung in zwei Abtheilungen für den Bedarf des Reisenden, namentlich des Fußwanderers, zweckmäßiger einzurichten unternommen und die unterzeichnete Verlagshandlung hat das Aeußere des Werkes durch Druck und Papier und zwei von Meisterhand gezeichnete und in Stahl gestochene Ansichten aufs Einladendste ausgestattet.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[610] **Der Sohn Napoleons in Schönbrunn.**

Durch die so eben erfolgte Ausgabe des 2ten und 3ten Bandes ist jetzt vollständig erschienen:

Ella

oder

des Kaisers Sohn.

Aus dem Engl. der Mistreß Lambert übers. von Gust. Diezel. 3 Bände. 8. geh. Stuttgart, Metzler'sche Buchhandlung. 4 Thlr. Preuß. oder 7 fl. rhein.

Den jugendlichen Heracliden, den schon in der Wiege Roms Königskrone schmückte, einst den Erben eines unermeßlichen Reichs, den Sohn Napoleons zeigt uns der Vordergrund dieses Romans im Schlosse von Schönbrunn. Die erhabene, tief tragische Poesie, die in der Geschichte Napoleons und seines Geschlechtes liegt, wird von der fein gebildeten Verfasserin dieses Buches, einer Britin aus hoher Familie, mit Geist und Feinheit zu einem Gemälde benützt, das anziehen und befriedigen wird. Oesterreich, sein Hof, sein weltberühmter Adel, sind mit einer Wahrheit geschildert, wie sie nur eigene Anschauung geben kann, und die Julius-Revolution, nebst den mit ihr zusammenhängenden Ereignissen, sind geschickt in die Erzählung verflochten, die überhaupt die neueste Geschichte zum Hintergrunde hat. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der österreichischen Monarchie.

---

[597] In allen Buchhandlungen sind jetzt complet vorräthig:

J. G. Seume's

sämmtliche Werke.

Neue wohlfeile Taschen-Ausgabe in 8 Bänden.

Mit dem in Stahl gestochenen Bildniß Seume's.

Subscriptionspreis

3 Thlr. — 5 fl. 24 kr. rhein. — 4 fl. 30 kr. C.-Mze.

Es ist dies nun bereits die Vierte Gesammt-Ausgabe dieser Schriften, aber keine der früheren hatte sich einer so allgemeinen Theilnahme zu erfreuen, als die oben angezeigte, was hinreichend dafür spricht, daß unser Seume immer mehr anerkannt und verstanden wird.

Für recht anständige äußere Ausstattung ist der Verleger bestens besorgt gewesen und zwar so, daß Seume's Schriften in dieser Beziehung neben allen den jüngst erschienenen Taschen-Ausgaben mit Ehren bestehen können. Die Ausgabe in Einem Bande ist auch noch zu haben und kostet 4 Thlr. — 7 fl. 12 kr. rhein. — 6 fl. Conv.-Mze.

Leipzig, am 1. Oktober 1839.

---

[624] **Neueste Blumensprache.**

Bei Eduard Eisenach in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die neueste Blumensprache nebst der bisherigen orientalischen. Mit Namenweiser der Deutungen und einem Anhange, die Farbensprache und das Sträußebinden enthaltend. Ein Taschenbuch für Liebende von Guido Reinhold. Mit colorirten Abbildungen. 2te Auflage. Elegant gebunden 12 Gr.

---

[578] Nachstehende in unserm Verlag erschienene Schriften von

Jean Paul Fr. Richter

sind um die nachgesetzten sehr wohlfeilen Preise durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dämmerungen für Deutschland. 8. 36 kr. od. 8 Gr.

Ueber die deutschen Doppelwörter; eine grammatische Untersuchung in zwölf alten Briefen und zwölf neuen Postscripten. 8. 36 kr. od. 8 Gr.

Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche. 8. 36 kr. oder 8 Gr.

Freiheitsbüchlein, oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha, dessen Briefwechsel mit ihm, und die Abhandlung über die Preßfreiheit. 8. 24 kr. od. 6 Gr.

Herbstblumen, oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften. 3 Bändchen. 8. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 Gr.

Levana, oder Erziehlehre. 3 Theile. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit Ergänzungsblatt. 8. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Mars und Phöbus. Thronwechsel im Jahr 1814. Eine scherzhafte Flugschrift. 8. 12 kr. oder 4 Gr.

Museum. 8. 45 kr. oder 10 Gr.

Vorschule der Aesthetik nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 3 Theile. Herabgesetzter Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

☞ **Wer diese zehn Schriften zusammen nimmt, erhält sie um den äußerst billigen Preis von 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 12 Gr.**

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[586] Im Verlage des Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle solide Buchhandlungen versandt worden:

Unger, R., Thebana paradox, sez libris exposuit. Vol. I. (cont. lib. I. II.) gr. 8. Preis geh. 2¼ Rthlr.

Rosenbaum, J., Geschichte der Lustseuche, Erster Theil: Die Lustseuche im Alterthum, für Aerzte und Alterthumsforscher. gr. 8. Preis geh. 2¼ Rthlr.

Halle, im September 1839.

J. F. Lippert.

---

[600] Bei A. Wienbrack in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Tagebuch des Wissenswerthen

aus der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte von K. Förtsch. Oktober bis December. Jetzt vollständig in 2 Bänden.

Preis 4 Thlr.

Wegen des interessanten Inhalts wolle man die ausführliche Anzeige, welche in jeder Buchhandlung gratis

[593] In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Schutzgeister

oder

merkwürdige Blicke zweier Seherinnen in die Geisterwelt,

nebst

der wunderbaren Heilung einer 10 Jahre stumm Gewesenen durch den Lebensmagnetismus

und

einer vergleichenden Uebersicht aller bis jetzt beobachtenden Erscheinungen desselben

von

Heinrich Werner,

der Philosophie Doctor.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Der erste kleinere Theil der vorstehenden Schrift läßt uns in der höchst merkwürdigen Geschichte zweier Somnambulen der höchsten Grade in ein Gebiet von Erscheinungen blicken, welche in vielen Beziehungen denen gleich kommen, womit die Seherin von Prevorst uns beschenkt hat, in einigen sie noch überragen. Letzteres gilt besonders von den die Menschen begleitenden Schutzgeistern, deren wirkliches Daseyn mit unwidersprechlicher Evidenz durch den wunderbarsten und überraschendsten Zusammenhang von Thatsachen in beiden Geschichten sich beurkundet. — Beide Somnambulen befanden sich auf der höchsten Stufe des magnetischen Lebens, und bieten daher beinahe alle in den verschiedenen Graden desselben vorkommenden höchst überraschenden Phänomene dar, deren Erzählung gewiß mit hohem Interesse gelesen werden wird. — Der zweite größere Theil der Schrift, den der Verfasser als die Hauptsache betrachtet wissen will, giebt uns eine wissenschaftliche Darstellung allen im Gebiete des Lebensmagnetismus vorkommenden Erscheinungen. Es ist der christlich philosophische Standpunkt, auf dem er sich hält, und von welchem aus auch allein diese merkwürdigen Phänomene eine genügende Erklärung finden können. Im Gegensatz gegen die oberflächlichen und vergeblichen Versuche der Tagesphilosophie, die Erscheinungen des Lebensmagnetismus in ihre Systeme zu zwingen, beleuchtet er dieselben von ihrer physiologischen, psychologischen und pneumatologischen Seite in steter Hinsicht auf die letzte hohe Bestimmung des menschlichen Geistes, welche nur in dem ewigen, lebendigen Wesen des Christenthums, nie aber in den beschränkten, todten Formen der Begriffsphilosophie ihre Vollendung findet.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[588] Im Verlage von Alexander Duncker in Berlin erschien so eben und ist durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten:

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

Der Rechte.

8. geh. 2 Thlr.

Die beliebte Schriftstellerin schildert in dieser überaus interessanten Erzählung das vielgestaltige Streben edler männlicher und weiblicher Charaktere, den einen rechten Gegenstand zu finden, im Conflict mit den Verhältnissen des Lebens, wie in seiner innern Nothwendigkeit und seiner Bedeutsamkeit für Geisteswerth und Lebensglück. Die ganze tiefe ihres Gemüthes, die reiche Fülle seiner Beobachtung und Auffassung socialer Lebensverhältnisse hat die Verfasserin auf sinnvolle Weise dargelegt, das ganz dazu geeignet ist, dem Leser einen höhern, erfreulichen Genuß zu gewähren.

In demselben Verlage erschienen im Laufe dieses Jahres und hatten sich einer ungewöhnlich beifälligen Aufnahme zu erfreuen:

Göthe's juristische Abhandlung über die Fibde (de pulicibus), Lateinisch und deutsch. gr. 8. geh. ⅔ Thlr.

Nicht leicht hat in neuester Zeit ein Buch die Aufmerksamkeit des Publikums in so hohem Grade in Anspruch genommen, als diese mit dem geistreichsten Humor verfaßte Abhandlung, der Juristen und Nicht-Juristen ein gleich befriedigendes Anerkenntniß zu Theil werden ließen.

Köppe, A., Zur Lehre vom Besitz. Eine Abhandlung. gr. 8. geh. ⅓ Thlr.

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. 3ter Band. gr. 8. geh. 1¾ Thlr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Astralion. Eine Arabeske. 8. elegant geh. 5/12 Thlr.

---

[526] **Für Leihbibliotheken!!!**

So eben erschien:

Kyau's

lustige Streiche und tolle Schwänke.

Velinpapier. 8. broch. 12 Gr.

Sämmtliche bis Anfang d. J. erschienene Romane meines Verlages (19 Bände, welche 40 Thlr. 8 Gr. kosten) gebe ich zusammen jetzt für 8 Thlr., und habe auch jeden Roman einzeln im Preise bedeutend herabgesetzt. Verzeichnisse sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ludwig Schreck in Leipzig.

Freiligrath's Gedichte.

[614] Zweite Auflage.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

Zweite vermehrte Auflage.

8. Velinpapier in englischem Einband. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Wir übergeben hier dem Publikum die zweite vermehrte Auflage einer Sammlung von Gedichten, deren Erstlinge den Namen ihres jugendlichen Verfassers schon vor Jahren in den Mund aller Freunde frischer Poesie gebracht haben. Die geistreiche Behandlung der Sprache, der metrischen Formen und des Reimes, noch mehr aber die künstlerische Verarbeitung neuer Stoffe, die begeistertes Studium der Erd- und Völkerkunde an allen Enden erbeutet und feurige Phantasie mit dichterischer Glut durchdrungen hat, werden sich in dieser Zusammenreihung des Besten, was der Dichter geleistet, in ihrer seltenen Eigenthümlichkeit herausstellen. Auch die Zugabe von Uebersetzungen französischer und englischer Lieder aus der neuesten Epoche, zu deren Bearbeitung derselbe seinen Beruf auch schon seit längerer Zeit bewährt hat, ist dem Leser ohne Zweifel willkommen.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 31. Oktober 1839.

Weh! was wir bauten, ist in Schutt geschmettert!
Weh! was wir säten, hat der Sturm entblättert!
Das Loos all unsers Lebens und Gebeten,
Der Mensch zerstört es und der Wind verweht es!

Anast. Grün.

Bilder aus Savoyen.

(Schluß.)

Noch kamen wir hier an einigen historisch interessanten Punkten vorüber; denn in diesem kleinen Savoyerland ist Alles viel farbiger, anziehender und reicher an bedeutenden Ereignissen und Menschen, als im großen und mächtigen Nachbarlande. — Da liegen noch am westlichen Abhang des Salève die imposanten Ruinen eines Klosters und seiner Kirche, mächtige gothische Pfeiler und Portale, die von hohem Alterthum und vom Reichthum derer zeugen, die sie errichtet. Hier stand einst das berühmte Karthäuserkloster Pomier, dessen Bewohnern die ganze Gegend so viel zu danken hat. Sein Ursprung ist sehr romantisch. Ungefähr drei Stunden weit östlich in der fruchtbaren Ebene von Bonneville liegt der uralte, auch den Römern bekannte Flecken la Roche, den sie Rupes nannten und der diesen Namen auch in den Urkunden des Mittelalters behalten hat. Die á festen Grafen von Genevois bauten hier auf unzugänglichem Felsen, auf den römischen Castellruinen ein Schloß mit einem starken Thurme. Wilhelm I., einer dieser Grafen, hatte in Turnieren mehrere Glieder der mächtigen Baronenfamilie von Faucigny besiegt und sich dadurch ihren Haß zugezogen. Er aber liebte Beatrix aus diesem benachbarten Hause, das auf der Burg Faucigny bei Bonneville Hof hielt, entführte und heirathete sie und lebte sehr glücklich mit ihr, trotz dem immer stärker werdenden Haß ihrer Brüder. Oft wurde der Graf Wilhelm von ihnen angegriffen, seine Dörfer ausgeplündert und seine Heerden weggetrieben; aber immer schlug er die feindlichen Schwäger, und war einmal sogar nahe daran, das Schloß Faucigny einzunehmen. Einmal mußte er mit seinen Mannen über die Rhone in das Bugey ziehen, das damals auch Savoyen gehörte. Beatrix aber blieb mit ihren Kindern und wenigen Leuten auf la Roche zurück. Ihre Brüder, die immer auf der Lauer lagen, erfuhren gleich diesen Umstand und beschlossen, ihn zu benutzen. Sie wollten die Burg Nachts überrumpeln, nehmen und zerstören und ihre Schwester Beatrix mit den Kindern als vielgeltende Geißeln wegführen. Der Angriff geschah auch mit Uebermacht, wurde aber von den wenigen wachsamen Mannen bei Zeiten bemerkt, und hernach kämpften sie um so tapferer, da Beatrix selbst die Vertheidigung der Burg leitete und sich muthig an den gefährlichsten Stellen aussetzte. Mehrere Angriffe in den folgenden Nächten hatten für den Feind keinen bessern Erfolg. Indessen hatte der Graf Wilhelm erfahren, was zu Haus vorging. Er eilte herbei, um Beatrix und die Seinigen zu befreien. Und als er die Menge der Reisigen und

die vielen Leitern zur Erstürmung der Burg sah und den kleinen Haufen, der ihm zu Gebot stand, gelobte er Gott, Kloster und Kirche zu bauen, wenn er ihm in diesem Kampf Sieg gegen den übermächtigen Feind verleihe. Darauf stürzte er sich mit seinem Häuflein gerade auf das Zelt der Barone von Faucigny, und vor den furchtbaren Streichen seines Balmungs wich Alles zurück oder unterlag. Angst ergriff vollends die Feinde, als einer der Brüder mit den Seinigen das Weite suchte, der andere aber von einem mächtigen Hiebe Wilhelms gespaltenen Hauptes fiel. Er entsetzte seine Burg mit der lieben, tapfern Frau, und begann noch in demselben Jahr, 1179, den Bau des Klosters Pomier als gelobten Dank für diese wundergleiche Befreiung und Rettung seiner Lieben. Karthäuser zogen da ein und leisteten gleich der Umgegend große Dienste. Unter ihren Händen wurde die raube und wilde Gegend bald fruchtbar. Sie bauten die Anhöhen des Berges Sion mit Acker- und Weideland an, dämmten Waldströme und brachen den jetzigen Weg nach Genf in den Felsen, denn früher ging er über die Ersseilles, über den Salèvrücken nach Monnetier und von da nach Morner und Etrembières. Sie legten die Kolonie Chables an, die jetzt ein großes, blühendes Dorf ist. Durch diese nützliche Thätigkeit und ihren frommen, menschenfreundlichen Wandel erwarben sich die Karthäuser von Pomier einen so ausgezeichneten Ruf, daß alle Fürsten und Herren der Umgegend das Kloster mit Gaben und Stiftungen beschenkten, wodurch es bald sehr reich ward. Bei dem Sittenverfall der Mönche und der Geistlichkeit erhielt sich Pomier vorwurfsfrei, ja sein Ruf war so ausgezeichnet, daß, als nach Genfs Reformation die Berner 1535 im Lande einrückten und alle Klöster des eroberten Theils von Savoyen zerstörten oder aufhoben, sie nur Pomier verschonten und ungekränkt fortbestehen ließen. Das Jahr 1795 brachte auch diesem Kloster den Untergang, und die Gebäude verfielen. Seitdem holte da die ganze Umgegend für ein Geringes treffliche Bausteine, und noch jetzt sind die immer mehr zerfallenden, aber doch noch mächtigen Mauern, Bögen und Pfeiler ein wahrer Schatz für Bauluſtige. So geht es dieser Karthause wie dem Colosseum im Mittelalter. Ich konnte nicht ohne Wehmuth an den mächtigen, in acht Jahrhunderte zurückragenden Trümmern vorüberfahren.

Die Abendsonne legte sich reizend und goldig auf die Felsen des Salève, der See fluthete tiefblau und der Jura zog seine dunkle, große Mauer gegen Nordosten hin, als wir nach Genf zurückkamen.

Blätter der Erinnerung.

(Schluß.)

Zwei Jahre später kam ich wieder durch Baireuth auf der Rückkehr von einer Schweizerreise; ich konnte nur einige Stunden verweilen, doch es gelang mir, von diesen eine ganze bei Jean Paul zuzubringen, dem ich seitdem öfters geschrieben und ihm auch das erste von mir im Druck erschienene Werkchen, ein Sammlung Gedichte: „Griechenlands Morgenröthe," zugesendet hatte. Die kleine Gabe war freundlich aufgenommen worden und trug mir jetzt mündliche Lobsprüche über Verdienst ein, wohl zunächst, weil die politische Gesinnung, die sich in diesen Gedichten ausspricht, ganz die Jean Pauls war. dessen Gespräche über Griechenlands Freiheitskämpfe meine Glut für die Auferstehung dieses Volks aus seiner zweitausendjährigen Asche damals noch mächtiger entflammt hatten. Besonders aber mußte ich viel von der Schweiz und ihren Wundern erzählen, wobei ihm die Schilderung einer herrlichen Staublawine, die ich unfern Grindelwald gesehen, etwas ganz Neues war. Er rief lebhaft aus: „Die Schweiz ist unerschöpflich! Es ist doch noch Niemand von dort zu mir gekommen, der mir nicht etwas ganz Neues davon erzählt hätte!" Er hatte und hat sie nie gesehen! Bei diesem Anlaß sprach er sehr viel Geistreiches sowohl über sein wenig oder gar nicht gereist seyn, als über das Zuvielreisen, und namentlich das übermäßige Zusammenhäufen von Reisegenüssen, was, wie er sich ausdrückte, eine wahre Verstopfung der Phantasie sey. Meine Gabe, im Sprechen lebendig, fließend darzustellen (eine Fertigkeit, die Jean Paul nicht hatte; hauptsächlich gewiß, weil eine so tiefe Gedankenbildung, wie die seinige — gewissermaßen eine riesige Formation in der Gedankenwelt — sich nicht mit den flüchtig anschießenden Krystallen momentaner Darstellungen vereinigen läßt, weßhalb z. B. auch Hegel so mühsam sprach), erfreute ihn; er nannte sie dichterisch-schaffend. Ich erwiderte ihm: ich sey ja nur der Ruckgeber eines Empfangenen. Darauf rief er lebhaft: „Das sind wir Alle nur; wir geben nur ein Empfangenes; alle Production ist höchstens eine Umbildung oder Formung gegebener Stoffe. Der Dichter ist nur Haushaltführer der Natur, und je getreuer, um so verdienstlicher." — Ich darf nicht hinzusetzen, daß die einsichtigen Leser das entscheidend wahre Element in diesem Ausspruch, von dem Irrthum, wozu er leicht führen kann, wenn man ihn nur buchstäblich, nicht im Sinn und Geist auffassen wollte, zu sondern wissen werden.

Diese Stunde des Wiedersehens verrann nur allzuschnell. Ein drittes Mal, als ich durch Baireuth kam, hatte ich den Schmerz, nicht von mir selbst abhängig durchreisen zu müssen und nur im goldenen Anker zu

Mittag zu speisen, ohne meinen Fuß in die Wohnung des Verehrten setzen zu können. Hätte ich aber gewußt, daß er ein Jahr später nicht mehr unter den Lebenden seyn würde, so hätte nichts mich abhalten können, noch eine unschätzbare Stunde seines Daseyns für mich zu gewinnen. So opfert man nur gar zu häufig das Wichtigere, Wesentliche, Ewigbedeutende den im Grunde völlig gleichgültigen Verhältnissen auf, die sich gerade im Augenblick geltend machen! Wie oft begeht man ein Unrecht, um keine Unhöflichkeit zu begehen!

Das sind die geistigen Beziehungen, die ich persönlich zu einem der größten Geister aller Zeiten und Nationen gehabt habe, der in seinen literarischen Schöpfungen noch nirgend seinen ebenbürtigen Vorgänger oder Nachfolger gefunden hat. Wer Sterne für Jean Pauls Vorbild hält und ihn mit diesem auf ähnliche Höhe stellen will, der hat schwerlich irgend ein Maß für einen von Beiden. Sie sind sich nur formell ähnlich, kaum so nahe wie Bergkrystall und Diamant. Sein dichterisches Uebergewicht ganz außer Acht gelassen, so hat sich Jean Paul auf einen Gipfel sittlicher Erhabenheit gestellt, von dem er seine Zeit um so mächtiger überragt, als die Mehrheit des mitlebenden und nachfolgenden Geschlechts, im Irrwahn selbstsüchtiger Bestrebungen, diese Alles tragende Tempelsäule der Kunst täglich tiefer unterhöhlt. Doch Irrthum ist Sünde, und dieser folgt überall eine unabweisbare Nemesis im Gebiet des Schönen unter der Gestalt zerstäubender Nichtigkeit. Wie vielen Gebilden des Tages wird dieses Loos beschieden seyn!

Ich habe dem Leser ein kleines Anhangskapitel über Jean Pauls Hund, einen weißen Pudel, Ponto genannt, versprochen, von dessen Geschick und Verständigkeit der Herr mich gleich bei meinem ersten Besuch mit einem gewissen freudigen Stolz Proben sehen ließ. Früher hatte Jean Paul einen Spitz gehabt, dessen Haare die Damen abschnitten, um es gelockt in Ringen und Medaillons zu tragen; auch Häring erzählte nach Berichten der Frau Rollwenzel in seinen Briefen viel von diesem Spitz. Ihn habe ich nicht mehr kennen gelernt, und weiß von seinen lezten Schicksalen nichts; allein der muntere gelehrige Pudel Ponto ist mir treu im Gedächtniß geblieben. Er mischte sich sogleich zutraulich durch Knurren, Anspringen und Wedeln in's Gespräch, und erbielt die ihm verständlichen Antworten durch allerlei Liebkosungen und freundliche Zurufe. „Ich beschäftige mich gern und viel mit Thieren, und besonders mit Hunden," sagte mir Jean Paul, indem er mir seinen Ponto gewissermaßen vorstellte; „sie sind viel verständiger und feiner organisirt, als man glaubt. Geben Sie nur Acht, wie fein z. B. das Ohr dieses Thieres unterscheidet." Er bot ihm darauf einen Bissen dar, mit dem Laut „va" (kurz gesprochen). Ponto rührte ihn nicht an. Der Herr sagte eben so kurz „da," und der Pudel schnappte vergnügt zu. „Es liegt nicht im Ton," erklärte Jean Paul, „denn ich spreche eins so freundlich wie das andere, ja ich will das „va" freundlich und das „da" zurückweisend sprechen, der Hund wird sich doch nicht irren." Wirklich zeigte Ponto, daß er seiner Sache im Buchstabiren gewiß sey, und verschnappte sich im buchstäblichen Sinn des Worts auch nicht ein einzigesmal, wie vielfältig sein Herr auch mit dem „da" und „va" wechselte. Man hätte ein ganzes Stück wie „Nein" und „Komm her" auf das da und va schreiben können, der Pudel wäre gewiß nicht aus der Rolle gefallen.

Da mich das Spiel ergözte, nahm der Herr plözlich eine ernsthafte Miene an und sprach sanft verweisend: „Ponto! was hast du angestellt?" Sogleich zog der arme Ponto, ein Sünder wider Willen (wie viele Menschen auch), den Schweif ein, und kroch scheu, mit bestürzter Physiognomie unter den Ofen. „Dort bleibt er liegen, bis ich ihm Verzeihung angedeihen lasse," sagte Jean Paul. Ich fragte, ob der Hund lange dabei ausharre; „Stunden lang, halbe Tage," war die Antwort. Wirklich blieb Ponto mit dem aufgenöthigten bösen Gewissen unbeweglich und traurig unter dem Ofen liegen, bis endlich der Herr die Worte der Amnestie sprach: „Es ist schon gut, komm nur her." Da sprang der Begnadigte freudig bellend und knurrend hervor, und wußte sich im Uebermaß seines Glückes kaum zu fassen.

Nach dem Häuschen der Frau Rollwenzel hatte Ponto seinen Herrn, als wir an jenem Nachmittage dort zusammenkamen, ebenfalls begleitet. Wenn das Gespräch auf unserem Rückwege sich nach einer Richtung hin ausgelaufen hatte, und eine augenblickliche Stockung eintrat, füllte Ponto mit seinen Künsten die Zwischenakte aus. Jean Paul beschäftigte sich mit ihm so beiläufig, wie etwa ein gelehrter Raucher mit dem Ausklopfen oder Anzünden seiner Pfeife unter der angestrengtesten Arbeit. Natürlich gab das freie Feld dem Hunde mehr Spielraum, seine Künste zu zeigen. Manche habe ich vergessen, so überraschend sie zum Theil auch waren, doch eins blieb mir im Gedächtniß. Auf ein ernstes Wort von seinem Herrn ging Ponto ehrsam zwei Schritte von seinem Stiefel neben ihm hin, ohne ihn auch nur durch den geringsten Seitensprung zu verlassen. Er marschirte streng im Gliede wie ein Soldat. So wie jedoch der Herr die Worte „Ponto, Sassa!" aussprach, schoß der Hund mit eiligen Sprüngen in weiten Bogen in's Feld und umschweifte seinen Herrn in weiten Kreisen, unter lautem, fröhlichem Gebell, die gestattete Freiheit ordentlich mit Uebermuth genießend. Doch mitten in die fröhlichen, burlesken Sprünge hinein erscholl seines Herrn Wort (es ist mir hier gegangen wie dem Zauberlehrling,

das Bannwort der Rückkehr zum Gehorsam habe ich vergessen), und auf der Stelle tradte der gehorsame Ponto wieder zwei Schritt seitwärts von dem linken Stiefel seines Gebieters, ehrsam und ernsthaft dahin, und nichts, weder ein anbellender Kollege, noch selbst ein vorbeihüpfendes Käzchen unterbrach seine Subordination auch nur auf einen Augenblick.

Die andern Künste habe ich, wie gesagt, vergessen, oder erinnere mich ihrer wenigstens nicht genau genug. Die Wetterfrösche, Wettersprinsen, Vögel u. s. w., die Jean Pauls Zimmer bevölkerten, lernte ich nicht kennen. Es that mir sehr leid, denn selbst alle diese kleinen Züge waren mir vom höchsten Interesse, und ich glaube mich nicht in dem Leser zu irren, wenn ich daßelbe bei ihm voraussetze. Es war Alles so natürlich, so menschlich, so kindisch! Und wenn Sankt Paulus mit einem Rebhuhn spielte, sollte Jean Paul sich nicht mit seinem Ponto, seinen Landsröschen und Vögeln unterhalten?

Korrelpondenz-Nachrichten.

Mainz, Oktober.

Fruchthalle. Eisenbahn. Ungarische Nationalmusik.

Unter den Neubauten, die in diesem Jahre hier aufgeführt worden sind, zeichnet sich besonders die so eben beendete neue Fruchthalle aus, die nun schon in den nächsten Wochen in Gebrauch genommen werden kann. Seit dem Neubau unseres Theaters ist nichts Prachtvolleres und Zweckmäßigeres gegründet worden. Namentlich wird das kunstvoll construirte, freischwebende Dach dieses ungeheuern, einen Raum von 50,000 Quadratfuß einnehmenden Gebäudes, so wie die vierzehn Seitenthüreten bewundert, und Baumeister Gever sehr gepriesen für den glücklichen Entwurf des Plans und die glückliche Ausführung. — Nun aber ist die städtische Behörde so eben im Begriff, das Gebäude noch zu einem zweiten, mit dem Fruchtverkehr in keinerlei Beziehung stehenden Zweck verwenden zu lassen, nämlich zu einem großen Festsaale, der hier noch durchaus fehlt. Dazu bedarf es weiter gar nichts, als der innern Ausschmückung, der Anfertigung eines beweglichen Podiums und der Anlage unterirdischer Heizung. Der innere, freie, ein länglichtes Viereck beschreibende Raum dieses Fruchthalles locals beträgt nämlich 200 Fuß in der Länge, 155 Fuß in der Breite und 76 Fuß in der Höhe. Somit gibt dies der Raum einen Prachtsaal, der um die Hälfte größer und höher ist, als der Cursaal zu Wiesbaden, und gegen welchen selbst der berühmte Gürzenich in Cöln klein genannt werden kann. In diesen Riesensaale sollen dann die alle zwei Jahre wiederkehrenden Musikfeste, die landwirthschaftlichen Feste, die Carnevalsfeierlichkeiten gehalten werden, denn man glaubt, dieser freie Raum sammt den Nebenkabinetten werde 7000 Menschen fassen können. Um dieses Gebäude zu einem solchen Festsaale herzurichten, bedarf es nur einer Summe von 40,000 Gulden, welche die Liedertafel durch Actien zusammenzubringen sich erboten hat, und welche Actien die Stadt garantirt; die Tilgung dieser Actien aber wird durch den Ertrag der Festlichkeiten bewirkt. So wird einem großen Bedürfniß auf eine kaum fühlbare Weise abgeholfen, und während die Liedertafel vor einigen Jahren einen Festsaal für 70,000 Gulden bauen lassen wollte, erhält sie jetzt einen weit grans diosern Saal, bei dem der Kostenbetrag kaum der Rede werth ist. Das bewegliche Podium wird natürlich nur bei festlichen Gelegenheiten aufgeschlagen; die übrige Zeit des Jahres hindurch dient das Gebäude einzig und allein zum Fruchtverkehr.

Während die Frankfurt-Höchster Strecke unserer Taunuseisenbahn schon seit vierzehn Tagen dem Publikum zur Benutzung übergeben ist, liegt unsere Mainz-Wiesbadener Strecke zwar auch längst vollendet, aber unbenutzt da. Die Ursache liegt in dem Verlangen der besitzenden Staatsregierung, daß die Bahn nur dann eröffnet werden soll, wenn das Comité sich vollständig mit dem Erbfandpostmeister, Fürsten von Turn- und Taxis, wegen der Entschädigung verständigt haben wird. Da jedoch die Forderung des Erblandpostmeisters so bedeutend ist, daß das Comité unmöglich darauf eingehen kann, so dürfte die Eröffnung dieser Eisenbahnstrecke sich noch lange hinausziehen, besonders wenn die Sache auf dem Wege des Prozesses entschieden wird. Die Regierungen von Nassau und Frankfurt scheinen diesen Punkt nicht so genau genommen zu haben, und sie haben ohne Anstand die Eröffnung der Bahn erlaubt, um so mehr, da sich die dortigen Comités verbindlich gemacht haben, sich in jeder Beziehung in dieser Entschädigungsfrage dem Ausspruche des Gerichts zu fügen. Da die Taunusbahn in diesem Augenblicke bereits auf der ganzen Strecke zwischen Frankfurt und Hochheim (also Frankfurter und Nassauer Gebiet) fahrbar seyn soll, so hat man dieser Tage vorgeschlagen, die Fahrten bis Hochheim auszudehnen, und die Passagiere dann entweder durch Dampfschiffe oder durch Omnibus nach Mainz schaffen zu lassen. Dieser Vorschlag ist etwas adenteuerlich, und würde dem Comité wenig Nutzen bringen, einmal weil die Jahreszeit schon zu weit vorgeschritten ist, und dann, weil diese Fahrten allzumühsändlich und kostspielig wären. Weit besser dürfte es seyn, die Eröffnung der ganzen Bahn auf das nächste Frühjahr zu verschieden, wo dann die Bahn auch in ihrer ganzen Länge vollendet, und wo die Angelegenheit mit dem Fürsten Turn- und Taxis beigelegt seyn wird. Auch erwacht bis dahin von Neuem wieder die Reiselust; der Zudrang zur Bahn wird dann bedeutend, während jetzt die Eröffnung der Bahn der Verwaltung nur Schaden bringen würde. Eine ist dem Comité vorzugsweise zu rathen, nämlich das es sich hüte, die Preise zu hoch zu stellen, als es in Frankfurt geschehen ist. Nur durch billigen Transport wird ein starker Zudrang herbeigeführt; hohe Fahrpreise sind der Ruin aller Eisenbahnen.

Vielen Beifall hat hier Bezzter Sandor, ungarischer Nationalsänger, mit seiner Zigeuner-Musikbande gefunden, durch das Originelle, Anziehende und Unterhaltende ihrer Leistungen. Die Musiker, lauter kastanienbraune Gestalten, sieben an der Zahl, üben auf eine überraschende Weise das den Magyaren überhaupt angeborene, musikalische Talent, und hinterlassen durch ihre Leistungen auf den Streichinstrumenten, unter Begleitung eines Cimbals, einen eigenthümlichen Eindruck. Bezzter Sandor aber erregt, in magyarischem Nationalostüm, durch die Sicherheit, Kraft und Anmuth seiner Stellungen wahrhafte Bewunderung. Es ist merkwürdig, wie diese Musikbande die ernsten und heitern Musikstücke, sämmtlich von einem eigenthümlichen elegischen Hauch durchdrungen, aus dem bloßen Gedächtnisse mit größter Präcision, Fertigkeit und Zartheit durchführt.

Beilagen:
Kunstblatt Nr. 88 und Monatsregister Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

November.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Mitsamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Lieder der Liebe. Von Adolph Peters. 262.
Die Jahrszeiten von Kálidása. Aus dem Sanskrit übersetzt von P. v. Bohlen. 264. 265. 266. — 270. 271.
An die Säftküssende. Von A. Peters. 271.
Mein Herz. Von A. Peters. 275.
Launige Liebeselegien. Von A. Peters. 280.
An Ole Bull. 281.
Vom Nimmersee. Von A. Palmer. 287.

Erzählungen.

Der Findling. 268 — 275.
Der Gang um Mitternacht. Vom Freiherrn v. Sternberg. 277 — 282.

Naturwissenschaftliches.

Bilder des Unsichtbaren in den Gesetzen der sichtbaren Welt. 262. 263.
Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel. Von Dr. Nürnberger. 285 — 286.

Länder- und Völkerkunde.

Ein Ausflug in die Enganeen. Von H. Stieglitz. 286. 287.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet. Von E. C. 265 — 269.
Voltaires letzte Tage. 267.
Scenen aus dem Leben. — Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit. 274 — 275.
Erster Ausflug in die Welt. — Das Lager von Boulogne. 281 — 285.
Moden. 275. 276.
Ueber das Poetische in der Geschichte. Von G. Zimmermann. 278 — 279.

Korrespondenz.

Dresden. 262. 263. 264. — 285. 286. — Wien. 264. 265. 266. 267. — Frankfurt a. M. 267. 268. — Leipzig. 269. 270. — Paris. 270. 271. 272. 275. — 278. 279. 280. — 285. 286. 287. — Stuttgart. 272. 273. — Berlin. 274. 275. 276. — Weimar. 277. 278. — Triest. 284. 282.

Literatur-Blatt.

Nro. 111.

Philosophie. 8) Revision der Philosophieme der Hegel'schen Schule bezüglich auf das Christenthum. Nebst zehn Thesen aus einer religiösen Philosophie, von Franz Baader. — 9) Die Grundzüge der philosophischen Tugend- und Rechtslehre. Als dem Nachlaß von Suabedissen. — Ueber Findelhäuser. Des hospices d'enfans trouvés en Europe et principalement en France. Par B. B. Remacle. — Volksschriften. Leiden und Freuden eines Schulmeisters. — Blumenkunde. Die Modepflanzen unserer Zeit, Camellia und Cactus. Anleitung zur Cultur und Vermehrung derselben. Von W. Neubert.

Nro. 112.

Dichtkunst. Hohenstaufen. Ein Cyclus von Liedern und Gedichten von Albert Knapp. — Medicinische Gymnastik. Medicinische Gymnastik von Dr. J. A. L. Werner. — Geistliche Dichtkunst. Heilige Seelenlust. Geistliche Lieder von Angelus Silesius. Bearbeitet als Andachtsbuch von Winterer und Sprenger.

Nro. 113.

Schriften über den Selbstmord. Der Selbstmord, seine Ursachen und Arten, vom Standpunkt der Physiologie

und Erfahrung dargestellt von C. A. Diez, Dr. — Politische Wissenschaften. Staatsrecht der konstitutionellen Monarchie. Ein Handbuch für Geschäftsleute, studirende Jünglinge und gebildete Bürger. In drei Bänden. Angefangen von J. Chr. Freiherrn von Aretin, und fortgesetzt von Karl v. Rotteck. Zweite Auflage.

Nro. 114.

Politische Literatur. 1) Der Staatsdienst in Preußen, ein Beitrag zum deutschen Staatsrecht von Ch. Th. Perthes.

Nro. 115.

Geschichte. Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, Ungarn und der Pforte, im 16ten und 17ten Jahrhundert. Aus Archiven und Bibliotheken. Erster bis vierter Band. — Politische Literatur. 1) Der Staatsdienst in Preußen ꝛc. (Schluß.) — 2) Ueber die Garantie der preußischen Zustände. Von Karl Streckfuß ꝛc. — Sittenlehre. Handbuch der christlichen Sittenlehre, von Dr. Chr. F. v. Ammon. — Dichtkunst. Peter Schlemihls wundersame Geschichte, mitgetheilt von Adelbert von Chamisso. Nach des Dichters Tode neu herausgegeben von J. E. Hitzig.

Nro. 116.

Neuestes Werk über England. Sittenbuch der englischen Gesellschaft aus den Papieren Eunters von P. Q. O.

Nro. 117.

Neuestes Werk über England. Sittenbuch der englischen Gesellschaft ꝛc. (Schluß.) — Schriften über Pferdezucht. 1) Erinnerungen aus meinem Leben. Zum Theil Studienbilder für Cavalerieoffiziere, Stallmeister, Bereiter, Pferdeärzte, Pferdezüchter, Pferdehändler und jeden Kenner und Freund der Pferde von F. v. Tennecker, k. sächs. Major ꝛc. — 2) Redensarten und Manieren der Pferdehändler von Moses Aaron (herausg. von v. Tennecker). — 3) Der Stallmeister von Hohenstein und seine Freunde. Eine Novelle von demselben. — 4) Zustand der Pferdezucht im Jahr 1825. Eine Lektion von Stallmeister Lemmergeier. Von demselben. — 5) Das Rennpferd, seine Erziehung und Vorbereitung für die Rennbahn. Die neueste Methode der Engländer. Von E. J. Apperley. Nach der Originalausgabe übersetzt. Mit einer Abhandlung über die zum Trainiren erforderliche Condition des Pferdes, von Sticker.

Nro. 118.

Astronomie. Ueber die eigene Bewegung des Sonnensystems, hergeleitet aus der eigenen Bewegung der Sterne. Von Fr. Argelander ꝛc. Aus den Memoiren der kaiserl. russischen Akademie der W. W. besonders abgedruckt. — Taschenbücher auf 1830. Huldigung der Frauen. — Fortuna.

Nro. 119.

Erziehungs- und Unterrichtswesen. 1) Pädagogische Phantasien. Blätter für Erziehung und Unterricht zunächst in Volksschulen. Von Ludwig Auerbacher. — 2) Ueber den Zustand der deutschen Gymnasien. Pädagogische Beiträge. Von Dr. C. A. Moritz Art. — 3) Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen. Uebersetzung des Werkes: De l'éducation progressive etc. Von A. von Hoguner und K. v. Wangenheim. — Astronomie. Ueber die eigene Bewegung des Sonnensystems ꝛc. (Schluß.) — Schriften über Pferdezucht. 6) Die Hippophagie in der Schweiz. Von Matthias Mayor. Aus dem Franz. übersetzt von Jus-Thurn. — 7) Das Buch für den Landmann, oder was Pferdebesitzer thun und lassen sollen. Mit drei Holzschnitten.

Nro. 120.

Aesthetik. Ueber Shakespeares dramatische Kunst und sein Verhältniß zu Calderon und Goethe. Von Dr. Herrmann Ulrici. — Mineralogie. Taschenbuch für reisende Mineralogen, Geologen, Berg- und Hüttenleute durch die Hauptgebirge Deutschlands und der Schweiz. Von Karl Hartmann.

Nro. 121.

Erziehungs- und Unterrichtswesen. 4) Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien, von Friedrich Thiersch. — 5) Wegweiser für deutsche Lehrer. In Gemeinschaft mit Dormann, Heetschel, Hill, Knebel, Knie, Löben, Mayer, Mädler und Prange, bearbeitet und herausgegeben von Dr. F. A. W. Diesterweg. — 6) Das Weißenfelser Schullehrer-Seminar und seine Hülfsanstalten. Ein kleiner Beitrag zur Geschichte der Seminarien, der Volksschulen und der Taubstummenanstalten; als ein thatsächliches Lehrbuch herausgegeben von dem Direktor Dr. W. Harnisch. — 7) Classiker und Bibel in den niedern Gelehrtenschulen. Reden an Lehrer und gebildete Väter von Dr. Eduard Eyth. — 8) Schule und Leben von Dr. C. F. C. Greiner ꝛc. — 9) Die Hamiltonische Frage, untersucht von C. A. Schmidt ꝛc. — 10) Bild eines vorzüglichen Jugendlehrers, entnommen aus dem Leben und Wirken Victorins von Feltre ꝛc. Aus dem Italienischen des Carlo Rosmini von F. M. — 11) Beiträge zur Lösung der Lebensfrage der Civilisation. Vierter Beitrag. 1) Ueber Erziehung zum Patriotismus. 2) Ueber deutsche Universitäten. Von Dr. F. A. W. Diesterweg.

Kunst-Blatt.

Nro. 89.

Neueste Werke der bildenden Kunst in München. — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 90.

Was ist Schönheit? (Fortsetzung von Nro. 87 v. J.) — Gelegenheitliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern. — Metallguß. — Denkmäler.

Nro. 91.

Was ist Schönheit? (Fortsetzung.) — Gelegenheitliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Numismatik. — Malerei. Kupferwerke. — Lithographien.

Nro. 92.

Was ist Schönheit? (Fortsetzung.) — Lithographien. — Lithographische Werke. — Alterthümer.

Nro. 93.

Ueber das Tuskulanum und den Cancer Mamertinus, nebst einigen Thesen über Roms älteste Geschichte und Topographie. — Alterthümer. — Staatstil der Kunst. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 94.

Was ist Schönheit? (Fortsetzung.) — Persönliches.

Nro. 95.

Was ist Schönheit? (Beschluß.) — Persönliches. — Technisches. — Preisbewerbung.

Nro. 96.

Kunstliteratur. Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben von Friedrich von Uechtritz. — Preisbewerbung. — Kunstausstellungen.

№ 262.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 1. November 1839.

The fair, the chaste and unexpressive She!

Shakespeare.

Lieder der Liebe.

Von Adolph Peters.*

I. An Hulda.

In deinem Herzen ist der Engel Wohnung,
In deinem Auge liegt das Paradies,
Dein Liebesblick ist meines Lebens Licht,
Dein Liebeswort der Odem meiner Brust!
Du bist der goldne Morgen meines Tages,
Du meines Abends träumerischer Mond,
Du bist der Blumenanger meiner Jugend,
Der Rosengarten meiner Hoffnung du!
Du bist der Quell, aus dem ich Leben schöpfe,
Du süßer Mensch, von dem ich trun'en bin,
Der Genius, der meine Harfe spielt,
Der Lorbeerzweig, der Blätter auf mich streut!
Du bist die Demantfessel meines Herzens
Und bist die Perlenkrone meines Hauptes!

II. An die Holdselige.

Das schöne Buch, von dir ersehn,
Ich halt's und bange drüber;
Ach säßest du nur nicht so schön,
So hold mir gegenüber.

Ich seh' dich an und wieder an,
Mein Lesen will nicht glücken;
Das Schönste, was man lesen kann,
Lei' ich in deinen Blicken.

Und still versenkt entziffre ich
Die lichten Hieroglyphen:
Hell glänzt das Wort „ich liebe dich!"
Aus deiner Seele Tiefen.

III. Trennung.

1.

Fort und fort mit lautem Hufe
Trägt das Roß mich durch die Lüfte,
Trägt mich fort von dir, ich rufe
Deinen Namen in die Klüfte.

* Aus den Gesängen der Liebe von A. Peters, welche zur Ostermesse des nächsten Jahrs erscheinen werden. Wir haben aus den mannichfachen Gedichten dieser schätzbaren Sammlung einige kleinere ausgewählt. Wir lassen später eine kleine Reihe von Idyllien folgen.

A. d. Red.

Wähne dich verborgen lauschen
In den Felsen, an den Bäumen,
Höre dich im Stromesrauschen,
Sehe dich in Wolkenräumen.

Mädchen, komm hervor, erscheine,
Fliege zu mir, meine Taube!
Flatterst du nicht dort im Haine,
Säuselst nicht im jungen Laube? —

Rückwärts fliegen die Gestalten,
Wie die Welt, so die Gedanken;
Aber Schmerz und Liebe halten
Mich umschlossen ohne Wanken.

2.

Ach, mich trägt das Roß, das wilde,
Weit mit lust'gem Sprung von hinnen,
Führt mich fort in Lustgefilde:
Sprich, was soll ich hier beginnen?

Sprich, wohin soll ich mich wenden
Mit dem Glanz, den Freuden allen?
Ohne sie des Glückes Spenden,
Lenz umsonst und Nachtigallen!

Kann der Quell mich Durst'gen laben,
Der mir sie nicht wiederspiegelt? —
Die Natur, der Götter Gaben,
Ohne sie sind unentsiegelt.

Dem, der sich verlassen sehnet,
Werden alle Freuden Schmerzen,
Und die flucht'ge Stunde dehnet
Sich zur Ewigkeit im Herzen.

3.

Du mit stolz gehobnem Haupte,
Kluges Roß, dich will ich fragen:
Wird mein Eden, das entlaubte,
Einst noch goldne Früchte tragen?

Rathe, tröste, prophezeie!
Find' ich einst die Theure wieder? —
Lagern wir uns hier in's Freie,
Strecken hin die müden Glieder!

„Gleich will ich dir Antwort geben,
Aber laß uns weiter rasten;
Rüstig Streben nur ist Leben,
Und ich liebe nicht zu rasten.

Nur zur Kurzweil mir, zum Scherze
Ist die Müh' in Staub und Sonne;
Ringe freudig mit dem Schmerze
Und er wird noch deine Wonne!"

IV. An Hulda.

Ich bin dir treu geblieben,
Wann einst mein Auge bricht,
Ich muß dich ewig lieben
Und anders kann ich nicht.

Wenn ich dich kommen sehe,
So bin ich ganz nur du,
Ein Strom von fels'ger Höhe
Stürzt dir mein Leben zu.

Was in mir fühlt und denket
Ist sich nur dein bewußt. —
Auf ewig ist versenket
Mein Herz in deine Brust.

V. Zu dir!

Von hier! von hier!
Das Herz will mir zerspringen.
Zu dir! zu dir!
Dich liebend zu umschlingen.

Mein Geist erbangt
Und sucht dich aller Orten,
Mein Herz verlangt
Nach deiner Liebe Worten.

Im Traum erschreckt
Mich plötzlich Flammenregen;
Von Glut bedeckt
Flücht' ich mich dir entgegen.

Ja du, nur du
Kannst all' die Qualen enden,
In dir ist Ruh',
Du gehst an Engelshänden.

Im Fluge fort
Durch Wälder, Moor und Haiden!
Nur dort, nur dort
Blühn Paradieses Freuden!

Bilder des Unsichtbaren in den Gesetzen der sichtbaren Welt.

Die meisten Wissenschaften sind in neuerer Zeit aus ihrer früheren Abgeschiedenheit getreten und in ihren Hauptsätzen ein Gemeingut der Gebildeten geworden. Eine besondere Wirkung und zugleich ein Zeichen dieser Aenderung, so weit sie bei einer Wissenschaft eingetreten, ist die analogische Anwendung einzelner Sätze derselben in ganz entgegengesetzten Zweigen des Wissens und zu Bezeichnung der für die allgemeine Bildung nöthigen Begriffe. Besonders finden wir diese Wirkung bei den Naturwissenschaften, welche, sobald sie Gegenstände der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden waren, zu bildlicher Bezeichnung der wichtigsten Verhältnisse der geselligen und moralischen Ordnung und der innern Zustände des Menschen so häufig gebraucht wurden, daß sie bald als fast unentbehrlich dazu erschienen. Welch vielfache Anwendung haben die Begriffe von polarischen Gegensätzen, von Extremen, die sich anziehen und abstoßen, von organischer und mechanischer Zusammensetzung, Krystallisation, Erdbildung, Schichtung und Umwälzung, von magnetischen und elektrischen Einwirkungen zu Bezeichnung von Zuständen der menschlichen Gesellschaft gefunden, seitdem Naturlehre, Chemie, Geologie, Naturgeschichte allgemeines Interesse erregt haben!

Die Mathematik hat an dieser allgemeinen Bewegung noch den wenigsten Antheil genommen, indem man sie als unfruchtbar für höhere Ideen und allgemeine Bildung ansiehen und nur wegen ihrer nützlichen Anwendung in einzelnen Theilen zu achten gewohnt ist. Und doch finden wir in dieser Wissenschaft das wahrhaft geistige Alphabet der menschlichen Sprache, die in ewiger Klarheit leuchtenden Vorbilder der Begriffe, durch welche die meisten Verhältnisse der sinnlichen und übersinnlichen Welt bezeichnet werden, der Begriffe des Bekannten und Unbekannten, des Willkürlichen und Nothwendigen, des Endlichen und Unendlichen, des Veränderlichen und Unveränderlichen, des Raumes und der Zeit, der Form und des Inhalts, der hohen und der niedern Ordnung, des Punkts, der Linie, des Mittelpunkts und Umkreises, der Bewegung, der Ruhe und des Gleichgewichts. Mehrere dieser Bilder sind zwar schon in alter Zeit mit der Bildung der Sprache in den allgemeinen Gebrauch gekommen, aber die wichtigsten sind noch ohne Anwendung, und andere haben durch den Gebrauch ohne Zurückführung auf ihren ursprünglichen Sinn viel an Werth verloren. In der Mathematik, von dieser Seite aus betrachtet, ist noch ein reicher Schatz von Anschauungen für alle Wissenschaften und die Hauptquelle jener Geheimlehren zu finden, welche nach Ausscheidung des dazu nicht Geeigneten mehr noch als bisher dem Licht des Tages zugewendet zu werden verdienen.

Nur Einiges sey erlaubt hier anzudeuten, was auch die der Mathematik wenig Kundigen nicht zu überschlagen brauchen, weil wir nichts dabei voraussetzen, noch ihre Geduld zu mißbrauchen hoffen.

In der Geometrie lernen wir als die einfachste in sich geschlossene Figur das geradlinigte Dreieck kennen, wie wir solches erhalten, wenn drei gerade Linien, sich durchschneidend, einen Raum begrängen, welcher Grundbestandtheil vieler zusammengesetzten Figuren dem Granit des Urgebirgs zu vergleichen ist, auf welchem die Erdrinde mit ihren unendlichen vielen Gebilden ruht. Man kann aber an dieser einfachsten Figur sehr verschiedene Größen unterscheiden, als Elemente, durch deren Zusammensetzung jene Figur gebildet ist, nämlich drei Linien und drei Neigungen dieser Linien zu einander (Winkel), von denen die ersten nach Längenmaßen, die letztern nach den Graden eines in 360 gleiche Theile getheilten Kreises gemessen werden. — Um aber Form und Inhalt eines Dreiecks und alle Theile desselben finden zu können, ist nicht nöthig, daß man alle jene sechs Größen wirklich gemessen hat. Man kann vielmehr, wenn man auch nur einen Theil derselben, nämlich die drei Linien ohne die Winkel, oder zwei Linien und den von ihnen eingeschlossenen Winkel, oder eine Linie und die zwei anliegenden Winkel gemessen hat, die andern drei Größen, und so Form und Inhalt des Dreiecks durch Rechnung oder Zeichnung, gleichsam durch die Augen des Geistes finden, ein Gesetz von dem sich jeder selbst überzeugen kann, der die bekannten Theile eines Dreiecks auf ein Papier überträgt, wo sich ihm dann die unbekannten Theile mit Nothwendigkeit anschließen, ein Verhältniß, welches die Mathematiker bei ihren Darstellungen von Figuren dadurch zu versinnlichen sich bemühen, daß sie die bekannten, mit leiblichen Augen zu sehenden Größen mit ausgezogenen, deutlichen Linien und Kreisen bezeichnen, die unbekannten, nur mit den Augen des Geistes zu sehenden hingegen mit lichten Reihen von Punkten, so wie die Maler die nur mit dem innern Auge wahrnehmbaren, sich äußerlich objektivirenden Gebilde des Geistes oder der von den Banden des Leibes befreiten Geisterwelt anzudeuten pflegen.

In der That bekommt auch durch dieses Verhältniß zwischen bekannten und unbekannten, sichtbaren und durch Schlüsse zu findenden Größen, das beschränkte Sinnenwerkzeug des Menschen die Schwingen eines von dem Körperbanden befreiten, an die Räume nicht mehr gebundenen Geistes, und die Kraft, Wunderähnliches zu erreichen, die Nähme des Himmels und die Entfernungen fremder Weltkörper zu messen, ohne mit der Meßkette zu denselben hinsteigen zu können, die Tiefen der Erden

zu ergründen, ohne zu denselben hinabzusteigen, ein Bild der ganzen Erdoberfläche zu fertigen, ohne auch nur den hunderttausendsten Theil wirklich gemessen zu haben.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Sommerluft. Die Villa Puttinains.

Anmuthiger war hier lange kein Sommer, als der nunmehr verflossene. Unter ewigem Wechsel von Sonne und Regen gediehen, mit Ausnahme des Obstbaus fast ganz selten Oefted, beinahe alle Früchte vorzüglich. Dabei glänzt noch jetzt, zwischen den schon kahl gewordenen Getreidefeldern, der grüne Teppich in solcher Frische, als ob es sich eben anschicke, wieder Frühling zu werden. Besonders hold war dieser Sommer unter andern den überaus zahlreichen Versammlungsgärten in dem Dresdner umgebenden Dörferkranze. Wenn man in andern Jahren häufig die Klage vernimmt, daß gerade der Genuß des Sonntags, als desjenigen Tages, wo die während der übrigen sechs Tage unter der Last des Gewerbes seufzende Mittelclasse nach Ausflügen in's Freie sich sehnt, ihr durch unfreundliches Wetter verkümmert zu werden pflege, so konnte man den meisten Sonntagen des jetzigen Sommers das Gegentheil nachrühmen. Sie der währten wirklich ihren Namen durch den lieblichsten Sonnenschein. Das defuerte denn auch die Wirthshausindustrie der Umgegend. Schwerlich hat je zuvor der Dresdener Anzeiger eine solche Menge Sorten von Vergnügungen und Recreationen angekündigt als im jetzigen Jahre. Neben Tanz und Vogel- und Scheibenschießen und Concerten von der vollstimmigsten Art bis hinab zu solchen, deren musikalischen Bedarf ein einziges hölzernes Harfenmädchen zu bestreiten versteht, allenthalben noch Stangenklettern, Sackhüpfen, Hahnschlagen und andere ähnliche Annehmlichkeiten. Die nach solchen ländlichen Oetlen führenden Straßen und Fußsteige waren daher auch, besonders in den ersten Nachmittagsstunden, mit dem Festtagsglanze der gewerblichen Welt übersäuet. Mächtige, zum Theil mit Kinderwagen reich versehene Familienzüge strömten aus den Stadtthoren. Mit Ablegung aller Werkeltagsattribute hatten auch fast alle Gesichter die rundere Form eines bessern Behagens angenommen. Gleichwohl schien dadurch der Dampfwagenfahrt so wenig als den Dampfbooten auf dem Elbstrome Abbruch zu geschehen, vielmehr letztere keine so günstige Saison noch erlebt zu haben. Was vielleicht durch den Dampf zu Wasser und zu Lande einige Beeinträchtigung erlitt, das waren die sonst gewöhnlichen Spazierfahrten der eigentlichen elegauten Welt nach den benachbarten ländlichen Restaurationen. In Ermangelung des eigenen Geschirrs pflegen solche in Mietbwagen gemacht zu werden, deren Sonntags gewöhnlich doch hinaufgeschraubte Preise jedoch zu der jetzigen Wohlfeilheit des Fuhrwerks ganz unpassend geworden. Schade, daß die Dampfboote durch Mangel an hinreichendem Wasser für die jetzigen milden Herbsttage, die den Elbufern ein besonders anziehendes Kolorit ertheilen, verloren zu seyn scheinen.

Zu denjenigen Orten der benachbarten Gegend, die von Zeit zu Zeit Besuche erhalten, gehörte bis jetzt noch immer ein Landhaus und der damit verbundene Park in dem etwa zwei Stunden entfernten, unweit dem königlichen Lustschlosse Pillnitz gelegenen Dorfe Zschachwitz. Der vor Kurzem erfolgte Verkauf dieses Hauses und Parks brachte den noch immer nicht verklungenen Namen seines schon vor einer Reihe von Jahren in hohem Alter hier verschiedenen, vormaligen Besitzers, des russischen Fürsten Putiatin, eines großen Sonderlings, mehr als zuvor wieder in Umlauf. Die Glasfenster in seinem Regenschirme, unter dem er, bei dem furchtbarsten Gewitterguſſe, wie unter einer Taucherglocke, in Dresden oft einherwandelte, um dem Menschengetümmel, das rechts und links dem ſtändfluttartigen Zuſtande zu entrinnen trachtete, lächelnd zuzuſchauen, ſind noch ſo wenig vergeſſen, als der Knopf von eigener Erfindung an ſeiner Schulter, woran er dieſen Regenſchirm wieder aufhing, ſo bald der Guß vorüber war. Noch immer erwähnt man der aus Eiſenblech beſtehenden Sirleſeſchäfte des Fürſten, mit denen er ſich vor der möglichen Verletzung durch tolle Hunde zu ſichern ſuchte. Am häufigſten wurde der Verſtorbene genannt, wenn irgendwo an einem unſerer zahlloſen neuen Gebäude etwas von der gewohnten Weiſe ganz Abweichendes, Abenteuerliches zum Vorſchein kam. Denn nirgends zeigte ſich ſein Streben nach Originalität klarer und auffallender, als in ſeinen Gebäuden zu Zſchachwitz, ſeinem Wohnſitze. — Bei aller Bizarrerie ſind indeß den nach ſeiner Angabe errichteten Gebäuden, ſo wie den Anlagen im dortigen Park, Sinn und Verſtand, unter einer, mitunter in der That recht pikanten Form, gar nicht abzuſprechen. Das war denn auch der Grund, weshalb nach der, bei Lebzeiten des Fürſten zu den currenten Luſtpartien der hieſigen Gegend gerechneten Villa noch immer Fahrten geſchahen, obſchon der Aufenthalt in den dortigen Gaſthäuſern, durch abſoluten Mangel an Nettigkeit, auch die beſcheidenſten Beſucher eher abſtoßen, als anziehen konnte. Deſto anziehender ſind aber wirklich die mancherlei originellen Spuren des Waltens des Verſtorbenen. Nach ſeinem Ableben auf Verwandte übergegangen, und nachdem auch dieſe ein früher Tod dahingenommen, durch Kauf das Eigenthum ſeines bejahrten Gärtners geworden, ſtehen die hauptſächlichſten Eigenthümlichkeiten der Gebäude und des Parks noch wie bei Lebzeiten des im Jahre 1850 Verewigten da. Sie gewähren fortdauernd recht freundliche Erinnerungen an den ſo geiſt- als geſühlvollen vormaligen Eigenthümer, welcher ſich als guter Genius der großentheils ſehr armen Dorfbewohner bewies, und ſich durch den Aufbau einer neuen Schule und eine zu deren fortdauernden Unterhaltung ausgeſetzte Geldſumme einen ehrenvollen Ruf auch für die ferne Zukunft ſicherte. Leider ſcheint ihn ſolches durch den erwähnten Verkauf ſeine Villa nebſt dem Park, und was ſonſt dazu gehört, das Eigenthum eines Fremden geworden. Die Pietät, welche ſelbſter ſo manches ſinnvolle Andenken des auch als Schriftſteller und die Urtheile, welche ausgezeichnete Männer, unter andern namentlich Herder, über ihn ausſprachen, merkwürdigen Mannes unter ihre Obhut nahm, hat dadurch ihre Stimme verloren, und es ſteht um ſo mehr zu beſorgen, daß nicht nur die vielen eigenen Schöpfungen des Verſtorbenen ſpurlos verſchwinden, ſondern auch die ſchönen Waldpartie des allerliebſten Parks der Blitz der Vernichtung treffen werde, da der neue Käufer dem Vernehmen nach ein Oekonom ſeyn ſoll, und die Oekonomie, bei allen ihren ſonſtigen trefflichen Eigenſchaften, die Reize der Natur nur dann zu ſchätzen weiß, wenn ſie gehörige Zinſen tragen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 2. November 1839.

Dulce est desipere in loco.

Horat.

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

Von E. C.

Am Schluß der Abhandlung über die Seelenruhe ertheilt Seneca dem Genie den guten Rath, sich bisweilen zu vergessen und zu zerstreuen, indem er behauptet, allzu große Anstrengung und Anspannung betäube das Gehirn, umneble die Einbildungskraft und tödte alle Geistesanmuth. Sokrates und Heinrich IV. rutschten mit ihren Kindern in der Stube herum; Cato erleichterte sich die Regierungssorgen durch Weintrinken, was, nach Senecas Ausspruch, dem Stoiker weniger zur Schande, als dem Laster zur Ehre gereichte; Scipio erholte sich von seinen Siegen, indem er sich dem Tanze hingab, wie die salischen Priester; kurz, in allen Zeiten und Ländern haben ungewöhnliche Menschen bisweilen von ihren glorreichen Thaten und Werken abstrahirt, und es gewährt kein geringes Interesse, das Genie im Negligé zu überraschen und in müßigen Augenblicken zu beobachten. Man traf eines Tags den Kardinal Richelieu, wie er in seinem Garten wiederholt über eine Mauer sprang. Clarke war ein großer Freund von Turnübungen und körperlichen Anstrengungen; man sah ihn mehr als einmal über Tische und Stühle hinwegsetzen. Der berühmte Bayle hatte eine so große Freude an Seiltänzen und Marionetten, daß er Alles stehen und liegen ließ, wenn er die große Trommel rühren oder die Trompete der Marktschreier blasen hörte; er war der Erste und Letzte auf dem Platze. — Das Genie hat überhaupt viel Kindliches. Montaigne und unser Hoffmann waren ganz glücklich in der Gesellschaft ihrer Katzen, und wenn der große Arnaud von der Arbeit ausruhte, verschlang er den ersten besten Roman, der ihm in die Hände kam. Ein Schriftsteller vergleicht den Doktor Johnson, wenn sich seine Seele zu frivolen Belustigungen herab ließ, mit einem Elephanten, der oft ganze Heere zermalmt und sich darauf geduldig von einem schwachen Kinde leiten läßt. Descartes verplauderte jeden Abend ein Stündchen mit seinem Nachbar und bestellte selbst seinen Garten. Sehr viele hochgelehrte Männer verfaßten nebenher drollige Bücher über schnurrige Gegenstände. Von Seneca gibt es eine komische Abhandlung über den Tod Claudians, welche, einige Unfläthigkeiten abgerechnet, fast an ein modernes Pamphlet erinnert; von Pierrius haben wir eine Dissertation zu Gunsten der Bärte; Holsten machte einen Panegyrikus auf den Nordwind und Erasmus schrieb bekanntlich auf seinen Reisen das Lob der Narrheit.

Es scheint, bemerkt Johnson in seinem Leben des Sir Thomas Browe, als ob Talent und Genie sich stets etwas darauf zu Gute gethan hätten, den Satz zu beweisen,

daß nichts so niedrig und so unbedeutend sey, daß sie nicht erhoben und bedeutend machen könnten. Diesem Ehrgeiz haben wir vielleicht den Froschkrieg Homers, die Schmetterlinge Spenceers, die sieben böhmischen Königsschlösser Charles Nodiers und manche Erzählung Hoffmanns und Jean Pauls zu verdanken. Nicht zu vergessen ist Synesius, der zu seiner Belustigung eine Lobrede auf die Kahlköpfe schrieb, welche ich zu meiner Beruhigung aus dem Griechischen in's Deutsche übersetzt habe. Erwähnung verdient ferner ein berühmter französischer Gelehrter, dessen Namen mir nicht beifallen will, dessen Talent sich aber in einem prächtigen Lobgedicht auf die Perrücken kundgegeben hat. Uebrigens gibt uns Seneca verschiedene merkwürdige Fingerzeige über die Art und Weise, wie Gelehrte und Literaten sich am besten und zuträglichsten erholen können: er verbietet ihnen, zu viel zu arbeiten, aber er läßt ihnen völlige Freiheit, seine Weine zu trinken und sich in einer Sänfte tragen zu lassen, ganz wie jener französische Corporal auf der Lithographie Raffets, welcher seinen Soldaten, die bis an die Knie im Schlammwasser stehen, das Tabakrauchen untersagt, aber das Niedersetzen erlaubt.

Nicht so viel Unterhaltung und Belehrung, als das Studium der Erholungen derjenigen Männer, gewährt die Beobachtung gewisser Geistesmucken und Gemüthskrankheiten, welche das Gute haben, daß derjenige, welcher damit behaftet ist, gar nichts von seinem zerrütteten Seelenzustande ahnt. Auffallend genug sind es gerade die Genies und die strebendsten Geister, welche am hänfigsten davon befallen werden. Ich meine damit nicht etwa die Krankheiten reicher Müßiggänger und Kopfhänger, welche, von ewiger Langeweile gepeinigt, sich selbst und Andern zur Last sind, welche an keinem Dinge mehr Freude haben und nicht wissen, was sie wollen; eine unstete Laune jagt sie von Ort zu Ort, von Genuß zu Genuß, bis sich ihre erhitzte Einbildungskraft am Ende auf gefährliche und strafbare Abenteuer verirrt. In solch bemitleidenswerthen Seelen- und Körperzustand gerathen nur diejenigen, welche nicht den Muth haben, sich ihn vom Leibe zu halten; Müßiggang führt ihn herbei, Fleiß und Thätigkeit vertreiben ihn. Aber es gibt Krankheiten, welche von übermäßiger Anstrengung herrühren, wenn sie überhaupt eine bestimmte Ursache haben. Was soll man z. B. zu folgenden Sonderbarkeiten sagen? Scaliger konnte keine Brunnenkresse sehen, ohne zusammenzuschaudern; der Marschal d'Albret floh vor einer Heerde Schweine; der König Wladislaw von Polen wurde beim Anblick eines Apfels bestürzt und verlegen, und Heinrich III. von Frankreich hatte einen solchen Widerwillen gegen Katzen, daß er es in keinem Zimmer aushalten konnte, wo eine war. Tycho Brahe veränderte die Farbe und fühlte seine Beine schwanken, wenn ihm ein Hase oder ein Fuchs in den Weg lief, und Baco fiel in Ohnmacht, so oft eine Mondfinsterniß eintrat. Der berühmte Freidenker Hobbes konnte in der Nacht keinen Augenblick ohne Licht seyn; er glaubte an keinen Gott, aber er hatte eine unglaubliche Angst vor dem Teufel. Pascal sah zu seiner Linken beständig einen Abgrund; der Historiker Varillas versicherte, er habe vierundzwanzig Jahre lang so gut als keine Nahrung zu sich genommen, und entwirft einen seiner Neffe, weil er nicht orthographisch schrieb. Der französische Geschichtschreiber Mezeray glaubte steif und fest, daß die Sonne nicht mehr scheine; er arbeitete selbst am hellen Tage bei Licht und vergaß nie, die Personen, welche ihn besuchten, mit angezündeter Kerze bis auf die Straße zu begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder des Unsichtbaren in den Gesetzen der sichtbaren Welt.

(Schluß.)

Wenn man die Entfernung des Monds von der Erde messen will, so ist nur nöthig, die Entfernung zweier Orte auf der Erde zu wissen, die groß genug ist, um den Mond in verschiedenen Richtungen sehen zu können, so dann die Entfernung der zwei Orte der Erde eine Linie und die Richtungen die zwei Winkel eines Dreiecks bilden, dessen Spitze im Mond sich befindet. — Aber das Gesetz von den bekannten und unbekannten Theilen eines Dreiecks gibt uns nicht bloß die Kraft, unsere Sinnwerkzeuge fast in's Unendliche zu erweitern, sondern zugleich ein Bild des Verhältnisses des Menschen zur übersinnlichen Welt. Denn des Menschen Handlungen sind die bekannten Größen einer Figur, welchen höhere Geister die entsprechenden unsichtbaren, aber mit Nothwendigkeit sich ergebenden Linien nachzeichnen, die sich als Schicksal, Vergeltung und Vorsehung oft plötzlich in unser Leben einschreitend schließen, während wir noch wähnen, über die zweite Hälfte derselben mit Freiheit verfügen zu können.

Alle drei Winkel eines Dreiecks machen immer zusammen einen halben Kreis, 180 Grad, aus, wovon sich jeder überzeugen kann, der die drei Winkel der verschiedensten Dreiecke zusammenzulegen sich bemüht, und der immer das nämliche Ergebniß erhalten wird. Wenn man daher auch nur zwei Winkel weiß, so kann man den dritten durch Rechnung oder Zeichnung finden, indem der dritte Winkel der Rest eines Halbbogens nach Abzug der zwei andern ist. Da nun die drei Winkel die Form des Dreiecks bestimmen, so ist auch durch zwei Winkel die Form desselben gegeben. — Das immer gleiche Ergebniß der drei Winkel,

der halbe Bogen, die 180 Grade zeigen uns die dem leiblichen Auge nicht sichtbare, aber dem geistigen Auge wahrnehmbare Urzahl des Dreiecks, die solches beherrscht und von allen andern Figuren unterscheidet, von denen jede nach ihrer verschiedenen Art wieder eine andere Zahl in sich enthält. So hat schon nach der ältesten Weisheit auch die Pflanze eine sie vom Steine, vom Thiere, vom Menschen unterscheidende Zahl, und so auch das Thier. So hat auch der Mensch in sich eine Zahl, die ihn von Wesen anderer Art unterscheidet, über die er nicht hinaus kann und die ihn auf die Erde zurückbringt, wenn er schon glaubt, solche besiegt zu haben und in den Himmel fliegen zu können.

Alle Dreiecke, die eine gleiche Linie haben und deren senkrechte Höhe von der entgegenstehenden Spitze auf diese Linie oder deren Verlängerung gleich ist, können zwar der Form nach unendlich verschieden seyn, sind aber dem Inhalt nach unter sich gleich, so wie dem Urmaß, das sich ergibt, wenn man auf jener gleichen Linie ein Dreieck errichtet, dessen senkrechte Höhe gerade in die Mitte der Linie fällt und dessen Winkel an der Grundlinie gleich sind. Betrachten wir aber ein solches Dreieck, mit gleichen Winkeln und Linien auf der Grundlinie errichtet, gegen die vielen andern mit gleicher Linie und Höhe, die mit immer größerer Ungleichheit der Winkel und immer größerer Verzerrung und immer wachsendem Aufwand an Oberfläche, doch nicht an Inhalt zunehmen; betrachten wir ein solches Dreieck, das auf einem Stück Papier mit gleichen Winkeln an der Grundlinie, auf die dem Auge wohlgefälligste Art, mit dem wenigsten Aufwand an Linien und Oberfläche so viel Raum einschließt als eines, das sich mit gleicher Grundlinie und Höhe über unsere Wohnung und meilenweit ausdehnt: so haben wir ein klares Bild aller Oberflächen, welche das Wesen der Dinge umgeben, und ihres trügerischen Scheins und ihrer Ohnmacht. Wenn es schon dem Auge schwer wird, bei diesen Schattenbildern der wirklichen Dinge eine auf unserm Tisch gezeichnete Figur nicht für kleiner zu halten als ein Zerrbild dieser Figur, dessen Oberflächen nach Meilen gemessen werden können, um wie viel leichter muß der Mensch sich täuschen bei Prüfung des Gehalts der Dinge, deren Oberflächen, mit Glanz und Farben bekleidet, das Auge blenden und durchzuschauen hindern?

Hier haben wir die wichtigsten Gesetze der Geometrie, von unendlicher Bedeutung und Anwendung, aber noch weiter wichtig als klare Bilder der verborgenen Wurzeln der äußern Dinge und ihres Verhältnisses zur unsichtbaren Welt.

Auch die angewandte Mathematik, besonders die Mechanik, gibt reichen Stoff zu solchen Betrachtungen, wie sich schon durch einen Blick auf die ersten Gesetze derselben ergeben wird. — Wenn einem unbelebten Körper eine Kraft mitgetheilt wird, so bewegt sich der Körper in gleicher Richtung mit gleicher Stärke, und in alle Ewigkeit fort, so weit die Bewegung nicht durch entgegengesezte Kräfte aufgehoben wird. Der unbelebte Körper kann aus sich selbst heraus die ihm mitgetheilte Kraft nicht ändern. Eben so wenig kann die unsichtbare Kraft sich selbst beschränken, oder die Verbindung mit dem Körper aufheben. — Durch möglichste Entfernung der entgegenstehenden Kräfte kann daher jeder Bewegung eine außerordentliche Dauer und scheinbare Verstärkung verschafft werden. Ein Pferd kann ohne einen Wagen mit Rädern kaum einige Zentner fortschaffen, auf einem Wagen mit Rädern auf rauhem Wege sechs Zentner, auf gutem Wege zwölf Zentner, auf einer Eisenbahn zweihundert Zentner, und es könnte wohl zweitausend Zentner fortbewegen, wenn es möglich wäre, spiegelglatte Bahnen zu bauen und einen luftleeren Raum über dieselben herzubreiten. — Auf solchen mehr als spiegelglatten Bahnen im vollkommen luftleeren Raume rollen aber die Planeten unseres Sonnensystems in Folge einer am Anfang der Zeit erhaltenen Bewegung seit Jahrtausenden mit ungeschwächter Kraft und kaum denkbarer Geschwindigkeit. — Was der Grund sey dieser innigen und bedingungsweise ewigen Verbindung der unsichtbaren Kraft mit einem todten Körper, und warum die Kraft den Körper nicht von selbst verlassen könne, dies erklärt die Wissenschaft nicht; sie muß sich begnügen, zeigen zu können, daß solche Verbindung nach aller Erfahrung als vorhanden angenommen werden muß, um Widersprüche mit den Gesetzen des Denkens zu vermeiden. — Wir haben aber damit das einfachste und reinste Bild des Menschenlebens, dieser Verbindung einer unsichtbaren, unendlichen Kraft mit leblosen Stoffen, und ein Symbol des unsterblichen durch den Körper wirkenden Geistes.

Das zweite Gesetz zeigt die Beschränkung der unendlichen Kraft durch die Gegenwirkung anderer Kräfte. Denn jeder Körper nimmt nicht blos Eine Kraft in sich auf, sondern so viele, als mit ihm in Berührung kommen, und verwandelt diese verschiedenen Kräfte in eine neue Kraft, in ein Produkt, wobei diejenigen Kräfte, die gleiche Richtung haben, sich vermehren, die von entgegengesezter Richtung sich vermindern, die Kräfte von ungleicher Richtung eine mittlere Seitenbewegung hervorbringen und die entgegengesezten, gleich großen Kräfte das Gleichgewicht, die Ruhe, zur Folge haben. Jeder Körper ist daher ein Vereinigungspunkt für alle ihn berührenden Kräfte, ein Behälter, in dem sie zu einem Ganzen verarbeitet werden, ein Mikrokosmus, der äußern Umgebung gegenüber. Jede Kraft auf der Erde, sobald sie zu wirken anfängt, ist aber umringt von Kräften, die ihr entgegenwirken, und wird ohne Aufhören geändert, bis die Gegenwirkung gleich stark wird und sie zur Ruhe bringt. Die Kanonenkugel, welche mit der Kraft des Blitzes allen Gegenkräften

zu trotzen und in den Himmel zu steigen scheint, leidet jeden Augenblick unausgesetzten, wachsenden Widerstand, der sie bald zurückzusinken nöthigt und ihr am Ende kaum noch Zeit läßt, sich ein Grab aufzuwühlen. — Hieran haben wir ein Bild des Kampfs der Menschenkraft mit der Außenwelt, aber auch ein Bild des beendigten Kampfs, der Ruhe im Tode.

Das dritte Gesetz zeigt uns, wie die Kraft, ungeachtet ihrer Beschränkung durch die Außenwelt, dennoch Großes, dem Unendlichen Nahes vollbringen kann. Bei der Anwendung des Hebels ruft der Mensch im Kampf mit der Last, der er unterliegen müßte, eine rettende Macht zu Hülfe, die Mutter Erde, die, überall uns umgebend, stärker als jede Last, zum Stützpunkt genommen, uns tragen und überwinden hilft. Je näher der Stützpunkt bei der zu hebenden Last genommen wird, desto mehr hilft er tragen, desto mehr stärkt er die Kraft, aber desto kleiner ist auch die Bewegung, desto größer daher das Opfer an Zeit, an Geduld und Ausdauer: das Bild des schweren, doch am Ende siegreichen Kampfs des unsterblichen Geistes mit den Kräften, welche nach unten ziehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

(Fortsetzung.)

Todesfälle. Lichtbilder. Mosens Otto III.

Bei aller wahrhaften Schönheit hatte jedoch der verflossene Sommer auch eine recht häßliche Seite für unsere Stadt. In den vorletzten Wochen nahmen die Nervenkrankheiten und andere körperliche Uebel dergestalt überhand, daß manche Straßen und ganze Bezirke als der unheimliche Sitz derselben betrachtet wurden. Die wöchentlichen Sterbeslisten überstiegen die gewöhnliche Todtenzahl um das Doppelte. Ob nun schon dieses Uebermaß neuerlich wieder nachgelassen hat, so haben doch Aerzte und Apotheker noch alle Hände voll zu thun. Im Allgemeinen scheint es im jetzigen Jahre der Tod zunächst auf Dresdens Schriftsteller abgesehen zu haben. Nachdem die Arzneikunde in Kreisig einen bedeutenden Autor verloren, und das Feld der Novelle in Tromlitz und Schilling ein paar überaus rüstige Andauer eingebüßt hatte, starb auch vor Kurzem der, hauptsächlich wegen geographischer und statistischer Schriften rühmlich genannte Direktor der Cameralvermessung, Kammerrath v. Schieden.

Von Lichtbildern, nach Daguerres Methode hier gefertigt, sind zwar mehrere zu einer allgemeineren Kenntniß gelangt, doch waren die mir davon vorgekommenen noch in einem solchen Zustande der Unvollkommenheit, daß auch ein recht scharfes Auge nur mit Mühe die Zeichnung gehörig verfolgen konnte. — Ein bei diesigem Hoftheater einstudirtes neues Trauerspiel erregte im Voraus allgemeine Aufmerksamkeit. Es hatte das Eigenthümliche, daß es nicht von Raupach war, dessen Name schon seit langer Zeit als der einzige Paß erschien, unter dem der deutschen Tragödie Zutritt auf den deutschen Bühnen gestattet wurde. Die Bühneninteudanzen verdienen deßhalb keinen Vorwurf. Die neuesten Tragödien, wenn man einige Dramen von Immermann, Halm und das jüngste Trauerspiel von Gutzkow abrechnet, hatten theils keinen wahrhaften Kern, theils fehlte ihnen, bei mitunter anerkanntem Verdienst, das Gepräge, wodurch sie allein Geltung bei der Auffährung gewinnen können. Der einzige Raupach schien noch im Besitz des Schlüssels zu dem Rathsel, wie ein aufführbares Trauerspiel beschaffen seyn müsse. Was auch hierüber öffentlich immer lauter und unwilliger ausgesprochen wurde, das zuschauende Theaterpublikum im Allgemeinen war offenbar, in Dresden wie anderwärts, in diesem Punkt mit den Bühnenvorstehern einverstanden. Schon der Umstand bewirkt das, daß jedes neue Raupachsche Trauerspiel die Schauspielhäuser auch mit Zuschauern zu füllen pflegt. Bei alledem kann es keinem natürlicheren Wunsch geben, als daß doch endlich auch wieder ein anderer Tragiker sein Glück auf der Bühne versuchen möchte. Und siehe da, dies war geschehen. Das diesige Theater hatte ein neues Stück in Scene gesetzt, und was die Hoffnungen auf das Hdrama steigerte, der Verfasser war ein Mann von wahrem Dichterberufe, es war der in Dresden lebende Julius Mosen. Sein Trauerspiel hieß: „Kaiser Otto der Dritte," und die Aufführung war dem letzten Tage des vorigen Monats vorbehalten. Die heitern Gesichter des sehr stark besuchten Schauspielhauses deuteten an diesem Tage im Voraus an, daß der Dichter es mit einem Auditorium zu thun hatte, dessen Wohlwollen mit den Erwartungen Hand in Hand ging. Von Seiten der Bühnendirektion war nichts zu Unterstützung der dichterischen Bestrebungen versäumt worden. Der kaum erst zur Mündigkeit gelangte Held des Stücks geht eben darauf aus, die Absichten seiner Vorfahren, durch Verlegung des Kaiserstuhls nach Rom, in Ausführung zu bringen, aber die dortigen Unruhen erneuern sich. Doch die Empörer werden gedämpft und den an ihrer Spitze gewesenen Crescentius erwartet der Tod des Verbrechers. Stephanie, seine Gemahlin, obschon noch in erster Jugendblüthe, scheint ihren, bereits hochbejahrten Gatten nicht überleben zu können. Halb von Sinnen über das diesen ein warnende Schicksal, eilt sie von dem Thron des Kaisers, das selbe von ihm abzuwenden; zu spät. Ein aus der Ferne herüberdonender Trommelschall verkündet die eben an Crescentius vollzogene Enthauptung. Der Blitz der Liebe hat inzwischen mit Zaubergewalt die Herzen des Kaisers und der durch dessen Urtheilsspruch zur Wittwe gewordenen für einander entzündet. Nicht lange, so kommt es dahin, daß Otto und Stephanie kein Gesetz, kein Recht anerkennen, außer ihrer gegenseitigen, glühenden Liebe. Doch das Gewissen verfolgt den Kaiser bis in die Arme seiner Geliebten mit dem Schreckbilde ihres auf seinen Befehl hingerichteten ersten Gatten und auch mit Vorhaltung der seiner heben Würde schuldigen Pflichten. Vergebens kämpft Stephanie mit aller Kraft ihres Herzens für die Wiederherstellung des Liebesbündnisses mit ihr. Seinen Kaiserthron im Auge, reißt Otto sich gewaltsam los von der Verzweifelnden. Da tritt sie seinem festen Vorhaben, der Rückkehr nach Deutschland, mit zwei Dolchstichen, den ersten nach seiner, den zweiten nach ihrer Brust geführt, in den Weg, um so, ihrer Ansicht nach, einen Bund mit ihm für die ganze Ewigkeit zu begründen.

(Schluß folgt.)

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 39 u. Sendschreiben des Hofgerichtsadvokaten Achert in Karlsruhe, die Herausgabe einer allgemeinen deutschen Frauenzeitung mit Unterhaltungsblatt betreffend, worauf bei allen deutschen Postämtern abonnirt werden kann.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 4. November 1839.

Der Himmel, einem Ofen zu vergleichen,
Läßt nichts erschau'n, das wohl dem Auge thut;
Die Luft, unregsam, gibt kein Lebenszeichen,
Und Zephyr liegt in seiner Grott' und ruht.
Gleich Flammen sind am Horizont, voll Grauen,
Die unfruchtbaren Wolken anzuschauen.

T. Tasso.

Die Jahreszeiten von Kálidása.

Aus dem Sanskrit übersetzt von P. v. Bohlen.

I. Der Sommer.

1. Mit Sonnenglut und mildem Mondesschimmer,
Mit Strömen, aufgeregt vom kühlen Bad',
Am Abend schön und mit gedämpftem Sehnen
Ist, Freundin, nun die Sommerzeit genaht.

2. Ein wasserkühles, flimmerndes Gewölbe,
Die Nächte glänzend mit des Mondes Schein,
Juwelen sind bereit und feuchter Sandel,
Dem Menschen ihren Liebesdienst zu weihn.

3. In herrlichduftendem Gemache laben
Sich nun die Liebenden um Mitternacht
Am Weine, würzig von der Gattin Odem,
Wenn Sang mit Spiel die Sehnsucht angefacht.

4. Den Seidengurt um runde Hüft' geschlungen,
Mit Perlenschnüren ihre Brust geschmückt,
Und in den Locken Wohlgeruche, haben
Die Schönen ihres Freundes Herz entzückt.

5. Bei jedem Schritte klirt die goldne Spange
Am zarten Fuße, der von Schminke glüht,
Wie des Flamingo Liebesruf ertönet,
Und Sehnen füllt des Liebenden Gemüth.

6. Denn wessen Sinne würden nicht gefesselt,
Wenn Sandelduft den schönen Busen fühlt;
Wenn um das Haar ein Blumenkranz gewunden,
Ein goldner Gürtel um die Hüfte spielt?

7. In Lüften, die mit Wohlgerüchen fächeln,
Durch Perlenschnur um runde Mädchenbrust,
Bei Vogelsang und bei der Laute Klängen
Erwacht aus ihrem Schlummer Liebeslust.

8. Der Mond erschaut im gläuzenden Gemache
Der holden Jungfrau schlummerndes Gesicht;
Er will beschämt vor Eifersucht vergehen
Und schwindet blaß dahin im Morgenlicht.

9. Der Pilger, von der Trennung Feu'r verzehret,
Hat kaum den Boden unter sich erkannt:
Denn ausgedörret von der Sonne Gluten
Umhüllen Staub und Wirbelwind das Land.

10. Nach Wasser eilt die durstende Gazelle,
Vor Hitze glühend und mit trocknem Gaum,
Wenn, ähnlich einem trunknen Elephanten,
Gewölk erscheint am fernen Waldessaum.

11. Die Schlange, von der Sonne Strahl durchglühet,
Im brennendheißen Staube hingestreckt,
Hat endlich seufzend sich herangewunden,
Wo schattig sie der Schweif des Pfauen deckt.

12. Der Löwe keucht mit durstigwundem Rachen,
Verfolget nicht den Elephanten mehr;
Der kühne Muth ist ihm dahingeschmachtet,
Die Mähne starrt, die Zunge zittert schwer.

13. Der Elephant, von heißem Durst getrieben,
Und aufgezehret von der Sonne Glut,
Er schlürft mit trocknem Rüssel Thauestropfen,
Ist unbekümmert um des Leuen Wuth.

14. Der Pfau, am Körper matt und sinnverwirret
Durch Strahlen, die wie Opferfeuer glühn,
Verschonet nun die hingestreckten Schlangen,
Die unter seines Schweifes Schatten fliehn.

15. Der Eber wühlet mit des Rüssels Scheibe
In Ried und gelben Schlamm des Sumpfes ein,
Und möchte ganz sich in die Erde graben,
Zum Schutze vor der Sonne Flammenschein.

16. Getroffen von dem strahlbekränzten Gotte,
Entspringt der Frosch des trüben Teiches Schlamm,
Und flüchtet müde sich zu einer Schlange,
Die ausgebreitet ihren Schattenkamm.

17. Ihr aber ist das Stirnjuwel gespalten,
Vor Sonnenglut ihr Inneres verzehrt;
Sie züngelt gierig nur der Luft entgegen
Und läßt die nahe Beute unversehrt.

18. In einem Netz von Lotusfibern hangen
Betäubte Fische und der Kranich flieht:
Denn Elephanten stampfen in dem Teiche,
Bis er dem dicken Schlamme ähnlich sieht.

19. Mit welker, schaumbedeckter Lippe stürzet
Aus Bergeskluft die Büffelschaar hervor;
Die Zunge hängt ihr glühend aus dem Munde,
Nach Wasser schaut der wilde Blick empor.

20. Es hat verheerender Waldbrand das junge Gras verdorrt,
Und heftig treibt die Windsbraut die trocknen Blätter fort;
Ringsum sind die Gewässer versiegt in jedem Teich,
Entsetzen erwecken die Haine, noch jüngst so blüthenreich.

21. Auf Bäumen mit welken Blättern erseufzt der Vögel Sang,
Die müden Affen schleichen sich an dem Berg entlang;
Es wandern die Büffelschaaren und schau'n nach Naß umher,
Und in des Brunnens Tiefe schlürft ein Phalänenheer.

22. Mit Windesschnelle getrieben umarmt die Feuerglut
Der Bäum' und Sträuche Wipfel, verzehret mit rascher Wuth;
Da springen die rothen Funken, als würde von Ort zu Ort
Zinnober und Saffranblüthe gestreuet fort und fort.

23. Und aus der Berge Spalten braust Sturmgeheul hervor,
Es tönt ein helles Pfeifen im trocknen Bambusrohr;
Dann fließt im Nu die Flamme hernieder in die Schlucht
Und scheuchet die Schaar des Wildes empor zur raschen Flucht.

24. Und wenn in Baumwollstauden das Feuer nun stärker loht,
So dringt aus Baumesritzen die Flamme wie goldnes Roth;
Sie springt mit Zweig und Blättern von Aesten hier und dort
Und rast, vom Winde getrieben, im Walde weiter fort.

25. Leu, Elephant und Büffel, verscheucht von Glut und Dampf,
Sie gehen wie Freunde beisammen und denken nicht an Kampf;
Aus branderfülltem Walde sieht man sie ängstlich fliehn
Und in die feuchte Niedrung zu Inselgründen ziehn.

26. Doch wer an Lotusschimmer und Pataladuft sich lezt,
Des Hauses hohen Seller mit frischer Kühlung nezt,
An Sang und Scherz sich labet mit der Geliebten vereint,
Dem schwinde des Sommers Hitze, wenn hell der Mond erscheint.

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

(Fortsetzung.)

Der lebende Pariser Kritiker Castil-Blaze, welcher lange die Feuilletons über Musik in dem Journal des Débats schrieb, glaubte lange, auf seiner rechten Wange sitze beständig eine Fliege; er scheuchte sie hundertmal in einer Stunde weg; wenn er nicht ganz in Gedanken vertieft war, fuhr er selbst beim Arbeiten unaufhörlich mit der Hand nach der Wange. Kaum hatte er die phantastische Fliege verjagt, so kam sie wieder und immer wieder. Er wurde vor drei oder vier Jahren durch eine List des Doktors Emery geheilt, indem dieser ihm eine klebrige Salbe auf die Wange strich, an der die Fliege

hängen bleiben sollte, und dem Kranken eine wirkliche, in Bereitschaft gehaltene Fliege vorzigte. Diese Anekdote hat den Stoff zu dem lustigen Vaudeville „Fich-ton-kang“ geliefert, welches am Hofe von Peking spielt, dem Kaiser von China die Einbildung des Herrn Castil-Blaze aufbürdet und denselben von einem französischen Charlatan geheilt werden läßt. Die Franzosen sind ein glückliches Volk, das über Alles witzelt und handelt, und mit gleicher Leichtigkeit über einen gepreßten Ehemann und einen armen Mondsüchtigen Vaudevilles macht. Ich schiebe es auf meine deutsche Natur, daß mich immer ein Schauer ergreift, wenn ich an Leuten sehe oder auch nur davon erzählen höre, daß sie mit Monomanien behaftet sind. Dieser Schauer ist nicht sowohl der eigennützige Gedanke an die eigene Hülfsbedürftigkeit, als der schreckliche Gedanke an die schmale Linie, welche die Menschen im Allgemeinen vom Tollhause trennt. Die Psychologen, Physiologen und Doktoren aller Fakultäten, wenn sie nicht zu sehr vom Dunkel aufgeblasen sind, gestehen, daß sie uns über Thatsachen wie die obigen in der Regel keine Rechenschaft, keinen Aufschluß geben können. Das Heilige im Menschen ist doch ganz unabhängig von aller künstlichen Metaphysik und Manipulation; das Menschenherz ist tief wie das Meer und der Himmel, und diese Tiefen sind es, die uns freuen und schrecken. Wie z. B. sollen wir uns die auffallende Erscheinung erklären, daß fast allen komischen Schriftstellern und Schauspielern ein geheimer, unsäglicher Kummer am Herzen nagt, und daß gerade diejenigen, welche so vielen Menschen Freude und Spaß machen, meist traurig und schwermüthig sind und die schlimmsten Schicksale erleben? Die Literaturgeschichte ist überreich an Beispielen dieser Art, und die Theaterannalen liefern uns fast auf jeder Seite Beweise dazu.

Philipp III. von Spanien stand eines Tags auf einem Ballon seines Schlosses Escurial und betrachtete verwundert einen Madrider Studenten, der mit einem Buch in der Sonne lag und bisweilen laut auflachte. Je weiter die Lektüre des Studenjohns vorschritt, desto höher flieg seine Frohlichkeit, welche am Ende so ausgelassen wurde, daß er das Buch aus den Händen fallen ließ und sich vor Entzücken auf dem Boden wälzte. Philipp wandte sich an seine Hofleute mit den Worten: „Entweder ist dieser junge Mensch toll oder er liest den Don Quixote.“ Ein Palastbedienter mußte das Buch von der Erde aufheben, und man überzeugte sich, daß der junge Mensch keineswegs den Verstand verloren, sondern wirklich im Don Quixote gelesen hatte. — Während diese Scene im Escurial vorging, ereignete sich in dem dunkeln Hause einer kleinen Nebengasse von Madrid ein traurigerer Auftritt. In einem armseligen Gemach lag, auf einem dünnen Strohsack gebettet, ein Mann, der nicht viel über fünfzig Jahre zählte, aber dessen Bart schon silberweiß, dessen Züge von Schmerz und Elend abgezehrt waren. Der Kranke hatte eben seine letzten Kräfte zusammengerafft und sich auf seinem verstümmelten Arm halb in die Höhe gerichtet, um mit erloschener Stimme ein Dankschreiben an den Grafen von Lerma zu diktiren, welcher ihm ein kleines Almosen zugesandt. Den Tag darauf sah man aus demselben Hause einen ärmlichen Leichenzug kommen, und wenn ein Vorübergehender sich aus Mitleid nach dem Namen des Gestorbenen erkundigt hätte, so wurde er folgende Antwort erhalten haben: „Der Todte war ein armer Schriftsteller, und sein Leben eine ununterbrochene Reihe von Trübsalen und Betümmernissen jeder Art. Die Noth zwang ihn, Bedienter und darauf gemeiner Soldat zu werden. In der Schlacht bei Lepanto verwundet, wurde er von Seeräubern gefangen genommen und blieb fünf Jahre lang Galeerensklave; nach der Rückkehr in seine Heimath erhielt er eine jämmerliche Stelle als Salzsteuereinnehmer, welche er nur kurze Zeit bekleidete; denn er wurde fälschlich angeklagt und abermals in's Gefängniß gesetzt. Unter diesen trostlosen Umständen griff er zur Schriftstellerei und bekam von Zeit zu Zeit gerade so viel Unterstützung, daß er nicht hungers starb. Heute hat endlich der Tod diesen Unglücklichen erlöst, den die ganze gebildete Welt kannte: er hieß Miguel Cervantes.“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

Wiener Landleute.

Mit der ersten Schwalbe, die auf dem Stephansthurm sich niederläßt, mit dem ersten grünen Blatte, das auf den Bäumen des Praters sichtbar wird, erdnet aus allen Winkeln Wiens der Freudenruf: Laub! Laub! — Man glaubt, die Stadt war auf einer großen Seereise und sieht zum ersten Male die heimathliche Küste wieder; man glaubt, es sey die Schiffsmannschaft des Columbus, welche den amerikanischen Boden zum ersten Mal begrüßt. — Erinnert ihr euch noch jener Schweizer Unruhen im Jahre 1832, wo die Basler Stadt gegen das Basler Land zu Felde zog? Diese Unruhen kann man in Wien in jedem Frühling erneuert sehen. Mit ganzer Heeresmacht zieht die Stadt hinaus, das Land zu erobern. Männer, Frauen, Kinder und Greise, alles schließt sich dem Zuge an, alles bewaffnet sich; aber nicht mit dem Schwerte — die Wiener lieben das Schwert nicht — nein, es sind die Waffen des Friedens, die man anlegt, statt des Panzerhemds ein Staubhemd, statt des Helms einen Strohhut; so mischt man sich unter das Landvolk, man sprengt die basiliennartigen Mauern der Stadt, man wirft die Fesseln der Convenienz ab, man umarmt den Bauer. Freiheit! Freiheit! jauchzt man auf, indem man auf den grünen Wiesen die Sarmagnole tanzt; es ist, als ob der republikanische Geist des Schweizer Volkes in die guten Wiener gefahren

wäre. Und wenn ihr etwa glaubt, die Polizei suche diesen Aufruhr zu stillen, so seyd ihr im Irrthum. Die Polizei ist mit unter den Aufrührern und tanzt mit auf den grünen Wiesen und zieht gleichfalls eine Blouse an, ohne im mindesten daran zu denken, daß dies gegenwärtig in Paris die Uniform der Revolution ist. — Land, Land! Wie der Bär seine Hütte zerreißt, die ihn im Winter vor Frost und Kälte geschützt, also werden auch die Mödeln aus den Winterwohnungen gerissen und hinausgeschleppt. Alles wandert aus, wenn auch nicht nach Amerika, doch wenigstens nach Penzing; Alles sucht Ansiedlungen zu gründen, wenn auch nicht an den Ufern des Mississippi, doch an der Gestade des Schwechat; Alles schifft sich ein, wenn auch nicht auf einem Kauffahrteischiff, doch wenigstens im Stellwagen. Der Stellwagen, das ist der Gott dieser Auswanderer, der Mephisto, der den Faust auf seinen Zauberrossen nach jedem beliebigen Ort führt. Und man braucht sich nicht einmal mit Blut ihm zu verschreiben. Es ist ein gutmüthiger Teufel, der für zwölf Silberkreuzer euch auf den Bloksberg führt. Ohne diesen Mephisto würden die Wiener Fauste das Leben nicht so bequem genießen können, und vollends das Landleben nicht. Sie ein Beamter, der sich ein Tuskulum in Dornbach, Modling, Hietzing, Heiligenstadt ꝛc. gemiethet hat, will es doch genießen, und doch fesseln seine Pflichten ihn Tags über an die Stadt. Da verschreibt er sich dem Teufel. Wenn es dunkelt, kommt er, um ihn abzuholen; ein Wagen rasselt, und der Beamte ist verschwunden. Früh Morgens aber, wenn ihr wieder in sein Bureau tretet, da sitzt er wieder leibhaftig, wie er gestern da saß, und es wird euch alsbald klar, daß hier eine geheimnißvolle Macht die Hand im Spiele haben muß. Wollte Jemand die Bevölkerung Wiens in einer Soms mernacht zählen, er würde 80.000 Menschen weniger finden als bei Tag. — Aber eben weil die Stadt auf's Land gefahren, ist auch das Land davon gezogen. Die Dorfschaften rings um Wien sind verschwunden und sind zu Stadtschaften geworden. Häuser, Palläste, Staubwolken, mephitische Dünste sind mit hinausgezogen; 80.000 Städter dringen viel lustverderbendes Element mit. Man wohnt zwar nicht mehr auf dem Kohlmarkt, aber man wohnt in Penzing noch enger beisammen. Man baucht zwar nicht mehr den schädlichen Stadtdaud ein, dafür aber jehmal so viel Landstaud, den die tausend hintereinander herjagenden Wagen in dichten Wolken aufwirbeln. Mit blassen Wangen ist man auf's Land gezogen und mit gelbem Gesichte kehrt man in die Stadt zurück, einen kleinen Catarrh hat man mit hinausgenommen und einen ausgebildeten Stockhusten bringt man wieder heim. — Aber die Damen haben ja keine Geschäfte in der Stadt und müssen zweimal des Tags hinein und hinausfahren? Und die Reichen! haben diese nicht Landgüter, wo sie den Sommer zubringen? Gewiß, gewiß. Ich will Sie gleich bei einer solchen Familie einführen.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, Oktober.

(Schluß.)

Mosens Otto III. Musik.

Schon aus dieser dürren Skizze läßt sich ermessen, daß es dem Trauerspiele nicht an erschütternden Situationen fehlen kann. Auch bietet es eine Fülle erhabener und glanzvoller Gedanken dar. Auf das Zartgefühl der Frauen wird indessen die bei Stephanien früher so klar ausgesprochene Liebe zu ihrem ersten Gemahl und die unmittelbar darauf in ihr entbrennende Leidenschaft für den kaiserlichen Jüngling, der ihn hinreichen ließ, immer einen sehr ungünstigen Eindruck hervorbringen. Bis zum höchsten Grade dürfte wohl dieser sich steigern in der Scene, wo eben die durch das Todesurtheil des Kaisers des ersten Gatten Beraubte im traulichen Gespräch mit Otto begriffen ist und der entseelte Leichnam des Enthaupteten in ihrer Wohnung gebracht wird. Ihre Empfindungen über das Unheimliche dieses Zusammentreffens nimmt ihr alle Besinnung, und wir sehen sie die Arme gerade so um den Mörder ihres Gemahls schlagen, wie es nicht lange zuvor auf derselben Stelle um den noch lebenden Gemahl geschah. — Die meisterhafte Durchführung des Charakters des Taraglin, des Bruders des enthaupteten Crescentius, wußte, trotz der Schlangentücke, die in ihm waltet, und trotz dem Hasse, den diese Tücke in den theilnehmenden Zuschauer erregen muß, sogar letzterem Beifall abzugewinnen. Der wackere Künstler Pauli unterließ freilich nichts, des Dichters Zeichnung bis in die tiefsten und feinsten Nüancen zu verfolgen, und sie überhaupt mit den kräftigsten Farben des Lebens auszupinseln. Aber Mosen hatte auch in dieser Rolle der Schauspielkunst besonders glücklich in die Hand gearbeitet. Obschon ihm allerdings zum Bilde seines Taraglin das unsterblichen Shakespeares Antonius beim Leichname des Julius Cäsar auf dem römischen Forum unverkennbar gesessen hat, so sind seinem Bitte doch die neueren Zustände und eigenthümlichen Verhältnisse auf das passendste eingewebt. Die Hauptlinien des unter dem Namen des Torso hochberühmten Bruchstücks antiker Statuar liegen manchem neuern plastischen Meisterwerk zum Grunde, ohne daß es ihm zum Vorwurfe gereicht; warum sollte der Poesie eine ähnliche Benutzung alter Kunsterzeugnisse, zumal bei so zweckmäßiger Anwendung wie hier, nicht gestattet seyn? — Daß die Stimmführer im Publikum mit den Leistungen der sämmtlichen Schauspieler zufrieden gewesen seyn müssen, wird der Schluß meines Berichts über diese Tragödie am besten beweisen. Hetscher, als Kaiser Otto, legte es vielleicht in seinen Stellungen zu sehr auf Bühneneffekte an. Uebrigens hätte sein gut gehaltenes Spiel unfehlbar denselben Grad von lauter Anerkennung verdient, welcher dem Fräulein Berg (Stepyanie) zu Theil wurde. — Der Dichter verstumme nicht, durch Musik, Pomp, Pracht und Aufzüge jeder Art Ohr und Auge angenehm zu beschäftigen. Nach mehrmals während des Stückes wiederholtem starken Beifallklatschen und Zurufen, wurde er am Schlusse verlangt. Stürmischer Beifall empfing ihn, als er auf der Bühne erschien. Den Kurzen Worten, die seine Dank aussprachen, lag hauptsächlich eine Ablehnung des dem aufgeführten Trauerspiele zuerkannten Verdienstes zum Grunde. Dabei versprach er, daß der erhaltene Beifall ihm zur Aufmunterung dienen solle, sich ferner in dramatischen Arbeiten zu versuchen. Nach mehreren gerufenen einzelnen Schauspielern sprach man den Wunsch des Wiedersehens des ganzen, bei dem Stücke thätig gewesenen Schauspielerpersonals aus. — Von andern Theaterneuigkeiten waren die letzten Wochen gänzlich entblößt. Um so mehr hielt man sich an manches ältere der liebte Gesangsstück, namentlich an die Hugenotten, den Wasserträger, den Maurer u. s. w. — Besondern Genuß gewährte allen Musikfreunden ein im Palais des großen Gartens gehaltenes und vom Kapellmeister Reissiger dirigirtes Concert. Die Einnahme war dem Denkmale Beethovens gewidmet und das Auditorium sehr ansehnlich. Die Sänderer Devrient, Tichatschek und der Violinist Lipinski zeigten den rühmlichsten Wetteifer in ihrer Kunst.

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 265.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 5. November 1839.

— Die Erd', in deren kranke Glieder
Die dürre Glut so manche Wunde schnitt,
Schlürft gierig jetzt den kühlen Regen nieder
Und theilt ihn bald den tiefsten Adern mit,
Und strömt die reiche Nahrung ohne Säumen
Dem Grase zu, den Blumen und den Bäumen.

T. Tasso.

Die Jahreszeiten von Kálidása.

Aus dem Sanskrit übersezt von P. v. Bohlen.

II. Die Regenzeit.

1. Auf des Gewölkes Elephant getragen
Kommt, Fürsten gleich, die milde Regenzeit;
Den Blitz zur Fahne, mit des Donners Pauke
Verkündet sie die Freude weit und breit.

2. Gleich eines dunkeln Lotus blauem Schimmer
Hat rings mit Wolken sich die Luft umhüllt,
Die bald wie Frauen-Zwillingsbrust erglänzen,
Und bald wie eines Elephanten Bild.

3. Die Wolken ziehn mit ihrer Last hernieder,
Begleitet von der durst'gen Vögelschaar;
Mit ohrentzückendem Getöne spenden
Allmählig sie den reichen Segen dar.

4. Doch wenn des Indra Bogen blitzgestaltet
Mit lautem Donner im Gewölke schwirrt,
Und scharfe Regentropfen niederfallen,
Wird schnell des müden Pilgers Herz verwirrt.

5. Mit Gräserkeimen, gleich Juwelenschimmer,
Und Pilzen hat die Erde sich bekränzt,
Und sich geschmücket mit des Glühwurms Funken,
Wie an der Schönen Hals Geschmeide glänzt.

6. Den Strahlenschweif in Fülle ausgebreitet,
Beginnt den muntern Tanz die Pfauenschaar,
Und zärtlich bringet sie zum Liebesfeste
Genuß und Kuß dem treuen Buhlen dar.

7. Die wilden Ströme, gleich den losen Mädchen,
Ergreifen liebelüstern wie im Nu
Die Uferbäume, welche ringsum taumeln,
Und eilen rasch dem Oceane zu.

8. Die Wälder kleiden sich mit goldnen Knospen,
Daß sich der Geist an ihrer Pracht ergötzt;
Das junge Grün entkeimt mit spitzen Blättern,
Daß sich der Hindin weicher Mund verletzt.

9. Wenn rund umher die waldbekränzten Ufer
Mit schüchternen Gazellen sich geschmückt,
Die mit den großen Lotusaugen zittern,
So wird des Menschen Herz darob entzückt.

10. Wenn scharf die Wolken in der Höhe donnern
Und finsteres Gewölk die Nacht umhüllt,
Erhellen Blitze nur der Frauen Pfade,
Wenn sie zum Gatten eilen liebeerfüllt.

11. Wie laut der Donner in den Lüften rollet,
Vergißt die Liebende mit wirrem Sinn
Des frühen Haders ganz und schmieget ängstlich
Sich inniger dem Auserwählten hin.

12. Doch Kranz und Schmuck und Salbenduft verschmähen
Sie, deren Herz von Trennungsschmerzen wund;
Aus ihren Lotusaugen fallen Tropfen
Hernieder auf den Bimbablüthenmund.

13. Der Waldstrom windet seine bleichen Wogen,
Mit offnem Schlund, der Schlange gleich, daher,
Gefleckt mit Spreu, Insekten oder Staube,
Daß drob erschrickt der Frösche banges Heer.

14. Die Biene läßt mit fröhlichem Gesumme
Der Lilie volle Freudenkelche stehn,
Um auf des Pfauen Räderschweif zu fallen,
Den sie bethört für Lotus angesehn.

15. Und um des Elephanten Lotusstirne
Hat sich die muntre Bienenschaar gehäuft,
Da, wuthentflammet von den Donnerwolken,
Ein brünstig Naß ihm von der Wange träuft.

16. Entzückend sind die Berge anzuschauen,
Wenn ihren Gipfel das Gewölke küßt,
Wenn rings herab die Ströme niederwallen
Und tanzend sie die Pfauenschaar begrüßt.

17. Der Zephyr streifet über Blüthenbäumen
Und kühlet sich in feuchter Wolkenluft;
Dann schüttelt er mit leisem Hauch die Zweige
Und fächelt uns mit frischem Blumenduft.

18. Mit Locken, die bis auf die Hüfte wallen,
Mit Blumen duftig an das Ohr gesteckt,
Mit Mundeswohlgeruch und Busenkränzen
Wird nun des Jünglings Sehnen aufgeweckt.

19. Doch härmet sich des fernen Pilgers Seele,
Wenn das Gewölke regenschwer sich neigt
Mit Blitzesranken und des Indra Bogen,
Und eine Jungfrau sich im Schmucke zeigt.

20. Nun haben Frauen in die Locken den Kranz gewunden
Von jungem Kesara, Ketaki und Kadamba;
Am Ohrenzipfel eine Arjunadolde schwanket,
Dem Ohre zierlich als Gehänge hineingefuget.

21. Von schönem Sandel und des Aloe Dunkel glänzend,
Die vollen Locken vom Gewinde des Ohres duftend,
Sieht man sie Abends aus der Kammer des Freundes eilen
Zum Schlafgemache, wenn der Wolke Getön vernommen.

22. Doch schwebet in Lotusbläue mit reichem Wasser schwer,
Vom Winde sanft getragen, die Wolke näher daher,
Und senket sich zur Erde mit Indras Bogen schön,
Dann seufzet des Pilgers Gattin und will vor Schmerz vergehn.

23. Der Hain ist über die Blüthen der Bäume wie hocherfreut,
Und tanzet mit den Zweigen im Winde weit und breit;
Er zischelt mit den Knospen der Ketaki nun und spielt,
Da ihm der frische Regen die innere Glut gekühlt.

24. Ins Haar den Kranz gewunden von Bakula und Jasmin,
Von Knospen, die mit Düften zur Wolkenzeit erblühn,
Und mit Kadambasprossen geringelt am schönen Ohr,
So tritt in ihrem Schmucke die junge Braut hervor.

25. Sie trägt an schwellenden Brüsten ein knospend Perlenband,
Es wallt von ihren Hüften ein zartes Prachtgewand;
Von frischen Duftestropfen die dunkle Locke träuft
Und an dem schönen Leibe der Faltengürtel streift.

26. Der Zephyr nimmt gefangen der Wandernden Gemüth,
Wenn, von der Wolkegeführet, er durch die Wälder zieht;
Er schaukelt wie ein Tänzer die Bäume von Blüthen schwer
Und streut der Ketaki Düfte mit Blumenstaub einher.

27. Es spricht die müde Wolke: hier oben sind' ich Ruh!
Und träufelt in linden Schauern den Vindhyabergen zu;
Legt nieder die schwere Bürde, und wo sie ausgeruht,
Erquickt sie das Gebirge nach schwüler Sonnenglut. —

28. Die mannigfach erheitert der Frauen Herz und Sinn,
Der Bäume, Gesträuch' und Stauden getreue Trösterin:
Sie möge dir Glück verkünden die schöne Wolkenzeit,
Die Alles, was da lebet, mit ihrem Hauch erfreut!

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

(Fortsetzung.)

Wenn wir von Spanien nach Frankreich gehen, so finden wir, daß der beste dramatische Dichter der Franzosen, welcher die drolligen Scenen des Médecin malgré lui, des Malade imaginaire und des Monsieur de Pourceaugnac erfunden, Molière, an unbezwinglicher Schwermuth litt, welche er bisweilen wegzulachen und wegzuscherzen suchte. Lesage schrieb seinen Gil Blas, den

einzigen Roman, welchen die Franzosen einigermaßen dem Don Quixote der Spanier an die Seite stellen können, in dem jämmerlichsten Hause eines der jämmerlichsten Vorstädte von Paris, tief gekränkt von der Comédie française und ihm drückenden Gefühl wirklichen Elends.

Deutschland und England zeigen dieselbe auffallende Erscheinung. Unsere beiden Schriftsteller, in denen die Brunnen der Laune und des Humors am reichsten und höchsten springen, Jean Paul und Börne, waren zwei große Hypochonder, und der letztere hat hier auf Erden nichts als endlose Sorgen und selbst geschaffene Qualen, kurz ein antizipirtes Fegefeuer gehabt. Uebrigens finden wir unter seinen Geistesverwandten wenige, welche viel zufriedener wären, für mich der schlagendste Beweis, daß das Himmelreich nicht auf Erden ist. Der feinste Spötter, der witzigste Autor, den Altengland hervorgebracht, Sterne, dessen Späße so recht den Nagel auf den Kopf treffen, war ein Ritter von der traurigsten Gestalt, und wenn man den winzigen Mann mit schwarzem Rock, weißer Perrücke und gelbem Gesicht über die Straße gehen sah, dachte keine Seele daran, daß es der Verfasser des so oft nachgeahmten und unnachahmlichen Tristram Shandy seyn könne. — England besitzt noch einen berühmten Romanschreiber, welcher zwar nicht zu den komischen Autoren und den Humoristen im engern Sinne zu rechnen ist, der aber doch manche treffliche komische Scenen und Charaktere geschaffen hat, welche von launigstem Witz und echtem Humor übersprudeln. Der Leser ahnt schwerlich, in welcher Gemüthsstimmung und in welchem körperlichen Zustand sich Walter Scott oft befand, indem er die jovialen Einfälle und Zwiegespräche seiner komischen Helden und närrischen Bursche diktirte. Wir lasen neulich in einer englischen Revue folgende hierauf bezügliche Stelle: „Im Jahr 1818 begegnete ich Walter Scott in einer der volkreichsten Straßen Edinburgs; er saß zu Pferde, den Leib nach dem Sattelknopf vorgebeugt, nur mit Mühe sich im Sattel aufrecht haltend, blaß, die Stirn mit Runzeln bedeckt: er glich einem Sterbenden. „Sehen Sie," sagte er mir, „ich reite Gesundheits halber spazieren, und dies ist die kläglichste Bewegung von der Welt. Die Aerzte behaupten, die Schmerzen bringen einen nicht um, allein wenn ich noch drei Monate aushalten sollte, was ich ausgehalten habe, so wäre es besser, ich stürbe." Dieser Kampf mit seinen Körperschmerzen unterbrach keineswegs seine Geistesarbeiten. Während seiner damaligen Krankheit diktirte er zwei Meisterwerke: Ivanhoe und die Braut von Lammermoor. Mitten in den komischen Auftritten, wenn er den burlesken Charakter Cabel Obaldistone's zeichnete, oder das Gespräch zwischen dem Eremiten von Koppmausburst und Richard Löwenherz componirte, hielt er plötzlich inne, indem er vor Schmerzen nicht weiter sprechen konnte: er hörte auf zu diktiren, wartete eine Minute auf Linderung, ließ sich sodann die letzten Worte der abgebrochenen Phrase wiederholen und nahm den Faden der Erzählung wieder auf."

Diese Walter Scott'sche Heiterkeit, welche der physischen Qualen Herr zu werden und sich durch die heftigsten Schmerzen hindurch Lust zu machen sucht, erinnert uns daran, daß der arme Krüppel Scarron, welcher sein ganzes Leben auf dem Krankenbett zubringen mußte, die tollsten Geschichten seines „komischen Romans" ebenfalls unter dem grausamsten Gliederreißen diktirte; wenn die sanfte und weiche Hand der Frau von Maintenon dem armen Schächer die kalten Schweißtropfen von der Stirn gewischt hatte, so gab sich Scarron alle Mühe, seine Schmerzen zu verbeißen, und fuhr in den Abenteuern Meister Rigotias fort.

Es gibt allerdings viele Schriftsteller, deren lustiges Leben und erzwungen heitere Laune die Wahrheit unserer Behauptung umzustoßen scheint; indeß gestehen die meisten, daß auch sie von der Schwermuth geplagt werden, und wenn man auf den Grund des menschlichen Herzens sehen könnte, würde man vermuthlich von Allen dasselbe Geständniß hören. — Ein schlagendes Beispiel dieser Art ist der populäre französische Dichter Desaugiers. Es gibt nicht leicht einen Autor, der so sehr als froher Gesellschafter und jovialer Bonvivant bekannt ist; in allen seinen Liedern weht die fröhlichste Stimmung, der pikanteste Scherz, und selbst sein blühendes Aeußere verkündete den glücklichen Sterblichen; kurz man kann sich Desaugiers nicht gut anders vorstellen, als in einem fort lachend, singend und schmausend, als einen Mann, von dessen Brust alle feindlichen Geschosse des Schicksals abprallten und dessen Leben ein ununterbrochenes Fest war. Indeß hatte Desaugiers keineswegs eine feste Gesundheit des Gemüths und der Empfindungen; er war in der Regel verstimmt und selbst bei den lustigsten Gelagen ergriff ihn oft die Schwermuth, und wenn er vorzugsweise oft den Wein besungen hat, so geschah es aus Daniharkeit, weil er ihm jenes niederdrückende Gefühl benahm, welches er den Augen der Anwesenden verbarg, und welches er sich selbst gern verborgen hätte. In seiner Jugend wurde Desaugiers so arg von diesem Hange zur Traurigkeit beherrscht, daß er auf dem Sprunge stand, in ein Kloster zu gehen, und es fehlte wenig, so wäre aus dem lustigen Sänger, aus dem „französischen Anakreon," wie ihn seine Landsleute getauft haben, ein Trappist geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

(Fortsetzung.)

Wiener Landleute.

Die Baronin Leichthaus ist eine der liebenswürdigsten Damen der höhern Welt, eine jener wenigen, bei denen die feinsten Sitten nicht angeerbt, sondern angeboren erscheinen; eine jener Weiberen, welche die Gesetze der Mode nicht befolgen, sondern vorschreiben. Der Winter ist zu Ende; die Baronin sieht mit Schrecken auf die Genüsse zurück, denen sie sich überlassen, sie zählt die durchwachten Bälle, sie beginnt zu zittern für ihre Brust, für ihren Teint, für ihre Jugend. Sie sieht sich verloren, wenn nicht plötzlich eine Aenderung in ihrer Lebensweise eintreten sollte. Baronin Leichthaus hat Geist, Entschlossenheit, und was fast eben so viel ist — ein Landgut. Sie hat der Stadt ein ernstes Lebewohl zugerufen und ihrem Glanze und ihren Freuden auf einmal entsagt. Die Toilette, jene hochwichtige Angelegenheit des Winters, ist ganz vergessen. Ein Kleid von Satyn, ein grünes Band als Gürtel, ein einfacher Strohhut mit breitem Rand, das ist der ganze Putz, den die Baronin Leichthaus mit lebhafter Freude anlegte, seit entschlossen, von dieser ländlichen Einfachheit sich nicht zu trennen. Wozu sollte auch der städtische Prunk in dieser Einsamkeit, hier, wo sie sicher ist, Niemand bei sich zu sehen? Das Landleben soll ihr ein unzugänglicher Zufluchtsort seyn gegen jene Unausstehlichen, deren Treiben und Lärmen allen Reiz für sie verloren hat. Zwar hat die Baronin einige Freunde eingeladen, einige Tage auf ihrem Landsitze zuzubringen; diese Einladungen waren jedoch so leicht und ohne alle Bedeutung hingeworfen; sie kann sicher seyn, daß Niemand ihnen Folge leisten wird. Ueberdies ist das Gut der Baronin Leichthaus dreißig Meilen von Wien entfernt; Grund genug, um gegen alle Besuche geschützt zu seyn. — Ach wie süß findet die Baronin die Freuden des ländlichen Lebens! Sie steht jedesmal mit Tagesanbruch auf, sie beschäftigt sich mit allen Angelegenheiten des Maierhofs; sie melkt, sie buttert, sie trägt Sorge für ihre Tauben und Hühner. Der Gärtner muß ihr ein Blumenbeet überlassen, welches sie selbst bepflanzt. Wie viel tausendmal überwiegt dies Alles die Theater, die Bälle, die Prateraufahrten und all die wilden Freuden der Stadt mit ihrem Gedränge und Drängen! Wie viele köstliche Zerstreuungen bietet dieser ländliche Aufenthalt, die langen Spaziergänge, die Reize des Fischfangs, die Besuche in den niedern Hütten, wo man Wohlthaten säet und Segenswünsche erntet! Die Baronin ist die Fee der ganzen Umgegend. Sonntags besucht sie den Tanzplatz im Dorfe, sie mengt sich unter den Reigen der Landleute, die Lust dieser guten Menschen entzückt sie. Die Gutsbesitzer in der Nachbarschaft kommen ihr auf das Freundlichste entgegen, aber sie antwortet mit kalter Förmlichkeit, nicht blos, weil sie ihrem Stande untergeordnet sind, sondern weil sie allein seyn will; der Pfarrer ist die einzige Person, die wöchentlich einmal auf dem Schlosse speist. — Diese süßen Freuden dauern einen ganzen Monat. Eine Dame aus der großen Welt kann sich während vier langen Wochen darin gefallen, den Hühnern Körner zu streuen, Blumen im Wachsthum zu beobachten, den Aufgang der Sonne zu bewundern und die sanften Töne der Nachtigall zu belauschen. Allmählig jedoch werden diese Freuden etwas einförmig erscheinen. Man läßt seinen Geist in einen andern Kreis schweifen: glänzende Erinnerungen drängen sich vor die müßige Phantasie; man geht in die Bibliothek, um einen französischen Roman hervorzuholen; ein Journal kommt an voll reizender Moden. Man öffnet es hastig, der Anblick entzückt; dieses glänzende Kleid, dieser göttliche Hut! „Wie wunderbar würde dies Alles mich kleiden!“ ruft die reizende Baronin enthusiastisch aus; „allein welche Augen würden diese Herrlichkeiten bewundern? Mein Gemahl und der Herr Pfarrer:“ — Jetzt erinnert sich die Baronin Leichthaus an jene Personen, die sie eingeladen hat, sie zu besuchen; sie erinnert sich, daß einige ihr versprachen, einige Tage bei ihr auf dem Lande zuzubringen, trotz ihres Versprechens aber nicht gekommen sind. Sie fühlt sich sehr gekränkt durch diese Gleichgültigkeit. Bei den Soireen, die sie in Wien gegeben, haben diese Leute nie gefehlt; aber jetzt, wo es gilt, ihre ländliche Einsamkeit ein wenig erleichtern zu helfen, jetzt scheuen die Unbarmherzen die kleine Strecke von dreißig Meilen! Sie schreibt ihren Freundinnen und erinnert sie an ihr Versprechen; ja sie nimmt sogar zu einer List ihre Zuflucht, indem sie einer Jeden die Ankunft gewisser Personen verspricht, die zu treffen ihr gewiß Freude machen werde. Richtig, an einem schönen Morgen fährt ein Beschuß durch das Gitter des Schlosses, und man meldet der Frau Baronin die Ankunft des Herrn von Mitschhofer.

In Wien hatte die Baronin Leichthaus von diesem Herrn von Mitschhofer nie besondere Notiz genommen; er war einer von jenen vielen Unbedeutenden, die sich unter der Menge, welche in ihrem Salon Zutritt hatten, unbemerkt verloren, um so mehr, da Herr von Mitschhofer ein Bürgerlicher, und das „von“ nur ein Anhofen ist, welches ein Wiener dem andern aus Mitleid zuwirft. Allein jetzt wird Herr von Mitschhofer mit offenen Armen empfangen und mit einer Auszeichnung behandelt, als hätten seine Ahnherrn schon Karl den Großen mit unerschütterlicher Treue gedient. Und warum diese glänzende Ausnahme? weil er zur rechten Zeit ankam, — Herr von Mitschhofer ist das Ideal eines Landschmarotzers. In der Stadt, während der Wintermonate ist er die Zielscheibe des Spottes aller seiner Bekannten. Man lacht ihn aus, daß er sich in Salons drängt, wo er im Winkel stehen bleiben muß, daß er die theuren Glacehandschuhe um nichts verschwendet. — Aber Herr von Mitschhofer läßt sich nicht irre machen; er bleibt bescheiden in seiner Ecke und reibt sich gerne an jene, welche im Salon blos figuriren. Aber kaum ist erst die warmen Tage kommen! Eine Raupe im Winter, ist er im Sommer ein Schmetterling; so wie die Bäume ausschlagen, beginnt seine Metamorphose, er blüht auf mit dem Frühling, er entfaltet sich mit den Rosen. Seine eifrigste Sorge während des Winters ist, einige Einladungen auf bertei Landsitze zu erhalten. — „Wir werden Sie doch diesen Sommer auf unserem Gute in Oberösterreich sehen?“ — Er verbeugt sich, und man beachtet ihn weiter nicht; allein er kommt, und er kann sicher seyn, er ist wills kommen! Herr von Mitschhofer besitzt die seltene Kunst, nicht zu früh und nicht zu spät zu kommen. Er hat sich den Tag, an welchem die Baronin Leichthaus von Wien abgereist ist, genau notirt und berechnet, in welchem Monate die ländlichen Freuden bei ihr in Ungnade fallen werden, und fürwahr, er hat sich in seiner Berechnung nicht geirrt. Wäre er eine Woche früher gekommen, man würde ihn aus anstößlich gefunden haben, eine Woche später, und er wäre überflüssig gewesen, weil andere Besuche ihm zuvorgekommen wären.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 6. November 1839.

Pool. — I had rather be any kind of thing, than a fool.

Shakespeare.
king Lear.

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

(Fortsetzung.)

Diesen Gegensatz des äußern Lebens und der innern Gefühls- und Empfindungswelt bemerken wir nicht bloß bei den humoristischen Schriftstellern, auch die humoristischen Bühnenkunstler scheinen unter dem geheimen Einfluß dieses fatalen Unterns zu stehen. Raimund in Wien beschloß vor Lebensüberdruß gewaltsam seine Laufbahn, und wenn wir die besten Pariser Komiker, welche jeden Abend eine Stadt von einer Million Menschen ergötzten, mustern, so finden wir, daß die Schauspieler weit entfernt sind, die Lachlust zu theilen, welche oft schon ihr Auftreten erregt. Bouffé, der unvergleichliche Gamin de Paris, und auf den Brettern der quecksilbernste Künstler, ist außerhalb des Theaters traurig, nachdenklich und bewegt sich kaum von der Stelle; sehr selten erheitert ein Lächeln sein ernstes, ausdrucksvolles Gesicht, dessen Profil auffallend an den größten florentinischen Dichter erinnert, und dessen Züge von fast unaufhörlichen Körperschmerzen abgemagert sind. Perlet, welcher fünfzehn Jahre lang ganz Paris zu lachen machte, ist aus Ueberdruß vom Theater abgetreten, und wer ihn gegenwärtig bei den spaßhaftesten Vaudevilles in einer Loge der Variétés sitzen sieht, hält man ihn viel eher für einen vom Spleen geplagten Engländer, als für den Ersten Komiker des Theaters Madame. — Wer längere Zeit in Paris gelebt hat, ist gewiß im Garten des Palais-royal oder auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle öfter einem Manne mit blauer Brille und sauertöpfischer Miene begegnet, ohne im Geringsten zu ahnen, daß er in dieser verdrießlichen Gestalt den köstlichen Komiker des Vaudevilletheaters, Arnal, vor sich habe. — Der geniale Possenspieler an den Variétés, Vernet, bringt neun Monate des Jahrs in einer Krankenanstalt zu und hat häufig die fürchterlichsten Gichtschmerzen, wenn er seine Couplets vorträgt, die einen noch acht Tage nachher lachen machen; der arme Vernet schätzt sich glücklich, wenn er ein Stück zu Ende spielen kann, ohne daß ihn seine Krankheitsanfälle von der Bühne treiben, und ohne daß er sein klägliches Gewimmer in das rasende Gelächter des Publi'ums mischt. — Samson und Monrose, die beiden vortrefflichen Komiker des Théatre français, sind nur von sieben bis eilf Uhr Abends spaßhaft, und der durch Jules Janins Biographie weltbekannt gewordene Hanswurst der Funambules, Deburau, ist der einsylbigste, traurigste Kamerad im ganzen sechsten Arrondissement von Paris, so wie er sich den Mehlstaub aus dem Gesicht gewischt hat.

Von dem berühmten Harlekin Carlin, dessen anmuthige Sprünge und geistreiche Späße alle Pariser auf dem Jahrmarkt von Saint-Germain belustigten und selbst den Hof in Versailles ergötzten, haben die Theaterannalen folgende Anekdote aufbewahrt. Einer der berühmtesten Aerzte am Hofe und in der Stadt erhält eines Tages den Besuch von einem Manne, der die Hülfe seiner Kunst gegen ein Uebel anspricht, welches sich durch nichts vertreiben lassen wolle. Auf die Frage, was es mit diesem Leiden für eine Bewandtniß habe, erwiderte der Unbekannte, seine Krankheit sey eine tiefe Schwermuth, welche ihm das Leben unerträglich mache. „Sie müssen guten Wein trinken," sagte der Arzt zum Kranken. „Ich habe in meinem Keller die besten und feinsten Weine aus allen Ländern," entgegnete der Unbekannte, „allein diese Weine verscheuchen meine Traurigkeit nicht." — „Wenn das der Fall ist, müssen Sie reisen." — „Ich habe ganz Europa von einem Ende zum andern bereist, allein die Schwermuth hat mich überall begleitet." — „Der Teufend! das ist ein bedenklicher Fall. Es gibt jedoch noch ein Mittel: gehen Sie regelmäßig in's Theater, wenn Carlin spielt; seine Lustigkeit ist ansteckend, und er wird Sie lachen machen." — „Ah, lieber Herr," antwortete der Kranke mit einem schweren Stoßseufzer, „ich sehe wohl, daß meine Traurigkeit nicht zu kuriren ist; ich bin Carlin!"

Die Notabilitäten der modernen Literatur haben nicht sowohl Anfälle von Schwermuth, als sonderbare Angewöhnungen und wunderliche Grillen, von denen wir einige aufzählen wollen. Der Philosoph Ballanche ist für sein Leben gern Bonbons; er trägt fortwährend eine kostbare Confektdose bei sich. In der ernsthaftesten Unterhaltung über den epischen Cyklus des Mittelalters, über Flor und Blanchefleur ꝛc. holt Herr v. Ballanche aus seiner weiten Westentasche von weißem Pité seine mit Pastillen, gebrannten Mandeln und verzuckerten Früchten gefüllte Confektdose und bittet einen, zuzulangen. Man knackt eine bittere Mandel, indem man ihm eine Conjektur über das gnostische Stichwort der Tempelritter mittheilt, und er unterbricht einen mit Citationen aus Baluze und dem Schotten Mac-Fiertur, indem er sich eine Zuckernuß in den Mund steckt. — Chateaubriand hat die Leidenschaft, sich älter zu machen, als er ist. In allen Briefen und Handbillets, welche der edle Vicomte seit fünf oder sechs Jahren geschrieben hat, findet man eine Anspielung auf sein hohes Alter. Wenn wir recht zählen, ist jedoch Chateaubriand, der während der Restauration mit Villèle im Ministerium saß, nicht älter als 64 Jahre; wenn man ihn hört, ist er so alt wie Methusalem; er spricht vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wie wenn er Alles mit verlebt hätte. Schreibt Madame Recamier an den Verfasser der Märtyrer, um ihn zu Tisch zu bitten, so antwortet er, er nehme die Einladung an trotz seiner hohen Jahre, oder: er müsse die Einladung ablehnen wegen seines weit vorgerückten Alters. In den Briefen von neuerem Datum fehlt diese Grille nie; seine Freunde können sich darauf gefaßt machen, daß er sie eines Tags in einem Postscriptum zu seinem Begräbniß einladen wird. Dieser kleine Raptus gibt dem beruhmten Dichter und Staatsmann eine patriarchalische Stellung, und genau genommen, hat Chateaubriand in unserer Zeit auf keine andere Anspruch zu machen. Es ist bekannt, daß er sein letztes Werk, welches er seit lange bearbeitet und ordnet, Mémoires d'outre-tombe betitelt, und daß er auf einer Insel bei Saint-Malo bereits sein Grab hat graben lassen.

Beranger beschäftigt sich gern mit Tischlerarbeiten; der berühmte französische Volksdichter hobelt Bretter und Verse und schnizt Tannenholz und Jamben. Während seines Aufenthalts in Fontainebleau hatte er ein kleines, fast unbewohnbares Haus gemiethet und sich den Spaß gemacht, es mit Verschlägen zu verwahren, Tische und Büchergestelle darin anzubringen ꝛc. Es wurde kein Nagel bei ihm eingeschlagen, den er nicht selbst einklopfte. Da Beranger wenig schläft, so hat er die Gewohnheit, früh aufzustehen; um Abends besser einzuschlafen, hatte er vor den Fenstern seines Schlafzimmers gepolsterte Läden angebracht, welche den Lärm der Straße dämpften. Auf den kurzen ersten Schlummer folgte beinahe stets eine lange, schlaflose Nacht, welche dem Dichter eine Ewigkeit däuchte; um nun zu sehen, ob der Tag nicht bald anbreche, hatte er die Vorlehrung getroffen, daß er von seinem Bette aus mit einer Schnur eine Springfeder anziehen konnte, welche den Laden ein wenig zurückschob und ihm durch eine kleine Ritze eine Aussicht in's Freie eröffnete, woran er beurtheilte, wie weit die Morgenröthe herangerückt sey. — Lamartine ist ein leidenschaftlicher Hundeliebhaber und hält sich gewöhnlich drei oder vier Windspiele. Die Ahnmutter von den Windhunden, welche er gegenwärtig besitzt, gehörte Don Pedro. Es gibt heutiges Tags in Paris wenigstens zwanzig milchlaffee- oder gemsenfarbige Windspiele, welche diesem aristokratischen Geschlecht entsprossen sind. Denn nachdem Lamartine drei oder vier davon aufgezogen, verschenkt er die jährlich sich erneuernde Sippschaft seiner jungen Hunde großmuthig an seine guten Freunde. Der berühmteste Urenkel der Hundin des Don Pedro gehörte Jules Janin.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jahreszeiten von Kálidása.

Aus dem Sanskrit übersetzt von P. v. Bohlen.

III. Der Herbst.

1. Es nahet sich im bräunlichen Gewande
Mit vollem Lotusmund die Herbsteszeit,
Im Schmuckgellingel girrender Flamingo's;
Von Reis und Zucker wogt ihr buntes Kleid.

2. Der Zucker glänzt, von Thau die Nächte strahlen,
Die Bäche sind mit Schwänen eingefaßt,
Geweißt die Gärten mit Jasmingesträuchen,
Die Haine schwanken von der Blumenlast.

3. Die Ströme schaukeln wie verliebte Mädchen,
Forellen blinken wie Geschmeid' hervor;
Die runden Inseln strotzen gleich den Hüften,
Am Ufer kränzet sie der Vögel Chor.

4. Wie Silbermuscheln gleitet das Gewölke
Und bald wie Lotusfäden fein und zart;
Es hat des schweren Wassers sich entladen
Und fächelt nun die Luft nach Fürsten Art.

5. Wenn sich mit Blumenstaub der Boden röthet,
Wenn Elephanten gleich die Wolke zieht,
Mit reifer Frucht die Felder sich bekleiden,
Da freuet sich ein jugendlich Gemüth.

6. Wenn Kovidara seine Aeste schaukelt,
An jedem Zweig mit Blüthen eingehüllt;
Wenn trunkne Bienen seinen Honig nippen,
Da wird mit Sehnen Aller Herz erfüllt.

7. Es wird die Nacht gleich einer Jungfrau schlanker,
Ihr Mieder strahlt mit einem Sternensaum;
Der wolkenfreie Mond ihr klares Antlitz,
Und ihr Gewand des reinen Lichtes Raum.

8. Die Flüsse, von Nymphäen hochgeröthet,
Ertönen freudig mit Flamingosang;
Es kränzen ihre Wellen Entenhäupter
Und Kranichschaaren wandeln dran entlang.

9. Doch täglich brennt der Gattin Schmerzeswunde,
Wenn sie der Trennung gift'ger Pfeil verletzt;
Brennt stärker nur beim Strahlenkranz des Mondes
Und bei dem Thau, der kühl herniedernetzt.

10. Und mächtig wird des Jünglings Herz erschüttert,
Wenn von der Luft das Reisgefilde schwankt;
Wenn dort die schweren Bluthenbäume tanzen,
Im Lotusteiche die Nymphäe wankt.

11. Geschmückt mit Paaren zärtlicher Flamingo's,
Erfüllt der klare Strom die Seele ganz;
Er kleidet sich in Lotuspurpurblüthe,
Und Zephyr kräuselt seinen Wellenkranz.

12. Verschwunden ist des Himmels Blitzesfahne
Und Indra's Regenbogen hoch und hehr;
Des Kranichs Fittig fächelt nicht die Lüfte,
Die Pfauen recken ihren Hals nicht mehr.

13. Denn diese ruhen aus von ihrem Tanze,
Und Kamas folget der Flamingo Sang;
Zu neuerbluhenden Gesträuchen wandelt
Die Blumengattin nun den Wald entlang.

14. Die Haine können jedes Herz entzücken,
Wenn sie durchströmt vom Dufte des Jasmin;
Wenn Vogelsang von allen Zweigen tönet,
Gazellen mit Nymphäenaugen glühn.

15. Wenn plötzlich dann der Wind mit leisem Beben
Und kühlem Hauche über Lilien zieht,
Von klarem Thau des Baumes Blätter glänzen,
Bekümmert sich der Jungfrauen Gemüth.

16. Die Flur mit Reisgefilden rings umgürtet,
Mit schönen Heerden überall geschmückt,
Von Kranich- und Flamingoruf durchtönet,
Hat so mit Wonne jedes Herz entzückt.

17. Von Schwänen wird der Frauen Schritt besieget,
Des Mundes Röthe von Nymphäenglanz,
Das trunkne Auge von der Lilien Bläue,
Die Braue von des Flusses Wellenkranz.

18. Wetteifernd mit dem Schmucke schöner Arme,
Sieht man Lianen überall erblühn,
Und wie der Zähne Schmelz durch rothe Lippen,
So lächelt durch Asola der Jasmin.

19. Die Mädchen winden frische, weiße Blumen
In's dunkle Lockenhaar mit heiterm Sinn,
Und stecken an das Ohr mit Goldgehängen
Die neuerblühte blaue Lilie hin.

20. Sie kämpfen unter sandelfeuchten Kränzen,
Erfreut mit ihres hohen Busens Drang;
Sie legen Gürtelschmuck um ihre Hüfte
Und an den Lotusfuß die goldne Spang'.

21. Es schwebet wundergestaltet die Siegesgöttin her,
Von reiner Luft getragen, mit Mond und Sternenheer;
Sie ruht auf dem Gewässer, das in Juwelenpracht
Von königlichen Schwänen und Lotusblüthen lacht.

22. Nun webet mit Lilienschwanken der Zephyr Kühlung zu,
Die Wolken sind verschwunden, der Himmel athmet Ruh;
Das Land bringt reife Saaten, die Ströme fließen rein,
Der klare Aether funkelt mit Mond und Sternen drein.

23. Manch jugendliche Schöne von sanftem Mondgesicht
Bekümmert sich um den Reihen der Sängerinnen nicht:
Sie eilt mit Liebessehnen in's blumige Duftgemach,
Und zieht an Lilienbänden den Auserwählten nach.

24. Dann kehret sie fröhlich wieder zu der Gespielinnen Schaar,
Und wird es bald verrathen, wie süß die Wonne war:
Denn sieh', es strahlt Entzücken noch um den schönen Mund,
Und was die Nacht verborgen, macht sie vor Freude kund.

25. Vom Strahle des Tagebringers der Lotus neu erwacht,
Wie schöner Jungfraun Antlitz mit holdem Glanze lacht;
Doch neiget sich die Lilie, sobald der Mond entflohn,
Als spräche sie dem Leide getrennter Gatten Hohn.

26. Der liebende Pilger klaget, von Sehnen ganz verwirrt,
Er wähnet Spangengetöne, wo der Flamingo girrt;
Hält Bandhujiva's Blüthen für Lippen roth und schön,
Und glaubt im Kiltenkelche der Theuren Aug' zu sehn.

27. So hat die Segensgöttin mit Gaben den Herbst erfüllt;
Sie spiegelt im Frauenantlitz sich mit des Mondes Bild,
Sie lächelt im schönen Munde so wie der Lotus strahlt,
Und wie Bandhukablüthe sie roth die Lippen malt.

28. Sie hat wie eine Geliebte mit Blüthen sich bestreut,
Mit Blumenmund und Augen, geschmückt mit weißem Kleid;
Sie naht mit Lotuslächeln, um Freuden zu verleihn:
Drum kehre des Herbstes Wonne in eure Herzen ein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

(Fortsetzung.)

Wiener Landleute.

Der Moment kann nicht günstiger seyn. Die Baronin behandelt Herrn von Milchhofer, als wäre er ihr vertrautester Freund oder die angesehenste Person ihres Kreises. Er äußert hingeworfen, daß er nur vier bis fünf Tage im Schlosse bleiben könne; allein man bringt in ihn, man bittet und bestürmt ihn so lange, bis er endlich einwilligt, den ganzen Sommer hindurch zu bleiben. Der gute Herr von Milchhofer, er bringt wie er sagt, alle seine übrigen Einladungen und Geschäfte zum Opfer. Man überhäuft ihn mit Dankesagungen, man weist ihm die schönsten Gemächer des Schlosses zur Wohnung an; ein reicher Onkel, ein alter Erbslasser kann nicht sorgfältiger behandelt werden, als er. Er läßt Alles mit sich machen, und um die Ausziehung, die ihm wird, zu vergelten, setzt er sich in Trab und erzählt alle Stadtneuigkeiten, die er aufzugabeln; er öffnet alle Schleußen der Wiener Chronique scandaleuse und verschwendet die Vorräthe von Geist, die er seit dem vorigen Herbste gesammelt. Er hat nicht umsonst die Wiener Journale gelesen, und siehe, es gelingt ihm über alle Erwartung. Man findet ihn charmant, und die Baronin erklärt ihn für den liebenswürdigsten Mann in ganz Wien. — Allein man kann den Liebenswürdigsten von ganz Wien doch nicht zu diesem ewigen Einerlei des Landlebens verdammen. Die Baronin Leichthaus zittert bei dem Gedanken. Herr von Milchhofer könnte sich am Ende doch nicht entschließen, in einem so kleinen Kreis mit ihr, ihrem Manne und dem wohlerzogenen Herrn Pfarrer zu leben; sie muß um ihn zurückhalten. einige Zerstreuung für ihn herbeischaffen. Da die andern Besuche noch immer nicht kommen, entschließt sie sich, zu ihren Gutsnachbarn zu fahren und ihre artige Ankunft bekannt zu erwidern. Die Nachbarn verlangen nicht mehr; die Verbindungen sind angeknüpft, man macht sich gegenseitig Besuche, man vereinigt sich in Abendgesellschaften, man musicirt, arrangirt die Spieltische; die intimste Freundin der Baronin langt aus Wien an, und zur Feier ihrer Ankunft wird ein kleiner Ball veranstaltet. Bald wird die Gesellschaft zahlreicher; man sieht auf dem Lande die Wiedergeburt der schönsten Zeit des vergangenen Winters. — Wollte Herr von Milchhofer jetzt abreisen, man würde sich vielleicht nicht sehr anstrengen, ihn zurückzuhalten; allein er hat versprochen zu bleiben, und Herr von Milchhofer ist der Mann, der sein Wort hält. — Mittlerweile läßt die Baronin die neuesten und glänzendsten Moden aus Wien kommen; zugleich langen noch mehr Freundinnen an mit fünf bis sechs Koffers, mit Schachteln voll Hüten und Kleidern. Das Landleben schließt ja die Eleganz keineswegs aus, und der gute Ton erfordert, daß man dreimal des Tags Toilette macht, wie in der Stadt. Allein die eleganten Promenaden, der glänzende Putz, jeden Abend ein kleiner Ball, das ist doch im Grunde gar zu einförmig; damit dem ländlichen Leben gar nichts fehle, muß man auch Komödie spielen. Freilich die Caroline Müller, die bei dergleichen in der Stadt ausbhilft, ist nicht herbei zu zaubern, man muß sich ohne sie behelfen. Man verschreibt aus dem nahen Linz ein paar Architekten und einen Decorationsmaler, die Costüme werden in Wien selbst verfertigt; die Coulissenintriguen nehmen ihren Anfang ganz wie auf einem großen Theater. — Gibt es etwas Reizenderes als ein Theater auf dem Lande? Man lernt seine Rolle, während man in den langen Alleen promenirt, man wiederholt eine Liebesscene in einer Laube — es ist himmlisch! Bei der Aufführung besteht das Publikum aus den Bewohnern der umliegenden Städtchen und Landhäuser; nichts aber ist geeigneter, der Eitelkeit eines Theatervilettanten zu schmeicheln, als der naive Beifall eines Kleinstädters.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 7. November 1839.

J'ai fait, jusqu'au moment qui me plonge au cercueil,
Gémir l'humanité du poids de mon orgueil. —
Ce moment m'a couvert d'une honte éternelle.

Voltaire.

Voltaires letzte Tage.

Die Freunde des Voltairismus haben behauptet und behaupten noch, die letzten Tage und Stunden ihres Helden seyen der Triumph seines dem Christenthum abgewendeten Lebens gewesen; er habe in ihnen und durch sie recht bewiesen, daß er bis an's Ende ein Philosoph geblieben sey. Diese Unwahrheit haben wahrscheinlich dieselben Freunde und Freundinnen ausgesprengt, die 1778 alles Mögliche thaten, um den fünfundachtzigjährigen Voltaire von Ferney nach Paris zu bringen. Daran war besonders Madame Denis, seine Nichte, schuld, die sich in Ferney sehr langweilte und nach der anmuthigen französischen Hauptstadt zurücksehnte. Der berühmte Arzt Tronchin in Paris war bekanntlich Voltaires alter Freund und stand ihm in den letzten Tagen und Augenblicken getreulich bei; hören wir, was er in zwei erst ganz neuerdings bekannt gewordenen Briefen an den Arzt Tissot in Lausanne und an Bonnet in Genf über Voltaires letzte Tage geschrieben hat.

„Voltaire hat Hallern nur wenige Monate überlebt. Er war am 5ten Februar 1778 von Ferney abgereist, um in Paris den Triumph zu genießen, den ihm da seine Bewunderer bereitet hatten. In seinem kindischen Greisenalter von allen enfans perdus der Literatur belagert, umgeben von einer Menge Schmeichler, denen Alles daran lag, sein Urtheil und seine gesunde Vernunft irre zu führen, betäubt von Enthusiasmus, bemerkte er nicht, wie man auf seine Gesundheit, auf sein Leben und auf seine Seele einstürmte. Der Hof aber nahm an diesen Ovationen nicht den geringsten Theil, was Voltaire außerordentlich schmerzte und ihn sehr nachdenklich über die Intriguen machte, wodurch man ihn nach Paris gezogen. Den Tag, wo er in der Comédie française mit unglaublichem, fast rasendem Beifall empfangen worden war, sagte er beim Nachhausekommen zu mir: „Ach, Sie kennen die Franzosen noch nicht; sie haben hasselbe für Jean-Jacques gethan, ihn aber doch hernach verwiesen.“ Madame Denis und die andern Schranzen an Voltaires Hof waren entschlossen, ihn in Paris festzuhalten, um da, es koste was es wolle, den Wiederschein des Ruhms zu genießen, der auf seine Umgebungen fiel. Umsonst versuchte man es, auch mich in die Verschwörung zu ziehen. Im Gegentheil sagte ich einmal zu ihm: „Ich gäbe hundert Louisdor darum, wenn Sie noch in Ferney wären. Sie sind zu verständig, um nicht einzusehen, daß man eine vierundachtzigjährige Eiche nicht verpflanzen kann, ohne daß sie verkümmert und stirbt. Reisen sie schnell ab; ich habe einen vortrefflichen Schlafwagen, der Ihnen zu Diensten steht.“ — „Kann ich denn die Reise vertragen?“ — „Ja, ich stehe mit meinem Kopf dafür.“ Hierauf

ergriff Voltaire meine Hand, weinte heftig und sagte gerührt: „Ach, mein lieber Freund, Sie geben mir das Leben wieder.“ Dies half aber Alles nichts, denn der Greis war Sklave seiner Umgebungen, die ihn wider seinen Willen zurückhielten.

In einem späteren Briefe an Bonnet vom 20sten Junius 1778, gleich nach Voltaires Tod, heißt es: „Lieber Freund, wenn meine Grundsätze befestigt zu werden brauchten, so würden sie jetzt zum gordischen Knoten werden, seitdem ich Voltairen unter meinen Augen habe verkümmern, mit dem Tode kämpfen und sterben sehen. Wenn ich den Tod eines guten Menschen (homme de bien) mit Voltaires Tod vergleiche, so kommt mir jener wie das Ende eines schönen Tages, dieser wie ein Sturm vor; dort die Seelenruhe und Heiterkeit eines Weisen, der zu leben aufhört, hier die furchtbare Qual desjenigen, dem der Tod das größte und furchtbarste der Schrecken ist. Gott sey Dank, ich brauchte diesen Anblick nicht; aber doch forte olim meminisse juvabit. — Dieser Mann war also bestimmt, unter meinen Händen zu sterben. Ich habe ihm immer die Wahrheit gesagt, aber leider war ich darin der Einzige, denn alle Andern haben ihn getäuscht. „Ja, lieber Freund,“ sagte er mehrmals zu mir, „Sie sind der Einzige, der mir immer guten Rath gegeben hat; wäre ich Ihnen gefolgt, so wäre ich nicht in meinem jetzigen schrecklichen Zustand, ich wäre nach Ferney zurückgekehrt, ich hätte mich nicht in dem Dunst herausholt, der mir den Kopf ganz irre gemacht hat; ja ich habe nur Dampf eingeschluckt, und Sie können mir nicht helfen. Schicken Sie mir den Irrenarzt. Welch böses Geschick hat mich wieder nach Paris gebracht! Sie sagten mir es ja gleich bei meiner Ankunft, daß man eine alte Eiche von 84 Jahren nicht verpflanzen könne, und Sie sagten die Wahrheit. Warum habe ich Ihnen nicht geglaubt? Und als ich Ihnen versprach, in Ihrem Schlafwagen wieder abzureisen, warum bin ich nicht gleich fort? Haben Sie Mitleiden mit mir, ich bin ganz irre.“ — Er sollte zwei Tage nach seiner närrischen Krönung in der comédie française abreisen; am folgenden Morgen kam eine Deputation der französischen Akademie, die ihn beschwor, sie vor der Abreise noch mit seiner Gegenwart zu beehren. Er fuhr nach Tisch hin, und da ernannte ihn die Compagnie einstimmig zu ihrem Direktor. Er nahm diese Stelle an, die immer drei Monate dauert. Er verpflichtete sich also von Neuem für drei Monate und vergaß ganz sein mir gegebenes Versprechen. Von diesem Augenblick an bis zu seinem Tod war sein Leben nichts als ein Ortan von Thorheiten. Er selbst schämte sich darüber. So oft er mich sah, bat er mich deßhalb um Verzeihung, drückte mir die Hände und bat mich, ihn nicht zu verlassen, besonders weil er neue Anstrengungen machen müsse, um der ihm von der Akademie erwiesenen Ehre zu entsprechen. Er sollte besonders an einem neuen Wörterbuche arbeiten wie das der Crusca. Die Redaktion dieses Wörterbuchs war sein letzter herrschender Gedanke, seine letzte Leidenschaft. Er hatte den Buchstaben A übernommen und die andern 21 an eben so viele Akademiker vertheilt. Einige hatten sich nur ungern dazu verstanden, worüber sich der alte Voltaire sehr ärgerte und dabei sagte: „Es sind Faullenzer und Nichtsthuer, die nur daran gewöhnt sind, im Müssiggang fortzuschlendern; aber ich will sie schon vorwärts treiben.“ Von nun an nahm er zwischen zwei Sitzungen der Akademie auf's Gerathewohl eine Menge Reizmittel und beging eine Menge Thorheiten, die seinen Tod beschleunigt haben. Ich denke nur mit Schaudern an sein Sterben. So wie er sah, daß alle zur Vermehrung seiner Kräfte angewendeten Mittel ihn dem Tod nur näher brachten, stand ihm bieser immer vor den Augen. Von diesem Augenblick an bemächtigten sich Wuth und Verzweiflung seines Gemüths; wie Orestes wurde er von ihnen gepeinigt. Furiis agitatus obiit.“

So war Voltaires Tod ein treues Gegenbild seines Lebens; er starb nicht als ein starker Weiser, der keinen Trost der Religion zu bedursen glaubt, sondern als ein verzweifelnder Wuthender, der sich in Verzuckungen an die Erde ankrallt, die er durchaus nicht lassen will.

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

(Fortsetzung.)

Die Vorliebe des Feuilletonisten Jules Janin für die Schlafmützen ist literarhistorisch geworden. Man trifft den berühmten Kritiker selten ohne diese spießbürgerliche Kopfbedeckung, welche durch ihn einigermaßen zu Ehren gebracht und von den bösen Nebendeutungen gereinigt worden ist. Selbst wenn Jules Janin seinen kostbaren seidenen Schlafrock mit goldenen Quasten an hat, schmückt die treue Schlafmütze seine von schwarzen Haaren umdunkelte Stirn. — Der bekannte Seeromanschreiber Eugène Sue hat die eingewurzelte Manie, immer im Dunkeln zu seyn und nichts zu essen, wenigstens wenn Leute dabei sind. Alle seine Fenster sind mit gepolsterten Läden dicht verschlossen; kaum läßt ein kleines Guckfensterchen mit bemalten Scheiben einen schwachen Lichtschimmer in's Gemach dringen. Aus Haß gegen das Tageslicht hat der Verfasser von Atbargull die Tagesordnung umgekehrt und macht buchstäblich aus Tag Nacht und aus Nacht Tag; er steht auf, wenn man in Paris zu Mittag

speist, und legt sich zu Bett, wenn die andern Leute aufwachen. Eugène Sue sieht die Sonne nur, wenn er auf dem Lande lebt. Viele von seinen Bekannten halten diese Sonderbarkeiten für bloße Koketterie, um in den Ruf eines Originals zu kommen. Aber wahr ist es, Niemand hat je gesehen, daß der Verfasser von Plick und Plock nur so viel als ein Kanarienvogel gegessen; wie er es zu Hause hält, ist ein Geheimniß seines Kammerdieners oder seiner Haushälterin; so viel ist aber gewiß, daß Monsieur Eugène Sue sehr frisch und gesund aussieht.

Fourier, der berühmte Ideolog, welcher vorausgesagt hat, daß vor Ablauf von vierhundert Jahren der salzige Ocean ein süßes Limonadenmeer seyn und der Mensch einen Schwanz wie die Affen, mit einem Auge am Schwanzende, haben werde, was gar nicht so übel seyn mußte — Fourier, sage ich, hatte die Gewohnheit, in einem fort zu kauen, d. h. die Kinnbacken zu bewegen, worüber er frühzeitig alle Zähne eingebüßt; man konnte ihm auch sonst noch einige Schwächen zur Last legen, welche hier nicht weiter erwähnt werden sollen und hinlänglich durch seinen tiefen, umfassenden Geist und seine große Herzensgüte aufgewogen wurden.

Lamennais hat nur einen braunen, ziemlich alten Oberrock. Seit einer langen Reihe von Jahren trägt er immer dieselbe Farbe, wir können nicht bestimmt versichern, ob auch denselben Rock, wie scharfe Beobachter muthmaßen, indem sie sich auf folgende Thatsachen berufen. Im Jahr 1835, wo Lamennais zum ersten Mal nach seinem Landsitz, la Chenaye, bei Dol in der Umgegend von Saint-Malo auswanderte, fing er an stark zu werden. Der braune Oberrock wollte sich nicht mehr zuknöpfen lassen, und man sah in den beiden untersten Knopflöchern zwei kleine Schnüre zum Vorschein kommen, welche, um die Knöpfe geschlungen, dem Unterleib gestatteten, sich nach Bequemlichkeit auszudehnen, ohne die Nähte des Rockes zu sprengen. Allmählig wurden diese Schnüre immer länger, und man sah zuletzt gar die weiße Linie seiner Weste zwischen den beiden Aufschlägen durchschimmern, welche nicht mehr zusammengehen wollten. Die Schnüre hatten jetzt ihre größte Weite erlangt. Bald wurde der Oberrock wieder enger, und die ganz allmählig verkürzten Schnüre blieben am Ende ganz weg. Die Knopflöcher konnten ihren alten Dienst wieder versehen, und gegenwärtig ist Herr v. Lamennais mager, wie gewöhnlich. Alle, welche ihm damals befreundet waren, erinnern sich ganz gut jener Krisis vorübergehender Wohlbeleibtheit, die der Verfasser der „Worte eines Gläubigen" um die erwähnte Zeit bestanden. Der Bauch, die Schnüre, die Perspektive seiner weißen Weste sind verschwunden; allein der braune Oberrock ist geblieben, und ein herrliches Miniaturgemälde, welches Madame Mirbel unlängst ausgeführt, zeigt uns, daß Lamennais noch immer seinem alten Anzuge treu ist, der für ihn eine Art Uniform geworden. Lamennais ist eine höchst charakteristische Gestalt und ein treuer Spiegel des Landes und Volks, welches ihn geboren, ein echter Sohn der alten Bretagne. So wie wir seine Heimath betreten, begegnet uns ein unfreundliches, unstetes Klima, die Berge mit rauhen Waldern bedeckt, die Küsten von Winden und Nebeln geplagt, der lange Winter allen Schmucks grunen Lebens entkleidet. Der Mensch, in ein solches Land gestellt, muß werden wie die Dinge um ihn, ein Spiegel seiner Welt. Das ewige Bild der Vergänglichkeit und des Todes läßt ihn nicht heiter durch das Leben hüpfen und im ewigen Spiele sein Daseyn vertändeln, wie den Südfranzosen und den Bewohner des nördlichen Frankreichs, welcher sich mit bewundernswürdiger Leichtigkeit in gemäßigtem Klima ein künstliches Leben und fast eine südliche Natur geschaffen hat. Der Bretagner dagegen, mit einem ernstern und tiefern Gemüthe als seine übrigen Landsleute, sucht in demselben Ersatz für das Gestaltlose seines Lebens und seiner Natur; da er so wenig Leben um sich sieht, muß er es in sich suchen, er muß denken und grübeln. Glaube und Aberglaube, Poesie und Schwärmerei müssen tief bei ihm gehen. Sein Leib gewinnt nicht die Schnellkraft des Südens, noch den geschliffenen Glanz und die Hurtigkeit des französischen Nordens. Tiefsinn, aber auch Trübsinn, Unbehülflichkeit des Leibes, Rauhheit des Sinnes und unfreundliche Absonderung sind oft sein Loos; Leichtigkeit und Abglättung des Aeußern glückt ihm am schwersten und fast nie. Der Gestalt Lamennais fehlt alles Einschmeichelnde und Glatte, alles Süße, Affektirte und Erkünstelte; sie hat nichts Lockendes für devote Augen, nichts Einnehmendes für schöne Beichtkinder. Aus seiner zuversichtlichen, keineswegs dünkelhaften Haltung, aus seinem schüchternen, jedoch nicht gezwungenen Anstande, aus dem ganzen Manne spricht etwas Edles, Kühnes, Energisches, Bestimmtes, fast etwas Stolzes, genug, eine Eigenthümlichkeit, welche und selbst dann noch einen hohen Grad von Achtung einflößen würde, wenn wir Lamennais mit Georges Sand in einer Stube arbeitend träfen, und zwar Letzteren Cigarren rauchend.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.

Stadt und Umgegend.

Der Fremde, welcher von Darmstadt herkommend, sich unserer Stadt nähert, und sie von den in Südosten sie begrenzenden Hügeln überblickt, genießt eines freundlichen Anblicks. Da liegt sie vor ihm malerisch ausgebreitet, die schöne

Mainthalebene, von dem belebten Flusse durchzogen, mit Landhäusern, Dörfern und Maierhöfen bedeckt, von fruchtbarem Gelände, frischen Baumgruppen und umhegten Gärten durchschnitten, und von dem ragenden Taunus im Westen begrenzt. Die Gegend ist nicht großartig, nicht romantisch, nicht durch einen originellen Charakter überraschend, wohl aber lieblich und heiter. Man möchte sie einer artigen, anspruchslosen, sonntäglich ausgeputzten Schönen aus dem Bürgerstande vergleichen. Die Stadt selber hat aus der Ferne ein alterthümliches Ansehen, dessen Totaleindruck aber durch dazwischen getretene neue Bauwerke unterbrochen wird. Im Innern wird Frankfurt von Jahr zu Jahr moderner, doch zerfällt es in drei verschiedenartige Hauptansichten. Die neuen Wallstraßen und die eine Art von Vorstadt bildenden Gartenhäuser sind ganz modern, elegant und blicken gar vornehm in die Welt; sie beurkunden den Reichthum ihrer Bewohner und erinnern an Diplomatie und Aristokratie. Dann folgen die Hauptstraßen der innern Stadt, deren Häuser und Paläste sich dicht aneinander drängen. Hier findet man alle Baustyle beisammen, jedoch ist der moderne vorherrschend. Die ältesten Gebäude mit ihren gewaltigen Ueberhängen, ihren steilen, hohen Giebeldächern und ihrem düstern Aussehen verschwinden hier mehr und mehr oder werden wenigstens so viel als möglich erneuert und zugestutzt. Die Parterregeschosse sind fast alle zu Läden und Bazars eingerichtet, in welchen sich in jüngster Zeit ein Luxus ausgebeutet hat, der kaum noch weiter getrieben werden kann. Wenn man die Wallstraßen das Frankfurter Faubourg St. Germain nennen kann, so sind dagegen die Zeil, der Roßmarkt, die Menerkram, die Chaussée d'Antin. Das eigentliche alte Frankfurt, dem Pariser quartier du marais zu vergleichen, findet sich im Centrum und im südlichen Theile der Stadt und trägt noch immer die Spuren der untergegangenen mittelalterlichen und reichsstädtischen Zeit. Die morsche, ehrwürdige Greise blicken die gebäckten alten Häuser in die heitere Gegenwart und scheinen sich in sie nicht mehr finden zu können. Der Sanstagsberg und der alte Markt, ehedem Zeugen festlicher Züge von Fürsten, Rittern und Prälaten und von Kaiserkrönungen, werden jetzt von Höckerinnen und Gemüsefrauenweibern, von marktbalkenden Bauern und Sachsenhäusern eingenommen, und der große, welthistorische Brunnen auf dem Römerberg zerfällt täglich mehr. Die alten, engen, winkeligen, von den Sonnenstrahlen kaum besuchten Straßen unserer Altstadt stehen mit den oben genannten Quartieren in grellem Contraste. Die berühmte alte Judengasse ist dem gänzlichen Verfalle nahe, und man hat in diesem Jahre etwa zwanzig der am meisten baufälligen Häuser niedergerissen. Außerhalb der Stadtthore entstehen nach und nach freundliche Vorstädte. So außerordentlich viel in dem letzten Jahrzehnt gebaut worden ist, so hat doch die Bevölkerung von Frankfurt nur wenig sich gesteigert und beträgt noch etwa 50,000 Seelen, wobei die Bewohner der zu unserm Staatsgebiete gehörigen Dörfer nicht begriffen sind.

(Schluß folgt.)

Wien, November.

(Schluß.)

Wiener Landleute.

So verstreichen die Monate Juli und August. Der September bringt unglücklicherweise die Jagdvergnügungen herbei. Die Herren stehen vor Tagesanbruch auf, um Wald und Gebüsch zu durchstreifen, müde und abgemattet kommen sie nach Hause, sie denken Abends an nichts mehr als an den Schlaf; Ball und Comödie leiden außerordentlich. Die Jäger schlafen ein, während sie tanzen und im Coștüm agiren. Jetzt gesellt sich noch das schlechte Wetter zu dieser Abnahme der ländlichen Freuden; es regnet Tagelang, der Wind wird rauh, die Blätter fallen von den Bäumen und geben das Zeichen zum Aufbruch. Jeder Tag entführt nun dem Theater eine Schauspielerin, dem Balle eine Tänzerin. Der Oktober findet auf dem Schlosse des Barons von Leichthaus nur noch den Herrn von Milchhofer mit dem Herrn und der Frau vom Hause. Die Frau Baronin möchte gern in die Stadt zurückkehren; allein sie hat ihrem Mann versprochen, bis zu Ende Novembers auf ihrer Besitzung zu bleiben. So oft nämlich während des Winters der gute Baron ihr Vorstellungen wegen der großen Ausgaben gemacht, hatte sie immer schmeichelnd geantwortet: „Sechs Monate, lieber Mann, auf unserer Besitzung ökonomisch zugebracht, gleichen ja Alles wieder aus.“ — Statt der Sparsamkeit ist jedoch die schöne Jahreszeit dem Baron theurer zu stehen gekommen, als der Winter in der Residenz. Dort ladet man Leute zum Diner, zum Concert, zum Ball; die Gastfreiheit findet nur zu gewissen Stunden statt, während man auf dem Lande seine Gäste Monate hindurch bei sich beherbergen muß. — „Da außer dem Herrn von Milchhofer Keiner bei uns zurücke geblieben ist,“ sagt der Baron Leichthaus zu seiner Gattin, „so wird es uns während der zwei Monate, die wir noch hier zubringen, doch möglich werden, unsere Einnahmen wieder ein wenig mit unsern Ausgaben in's Gleichgewicht zu bringen.“ — Herr von Milchhofer möchte jetzt auch gerne seinen Rückzug unternehmen und anderswohin sich begeben; denn er hat wirklich mehrere Einladungen in dem Genre wie von der Baronin Leichthaus erhalten; er hat auf seiner Liste ein halbes Dutzend solcher Landgüter, und im Falle einer fallen Aufnahme oder eines sonstigen Striches durch die Rechnung, der ihm irgendwo passire, wäre er keineswegs in Verlegenheit gekommen. Allein Herr von Milchhofer ist gefangen durch sein Versprechen, und er mag nun zappeln, wie er will, man hält ihn fest. Er ist höchst nothwendig, um die Langeweile der beiden Gatten zu unterbrechen, um ein tête à tête zu verhindern, welches nicht immer das zärtlichste ist; er ist verdammt, durch zwei Monate Schach und Piquet zu spielen, und den Vermittler zwischen dem Herrn Baron und der Frau Baronin zu machen. Er bringt in ihn, seine Frau zu bewegen, hier zu bleiben; sie beschwört ihn, ihrem Manne zuzureden, daß er abreise. Herr von Milchhofer muß sein ganzes Genie entfalten, um sich in dieser Lage aufrecht zu erhalten. — Endlich, mit dem Ende Oktobers kann die arme Baronin es nicht länger aushalten; sie wird kränklich, sie hat kein Zutrauen zu den Landärzten, sie erklärt, daß man durchaus abreisen müsse, um Herrn von Raimann zu Rathe zu ziehen. Es wird eingepackt; Herrn von Milchhofer steigen die Thränen in die Augen. — Während der Reise sagt die Baronin zu ihrem Manne: „Wenn du willst, daß ich künftig wieder mit dir auf's Land fahre, so sehe zu, daß eine Eisenbahn von Wien nach unserem Schlosse kommt; früher sieht mich kein Mensch in diesem langweiligen Neste. Im Zukunft werden wir ein Landhaus miethen, welches drei oder höchstens vier Stunden von der Stadt entfernt ist, damit wir wöchentlich zweimal die italienische Oper besuchen können.“ Herr und Frau von Leichthaus sind so eben hier angekommen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 8. November 1839.

Kaum hegt irgend umher einfachere Menschen die Erde;
Ja kaum hegt sie sie noch, es ernährt sie die schäumende Woge.
Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Mensch. —

Platen.

Der Findling.

Ein Bild von der Westküste Jütlands.

Das Meer hat die schmale, von der dänischen Halbinsel in die Nordsee hinauslaufende Landzunge fast ganz mit Flugsand bedeckt, und der Sturm, sein Bundesgenosse, denselben weiter geführt, gleich als wollten die furchtbaren Elemente spöttisch mit dieser unfruchtbaren Gabe das Land über den Verlust trösten, den sie demselben zufügen, indem sie seine Grundvesten untergraben und es seiner fruchtbaren Striche berauben. Indessen vermochten diese wüthenden Feinde doch noch nicht, die standhaften Bewohner jener Wüste zu verdrängen; dem Meere selbst kämpfen sie einen Ersatz für den erlittenen Verlust ab, und den verderblichen Sand dämpfen sie vermittelst des Sandhafers, einer Grasart, die sich nie ersticken läßt, sondern immer oben bleibt. Durch diese Bepflanzung gewinnen die vom Sturmwind längs der ganzen Westseite Jütlands in mannigfaltigem Wechsel gebildeten Hügel und Thäler an der Küste ein waldiges Ansehen, und täuschen oft, wenn die Sonne hinter ihnen steht, den Wanderer, indem sie ihm ein trügerisches Bild von Wirthlichkeit vorgaukeln; aber weiter von der Küste entfernt, im Binnenlande, finden wir nackte, weit ausgedehnte Sandberge, die, aus der Ferne gesehen, schneebedeckten Felsenkuppen gleichen, sich Jahr für Jahr weiter schieben und sich der urbaren Ebene bemächtigen, welcher die saure Mühe noch einen sparsamen Ertrag abnöthigten.

In einem dieser öden Striche bestieg ich in meiner Jugend eine mit Rispengras bewachsene Düne, um zum ersten Mal das große Weltmeer zu beschauen. Die Sonne war ihrem Untergang nahe, die See schien fließendes Feuer, die Sandberge glühende Kohlen; die Winde schlummerten, und nur das gedämpfte Brausen der Wellen erinnerte an ihren lezten Kampf mit den Stürmen. Ein trauriges Denkmal der vereinten Kraft dieser furchtbaren Elemente, ein Wrack, stand auf dem nächsten Sandriff und streckte die schwarzen Planken in die Lüfte.

Die Sonne würde über mein stummes Entzücken hinabgesunken seyn und erst das Dunkel mich aus meinen Träumereien geweckt haben, wenn nicht einige Strandbewohner mit ihren Rudern und Fischergeräthen in die Nähe meines Ruheplatzes gekommen wären. Noch ehe ich sie sah, hörte ich, während ihr Zug sich schweigend durch das enge Thal wand, das Knarren ihrer Fußtritte im Sande. Nachdem sie ihre Geräthe in dem auf trockenem Boden in einer Oeffnung der Dünen liegenden Boot geordnet hatten, vertheilten sie sich an beide Seiten stemmten sich mit dem Rücken gegen dasselbe und schoben es in die See, nach dem Takt eines eintönigen, von

einem riesigen Fischer vorgesungenen Liedes, dessen Refrain jedoch ganz lustig klang:

„Ich schiebe, ziehe du nur weg."
„Hurrah, hurrah, hurrah!

So fiel der Chor ein oder:

„Ich trinke, du bezahlst die Zech."
„Hurrah, hurrah, hurrah!"

Die muntern Worte standen in seltsamem Kontrast mit dem tiefen Baß und der ernsten Weise, in welcher sie gesungen wurden, und mit der Andacht, welche Alle zu beseelen schien, als sie sich plötzlich umdrehten, die Hüte abzogen, niederknieten und die Stirn gegen den Bord des Fahrzeugs lehnten. Einige Augenblicke verweilten sie in dieser Stellung, aber keinen Laut hörte man von ihren Lippen. In der Stille beteten sie zu dem Beherrscher der Winde und des Meeres. — Still erhoben sie sich, schoben das Boot vollends in's Wasser, sprangen hinein und griffen zu den Rudern, deren taktmäßigen Schläge das kleine Fahrzeug über die Meeresfläche dahin bewegten. Ich folgte demselben mit den Augen, bis es in der dunkeln Ferne verschwand. Nur Einer blieb zurück, ein bejahrter Fischer, dessen rothbraune Locken das Alter noch nicht gebleicht hatte, obgleich sein breiter Rücken sich unter der Last der Jahre krümmte.

Nachdem er lange mit den Händen in den Seitentaschen den Abgefahrenen unbeweglich nachgeblickt hatte, kehrte er sich um, ging langsam auf mich zu und grüßte mich mit einem freundlichen „Gottes Frieden!" Ich benutzte diese Gelegenheit, um einige Erkundigung über die muthsame Lebensweise dieser Leute und die an dieser Küste so häufigen Strandungen einzuziehen. Er beantwortete meine neugierigen Fragen auf's Befriedigendste und malte mir namentlich den letzten Schiffbruch, dessen traurigen Ueberreste dicht vor uns standen, so anschaulich und mit so lebhaften Farben, daß ich in meinem jugendlichen Leichtsinn Angesichts eines solchen furchterlichen Schauspiels zu werden wünschte. Meine Fragen nahmen kein Ende, und als wir aufbrachen, begleitete ich ihn nach seiner Wohnung, einem hübschen, wohlversehenen Hause neben einem großen Sandberge in einiger Entfernung von der Küste. In der Nähe desselben blieb er stehen, betrachtete aufmerksam den Himmel ringsum und sagte, indem wir den letzten Hügel hinabschritten, mit bedenklicher Miene: „Es ist Lurk * im Wetter." — „Was heißt das?" fragte ich. „Nichts weiter," antwortete der Greis, „als daß wir bald Veränderung bekommen." — Darauf lud er mich ein, das Abendessen mit ihm zu theilen und die Nacht in seinem Hause zuzubringen. Dankbar nahm ich es an und wurde von ihm und seiner ältlichen Frau mit einer Gastfreundschaft empfangen, die man unter den Zelten der Beduinen nicht herzlicher finden kann. — Sanft schlief ich auf den weichen Kissen des Steandbewohners ein, und mein behagliches Gefühl der Sicherheit wurde noch verstärkt, wenn ich der Fischer gedachte, die ich hatte absegeln sehen und die in der dunkeln Nacht ihr Handwerk voll Mühe und Gefahr auf dem treulosen Meere betreiben sollten.

(Fortsetzung folgt.)

* Diesen Ausdruck gebraucht man an jener Küste, wenn man bei gutem und stillem Wetter dennoch Vorzeichen baldiger Veränderung bemerkt. Hievon das englische to lurk, tückisch lauern.

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

(Fortsetzung.)

Man denke ein kleines, langes, mageres Gesicht mit ausgeprägten Zügen, eine große, scharf geschnittene Nase zwischen zwei blaugrauen, geistvollen, durchdringenden Augen, mit weit vorstehenden Wimpern und nach den Schläfen zu mit vielen Falten, gefurchte Backen, ein spitz zulaufendes Kinn, einen fest geschlossenen, nicht zu großen Mund mit etwas dicken, mehr bläulichen als rothen Lippen, um welche stets ein halb ironisches, halb wehmüthiges Lächeln zuckt, ein starkes schwarzes Haar, das eine breite, hochgebildete Stirn beschattet, und dazu einen lymphatischen Teint; man denke sich diesen Kopf auf einem unansehnlichen, schwachen Rumpf, an dem zwei kleine Arme mit zwei kleinen, zarten Händchen hängen, die keine der geneigten Leserinnen sich schämen würde, den ihrigen zu vergleichen, und messe von den Schuhsohlen bis zum Scheitel einen Mann, der kaum die Mittelstatur erreicht und wie gesagt in der Regel einen braunen, von unten bis oben zugeknöpften Rock trägt, so hat man das Conterfei des Abbé Frédéric de la Mennais, des Expapsthümlers und jetzigen eingefleischten Demagogen.

Der bekannte Klavierspieler Liszt, dessen Charakter und Persönlichkeit ebenso absonderlich, barock und ungewöhnlich ist, als sein Talent, braucht stets drei, vier Pianos, wenn er zu Hause für sich musizirt, studirt oder komponirt; er geht von einem zum andern und spielt keine zwanzig Takte auf demselben Klaviere. Sein Arbeitskabinet ist gleichfalls eigenthümlich eingerichtet. Liszt wohnt in der Rue de Provence und hat seinen Hausherrn dahin vermocht, den Plafond seines Zimmers heraus

nehmen zu laſſen, wodurch ſeine Stube noch einmal ſo hoch geworden iſt als die anſtoßenden Gemächer. Oben um dieſes für die Akuſtik berechnete Kabinet läuft eine kleine Galerie herum, wo er diejenigen ſeiner Freunde placirt, welche er für fähig hält, die fabelhaften Kunſtſtücke zu beurtheilen, die er ihnen auf dem Klaviere zum Beſten gibt. In dieſer Höhe gewinnt der Ton der Liſtzſchen Pianos, welche auf kleinen Tritten von klingendem Tannenholz ſtehen, außerordentlich an Klarheit, Reinheit und Beſtimmtheit. Ebenſo merkwürdig aber iſt es, mit anzuſehen, wie der ſchmächtige junge Virtuoſe von einem Stuhle zum andern fliegt und beinahe ohne Unterbrechung die raſchen Motive und ſtürmiſchen Variationen mit ſeinen wunderbaren Fingern ausführt. Liſtz fällt bekanntlich jedesmal in Ohnmacht, wenn er in einem öffentlichen Konzerte ſpielt; bei den Privatſitzungen in ſeinem Kabinet wandelt ihn dagegen nie die geringſte Schwäche an.

Der geiſtreiche, liebliche Komponiſt Auber iſt ein Pferdenarr; er träumt von nichts als Marſtällen, Mecklenburgern und Vollblutheugſten, und würde ſo vergnügt ſeyn, wenn er eine Zugelſtange entdeckte, womit man den Seitenſprüngen vorbeugen könnte, als wenn er das zierlichſte und glücklichſte Motiv einer Oper fände. Er ſchätzt den Pferdehändler Eremieux ſo hoch als den Librettohändler Scribe, und ein makelloſes Pferd iſt ihm ſo viel werth als ein tadelloſes Gedicht; eine Reitpeitſche entzückt ihn ſo ſehr als ein Taktſtock, und eine Reitgerte darf ſich, ſeinem Dafürhalten nach, einem Fidelbogen an die Seite ſtellen. Er bedauert, daß er das Libretto des Poſtillon von Longjumeau nicht in die Hände bekommen hat, und er ſoll die Partitur des „ehernen Pferdes" in Einem Zuge geſetzt haben. Uebrigens ſitzt Auber vorzüglich zu Pferde und hat einen feſten Schluß, worin ſelbſt die franzöſiſche Kavallerie ſich nicht auszeichnet. Wenn es ſchön Wetter iſt, ſieht man ihn jeden Morgen längs der Boulevards über den Concordeplatz durch die elyſäiſchen Felder nach dem Boulogner Hölzchen galoppiren. Auber kommt von dieſem Morgenſpaziertritt nie ohne einen muſikaliſchen Einfall heim, welchen er ſofort auf dem Klavier probirt und dann zu Papier bringt, um ihn früher oder ſpäter in dieſer oder jener Partitur zu benutzen. Der liebliche franzöſiſche Komponiſt hat die ausgezeichnete Gabe, ohne Hülfe des Klaviers im Kopf arbeiten zu können, eine ſeltene Eigenſchaft, welche uns erklärt, wie er in ſo wenigen Jahren ſo viele Opern zu Markt bringen konnte. — Die Pferdeſtälle des Komponiſten der Stummen ſind die ſchönſten und prachtvollſten, welche man, nach denen des reichen Schickler am Vendomeplatz, in Paris ſehen kann. Aubers Pferde wohnen unendlich beſſer als Hunderte von deutſchen Muſikern. Aber das klaſſiſche Reitpferd, worauf die großen Dichter und Muſiker nach dem Helikon und Parnaß reiten, ich meine den Pegaſus, habe ich in dem Auberſchen Stall nicht angetroffen.

Der gegenwärtig ſo beliebte Donizetti komponirt eben ſo leicht und lebendig als Auber. Er iſt zwar nicht, wie dieſer, ein großer Pferdeliebhaber, aber ein leidenſchaftlicher Freund von Waſſerfahrten, Gondelpromenaden und ländlichen Ausflügen. Eine ſeiner beſten Opern, Anna Bolena, komponirte er in achtzehn Tagen auf einer Fußreiſe nach Mailand. Donizetti hält es nicht lange auf einem Flecke aus. Jede ſeiner Opern iſt an einem andern Orte, unter einem andern Himmel zur Welt gekommen. — Bellinis Kompoſitionsader ſchlug nicht ſo voll als die ſeines Landsmanns Donizetti; er arbeitete mühſam und bedurfte der Reize des Luxus und des Reichthums, um zu produziren; er bewohnte prachtvoll meublirte Zimmer, kleidete ſich ſtreng nach der Mode und ſuchte in den Boudoirs Motive zu ſeinen traurigen Melodien, welche faſt wie Stoß- und Liebesſeufzer klingen. Wenn er ſich an den aufregenden Freuden und Genüſſen begeiſtert, kehrte er heim in ſeine von Wohlgerüchen duftenden Gemächer, und auf weicher Ottomane gebettet, ſuchte er die noch in ſeiner Seele klingenden Eindrücke wieder hervorzurufen, und ſank erſchöpft in die Kiſſen zurück, wenn es ihm gelungen war, einen dieſer Eindrücke feſtzuhalten und auf's Papier zu fixiren.

Meyerbeer arbeitet auch nicht wie ein anderer Menſch. Im Frühling treiben die Säfte ſeiner Begeiſterung gewöhnlich am ſtärkſten, und von dieſem Augenblick wandelt ihn die Reiſeluſt an, denn ſein Genie bedarf der raſcheſten fortſchaffenden Mechanik; man ſollte glauben, er müſſe den Ideen nachrennen und nachjagen. Die Muſe, welche ihn begeiſtert und ſäugt, iſt keine Stubenhockerin und Hausamme, ſondern von der queckſilbernſten Natur, Alles mit Heftigkeit ergreifend und raſtlos von einem zum andern fahrend. Der geniale Faulenzer Roſſini iſt vielleicht in unſerer Zeit der einzige Komponiſt, welcher vom Himmel die Spontaneität der Begeiſterung empfangen hat. Man weiß, daß der Direktor der großen Oper in Paris, dem Roſſini ſeit undenklichen Zeiten eine Partitur verkauft und verſprochen hatte, dieſen endlich einſperren ließ, und daß ihm Roſſini nach achttägigem Stubenarreſt die Partitur zu „Wilhelm-Tell" einhändigte. Bei Meyerbeer bewirkt die Arbeit und die Begeiſterung eine Kriſis, eine ſchwere Schwangerſchaft, welche heftige Geburtswehen nach ſich zieht. Dieſer kritiſche Zuſtand hat ſeine beſtimmten Symptome, als da ſind: Unruhe, Aufgeregtheit, Schlafloſigkeit, Fieber, Verſtimmtheit.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.

(Schluß.)

Städtisches. Eisenbahn. Herbst. Lichtbilder.

Dem Fremden, welcher sich in Frankfurt verbürgern will, wird dies sehr schwer, besonders wenn er ohne Vermögen ist. Nur durch Ehelichung einer Bürgerstochter oder Bürgerswittwe, oder durch das durch eine Caution von 4 bis 6000 Gulden unterstützte Versprechen, eine Frankfurterin zu heirathen, wird der Fremde Bürger, nachdem er zuvor viele Weitläuftigkeiten überstanden hat. Verehlicht er sich mit einer Fremden, so ist die genannte Caution verfallen. Wünscht ein von beiden Seiten uns fremdes Ehepaar sich in unserer Mainstadt niederzulassen, so ist dies noch schwerer. Nicht minder hemmend treten dem Bürgerwerden die noch immer, wenn auch etwas gemildert fortbestehenden Zunfts und Innungsinstitutionen entgegen. Obwohl diese in unsere Zeiten und Verhältnisse nicht mehr recht passen wollen, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß sie auf den Wohlstand eines so kleinen Staates, wie der unsrige, eher vortheilhaft, als nachtheilig einwirken. Mag daher die Erschwerung des Bürgerwerdens immerhin gelten; aber wenigstens sollte man Fremden, welche sich für längere Zeit in Frankfurt niederlassen wollen, dies erleichtern, anstatt sie, wie es häufig geschieht, mit Weitläuftigkeiten und Schwierigkeiten zu belästigen. Man sollte nicht außer Acht lassen, daß Frankfurt immer eine Fremdenstadt war und bleiben wird, und daß Leute, welche hier ihr Geld verzehren, uns nur angenehm seyn können. Viele englische Familien würden sich in Frankfurt häuslich niedergelassen haben, wären sie nicht durch manche Formalitäten, die ihnen lästig fallen, abgeschreckt worden. Ein Gleiches gilt in Beziehung auf die zu unserm Gebiete gehörigen Dorfschaften, in welchen die Verbürgerung ebenfalls mit manchen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Seit dem 26sten September hat die Schau- und Vergnügungslust unserer Freistädter ein neues Feld: die Eisenbahnstrecke von hier bis zu dem zwei Stunden entlegenen Städtchen Höchst a. M. ist seit jenem Tage eröffnet. Schon der Bahnhof zieht alle Augen auf sich, und dürfte nebst den schon in seiner Nähe befindlichen Neubauten bald der Mittelpunkt eines neuen, schönen und gesunden Stadtviertels werden. Obwohl die Preise der Fahrt sehr hoch angesetzt sind, war doch der Zudrang von Reisenden, namentlich an den Sonntagen, außerordentlich. Das Städtchen Höchst ist nun mit einem Male und wie auf Zauberwort uns ganz nahe gerückt und zu einer Vorstadt von Frankfurt geworden. Die dortigen Gastwirthe, Bäcker, Metzger u. A. haben durch die auf der Eisenbahn fahrenden Frankfurter in den letzten Wochen mehr Geschäfte gemacht, als sonst im ganzen Jahre. Noch sind die Fahrten nichts anders als Lustfahrten, da die Preise von 12 bis 48 Kreuzern für zwei kleine Wegstunden, welche die Locomotive in wenigen Minuten zurücklegt, die Volksmasse wenig anziehen. Man fährt übrigens mit größter Vorsicht und bietet bei weitem nicht alle Kraft auf.

Unsere Stadt ist um ein Prachtgebäude reicher geworden. Das neue Hospital zum heiligen Geiste ist vollendet und bereits seit einigen Wochen bezogen. Es ist nach dem Plane und unter der Leitung des hiesigen Architekten Rumpf gebaut und imponirt durch Umfang und architektonische Schönheit. Die innere Disposition ist sehr zweckmäßig. Im ganzen Hause ist kein dunkles Eckchen, überall Licht und Luft. Der unter dem ganzen Gebäude fortlaufende Keller ist von so gewaltiger Dimension, daß man darin, im strengen Sinne des Worts, vierspännig umherfahren könnte. Der neue Hospital kostet etwa 270,000 Gulden. Die Verwaltung dieser Stiftung, wohl der ältesten unserer Stadt, besitzt große Geldmittel, und keine andere hat sich solcher Legate und milden Spenden zu erfreuen. Im Gegensatze zum Frankfurter Bürgerhospitale nimmt das hier besprochene Hospital zum heiligen Geiste nur Fremde auf, weßhalb es auch gewöhnlich das Fremdenhospital genannt wird.

Am 14ten, 15ten und 16ten Oktober fand unsere Weinlese, gewöhnlich Herbst genannt, statt. Wenn auch das hiesige Traubengewächs keines besondern Rufes genießt, so ist es doch gar nicht zu verachten, und einige Lagen unseres Sachsenhäuser- und Röderberges liefern in guten Jahren einen ganz erträglichen Wein. Schon der alte Lersner erzählt in seiner Frankfurter Chronik, wie es an den Herbsttagen von jeher gar lustig und toll bei uns zugegangen; so ist es noch. In allen, die Stadt näher und entfernter umgebenden Gärten, Weinbergen und Landhäusern geht es bunt durcheinander. Alle Welt will sich amüsiren, Jung und Alt, Vornehm und Gering; Einer überbietet den Andern, ganz nach der Mode unserer Zeit. Ueberall Musik und Gelage, Gesang und Geschrei, aber vor allem Feuerwerk und Schießen. Wenn es Abend wird, so knallt und kracht, prasselt und sprüht, blitzt und funkelt es in allen Ecken und Enden, und man glaubt sich in eine belagerte Stadt versetzt. Kein Herbst geht unter so gefährlichen Spielereien ohne Unglücksfälle ab und ansehnliche Geldsummen werden dabei verschwendet.

Die Erfindung Daguerres hat auch bei uns viel Aufsehen gemacht. Dem Lithographen Vogel gebührt das Verdienst, die ersten Lichtbilder in dieser Manier hier gewonnen und in seinem Atelier aufgestellt zu haben. Man sieht Ansichten der Mainbrücke, des Domes, der Quais, der Eschenheimer Thurmes u. s. w., welche den in Paris gefertigten Bildern dieser Art nicht nachstehen. Zu gleicher Zeit finden die Freunde der Kunst bei Vogel eine Exposition von vielem Andern, was zum Gebiet der neuen Erfindung und der Nebenzweige derselben gehört. Besondere Aufmerksamkeit erregte Folgendes: Dr. C. Buch hatte vor vierzig Jahren eine Silhouette eingerahmt, und als er diese zufällig herausnahm, fand er auf dem Tannenholze, welches zur Hinterlage gedient hatte, die Silhouette wieder. Die von ihr bedeckten Stellen des Holzes waren weiß geblieben und gaben den vollständigen Umriß, während die andern, von weißem Papier bedeckten Stellen durch das Licht gebräunt worden waren. Daguerre und Niepse haben bekanntlich gefunden, daß Harz eine große Empfindlichkeit für's Licht habe; so mag das hier im Tannenholz befindliche Harz afficirt worden seyn, so weit es nicht von der Silhouette geschützt war. Es erinnert dies Blatt sehr an die Steinheil und Kobell'schen Lichtbilder, deren auch eines ausgestellt ist, welches sich durch die angenehme Milde der Linien auszeichnet. Ferner sieht man das Porträt Luthers, ein in Dresden dargestelltes Lichtbild auf Papier. Alle Schattirungen zeigen sich sehr scharf, und bei weiterer Vervollkommnung lassen sich von dieser Methode auf Papier die schönsten Resultate erwarten. Zwei andere, in Paris gefertigte Lichtbilder auf Papier erregen wahre Bewunderung, und sind von einer Feinheit, welche eine Menschenhand nicht zu erreichen vermag. Noch ein wenig mehr Licht und etwas kräftigern Schatten, und wir hätten damit die Schönheiten der Daguerre'schen Lichtbilder und zugleich die Annehmlichkeit, durch die Spiegelung, welche bei letztern unvermeidlich ist, nicht gestört zu werden. Auch ein aufgestelltes Porträt Daguerres, welches an den Typus der Kopfform Peters des Großen erinnert, interessirt den Beschauer. Das Atelier Vogels wird gegenwärtig von hiesigen und auswärtigen Kunstfreunden viel besucht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 9. November 1839.

Encor des pourparlers, des débats, des visites!
Je me lasse à la fin. —
Mais vous touchez au but. —
Non, j'essuirai de vous quelque nouveau rebut.
Delavigne.

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

(Schluß.)

Meyerbeer gleicht in geistiger Hinsicht einer kreisenden Frau, die schmerzlich ihrer Befreiung harrt. Diese läßt in ihrer Herzensangst und Besorgniß zwanzig Mal des Tags den Arzt und Geburtshelfer rufen; der Vater „Robert des Teufels" kann anständiger und vernünftiger Weise wegen seiner Opernschmerzen keinen Doktor um Rath fragen, und läßt daher seine üble Laune an seinem Mitarbeiter, an dem Verfasser des Libretto aus. Er besucht ihn, und kaum ist er wieder zu Hause, so schreibt er ihm Brief auf Brief, schickt ihm Boten auf Boten und läßt ihn der geringsten Kleinigkeit wegen zu sich bitten. Seine Launen gleichen auch den Gelüsten schwangerer Weiber: am Morgen will er dies und das, am Abend ist er anderer Meinung geworden. Der gepeinigte Dichter nimmt von ihm Abschied und ist herzlich froh, daß man endlich einmal etwas fest verabredet hat; er kann doch nun wenigstens über seine Zeit verfügen und nach Belieben Verse feilen und Reime für eine andere Arbeit zuspitzen. Aber kaum hat er seine Feder geschnitten, so schellt es dreimal an seiner Thür und der Aufwärter bringt ihm einen Brief von Meyerbeer, welcher Alles abändern und umkehren will. Dort sollten wir die Flöte hören, er setzt die Trompete an die Stelle; hier, glaubten wir, werde das Waldhorn einfallen, er will durchaus den Tam-Tam anwenden; er hat große Lust, beim Finale die Glocken zu läuten, ein Pelotonfeuer, einige Kanonenschüsse und Haubitzen anzubringen und als Schwanznote ein Pulverfaß in die Luft springen zu lassen. Er verdirbt dem Dichter seine Verse, ändert seine Reime, kurz er gibt ihm sein Geisteswerk zurück, wie die Inquisitoren den Körper eines armen Patienten wieder herausgaben, welchen man ihnen heil und ganz überliefert hatte. Wer eine Oper mit Meyerbeer macht, ist ihm mit Leib und Seele verschrieben, wie Max dem Kasper und Robert dem Bertram; er empfängt von dem berühmten Maestro mehr Billette, als er Haare auf dem Kopfe hat, welche ihm zuletzt vor Aerger ausfallen. Gegenwärtig bearbeitet Meyerbeer eine Librette von Scribe für die komische Oper; und das nächste Frühjahr, wenn sein Komponistenblut frisch aufwallt, gedenkt er ein neues Werk in vier Akten für die große Oper zu gebären, Maria von Mantua betitelt, worin Cinq Mars, de Thou, Marion de Lorme, der Abbé Gondy, Laubardemont und der Kardinal Richelieu auftreten.

Der General Allard, dessen Anwesenheit in Paris vor wenigen Jahren so viel Aufsehen machte, war ein

Feinschmecker, aber auch ein Fresser erster Classe. Als er in Paris war, sah man ihn oft zwei, drei Stunden lang vor dem Chevetschen Eßwaarenmagazin im Palais-royal stehen. Seine Börse und sein wunderbarer Appetit setzten ihn in Stand, seinem gastronomischen Hange unmittelbare Befriedigung zu verschaffen. Man erzählt, der General sey eines Tags mit Herrn von Cussy, welcher bekanntlich die première fourchette de Paris genannt wurde, bei Chevet eingetreten, und dieser habe Beiden eine Mahlzeit für ein halbes Dutzend Personen aufgetragen, wovon sie auch nicht einen Bissen übrig gelassen. Chevet hat an General Allard einen einträglichen Kunden verloren; denn nachdem der Feldmarschall Runjet Sings von Paris abgereist war, spedirte Chevet über Bordeaux nach Lahore wöchentlich eine Kiste mit Wildpret, Früchten und Gemüsen, welche nach dem Appertschen System zubereitet, das heißt gekocht und in blecherne Büchsen verschlossen wurden, nachdem man zuvor mit der Luftpumpe alle Luft daraus entfernt.

Der berühmte französische Wundarzt Dupuytren hatte von früheren Zeiten her die Gewohnheit beibehalten, alle seine Briefe mit der Formel: „Gruß und Brüderschaft!“ zu schließen. Henri Berthoud, welcher eine sehr reiche Sammlung von Handschriften moderner Celebritäten besitzt, zeigt bereitwillig den Brief, worin Dupuytren sich bei Orfila, dem heutigen Dekan der medizinischen Fakultät von Paris, entschuldigt, daß er seiner Einladung zum Mittagessen keine Folge leisten könne; das Schreiben brachte als Entschuldigungsgrund ein heftiges Leidweh vor und endete auf die gewöhnliche Weise mit „Gruß und Brüderschaft!“ Orfila antwortete seinem Collegen, um ihm sein Bedauern über seine Unpäßlichkeit auszudrücken, und parodirte am Ende seines Briefs die Schlußwendung des Kranken, indem er mit den Worten schloß: „Gruß und Leinsaamenmehl!“ Orfila wollte seinem Freunde rathen, Breiumschläge von Leinsaamenmehl zu machen, anstatt Blutegel anzusetzen, welche Dupuytren bei jeder Gelegenheit anwendete, und welche Orfila damals in seinen Büchern und Vorlesungen heftig bekämpfte.

Die berühmte Mars hat zwei Koketterien beibehalten, und sie entsagt ihnen weder auf der Bühne, noch im vertrauten Umgange: sie kokettirt noch immer mit ihren Haaren und ihren Schultern, von welchen letztern die Bosheit doch nicht behaupten kann, sie seyen gesärbt und angehängt, wie man es von allem Andern sagt, womit sich die große Schauspielerin herausputzt. Sie geht beständig in bloßem Kopfe, und wenn sie Besuche macht oder annimmt, nie anders als in bloßem Halse. Sie hat kein einziges weißes Haar und ihre noch ziemlich dicht bewachsenen Schläfe zeigen dem Blick des indiskreten Forschers keineswegs jene nackten Steppen, welche vielen Frauen vor der Zeit graue Haare machen. — Mademoiselle Mars ist bereits, vielleicht weit, über die Sechzige hinaus, und doch behauptet sie noch immer die Frische und Jugend des Gemüths und Spiels: ihr Gang, ihre Stimme, ihr Lächeln, ihre Haltung gehören der jüngsten, freundlichsten Grazie an. Alle Rollen, wo die Zartheit und Feinheit des französischen geselligen Lebens in's Spiel kommt, wobei Schelmerei, List und Koketterie der Weiber das weiteste Feld haben, stellt sie unübertrefflich dar. Ihr Spiel lockt uns in ihre süße, spielende Welt hinein, und wir müssen der wunderbaren Zauberin folgen, wohin sie uns haben will. Sie weiß aber auch zu herrschen und spielt trefflich die Koketten, welche eine Heerde von ihren Winken abhängiger Sklaven um sich haben, und die vornehmen Damen, welche unerfahrenen Jünglingen auf die Zähne fühlen und halbfügige Töchter zügeln. Ich erinnere mich, die Mars eines Abends in grobem, bärenem Gewand zu den Füßen eines Melodramtyrannen gesehen zu haben, und selbst in dieser demüthigen Stellung konnte man die vornehme Dame nicht verkennen, welche den Abend zuvor als bewundernswürdige Celimene im Salon des Misanthropen gesessen. Atlas, Geschmeide und schöne Bänder scheinen wie gemacht für die Mars. Sie kleidet sich am liebsten weiß; sie trägt im Winter einen weißen Kaschemir, im Sommer ein Mousselinkleid. Warum wird dieser jugendlich frische Putz leider von Jahr zu Jahr ein immer schärferes Epigramm gegen die, welche ihn trägt? Allein wenn man die Mars auf den Brettern sich bewegen sieht, wird man noch immer von den Grazien ihrer Person und ihrer Kunst bezaubert.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Noch vor Tagesanbruch wurde ich durch einen verwirrten Lärm in dem neben meiner Schlafkammer gelegenen Wohnzimmer geweckt. Männer und Weiber sprachen durcheinander, Holzschuhe klapperten und die Thüren des Hauses wurden beständig aufgerissen und zugeschlagen. Ich erhob mich und lauschte. Wenn es im Nebenzimmer ruhiger wurde, glaubte ich draußen ein dumpfes Rauschen oder ein tiefes, einförmiges Dröhnen zu vernehmen. Ich sprang auf, kleidete mich schnell an und trat in's Wohnzimmer, wo ich die ganze Familie schon auf den Beinen und in geschäftiger Bewegung fand. Der Mann splißte ein Tau zusammen, die Hausmutter schürte das Feuer auf dem Herde und setzte einen Topf darauf, und zwei junge Weiber, die Tochter und die Schwiegertochter meines Wirths, standen, schon völlig angekleidet, im Begriff, ein Tuch um den Kopf zu wickeln, als gälte es

eine längere Reise. Mein Morgengruß wurde kurz erwidert, und auf meine Frage, was für ein Getös ich gehört, antwortete der Alte eben so kurz und schnell: „Die See!“ — „Wohin wollt Ihr jezt?“ fragte ich weiter. „Hinaus, um nach unsern Leuten zu sehen,“ antwortete er; „wir bekommen hartes Wetter.“ Diese Worte wirkten elektrisch auf mich, und ich beschloß augenblicklich, die Strandbewohner zu ihrem fürchterlichen Nachbar zu begleiten. In wenigen Minuten waren wir marschfertig und verließen das Haus.

Die Sonne ging eben auf; ihre dunkelrothe Scheibe glühte düster hinter streifigen Wolken; kein Wind war zu spüren, aber lauter und lauter ertönte das ununterbrochene Gebrause des Meeres. Schweigend gingen wir nach dem Strande hinab. Ich bestieg die äußerste Düne, und fand zu meiner großen Verwunderung das Meer in keiner merklichen Bewegung; nur dicht am Ufer ging eine tiefere Grundsee, welche sich am Strande brach und donnernd längs demselben hinrollte; die Luft war noch in Ruhe, aber mein alter Wetterprophet versicherte, daß ich binnen kurzer Zeit den Westwind fühlen würde. Er hatte Recht: eingehüllt in düstere Nebel, stellte der grause Beherrscher der Nordsee sich bald ein. Nun begann auch das Meer weiter hinaus sich zu regen, und bald zeigten sich kleine weiße Flecken, die immer zahlreicher und zahlreicher, immer größer und größer wurden und sich, wie es schien, mit der Schnelligkeit des Windes näherten. Aber der Wind eilte ihnen voraus; plötzlich brach er herein mit Unheil wahrsagenden Seufzern und pfiff laut in den struppigen Büscheln der Strandbinse. Kein Boot war noch zu sehen. Den ganzen Strand entlang auf den Dünen erschien der eine Küstenbewohner nach dem andern, meistens Weiber und halberwachsene Knaben, um gleich uns nach zögernden Fischern auszusehen.

Die Heftigkeit des Windes nahm zu und mit ihm das Rollen der Wogen; der ganze Strand stand bald in Schaum. Ich zitterte für die armen Fischer auf der hohen See, und gab sie in Gedanken schon auf, als der Greis, das spähende Auge mit der Hand bedeckend, ausrief: „Da haben wir sie!“ — Ich sah indessen noch nichts, und meine Angst wuchs. Der Fingerzeig der Uebrigen leitete endlich meine Augen auf einen dunkeln Punkt in der Ferne, der oft verschwand, aber immer größer, immer näher wieder zum Vorschein kam. Das Meer erhob sich stärker, die weißen Flecke wurden zahlreicher und breiter nnd die drei, nur durch schmale Tiefen getrennten, neben einander längs dem Strande hinlaufenden Sandriffe wurden schon durch eben so viele zusammenhängende Schaumstreifen bezeichnet, welche sich nach Norden und Süden hinstreckten, so weit das Auge reichte. Diese Riffe sind das Verderben der Seefahrer, aber eine dreifache Wehr der Küste; denn sie brechen die ungeheuern Wellen, welche oft höher sind als die Dünen selbst, und ohne einen solchen Widerstand bald die schwachen Wälle niederreißen und das flache Westland überschwemmen würden.

Das Boot eilte. Schon sah man die Köpfe der Fischer, wenn es sich auf dem Rücken einer Welle erhob; wenn es dann aber von derselben hinablief, wie von einem Hügel, und im Wellenthale verschwand, dann dachte ich mit Schrecken: „werden sie wohl wieder heraufkommen?“ Ein Angstruf entfuhr mir, aber der alte Mann, der mit verschränkten Armen neben mir stand, sagte mürrisch: „Was gibt's? Noch haben sie keine Noth.“

Jezt hatten sie das äußerste Riff erreicht. Hier hielten sie an, ruderten sogar aus allen Kräften rückwärts, und theilten glücklich mehrere gewaltige Wogen. Als diese sich in der Brandung zerschlagen hatten, wurde das Wasser auf einer kleinen Strecke eben. Sie nuzten diesen Augenblick und ruderten mit Windeseile landwärts. Auf dieselbe Weise überwanden sie das mittlere Riff; aber jezt war die eigentliche Lebensgefahr erst vorhanden. Die Zuschauer sprangen dicht an's Ufer hinab, und fielen wie auf ein Commandowort, die gefalteten Hände gen Himmel streckend, alle auf die Knie. Darauf sprangen sie eben so schnell auf und faßten sich bei den Händen. Ich sah nicht gleich ein, wozu diese Kette dienen sollte, aber ich erfuhr es bald. Das Boot war jezt bei dem lezten Riff, keinen Steinwurf vom Lande; verfolgt von einer Sturzsee, die ihren weißen Kamm über dasselbe hinbeugte, schoß es in die Brandung hinein, wurde eingeholt, gab die Seite, känterte, und die Weiber und Kinder stießen ein lautes, herzzerschneidendes Geschrei aus. Mit der Welle wurden die Schiffbrüchigen an's Land gespült, einige erreichten dasselbe ganz und gewannen gleich festen Fuß, aber andere kamen nicht so nahe. Da trennte sich die Kette an mehreren Stellen; der Nächste ergriff mit der einen Hand den in der Brandung Kämpfenden, und die Uebrigen zogen aus aller Macht, um dem Meer seine Beute zu entreißen; denn dieselbe Welle, welche sie hinaufgeworfen hatte, würde sie in ihrem Rücklauf* wieder hinausgeschwemmt haben, und dann ist keine Rettung mehr. Ein schrecklicher Augenblick! Er flog so schnell an mir vorüber, daß ich kaum sah, wie Alles zuging; aber die Verunglückten wurden sämmtlich gerettet. Eben so schnell wurde das Boot, dieser treue Freund in so mancher Noth, geborgen, und erst als dasselbe mit dem ganzen reichen Fang der verflossenen Nacht auf's Land gezogen und in vollkommene Sicherheit gebracht war, erst dann

* Die Strandbewohner nennen die rücklaufende Welle mit einem sehr bezeichnenden Ausdruck: „Sutter“ — den Seufzer. Sie kostet ihnen Seufzer genug.

grüßten die Männer sich gegenseitig mit treuherzigen Handschlägen, und die Frauen umschlangen den Einen und den Andern der triefenden Seeleute mit liebenden Armen. Nun kamen eilends die zu Hause gebliebenen Mütter, Hausfrauen und Töchter mit Krügen voll warmen Getränkes herbei; jeder der Heimgekehrten ergriff einen derselben mit beiden Händen, und ließ ihn nicht los, bevor er den Boden gen Himmel kehrte.* Darauf theilte man die Beute, Jeder versügte sich nach Hause, und ich begleitete meinen Wirth und seine Familie.

(Fortsetzung folgt.)

* Diese abgehärteten Menschen haben die Sitte, niemals Lebensmittel mit sich auf die See zu nehmen, und werden daher bei ihrer Landung stets mit einer Herzstärkung von warmem Bier empfangen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

Messe. Eisenbahn.

Die große Michaelismesse ist zu Ende, die wogenden, kaufbrausenden Fluthen haben sich gelegt und das gewöhnliche Alltagsleben fließt wieder in gewohnter Weise dahin. Die Messe bezeichnete diesmal streng den Uebergang vom Herbst zum Winter; vor ein paar Tagen hatten wir noch das schönste Herbstwetter, und die Menge wogte behaglich zwischen den Buden und den Schaubarkeiten unher; jetzt, nachdem wie durch einen Zauberschlag sämmtliche Buden verschwunden sind, beginnt der kalte Winter schon sein Regiment, und in Mackintosh's gehüllt, eilen die Genossenen durch die öde scheinenden Straßen dahin. Die Messe ist in jeder Beziehung sehr günstig ausgefallen. Ob in Leder oder in Tuch bessere Geschäfte gemacht sind, und wie hoch die Louisd'or gestanden haben, solche kaufmännisch-praktische Expositionen kümmern Ihre Leser wenig; passender könnte ein rascher Blick auf das Getriebe der Messe erscheinen. Vor dem Thore in dem Budenbereiche schmetterten von früh bis spät Abends die Trompeten bei den Caroussels und gaben den Grundton in dem ungeheuren disharmonischen Concerte; die durch die verschiedenartigsten Reize und Sehenswürdigkeiten einladenden Buden füllten sich täglich, und die fröhliche Menge tummelte in den Straßen und zwischen den Buden, zum Kaufen und zum Schauen. Drei Seiltänzer- und Kunstreiter-Gesellschaften waren zur Messe eingetroffen. Die akrobatisch-athletische Gesellschaft von Michaele Averino aus Rom gab im Theater Vorstellungen. Bono und Dumos vor dem Thore. Unter der Gesellschaft von Bono befand sich Jean Dupuis, l'incomparable, erster Athlet ꝛc., wie er sich selbst nannte, der umherreiste, um das berühmte Kampfspiel der Römer darzustellen, zugleich Jedermann einlud, mit ihm im Ringen sich zu versuchen, und für den Sieger einen Preis von 500 Thalern aussetzte. Mehrere wagten den Kampf mit dem täglich in den Zeitungen und noch viel mehr auf den unaufhörlich großen Anschlagzetteln Renommirenden; allein sie waren ihm nicht gewachsen, und wie der Neue Ankömmling durch Berührung der Mutter Erde, gewann Dupuis durch die Besiegung eines ungeübten Gegners neuen Muth zum Renommiren. Besser gefiel die Gesellschaft von Dumos aus Paris, die nicht allein vortreffliche zugeritten Pferde hatte, sondern auch sehr geschmackvolle pantomimische Darstellungen und graziöse Ballets gab. Man konnte hier recht die Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Grazie der Franzosinnen bewundern; das Haus war täglich gedrängt voll. Auch die Zauberei und natürliche Magie fand mehrere kunstgeübte Repräsentanten, und bei dem Anblick einer orakelkündenden Pythia konnte eine lebhafte Phantasie leicht nach dem heiligen Delphi sich versetzt glauben. Der Dampf, der die Seherin umschwebte und in heilige Verzückung zu versetzen schien, war zwar nicht der aus dem Innern der Höhle aufsteigende, sondern bläulicher Cigarrendampf, und die Fragen betrafen nicht den Willen der Götter oder etwa das Schicksal von Reichen und Königen, sondern im Geiste der sogenannten materialistischen Richtung unserer Zeit, beantwortete die Seherin, wie viel Geldstücke und was für welche und von welchem Jahre jedes einzelne auf einen Teller gelegt waren. Hier Caroussels mit schrecklich dröhnenden Drommeten, als sollten Jerichos Thore gesprengt werden, dort Dampfschaukeln, hier eine Reihe Buden zu Spiel und Tranf; wilde Bestien, abgerichtete Affen und Hunde, Harfenistinnen, Bänkelsänger, Leierkästner, Guckkästner, alles bunt durcheinander, und dabei alle Tage das schönste Herbstwetter. — Wie mannigfach und verschiedenartig auch sonst die Ansichten und Bestrebungen der Bewohner Leipzigs seyn mögen, in einer Sache finden doch alle einen Vereinigungspunkt, einen Focus, der alle Strahlen concentrirt, einen Magnet, der Alles anzieht und fesselt: es ist die Leipzig-Dresdener Eisenbahn; sie ist das große, freie, selbstständige Werk der Leipziger Kaufmannschaft, die sie in's Leben gerufen und in kurzer Frist vollendet hat; sie ist auch der Stolz der ganzen Bevölkerung. Man muß an schönen Sonntagen die Ankunft oder Abfahrt des Dampfwagens gesehen haben, um sich einen Begriff von der ungeheuren Lebhaftigkeit, dem bunten Treiben, Wogen und Drängen machen zu können. Schon eine gute halbe Stunde vor der Ankunft des Wagens füllt sich die Promenade mit Zuschauern, und viele werden gar nicht satt, dieses täglich zweimal sich wiederholende Schauspiel immer wieder mit anzusehen. Es ist Vormittags nach neun Uhr, der Zeiger der großen Uhr am Bahnhofe weist bald auf bald zehn; Alles ist voller Erwartung; der Wagen muß nun kommen, der Telegraph bei Murzen hat längst das Zeichen der Abfahrt gegeben, das rothe Fähnchen am Eingange des Bahnhofs winkt, der Wächter steht an seinem Posten, die Glocke tönt — jetzt kommt er dahergesaust, der feuerspeiende Drache, und das Pfeifen der Lokomotive tönt furchtbar wieder im Gewölbe des Bahnhofs. Alles springt von den Wagen herab, Alles eilt bunt durcheinander. Da kommen sie, die Fremdlinge aus fernen Ländern, in Reisekostüm und oft von wunderlichem Ansehen; englische Touristen, Reisende aus den böhmischen Bädern, Reisefustige aus allen Orten und von allen Ständen. Während des ganzen Sommers bestand der Zug gewöhnlich aus zwanzig Wagen, oft aus noch mehreren. Im Sommer ging — außer den zahlreichen Extrafahrten — die gewöhnliche Fahrt täglich zweimal von Leipzig und zweimal von Dresden mit der promptesten Genauigkeit und stets gleicher Schnelligkeit vor sich, und auch nicht der geringste Unglücksfall ist vorgekommen. Seit der Mitte Oktobers gehen die Wagenzüge für die Wintermonate Morgens eine Stunde später und Nachmittags eine früher, um sieben Uhr früh und zwei Uhr Nachmittags von Leipzig und Dresden ab. Vor und während der Messzeit war die Frequenz auf der Eisenbahn ganz außerordentlich.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 270.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 11. November 1839.

Gratia cum Nymphis geminisque sororibus audet
Ducere nuda choros.

Horat.

Die Jahreszeiten von Kálidása.

Aus dem Sanskrit übersetzt von P. v. Bohlen.

IV. Der Winter.

1. Es ist die Winterzeit herangekommen,
Die Feige knospet, zeitig wird der Reis,
Am zarten Halme volle Aehren prangen,
Doch wankt der Lotus von des Reifes Eis.

2. Nun schmücken ferner sich die holden Frauen
Mit frischen Kränzen von Jasmin nicht mehr;
Sie winden keine duftende Guirlande
Zur Kühlung um den hohen Busen her.

3. Sie legen jetzt um ihre schlanken Arme
Sich weder Spangenschmuck noch buntes Band;
Kein dünner Flor wird um die Brust geschlungen,
Nicht wallet um die Mitt' ein zart Gewand.

4. Nicht mehr der goldne Gürtel mit Juwelen
Und Perlenglanz die runde Hüft' verschönt;
Nicht mehr, wie des Flamingo helles Girren,
Der Knöchelring am Lotusfuße tönt.

5. Zum Freudenfeste reiben sich die Schönen
Mit gelbem Sandelstaube rein und klar;
Durchwürzen sich den Mund mit Wohlgerüchen
Und räuchern dunklen Aloe in das Haar.

6. Dann kehren sie mit blassen Wangen wieder
Vom Liebesmahl ermüdet und entzückt,
Und lächeln schelmisch, daß auf ihren Lippen
Der Zähne Mal des Buhlen eingedrückt.

7. Der Winter seufzet unter Gräserflüstern,
Da kalter Reif ihr Blatt erstarret hat,
Wenn er mit Liebesschmerz am frühen Morgen
Der hochgebrüsteten Geliebten naht.

8. Des Menschen Herz erwacht zu neuer Wonne,
Wenn fern des muntern Kranichs Ruf ertönt,
Das Feld mit jungem Reise sich bekleidet
Und mit Gazellenheerden sich verschönt.

9. Wenn rings von der Nymphäen Purpurfülle
Die schöne Fläche der Gewässer glüht;
Wenn Vögelschaaren ihre Fluth durchschneiden,
Erfüllet sich mit Freuden das Gemüth.

10. Wie sich die Gattin um den Fernen grämet,
So bleichet allgemach die reife Saat,
Weil sie vom Windeshauche ward geschaukelt,
Den Schneegestöber durchgekältet hat.

11. In ihren Armen eingeſchlummert, ruhen
Die Liebenden, von Kama's Pfeilen wund;
Es duften um ſie her der Liebe Seufzer,
Denn Blumenwohlgerüche haucht der Mund.

12. Doch unter Schmerzenswunden ward erkämpfet
Vom jungen Paar der Liebe Hochgenuß:
Denn heftig prägten ſich der Zähne Spitzen
Den zarten Lippen ein mit heißem Kuß.

13. Ein ſchlankes Weibchen hat den Spiegel zur Hand genommen,
Am frühen Morgen des Geſichtes Nymphäe zu ſchmücken;
Beſchaut die Lippe, deren Honig der Freund getrunken,
Und ſieht die Narben, von den Zähnen hineingeritzet.

14. Und Andre dorten, die der Taumel der Luſt ermüdet,
Mit mattem Auge, das vom Wachen der Nacht ſich röthet,
Gehn nun zur Ruhe mit des flatternden Haares Fülle,
Auf's weiche Lager, wo der ſonnige Strahl ſie wärmet.

15. Noch andre Schönen, die mit ſchwellendem Buſen ſchwanken,
Beginnen emſig das geringelte Haar zu ſchmücken,
Und Perlenſchnüre mit des lieblichen Weihrauchs Düften
Umwinden zierlich ihres wolligen Haares Dunkel.

16. Hier ſchauet Eine, mit dem röthlichen Munde lächelnd,
Auf ihre Reize, die ſo eben den Freund gefeſſelt;
Das Haar gelöſet und mit ſchämigen Seitenblicken
Hüllt ſich die Glieder in ein neues Gewand die Schlanke.

17. Und andre wieder, von der Fülle der Bruſt gebogen,
Sind liebeskränker nach dem tändelnden Spiel geworden;
Sie ſchleichen ſchmachtend und ermüdet ſich nun von dannen
Des Leibes Ranken ſich mit duftendem Oel zu ſalben.

18. So möge das Glück euch werden zur ſchönen Winterzeit,
Die über Feld und Fluren des Reiſes Segen ſtreut;
Die lieblicher Frauen Herzen ſo mannigfach verſchönt,
Wenn draußen der Reif gefallen und Krauichruf ertönt.

Der Findling.

(Fortſetzung.)

Ein wohlſchmeckendes Mahl von den Gaben des Meeres wurde ſchnell bereitet; bevor dieſes aber noch genoſſen war, ſtreckte ein Mann den Kopf in die halbgeöffnete Thür und rief: „Eine Strandung!“ Alle ſprangen auf und fragten zugleich: „Wo?“ — „Hier!“ antwortete der Mann ſchnell und zog den Kopf zurück, um ſeine wichtige Botſchaft weiter zu bringen. Mein Wirth, ſein Sohn und zwei andere junge Männer, die auch mit auf dem nächtlichen Fiſchzug geweſen waren, ſtürzten hinaus, ich ihnen nach.

Der Wind war zum Sturm geſtiegen und das Meer brüllte in ſeinem gräßlichſten Zorn; der Sand der Dünen peitſchte uns in's Geſicht und der Schaum flog, Schneeflocken gleich, über unſere Köpfe dahin. Mit weitausgeriſſenen Augen kletterte ich die Düne hinan, welche unter meinen Füßen zu beben ſchien; die dunkeln Waſſer des Meeres ſchäumten und tochten, ein Regen von Staub und Schaum verhüllte die Ausſicht und das Donnern der Wogen betäubte mein Ohr. „Wo?“ rief ich meinem Nachbar zu. Er ſtreckte ſeinen Arm aus, und nun entdeckte ich, kaum einen Kanonenſchuß entfernt, das unglückliche Schiff. „Kann's ſich nicht noch retten?“ fragte ich. „Nein,“ lautete die Antwort, „und wenn es das einzige Segel auf der See wäre. Es kann ſich vom Lande nicht länger frei halten; es muß ſtranden.“

Unſicheren Laufes, bin und her geſchleudert von den Wellen, kam das Schiff näher und näher. „Nun!“ riefen Alle auf einmal, „nun iſt es beim erſten Riff.“ — „Es löſt,“ rief Einer. „Nein,“ entgegnete der Andere, „da kommt eine See, die wird ihm helfen.“ — Sie kam; das Schiff wurde von der mächtigen Welle in die Höhe gehoben und ſank wieder. „Es iſt hinüber!“ riefen ſie, und ein ſchwerer Stein fiel von meinem Herzen, aber ich kannte die jütiſche Küſte nicht. Wenige Sekunden nachher hieß es: „da ſteht's!“ Es war auf dem mittleren Riff geſtrandet. Mir kam es vor, als ſegelte es noch fort, aber ich wurde nur von dem Schlingern des Schiffs und von ſeinem Hauen auf dem Grunde getäuſcht.

Kaum einen Büchſenſchuß vom Lande ſaß es feſt, und ich hoffte daher, daß die Beſatzung gerettet werden würde. Sie ließen auch ein Boot hinab und zwei Matroſen ſprangen hinein, aber da kam eine Sturzſee und riß ſie mit ſich fort. In tauſend kleinen Stücken wurde das Boot an's Land geworfen, die Leute aber ſah ich nie wieder. Als ſie verſchwanden, ertönte das Wehgeſchrei der Mannſchaft lauter als das Geheul des Sturmes und der Donner der Brandung.

Nun wälzte ſich von außen eine Reihe von Wellen heran, größer und mächtiger als alle vorhergehenden. Nenn, ſagen die Küſtenbewohner, folgen auf einander, und die letzte iſt die größte von allen. Als die erſte das Schiff traf, machte es eine Bewegung nach der Seite, und die geängſtigte Mannſchaft ſtieß ein Geſchrei aus, noch ſtärker und durchdringender als das erſte. Die nächſte Welle drehte das Schiff etwas mehr und überſpülte

das halbe Vorderdeck. Die Matrosen kletterten die Wanten* hinan und surrten ** sich fest. Jede folgende See drehte das Fahrzeug immer mehr und mehr, bis es zulezt dem Lande die Seite ganz zukehrte. Das Tauwerk wurde losgerissen und flatterte im Winde hin und her und die Masten schlingerten. Nach diesen furchtbaren Wellen war das Meer einen Augenblick ruhiger und schien seine Kräfte zu einem neuen, noch gewaltsameren Angriff sammeln zu wollen. Die verzweifelnde Besazung streckte die Hände bald gegen den wolkenbedeckten Himmel, bald gegen das Land — gegen das Land aus, dem sie so nahe waren und das sie doch lebend nie betreten sollten. Ihr Geschrei zerriß meine junge Brust wie ein zweischneidiges Schwert; aber es war ganz unmöglich, den Gestrandeten zu Hulfe zu kommen. Vergebens riefen die Strandbewohner ihnen zu, daß sie Tauwerk an Tonnen befestigen und dieselben über Bord werfen sollten, um auf diese Weise eine Verbindung mit dem Lande zu bewerkstelligen; sie hörten oder verstanden es nicht.

Jezt bot sich uns ein neues, rührendes Schauspiel dar. Ein Mann stürzte aus dem Roof, *** ein Frauenzimmer folgte ihm; er warf seine Augen auf das Meer, auf das Land, und dann umarmten sie sich. Vielleicht war es der Kapitän und seine Frau. Plözlich rissen sie sich los, eilten wieder in das Roof und kamen gleich mit einem großen Pack zurück, den sie an einem Tau in's Wasser hinunter ließen. Jezt knieten Beide und streckten bittend ihre Arme gegen uns. Der Pac hielt sich gut oben und erreichte, obgleich von der Brandung hinauf und hinab geschlendert, bald und glücklich die Küste. Ein Mann ergriff denselben, trug ihn höher hinauf und löste das Tau ab. Jezt erst sprangen jene Beiden auf und stießen ein Geschrei aus, welches wie Freude klang. Schnell band er das Frauenzimmer mit dem andern Ende des Taues an ein Brett fest — zu spät! eine neue Wellenreihe erreichte das Wrack. Gleich die erste wälzte sich brullend und schäumend über dasselbe hin und stürzte den einen Mast mit allen denen, die in seinem Tauwerk hingen, über Bord; der Kapitän und seine Frau waren verschwunden. Am Strande zog man aus allen Kräften an dem Tau, und das Frauenzimmer wurde auch an's Land gebracht, aber — mit zerschmettertem Kopf. Die folgenden Seen (Wellen) warfen auch den andern Mast und legten den Rumpf auf die Seite, die lezte aber erhob sich wie ein Berg aus dem Abgrunde. Der Alte, der neben mir stand, rief: „Erträgt es die, so erträgt es mehr.“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da erhob die Sturzsee ihren breiten Rücken noch mehr, krümmte ihn, stürzte wie eine Lawine auf das Wrack, und mit einem Getrach, lauter als Sturm und Brandung, zersplitterte sie das unglückliche Schiff. Die Stücke und Trummer tanzten und wirbelten in dem kochenden Schaum. — Die Leiche des Kapitäns fand man nie, und ebensowenig konnte man je den Namen des Schiffs oder seine Heimath herausbringen.

Während Alle beschäftigt waren, die an's Land treibenden Waaren und Sachen zu bergen, ging ich hin, um den zuerst geretteten Pac zu untersuchen, der aus zusammengeschnürten, auf eine Kajütenthür festgebundenen Matrazen bestand. Ich beugte mich hinab, um ihn aufzulösen, und eine frohe Ahnung durchzitterte mich. Da hörte ich mit freudigem Erstannen ein leises Wimmern, zerschnitt schnell die Stricke, riß die Kissen zur Seite und hielt ein lebendes Kind in meinen Armen. Geschwind packte ich Alles wieder zusammen und eilte, so schnell ich konnte, mit dem kostbaren Strandgut nach meiner Herberge.

Nur die alte Hausmutter und ihr Enkel, ein dreijähriger Knabe, waren zu Hause. — Ich legte meine Beute auf den Tisch. Das Kind, ein kaum halbjähriges Mädchen, war freilich vom Seewasser durchnäßt, schien aber doch keinen Tropfen von dem bittern Trank des Todes verschluckt zu haben, und fing wieder an zu wimmern, wahrscheinlich aus Mangel an Nahrung. Die Frau wurde aufmerksam, verließ den Kaffeetesel auf dem Herde und rief, als sie das Kind erblickte, mit zusammengeschlagenen Händen: „Lieber Jesus, wo habt Ihr denn die Kleine herbekommen?“ — „Vom lieben Gott,“ antwortete ich und bat zugleich um etwas von der warmen Milch, die am Feuer stand. Die Kleine trank diese mit großer Begierde und ließ sich darauf stillschweigend die nassen Kleider ab- und trockene anziehen. Ich nahm sie auf meine Arme, während eine Wiege bereitet wurde; ihr Kopf sank bald auf meine Schulter, und sie schlief schon ruhig, ehe sie noch in das Bett gekommen war.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Van Amburgs.

Das furchtbare Schauspiel der Balgereien Van Amburghs mit seinen wilden Bestien ist, wie bereits alle Zeitungen gemeldet haben, durch einen Vorfall unterbrochen worden, welcher schrecklicher hätte endigen können, und für jenen Mann eine Warnung seyn sollte, vermuthlich aber von ihm nicht sehr beachtet werden wird. Wie er es angefangen hat, um Löwen und Tiger zahm zu machen, weiß Niemand; man sagt hier, dies sey sein Geheimniß, und man hegt verschiedene Vermuthungen darüber. Einige meinen, er zähme die Thiere durch langes Fasten; allein sie sehen gar nicht

* Strickleitern.

** banden.

*** Verschlag auf dem Vordeck kleiner Fahrzeuge.

darnach aus, als ob sie Hunger litten, man sollte im Gegentheile glauben, sie seyen übersatt, und wahrlich wäre es ein gefährliches Spiel, ein Lamm vor dem Rachen eines ausgehungerten Löwen vorbeizutragen, wie Van Amburgh thut; der Löwe würde sich wohl nicht lange bedenken und allen eingelernten Gehorsam vergessen, um eine gute Mahlzeit zu halten. Van Amburgh muß also wohl ein kräftigeres Mittel angewendet haben, um die Bestien zu bändigen; aber welches? Niemand kann darüber etwas Bestimmtes sagen. Der neuliche Vorfall hat übrigens bewiesen, daß man den so zahmen Thieren doch nicht völlig trauen kann. Dies scheint der Mann auch recht gut zu wissen. Er tritt wie ein furchtbarer Gebieter mit einer Reitgerte in die beiden Käfige, welche auf der Bühne angebracht und worin die wilden Thiere eingesperrt sind. Er spielt mit den Panthern und andern kleinern Bestien, dreht und wendet sie und treibt sie in eine Ecke, ohne weiter Act auf sie zu haben; den Löwen und den Tiger aber verliert er nie aus den Augen. Einige meinen, sein Blick habe etwas Besonderes, was den Bestien Furcht einjage und ein Hauptmittel zu ihrer Bezähmung gewesen sey; ich zweifle aber, ob ein Menschenblick eine große Wirkung auf Löwen und Tiger auszuüben vermag, so lange diese nicht schon völlig gezähmt sind. Wahrscheinlich geschieht es aus Klugheit und Vorsicht, daß er beständig ein wachsames Auge auf beide hat. Seine zwei Hauptkunststücke sind, erstens: daß er seinen Kopf in den Rachen des Löwen steckt; bekäme der Löwe in diesem Augenblick eine Zuckung in den Kinnbacken, so wäre es um den Kopf des armen Van Amburgh geschehen. Das zweite Hauptkunststück besteht darin, daß ihm der Tiger auf die Schultern klettert, während er, Van Amburgh, den Fuß auf den am Boden ruhenden Löwen setzt; bei diesem Stücke geschah es neulich, daß ihm der Fuß ein wenig ausglitt und etwas unsanft auf die Tatze des Löwen drückte. Dadurch wurde das Thier ein ganz klein wenig ungeduldig und biß nur so wenig um sich, daß die Zuschauer im Saale es kaum bemerkten. Aber Gott behüte seden auch vor der kleinsten Ungeduld eines Löwen, denn sie ist furchtbarer als der Zorn eines geringern Thieres; sie hatte zur Folge, daß Van Amburgh am Beine zerfleischt war, und erst als das Blut floß, bemerkte das Publikum, was vorgefallen war. Der Mann war so muthig, daß er von Neuem den Fuß auf das wilde Thier setzte. Das Publikum hatte aber Mitleiden mit ihm und wollte nichts mehr sehen; er selbst fühlte sich geschwächt, und das Schauspiel mußte aufhören. Er will nichts destoweniger seine Vorstellungen fortsetzen; vor der Hand sind sie unterbrochen, und wenn Van Amburgh klug wäre, so nähme er Abschied von seinen Bestien und vertauste sie an die Menagerien; denn man fürchtet mit Recht, daß er bei einem andern Anfalle von Löwenunmuth nicht mit einem gebissenen Beine davon kommen werde. Uebrigens hat es in der gesthetischen Beschäftigung, die er treibt, bereits Nebenbuhler, und vielleicht sporne ihn der Ehrgeiz an, hinter dem Thierzähmer, der nun seine Kunst zu London sehen läßt, nicht zurückzubleiben, und es noch besser zu machen als dieser, welcher seinen Kopf ebenfalls in den Rachen des Löwen steckt, und ihn bisher immer noch, so gut als Van Amburgh, unversehrt herausgezogen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Oktober.

(Schluß.)

Concerte. Theater Literatur.

Die Eisenbahn, sagte ich, sey der Gegenstand, in dem sich das Gesammtinteresse von ganz Leipzig vereinige; nächstdem sind es, für die höhern Stände, die Gewandhaus-Concerte. Diese stehen unter der rühmlichst bekannten Leitung von Mendelssohn-Bartholdy, und es befinden sich so viele Virtuosen auf jedem einzelnen Instrumente in der Kapelle, daß man besonders altklassische Musikstücke, Symphonien von Mozart und Beethoven nicht leicht anderswo in solcher Vollendung hören möchte. In den letzten Wintern waren zwei englische Sängerinnen, Miß. Clara Novello und Miß. Shaw engagirt; in dieser Saison hören wir Dmlle. Meerti aus Antwerpen und Dmlle. Schloß aus Cöln. Besonders Dmlle. Meerti entzückt durch eine wundersodne, klangvolle Stimme, die durch eine tüchtige Schule ausgebildet ist, und manche Kunstentdusiasten wollen in den schönsten Tönen Aehnlichkeit mit der Malibran entdeckt haben. Die Gewandhaus-Concerte haben bereits am 6ten Oktober ihren Anfang genommen. Im vorigen wurde unter Andern der zweite Aufzug und das Finale der „Hermannsschlacht“ vom königl. bayerischen Hofkapellmeister Eberard, unter eigener Direktion des Komponisten aufgeführt, entsprach jedoch den gehegten Erwartungen nicht. — Wie die ganze Richtung Leipzigs, als einer großen Kaufmannsstadt, vorzugsweise merkantilisch ist, wie diese Richtung mehr oder weniger auch auf die Gelehrten ihren Einfluß übt, so zeigt sie sich auch bei der Direktion unseres Theaters. Sie behandelt die Sache ganz vom kaufmännischen Standpunkte aus, gibt Stücke, die das Haus füllen, bezahlt prompt die Gage und überschreitet die Mittel nicht, die ihr zu Gebote stehen. In einer Stadt wie Leipzig, wo das Theater Privatsache ist und wo der königlichen Chatulle durchaus keinen Zuschuß erhält, kann man gegen diese Maxime durchaus nichts einzuwenden haben und ist mit der Direktion nicht unzufrieden. Im Schauspiel ist unsere Heldin Madame Dessoir, die, wenn auch nicht mehr in der ersten Jugendblüthe stehend, jeder großen Bühne zur Zierde gereichen würde. In der Oper ist Dem. Schlegel die Beliebte und Bewunderte. Diese noch sehr junge Sängerin hat sich in kurzer Zeit vortrefflich ausgebildet, und bei ihren Gastrollen in Berlin wahres Furore gemacht. Eines der tüchtigsten Mitglieder unserer Bühne ist Hr. Lorzing, der bei seinen Darstellungen ein Feuer, eine Lebendigkeit und Gewandtheit zeigt, die man besonders an französischen Bühnenkünstlern zu bewundern pflegt. Auch ist er tüchtiger Musiker. Seine kürzlich in Scene gesetzte neue komische Oper „Caramo oder das Fischerstechen,“ hat wegen der leichten, angenehmen Musik, und der vielen schönen, lieblichen Melodien sehr angesprochen. Das neue Trauerspiel von Gutzkow soll nächstens hier einstudirt werden. — Zum Schlusse noch ein Wort über den Stand unserer Journalistik. Das „Nordlicht“ ist die neueste Erscheinung an diesem Horizont. Die „Rosen“ sind, seit der Redakteur Heller von seiner italienischen Reise zurückgekehrt ist, wieder etwas mehr in Blüthe gekommen; der „Komet“ verbunkelt sich zusehends und thät nichts von irgend einem Glanze blicken; einen Anflug von Laune und Humor zeigte der Herausgeber in seiner Messbeschreibung. Die „Eisenbahn“ lieferte während des Sommers viele witzige und interessante Novelletten und Gensrebilder, auch manches Pikante über Leipziger Zustände; jetzt befindet sich der Redakteur Mieß seit längerer Zeit auf Reisen, so daß er weniger für sein Blatt leistet. — Aber eine wichtige Erscheinung, nicht im Gebiete der leichten Tagesliteratur, sondern der ernsten Wissenschaft sind die bekannten hier bei O. Wigand erscheinenden „hallischen Jahrbücher.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 12. November 1839.

O Phantasie! erhelle
Der ersten Pfade Spur.
Matthison.

Scenen aus dem Leben.

Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit.

Meine Jugenderinnerungen stürzen in ein stimmerndes Meer verwirrter Bilder zusammen, aus dem nur, wie Felsen aus der Tiefe der Wasser, einzelne ungewöhnliche, der jungen Phantasie mächtiger eingedrückte Erscheinungen hervorragen.

Nicht weit von meinem väterlichen Hause war eine Irrenanstalt im Kleinen, und heute noch könnte ich ihre Bewohner nach der Natur zeichnen, so tief ergriffen dirft über dem Kreise des Alltagslebens stehenden Bilder meine kindliche Einbildungskraft. Noch sehr ich jenes wahnsinnige Weib hinter den eisernen Stäben ihres Fensters, wie sie jetzt ihre rabenschwarzen Haare ordnet, hinter dem Gitter kokettirt und den Vorübergehenden verführerisch zulächelt, allmählig, vom Unverstand verhöhnt, in Zorn geräth, das Gesicht verzerrt, auf die sich mehrende Menge verächtlich herabspuckt und sie mit Schmähworten überhäuft, sofort in thierische Wuth übergeht und mit der Kraft des Wahnsinns die Eisenstäbe ihres Kerkers schuttelt. Der unnatürliche Anblick eines von der Vernunft verlassenen menschlichen Wesens hat etwas Graurnvolleres, als selbst die naturgemäße Wildheit der Bewohner des Waldes, und mit ehrerbietigem Staunen sah ich die rüstige Gestalt des Nachbars Grobschmied, unter den aufgestülpten Hemdärmeln seine nervigten Arme zrigend, durch die Menge gehrn; drun er allein vermochte auf solcher Höhe der Raserei die Wahnsinnige zu bändigen. Noch sehe ich den altrn Advokaten mit langem, silberwißem Bart, mit glanzlosrm Auge blödsinnig vor sich hin stierrnd, drn Altan auf und ab wandeln, in der sengenden Sonnenhitze in Priz gehüllt und in drr Kälte des Wintrrs im bloßen Hemde, und so die Jahrrszeiten umkehrend, wie er vielleicht das Recht verdreht hatte, während ein verarmter Prozeßkrämre mit zur Erde gesenktem Blick im Hofe drs Irrenhauses auf und ab schleicht und nur je und je das Haupt erhebt, um auf die Frage: „Was suchst du?“ mit traurig eintöniger Stimme zu rrwidern: „Grrrchtigkeit!“ Dies war das einzige Wort, das aus seinem Munde kam.

Mein Vater war Bewohnrr einer Provinzialstadt des untern Elsaßes, und die Tage meines Kindrsaltrrs fielen in den Anfang der französischen Revolution. Es war ein bewegtrs Leben um mich hrr, drssen ich mich in kindischer Lust freute, ohne seine Bedrutung zu verstehen. Eines Tagrs umgab mich ein mehr als gewöhnliches Treiben; meinrs Vatrrs Stirne war umwolkt, meine Mutter blaß wie der Tod, meinr ältrrn Geschwister zitterten; ich sah zum Fenster hinaus und ergötzte mich an den lärmenden Gruppen auf der Straße. Plötzlich hörte

man Trommelwirbel und wilde Hörnermusik; ein starker Haufe Landvolks zog unter dem tobenden Geschrei: „Es lebe die Freiheit!“ in die Stadt. Die Gruppen der Städter auf der Straße öffneten sich scheu links und rechts, und durch sie hin schritten die jubelnden Landleute mit ihren Flinten, Sensen, Heugabeln, alten Säbeln. Mein Vater griff nach seinem Nationalprügel — einem dicken Knotenstock — und wollte hinaus. Meine Mutter und ältern Geschwister klammerten sich weinend und kreischend an ihn an. Auf der Gasse ertönte verwirrtes Geschrei: „Bürger heraus!“ und zugleich erschallte der schrille, ängstlich rufende Laut der Lärmglocke. Mit Prügeln bewaffnete Städter zeigten sich unter der Thüre, mein Vater riß sich los und folgte ihnen. Ich benützte den Augenblick allgemeiner Bestürzung, um aus dem Hause zu entwischen.

Mit kindischer Fröhlichkeit mischte ich mich unter die lärmende Menge, welche die Straßen füllte und dem Gemeindehaus zuströmte. Mein Vater stand in der Mitte einer Gruppe von Bürgern und sprach sehr heftig. Ich verstand nicht, was er sagte; als ich aber sah, daß einige in seiner Nähe stehenden Landleute drohend ihre Waffen gegen ihn erhoben, drängte ich mich durch die dichten Reihen und schlich weinend an seine Seite. Er bemerkte mich nicht, und als ich ihn am Aermel zupfte, warf er mir kaum einen flüchtigen Blick zu. Die Bürger zogen sich enger zusammen, um seine Person, als die ihres Sprechers, zu decken. Ein Nachbar unseres Hauses nahm mich auf den Arm, denn ich lief Gefahr, erdrückt zu werden. Von allen Seiten tönte verwirrtes Geschrei, Fluchen, Toben, Zusammenschlagen der Waffen in meine Ohren. Plötzlich rauschten im Gemeindehause die Flügelthüren des Balkons auf, und es entfaltete sich eine dreifarbige Fahne. Jubelnd wurde sie von den Landleuten und einem Theile der Stadtbewohner begrüßt; die Mehrzahl der Städter blickte bestürzt hinauf zu dem Zeichen der siegenden Umwälzung. Der neue Gemeinderath trat auf den Altan, an seiner Spitze ein kleiner buckliger Mann mit der dreifarbigen Schärpe über der Schulter. Ein höhnendes Zischen ließ sich unter den Gruppen der Städter vernehmen. „Der also ist unser neuer Maire!“ riefen spottend viele Stimmen. „Kennst du den da?“ fragte mich der Mann, der mich auf dem Arm hielt, indem er mit dem Finger zum Balkon hinauf deutete. „Ja wohl,“ erwiderte ich, „es ist der bucklichte Glaser, der die Scheiben macht, die ich zerbreche.“ Von diesem Tage an war mein Vater, als das Haupt der Aristokraten des Orts, ein Gegenstand des Hasses der Revolutionsmänner, und die Patrioten spuckten aus, wenn sie an unserem Hause vorübergingen.

Ich spielte eines Morgens vor der Thüre unseres Hauses, da trat ein freundlicher, wohlaussehender Mann auf mich zu und fragte: „Wem gehörst du, Kleiner?“ Ich nannte den Namen meines Vaters. „Ist dein Vater zu Hause?“ fragte er weiter. „Ja, mein Herr!“ — Er lächelte und sagte: „Nicht so — ja, Bürger! mußt du sagen.“ Ich sah ihn verdutzt an und erwiderte: „So sagt der Nachbar Bierwirth zu meinem Vater, aber Papa hört es nicht gerne.“ Die Stirne des Fremden wurde etwas finster, und auf sein Verlangen führte ich ihn in meines Vaters Studierzimmer. Als der Fremde eintrat, blickte mein Vater von seiner Arbeit auf und rief verwundert: „Eulogius!“ — „Ich bin es, David!“ versetzte Jener. Auf einen Wink meines Vaters entfernte ich mich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Gerührt betrachtete ich das süßschlummernde kleine Wesen. „Vor Kurzem,“ dachte ich, „warst du noch bei Vater und Mutter, jetzt bist du in einem wildfremden Lande, fortgerissen von denen, die dir das Leben gaben. Wenn du deine unschuldigen Augen wieder aufschlägst, wirst du deine Lieben suchen, aber nicht finden, und niemals jene Namen aussprechen, die ersten, die theuersten, die wir kennen lernen. — Arme kleine Blume aus einem weit, weit entlegenen Lande, vielleicht aus dem schönen Süden, nun hieher geschleudert, um in den öden Sand des kalten Nordens verpflanzt zu werden! Vielleicht wirst du bald hinwelken, und dann wird Keiner dich vermissen, keine Abschiedsthräne deine erbleichende Wange benetzen. Du wirst seyn wie eine Fremde und Landflüchtige, ungeliebt im Leben, vergessen im Tode.“

„Was meint Ihr?“ frage die Frau; „über die, welche das Meer verschlungen hat? Sind wir nicht Alle unserm Herrn einen Tod schuldig? Mein erster Mann blieb auf der See, und mein Vater, mein Bruder blieben auf der See, Alle auf einmal. Damals weinte ich, aber —“ — „Ich traure nicht über die Todten, sondern über die Lebende; seht Ihr denn nicht, daß die Kleine hier genug zu beklagen ist?“ — „Ja, ja,“ antwortete sie, indem sie zu ihrer Arbeit zurückkehrte, „aber der liebe Herrgott lebt noch.“ — In diesen Worten lag etwas, das meine Augen trocknete und meine Brust erweiterte. Ich verließ das Haus, um nach dem Wrack zu sehen.

Auf dem halben Wege begegnete ich einigen mit Beute beladenen Bergern und kehrte, da sie mir sagten, daß am Strande nichts weiter zu thun sey, mit den Angehörigen meines Wirths nach dem Hause zurück. Diese wußten nichts von meinem Strandgut und machten

große Augen, als sie das Kind in der Wiege fanden. Der dreijährige Enkel meines Wirths stand neben mir und guckte mit großer Neugier hinein. Als ich den Zusammenhang erklärt hatte, sagte der Hausherr: „Das ist Alles ganz gut, aber was sollen wir mit ihr machen?“ — „Sie muß dem Armenwesen zur Last fallen,“ entgegnete sein Sohn. — „Am besten ist's, wir bringen sie gleich zum Pfarrer,“ bemerkte der Schwiegersohn, „so kann er mit ihr machen, was er will.“ — Während man noch so über das Schicksal der Kleinen rathschlagte, hatte die junge Frau sich an den Fuß der Wiege gestellt und betrachtete das schlafende Kind mit starren Blicken und verschrankten Armen. „Mutter,“ sagte der kleine Knabe, „ist das meine Schwester?“ — In diesem Augenblick schlug das Kind die Augen auf und ließ sie über die Umstehenden hingleiten, zuletzt aber auf dem Knaben ruhen. Er reichte ihr die Hand, sie ergriff dieselbe, und er schrie vor Freuden laut auf. „Lieber Gott,“ brach die junge Frau aus, und Thränen zitterten in ihren Augen, „gleicht sie nicht unserer kleinen Marie?“ — „Wo?“ fragte ich, umherblickend, „wo ist Marie?“ — „In Gottes Reich,“ antwortete die Frau seufzend; „sie starb vor einem Vierteljahr.“ Darauf warf sie einen schüchternen Blick auf ihren Mann und fuhr fort: „Sollen wir diese statt der Verschiedenen behalten?“ — „Hm,“ antwortete er gedehnt, „das können wir nicht entscheiden.“ — Nun wandte sie sich bittend zu den Schwiegereltern und sagte: „Was meinen Vater und Mutter? das kleine Ding blickt uns so freundlich an.“ — „Ei,“ antwortete der Greis, „wo zehn essen, ihelommt der Elfte ja wohl auch seinen Theil. Behaltet sie denn in Gottes Namen.“ Meine kleine Gerettete lächelte, als hätte sie verstanden, was man sprach, und streckte ihre Händchen der neuen Mutter entgegen. Diese riß eilig die Decke zur Seite, nahm das Kind auf ihre Arme und küßte es mit mütterlicher Zärtlichkeit, während der kleine Knabe umherhüpfte und händeklatschend ausrief: „Nun haben wir Marien wieder!“ — „Ja, wie wollt ihr sie denn nennen? wie soll sie heißen?“ fragte der alte Mann. — „Marie, Marie!“ jubelte die junge Frau, „das sagt ja der kleine Jürgen.“ Dem stimmten Alle bei, die Hausmutter aber faltete die Hände mit einer Innigkeit des Gefühls, welche ich ihr nicht zugetraut hätte, und sagte: „In Jesu Namen! sie ist Gottes Gabe vom Meere.“

Etliche und zwanzig Jahre waren seit meinem ersten Besuch auf Jütlands wilder Westküste verronnen, als ich mich vor einigen Sommern zum zweiten Mal dort befand. Viel Wasser war, wie man sagt, seitdem in das Meer gelaufen; „und manches Menschenauge hat sich seitdem auf dem Meere geschlossen,“ dachte ich, als es seine unendliche Fläche wieder vor meinen Blicken ausbreitete. Die wechselnden Begebenheiten eines ganzen Menschenalters und seine Stürme hatten meine Erinnerungen an die eben erzählten Begebenheiten und ihre fürchterlichen Wirkungen geschwächt und verwischt, wie der Wind die Fußstapfen des Wanderers im Sande der Dünen; aber der Anblick des Meeres und der Küsten weckte mein schlummerndes Gedächtniß. Vom Ufer, an dem ich wanderte, bestieg ich die Dünen, erkletterte einen der höchsten Sandberge und sah mich nach meiner alten Herberge um. — Ich konnte sie nirgends entdecken und glaubte den rechten Ort nicht getroffen und mich, wie es leicht geschieht, in der einförmigen Sandwüste verirrt zu haben; denn hier ebnet der Sturm einen Hügel, fegt dort einen andern zusammen, und selbst die größten Sandberge verändern vor seinem Zorn ihre Lage, ihre Richtung und ihr Aussehen, wie Schneehaufen während der wechselnden Winde des Winters.

Die Sonne stand hoch auf ihrer Bahn, die Luft war mild, ein sanfter Ostwind wehte, leise in den blaßgrünen Blättern des Rispengrases säuselnd, vom Lande, und die Strandlerche sang ihr munteres Lied. Ich setzte mich, das Gesicht gegen das Meer gewendet, auf die Abdachung der Düne und betrachtete die schimmernde Wasserfläche, die das Bild des wolkenfreien, azurblauen Himmels zurückspiegelte. Wie verschieden war diese stille Ruhe von jenem wilden Aufruhr, in dem ich sie zum letzten Mal sah! „Ist das wirklich dasselbe Meer?“ fragte ich mich. Und warum nicht? kenne ich doch eine viel traurigere Verwandlung: das Antlitz des Kindes ist auch der reine Spiegel der Freude und der Unschuld, und doch kommt eine Zeit, wo es von den Wolken der Sorgen, von dem Nebel des Trübsinns verdunkelt wird, wo wilde Orkane der Leidenschaften dasselbe durchfurchen und verzerren.“

(Fortsetzung folgt.)

An die Sülskülende.

(s. Nro. 262.)

In welche Nektarschale
Hast du den Mund getaucht,
In welchem Blumenthale
Den Odem eingehaucht? —
Des Herzens tiefste Wunde
Heilet an deinem Munde.

Vom Grame, vom Verdrusse
Zerrissen war mein Herz;
Du nahmst mit einem Kusse
Von mir der Jahre Schmerz.
Des Herzens tiefste Wunde
Heilet an deinem Munde.

Adolph Peters.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das Daguerreotype. Die Kunstschule.

Ein Wundermann ehderer und höherer Art, Daguerre, ist nun in der ganzen Welt durch die Produkte seiner Erfindung bekannt. Alle Kunsthändler in Paris verkaufen Ansichten von Pariser Gebäuden, welche durch's Daguerreotype hervorgebracht worden sind, und den Parisern sind sie schon nichts Neues und Aufsallendes mehr. Manche dieser Ansichten sind fertiger nicht gut gerathen, und von Leuten verfertigt, welche in den Handgriffen der Kunst noch nicht sehr bewandert sind; dazu kommt, daß die Erfindung erst gegen Ende des Sommers sich im Publikum verbreitet hat, und die Versuche im Herbste bei stark abnehmendem Sonnenlichte gemacht worden sind. Starkes Licht ist aber ein unentbehrliches Erfordernis zum Gelingen, nun so mehr, da in Paris die Gebäude bald schwarz werden und sich daher schwer im Daguerreotype darstellen, wenn nicht ein Strom von Licht auf sie fällt. Wird die Erfindung mehr verbessert und vervollkommnet, so wird sie keinen so glänzenden Erfolg haben, als man erwartet hatte. Erstens sind alle zum Verkaufe ausgebotenen Proben sogleich von derselben Größe; die dargestellten Gegenstände mögen groß oder klein seyn, sie müssen alle in denselben Rahmen; es scheint nicht, daß man bis jetzt im Stande ist, diesen zu erweitern. Zweitens glänzt die Oberfläche der Platten immer wie ein Spiegel, und man bemerkt oft den Prospekt kaum, wenn man nicht genau zusieht. Zu Verzierungen von Gemächern und Kabinetten sind diese Ansichten gar nicht geeignet. Ein Hauptverdienst, welches man den Daguerreschen Bildern zuschreibt, war, daß sie die Gegenstände auf's Getreueste darstellen sollten, und da sie in der That nur Abspiegelungen des Objekts sind, so sollte man glauben, daß nichts getreuer seyn könnte. Indessen habe ich doch an einigen bemerkt, daß sie eine falsche Ansicht der Gegenstände liefern. So z. B. habe ich bei einem Kunsthändler eine Platte gesehen, welche den innern Hof des sogenannten Palais des orls oder der (jetzt ganz vollendeten) Kunstschule darstellte. In diesem weiten Hofraume steht einzeln eine alte Façade des ehemaligen Schlosses Gaillon, im Geschmacke der Renaissance. Ungefähr fünfzig Schritte hinter diesem schön verzierten Thore befindet sich der eigentliche Palast. In der Wirklichkeit macht das Thor einen sehr guten Eindruck; aber auf dem Prospekte sieht es wie angeklebt an den Palast; man kann es kaum von demselben unterscheiden, zumal es sich nur in sehr schwachen Umrissen darstellt. Der zwischen Thor und Palast vorhandene Raum ist ganz verschwunden, und die Ansicht mildin ganz falsch. Es wird also durch Erfahrung noch auszumitteln seyn, unter welchen Umständen die Darstellung gerein ausfällt und unter welchen nicht, und welche Hindernisse sich im letzten Falle der richtigen Darstellung des Raumes und der Verhältnisse entgegensetzen. Ein Prospekt, den man sehr häufig antrifft, ist der des Triumphbogens an der Barrière de l'Etoile. In dem kleinen Rahmen stellt sich derselbe natürlich in höchst verkleinertem Maßstabe dar. Die darauf aufgebrachten Figuren sind getreu abgebildet; aber die Gesichter und andere feinen Theile der Bildhauerei sind kaum angedeutet, und nicht sichtbarer, als man sie auf einer Zeichnung vorzustellen pflegt. In der Akademie der Wissenschaften hat Arago ernstlich behauptet, man Porträte mit dem Daguerreotype darzustellen, thue man wohl, das Gesicht der Personen zu beyndern, indem das Weiße sich weit besser abbilde; vielleicht wird man auch die Bildsäulen, und allenfalls auch die Gebäude bepudern müssen, damit sie sich desto besser im Daguerreotype darstellen. Der Erfinder, den man einstweilen nicht nach seinem Verfahren, sondern vermittelst der Lithographie absonterfeit hat, erscheint mit gepuderten Haaren und einem Schnurrbarte, und sieht eher einem Major des ehemaligen Gardes françaises, als einem Künstler ähnlich. Dies thut aber nichts zur Sache. Er hat sich durch seine Erfindung ein großes Verdienst erworben, nur muß er wohl etwas eifersüchtig auf diejenigen seyn, welche seine Erfindung vervollkommnen wollen. Er scheint — wohl irrig — zu glauben, es sey nichts mehr daran zu verbessern. Mit Recht muß es ihn aber ärgern, daß sein schon so viele Prüfscher mit seinem Verfahren abgeben und schlechte Ansichten liefern, welche seiner Erfindung in der öffentlichen Meinung schaden. — Das oben erwähnte Palais des orts wurde im Otto der Start besucht, denn hier waren die Arbeiten der Schüler der Anstalt ausgestellt, wie auch die der in Rom sich aufhaltenden jungen französischen Künstler. Mit letzterm war man nicht sehr zufrieden und beklagte sich, daß die Künstler in Italien zu wenig studiren, und daß Rom sie erschlaffe, wie Capua einst die Soldaten Hannibals. Mit der Pariser Kunstschule sah es besser aus; ein großer Wetteifer hatte die Schüler beseelt, und zehn derselben waren zur Preisbewerbung in der Malerei für tüchtig erklärt worden. In den großen Sälen, worin ihre Gemälde ausgestellt waren, hat man in chronologischer Ordnung alle seit Stiftung der Kunstschule, das heißt, seit einem Jahrhundert gefertigten Gemälde aufgehängt, und da sie immer nach demselben Maßstabe vers fertigt werden mußten, so bildet dies eine ganz sonnetrische, sehr interessante Sammlung, an welcher man die Veränderungen im Kunstgeschmack bequem beobachten kann. Aber — diese Bemerkung haben fast alle Zeitungen gemacht — die meisten der hier gefertigten Künstler sind nie große Maler geworden, wogegen manche Künstler, welche sich einen großen Ruf erworben haben, nie in der Kunstschule gefertigt worden sind, und also auch kein Gemälde hier hängen haben, obschon man ihre Werke in allen großen Gemäldegalerien sieht. Dies ist ein wahrer Trost für die Schüler, welche keine Preise bekommen, und wenn sie Lust haben, Italien zu sehen, auf eigene Kosten hinreisen müssen. In einigen Jahrhunderten wird die Galerie der Pariser Kunstschule, wenn sie so lange fortgesetzt wird, eine höchst anziehende Sammlung bilden und zu ganz besondern Betrachtungen Anlaß geben. Wohin die aus Rom eingesandten Kunstwerke kommen, weiß ich nicht, vermuthlich verfügt die Regierung darüber zu Gunsten der Provinzialkunstsammlungen, oder stellt sie auf den Speicher, wenn sie nicht gut sind. Im Palais des orts waren auch die Nachbildungen römischer Alterthümer des mittägigen Frankreichs ausgestellt, welche man schon bei der Ausstellung der Gewerbeproduite bewundert hatte, und die von der Regierung angekauft worden sind. Wahrscheinlich werden sie nun im Palais des orts bleiben. Sie sind mit erstaunlicher Sorgfalt von einem in der Alterthumskunde bewanderten Manne aus Nismes, Namens Pelet, aus Korkholz verfertigt, und geben, wiewohl sie etwas klein sind, doch einen ziemlichen Begriff von dem Aussehen und dem jetzigen Zustande dieser Alterthümer; besonders zu bemerken sind die Amphitheater zu Nismes und Arles, die ein äußerst imposantes Ansehen gehabt haben müssen. Pelet hat nicht allein die alten Denkmäler, sondern auch den Boden, worauf sie stehen und worin ihre Fundamente ruhen, abgebildet, und sehr interessante Reliefs zu Stande gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 13. November 1839.

— She chanted snatches of old tunes,
As one incapable of her own distress.

Shakespeare.
Hamlet.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Schon war ich im Begriff, meinen einsamen Ruheplatz zu verlassen, als ein unerwarteter Anblick mich zurückhielt. Ein silberlockiger, vom Alter gebeugter Mann wankte langsam an einem Stabe heran, den er in seiner Rechten hielt und mit dem er beständig vor sich hin fühlte, während ein kleiner Knabe von fünf oder sechs Jahren leitend seine Linke faßte. Im Sandthal, dicht nördlich vor mir, machten sie Halt. „Sind wir nun da, Torkil?“ fragte der Alte. — „Ja, Aeltervater.“ antwortete der Kleine. Mit seiner Hulfe setzte der Greis sich nieder, das Gesicht gegen mich und die Sonne gewendet, steckte den Stab in den Sand und stützte beide Hände darauf, um seinem bärtigen Kinn einen Ruhepunkt zu verschaffen. Der Junge sammelte kleine Steine und stellte sie in viereckigen, zusammenhängenden Haufen auf. — Nach einigen Augenblicken des Schweigens fragte der Greis: „Bist du hier? was machst du?“ — „Baue Häuser, Aeltervater,“ lautete die Antwort. — Baue nur fort, dachte ich, wir Alten bauen auch auf Sand. — Kurz nachher fragte der Blinde wieder: „Wo ist deine Mutter?“ — „Da kommt sie,“ antwortete der Knabe. Ich wandte meine Augen nach der Seite, von welcher sie gekommen waren, und bemerkte eine wohlgekleidete, sehr hübsche, aber bleiche Bauerfrau, die, einen Spaten auf der Schulter, hastig auf die Andern zueilte. — Sobald sie meiner gewahr wurde, stand sie still, steckte den Spaten in den Sand und stemmte beide Hände in die Seite. Ein seltsames Lächeln spielte um ihren Mund, sie blinzelte mit den Augen, nickte mir vertraulich zu, als ob wir alte Bekannte wären, und sang darauf in einer lustigen Melodie, aber mit gellender Stimme:

De unge Karle de ere saa falsk', ja falsk' udaf Hjertens Grund,
De love os Kjærlighed med Haand og med Mund,
Men dei kommer Fanden ikk' af Hjertens Grund.
Hejomdik, Hejomdak, kom Faldera! *

Bei dem Refrain machte sie einen Sprung und schlug mit den Armen um sich. Der Blinde seufzte und sagte ärgerlich: „Lieber Gott, das abscheuliche Lied singst du immer! Jürgen narrte dich ja gar nicht; du weißt es recht gut.“ Bei diesen Worten ging die schreckliche Lustigkeit des jungen Weibes plötzlich in die tiefste Betrübniß

* Die jungen Burschen die sind so falsch, ja falsch aus des Herzens Grund,
Gelobeu uns Liebe mit Hand und mit Mund,
Doch es kommt den Teufeln auch aus Herzens Grund.
Hejomdik, Hejomdak, komm Faldera!
Jütisches Bauernlied.

über; ihre Hände fielen matt am Körper hinab, sie senkte ihr schönes, bleiches Gesicht und ein tiefer Seufzer schwellte ihren Busen. „Ja, das ist wahr, Aeltervater," entgegnete sie; „nun will ich denn sehen, ob er hier ist." Darauf ergriff sie den Spaten und begann eifrig im Sande zu graben; aber bald hielt sie wieder inne, ließ die Hände auf dem Griff ruhen, schüttelte den Kopf und seufzte: „Er ist nicht hier. Nein, nein, Magdalene hat ihn wohl beschwazt und ihn mit sich gelockt; man kennt sie wohl." Hiemit erhob sie sich rasch und sang in der vorigen Melodie mit derselben schelmischen Miene:

De unge Karle dem elske vi höit, ja höit ud af Hjertens Grund,
Men hvad kan det hjelpe vi elske dem,
Naar de reise bort, de komme aldrig meer hjem.
Hejomdik, Hejomdak, kom Faldera. *

Der kleine Knabe, der wohl kaum wissen mochte, was Wahnwitz sey, sang den Refrain mit, indem er in kindischem Uebermuth seine steinernen Häuschen mit den Füßen über den Haufen warf; der Greis aber verbarg das Gesicht in seine Hände, und unter ihnen rollten seine Thränen in den Sand. Wie gefesselt saß ich auf meinem Platz und hatte nicht das Herz, den alten Mann nach dem Zusammenhang zu fragen; indessen belam ich bald auf anderem Wege eine Aufklärung und bereute fast, dieselbe gesucht zu haben. Die Wahnwitzige warf ihren Spaten wieder auf ihre Schulter und entfernte sich, indem sie sang:

Derfor bær saa mangen den blegeste Kind for sin allerkjæreste Ven,
Men Skam sku' de saae! ja, Skam sku' de saae,
Som lokke en Anden sin Kjæreste fraa.
Hejomdik, Hejomdak, kom Faldera! **

Als sie fort war, faltete der alte Mann die Hände über den zitternden Knieen, wandte sein Antlitz gegen den Himmel, den er nicht mehr sah, von dem aber selbst der Blinde Licht holt für seine Seele und Hoffnung für sein kummererfülltes Herz. Nachdem er sein stilles Gebet geendigt hatte, sagte er: „Komm, Torkil, küsse deinen Aeltervater." Der Knabe legte seine kleinen Hände auf die des Greises und küßte ihn, unterstützte ihn dann beim Aufstehen, und Beide wanderten eben so langsam fort, als sie gekommen waren.

Tief bewegt wandte ich mich nach dem Meere; eine ältliche Frau ging, mit ihrem Weidenkorb * auf dem Rucken, unten am Ufer. Ich rief ihr zu, und als sie zu mir herauf gekommen war, grüßte sie mich mit einem freundlichen: „Gott zum Gruß!" Nachdem ich ihr gesagt hatte, was ich gesehen, setzte das Mütterchen ihren Korb hin, ließ sich neben mir nieder und erzählte mir Folgendes:

„Der blinde Mann, das ist der alte Torkil. Er weiß selbst nicht, wie alt er ist, aber ein hundert Jahre hat er gewiß auf dem Nacken. Gott behüte uns Alle! er ist einmal ein betriebsamer Mann gewesen und hat Geld auf Zinsen gehabt. Er wohnte dort; dort in der Ecke des großen Sandberges hat sein Haus gelegen, aber der Flugsand nahm erst sein Feld, und so mußte er sich weiter hinein anbauen und auf rohem Boden von vorne beginnen. Ja, Herr, wo Ihr auch der seyn mögt, ihr Leute vom Osten wißt nur wenig, was wir hier erdulden müssen. Wir werden vom Wasser und vom Sande gedrängt; sebt dort, dort draußen, wo nun die Schiffe segeln, dort stand meine Wiege."

(Schluß folgt.)

* Darin sammeln alte Leute und Arme Bernstein, Holzstücke, und was sonst das gierige Meer wieder auswerfen mag.

---

* Die jungen Burschen, die lieben wir sehr, ja sehr aus des Herzens Grund,
Doch was kann's uns helfen, daß wir sie lieben so sehr,
Sie ziehen in die Fern' und kehren nimmermehr.
Hejomdik, Hejomdak, komm Faldera!

** Darum trauert Manche mit bleicher Wang' um ihren theuersten Freund;
Aber Schmach auf dein Haupt, ja Schmach auf dein Haupt,
Haft du listig der Andern den Bräut'gam geraubt!
Hejomdik, Hejomdak, komm Faldera!

Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit.

(Fortsetzung.)

Der Fremde blieb mehrere Stunden. Als mein Vater in das Familienzimmer kam, zeigte seine Stirne tiefe, kummervolle Falten; er ging schweigend auf und ab, von Zeit zu Zeit einen Blick gramvollen Bedauerns auf Weib und Kinder werfend. Meine Mutter konnte sich nicht länger halten und fragte mit zitternder Stimme: „Ein neues Unglück, mein Freund?" — „Die Tage der Prüfung kommen," erwiderte er düster; „ich habe nur die Wahl —" — „Um Gotteswillen, wer war der Fremde?" unterbrach ihn meine Mutter hastig. — „Eulogius," sagte mein Vater in traurig ernstem Tone und verließ, seiner Bewegung nicht länger Herr, schnell das Zimmer. — „Eulogius Schneider!" rief meine Mutter weinend aus und schlug die Hände über dem Haupte zusammen und sank ermattet auf die Ottomane. Meine ältern Geschwister fingen bitterlich an zu weinen. Meine Mutter bedeckte ihre überfließenden Augen mit der Hand und sagte schmerzlich: „Ja, weinet, weinet um euern Vater, ihr Waisen!" Ich weinte mit, obwohl ich nicht begriff, wie der Name dieses freundlichen Herrn solchen Schrecken erregen konnte.

Von dieser Stunde an hatte unsere Wohnung das Ansehen eines Trauerhauses. Jede Spur früherer Fröhlichkeit war gewichen, und in Blick und Worten herrschte feierlicher Ernst, wie am Krankenbette eines Sterbenden. Eulogius Schneider kam noch einige Mal, betrat aber nie die Zimmer der Familie. Als er das letzte Mal ging, spielte ein bitteres, höhnisches Lächeln um seinen Mund. So wenigstens wollte meine Mutter bemerkt haben, die ihm hinter der Gardine nachblickte. Wir sahen ihn nie wieder. Einige Tage darauf trat Abends bei Licht ein verhüllter Mann in unser Zimmer. Er schlug den Mantel auseinander; meine Mutter stieß einen Schrei aus: sie erkannte in ihm einen der wüthendsten Jakobiner. „Bürgerin," sagte der Mann ruhig, „lasse dich, ich meine es nicht böse mit euch. Dein Mann hat mir früher Freundschaft erwiesen, ich bin nicht undankbar. Es droht ihm Unglück. Der Conventskommissär ist in Straßburg angekommen. Beselet euer Haus. Mehr kann ich nicht sagen." Der Mann barg sich wieder in seinen Mantel und verließ das Zimmer. An diesem Abend verbrannten meine Eltern viele Papiere in dem Kamin.

Am folgenden Tage, als ich auf der Straße spielte, fuhr ein vierspänniger Wagen, von Husaren umgeben, vor unser Haus. Meine Mutter blickte aus dem Fenster und schrie laut auf. Ein Mann mit einer dreifarbigen Schärpe stieg aus; ich folgte ihm in den Garten, wo mein Vater auf und ab ging. Der Mann trat auf ihn zu, überreichte ihm ein Schreiben und sagte mit höflichem Ernst: „Im Namen des Gesetzes! Bürger, ich verhafte dich." — „Wessen bin ich angeklagt?" fragte mein Vater ruhig. — „Des Hochverraths an der einen und unheilbaren Republik." — „Wer sind meine Ankläger?" — „Vor den Schranken des Tribunals wirst du sie finden." — „Bürger," erwiderte mein Vater mit der Würde, die das Bewußtseyn eines unbescholtenen Lebens verleiht, „ich bin bereit. Wirst du mir Zeit gönnen, mich zur Reise anzuschicken und den Meinen Lebewohl zu sagen?" — „Alles, was sich mit dem Gesetz und meinem Auftrag verträgt." — „Mehr verlange ich nicht." Wozu unsern Jammer schildern? Mein Vater wurde nach Straßburg abgeführt.

Die Armee der verbündeten Mächte hatte die Linien von Weissenburg gesprengt. Ihr siegreiches Vorrücken verbreitete Bestürzung in den Reihen der Revolutionsmänner. Tag und Nacht schallte die Sturmglocke und rief alle wehrhaften Männer zu den Waffen. Die Freunde der Ruhe und Ordnung freuten sich im Stillen und hofften auf eine bessere Zukunft. Sie erwarteten mit Ungeduld das Anrücken der verbündeten Heere, aber ihre Freude war stumm, denn jedes laute Zeichen derselben wäre ein Todesverbrechen gewesen. Wir wohnten in der Vorstadt an der Straße nach Hagenau. Die französische Armee hatte sich in die Pässe der Vogesen zurückgezogen. Wir hielten uns in unserer Wohnung eingeschlossen wie in einer Festung, um nicht die Blicke und die Rache der durch ihr Unglück noch wüthender gewordenen Jakobiner auf uns zu ziehen. Eines Abends, es war zur Herbstzeit, hörten wir Pferdegetrappel vor unsern Fenstern. Eine Säbellklinge schlug an die verschlossenen Läden und laute Stimmen schrieen: „Auf! auf!" Meine Mutter, welche mit zurückgehaltenem Athem gelauscht hatte, fuhr freudig in die Höhe und rief: „Es sind Deutsche! Es sind Freunde!" Man öffnete schnell die Läden, und vor dem Hause hielt ein Offizier mit einer Abtheilung preußischer Reiter. Er fragte, ob Franzosen in der Stadt seyen, und auf die verneinende Antwort stieg er ab und kam in das Zimmer. Er wurde freundlich empfangen, und als er, nach dem Hausherrn sich erkundigend, die Antwort erhielt, unser Vater sitze als verdächtig im Gefängniß zu Straßburg, bestreundete er sich sogleich mit uns und faßte volles Zutrauen. Bald folgten mehre Truppen und die Offiziere nahmen Erfrischungen bei uns ein. Sie ließen den Maire holen. Der buchliche Glasermeister erschien zitternd und ohne das Amtszeichen der dreifarbigen Schärpe. Allmählig rückte ein starkes Corps der verbündeten Armee ein und bezog in der Nähe der Stadt ein Lager. Als wir diese wohldisciplinirte und regelmäßig bewaffnete Heeresmacht sahen, wiegten wir uns in frohen Hoffnungen und zweifelten keinen Augenblick an der baldigen Einnahme Straßburgs und der Befreiung unsers Vaters.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

Guykows Richard Savage.

Guykows „Richard Savage" ist auf der hiesigen Bühne am 25sten October zum ersten Male aufgeführt, und am 8ten November wiederholt worden. Beim jetzigen Zustande des deutschen Theaters hat einer, der mit einem dramatischen Versuch auftritt, schon viel gewonnen, wenn er durch irgend ein Interesse, und hätte es auch mit dem Werke selbst zunächst nichts zu thun, die Leute aufmerksam macht und herbeizieht. Hier, wo sein Name so oft genannt worden, ges noß Guykow dieses Vortheils mehr als an manchem andern Ort. Man kam, man war begierig zu sehen, ob der Mann, der so viel geleugnet und negativ behauptet, im Stande sey, ein positives Stück Welt hinzustellen, das einen fesseln, rühren und erschüttern, und am Ende befriedigen könnte. Die Probe ist keineswegs zum Nachtheil des Dichters ausgefallen. Die Mehrzahl derjenigen, welche sich ein selbstständiges Urtheil erlauben, erkennt an, daß sich sein eigenthümliches Talent in der neuen Sphäre glücklich bewährt, und der Eindruck auf das große Publikum scheint ein sehr günstiger. Man muß

wohl sagen „scheint," weil einmal die Zeiten nicht mehr sind, wo sich das Interesse an einer andern Bühnenerscheinung als einer Oper laut und freudig äußerte. Die Fabel des Stücks ist den Lesern aus einem frühern Bericht in diesen Blättern bekannt, und zu einer, auch nur einigermaßen gründlichen Beurtheilung fühle ich mich, nachdem ich das Stück nur einmal gesehen, nicht belehrt genug; ich möchte weder im Guten noch im Schlimmen absprechen, und des schränke mich, mit dem Vorbehalt, später wieder den Gegenstand aufzunehmen, auf Folgendes.

Sehr angenehm sprach mich im ganzen Verlauf etwas an, dessen Mangel es vorzüglich ist, was im Allgemeinen die deutsche Dramatik so schwach und so schwächlich macht: ich meine den raschen, entschlossenen Verstand, der sich beim Untertauchen in die Sphäre der Gefühle und Empfindungen nie selbst verliert und das Bestimmte mit herausbringt, der bei jedem Ausdruck der Gesinnung schnell fertig wird und jede Situation klar und reinlich aus den Händen läßt, der deutlich und bestimmt exponirt, eben so fortführt und vor dem rein verständigen Urtheil wenigstens keine offenbare Blöße gibt. Das eine wesentliche Element des dramatischen Dichters, der dramatische Verstand, scheint mir also in reichem Maße vorhandne, und die Unebenheiten in der Oekonomie des Stücks sind nur von der Art, wie sie durch die Uebung jenes gelehrigen Seelenvermögens in einer bestimmten Richtung leicht ausgeglichen werden. Wie verräth sich nun aber dazu das andere Element des Bühnendichters, das unmittelbare poetische Gefühl? jene Kraft, welche Charaktere in ihrer ganzen Tiefe wie auf Einen Schlag hervorbringt, welche die freie, fertige, in sich abgeschlossene Geburt der Phantasie dem Verstande überliefert, der sofort am Geschöpf der eigenen Seele das Geschäft der Beobachtung übt, wie an einem natürlichen Menschen? Dies ist es eben, worüber ich mir noch kein bestimmtes Urtheil gebildet habe, und ich glaube dem Dichter meine Achtung besser zu bezeugen, wenn ich mich noch bestinne, als wenn ich ihm schmeichelte oder ihn verkleinerte. Ihm zu schmeicheln habe ich gar keine Ursache, und Verkleinerung ist ja oft nur die neidische Negation dessen, was man innerlich gelten lassen muß. — Nur ein Wort über einen einzigen Punkt. Man hat die Stummheklärung der Lady im letzten Akt, den Bruch ihres Herzens, als einen Abfall von ihrem Charakter getadelt; mir aber scheint die Catastrophe, den Charakter der Lady und ihre Gesinnung gegen den aufgedrungenen Sohn als menschlich wahr vorausgesetzt, consequent genug. — Shakespeare hat nur in einem und dem andern seiner Stücke nebenbei eine launige Kritik oder Parodie seines eigenen Metiers eingewoben. Es ist sehr des zeichnend für Gutzkows Eigenthümlichkeit und Richtung, daß er es sich nicht versagen konnte, die beiden Dramen, die er bis jetzt erscheinen lassen, so stark mit Kritik zu färben. Im einen parodirte er die neuesten Philosopheme im Kostüm der alten Welt, im andern brauchte er eine Zeit, wo in Engs land die Journalistik eine soziale Macht zu werden anfing, als einen Spiegel unserer literarischen und kritischen Zustände.

(Schluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Kunstakademie. Italienische Oper.

Während der Ausstellung fand, wie gewöhnlich, die öffentliche Sitzung der Kunstakademie statt, welche bekanntlich über die Preisbewerbungen der Kunstschule ihr Urtheil fällt und die Preise ertheilt. Der Generalsekretär dieser Akademie war bisher der nun mehr als achtzig Jahre alte Quatremère de Quincy. Er mußte endlich die Stelle und den damit verbundenen Gehalt von 6000 Franks aufgeben. Quatremère hatte das Amt seinen Collegen in der Akademie der Inschriften, Raoul Rochette, zugedacht; da aber die Akademie selbst das Wahlrecht hat, so mußte darüber abgestimmt werden. Der Architekt Lebas hatte bedeutenden Anhang, besonders unter denjenigen Akademikern, welche beweisen wollten, daß die Kunstakademie selbst Leute besitze, welche fähig sind, das Wort zu führen und Berichte und biographische Notizen abzufassen, und daß sie nicht nöthig hat, sich nach einem guten Redner und Schriftsteller außerhalb der Akademie umzusehen. Raoul Rochette trug nur mit der Mehrheit einer einzigen Stimme den Sieg davon; alle übrigen hatte Lebas. Bei dieser öffentlichen Sitzung-versah also der neue secrétaire perpétuel sein öffentliches Amt zum ersten Male. Raoul Rochette schreibt und liest gut, und ist gewöhnt, öffentliche Vorträge zu halten. Er hatte nicht allein einen Bericht über die aus Rom eingeschickten Arbeiten der französischen Kunstschule abzustatten, sondern auch eine biographische Notiz über den Tonkünstler Lasueur zu verfesen, und nach dem Gebrauche wurde die Kantate, welcher der Preis der musikalischen Komposition zuerkannt worden war, von einem guten Orchester und von Opernsängern vorgetragen. Nur bei dieser Gelegenheit zeigt sich die Kunstakademie thätig; das ganze Jahr über hat sie sonst wenig zu thun, und ihre Privatsitzungen haben wenig zu bedeuten.

Die Liebhaber italienischer Musik, das heißt, die ganze reiche und elegante Welt ist jetzt entzückt, denn es ist wieder ein großes Talent aufgetreten, eine Sängerin, jung, schön und geschlossen, eine Schwester der den Parisern und den Italienern unvergeßlichen Malibran, eine der göttlichen Stimmen, welche Furore machen, und gleich beim Debut eine junge Sängerin zu einer Prima Donna stempeln. Seit Mad. Malibrand Tode fehlte es den schwer zu befriedigenden Dilettanten hier an einer ähnlichen Virtuosin. Die ganze Last des weiblichen Gesanges und aller Rollen von Königinnen, Prinzessinnen und schönen Geliebten ruhte auf Dmile. Grisi, die freilich in manchen Rollen nicht allein sehr schön singt, sondern auch zum Malen schön ist. Wenn sie in Anna Bolena in schwarzer Tracht, entblößtem Halse und flogenden Haaren erscheint, und dabei so reizend singt, so ist wohl kein Herz im Saale, das ungerührt bleibt, wiewohl es in der italienischen Oper in der Regel nicht auf Rührung abgesehen ist. Aber wenn man die energische Mad. Pasta, und die so zartfühlende, reizbare Malibran gehört hat, so stellt man Vergleichungen an, welche nicht immer zu Gunsten der jetzigen Prima Donna ausfallen. Dann ist auch eine einzige Prima Donna nicht hinreichend. Männliche Virtuosen ersten Ranges besitzt die italienische Oper drei, nämlich Rubini, den unvergleichlichen Sänger, den eleganten Tamburini und den so komischen Ladlache, und noch dazu wird jetzt Mario, der bekannte piemontesische Edelmann, welcher an der französischen Oper vor einem Jahre zum ersten Male auftrat, aber dort der allgemeinen, hoch gespannten Erwartung nicht entsprach, ebenfalls die Bühne der italienischen Oper betreten. Zwei Virtuosinnen sind also nicht zu viel, um den Männern das Gleichgewicht zu halten und den Genuß des Publikums vollständig zu machen. Für diejenigen, welche Veränderung in den musikalischen Genüssen lieben, wird jetzt auch bestens gesorgt, denn eine französische Operette folgt auf die andere, und wenn man sie alle in's Deutsche übersetzen will, so wird man viel zu thun haben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 14. November 1839.

There's nought maturer age can find
To equal those bright hours,
When the sunshine of the opening mind
Deck'd coming life with flowers.

Dover.

Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit.

(Fortsetzung.)

Es war nun ein reges Leben in unserer Nähe, dem ich mich mit kindischer Lust hingab. Ich lief mit andern Jungen in den verschiedenen Lagern umher, setzte mich zu den Soldaten an die Wachfeuer, betrachtete die Kanonen, sah den Uebungen der Truppen, den Schanzarbeiten zu, machte Bekanntschaft mit den Bedienten der Offiziere, die in unserem Hause aus- und eingingen, ließ mich auf ihre Pferde setzen, und dieses wilde Leben gefiel mir. Besondern Respekt flößten mir die Rothmäntel ein, welche ich mit einer Neugierde betrachtete, die nicht frei von Schrecken war. Meine Mutter und meine ältern Geschwister inzwischen schienen meine Freude nicht zu theilen; ich fand sie oft in Thränen und konnte nicht begreifen, warum sie weinten, da ich mit Zuversicht erwartete, daß unsere neuen Freunde uns nächstens unsern gefangenen Vater zurückbringen würden. Diese Hoffnung jedoch, welche meinem kindlichen Glauben so nahe schien, war in weite Ferne gerückt. Die verbündete Armee lag unbeweglich am Fuße der Vogesen, ohne diese zu überschreiten. In dem Maße, als die Zuversicht der Freunde der Ruhe und Ordnung auf die Erfolge der alliirten Waffen sich in Zweifel und Angst verwandelte, hob sich wieder das Vertrauen der Jakobiner auf den Sieg der Revolution, und sie konnten kaum ihre geheime Freude verbergen.

Eines Morgens wurden wir durch den Donner der Kanonen geweckt. Trommeln wirbelten, Trompeten klangen und Truppen aller Waffen zogen in verschiedenen Richtungen vorwärts gegen die Vogesen. Meine Mutter blickte ängstlich aus dem Fenster. Ein junger Offizier von unserer Bekanntschaft ritt vorüber. Die Mutter fragte ihn über den Grund dieser allgemeinen Bewegung, und ob Gefahr vorhanden sey. „Bah!“ erwiderte er mit der, jugendlichen Kriegern eigenthümlichen kecken Zuversicht, „wir wollen nur diesen Blaurücken das Weiße im Auge zeigen. Ich habe mich schon lange auf einen Tanz mit ihnen gefreut, und diesen Abend sind wir in Zabern.“ Dies beruhigte meine Mutter einigermaßen. Bald darauf kam ein alter Stabsoffizier, um Abschied von uns zu nehmen; seine Pferde hielten vor dem Hause. Er war in der kurzen Zeit gleichsam ein Hausfreund geworden und hatte sich besonders wohlwollend gegen uns Kinder gezeigt. Seine Miene war ernst, und er konnte seine Rührung nicht verbergen, als er uns Lebewohl sagte. „Wir werden doch nichts zu befürchten haben?“ fragte ihn meine Mutter. — „Das Kriegsglück ist wandelbar,“ erwiderte er nachdenklich, „ein Rückzug möglich. Machen

Sie sich auf alle Fälle gefaßt. Gedenken Sie hier zu bleiben, im Falle wir uns zurückziehen müßten?" — „O nein, nein!" rief meine Mutter voll Schrecken, „in der Höhle des Tigers! Wir sind diesen Unmenschen nur noch verhaßter geworden, seit wir unsere Gesinnungen offen an den Tag gelegt." — „In diesem Falle," sagte der gute alte Kriegsmann leise, „treffen Sie Ihre Vorbereitungen bei Zeiten; denn ich mußte diese dreißig Jahre her vergeblich gebient haben, um nicht zu wissen, daß wir uns höchstens noch ein paar Tage halten können." Er nahm mit Rührung Abschied; wir haben ihn nie wieder gesehen.

Ich schlich mich aus dem Hause und folgte dem Zug der Truppen auf einen in der Nähe der Stadt liegenden Hügel, der Basberg genannt. Die Truppen stellten sich da und dort auf; man sah keinen Feind und hörte nur den Donner der Kanonen aus einer seitwärts liegenden Schanze und das Feuer des kleinen Gewehrs unten im Thale. Ich ging immer weiter, einige andere Jungen mit mir; wir hatten keine Ahnung von Gefahr. Endlich stießen wir auf eine Abtheilung der sogenannten Rothmäntel, die hinter einer Erhöhung auf dem Boden lagen, ihre langen Flinten im Arm. Wir wollten weiter, aber einer der bärtigen Gesellen hob schweigend, mit halb drohender, halb warnender Geberde den Zeigefinger in die Höhe. Im nämlichen Augenblicke tauchten sie Alle, auf ein leises Zeichen, von der Erde auf, zielten, feuerten ihre Gewehre in das Thal ab, und im Nu lagen sie wieder auf dem Boden. Wir wichen erschrocken zurück. Da lachte einer dieser wilden Naturssöhne, ergriff mich stumm bei der Hand und ließ mich über die Brüstung in das Thal hinab sehen. Unten wimmelte es von blauen Röcken. „Fort, Kind! das nit gut!" sagte der wohlmeinende Mensch und wies mit dem Finger heimwärts. Wir ließen uns das nicht zweimal sagen und machten uns eilig aus dem Staube. Auf dem Rückwege hörten wir verstärkten Kanonendonner und plötzlich ein fürchterliches Schlachtgeschrei. Ein Offizier jagte an uns vorüber und hielt mit dampfendem Rosse vor einem aufmarschirten Regiment. Die Truppen setzten sich in Marsch, aber wir hatten fur diesmal genug gesehen; eine unbestimmte Ahnung von Gefahr ergriff unsere jungen Gemüther, und wir eilten nach Hause.

An diesem Abend bemerkte ich eine ungewöhnliche Thätigkeit in unserm Hause. Kisten und Kasten wurden auf und zu geschlossen, Habseligkeiten aller Art lagen auf dem Boden herum, Koffer wurden gefüllt und wieder geleert, um andere und werthvollere Dinge hineinzupacken; Alles geschah in sichtbarer Angst und Verwirrung. Ich begriff nichts von Allem und forderte mein Nachtessen; man gab mir ein Stück Brod und brachte mich zu Bett. In der Nacht wurde ich durch ein lautes Jammern aufgeweckt; meine Mutter stand unter dem offenen Fenster und rang die Hände; meine ältern Geschwister weinten bitterlich. Ich richtete mich im Bett in die Höhe und weinte mit, ich wußte nicht warum.

(Fortsetzung folgt.)

Der Findling.

(Schluß.)

Nun wußte ich, daß ich in der Lage meiner ehemaligen Herberge nicht geirrt hatte, und daß mein damaliger gastfreier Wirth noch als armer blinder Greis lebte. Mit ängstlicher Ahnung fragte ich weiter: „Aber das wahnwitzige Mädchen, oder was sie sonst ist, ist das seine Tochter, oder —?" — „Ach nein, sie geht ihn eigentlich gar nichts an," lautete die Antwort. „Vor vielen Jahren strandete hier einmal ein Schiff und die ganze Besatzung ertrank bis auf ein Windelkind, das in seiner Wiege an's Land schwamm. Und seht, das ist die tolle Marie, die Ihr eben saht. Torkils nahmen sie als ihr eigenes auf, sie wuchs gut heran und wurde ein schmuckes Weibsbild. Torkils hatten zwei Kinder, sollt Ihr wissen, eine Tochter, die damals verheirathet war, nun aber vor vielen Jahren ohne Kinder gestorben ist, und einen Sohn, der auch schon lange begraben liegt; damals aber lebte er und war verheirathet und hatte einen einzigen Sohn und sonst keine Kinder mehr. Als sie groß wurden verliebten dieser Sohn und Marie sich in einander; die Eltern aber sahen das nicht gern, denn sie hatte ja nichts als die Wiege, in der sie an's Land getrieben kam. Wie's nun aber geht: die jungen Leute wurden zu vertraut, und Marie gebar einen Knaben, eben den kleinen Burschen, den Ihr hier saht."

„Da wollten die Eltern sie denn nicht länger im Hause haben, und das war ja auch nicht so sonderbar. Der alte Torkil hätte sie wohl noch behalten mögen; aber er konnte nicht mehr im Hause gebieten, denn er hatte die Stelle dem Sohn überlassen, und die alte Mutter war damals schon todt. Aber Torkil und Jürgen, so hieß Mariens Liebhaber, beredeten meinen Mann, Mutter und Kind in's Haus zu nehmen. Und das bereute ich oft, denn nun war weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe. Arme Marie! sie jammerte und weinte spät und früh, und ihr Kleines pfiff mit; denn ich steh' Euch dafür, Mariens Augen gaben mehr Wasser als ihre Brust Milch. Ja, sie hat manche liebe Stunde auf ihren Knieen über der Wiege gelegen und gewiegt und geweint und gesungen, Alles auf einmal. Wenn das Kind dann eingelullt war, dann warf sie sich in den Kleidern auf das Bett und betete, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, zum lieben Gott, er möge es doch mit ihnen Beiden ausmachen."

„Jurgen kam freilich zu uns, so oft er konnte, und gab ihr Geld und tröstete sie, aber das konnte nichts heisen. „Jurgen,“ sagte sie wohl hundertmal, „du sollst nicht mehr zu mir kommen; warum soll ich Unfrieden zwischen dir und deinen Eltern stiften?“ Aber Jürgen kam doch; er wollte sie um Alles in der Welt nicht verlassen. — Bisweilen sagte sie zu mir: „Kirsten, wollte Gott, ich wäre mit meinen Eltern ertrunken! ich bin eine Fremde und Verstoßene in dieser sündhaften Welt. Ach, wäre es nicht des Kindes wegen, das dort liegt —“ Mehr sagte sie nicht, aber ich weiß wohl, was sie meinte.“

„Zur selben Zeit legte unser Nachbar Stüg sich hin und starb, und der hatte Thaler, und seine Wittwe war jung und schmuck und freite nun um Jürgen; aber Jürgen sagte Nein. War's nicht toll gewesen, so wurde es nun toll; die Eltern gingen ihm hart zu Leibe, aber er wollte nicht, und hätte er die ganze Welt damit gewinnen können. Das bekam Marie zu hören, und so sagte sie nicht einmal, sondern tausend Mal zu ihm: „Jürgen, nimm Magdalenen! das ist am besten für uns Alle zusammen.“ Aber nein, er wollte nicht. Da sagte sie endlich zu ihm: „wenn du sie nicht nimmst, so gehe ich hin, wo ich her gekommen bin,“ und damit meinte sie die See. Da fing er an laut zu weinen und lief weg wie ein toller Mensch; als er aber fort war, verdroß es sie doch, und sie weinte und rang die Hände, daß ich glaubte, sie wurde die Finger verrenken.“

„Jurgen kam nicht wieder und blieb zwei, drei Tage weg, und nun hieß es, er wolle doch Magdalenen heirathen. Marie schwieg, aber sie sah aus, als hätte sie sich dies und das anthun können, und mein Mann und ich hatten immer ein Auge auf sie. Aber da kam Jürgen eines Abends zu uns herüber gestürzt, schlug die Thür weit auf, fiel Marien um den Hals, riß das Kind aus der Wiege und küßte und hätschelte es, und das Alles sollte bedeuten, daß er nun endlich Erlaubniß bekommen, sie zu heirathen. Da hättet Ihr die arme Marie sehen sollen! sie konnte nicht ein Wort sprechen. Und das war ihre letzte Freude in der Welt, und die war kurz genug. — Es wurde Mitternacht, ehe er wegkommen konnte; er ging, und wir dachten in der Welt Gottes an nichts Böses. Am Morgen aber kamen sie von Torkils zu uns herüber und fragten nach ihm. Ja, weg war er! Wir suchten und suchten, und endlich fand Marie seinen Hut recht eben hier, auf dem Fleck, wo Ihr sie und die Andern vorhin sahd. Kurz zu erzählen — drunten lag er selbst; er war im Quellsand erstickt. Am Tage hatte es stark geweht und das Wasser hereingespült; da muß er nun fehlgegangen und auf die weichen Sandgallen gekommen seyn; dann gibt's keine Rettung mehr, denn sie sinken und sinken immer fort, bis sie Alles mit sich hinabziehen. Marie verlor gleich den Verstand und hat ihn nicht wieder bekommen, bekommt ihn auch wohl nie wieder.“

„Seht, Herr, das ist die ganze Geschichte, und nun wißt Ihr, weßhalb sie hier geht und grabt, und warum der alte Torkil bei gutem Wetter hier sitzt und sich in der Sonne badet, und aus seinen blinden Augen weint. Ach ja, Gott tröste Alle, die betrubten Herzens sind.“

Mit diesen Worten erhob sie sich, warf den Korb über den Nacken und sagte: „Lebt wohl, Herr!“ Sie stieg wieder zum Meer hinab und murmelte im Fortgehen für sich hin: „Nein, wir kriegen keine Ruhe in der Welt, ehe man Schaufel und Spaten kreuzweise über uns legt!“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Schluß.)

La Jacquerie. Palais-Royal theatre.

Der „Sheriff“ und die „Königin eines Tages,“ beide von Scribe, sind noch in ihrem vollen Glanze, und haben den Reiz der Neuheit noch nicht verloren, obschon fast täglich eines von beiden gegeben wird, und doch hat man schon wieder eine neue Operette, „die Symphonie,“ auf die Bühne gebracht. Dies ist die zweite Operette des Tonkünstlers Clapisson, welcher im Orchester der großen Oper angestellt ist, und sich früher durch manche Gesangstücke bekannt gemacht hatte. Zu gleicher Zeit hat das Renaissancetheater ein neues Drama: La jacquerie, mit Chören von Mainzer aufgeführt. La jacquerie ist bekanntlich der Name eines Bauernaufstandes im Mittelalter gegen die Unterdrückung des französischen Adels und der Städte. Jacques Bonhomme — so nannte man das Volk — hatte vieles erduldet; endlich riß ihm die Geduld, und er schlug derb und blindlings darauf los; diesen Jacques Bonhomme singen zu lassen, war keine leichte Aufgabe. Denn Jacques war ein plumper Bursche als er böse ward, und es würde ein Tonkünstler wie Beethoven dazu gehören, um die Klagen, den Zorn und die wilde Zerstörungswuth des Pöbels auszudrücken. Mainzer hat sich um die Verbreitung des Geschmackes für Singmusik in Paris viel Verdienst erworben. Er hat eine Singschule für Hausherren angelegt und manche Musik für Chöre gesetzt. Wenn seine Chöre in der Jacquerie auch nicht so stürmisch sind, als man es erwarten sollte, so sind sie doch wenigstens mit Kunst und Geschmack angelegt, und verunzieren das Stück keineswegs. Aber bisher konnte das französische Publikum den Schauspielen mit Chören nicht viel Geschmack abgewinnen. Die Chöre des Racineschen Trauerspiels „Athalie,“ an welchen sich bekanntlich mehrere Tonkünstler versucht haben, werden sehr selten aufgeführt, und nur die Boyeldieuschen Chöre dieses Stückes mußten einigemal wiederholt werden. Dies mag sich wohl nur aus dem Umstande erklären lassen, daß die Zuschauer in den eingeschalteten Chören eines Schau- oder Trauerspiels eine Unterbrechung der Empfindungen sehen, welche die dramatische Handlung in ihnen hervorgebracht, wogegen sie in einer Oper oder Operette die Chöre als etwas dazu nothwendig Gehöriges genießen. Nun gibt es freilich noch sehr viele Leute, denen auch dieses Opernwesen nicht behagt, und die sich an den unzähligen Vaudevilles ergötzen, welche fünf bis sechs kleine Theater jeden Abend

darbieten. Die besten Geschäfte macht noch immer das kleine Palais-Royaltheater. Die dort gegebenen Stücke sind oft entsetzlich widersinnig; aber man gibt deren drei bis vier jeden Abend, und noch einige Chansonettes in den Kauf, und die bei dem jungen Publikum so beliebte Desjaze spielt fast alle Abende in zwei oder drei Stücken; dann ist auch der Eintritt nicht theuer, und so kommt es, daß man fast immer den Saal voll sieht. Bei einer Vorstellung, welcher ich neulich beiwohnte, spielte die Desjaze die Hauptrolle in einem langen Stücke, „Argentine," wo sie sang und tanzte; dann erschien sie als Landmädchen in einem andern Stücke, unter dem Namen Simplette, wo sie ebenfalls tanzte, und zwar diesmal mit einem Gensd'armen; zuletzt gab sie noch die Marquisin de Prétintaille in einem Stücke gleichen Namens, wo es ihr aber an aller der prätenziösen Würde fehlte, die sie als adelstolze Dame und Gutsbesitzerin, ihrer Rolle gemäß, haben sollte. Endlich hatte sie noch zwischen zwei Stücken, als junger Trompeter gekleidet, etwas darzustellen, das halb Gesang, halb hergesagte Prosa war, und eine Erinnerung an Austritte aus der Schlacht von Marengo seyn sollte. Dies sei kleine Theater hat besonders die Chansonettes in Aufnahme gebracht, die von da in mehrere Theater übergegangen sind, und die man auch manchmal in Privatgesellschaften zum Besten gibt. Das Palais-Royaltheater hat einen Schauspieler Namens Achard, der besonders Meister in diesen komischen Vorträgen ist. So trat er diesmal nach dem Marengotrompeter auf, und gab eine Ausrufersceene bei einer öffentlichen Versteigerung, welche, wenn ich recht gehört habe, von Paul de Kock gedichtet ist, und wieder bald aus drolligter Prosa, bald aus Gesang besteht. Die Suada eines recht geschwätzigen Ausrufers, wie man sie überall antrifft, ahmte er vortrefflich nach, und sehr komisch war das äußerordentlich schnelle Aufzählen der heterogenen Dinge, welche den Nachlaß einer Modistin und eines verschuldeten Studenten bilden; und da der Vertauf zu Ende geht, beklagen sich die Käufer über den mangelhaften Zustand der versteigerten Effekten, werden aber von dem witzigen Ausrufer sehr drollig abgefertigt. Einige strenge Theaterkritiker beklagen sich über das Einreißen dieser Chansonettes auf der Bühne. Allein in kleinen Theatern, wo man doch keine hohen Erwartungen mitbringt, sind sie zuweilen besser als lange Stücke, wäre es auch nur der Kürze wegen. Dg.

Stuttgart, November.

(Schluß.)

Gutzkows Richard Savage.

Diejenigen, welche sich an Gutzkow durch die großen Ansprüche auf Unabhängigkeit und die rücksichtslose Opposition gegen die literarische Tradition beleidigt fühlen, sehen vielleicht mit einiger Schadenfreude, daß er gerade durch seine tattische Richtung verführt wurde, mit dem Stoff des Richard Savage einer Zeitmode einen Tribut darzubringen, dem des rasenden Dichters- und Künstlerschmerz, der Tragik des Künstlerlebens. Wie viel Künstlerjammer ist schon episch und dramatisch ausgebeutet worden! Tasso, Camoens, Cervantes, Molière, Correggio, Marlowe, Otway, Chatterton, Gilbert; und wenn auch Richard Savage auf besondere Art untergeht, so ist doch der Grundton seiner Schmerzen der alte, schon so oft da gewesene. Man dürfte sich wundern, daß Gutzkow dem Krankhaften, das in einer solchen Tragik liegt, nicht vielmehr ausgewichen, als es aufgesucht, wenn man nicht glauben könnte, er habe gerade durch die Variation eines so oft behandelten Themas eine überwiegende poetische Kraft bethätigen wollen. Wenn ich die Ueberzeugung erlange, daß ihm dies gelungen, so bin ich schon ein zu warmer Freund der Bühne, um diese Ueberzeugung nicht mit Freuden aus zusprechen.

Das Durch die hiesige Aufführung ist gewiß kein Verdienst des Stücks in Schatten gestellt worden. Man konnte in jeder Beziehung mit der Anordnung wie mit dem Spiele vollkommen zufrieden seyn. Es ist sehr begreiflich, daß ein Publikum — ich meine nicht das hiesige, sondern das deutsche — dessen Geschmack sich vorzüglich der Oper zugewendet, auch im Schauspiel mit besonderer Vorliebe dem bloß sinnlich Wirkenden sich zukehrt, daß es die Befriedigung vorzüglich im sächtigen Reiz der Neuheit, in ewiger Abwechslung sucht und findet. Man kann mit dem Zeitgeist nicht rechten; aber man darf es sich nicht verbergen: seit dem entschiedenen Uebergewicht der Oper, seit die deutschen Bühnen ein ewig stiebendes, und somit im Grunde gar kein Repertoire haben, seitdem ist die deutsche Schauspielkunst im innersten Marke angegriffen. Wie kann man von den Schauspielern Sicherheit der Haltung und des Vortrags, Gedächtniß und ein auch nur erträgliches Zusammenspiel erwarten, wenn sie beständig mit dem Erlernen von unbedeutenden Rollen geplagt werden, wobei ihre schwerste Sorge nicht ist, sie zu behalten, sondern sie wieder aus Gedächtniß und Einbildungskraft los zu werden, weil man die Stücke schnell wieder wegwirft, und ihnen damit besser ihr Recht widerfahren läßt, als da man sie aufnahm? Ein solches System drückt und hemmt die Besten, die secundären Talente müssen aber dadurch ganz in der Mittelmäßigkeit niedergehalten werden. Unter diesen Umständen ist es heute erfreulicher, wenn einmal eine bedeutende Erscheinung, und zwar das jedenfalls geistreiche Werk eines deutschen Schriftstellers von der Bühne mit Liebe ergriffen und ungewöhnlicher Fleiß darauf verwendet wird. Wie gesagt, die Vorstellung des Richard Savage war eine sehr gelungene; aber es thut doch weh, wenn man sieht, welch große Mühe man sich geben muß, um eine Wirkung hervorzubringen, welche bei einem der Natur des Menschen und dem Wesen der Mimik angemessenern Stück ein natürliches Produkt des Bühnenorganismus wäre. Herr Regisseur Moriz hatte die Aufnahme des Stücks dadurch beschleunigt, daß er es zu seinem Benefiz gewählt. Die fünf, sechs Hauptrollen waren in den Händen unserer besten Schauspieler. Die Rolle des Richard Savage ist bei weitem die schwerste. Der Charakter des Helden ist offenbar flacher gehalten als die andern, sehr stark ausgeprägten Hauptgestalten, und dem Schauspieler kommt es zu, den jungen Dichter auf der Höhe seiner Umgebung zu halten. Moriz hat die schwere Aufgabe vom Anfang bis zum Ende auf's Glücklichste gelöst. Es will mir aber scheinen, als ob das Stück sehr verlieren könnte, wenn der Held einen minder begabten, namentlich wenn er einen sehr jungen Repräsentanten findet. Ueberhaupt, glaube ich, ist der Charakter des Richard Savage der Punkt, gegen welchen die Kritik vorzugsweise ihre Batterien eröffnen wird. — Auch auf die Scenerie und das Kostüm war ungewöhnliche Sorgfalt gewendet. Die Logenscene ist ein glückliches Theatereffekt, aber nicht leicht anzuordnen. Es handelt sich hier nicht von einem bescheidenen Schauspiel im Schauspiel, wie im Hamlet, sondern von einem Einblick in einen weit größern Schauplatz als der auf der Zuschauerseite der Lampen. Die Schwierigkeit, die breite Scene in eine „Box" in Dreyviertelansicht zu verwandeln, war mit Glück gelöst. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 15. November 1839.

Wo man nur schaut, fast alle Welt
Mit Freuden sich itzt rüsten;
Zum Scherzen Alles ist gestellt,
Schwebt Alles fast in Lüften.
Die reine Sonn'
Schmückt ihre Kron',
Den Köcher füllt mit Pfeilen.

Friederich von Spee.

Die Jahreszeiten von Kálidása.

Aus dem Sanskrit übersetzt von P. v. Bohlen.

V. Der Frühling.

1. Die Herzen froher Menschen zu verwunden,
Geliebte, nahet sich der Frühlingsheld,
Der Bienen sich zur Bogensehne füget
Und Mangoblüthen statt der Pfeile hält.

2. Die Jungfrau liebt, der Zephyr weht mit Düften,
Die Bäume blühn, der Lotus schmückt die See'n,
Die Nächte ruhig und die Tage labend:
Wie ist im Frühling Alles doch so schön!

3. Wo Teiche mit Juwelengürtel prangen
Und gleich dem Monde glänzt die Mädchenschaar,
Wo unter Blumen Mangobäume schwanken
Da bietet sich des Lenzes Wonne dar.

4. Guirlanden um die Brust, mit kühlem Sandel,
Den Odem würzig von des Betels Duft,
Den Leib umgürtet, gehen ohne Bangen
Die Schönen, wo Ananga's Freude ruft.

5. Es küßet nun, vom Mangosafte trunken,
Der Kukuk seiner Auserwählten Mund,
Und auf dem Lotus macht die Biene summend
Dem Liebsten ihre Schmeicheleien kund.

6. An kupferfarbnen Sprossen ist mit Dolden,
Von Blüthen schwer, der Mango angethan;
Und sacht, vom Winde hin und her geschaukelt,
Der Jungfrau Herz zu Liebesfreuden an.

7. Und wo mit dunkelen Korallenzweigen
Die Blumenfülle des Asoka nickt,
Da wird das jugendliche Herz des Schönen
Von Kummer voll, sobald sie ihn erblickt.

8. Es füllt mit Wonne sich des liebenden Jünglings Busen,
Wenn Atimukta ihre duftigen Kelche öffnet;
Wenn trunkne Bienen ihre glänzenden Blüthen küssen
Und zart die Ranken von des Zephyres Hauche schaukeln.

9. Und wer, Geliebte, von der Theuersten wird gemieden,
Dem muß die Liebeswie mit Pfeilen das Herz verwunden,
Wenn schnell entsprossen des Kuruwala schöne Aehren
Mit Blüthenschimmer über liebliche Lippen siegen.

10. Die Wälder wogen mit des Kinsuka Blumenröthe
Und Parijatas, wie von glühender Feuerflamme;
Es glänzt und flimmert überall, wo der Lenz erscheinet,
Gleich einer Jungfrau nun im Purpurgewand die Erde.

11. Warum verwunden, wie mit Schnäbeln der Papageien,
Uns der Palasa und die Blüthe der Karnikaren,
Wenn Nachtigallen unter süßem Gekose vollends,
Schönmünd'ges Mädchen, noch der Jünglinge Herzen rauben?

12. Denn wo sie freudig und mit lautem Gesange jubeln,
Da werden plötzlich auch des Jünglinges Worte trunken;
Den holden Bräuten wird das schüchterne Herz beweget,
Daß im Gemache sie verschämet darob erröthen.

13. Der Hauch des Lenzes hat den Nebel hinweggenommen,
Er schuttelt leise mit den blumigen Mangozweigen,
Laßt weit ertönen nun den fröhlichen Ruf des Kukuks
Und stiehlt sich säuselnd in die liebende Brust der Menschen.

14. Entzückend glänzen in den Gärten Jasmingebüsche
Mit weißen Blüthen, wie der tändelnden Jungfrau Lächeln;
Sie fesseln selber wohl das fromme Gemüth des Weisen,
Und wie viel mehr noch, wessen Seele die Lieb' erfüllet!

15. Denn welcher Jüngling, wenn die Frauen nach Liebe sehnend
Die Brust bekränzen und mit goldenem Gürtel prangen;
Wenn Bienen summen und die Nachtigall lieblich flötet,
Vermag im Lenze diesem Zauber zu widerstehen?

16. Die Berge schimmern von unzähligen Blüthenbäumen,
Und ihre Gipfel sind geschmücket mit Kukukschaaren;
Die Felsen schauet, wie bespornen mit Bienennetzen,
Wohin sich wendet überall nur das trunkne Auge.

17. Doch wer anjetzo von der liebenden Gattin ferne,
Betrübten Herzens auf den blühenden Mango schauet,
Der schlägt mit Seufzen und mit Klagen das Auge nieder
Und ruft verzweifelnd ihren Namen mit lauter Stimme.

18. Wenn trunke Bienen summen und Mangobäume blühn,
Wenn Kokilasang ertönet und Karnikaren glühn:
Das sind die scharfen Pfeile, womit der Jungfraun Brust
Die blumenbogige Gottheit entflammt zur Liebeslust.

19. Der Zephyr schaukelt leise die Bäume mit Blüthen schwer,
Und schauket den Blumenregen wie goldnen Glanz umher;
Voll Sehnsucht bleibt der Pilger ermüdet am Wege stehn,
Mit abgewandten Blicken, und will vor Schmerz vergehn.

20. Den Schönen gehet der Frühling an Lieblichkeit zuvor:
Er führt statt muntrer Reden ein fröhliches Sängerchor,
Die hellen Jasminblüthen statt weißer Zähne Glanz
Und statt der Fingersprossen den röthlichen Knospenkranz.

21. Honig triest dem Blumenlenze
Von Asoka's Blüthenmund;
Der berauschten Biene Summen
Machet seine Rede kund;
Sein Gesicht der volle Lotus,
Seine Zähne von Jasmin,
Und sein Odem Mangodüfte,
Wenn die lauen Weste ziehn.
Aloe, sein Liebesopfer,
Bringt er Madanas zum Heil:
Und so werden denn auf immer
Lenzeswonnen euch zu Theil!

Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit.

(Fortsetzung.)

„Das arme Kind!" sagte meine Mutter schluchzend und trat zu mir; „es ahnt ihm, daß es zum lezten Mal in seinem Bettchen schläft!" — „Mutter," erwiderte ich, „morgen Abend gehe ich wieder in's Bett." — „Aber wo, wo?" rief sie schmerzlich aus, „und wirst du ein Bett haben, auf dem du deine müden Glieder ausstrecken kannst? Sieh! sieh! Alles ist verloren!" fugte sie in einer Art wahnsinniger Angst hinzu, hob mich empor und trug mich an das offene Fenster. Ich blickte hinaus; die ganze Breite der Straße war mit Truppen bedeckt, deren Waffen im fahlen Mondschein glänzten; lautlos zogen sie dahin, man hörte keinen Athemzug, kein Wort, kein Hufschlag der Pferde ertönte, ihre Eisen waren umwickelt, wie nächtliche Gespenster schritten sie dahin. Ein Offizier ritt an das Fenster und sagte mit gedämpfter Stimme: „Um Gottes Willen, sind Sie noch da? Die Armee ist im Rückzug, die Nachhut kann sich kaum bis morgen um die Mittagsstunde halten." — „O Gott!" seufzte meine Mutter, „ich habe kein Fuhrwerk bekommen, und wenn ich auch Alles zurücklassen wollte, so können ja doch diese armen Würmchen nicht zu Fuße gehen. Können Sie mir keinen Wagen verschaffen?" Der Offizier zuckte die Achseln und erwiderte: „Das Fuhrwesen ist schon zurück und hat eine andere Straße eingeschlagen, um den Marsch der Armeen nicht zu hindern Wenn Sie aber Hagenau erreichen können, wo die Armee sich aufstellt, dann kann ich Ihnen zur Weiterreise ein Fuhrwerk verschaffen. Leben Sie wohl! Gott sey mit Ihnen!"

Als ich am andern Morgen erwachte, war großer Jammer im Hause; meine Geschwister saßen weinend auf den gepackten Koffern; meine Mutter und die Dienstboten waren fort, um nach einem Fuhrwerk zu sehen. Man gab mir ein Stück Brod, und ich ging wohlgemuth auf die Straße. Es herrschte Todtenstille in der erst noch so lebendigen Stadt; man sah keinen Soldaten, viele Einwohner waren bereits geflohen, die andern hielten sich in ihren Häusern verschlossen; nur hie und da sah man kleine Gruppen, schwere Bündel tragend und Kinder an der Hand führend, durch die Straßen ziehen; still weinend zogen sie hin in die unbekannte Ferne und warfen den lezten Jammerblick auf die Stätte ihrer Geburt, der sie den Rucken kehrten. Von Zeit zu Zeit fielen aus der Ferne einzelne Kanonenschüsse; ich stand und lachte, in der Hoffnung, ein ähnliches Schauspiel wie das gestrige wieder zu erleben. Da faßte mich eine Hand rasch am Arme; ich wandte mich um, es war unsere Kindsfrau. Ohne ein Wort zu sprechen, zog sie mich zum Hause, vor welchem ein ärmlicher Karren, mit einem magern, abgetriebenen Pferde bespannt, hielt. Dies war das einzige Fuhrwerk, das man hatte auftreiben können; es gehörte einem Juden, welcher der Armee als Marketender folgte; er hatte seine Vorräthe abgesezt und suchte sich jezt rückwärts neue zu verschaffen. Man konnte nicht mehr als drei Koffer aufpacken und suchte diejenigen aus, welche die werthvollsten Gegenstände enthielten; mich und meinen kleineren, etwa dreijährigen Bruder sezte man auf den Karren, die Kindsfrau und eine ältere Schwester — ein Mädchen von zwölf Jahren — gingen nebenher. Meine Mutter mit zwei Schwestern blieb zurück, um, wo möglich, noch ein Fuhrwerk aufzutreiben; sie versprach, in jedem Falle, wenn auch zu Fuß, nachzukommen, und befahl der Kindsfrau, in einem zwei Stunden entfernten Dorfe bei dem Pfarrer, der ein Freund des Hauses war, auf sie zu warten.

Unser Zug ging nur langsam vorwärts; das Pferd war sehr erschöpft. Der Jude warf einen Blick auf die Koffer und meinte, der Inhalt müsse gewichtig seyn, denn sein an Lasten gewöhntes Roß ziehe schwer daran; die Kindsfrau antwortete etwas vorschnell, einer derselben enthalte Silberzeug. Der Jude berechnete sogleich, daß in diesem Falle der Koffer so und so viele Pfunde wiegen müsse, und warf einen schmunzelnd verliebten Blick auf denselben. Ich stieg ab, um dem Rosse die Last etwas zu erleichtern. — Wir sahen keine Truppen, die Straße war nur mit einzelnen Haufen trauriger Flüchtlinge bedeckt. Erst auf einer Anhöhe vor dem Dorfe, wohin wir wollten, waren Kanonen aufgefahren, und links und rechts von der Straße lagerten unabsehbare Kolonnen. Der Pfarrer, ein alter Mann, empfing uns freundlich, konnte uns aber nur wenige Aufmerksamkeit schenken, da sein Haus, das beste im Ort, mit Offizieren hohen Rangs angefüllt war. Wir warteten einige Stunden vergeblich auf unsere Mutter. Plözlich hörten wir einen Kanonenschuß, dann mehrere; im Hause herrschte Lärm und Bewegung, die Trommeln wirbelten, man führte die Pferde vor, die Offiziere saßen auf und ritten weg. Jezt kam der Pfarrer zu uns und sagte: „Ihr armen Kinder, ihr wartet vergebens auf eure Mutter. Diesen Weg kann sie nicht mehr kommen, denn der Feind hat ihn inne; vielleicht hat sie einen andern eingeschlagen. Geht in Gottes Namen nach Hagenau, dort werdet ihr unter den Ausgewanderten Freunde finden, die euch weiter helfen." Aengstlich fragte meine ältere Schwester: „Gehen Sie denn nicht mit uns, Herr Pfarrer?" — „Nein," erwiderte der Greis mit einem Blick gen Himmel, „meine Pflicht als Seelsorger hält mich bei meiner Gemeinde zurück. Komme über mein graues Haupt was da wolle, ich bin ein Diener des Herrn und muß seine Heerde weiden. Nehmt diesen Laib Brod, es ist der lezte, den ich im Hause habe. Mehr kann ich nicht geben."

Wir zogen langsam und traurig weiter. Die Straße war von marschirenden Truppen, von Batterien gesperrt, und wir mußten oft seitwärts auf die grundlosen Felder ausbeugen; denn es war im November und der Boden nicht gefroren. Ich war leicht gekleidet und ohne Kopfbedeckung, wie man mich von der Straße weggenommen hatte. Doch machte ich mir wenig daraus, da ich nicht weichlich erzogen war. Hinter uns donnerten die Kanonen immer stärker und mischten sich mit dem Krachen des Kleingewehrfeuers; es war ein höllischer Lärm. Wenn wir zwischen die Kolonnen geriethen, fluchten die Soldaten: „Fort Jude! Hast du keinen Schnaps, Hebräer?" Doch als sie uns hülflose Geschöpfe erblickten, siegte das Mitleiden, und sie öffneten die Reihen, um uns durchzulassen.

Nach einigen Stunden war unser Pferd so erschöpft, daß das arme Thier nicht weiter konnte; wir fuhren seitwärts auf einen Rübenacker und machten Halt. Wir mußten unserem Pferde das noch übrige Brod geben; der Jude zog sich halb gefrorene Rüben aus, wir folgten seinem Beispiel. Als wir nach kurzer Rast weiter wollten, waren die Räder des Karrens in den lockern Boden so tief eingesunken, daß ihn das erschöpfte Thier nicht herauszuziehen vermochte. Der Jude stemmte sich gegen die Räder, die Kindsfrau half, es ging nicht; wir Kinder standen umher und weinten. Die auf der Straße vorüberziehenden Soldaten lachten über die fruchtlosen Anstrengungen des Juden; doch als sie die weinende Gruppe der Kinder erblickten, eilten einige herbei und halfen uns aus dem Schlamm.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Potsdam. Daguerre und Liepmann.

Potsdam hat in diesem Sommer sein goldenes Zeitalter gefeiert, wenn man nicht die Zeit, als Friedrich in Sanssouci thronte, dafür nehmen will. Aber diese wäre wohl besser seine mythisch-heroische zu nennen; es war viel Glanz und Ruhm, aber wenig solider Gewinn. Der große König ließ ganze Straßen aufführen von Palästen, auch Fronten nach Palladios Palastbauten; aber man darf nur in die Thür treten, um zu sehen, daß der Palast nur für die Straße ist. Drinnen sind Fachwerkmauern, Holzverschläge, enge, steile Treppen, dunkle Gänge, und eine durchaus unkomfortable Einrichtung der Wohnungen. So wenig reputirten die Potsdamer Wohnhäuser, daß bis vor Kurzem Niemand baute ohne Unterstützungsgelder aus der königlichen Kasse. Erst in diesem Jahre sind einige Häuser allein aus dem Beutel der Eigenthümer aufgerichtet worden. Potsdam wird erst jetzt seine natürliche Bedeutung als Vorstadt Berlins gewinnen. Freilich werden seine Handwerker verlieren, wenn Jeder auf bequeme Weise seinen industriellen Bedarf besser und wohlfeiler aus Berlin bezieht. Aber dieser Nachtheil gleicht sich auch für die einzelnen Betheiligten aus. Was hindert, daß die Potsdamer Ouvriers nun ihrerseits für Berlin arbeiten? Manche Werkstätte und Fabrik dürfte nun auch der Hauptstadt in die billigeren und räumlicheren Wohnungen der schönen Vorstadt verlegt werden. Charlottenburg, der ehemalige Hauptort der Villegiatur, war in diesem Sommer verödet und Potsdam übervölkert. Das große Manöver, die Musikfeste und die Versammlung der märkisch-ökonomischen Gesellschaft hatten außerdem die Stadt so gänzlich überfüllt, daß oft kein Unterkommen zu finden war. Sehe man da ein Exemplum ad hominem, wie das Bedürfniß durch die Erleichterung der Mittel wächst. Von Tausenden hier war es kaum Einem Bedürfniß, jährlich nach Potsdam zu fahren; jetzt würden unter tausend neunhundert es auf's schmerzlichste empfinden, wenn die Eisenbahn, quod deus vertat, einginge. Dagegen ist entweder Berlin noch nicht groß genug, oder die Entfernung ist noch zu groß, um Doppeletablissements für den Sommer dort, für den Winter hier, mit Bestand einzurichten, und der jetzt europäisch berühmte Weinhändler Drucker will es erst zu spät mit Schmerzen bemerkt haben, daß die Insel Tornow, die er dort gepachtet, mit einem O! W! endet. Sie werden inzwischen viel von dem berühmten Manne gelesen haben. Er hatte sich in letzter Zeit mit vielem Talent, vielleicht auch mit vielen Talenten, die ihm unter die Hände griffen, auf die politischen, ästhetischen, philosophischen Wissenschaften geworfen, und seine Unterrichtsweise gedeihen wirklich zum bunten Groteskschmuck unserer ausgearmten Zeitungen. Die barocke Art und Weise, wie er so manche Streitfrage der allgemeinen Conversation für seine Weinsgäste und Leser inundrecht machte, konnte auch das feinere Publikum mit den Trivialitäten, die als Lückenbüßer mit unterliefen, versöhnen. Leider hat sein Wettrennen auf der Insel Tornow nun ein schlimmes Ende genommen; denn der berühmte Bouteillenteufel, den die Censur mitlaufen ließ, stieß allzusehr an. Fast hätte sein Durchgehen den armen Censor selbst umgerannt. Auf geraume Zeit wird seinem Muthwillen nun wohl eine starke Kette angelegt werden, was, ich wiederhole es, zu bedauern und nicht klug ist. Wenn man froh seyn muß, die Leute lachen zu sehen, so müßte man die noch bezahlen, welche die Leute lachen machen.

Daguerre und Liepmann sind in diesem Augenblicke die Modeworte. Jedermann zeigt Daguerreotypen, jede Buchhandlung kündigt die allein richtige Beschreibung des Verfahrens an, und in jeder Zeitung wird aufgefordert, wer noch einen Abdruck des Liepmannschen Oeldrucks anlassen könne? Letzteres klingt allerdings seltsam, da ja der Vorzug dieser Erfindung der ist, ein Bild, so oft sich Käufer finden, zu vervielfältigen, und eine Bestellung auf neue Abdrücke dem Erfinder unsterthig lieber sein muß, als wenn die schon abgedruckten aus Hand in Hand gehen. Doch soll Herr Liepmann sehr krank seyn, und dies mag die weitere Anfertigung einstweilen hindern. Von einer Nationalpension für ihn kann nicht die Rede seyn; doch spricht man davon, ihm eine kleine jährliche Unterstützung von der höchsten Huld zu erwirken. Um so eifriger wird über die Bedeutung und Nichtbedeutung beider Erfindungen gestritten. Die Sommermeinungen sind von den Herbstmeinungen verschieden. Im Juli und August wurden die Maler blaß; sie meinten, es sey mit ihrer Kunst aus, wenn jeder die Natur porträtiren könne, und getrauen sich Ruysdael und Claude Lorrain, der nie zeichnen gelernt; und wenn jeder jedes Oelgemälde mittelst einer Maschine vervielfältigen könne, so sey es mit der Malerkunst und den Malern und Lithographen zugleich aus. Allgemeine Verzweiflung, daß die Industrie die freie Kunst auf ihrem eigenen Boden geschlagen habe. Im kühlern September und Oktober ist die Furcht einer ruhigern Betrachtung gewichen, und die verzweifelnd ihre Palette und ihre Steinplatten zerschlagen wollten, zucken über die Erfindungen jetzt die Achseln: sie hätten doch nur bedingten Werth und bedingte Anwendung, mit der Kunst hätten sie nichts gemein, und die Kunst könne durch sie keinen Schaden leiden. Was Daguerres Erfindung leistet, ist bekannt. Auf theurem Metallplatten gibt sie, unter günstigen Umständen, wenn die Sonne gut scheint und die Luft ruhig ist, einen schwachen Schattenriß, im kleinen Maße, von Gegenständen, die sich nicht bewegen. Diese Naturabdrücke lassen sich nicht vervielfältigen. Und wenn eine fortgesetzte Erfindung das auch möglich machte, wenn diese Schattenrisse in tausenden von Abdrücken auf Papier sich vermehren ließen, was wäre gewonnen? Ein exakter Abriß von Gebäuden, eine rohe Wirklichkeit, sehr anwendbar zu Ansichtsmagazinen, zu Bilderbüchern und Tafeln für technische Werke; die Kunst selbst, die nicht die Natur porträtiren darf, wenn sie Kunst bleiben will, hat nichts damit gewonnen und nichts verloren. Diese Erfindung liegt ganz abseits. Sie ist etwas für sich Bestehendes, wichtig als Specimen menschlichen Scharfblicks, und welche Geheimnisse der Natur dem Geiste noch sich erschließen dürften. Aber selbst wenn eine bewegte Landschaft, ja selbst wenn der Farbensinnel sich wieder abdrucken ließe, auf Metall, Leinwand oder Papier, so hätte die Kunst doch nichts damit zu thun. Die allergetreuste Abbildung der allerschönsten Landschaft ist noch kein schönes Bild.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 16. November 1839.

La génération actuelle qui veut être si jeune, est le singe du passé et se plaît aux vieilles allures.

J. Janin.

Moden.

Vieillerie.

Die Wintersaison hat begonnen, die Plane für die Toilette der vorzugsweise eleganten Jahreszeit sind im Allgemeinen entworfen, und bereits ist der tausendarmige Storchschnabel in Bewegung, der die im ersten und zweiten Arrondissement der Stadt Paris erfundenen Figuren aller Orten ungefähr nachzeichnet. Dieser Zeitpunkt ist immer der günstigste zu allgemeinen Betrachtungen über das Wesen der Tracht.

Schon seit einer Reihe von Jahren tragen die Neuerungen im männlichen wie im weiblichen Anzug den Charakter des Antiquarischen, und diese Richtung verstärkt sich immer mehr. Sollte sie überhaupt für die Zukunft des Kostüms entscheidend werden, so wird dies mehr bei der männlichen als bei der weiblichen Tracht der Fall seyn. — Man hat es längst aus den herrschenden Bestrebungen und dem ganzen Charakter der Zeit erklärt, warum gegenwärtig in den Künsten der Einbildungskraft, bei wuchernder Fülle der Produkte, auffallende Sterilität in Erfindung und eigenthümlichem Inhalt herrscht. Auch die Schneiderei, als ein Ausläufer der Kunst, nimmt Theil an dieser Impotenz. Dagegen waren zu keiner Zeit, wie bei uns, so auch in Frankreich, die geschichtlichen Studien umfassender und eindringender als jetzt. Erst in neuerer Zeit hat man allgemein dem Anspruch entsagt, die vergangenen Jahrhunderte mit dem Maßstab des jetzigen zu messen. Man ist bemüht, die Zeitalter aus sich selbst zu begreifen, sie in eigenster Haltung und Geberdung auftreten zu lassen und sie in ihrem eigenthümlichen Style redend einzuführen. Dieser historische Geist, diese Neigung, sich lebendig in vergangene Zustände zu versetzen, hat sich auch aller Künste bemächtigt. In Frankreich ist es aber ganz besonders der Zeitraum von Franz I. bis zur Revolution, der vom Studium und der Phantasie ausgebeutet wird, und zwar nicht nur, weil diese Jahrhunderte dem gemein menschlichen Interesse am nächsten liegen, sofern sich die jetzige gesellschaftliche Welt aus der unmittelbar vorhergehenden herausgebildet hat.

Der Franzose braucht überhaupt die ganze Geschichte seines Volks zu einem Spiegel seiner Eitelkeit. Er weiß Tage, wie die bei Cressy und Agincourt, auf's Vortheilhafteste für die Nationalehre zu deuten, und wenn er häufig Franz I. mit Affektation den „vainçu de Pavie“ nennt, so geschieht es nur in Erinnerung an sein echt französisches Wort: „tout est perdu fors l'honneur.“ Aber mit ganz besonders stolzem Interesse blickt er auf die zunächst verflossenen Jahrhunderte zurück. Sie waren das goldene Zeitalter seiner Literatur und Kunst und

seines ästhetischen und moralischen Einflusses auf das Ausland.

In der merkwürdigen Zeit, wo drei große Ereignisse, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Eroberung Konstantinopels durch die Turken und die Entdeckung von Amerika, ihre mächtigen Einflüsse zu äußern begannen, war es Franz I., der aus florentinischer Bildung und Sitte gleichsam die Fruchterde bereitete, aus der im darauf folgenden Jahrhundert die eigenthümliche Poesie der Franzosen und jenes ganze System von eleganten Manieren erwuchs, mit dem sie für die feine Welt aller civilisirter Länder Vorbilder geworden sind. Auch das politische Gewicht Frankreichs wurde immer bedeutender; ob übrigens die französischen Ambassadeurs an den Höfen Einfluß hatten oder nicht, die überall akkreditirten Musen und Grazien dieses Volks wußten sich immer Gehör und Gehorsam zu verschaffen.

Die unbeschränkte Herrschaft der Franzosen im ganzen Bereich des Geschmacks wurde erst dann erschüttert, als sie selbst durch die Revolution ihr altes poetisches und sociales Gleichgewicht verloren hatten. Sie suchen gegenwärtig einen neuen Schwerpunkt in beiderlei Beziehung; sie können ihn nicht finden, und darüber erwachte die Sehnsucht nach der großen Zeit, wo die Nation für das wirklich galt, was man ihr jezt keck in's Gesicht abspricht, für die première nation du monde. Wenn nun gegenwärtig bei ihnen in allen Richtungen der Kunst und der Sitte die „Vieillerie" herrscht, so ist dies, im dunkeln Bewußtseyn, daß der Lebensinhalt der Gegenwart noch nicht reif und kräftig genug ist, der Drang, etwas zu reproduciren, was so ganz und echt französisch war und seiner Zeit die Welt besiegte. Und unsere sociale Abhängigkeit ist noch groß genug, daß wir uns von der Alteraufage des Trödels in leichter Literatur, in zeichnender Kunst, in gewissen dramatischen Gattungen, in Hausgeräthe und Kleidertracht, der unsere Urgroßväter und Urgroßmütter bezauberte, noch einmal erobern lassen.

Unter der Vormundschaft der französischen Grazien sind wir so ziemlich ganz geblieben, und was die Musen betrifft, so haben wir uns nur von Melpomene emancipirt, sind aber der halb prosaischen Thalia desto dienstbarer geblieben. Und unser Aufschwung in höherer Poesie datirt sich ja erst von der Zeit her, wo auch die Franzosen von ihrer tragischen Muse im Kothurn des Stelzschuhs abzufallen begannen. Wir besitzen am Ende nur deßhalb einige höhere Poesie, weil den Franzosen die ihrige abhanden gekommen ist. Man muß es für ein Glück halten, daß eine Tragik nicht so leicht wieder aufzuerwecken ist als ein Schleyrock oder ein schnörkelhaftes Stück Möbel. Läßt heute wieder die Franzosen eine echt nationelle Form der Tragödie finden, so wird es auch nicht an einem Gottsched fehlen, und er hätte jezt nicht einmal einen Hanswurst zu begraben.

Das kokette Spiel mit dem Geschmack und den Sitten der beaux siècles charakterisirt recht eigentlich das gegenwärtige französische Modewesen in Literatur, Kunst und Kostüm im weitesten Sinn. Die Malerei wählt mit Vorliebe ihre Sujets aus diesen Zeiten; sie entwickelt dabei das umfassendste Studium der Kostüme und im Wiedergeben von Sammt und Seide, von Spitzen und Geschmeide eine Virtuosität, welche unsere Maler erschreckt und ihnen nichts übrig läßt, als diesen Glanz für eine Negation der Poesie, des höhern und tiefern Verständnisses auszugeben. Die Lithographie gibt in ganzen Galerien die verführerischen Bildnisse jener Prinzessinnen und Maitressen, die so berauschend an ruelles und petites maisons und die sociale Macht des Cotillon erinnern; sie gibt vollständige Suiten jener geistreichen oder faden, weibischen oder heldenhaften, aber immer graziösen Männergestalten, von den Mignons Heinrichs III. bis zu den Mitgliedern von Marie Antoinettes petit comité; sie setzt die Chronik des Oeil de boeuf lebendig in Scene und fesselt das lebende Geschlecht durch den unnennbaren Reiz von Perrücken, Tressen und Manchetten, von Mouchen und Fontangen.

(Schluß folgt.)

Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit.

(Fortsezung.)

Wir zogen einige Zeit auf der Straße fort. Soldaten redeten freundlich mit mir, führten mich an der Hand und gaben mir Brod; wir waren sehr vergnügt, auf solche Art schneller fortzukommen, als plözlich eine barsche Stimme hinter uns ertönte: „Werft den Judenkarren aus der Kolonne! Was thut der Marketender mitten in der Marschordnung?" Ich sah mich bestürzt um; es war ein Offizier zu Pferd. Er ritt näher und wiederholte den Befehl. Der Soldat, der mich führte, wies auf mich und sagte: „Um der armen Kinder willen, Herr Oberst!" Jezt fiel der Blick des Offiziers auf mich, und er rief verwundert aus: „Bist du es, kleiner Mann? Wo ist deine Mutter?" Es war ein Bekannter unseres Hauses. Die Kindsfrau unterrichtete ihn in Kürze von unsern betrübten Umständen, und von nun an durfte unser Karren in der Mitte der Kolonne fahren. Wir bekamen zu essen und der Bediente des Obersten nahm mich vor sich auf das Pferd. — Es war schon Nacht, als

wir Hagenau erreichten, links und rechts flackerten die Lagerfeuer der Truppen; auch das Regiment unseres guten Beschützers ging von der Straße ab, um seinen Platz in der Lagerordnung einzunehmen. Bevor er schied, gab er uns einen Soldaten mit, um uns sicher bis zum Thor zu bringen.

Die Straßen der Stadt waren mit Soldaten und armen Ausgewanderten angefüllt, die kein Unterkommen finden konnten. Der Jude brachte uns in das Haus eines seiner Glaubensgenossen. Es war die Wohnung der Armuth. Die guten Leute empfingen uns mit freundlicher Theilnahme. Als meine Schwester in das kleine, niedrige Zimmer trat und ihre Blicke auf das ärmliche Hausgeräth warf, brach sie in heftiges Weinen aus. Die Judin sah sie etwas beleidigt an und sagte in halb verweisendem Tone: „Sie mögen es besser gewohnt seyn; aber danken Sie Gott, mein Kind, der Sie in das Haus ehrlicher Leute geführt hat. Tausende liegen ohne Obdach unter freiem Himmel.“ Unser Jude schaffte die Koffer herauf und übergab sie unserem Hausherrn. „Isaak,“ sagte er fast feierlich, „verwahre sie wohl; es ist vielleicht das letzte Eigenthum armer Waisen, denn Haus und Hab haben sie zurückgelassen, und Vater und Mutter sind in der Hand der Edomiter.“ Als der ehrliche Jude von uns Abschied nahm, schüttete die Kindsfrau ihr Beutelchen auf den Tisch aus und bot ihm den Inhalt, der nur einige Gulden betrug, als Belohnung an. Der Jude schüttelte den Kopf, schob ihr das Geld wieder zu und sagte: „Das sey ferne von dem Sohn meines Vaters. Ich bin ein armer Mann und esse mein Brod im Schweiße meines Angesichts, aber den letzten Heller will ich nicht nehmen aus der Tasche der Unglücklichen. Der Gott meiner Väter wird mich nicht verlassen, und was ich an euch gethan, kann er mir reichlich ersetzen. Lebt wohl und gedenkt der Kinder meines Volks, wenn ihr im Glücke seyd!“ Mit gleicher Freundlichkeit behandelten uns die guten Judenleute. Sie waren arm und gaben uns, was sie vermochten, eine Milchsuppe zur Nahrung und ihr eigenes einziges Bett zur Ruhe.

Am andern Tag suchten wir Bekannte auf, unter deren Schutz wir weiter reisen könnten, und fanden endlich eine befreundete Familie. Diese Leute, die bisher in Glück und Wohlstand gelebt hatten, lagen jetzt in einem schlechten Zimmer auf Stroh; es war eine alte Dame mit zwei Töchtern, deren Gatte, wie mein Vater, zu Straßburg gefangen saß. Mit ihrer Hülfe verschafften wir uns einen Wagen, der uns über den Rhein brachte, auf dessen rechtem Ufer wir eine Zuflucht bei der Mutter meines Vaters fanden.

Erst zwei Jahre nachher sahen wir unsere Eltern wieder. Meine Mutter war von dem anrückenden Feinde überrascht worden, ehe sie ihre Flucht bewerkstelligen konnte. Mein Vater hatte nach Robespierres Sturz seine Freiheit wieder erhalten, und wirkte sich später unter dem Direktorium die Erlaubniß aus, nach Deutschland auszuwandern. Elogius Schneider, den er von seiner Jugendzeit her kannte, hatte vergeblich versucht, ihn für die Partei der Jakobiner zu gewinnen, und deßhalb durch die gewöhnlichen Mittel jener Faktionsmänner seine Verhaftung und Anklage bewirkt.

Mein Herz.

(s. Nr. 262.)

die Geliebte.

Wallst du bei des Morgens Frische
Leicht, im Lenzgewand,
Durch die Blumen, die Gebüsche
Hin am Wiesenrand,

Und du hörst die Lerche singen,
Horchst dem Freudenruf:
Denk', es ist mein Herz, dem Schwingen
Deine Liebe schuf,

Das in freudetrunknem Sehnen
Auf zum Himmel fliegt,
Sich mit jubelhellen Tönen
In den Wolken wiegt.

Adolph Peters.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Liepmanns Erfindung. Kunstausstellung. Vereine.

Anders verhält es sich mit der Liepmannschen Erfindung. Wenn sie jedes fertige Kunstwerk in seiner Vollkommenheit und seinen Schwächen, in seinem Glanz und seinem Schatten, in seiner Inspiration und seiner Manier vervielfältigen, wenn sie von Einem tausend Bilder, lauter aber ego, lauter Doppelgänger anfertigen kann, dann greift sie mächtig in die Kunst ein, sie liefert Kunstwerke. Aber kann sie das? hat sie es gethan, und verspricht sie es? — Daß die Copie des Rembrandtschen Kopfs, Herrn Liepmanns erstes Werk, keine sehr vorzügliche ist, thäte nichts zur Sache. Der Erfinder macht nicht darauf Anspruch, ein vorzüglicher Maler zu seyn; er hat überdies das Original nicht beim Verfertigen seiner Maschine vor Augen gehabt; auch ist's sein erster Versuch. Ein zweiter, wo er das Original vor sich hätte, könnte ganz anders ausfallen. Unter den Händen eines guten Malers könnten auch die Abdrücke gut werden. Aber die Wahl bei seinem ersten Versuche erregt Bedenken. Rembrand wirkt durch grelle Schattirungen, durch Schlagwirkungen des Lichtes

und Schattens. Wie seine Manier sich am leichtesten nachahmen läßt (wie mancher Dietrich steht einem ersten Rembrandt nahe!), so läßt sich auch ein Farbenabdruck seiner Gemälde am ehesten denken. Unter Rembrandts Bildern, deren es so treffliche und klar gehaltene gibt, hat aber Herr Lieps mann einen Kopf gewählt, den der Meister mit der genialsten Sorglosigkeit fast hingeschmiert hat; alles ist verwischt, fleckigt. Weshalb er gerade diesen gewählt als Probe seiner Erfindung? Weil diese Unsauberkeit und Undeutlichkeit sich besser wieder geben läßt als ein Gemälde mit scharfen Umrissen, mit klaren Farbentönen? Die Gegner der Erfindung, d. h. die ihre feine Folgewichtigkeit beimessen, sagen, weil Gemälde dieser Art sich allein vermittelst seiner Maschine abdrucken lassen; weil bei jedem andern Gemälde von größeren Dimensionen, von reicherem Inhalt, von mehr Zeichnung und feineren Farbentönen die Unvollkommenheit der Erfindung zu Tage käme. Was bei diesem verwischten Rembrandtskopf sich verbergen, werde bei jedem klarer gehaltenen, reicher komponirten Bilde sich zeigen. So könne man niemals erwarten, einen Titian, Raphael, oder die sogtbaren, und mit unendlicher Zartheit detaillirten Bilder eines Johann van Eyk durch die Liepmannsche Maschine vervielfältigt zu sehen. Wenn man den Liepmannschen Rembrandtskopf sieht, so müßte freilich auch der Laie dieser Besürchtung beistimmen. Wie wäre es möglich, durch eine Maschine die unendliche Zartheit in allen Physiognomien der kleinen Figuren auf einem solchen Bilde, die sieben Freuden der Maria, abzudrucken! Diese Keuschheit, Innigkeit und Wärme der Farben widerstreben dem Begriff eines Maschinenbruds. Eher, daß sich mancher Titian annähernd erreichen ließe. Ist die Erfindung so auf gewisse Grenzen beschränkt, so verliert sie die geschrieene und gehoffte Bedeutung. Noch verlautet nichts über die Construktion der Maschine; aber wenn auch die Hand und der Pinsel des Erfinders nicht nachhilft, wie einige Argwöhnische vermuthen, so ist sie doch jedenfalls mit solcher Schwierigkeit verbunden und so complicirt, daß die Maler nicht zu besorgen haben, der Kunstfleiß werde alle Bilder auf diese Art zu vervielfältigen suchen, ihrem Erwerbe zum Eintrag. Herr Liepmann sagt, seine Erfindung sey noch in der Kindheit; möchte er an ausgeführteren Kunstwerken beweisen, daß ihre Grenzen weiter gehen. In der Voßischen Zeitung spricht sich ein Aufsatz von Fr. v. Schönholz am entschiedensten und klarsten gegen die gerühmten Revolutionen aus, die sie bewirken könne, ohne den bedingten Werth der Erfindung in Abrede zu stellen.

Ueber diese Kunststoppen ist einstweilen die Kunst selbst fast in den Hintergrund getreten. Welches Ereignis war sonst die Kunstausstellung! wie freute man sich auf das zweite Jahr, wenn die Schätze vom Rhein und von Rom ankamen zu den einheimischen! Und nun schicken auch die Pariser ihre vorrefflichen Landschaften, und es ist doch ungewöhnlich stille. Man hört in diesem Jahre kaum über die Ausstellung sprechen. Die Düsseldorfer haben ihre Werke separat gezeigt, daher fehlen sie diesmal der allgemeinen Ausstellung; das mag ein Grund seyn. Aber eine Ausstellung, welche sich jedes Jahr wiederholt, hat nicht mehr den Reiz des Neuen, wie eine, die nur alle zwei Jahre stattfindet. Noch ist indeß der Abend nicht gekommen, und ich behalte mir in meinem nächsten Berichte mehr vor über die Ausstellung. Ein mißliches Zeichen ist es allerdings, wenn die Darstellung einer großen Parade von dem sogenannten Pferdetreiben für ein Hauptstück im Publikum gilt.

Erfreulich wohl für ein großes Publikum, welches sich hier selbst in seinen guten Bekannten auf's Täuschendste porträtirt findet; aber es ist immer schlimm, wenn ein Genrestück in den ersten Reihen, auch nur im Gespräche, steht, und kein großes historisches, was dieselbe Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Die Künstler selbst lassen die Flügel nicht sinken, und mit Recht. Ihre stillen Seufzer nach München dünken sind freilich zum Theil gerecht. Wer aber steht voraus, was hier noch, beim Mangel an Mäcenaten, aus dem allgemeinen Wissen und der Lust und dem Bedürfniß sich entwickelt? Aus diesem Gesellschaftsgeist gewinnt die Unterzeichnung zur Kölschen Amazone eine ganz andere Bedeutung. Hier sind bekanntlich zwei Künstlervereine, der jüngere und der ältere. Dieser feierte neulich sein fünfs und zwanzigjähriges Bestehen auf eine solenne Weise, durch glänzende Schaustellungen, Transparents und Dialoge, so ernsten als komischen Inhalts. Die letzern wirken natürlich bei solchen öffentlichen Gelegenheiten immer günstiger; man will lieber lachen als belehrt werden. Unsere Gegenwart ist aus der Kunst und Lust zum Repräsentiren, die unsere Vorfahren so besonders liebten, heraus. Der Vorsteller gist hinter der Maske des Heros gar zu gern den Zuschauern. wie Zettel im Sommernachtstraum, zu erkennen, daß er ein Mensch ist, und den Löwen nur spielt. Expalles furca naturam, oder unsere Bildung! doch mußte bei diesem ältern Künstlerverein, wo schon Männer mit schneeweißem Haar und Puder mitspien, jener genialle Uebermuth wegbleiben, welcher die Feste des jüngern Künstlervereins so eigenthümlich charakterisirte macht. Ich könnte Ihnen noch von einem dritten Dürpend Vereine, die ihre Stiftungstage und ihr Bestehen feierten, erzählen, aber was geht das Ihre Leser an? Wir haben aus alter Zeit her so viele Vereine, die wirklich nöthig haben, dann und wann durch ein solennes Mittag- oder Abendessen, woran sich eine Erinnerung knüpft, dem Publikum, und noch mehr sich selbst zu beweisen, daß sie noch existiren. Es fehlen jene von Geist, Witz und geselligem Talente überspruhenden Männer, die, aus dem vorigen Jahrhundert stammend, durch ihre Regsamkeit Gesellschaften machten und wach erhielten. Berlin zählte deren viele, sie sind nun hinüber zu ihren Vätern, wie Buttmann, Schleiermacher. Unter der jüngern Generation gehörten dahin Klenze und Gentz. Auch sie sind gegangen. Nur noch ein solcher Veteran, mit unerschöpflicher Laune, mit voller Jugendfrische des Geistes und auch des Körpers ist uns im ältern Lint erhalten, der, wahrscheinlich schon ein Siebenziger, Enthusiasm durch ganz Deutschland macht, den Parnaß (den wirklichen in Hellas) besteigt, und bei seinem Gelage früher als die jüngern Gäste den mit Flaschen wohlbesetzten Tisch verläßt. Dessbalb hat er auch neulich in den Zeitungen gegen die Feier seines Jubiläums protestirt. Er fühle sich durchaus noch nicht als Invalgreis, um der Ehre eines Jubilars theilhaft zu werden. Wie sollen solche Greise aus unserm jüngsten Gelehrtenleben hervorgehen? Weder die Hegelianer noch die Pietisten werden sie liefern. Oder gäbe es noch einen Proyes, um die mit der Muttermilch eingesogene träbe und bittere Reflexion derseinst in süßen Lebenshoff umzusetzen? Ein jüngerer Verein, der für märtirische Geschichte, bezing neulich durch eine Generalversammlung sein jähriges Bestehen. Es fehlt da nicht an regen und thätigen Theilnehmern, von denen schon viel zur Aufklärung unserer älteren Geschichte in die Welt gefördert ist, und noch gefördert werden wird. Aber überall werden sie, eine gewisse Höhe hinauf, auf Nebel stoßen, der sich in unsern Gegenden viel länger, als ringsum, hält, und kaum jemals fortzutreiben ist.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 18. November 1839.

Der Mensch verwandele sich und stehe von der Bühne: seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz, eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten.

Schiller.

Ueber das Poetische in der Geschichte.

Eine schriftlich abgeschlossene Weltgeschichte gibt es gar nicht. Jeder Versuch, auch der glücklichste, ist nur großes Fragment eines Ganzen. Aber der Geist der Weltgeschichte sollte sich in jeder Geschichte offenbaren, die geschrieben wird, auch in der des kleinsten Volks oder eines einzelnen Mannes; mehr oder minder Masse thut nichts zur Sache. Schon jeder Mensch stellt vorbildend die ganze Menschheit dar, und diese selbst wieder ist nur der unendlich potenzirte Mensch.

Vom poetischen Reiz oder Geist der Geschichte ist oft die Rede; ja man hat sie poetischer finden wollen, als die Poesie selbst. Aber wirklich hat keine andere Wissenschaft — wenn nämlich diesen Namen verdient, was, ewig fortfließend, kein bestimmtes, auf festen Prinzipien ruhendes Ganze bilden kann — so viele poetische Elemente, oder kann so poetisch aufgefaßt und dargestellt werden, als die Geschichte. Aus ihr werden ja selbst die höchsten und interessantesten Stoffe für Epos und Drama genommen; ja sie selbst ist ein Epos oder Drama, das der Weltgeist dichtet und gibt, und jede einzelne, größere oder kleinere Geschichte, kann man sagen, ist nur eine aus dem Ganzen gehobene Episode oder ein einzelner Akt, welchen er auf größeren oder kleineren Bühnen, in Zeiträumen von Jahrhunderten, oder Jahrzehnden, oder Tagen vor uns aufführt. Selbst die poetische Erzählung von Begebenheiten aus dem gewöhnlichen Leben nimmt die Geschichte zum Vorbild, um recht poetisch zu seyn; ja sie meint dies am besten zu erreichen, je mehr sie den Schein der Poesie vermeide und als bloße Geschichte erscheine. — Man könnte den Roman sowohl den Affen, als die Ergänzung der Geschichte nennen.

Aber worin besteht denn das Poetische in derselben? Am wenigsten in der Masse, der Fülle der Begebenheiten, die oft an sich höchst unpoetisch sind. Ja man könnte sagen: je massenhafter, desto unpoetischer ist die Geschichte. Es besteht auch nicht in rhetorisch-poetischer Form, in Tropen und Metaphern. Es gibt versifizirte, mit allem äußern dichterischen Reichthum ausgestattete Geschichten, die doch, wie z. B. des Lucanus oder des Silius Italicus Gedichte, ziemlich unpoetisch sind, und es gibt in einfacher, schlichter Prosa geschriebene Geschichten, die uns, als poetisch, anziehen und fesseln. In etwas Anderem müssen wir das Poetische suchen, wohl zunächst in dem, wodurch jede erdichtete Erzählung, ja selbst das mit Wundern spielende Mährchen poetisch ist. Diesen Charakter trägt schon Alles, was geschieht, wenn nämlich der Mensch oder das Thier, das als menschlich gedacht wird, in der Art handelnd vor uns auftritt, daß dadurch unser Geist in Spannung und Unruhe versetzt wird, daß wir, uns hinein denkend und hinein fühlend in die fremde

Perſon, Furcht und Hoffnung mit ihr theilen, uns mit freuen und mit leiden, erzittern oder Beruhigung und Befriedigung empfinden. Und ſo gibt es Zweierlei, wodurch die Geſchichte poetiſch wird: einerſeits der äußere Kampf mit Menſchen und mit der Natur, mit Noth und Gefahr, die auch unſer höchſtes irdiſches Gut, das Leben, bedrohen, und ein damit verbundener innerer Kampf; andererſeits Ruhe nach dem Kampfe, Sieg des Geiſtes über die Materie und die Umſtände, Genuß und Wiederherſtellung eines verlorenen Paradieſes nach Außen und nach Innen. Jenes iſt das tragiſche, dieſes das idylliſche Prinzip. Wo beide zuſammentreffen, entſteht das höchſte poetiſche Intereſſe.

Wir leben in einer Zeit, wo Geſchichtſtudium und Geſchichtſchreiben faſt zur Liebhaberei und Mode geworden iſt. Alles will Geſchichte ſtudiren oder ſchreiben, wie Alles jetzt auch poetiſch erzählen oder dichten will. Aber der wahren Hiſtoriker ſind eben ſo wenige, als der wahren Dichter. Von dem hohen philoſophiſch-religiöſen Geiſte, mit dem wir die Geſchichte behandeln ſollen, will ich hier nicht einmal ſprechen. Nur wenige Hochbegabte empfinden es, daß die Menſchenwelt und ihre Geſchichte ein vielſtimmiger Geſang iſt, wo von Myriaden Theilnehmern zu gleicher Zeit verſchiedene und mannigfaltige melodiſche Sätze, die nicht im Einklang ſtehen, gleichſam mit aller Freiheit und ohne Rückſicht auf die Mitſingenden vorgetragen werden, und wo dennoch all dieſes Chaos, als geſchähe es von ſelbſt, durch eine göttliche Harmonie im Ganzen vereinigt wird. Nur wenige Hiſtoriker gibt es, die, gleich dem größten engliſchen Dichter, der auch der größte Hiſtoriker ſeines Volks war, mit im Rath der himmliſchen Wächter ſitzen, das menſchliche Herz, die Geburtsſtätte alles Guten und Böſen, ergründen, in die oft unſcheinbare Saat der Begebenheiten ſchauen und mit verfolgendem Blick betrachten, wie ſie aufgeht, reift und Früchte bringt. Die meiſten ſind befangen im Einzelnen, Zufälligen, in den Maſſen, und des höheren poetiſchen Sinnes ermangelnd, ſuchen ſie ihre hiſtoriſchen Strohmänner mit allerhand ſelbſtgezogenen oder fremden Blumen und mit buntfarbigem Lappenwerk aufzuputzen; oder wenn ſie wirklich Dichtertalent beſitzen, ſo machen ſie häufig aus der Geſchichte nur einen gemeinen Roman. Ja, nur zu oft wird das heilige Buch der Klio durch die Hand frivoler Menſchen, die ſich genialiſche Freidenker wähnen, mit mancherlei grellen, abſurden Einfällen, Schnörkeln und Figuren deklert und entſtellt.

Andere ſind bloß trockene, bedächtige Anſichichter, Sammler und Ordner des gegebenen Stoffs, aber dieſe ſind nicht ohne großes Verdienſt; wenn ſie dabei keine höheren Anſprüche machen, verdienen ſie unſern beſten Dank. — Wieder Andere tragen mit einem übel verſtandenen Pragmatismus ſich und ihre politiſche Weisheit zur Schau, anſtatt daß dieſe Wahrheiten und Lehren aus der Ordnung und Darſtellung des Ganzen wie von ſelbſt hervorſpringen ſollten. — Eine rein objektive Darſtellung iſt überhaupt in der Geſchichte, wie in dem verwandten Epos, nicht ſehr häufig. — Verſchiedene Menſchen ſchauen Natur und Welt, je nach ihrer Individualität, ihrem Charakter und ſelbſt ihrer momentanen Stimmung immer etwas verſchieden an. So auch der Dichter. Wenn er auch noch ſo ſehr, ſich ſelbſt entäußernd, nach objektiver Darſtellung ſtrebt, er wird immer etwas von dem Seinigen hineinlegen oder hinzufügen. Dadurch geſchieht es ja, daß jede neue wahre Dichtung uns auch immer eine neue Seite oder neuen Reiz an Natur und Welt enthüllt, mag auch immerhin das Dargeſtellte etwas Alltägliches ſeyn. Etwas Alltägliches iſt im Grunde die ganze Welt. Daſſelbe iſt auch der Fall bei dem Hiſtoriker. In dem beſondern Spiegel ſeines Geiſtes ſpiegelt ſich auch die Geſchichte immer etwas anders ab. Selbſt was die Authenticität der einzelnen Thatſachen anlangt, werden Verſchiedene mit dem beſten Willen oft Verſchiedenes berichten. Schon jeder Menſch im gewöhnlichen Leben erzählt eine erlebte, wie erſt eine von Andern gehörte Geſchichte immer etwas anders. Bei jeder neuen Wiederholung wird, wider Wiſſen und Willen, hinzugeſetzt, wohl auch weggelaſſen. Beſonders finden wir, daß über eine große hiſtoriſche Begebenheit, an welcher Viele Theil genommen, z. B. eine Schlacht, von den einzelnen Theilnehmern, die, mehr für ſich beſchäftigt, zunächſt nur auf das Nächſte und Einzelne merkten, oft ſo abweichende Berichte gegeben werden, während freilich der das Ganze leitende und daher auch überſchauende Feldherr uns ein wahreres Bild, aber auch nur von dem Ganzen, entwerfen kann. Was kümmert auch das Einzelne den Hiſtoriker, wenn es nicht gerade entſcheidend iſt? Iſt nur das Ganze wahr, das Einzelne mag er, nach verſchiedenen Berichten verſchieden wiedergeben, oder ſelbſt der Wahrſcheinlichkeit gemäß aus eigener Phantaſie divinieren.

(Fortſetzung folgt.)

Moden.

(Schluß.)

Auch die Dramatik, der Roman, das Feuilleton üben ihr Metier mit Vorliebe an demſelben Stoff. Der immerwährende Kampf von Galanterie und Ronerie, von ſittlicher Ehre und gediehiger Schande, von ſchönder Gewiſſensangſt und frecher Philoſophie, dieſer ewige Krieg ſocialer Verdorbenheit an den Höfen des guten Heinrichs, des großen Ludwigs und des königlichen Sklaven einer Pompadour iſt eine Ilias für ein Volk, das von jeher

keinen andern Kultus und keine andere Poesie hatte als die Geselligkeit. Jene graziösen Gestalten glänzender Männer und verführerischer Weiber sind ihnen fast, was dem Griechen sein Olymp und sein ganzer Mythencyclus war. Wie zierlich wissen sie aus dem großen Rahmen kleine Stücke auszuschneiden, und hier eine scandalöse Anekdote zum effektreichen Genrebild einer Komödie, dort die Indiskretion eines Memoirenschreibers zum blendenden Dosenstück einer Historiette auszumalen, und wie charakteristisch ist überall der Verwesungsgeruch der Zeit mit dem Duft von Ambra und Pomade gemischt! Und nicht sie allein bespiegeln sich in der schillernden Oberfläche des Pfuhls ihrer Geschichte; die feinste deutsche Welt sieht ihnen dabei über die Schulter, und für die minder feine sorgen deutsche Theaterintendanzen, belletristische Journale und Modezeitungen, daß sie nicht um den Genuß kommt.

Wenn sich die Einbildungskraft so viel mit den Sitten und Begriffen gewisser Zeiten zu schaffen macht, so ist es nur konsequent, daß man sich auch im wirklichen Leben mit den Verkörperungen jener Begriffe umgibt, daß man auch im Hausgeräthe und in der Tracht auf verlebte Formen zurückgreift. Die einen Zimmer in den zierlich ernsten Formen der Renaissance; andere im majestätischen Geschmack Ludwigs XIV.; die meisten im geschweiften, geschnörkelten, frisirten, vielgeschäftigen Styl Ludwigs XV.; nur die verwahrlosten Räume mit der Nothdurft charakterlosen modernen Hausraths versehen — dies ist die Ausstaffirung eines eleganten Hauses und zugleich ein treues Bild der heutigen schönen Literatur der Franzosen. Und wie das moderne Haus und die moderne Literatur, so ist gegenwärtig auch die Modefigur männlichen und weiblichen Geschlechts: am Kopfe Renaissance oder noch ältere Formen, hier Louis XIV., dort Rococo, und weiterhin Partieen, die gar nichts sind.

Schon seit geraumer Zeit zeigt sich in der männlichen Tracht, wie sie von Paris ausgeht, ein Hang zu alten Formen, und besonders zu solchen, welche noch über die Renaissance hinaufgehen. Dies ist allerdings Koketterie; aber sie könnte ein stehender Zug werden, wie die Grimassen einer gefallsüchtigen Schönen. Als ein wichtiges, manche andere Partieen der Tracht bestimmendes Moment erscheint dabei der Haarputz. Es ist unter der Jugend Mode geworden, das Haar über die Ohren und in den Nacken herabfallend zu tragen. In Frankreich folgen häufig auch reifere Männer dieser Sitte. Dieser Typus erinnert noch mehr an die Haartracht des funfzehnten Jahrhunderts als an die der ersten Hälfte des siebzehnten, aus welcher sich unmittelbar die Perrücken entwickelten. Im Bartwuchs gilt kein fester Styl; indessen verträgt es sich mit der Eleganz, den Bart völlig wachsen zu lassen und ihm eine Entwicklung zu gönnen, wie sie seit dem sechzehnten Jahrhundert nie mehr Sitte war.

Der weit heraufgehende, wulstige Kragen des Oberkleides paßt nur zu kurz verschnittenem Haar. Er war auch erst seit der Verbannung des Zopfs und Haarbeutels aufgekommen; im größten Theil des vorigen und im siebzehnten Jahrhundert, unter der Herrschaft der Perrücke, hatte das Oberkleid naturgemäß gar keinen Kragen: die niederfallende Haarmasse setzte einen ganz freien, knapp beliebten Hals voraus. Einem Halswulste begegnen wir in der Geschichte der Tracht erst wieder zugleich mit der Sitte der kurzgeschorenen Haare, nämlich im sogenannten spanischen oder Scheibenkragen des sechzehnten Jahrhunderts. Seit nun das Haar wieder fließend getragen wird, muß es Spielraum im Nacken haben und somit den hohen Rockkragen verdrängen. Wir sehen daher wirklich, daß er instinktmäßig sich vom Halse herunterzieht, daß er zugleich immer schmaler und platter wird, und es könnte nicht überraschen, wenn er eines Tages ganz weggeworfen würde. Sehr kurz und knapp ist der Ueberrock schon lange; aber durch dieses Freilassen des Halses, sowie durch das Herabrücken der Taille über die Rückenbiege hinunter und das Versetzen der Taschen auf die Hüften, nähert er sich immer mehr dem Justaucorps, dem Leibrock, wie man ihn im siebzehnten Jahrhundert trug; und dieser Leibrock war nichts als eine galante Entwicklung des ältern Wamses.

Wurde der Hals hinten frei, so konnte auch die Einwicklung der vordern Parthie durch ein weitherausreichendes Halstuch nicht mehr bestehen. Dazu kommt, daß der volle Bart völlige Befreiung der untern Kinnlade voraussetzt. So sehen wir, wie das Halstuch mit dem Rockkragen von selbst immer knapper und schmaler wird, wie der früher stehende Hemdkragen sich umschlägt oder gar wegfällt, und die ganze vordere Bekleidung des Halses immer mehr das Ansehen des sogenannten Rabat annimmt, wie er im siebzehnten Jahrhundert Sitte war.

Dazu kommt noch der moderne formlose Ueberkittel, der Paletot. Er gleicht manchen mantelartigen, mit Aermeln versehenen Oberkleidern der mittlern Jahrhunderte, so wie den militärischen Casaquen zur Zeit Ludwigs XIV.

Das jetzt gebräuchliche Beinkleid zeigt eine ähnliche retrograde Tendenz. Eng das Bein umschreibend und über die Fußbiege vorgreifend, simulirt es gleichsam die alte Chausse, die ganze oder Strumpfhose, wie sie durch das Mittelalter herauf Sitte war. Es fehlt nur noch, daß man dem Beinkleid, es über den ganzen Fuß verlängernd, ein blindes Ende gibt, und statt mühsam den Stiefel darunter zu stecken, wieder bequem den Schuh darüber zieht. — Wir haben ein andermal beschrieben (s. Nr. 123 d. J. 1838), wie im siebzehnten Jahrhundert die Chausse, die ganze Hose, unter dem Knie durchgeschnitten wurde, so daß sie fortan in das haut-

de-chausse, die eigentliche Hose, und in das hasde-chausse, oder das schlechtweg, den Strumpf zerfiel; ferner wie aus dem haut-de-chausse oder der Culotte in der Revolution der Pantalon, das lange Beinkleid sich entwickelte. Dieses scheint nun fast zur alten chausse uns et indivisible zurückkehren zu wollen.

Während so die wichtigsten Stücke der Tracht gleichsam zu ihrer Quelle zurückfließen, scheint der Zeitgeist nur den steifen Colinder des Huts nicht schmeidigen zu können. Und doch muß man gestehen, daß seine starre geometrische Figur zu den Wellen des Barts und des Haars übel stehet.

Es ist merkwürdig, daß man bei diesem antiquarischen Zusammentreffen der Theile des Kostüms doch meist über die weichlichen und frivolen Jahrhunderte weit hinausgreift; denn das Ganze der Tracht hat einen cinquecentistischen Anstrich. Eine zerrissene, haltlose Jugend konnte sich nicht bitterer selbst höhnen, als indem sie die Halbmaske eines thatkräftigen Jahrhunderts trägt.

Ein Pariser Feuilletonist legt einer Schauspielerin folgende Aeußerung in den Mund: „Man kann sich auf der Bühne fast gar nicht mehr verkleiden, weil in der heutigen weiblichen Tracht alle möglichen Kostüme spucken. Welche Zeit auch die Schauspielerin durch ihren Anzug repräsentiren mag, es sieht immer aus, als hätte sie eine Tagesmode herbeigezogen, so voll alten Kramś ist das Kostüm der frischen Gegenwart." — In einem folgenden Artikel soll die „Bieillerie" in der weiblichen Tracht in der Weise betrachtet werden, wie wir es hier mit der männlichen versucht haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Schluß.)

Der Erzbischof von Gnesen. v. Raumer.

Beim Verein der märkischen Oekonomen ist start davon die Rede gewesen, ihrem Luxus oder Solon, dem großen Thaer, oder, wie ihn der Berliner Witz nennt, dem märkischen Wolltuch er eine Bildsäule zu errichten. Am sowrzhaften Vorschlägen gebricht es nicht. Doch dürfte der ernster gemeint seyn, welcher seine Ehrensäule, falls sie zu Stande kommt, am Durchweg der Klosterstraße, wo jetzt der Hauptverkehr des Wollmarkts ist, aufgestellt wissen will. Und ließe sich der spaßhafte Vorschlag, Schaafe, so geschoren, als mit dem Blick, zu seinen Füßen gelagert, nicht auch ernst auffassen und wirklich künstlerisch ausführen? Einstweilen hat man sich begnügt, eine ausgezeichnet gelungene Medaille auf den ausgezeichneten Mann zu prägen.

Die Flucht des Erzbischofs von Gnesen gebührt der Politik an, die Erzählung davon den ihr allein gewidmeten Blättern. Die Geschichte seiner Wiedereinholung und Abführung von Posen nach Kolberg hat aber auch Züge, welche einem großen Staatsschauspiel, oder vielmehr einer Komödie angehörten. Indessen war jene auch eine Stadtbegebenheit, und die Stadt weiß so manches, wovon die Politik schweigt. Der Prälat lebte hier ein vergnügliches Leben, was in dem Maße in Kolberg wohl nicht der Fall seyn kann, und seine amtliche Gewissenhaftigkeit, welche ihm verbot, die an ihn gerichteten Amtsschreiben auf seiner Diöhse zu erbrechen, — sie fanden sich uneröffnet in Massen bei ihm — erschwerte ihm auch nicht den Aufenthalt hier. Die Beobachtung seiner Person hielt sich in den weitesten, respektvollen Grenzen. Indessen hat sich dabei die gewissenhafte Pflichtreue eines Lohntaquaien bewährt, dem über seine Person zu wachen aufgetragen war. Derselbe ist dem Prälaten nicht nur bis zur Polsdamer Eisenbahn, sondern selbst bis nach Posen und in die Messe dort gefolgt, ohne ihn einen Augenblick aus dem Gesicht zu lassen, was sterlich bei der Natur des Attnis, der gefaßt wurde, diesmal nicht nöthig war.

Die Universität sammelt nur allmählig ihre in alle Welttheile versandten Lehrer. Man kann annehmen, daß jeden Sommer wenigstens drei Viertel der Professoren von hier wissenschaftliche oder Erholungsausflüge, und oft sehr weite, machen. Von der weitesten Tour kommt diesmal Friedrich von Raumer zurück, von Sicilien und Malta, und wie es scheint, gekräftigter und heiterer von seinen Untersuchungen des italienischen Lebens aus der Gegenwart, als es der Fall gewesen, wenn es ihm gelungen wäre, abermals in die Archive des Vatikans zu dringen, um auch den vergilbten Urkunden des Mittelalters wenig neue Notizen zu holen. Ueber die Gründe, weßhalb man die Thüren vor dem Geschichtsforscher zugeschlagen, lauten die Gerüchte verschieden. Wenn das Wahrscheinlichste richtig ist, so ergibt sich wenigstens daraus, daß man in Rom weniger mit unsern Verhältnissen vertraut ist, als angenommen wird. Denn wer, der die preußischen Verhältnisse und Herrn von Raumers Charakter kennt, könnte glauben, daß er im Geheimen die Missionen oder Nichtmissionen des Herrn von Bunsen fortzusetzen berufen war! Raumers Briefe über das neue italienische Wesen (oder Unwesen), die schon unter der Presse sind, dürften vielen Leute über Verwandtungen geben, denen wir diesen Namen kaum gönnen möchten. Dagegen dürften wir über manche Vorurtheile belehrt werden. Wenn der Reisende, der sich überall der zuvortommendsten Aufnahme zu erfreuen gehabt, die Administration beider Sicilien schlechter fand, als unsere Einbildungskraft es als möglich denkt, so bringt er ganz andere Ansichten über die der norditalienischen Staaten zurück, namentlich über das, bis auf Einen Punkt vortrefflich im Innern organisirte Sardinien. — Ob Sydnheim wirklich nach Berlin kommen wird, oder in Zürich bleiben, darüber ist man noch immer im Ungewissen. Wenigstens beginnt er seine Vorlesungen im Winter noch nicht; und wer kommt gern zum Sommer aus der Schweiz in die Mark? Ganz Stelle ist noch nicht besetzt; man nennt abwechselnd als berufen Gärtner aus Bonn und den Gedemerath Bornemann von hier. Letzterer wird vielleicht am meisten gewünscht, aber es ist sehr zweifelhaft, ob er selbst gern seine jetzige Stellung mit der Professur allein vertauschen wird. Der gelehrte Theologe Twesten hat so eben das Rektorat der Universität angetreten. Daß die protestantische Theologie das Präsidium unserer hohen Schule eine nimmt, hat wohl in diesem Jahre, wo sich alles zur Feier des Reformationsfestes anschickt, auch seine Bedeutung. Zu seinem bedeutungsvollen Akkus, an dessen Vorabend wir stehen, läuten schon die Glocken.

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 277.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 19. November 1839.

Wie alles starr und öde liegt,
Und Reif und Schnee auf Flur und Saat
Mich melancholisch wiegt.

Platen.

Der Gang um Mitternacht.

Vom Freiherrn v. Sternberg.

Es war in den Tagen des Novembers, in jenen traurigen Tagen, wo der erste Schnee fällt und die Erde, die jezt auf lange den schönen Blumen und grünen Bäumen Lebewohl sagt, in seinen traurigen weißen Mantel hüllt, als ich in später Nacht einen einsamen Gang machte. Eine Gesellschaft lustiger Freunde in der Schenke des Dorfes hatte mich aufgehalten, und ich eilte jezt, nach Hause zu kommen, einen Nebenweg einschlagend, der an dem sogenannten „Schwedenhofe" vorbei führte. Die weitläufigen Gebäude lagen im Mondscheine vor mir, rechts lag ein See, und an seinen Ufern waren Weidenbäume gepflanzt. Ich kann nicht sagen, welch ein Gefühl von Traurigkeit mich übermannte, als ich die stille Gegend im ersten Schneelicht, im Mondnebel vor mir ausgebreitet sah.

Ich will offen bekennen, daß ich die Menschen liebe, daß ich gerne in ihrer Gesellschaft weile und daß die Einsamkeit meine Seele ängstlich zusammenzieht; dennoch weiß ich ihr zu begegnen, wenn ich es nicht vermeiden kann. Ich sehe es dann für ein wohlthätiges Mittel an, daß ich für all die lustigen Stunden, die ich gedankenlos hingelebt, Buße thun soll. Nirgends aber ist es einsamer, als in freier Natur. Eine Stube, sey sie auch noch so groß, sey es selbst eine stille, große, hochgewölbte Kirche, erregt nicht das Gefühl einer so auf der Seele lastenden Einsamkeit, als ein freies Feld in stiller Nacht, von Schnee bedeckt und vom Mond trüb erhellt. Das Auge blickt in die Nebel der Ferne und ihre geheimnißvollen Schatten rücken immer dichter und näher an uns heran. Wir sehen vor uns die Pfade und Plätze, die der menschliche Fuß am Tag betritt, und auf denen jezt Niemand wandelt. Immer glauben wir, es werde hinter dem Stamm der Weiden am Bache Jemand hervortreten und uns grüßen; aber es bleibt still und das Mondlicht glimmt und flimmert auf den schwarzen Wellen des Wassers. Wir stehen still und lauschen, aber im weiten Umkreis der Schöpfung rührt sich kein Laut; geräuschlos fallen die Flocken vom Himmel und ebenso geräuschlos setzen sie sich an die nackten Zweige der Bäume oder verdichten die weiße Decke zu unsern Füßen. Es zieht kein Lüftchen daher, kein Vogel kreischt, kein Hund bellt.

Ich stand eine Weile still und blickte, unbekümmert um die weichen Flocken, die sich mir an Haar und Wimpern setzten, hinaus in's Weite. Wie gesagt, Trauer beschlich meine Seele. Ich dachte der Tage meiner Jugend, ich dachte der frohen Gesellen, die mich einst umgeben hatten, und die jezt nicht mehr meinen Schritten folgten. Ich hatte nicht immer in diesem verlassenen Winkel der

Erde gelebt, ich hatte große Städte gesehen, in mannigfaltigem Verkehr mich umgetrieben, prachtvolle Feste geschaut und heitere, ausgelassene Gelage mitgemacht — Alles das war jetzt dahin. Mein Wirkungskreis war, obgleich ehrenvoll, dennoch enge und beschränkt. Das Glück hatte meinem Ehrgeiz geschmeichelt und mein Herz war zu großen Hoffnungen, zu glücklichen Aussichten geschwellt; ich war geliebt, gesucht, mit Auszeichnung überhäuft — Alles das war nicht mehr. Ich war nicht mehr jung, ich war nicht mehr reich; die Menschen fanden es nicht mehr der Mühe werth, mir zu schmeicheln, und Viele, die sich meine Freunde nannten, gingen von mir, ohne mir Lebewohl zu sagen. Dennoch blieb ich heiter. Mein Gewissen war nicht belastet, kein Unrecht drückte meine Seele, ich konnte an die Tage des Glanzes und meiner Jugend ohne Vorwurf zurückdenken. Dieses erhielt mir die innere Fröhlichkeit, die man nicht wie die äußere erheucheln kann, und die die Welt nicht schätzt, weil sie sie nicht erkennt.

So konnte ich denn auch in einer so stillen, traurigen Nacht innerlich heiter seyn, obgleich mein Auge sich mit Thränen füllte und meine Rechte, die sich auf den Stab stützte, zitterte. „Immerhin!“ rief ich bei mir selbst; „magst du auch jetzt allein stehen, mag die Erde um dich wie ein weites Grab aussehen: einmal muß sie doch wieder blühen, einmal werden sie doch erkennen, daß du zu lieben verstandst.“ Ich mochte diese Worte unwillkührlich laut ausgesprochen haben, denn ich sah mich um, in der Meinung, eine Stimme neben mir zu hören; allein es blieb todtenstille, wie zuvor. Die Flocken fielen reichlicher herab und der Mond blickte trüber durch den Nebel. Ich ging weiter, indem ich mit dem Stabe den Schnee, der sich an die Füße angesetzt, abklopfte. Als ich den Blick erhob, den ich ruhig fortschreitend zu Boden gesenkt, merkte ich, daß ich vom Wege abgekommen war und mich zu nahe den herrschaftlichen Gebäuden des „Schwedenhofes“ befand, anstatt daß ich an den Weiden des Flusses mich hätte halten müssen. Im Befremden darüber, wie ich den wohlbekannten Pfad hatte verfehlen können, betrachtete ich näher die östlichen Ställe und das Stück der Hofmauer, der ich mich gerade gegenüber befand. Ich weiß nicht, wie gerade jetzt diese Gebäude den Eindruck von etwas Besonderem auf mich machten, da ich doch sonst am Tage hundertmal an ihnen vorbeigegangen war, ohne auch nur den Blick darauf zu richten. Jetzt erschienen mir die Mauern höher, und die Giebel und Thürmchen wuchsen sichtlich, je mehr ich mich anstrengte, ihre Spitzen im Nebel herauszufinden. Es fiel mir ein, gehört zu haben, daß der Schwedenhof früher eine Abtei gewesen, und die einsamen Gebäude nahmen jetzt vor dem Auge der Phantasie ihren ursprünglichen Charakter wieder an! Diese Träumerei war mir ganz lieb, denn sie mischte ein heiteres Element in die Gefühle meiner ängstlichen Trauer um verlorene Freunde und Jugend. Jetzt stand ich vor einem Hause, das auch einst Tage des Glanzes geschaut, in dessen Mauern auch noch Erinnerungen lebten an längst Vergangenes. Meine persönlichen Schmerzen vermischten sich mit denen einer ganzen Zeit. Ich hörte die Glocke der Abtei, ich vernahm den melodischen Gesang der Mönche, der in immer wiederkehrendem Refrain das Hinscheiden aller irdischen Freuden betrauerte und dafür den Blick zum Himmel lenkte.

In diese Melodien, die meinem geistigen Ohre tönten, mischte sich plötzlich ein Laut, der wie aus einer menschlichen Brust kam. Es war ein ächzender Ton, der dicht in meiner Nähe erscholl. Ich weiß mich nicht zu besinnen, daß irgend etwas in meinem Leben mich für den Moment so erschreckt hätte, als dieser Ton; aber ich schalt mich selbst, als ich die Ursache bemerkte, die keine andere war, als daß ein Mann, der aus einem Pförtchen in der Hofmauer heraustrat, die Thüre mit einiger Anstrengung wieder hinter sich zu schließen versuchte. Seine Hände mochten erstarrt seyn und das ungefüge alte Schloß ihm nicht gehorchen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Poetische in der Geschichte.

(Fortsetzung.)

Der poetische Geist ist es, wodurch eigentlich die Geschichte wahrhaft belehrend wird. Sie, in ihrer Reinheit gedacht, verfolgt keinen besondern Zweck, sie ist sich selbst Zweck, wie die poetische Erzählung, wie jedes Märchen. Sie lehrt an sich schon, ohne daß sie sich die Miene gibt, zu lehren; wo besondere Absicht hervorblickt, verliert sie immer an poetischem Gehalt. — Eine Frucht der Wahrheit, eine Lehrerin für das Leben nennt der große römische Redner die Geschichte. Aber vor ihrem Lichte verschließen die Menschen nur zu gern ihr Auge, nur zu leicht überhören sie ihre lehrende Stimme; selbst diejenigen, ja oft am meisten, welche auf der Höhe der Zeit stehen und deßhalb, da ihnen eine reinere vergleichende Uebersicht über Vergangenes und Gegenwärtiges vergönnt ist, sie am ersten und besten vernehmen könnten und sollten. Nur Wenige spiegeln sich und ihre Zeit in der Geschichte ab und bilden die Gegenwart nach dem Vergangenen. Und im Grunde, rufen uns Manche zu, ist das auch möglich? Ist nicht jede vergangene Zeit, bei aller Aehnlichkeit des Totalhabitus, doch durch ihren besondern Ton und Charakter von derjenigen verschieden,

in welcher wir leben und wirken, wie keine neue Jahreszeit, z. B. ein Sommer, einer früher erlebten gleich seyn wird? Wie können wir nun passende Beispiele aus dem Vergangenen für das Gegenwärtige hernehmen? Fast scheint es, daß jede neue Generation, wie jeder Mensch, immer durch eigene Erfahrung, d. h. größtentheils durch eigenen Schaden, klüger und besser werden muß.

Nur der vernunftig ruhige, der denkende Beobachter erkennt auch im ruhigen Gange der Natur, in den stillern Erscheinungen der wechselnden Jahreszeiten, im kleinsten Moose, in der Entfaltung der Knospe, in der Verpuppung der Raupe das Walten eines höheren Geistes; aber der Sinnliche, der unmittelbaren Gegenwart, dem Bedürfniß, der Leidenschaft Hingegebene bedarf der Stürme und Gewitter und anderer furchtbaren Naturerscheinungen, um aufgerüttelt zu fühlen, daß eine höhere Macht in der Natur ist, vor welcher er sich beugen müsse. Und Aehnliches gilt auch in Bezug auf die Menschenwelt. Im alltäglichen Wirken begriffen, im friedlichen Genusse der Gegenwart, überhören wir, fortgerissen von der Zeit oder erschlaffend, die ruhige Geschichte, die uns von den Wegen Gottes, von höherer Belohnung und Bestrafung erzählt, wie wir ja selbst auf die Lehren und Warnungen aus unserem nächsten eigenen Leben nur zu wenig achten. — Selten sind jene Fürsten, Staatsmänner und Völkerführer, welche die Geschichte befragen, um sie für sich und Andere zu benutzen. Solche Weise sind Seher, welche „die Todten befragen für die Lebendigen," die in die Trophoniushöhle, in das Merlinsgrab der Vergangenheit hinabsteigen, um ihre Orakel zu holen. Es sind erhabene Propheten, die von der Höhe der Betrachtung herab Worte des Heils verkunden, oder ihr furchtbares „Wehe!" ausrufen über ganze Völker, wenn sie fremden Gotzen nachhinken und in der Selbstverblendung des Wahns dahintaumeln. — Aber solche Propheten werden, gleich denen des alten Bundes, nur verachtet und verfolgt. — Auch die politische Taubheit und Lähmung muß, wie die körperliche, durch elektrische Schläge, oft durch wiederholte Schläge von außen geheilt werden.

Ehe ich auf die vorerwähnten zwei Prinzipien des Poetischen in der Geschichte: das Tragische und das Idyllische, zurücktomme, werde noch diese Bemerkung vorausgeschickt. Man hat selbst schon der Natur komischen Witz und Laune oder Humor angedichtet; man hat von Stein-, Pflanzen- und Thierkarrikaturen und Fratzen gesprochen, mit welchen sie wunderlich zu spielen pflege. Desto mehr wird die Menschenwelt und Geschichte zuweilen komisch erscheinen, oder komische Behandlung zulassen, denn die Menschen machen ja allein das Komische; Thiere z. B. werden es erst, wenn man Menschliches in sie hineinlegt. Namentlich erscheint uns so manche Geschichte komisch, wenn wir sie von einem höheren Standpunkte aus, wo Schein und Nimbus vor dem Wesentlichen verschwinden, in's Auge fassen; wenn wir die geringfügige Veranlassung, den wunderlichen Lauf und den unerwarteten Ausgang mancher Begebenheit erblicken, wo oft, was herrlich begonnen, wie eine Fastnachtfarce endigt; wenn wir zumal das Benehmen der Spielenden selbst auf der historischen Bühne, ihr kleinliches Laufen und Rennen nach einem Ziel, das ihnen nicht deutlich vor Augen liegt, oder das sie haflig verfehlen, unparteiisch beobachten. Oft wird in der Geschichte gepriesen, was einem tiefer Blickenden und schärfer Abwägenden nur ein Lächeln abgewinnen kann. Vor den Augen eines höheren Geistes mag z. B. der Kampf zweier mächtigen Potentaten des civilisirten Europa um einen Streifen Land so komisch oder tragisch, wie man will, erscheinen, als der Kampf zweier afrikanischen Königlein um eine gefundene Grenadiermütze. Auch hat man schon an sich erhabene und wichtige Begebenheiten und Thaten im komischen Zerrspiegel der Parodie oder Travestirung dargestellt, wie umgekehrt an sich Unbedeutendes und Lächerliches von Dichtern des sogenannten komischen Epos in das scheinbar Erhabene und Wichtige hinaufgezogen worden ist. Beides ist leicht, da das Lächerliche nur das umgekehrte Erhabene ist. Und was beginnt denn der über alle andere Komik erhabene Humor anders, als daß er, nicht zu flüchtigem, leichtem Spiel, sondern vom Ernst getrieben, die entferntesten Enden aller Dinge zusammenfaßt, das irdisch Niedrigste mit dem irdisch Höchsten zusammenstellt, um es an die Idee des Unendlichen und Ewigen zu halten, und dieses in seiner bleibenden Würde als siegend zu verklären?

Tragikomisch erscheint nur zu oft die Weltgeschichte; aber im Ganzen waltet doch der Ernst, oft ein recht bitterer Ernst in derselben zu sehr vor, als daß man sie komisch behandeln dürfte. Wir sehen besonders, wie eine höhere Vergeltung, die Nemesis der Alten, mit Maaß, Zügel und Schwert, oder das mit ihr verwandte, zuweilen identische Verhängniß und Schicksal, den Heiden so furchterlich, darüber schwebt: ein unbestimmt gedachtes Wesen, das aber wohl nichts anderes seyn kann, als das nothwendige Resultat von einer geheimen, zusammentreffenden Combination alles dessen, was von Außen her, von Natur und Menschen, uns entgegen kommt, mit dem, was in unserer innern Welt vorgeht und sich entwickelt, wodurch ein höheres, göttliches Walten keineswegs ausgeschlossen wird.

Wir wollen jezt von dem tragischen Prinzip in der Geschichte reden. Es ist dasselbe, ohne welches kein echtes Trauerspiel gedacht werden kann. Und das Hauptelement desselben ist der Tod. Der Tod ist's, der allein als Negation das Leben selbst so wünschenswerth, so heilig, so poetisch macht; der Tod ist's, welcher, er mag nun

hereinbrechen oder aus der Ferne nur drohend vorgestellt werden, jeder Erzählung ein hohes, spannendes Interesse gibt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, November.

Kunst- und Gewerbsausstellung. Gustows Richard Savage.

Die diesjährige, wie immer am 3ten September eröffnete Kunstausstellung, obwohl numerisch eine der unbedeutendsten und, da verhältnißmäßig nur wenig fremde Künstler beigetragen hatten, meist auf Erzeugnisse einheimischer Talente beschränkt, verdient dennoch als mannigfach anziehend und werthvoll bezeichnet zu werden. Da der ursprüngliche Hauptzweck der Ausstellung: dem Publikum die Fortschritte der Zöglinge des freien Kunstinstituts darzulegen, von der Leitung der Anstalt nicht aus dem Blick gelassen wird, so dürfte bei den einigermaßen beschränkten Räumen darin zum Theil die Erklärung des obigen Umstands zu finden seyn; andererseits mag, bei aller willigen Anerkennung auch der ehrenhaften Aufnahme fremder Kunstwerke, häufig die peinsame Aufmunterung fehlen, da, mit Ausnahme des Hofs, welcher fortwährend inländische, wie auswärtige Künstler beschäftigt, wohl im Ganzen nur wenig hier gekauft wird. Reiche Kunstmäzene gehören freilich bei uns zu den Seltenheiten. Unter den Gaben fremder Künstler nahm die bereits viel besprochene Erfindung des Malers Liepmann in Berlin, der Abdruck eines Rembrandtschen Porträts aus dem dortigen Museum, wovon eine Probe auch hierher gelangt war, die alles meine Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch. Jedenfalls ist dieß Erfindung den bedeutendsten technischen an und verspricht, bei zu erwartender Vervollkommnung, wichtige gemeinnützige Resultate. — Den hervorragendsten Bestandtheil der Ausstellung bildete eine Anzahl Kartons und Entwürfe für die Ausschmückung des hiesigen Residenzschlosses, welche unter der Hand trefflicher Meister rüstig vorwärts schreiten. Zwei Kartons von Preller, wovon der eine zwei Scenen aus Wilhelm Tell, der andere die Ballade, der Graf von Habsburg, zum Gegenstande hat, und die von demselben Künstler zum Theil schon in Wachsfarben ausgeführten Arabeskenentwürfe zum Lied von der Glocke, für das Schillerzimmer; desgleichen zwei Kartons und zwei Temperagemälde von Preller aus Wielands Grazien für das dem Andenken dieses Dichters gewidmete Zimmer, und mehrere Arabeskenpilaster, Oberon und Titania, von Simon, für dasselbe Zimmer, zeugten noch einstimmigem Kennerurtheil von einer Tiefe und Originalität der Erfindung, welche ihnen eine würdige Stelle neben dem Besten anweist, was die neuere Zeit in dieser Art hervorgebracht hat, und daß die Ausführung nicht nachstehen wird, dafür dürfen wir das bereits Geleistete. So wird denn in diesen Werken, denen sich hoffentlich bald die Vorarbeiten für das Goethezimmer anreihen, Weimar einen Schatz fortbarer, das Andenken seiner großen Dichter würdig ehrender und verherrlichender Denkmäler vereinigen.

Hatte die Kunstausstellung ein gewähltes Publikum versammelt, so fand die im vorigen Monat stattgefundene Gewerbeausstellung eine durch die Natur der Sache bedingte so allgemeine Theilnahme aller Stände, daß die Räume zuweilen die andrängenden Besucher nicht fassen konnten. Die Fortschritte der Landwirthschaft, den Aufschwung des Gewerbsfleißes unseres Landes von Zeit zu Zeit zu veranschaulichen und zu immer größerer Kultur der wichtigsten Zweige inländischer Industrie aufmunternd und fördernd zu wirken, ist eine der dankenswerthesten und lohnendsten Aufgaben, welche der hiesige landwirthschaftliche Verein, einen hohen Staatsbeamten an der Spitze, sich gesetzt und auch diesmal glücklich gelöst hat. Agrikultur in ihrem ganzen Umfange, Viehzucht, Wolle und Baumwollenweberei, besonders aus den kräftig aufblühenden, dreiviertelstunden Fabrikstädten Apolda und Weida, kunstvolle Stickereien, Seidenzucht, Technik und Mechanik in ihren mannigfachen Arten und Aeußerungen, waren durch eine Menge ausgewählter, preiswürdiger Proben aus allen Theilen des Landes vertreten, ein erfreuliches Bild des frischen Industrielebens, das sich im Großherzogthum immer gedeihlicher, erfolgreicher und eingreifender entfaltet. Eine große Anzahl der dargebotenen Gegenstände ist theils durch Ankauf, theils durch zweckmäßig veranstaltete Verlosungen in den Besitz von Privaten übergegangen, so daß auch diesmal ein mächtiger Hebel, die thätige Aufmunterung von Seiten des Publikums, nicht ganz fehlt hat und den einzelnen Produzenten wie der Sache selbst ein in jedem Betracht erspießlicher, reeller Gewinn erwachsen seyn ist.

Die Bühne hat seit ihrer Wiedereröffnung nach der jährlichen Erholungspause eine regsame Thätigkeit entwickelt. Im Hinblick auf die in manchen Theilen noch immer beschränkten Kräfte leistet sie Genügendes, oft Tüchtiges und Ausgezeichnetes; doch möchte ihr zu raten seyn, der Aufstellung einiger immer fühlbarer werdenden Lücken im Personalbestande, besonders im sogenannten Charakterrollenfach, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Gutkows Trauerspiel: „Richard Savage," welches das weimarsche Theater nächst dem Frankfurter zuerst zur Aufführung brachte, ist auch von hier aus Gegenstand warmen, freigebigen Lobes geworden. Eine uns befangene Betrachtung des Werks dürfte ihm jedoch schwerlich alle jene Vorzüge und glänzenden Eigenschaften zugestehen, welche man ihm und wieder daran hat erblicken wollen. Zum nächst leidet dasselbe an einem Grundfehler, woran schon manches Werk gescheitert: der Held ist, mit geringer Ausnahme, nur passiv, ein träumerischer Schwächling, welcher unmöglich Interesse erwecken kann. Sein Freund Steele selbst schildert sein Betragen als überspannt, kindisch, thöricht und lächerlich, mit dem Bemerken, es könne nur Zeit Niemand Theil an ihm nehmen, und das Publikum soll es? Ueberhaupt wird seine ganze Handlungsweise kaum in der Natur jemals aufzufinden seyn. Schwerlich kann Jemand so wie er an einer Mutter hängen, die er niemals gekannt hat. Die Menschen, bei welchen wir zum Bewußtseyn erwachen, von denen wir die ersten Liebeseindrücke erhalten, sind eben unsere Eltern; an sie klammert sich deßhalb unser Gefühl fest. Wäre er aber auch wahr, dieser Charakter, so ginge daraus doch nur die Lehre von Neuem hervor, daß nicht alles Naturwahre auch dramatisch wirksam ist. Fast gewinnt es den Anschein, als ob dem Autor beim Schaffen seines Helden jener leide, aber darum nicht minder verwerfliche Grundsatz vorgeschwebt hätte, den er selbst einmal, irre ich nicht, in der Wally aufstellt: „Nur die freien Gemüther entscheiden, ohne zu fragen, weil sie es fühlen, daß das, was nicht geschieht, immer noch wahr ist, selbst wenn es nicht geschehen kann."

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 20. November 1839.

How wonderful is Death,
So pale as yonder waning moon,
With lips of lurid blue!

Shelley.

Ueber das Poetische in der Geschichte.

(Fortsetzung.)

Schon im gewöhnlichen Leben, wie wichtig ist diese letzte Linie der irdischen Dinge, dieser Gleicher, vor welchem, wenn er erschienen, es gleichviel ist, ob 6000 Jahre oder eine Minute verflossen! Betrachten wir einen naturgemäß und ruhig Sterbenden auf seinem letzten Lager über der Erde, welches theure Verwandte und Freunde weinend umstehen. Auch der Frembeste naht sich ihm mit Rührung. Selbst der Haß verstummt und löst sich in Theilnahme auf; der stumme Neid wird ein lebhafter Lobredner. Eine erhabene Stille schwebt über der Stätte, wo ein Mensch stirbt. Das sind jene einzigen Augenblicke, wo alle irdische Hoheit verwelkt, wo auch dem gewaltigsten Erdenmonarchen nichts weiter übrig bleibt, als Aechzen und Seufzen und ein Gebet und die Thräne der Seinigen. Wir hören auf jedes leise Stöhnen, jedes kleine Wörtchen, das der Sterbende an der Grenze der Ewigkeit noch spricht; jede Gebärde, jede Bewegung ist uns wichtig und heilig. Und wenn er ausgeathmet hat, wenn er langgestreckt auf den Brettern daliegt — welch eine geisterhaft einsame Stille schwebt dann über'm ganzen Hause!

Und erst ein gewaltsamer Tod, ein Mord! Hier ist dreifaches Interesse: Mitleid mit dem Gemordeten, Abscheu vor dem Mörder, eigene Furcht, indem wir, uns selbst bedroht fühlen. Das Stückchen Erde, worauf die That vollbracht wurde, ist schauderhaft geheiligt. — Bei allem Abscheu vor dem Thäter möchten wir aber doch sein Angesicht sehen, möchten wir ihn reden hören: er hat ein gewisses ästhetisches Interesse gewonnen. — Nehmen wir die Geschichte eines sogenannten Civilprozesses: sie wird in der Regel jedem, der nicht vom Fach ist, trocken und langweilig vorkommen; aber eine Kriminalgeschichte, wo Gewaltthat und Mord die Angel ist, um die sich Alles dreht, sie hat für Jung und Alt, für Weib und Mann tragisches Interesse; wir lesen, wir hören sie mit angenehmem Schauder. — Schon auf unsern unruhigsten Jahrmärkten können wir's wahrnehmen, welchen Reiz solche Geschichten haben. Wie begierig die sich sammelnde Menge in aufhorchenden Gruppen um einen lumpigen Kerl steht, der auf einer Stange das Bild einer Mordgeschichte aufgestellt hat, und die klägliche Erzählung zu den Mißtönen einer Drehorgel monoton abheult!

Sey eine Person noch so unbedeutend, als Mörder wird sie uns wichtig. Wir fragen nach dem frühern Leben, nach der Erziehung, nach den kleinsten Persönlichkeiten. Noch mehr Interesse gewinnt sie, wenn das Todesurtheil nun ausgesprochen ist. Wir drängen uns

hinzu, um das Benehmen des Unglücklichen in den Augenblicken zu beobachten, wo es ihm vorgelesen wird. Wir sehen unverwandt auf ihn, jede Miene, jede Gebärde belauschen wir, wir prägen uns sein ganzes Bild tief ein. Und dann die Augenblicke der Henkertoilette, das, was mir immer fast schauerlicher und widerlicher vorkam, als die Hinrichtung selbst: wenn die Scheere des Nachrichters seine Locken abschneidet, gleichsam die Scheere der Proserpina, die das Haupt dem Tode weiht, und wenn gar das letzte neue Gewand, das er als Todesfest- und Freudenkleid nur wenige Minuten unter Gottes Sonne tragen soll, wenn der graue Kittel ihm umgezogen wird. Die bestimmte Stunde schlägt; sie führen ihn ab; noch einmal, als wäre es nicht am ersten Male genug, muß er das Entsetzliche, sein Todesurtheil, anhören und zusehen, wie er symbolisch getödtet, wie der Stab feierlich über ihm gebrochen wird. Und wenn dann der langsame Zug beginnt: wir bedauern mit gemischten Empfindungen diesen armen Sünder, der bei Leibes Leben seinen Leichenzug hält; und haben wir auch früher, aus einem tief liegenden Gefühl der Wiedervergeltung, das so leicht keine philanthropische Rechtssophistik aus unserm Herzen reißen wird, die Entdeckung und Bestrafung des Verbrechers gewünscht und gefordert, jetzt tritt der Verbrecher, der seine Menschheit ausgezogen hatte, mehr in den Hintergrund zurück und der bessere Mensch wieder hervor, je mehr er dem Orte seiner Bestrafung naht.

Selbst Thiere werden geadelt durch gewaltsamen Tod. Mit andern Augen betrachten wir den Stier, der an den Pflug gespannt wird, oder an den Wagen, der den Segen der Ernte heimfuhrt — hier ist idyllisches Element — mit andern, wenn sie ihn zur Schlachtbank führen. Noch mehr ästhetisches Interesse gewinnen Thiere, wenn sie auf Leben und Tod kämpfen müssen, mit einander, oder selbst mit Menschen. So hat das Schauspiel der spanischen Thiergefechte, das aber auch dem Menschen verderblich werden kann — darum ein doppelter Reiz! — etwas Verführerisches, wie schon oben bemerkt worden. — Dies führt mich auf die Gladiatorenspiele, an welchen auch edlere Römer, ungeleich den menschlicher fühlenden Griechen, deren Athleten etwas Anderes waren, Geschmack fanden, ja, die selbst Cicero, der humane, als Beförderungsmittel der Todesverachtung entschuldigen konnte. — Merkwürdig, belehrend, die Winkelzüge und Abgründe des menschlichen Herzens beleuchtend ist das Selbstbekenntniß des heil. Augustin. In seiner Jugend hatte er Abscheu vor diesen entmenschenden Spielen empfunden, als er noch keine gesehen. Einstmals aber, von Freunden fast dazu gezwungen, diesem Schauspiel beizuwohnen, hatte er sich gelobt, die Augen dabei zuzuschließen und an etwas ganz Anderes zu denken. Da stieß plötzlich das Volk einen Schrei aus, ein berühmter Gladiator war gefallen; Augustinus öffnete unwillkührlich die Augen und schloß sie von nun an nicht mehr. Und seit der Zeit war er auch leidenschaftlicher Liebhaber dieser unmenschlichen Spiele bis zu seiner Bekehrung zum Christenthum.

(Schluß folgt.)

Der Gang um Mitternacht.

(Fortsetzung.)

Der Heraustretende bemerkte mich nicht; er war in einen grauen Mantel gehüllt, in dessen Falten der Schnee sich häufte. Sein Gesicht bedeckte eine tief hereinfallende Kappe. Er schlug den Weg an den Weiden ein, nachdem es ihm gelungen war, das Pförtchen wieder zu schließen. Nach einigen Schritten blieb er stehen und schien umkehren zu wollen; dann trieb es ihn weiter vorwärts gegen den Bach zu, und wiederum blieb er stehen. Meine Aufmerksamkeit wurde durch dieses Betragen auf ihn gelenkt, um so mehr, da ich ihn zu erkennen glaubte. Es war der jetzige Besitzer des Schwedenhofs, ein rüstiger Mann von vierzig Jahren, als der reichste Eigenthümer in der Umgegend bekannt. Seine frühern Schicksale wußte Niemand, es gingen darüber dunkle Gerüchte um; der Mann selbst hatte etwas Düsteres, Zurückstoßendes in seinem Wesen, und deßhalb befand er sich ohne Genossen, bei den Honoratioren des kleinen Orts wegen seines Reichthums angesehen und selbst gefürchtet, allein nicht zum Theilnehmer ihrer geselligen Zusammenkunfte erwählt. Sie nannten ihn den schwedischen Hauptmann, ohne gerade Kenntniß von einem frühern Dienstverhältniß des Mannes zu haben. Er schien jedoch allerdings aus jenem Lande zu stammen; dafür zeugte die breite, stattliche Figur des Fremden, sein hochblondes Haar und seine Sprache.

In den ersten Jahren seines hiesigen Aufenthalts lebte eine junge Dame bei ihm, die von Einigen für seine Tochter, von Andern für seine heimlich angetraute Frau gehalten wurde. Dieses sanfte, allgemein geliebte Wesen war in Folge eines langwierigen zehrenden Fiebers gestorben, und seit ihrem Tode war der Charakter des Hauptmanns noch düsterer und seine Lebensweise noch abgeschlossener geworden. Er hielt sich oft ganze Monate lang innerhalb der Mauern eingeschlossen; seine zahlreiche Dienerschaft sorgte für seine Bedürfnisse, kam aber nie dabei in nähere Berührung mit ihm. Er konnte Niemanden um sich dulden; sein vertrautester Kammerdiener mußte in einem entfernten Nebengebäude schlafen und auf den Ruf einer Klingel zu augenblicklichem Erscheinen

jede Minute bereit seyn. Die Nächte brachte der Hauptmann gewöhnlich ohne Schlaf zu; man sah in dem Thurmgemach, das er sich zur Wohnung auserlesen, allnächtlich die Lampe brennen, und ihr Strahl warf auch an dem Abend, von dem ich jetzt spreche, ihren melancholischen Schein auf die angehäuften Schneemassen zu Fußen des alten Thurms.

Meiner Denkungsart ist es entgegen, immerdar das Uebelste von den Menschen anzunehmen. Ich wende gern Alles, und selbst die dunkelsten Seiten zum Licht, und oft habe ich mich belohnt gefunden, indem das, was die große Menge als hassenswerth bezeichnete, sich mir als eine Tugend erläuterte und verklärte. Schlimmsten Falles fand ich nur eine Seltsamkeit, eine Schroffheit, eine unbewußte Lüge, wo Andere die elendeste Falschheit, die rücksichtsloseste Verderbtheit gesehen hatten. Deßhalb nannten mich meine Freunde den Optimisten, und behaupteten, Voltaires Candide sey gegen Leute meines Gelichters recht eigentlich geschrieben, um uns die lächerliche Schwäche abzugewöhnen, Alles in dieser „besten Welt" vortrefflich finden zu wollen. Was sie jedoch für eine leere Theorie hielten, war bei mir Sache des Charakters; ich hatte, vielleicht mehr wie sie, schlimme Erfahrungen gemacht, aber was sie eigenthümlich böse Natur im Menschen nannten, nannte ich Zufall, Verkettung widriger Umstände, oft auch meine Schuld. Bei dem schwedischen Hauptmann waren unsere beiderseitigen abweichenden Ansichten oft in Streit gerathen. Gerade ein so geheimnißvoller Charakter, der der Menge zahllose Seiten bot, ihn kleinlich zu verschwärzen, schien mir der triftigsten Entschuldigungsgründe würdig. Die Extreme stellten sich wie bei jedem Streit immer schärfer heraus, und zuletzt galt der Hauptmann bei meinen Freunden für einen tückischen Menschen, der wohl manchen Frevel auf seine Seele geladen, bei mir für einen verkannten Edlen, den schmerzliche Verluste menschenscheu und zurückhaltend gemacht.

So standen unsere Ansichten, als ich an jenem Abende den Hauptmann nach langer Zeit einmal wieder sah. Ich will offen bekennen, daß sein unerwarteter Anblick zu so ungewöhnlicher Stunde keinen angenehmen Eindruck auf mich machte; allein einen Augenblick darauf schalt ich mich deßhalb. Die einsame Gegend, die Nacht, und vor allen Dingen meine aufgeregte Stimmung trugen die Schuld, wenn mir die Gestalt des Mannes und sein Benehmen auffallend erschienen. Sein öfteres Stillestehen erklärte ich mir dadurch, daß er mich vielleicht erkannt und mit mir ein Gespräch anzuknüpfen Lust habe. Warum einem solchen ausweichen? Wir waren Beide allein, der Weg, den ich zu machen hatte, war noch lang; es konnte mir daher nur willkommen seyn, einen Gesellschafter zu gewinnen. Diesen Gedanken zufolge lenkte ich ebenfalls meine Schritte gegen den Bach, und bald befanden wir uns beide in dem Baumgang von kurzstämmigen alten Weiden, die längs des Ufers gepflanzt waren. Der Wind, von der Fläche herblasend, hatte während des Tages den Schnee zur einen Seite der Weidenstämme gebäuft, so daß an der andern ein schmaler freier Fußpfad übrig blieb. Wir beide konnten nicht zusammen auf diesem Pfade Platz finden, einer von uns hätte im tiefen Schnee gehen müssen, und so war es passend, daß ich so lange dicht hinter ihm herging, bis die Erweiterung des Ganges mir gestatten würde, neben ihn hinzutreten und ihn zu grüßen. — Zehn Schritte mochten wir so einer hinter dem andern gegangen seyn, als ich plötzlich von einer erschütternden und unerklärlichen Erscheinung Zeuge ward. Noch jetzt schaudert es mich, und es wird mir kalt bis an's Herz hinan, wenn ich daran denke; noch jetzt weiß ich nicht, wie ich einen unheimlichen Zustand, wie ich ihn nicht im Traum für möglich gehalten, so lange ertragen konnte. Ich war aber bei vollkommener Sinnenthätigkeit, und der kalte Winterabend war einer Täuschung der Phantasie nicht günstig.

(Fortsetzung folgt.)

Korrelpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Daguerre und Bayard.

Auffallend ist es, daß zu derselben Zeit zwei Männer hier die Kunst, natürliche Abspiegelungen der Gegenstände festzuhalten, unabläßig gesucht und nach langen Versuchen gefunden haben, ohne daß der eine etwas von dem andern wußte. Nur einer von beiden ist bisher berühmt und belohnt worden; von dem andern weiß man in Paris wenig, und im Auslande gar nichts. Daguerres Erfindung ist nun in die Industrie übergegangen, und bereits liefern Pariser Unternehmer fast fabrikmäßig Ansichten aller Art, meistens aber von Pariser Gebäuden, welche mittelst des Daguerreschen Verfahrens aufgenommen worden sind. Es gibt Buden, in welchen nichts Anderes verkauft wird als dergleichen Prospekte, so wie der gesammte zum Aufnehmen derselben erforderliche Apparat. Der andere Mann, von welchem ich sprechen wollte, heißt Bayard; seine Leistungen sind nur noch wenig bekannt; er hat keinen Arago gehabt, der die Aufmerksamkeit der Welt auf seine Versuche und Resultate gelenkt hätte; die Akademie der Wissenschaften hat ihm keine Lobrede gegeben, und die Nation keine öffentliche Belohnung ertheilt, und dennoch kann sein Verfahren dereinst großen Einfluß und wichtigere Folgen haben als das Daguerresche. Denn er sucht die Bilder nicht auf Metall, sondern auf Papier zu fixiren. Die Zubereitung dieses Papiers ist so einfach, wie es scheint, oder doch mit so geringen Kosten verbunden, daß seiner Aussage nach ein Blatt nur auf sechs Pfennige zu stehen kommt. Dies ist dreißig oder vierzigmal wohlfeiler, als das Material zum Daguerreschen Verfahren, und dabei weit bequemer zu handhaben. Neulich zeigte Bayard in der académie des beaux arts Blätter vor,

die er durch sein Verfahren erhalten, und einige Tage darauf brachte er sie auch in eine Abendversammlung, welche jeden Montag bei dem Maler Hersent stattfindet. Bayard braucht, wie Daguerre, die Camera obscura, und sein Papier ist grau oder fällt doch in's Graubläuliche; die Ansichten sind nicht so scharf und bestimmt ausgearbeitet wie die Daguerreschen; dagegen bestechen sie den Künstler mehr, indem Hell und Dunkel besser angedeutet ist. Merkwürdig ist es bei den Bayarschen Prospekten, daß verschiedene Farbenflüsten vorkommen, und einige Stellen sogar weiß sind, obschon der Ueberzug des Papiers nichts von dieser Farbe zeigt. Man kann die Bayardschen Prospekte für Zeichnungen à la sepia halten; sie gleichen ihnen wirklich außerordentlich, und kommt einmal sein Verfahren, welches er natürlich bis jetzt noch als ein Geheimniß für sich behält, in den Kunsthandel, so werden wahrscheinlich manche dieser auf mechanische Weise hervorgebrachten Ansichten für Zeichnungen von Künstlern ausgegeben werden, und mancher Käufer wird sich dadurch täuschen lassen. Uebrigens sieht Bayard sehr wohl ein, daß seine Erfindung noch mancher Verbesserung bedarf, und daher will er auch nicht eher öffentlich auftreten, als bis er es dahin gebracht hat, hinsichtlich der Schärfe und Bestimmtheit der Bilder mit Daguerre wetteifern zu können. Was die Künstler besonders befriedigte, waren die Darstellungen von Statuturen durch sein Verfahren. Diese sind vortrefflich, und den Daguerreschen weit überlegen. Man besitzt also jetzt ein leichtes und vorzügliches Mittel, Statuturen auf dem Papiere abzubilden. Mit dem Porträtiren hat es aber nicht gehen wollen. Durch das Daguerresche Verfahren wird doch etwas geleistet. Man sieht bereits bei den Kunsthändlern einige vermittelst des Daguerrotyps hervorgebrachte Porträts; sie sind zwar mittelmäßig, und bekanntlich gelingen sie nur dann einigermaßen, wenn die abkonterfeite Person die Augen schließt; mittun scheint das Daguerrotype lauter Schläfer darzustellen. Bayard zeigte in oben erwähnter Abendversammlung ein Blatt vor, worauf er sich selbst dargestellen wollte. Er hatte, so unbeweglich als ihm nur immer möglich war, die erforderliche Zeit hindurch vor seiner Camera obscura gesessen und dann das Blatt herausgenommen. Er ist da sitzend abgebildet: Rock, Beinkleid und Weste sind vortrefflich gerathen; an der Kleidung hat sich jede Falte genau abgespiegelt; aber vom Kopf ist gar keine Spur vorhanden; der Mann sitzt da wie enthauptet, am Halse hört die Darstellung gänzlich auf. — Interessant war mir, was von diesem Bayard erzählt wurde, welcher beim Finanzministerium angestellt ist. Er ist der Sohn eines Friedensrichters aus der Provinz. An der Thüre dieses Richters pflegte man gerichtliche Notifikationen in farbigen Ausschlagzetteln anzuheften, die, wenn sie nicht mehr nöthig waren, abgerissen wurden, um andern Platz zu machen. Die farbigen Blätter gab man Bayard, als er noch ein ganz kleiner Knabe war, und er bemerkte schon sehr früh daß das Sonnenlicht die Farbe des Papiers bleichte oder vernichtete. Er kam nun auf den Einfall, Figuren in Karten auszuschneiden, dieselben auf die farbigen Anschlagzettel zu legen und das Ganze der Sonne auszusetzen. Das durch bewirkte er, daß die Farbe vom Papiere verschwand, ausgenommen an den Stellen, die er mit Figuren belegt hatte, und die nun also roth, grün oder blau auf weißlichem Grunde erschienen. Dadurch wurde seine Aufmerksamkeit auf die Wirkungen des Sonnenlichts gerichtet, und als er später mit der Camera obscura bekannt wurde, entstand bei ihm der sehnliche Wunsch, den herrlichen Darstellungen, welche das Sonnenlicht auf dem einzelnegten Papier hervorbringt, ein dauerndes Dasein zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Weimar, November.

(Schluß.)

Theater. Literatur.

Lady Macclesfield, der zweite Hauptcharakter, ist eine zu abstoßende, ja widerwärtige Erscheinung, und entschädigt auch durch andere große Eigenschaften. Wenn sie aber dem Richard als wirksame Folie dienen sollte, so hat der Dichter seine Absicht durch die Zeichnung des letztern verfehlt. Die Entschuldigung, welche die Lady durch die Entdeckung am Ende des Stücks erhält, daß Savage ihr Sohn nicht ist, kommt für den bis dahin ununterbrochen gepeinigten Zuschauer zu spät. Ansprechender wenigstens, als er jetzt ist, wäre dies ser Charakter vielleicht geworden, wüßte sie von Anfang an, daß sie wirklich die Mutter nicht ist. Ihr unverdientes Leiden wäre dann aus ihrem ersten Jugendschlitrite geflossen, den das schamhafte Weib um jeden Preis verborgen halten mußte. Freilich hätte dann die Anlage des Ganzen eine von der jetzigen wesentlich verschiedene werden müssen. Eine erbliche, nicht unsichtige Krppe ist die große Unwahrscheinlichkeit, daß die Mutter sich über den Tod ihres Sohns erst am Schluß des Stücks Aufklärung mit Gewißheit verschafft. Jeder fühlt, daß dies gleich ihr erster Gedanke hätte seyn sollen. Dürfte sonach die Behauptung keine Uebertreibung enthalten, daß dem Werke die Hauptverdorbenheit einer brasmatischen Stöpfung, der Kern, der wahre Halt fehlen, so vermag eine gewandte, oft geistvolle, witzige und pikante, nicht selten schwunghafte Sprache, so anerkennenswerthe Eigenschaften dies auch sind, jene wesentlichen Mängel schwerlich aufzuwiegen. Daß das Interesse des Stücks weder in den Charakteren noch in der Handlung liegt, fühlte das Publikum mit richtigem Takt; wo Beifall gezollt wurde, galt es einzelnen treffenden Sentenzen, Gedanken, Ansichten, und dem sonstigen geschickten Bewerkte, wozu der Hauptstoff, — Ein neues Mysterium, die Oper „Abelard" von Eberard, sprach zum großen Theil durch gründliche, gediegene Arbeit und manche melodiöse Nummer an, doch wurde die Melodie von der Harmonie überwogen, und von dem Fehler überstarker Instrumentirung und einiger Effekthascherei ist die Musik nicht freizusprechen. Die Komposition, wenn auch einer älteren Oper desselben Tonsetzers, Maybeth, zu Frische nachstehend, verdient indeß alle Achtung. — Der Erstlingsversuch, welchen Goethes Enkel, Walther von Goethe, mit einer einaktigen Oper, „Anselmo Lancia," Gedicht von Theodor Körner, gemacht, fand nachsichtige, ermunternde Aufnahme. Die Musik verräth allerdings keine Spur eines hervorragenden Kunsttalents, ja die musikalische Auffassung und Behandlung ist theilweise als verfehlt zu bezeichnen, doch soll damit dem jungen strebsamen Komponisten kein abschreckendes Prognostikon für die Zukunft gestellt seyn; seine Selbstbeherrschung im Instrumentiren, sein Ringen nach einfach klarer Melodie verdient freundliche Anerkennung. Wenn noch eines neuen Schauspiels der hohen Verfasserin von „Lüge und Wahrheit" „Pflicht und Liebe" in Iffland'scher Manier, aber den früheren Werken derselben Dichterin nicht ganz gleich kommend, gedacht wird, so ist so ziemlich das Bemerkenswerthe, was wir in dramatischer Hinsicht in der letzten Zeit erhalten haben, zusammengefaßt. — Unter den neuesten literarischen Erscheinungen verdient Beachtung ein größerer, jedoch noch nicht vollendeter Roman des geistreichen und fleißigen Sternberg, welcher seit einigen Jahren in Weimar sich aufhält, „St. Sylvan." Das neue Werk ist in jenem zierlichen, glatten, feinen, nicht selten glänzenden Tone gehalten, der diesem Schriftsteller auszeichnet.

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 21. November 1839.

Was für ein Seufzer! — Unerhörte That
Zeugt unerhörte Angst.

Shakespeare.

Der Gang um Mitternacht.

(Fortsetzung.)

Der Hauptmann war unausgesetzt vor mir hergegangen. Seine breitschultrige Gestalt, im trüben Mondschein nur einen leichten Schatten werfend, befand sich in aufrechter Stellung dicht vor mir; ich konnte auf das Genaueste jede seiner Bewegungen beobachten. Es kam mir jedoch nicht in den Sinn, dieses zu thun; ich folgte ihm, wie man eben Jemanden folgt, dem man den bequemen Weg gönnt und den man nicht durch nothwendiges Ausweichen stören will. Mit einem Male sehe ich die vor mir gehende Gestalt schief zur Seite gebeugt, und gerade in der Stellung, als lehne sich ein Begleiter, den er führete, auf ihn. Mein Auge gewahrte Niemanden. Der eine Arm des Hauptmanns war vom Mantel entblößt und in der Richtung gebogen, als hielte sich sein unsichtbarer Begleiter daran geschlossen; zugleich mußte der Leib desselben mit seiner ganzen Schwere auf dem Führer ruhen, denn die kräftige Gestalt des Hauptmanns war, wie gesagt, zur Seite gebückt, gerade so, als zeuge er einen schweren Gegenstand. Ich hörte ihn keuchen, und sein Schritt, der Anfangs, wie wir den Werdengang betraten, so schnell gewesen war, daß ich ihm kaum folgen konnte, schleppte sich jetzt langsam hin, und ich mußte öfters stille stehen, um ihn nur vorwärts gelangen zu lassen. Während dieser Pausen hörte ich ihn Klagelaute ausstoßen, die mich bis in's Innerste erschütterten. Er murmelte leise Worte, die, trotz der Stille, die um uns herrschte, mir nur halb verständlich waren. So viel vernahm ich deutlich, daß er ein Gebet vor sich hin sprach und öfters dabei ausrief: „Wie schwer bist du heute! Erdrücke mich! ende meine Qual! Laß dieses das letzte Mal seyn, daß ich dich trage! Alles büßt sich auf Erden, warum nicht auch meine Schuld?“

Diese geheimnißvollen Worte, mit kenchender Brust ausgestoßen, machten in der Einsamkeit der Nacht, in der todten Einöde der winterlichen Landschaft einen Eindruck auf mich, den ich nicht beschreiben kann. Es war, als stieße sie die Verzweiflung des gemarterten Gewissens aus, als seyen es Bekenntnisse, die keines Menschen Ohr vernehmen dürfe. Ich machte mir jetzt die lebhaftesten Vorwürfe, daß ich meine Gegenwart dem Unglücklichen nicht bemerkbar gemacht. Jetzt konnte es den Anschein haben, als hätte ich ihn belauschen wollen: ein Gedanke, der mir, je länger ich ihm nachhing, desto unerträglicher wurde. Mein Entschluß war daher, schnell hervorzutreten, eilig an ihm vorüberzugehen und die Miene anzunehmen, als hätte ich nichts gehört und gesehen. Meine Aufregung verhinderte die Ausführung dieses Plans, ich zögerte

noch, als mein Vormann sich plötzlich umwandte und mich erblickte. Einen hellen Schrei ausstoßen und die Hand krampfhaft über meinem Haupte ballen, war das Werk eines Augenblicks. Ich sah das verzerrte, leichenblasse Gesicht dicht an dem meinigen, und die leisen, mit wankender Stimme hingehauchten Worte: „Bevorcht? — Angeben?“ erreichten mein Ohr. Kaum hatte der Arme diese für mich so erniedrigende Befurchtung ausgesprochen, so sank er wie todt nieder und sein Kopf fiel tief in den Schnee hinein.

Das erste Gefühl, das sich mir hier lebhaft aufdrängte, war, den Bewußtlosen liegen zu lassen und rasch diesem unheimlichen Orte zu entfliehen; allein ein besserer Entschluß folgte der schnellen Ueberlegung. Was wäre das Schicksal des Unglücklichen gewesen, besinnungslos, in der Winternacht, von aller Hülfe entfernt, in dieser jammervollen Lage? Ich blieb daher und versuchte mit Anstrengung aller meiner Kräfte den schweren Mann vom Boden aufzuheben. Es gelang mir und ich lehnte ihn an den nächsten Weidenstamm. Er hielt die Augen geschlossen, den Mund geöffnet, die Lippen zitterten und die Zähne schlugen aneinander. Ich klopfte den Schnee aus seinem Haar, knüpfte mein Halstuch ab und band es um seine Stirn, die mir verwundet schien. Es war jedoch nicht rathsam, in dem kalten Winde, der jetzt über die Fläche zu wehen begann, lange zu verweilen; ich mußte meinen Kranken in's Haus schaffen. Dieses zu bewerkstelligen, war nicht leicht. Die schwere Gestalt zu unterstützen und fast zu tragen, fiel meinen Kräften schwer; dennoch versuchte ich es; kaum hatte ich jedoch den Arm unter den seinigen gebracht, als er aus der Ohnmacht erwachte, einen schrecklichen Schrei ausstieß und mit aller Gewalt sich von mir zu befreien trachtete. Aus seinen Mienen wie aus seinen abgebrochenen Worten merkte ich mit Schaudern, daß er mich für seinen unsichtbaren Begleiter hielt, mit dem er noch vor wenigen Sekunden gerungen. „Schon wieder da?“ rief er. „Wirst du mich denn heute nicht verlassen? — Deine Zeit ist um! Weiche von mir! fort, sag ich — weiche von mir! — Ich gehe hin, ich gehe, mich selbst anzuklagen! Nur fort! nur fort!“ — Bei den letzten Worten, die mit einer das Herz zerreißenden Stimme ausgesprochen wurden, konnte ich nicht anders, ich mußte von ihm weichen, und er stürzte von Neuem ohnmächtig zu Boden.

Welch eine schreckliche Nacht! Ich verließ ihn jetzt, um Hülfe zu rufen. Zum Glück traf ich in der Nähe des Dorfes auf Bauern, die sich in der Nacht auf den Weg machten, um in der Frühe des Tages das nächste Städtchen, wo Markt war, zu erreichen. Ich bat, ich theilte Geld aus, und endlich bewog ich sie, mir zu folgen. Der Unglückliche lag noch auf derselben Stelle; er war zur Besinnung gekommen, aber seine Kräfte waren erschöpft, er vermochte nicht, ohne Hülfe vom Boden sich zu erheben. Nachdem wir mit großer Mühe die Dienerschaft geweckt, brachten wir ihn in sein Haus, und ich sorgte dafür, daß zweckmäßige Mittel zur Verhütung eines Fiebers angewendet wurden. Dennoch blieb die Krankheit nicht aus, sie ergriff ihr Opfer mit fürchterlicher Gewalt und gestaltete sich im Verlauf von wenigen Stunden auf eine wahrhaft lebensgefährliche Weise. Mein Beruf als Arzt hätte mich zwingen müssen, das Krankenlager nicht zu verlassen, wenn nicht ohnedies meine Theilnahme mich daselbst festgehalten. Ich ordnete Alles an, sorgte im Voraus für jeden zu befürchtenden Fall und entfernte mich erst gegen Morgen, als der Kranke in Schlummer gesunken.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Poetische in der Geschichte.

(Schluß.)

Wie einzelne Mörder, haben natürlich ganze Völker, wenn sie im Innern oder nach Außen hin morden, ein hohes tragisches Interesse. Ich nehme hier „Morden“ nicht in Bezug auf Schlachten, wo das Tödten in edler Beziehung und Form erscheint; ich verweise hier besonders auf die französische Staatsumwälzung. Wäre es bei der Masse von Verderbniß, die in Frankreich seit länger als einem Jahrhundert aufgehäuft lag und, nach einem nothwendigen Gesetz, endlich ausgähren mußte, möglich gewesen, daß dem begeisternden, von vielen Edlen mit Jubel begrüßten Anfang jener einzigen Zeit ein würdiger Fortgang entsprochen und eine ruhige Umformung zum Bessern, wie sie etwa der politische Don Quixotte Lafayette geträumt hat, sich gestaltet hätte; der Menschenfreund würde jene Tage und Jahre segnen und bei den heitern Gemälden dieser großen politischen Idylle mit Entzücken verweilen. Aber eben der Terrorismus mit allen seinen Greueln und entsetzlichem Unsinn, ist das nicht gerade der spanische Pfeffer, der jene Zeitepoche für so Viele recht pikant macht? — In einer Zeit, wo freche Franzosen und nachäffende Deutsche voll ekelhafter Begeisterung im Blutbund Marat, im verhärteten Danton, im Drachen Robespierre und seinem Schweif nur Helden und Märtyrer der Völkerfreiheit und des Völkerglücks, ja Ideale sittlicher Größe und Hoheit erkennen wollen, mag die Bemerkung am rechten Orte stehen, daß es auch ein Ideal falscher Stärke und Größe gibt, ein Ideal der Barbarei, das von so Vielen, welche die reine sittliche

Größe nicht faſſen können, zunächſt von Schwächlingen ſelbſt, am meiſten hervorgehoben und vergöttert wird.

Aber ſelbſt für beſſere Menſchen hat jener Terrorismus einen eigenthümlichen Reiz. Ich möchte ſagen, aus der Melodie der berühmten Marſeiller Hymne, die jetzt noch Tauſende in Bewegung ſetzen kann, klinge der Geiſt der Revolution und ihrer Kämpfe, wie in einen Brennpunkt concentrirt, jener rothglühende, durch die Blutfarbe der phrygiſchen Mütze wohl bezeichnete Freiheitstaumel, der ſich ſelbſt und Andere betrog, indem er für Freiheit, Recht und Vaterland zu kämpfen glaubte; der Haß gegen Monarchen und Feudalherren, der freche Trotz gegen jede beſtehende Autorität, die Wolluſt neben der Todesverachtung, ein furchtbarer Leichtſinn, der zu Kampf und Mord wie zum Tanze geht; und wenn auch klagende Töne dazwiſchen klingen, gleichſam das doch hervorbrechende Bewußtſeyn des frechen Uebermuths, bald gehen ſie wieder in ſturmiſchen Jubel über. — Die Thaten und Siege der Republikaner, die an den Grenzen fochten, mußten den fühlenden Zuſchauer um ſo mehr feſſeln, je lieber er ſeinen Blick wegwandte von den Greueln im Innern, wo das Fallbeil unaufhörlich geröthet wurde und, um einen lutheriſchen Ausdruck zu gebrauchen, ein Tod den andern fraß. Zu den Leuten, deren Handwerk das Tödten war, hatte ſich ja die auf der Tribune und in den Rathsverſammlungen geächtete Menſchheit geflüchtet.

Jeder Krieg an ſich hat ein gewiſſes poetiſches Intereſſe, weil ja keiner ohne jenes, ſchon erwähnte tragiſche Princip, worin Kampf und Tod Hauptelemente ſind, gedacht werden kann. Je mehr aber die kämfenden Perſonen ſelbſtthätig und frei erſcheinen, je mehr ſie Körper- und Geiſteskraft, dem Gegner zu begegnen und ihn zu beſiegen, anwenden, je weniger ſie alſo belebte Maſchinen ſind, die der Wille eines Einzigen in Bewegung ſetzt, deſto intereſſanter, deſto poetiſcher erſcheinen die Kämpfe und der Krieg. Hierauf beruht das Charakteriſtiſche, wodurch ſich im Allgemeinen die Kriege der Alten von den neuern ſeit Erfindung des Pulvers, und manche in der neuern Zeit wieder von den übrigen unterſcheiden.

Große Schlachten werden, als zu maſſenhaft und wenig überſchaulich, abgerechnet das allgemeine Intereſſe, das jede Schlacht gewährt, nicht jenes poetiſche erregen, von welchem wir gegenwärtig ſprechen; während die Kämpfe des ſogenannten kleinen Krieges, die Guerillas u. ſ. w., in der Regel daſſelbe gewähren, weil bei kleinern, mehr ſich ſelbſt überlaſſenen, mehr überſchaulichen, auf freierem Terrain ſich bewegenden Maſſen, der Selbſtthätigkeit, der Tapferkeit und Liſt Einzelner mehr Stoff und Spielraum vergönnt iſt, mithin die Kämpfe den homeriſchen oder den mittelalterlichen Kampfſcenen näher kommen. Bei großen Kämpfen und Schlachten iſt gleichſam jedes Heer eine einzelne moraliſche Perſon, und der Geiſt in ihr der Feldherr; ja ſelbſt im gemeinen Sprachgebrauche, der doch gerne das Abſtrakte individualiſirt, finden wir, der größern Anſchaulichkeit wegen, ganze große Heere zu einer Perſon gemacht, wenn es z. B. heißt: der Ruſſe hat den Turken da oder dort geſchlagen.

Schlachten und Kriege haben einen Zauber, der Länder und Städte, der Dörfer und Maierhöfe mit ewiger Weihe umgibt. Noch ruht verbergendes Dunkel auf einem Ort; kaum die nächſte Umgebung kennt den Namen; aber laßt den Schlachtengott darüber ſchreiten, und ſogleich nach dem furchtbaren Schauſpiel iſt er weltbiſtoriſch. Noch nach Jahrhunderten, nach Jahrtauſenden wandeln wir mit einem gewiſſen Schauer an dieſem Ort, auf dieſem Gefilde umher, als wenn Geiſter über der geheiligten Stätte ſchwebten. Dieſer romantiſche Reiz gehört beſonders mit zum hiſtoriſchen Charakter einer Gegend. Wie voll, wie poetiſch klingen uns die Namen von Schlachtfeldern in's Ohr, und ſeyen ſie auch an ſich noch ſo hart, noch ſo gemein; der Name allein ſchon iſt eine concentrirte Geſchichte.

Leider ſind Kampf und Krieg ein Hauptſtoff der Geſchichte. Schlagen wir nur ein einziges Blatt in ihrem großen Buch auf: es enthält eine Ilias von blutigen Kämpfen und Leiden. Aber ihre ewigen Schilderungen ermüden endlich den Geiſt, ſie betrüben, ſie verletzen ein fühlendes Gemüth, wenn nicht erwünſchter, die Menſchen wahrhaft beglückender Erfolg die blutigen Anſtrengungen krönt. Gerne ruhen wir aus bei den freundlichen Schilderungen eines friedlichen Glücks, wenn wir den menſchlichen Geiſt und Körper in erfreuender Thätigkeit erblicken, wenn wir ſehen, wie ſie das Land bauen und üppige Gefilde hervorzaubern, „wie das prangende Thal den fröhlichen Fleiß der Bewohner rühmt;“ wenn wir ſehen, wie ſie Städte gründen, „in welchen der Menſch näher an den Menſchen rückt und das freie Gewerbe, froh des Eigenthums, munter entbrennt;“ wenn wir ſehen, wie Handelsflotten „den heimiſchen Fleiß in fremde Länder tragen oder mit der Gabe der Ferne frohlockend heimziehen;“ wenn wir ſehen, „wie von der Freiheit geſäugt, die Künſte freudig emporgewachſen und im ſtillen Gemach der ſinnende Weiſe der göttlichen Wiſſenſchaft ſich weiht;“ wenn wir überhaupt das Meiſte von dem wiederfinden, was uns der Dichter „des Spaziergangs,“ der ſchönſten Idylle im höhern Sinne, die wir kennen, ſo unnachahmlich geſchildert hat.

Gottlieb Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Bayard. Neuer Kupferstich. Luftschiffcerei.

Zu dem Endzwecke stellte Bayard, wie Daguerre, eine Menge von Versuchen an, welche ihn allmählig zu den Resultaten gebracht haben, die er jetzt vorzeigt, und die er, wie gesagt, noch nicht als den höchsten Punkt seiner Kunst betrachtet. Bei dem Eifer, der ihn beseelt, läßt sich hoffen, daß er sie in der That noch höher treiben wird, wiewohl er sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln kann, wie Daguerre belohnt zu werden. Denn es läßt sich nicht ausmitteln, ob und wie viel das Daguerresche Verfahren, seitdem es bekannt geworden, ihm behilflich gewesen ist; man wird ihn nur als einen Vervollkommner dieses Verfahrens ansehen, oder als einen sinnreichen Kopf, welcher so glücklich gewesen ist, dasselbe Verfahren auf ein anderes Material überzutragen. Auch scheint er sich wirklich außer seinem eigenen Verfahren jetzt mit der Verbesserung des Daguerreschen zu beschäftigen, und in der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften wurde ein Schreiben von ihm verlesen, worin er ankündigte, er habe ein Mittel gefunden, vermittelst des Daguerrotypes in wenig Minuten sehr gute Darstellungen zu erhalten. — Die Tagesblätter treiben schon ihren Scherz mit dem Daguerrotype, wie mit Allem, was in Paris Lärm macht. Eines derselben erzählte neulich, ein Ehemann, welcher Ursache gehabt, auf seine Frau eifersüchtig zu seyn, habe ihr mit einem Daguerrotype nachgestellt, und zwar auf folgende Weise. Auf einer Landpartie habe sie mit einem jungen Liebhaber am Fenster eines Wirthshauses gestanden und ganz zärtlich mit ihm getban. Der beleidigte Ehemann habe in der Ferne seine Camera obscura aufgestellt und die Treulosigkeit seiner Frau mit Hülfe einer jodirten Metallplatte daguerrotypirt, so daß Jedermann die beiden Liebenden erkannt habe, und auf dieses Aktenstück hin werde ein Scheidungsprozeß gebaut werden. Vor der Hand werden die Treubrüchigen vom Daguerrotype wenig zu fürchten haben, da, wie oben gesagt, das Porträtiren bisher höchst mittelmäßig und unvollkommen ausgefallen ist. Zeichner, Kupferstecher und Lithographen, denen das Porträtiren ziemlich viel zu thun gibt, werden also so bald noch nicht diese ergiebige Quelle des Gewinnes verlieren. Indessen geht es doch den Kupferstechern in Paris bei weitem nicht mehr so gut als vormals, und bei der letzten Preisbewerbung der Ecole des Beaux arts hatten sich nur zwei junge Kupferstecher um den Preis beworben. Nur der schon besjahrte Baron B. Desnoyers wahrt noch den Ruhm der alten französischen Kupferstecherschule, wovon er so eben durch seinen großen Kupferstich: die Verkündigung, nach Raphael, welche achtzig Franken kostet, einen Beweis geliefert hat. Auffallend ist es, daß die Prodeabdrücke avant la lettre, auf chinesischem Papiere, welche 200 Franken kosteten und alle sonnell abgesetzt wurden, fast sämmtlich für Deutschland und England angekauft worden sind. Nur sehr wenige davon sind in Frankreich geblieben. Jetzt ist B. Desnoyers bereits mit dem Stiche eines andern Raphaelischen Gemäldes beschäftigt. Wenn aber die Zahl der Kupferstecher in Paris sehr abgenommen hat, so hat sich dagegen die der Holzschneider seit dem Aufkommen der Pfennigmagazine außerordentlich vermehrt. Diese Beschäftigung war fast ganz eingegangen; vor zwanzig Jahren konnte man in Paris kaum noch zwei oder drei Holzschneider auftreiben, jetzt gibt es deren wohl über zwanzig. — Der Luftschiffcerei, mit welcher schon so manche dier gescheitert, wollte neulich ein gewisser Enriot einen neuen Schwung geben. Der Mann, welcher, wie es scheint, eine Menge von Versuchen im Kleinen, vielleicht in einem Garten oder in einem Hofraume gemacht hatte, bildete sich ein, er habe es dahin gebracht, den Ball nach Belieben lenken zu können. Sein Luftballon hatte die Gestalt eines ungeheuern Eyes, nicht einer Kugel, wie man sonst die Ballone immer gestaltet hatte. Unter dem ungeheure hohle Ey hatte er ein starkes Netz gewoben, und an diesem hing unten das Schiffchen, in das er sich setzen und die ganze Maschine lenken wollte. Er glaubte seiner Sache so gewiß zu seyn, daß er keinen Anstand nahm, ganz Paris zum Zeugen seiner Geschicklichkeit auf das Marsfeld einzuladen. Wegen der schlechten Witterung mußte das Aufsteigen mehrmals verschoben werden. Er aber fuhr beständig fort, die Pariser durch große Anschlagzettel von seiner Erfindung zu unterhalten und sie aufzufordern, der Probe beizuwohnen. Endlich an einem Sonntage des Octobers war die Witterung so günstig, als man es nur wünschen konnte, und es fehlte nicht an Neugierigen, welche gegen Bezahlung im Marsfelde, oder ohne Bezahlung außerhalb desselben die Luftschiffcerei mitansehen wollten. Wahrscheinlich waren viele darunter, welche sich aller Unfälle erinnerten, die auf dem Marsfelde den Luftschiffern zugestoßen, welche den Aerostat lenken und demselben eine neue Einrichtung geben wollten, von Degen, dem Wiener Uhrmacher an, dessen Flugmaschine knapp über den Boden herfuhr, bis auf den Oberst Lennox, dessen Luftballon, womit er nach England hinüberfahren wollte, sich von den Bäumen, welche ums Marsfeld herumstehen, nicht losmachen konnte. Wahrscheinlich hofften sie neuen Spaß zu erleben, und diese Hoffnung wurde auch nicht getäuscht. So bald die Seile, welche den Luftballon hielten, abgeschnitten waren, flog Enriot mit demselben in die Luft und wirbelte dann umher, ohne daß es ihm möglich war, dieser Bewegung Einhalt zu thun. Dies war schon ein schlimmes Vorzeichen. Da er aber dabei immer in einer sehr mäßigen Höhe blieb, und man befürchten mußte, er werde vom Wind gegen irgend ein Gebäude getrieben und da zerschmettert werden, so rief man ihm zu, er solle sich seines Ballastes entledigen, um wenigstens in eine höhere Luftregion zu gelangen. Der arme Mann, welcher sich als einen Lenker des Aerostats angekündigt hatte, war schon ganz verwirrt, warf Alles hinaus, was sein Luftschiff belastete, und flog nun plötzlich pfeilschnell in die Wolken, so daß man ihn bald aus den Augen verlor. Jedermann hatte sich überzeugen können, daß Enriot nicht einmal so viel verstand, als andere Luftschiffer, und statt im geringsten seinen Apparat lenken zu können, von denselben gänzlich beherrscht wurde. Man fürchtete, es werde dem armen Manne übel geben, und er seine Verwegenheit vies leicht mit dem Leben büßen. Es ging ihm jedoch noch besser, als er wohl selbst erwartet hatte; denn nachdem er einige Zeit in den Wolken umhergetrieben worden, langte er ein paar Meilen von Paris glücklich wieder auf dem Boden an. Diese Erfahrung scheint auf das Gemüth des Mannes gewirkt zu haben; denn die Zeitungen haben angekündigt, er verzichte auf alle ferneren Versuche und wolle sich mit dem Luftschiffen nicht mehr abgeben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 22. November 1839.

Dir, Hexameter, dir, Pentameter, sey es vertrauet,
Wie sie des Tags mich erfreut. —

Goethe.

Launige Liebeselegien

von Adolph Peters.*

1.

Schnöd schnod draußen der Nord und fegte zu Haufen den Staubschnee,
Männer, in Mäntel vermummt, schritten mit eisigem Bart;
Doch aus dem freundlichen Hause mit aufgethaueten Fenstern
Schimmert ein Frühlingsgesicht hinter den Scheiben hervor.
Halb von Blumen versteckt sitzt still beschäftigt die Holde,
Ueber der Stickerei regt sich der Künstlerin Hand.
Sinnig und liebevoll bewegen sich ihre Gedanken
Und die umschlossene Brust hebt sich in glücklicher Ruh'.
Wie sie selbst die Natur, ein lieblich Gebild nach dem andern
Schaffend im ewigen Traum, wob in Gedanken die Braut,
Alle die Blumen umher mit den halb geöffneten Kronen
Schienen der Phantasie ihrer Empfindung entsproßt.
Eben begann es zu dämmern, und freundlich im türkischen Schlafrock,
Zeitungen noch in der Hand, trat in die Thüre der Ohm,
Sprach, aufblasend des Knasters gewöhnigt bläulichen Weihrauch:

Nichte, man spielte wohl heut wieder ein Robberchen Whist?
„Gern, mein Ohm; doch der Dritte? Ich dächte, der artige Vetter,
Oder der muntere Freund? Letzteren lad' ich geschwind!"
Schon stand, als ich erschien, bereitet der spiegelnde Spieltisch;
Heimlich, mit innigem Blick winkte die Theure mir zu.
„Nehmen wir Platz denn, zu ziehn!" sprach mahnend der Ohm, und wir spielten,
Er mit dem Strohmann, ich mit der lebendigen Braut.
Schüchtern setzte sie mir auf den Fuß ihr Füßchen; ein Schauer
Süßer Entzückungen rann mir bis zum Haupt von der Zeh'.
Drob nun fehlt' ich im Spiel, und während ihr lächelnder Mund schalt,
Streichelt' mir über den Spann zärtlich ihr Füßchen herab.
Aber zufrieden benutzte der Oheim meine Zerstreuung,
Schmunzelnd macht' er anjetzt einen brillanten Grandschlemm.
Robber gewann er auf Robber; wir nahmen beständig Revange,
Endlich berauscht' ihn die Lust steten Gewinnes mit Macht.
Trunken von Schlaf ließ jetzt der Karten sinken und klappend
Stürzte die Brill' auf den Tisch, schnarchend senkt' er das Haupt.

* S. Nr. 262.

„Eia," rief ich, „popeia!" und rückte der Himmlischen näher;
Nickte der Alte herab, küßten den Takt wir dazu.

2.

Unverschämte Carossen! Man hört nicht und sieht nicht, sie rasseln
Mörderisch hin, und umsonst sucht man im Fliehen Trottoirs.
Schmieg dich, Liebchen, mir an! nur eilig vorbei dem Theater!
Bald dann wandeln wir still, einsam und selig dahin.
Siehst du den drängenden Schwarm? er zahlt, er miethet als Vorspann
Vor den Wagen der Zeit sich das geflügelte Roß.
Darum ist es gescholten, das unglückselige Völkchen:
Sucht doch anderen Rath, wählet nur unser Gespann!
Für sizt Amor zu Bock, der kleine betrunkene Schwager
Peitscht auf die Pferdchen, erreicht immer zu früh die Station.

3.

Sucht mich heim der Herr Vetter, der Kaufherr, spricht mit Gelächel:
Macht euch, Freundchen, im Ernst, nicht zum Gespötte der Stadt!
Denn wie ich höre, so seyd ihr nunmehro verliebt, wollt freien;
Aber habt ihr ein Amt oder solides Geschäft?
„Nein, Herr Vetter, Ihr wißt es, ein liebender Schwärmer, ein Dichter
Lebt von der himmlischen Luft, auch von der Schönheit der Braut."
Hochroth, ja, mir schien's, in's Bläuliche färbte das Antlitz
Jezt des Ergrimmeten sich; aber ich sprach: „Mit Verlaub,
Wißt Ihr den Namen der Braut?" — „Nein." — „Ha, ist ein Himmel voll Sterne!
Perlen und lauteres Gold! Macht unermeßlich mich reich!" —
„Wahrlich, die Alte da drüben? Die Alte, die Reiche? Ist's möglich!
Wer hat euch plötzlich gemacht zu dem verständigen Mann?
Brav! Charmanter Gedank'! Hätt's wahrlich in euch nicht gesucht! — Brav!
Und ich bezeug' euch hiemit meinen besondern Respekt."

4.

Ueber den schreienden Markt hin eil' ich zum Liebchen im Schnellschritt,
Doch bald hier, bald dort hemmt mich das wüste Gedräng;
Tausend Feilschende gehen und stehen, sie bieten, erwägen,
Kosten, betasten, beschaun, prüfen mit Kennergesicht
Milch, Wurst, Schinken, Salat, Picklinge, Geflügel, auch Wildpret,
Eier und Butter, Gemüs', plätschernde Fische im Faß.
Hell an der Ecke dort singt's, spaziert und flattert im Käfig,
Vöglein sind es, wie bunt! „Alte, wie hoch ist der Preis
Hier von dem Gimpel? Was pfeift er? Doch solcher erbost gar zu leicht sich.
Ist nicht ein Stieglitz zu Kauf, der sich das Wägelchen zieht?
Habt nur den einz'gen noch? Schad', der mausert sich, sieht wie gerupft aus;
Einen so garstigen Spatz brächt' ich der Schönsten nicht gern."
„Seht mir doch! Garstig! und Spatz! Ei Geduld nur, die Herzallerliebste
Mausert sich auch noch, und der wächst auch kein Federchen neu."
Galligte Her' du! wollt' ich in Zorn aussprühn, doch verbiet ich's,
Kaufte das Thierchen und sprach, eilend zur Braut, im Gemüth:
Jezt bist du schön wie der Tag! Ich schwelg' in der Schönheit, die du bist;
Trinke mit glühendem Durst ihren beperlten Pokal.
Jezt, in des Herzens Entzückung und Götterbedürfniß, erblaßt' ich,
Schlösse dem lechzenden Mund sich der elysische Born.
Doch fließt einst er mir kärglich und kärglicher, will ich nicht klagen,
Noch im Entschwinden den Reiz segnen, der früh uns geeint.
Denn wir sind unser! Es fliehe die Jugend, erbleiche die Schönheit,
Ist unsterblich das Herz, ist es die Liebe zuerst:
Hoch am Haupte des Königs erglänzt noch die köstliche Perle,
Längst ist die Muschel zerstäubt, welche im Meer sie gebar.

Der Gang um Mitternacht.

(Fortsetzung.)

Den Tag darauf wiederkommend, fand ich den Diener im Vorgemach, der mir ein Briefchen überreichte. Es enthielt mit einer fiebernden Hand kaum leserlich einen Dank für die gestrige Dienstleistung und zugleich die Bitte, nicht mehr am Krankenbette zu erscheinen, da meine Hülfe unnütz sey und der Kranke sie nicht begehre. Ich faltete dieses seltsame Schreiben zusammen, ungewiß, was hier zu thun sey, als mein Blick auf den Diener fiel und ich in dessen Zügen eine heftige Unruhe ausgedrückt sah. Auf meine Frage, wie sich denn der Hauptmann befinde, erwiderte jener: „Schlecht, mein Herr, sehr schlecht. Wir wissen uns nicht zu helfen. Er

liegt jezt im heftigsten Fieber. Wenn es so fort geht, kann er in wenigen Stunden todt seyn." — „So ist die äußerste Gefahr!" rief ich. — „Ja," erwiderte der Besorgte, „allein dennoch darf ich Sie nicht hinein lassen; er hat es mir auf das Strengste untersagt, einen fremden Mann an sein Bett zu führen." — „So schickt nach einem andern Arzte." — „Auch das dürfen wir nicht. Er kennt keinen Arzt in der Umgegend; am bekanntesten ist er noch mit Ihnen." — „So will ich hinein!" rief ich entschlossen. „Wenn Lebensgefahr ist, so hat der Arzt auf keine Verbote der Art zu achten."

So machte ich mir gewaltsam Bahn. Der Hauptmann erkannte mich nicht. Das Fieber, seit meiner Abwesenheit im Steigen, hatte einen nervösen Typus angenommen: es war die entschiedenste Gefahr. Der Verfolg der Krankengeschichte gehört nicht hieher; es sey genug, daß ich qualvolle Nächte zubrachte und mit meinem Patienten litt. Es gelang mir durch unausgesezte Pflege, ihn zu retten; aber die Wurzel des Uebels, die in der Seele haftete, vermochte ich nicht zu entfernen. Den menschlichen Kräften ist ihr Ziel gesezt; wir sollen daran gemahnt werden, daß wir nur mittelbar helfen können, daß die eigentliche direkte Hülfe immer ein Werk der Gnade ist und bleibt. Mit diesem Gedanken muß der eitle Stolz auf unsere Unfehlbarkeit schwinden; die vollendetste Kunst ist immer, gegenüber der göttlichen Hülfe, ein ohnmächtiger Versuch, ein ernster, aber machtloser Wille.

Als das körperliche Leiden beseitigt war, verrichtete ich in meiner Theilnahme mit dem Unglücklichen mehr den umsichtigen und schonenden Dienst eines Seelsorgers. Ich vernahm dustere Geheimnisse, die verworren, aber desto schreckbarer das Fieber schon früher verlautbart hatte. Ich blickte in die Tiefe eines lang verschlossen gehaltenen Menschenherzens, und je länger ich schaute, desto deutlicher trat ein grauenerregender Frevel aus dem Dunkel hervor. Ich wurde mich nicht für berechtigt halten, die Geständnisse des Mannes zu veröffentlichen, wenn nicht der Unglückliche bereits gebußt hätte. Er hat seine That den Gerichten angezeigt, und just da ich dieses schreibe, haben die Furien, die ihn verfolgten, von ihrem Opfer abgelassen; ihm ward Friede. Hier folgt die einfache Erzählung, wie er sie mir selbst in jenen Nächten, wo wir bei einsamer Lampe zusammensaßen, oft wiederholte, damals noch in der Hoffnung, daß die düstere Hypochondrie dereinst noch zu beschwören sey; aber ihr hartnäckigster Stachel wurzelte im Gewissen, und so wurde er seinem Schicksal unabwendbar zugeführt.

„Meine Eltern starben früh; ein Oheim nahm mich in sein Haus und erzog mich in einfacher, fast ärmlicher Weise in einer Provinzialstadt des obern Schwedens. Ich war zum Militärdienste bestimmt; meine Neigung war es nicht. Ich liebte die Stille, die Einsamkeit, die Studien, dabei war ich weichlich und konnte kein Blut sehen; ein sterbendes Thier machte auf mich einen entsezlichen Eindruck. Dennoch blieb es bei dem einmal vom Oheim erwählten Beruf. In meinem zwölften Jahre kam ich in die Kadettenschule zu St. Mit meinem Fleiße waren meine Lehrer zufrieden, nicht so mit dem, was sie den persönlichen Muth nannten, und von dem sie behaupteten, ein Soldat wäre ohne diese ehrenwerthe Eigenschaft nur eine todte, von der Disciplin in Bewegung gebrachte Maschine."

„Ich habe nie begreifen können, wie man von dem Soldaten etwas Anderes, als den durch die Strenge des Befehls erzeugten Gehorsam fordern könne. Muth ist nicht das Wort für eine Kraftäußerung, die mich in ihrer rohen Wirksamkeit an das Handwerk eines Schlächters mahnt. Muth konnte ich nur einem persönlichen Feinde gegenüber beweisen; Muth, als moralische Eigenschaft, mußte ein geistiges Gegengewicht auf der Wagschale haben; wenn man sie mit der Disciplin des Soldaten gleich stellte, erkannte man ihren wahren Werth schlecht. Diese Philosophie hatte ich mir schon frühe eingeprägt, und sie war es, die mich tröstete, wenn ich von meinen Kameraden halb im Scherz, halb im Ernst für ein weibisches Herz erklärt wurde. Was jedoch die wenigen Freunde, die ich hatte, wahrhaft beunruhigte, war ein heftiger Jähzorn, der mich zu Zeiten erfaßte, und dem ich wie ein willenloses Opfer erlag. Nicht mit Unrecht fürchteten die um mich Besorgten für die Zukunft. Ach, ihre finstern Ahnungen haben sich bestätigt!"

„Ich trat in die Armee, und die ersten Jahre meines Dienstes waren mit glücklichen und ehrenvollen Ereignissen ausgefüllt. Schnell ruckte ich vorwärts, und mancher Wunsch des Herzens wurde wider Erwarten erfüllt. Es keimte in mir eine Leidenschaft, die ich früher nicht gekannt, der Ehrgeiz. In Folge desselben übertrieb ich meine Hoffnungen und spannte die Zuversicht auf ihre Erfüllung zu einer ungeziemenden Höhe. Es konnte nicht fehlen, daß die Enttäuschung eintrat, und dieses geschah auf eine, wie ich glauben mußte, für mich demüthigende Weise. Ich forderte den Abschied, er wurde mir gewährt, und ich verließ den Ort, wo ich länger als sechs Jahre gelebt."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Schluß.)

Luftschifferei. Landstraßen und Straßenpflaster.

Eulriots Vorgänger sind alle durch Schaden klug geworden, und ob schon nach dem Scheitern des Lennoxschen Versuches angekündigt worden war, der Unternehmer wolle

seinen Luftballon verbessern und seinen Unfall bald wies der gut machen, so hat er es weislich bei dem Verluste einiger tausend Franken bewenden lassen. Die Zuschauer waren so unbußfertig gewesen und hatten seinen in den Bäumen hängenden Ballon zerrissen. Entriot wäre es vielleicht nicht besser gegangen, wenn er im Bereiche der Zuschauer ges blieben wäre. Nun liegt freilich etwas Demüthigendes in dem Gedanken, daß alle Versuche, die Luftschifferei zu vervollkommnen, unglücklich ausfallen, und daß diese Kunst gar keine Fortschritte macht, indeß alle andern Künste sich so rasch entwickeln. Man muß jedoch bedenken, daß die Versuche manchmal von Leuten unternommen werden, welche nicht einmal die Luftschifferei praktisch geübt haben. Sie gehen von einer fixen Idee aus, und wollen nach dieser zus weilen ganz unvernünftigen Theorie sich in die Luft wagen. Solche Leute müssen sich noch glücklich schätzen, wenn sie nicht den Hals brechen und unversehrt wieder auf den festen Boden zu stehen kommen. Sobald wird nun wohl Niemand in Frankreich mehr versuchen, die Luftschifferei zu einem nützlichen Zwecke anzuwenden, und sie wird nach wie vor bloß dazu dienen müssen, die Zuschauer in den Lustgärten oder das Volk an den Staatsfesten zu ergötzen. Es ist ein gewisser Margat hier, welcher an diesen Tagen aufzusteigen pflegt, und der schon gegen hundert Luftreisen gemacht hat. Im Tivoligarten pflegt er jährlich mehrmals aufzusteigen, und an dem Julifeste ist er es ebenfalls, den die Regierung dazu braucht, dem Volke diese Ergötzlichkeit zu verschaffen. Margat hat die Kunst ganz so gelassen, wie er sie gefunden. Dagegen ist er aber auch stets glücklich davon gekommen, und hat alle seine Luftreisen ohne den geringsten Unfall vollbracht. Da nun kein Anschein vorhanden ist, daß man bald durch die Luft regelmäßige Fahrten wird anstellen können, so sucht man mit Recht die Erdfahrten so viel als möglich zu erleichtern. Es geht freilich nicht so schnell mit diesen Vorkehrungen, als man wünscht, aber nach und nach kommt die Sache doch zur Sprache, und was noch besser ist, zur Ausführung. Ein junger Ingenieur des Wegs und Brückens baues im Sarthes Departement, Namens Dumas, hat in jener Provinz sehr schöne Wege angelegt, welche die Ausmerksamkeit der Regierung und des Publikums auf sich gezogen haben, und bereits in Mehrern den andern Provinzen zur Nachahmung empfohlen worden sind. Dumas ist jetzt in Paris und wünscht in der Nähe der Hauptstadt eine Landstraße nach seinem Verfahren anzulegen. Hat er einmal den Beifall der Pariser, so ist sein Ruhm gesichert, und er wird Nachahmer genug finden. Aber hier ist es viel schwieriger durchzudringen als in der Provinz. Auch haben ihm vielleicht die Zeitungen, welche ihn empfohlen, eher geschadet als genützt, indem sie behaupteten, seine Landstraßen bleiben deßhalb in so gutem Stande, weil er die Vorsicht gebraucht, sie stets rein fegen zu lassen, so daß kein Staub und Koth darauf liegen bleibe. Nun wäre es aber sonderbar, wenn die Landstraßen des Fegens bedürften, womit man schon in Paris kaum fertig wird. In Paris selbst hat die Polizei und die Munizipalbehörde beständig an dem Straßenpflaster zu flicken, und obschon man mehrere Versuche angestellt hat, so kann doch keine Art von Steinpflaster dem beständigen Druck und Stoß so vieler schwerbeladenen Karren lange widerstehen. In den am meisten befahrenen Straßen hat man seit einigen Jahren ein doppeltes Steinpflaster, eines über dem andern, angebracht, und noch dazu die Vorsicht angewandt, die Steine zusammenzukitten. Dadurch erhält man allerdings mehr Dauerhaftigkeit und braucht das Steinpflaster nicht so oft ausbessern zu lassen, als zuvor. Da jedoch mit der Verdikterung auch das Fahren immer zunimmt, und die Zahl der schweren Omnibus sich sehr vermehrt hat, ohne daß deßhalb die der Miethwagen abgenommen hätte, so wird dieses so vorsichtig zusammengekittete Straßenpflaster nach wenigen Jahren doch auch abgenutzt. An verschiedenen Stellen in Paris hat man Versuche mit asphaltirtem Steinpflaster angestellt. Die Steine werden vermittelst des Erdharzes zusammengekittet, und es entsteht dadurch ein äußerst starkes Straßenpflaster. Es behält aber wegen des Erdharzes stets einen üblen Geruch und hat eine schwarze unangenehme Farbe, und da die Steine nicht so hart sind, als das Erdharz, so sammelt sich das Wasser in vielen kleinen Löchern. Auf der Brücke Pontroyal, die man nun neu pflastert und mit bessern Fußwegen versieht, hat man wies der etwas neues versucht. Man hat nämlich unter dem Steinpflaster eine gegossene Lage von Erdharz angebracht, und darüber mit Steinen gepflastert. Hinsichtlich der Trottoirs hat das Erdharz die Proben sehr gut ausgehalten, und es ist nun ausgemacht, daß kein anderes Verfahren den Vergleich damit aushalten kann. Die Fußwege auf den Boulevards, auf mehreren Brücken und in manchen Straßen sind auf diese Art seit mehreren Jahren eingerichtet und erhalten sich vortrefflich. Indessen ist doch der hohe Kredit, den sich das Erdharz an der Börse verschafft hatte, stark gesunken, und die Aktien des Gesseler Asphaltes, welche sich einmal bis auf 10,000 Franks emporgeschwungen hatten, stehen nur noch zu 1600 Franks. Am zierlichsten hat man das Erdharz auf dem großen Concordeplatze angewendet, dessen Verschönerung nun endlich der Vollendung nahe ist. Da auf diesem großen Platze sich zwei breite Wege durchkreuzen, wovon der eine vom Tuilleriengarten in die Champs Elysées und der hie sen durchrennende Weg von der Concordebrücke zur Rue royale, der Magdalenenkirche und den Boulevards führt, so hat man die vier großen Seitenflächen etwas erhaben mit Erdharz belegt, welches weißliche und schwärzliche Figuren bildet. Der egyptische Obelisk steht in der Mitte, da wo sich die beiden breiten Wege durchschneiden, und nun hat man kürzlich zu beiden Seiten dieses Obelisks zwei Bassins mit Springbrunnen angebracht, wobei die Figuren und die Becken aus Bronze bestehen. Diese beiden Springbrunnen sind mehr im Renaissancestyle als im klassischen, und die Figuren gleichen mehr den bronzenen Nymphen und Wassergöttern des Versailler Schloßgartens als den griechischen Statuen des Pariser Museums; allein jener Styl ist nun einmal wieder in Aufnahme gekommen, und die Figuren haben etwas Derbes und Kräftiges, das sich in großen Räumen, wie der Concordeplatz ist, sehr wohl ausnimmt, weil es mit dem weiten Umfange und der Umgebung besser im Verhältnisse steht, als die allerdings korrekten, aber magers scheinenden Gestalten des klassischen Alterthums. Auch auf dem Platze, wo ehemals das Opernhaus stand, und der nun ein kleiner, mit Bäumen bepflanzter Spaziergang wird, ers richtet man nun einen Springbrunnen mit bronzenen Verzierungen. Ueberhaupt werden die Springbrunnen jetzt sehr vermehrt. Es kommt nur noch darauf an, auch das Wasser zu vermehren. Die Munizipalbehörde verspricht die Pariser mit der Hoffnung, daß sie nun bald das Wasser von weitem wird herbeileiten lassen, und daß sogar die Häuser mit Wasserröhren werden versehen werden können. Dies wäre allers dings trefflich; denn bisher waren alle Springbrunnen nur dann recht geschäftig, wenn das Wasser in Menge vom Himmel fiel; aber eben wenn's Noth that, versagten viele ihren Dienst. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 23. November 1839.

— Subscribe and be a hero,
Drawing a portion from the public stock
For deeds of valour to be done hereafter;
Sixpense per day, subsistence and arrears.

Walter Scott.

Scenen aus dem Leben.

Erster Ausflug in die Welt. — Das Lager von Boulogne.

Mein Vater wollte durchaus einen Theologen aus mir machen, ich aber hatte eine entschiedene Abneigung gegen die Kanzel. Dagegen leuchtete mir um so mehr der Soldatenstand ein. Mein Vater führte tausend Gründe für seine Meinung an, die alle auf den Hauptgrund hinaus gingen, daß es ein sicheres Brod sey. Da es mir bis dahin noch niemals an Brod gefehlt hatte, so erschien mir dieser Grund sehr wenig erheblich, und ich bekämpfte ihn, wenn auch nicht siegreich, doch beharrlich, mit einigen banalen Phrasen gegen Theologie und Theologen. Meine eigentlichen geheimen Gründe aber, Abneigung gegen das Griechische und Hebräische, gegen Kirchenrock und Ueberschlag, behielt ich weislich für mich. Mein Vater mochte sie aber ahnen, denn er beendigte den Streit damit, daß er sagte: „Vorerst legst du durch Erlernung der alten Sprachen einen tüchtigen Grund zu wissenschaftlicher Ausbildung; dann kannst du immer noch werden, was du willst. An dem, was der Mensch weiß, trägt er niemals schwer.“ Um nun die Last meiner Wissenschaft nicht zu groß zu machen, ward ich ein sehr lauer Freund meiner Classiker, und ich muß gestehen, daß mich überhaupt die Bürde meines Wissens niemals zu Boden gedrückt hat.

Mein Vater mußte bald einsehen, daß ihm der Erfolg meiner Studien wenig Hoffnung gab, ein theologisches Licht aus mir zu machen; denn ich las lieber Levaillants Reisen und Archenholzs siebenjährigen Krieg, als den Virgil und Homer, und so sagte er eines Tags zu mir: „Ich sehe schon, aus dir wird nichts; so kannst du meinetwegen dem Kalbfell folgen.“

Ich war etwa siebzehn Jahre alt, als ich mit dem Tornister auf dem Rücken zu Straßburgs Thoren einwanderte. Ich trat bei einem alten Freunde meines Vaters ab, in dessen Haus ich als Knabe oft gekommen war. Der alte Herr musterte mich einen Augenblick, und da er mich für einen Conscribirten halten mochte, fragte er mich, ob ich ein Einquartierungsbillet habe. Ich zog meines Vaters Brief aus der Tasche und überreichte ihn. Nachdem er einen Blick hineingeworfen, rief er verwundert aus: „Que diable! das ist ja der kleine Fritz!“ — „Vraiment!“ sagte ich, „haben Sie mich nicht wieder gekannt, Papa Riff? Wo ist denn das kleine Luis'l und das kleine Charlott'l?“ Der alte Herr lachte und nannte zwei neugierig dastehenden erwachsenen Mädchen meinen Namen. „Mon Dieu!“ riefen sie und betrachteten mich von der Sohle bis zum Scheitel, „das ist ja das kleine Fritzemännelä?“ Somit war ich im Hause wieder einheimisch

und plauderte mit Papa Riff und den beiden Mädchen in Elsäßer Manier, in schlechtem Deutsch und nicht besserem Französisch.

„Comment!“ rief Papa Riff, der inzwischen meines Vaters Brief wieder zur Hand genommen hatte, verwundert aus, „du willst Militär werden?“ — „Militär!“ wiederholten lachend die beiden Mädchen. — „C'est perruque!“ sagte der Vater. Ich war ganz erstaunt, meinen, wie ich glaubte, sehr edlen Entschluß, der einen und untheilbaren Republik meine Dienste zu widmen, auf solche Weise verspottet zu sehen. — „Ist es nicht ehrenvoll,“ fragte ich mit dunkelrothem Gesicht, „der Freiheit meinen Arm zu weihen?“ — „Das sind Phrasen,“ erwiderte trocken der alte Herr und nahm eine Prise, „die um zehn Jahre zu spät kommen. Freiheit! Wo ist sie? In der Tasche des ersten Konsuls. Es tritt jetzt kein Mensch von Bildung mehr freiwillig in den Militärstand, und wen das Loos trifft, der sucht, wenn er es irgend vermag, einen Remplaçant zu stellen. Die Armee, wie sie jetzt besteht, ist nur noch eine Cohorte Prätorianer, jeden Augenblick bereit, ihren Anführer auf dem Schilde zum Cäsar zu erheben.“ — Da hatte ich nun meinen Bescheid. Das Nämliche war mir von meinem Vater auch gesagt worden, aber ich wollte ihm nicht glauben. Gleichwohl blieb ich aus Eigensinn, welcher mir damals als edle Festigkeit erschien, meinem Vorsatze getreu. Die guten Mädchen weinten, als ich meinen Tornister auf den Rücken nahm, um nach Besançon abzugehen, wo ich in das dort garnisonirende 69ste Regiment eintrat.

Die Formen waren noch ganz republikanisch. Die Regimenter hießen Halbbrigaden, der Obrist Citoyen Chef, und so weiter herab: Citoyen Commandant, Capitaine ꝛc. Die Haare, zum Theil lang herabhängend, waren weder gepudert, noch in einen Zopf gewunden. Das währte aber nicht lange; die Halbbrigaden wurden in Regimenter, die Citoyens Chefs in Obristen umgewandelt, und nun hieß es: mon Colonel, mon Commandant u. s. w. Zöpfe und Puder wurden erst gewünscht, dann befohlen, und die Armee befand sich auf dem besten Wege zu Napoleons improvisirtem Kaiserthum. Also organisirt, marschirten wir an die Küste von Boulogne ab, um, wie es in einem hochtrabenden Tagesbefehl hieß, das stolze Albion zu züchtigen.

Wir bezogen das Lager von Montreuil, das der Marschall Ney befehligte. Es erstreckte sich längs der Seeküste von Etaples bis gegen Dieppe. Ich war inzwischen Sergeant geworden. Als ich zum ersten Mal die Wache in einer Küstenbatterie bezog, machte mich mein Collega von der Artillerie, der den Posten befehligte, mit den Lokalitäten bekannt. Er begann damit, daß er den Finger in das Meerwasser tauchte, dessen Fluth eben langsam stieg und unsere Fußspitzen bespülte, und dann in docirendem Ton sagte: „Vor allen Dingen mußt du wissen, Kamerad, daß das Seewasser salzig ist.“ Als ich über diese treuherzige Belehrung lächelte, mochte er dies für ein Zeichen des Unglaubens halten und brachte seinen Finger an meinen Mund, um mich von der Wahrheit seiner Versicherung zu überzeugen. Ich spuckte aus und er rief triumphirend: „Eh bien, Camarade? Thut nichts, ich wollte es Anfangs auch nicht glauben, daß es auf Erden eine so große Marmite gesalzenen Wassers gibt, daß man für die Menage der ganzen großen Armee darin kochen könnte, ohne eine Handvoll Salz daran zu thun. Denn siehst du, Kamerad, ich bin in der Auvergne zu Haus, und wenn ich aus unsern klaren Forellenbächen einen frischen Trunk nahm, hätte ich mir nie träumen lassen, daß es anderes als süßes Wasser gäbe. Davon ist aber jetzt nicht die Rede, sondern wir müssen England erobern.“ — „Meinst du,“ fragte ich, „daß es dazu kommen werde?“ — „Parbleu!“ erwiderte er, „das will ich meinen, und kann es dir Schwarz auf Weiß zeigen.“ Mit diesen Worten zog er eine Proklamation des Admirals Bruix aus der Tasche und fing, wiewohl nicht ohne einige Mühe, an zu lesen: „Tapfere Soldaten und Matrosen, Bonapartes Wahl macht mich würdig, an eurer Spitze zu stehen . . . Schon hört ihr den Ruf der Rache; alle Franzosen möchten anrücken, um eine Regierung zu bestrafen, welche die Ruhe der Welt, welche den Ruhm und das Glück unseres Vaterlandes aufeindet. Euch zuerst überträgt das Vaterland die Sorge, seinen gerechten Zorn auszuüben. . . . Seht jene Schiffe, die im Uebermuth bis an unsern Küsten kreuzen.“ Hier knitterte er die Proklamation in seiner Hand zusammen und deutete auf einige schwarze Punkte, die mehrere Meilen vom Ufer regungslos auf der glatten See lagen. „Voyez vous,“ sagte er grimmig, „ces chiens d'Anglais? Mais patience, nous les arrangerons joliment! — Wie weit glaubst du, Kamerad,“ fuhr er fort, „daß es von Frankreich nach Egypten ist? Wenn du auf dem Hafendamm von Toulon stehst und siehst in das weite Meer hinaus, wo ist Egypten? Bah! hier ist nichts und dort ist nichts, und da muß der Wind manchen Tag in deine Segel blasen, ehe du Alexandrien siehst. Jetzt aber schau auf, Kamerad: die weißen Kreidenfelsen dort, das ist die Küste von England, und das ist nur ein Katzensprung. Un beau jour wird es heißen: En avant! Bonaparte ist bei Nacht und Nebel angekommen. Es ist Windstille, die englischen Kreuzer liegen wie Bleiklötze auf dem Wasser. A force de rames durchschneiden wir den Kanal, gewinnen das Ufer, rasch ausgeschifft, und ehe sie sich's versehen, sind wir in London.“

„En Angleterre nous irons,
Boire de bon vin en flacons.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Gang um Mitternacht.

(Fortsetzung.)

„In diesem Städtchen hatte ich ein Mädchen kennen gelernt, das durch seltene Eigenschaften des Herzens wie des Geistes mich fesselte. Meine plötzliche Abreise gab dem Verhältniß, das sich sonst wohl noch Jahre lang hingezogen hätte, eine dauernde Gestalt; ich machte ihr meinen Antrag, und sie wurde die Meinige. Abermals sechs Jahre vergingen jezt in einer ländlichen Abgeschiedenheit, wo ich den Pflichten des Gatten und Vaters lebte. Zwei meiner Kinder starben, das dritte, eine Tochter, blieb mir. Das beste Mittel gegen einen herrschsüchtigen Ehrtrieb ist, ihm die Nahrung, an der er immer neue Kräfte gewinnen kann, zu rauben; dieses war mir in der Zurückgezogenheit, in der ich lebte, gelungen. Aber ein unglücklicher Gedanke trieb mich, meinen Wohnort zu ändern und eine große Stadt aufzusuchen. Hier öffnete sich meiner Thätigkeit unerwartet ein glänzender Wirkungskreis. Man muß in ähnliche Lagen versezt gewesen seyn, man muß das ewig Begehrliche im Wesen eines ehrgeizigen Charakters kennen, um zu begreifen, wie ich hier mancher Versuchung unterlag und weitaussehende Plane schmiedete. Mein Vermögen war gering; es reichte auf keine Weise hin, den Aufwand zu decken, den ich machte, eine Schuldenlast drückte mich, die jährlich höher stieg, kein Mittel wollte sich zeigen, einer drohenden Katastrophe zu entgehen. Meine Frau theilte meinen Kummer; sie rieth mir, meine Zuflucht zu einem Oheim zu nehmen, der unvermählt und im Besitz eines großen Vermögens war. Ich reiste zu diesem Manne nach Deutschland, und da war es, wo ich zum ersten Mal diesen für mich mit einem Fluche belasteten Boden betrat.

Die meisten Einwohner des Städtchens werden sich noch auf den frühern Besitzer des Schwedenhofes besinnen. Es war ein grämlicher Alter, den man selten außerhalb der Mauern seines Besitzthums sah. Er war der Oheim meiner Frau, allein ich darf es sagen, einer der gehässigsten Charaktere, die mir jemals vorgekommen. Man hatte mich auf seinen Geiz vorbereitet, allein ich fand noch manchen andern häßlichen Dämon zu bekämpfen. Der Alte reizte meine Empfindlichkeit durch die empörendsten Vorwürfe; er behandelte mich mit der zurückstoßendsten Härte; er ging so weit, seine Nichte und mich zu verwünschen, indem er mir mit der Genauigkeit eines Wucherers die unbedeutenden Geschenke herrechnete, die er bei unserer Verheirathung und bei Gelegenheit der Taufe unserer Kinder hatte machen müssen, und die, wie er versicherte, ihn fast an den Bettelstab gebracht hatten. Diesen Hohn ertrug ich, ich ertrug alles Empörende meiner Stellung dem grausamen Alten gegenüber; meine Tochter, die mich begleitete, vereinigte ihre Bitten mit den meinigen, um ihn zu einer Hülfleistung zu bewegen, für deren Rechtmäßigkeit als Forderung wir nöthigenfalls die Gesetze hätten sprechen lassen können; denn es hatten sich unlängst Papiere gefunden, die ein gewisses Erbtheil uns zusprachen. Alles umsonst. Was ich damals litt, ist nicht zu beschreiben.

Es war im Jahr 18— an einem düstern Novembertag, als sich das Unglück meines Lebens zutrug. Lassen Sie mich in der Beschreibung desselben kurz seyn. Ich will keinen beschönigenden Grund anführen, ich will keinen Umstand verschweigen; allein erlassen Sie mir die Schilderung meines Jammers. Es würde mich von Neuem auf's Krankenbett werfen.

Es waren einige Tage vorher heftige Auftritte zwischen mir und dem Alten vorgefallen. Er war darauf bestanden, daß ich reisen sollte, und ich hatte ihm erklärt, ich sey nicht so weit gegangen, ich habe diese unerhörte Kränkungen nicht erlitten, um ohne Resultat nach Hause zu kehren. Schon bei diesen Erörterungen fühlte ich meine unglückliche Krankheit in mir sich erzeugen und schnell wachsen. Ich zitterte, wenn ich mir die Folgen dachte, wenn die brutale Weise des Alten mich zum Aeußersten triebe; deßhalb schwankte ich, ob ich nicht dennoch lieber reisen, als mich der Gefahr aussetzen solle. Mein ganzes Wesen war erschüttert, ich fastete seit mehreren Tagen, ich schlief nicht, mit einem Worte, ich war ernstlich krank."

(Schluß folgt.)

An Ole Bull.

München am 29sten Oktober 1839. *

Im Drange des Lebens, wer hätte wohl je
Des Herzens innerste Stimme gehört!
Betäubender Schmerz, lautlachende Lust,
Die Sorge, die Liebe, den Haß in der Brust,
Wer hätte, von ihnen geweckt und gestört,
Des Herzens innerste Stimme gehört!

* Gedichtet und gesprochen von Dr. Ernst Förster bei einem dem gefeierten Virtuosen von den Münchner Künstlern veranstalteten Festmahl, an welchem Cornelius, Schwanthaler, Kaulbach, Monten, Rottmann und viele der ausgezeichneten Maler und Bildhauer dieser Stadt Theil nahmen, und das, was sonst daselbst nicht gewöhnlich ist, durch die Gegenwart der Frauen verschönt wurde.

Im Wirbel der Schöpfung, wer hätte wohl je
Des Herzens innerſte Stimme gehört!
Des Meeres Brandung, der Sonnenſchein,
Der Nachtigall Klage, der Sterne Reih'n,
Von Allen, wer hätte je unverkehrt
Des Herzens innerſte Stimme gehört!

Im Leben, im All hat der Künſtler allein
Des Herzens innerſte Stimme gehört.
Und ob ſie in Splitter und Scherben zerfällt,
Er ſammelt im Zauberſpiegel die Welt;
Er hat, ſelbſt wo ſie ihm drohend wehrt,
Des Herzens innerſte Stimme gehört.

Heil, Nordlandſohn! Vor Allen haſt du
Des Herzens innerſte Stimme gehört!
Du haſt, und ob ſie im Wollton ſpricht,
Ob ſie ſpielend die Strahlen der Luſt zerbricht,
Das Ach! zum leiſeſten Hauch verklärt,
Des Herzens innerſte Stimme gehört.

Wir hörten dich, ſo haben auch wir
Des Herzens innerſte Stimme gehört.
Und fließen die Tage Dir voll und rein,
Deiner tönenden Seele Wiederſchein,
So hat Gott, der Dir dieſes gewährt,
Des Herzens innerſte Stimme gehört.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Trieſt, November.

Eiſenbahn. Kunſtverein. Theater.

Eine ſehr angenehme Senſation erregte hier die in den letzten Tagen des Septembers im Börſenſaale abgehaltene erſte Verſammlung des unlängſt gegründeten Vereins zur Beförderung und Unterſtützung der inneröſterreichiſchen Induſtrie und Gewerbe. Der Erzherzog Johann präſidirte in der Sitzung, welche er mit einer gehaltvollen Rede eröffnete, worin er die Vortheile auseinander ſetzte, welche dem Trieſtiner Handel durch die Aufrechthaltung dieſes ſchönen Vereines erwachſen, den er den hieſigen Kaufleuten auf's wärmſte empfahl. Von den Angelegenheiten des Vereins ging der Erzherzog zu einem andern, höchſt wichtigen Gegenſtande über, der nicht nur für unſere Stadt, ſondern für die ganze Monarchie vom größten Intereſſe iſt: er legte nämlich einen, von tüchtigen Ingenieurs entworfenen und höchſten Orts bereits genehmigten Plan zur Errichtung einer Eiſenbahn von Trieſt nach Wien vor, und äußerte, wie ſehr es der Wunſch des Kaiſers ſey, daß dieſes nationale Werk recht bald in's Leben trete, und wie er ſich vom hieſigen Handelsſtande verſehe, daß er Alles aufbieten werde, daſſelbe möglichſt zu fördern. Dieſes ſo ehrende Vertrauen wird gewiß gerechtfertigt werden; denn ſchon jetzt werden von allen Seiten die thätigſten Schritte zur Löſung der in Rede ſtehenden Frage gethan, und wir dürfen uns der Hoffnung hingeben, daß die Zeit nun nicht mehr fern ſey, wo wir Morgens noch an den Ufern der Adria wandern und am Abende deſſelben Tages in den Kunſthallen der großen Kaiſerſtadt unſer Auge und Ohr weiden. — Nach dem erwähnten Plane wird beim Sömmering eine Unterbrechung der Bahn ſtattfinden, und die hohe Bergſtrecke mit Pferden zurückgelegt werden. Bei dem Kaſtell von Duino, ungefähr drei Stunden von Trieſt, ſoll die Bahn mit der großen lombardiſch-venezianiſchen in Verbindung kommen, zu deren Ausführung jetzt ebenfalls die ernſtlichſten Schritte gethan werden. — Vor Kurzem wurde auch die erſte Sitzung des hier zu errichtenden Kunſtvereins abgehalten, für welchen ſich die regſte Theilnahme zeigt. Zur Gründung eines vorläufigen Fonds werden die hieſigen Damen Handarbeiten liefern, die zum Beſten des Vereins im Wege einer Lotterie ausgeſpielt werden ſollen.

Dieſer Tage hatte ich Gelegenheit, das neueſte Gemälde des in Rom lebenden deutſchen Malers Tunner zu ſehen, welches für die ſtändiſche Bildergalerie in Grätz beſtimmt iſt. Es iſt ungefähr $2^1/_2$ Schuh breit und zwei hoch; die darauf befindlichen Figuren ſind, mit Ausnahme des Jeſuskindes, Kniefiguren. Der Sinn des Stücks iſt: das erſte Menſchenpaar wird vom Heiland gerettet. Auf einem Stein geſtützt, den findet ſich zur Linken des Beſchauers Joſeph in einem braunen Talar, deſſen Säume mit heiligen Sprüchen bezeichnet ſind; ein herrlicher Kopf. Neben ihm iſt die Madonna mit dem Jeſuskinde, die erſte ganz, wie wir ſie auf Raphaelſchen Bildern zu ſehen gewohnt ſind; das Engelsköpfchen des letzteren feſſelt im höchſten Grade; doch ſind die übrigen Körpertheile etwas zu groß ausgefallen. Vor beiden ſtehen in Anbetung verſunken Adam und Eva im Naturzuſtande, mit Feigenblättern bedeckt; vortreffliche Geſtalten, zumal iſt letztere von Seele, Leben und Friſche, ein wahres, ſprechendes Bild der tiefſten Reue und Demuth, eine Geſtalt, auf der das Auge mit Wohlgefallen ruht und von der es ſich nicht leicht trennen kann. — Unſer Teatro grande wurde mit Donizetti's ankommt ſchöner Oper „Lucia di Lammermoor" eröffnet. Ohne Uebertreibung darf ich ſagen, daß keine italieniſche Bühne, die in Paris etwa ausgenommen, einen ſolchen Verein von echten Künſtlern, wie dieſes Jahr die unſrige aufzuweiſen hat. Es iſt ſchon ſo viel von Caroline Ungher geſagt worden, daß ich mich jeder Schilderung ihres Spiels und Geſangs füglich enthalten kann. Wie überall, wurde und wird ſie auch hier jeden Abend auf's ehrenvollſte gefeiert. Das Theater iſt immer zum Erdrücken voll, und der Jubel, der ſie empfängt und ihr ſtets folgt, grenzt an Fanatismus. Ihre Salons ſind ſtets gefüllt; die hochgeſtellteſten Perſonen werden um ihre Freundſchaft, die geſchätzteſten Schriftſteller Deutſchlands und Italiens ſtehen mit ihr in feſtigem Briefwechſel, und ſelbſt der ernſte Philoſoph Giordani widmete ihr einige Sonetten, und gab ſogar unlängſt ein Werkchen über ſie heraus, worin er ihre Verdienſte bis an den Himmel erhebt. Schon durch ihre Wohlthätigkeit muß die Künſtlerin höchſt achtungswürdig erſcheinen. Die öffentlichſten Blätter gaben das Zeugniß, wie viel ſie für ihre Landsleute nach der Ueberſchwemmung der Donau gethan, und es vergeht kein Tag, wo nicht von nah und fern Hülfsbedürftige ſich an ſie wenden, und noch iſt keiner leer von ihr gegangen. Erſt unlängſt gab ſie hier für den plötzlich erblindeten Virtuoſen Faſano aus Neapel ein Concert, und dieſer Unglückliche dankt ihr mit ſeiner Familie den Unterhalt vielleicht eines ganzen Jahrs.

(Schluß folgt.)

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 43 u. literariſche Anzeige für Leihbibliotheken und Leſezirkel von J. J. Weber in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 25. November 1839.

— Ein Dampf vom Acheron
Steigt von der Nacht uralten Töchtern auf;
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Verrachtung des Geschlechtes
Verwirrend um des Schuldigen Haupt umher.

Goethe.

Der Gang um Mitternacht.

(Schluß.)

„In der Nacht des fünfzehnten Novembers trieb es mich in's Freie. Ich ging dort unter den Weiden am Bache, wo Sie mich getroffen haben. Ich wollte allein seyn, nicht einmal meine Tochter mochte ich um mich leiden. Ich befand mich in einem Zustand, von dem Sie sich keinen Begriff machen können. Ein paar Schritte war ich auf und ab gegangen, als ich eine Gestalt auf mich zukommen sah. Der Nebel hinderte mich, sie zu erkennen; ich wollte ausweichen, aber der Unbekannte stand schon vor mir. Es war der Alte. Er mochte aus ähnlichen Gründen, wie ich, die Einsamkeit suchen; vielleicht trieb ihn auch ein seltsames Vorhaben in diese verlassene Gegend. Er hielt ein Kästchen unter'm Arm, das er mir zu verbergen strebte. Ich grüßte und fragte gleichgültig, was er da habe. Er lachte in seiner höhnenden Weise und antwortete: „Dukaten." Wir wollten an einander vorbeigehen; in dem Augenblicke stieß er mich unsanft und rief dabei: „Aus dem Wege!" Ich blieb stehen, wollte etwas erwidern, that es aber nicht. „Nur weiter!" rief er, „oder wollt Ihr etwa zusehen, wo ich meinen Schatz begrabe, um ihn gleich hinter meinem Rücken wieder auszugraben?" Ich zitterte am ganzen Leibe, allein ich schwieg. Es war eine gottverlassene Stunde. Eilige Flucht hätte mich allein noch retten können; aber es war, als hielte mich der Boden mit eisernen Klammern. „Nun!" rief der Alte mit gräßlichem Hohn, „nun! fort, sag ich — Bettler!"

Kaum waren diese Worte über seine Lippen, als er auch, von meiner Faust getroffen, am Boden lag. Im nächsten Moment hatte ich den Kasten ergriffen und schmetterte ihn auf das Haupt des Liegenden. Er stieß einen kreischenden Laut aus. Die scharfe, eisenbeschlagene Ecke des Kastens hatte seine Schläfe getroffen, Blut befleckte sein Kleid — ich hatte einen Mord begangen. Dieses wurde ich inne, als ich das Blut sah. Mein fürchterlicher Schauder, den ich von Kindheit an beim Anblick von Blut empfand, kam über mich, und ein Entsetzen, ein Todesschreck lähmte meine Glieder. Ich lehnte mich an den nächsten Baum und kämpfte mit Besinnungslosigkeit; da schreckten mich plötzlich Schritte auf, die in der Entfernung ertönten. Sie kamen näher. Ich begriff, daß mein Frevel entdeckt werden mußte, wenn ich nicht schnell mich ermannte. Mit Aufbietung aller Kräfte hob ich mein Opfer in die Höhe, faßte ihn unter dem Arm und ging mit ihm, oder ich schleppte ihn vielmehr einige Schritte weiter, indem ich dadurch die uns Begegnenden glauben machte, wir gehen neben

einander her. Der Alte war noch nicht todt; während er sich auf mich lehnte, kämpfte er den Todeskampf, und sein gräßliches Stöhnen drang geradezu in mein Ohr. Ich weiß nicht, war es Traum meiner erschütterten Einbildungskraft, war es die Stimme des Sterbenden selbst; aber ich hörte deutlich die Worte: „Gut, gut! so wollen wir noch manchen Spaziergang in der Nacht machen!“ Als die Gefahr, entdeckt zu werden, vorüber war, brachte ich die Leiche in's Schloß. Meine Tochter wurde Mitwissende, und unsern vereinten Bestrebungen gelang es, den Tod einige Tage zu verheimlichen und später ihn unter glaubwürdigen Umständen bekannt werden zu lassen. Der Alte war apoplektischen Zufällen ausgesetzt, und es konnte sein plötzliches Ende eben nicht auffallend seyn.

Mein armes Kind überlebte die schwarze That nicht lange. Auf ihrer jungen reinen Seele haftete zu schmerzlich ein solches Erinnern. Ich blieb standhaft; aber meine Strafe war mir zugetheilt. Nachts zur Zeit des Vollmonds treibt es mich immer mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus in jene einsame Gegend, und da geschieht mir, was ich nicht erklären kann und nicht deuten will: ich will es Krankheit nennen. Gibt es doch Fälle, wo eine zerrüttete Einbildungskraft Aehnliches erfahren und sehen läßt. Kann nicht die Gestalt, die ich deutlich sehe, die mit ihren Blutspuren mich besudelt, die sich sterbend auf mich lehnt und deren bekannte Züge mich Todespein ausstehen lassen, kann das nicht Alles nur Bild und Traum seyn? Ja, es ist nichts anderes — es darf nichts anderes seyn! O ich bin unendlich elend!“

Ich breche hier kurz ab und lasse mich nicht auf die weitläufigen Untersuchungen und Zweifel ein, die wir gegen einander austauschten, um die nächtliche Erscheinung zu deuten. Sie sey als düsteres Nachtbild dahingestellt. Es gibt für jedes Verbrechen eine strafende Nemesis; ob es ihr aber gestattet ist, ein solch gräßliches Gewand anzulegen, ob sie nur, hinter Traum und Schatten sich verbergend, diese Gestalten lügt, dieses zu unterscheiden, wird dem eifrigsten Forscher ewig unmöglich bleiben.

Nie werde ich aber jene Novembernacht, wo mir zum ersten Mal eine unheimliche Macht nahe trat, vergessen.

Erster Ausflug in die Welt. — Das Lager von Boulogne.

(Fortsetzung.)

Ich unterbrach seinen Gesang durch die Bemerkung, daß wir, wenn auch glücklich gelandet, am feindlichen Ufer die Heeresmacht Großbritanniens zu bekämpfen haben würden. „C'est pour le chat,“ erwiderte er und zog den Argus (ein Pariser Blatt) aus der Tasche, der sich über das Aufgebot der englischen Freiwilligen in französischer Weise lustig machte und erzählte, wie viele Unglücksfälle durch ihre Ungeschicklichkeit beim Exerzieren jedesmal vorfielen. „Siehst du, Kamerad,“ fuhr er fort, „dieses englische Krämervolk weiß nicht mit dem Gewehr umzugehen. Der Eine läßt den Ladstock im Lauf. Puff! fliegt er hinaus; jetzt lade wieder! Ein Anderer stopft drei, vier Patronen hinein, ohne ein einziges Mal losgeschossen zu haben. Puff! da plazt das Gewehr. Nun kommen wir, marschieren auf: Feu de peloton! Feu de bataillon! Feu de regiment! Puff! Paff! En avant! Croisez les bajonnettes! Die Tambours schlagen Charge, und die englischen Boutiquiers stieben auseinander wie Spreu vor dem Winde. Nous voilà à Londres!“

Inzwischen war die Fluth gestiegen und wir hatten uns in die Batterie zurückgezogen. Ein frischer Wind wehte, und als ich in die wogende See hinaus blickte, hatte sich der Rumpf der feindlichen Schiffe mit weißen Segeln bedeckt. „Voilà vos chiens d'Anglais!“ sagte ich lachend zu meinem Collegen. „Vraiment!“ erwiderte er ruhig, „ils profitent de la marée. Wir haben hohe Fluth. — He da, Kinder!“ rief er seinen Kanonieren zu, „macht den Rost fertig; wir wollen ihnen unsere Kugeln ganz glühendheiß eingeben.“ Zwei Fregatten nahten mit vollen Segeln, hinter ihnen erhob sich ein Dreidecker majestätisch aus den Wellen und folgte in gemessener Entfernung ihrem Lauf. Vor ihnen her floh mit dem Winde, wie Tauchereenten vor dem hochhalsigen Schwan, eine Schaar Fischerbarken und wachehabender Penischen. In der Batterie war es mäuschenstill und man sprach nur durch Zeichen. Als die Fregatten mit dem Winde umlegten, um der Batterie eine ihrer Seitenwände zuzukehren, sahen die Kanoniere ihren Befehlshaber erwartungsvoll an. Er strich sich den Schnurrbart und murmelte zwischen den Zähnen: „Cela ne presse pas.“ Jetzt hüllte sich die Seitenwand der feindlichen Schiffe in Rauch, aber nur wenige Kugeln erreichten das Ufer. Die Batterie schwieg. Der Feind fuhr fort, volle Lagen zu geben, und kam dem Ufer immer näher. Seine Kugeln schlugen in und neben der Batterie ein. Die Kanoniere an den Stücken schnitten Grimassen, als ob sie vor Ungeduld zerplatzen wollten. Der alte Sergeant lächelte mit listiger Miene. Die Stücke waren gerichtet, die brennende Lunte zur Hand, es fehlte nur noch an dem verhängnißvollen Worte Feuer! Plötzlich ertönte der Donner des Geschützes von einer auf einem Vorsprung der Küste liegenden, aber ziemlich entfernten Batterie. „Oh! Oh!“ riefen die Kanoniere verächtlich, „que veulent ils là bas!“ Zum allgemeinen Erstaunen aber schlugen die Kugeln

jener Batterie in und neben die feindlichen Schiffe ein, und der alte Kriegsmann, jezt das Geheimniß enthüllend, rief triumphirend aus: „Ils y ont mis secrètement de fameuses corilevunes! C'est-ce que vous ne saviez pas vous autres.“ Nun fing auch unsere Batterie an tüchtig zu feuern; eine dritte folgte. Als der Vordermast einer der Fregatten mit Segeln und Takelwerk über Bord fiel, erhob sich ein allgemeines Jubelgeschrei; die feindlichen Schiffe entfernten sich vom Ufer und allmählig schwieg das Feuer.

Wenn ich diesen Auftritt etwas ausführlich geschildert habe, so geschah es weniger um des Gegenstands selbst willen, als um im Vorbeigehen eine Charakteristik französischer Soldateska zu geben.

Die Scene war neu für mich; in der Folge wurde sie mir fast alltäglich. Es war mehr ein Schauspiel, als ein ernstliches Gefecht. Von Zeit zu Zeit legten sich, von der Fluth begünstigt, die feindlichen Schiffe unsern Batterien gegenüber und eröffneten ein Feuer, wo von beiden Seiten viel Pulver verplazt, aber kein dem Aufwand entsprechender Schaden angerichtet wurde. Es schien, als ob beide Theile das Bedürfniß fühlten, die Monotonie dieses Küstenlebens durch eine kleine kriegerische Aufregung zu unterbrechen, wobei freilich die Initiative immer in der Hand der Engländer lag.

Die Kanalflotte bestand aus Plattschiffen; die kleinsten derselben führten auf dem Vorderdeck einen Vierundzwanzigpfünder; die Kanonierschaluppen hatten eine Jagdkanone von gleichem Kaliber und auf jedem Bord einen Zwölfpfünder; die größten Fahrzeuge der Kanalflotte waren Prahmen, welche zwölf bis sechzehn Kanonen führten. Die gewöhnliche Bemannung bestand aus fünf bis sechzehn Matrosen und zwanzig bis fünfzig Soldaten. Für eine solche Anzahl war der Raum schon sehr eng. Bei der projektirten Landung in England aber sollte jedes dieser Fahrzeuge, neben den Landkanonen und ihren Laffetten, noch 100 bis 200 Soldaten fassen; bei den damit gemachten Versuchen zeigte sich's, daß in diesem Falle auf dem Verdeck Kopf an Kopf stehen mußte. Hätte sich nun bei der Ueberfahrt ein Wind erhoben, der den englischen Kriegsschiffen zu manoeuvriren erlaubte, so würden sie, ohne einen Schuß zu thun, durch den bloßen Choc diese kleinen Fahrzeuge in den Grund gebohrt haben. Nichts destoweniger zweifelte der französische Soldat, dem Alles möglich scheint, keinen Augenblick an dem glücklichen Erfolge der Landung.

Eine andere Gefahr drohte den Schiffen im Hafen selbst — die des Verbrennens. Da der Hafen von Boulogne, so wie alle Häfen am Kanal, seicht ist und zur Ebbezeit kein Wasser hat, und da die Schiffe ihrer großen Zahl wegen Bord an Bord lagen, so hätte eine Feuersbrunst die ganze Flotille unfehlbar vernichtet. Deßwegen mußte die ganze Nacht über die halbe Mannschaft auf dem Verdeck Wache halten, um etwaigen Verrath zu vereiteln, während ein Gürtel von Wachschiffen auf der Rhede den Hafen umgab, um das Annähern feindlicher Brander zu hindern. Schauerlich tönte hier in der Dunkelheit der Nacht aus rauhen Kehlen von Schiff zu Schiff der eintönige Ruf: Bon quart! während links und rechts von der Anhöhe herab die Feuer der Küstenwache loderten und der Warnungsruf erschallte: „Sentinelle, prenez garde a vous!“

Bei günstiger Witterung lief ein Theil der Flotille aus und legte sich auf der Rhede vor Anker. Wenn stürmisches Wetter eintrat, pflegten die englischen Kreuzer die französische Küste zu verlassen, und wir kehrten in den Hafen von Boulogne zurück. Dieses Einlaufen war wegen der großen Zahl der Schiffe, welche sich beeilten, den Port zu gewinnen, und wegen der Enge des Hafeneinganges, häufig mit Gefahr verknüpft. Bei einer dieser Einfahrten erfuhr ich zum ersten Male die Gefahren eines drohenden Schiffbruchs. Die See, vom Winde gepeitscht, ging hohl; die Ordnung des Einlaufens wurde theils durch die natürliche Ungeduld der Schiffbefehlshaber, theils durch die Wuth der entfesselten Elemente, welche das Manoeuvriren erschwerten, unterbrochen, und bald erblickte man nur noch ein Chaos von Schiffen, welche dem Hafen zueilten. Die Kais und Forts am Ufer waren mit Tausenden von Zuschauern bedeckt, welche im Gefühle behaglicher Sicherheit das gefährliche Schauspiel betrachteten. Als wir uns dem Hafen näherten, kamen wir in Gefahr, mit einer Kanonierschaluppe zusammenzustoßen, die, ihrer Bewegungen nicht Herr, im vollen Laufe baherschoß. Auf das laute, Wind und Wellen übertönende Commando: virez de bord! waren wir glücklich genug, dem Stoße auszuweichen; aber eben dieses Manoeuvre hatte uns aus dem Fahrwasser des Hafeneingangs gebracht, und wir nahmen mit Schrecken wahr, daß wir in furchtbarer Nähe auf die Brandung des rechten Hafenforts zutrieben. Alles erstarrte, noch eine Minute, und unser Schiff zerschellte an der Mauer des Forts. Vom Lande erhob sich aus tausend Kehlen ein Schrei des Entsetzens. In diesem Augenblicke sah ich einen Matrosen, todtbleich, nach dem Hinterdeck stürzen; er warf rasch den Anker aus, dieser fiel und faßte Grund, sonst waren wir verloren. Nun wogten wir mitten in der Brandung; wenn der Anker schleppte oder gar riß, so waren wir im nächsten Augenblick in den Wellen begraben. Wir sezten das Boot aus, um ein Tau an's Land zu bringen; aber die Wellen schleuderten es bald hoch hinauf bis zur Höhe unseres Mastkorbs, bald tief hinab bis zum Kiel des Schiffes; es tanzte wie eine Nußschaale auf den empörten Wogen und konnte sich nicht vom Schiffe entfernen.

Mehrere Boote liefen vom Hafen aus, um uns ein Tau zu bringen; aber wegen der furchtbaren Brandung mußten sie sich in gemessener Entfernung vom Schiffe halten, um nicht an dessen Seitenwänden zertrümmert zu werden. Auf dem Vordertheil dieser Nachen stand ein Matrose, das geringelte Tau in der Faust, um es mit kräftigem Arm an unsern Bord zu schleudern. Es war ein kläglicher Anblick, wie sich alle Hände darnach ausstreckten, es zu fassen. So oft es, zu kurz geworfen, in das Wasser fiel, erhob sich ein Jammerschrei auf dem Schiffe, der am Lande aus tausend Kehlen widerhallte. Inzwischen hatte man, an einem glücklichen Erfolg beinahe verzweifelnd, von den Forts die Korkschiffchen niedergelassen, als letzten Nothbehelf, um vielleicht einzelne Schiffbrüchige zu retten, wenn das Fahrzeug in Trümmer ginge. Sie wogten hin und her in den Wellen, und an der in der Mitte befestigten Stange flatterte die dreifarbige Fahne. Wir hatten die Oberkleider abgeworfen und standen, im Hemd und Beinkleidern, baarhäuptig und baarfüßig, auf dem Verdeck, um alsbald über Bord zu springen, so wie der Anker reißen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, November.

(Schluß.)

Theater. Literarische Notizen.

Sehr verdienstvoll sind auch die Kunstleistungen des mit der Ungher auf unserer Bühne agirenden Tenors Moriani, welcher mit einer höchst lieblichen Stimme viel Bühnenkenntniß vereint, und des Bassisten Coselli, welcher besonders in der Donizettischen Oper „Marino Faliero" entzückte. — Außer dem Teatro grande sind jetzt noch zwei andere Theater: das Teatro Mauroner und das Teatro filodramatico für's Schauspiel geöffnet. Drei Theater in Triest, und alle drei fleißig besucht! Wie es heißt, soll auf der Piazza del ponte rosso ein neues Opernhaus gebaut werden, da das Teatro grande, welches nur 1500 Personen faßt, schon zu klein zu werden anfängt. — Nächstens eröffnet Herr Heinrich Taz varger hier eine Buchhandlung im großen Maßstabe. Da er dadurch einem vielfach gefühlten Bedürfnisse abhilft, so ist dem Unternehmer ein sehr günstiges Horoscop zu stellen. — Der bekannte Dichter Heinrich Stieglitz war hier, und schiffte sich mit dem Dampfboote des Lloyd nach Dalmatien ein, von wo er eines Abstechers nach Montenegro machen wird. Ein längerer Aufenthalt in Istrien verschaffte ihm die Gelegenheit, die noch zu wenig gekannten Alterthümer in Pola und Aquileja genau kennen zu lernen, und er wird das Resultat seiner Forschungen nächstens diesen Blättern übergeben. Sonst sind wir hier ziemlich arm an südlichen Neuigkeiten. In Ermangelung derselben erlauben Sie mir, einige kurze Mittheilungen aus dem Gebiete der Literatur und Kunst in Italien zu machen. — Manzoni hat mit der Typographie Giglielmi und Radaelli in Mailand einen Kontrakt zur neuen Herausgabe seiner promessi sposi und der Colonna infame abgeschlossen. Beide Werke werden fünfundvierzig Holzschnitte zieren, welche von Künstlern in London und Paris angefertigt werden. — Der Baron Cosenza schrieb ein Drama, „Margherita Pusterla," welches auf den Bühnen zu Mailand, Pavia und Como mit dem größten Beifall aufgenommen wurde. — Giuseppe Sacchi gab einen Band Erzählungen heraus, unter dem Titel: Racconti morali e storici (moralische und historische Erzählungen). — Von Colleonis „Il milite romano" (der römische Soldat) ist jetzt der fünfte und letzte Band erschienen. Das Werk ist sehr gelungen, und in Form und Diction vortrefflich zu nennen. — Der Dichter Cesare Perini wurde nach Oporto berufen, um vier Dramen zu schreiben, deren Stoff der Geschichte Portugals entlehnt ist. — Von Tommaseos „Sinonimi" erscheint eine verbesserte Auflage. — Von Volpi in Mailand ist ein Dizionario universale artistico (allgemeines artistisches Wörterbuch) angekündigt. Das Dizionario di Conversazione, eine Nachbildung unseres Conversationslexicons unter Leitung des berühmten Schriftstellers Carrer geht mit langsamem Schritten vorwärts. — In Mailand erscheint ein Panlessico in sechs Sprachen; in Florenz ein Dizionario biografico universale und in Bologna eine Uebersetzung von J. J. Rousseaus Dictionaire de la musique. — Von den neuen Zeitschriften in Mailand zeichnen sich durch wertholle Aufsätze aus: Il politecnico und das juristische Journal la bilancia. — In Turin gibt Bisoni Laureats Geschichte Napoleons mit Zeichnungen von Vernet heraus. — Der Buchhändler Gallerini in Rom kündigt die Herausgabe sämmtlicher Werke des Dichters Angelo Maria Ricci an. — Campiglio hat einen historischen Roman Elena della Torre vollendet, und Monsignor Moroni besorgt nun sein Dizionario enciclopedico della vita pubblica e privata de pontefici. — Eine ehrenvolle Erwähnung verdient das in Wien von Dr. Bolza herausgegebene Journal Rivista viennese, das als Vermittler der deutschen und italienischen Literatur angesehen werden kann. Wir finden darin außer literarischen Aufsätzen wertholle Uebersetzungen in beiden Sprachen. Von den deutschen Mitarbeitern nenne ich unter Andern Streckfuß; am fleißigsten ist der Redakteur selbst, der sich dadurch ein unverkennbares Verdienst um beide Literaturen erwirbt.

Die Kunstnotizen überlasse ich dem Kunstblatt; daher nur noch Einiges von öffentlichen Arbeiten. — Erfreulich ist es zu hören, daß man in Sizilien anfängt, dem Straßenbau ernsthafte Aufmerksamkeit zu schenken, wodurch eine regelmäßige Postverbindung zwischen den Provinzen Messina, Catania und Salerno zu Stande kam. — In Neapel prozjektirt man ebenfalls wichtige Arbeiten; der thatsächte Palast wird restaurirt, der Molo vergrößert; die Eisenbahn zwischen Neapel und Castellamare nähert sich der Vollendung, und man gedenkt man mehrere Berge durch Hügeldurchlaß zu verbinden. — Der Hafen von Livorno soll erweitert und zur bequemeren Aufnahme der Schiffe eingerichtet werden. — In der Romagna schreitet die Austrocknung der Sümpfe rasch vorwärts, eben so in der Lombardie, wodurch bedeutende Strecken für den Ackerbau zwischen dem Po und dem Tessin gewonnen worden sind. — Ein besonderes Augenmerk wird jetzt auch in Italien, angeregt von dem Baron Corvaja in Neapel, auf die Weinkultur gerichtet.

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 26. November 1839.

— Guidez mon oeil dans ce brillant désert,
Labyrinthe de feux où le regard se perd.

Lamartine.

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

Dargestellt von Dr. Nürnberger.

(Fortsetzung von Nr. 245.)

Wir haben in der vorangehenden Darstellung der neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel die endlich durch einen so glänzenden Erfolg belohnten langen Bemühungen zur Bestimmung der wahren Entfernung der Fixsterne von der Erde nur vorläufig und, um der Gesammtübersicht unseres Gegenstandes nicht zu schaden, im Allgemeinen darstellen können, müssen aber nunmehr darauf, als den wichtigsten Punkt unseres Vortrags, nochmals zurückkommen. Erst dann wird sich die ganze Schwierigkeit dieser Bestimmung und der Trennung des Resultates von den Miteinflüssen der Aberration und eigenen Bewegung der Fixsterne, gleichwie der eigentliche Grund des Fehlschlagens der vielen früheren Bemühungen auf eine wahrhaft lehrreiche und interessante Weise übersehen lassen.

Unter Parallaxe im weitläuftigsten Sinne versteht man bekanntlich den Unterschied der beiden optischen Orte eines Gegenstands, wenn derselbe von zwei verschiedenen Standpunkten aus betrachtet wird. In der Astronomie findet dieser Begriff eine doppelte Anwendung. Rücksichtlich der näheren Himmelskörper, z. B. des Mondes, der Planeten, deren Entfernung von der Erdkugel nur so groß ist, daß der Halbmesser der letzteren dagegen noch in Betracht kommt, versetzt der Astronom einen Zuschauer in Gedanken in den Mittelpunkt der Erde, stellt sich den Ort, wo dieser das Gestirn sieht, als den wahren Ort desselben, und den, wo es ein zweiter Beobachter von der Oberfläche aus wahrnimmt, als den scheinbaren vor und nennt den Unterschied zwischen beiden die tägliche Parallaxe. Findet sich aber die Entfernung des Himmelskörpers, wie bei den Fixsternen, so groß, daß der Erdhalbmesser dagegen gleichsam verschwindet und eine größere Standlinie gewählt werden muß, so denkt man sich einen Zuschauer in der Sonne und einen zweiten in einem Punkte der Erdbahn und nennt die so zu ermittelnde Parallaxe, im Gegensatze der oben definirten „täglichen," die jährliche. Der Grund beider Benennungen ergibt sich somit von selbst. Man könnte zwar einwenden, daß uns weder eine Beobachtung aus dem Mittelpunkte der Erde, noch aus der Sonne möglich sey, und dies Alles demnach wie eine bloße Fiction erscheine; allein was die tägliche Parallaxe betrifft, so lassen sich Beobachtungen von zwei entfernten Orten der Erdoberfläche aus, durch Rechnung, auf den Mittelpunkt

der Erde zurückführen, und hinsichtlich der jährlichen Parallaxe haben wir schon früher gezeigt, daß dieselbe durch Beobachtungen an den beiden Endpunkten des Durchmessers der Erdbahn vertreten wird, welche die größte Veränderung, die der Ort eines Sterns im Laufe des Jahres erfährt, und damit offenbar das Doppelte der jährlichen Parallaxe, nach der eben beigebrachten Erklärung geben, so daß man also damit einen Werth erhält, dessen bloße Halbirung dasjenige gewährt, was man durch unmittelbare Beobachtung von der Sonne aus erlangen würde.

Unter den früheren Astronomen, die sich durch Anstrengungen zur Bestimmung der Fixsternparallaxe, d. h. also des Winkels ausgezeichnet haben, den eine aus der Sonne und eine zweite aus einem Punkte der Erdbahn nach demselben Fixsterne gedachte Standlinie an diesem Sterne einschließen würden, und woraus die Entfernung desselben von der Erde sogleich* gefolgert werden kann, * steht der dem Namen nach von uns schon früher erwähnte Engländer Jakob Bradley obenan; und wir müssen seine Versuche besonders anführen, da er zwar nicht, was er suchte, nämlich nicht diese Parallaxe, dagegen aber die Aberration des Lichtes der Fixsterne (oder vielmehr das Gesetz der Lichtabirrung überhaupt) fand, deren Einfluß, wie angeführt, so sorgfältig von der übrigen Ortsveränderung eines Sterns getrennt werden muß, um den Betrag der Parallaxe desselben unverfälscht zu erhalten.

Jakob Bradley, geboren 1692 zu Shireborn in England, hatte zu Oxford Theologie studirt und bereits eine Pfarre erhalten, gab aber seine Stelle aus Neigung zur Astronomie auf und erwarb sich in dieser Wissenschaft schnell einen solchen Ruf, daß er schon 1721 Professor der Astronomie zu Oxford wurde. Er machte hier die Bekanntschaft eines englischen Edelmanns, Molyneux, eines gleich eifrigen Liebhabers der Sternkunde, welcher in seinem Hause zu Kew, dem jetzigen königlichen Palast, ein sehr sorgfältig ausgestattetes Observatorium besaß, und sie verbanden sich zur Wiederaufnahme von Beobachtungen zur Bestimmung der Parallaxe der Fixsterne, mit welchen sich schon einige Jahrzehnte früher ein anderer gelehrter Engländer, Robert Hooke, aber fruchtlos beschäftigt hatte. Diese Reihe von Beobachtungen ward von ihnen im December 1725 angefangen, und sie bedienten sich dabei eines, von dem großen englischen Künstler Graham verfertigten Sectors von 24 Fuß Halbmesser, dessen Gradbogen nur wenige Minuten des Kreises enthielt, so daß eine sehr große Genauigkeit der Resultate davon erwartet werden durfte. Zu ihrer außerordentlichen Verwunderung entdeckten sie aber damit zwar nicht die gesuchte Parallaxe, wohl aber eine andere, allen Fixsternen, mit Modifikationen jedoch, welche aus deren verschiedenen Stellung hervorgehen, gemeinschaftliche, scheinbare Bewegung, bei deren Darstellung ich mich indeß, um die vollkommenste Deutlichkeit der Vorstellung in dieser schweren Materie zu bewirken, auf den einzigen Fall beschränke, wo sich der Stern mit der um die Sonne kreisenden Erde in derselben Ebene, also in der Ebene der Ekliptik selbst befindet.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Man findet nämlich durch eine leichte Rechnung, daß, wenn jener Winkel, den eine gerade Linie aus der Sonne nach einem Sterne mit einer solchen Linie aus einem Punkte der Erdbahn an diesem Sterne machen würde, eine Sekunde beträgt, die zugehörige Entfernung des Sterns von der Erde 206,260 Halbmesser der Erdbahn ist; beträgt der Winkel nur eine halbe Sekunde, so steigt die Entfernung auf 412,520, für $\frac{1}{10}$ Sekunde auf 2,062,600 Halbmesser der Erdbahn u. s. w. Diese Zahlen dürfen nur mit 20,000,000 multiplicirt werden, um die Entfernungen der Sterne in deutschen Meilen zu erhalten, indem der Halbmesser der Erdbahn etwa 20,000,000 solcher Meilen hält.

Erster Auszug in die Welt. — Das Lager von Boulogne.

(Fortsetzung.)

Am Ufer herrschte bald lautlose Stille banger Erwartung, bald ertönte ein dumpfes, klägliches Geschrei, das, gleichsam unwillkührlich ausgestoßen, geisterhaft durch die Lüfte drang und als eine Art Grabgesang zu uns herüber schallte. In diesem Augenblicke fuhr ein großes Boot, mit zwölf kräftigen Ruderern bemannt, aus dem Hafen; sie saßen mit aufgestülpten Aermeln auf den Ruderbänken und regierten, Wind und Wellen zum Trotz, ihr Fahrzeug mit eben so großer Kraft als Geschicklichkeit. Vornen auf dem Bug stand ein athletischer Matrose, der Leib auf dem straff angespannten linken Fuße ruhend, der rechte vorgesetzt, in der rechten Faust das geringelte Tau. Als sie in die Brandung des Schiffes kamen und ihr Nachen sich aus der Tiefe hob, gaben sie noch einen kräftigen Ruderschlag, der sie der Seitenwand näher brachte; im nämlichen Augenblicke bog der vorne stehende Matrose den Oberleib vorwärts, schwang den sehnigen Arm und warf das Tau mit solcher Kraft, daß es auf die Mitte unseres Verdecks fiel. Ein lauter Beifallruf erschallte vom Ufer, Alles wetteiferte, sich an das Tau zu spannen, und wir wurden im Triumph in den Hafen gezogen.

Napoleons Barake befand ſich auf einer Anhöhe, von der man den Kanal überblicken konnte und die Küſte von England vor ſich ſah. Sie war aus Brettern gebaut und konnte in Zeit von einer Stunde auf- und abgeſchlagen werden. Sie beſtand aus einem Arbeitszimmer, einem Speiſezimmer und einem Schlafzimmer. Neben an war eine beſondere Barake, die als Küche und Wohnung für die Dienerſchaft diente. Der Raum war hier jedoch ſo beſchränkt, daß bei guter Witterung, beſonders wenn der Kaiſer mehr Gäſte, als gewöhnlich, geladen hatte, ſeine beiden Küchenmeiſter — die ſonderbarerweiſe Rechand und Fourneau hießen — unter ihrer Leitung im Freien kochen ließen, wie die Soldaten des Lagers.

Ungefähr hundert Schritte von der des Kaiſers entfernt war die Barake des Admirals Bruix und erhob ſich der Seetelegraph, welcher die Zeichen gab, nach denen die Flotte manövrirte, wenn ſie auf der Rhede lag. Etwas weiter hin lagen die Baraken des Marſchalls Soult und des Seeminiſters Decrès. Von ſeinem Schlafzimmer aus konnte der Kaiſer durch das Teleſcop alle Manövers zur See beobachten und die Schiffe des engliſchen Bloladegeſchwaders, ſo wie die brittiſche Küſte deutlich erblicken. Die Grenadiere der Garde zu Fuß und zu Pferd hatten, gemeinſchaftlich mit den Seeleuten der Garde, den Dienſt im Hauptquartier.

Nicht weit von den Signalſtangen des Seetelegraphen war eine furchtbare Batterie, tour d'Ordre genannt, aus ſechs Mörſern, ſechs Haubitzen und zwölf Vier-und-zwanzigpfündern beſtehend. Dieſe ſechs Mörſer vom allergrößten Caliber erforderten eine Ladung von 45 Pfund Pulver und ſchoſſen eine Bombe von 600 Pfund auf mehr als eine Stunde weit in die See. Um dieſe furchtbaren Maſchinen losznfeuern, welche die Kanoniere die Monstres nannten, bediente ſich der Artilleriſt, der das Stück abfeuerte, einer zwölf Fuß langen Stange, legte ſich beim Abfeuern mit dem Leibe faſt bis auf die Erde, das Ohr mit der Schulter deckend, und erhob ſich erſt eine Weile, nachdem der Schuß losgegangen war. Napoleon wollte dieſe Batterie durch perſönliches Losbrennen einweihen; er gab Feuer, der Schuß ging los, und alsbald ſprang ihm das Blut aus den Ohren; er blieb zwei Tage faſt ganz taub.

Vor dem Eingang des Hafens lagen einige hundert Schiffe dicht an einander vor Anker, und jede Nacht wurde er überdies durch eine ungeheure Kette geſchloſſen. Fünf ſtarke Forts vertheidigten ihn, und die ganze Küſte war mit Batterien von großem Kaliber bedeckt. Im Hintergrund des Hafens war eine kleine hölzerne Brücke, pont de service genannt, hinter welcher ſich unermeßliche Magazine von Pulver und Patronen befanden. Auf dieſer Brücke ſtanden zwei Schildwachen; nach dem Zapfenſtreich durfte Niemand mehr paſſiren, ohne der zweiten Schildwache das Loſungswort zu geben, denn die erſte Schildwache hielt Niemand an, ließ aber auch Niemand zurückpaſſiren. Wer das Loſungswort nicht wußte oder vergeſſen hatte, mußte die Nacht auf der Brücke zubringen. Dieſe Vorſicht war wegen der Nähe des Pulverthurms ſehr nöthig, denn ein einziger Funke hätte die Flotte, die Stadt und die beiden Lager in die Luft geſprengt, und faſt täglich ſezten die Engländer zur Nachtzeit Spionen und Brandſtifter an das Land.

Eines Abends, gegen acht Uhr, in einer dunkeln Regennacht, ging im Kamin einer Reſtauration, rechts vom Hafen, Feuer aus. Die aufſteigende Flamme und der Rauch dieſes Feuers, der durch die Maſten der Flotille zog, erfüllten den Befehlshaber eines Poſtens auf der entgegengeſezten Seite mit jähem Schrecken. Er verlor den Kopf und verbreitete die Nachricht, die Flotte ſtehe in Brand. Alsbald wurde Generalmarſch geſchlagen, die Schreckenspoſt verbreitete ſich mit reißender Schnelligkeit, die Truppen traten unter die Waffen, von allen Thürmen ertönte die Sturmglocke, die Lärmkanonen wurden gelöst, Verwirrung und Schrecken rings umher. Die Stadt bot einen furchtbaren Anblick dar: heulende Weiber, Kinder auf ihren Armen, ſtürzten wie wahnſinnig durch die Straßen, ohne zu wiſſen wohin, Männer trugen ihre beſten Habſeligkeiten auf dem Rücken, Alles drängte ſich in den Gaſſen, und das tauſendfache Geſchrei ſtieg gen Himmel: „Wir ſind verloren! Wir werden in die Luft geſprengt!“ Erſt nach geraumer Zeit überzeugte man ſich, daß es ein blinder Lärm ſey, und Alle kehrten ruhig in ihre Wohnungen zurück. Inzwiſchen hatte dieſer Vorfall eine verdoppelte Wachſamkeit der Polizei zur Folge, und wenige Tage darauf wurden drei engliſche Emiſſäre verhaftet und erſchoſſen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Das projektirte Muſeum. Weinbau.

Bekanntlich wurde ſchon längſt gerechte Klage darüber erhoben, daß dem köſtlichen Schatze der hieſigen Gemäldegalerie ein in vieler Hinſicht ungünſtiger Aufbewahrungsort zu Theil geworden. Seitdem zur Feuerung der Küchen und Oefen die Steinkohle mitangewendet wird, was früher, als die Bilder dahin gebracht wurden, noch nicht oder doch nur ſelten der Fall war, bringt der aus den Schornſteinen der ringsum befindlichen Häuſermaſſe aufſteigende ſchwarze

Qualm von allen Seiten verderblich auf sie ein. Noch weit schlimmer aber setzt ihnen ein Uebel zu, das vom Anfang an bestanden hat, aber je länger es dauert, desto gefährlicher wird: es ist dies die höchst angreifende Glut der Mittagssonne, welcher sie bloßgestellt sind, ein Uebel, welches nach einiger Zeit sie gänzlich zerstören müßte. Mancher andern widrigen Umstände nicht zu gedenken, verdient doch noch mits angeführt zu werden, daß eine große Zahl der Gemälde in sehr schlechtem Lichte hängt, wodurch der Genuß derselben sehr beeinträchtigt wird. Der hiesigen Kunstakademie mußte wohl eine baldige Abhülfe besonders am Herzen liegen; dass her wurde die Angelegenheit von dem erst unlängst errichteten akademischen Rathe in Erwägung gezogen, bei welcher unser für alles Nützliche und Zweckmäßige rastlos und mit größter Aufopferung thätige Staatsminister von Lindenau den Vorsitz führt. Der König, dessen lebendigster Theilnahme und nachdrücklichster Beförderung sich alles Schöne und Gute zu erfreuen hat, als demselben die Ergebnisse vorgelegt worden, berief sofort den akademischen Rath zu sich, um die Meinung der einzelnen Mitglieder über den Gegenstand zu vernehmen, die zwar über die Nothwendigkeit eines geeigneten Ortes für die Gemäldesammlung sich vereinigten, aber über die Wahl des Ortes drei verschiedene Ansichten hegten. Ein Theil derselben schlug vor, daß ein mit dem Namen Museum zu bezeichnendes großartiges Gebäude, welches auch wohl, nach Befinden, die Antikensammlung und die Gypsabgüsse in sich aufnehmen könnte, auf einer Wiese in Neustadt am Elbufer errichtet werden möchte. Ein anderer Theil sprach den Wunsch aus, dieses Gebäude auf der Bürgerwiese nahe bei dem Dohnaischen Schlage, und noch ein anderer, solches auf das freie Feld, zwischen den, im gemeinen Leben noch immer nach dem Namen des verewigten Königs Anton genannten Gärten und den großen Gärten verlegt zu sehen. In Verfolg dieser Berathung und der für die drei Vorschläge dargelegten besondern Gründe, wurden vielfache fernere Erörterungen angestellt. Wenn aber auch die mancherlei dabei aufgestoßenen, erheblichen Schwierigkeiten und nothwendig zu nehmenden Rücksichten die Entscheidung über die Wahl des Ortes noch verzögerten, so ist doch die baldigste, für ganz dringend erachtete Abhülfe fest beschlossen. — Dabei ist aber freilich auch in Frage gestellt worden, ob nicht durch eine Umformung des seitherigen Lokals der beabsichtigte Zweck, wenigstens in der Hauptsache, ebenfalls zu erreichen seyn möchte, und wie sehr sich die Sachen stehen, wäre es wohl möglich, daß diese einen großen Kostenaufwand ersparende Veränderung des alten Gebäudes das Uebergewicht über jene drei Vorschläge davon trüge. Hiedurch würde allerdings die Hoffnung, welche die Kunstfreunde sich auf ein grandioses architektonisches Werk machen konnten, zu Grunde gehen.

Seitdem die Kultur der Rebe immer rationeller betrieben wird, ist der Werth des bei uns wachsenden Weines fortdauernd höher gestiegen. Aber wie sehr man auch neuers lich darauf sieht, unter den zahlosen Traubensorten die zu unserem Klima am besten passenden auszuwählen, so macht doch der für den Wein etwas zu knapp zugemessene, dabei mit wintertrocknen Tagen häufig verfälschte Sommer sehr oft einen gewaltigen Strich selbst durch die anscheinend richtigste Rechnung der spekulirenden Weinbauer. Beinahe den ganzen verflossenen Sommer hatte man in Hinsicht des Gedeihens der Traube mehr als jemals zwischen Furcht und Hoffnung geschwankt. Das ungewöhnlich verspätete Wiederaufleben der Rebe im Frühjahr war schon ein mächtiges Bedenken gegen den guten Erfolg der künftigen Weinlese. Und dann, als das aufknospende Blatt der Hoffnung der Weinbergsbesitzer kaum wieder einigen Raum vergönnt hatte, sollte ein eingetretener starker Frost nicht nur alle Trauben, sondern sogar die ganzen Stöcke getödtet haben. Zum Glücke war es, wie gewöhnlich, lange nicht so schlimm gewesen. Dann aber stellten sich in den schönen Sommertagen Gewitter ein, deren Hagel abermals alles vernichtet haben sollte. Einzelne Weinberge hatte er auch wirklich dort betroffen. Je weiter aber der Sommer mit einer fast beispiellosen Frenchs barkeit heranschritte, desto wunderbarer erholten sich die Trauben daselbst. Die Beeren wuchsen zusehends, und allents halben standen Propheten auf, welche den Mund von der künftigen Weinlese nicht voll genug nehmen zu können glaubten. Viele davon standen in der Ueberzeugung, daß wenn der Weißner Wein vom Jahre 1859 auch kein Burgunder zu nennen sey, er dieses doch eher übertreffen als ihm nachstehen werde. Aber solche an sich schon zum Erstaunen sanguinische Prophezeihungen wurden bereits im Laufe des Auguists so gut wie zu Schanden. Die Wärme schien der Natur mit einem Male ganz ausgehen zu wollen, und man fand sich zuletzt zu dem Zweifel veranlaßt, ob wohl der diesjährige Nebensaft es bis zur Qualität eines leidlichen Essigs möchte bringen können? Doch mit dem Monat September kam ein noch wunderbarerer Umschwung in die Sache. Der zweifelhaft gewesene künftige Essig gestaltete sich offenbar als ein bereits so gut wie fertiger trinkbarer Wein. Und als nun gar das köstliche Wetter des Septembers bis tief in den October hinein dauerte, so fragten die früher ausgepfiffenen Propheten: ob sie denn etwa nicht Recht gehabt hätten? Es ist aber mit dem Rechthaben in dieser Angelegenheit, nun das Resultat wirklich vorliegt, ein ganz eigenes Ding. Denn widersprechender als die Berichte davon kann nicht leicht etwas ausfallen. Nach der Aussage mancher Weinbergsbesitzers soll der diesjährige Most wenigstens einen 1858er Wein verbessern, Andere hingegen setzen ihn weit, weit tiefer hinab. Auch in Hinsicht auf Quantität gibt sich hier ungemeine Zufriedenheit kund, während dort einzig Klagen darüber zu vernehmen sind. Großentheils mag wohl die auffallende Verschiedenheit des Urtheils über die Güte des Mosts von der besseren oder schlechteren Lage der Weinberge abhängen, und in der Regel jeder mit dem erhaltenen Quantum wohl zufrieden seyn, dessen Reben weder vom Frost, noch vom Hagel gelitten haben. — Als Beweis, daß die Fabrik mousirender Weine in der Niederlößnitz den früher erlittenen Verlust durch den erfolgten Zusammensturz des neuerbauten Hauses glücklich überstanden hat, dürfte wohl die Forderung und Zunahme ihrer Thätigkeit gelten. Auch im jetzigen Jahr sind ihr reife Trauben aus der ganzen hiesigen Gegend in großer Quantität zugeführt und von ihr, allerdings erst nach genauer Untersuchung ihrer guten Beschaffenheit, erkauft worden. Der Preis soll vier Thaler für den Centner gewesen seyn. Man rühmt der Fabrikation dieses Weines eine große Verwohlkommnung nach, weshalb solcher auch immer stärkeren Vertrieb, hauptsächlich nach nordischen Gegenden findet. Nebenher behauptet sich übrigens in hiesiger Stadt der Schaumwein vom Neckar in der bereits gewonnenen Gunst und soll sich eines sehr starken Absatzes erfreuen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 27. November 1839.

— Do but think,
You stand upon the rivage, and behold
A city on the inconstant billows dancing;
For so appears this fleet majestical. —
— And the nimble gunner
With linstock now the devilish cannon touches,
And down goes all before them.

Shakespeare.
Henry V.

Erster Ausflug in die Welt. — Das Lager von Boulogne.

(Fortsetzung.)

Im Juli 1804 war Napoleon nach Boulogne gekommen. Nelson, der das englische Blokadegeschwader befehligte, hatte von seinem Admiralschiff aus den Kaiser mit seinem Generalstab wahrgenommen, als er längs dem Ufer die Lager beritt. Plötzlich, um drei Uhr Nachmittags, ließ sich ein furchtbarer Kanonendonner hören. Der brittische Admiral hatte die auf der Rhede liegende Abtheilung der Flotille mit seinem Admiralschiff, vier Fregatten, mehreren Briggs, Bombarden und Brandern angegriffen. Die französischen Schiffe und die Landbatterien antworteten lebhaft auf das feindliche Feuer, und bald war die Kanonade furchtbar und allgemein. Die fünfhundert Feuerschlunde der französischen Schiffe, die Landbatterien, das Feuer des englischen Geschwaders machten einen so betäubenden Lärm, daß man nur mit Mühe einander hören und verstehen konnte. Auch sehen konnte man sich kaum, weil der Seewind den Rauch gegen das Ufer trieb. Man fühlte den Erdboden unter seinen Fußen zittern und der Himmel erschien nur als ein dichter, rothblauer Nebel. Das Treffen dauerte bis spät in die Nacht und bot ein eben so furchtbares als anziehendes Schauspiel dar. Die sich nach allen Richtungen kreuzenden Bomben und Haubitzen bildeten in der Dunkelheit der Nacht über dem Hafen und der Stadt gleichsam einen ungeheuern Feuerbogen. Der unaufhörliche Donner dieser zahlreichen Artillerie, welchen die Echos der jähen Abhänge der Meeresküste zurückwarfen, machte einen so betäubenden Lärm, daß keine Feder ihn zu beschreiben vermag. Nachdem Nelson sich vergeblich angestrengt hatte, die Linie der französischen Flotille zu durchbrechen, zog er sich Nachts um eilf Uhr zurück.

Gleich beim ersten Allarm hatte sich Napoleon in eine Barke geworfen und mitten unter dem Kugelregen die französische Schiffslinie durchfahren. Der Admiral Bruix war mit ihm. Der Kaiser wollte das Fort Croi umfahren. Der Admiral stellte ihm in ehrerbietigen Ausdrucken die Unklugheit und Gefahr dieses Unternehmens vor. Napoleon schien nicht auf ihn zu hören und sagte zu den Matrosen seiner Garde, die das Fahrzeug ruderten: „Vorwärts! Gerade aus, sag ich euch!" — „Sire!" fuhr der Admiral fort, „was wird es uns nützen, das Fort zu umfahren? Wir haben nichts davon als feindliche Kugeln." Der Kaiser beharrte bei seinem Willen. Da streckte der Admiral seinen Kommandostab aus und verbot den Matrosen, dem Befehl Folge zu leisten. Zu gleicher Zeit sprach er, zu Napoleon gewendet: „Sire!

ich bin hier auf meinem Element. Die Seeleute stehen unter mir und haben nur meinen Befehlen zu gehorchen. Matrosen von der Garde," fügte er hinzu, „gehorcht eurem Admiral." Die Matrosen schwankten, da rief Bruix mit donnernder Stimme: „Ruder eingesetzt! und wessen Ruder ich nicht eingreifen sehe, den lasse ich auf der Stelle erschießen!" Das Boot flog wie ein Pfeil davon. Kaum hatte es zehn oder zwanzig Faden zurückgelegt, so wurde ein Schuß, das unklugerweise die Batterie Croi umfuhr, von den feindlichen Kugeln in Grund gebohrt; seine Flagge flatterte noch einen Augenblick über dem Gewässer, dann verschwand es in der Tiefe. „Nun, Sire?" rief Bruix und sah den Kaiser an. Napoleon pfiff einen Marsch und antwortete nicht. Von diesem Tage an hegte er einen heimlichen Groll gegen den Admiral.

An's Land gestiegen, begab sich Napoleon zu den Batterien an der Küste. Als er einen der Artilleristen seiner Garde, einen originellen Provençalen, mit dem er sich oft scherzhaft unterhielt, eifrig an seinem Stück beschäftigt sah, klopfte er ihm auf die Achsel und sagte: „Recht so, Pomayrol, ich sehe, du verstehst dich darauf." Der Artillerist wendete den Kopf, und als er den Kaiser erkannte, rief er in seinem provençalischen Dialekt vertraulich aus: „Tron de Dion! Sie sind es, Sire! Wie befinden Sie sich?" — „Sehr gut, und du, Freund? Du bist sehr beschäftigt, wie ich sehe." — „Bagasse! das will ich meinen, der Ofen brennt und die Kugeln glühen." Während dieser Worte richtete der Artillerist das Stück, der Schuß ging los und riß die Flagge einer feindlichen Brigg herab. „Rapp," sagte Napoleon, „gib dem guten Freund ein Zwanzigfrankenstück." Der General hatte nur einen doppelten Louisd'or bei sich, den er dem Kanonier gab. Ein zweiter Schuß desselben Artilleristen riß den großen Mast einer Fregatte in der Mitte entzwei. „Bravo!" rief Napoleon aus, „Rapp, gib diesem muntern Burschen da hundert Franken." — „Sire!" erwiderte der General, „ich habe kein Geld mehr." — „Wie! kein Geld mehr! Warum hast du mir diesen Morgen keines gefordert?" sagte der Kaiser ungeduldig und suchte dabei in allen seinen Taschen. — „Tron de Dion!" fiel der Artillerist gutmuthig ein; „Sire, werden Sie nicht böse auf diesen braven Mann. Ja, ich wurde ihm lieber mein ganzes Leben lang borgen, bagasse!" — Der Kaiser, der in seinen Taschen nichts anderes gefunden hatte, reichte dem Kanonier seine goldene Tabaksdose und nöthigte ihn, der sich anfänglich sträubte, sie anzunehmen. Solche Anekdoten wurden sogleich im ganzen Lager bekannt und erhöhten den Enthusiasmus des Soldaten für Napoleon.

In diesem Seetreffen hatten sich die Soldaten von drei Infanterieregimentern, welche sich am Bord der Flotille befanden, sehr gut gehalten. Der Kaiser hielt Musterung über sie und belobte sie öffentlich. Am Abend dieser Musterung begaben sich Unteroffiziere und Soldaten dieser Regimenter in eine Kneipe, welche gewöhnlich blos die Grenadiere der alten Garde besuchten, um dort ihren Triumph zu feiern. Die alten Schnurrbärte nahmen sie freundlich auf; man fing an zu trinken und sprach von Feldzügen. Alles ging gut, bis einige junge Leute von Boulogne ein am nämlichen Tage improvisirtes Lied zu Ehren der gefeierten Infanterieregimenter zu singen begannen. Da die Soldaten von der Linie den Sängern nicht selbst Stillschweigen auflegten, erhob sich ein alter Grenadier von riesenhaftem Wuchs, Namens Morland, strich den Schnurrbart, schlug das Glas auf dem Tische zusammen und sagte: „Assez de romances de ce numéro là! So dürfen sich pékins et reliultintins de conscrits in Gesellschaft nicht betragen, wenn sie nicht eine Unterhaltung mit der mère Michel bekommen wollen." Jetzt wurde der Streit allgemein, man sagte sich Grobheiten, und das Ende des Zanks war die Bestellung auf ein Rendezvous für den nächsten Morgen in einem etwa eine Stunde von Boulogne entfernten Dorfe.

(Schluß folgt.)

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Denken wir uns also einen solchen, in der erweiterten Ebene der Erdbahn stehenden Stern, und erinnern uns aus dem früheren Vortrage daran, daß dieser Stern wegen seiner beinahe unermeßlichen Entfernung dem mit der Erde um die Sonne kreisenden Beobachter, abgesehen von der täglichen Rotation, beständig im nämlichen Zenithabstande bleiben mußte, da, wie angeführt, selbst die von den beiden Endpunkten der großen Axe der Bahn ausgehenden Gesichtslinien, trotz ihrer gegensettigen Entfernung von 40 Millionen Meilen, parallel mit einander erscheinen. Diesen Stern nun sanden unsere Beobachter an den Stellen der Bahn, an welchen die Erde gerade auf denselben losgeht, auch in der That da, wo er stehen mußte; wo aber die Richtung der Erdbewegung mit der Gesichtslinie nach dem Sterne rechte Winkel macht, zeigte sich der Stern 20 Sekunden vorgerückt, und zwar immer in jener ersteren Richtung, also in der einen Hälfte der Bahn um 20 Sekunden rechts, in der andern um 20 Sekunden links, so daß der Stern hiernach während eines Jahres eine ganze Linie von 40 Bogensekunden

durchlief. — Dies ist der Vorgang der Aberration in Bezug auf einen Himmelskörper, welcher sich in der beschriebenen Stellung gegen die Erde befindet. Gegenwärtig sind die Gründe der Erscheinung bekannt, und ich werde dieselben sogleich an einem sehr sinnlichen Beispiele erläutern. Denkt man sich aber jene ersten Beobachter, die die Ursache durch das mühsamste Nachdenken und Vergleichen erst entdecken sollten, so wird begreiflich, daß das Forschen über das ganz zufällig Gefundene die Bemühung um die eigentlich gesuchte Parallaxe beeinträchtigte, und letztere Untersuchung daher den neueren Astronomen, Bessel und Struve, denen Bradley und Molyneux somit vorgearbeitet hatten, aufbehalten blieb.

Was nun die Ursache der Aberration betrifft, so diene, als gewähltes Beispiel der Erläuterung des Vorganges, ein Schiff, welches vor einer auf dasselbe feuernden Kanone vorbeisegelt und ihr dabei seine eine Seite so zukehrt, daß die Kugel perpendikular auf diese Wand des Schiffes trifft. Sie durchbohrt dieselbe, durchfliegt den Raum und trifft nun auch die zweite Wand; da das Schiff aber unterdeß im Segeln geblieben ist und die Kugel doch einige Zeit im Schiffsraum gebraucht hat, so wird das in der zweiten Wand gebohrte Loch mit dem ersten und der Kanonenmundung nicht mehr in derselben geraden Linie liegen, sondern die beide Oeffnungen verbindende gerade Linie wird verlängert mit jener ersteren vielmehr einen spitzen Winkel machen und in der Richtung der Schiffsbewegung mehr vorwärts zeigen. Dies ist nun ganz ähnlich dem, was angegebenermaßen mit dem vom Fixsterne auf die Erdbahn treffenden Lichtstrahle und der in dieser Bahn dahin eilenden Erde vorgeht. Wenn sich letztere in der vom Sterne entfernteren Hälfte ihrer elliptischen Bahn befindet, so muß das Licht des Sterns, um bis zur Erde zu gelangen, erst noch das ganze Innere dieser Ellipse, also einen Raum von 40 Millionen Meilen Diameter durchlaufen, wozu es, nach Maßgabe seiner bekannten Geschwindigkeit, 16 Minuten braucht; in 16 Minuten legt aber die Erde in ihrer Bahn 40 Bogensekunden zurück, und dies sind gerade die 40 Sekunden, um welche, nach dem Obigen, der Stern dann überhaupt weiter links erblickt wird, als in der andern Hälfte der Bahn. Ich habe mich hier, des gewählten Beispiels wegen, so ausgedrückt; man könnte aber auch noch allgemeiner sagen: Bradley erhielt durch Vergleichung der Umstände, daß das Licht den Durchmesser der Erdbahn in derselben Zeit zurücklegt, in welcher die Erde in ihrer Bahn 40 Sekunden macht, den Maßstab der respektiven Geschwindigkeiten, mit denen die Erde und das Licht des Sterns auf ihren Wegen zusammenstoßen, als wodurch eben die mit dem Namen der Aberration belegte scheinbare Ortsverrückung der Himmelskörper bewirkt wird.

Dies wäre also eine Erklärung der, wie gesagt, mit Beziehung auf die individuelle Stellung des Sterns, sorgfältig zu berücksichtigenden Aberration, um die Parallaxe frei von diesem Miteinflusse zu erhalten. Außerdem aber bedarf es, wie oben bemerkt, einer nicht weniger sorgfältigen Beachtung der eigenen Bewegung des Sterns; es springt sogleich in die Augen, daß dieselbe mit der höchsten Genauigkeit von der scheinbaren Ortsveränderung der Parallaxe getrennt werden muß, wenn der obendies so sehr kleine Werth der letzteren Vertrauen verdienen soll.

Diese Erscheinung eigener Bewegung der Fixsterne ist, wie wir im Vorangehenden ausführlich nachgewiesen haben, eine kombinirte Folge wirklicher Ortsveränderungen der Sterne selbst im Himmelsraum, und des optischen Einflusses der Fortrückung unseres ganzen Sonnensystems zwischen den übrigen Fixsternen. Unter den vielen Sternen, bei denen eine solche eigene Bewegung merklich wird, zeichnen sich Arcturus, 61 im Eridan, ganz besonders aber eben der von Bessel zu seinen Untersuchungen über die Fixsternparallaxe gewählte, schon auf Veranlassung des oben beigebrachten Resultates dieser Untersuchungen von uns namhaft gemachte Fixstern 61 des Schwans aus. Dies ist zwar nur ein kleiner, dem bloßen Auge kaum sichtbarer Stern; aber Bessel erklärte ihn (wie auch der Erfolg im Vergleich mit Struves ebenfalls oben beigebrachter Bestimmung der Parallaxe des doch viel helleren Sterns Wega in der Leier wirklich bestätiget hat), seiner so merklich werdenden eigenen Bewegung wegen, alsbald für einen der nächsten, indem ein Stern uns allerdings ein um so größeres Fortschreiten an der Himmelskugel zeigen muß, je kleiner seine Entfernung von der Erde ist. Diese Eigenbewegung, wie gesagt, die größte der an allen Fixsternen bis jetzt beobachteten, beträgt jährlich 5,2 Sekunden, und die genaue Bekanntschaft damit begünstigte noch überdies die strengste Trennung im Resultate. Zugleich aber widerlegte Bessels Wahl und der Erfolg derselben das sonst noch immer gehegte Vorurtheil, als seyen die hellsten Fixsterne auch die uns am nächsten stehenden. Es ist bekannt, daß diese Meinung besonders vom Sirius (am Maule des Sternbildes großer Hund), in der That dem glänzendsten aller Fixsterne, unter den Weltweisen geherrscht,* und noch Kant, in seiner Naturgeschichte des Himmels, bewogen hat, diesen Stern als die große Centralsonne zu bezeichnen, um welche unser Sonnensystem sammt den übrigen, zu unserer Sichtbarkeit gelangenden Fixsternen, ihre Umläufe mache. Wirklich aber geben, wie wir auf diese Veranlassung auch noch näher zeigen

* Anmerkung. Besonders erklärt sich der berühmte holländische Astronom Huygens für diese Ansicht. N.

müssen, weder die scheinbare Größe, noch der sie bedingende Glanz der Fixsterne dazu einen hinreichenden Grund ab.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

(Schluß.)

Die Kreuzthurmglocke. Theater. Metrolog.

Merkwürdig war, daß während der fortdauernden Sommerwärme das im jetzigen Jahre überhaupt recht beliebt gewesene Badeleben im Elbstrome während der ersten zwei Drittheile des Oktobers noch im vollen Gange blieb, und man doch schon am letzten Tage des genannten Monats die eigentliche Winterluft auf Schlitten versuchte. Nach einer Reihe immer kälter gewordener Tage war nämlich in der Nacht vor dem Reformationsfeste ein überaus dicker Schnee gefallen. Ganz unerhört aber ist es wohl zu nennen, daß im jetzigen Jahre das Schlittenfahren der Weinernte vorauseilen konnte; denn in vielen Weinbergen hingen am 21sten Oktober die Trauben noch am Stock.

Unserer Kreuzthurmglocke glückte es in der letzten Zeit, vielleicht zum ersten Male seit der von ihr angetretenen Funktion, der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu werden. Zu Herstellung möglichster Uebereinstimmung der hiesigen Stadtuhren hat man die Einrichtung getroffen, daß künftig allezeit Mittags um zwölf Uhr der erste Schlag der großen Glocke der Kreuzkirche pünktlich mit dem Eintritte der mittleren Zeit erfolgt. Allenthalben sprach sich das Für und Wider über die im Ganzen gewiß nützliche Abänderung aus. Das hauptsächlichste Dawider ergenzte der Umstand, daß die Glocken der drei öffentlichen Hauptuhren, die früher einzeln, eine nach der andern geschlagen hatten, nunmehr diese Ordnung nicht mehr beobachten, sondern Schloß- und Kreuzthurmuhr jetzt zusammen schlagen, wodurch allerdings das wißbegierige Ohr zuweilen in Irrthum gerathen kann.

Obschon unsere Bühne seit der Rückkehr des Herrn Emil Devrient und des Fräuleins Bauer wieder zu ihrer ganzen Vollständigkeit gelangt ist, haben doch auch noch mehrere willkommene Gastspiele stattgefunden, wie das des Schauspielers Burmeister vom Hamburger Stadttheater, eines Sohnes unseres wackern Veteranen dieses Namens, ferner des Sängers Sesselmann vom Theater zu Amsterdam, und der Sängerin Fräulein Marx, welche als Julietie in der Oper „die Capuleti und Montecchi" sich zweimal großen Beifall zu erwerben wußte. — Der Neuigkeiten gab es vier: eine komische Oper von Adam, „der Brauer von Preston." ein Lustspiel nach dem Französischen: „der Lückenbüßer." welches förmlich durchfiel; „Engen Aram," ein Trauerspiel nach Bulwers Roman dieses Namens von Reilstab, und eine Oper von Auber: „der Schwur, oder die Falschmünzer." Wenn auch das Trauerspiel im Allgemeinen keine rauschende Theilnahme gefunden hat, so ist doch im dritten Akte der Darsteller der Hauptrolle, Emil Devrient, gerufen und mit ungemeinem Beifalle empfangen worden. Lieber gedente ich, daß die hiesigen Kunstfreunde schon seit einiger Zeit den Wunsch hegen, diesen ausgezeichneten Künstler dalbmöglichst als „Richard Savage" auf hiesiger Bühne zu sehen, in welcher Rolle er unlängst, zufolge der schöpspapierenen Posaunen zu Frankfurt a. M. großen Ruhm einernrete. Der Wunsch ist, seit dem in der Allgemeinen Zeitung vom 15ten November enthaltenen Berichte über die Aufführung des Gutzkowschen Trauerspiels auf dem Stuttgarter Theater, bis zum lebendigsten Verlangen gesteigert worden. Es wird in dem Berichte gepriesen: das Stück sey spannend bis zu Ende, von Scene zu Scene, kühn in der Anlage, neu in den Effekten, frappant in der Lösung; ferner, es sey darin überall dramatisches Leben, nirgends Hemmung durch Sodbrennerei, Floskelkram oder sogenannte poetische Schilderungen. Solche dramatische Werke aber sind es ja eben, nach denen wir lechzen. — Der Nabersbeen Oper habe ich weder selbst beigewohnt, noch auch bis jetzt Gelegenheit gehabt, zuverlässige Kunde über die ihr wiederfahrene Theilnahme einzuziehen. — Die größten Triumphe auf der Bühne waren der Musik, in den immer gern vernommenen Opern Zauberflöte, Euryanthe, Fidelio, der Wasserträger, die Capuleti und Montecchi und die Hugenotten vorbehalten, wobei, mit Ausnahme der zuerst genannten, unsere Schröder-Devrient in längst anerkannter Meisterschaft als Sängerin und Schauspielerin mitwirkte. In wenigen Wochen sonach vier Neuigkeiten und so viele ältere Lieblinge auf der Bühne! Die Direction scheint offenbar darauf hinzuzielen, den Maskontenten, denen es bekanntlich seine Bühne und sein Bühnenvorstand recht machen kann, die Mittel zur Verunglimpfung völlig abzuschneiden.

Einen ungewöhnlichen Antheil erregte der nach dreitägiger Krankheit erfolgte Tod des Schauspielers Weymar. Erst im 55sten Lebensjahre stehend, machte er schon durch sein wohlgeformtes kräftiges Aeußere einen recht günstigen Eindruck. Und die Herzensgüte, welche aus allen seinen Zügen und dem lebendigen Auge leuchtete, war, nach dem Urtheile aller ihn näher Kennenden nichts weniger als blos angelernter, theatralischer Schein, sie wurzelte tief in seinem Innern. Dies, nebst einem mächtigen, klangvollen Organ, nahm für den Künstler, auch auf der Bühne, besonders ein. Helden- und andere würdige Charakterrollen waren das Fach, in dem er ein bedeutendes Talent immer mehr entwickelt hatte. Und als eine, an Schauspielern von Ausgezeichnung und Ruf gewiß nicht immer wahrzunehmende Eigenschaft ist vorzüglich auch die Bereitwilligkeit zu bemerken, mit der er jeder ihm übertragenen Rolle nach allen Kräften, selbst dann zu genügen strebte, wenn sie ihm keinen künstlerischen Erfolg zu verheißen schien, oder seiner Natur sonst nicht zusagte. Sogar die unbedeutendsten und widerwärtigsten übernahm er, und nie soll der Fall vorgekommen sein, daß der nunmehr Verstorbene eine ihm zugedachte Rolle anzunehmen und darzustellen sich geweigert hätte. Ueberdauert wird ihm ein, feinschwegig allgemein gebräuchtliches, besonderes Pflichtgefühl nachgerühmt, welches ihn oft, auch bei körperlichem Uebelbefinden, die ihm übertragene Rolle auszuführen bewog. Sein ganzer Charakter zeigte eine seltene Uebereinstimmung und Zuverlässigkeit, wie auf der Bühne, so auch im Leben. Das hiedurch gewonnene, allgemeine Wohlwollen offenbarte sich bei seiner Beerdigung. Die Zahl der dem Leichnam zur Ruhestätte Folgenden war groß. Nachrufe aus Freundesmunde erschollen am Grabeshügel, unter andern von dem würdigen Künstler Pauli, der dem Vollendeten auf der Bühne und im Leben nahe gestanden hatte, und dessen kurze, sinnvolle Würdigung des Wirkens Weymars auf die zahlreichen Zuhörer den tiefsten Eindruck hervorbrachte.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 28. November 1839.

Es gibt Leute, die am Ende auf der Erde gehen, wie wir andern, und doch die Sonne ausmessen, die Höhe der Luft, die Tiefe des Meeres und den Umfang der Erde ganz genau angeben, kurz mittelst Gott weiß welcher Zirkel, Dreiecke, Vierecke und Sphären den Himmel selbst wie ein Stück Feld aufnehmen.

Lucian.
Icaromenippus.

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Was die, dem bloßen Auge erscheinende Größe der Fixsterne betrifft, so ist sie durchaus nur eine sinnliche Täuschung, da sich selbst die vermeint größten Fixsterne im Fernrohre immer kleiner, ja als untheilbare Punkte darstellen, je vollkommener das Instrument ist, ein Umstand, auf welchen wir unten zurückkommen werden; rücksichtlich ihres Glanzes aber ergibt sich beim geringsten Nachdenken, daß derselbe durch tausenderlei physische, von der Entfernung ganz unabhängige Bedingungen veranlaßt seyn kann, wie denn z. B. eine Gasflamme aus viel größerer Entfernung heller erscheinen wird, als eine so viel nähere Oelflamme von demselben Umfang.

Besels Wahl des wenn gleich unansehnlichen Sterns 61 im Schwan zur Bestimmung einer Parallaxe, deren Auffindung für einen näheren Stern offenbar viel eher gehofft werden durfte, als für einen entfernteren, war also durch den von uns angegebenen triftigeren Grund viel besser motivirt, und wir wollen nunmehr versuchen, den Lesern einen deutlichen Begriff von dem Verfahren beizubringen, welches dieser vortreffliche Astronom zu seinen Ermittlungen anwendete.

Bilden wir uns demnach ein, wir durchschreiten auf einer Ebene eine große Ellipse, über deren Mittelpunkt (Durchschnittspunkt der großen und kleinen Axe), wie zur Erleichterung der Vorstellung zuerst angenommen werden mag, in hinreichender Höhe irgend ein Gegenstand, z. B. ein glänzender Punkt, schwebe, so würde uns dieser Gegenstand, nachdem wir immer andere Punkte unserer Ellipse beträten, auch immer in andern Punkten des Raumes über uns erscheinen; er würde, wie sich durch bloßes Nachdenken oder auch durch einen anzustellenden Versuch ergibt, eine ähnliche, nur in ihren Dimensionen kleinere Ellipse zu beschreiben scheinen. Hinge gerade über diesem ersten Gegenstande, aber in viel größerer Höhe, ein zweiter Gegenstand, so würde auch für letzteren dasselbe eintreten: er würde ebenfalls eine solche, nur wieder kleinere Ellipse zu durchlaufen scheinen, und man würde demnach die Abstände beider Gegenstände von einander in ihren respektiven Ellipsen allaugenblicklich messen können. Diese scheinbare Ortsveränderung der Gegenstände wäre aber offenbar eine Wirkung der Parallaxe, nämlich, nach der oben von uns gegebenen Erklärung, des Umstandes, daß die Gegenstände von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet werden; und wenn wir nun die große Axe der durch den einen

oder den andern dieser beiden Gegenstände solchergestalt optisch beschriebenen Ellipsen von den Endpunkten der großen Are unserer eigenen durchschrittenen Ellipse ausmäßen, so würden wir eben das erhalten, was wir oben als das Doppelte der „jährlichen Parallare" bezeichnet haben, nämlich das Doppelte der optischen Ortsverschiedenheit, welche einträte, wenn der Gegenstand aus dem (beiläufigen) Mittelpunkte (aus der Sonne) und einem Umfangspunkte der Ellipse (der Erdbahn) betrachtet würde. Dies Alles muß einem Jeden, welcher unserm Vortrage nur einigermaßen gefolgt ist, vollkommen einleuchten.

In ganz ähnlicher Art nun verfuhr unser Bessel, nur mit der Modifikation, die daraus erwuchs, daß sein Stern 61 des Schwans nicht, wie in unserm Beispiele, gerade über dem Pole der Ekliptik, sondern in bedeutender Entfernung davon schwebte, wovon sich der Einfluß durch Rechnung beseitigen ließ, und daß Bessel nicht einen (den von uns über dem ersten hängend angenommenen zweiten Gegenstand), sondern vielmehr zwei sehr entfernte Vergleichungssterne wählte, um auch zwei von einander unabhängige Resultate zu erlangen, welche einander bestätigen oder verdächtigen könnten. Wie klein nämlich die jährliche Parallare dieser Sterne, d. h. also die halbe große Are der von ihnen während eines Umlaufes der Erde um die Sonne beschriebenen scheinbaren Ellipsen auch immer seyn konnte, so mußten sich doch davon abhängige Veränderungen in den Abständen des Sterns 61 von den beiden Vergleichungssternen ergeben, und diese Abstandsveränderungen zwischen so untheilbar kleinen glänzenden Punkten, als die Fixsterne sind, mußten sich auf blauem Himmelsfelde mit der äußersten Präcision messen lassen. Nun waren die Resultate dieser Messungen, wie wir wiederholt bemerkt haben, durch weitere Rechnung auch noch erst von den Miteinflüssen der Aberration und Eigenbewegung zu befreien, deren genaue Kenntniß Bessel und Struve vor den früheren, mit derselben Untersuchung beschäftigten Astronomen voraus hatten, so daß sie bewerkstelligen konnten, was diesen, eben der Unkenntniß so wichtiger Umstände wegen, nicht hatte gelingen wollen.

Nachdem aber Bessel die erforderlichen Rechnungen wirklich ausgeführt hatte, so zeigten sich nunmehr, als reines Resultat, Veränderungen in den Abständen des Sterns 61 im Schwan von den beiden Vergleichungssternen, welche über eine wahrnehmbare jährliche Parallare jenes ersteren Sterns keine weitern Zweifel übrig ließen; auch war die Zahl von Beobachtungen solcher Abstandsveränderungen zu groß, als daß Bessel hätte fürchten dürfen, daß ihre Uebereinstimmung mit der Voraussetzung nur durch ihre eigenen zufälligen Unvollkommenheiten erzeugt seyn möchte. Es waren also solchergestalt unverkennbare Spuren der jährlichen Parallare des Fixsterns 61 im Schwan vorhanden; und indem Bessel dieselben geschickt verfolgte, so mußte er nunmehr zur Bestimmung dieser Fixsternparallare, des wichtigsten Elements der neueren Astronomie gelangen, welche Wissenschaft sich nicht mehr auf die Entfernungen in unserem Sonnensysteme beschränkt, sondern das ganze Universum auszumessen bestrebt ist.

(Schluß folgt.)

Erster Ausflug in die Welt. — Das Lager von Boulogne.

(Schluß.)

Ueber zweihundert Grenadiere der alten Garde begaben sich in einzelnen Truppen auf den bestimmten Wahlplatz, wo sie ungefähr eine gleiche Anzahl Soldaten von der Linie antrafen. Die besten Fechter beider Theile hatten sich eingefunden. Ohne weitere Erörterungen, ohne allen Lärm wählte sich Jeder einen Gegner, und nun schlugen sie sich eine Stunde lang in einzelnen Zweikämpfen mit einer Wuth, welche die Lautlosigkeit des Geschäfts noch furchtbarer machte. Morland, der bei seiner herkulischen Stärke einer der besten Fechtmeister war, streckte allein sieben Soldaten und einen jungen Menschen von Boulogne, der ihn persönlich beleidigt hatte, nach einander in den Sand. Man kann nicht sagen, wie weit diese abscheuliche Metzelei noch hätte gehen können, wenn nicht eine auf die Nachricht davon abgeschickte Reiterabtheilung durch eine Charge in bester Form ihr ein Ende gemacht hätte. Solche Zweikämpfe, einzeln und in Massen, waren in der französischen Armee etwas zu Gewöhnliches, als daß man sie streng hätte bestrafen können.

Im August 1804 vertheilte Napoleon an die Truppen die Kreuze des von ihm gestifteten Ordens der Ehrenlegion. Auf einer Anhöhe am Ufer des Meeres war ein Thron von grünem Rasen errichtet, um welchen rund herum etwa 80,000 Mann unter den Waffen standen. Napoleon, auf dem Thron sitzend, war von den Großoffizieren des Reichs, den Ministern, den Senatoren, den Generalen ꝛc. umgeben. Die durch Ehrenflinten und Ehrensäbel ausgezeichneten Militärpersonen erhielten statt derselben Kreuze der Ehrenlegion, welche Jeder aus der Hand des Kaisers selbst empfing. Während der Feierlichkeit lief die Flotte von Havre, etliche vierzig Segel stark, in den Hafen ein.

In der Muße des Lagers belustigten sich die Soldaten mit allerlei Spielen und Tänzen. Sie versammelten sich in Masse auf dem großen Rasen vor Napoleons Barake.

Da es den Tänzern an Tänzerinnen fehlte, übernahmen die jüngern Soldaten die Rolle der Frauenzimmer, schlugen ihre Rockärmel bis zum Ellenbogen hinauf, zogen ihre Halstücher aus, legten den Hemdkragen bis auf die Schultern herab, nahmen die Rockschöße zierlich zwischen den Daumen und Zeigefinger, machten kleine Schritte und senkten die Augen schamhaft zur Erde. Der Kaiser, der hinter den Jalousieladen zusah, belustigte sich sehr an diesen Tänzen und Spielen. Wenn der Zapfenstreich geschlagen wurde, zeigte er sich dann häufig am Fenster und wurde mit einem donnernden Vive l'Empereur begrüßt.

Die vornehme Welt des Lagers ergötzte sich in anderer Weise. Bälle, Konzerte, Theater waren die Tummelplätze, wo sie ihre müßigen Stunden, deren viele waren, tödtete. Die Gruppe, welche sich bei solchen Gelegenheiten um den Kaiser sammelte, strotzte von Gold und Silber. Es war beinahe lächerlich, diese alten Generale der Republik in ihren mit Gold überzogenen Uniformen, gepudert und mit steifem Haarzopf zu sehen.

Vor seiner Abreise von Boulogne wollte Napoleon eine große Musterung über die Flotte halten. Er schickte daher durch den Adjutanten vom Dienst dem Admiral Bruix den Befehl zu, die Schiffe auf der Rhede in Linie aufzustellen. Der Admiral erwiderte dem Adjutanten trocken, die Revue könne heute nicht stattfinden. In der That blieben auch alle Schiffe vor Anker liegen. Der Kaiser war ausgeritten, und als er zurückkam, fragte er den diensthuenden Adjutanten, ob Alles zur Musterung bereit sey. Dieser hinterbrachte ihm die Antwort des Admirals. Im höchsten Grade darüber erzürnt, ließ Napoleon den Admiral sogleich vor sich fordern. Als er erschien, warf ihm der Kaiser tödtende Blicke zu und fragte mit schneidender Stimme: „Herr Admiral, warum haben Sie den von mir ertheilten Befehl nicht vollziehen lassen?“ — „Sire,“ erwiderte der erfahrene Seemann ehrerbietig, „weil ein furchtbarer Sturm im Anzug ist.“ In der That verkündete auch die drückende Luft und die gänzliche Windstille nur allzudeutlich das nahende Gewitter. Gleichwohl wiederholte Napoleon, den die Ruhe des Admirals noch mehr zu erbittern schien, mit zurückgehaltenem Ingrim: „Noch einmal frage ich Sie, warum sind meine Befehle nicht vollzogen worden?“ — „Darum, Sire,“ erwiderte der Admiral unerschrocken, „weil ich nicht mein ganzes Leben lang mir den Tod wackerer Matrosen und Soldaten vorzuwerfen haben wollte.“ — „Herr,“ entgegnete Napoleon im höchsten Zorn, „wissen Sie nicht, daß die Folgen meiner Befehle bloß mich angehen? Zum letzten Mal, wollen Sie gehorchen oder nicht?“ — „Nein, Sire, ich werde nicht gehorchen.“ Auf diese Worte hob der Kaiser, ganz außer sich, mit einer drohenden Bewegung die Reitpeitsche, die er noch in der Hand hatte. Der Admiral trat einen Schritt zurück, legte die Hand an sein Degengefäß und sagte, blaß vor Unwillen: „Sire! nehmen Sie sich in Acht. Sie werden weder mich noch Sie entehren wollen.“ Alle Umstehenden erbleichten. Napoleon warf die Reitpeitsche hinter sich über den Kopf weg, und alsbald entfernte der Admiral die Hand vom Degengefäß. Viele Personen waren Zeugen dieses Auftritts, der vor der kaiserlichen Barake stattfand. Die Folge davon war die Dienstentlassung des wackern Admirals.

Trotz der Warnung bestand Napoleon auf seinem Kopf; die Flotte mußte die Anker lichten und sich auf der Rhede in Linie aufstellen. Kaum aber war sie unter Segel, so brach der Sturm los; der Donner krachte und unaufhörliche Blitze zuckten aus dem schwarzbehängten Himmel; die entfesselten Winde trieben die Schiffe nach allen Richtungen auseinander. Trotz Sturm und Wind hörte man am Ufer das klägliche Geschrei der Schiffbrüchigen. Schweigend nahm Napoleon seinen Hut und stürzte hinaus. Am Ufer fand er eine bestürzte und unthätige Menge. Mehrere Schiffe waren an die Küste geworfen worden und das Jammergeschrei der Schiffbrüchigen ertönte laut und kläglich in die Ohren der am Ufer versammelten Menge. In diesem Augenblick soll der Kaiser in reumüthiger Verzweiflung ausgerufen haben: „O Bruix! Bruix! was habe ich gethan!“ Doch ermannte er sich schnell und rief mit heftiger Stimme: „Ein Boot! geschwind ein Boot!“ Keine Bewegung von irgend einer Seite, tiefe Stille. Der Kaiser wiederholte den Befehl. Da hörte man einzelne Stimmen der Seeleute: „Die See ist nicht fahrbar.“ Voll Unwillen erwiderte Napoleon: „Ah! Ah! ihr Herrn Seeleute, ihr fürchtet das Meer!“ Alsbald ließ er eine Compagnie seiner Garde anrücken und in ein ungewöhnlich großes Boot steigen, das zwölf kräftige Ruderer führten. „In See! in See!“ rief ihnen der Kaiser zu. Die Ruder griffen mächtig in die Wellen, aber das Element war stärker als die menschliche Kraft. Das Fahrzeug, von den Wogen zurückgetrieben, vermochte sich nicht vom Ufer zu entfernen. „Sire,“ sagte der Pilot, „die See ist nicht fahrbar.“ Napoleon kehrte in's Lager zurück. Am andern Morgen war die Küste mit Schiffstrümmern und Leichen bedeckt. — Als Gefangener auf St. Helena erinnerte sich Napoleon dieser Scene und sagte schmerzlich: „Armer Bruix! Ja, du hattest Recht, mich zu verwünschen. Wenn Alle, die mich umgaben, den nämlichen Freimuth bewiesen hätten, wäre ich vielleicht nicht hier. O, Bruix! Bruix! der Himmel hat dich gerächt!“ Der Admiral Bruix war ein Jahr nach seiner Entlassung gestorben und hatte seinen Kindern kein anderes Erbtheil zurückgelassen, als das Andenken an seinen edlen Charakter und seine glorreichen Dienste.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Die Damen Rachel, Mars und Doze. L'école des journalistes.

Dmlle. Rachel kann noch immer nicht auftreten im Théâtre français, und daher muß sich dieses Theater meistens an's Lustspiel halten, welches ihm besser gelingt als das Trauerspiel. Unterdessen hat Cas. Delavigne ein Trauerspiel für die junge Schauspielerin geschrieben. Auch Lamartine, welcher bisher sich im dramatischen Fache nicht versucht hatte, schreibt ein Stück für sie, hat aber diese Arbeit, wie die Schauspielerin ihre Darstellungen, Krankheit halber unterbrechen müssen. Vielleicht hätte Lamartine nicht daran gedacht, ein Trauerspiel zu dichten, wenn Dmlle. Rachel nicht erschienen wäre und den Dichter begeistert hätte. Sie hat noch, ohne es zu wissen, eine ganz andere Wirkung hervorgebracht. Dmlle. Mars, welche die einzige vortreffliche Schauspielerin am Théâtre français war, ehe Dmlle. Rachel auftrat, sah sich durch den rauschenden Beifall, welchen das junge Mädchen erhielt, in ihrer Alleinherrschaft plötzlich bedroht. Seitdem hat sie keine Ruhe mehr, und sie, welche bisher nie eine Schülerin bilden, Niemanden Rath und Unterricht ertheilen, Niemanden ihre Rollen abtreten wollte, hat plötzlich ihren Sinn geändert, hat sich ein junges, sanftes Mädchen mit vielen Anlagen auserlesen, es vom Morgen bis zum Abend unterrichtet, ihm alle Kunstgriffe ihres Spieles beigebracht, ihm einige ihrer Lieblingsrollen abgetreten, und es endlich als ihre geliebte Schülerin vor dem Publikum produzirt, was denn eine große Sensation in Paris machte und den Saal des Théâtre français mit Neugierigen füllte. Die Debuts der Dmlle. Doze (so heißt die Lieblingssängerin der Dmlle. Mars) sind außerordentlich glänzend, zumal Dmlle. Mars in einigen Stücken neben ihr spielt, und man also Original und Kopie mit einander des quem vergleichen kann. Die, welche fürchteten, nach Dmlle. Mars Abtreten von der Bühne werde keine Schauspielerin ihre Nachfolgerin werden können, fangen an sich zu beruhigen. Dabei ist es aber doch auch Zweifler und strenge Richter, welche in dem Spiele der Dmlle. Doze zwar eine getreue, fast stlavische Nachbildung des Spiels der Dmlle. Mars, aber keine Originalität, kein aus eigenem Gefühle, aus Reflexion entspringendes Auffassen einer Rolle erkennen, und daher fürchten, es fehle der jungen Schauspielerin an Einsicht, an ästhetischem Gefühle. Da sie jedoch noch sehr jung ist, und sich erst mit der Bühne und mit dem Auftreten vor einem großen und strengen Publikum vertraut machen muß, so läßt sich hinsichtlich ihrer Originalität noch nichts Bestimmtes sagen. Dies aber läßt sich nicht verkennen, und ist auch in den Theaterkritiken angemerkt worden, daß Dmlle. Doze vielmehr das Spiel der jetzigen alten Dmlle. Mars, als das der eben mitgen reproduzirt. Zwischen beiden ist aber ein großer Unterschied. Obschon Dmlle. Mars eine solche Energie des Charakters besitzt, daß ihr das Alter nichts von ihrer Thätigkeit benimmt, und daß sie wahrscheinlich so lange auftreten gedenkt, als es ihr die körperlichen Kräfte verstatten, so können sich doch ihre wärmsten Anhänger nicht verhehlen, daß ihr das Alter immer mehr und mehr von ihrer Vortrefflichkeit benimmt, und daß manche Rollen, worin sie auftritt, mit ihren 60 Jahren sich gar nicht vertragen, so gern auch das gegen sie sehr nachsichtige Publikum sich täuschen lassen möchte. Keine Schauspielerin hat wie sie die Kunst beseffen, im Anzuge jugendlich zu scheinen und im Spiele graziös und lebhaft zu bleiben; aber die 60 Jahre blicken jezt durch alle Kunst ihres Spiels hindurch und verleiden den Zuschauern den Genuß, welchen ihre Virtuosität noch immer gewährt. Man rieth ihr in den Tagesblättern, an den Rückzug zu denken, und dem Publikum den traurigen Anblick der Hinfälligkeit ihres Talentes zu ersparen. Sie hat aber bisher auf diesen Rath nicht geachtet, und da das feinsche Spiel ihr Lebenselement zu seyn scheint, so wird sie vermuthlich so lange fortfahren, bis es ihr das Publikum endlich deutlich und derb zu verstehen gibt, daß ihm die alte Schauspielerin nicht mehr behagt. Was sie besonders gegen Dmlle. Rachel aufgebracht haben soll, ist, daß diese, wenn sie spielt, eine Einnahme von vier bis sechstausend Franken bewirkt, sie, Dmlle. Mars, aber nur noch ein Drittel dieser Summe in die Theaterkasse bringen kann. Der Unterschied wird aber immer stärker werden, vorausgesezt, daß Dmlle. Rachel in ihrer Virtuosität stehig schon bisjetzt wäre es klug, wenn sich die Mars bei Zeiten zurückzöge. Indessen nun junge und alte Schauspielerinnen sich beeifern, dem schwerer zu befriedigenden Pariser Publikum zu gefallen, und indessen die bedeutendsten der jezt lebenden Dichter Frankreichs neue dramatische Produkte vorbereiten, bleiben auch die Dichterinnen, besonders diejenigen nicht müßig, welche in der Gesellschaft den Ton angeben und schon durch frühere Werke bekannt sind. Madame Ancelot, welche bekanntlich so eifrig für's Theater arbeitet als ihr Mann, und deren Lustspiel Marie auf der Bühne des Théâtre français vor zwei Jahren mit großem Beifalle aufgenommen wurde, hat ein neues Lustspiel für dasselbe Theater geschrieben, und es bereits sowohl in ihrem eigenen Salon, in welchem sich einmal in der Woche ein glänzender Zirkel von Männern und Frauen zu versammeln pflegt, als auch in andern Salons vorgelesen, natürlich mit vielem Beifall. Eine Frau mit sehönem Anstande und sehr angenehmem Vortrage macht immer Vergnügen, wenn sie gute Sachen vorliest. Auf der Bühne nimmt sich freilich manches ganz anders aus, als in solchen Verhältnissen, und daher entscheidet ein Salonsbeifall wenig. Mehr Aufsehen, als das Lustspiel der Madame Ancelot, hat das der Madame de Girardin erregt, welche neulich ihr Lustspiel: „l'Ecole des journalistes" ebenfalls in einer großen Versammlung, und zwar in ihrem Salon vorgelesen oder vorgetragen hat; denn es war mehr als ein bloßes Vorlesen, es war ein fast dramatischer Vortrag. Madame de Girardin war bekanntlich sonst Dmlle. Delphine Gay, welche unter der Restauration so reizende und unschuldigfromme Gedichte dichtete, wo dergleichen höhern Orts sehr gut angesehen und belohnt wurde. Seitdem aber Dmlle. Delphine die Frau des in so vielen Händeln und öffentlichen Angelegenheiten verwickelten Emile de Girardin geworden ist, hat sie auch die Anlacht und Frömmigkeit ein wenig bei Seite gelegt, und ist als entschiedenerer, nicht mehr so anmuthiger Charakter aufzutreten. Ganz Paris weiß es, daß sie und ihre Mutter die bekannte Sophie Gay, unter dem Namen Vicomte de Launay Recken, der wöchentlich unter den Feuilletons des Girardinschen Journals La Presse steht. Diese Feuilletons enthalten Ueberschriften des öffentlichen Lebens und Treibens, und sind mehr oder weniger geistreich, mitunter auch etwas beißend und persiflirend. Die Feuilletons sind überhaupt das Anziehendste, was Girardins Journal zu bieten hat; er hat einige der beliebtesten Modeschriftsteller angeworben, und von diesen liefert jeder wöchentlich ein oder zwei Feuilletons, die zuweilen sehr barok sind, aber dem Publikum doch gefallen. Man lernt wenig daraus; aber man amüsirt sich eine Stunde lang damit, und das ist schon etwas für die Pariser, welche das Amüsement häufig als den höchsten Zweck ihrer Lektüre ansehen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 29. November 1839.

— Es ſehn die grauen Reſte
Scheu auf des ſonn'gen Thales Blüthenfeſte,
Wie wenn ein Greis gerieth in Kinderſpiele,
Ein düſtrer Eremit ins Tanzgewühle.

Anaſt. Grün.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Rua.

Da ſieht man nun Rovigo und Padua und Venedig, und das Meer und die ganze Welt! — ruft freudeſtrahlenden Antlitzes, hinweiſend auf den weiten, freien Umblick, mein Führer, der kleine, dunkeläugige Pierrino, als wir den moriſchen Thurm erſtiegen hatten, der vom Berge Rua aus die Umgegend beherrſcht; und ich gedachte bei ſeinem Ausruf der einfachen Alten, die in kindlicher Weltanſchauung ebenfalls mit ihrem Horizont die Welt begrenzt ſahen und dabei in ihrem Kreiſe ſo unendlich vollendeter waren, als die meiſten der encyclopädiſchen Allwiſſer neuerer Zeit. Aber ich blickte auch umher und freute mich der ſchönen Gegenwart. Mitten aus dem Kettenkranze grünbewachſener Höhen, welche die Natur in vulkaniſcher Laune eines Jugendmorgens aus dieſer unabſehbaren Gartenebene hervorgehen ließ, hebt ſich Rua, keineswegs der höchſte, aber unſtreitig der ſchönſtbewachſene ſeiner euganeiſchen Geſchwiſter. Nicht ſklaviſch unterthan dem unumſchränkten Beherrſcher, wie dies bei dem benachbarten, bei weitem höheren Gipfel des Venda der Fall iſt, ſondern freundlich zugethan umlagern näher und ferner ihn die andern Bergkegel, durch Stellung und Bildung gewiſſermaßen Mehrer und Vollender ſeiner eigenen, die Aufmerkſamkeit des Beſchauners in Anſpruch nehmenden Reize.

Der Weg von dem am nordöſtlichen Abhange gelegenen Dörfchen Galzignano aufwärts zu dem reichbewachſenen Haupt des Rua führt durch einen ununterbrochenen Garten, nicht, wie unten im Thal, ſorglich abgegrenzt und gelichtet, ſondern im freien Ergehen ſeiner ſelbſt. Man hat vollauf zu thun, wenn die verſchlungenen Aeſte der Maronen und der Wallnuß, die breiten Blätter des Feigenbaums, die üppig überhangenden Weinranken und Schlinggewächſe im Suchen eines nähern, freilich dann auch um ſo ſteilern Fußſteigs blindern. Rechts und links wuchern Erdbeeren; dem Sucher raſchelt neben der ſchlanken, hurtigen Lazerte nicht ſelten eine Viper unter der Hand hinweg, ihr goldig gekröntes Haupt im nächſten Laube bergend; ſo leicht verletzt ſie jedoch keinen, der nicht gerade unvorſichtig ſie berührt. *

* Die Viper bildet einen beſondern Handelszweig in dieſen Gegenden; ſie wird von den Umwohnern fleißig geſammelt, nach Padua und von da nach Venedig geliefert, wo ſie bei der Bereitung des Theriats eine große Rolle ſpielen ſoll. Auch werden in Bipernblut getauchte Schnüre vielfältig weitbin verſendet; es gelten ſolche als abſonderliches Heilmittel gegen Hyſterie und Krämpfe aller Art.

Ein dunkler Kranz von Pinien und Edeltannen, aus dem lichtern Grün des Wallnuß- und Maronengebüsches hervortauchend, bildet auf dem breiten Gipfel des Rua eine schattende Krone, deren ernster Reif die ephenumrankte Mauer des halbverfallenen Kamaldulenserklosters umzieht. * Der Eintritt in diese Schatten hat etwas Feierliches; es scheint der Ort von der Natur selbst zu stiller Betrachtung geweiht; Alles athmet Ruhe, Abgeschiedenheit und Frieden. Hinter diesen Mauern liegen einsam neben einander die verlassenen Cellen der Klosterbrüder, jede ein niedrig Häuschen für sich mit eigener Andachtskapelle und umjäuntem Gärtchen. Epheu, Wein und Feigen, üppig wuchernd, kränzen und gürten die Mauern dieser ausgetordenen Einsiedelei. Am östlichen Ende steht das größere Haus, welches die Bibliothek des Klosters, die Wohnung des Priors, das gemeinsame Eigenthum enthielt; daran schließt sich die Kirche. Hier ist Alles leer und öde, zum Theil vermorscht; auch die schön gewölbten Keller bieten keine Erquickung mehr; aber köstliches Wasser enthält noch der inmitten des geräumigen Hofs befindliche tiefe Brunnen, und die alte Beata, die mit ihrem Manne in ärmlicher Wohnung das Custosamt verwaltet, hätte der Entschuldigung nicht bedurft, daß sie nichts Besseres bieten könne, als sie uns Dürstenden den krystallhellen Trunk reichte.

Das Innere der Kirche übt einen wahrhaft verstörenden Eindruck: nicht ihrer Leere und Oede willen; es gibt deren in und außerhalb Deutschlands viele, die noch in vollem Gebrauche, und dennoch bei weitem leerer sind als diese seit Decennien schon verlassene. Man vergegenwärtige sich, statt alles Weiteren, nur das Bethaus einer Pietistengemeinde in seiner gänzlichen Nacktheit. Fehlt diesem aber auch Alles, was den Menschensinn erfreut, so spricht doch aus dem Ganzen jener Friede, der dem Herzen Kunde gibt vom Bund des Himmels mit der Erde; und eben dieser Friede ist's, der aus den zerrissenen Mauern der Kirche auf dem Berge Rua seit lange schon entwichen scheint. Es ist, als sey die Gottheit aus dem ihr geweihten Heiligthum hinaus geflüchtet in die Schatten der freien Höhen und habe jenes feindlichen Dämonen zu eigen überlassen. Der Kirche Marmorboden durchweg geschmackvoll eingelegt, rings oben am Gesims in Stein gehauene Blumen- und Fruchtgewinde und schön geschnitztes Holzwerk, Säulen an den Thüren, zum Theil die Eingänge noch fest umrahmend, doch nirgends mehr die Spur von sorglicher Erhaltung. Im Hauptschiff liest man auf dem Zifferblatt der Uhr noch deutlich jede Zahl, der Zeiger aber fehlt; dort steht vereinsamt, seinem ursprünglichen Platz entrückt, der ausgehobene hohe Altarrahmen; da gähnt ein aufgerissenes Grab, der Leib herausgenommen, und nur noch Stücke zerfetzter Kleider hie und da am Boden neben abgebrochenen Engelsköpfchen, marmornen Flügeln, Füßen, Armen, gebrochenen Marmorsäulen, gestürzten Kapitälen. Inmitten dieser gräulichen Zerstörung hat eine schwarze Marmortafel sich erhalten mit der Inschrift: „Nicolao Pacyo episcopo Samogetarum, regni Poloniae senatori, benefactori munifico, brevem hanc sed diuturnam memoriam erexere, ne ubi ipse condi voluit, ibi ei nomen conderent. Obiit Patavii sexta die Sept. A. 1624 aetatis suae 54.“ — Diuturnam! — Auch die Stiegen, die hinan zum Thurme führen, sind morsch und werden, wenn nicht bald etwas zur Wiederherstellung geschieht, binnen Kurzem kaum mehr zu besteigen seyn. Aber droben angelangt, vergißt man jeden Eindruck von Zerstörung und Vergänglichkeit, so jugendbrisch breitet sich Alles rings umher vor den schwelgenden Blicken aus. Mit einem Male tauchte in einem Augenblicke magischer Beleuchtung Venedig aus der dunkelblauen Lagune empor, ein weißer Streif mit leis verschwimmenden Erhöhungen. Unwillkührlich trat mir vor die Seele, was südliche Wanderer von der Fata Morgana berichten. Man mochte sich gar nicht trennen von dem zauberischen Blick.

Endlich war es Zeit zum Aufbruch. Die Einladung Beatens zu einer Schüssel Erdbeeren führte noch einmal in die Custoswohnung, und die würzigen Früchte erlaubten gar nicht, in die Klage der Geberin einzustimmen, daß sie leider nicht einmal ein Ei anbieten könne, weil der Fuchs vor ein paar Nächten die Henne gefressen. Ihr Alter, der schon zur Blüthezeit des Klosters hier aus und ein gegangen war und sich nicht wenig darauf zu Gute that, daß er Papst Gregor XVI., der vor langen Jahren hier Mönch gewesen, von Angesicht zu Angesicht gesehen, konnte kein Ende finden im Rühmen der Unbescholtenheit und Güte der Klosterbrüder, und wie sie in der ganzen Umgegend verehrt gewesen um ihres wohlthätigen Sinnes willen. „Ja, ja,“ schloß er topfschüttelnd, „so frißt die Welt Alles auf, was gut ist, und nur das Schlimme bleibt übrig und gedeiht.“ Der kleine Pietro aber schaute ungläubig drein bei diesen Worten und blickte mich mit seinen klugen Augen freundlich, Beifall nickend an, als ich, von dem mitgebrachten Weine die Gläser füllend, anstieß auf Besseres und Gedeihen alles Guten.

* Kirche und Kloster sollen im Jahre 1557 erbaut worden seyn und wurden am Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts aufgehoben. Italische Forscher leiten den Namen Rua her von dem griechischen *Ῥόος*, weil hier in grauer Zeit eine Menge von Quellen und rieselnden Bächen entsprangen, welche das Alterthum den Nymphen des Berges geheiligt.

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Schluß.)

Man könnte, bei tieferem Nachdenken über die, auf dieses Verfahren begründete Festsetzung der jährlichen Parallaxe des Sterns 61 im Schwan freilich noch einwenden, daß dabei, außer den durch Rechnung beseitigten Miteinflüssen der Aberration und Eigenbewegung dieses Sterns, auch noch der Umstand einer möglicherweise bemerklich werdenden Parallaxe der gewählten Vergleichungssternchen selbst hätte berücksichtigt werden sollen. Allein Bessel behauptet, nach der sorgfältigsten Prüfung sämmtlicher Bedingungen, die gänzliche Unmerklichkeit einer jährlichen Parallaxe jener beiden, höchst wahrscheinlich auch wirklich unendlich viel weiter entfernten Vergleichungssterne annehmen und also die beobachteten scheinbaren Ortsveränderungen nur als Wirkung der Parallaxe des Sterns 61 im Schwan selbst betrachten zu dürfen. Solchergestalt ist dieselbe denn auch daraus abgeleitet und, wie wir vorläufig schon in der ersten Abtheilung angeführt haben, auf *etwas über 31 Hundertel einer Sekunde* festgesetzt worden, woraus eine Entfernung des Sterns 61 im Schwan von 657,700 Halbmessern der Erdbahn (zu zwanzig Millionen geographischen Meilen) folgt. * Das Licht mit seiner ungeheuren Geschwindigkeit von über 40,000 deutschen Meilen in der Sekunde braucht mehr als zehn Jahre, um diese Entfernung zu durchlaufen, welche durch unser Zahlensystem wohl ausgedrückt, nicht aber weiter versinnlicht werden kann.

An das Ungeheure dieser Entfernung eines Sonnensystems, welches doch (schon bei Vergleichung mit der, früher von uns ebenfalls beigebrachten, durch Struve zu $^1/_8$ Sekunde bestimmten Parallaxe von Wega in der Leier, woraus eine mehr als doppelte Entfernung folgt) noch zu den nächsten gehört, will ich schließlich eine Betrachtung knüpfen, die für viele Leser von Interesse seyn wird, nämlich die Untersuchung der Frage: welche Gründe den Architekten des Weltalls bestimmt haben können, selbst die zunächst neben einander liegenden Sonnensysteme, wie das unsrige und 61 des Schwans, durch so unermeßliche, dem Leben scheinbar entzogene, nur der Leere übereignete, oder höchstens durch den Himmelsäther erfüllte Zwischenräume von einander zu trennen? „Wo nur Bahnen möglich waren," sagt uns doch der Weltweise, „da rollen Welten, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen können, da werden Wesen." Es müssen überwiegende Gründe zu einer solchen scheinbaren Raumverschwendung vorhanden gewesen seyn, und dieselben liegen wohl in nichts, als in der unumgänglichen Nothwendigkeit, die Attraktionseinflüsse eines Systems auf das andere vollkommen auszuschließen. Die Masse des Fixsterns z. B., welchen wir unsere Sonne nennen, ist bekanntlich mehr denn 800mal größer, als die Massen aller Planeten und Nebenplaneten des ganzen Systems zusammengenommen, und wirkt mit der dadurch bedingten Anziehungskraft noch auf den 400 Millionen Meilen entfernten, vermeinten Grenzplaneten Uranus, wenn es nicht jenseits desselben, wie so sehr wahrscheinlich ist, noch mehrere andere, nur ihrer großen Entfernung wegen für uns stets unsichtbar bleibende Planeten gibt. * Auch damit aber wären die Grenzen der Anziehungskraft der Sonne noch lange nicht bezeichnet, und die Astronomie belehrt uns vielmehr, daß die Kometen durch diese Attraktion gezwungen werden, in höchst excentrischen Bahnen um den Centralkörper zu laufen, und uns unermeßlichen Entfernungen zu ihrer Sonnennähe zurückzukehren. Man darf also als ausgemacht annehmen, daß jeder Centralkörper so weit Satelliten beherrscht, als die Sphäre seiner Anziehungskraft irgend reicht, und daß die Aetherluft, welche zwei nächste Systeme von einander trennt, nur eben groß genug ist, um alle Möglichkeit des Hinüber- und Herüberwirkens der gegenseitigen Massen auszuschließen; ja, der bekannte, äußerst geringe Massengehalt der Kometen, als der Grenzkörper unseres Systems, rührt wohl daher, daß ihr Gebiet so weit als möglich ausgedehnt werden sollte, ohne daß sie durch ihre Massenwirkung die Centralbewegungen in den zunächst gelegenen Systemen beeinträchtigten. Diese schon an sich höchst wahrscheinliche Vermuthung wird noch durch einen Umstand unterstützt, den die bloße Betrachtung unseres Planetensystems an die Hand gibt. Gleichwie nämlich die Sonnen (Fixsterne) Centralkörper ihres Systems sind, so stellen sich nicht minder die Planeten ihrerseits als solche, wenn auch untergeordnete Centralkörper ihrer Mondsysteme dar. Nun wachsen die Entfernungen der Planeten unseres Systems von einander bekanntlich fast in geometrischer Progression, und von den Asteroiden zum Jupiter, von diesem zum Saturn, und

* Diese Entfernung von 657,700 Halbmessern der Erdbahn entspricht genauer einer Parallaxe = 0",5156; wir haben früher in runder Summe 700,000 gesetzt, innerhalb welcher Grenze uns die Ermittlung zu liegen schien. Da Bessel die betreffenden Beobachtungen fortsetzt, so steht vielleicht bald noch eine kleine Correction zu erwarten.

* Diese so wahrscheinliche Vermuthung spricht auch schon Kant in seiner oben von uns citirten, an den erhabensten Ideen überreichen „Naturgeschichte und Theorie des Himmels" aus; und auch Wurm, in Bodes astronom. Jahrbuch für 1790, zeigt die große Wahrscheinlichkeit noch mehrerer Planeten und Kometen in unserem Systeme.

vom Saturn zum Uranus sehr schnell. Eben so wächst nun auch die Zahl der, diese drei letzteren Planeten umkreisenden Monde; * aber die Entfernungen derselben vom respektiven Hauptplaneten sind so eingerichtet, daß gleichwohl keiner dieser drei Planeten die Monde des andern durch seine Anziehung entführt; und die Weite der Aetherkluft, welche die gedachten Planeten von einander trennt, scheint durch diese Nothwendigkeit des Ausschließens des Attraktionseinflusses eines jeden von ihnen auf das Moudsystem des andern mit bedingt zu seyn. Diese Analogie ist gewiß auf die benachbarten Sonnensysteme auszudehnen.

Auch aus diesem Gesichtspunkte stellen sich Bessels und Struves nähere Bestimmungen über die Parallaxe, und somit die Entfernung der Fixsterne als überaus wichtig dar, indem sie einen ferneren Schluß auf die Gebietsausdehnung eines jeden Centralkörpers und die Weite der wirklichen Kluft zu erlauben scheinen, welche zwei Sonnensysteme von einander trennen muß, um, wie gesagt, den vernichtenden Einfluß der Attraktionen des einen hinüber in das andere gänzlich abzuwenden. Man ahnt hiemit, zu welch erhabenen Folgerungen über die bei Ausführung des Weltbauplans zu berücksichtigenden Bedingungen durch die von uns dargestellten neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel Anlaß gegeben wird, und daß sich die Wichtigkeit derselben keineswegs auf die von uns beigebrachten Zahlenresultate beschränkt.

* Jupiter hat bekanntlich vier, Saturn sieben, und Uranus gewiß noch mehr Monde, obgleich erst sechs entdeckt sind, in deren Systeme sich aber Lücken finden, welche obige Vermuthung mehr als wahrscheinlich machen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

L'Ecole des journalistes.

Keine Journalredaktion legt mehr für ihre Feuilletons aus als La Presse, und doch ist dieses Journal das erste, welches seinen Abonnementspreis auf die Hälfte des gewöhnlichen Preises der Pariser Journale herabgesetzt und den Anstoß zu den berüchtigten Vierzigfrauks-Journalen gegeben hat. Diese Vierzigfrauks-Journale haben den Achtzigfrauks-Journalen einen sehr bedeutenden Theil ihrer Abonnenten entrissen, da mancher Zeitungsleser es für eine höchst erwünschte Erfindung ansieht, vierzig Franks zu sparen. Ich habe neulich auf einen Aufsatz des Dichters Sainte-Beuve aufmerksam gemacht, worin er den nachtheiligen Einfluß der Vierzigfrauks-Journale auseinandergesetzt hat, einen Einfluß, welchen besonders das Girardinsche Blatt ausübt. Da Emile de Girardin sich in eine Menge von halb merkantilischen, halb literarischen Unternehmungen eingelassen, und diese in seinem Blatte den Lesern stark geräuhmt hat, so sind dadurch manche verleitet worden, an denselben durch Ankauf von Aktien Theil zu nehmen, und haben hernach ihre Leichtgläubigkeit bereut. Dies ist noch nicht Alles. Emile de Girardin hat sich eine Zeitlang auf die Seite der Minister geworfen, alle ihre Maßregeln in seinem Blatte vertheidigt und die Opposition hart angegriffen; dadurch hat er sich aber so viele politische Feinde gemacht, als merkantilische durch seine mißlungene Spekulationen. Daher ist denn auch wohl kein Mann so oft und so bitter in den Tagesblättern angegriffen worden, als er. Man hat ihn behandelt wie Jemand, den man auch nicht die geringste Rücksicht und Schonung schuldig zu seyn glaubt. Freilich hat sich Girardin wenig Mühe gegeben, die öffentliche Meinung wieder für sich zu gewinnen. Seine Frau, die natürlich unter der allgemeinen Rücksichtslosigkeit gegen E. de Girardin leiden muß, glaubte nun, ihn auf effektante Weise rächen zu müssen, und benützte ihr poetisches Talent, um ihren Mann einerseits, und die Journalisten, seine Feinde, andererseits zu schildern, und zwar ersteren als einen Mann von den lautersten Gesinnungen, und die andern als nichtswürdige Menschen. So ist ihr Lustspiel „l'Ecole des journalistes“ entstanden, das vielleicht nie aufgeführt werden wird, obschon die Dichterin gewiß im Geheimen die Hoffnung hegt, daß es dazu kommen werde. In dem Stücke, wie sie es vorgelesen hat, treten mehrere Bursche auf, welche sich des trinken und bei ihren Gelagen Journalartikel machen, wozu sie Alles anzureizen und herunterzumachen, was andern Ansehen einflößt, Tugend, Talent, Beschwerdewesen, die Leute gewissenlos verläumden und anschwärzen, Verzweiflung, Kummer und Zwietracht in den Familien hervorbringen, und so gar einen Künstler so weit treiben, daß er sich selbst das Leben nimmt; eine Anspielung auf den Maler Baron Gros, der sich freilich über Zeitungsartikel zu beklagen haben mochte, den aber vorzüglich die von Publikum ihm bewiesene Gleichgültigkeit gegen seine letzten Leistungen in der Kunst zu Herzen gegangen seyn soll. Man kann also der Journalisten sich nicht wohl verwerfen, daß sie Gros um's Leben gebracht. Madame Girardin ist in ihrem Stücke noch weiter gegangen; denn eben jene Menschen, welche ihre Zeitungsartikel bei ihren Saufgelagen schreiben, erzählen auch in einem Feuilleton von, wie eine Mutter ihren heimlichen Liebhaber mit ihrer Tochter verheirathet, und durch dieses Feuilleton erfährt die Tochter die schändliche Aufführung ihrer Mutter, welche sich dadurch rechtfertigt, daß sie zwar gesteht, sie habe den Mann geliebt, aber um nicht strafbar zu werden, ihn mit ihrer Tochter verheirathet. Da nun von einem berühmten Manne in Paris ein ähnlicher Skandal erzählt wird, so kann man nicht zweifeln, daß die Dichterin hierauf angespielt, und nur den Ausgang der Geschichte geändert hat, und zwar zum Bessern. Dies sagte man sich schon, ehe die Komödie vorgelesen wurde, und nachher behauptete man, die Dichterin habe, eben um zu beweisen, daß sie nicht die Absicht gehabt, den so rühmten Mann zu verläumden, ihr Stück mit so grobem Gepräuge vorgelesen. Ob alle Zuhörer diese Ueberzeugung mit sich davon getragen haben, mö-hte ich nicht entscheiden. Auffallend war es, in dieser glänzenden Versammlung viele ausgezeichnete Journalisten beisammen zu sehen, obschon das Stück eigentlich gegen die Journalistik gerichtet war; freilich waren die Mitarbeiter der „Presse“ in der Mehrzahl, und diese konnten sich unmöglich durch die Feder der Frau ihres Patrons getroffen fühlen. Die Dichterin hat offenbar die Journalistik ganz falsch geschildert; denn wo hat man je die Mitarbeiter eines großen Pariser Journals zu einem Trunk gelage sich versammeln und dort gegen Talent und Tugend schreiben sehen? (Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 30. November 1839.

Wo Mondſchein die luſtige
Primel umbebt,
Da werde der luſtige
Reigen gewebt.

Matthiſſon.

Vom Mummelſee.

1.

Die Hochzeit.

Bei Nacht iſt ein Klingen und Singen im See,
Es ſtutzen im Forſte die Hirſch' und die Reh',
Die Vögelein ſchütteln ſich munter.
Es ſchallet und hallet ein luſtiger Lärm,
Es tauchen die Mummler in buntem Geſchwärm
Die Fluthen herauf und hinunter.

Heut hat ja ihr König die niedlichſte Fee,
Die ſchöne Merlina genommen zur Eh',
Dies will er auf's Herrlichſte feiern;
Nun ſteiget das luſtige Völkchen an's Land
Im blauen, mit Silber geſtickten Gewand
Die Dämchen in ſilbernen Schleiern.

Der König, die Krone von Schilf auf dem Haupt,
Geformt aus Beryll, mit Smaragden umlaubt,
Im Mantel von Purpur und Sammet;
Die Königin ſtrahlend von Schönheit und Glanz,
Im goldenen Haar den ſaphirenen Kranz,
Der von Amphitrite noch ſtammet.

Nun pflücken ſie Blumen und grünendes Reis,
Und bauen gar zierlich am Ufer im Kreis
Sich Lauben mit Tiſchen und Bänken;
Dann ſetzen ſich Alle zum köſtlichſten Mahl,
Es geht in der Runde der Muſchelpokal,
Gefüllt mit den feinſten Getränken.

Es blaſen aus Flöten von Binſen und Rohr
Viel herrliche Stücklein die Muſiker vor,
Und laden die Gäſte zum Tanze.
Nun klingt es und ſchwingt es und ſpringt es und ſauſt,
Daß ſelber der See nun melodiſch erbrauſt,
Zu ſeinem umwirbelnden Kranze.

Die Geiſter der Nachbarſchaft ſchweben herbei,
Die wüthenden Jäger mit Hurrageſchrei,
Die Gnomen, Kobolchen und Zwerge,
Und miſchen ſich Alle im ſchönſten Verein
Zur luſtigen Tafel, zum tanzenden Reihn,
Es hallen im Echo die Berge.

So ſchallet und hallet die Hochzeit am See,
Da wird es dem lieblichen Bräutchen ſo weh,
Sie kann nicht die Landluft ertragen;
„Eins“ rufet die Glocke vom Kirchlein im Thal,
Und über der Geiſter unendliche Zahl
Die Waſſer, die brauſenden, ſchlagen.

2.

Der Hirte.

Es sitzt ein Hirtenknab
Am Ufer dort und singt,
Daß in die Fluth hinab
Die süße Stimme dringt.

Da steigt die schönste Fee
Im silbernen Gewand
Wohl aus dem dunkeln See
Zum Hirten an das Land.

Sie hat ihn bald berauscht
Mit süßem Minnespiel,
Und täglich ward getauscht
Der heißen Küsse viel.

Doch pünktlich jedesmal
Versank die holde Fee
Beim letzten Abendstrahl
Hinunter in den See.

Einst sprach das schöne Weib:
„Bleib ich einmal zu Haus,
„O Freund, so ruf' bei Leib'
„Nie meinen Namen aus!

„Dann muß ich sterben gleich,
„Du siehst mich nimmermehr;
„In meinem Wasserreich
„Ist das Gesetz gar schwer." —

Schon mancher Tag verfloß
Dem Hirten an dem See,
Doch aus der Wellen Schoos
Stieg immer keine Fee.

Einst in dem Abendglanz
Der Hirtenknabe saß,
Und des Verbotes ganz
In seinem Schmerz vergaß.

Es ruft voll Liebesglut
Den theuern Namen aus —
Da regt sich die Flut
Mit zischendem Gebraus;

Und aus der Tiefe gellt
Ein dumpfer Schmerzensschrei,
An das Gestade schwellt
Ein Schaum von Blut herbei.

Es schwimmt zum Ufer da
Ein weißes Röslein her.
Kein Aug' auf Erden sah
Den Hirtenknaben mehr.

A. Palmer.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Venda.

Es war später geworden, als ich geglaubt und gewollt, und die Sonne stand höher am Himmel, als zum Bergsteigen an einem Junitage erspriesslich, namentlich in Regionen, wo die Macht des Scirocco noch an keiner Alpenwand sich gebrochen. Schon nahte die Zeit des Tages, wo vor Jahrtausenden Theokrit seine Hirten sich in Höhlen zurückziehen läßt, während die Heerde gesenkten Kopfes Schatten sucht zu bequemer Lagerung, und selbst die Eidechse sich unterm raschelnden Laube verbirgt vor den allzu wohlmeinenden Strahlen. Oft hatte ich Pietros: „O Dio, Signore, che caldo!" zu beschwichtigen durch die Versicherung, daß das Schwerste nun ja wohl überwunden sey.

Der Bergsattel, der vom Rua zum Venda in südlicher Richtung überführt, ist sorglicher benutzt, als in gleicher Höhe an der entgegengesetzten Seite der Fall war. Türkischer Weizen, hier zu Lande schlechtweg Formenton genannt, schießt mit seiner lichten Blättersäule üppig unter'm Dach der Kirschen-, Maulbeer- und Feigenbäume auf; die Blüthe der Olive mit ihrem zarten Duft und die schwankende Cypresse erinnern unwillkührlich an den Süden, während hier und da eine kräftige Eiche an die nordische Heimath mahnt. Die Eiche ist so recht eigentlich der deutsche Baum und weckt im Deutschen unter jedem Himmelsstrich gesteigertes Vaterlandsgefühl. So rief vor Jahren im fernen Osten, jenseits Kasan, ein Eichenwäldchen mir das Bild der trauten Heimath so lebhaft vor die Seele, daß mich ein Sehnen wie Heimweh befiel. Es schlummert in Gegenständen der Anschauung fast eben so sehr, als in gewissen Melodien, ein Grundton, der unter noch so verschiedenartiger Bekleidung durch die bloße Erscheinung unwillkührlich sich kund gibt. Unsere Brust ist der Resonanzboden für die Saiten, die das Leben anschlägt, die Aeolsharfe, die nur des entsprechenden Luftzugs harrt, um die inwohnenden Accorde wiederzugeben; auf dieser Wechselwirkung beruht das Geheimniß der Sympathie, dieser starken, geisterbindenden Gewalt, die weit über das Irdische hinaus ihre wunderbare Macht übt. Wenn aber und die blaue Himmelsdecke ihren goldenen Sternenschmuck ausbreitet und in dem Innersten der Brust das Land emportaucht, das wir gläubig ahnen, so ist das eben auch der Anklang der berührten Aeolsharfe; auf jede Frage, die der Suchende nach oben stellt, wird ihm die Antwort nur im innern Schacht. Vergebens breiten wir die Arme aus, theure Vorangegangene wieder zu erfassen; wir stoßen überall auf die Schranken des

Irdischen; aber in uns leben sie unvergänglich und feiern da im Gegenklang verwandter Seelen eine fortgesetzte Auferstehung.

Herzlich willkommen war der Schatten, welchen die Klosterträmmer auf der nordöstlichen Kuppe des Berges boten. Dieses Kloster, ebenfalls dereinst bewohnt von Kamaldulensern, soll auf derselben Stelle erbaut seyn, wo, wie die Sage geht, in der Heidenzeit der Tempel einer Göttin Venda gestanden, von welcher noch heute der Berg seinen Namen habe. Andere nennen ihn Veda und bringen den Namen in Verbindung mit der weiten Aussicht, die man droben nach allen Seiten hin genießt. Dies, meinte Pietro, sey grundfalsch; die heidnische Göttin aber, die Venda, sey hier oben gar vielfach angebetet worden; das sey ganz gewiß. Sie werde auch mitunter Venus geheißen und sey, darüber herrsche kein Zweifel („non ghe xe dubbio“) die Schwester der Diana und des Bacchus und ein wunderschönes Weib gewesen. Schlimme Zungen, meinte er, besonders wenn sie zuviel getrunken hätten, schwören heute noch per Venere, per Diana und per Bacco, was aber niemals gute Folgen habe. Ezzelino, fuhr er fort, der ein gar schlimmer Heide und blutdürstiger Tyrann gewesen, habe diese Göttin Venda und ihren gottlosen Bruder abgöttisch verehrt und habe ihrem Tempel gegenüber an der andern Seite des Berges einen Wallfahrtsthurm erbaut; in welchem er ihr jeden Morgen und jeden Abend unter fürchterlichen Martern Menschen geschlachtet; dabei habe dann er und seine Krieger gezecht und häßliche Loblieder zu Ehren des Antichrists gesungen. Darum habe aber auch der heilige Antonius im Namen Gottes ihn gestraft, und der böse Ezzelino, den seine Unterthanen zuletzt nur die Geißel Gottes genannt, sey elendiglich zu Grunde gegangen. Die Herrschaft des Landes aber habe der heilige Antonius an den tapfern und frommen Helden Antenor gegeben, nachdem dieser zehn Jahre lang mit den Türken Krieg geführt und ihre Hauptstadt Troja zerstört. Damals sey noch Alles bis an die Berge heran tiefes Meer gewesen, und Antenor sey mit seiner Mannschaft auf großen Schiffen heran gekommen. Aber der heilige Antonius habe zum Lohn für die Bekämpfung der Ungläubigen im Namen Gottes ein weitläufiges Stück Meer in Land verwandelt und damit das Königreich des frommen Antenor vergrößert. Darum fänden sich auch noch so viele Muscheln in der Umgegend, und manchmal selbst ein Anker oder sonstiges Schiffsgeräthe. Antenor aber habe zur Ehre Gottes und des heiligen Antonius Padua erbaut, das bald darauf die gottesfürchtigste und gelehrteste Stadt der ganzen Welt geworden, und wohin selbst die großmächtigsten Venezianer in die Schule gegangen. Und von dem Allen seyen viele Schriften und Bilder und Denkmäler in Padua zu sehen, und die Herren Studenten dort müßten das Alles genau wissen, wenn sie ein Amt haben wollten. — So hatten in dem Kopfe des lebhaften Buben Sage und Geschichte sich zu einem eigenen Gemisch gebildet, und die Verwicklung könnte als Beispiel dienen, wie sich Traditionen verschiedener Zeiten ineinander wirren. Jedes Einzeldatum hat seinen irgendwie bewahrheiteten Anfangspunkt, aber aus dem verknäuelten Gewebe des Ganzen lassen sich oft kaum die ursprünglichen Fäden lösen.

Von Kloster und Kirche sind noch hohe Mauern übrig, in deren mittleren Räumen einige aufrechtstehende und einige umgestürzte Säulen hervorragen, hier und da mit sorglich gefertigten Skulpturen. Aus dem zerbröckelten Gestein wächst überall in dichtem Drange üppiges Gestrüpp; durch Fensterspalten und Mauerrisse hat man wundervolle Durchblicke auf Einzelausschnitte der Gegend.

Da ungeachtet eines kühlenden Bergluftzugs die Gluth der Sonne immer stärker wurde, schien es rathsam, im breitesten Schatten der Klostermauern einer Siesta zu pflegen. — Beim Erwachen war der erste Gruß ein Chor von Lerchen, welche wirbelnd sich empor zum Himmel hoben, eine wonnige Symphonie im großen Dome, und die freudigste Aufmunterung zum Aufbruch vorwärts. Nur noch ein kurzer Weg, und wir waren auf dem Gipfel des Venda, dieses Broccn der Euganeen, welche ihn, gleichwie der Harz die Schultern jenes norddeutschen Altvaters, wie ein Fürstenmantel umlagern; noch größer wird die Aehnlichkeit dadurch, daß die Euganeen wie der Harz ohne allen Zusammenhang mit andern Bergzügen in eine weite Ebene hinaus geschleudert scheinen.

Schon neigte sich die Sonne tiefer, und der Berge Schatten wurden länger. In frisches Grün gekleidet, breiten sie sich aus, die alten Feuergeborenen, und weithin um sie her die heitersten Gefilde, dicht übersät mit Pinien und Feigen, Ahorn und Cypressen, Weiden und Granaten, Eichen und Oliven, Nord und Süd in mannigfach sich abstufender Schattirung. Von Norden blicken die glänzenden Hörner der Tyroler Alpen, von Osten her jenseits Venedig das dunkle wogende Meer; nach Süden und Westen schweift das Auge über die unbegrenzte, reich mit Fruchten aller Art bebaute Ebene, aus deren üppigem Gartenschmuck die weißen Landhäuser wie eingestreute Edelsteine vordlitzen; in ihrer Mitte, ein Solitair, umglüht vom reinsten Sonnengolde, Padua mit den Kuppeln der Kirchen seines Santo,* seiner Giustina und all seiner übrigen Heiligen und dem Thurm des

* Wie Rom den Alten Urbs, κατ' ἐξοχην, so ist dem Paduaner sein Antonius il Santo par excellence, und es bedarf in der ganzen Umgegend keines weitern Zusatzes, ihn von andern Heiligen zu unterscheiden.

Ezzelino, noch in Zeiten der Republik zur Sternwarte umgewandelt. *

Und immer tiefer neigt sich die Sonne, und mit den Schatten wächst die Ruhe und Milde der Eindrücke. Ein leiser Luftzug erhebt sich, die Blätter sanft durchsäuselnd. Aus dem Thal empor dringt der Schall friedlicher Abendglocken; hier oben lassen nur noch einzelne Spechte und Trosseln aus den Bäumen, girpende Grillen aus dem Grase sich vernehmen, der letzte Rest des Tageslebens, während über den Blumen, wo kurz vorher die muntre schwirrende Libelle, die emsig suchende Biene, der bunte Schmetterling, im Strahl der Sonne flatternd, sich gewiegt, jetzt der schwer dinsummende Käfer und der langsam sich erhebende Nachtfalter der Dämmerung vorangiehen.

Tiefe Stille, tiefer, ungestörter Frieden senken sich herab auf die weiten, reich gesegneten Gärten. Ein schönes, schönes Land, entstanden durch vulkanisch unterirdische Feuer, in mehr denn einer Schlacht vielfach mit Blut getränkt. Haben die Vulkane ausgebrannt? Werden früher oder später verheerende Lavaströme wieder hervorbrechen? Ist Italien überhaupt ein ausgebrannter Lavaboden, oder ein noch immer glutschwangerer Herd künftiger Brände? — Wer erwidert? — Nicht die Schatten aus den Gräbern, nicht die Vor- und Mitkämpfer in den Staubwirbeln der aufgewühlten Gegenwart, nicht die Embryonen, harrend der Enthüllung. Weltauge, du blickst leuchtend scharf durch alle Nebelschleier, aber keinen deiner Durchblicke verräthst du. Weltauge, du große, schweigsame Bussole der rollenden Zeiten, treu im Wandel, klar im Dunkel wie im Licht, wirst du dereinst das ungeheure Räthsel lösen?

* Beim Eintritt in das einstmalige Castell des Tyrannen Ezzelino liest man die in Stein gehauene Inschrift:
„1242. Quae quondam infernas turris ducebat ad umbras,
Nunc Venetum auspiciis pandit ad astra viam. 1767."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Schluß.)

L'Ecole des journalistes.

Die politischen Aufsätze in die Journale erfordern einen nüchternen Kopf, viel Nachdenken, umfassende Kenntnisse; sie müssen mit Bedacht und Vorsicht abgefaßt werden, nach der Stimmung der gesetzgebenden Kammern, oder nach Vergleichung der in andern Tagesblättern, einheimischen und fremden, zur Sprache getommenen Ansichten und Bebauptungen, und nach Erwägung desjenigen, was die Organe der Regierung darüber geäußert haben. Wie könnte so etwas bei einem Trinkgelage geschehen? Die literarischen und dramatischen Aufsätze erfordern nicht weniger Umsicht und Ueberlegung. Solche Aufsätze können nur am Schreibpulte des Studierzimmers abgefaßt werden. Anders mag es sich mit den kleinen beissenden Artikeln verhalten, welche die nichtspolitischen Tageblätter, als Charivari, Corsaire und andere, zum besten geben; allein ist es wohl der Mühe werth, gegen diese ein großes Lustspiel zu schreiben, zumal diese kleinen Blätter wenig Einfluß haben, und bloß das die Médisance liebende Publikum einige Augenblicke vergnügen? Die Dichterin behauptet dagegen, es sey nicht ein Zug in ihrer Journalistenschilderung, der nicht aus dem Leben gegriffen wäre. Um nun das Drama mit einem guten Ausgange zu versehen, läßt Madame de Girardin einen edeln Mann auftreten, welcher, voll hochherzigen Unmuths über den Unfug des Journalwesens, den Entschluß faßt, sich für das alles meine Wohl aufzuopfern, mit Hintansetzung seiner vielen Geschäfte selbst Journalist zu werden, der Journalistik eine bessere Richtung zu geben, und die unedlen Journale mit allem Muthe eines für's allgemeine Heil begeisterten Mannes zu bekämpfen, sollte er auch in diesem Kampfe zu Grunde gehen. Hierin sahen nun alle Zudörer die Absicht der Dichterin, ihren Mann, welcher in der That, um andere Journale zu bekämpfen, ein Journalunternehmer geworden ist, und, wie gesagt, durch die starke Herabsetzung des Abonnementspreises seinen Gegnern einen furchtbaren Stoß versetzt hat, ein Ehrendenkmal zu errichten. Aber sein Journal verlor nicht nur bald seine Unabhängigkeit und wurde ministeriell, es verschmähte auch keineswegs die unedeln Waffen, deren Gebrauch die Frau des Unternehmers in ihrem Lustspiele den andern Journalen zum Vorwurf macht. Es ereignete sich einige Tage nach dem Vorlesen jenes Lustspiels ein Vorfall, welcher dies leider in's heiße Licht setzte. Emile de Girardin wurde vor dem Polizeigerichte von den Herausgebern des Blattes Le Corsaire als Verleumder vertagt, weil er von diesem in seinem Journal behauptet hatte, er sey einmal des Diebstahls schuldig erklärt und verurtheilt worden. Die Richter verurtheilten Emile de Girardin zu einer Geldbuße und zum Einrücken dieses Urtheils in sein eigenes Blatt. Man sieht daraus, daß die „Presse" ihren Beruf eben so verkennt, wie manche andere Tageblätter, und daß es mit dem Vorsatze des Herausgebers, der Journalistik eine bessere Richtung zu geben, nicht sehr ernstlich gemeint zu seyn scheint, sondern daß das Ganze auf eine merkantilische Spekulation hinauskläuft, wie andere Unternehmungen deffelben Mannes, bei denen bald er, bald das Publikum zu kurz gekommen ist. Im Allgemeinen läßt sich so viel behaupten, daß die Journale, welche Achtung vor dem Publikum haben, von demselben auch geachtet werden, und Einfluß auf die öffentliche Meinung ausüben, daß dagegen die Tageblätter und Zeitschriften, deren Verfasser sich niedrigen Leidenschaften hingeben, auch wenig beachtet und sicher keine Lenker der öffentlichen Meinung werden. Uebrigens herrscht der Unfug, über welchen man sich beklagt, sehr wenig in den großen Tagesblättern, die man überall antrifft, und deren verantwortliche Herausgeber Leute von gutem Rufe sind; aber desto schlimmer sieht es in den kleinen Blättern aus, welche aus der Médisance ein Handwerk machen und die kein anderes Mittel haben, um etwas Aufsehen zu erregen. Ich spreche hier nicht von den politischen Beschuldigungen, welche die großen Blätter gegen einander vorbringen; wenn der Parteigeist mit in's Spiel kommt, so werden auch diese ungerecht und schonungslos, und setzen ihre Gegner oft häßlich herunter. An diesen Treiben der Parteien ist man aber gewöhnt. Dg.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 15 u. Monatsr. November

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 39.

Sonnabend, 2. November 1839.

[615] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Aesthetik

oder

Wissenschaft des Schönen

auf dem

christlichen Standpunkte

dargestellt von

Dr. G. Al. Pursch.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr 20 Gr.

Statt aller Empfehlung heben wir nachstehenden Hauptabschnitt des reichen Inhalts hervor: Erster Theil. Das subjectiv Schöne oder Geistschöne. Erster Abschnitt. Das Schöne und Erhabene. Einleitung. Standpunkt der Aesthetik. a) Das transscendente oder jenseitige Schöne. Die absolute Schönheit, Gott. b) Das diesseitige subjectiv Schöne. Die Hauptbeziehungen des christlichen Lebens. I. Das christliche Leben in Bezug auf die Gottheit und die Kirche. II. Das christliche Leben des Staates. Zweiter Abschnitt. Das Häßliche. Das subjective Häßliche als Gegensatz des subjectiv Schönen. Ableitung und Begriffsbestimmung des Häßlichen. a) Das transscendente Häßliche. b) Das diesseitige Häßliche. Zweiter Theil. Das objectiv Schöne oder Naturschöne. Erster Abschnitt. Das Schöne im Gebiet der Natur. Zweiter Abschnitt. Das Häßliche im Gebiet der Natur.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[605] **Novitäten**

bei

Friedrich Kistner in Leipzig.

Banck, C., Op. 31. Bauer, Bürger, Bettelmann: Drei Lieder mit Pianoforte. Nr. 1. 8 Gr.
Nr. 2. 4 Gr.
Nr. 3. 4 Gr.

Bennett, W. St., Op. 17. Three Diversions for the Pianoforte (a quatre Mains). A, E, Amoll. 16 Gr.

— — Op. 18. Allegro grazioso for the Pianoforte. A. 10 Gr.

— — Op. 19. Quatrième Concerto (dédié à I. Moscheles) pour Piano avec Orchestre. F moll. 3 Thlr. 16 Gr.

— — Op. 19. Le même pour Piano avec Quatuor. F moll. 2 Thlr. 12 Gr.

— — Op. 20. Le même pour Piano seul. F moll. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Op. 19. Barcarole pour Piano, tirée du quatrième Concerto. F. 8 Gr,

— — Op. 20. Die Waldnymphe. Ouverture für grosses Orchester (der Concert-Direction in Leipzig gewidmet). F. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Op. 20. Duplir Stimmen hierzu, à Bogen 4 Gr.

— — Op. 20. Partitur hierzu, in sauberer Abschrift.

Bennett, W. St., Op. 20. Dieselbe Ouverture für das Pianoforte zu vier Händen eingerichtet vom Componisten. F. 22 Gr.

— — Portrait, lithographirt von F. Pecht. n. 18 Gr.

— — Dasselbe auf chinesischem Papier. n. 1 Thlr.

Griebel, H., Op. 2. Introduction et Variations sur le Thème: „Là ci darem la Mano," de l'Opéra: Don Juan, de W. A. Mozart, pour Hautbois avec Orchestre. C. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Op. 2. Les mêmes avec Piano. C. 20 Gr.

Heller, St., Op. 9. Sonate pour Piano. D. 22 Gr.

Herz, H., Op. 55. Variations brillantes sur un Thème original, arrangées pour Piano à quatre Mains. Es. 1 Thlr. 4 Gr.

Kalkbrenner, F., Op. 110. Vingt-cinq Etudes de Style et de Perfectionnement. Complément à sa Méthode de Piano. Cah. 1. 1 Thlr. 12 Gr.
Cah. 2. 1 Thlr. 12 Gr.

Mathieux, Johanna, Op. 6 Lieder mit Pianoforte. 12 Gr.

Mendelssohn-Bartholdy, Felix, Op. 45. Sonate für Pianoforte und Violoncello. B. 2 Thlr.

— — Op. 45. Dieselbe für Pfte. u. Violine arr. von F. David. B. 2 Thlr.

Musard, F. H., Quadrille de Contredanses pour Piano sur des Motifs de l'Opéra „Guise" de G. Onslow. 8 Gr.

Nationallieder, 6 schottische, mit Pianoforte-Begleitung, gesungen von Mad. Alfred Shan in den Concerten zu Leipzig, Oiginaltext mit deutscher Uebersetzung. 18 Gr.

Onslow, G., Op. 46. Trois Quatuors p. Violon. Nr. 19—21 en Partition Fismoll-F-Gmoll. à 1 Thlr.

— — Op. 47. Quartett p. Violon Nr. 22 en Partition. C. 1 Thlr.

— — Op. 58. Quindetto Nr. 23 pour Violon, arr. pour Piano à quatre Mains par Fr. Mockwitz. A moll. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Op. 59. Vingt-quatrième Quintetto pour deux Violons, Alto et deux Violoncelles, ou pour deux Violons, Alto, Violoncelle et Contrebasse. D.

— — Guise oder die Stände von Blois (Guise ou les Etats de Blois). Lyrisches Drama in 3 Aufzügen von Planard und von St. Georges. deutsche Uebersetzung von O. L. B. Wolff. Klavier-Auszug (vollständig). 5 Thlr. 12 Gr.

Panofka, H., Op. 20. Ballade pour Violon avec Piano.

Pott, A., Op. 15. Second Concerte p. Violon avec Orchestre. D moll. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Op. 15. Le même avec Piano. D moll. 16 Gr.

Szopowier, H., Op. 1. Mazurki Szopowicza Quatre Mazurkes pour Piano. 4 Gr.

Tulon, J. L., Op. 76. Trois Bagatelles pour Flûte avec Piano sur des Motifs de l'Opéra: „Guise" de G. Onslow. Nr. 1. G. 12 Gr.
Nr. 2. C. 12 Gr.
Nr. 3. F. 12 Gr.

Villers, A. von, 3 Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte. H. 1. (In Commission.) 10 Gr.

Wagnen, G., Op. 5. Divertissement brillant sur des Motifs d'Opéras modernes pour Clarinette avec Orchestre. C. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Op. 5. Le même avec Piano. C. 18 Gr.

Onslow, *G.*, Guise oder die Stände von Blois (Guise ou les Etats de Blois). Lyrisches Drama in 3 Aufzügen von Planard und von St Georges, deutsche Uebersetzung von O. L. B. Wolff. Klavier-Auszug.
Nr. 1. Romanze (Guise): Ich harre dein (J'attends ici.) 4 Gr.
Nr. 1a Lied (Larchant): Es hat so Jeder (Chacun son goût). 6 Gr.
Nr 3. Quintett (die Marquise, Guise, der König, Pericart und Larchant): Kommen Sie, Frau Marquise (Venez, belle Marquise). 16 Gr.
Nr. 4. Duett (Paulette und Pericart): Ei lass du mich nur (Eh! laisse moi donc). 12 Gr.
Nr. 5. Virelay (die Marquise und Guise): Dort am Rande des Flusses (Le long de la riviére). 8 Gr.
Nr. 6. Arie (der König): Doch wenn er hier zugegen (Ah! du moins en Présence). 8 Gr.
Nr. 7. Canzonette (Paulette): Als der König naht (Quand le Roi passa). 4 Gr.
Nr. 8. Duett (die Marquise und Guise): Freundlicher Aufenthalt! (Quel paisible Séjour!) 8 Gr.

---

[620] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Weserthal

von

Fr. Dingelstedt.

Mit 36 Stahlstichen.

Supplement zum malerischen und romantischen Deutschland.

Erste Lieferung.

In monatlichen Lieferungen, jede mit 3 Stahlstichen und Text à 8 Gr. Quart-Ausgabe 12 Gr.

Cassel, im September 1839.

Theodor Fischer.

---

[616] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vorschule der Geometrie

von

M. G. Wunderlich,

Cyberus des Seminars in Eudenthal.

Mit vier lithographirten Tafeln.

gr. 8. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Gegenwärtige Schrift enthält den vorbereitenden Kursus zur Geometrie. Es ist für denselben der praktisch heuristische Weg gewählt; aus den Anschauungen und Verzeichnungen werden die Begriffe und die wichtigsten elementarischen Sätze abgeleitet; wie bei der Sprache durch mehrfällige Uebung, Richtigkeit und Fertigkeit zu erhalten gesucht wird, so wird auch hier durch vielfache Uebung an immer neuen, der Fassungskraft der Schüler angemessenem Stoffe eine vertraute Bekanntschaft mit den abstrahirten Lehrsätzen, besonders mit denen über die Congruenz der Dreiecke, erzielt. In den ersten Aufgaben, wo es sich zunächst um Anleitung zur genauen Ausführung der am häufigsten vorkommenden Konstruktionen handelt, wird Einiges ohne weiteren Beweis aufgestellt, im Verfolge aber derselbe meist so einfach als möglich gegeben, oder kurz angedeutet, um allmählig an die Führung desselben zu gewöhnen. Die Aufgaben lösst sind so weit fortgeführt, dass sie zusammen ein Ganzes bilden, das der Anfänger leicht überschauen, und durch dessen Anwendung bei Gegenständen des gemeinen Lebens er sich von dem Nutzen des Gelernten überzeugen, und zur weitern Beschäftigung mit der Geometrie aufgemuntert finden kann.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Conditoren und Haushaltungen.

[623] Bei Eduard Eisenach in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Neuestes Lehrbuch der Conditorei oder gründliche Anleitung zur Verfertigung aller Arten Torten, Confitüren, Gefrornen, Crêmes, Gelées, Extraits, Salzen und warmen Getränken, Conserven, Glasuren, ferner zum Einmachen der Früchte u. s. w. Für Conditoren und Haushaltungen und als Anhang zu jedem Kochbuche von J. L. Lichtenberg. 2te Auflage. Preis 12 Gr.

---

[609] In Format, Druck und Velinpapier ganz gleich der neuen Taschen-Ausgabe von Schillers Werken erschienen:

Cervantes

sämmtliche Romane und Novellen.

Aus dem Spanischen zum ersten Mal vollständig übertragen von Adolph Keller und Friedrich Notter. In 12 Bänden. Stuttgart, Meyler'sche Buchhandlung. 16. geh. Subscriptionspreis für den Band 27 kr. oder 6 Gr.

Von dieser, durch treue und gelungene Uebertragung, wie durch höchst billigen Preis bei schöner Ausstattung ausgezeichneten, ersten vollständigen deutschen Ausgabe des Cervantes sind bereits 3 Bände erschienen, und zwar der 1te, 2te und 11te Band, welche die beiden ersten Theile von Don Quixote und den ersten Theil der Geschichte von Persiles und Sigismunda enthalten. Weitere 2 Bände (Don Quixote 2ter Theil und der Schluss von Persiles) folgen in Kurzem, und sämmtliche 12 Bände werden vor der nächsten Oster-Messe ausgegeben seyn. — Die fertigen 3 Bände sind einzusehen und Subscription wird angenommen in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der österreichischen Monarchie.

---

[580] Landwirthschaftliche Schriften

von

J. G. Elsner,

welche im Verlag der Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen bezogen werden können:

Meine Erfahrungen

in der

höhern Schafzucht.

Zweite stark vermehrte Auflage.

Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Diese neue Auflage ist mit einer Menge von Zusätzen, neuer Erfahrungen, die Herr Elsner seit der Erscheinung der ersten Auflage zu machen Gelegenheit hatte, bereichert worden.

Handbuch

der

veredelten Schafzucht.

gr. 8. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Hand- und Hülfsbuch
für den
kleinen Gutsbesitzer und Landmann.
gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Die deutsche
Landwirthschaft
nach ihrem jetzigen Zustande dargestellt.
2 Thle. gr. 8. 5 fl. oder 4 Rthlr. 20 Gr.

Dieses Werk ist die Frucht vieljähriger Beobachtungen und freundschaftlicher Mittheilungen der ersten Landwirthe unserer Zeit, eine reiche Fundgrube.

Die Politik
der
Landwirthschaft.
2 Thle. gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 18 Gr.

Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Verwerthung seiner Produkte speculiren?
Auf Erfahrung begründete
Rathschläge und Lehren
für
den Landwirth.
8. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

In dieser Schrift legt der Verfasser seinen Schatz von Erfahrungen über die Chancen und Conjuncturen im Verkaufe mit landwirthschaftlichen Produkten nieder. Von welchem Nutzen das Buch für jeden Landwirth, ja selbst auch für den Kaufmann seyn muß, welcher in ländlichen Erzeugnissen Geschäfte macht, ist leicht abzunehmen, wenn man bedenkt, wie viel daran liegt und was es einträgt, die Conjuncturen für die Verwerthung der Produkte richtig zu beurtheilen und wahrzunehmen.

Guter Rath
beim
An- und Verkauf von Landgütern.
8. in Umschl. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Mißgriffe bei Kauf und Verkauf von Gütern haben nur allzuoft schon großes Unheil gestiftet und den Grund zum Untergange ganzer Familien gelegt. Wie man solchen am sichersten entgehe, dazu gibt das hier angezeigte Werkchen Anleitung. Völlig aus dem Leben entlehnt und klar und erschöpfend ist der Gegenstand gegeben. Sonach kann es wohl mit vollem Recht eine werthvolle und dankenswerthe Gabe des verdienten Verfassers genannt werden.

Die
Bildung des Landwirthes
in der weitesten Bedeutung.
gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Mit dem hier angezeigten Buche glauben wir dem betreffenden Publikum um so mehr eine Freude zu machen, als es eine Lücke in der landwirthschaftlichen Literatur ausfüllt, die man leither sehr empfindlich gefühlt hat. Sollten wir ein Urtheil darüber aussprechen, so würden wir behaupten, daß dasselbe unter dem vielen Guten, was dessen Verfasser bereits geliefert hat, zu dem Vorzüglichsten gehören dürfte.

Das
goldene Vließ
oder
die Erzeugung und der Verbrauch
der Merinowolle,
in
ökonomischer, merkantilischer und statistischer Hinsicht.
gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieses Buch gibt eine übersichtliche Darstellung von der Wichtigkeit und dem Ertrage der Wollerzeugung aller europäischen Länder und hat daher sowohl für den Kameralisten als für den Kaufmann fast eben so hohes Interesse, wie für den Landwirth.

Gründlicher
Elementar-Unterricht
in der
rationellen Schäferei.
8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

In diesem neuesten Werkchen trägt der Verfasser die praktische rationelle Schafzucht mit einer Klarheit vor, wo sie auch dem Laien verständlich ist, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß ein so gründlicher Elementar-Unterricht in dem betreffenden Fache kaum noch jemals gegeben seyn dürfte.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[632] In der Liter.-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erzählungen am Kamine
von
Albert Grafen von Pappenheim.
Ites Bändchen.
8. geh. 2 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Der Verfasser hat bereits schon in den erschienenen ersten beiden Bänden das Talent einer geistreichen und heiteren literarischen Unterhaltungsgabe hinreichend dargethan. Wir können daher mit Recht auf den Erfolg dieser bereits in den Händen des Publikums sich befindenden Bände hinweisen, um auch dem vorliegenden neuen Bande einer freundlichen Aufnahme zu sichern.

---

[624] **Neueste Blumensprache.**

Bei Eduard Eisenach in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die neueste Blumensprache nebst der bisherigen orientalischen. Mit Namenweiser der Deutungen und einem Anhange, die Farbensprache und das Sträußebinden enthaltend. Ein Taschenbuch für Liebende von Guido Reinhold. Mit colorirten Abbildungen. 2te Auflage. Elegant gebunden 12 Gr.

[601] In diesen Tagen versenden wir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mayer, Ed., Die Percussion des Unterleibes. Ein Beitrag zur Diognese der Unterleibskrankheitrn.

Halle, den 7. Okt. 1839.

J. F. Lippert.

---

[524] Bei L. Schreck in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schwedens Heldenkönige: „Gustav Adolph — Carl Johann."

Geschildert in Zügen aus ihrem Leben.

Mit 1 Abbildung des Schwedensteins bei Wittenberg.

gr. 8. broch. 4 Gr.

Der Ertrag ist zur Errichtung eines Denkmals am „Schwedenstein" bestimmt.

---

[604] So eben erschien die wichtige Schrift des Erfinders

Daguerre

description des procédés du

Daguerréotype et du Diorama

avec 6 planches. gr. 8. 8 Gr.

Durch alle Buchhandlungen zu haben.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[585] Bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lord Byron.

Ein Dichterleben.

Novellen

von

Ernst Willkomm.

Drei Bände. gr. 12. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: 1) Der Morgenstern von Annevley-Hall. 2) Die Schädelbrüder in Newstead. 3) Abenteuer im Orient. 4) Triumph und Kreuzigung. 5) Die Flüchtlinge am Genfersee. 6) Der arme Don Juan. 7) Byron als Karbonaro und Philhellene. 8) Missolongbi.

---

[599] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Unterhaltungen der Seele

mit

Gott und dem Erlöser.

Ein Andachts-, Haus- und Erbauungsbuch zum täglichen Gebrauch für alle Stände; verbunden mit ausgewählten Bibelstellen und einem Anhange von 366 der vorzüglichsten ältern und neuern Kirchenliedern.

Leipzig bei A. Wienbrack. gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Dieses Andachtsbuch bietet den mehr als gewöhnliche Erbauung suchenden Gemüthern eine Reihe täglicher Betrachtungen dar, die ein weites Feld religiöser Erklärung umfassen, und welchen schon deßhalb ein besonderer Werth, ein reicher Trost und innere Beruhigung des Herzens beigelegt werden darf, weil jeder Ausdruck derselben reines an Gott und Christum gerichtetes Gebet ist. Der Verfasser nimmt es im Religiösen streng und hat daher nur das ewig Bleibende, rein in der Lehre unsers Herrn und Heilandes Begründete zum Gegenstande der Betrachtung gemacht. Wem es mit seiner Lebensbesserung, mit seiner sittlichen Veredlung Ernst ist, wer Trost im Unglück, Erhebung des Gemüthes, eines Spiegels zur Selbstprüfung und innern Beschauung bedarf, der wird an diesem Buche gewiß einen Führer und den treuesten Freund in den wichtigsten Zuständen des Lebens finden. Ohne Sonderlinge, rein im Geiste des Evangeliums, wird er darin sich selbst erkennen und erforschen, und täglich im wahren, thätigen Christenthum wachsen. — Die Gebete vereinen Kraft und Fülle der Gedanken mit zweckmäßiger Kürze, um nicht durch eine zu weit getriebene Ausdehnung die Flamme der Andacht auszulöschen; sie sind nach Tagen, jedoch zwanglos, geordnet, und da Bibel und Gesangbuch immer die nöthigsten Hülfsmittel der häuslichen Andacht bleiben werden, so ist jeder Betrachtung eine mit dem Nachfolgenden verbundene Stelle der heil. Schrift gleichsam als Thema des Gebets an die Stirne gestellt, und aus den besten Gesangbüchern und geistlichen Liedersammlungen Deutschlands, die zu den Betrachtungen passendsten, ältern und neuern Lieder ausgewählt, als Anhang beigegeben. Das Buch darf als eine werthvolle Festgabe mit Recht empfohlen werden.

---

[591] Bei **Wilh. Kaiser** in Bremen ist erschienen:

Reise in Griechenland

von

Prof. E. Grevenus.

In Nro. 80 des Literaturblatts zum Morgenblatt, sagt der Recensent:

„Es thut wohl, dem kräftigen und wackern Fünfziger „auf seiner Reise zu folgen, denn überall ist sein Muth „frisch, sein Herz gesund, seine Laune heiter, sein „Urtheil klar und unumwunden."

---

[603] So eben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. 6ter Jahrg. 1stes u. 2tes Heft. gr. 8. Preis 1 Thlr. für beide Hefte.

13ter Jahresbericht der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Vorgetragen in der Generalversammlung am 15. Juni 1838. gr. 8. Preis ⅔ Thlr.

Becker und Altendorffh,
Buchhändler in Stettin.

---

[602] So eben ist erschienen:

Die Weisheit des Brahmanen.

Ein Lehrgedicht

von

Friedrich Rückert.

6tes (letztes) Bändchen.

gr. 12. fein gebunden. 1 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, 1. Okt. 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Berichtigung. In Nr. 30, S. 119, L. 9 v. o. l. Roms Alterthümer. Aus den hinterlassenen Papieren des Grafen von Lepell bearbeitet von C. v. E. geh. ½ Rthlr.

Intelligenz-Blatt Nro. 40.

Mittwoch, 6. November 1839.

[645]

24 Holzschnitte zu Schiller's Werken.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Holzschnitte

zur Taschen-Ausgabe von

Schiller's Werken in zwölf Bänden.

Dritte Lieferung:

Graf Eberhard der Greiner. — Don Carlos. — Wallensteins Tod. — Der Parasit. — Das Mädchen aus der Fremde. — Der Taucher. — Warbeck. — Schiller.

Preis 15 kr. oder 4 Gr.

Der Beifall, dessen sich unsere neueste Ausgabe von

Schiller's sämmtlichen Werken in 12 Bänden, Taschen-Ausgabe,

zu erfreuen hat, veranlaßte uns zu dieser Reihenfolge von 24 Holzschnitten im Format derselben, und besonders für diese gefertigt.

In Wohlfeilheit des Preises schließt sich die Illustration dieser Ausgabe selbst vollkommen an.

Die 24 Holzschnitte werden zusammen nur 1 fl. oder 16 Gr. kosten.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[611]

James' Romane.

Billigste Taschen-Ausgabe.

In gleicher Ausstattung, wie unsere viel verbreitete Taschen-Ausgabe von E. L. Bulwer's Romanen, und von den gleichen HH. Herausgebern, erscheint bei uns eine deutsche Bearbeitung der Romane von James, einem Landsmanne Bulwers, der neben diesem eine der bedeutendsten Stellen unter den jetzt lebenden Romanendichtern Englands einnimmt.

Unter dem Titel:

G. P. R. James' Romane, in deutschen Uebertragungen herausgeg. von Fr. Notter und G. Pfizer. 16. geh. Stuttg., Metzler'sche Buchhlg.

sollen hier die 6 ausgezeichneten Romane: der Zigeuner, der Hugenotte, Attila, Darnley, Richelieu, und die Tage Heinrichs IV. geboten werden. Jeder Roman wird 6 bis 8 Bändchen umfassen, und ungefähr jeden Monat sollen 2 Bändchen erscheinen. Der Subscriptionspreis für jedes Bdchn. ist auf nur: **12 kr. rhein. oder 3 Gr.** bestimmt. Bereits erschienen sind:

Der Zigeuner. In 6 Bändchen **1 fl. 12 kr.** oder 18 Gr.

Der Hugenotte. 1stes bis 3tes Bändchen.

In der bei Kollmann in Leipzig erscheinenden deutschen Uebersetzung, welche von den bis jetzt vorhandenen bisher die wohlfeilste war, ist der Preis jedes Romans 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 8 gr. Die Vergleichung dieses Preises der Leipziger mit dem Preise des „Zigeuners" in vorliegender Ausgabe wird genügen, um darzuthun, daß unsere Ausgabe in der That die billigste ist. — Die fertigen 9 Bändchen sind vorrätdig und Subscriptionen werden angenommen in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der österreichischen Monarchie.

[631] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat September 1839.

Größere Aufsätze.

Abenteuer in Sardinien. — Buchhandel und Literatur in Frankreich. — Der Feldzug der Engländer gegen Afghanistan: Rüstung; Unterwerfung der Amirs von Sind; Marsch gegen Candahar. — Aus Baron Reefs Brunnreisungen von Persien: der Weg von Mesdisanus nach Tiflis; Aufenthalt zu Tiflis; Reise von Tiflis nach Teheris. — Die Ureinwohner von Madagascar. — Bruchstücke aus Marryatts Diary in America. — Weinbau in Südrußland. — Fort und Dorf St. George d'Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste. Zweiter Artikel. — Wilbrahams Reise in Persien und im Kaukasus im J. 1837: der persische Hof; persische Finanzen; Verwaltung. — Der Fall eines chinesischen ersten Ministers. — Biographie des Thierhändlers Van Amburgh. — Das Tournier zu Eglington I.; II.; III. — Streifereien durch die Volkssagen, Aequers und Hernitergebirge im Mai 1839. — Die Naturforscherversammlung in Birmingham; aphoristische Bemerkungen aus ihren Verhandlungen: mathematische und physikalische Section. Chemische und mineralogische Section. Statistische Section. Botanische und zoologische Section. Geologische Section. Mechanische Section. — Ueber Corsika als Aufenthaltsort für Kranke. — Die Anleihen der Amerikaner in Europa. — Der französische und englische Handel in Peru. — Die Abgeschmolzenheit des Engländers. — Dampfschiffahrt nach Indien ums Cap der guten Hoffnung. — Das Gifthal in Java. — Abdallah und die Atlanesen. (Mit einer Karte.) — Eine jüdische Hochzeit in Smyrna. — Der Friedhof in Bologna. — Ausfuhr aus dem Seitenthale Englands: die Tataren in England; die Empfehlungsbriefe. — Eine Fernsicht in der Brianza.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Bretagne: Penmarch und Quimper. — Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle. Erste Abtheilung. Zweite Abtheilung. — Saserno und Pästum.

Kleinere Mittheilungen.

Sage von ehemaligen Thieren in Wales. — Erprobung des Fourier'schen Systems. — Schnelligkeit der Locomotiven durch große Räder vermehrt. — Statistisches über Frankreich. — Trockenheit im südlichen Frankreich. — Der Markt zu Hardwar. — Unnationalität der Amerikaner. — Der Reisende Dussumier. — Herstellung von Raphaels Fresken in Rom. — Bradyteusammlung Raphaels. — Die persischen Truppen. — Ertrag der uralischen Bergwerke in den Jahren 1834—35. — Maschine zum Mähen. — Merkwürdiges Meßinstrument. — Starker Sternschnuppenfall. — Cerographie. — Ueber die Bewegungen der Gletscher. — Wissenschaftliche Commission für Algier. — Tunnel durch die Graubündner Alpen. — Die Bewohner von Sault St. Marie. — Mammuthknochen bei der Stadt Sutschigowsk aufgefunden. — Neuer Apparat bei Bernburg. — Niederer Stand der Seine. — Neue Gold- und Silbergruben in Sibirien. — Bevölkerung der Baanes in Frankreich. — Mittel gegen die Hundswuth. — Der Tadak in England. — Unterdrückung des Opiumhandels in Siam. — Unfälle französischer Schiffe an der Nordwestküste. — Das Linienschiff Friedland. — Hoher Preis des Champagners. — Van Amburghs Engagement in Petersburg. — Der Troubadour de Born. — Correspondenz der ehemaligen französischen Liga mit Spanien. — Preis für die beste französische Geschichte. — Ungeheure römische Vase. — Flurbereinigungen in Frankreich. — Baumaltmuth in Frankreich. — Landschildkröte im Jardin des Plantes. — Vertheilung der Kunstdenkmäler an die Departements in Frankreich. — Ansichten der Türkei. — Die Bronzethüren an der Madelainekirche. — Die mineralogische Galerie im Jardin des Plantes. — Signalinstrument für Dampfboote.

Inhalt des Literaturblatts.

Französisches Conversationslexikon. — Chevreley oder der Mann von Ehre. — Die literarischen Löwen in England. — Die sieben Söhnen der Leyer. Von George Sand. — Kleinrussische Volkslieder. — Ein Tag des Dichters Lamartine. — Lied. Von Th. Moore. — Freie und Sklaven. Historische Tragödie in fünf Akten. Von William Ball. — Traum einer griechischen Jungfrau von den sieben Jüngern. — Der Cardinal Mezzofanti. Aus Alfred de Vignys Cinq-Mars. — Hymnus einer deutschen Jungfrau. Am Grabe ihrer Mutter. Nach Th. Moore.

---

[633] In der Literarartistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Annalen

der

protestantischen Kirche

im

Königreich Bayern.

Von

Karl Fuchs,

Dr. der Theologie, Oberconsistorialrath ꝛc.

Erstes Heft.

8. geheftet 1 fl. 36 kr. rhein. oder 1 Rthlr.

Der Verfasser gibt als Zweck dieses Unternehmens an: das noch bei vielen schlummernde Interesse an den Verhältnissen der Kirche, der sie angehören, durch treue Darstellung des Bestehenden zu wecken und zu beleben. Diese Aufgabe auf gründliche Weise zu lösen war dem Verfasser durch seine Stellung und die ihm dadurch beruhmäßig zustehende Einsicht in die Acten seiner Kirche vor allen Andern möglich.

Das vorliegende Heft behandelt folgende Gegenstände: 1. Das theologische Cchorat, dessen Instruktion. 2. Die Konsistorial-Bezirke. 3. Der protestantische Hofgottesdienst in Athen. 4. Die vereinigte protestantische Kirche in dem bayerischen Rheinlande. a) Einleitung und Vollziehung der Kirchen-Vereinigung. b) Die Bekenntnißschriften. c) Der Kat chismus. d) Die Presbyterien. e) Die Diocesan-Synoden. f) Die Amtstracht. 5. Der Katechismus der evangelisch-lutherischen Kirche. 6. Die protestantische Pfarrei in München, Oberallerhausen, Kemmoden, Filialkirchen. 7. Nekrolog.

---

[629]

Faust,

ein dramatisches Gedicht in 3 Abtheilungen

von

K. Marlow.

8. broch. Preis 1 Rthlr. 6 Gr.

Unter vorstehendem Titel erschien so eben in meinem Verlage ein neues Erzeugniß des Verfassers der „Dichter Nachtwache.“ — Dem unbefangenen Beurtheiler wird die durchaus eigenthümliche Gestaltung nicht entgehen, welche hier ein geistvoller und

strebsamer Dichter einem seit Jahrhunderten dem deutschen Gemüth innigst angehörigen Stoff zu verleihen gewußt. Als Beweis dafür können die Abschnitte selbst gelten, in welche der Verfasser sein Gedicht sachgemäß zerlegte: Natur, Leben, Kunst; eine Gliederung, woraus die Aufgabe, die der Verfasser sich stellte, deutlich erhellt; insofern nämlich hier die Nachtseite der Natur und Poesie selbst es ist, welche die Verlockung, Schuld, Sünde und Verdammniß gebiert, worin aber auch zugleich die Erlösung des grübelnden, zweifelnden, schuldbeladenen Helden bedingt ist. Daß in einem Gedichte, welches zum Theil auf moderne Interessen einzugehen hatte, auch der Ironie ein weites Feld gelassen werden mußte, ließ sich erwarten, so wie andererseits auch dem deutschen Humor sein Recht geschieht, in der barocken Figur von Fausto Diener: Caspar, der als burlesk-bedeutsamer Charakter der deutschen Volksthümlichkeit längst betrauert ist.

Leipzig, Okt. 1859.

L. H. Bösenberg.

---

[626] So eben erschienen und wurden an alle Buchhandlungen versandt:

Hallup der Schwimmer.

Novelle

von

Ludwig Bechstein.

In eleganter Ausstattung. Preis 1 Rthlr. 16 Gr.

Der abtrünnige Bourbon.

Geschichtlicher Roman

von

H. E. U. Pelani.

3 Bände in eleganter Ausstattung.
Preis 4 Rthlr. 12 Sr.

Tycho de Brahe.

Historischer Roman

von

Amalie Schoppe, geb. Weise.

2 Bände in eleganter Ausstattung.
Preis 2 Rthlr. 4 Gr.

Leipzig, den 6. Oktober 1859.

Aug. Taubert's Buchhandlung.

---

[576] **Für Leihbibliotheken und Lese-Vereine.**

Novellen

von

A. Freiherrn v. Sternberg.

5 Bände.

8. Velinpap. Preis 15 fl. 48 kr. oder 9 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt und Preis der einzelnen Theile:

1r Theil: Die Zerrissenen. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.
2r Theil: Eduard. Fortsetzung der Zerrissenen.
2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.
3r Theil: Lessing. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 Gr.
4r Theil 1te Abthl.: Waldgespenst. Die Doppelgängerin. Der fliegende Holländer. Voltaire in Verney. Das Grab des armen Andrey. Die Jesuitenschüler. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 Gr.
4r Theil 2te Abthl.: Die Schlacht bei Leipzig. Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit. Die letzte Rose des Kallenfels. Copernicus. Der Herr von Moudschein. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 Gr.
5r Theil: Molière. Ein Seitenstück zu Lessing.
2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Ferner sind in unserm Verlag von demselben Verfasser erschienen:

Galathee.

Ein Roman.

8. Velinpap. Preis 2 fl. 50 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Dies ist ein angreifendes psychologisches Gemälde aus dem Kreise der höhern Stände. Ein edles, aber durch innern Zwiespalt und Irrungen zerrissenes Gemüth sucht Beruhigung und Einheit in einer Religionsveränderung. Es sieht sich dadurch um sein ganzes Lebensglück gebracht, findet aber zugleich in dem neuen, mit Inbrunst festgehaltenen Glauben Ruhe und Versöhnung. Die Personen und der Ort der Handlung gehören einem süddeutschen Hofe an.

Schiffersagen.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Der arme Thomas oder die versunkene Stadt. Die rothe Perle. Meerlilie. Der Wetterbeschwörer. Klabautermann. Die Seelen der Ertrunkenen. Scylla, ein antikes Schiffermädchen. Das Mährchen von der verliebten Auster. Das Abenteuer mit den drei Fischen.

Palmyra

oder

Tagebuch eines Papagai's.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Mit vorzüglichem Glück weiß der Herr Verfasser das Phantastische als Spiegel der wirklichen Welt zu gebrauchen. So knüpft sich im vortiegenden Romane an die Erlebnisse eines weltweisen Vogels eine Menge der lebendigsten menschlichen Situationen, und aus einem freien Phantasiespiele entwickelt sich das schönste humoristische Bild der socialen und literarischen Verhältnisse der neuesten Zeit.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1859.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[627] **Preis-Ermäßigung des Calderon, von Gries.**

Eine in Stuttgart beabsichtigte Ausgabe des Calderon (ohne Angabe des Uebersetzers!) veranlaßt uns, die in unserm Verlage erschienene, allgemein als vortrefflich anerkannte Uebersetzung der

Schauspiele Calderons, von Gries,

7 Bände in gr. 8., auf Englischem Druckpapier, welche im Ladenpreis 17 Thlr. kostet, auf 6 Thlr. herabzusetzen.

(Die Bände 4 bis 7 erlassen wir zur Complettirung unvollständiger Exemplare einzeln à 1 Thlr.)

Zugleich zeigen wir ergebenst an, daß von dieser Uebersetzung binnen Kurzem eine

wohlfeile Ausgabe in Taschenformat, wie Schiller, mit dem Bildnisse Calderons,

erscheinen wird, welche, zur Erleichterung der Anschaffung, bandweise, in mäßigen Zwischenräumen ausgege-

den werden soll. — Ausführliche Ankündigungen und Druckproben werden ehestens in allen Buchhandlungen zu haben seyn.

Bei der hohen Meisterschaft, mit welcher der berühmte Uebersetzer des Torq. Tasso und Ariost den großen spanischen Dichter in unserer Muttersprache wiedergegeben wußte, werden die Verehrer desselben sich wohl nicht versucht fühlen, der oben erwähnten Stuttgarter Ausgabe den Vorzug zu geben, bei deren vorläufiger Ankündigung nicht einmal der Name des Uebersetzers genannt wurde! — Wir sehen daher einer recht günstigen Aufnahme unserer Ausgabe, die sich auch durch elegante äußere Ausstattung empfehlen wird, mit vollem Vertrauen entgegen.

☞ Bestellungen auf die Großoktav-Ausgabe beliebe man baldigst zu machen, da der Vorrath completter Exemplare nur noch gering ist, und eine neue Ausgabe in diesem Format so bald nicht veranstaltet werden dürfte.

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

---

[535] Bei J. Engelmann in Heidelberg ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1840. Unter den sieben schönen Stahlstichen das vortrefflich gestochene, sehr ähnliche Porträt des Herausgebers Dr. A. Schreiber. Mit Erzählungen von dem Herausgeber, Eurio, Lina Reinhardt, Bernd von Guseck, A. von Schonen ꝛc.

Auch sind noch Exemplare von den frühern Jahrgängen um die beigesetzten Preise zu haben:

Die Jahrgänge 1828—1831 zu 2 Thlr.
" " 1833—1834 " 2 "
" " 1835—1837 " 4 "
" " 1824—1838 (also 15 Jahrgänge zu 10 Thlr. 16 Gr.
" " 1828—1838 zu 9 Thlr.

NB. Es werden aber zu diesen herabgesetzten Preisen die so zusammengestellte Jahrgänge nicht getrennt.

---

[612] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schutz und Wehr

gegen

Unglücksfälle

oder die

Sicherheits- und Rettungsmittel in den Gefahren des Lebens zu Land und Wasser.

Ein Lesebuch

für Schule und Haus.

Von

Johann Heinrich Moritz v. Poppe.

gr. 8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Nur zu oft hört und liest man von plötzlichen Unglücksfällen, die sich an jedem, nur etwas größern Orte fast alle Jahre ereignen, und von dem Jammer, den solche Unglücksfälle über brave Familien verbreitet haben. Sollte daher nicht jeder Beitrag zur Verminderung solcher Unglücksfälle, jedes Schutzmittel gegen dieselben die ehrenvollste Anerkennung, die dankbarste Aufnahme finden?

Und doch hätten die meisten Unglücksfälle durch Vorsicht, kluge Maßregeln und mancherlei Schutzmittel verhütet, ja oft hätten Menschen aus schon eingetretener Gefahr herausgerissen werden können! Auf welche Art man im Stande gewesen wäre, dieß Alles ins Werk zu richten und wie viel Unglück man überhaupt auf Erden zu verhüten vermöchte, das lehrt gegenwärtiges Buch.

Wenn es als Lesebuch in Schulen eingeführt würde, so erhielte die Jugend eine vollständige Uebersicht von allen möglichen plötzlichen Lebensgefahren und Unglücksfällen, deren der Mensch bei seinen täglichen Beschäftigungen, selbst bei seinen Vergnügungen ausgesetzt seyn kann, nebst Belehrungen, wie diesen Gefahren auszuweichen wäre und wie der Mensch sich aus schon eingetretenen Gefahren zu retten vermöchte. Als Haus- und Lesebuch für Familien würde es, wenn man sich nach und nach den Inhalt desselben einprägte, oder wenn man es bei irgend einer drohenden Gefahr zu Rathe zöge, gewiß großen Nutzen stiften.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[525] Bei L. Schreck in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die neuesten Erfahrungen in der Anwendung und Heilkraft des

Kalten Wassers,

bei mehr als 100 Krankheiten, besonders bei den Masern, Blattern, Scharlachfieber ꝛc.

Mit einer getreuen Darstellung der Gräfenberger und der in Sachsen befindlichen Wasserheilanstalten.

Von einem K. Preuß. Oberamtsarzte a. D.

8. Velinpap. broch. 12 Gr.

---

[646] Im Verlag von Ebner u. Seubert in Stuttgart ist so eben erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsche Ahnen

in

Romanzen aus Geschichte und Sage

von

Georg Rapp.

In Umschlag geheftet. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Der Herr Verfasser führt uns die Herrlichkeit unserer Väter in dichterischen Bildern vor, und zeigt uns den Geist ihrer Zeit in Sagen, deren wenigste bisher im weiteren Kreise bekannt wurden. Form und Gegenstand dieser Dichtungen werden dem Freunde der Poesie und des Vaterlandes willkommen seyn, sie werden ihm in Kunstgenuß reiche Lust am Vaterlande bieten.

---

[622] **Belletristik,**

welche im Jahr 1839 bei Carl Focke in Leipzig erschienen und in allen guten Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben ist:

Gehe (Eduard), vier historische Novellen. Eleg. broch. à 1⅔ Thlr.
Dessen, Reisebilder. Eleg. broch. à 1 Thlr.
Wachsmann (E. v.), Erzählungen und Novellen. 10r bis 12r (Nr. F. 4r bis 6r) Band. à 5⅓ Thlr.
Dessen, Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen für 1840. (3ter Jahrg.) Prachtvoll geb. à 2½ Thlr.

Intelligenz-Blatt Nro. 41.

Sonnabend, 9. November 1839.

[647] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

MILITAIR-CHARTE
von Deutschland
in 25 Blättern,
auf dem topographischen Büreau des Königl. Bayerischen Generalstabes entworfen
von
Anton Klein.

Blatt Nr. 9. Die darauf vorkommenden Hauptorte sind: Berlin, Küstrin, Braudenburg, Potsdam, Frankfurt a. d. O., Züllichau, Wittenberg, Dessau, Cottbus, Torgau, Leipzig, Bautzen, Dresden, Altenburg, Freiberg, Zittau.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[644] ## Rheinisches Taschenbuch
auf das Jahr 1840.

Herausgegeben von Dr. Adrian.

Mit 8 ausgezeichnet schönen englischen Stahlstichen und Original-Beiträgen von A. v. Sternberg. — Dräxler Manfred. — Adrian. — A. Hungari. — C. Gollmick. — Berthold Auerbach.

Geb. in Goldschnitt mit Futteral 2 Rthlr = 3 fl. 36 kr. rhein.

Phantasiegemälde 1840.

Von Ludwig Storch.

Fein gr. mit 1 englischen Stahlstiche 1 Rthlr. 12 Gr. = 2 fl. 42 kr.

Als Lektüre für die gebildete Lesewelt, als Festgeschenk an Damen kann man wohl nichts passenderes empfehlen, denn obige so eben fertig gewordene literarische Erscheinungen. Gediegenheit und unterhaltende Mannichfaltigkeit des Inhalts gepaart mit der ansprechendsten äußeren Eleganz bei einem im Verhältniß zum Gebotenen überaus mäßigen Preise! In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes sind Exemplare vorräthig.

J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

[651] An alle Buchhandlungen ist jetzt versandt:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.
Neue Folge. Erster Jahrgang.
Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Die erste Folge des historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 16 gr. kosten. Ich erlasse aber sowohl den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39)

zusammengenommen für fünf Thaler,

so daß die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 gr.

Leipzig, im Oktober 1839.

F. A. Brockhaus.

[659] Im Verlage der Gebr. Schumann in Zwickau sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

E. L. Bulwer's Werke 58r Theil;

enthält: Richelieu, oder die Verschwörung. Ein geschichtliches Lustspiel in 5 Akten. Aus dem Engl. von Dr. G. N. Bärmann. broch. 6 Gr.

Früher sind erschienen: Eugen Aram, 4 Thle. Pelham, 4 Thle. England und die Engländer, 4 Thle. Der Verstoßene, 4 Thle. Paul Clifford, 4 Thle. Die Pilger am Rhein, 2 Thle. Devereux, 4 Thle. Pompeji's letzte Tage, 4 Thle. Falkland, 1 Thl. Der Gelehrte, 5 Thle. Rienzi, 4 Theile. Die Herzogin de la Vallière, 1 Thl. Athens Aufschwung und Fall, 5 Thle. Ernst Maltravers, 4 Thle. Alice, 4 Thle. Die schöne Lioneserin, 1 Thl. Calderon und O'Neill, 1 Thl. Leila, 2 Thle. Asmodeus aller Orten, 1 Thl.

Bulwer's treffliche Werke haben solchen Anklang in Deutschland gefunden, daß es sehr überflüssig wäre etwas hierüber zu sagen.

Chevalier Robert

von

Charles Didier.

Aus dem Franzdsischen

von

Julius Schoppe.

2 Thle. broch. Ladenpreis 2 Thlr.

Durch die Uebersetzung dieses Romans, die sich so fließend wie das Original liest, ward unsere Literatur durch ein Erzeugniß vermehrt, das sowohl durch die verschiedenartigen Charaktere, die es darstellt, wie auch durch das bis auf das letzte Capitel sich steigernde Interesse der Geschichte und vorzüglich durch den Schauplatz, auf welchem es sich bewegt, jeden Gebildeten anziehen muß. Die äußere Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig.

Veilchenkranz

unter den Sternen gewunden zum Morgen- und Abendopfer evangelischer Festandacht. Vom Verfasser der wahren evangelischen Kirche.

In elegantem Umschl. geh. 18 Gr.

Wahrhaftig ein Gewinde, wie von Veilchen, so still und beschieden, und doch so voll Innigkeit und Erquickung! Nicht lange, ermüdende Betrachtungen; seelenvolle, bald glaubensfrohe, bald wehmüthige Ergießungen eines tiefen Gemüthes. Die Freude und der Schmerz finden hier ihre Sprache, ihre Nahrung. Des trefflichen Büchleins äußere Ausstattung, deren Schönheit sofort zur nähern Bekanntschaft einladet, eignen es besonders zu einem Geschenke für das schöne Geschlecht, so wie für Confirmanden.

[624] **Neueste Blumensprache.**

Bei Eduard Eisenach in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die neueste Blumensprache nebst der bisherigen orientalischen. Mit Namenweiser der Deutungen und einem Anhange, die Farbensprache und das Sträußebinden enthaltend. Ein Taschenbuch für Liebende von Guido Reinhold. Mit 16 colorirten Abbildungen. 2te Auflage. Elegant gebunden 12 Gr.

[630] Bei **Dennig, Finck & Comp.** in Pforzheim ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Staaten zu haben:

Die Staatsmänner

während der

Regierungs-Epoche Georgs III.

Mit

Bemerkungen über Parteikämpfe

und

einem historischen Anhang.

Aus dem Englischen

des

Henry Lord Brougham.

Erster Band.

Das deutsche Publikum erhält hierdurch ein Werk, das die größten Männer, die England je hervorgebracht hat, in der merkwürdigsten Epoche der Weltgeschichte schildert. Bürgt nicht schon der Name des berühmten Verfassers, dessen großer parlamentarischer und literarischer Ruf für die Trefflichkeit der Skizzen, so muß doch die Zeit, aus welcher die staatsmännischen Biographien genommen sind, die ungetheilteste Aufmerksamkeit unsrer Staatsmänner und Politiker im höchsten Grad in Anspruch nehmen.

Preis pr. Band 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr.

Mit 12 feinen englischen Stahlstrichen:

Lord Chatham, Lord Mansfield, Sir William Grant, Edmund Burke, Charles James Fox, William Pitt, Erskine, Wilberforce, George Canning, Franklin, Friedrich II, Kaiserin Katharina.

pr. Band 4 Rthlr. oder 7 fl.

[638] In der Liter.-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeine Zeichnungsschule

von

G. Zipmann,

Lehrer am Königl. Cadetten-Corps in München.

Erstes Heft.

Enthaltend: Blatt 1—20. Royal-Folio. In Umschlag 4 fl. rhein.

Einzelne Blätter werden zu dem Preise von 16 kr. rhein. oder 4 Gr. abgegeben.

Der Herausgeber sagt in der die vorliegenden Blätter begleitenden Vorrede: „Ich bin in der vorliegenden Kunstschule folgenden Weg gegangen, und wer diesem Wege folgt, wird unverweilt auf dem Standpunkte ankommen, auf welchem der Künstler mit der Natur stehen muß. — Ich habe nämlich die Modelle, an welche der Anfänger gewiesen wird, bei anerkannten Meistern, bei alten italienischen Meistern und vorzüglich bei Raphael aufgesucht; denn diese Meister standen mit Würde und mit Anmuth vor der Natur, wie vor den vollendeten Kunstwerken der Griechen, und indem sie beide — die Natur und die Antike erfaßten, erkannten und gleichsam vereinigten, erschufen sie diejenigen Werke, welche, so lange Bildung unter den Menschen seyn wird, die Welt entzücken werden. Der Unterricht dieser Kunstschule beginnt gleichsam mit den geometrischen Figuren und Körpern und schließt allmählig von denselben zu den kleineren und größeren Theilen des menschlichen Körpers fortschreitend, mit dem menschlichen Körper als ein Ganzes selbst. Es ist anerkannt und muß anerkannt werden, daß die Schönheit einer Zeichnung auf einem festen und geschmackvollen Umrisse ruht. Dieserwegen ist in der gegenwärtigen Kunstschule durchgehends die Absicht vorherrschend, auf den Umriß als der Basis aller Schönheit einer Zeichnung den Schüler zu führen; in Folge dessen ist auch — um einen Punkt dieser Richtung hervorzuheben — der Schatten nur da angegeben, wo derselbe zur Richtigstellung und Vollendung des Umrisses nothwendig ist. Denn der Umriß in der Zeichnung ist die Schönheit in der wahren, nackten Form; hier kann keine Lüge, kein falscher Schmuck, keine Effekthascherei sich geltend machen. Mit tiefem Bedauern sage ich es, daß ich Kunstschüler gesehen habe, welche jahrelang copirten, schattirten und selbst in Farben ausführten, ohne im Stande zu seyn, einen erträglichen und reinen Umriß hervorzubringen und welche somit Zeit, Mühe und Arbeit umsonst verwendet haben."

Das ganze Werk wird 5 Abtheilungen umfassen. Die ersten zwei werden die Anfangsübungen, und die

einzelnen Theile bis zur Vollendung des Kopfes enthalten, in der dritten Abtheilung aber wird die Anatomie, soweit dieselbe dem Künstler nothwendig ist, folgen, und den Schluß werden die Darstellungen der Proportionen des menschlichen Körpers, Hände und Füße, und endlich ganze Figuren bilden. Eine vierte Abtheilung, welche Umrisse nach der Antike und ihre Anwendung enthält, eine fünfte, welche nach derselben Ansicht stufenweise die Zeichnung einer Landschaftsschule zur Aufgabe verarbeitet, sollen nach Gestalt der Sachen, und der Abnahme der ersten drei Abtheilungen folgen.

---

[613] **Zedlitz Gedichte und Todtenkränze (Canzonen).**

Zweite vermehrte Auflage.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

J. Ch. Freiherrn von Zedlitz.

Zweite vermehrte Auflage.

8. Velinpapier in Umschlag broschirt. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt: I. Romanzen, Balladen, Lieder, Gelegenheitsgedichte, Sonnette, Uebersetzungen, Epigramme. II. Canzonen: Vorwort, Todtenkränze, das Kreuz in Hellas, die Wanderungen des Ahasverus.

Bei dem ungemeinen Beifall, welchen die Canzonen des gefeierten Zedlitz durch ganz Deutschland und in mehreren Auflagen erhalten haben, dürfte die Anzeige dieser zweiten vermehrten Auflage seiner gesammelten Gedichte allerorten um so freudiger aufgenommen werden, als man hier in Einem typographisch auf das eleganteste ausgestatteten Bande alle seine Dichtungen vereinigt findet, welche in dieser Auflage durch die Wanderungen des Ahasverus bedeutend vermehrt sind.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[643] **Ornithologisches Prachtwerk.**

In der Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart ist so eben erschienen und in allen soliden Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Abbildungen der VÖGEL EUROPAS.

Herausgegeben, gezeichnet und in Stahl gestochen von den Künstlern

Susemihl und Sohn.

Text nach Temmink und andern Ornithologen und mit Beiträgen von bewährten Naturforschern bearbeitet von Dr. Gergens. In 50 monatlichen Lieferungen, jede mit 3 gemalten Tafeln und dem nöthigen Texte, jede Tafel 1—4 Vögel. Subscriptionspreis einer Lieferung:

Lexikon-Oktav 16 Gr. oder 1 fl. —;
Quart-Ausgabe 22 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Da die bis jetzt erschienenen Werke über die Vögel Europas entweder veraltet, nicht vollendet, sehr theuer oder billig und schlecht sind, so glauben die Herausgeber kein undankbares Unternehmen begonnen zu haben. — Die Abbildungen sind in schöner Ausführung gleich denen in der bekannten Darmstädter Ornithologie, durch die der Name Susemihl seinen Ruf als Darsteller der Vögel begründet hat.

Dieses Werk bildet nicht nur ein für sich bestehendes Ganze, sondern es können die prachtvollen Tafeln desselben zu Temmink, so wie zu jeder andern Beschreibung europäischer Vögel mit Erfolg gebraucht werden; auch eignen sie sich zu Wand- und Zimmerzierden.

Der ausführliche Prospect, so wie die erste und zweite Lieferung des Werkes können in allen soliden Buch- und Kunsthandlungen eingesehen werden.

Für Conditoren und Haushaltungen.

[623] Bei Eduard Eisenach in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Neuestes Lehrbuch der Conditorei oder gründliche Anleitung zur Verfertigung aller Arten Torten, Confitüren, Gefrornem, Ceèmes, Gelées, Extrakten, kalten und warmen Getränken, Conserven, Glasuren, ferner zum Einmachen der Früchte u. s. w. Für Conditoren und Haushaltungen und als Anhang zu jedem Kochbuche von J. L. Lichtenberg. 2te Auflage. Preis 12 Gr.

---

[653] In unserm Verlage erscheinen:

C. F. Gellerts sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe in 10 Bänden.

Taschenformat.

Davon haben wir so eben den 5—7ten Band versandt; die drei letzten werden bis Ende November fertig.

Der Preis aller 10 Bände ist 2⅔ Thlr.

Leipzig, im Okt. 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

---

[650] Bei G. Reichardt in Eisleben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

100 Musterblätter für Zeichner.

Neueste und vollständige Zeichnenschule für Lehrer und zum Selbstunterricht.

Von **Otto Warmholz.**

100 Blätter Imperialquartformat.

4 Thlr. = 7 fl. 12 kr. rhein.

Systematische Zeichnenschule

für Zeichnenlehrer, so wie für alle die, welche ohne Lehrer zeichnen lernen wollen. 72 Vorlegeblätter, enthaltend: die Anfänge des Zeichnens — das Blumenzeichnen — das Fruchtzeichnen — das Thierzeichnen — das Zeichnen menschlicher Figuren — das Landschaftszeichnen.

Von **Otto Warmholz.**

Zweite verbesserte Auflage. Royalquart.

2 Thlr. = 3 fl. 36 kr. rhein.

☞ Dies Werk ist auch in 6 einzelnen Abtheilungen, jede zu ⅓ Thlr. = 36 kr. rhein. zu haben.

Die vielen und alle bis jetzt über die Warmholzischen Zeichnenwerke erschienenen Beurtheilungen räumen denselben unter allen vorhandenen ähnlichen Werken wegen des großen Fleißes, den der Herausgeber auf jedes Blatt und auf jede einzelne Figur verwendete, so

wie wegen der zweckmäßigen Anschaffung und Aufeinanderfolge des Stoffes, den ersten Rang ein. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß nach kurzer Zeit die erste Auflage der Zeichnenschule vergriffen war. Diese neue Auflage entspricht auch in der äußern Ausstattung allen Anforderungen, die ein gesteigerter guter Geschmack stellen kann. — Die jetzt erst neuherausgegebenen 100 Musterblätter (die ebenfalls eine systematisch geordnete vollständige Zeichnenschule bilden) bieten ganz besonders dem Lehrer einen reichen Schatz von Vorlagen, die geeignet sind, den Unterricht zu erleichtern und den Schüler angenehm zu fesseln. Lithographie, Druck und Papier sind ausgezeichnet schön.

---

[625] So eben erschien in meinem Verlage und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Die Schlacht bei Hemmingstädt.

Historischer Roman

von

Amalie Schoppe, geb. Weise.

Motto:

„Was donnern die Kanonen, wo sonst nur Sensenklang,
„Mit Sichelschall und Liedern vereint die Luft durchdrang?
„Was ist das für ein Pfeifen, was für ein Trommelschall?
„Gehn wohl zur Lust'gen Hochzeit die stolzen Bauern all?"

„„Sie gehen nicht zur Hochzeit! Die allerschönste Braut,
„„Die Freiheit, hat sich lange Dithmarsen angetraut:
„„Jetzt gilt es, sie zu schirmen; die übermüth'gen Herrn
„„Von Dänemark und Holstein, die rauben sie uns gern."" Hebbel.

2 Bände in eleganter Ausstattung.
Preis 2 Rthlr. 18 Gr.

Leipzig, den 6. October 1839.

Aug. Taubert's Buchhandlung.

---

[657] **Das billigste Conversations-Lexikon!**
— in 40 Lieferungen von 13—17 Bog. Lexikon-Octav: à 6 Gr. —

Subscriptions-Anzeige.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder nehmen Subscriptionen an auf das im Verlage der Gebr. Reichenbach in Leipzig in einem zweiten Abdruck erscheinende

Allgemeine deutsche
Conversations-Lexikon
für
die Gebildeten eines jeden Standes,

mit den

gleichbedeutenden Benennungen der Artikel in der lateinischen, französischen, englischen und italienischen Sprache, nebst der deutschen Aussprache der Fremdwörter.

In 10 Bänden.

Herausgegeben von einem Vereine Gelehrter.

Die bedeutende erste Auflage unseres „Allgemeinen deutschen Conversations-Lexikons" hat sich bei der vielseitigen Anerkennung, welche diesem erst unlängst vollendeten Werke zu Theil geworden ist, so schnell vergriffen, daß wir jetzt einen zweiten Abdruck desselben zu veranstalten veranlaßt sind. Der Umstand, daß das Werk stereotypirt ist, macht uns nicht nur die schnellste Herstellung dieser neuen Ausgabe möglich, sondern setzt uns auch in den Stand, den Preis derselben so beispiellos billig zu stellen, daß in dieser Hinsicht unzweifelhaft kein Werk ähnlicher Art mit dem unsrigen concurriren kann.

Zur Erleichterung der Anschaffung erscheint jetzt das Werk in 40 Lieferungen, welche zusammen 10 starke Bände (gegen 600 Druckbogen Lexicon-Octav enthaltend) bilden, und zwar in vier elegant ausgestatteten Ausgaben zu folgenden

Subscriptions-Preisen:

a) Auf gutem Druckpapier die Lieferung à 6 Gr.
b) Auf f. Patent-Velinpapier die Lieferung à 7 Gr.
c) Auf f. Postschreibpapier die Lieferung à 8 Gr.
d) Auf ff. Velinpapier die Lieferung à 9 Gr.

Regelmäßig alle 14 Tage, nach Befinden noch schneller, erscheint seit Monat Juni 1 Lieferung, 13—17 Bogen stark, so daß das ganze Werk mit 40 solchen Lieferungen unfehlbar vollendet und spätestens mit dem Schlusse des Jahres 1840 in den Händen der Subscribenten seyn wird.

Ausführliche Anzeigen wie auch die bereits erschienenen ersten Lieferungen sind in allen soliden Buchhandlungen vorräthig.

---

[654] Bei **Ed. Kummer** in Leipzig ist erschienen:

Maria Malibran als Weib und Künstlerin
nebst Charakterzügen und Anekdoten aus ihrem Leben. Nach der Gräfin von Marlin von G. Lotz. 20 Gr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Geschichte
der Glasmalerei

in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit.

Von

M. A. Geffert,

Rechtsgelehrten.

gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Diese Geschichte der Glasmalerei ist die erste selbstständige und erschöpfende Bearbeitung dieses kunstgeschichtlichen Stoffs, denn das Wenige, was Levieil in seiner Art de la peinture sur verre über deren Geschichtliches schrieb, betrifft lediglich Frankreich und die Niederlande, erstreckt sich kaum auf die drei ältesten Perioden dieser Kunst, und ist, wie mehr oder minder alles seither über Glasmalerei geschriebene, seiner historischen, technischen und sonstigen Irrthümer oder Entstellungen wegen nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen. Gegenwärtige geschichtliche Darstellung hingegen erfaßt auch die Glasmalerei in Deutschland, England, der Schweiz, Italien und Spanien, kurz allen Ländern, wo sie je Pflege gefunden, und ist um eine Periode, gerade die wichtigste, die ihres neuerlichen Aufschwungs, reicher. Wie weit aber der Herr Verfasser, indem er dem Bekannten neues hinzugefügt, jenes geschichtet, zurechtgesetzt und verständlicht, dieses aber in gebührenden Zusammenhang mit jenem gebracht, kurz das erreicht, was zu erreichen galt, wird den Leser auch ohne Fürwort, welchem der Erfahrene, ohnehin nicht zu viel traut, ermessen.

Stuttgart und Tübingen, Oct. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Intelligenz-Blatt Nro. 42.

Sonnabend, 16. November 1839.

Ankündigung

von

Supplementen

zu den

sämmtlichen Werken Schillers.

Die verschiedenen Nachträge zu den Werken Schillers, welche in der jüngsten Zeit erschienen sind, und das ungemeine Interesse, welches Deutschland für Alles an den Tag legt, was Schillers geistiges Wirken und seine Person betrifft, machen es der Familie des zu früh Dahingeschiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlags-Buchhandlung der Schiller'schen Werke **Supplemente** zu denselben herausgegeben, welche des Nationaldichters würdig seyn und so viel als möglich in seinem eignen Geiste veranstaltet werden sollen.

Diese Sammlung wird in ihrer ersten Abtheilung nicht nur manche Gedichte, Aufsätze und Varianten enthalten, die den bisher erschienenen Nachträgen fehlten, sondern sie soll sich auch durch ihre Anordnung und durch die strenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen auszeichnen. Ein genaues chronologisches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schiller's nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum besseren Verständniß der Werke selbst dienen, theils wird es für den Leser ein Leitfaden seyn, durch welchen er den Zusammenhang der einzelnen Bestandtheile unserer Sammlung mit den ganzen Werken Schiller's leicht ersehen und ihre Stelle schnell auffinden kann. Die meisten dieser Gedichte und Aufsätze haben an und für sich nur einen untergeordneten Werth, sonst würde sie unser Vater selbst der Oeffentlichkeit übergeben haben, wenn es auch auf der andern Seite wahr seyn mag, daß Er, wie ein geistreicher, nun auch dahingeschiedener Zeitgenosse aussprach: „keine uninteressante, charakterlose Zeile geschrieben habe.“

Sie sind Dokumente seiner Schicksale und Verhältnisse, oft Hülfsmittel zum Verständniß seiner Schriften, besonders aber bezeichnen sie nothwendige Momente und Stufen in der Geistesentwickelung eines Mannes, dessen Bildungsgang einer der seltensten und merkwürdigsten genannt wurde, den je ein Mensch genommen habe, so daß derselbe zu einem Problem der forschenden Betrachtung geworden ist.

In diesen innern Zusammenhang und in diese höhere Beziehung müssen also alle Gedichte und auch nur fragmentarische Aufsätze unserer Sammlung gestellt werden.

Wir hoffen, daß diese uns unerläßlich scheinende Aufgabe dadurch erreicht werden wird, daß Herr Director Hoffmeister in Krenznach, welcher nach unserem Wunsche uns in unserem Einverständniß die Sammlung unternommen hat, durch kurze Anmerkungen und Hinweisungen unter dem Texte alle seine gesammelten Produktionen in eine innige Verbindung mit seiner Schrift:

Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke

setzen wird, einer Schrift, welche wir, wenn sie auch eine andere Betrachtung der Werke und der Geistesrichtung Schiller's nicht ausschließt, der Gründlichkeit ihrer Forschung, ihrem Geiste und ihrer ganzen Fassung nach, als ein unseres Vaters würdiges literarisches Monument anerkennen und hoch schätzen.

Die zweite Abtheilung der Supplemente wird eine Auswahl bedeutender Schiller'scher Briefe enthalten, von denen viele bisher noch nicht durch den Druck veröffentlicht worden sind, und welche durch nothwendige Bindungsglieder vermittelt und durch Erläuterungen in Hinweisungen des Herausgebers auf sein oben genanntes Werk aufgehellt werden sollen.

Bei Anordnung und Auswahl dieser Briefe wird das Ziel verfolgt werden, daß aus ihnen gleichsam eine vollständige Selbstbiographie und Selbstcharakteristik Schiller's hervortrete. Nur so kann auch hier das Einzelne durch den Dienst, den es dem Ganzen leistet, eine Schiller's würdige Stellung erhalten, welcher immer darnach trachtete, die Einheit der Mannigfaltigkeit zu finden und zu bewahren.

In der dritten, zuletzt erscheinenden Abtheilung endlich, welche Stimmen der Zeit und Kritiken bedeutender Zeitgenossen enthalten wird, soll Schiller als Mensch, Dichter, Geschichtsschreiber und Denker durch die Auffassung und durch das Urtheil anderer gleichsam im Spiegel seiner und unserer Zeit charakterisirt werden, und dieser Versuch dürfte wohl der erste seyn, unsern Vater in der fortschreitenden Betrachtung seiner Mitwelt darzustellen. Die Aussprüche und Kritiken bedeutender Zeitgenossen werden theils vollständig, theils im Auszuge wörtlich mitgetheilt, und chronologisch, oder auch dem Inhalte nach geordnet werden.

Diese Sammlung wird die Aufgabe zu lösen suchen, einerseits eine große Mannigfaltigkeit verschiedener Aussprüche über Schiller und seine einzelnen Werke zu liefern, andererseits aber zugleich im Allgemeinen, im größeren Umrisse, den Gang anschaulich darzustellen, welchen die Kritik über Schiller vom Anfang seiner literarischen Erscheinung an bis zu unsern Tagen genommen hat.

Von selbst versteht es sich in dieser Beziehung, daß auch ungünstige, ja abgeneigte Urtheile aus diesen Supplementen nicht ausgeschlossen bleiben, denn auch hier muß Schiller's eigener Ausspruch gelten: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht,“ vor welchem einzelne einseitige und falsche Stimmen vergeblich sich erheben.

Die Familie aber glaubte ihren verewigten Vater dadurch am höchsten zu ehren, daß sie allem aufbot, ihn seinen Zeitgenossen und seiner Nachwelt im Lichte der Wahrheit erscheinen zu lassen.

Cöln im Juli 1859.

Im Namen der von Schiller'schen Familie,
Ernst von Schiller,
Königl. Preußischer Appellations-Gerichtsrath.

Die unterzeichnete Verlagshandlung der Schiller'schen Werke, welche von der von Schiller'schen Familie auch mit Herausgabe dieser Sammlung beauftragt worden ist, beehrt sich die vorstehende Anzeige zur Kenntniß des Publikums zu bringen.

Sie wird es sich zur Ehrenaufgabe machen, auch diese Sammlung in Ausstattung und Preis so auszuführen, wie der unsterbliche Name Schiller's und seine zahllosen Verehrer es heischen; vorläufig nur so viel, daß der Umfang vier bis fünf Bändchen des Taschenformates und der Preis des Ganzen 3 — 4 fl. nicht übersteigen wird.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1859.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[648] So eben ist erschienen und durch jede gute Buchhandlung zu beziehen:

Die Geschichte
des
europäischen Staatensystems.

Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft
bearbeitet von
Professor Friedrich Bülau.
Dritter Theil.

Bis auf die neuesten Zeiten.

gr. 8. 39 Bogen. Preis 2 Rthlr. 18 Gr.

Der geistreiche Verfasser dieses, von dem competentesten Richtern mit hohem Lobe begrüßten Werkes, hat darin gezeigt, wie die Geschichte der gegenseitigen Beziehungen unserer Staaten für den Staatsmann zu behandeln, wie sie für Jeden wahrhaft fruchtbar zu machen ist, der mit denkendem Geist den Bewegungen der Staatenwelt folgt. Wir lernen die Gründe des Geschehenden kennen und die Gesetze, die es beherrschen.

Die Begebenheiten, welche den Gegenstand des Schlußbandes bilden: die Ereignisse seit der französischen Revolution bis auf die Gegenwart, können das Interesse an dem Werke nur steigern, und wir machen auf die Charakteristik Napoleons, die Beleuchtung des Continentalsystems, die Polemik gegen Bignon, die Geschichte der Preußischen Politik bis 1806, die Würdigung des Wiener Congresses, die der Quadrupelallianz, die Orientalische Frage u. A. aufmerksam.

Preis des vollständigen Werkes in 3 Bänden (104 Bogen) 7 Rthlr. 12 Gr.

Leipzig, 20. Oktober 1858.

G. J. Göschen's Verlagsbuchhandlung.

---

[641] **Zu Weihnachts-Geschenken:**

Es sind nun vollständig in allen guten Buchhandlungen drei verschiedene Ausgaben vorräthig zu haben von den beliebten

Stunden der Andacht.

Die neueste Ausgabe in Taschenformat, auch für Meß-Andachten geeignet, in zwölf Theilen und in gefälligem Format auf weißem Papier à 6 Thlr. oder 9 fl.

Die neunzehnte Auflage in großem Druck und in acht Bänden auf halbweißem Papier à 5 Thlr. 8 Gr. oder 8 fl.

Auf weißem Papier ist von dieser Ausgabe kein Vorrath mehr, und nur obige Ausgabe in Taschenformat ist jetzt noch auf weißem Papier vorräthig.

Die achtzehnte wohlfeilste Auflage in Bibelformat in einem Band und in reinem Druck für Unbemittelte hauptsächlich bestimmt, à 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 fl.

Auch diese Ausgabe ist beinahe wieder vergriffen, so daß wir sorgen werden, eine solche Ausgabe in stehenden Lettern zu veranstalten, um den Bestellungen fortwährend entsprechen zu können.

H. R. Sauerländer in Aarau.
Verlags-Buchhandlung.

---

[659] So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Carl von Holtei:
Lorbeerbaum und Bettelstab,
oder drei Winter eines deutschen Dichters. Schauspiel in drei Akten.

Geh. Preis 15 Gr.

Von demselben Verfasser:

Shakspeare in der Heimath,
oder die Freunde. Schauspiel in vier Akten.

Preis 15 Gr.

Beide Schauspiele sind auf mehreren Bühnen mit ungetheiltem Beifall gegeben worden, und es haben sich auch über deren Werth die öffentlichen Blätter sehr günstig ausgesprochen. — Das Lesen derselben wird Allen eine angenehme und unterhaltende Lektüre gewähren.

Schleusingen, 15. Okt. 1859.

Conr. Glaser.

---

[664] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Aesthetik
oder
Wissenschaft des Schönen
auf dem
christlichen Standpunkte
dargestellt von
Dr. C. Kl. Dursch.

gr. 8. Preis 5 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Der Verfasser dieses Werkes ging von der Voraussetzung aus, daß das Schöne wesentlich etwas Wirkliches und Lebendiges oder doch Lebennachahmendes sey, und sofort nicht zuerst und ursprünglich in Begriffen bestehen oder durch diese erst vermittelt werden, nur weil es das Schöne ist, kann es auch erkannt werden. Die Auffassung und die Erkenntniß des Schönen ist

aber von dem Bewußtseyn des Subjectes abhängig, dem es erscheint. Je nachdem das Bewußtseyn des Geistes ein allgemeines oder einer gewissen Zeit gemeinsames ist, je nachdem wird auch das Schöne allgemein aufgefaßt und erkannt. Da nun aber ein natürlicher Entwickelungsgang des Bewußtseyns in der Geschichte der Menschheit nachgewiesen werden kann, so sind die Standpunkte verschieden, auf welchem man das Schöne auffassen und zu bestimmen suchte. Der christliche Standpunkt, auf dem dieses Werk geschrieben ist, bezeichnet daher nichts Anderes, als den höchsten und vollkommensten Grad des Bewußtseyns des menschlichen Geistes, auf welchem dieser alle Erscheinungen auffaßt und beurtheilt. Die Wahl dieses Standpunktes bestimmte auch den Verfasser, die Erkenntnisse des Schönen denen der alten Welt gegenüberzustellen. Von der Definition ausgehend, daß das Schöne das Seyn oder die Idee in einer entsprechenden organischen Gestaltung sey, sucht der Verfasser zuerst die Frage zu beantworten: Wo und wie erscheint das Schöne? In der Beantwortung dieser Frage unterscheidet er zwei Gebiete des Schönen, das Geist- und Naturschöne, und theilt das Geistschöne wieder ab in ein transcendentes oder jenseitiges und in ein diesseitiges oder menschliches. Um den Begriffen des Schönen einen bestimmten Gehalt zu verschaffen, stellt er das menschliche oder diesseitige Geistschöne, das schöne Geistesleben, in seinen verschiedenen Hauptrichtungen dar und knüpft daran die Bestimmungen der abstrakten Begriffe des Schönen, wie die des Tragischen, des Pathetischen, des Elegischen, Humoristischen ꝛc. Wenn auch einzelne Parthien mit der christlichen Moral zusammen zu fallen scheinen, so würde man den Verfasser doch mißverstehen, wenn man glaubte, er habe nur eine christliche Moral nachgeahmt, oder die Moral in die Aesthetik aufgenommen. Er hat das wahrhaft christliche Leben, wie es sich in seinen Hauptbeziehungen aus dem tiefsten und klarsten Selbstbewußtseyn, dem ein höheres Lebensprincip zu Grunde liegt, als ein rein menschliches, als das edelste und schönste entwickelt, nur in der Absicht dargestellt, um nachzuweisen, wo und wie das diesseitige Geistschöne erscheint, und an diesem idealen Leben die abstrakten Begriffe des Schönen zu berichtigen und fast bestimmen zu können.

Um die Grenzen des Schönen genauer anzugeben, ist auch der Gegensatz des Schönen, das Häßliche im Menschenleben und der Natur, mit aufgenommen worden.

Wie das Menschenleben auf diesem Standpunkte in einer höhern Beziehung aufgefaßt wurde, so mußte auch die Ansicht von der Natur und dem Naturschönen dem der alten Welt entgegengesetzt werden.

Diese Arbeit ist unseres Wissens der erste Versuch die Wissenschaft des Schönen auf diesem Standpunkte darzustellen, und mag wohl dazu beitragen, daß das Schöne und namentlich das Kunstschöne in seinem tiefern Wesen und seiner höhern Beziehung allgemeiner erfaßt werde.

Diesem Werke, welches das Schöne im allgemeinen behandelt, wird ein zweites folgen, das die Wissenschaft der Kunst, oder das Schöne in menschlichen Werken enthalten wird.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[661] Bei F. Kupferberg in Mainz haben so eben die Presse verlassen und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Ahn, Dr. F., Handbuch der englischen Umgangssprache mit deutscher und französischer Uebersetzung. 2te stark vermehrte Auflage. 32. cartonirt. Preis 12 Gr. oder 54 kr.

Conradi, K., Christus in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Drei Abhandlungen als Beiträge zur richtigen Fassung des Begriffs der Persönlichkeit. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl.

Dörle, A., Palästina, oder das heilige Land zu Jesu und unsrer Zeit in engster Verbindung mit der evangelischen Geschichte. Von einem Vater im Abendzirkel seiner Familie beschrieben, und für Schule und Haus gewidmet. Mit 1 Karte von Palästina. 8. cartonirt. Preis 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Hattemer, H., deutsche Sprachlehre. gr. 8. Preis 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Hoffmann, J. J. J., Geometrische Anschauungslehre. Eine Vorbereitung zum leichten und gründlichen Studium der Geometrie. Mit 8 Steintafeln. 4te verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Preis 15 Gr. oder 1 fl. 8 kr.

Hungari, A., Rosen und Dornen in Erzählungen für katholische Familien. 8. geh. Preis 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Jacobi, G. A., Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der Europäischen Feld-Artillerien. 6tes Heft, enthaltend: Beschreibung des Materials und der Ausrüstung der Nassauischen Feld-Artillerie. Mit 3 Steintafeln. gr. 8. geh. Preis 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Kölges, B., Anleitung zur Concentration der Weine und des Weintraubenmostes durch eine einfache, naturgemäße und rein mechanische Behandlung. Versiegelt. gr. 8. Preis 8 Rthlr. oder 14 fl.

Lebrün, C., Lustspiele und Possen. Inhalt: Casanova im Fort St. Andre, Intriguenspiel in 3 Aufzügen. Der Wetterableiter, Posse in 2 Aufzügen. Die Holländer, Lustspiel in 3 Aufzügen. Zwei Namenstage für Einen, Posse in 3 Aufzügen. 8. Preis 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 fl.

Nickel, M. A., Das Ritual der katholischen Kirche. Aus dem Lateinischen. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Roth, Dr. Ch. Th., Zweites Lehr- und Lesebuch. Sittlich-religiöses Elementarwerk für die oberen Abtheilungen der Volksschulen. gr. 8. Preis 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Walloth, A., Erstes Gedächtnißbuch für die Jugend. Zugleich Führer zu Religion und Tugend. Herausgegeben für Schule und Haus ohne Unterschied der Confession. 8. cartonirt. Preis 14 Gr. oder 1 fl.

Weigand, Dr. F. L. K., Wörterbuch der deutschen Synonymen. 2 Bände. gr. 8. Preis 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr.

---

[658] Im Verlag von Ebner u. Seubert in Stuttgart ist so eben erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Ausgewählte Erzählungen

der

Miß Maria Edgeworth.

Aus dem Englischen

von

Adelbert Keller.

1ste und 2te Lieferung (enthalten Helene.)

In Umschlag geheftet. Subscriptionspreis pr. Lieferung 27 kr. oder 6 Gr.

Unter den Frauen, welche in der englischen Literatur sich einen Namen zu machen gewußt haben, erfreut sich ohne Zweifel Miß Edgeworth des ausgebrei-

testen Leserkreises. Nicht nur in ihrem Vaterlande haben ihre Erzählungen die vielfältigste Theilnahme erregt, sondern auch das Ausland hat durch zahlreiche Uebertragungen in verschiedene Sprachen anerkannt, daß sie die geistigen und gemüthlichen Bedürfnisse einer großen Classe der Mitlebenden zu befriedigen versteht.

Was in ihren Schriften interessirt, ist nicht etwa eine große Fülle der Imagination, sie bewegt sich vielmehr lieber im wirklichen Leben und gefällt sich, die Alltäglichkeit desselben durch Eindringen in die psychologischen Motive und die den Thatsachen zu Grunde liegenden Seelenstimmungen interessant und belehrend zu machen. Darum gehören denn auch diese Erzählungen nicht in die Classe der verwerflichen Produkte einer neuen sittenlosen Schule, auf deren Titel stets die Warnung stehen sollte: La mère en défendra la lecture à sa fille! Vielmehr ist es eben der sittliche Ernst, die sittliche Reinheit, welche die Schriften der Miß Edgeworth als gesunde Nahrung und unschädliche Unterhaltung auch von jeher in die Hände der reiferen Jugend gebracht, und die treffende Charakteristik, der lebendige Dialog, ferner der nicht selten hervorbrechende echt irische Humor sind es, die ihnen hier wie allenthalben Freunde erworben haben.

Die ganze Sammlung, etwa 10 — 12 Lieferungen von circa 10 Bogen umfassend, wird das Gediegenste aus sämmtlichen Schriften der Miß Edgeworth enthalten, (mit Ausschluß der eigentlichen Jugendschriften), und im Laufe des Jahres 1840 beendigt seyn.

Nach Vollendung der ganzen Sammlung tritt ein erhöhter Ladenpreis ein. —

Stuttgart, im Okt. 1839.

---

[655] Bei **Julius Wunder** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vollständiges Buch zur Oper:

Der Schöffe von Paris,

Komische Oper in 2 Akten von **W. A. Wohlbrück.**

(Musik von Heinr. Dorn.)

Preis 12 Gr.

Auf diesen interessanten Operntext machen wir besonders die löbl. Theaterdirektionen aufmerksam. Die Partitur der Oper ist gleichfalls rechtmäßig nur durch uns zu beziehen.

---

[656] In der **Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rede

zum

Andenken an den verewigten Staatsminister

Maximilian Grafen von Montgelas,

gelesen in der festlichen Sitzung der K. Akademie der Wissenschaften am 24. August 1839

von

Max Freiherrn von Freiberg,

K. Bayer. Staatsrath und Vorstand des Reichsarchivs.

4. geh. Preis 1 fl. 21 kr. oder 20 Gr.

In Form einer Rede wird hier ein umfassender Ueberblick über das Leben und den Wirkungskreis eines Mannes gegeben, der kräftig in die Gestaltung der neuern Europäischen Staatenentwickelung eingriff, und deßwegen im wahren Sinne des Worts der Geschichte angehört. Die in der Schrift angenommene Form hat nicht verhindert, daß der Verfasser die wichtigsten Momente dieses bedeutenden Lebens mit derjenigen Ausführlichkeit behandelte, welche die weitverzweigte Wirkung desselben und eine caramatische Behandlungsweise des Stoffes erforderte. Die Kenner und Betrachter der neuern Europäischen Geschichte finden daher darin alle die Ansprüche befriedigt, welche man an eine gründliche historische Monographie zu machen berechtigt ist.

---

[610] Bei **Weise und Stoppani** in Stuttgart erschien so eben und ist in allen Buch- und Musikhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig:

Polyphonomos

oder

die Kunst, in sechshundertdreißig Lektionen sich eine vollständige Kenntniß der

musikalischen Harmonie

zu erwerben.

Ein Lehrbuch,

zugleich zur

Weckung und Förderung einer echten musikalischen Bildung,

von

Hofrath Dr. Gustav Schilling.

52 Bogen gr. 8. Preis 5 fl. 24 kr. — 3 Rthlr. — 4 fl. 30 kr. C.-M.

Indem wir dieses Werk nun hiemit vollständig einem musikliebenden Publikum übergeben und zur gefälligen Beachtung aufs Angelegentlichste empfehlen, dient zum Beweise seiner außerordentlichen Gediegenheit wohl schon die einfache Thatsache, daß noch vor seiner Vollendung sowohl eine holländische als englische Uebersetzung davon besorgt wurden, und daß alle bisher erschienenen Rezensionen darüber in den geachtetsten Zeitschriften es als eine „merkwürdige und in seiner Art einzig dastehende Erscheinung auf dem Gebiete der musikalischen Literatur darstellen.

---

[660] In allen Buchhandlungen ist für 1 Thaler (1 fl. 48 kr.) zu haben:

Gothaischer genealogischer

Hof-Kalender auf 1840.

Mit 8 Bildnissen in Stahlstich.

In Folge der bei Ausgabe des vorigen 76sten Jahrgangs ausgesetzten Prämie auf Nachweisung von in den Daten des genealogischen Theils des Almanachs vorkommenden Fehlern, hat die Redaktion nur für drei angezeigte Fehler dieser Gattung zu entsprechen gehabt — ein glänzendes Zeugniß für die Zuverlässigkeit des Almanachs und eine schöne Rechtfertigung des Vertrauens, das er seit so langen Jahren an allen Höfen Europa's, wie bei Diplomaten und Geschäftsmännern jeden Standes findet. Die deutsche Ausgabe für 1840 enthält außer den jährlich wiederkehrenden Artikeln eine Darstellung der brittischen Adelsverhältnisse, die französische eine Liste der in allen Gaenden der Erde angestellten Handels-Consuln. — Zugleich erschien der 13te Jahrgang des

Genealogischen Taschenbuchs

der deutschen gräflichen Häuser

auf das Jahr 1840.

Preis 1⅓ Thlr.

Intelligenz-Blatt Nro. 43.

Sonnabend, 23. November 1839.

[683] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Goethe's Faust.

Eine Tragödie.

2 Theile in elegantester Taschen-Ausgabe.

In englischem Einband mit goldenem Schnitt und des Verfassers Portrait.

Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Diese neue, in typographischer Ausstattung alle früheren weit übertreffende Ausgabe von Goethe's Meisterwerk erlauben wir uns als ein vorzügliches Festgeschenk bestens zu empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schillers Leben.

Aus Gelegenheit mehrerer angekündigter Lebensbeschreibungen Schillers erlaubt sich die Unterzeichnete auf nachstehendes in ihrem Verlag erschienene Werk wiederholt aufmerksam zu machen:

Schillers Leben,

verfaßt aus

Erinnerungen seiner Familie,

seinen eigenen Briefen

und

den Nachrichten seines Freundes Körner.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Diese Nachrichten von Schillers Leben sind aus dem Nachlasse seiner Wittwe geschöpft, in welchem sich viele Notizen über dasselbe, meistens Erinnerungen aus Gesprächen mit ihm, welche sie selbst in ein Ganzes zu fassen gedachte, vorfanden. Die Nachklänge der Liebe, Erinnerungen aus Schillers Jugendzeit, von seiner ältern Schwester mitgetheilt, und die Nachrichten seines vertrautesten Jugendfreundes, lieferten manche Züge zur Vollendung der Darstellung eines Lebens, das der Welt lieb und wichtig geworden ist.

Das deutsche Publikum, an dessen Herz sich seine Jugend warf, und das sein Vertrauen so schön rechtfertigte, wird auch diese Schillers Andenken gewidmeten Blätter mit Liebe aufnehmen. Die Eintheilung derselben zerfällt in folgenden Abschnitten:

I. Eltern, Kindheit, Studien, Jugend. II. Aufenthalt in Mannheim, in der Umgegend und in Bauerbach. III. Rückkehr nach Mannheim. IV. Leipzig, Dresden, Weimar. V. Neigung. Rudolstadt. VI. Rückkehr nach Weimar vom Spätjahr 1788 bis zum Frühling 1789. VII. Anstellung in Jena. Verheirathung. VIII. Häusliches Leben. Krankheit. Reise nach Schwaben. IX. Rückkehr nach Jena. Die Horen. Verbindung mit Goethe. X. Erste Vorstellung des Wallenstein, Aufenthalt in Weimar. XI. Letzte Lebensjahre und Tod. XII. Allgemeines über Schillers Charakter und Persönlichkeit.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[675] Im Verlage der Voss'schen Buchhandlung zu Berlin erschienen seit Ende des vorigen Jahres:

Appun, Louise, Fabeln und Parabeln für die Jugend aus gebildeten Ständen zur Unterhaltung und Belehrung. 8. geh. 1/2 Thlr.

Bégin, L. J., Lehrbuch der practischen Chirurgie. Nach der zweiten Ausgabe deutsch bearbeitet und mit Zusätzen vermehrt von A. Neurohr. — Mit einem Vorworte vom Geheimen Rath Prof. Dr. Dieffenbach. 2 Bde. gr. 8. 4 Thlr.

Bericht über die den lithographischen Stein ersetzenden, in mehreren Ländern patentirten, künstlichen lithographischen Platten und deren Handhabung. 1/2 Thlr.

Bressler, Dr. H., die Krankheiten des Kopfes und der Sinnesorgane. Nach den neuesten und bewährtesten Forschungen deutscher, französischer und englischer Aerzte systematisch bearbeitet. Bd. I.

Die Krankheiten des Gehirns und der äussern Kopfbedeckungen. gr. 8. 2 Thlr.

Der zweite binnen Kurzem erscheinende Band wird die Krankheiten des Seh- und Gehörorganes (Augen- und Ohrheillunde), der dritte zur Oster-Messe 1831 erscheinende Band aber die Krankheiten des Geruchs- und Geschmackorganes mit Einschluss der Zahnkrankheiten enthalten.

Dropsy, J. J. H., Analecta de morbo Brigthi. 8. geh. ½ Thlr.

Eschholz, E., Eduard Elfen. Ein Roman. 2 Bde. 8. geh. 2 Thlr.

Erzählungen, Historische und romantische, Begebenheiten und Skizzen. Nach dem Russischen des A. Puschkin, A. Bestushew, T. Bulgarin und Anderer, deutsch herausgegeben v. Fr. Titz. 8. geh. 1 Thlr.

Esquirol, E., die Geisteskrankheiten in Beziehung zur Medicin und Staatsarzneikunde. Ins Deutsche übertragen von Dr. W. Bernhard. 2 Bde. gr. 8. Preis 4 Thlr.

Fichte, Johann Gottlieb, die Bestimmung des Menschen. Neue Auflage. 8. geh. ⅔ Thlr.

Frauenstädt, J., die Menschwerdung Gottes, nach ihrer Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, mit Rücksicht auf Strauss, Schaller und Göschel. 8. geh. ⅔ Thlr.

Heinse, W., Hildegard von Hohenthal. Neue Ausgabe in 6 Heften. 1⅓ Thlr.

Hippel, T. C. v., über die Ehe. 6te Auflage. 8. 1 Thlr.

Hoefer, Dr. Albert, (Docent an der K. Pr. Friedrich Wilhelms-Universität in Berlin), Beiträge zur Etymologie und vergleichenden Grammatik der Hauptsprachen des indogermannischen Stammes. Band I. Zur Lautlehre. gr. 8. 32 Bogen. geh. 2½ Thlr.

Lessing's, G. E., sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. 12 Bände auf Velinpapier mit Portrait in Stahlstich. gr. 8. Subscriptionspreis. 12 Thlr.

(Zur Leipziger Oster-Messe **1840** tritt der Ladenpreis von **16** Thlr. ein.)

— — Hamburgische Dramaturgie. Neue Auflage. gr. 8. geh. 1½ Thlr.

— — Erziehung des Menschengeschlechts. Neue Auflage. 8. geh. ⅓ Thlr.

— — Nathan der Weise. 8te Auflage. gr. 8. geh. ⅚ Thlr.

— — Emilie Galotti. 6te Auflage. gr. 8. geh. 5/12 Thlr.

— — Minna v. Barnhelm. 6te Auflage. gr. 8. geh. 5/12 Thlr.

— — Nathan der Weise, Emilie Galotti und Minna von Barnhelm, zusammen in Einem Bande, in Engl. Leinen gebunden. 1⅔ Thlr.

— — wie die Alten den Tod gebildet. Eine Untersuchung. Neue Auflage mit 5 Kupfertafeln und 2 Vignetten. gr. 8. geh. ⅔ Thlr.

— — über das Apostolische Glaubensbekenntniss gegen David Schulz. 8. geh. ½ Thlr.

Smidt, H., eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe. 12. geh. ⅔ Thlr.

Berliner Spaziergänge, gewidmet Deutschem Volksthume. gr. 8. geh. ⅔ Thlr.

Spenden der Zeit. Enthaltend: neue Dichtungen von A. v. Chamisso, Cohnfeld, Ferrand, Förster, v. Gaudy, Gerstel, Grumbach, Möllenbeck, Quien, Reisshad, v. Weitzenstein, Rösel, v. Sallet, Seidelmann, Smidt, und mehreren Andern. 8. geh. ⅔ Thlr.

Tieh, Fr., Brasilianische Zustände nach gesandtschaftlichen Berichten bis zum Jahr 1837. 8. geh. ⅔ Thlr.

Ueber den Ritter Gluck und seine Werke. Briefe von ihm und andern berühmten Männern seiner Zeit. Eine historisch-kritische Beurtheilung seiner Opern-Musik. Aus dem Franz. von J. G. Siegmeier. 2te Auflage. gr. 8. geh. 1½ Thlr.

Valleix, F. L., Klinik der Kinderkrankheiten. Deutsch bearbeitet von Dr. H. Bressler. gr. 8. 1½ Thlr.

Weizmann, K. W., (Superintendent in München-berg) über das Verhältniß der Volksschule zum Staat und zur Kirche. Einige Worte zur Entgegnung auf die neuesten Aeußerungen des Herrn Seminar-Directors Dr. Diesterweg. 8. geh. ⅓ Thlr.

Wolff, Prof. Fr., Vorlesungen über die Chemie für gebildete Leser aus allen Ständen. Nach Laugier's cours de chimie générale. 2 Bde. Neue mit der ersten Auflage gleichlautenden Ausgabe in 4 Heften. 2 Thlr.

Wrangel, F. v., Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere in den Jahren 1820 bis 1824. Nach den handschriftlichen Journalen und Notizen bearbeitet von G. Engelhardt, Staatsrath. Herausgegeben nebst einem Vorwort von C. Ritter, Dr. und Prof. — Mit Tafeln der Temperaturverhältnisse und einer Landkarte. 2 Thle. gr. 8. 5 Thlr.

auch unter dem Titel:

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von J. R. Forster und andern Gelehrten. 38 und 39 Band.

---

[649] Bei **K. F. Köhler** in **Leipzig** ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Der

junge Mystiker

oder

die drei letzten Festzeiten aus seinem Leben.

Eine biographische Skizze

von Dr. **Fritz**.

Brochirt. 1 Thlr. 8 Gr.

Jedem Gebildeten, namentlich Damen, ist dies mit Geist und Gemüth geschriebene Werkchen als wirklich genußreiche Lektüre anzuempfehlen. Es enthält eine Absprechung der höchsten und reinsten Interessen.

---

[634] In der Literarartistischen Anstalt der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ist denn

Die Pest

wirklich ein ansteckendes Uebel?

von

Dr. **F. Pruner**,

p. z. Director des Centralspitals in Kairo.

8. Preis geh. 18 kr. rhein. oder 4 Gr.

Der Verfasser, der der Pest — diesem so lange gefürchteten Feinde Europa's — viele Jahre hindurch in die Augen sah, giebt in den erwähnten Blättern das Resultat seiner vielfachen Beobachtungen, das um so mehr die Aufmerksamkeit der Aerzte und Staatsmänner verdient, als es von den bisherigen Ansichten namentlich über die Contagiosität der Pest abweicht, und die aus diesen Ansichten hervorgegangenen Sanitäts-Maßregeln einer neuen Würdigung unterwirft.

[684]

An die Besitzer von Schiller's Werken.

In S. G. Liesching's Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart ist so eben erschienen:

Schiller's Leben

in drei Büchern

von

Gustav Schwab.

Erstes Buch.

340 Seiten in kl. Octav oder gr. Duodez, auf satinirtem Velinpapier. In Umschlag geheftet.
Subscriptionspreis 8 gGr. = 36 kr. rhein. = 10 Sgr. = 30 kr. Conv.-M.

In lebendiger, blühender Sprache, mit Geist und Wärme, aber auch mit Wahrheit und Unabhängigkeit geschrieben, das Leben unseres großen vaterländischen Dichters, des Lieblings seiner Nation, und seine geistige Entwicklung in Ein gedrängtes, aber klares Bild zusammenfassend, tritt hier eine Lebensbeschreibung vor das deutsche Publikum, welche — durch ihre edle, einfache Darstellung, wie durch Umfang und Preis dem gesammten unbefangenen Lesekreise Schiller's zugänglich — ein würdiges Denkmal des Dichters genannt werden darf, dessen Werke für Tausende eine unerschöpfliche Quelle poetischen Genusses sind. Mit besonderer Liebe von dem gewiß vor Vielen dazu berufenen und begabten Herrn Verfasser geschrieben, ist sie allen Verehrern Schiller's bestimmt, deren Bedürfniß, sich den Genuß seiner Werke durch eine tiefere Kenntniß seines Lebens und Bildungsganges, eines der merkwürdigsten, die je ein Dichter durchlaufen — zu erhöhen, bisher noch unbefriedigt bleiben mußte. Die erfolgreichste Benützung des durch die jüngste Vergangenheit so reich vermehrten Materials für eine treue Biographie Schiller's, eine Reihe bisher noch wenig oder gar nicht bekannter Momente, verbunden mit einer durchaus eigenthümlichen Auffassung erhöhen den gediegenen Werth eines Buches, das wir ein Volksbuch im schönsten Sinne des Wortes nennen.

Mit dem zweiten und dritten Buche, dem ersten an Umfang und Preis gleich, wird das Ganze sicher bis zur Ostermesse 1840 vollendet seyn; die mit seltner Sorgfalt behandelte Ausstattung mag beweisen, wie sehr der Verleger bemüht war, Gegenstand und Verfasser zu ehren.

Alle soliden Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder haben das Erste Buch vorräthig und nehmen Subscription auf ein Werk an, welches wir als eine werthvolle Ergänzung der Werke Schiller's aufgenommen sehen möchten.

Eine Ausgabe in gr. 8. erscheint demnächst.

---

[668] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erstes Oktoberheft 1839.

Inhalt: Notizen über die Dampfmaschinen in den Vereinigten Staaten. Aus dem Berichte, den Hr. Woodbury im December 1838 dem Congresse der Vereinigten Staaten vortrug. Palmer, über die Anwendung des Dampfes als bewegende Kraft, mit besonderer Rücksicht der ökonomischen Benützung von atmosphärischem und Hochdruckdampf. — Pambour, Versuche über die Reibung der Eisenbahnwagen und über den Widerstand, den die Luft gegen die im Laufe begriffenen Wagenzüge leistet. — Ueber die Patent-Eisenbahnwagen des Hrn. Adams und die von ihm erfundenen Bogenlehren. Mit Abbild. — Beleuchtung der Kurbel und Wiederlegung der von Hrn. John Scott Russell aufgestellten Meinung, daß die Kurbel nicht jene Unvollkommenheiten besitze, die ihr von den berühmtesten sowohl theoretischen als praktischen Mechanikern aller Länder und aller Zeiten zugeschrieben worden sind; von A. F. Mentrang, Ing. ꝛc. Mit Abbild. — Ueber ein Treibrad mit beweglichen Schaufeln für Dampfschiffe. Vom Bergverwalter Grandjean. Mit Abbild. — Ueber die neuen Heiz- und Ventilirapparate des Hrn. Jeffreys in London. Mit Abbild. — Buchs Verbesserungen an den Kardirmaschinen für Baumwolle und andere Faserstoffe. Mit Abbild. — Beidson und Lathams Verbesserungen an der Maschinen und Apparaten zum Aufspannen, Trocknen und Appretiren gewebter Fabricate. Mit Abbild. — Davis' vereinfachte Methode wollene und andere Tücher zu appretiren. Mit Abbild. — Mollneux's Verbesserungen an einem zur Papierfabrication dienenden Apparate. — Ueber Photographie; von Dr. Fyfe in Edinburgh. 1) Verfahren das Papier zuzubereiten. 2) Verfahren Abdrücke oder Bilder auf dem Papier zu erzeugen. 3) Verfahren die Bilder zu conserviren. Verfahren Bilder darzustellen, bei welchen Licht und Schatten nicht umgekehrt sind.) — Ponton, über ein wohlfeiles und einfaches Verfahren Papier für photographische Bilder ohne Anwendung eines Silbersalzes zuzubereiten. — Ueber Daguerre's Photographie und besonders über die Theorie derselben. — Ueber die Rectification des Alkohols; von C. Sonveiran. — Miscellen. Preise, welche die Société d'encouragement in Paris ertheilte. — Whishaws Bericht über die sogenannte rotirende Spielenmaschine. — Mallery's Maschine zum Mahlen der Farbhölzer. — Preisverzeichniß englischer Spinnmaschinen für Flachs und Wolle. — Ueber Fabrication russischer Sensen. — Liepmanns Oelbilderdruck. — Ueber die Prüfung der Champagnerflaschen. — Ueber Hrn. Geary's Patent-Brennmaterial. — Ueber den Backofen des Hrn. Jametel und die Gebäcke der Brüder Mouqot in Paris. — Ueber die Fabrication von Stärkemehlzucker in Frankreich. — Ueber die Verwandlung des Zuckers in Milchsäure.

☞ Tab. VI. *, Lord Willoughby's Torfpresse darstellend, welche mit dem zweiten Septemberhefte des Polytechnischen Journals nicht mehr ausgegeben werden konnte, ist diesem Hefte beigelegt.

Zweites Oktoberheft.

Ueber Ch. Beslay's Dampftessel. — Auszug aus einer Rede des Hrn. Huerne de Pommense, das Zurückbleiben Frankreichs im Baue der Eisenbahnen betreffend. — Russell über die Schwankungen von Hängebrücken und ähnlichen Verbindungen. Mit Abbild. — Beschreibung einer von Hrn. Dupré in Paris erfundenen Maschine zur Fabrication der Metallkapseln, welcher man sich an den Weinflaschen anstatt des Pfropfes bedient. Mit Abbild. — Auszug aus

dem Berichte des Hrn. Anchée Durand über die Blechscheeren und Schneideisen des Hrn. Gouet, in Thennes bei Paris. — Thompsons Verbesserungen an den Schöffern für Haus- und Zimmerthüren, Schiebladen, Kasten u. dgl. Mit Abbild. — Nachtrag zu dem Patente, welches Hr. Charles Wye Williams von Liverpool am 26 Julius 1858 auf Verbesserungen in der Zubereitung des Torfes nahm. Mit Abbild. — Ueber das Trocknen der Baumwollenzeuge in geheizten Trockenstuben; von Hrn. Achille Penot. Mit Abbild. — Vergleichende Versuche über das Trocknen der Baumwollenzeuge in geheizten Hängen und auf Dampfcylindern; von Hrn. Royer. — Bericht des Hrn. Payen über die von Hrn. Brosson betriebene Fabrication von gereinigtem kohlensauren Natron (Natron-Bicarbonat). Mit Abbild. — Dyars und Hemmings Verfahren zur Fabrication von kohlensaurem Natron. — Ueber einige Amalgame. Von M. A. Damour. — Ueber die chemische Zusammensetzung und die Eigenschaften des Geschützmetalles. Von R. F. Marchand. — Ueber den Zustand, in welchem der Indigo in den Blättern des Farbenkrautes (Polygonum tinctorium) enthalten ist. Von Rodiguet. — Miscellen. — Verzeichniß der vom 30 Mai bis 25 Julius 1839 in England ertheilten Patente. — Geschwindigkeit der Fahrten auf der Great-Western-Eisenbahn. — Treviranus' Kreiselpumpe. — Ueber eine das Schwungrad ersetzende Vorrichtung. — Pierens Kasserr aus Thectamen aus Englisch Metall. — Misters Verbesserungen im Einreiben von Gebissen. — W. Johnsons Methode, die Stärke des Schmiedeisens und Stahles zu erhöhen. — Verbrennung des Rauches in den Oefen der Dampfmaschinen. — Dons Apparat zum Trocknen des Getreides und zum Backen von Brod. — Die Papierstapetenfabrik der HH. Evans u. Comp. — Ueber die Zündhölzchen-Fabrik der Mad. Merckel in Paris. — Hancocks Methode, erhaben und vertieft gemusterte Oberflächen zu erzeugen. — Benützung des Magnetismus zum Drucken. — Ueber eine neue Art von Druck, Cerographie genannt. — Einiges über die in Paris gebräuchlichen Verfälschungen der Kuhmilch. — Zahl der Canäle und Eisenbahnen im Staate New-York.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journal Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30—36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang zu 168 Rthlrn. oder 288 fl. anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1825 bis 1838 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[548] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Leischners Zauberkunst

aller Zeiten und Nationen, namentlich des ägyptischen Alterthums und des 19ten Jahrhunderts. Enthaltend die enthüllten Geheimnisse der ägyptischen Wahrsager, der Orakel, der Bauchrednerei, Telegraphie, Cartomancie in 280 ausgewählt schönen, belustigenden und belehrenden Kunststücken aus der Physik, Chemie, Optik, Mathematik, Arithmetik und Experimentirkunst. Nach Philadelphia, Bosco, Petorelli, Comte und Anderen. Mit 1 Titelkupfer und 111 Abbildungen. 5te mit vielen Kunststücken verm. Aufl. 12. geh. 1 fl. 21 kr.

Wem es zur Empfehlung nicht genug sein sollte, daß dieses interessante Büchlein in 6 Jahren 5 neue Auflagen erlebt hat, für den theilen wir von 19 ohne Ausnahme sehr rühmenden Recensionen nur die zwei neuesten mit, indem wir uns jedes eignen Zusatzes enthalten: Abendzeitung 1838 vom 21 Juli: „So täuschend in der Regel die Titel gerade solcher Bücher sind, so macht gegenwärtiges doch dann eine rühmliche Ausnahme. Es eignet sich zur lehrreichen und angenehmen Unterhaltung recht sehr, gibt vieles Neue, oft Ueberraschende, und dabei doch leicht Ausführbare und zeichnet sich durch Vollständigkeit vor mehrern ähnlichen Werken aus. So sey denn den Freunden dieser Belustigungen das hübsche Büchlein bestens empfohlen.“ — Das Mitternachtsbl. 1839. Nr. 34 sagt: „Allen, die nur sehen wollen, hat Leischner dasjenige, was sie abergläubisch genug für Hexerei hielten, so anschaulich zu machen verstanden, daß es kein Schleier mehr deckt. Selbst der unsichtige Lehrer wird einen glücklichen Griff thun, wenn er diese veröffentlichte Zauberkunst zu den vielen Experimenten zu benutzen weiß, um seinen physikalischen Unterricht zu würzen. In langen Winterabenden wird auch der Familienvater keine schläfrigen Gesichter sehen, wenn er vermöge dieser reichen Auswahl belustigender und belehrender Kunststücke die Langeweile verscheuchen will. Das heirathslustige Mädchen aber und die eifersüchtige Gattin und wer sonst noch einen Wunsch auf dem Herzen hat, dessen Erfüllung er vor der Zeit wissen möchte, findet in der deutlichen Angabe zum Kartenschlagen Gelegenheit in Menge, sich zu erfreuen. Da auch die Abbildungen recht nett sind, und der Preis sehr gering ist, so kann dieses Buch mit Recht preiswürdig und werthvoll genannt werden.“

---

[552] Bei Ed. Heynemann in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Italien

wie es mir erschienen ist.

Von

A. G. Eberhard.

2 Bände in 8. broch. 2 Rthlr. = 3 fl. Conv.-M. = 5 fl. 36 kr. rhein.

Diese neueste Schrift des rühmlichst bekannten Verfassers — das Resultat scharfer unparteiischer Beobachtung und geistreicher Kritik — reiht sich den früheren Erzeugnissen desselben würdig an, und dürfte wohl als Beitrag zur richtigen Beurtheilung Italiens, so wie als interessante Unterhaltungslektüre, gleiche Empfehlung verdienen.

Für angemessene äußere Ausstattung hat der Verleger bestens Sorge getragen.

---

[669] Bei C. L. Fritzsche in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Gesichte,

Christlich-prophetische

Gesänge

von

Moritz Alexander Zille.

8. broch. Preis 15 Gr.

Intelligenz-Blatt Nro. 44.

Mittwoch, 27. November 1839.

[686] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

Gleichgewicht

und

Bewegung

gespannter

elastischer fester Körper.

Mit

einem Anhange

über die

Berechnung des Widerstandes und die vortheilhafteste Gestalt der Eisenbahnschienen.

Von

J. P. G. von Heim,

Königlich Württembergischem Artillerie-Hauptmann.

Mit drei Steintafeln.

gr. 8. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Die Nr. 7 und 8 des diesjährigen technischen Literaturblattes zum Gewerbeblatt für Sachsen fällt über diese Schrift folgendes Urtheil:

„Der Verfasser hat nebst den Anwendungen der „Lehre vom Gleichgewichte und der Bewegung elastischer „fester Körper auf die wichtigsten Theile der Maschinen„kunde vorzugsweise die wissenschaftliche Entwicklung „dieser Lehre im Auge gehabt. Diese Richtung seiner „Arbeit ist eine sehr verständige, — da die praktische „Bedeutsamkeit der gestellten Frage von Tage zu Tage „mehr hervortritt und ein verstärkteres Interesse gewinnt. „Vom höchsten wissenschaftlichen Standpunkte aus behan„delt der Verfasser ein Feld, welches zwar durch Ver„suche von vielen großen Ingenieuren, unter andern von „Rennie, Telford, bebaut worden ist, worauf es aber „noch sehr Vieles zu thun gibt. Wir können ihm das „Zeugniß geben, daß er nichts gespart hat, um seine „Sätze mathematisch zu begründen, und wünschen, daß „der reiche Stoff der Formeln für die Technik brauchbar „gemacht werden möge, um die Erscheinungen und Folgen „der Elasticität der Materialien in Bezug auf Bauwesen „und Maschinenbau beurtheilen zu können. Wir „empfehlen das Buch jedem mathematisch-wissenschaft„lichen Techniker.“

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[702] **Medicinische Schriften.**

Bei **F. Nubach** in Berlin so eben erschienen:

Analekten für die gesammte Staatsarzneikunde, oder auserlesene Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin und der medicinischen Polizei. 2tes Heft. 21 Gr.

Nösch, Dr. C., Ueber den Mißbrauch der geistigen Getränke, in Beziehung zur medicinischen Polizei und gerichtlichen Medicin. (Aus dem vorstehenden besonders abgedruckt.) 16 Gr.

[550] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der unerschöpfliche *Maitre de Plaisir,* oder die Kunst in allen Jahreszeiten im Freien und zu Hause, so wie an allen nur denkbaren Freudentagen die unterhaltendsten und belustigendsten Parthien anzuordnen. — Enthaltend: die besten Spiele, Lieder, Deklamir- und Kunststücke u. s. w. Ein unentbehrliches Haus- und Handbuch für alle lebensfrohe deutsche Familien. Siebente, mit neuen Spielen und Kunststücken sehr verm. Auflage. (Um mehrere Bogen vermehrt, aber im Preise nicht erhöht.) In eleg. Umschl. geh. 12. 1 fl. 48 kr.

Schon sieben Male neu erstanden,
Kehr' ich bei frohen Leuten ein
Und bring herbei aus allen Landen
Der Kurzweil viel zum Lustverein.
Wenn unter Hunderten nur Einer
In Tasch' und Kopf mich bei sich hat,
So wird aus langer Weile Keiner
Bei Spiel und Freuden satt und matt.
Wer mich in meinen jüngern Jahren.
Als Tonangeber schon benützt,
Den kann ich besser jetzt verwahren,
Damit sein Scherz und Witz recht blitzt.
Ein Späßemacher ohne Gleichen
Hat mich diesmal neu ausstaffirt
Und nun werd' ich Euch erst recht zeigen,
Wie Frohsinn die Gesellschaft ziert.
Fürwahr! Man braucht mich nur zu kaufen,
Um schnell ein wih'ger Kopf zu sepn!
Den, der mich weg hat, wird man taufen:
Den Lustigmacher nett und fein.

Ein Recensent im Berliner Figaro 1835 sagt: „Es ist gewiß keine leichte Aufgabe, eine zahlreiche muntere Gesellschaft ohne Kartenspiel und unausgesetzte Conversation so zu unterhalten, daß die Langeweile kein Terrain gewinnt, sondern das Alles in ungetrübter Heiterkeit und fortwährender Regsamkeit verbleibt. Selbst einem noch so erfinderischen Kopfe werden die Ideen hierzu oft ausgehen. Das obengenannte Werkchen, das durch eine Reihe vorhergehender Auflagen seine Zweckmäßigkeit bereits hinreichend bewährt hat, wird hierbei als ein ganz vortreffliches Aushülfsmittel dienen, denn es enthält der Spiele und Belustigungen eine sehr große Anzahl und es möchte viel Zeit dazu gehören, um diesen großen Vorrath zu erschöpfen.“ — Der Recenient im Berliner Modenspiegel 1835. Nro. 32 sagt: „Dieses Büchlein hat nun 7 Auflagen erlebt und ist allemal sehr vermehrt und verbessert worden. Es empfiehlt sich vor allen ähnlichen Schriften durch eine große Mannichfaltigkeit. Langeweile kann unmöglich in einer Gesellschaft einreißen, die dieses Büchlein mit Sinn und Auswahl zu ihrem Führer macht. So mit erfüllt es seinen Zweck vollkommen.“

Für Zeitungsleser, Lesecabinete, Museen und Casinos.

[688] **Deutsche Vierteljahrs Schrift. 8. Heft.**

So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt:

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

Oktober—December 1839.

Inhalt:

Das Salinenwesen in Deutschland vorzüglich in pyrotechnischer Beziehung. Von F. v. Alberti. — Zunftwesen und Gewerbefreiheit, mit Ansichten über Vermittelung, Uebergang und Reconstruction. — Ueber die Ursachen der Bewegung des Courses der Staatspapiere, über die Berechnung des Werthes derselben, und die beste Zeit und Art Staatspapiere zu kaufen und zu verkaufen. Von Dr. Fr. Schmidt. Nationalität und Kosmopolitismus. Von W. Menzel. — Beleuchtung des zwischen den deutschen Vereinsstaaten und den Niederlanden abgeschlossenen Handelsvertrags. Von H. F. Osiander. — Die Bauknunst in Deutschland. — Zur Lösung der pädagogischen Aufgabe unserer Zeit. Von Dr. W. B. Mönnich. — Die gegenwärtige Krisis der Rechtsphilosophie in Deutschland. — Protestantismus und Kunst. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. Von Grund. — Kurze Notizen.

Der Inhalt der drei ersten Quartalhefte des laufenden Jahrgangs oder Nr. 5, 6, 7 der ganzen Sammlung ist folgender:

V. Das deutsche Journalwesen. — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Ueber die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland. — Ueber den Grund, das Wesen und die Grenzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. — Die Holznoth. — Kurze Notizen.

VI. Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Aphorismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Ueber rhetorische Improvisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. — Kurze Notizen.

VII. Ueber das industrielle Maschinenwesen der neuesten Zeit. — Ueber den öffentlichen Unterricht, besonders in gewerblicher Hinsicht. — Ueber die Städte in Deutschland und ihre Verfassungen. — Vom Geister- und Gespensterglauben in Deutschland. — Die Schulen der deutschen Rechtsgelehrten. — Zur Orientirung in den geistigen Richtungen und Strebungen in Deutschland. — Das Verhältniß der Künste zu der politischen Entwicklung der neuesten Zeit. — Ueber die Begründung der Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perser und Türken aus ihrer Religion. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Das erste Heft für 1840 erscheint Anfangs December und bitten wir daher uns die Bestellungen auf diesen neuen Jahrgang durch die betreffenden nächstgelegenen Buchhandlungen bald möglichst zukommen zu lassen.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[685] **Neue Musikalien,**

welche bei **B. Schott's** Söhne in Mainz erschienen sind.

Adam, Ouvert. a. d. Brauer v. Preston f. 2 Violinen. 54 kr.

Auber, Fav.-Stücke aus Fra Diavolo für Flöte mit Guit.-Begl. 48 kr.

— Ebenso f. Flöte allein. 24 kr.

Beethoven, gr. Trio f. 2 V. u. Viola. Op. 55. 2 fl.

Benedict, Fav. Stücke a. d. Zigeunerin Warnung für Flöte mit Guit.-Begl. 48 kr.

— Ebenso für eine Flöte. 24 kr.

Benedict, Ouvertüre a. dieser Oper f. 2 Flöten arr. 54 kr.

Benedict & Anton, gr. brill. Duo f. Pfte. u. Violine üb. Th. a. d. Postillon. 2 fl. 24 kr.

Benedict & Blagcove, conct. Duo f. Pfte. u. Viol. über Schott. Melod. 2 fl. 24 kr.

Bertini, brill. Duo f. Pfte. 4händig üb. Th. a. d. Feensee v. Auber. Op. 125. 2 fl.

Burgmüller, Récréations f. Pfte. üb. Fav.-Th. Op. 13. Liv. 1. 2. jedes 1 fl. 12 kr.

— La Poste. Walzer in Rondoform f. Pfte. Op. 23. 54 kr.

— Valse pastorale in Rondoform. f. Pfte. Op. 24. 54 kr.

Burgmüller & Lafont, 6 brill. Walzer von Herz für Pfte. u. Viol. conct. a.r. 1 fl. 12 kr.

Döhler, 3 brill. Salon-Stücke f. Pfte. üb. Th. von Balfe, Halevy u. Donizetti. Op. 29. Nr. 1. 2. 3. jedes 1 fl. 12 kr.

Girschner, Vergiss mein nicht. Lied f. Tenorstimme m. Pfte. u. Violell. oder f. Sopran m. Pfte. u. Clar. 42 kr.

Gomion, kleine leichte u. brill. Fantas. f. Pfte. üb. Th. a. Donizettis Liebestrank. Op. 48. 42 kr.

— 3 kleine leichte Rondo mit Fingersatz f. Pfte. Op. 52. 42 kr.

Gregoir, Melange f. Pfte. üb. Th. a. Sonnambula. 1 fl. 12 kr.

Hammer, Eleonoren-Walzer f. Pfte. 48 kr.

Herold, Fav.-Stücke a. Zampa f. Flöte m. Guit.-Begl. 48 kr.

— Ebenso f. eine Flöte. 24 kr.

Herz, H., Pianoforte-Schule, 7 Lieferungen. Subscriptionspreis 8 fl. 24 kr.

Kalliwoda, Der Abendstern für eine Singstimme mit Pfte. 18 kr.

— Das alte Lied f. eine Singst. mit Pfte. 27 kr.

— Heimweh f. Singst. m. Pfte. u. Horn-Begl. 42 kr.

Lemoine, Bagatellen f. Pfte. a. Figurante v. Clapisson. 54 kr.

Kuffner, 49s u. 50s Potpourri f. Pfte. u. Flöte od. Viol. üb. Th. a. d. Zigeunerin Warnung. Op. 286 und 287. Nr. 1. 2. jedes 1 fl. 48 kr.

Kühmstedt, Gradussad Parnassum oder Vorschule zu Seb. Bachs Clavier- u. Orgel-Compositionen. Op. 4. 1ste Lieferung. 48 kr.

Musard, Die Prinzessin von Granada. 2 Quadrillen f. Pfte. Nr. 1. 2. jede 36 kr.

Osborne, 2 Nolturni f. Pfte. 27 kr.

Rinck, Neue Reihe von Studien für das Choralspiel 1s u. 2s Heft. Subscriptionspreis pr. Heft. 18 kr.

de Sire, Meditations au Piano. Op. 12. 2 fl.

Spaeth, Alpenlied f. eine Singst. m. Pfte. u. Clar. 36 kr.

Textbuch zu der Zigeunerin Warnung, nach dem Engl. des Linley bearbeitet von Th. Hell, und neu bearbeitet von Gollmik. 12 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[672] So eben ist bei **Hinrichs** in Leipzig erschienen:

Bibliothek englischer Lustspieldichter. 2tes Bändchen: Georg Farquhar's dramatische Werke, deutsch bearbeitet und mit einem Vorworte von Siegm. Frankenberg. Inhalt: Das beständige Ehepaar. — Stutzerlist. 8. 1839. Velinpapier. 16 Bog. geh. 18 Gr.

Das 1ste, vor 4 Monaten erschienene Bändchen enthält: Sheridan's Nebenbuhler und St. Patrickstag. 21 Gr.

Die Klage über den Mangel deutscher ächter Lustspiele hat mehrere geschickte Uebersetzer veranlaßt, die fernigen englischen Comödien möglichst treu zu übertragen. Bald sollen Foote, Garrick, Sheridan-Knowles u. A. in gleich guter Ausstattung erscheinen.

Jahreszeiten.

Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet. Unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller herausgegeben von O. Marbach. Herbst 1839. Mit Beiträgen von L. Schefer, Henr. Hanke, R. Morning, Jachmann, Kahlert, dem Herausgeber und einem ungenannten, aber dem deutschen Publikum wohlbekannten Dichter. 8. Velinpapier in elegantem Umschlag. 1 Thlr. 8 Gr.

Je später der Herbst eintrifft, desto früher soll der Winter kommen, um die Freunde der schönen Literatur zu erwärmen.

---

[677] Im Verlage der Voss'schen Buchhandlung in Berlin erschien:

Die

Menschwerdung Gottes

nach ihrer Möglichkeit,

Wirklichkeit und Nothwendigkeit.

Mit Rücksicht auf Strauss, Schaller und Göschel

von

J. Frauenstaedt.

8. geheftet. Preis 5/6 Thlr.

---

[657] In der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vermischte Schriften

von

Carl Ernst Jarke.

Iter Band.

Preis 3 Rthlr. oder 5 fl. rhein.

Inhalt: 1. Naturrecht und Geschichte. 2. Die Naturlehre des Staates. 3. Ueber die Entstehung des Staates durch die Natur. 4. Apporismen über Naturrecht, positives Recht und Gesetzgebung. 5. Familie, Gesellschaft, Staat. 6. Die Legimität und ihre Gegner. 7. Die staatsbürgerliche Gleichheit. 8. Gleichheit der Rechte, Adel, privilegirte Stände. 9. Expropriations-Gesetze. 10. Betrachtung über das Eigenthum. 11. Ueber den Ursprung des Erbrechtes. 12. Ist es jemals möglich den Egoismus des Privatrechts aufzuheben? 13. Kann der älteste Staats- und Rechtszustand der deutschen Völker zur Unterstützung der Lehre vom Socialcontract dienen? 14. Wie dachte das Mittelalter über die Volkssouveränität? 15. Die Ursprünge des modernen Constitutionalismus. 16. Das Königthum in Großbritannien. 17. Das landständische Wesen im achtzehnten Jahrhundert. 18. Merkwürdiges Urtheil über die landständische Verfassung. 19. Staatsrechtliche Erörterungen über Steuern und Steuerverfassung. 20. Die Freiheit in der Administration. 21. Betrachtungen über die Ursachen der ersten französischen Revolution. 22. Rückblicke auf die Geschichte der Restauration. 23. Aus der Geschichte der zweiten Restauration. 24. Die Restauration des Königthums durch die Freiheit. 25. Der öffentliche Unterricht in Frankreich und sein Verhältniß zur Verarmung des Landes. 26. Die politischen Fehler

der französischen Restauration. 27. Die Concessionen. 28. Aristokratie und Bürgerthum in Frankreich. 29. Fivès und Bonoparte.

---

[665] **Zu Weihnachtsgeschenken**

eignen sich ganz besonders nachstehende, schön ausgestattete Jugendschriften:

Gumal und Lina.

Eine lehrreiche Erzählung zur Veredlung jugendlicher Herzen, von Karoline Reinhold.

Mit 16 colorirten Kupfern.

4. In fein lithographirten Umschlag schön gebunden. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.

Otto und Auguste,

oder der Segen einer weisen und frommen Erziehung. Ein Büchlein zur Belehrung und Unterhaltung für Kinder von sechs bis zehn Jahren. Von der Verfasserin der Festtage im Pfarrhause zu Kirchheim.

Mit 6 illum. Bildern, eleg. geb. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Das Blümchen Wunderhold,

oder das enthüllte Geheimniß, wie Kinder beliebt und glücklich werden können. Eine Sammlung unterhaltender und belehrender Erzählungen von Karoline Reinhold.

Mit 15 colorirten Kupfern, schön geb. 14 Gr. od. 1 fl.

Das allerliebste Bilderbuch

für Knaben und Mädchen.

Eine reichhaltige Bildersammlung mit kurzer Erklärung in moralischen Versen.

gr. 8. schön geb. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Die Handwerke und Künste

in 24 Bildern, mit Text von Ludwig Franz.

8. fein geb. 12 Gr. oder 48 kr.

Chur und Leipzig, im Nov. 1839.

Grubenmann'sche Buchhandlung.

---

[665] In der Unterzeichneten ist erschienen:

Correspondenzblatt

des

königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XV. Jahrgang **1839.**
Erster Band. Drittes Heft.

Mit 1 Steintafel.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 5 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Ueber Kochöfen und Kochstuben. 2) Ueber eine neue, vortheilhafte Methode, Bienenschwärme zu fassen. 3) Ueber Hopfencultur. 4) Landwirthschaftliche Mittheilungen. 5) Ueber die verschiedenen Mittel, den Verheerungen der Insekten an Obstbäumen zu begegnen. 6) Ueber das Ausästen der Fichten. — II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. 1) Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. a) Patentertheilungen. b) Beiträge zur Bibliothek. c) Beiträge zu den Sammlungen. 2) Bekanntmachung erloschener Patente. — III. Beiträge zur Vaterlandskunde. 1) Landwirthschaftliche Berichte über die Fruchtbarkeit des Jahres 1838. 2) Erwiederung auf die Aufsätze über das Güterarrondiren, besonders in Oberschwaben. — IV. Auszüge und Notizen. 1) Ueber den Stickstoffgehalt verschiedener Futterarten und deren Aequivalente. 2) Ueber das Färbevermögen verschiedener Krappsorten. — V. Literatur. Die Rindviehzucht Würtembergs, mit Vorschlägen zu deren weiterer Emporbringung, ein Beitrag zur landwirthschaftlichen Beschreibung des Königreichs, von A. v. Wechmar, Ritter des Ordens der würtemb. Krone, Königl. Geh. Hofdomänenrath, Director des Königl. land- und forstwirthschaftlichen Instituts zu Hohenheim. — Meteorologische Tabellen aus Stuttgart 1838. Tab. V und VI. Mai und Juni.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[642] **Zu Neujahrs-Geschenken:**

Ausgewählte

Novellen und Dichtungen.

Von Heinrich Zschokke.

Vierte vollständige Original-Auflage in sechzehn Theilen auf weißem Papier à 5 Thlr. 8 Gr. oder 8 fl.

Ferner sind, dem Obigen sich anreihend, erschienen:

Genfer Novellen.

Nach dem Französischen von H. Zschokke.

Zwei Theile. 2 Thlr. oder 3 fl.

Auch diese vierte Auflage der Novellen, kaum im Druck vollendet, ist bald wieder vergriffen; der ungemein billige Preis für diese schöne beliebte Ausgabe mag allerdings auch viel zum raschen Absatz beitragen; man findet in allen guten Buchhandlungen vollständige Exemplare vorräthig.

H. R. Sauerländer,
Verlags-Buchhandlung in Aarau.

---

[656] Bei Fr. Mauke in Jena ist so eben erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Die heilige Harfe.

Eine Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung

von

Dr. H. Döring.

Seitenstück

zu

Spitta's Psalter und Harfe.

8. elegant gebunden. Preis 16 Gr.

---

[671] Bei Eduard Anton in Halle ist so eben erschienen:

Elias, Wilh., Romantische Bilder der Gegenwart. Erster Theil: Söhne der Zeit. 8. 16½ Bogen. Velinpap. geh. 1½ Rthlr.

Leo, Dr. H., Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten. Vierter Band: Der Neueren Geschichte zweite Hälfte enthalten. gr. 8. 49 Bogen. 3⅓ Rthlr.

Intelligenz-Blatt Nro. 45.

Sonnabend, 30. November 1839.

[687]

24 Holzschnitte zu Schiller's Werken.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Holzschnitte

zur Taschen-Ausgabe von

Schiller's Werken in zwölf Bänden.

Dritte Lieferung:

Graf Eberhard der Greiner. — Don Carlos. — Wallensteins Tod. — Der Parasit. — Das Mädchen aus der Fremde. — Der Taucher. — Warbeck. — Schiller.

Preis 15 kr. oder 4 Gr.

Der Beifall, dessen sich unsere neueste Ausgabe von

Schiller's sämmtlichen Werken in 12 Bänden, Taschen-Ausgabe,

zu erfreuen hat, veranlaßte uns zu dieser Reihenfolge von 24 Holzschnitten im Format derselben, und besonders für diese gefertigt.

In Wohlfeilheit des Preises schließt sich die Illustration dieser Ausgabe selbst vollkommen an.

Die 24 Holzschnitte werden zusammen nur 1 fl. oder 16 Gr. kosten.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[667] Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Saint-Sylvan.

Von A. von Sternberg.

Zwei Theile.

3 Rthlr. = 5 fl. 24 kr. rhein. = 4 fl. 30 kr. C.-M.

Wir dürfen mit Recht die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums, namentlich der hohen und höchsten Stände auf dies neueste und geistreichste Produkt des beliebten Verfassers lenken. Ein lebenvolles Bild vom vorigen Jahrhundert mit allen seinen Thorheiten und Schwächen, seiner Beschränktheit und Liebenswürdigkeit, von der Politik seiner Cabinette und der Frivolität seines Hoflebens, durchflochten von einer höchst interessanten und bis an's Ende spannenden Intrigue, in feinstem, meisterhaftem Kolorit — bietet sich aus elegantem Rahmen dem Genusse des Lesers dar.

---

[670] *Einladung zur Unterzeichnung.*

Bei Goedsche & Comp. in Ebemnitz erscheint:

Geschichte Napoleons von der Wiege bis zum Grabe.

Für alle Völker deutschen Sinnes und deutscher Zunge in Wort und Bild.

Bearbeitet nach den anerkannt besten Quellen der deutschen und französischen Literatur von

C. T. Heyne.

15 Bändchen sauber gebefft in schönem allegorischen Umschlag, geziert mit 30 bis 40 Kunstblättern, Darstellungen aus des Mannes und seiner Zeit ewiger Geschichte.

Jedes Bändchen enthält 3 bis 4 Bogen Text und 2 bis 3 Kunstblätter und kostet nur 3 Gr., kolorirt 4 Gr.

Sammler erhalten in jeder Buchhandlung auf 6 Exemplare das 7te frei.

Das erste Bändchen ist bereits erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz ꝛc. zu haben. Alle 14 Tage erscheint ein Bändchen, so daß das Werk bis März 1840 beendigt ist.

Der Name Napoleon übt mit Recht eine zauberische Gewalt über alle Gemüther. Selbst seine ernsten Feinde, die ihn so lange bekämpft, die Alles daran gesetzt, ihn zu stürzen, denen die Vorsehung endlich den Sieg über diesen ersten Schlachtenfürsten aller Zeiten verlieh, sind versöhnt, Alle gestehen jetzt, daß nur ein solcher Geist, daß nur Napoleon das wüthende Ueberschwellen jenes anarchischen völkerverschlingenden Elementes, das die ersten Jahre der französischen Revolution geleitet und so lange Zeit durch die gewechte, blinde, rohe, Alles zerschmetternde Naturgewalt gesiegt hatte, dergestalt eindämmen und einzwängen und seinem ordnenden Willen so unterwerfen konnte, daß Europa wenigstens der Gefahr entrissen wurde, in ein Chaos zu zersplittern, wo das Recht auch nicht einmal dem Namen nach herrschte und sogar der civilisirende Einfluß des Christenthums mehr als vernichtet war.

In diesem Sinne wird der Verfasser dem deutschen Volke die Thaten und Schicksale Napoleon's erzählen. Noch leben Krieger, deutsche Krieger aus jener wundergleichen Zeit, die unter Napoleon, die gegen Napoleon gesiegt. Sie gehorchten, als sie jenes, als sie dieses thaten, ihren Herrschern. Sie erwarben Ehre unter, sie erwarben Ehre gegen Napoleon. Alles Erhabene, was die Deutschen seit der französischen Revolution bis zur Beendigung des großen Krieges vollbracht, beziehet sich, freundlich wie feindlich, auf diesen großen Namen. Es ist daher in dem Grade, als es unmöglich ist, Napoleon aus der deutschen Geschichte wegzustreichen, unerläßlich und nothwendig, eine Geschichte dieses Mannes für das deutsche Volk zu schreiben. Diese wird demselben hiermit geboten.

[694] **Literarischer Bericht**

über einige der neuesten Verlags-Unternehmungen der Buchhandlung Josef Max u. Comp. in Breslau.

St. Roche.

Von der Verfasserin

von

Godwie-Castle.

In 3 Theilen.

8. 1839. Breslau, Josef Max und Comp.

Geheftet. 81 Bogen. 4 Rthlr. 18 Gr.

Edward in Rom.

Eine Novelle

in neun Büchern.

Zwei Bändchen.

8. 1840. Breslau, Josef Max und Comp.

Geheftet. 37½ Bogen. 2 Rthlr. 16 Gr.

Ludwig Tieck's

gesammelte Novellen.

Vermehrt und verbessert.

9tes, 10tes Bändchen.

8. 1839. Breslau, Josef Max und Comp.

Geheftet. 39 Bogen. 2 Rthlr. 12 Gr.

Die genannten drei neuen Werke, welche wir hiermit zur Anzeige bringen, möchten als die bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der schönwissenschaftlichen Literatur dieses Jahres zu bezeichnen seyn.

Durch St. Roche, wie früher durch Godwie-Castle, ist der eigenthümliche, Welt und Leben im Großen und Ganzen darstellende Roman, der bei uns in neuerer Zeit fast verdrängt ward, wieder erweckt und erneuert, und zwar mit der Meisterschaft des echten Dichtergenius. — St. Roche wird wie Godwie-Castle den Beifall gewiß aller Gebildeten in vollem Maße erhalten.

In Edward in Rom erhält die Leselust eine besondere, in unserer Literatur bisher noch nicht versuchte und entwickelte Gattung der Novelle, von einem jungen Autor, der jahrelang in Rom gelebt hat, und der bereits in seinen früher Jünglingsjahren von Goethe in Eckermanns Gesprächen prophetisch begrüßt wurde. Es ist ein geistreiches Werk, in welchem Roms große Vergangenheit den Hintergrund bildet, aber neben hohen stoffartigen Interessen, auch noch alle Seiten des römischen Lebens, kirchliches, Volks- und Salonleben, die frühere und die heutige Künstlerwelt, die großartigen Kunstschätze und Sammlungen u. s. w. in so reichen Gemälden und Schilderungen vorüberführt und eigenthümlich beleuchtet, daß man sich auf das Lebendigste in jenen Mittelpunkt der antiken und mittelalterlichen Welt versetzt fühlt. — Wer wagen zu behaupten, daß diese bedeutende Dichtung, welcher Erlebnisse zu Grunde liegen, die Gebildeten aller Länder bald sich aneignen werden. Und wie dieselbe ursprünglich zum Theil in englischer Sprache geschrieben wurde, so ist auch bereits eine englische Uebersetzung davon zu Anregung gebracht.

Ludwig Tieck, der Schöpfer und große Meister der deutschen Novelle, liefert in dem 9ten und 10ten Bändchen der „gesammelten Novellen“ fünf der schönsten seiner Dichtungen. Drei davon, „der Schutzgeist“, „Abendgespräche“ und „die Glocke von Aragon“ erschienen zum ersenmal im Druck. Die letztere, in Romanzenform gedichtet, erinnert an den altpanischen Eid, auch schließt sie in Stoff und Inhalt sich bedeutsam an das Zeitalter des Eid an. — Die früheren 8 Bändchen dieser schön gedruckten Novellen-Ausgabe kosten, sehr wohlfeil, nur 6 Rthlr. 18 Gr.

In unserer, an gehaltvollen neuen belletristischen Erzeugnissen eben nicht reichen Zeit dürfen die hier angezeigten Werke der Ausmerksamkeit aller Gebildeten, besonders auch zu werthvollen Festgeschenken, mit Recht empfohlen werden.

Buchhandlung Josef Max u. Comp. in Breslau.

Jeder Bogen nur 3⅓ Pfennig!

Pfennig-Ausgabe der Insel Felsenburg.

Eingeleitet von Ludwig Tieck.

130 Bogen in 6 Bändchen. Geheftet 1 Rthlr. 12 Gr.

Ludwig Tieck sagt unter anderem in der Vorrede: „Diese treuherzige Chronik der Insel, und das Leben des Altvaters, so wie die Erzählungen der Bewohner und Ankömmlinge, aus einer früheren nahen Zeit herrührend, sind in unserer verwirrten und verstimmten Zeit von neuem und mehr wie vieles andere, ergötzlich und lehrreich, ja sie können für Manchen, der vor Allwissen nicht aus noch ein weiß, wahrhaft erbaulich werden. Dieser Autor der Felsenburg, welcher zu jener Zeit viele Bücher geschrieben hat, zeigt eine vielseitige Kenntniß seines Zeitalters und des damaligen Wissens, er hat die Menschen mit sicherem und scharfem Auge beobachtet. Vorzüglich interessant sind die mannigfaltigen Lebensbeschreibungen der Kolonisten, von denen fast alle den echten Beruf eines Schriftstellers beurkunden.“

Und so wird die zeitgemäße Erneuung eines so ergötzlichen und stoffartig-interessanten Buches voll seltsamen Inhalts, in welchem Laune und Witz, Schalkheit und Treuherzigkeit, Wunderbares und Phantastisches, Natur und Geschichte so innig verschmolzen sind, ein neues günstiges Publikum finden, und der gebildeten Lesewelt unserer Zeit eine willkommene und erfreuliche Erscheinung seyn!

Buchhandlung Josef Max u. Comp. in Breslau.

Im Verlage der Buchhandlung Josef Max und Comp. in Breslau ist erschienen und zu haben:

Byrons Manfred.

Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen.

Ein Beitrag

zur Kritik der gegenwärtigen deutschen dramatischen Kunst und Poesie,

von

Posgaru.

8. 1839. Geheftet. Preis 18 Gr.

Diese Uebersetzung des Byron'schen Manfred von der Hand eines unserer gefeiertsten Novellendichter darf in Hinsicht auf Treue und meisterhafte Behandlung der Sprache ein Kunstwerk genannt werden. Voran geht eine ideenreiche Einleitung, worin der Herr Uebersetzer über das Stück selbst und seine scenische Darstellung, so wie über dramatische Kunst überhaupt, die überraschendsten Ansichten entwickelt.

Im August d. J. erschien im unterzeichneten Verlage:

Christliche Religions-Philosophie

von

Henrich Steffens.

In 2 Theilen.

Erster Theil: Teleologie. Zweiter Theil: Ethik.

gr. 8. 1839. 59 Bogen. Preis 4 Rthlr. 20 Gr.

Auf ein Werk von so großer Bedeutung, als das obige neueste des Herrn Professor Steffens ist, aufmerksam zu machen, werden die kritisch-literarischen Institute Deutschlands gewiß nicht säumen. Der reichste Stoff zum Selbstdenken und zu einer tieferen Entwickelung der religiösen Ansichten, wird hier dargeboten. Eine seltene Theilnahme für dieses tiefe und gedankenreiche Werk giebt sich bereits überall kund, denn die Bestellungen aus allen Gegenden Deutschlands mehren sich postäglich.

Buchhandlung Josef Max u. Comp. in Breslau.

Für den öffentlichen und Privat-Unterricht.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erschien:

I. Manuel Epistolaire

à l'usage de la Jeunesse des deux sexes.

Recueil

de lettres originales, extraites des meilleurs auteurs, enrichi d'une Phraséologie épistolaire, d'un grand nombre de thèmes et d'exercices propres aux imitations et aux compositions analogues, avec des notes et une collection de bouquets de famille.

Ouvrage spécialement destiné aux Pensionnats, Gymnases, Lycées, etc.

par *A. Caspari*,

Maitre de langue à l'Ecole réale, Lecteur de langue italienne à l'Université royale à Breslau.

1ère Partie: Lettres pour le premier âge.

8. 1839. 11¾ Bogen. Geheftet. 14 Gr.

Obige Schrift, zum öffentlichen wie zum Privat-Unterricht gleich brauchbar, und daher sehr empfehlenswerth, wird Lehrern und Eltern gewiß eine sehr willkommene Erscheinung seyn. Es erscheinen im Ganzen drei Abtheilungen, wovon die zweite: Correspondance des jeunes demoiselles, die dritte: Correspondance des jeunes gens, à l'usage des classes supérieures aux Ecoles réales, Lycées, Gymnases, etc. enthalten wird.

Buchhandlung Josef Max u. Comp. in Breslau.

---

[691] Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind folgende neue Bücher erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Burmeister, H. (Prof. in Halle), Handbuch der Entomologie, 2ter Bd. 2te Abth. 2te Hälfte. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Richter, A. L. (Königl. Preuss. Reg. Arzt etc.), Anleitung zur Vermeidung der Arzneiverschwendung und zur Wahrnehmung des Staatsinteresses bei der Behandlung der Kranken auf öffentliche Kosten, besonders für Militairärzte. gr. 8. brosch. 22 Gr.

— — die organischen Knochenkrankheiten, ein Lehrbuch. gr. 8. brosch. 1 Rthlr.

Rust, Joh. Nep. (Königl. Preuss. Präsident etc.), Helkologie, neue Bearbeitung. 1tes bis 6tes Heft, enthaltend 70 Bogen des Textes und sämmtliche zwölf, auf das Sorgfältigste naturgetreu ausgemalte Folio-Kupfertafeln. Folio. brosch. 10 Rthlr.

Der Rest dieses Werkes wird nun nur noch aus einer Anzahl Textbogen bestehen, wovon einer mit 2 Gr. berechnet wird.

Scharlau, G. W. (Dr.), die rationelle Heilung der Lungenknoten und ihrer Ausgänge, ein pathologisch-therapeutischer Versuch; mit 5 illum. Tafeln. gr. 8. brosch. 2 Rthlr.

Scholl, Heinr. (Dr.), medicinisches deutsch-lateinisches Taschenwörterbuch für Medicin-Studirende. 8. brosch. 1 Rthlr. 8 Gr.

Troschel, Max. (Dr. und Docent in Berlin.), Lehrbuch der Chirurgie, zum Gebrauch bei Vorlesungen und für practische Aerzte und Wundärzte; in drei Bänden. 1ster und 2ter Bd. gr. 8. à Bd. 2 Rthlr.

Der dritte und letzte Band wird gleichfalls in Kurzem erscheinen, und damit dies, bereits allgemein beifällig aufgenommene und von den kritischen Instituten bestens empfohlene Werk vollendet seyn; es enthält an Material und Bogenzahl mehr als jedes ähnliche, und der Preis ist, in Beziehung zum Umfange, viel billiger als andere, so dass in jeder Weise einer allgemeinen Verbreitung entgegengesehen werden darf. Bei Abnahme grösserer Parthien für Lehranstalten wird der Verleger noch besondere Vortheile gewähren.

Medicinische Zeitung, herausgegeben von dem Verein für Heilkunde in Preussen (unter Rust's Präsidio); 8ter Jahrgang, 1839. Folio. Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. 3 Rthlr. 16 Gr.

Die ersten 7 Jahrgänge dieser Zeitung, 1832 bis 1838, sind zu dem ermässigten Preis von 7 Rthlr. (statt 23 Rthlr. 6 Gr.) zu haben, einzeln kostet der Jahrgang 1832 4 Rthlr. 6 Gr., die folgenden, 1833 bis 1838, 1 Rthlr. 8 Gr.

---

[701] Bei F. Rubach in Berlin ist neu erschienen:

Fornet, Wt., Allgemeine Weltgeschichte, für Töchter gebildeter Stände. Ein Leitfaden zum Gebrauche in Schulen und zum Selbstunterrichte. 17 Bogen. gr. 8. 16 Gr. Ausgabe mit Kupfern. 1 Rthlr. 8 Gr.

Wahlert, (Rector in Lippstadt.) Deutsche Sprachlehre für Bürger- und Volksschulen. 5te Auflage. 4 Gr.
Lucas, Fr., Erster Unterricht im Lesen. 8te Auflage. 2 Gr.
Chronik von Berlin von Seppert. 20stes Heft. 4 Gr.
Arndt's Christenthum. 6tes Heft, jedes Heft von 4 Bogen Median. 2 Gr.
Preußische National-Encyclopädie. 11tes Heft. 8 Gr.

---

[680] Bei Georg Franz in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Oberbayersches Archiv

für die vaterländische Geschichte.

Herausgegeben von dem historischen Vereine von und für Oberbayern.

Zweites Heft. gr. 8. mit 3 Lithographien. broch. 16 Gr. oder 1 fl.

Die Herkunft der Bayern

von den Markomanen.

Gegen die bisherigen Muthmaßungen bewiesen

von Dr. K. Zeuß.

gr. 8. broch. 12 Gr. oder 54 kr.

---

[655] In der Liter.-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fliegende Blätter,

gedichtet von

F. Bechstein,

radirt von

F. Pocci.

Mit dem Motto:

Kann mans nicht in Bücher binden,
Was die Stunden Dir verleihn,
Gieb ein fliegend Blatt den Winden
Muntere Jugend hascht es ein.

Preis geh. 36 kr. oder 8 Gr.

Weihnachtsgeschenk für Damen!

[693] Im Verlage von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Frauenliebe und Dichterleben.

Ein

literarisches Album

für gebildete Frauen,

herausgegeben von

Carl Vogel.

Mit dem Portrait der Margarethe Klopstock in Stahlstich.

Imper.-8., eleg. cartonn. Preis 1 Rthlr. 18 Gr.

Es eröffnet dieses Werk eben so tiefe Blicke in das innerste Heiligthum des weiblichen Gemüthes, als es unwiderleglich beweist, daß wahre Weiblichkeit in der Stille ihrer Wirksamkeit und fern von allem Absichtlichen und Zudringlichen, von jeder einen mächtigen Einfluß ausgeübt habe, das Wahre und Schöne in Kunst und Wissenschaft nicht minder, als im Leben zur Erscheinung zu bringen. — Möchte seine gebildete Frau dieses zur Ehre ihres Geschlechtes geschriebene, und von der Verlagshandlung mit Eleganz ausgestattete Werk ungelesen lassen!

---

[674] In der Voss'schen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen:

Beiträge zur Etymologie

und

vergleichenden Grammatik

der

Hauptsprachen

des indogermanischen Stammes

von

Dr. Albert Hoefer,

Docenten an der Königl. Pr. Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin.

Band I. Zur Lautlehre. gr. 8. 32 Bogen. geh. Preis 2¼ Thlr.

Diese Forschungen sollen dazu dienen, theils die Sprachwissenschaft als solche, theils das Verständniss der einzelnen Sprache zu fördern. In letzterer Beziehung sind namentlich das Sanskrit, Griechische, Lateinische und Deutsche berücksichtigt. Band I. enthält eine allgemeine Einleitung, die Lehre von den Vokalen mit Untersuchungen über Guna und über die Declinationsformen der Sanskritsprache, und die Geschichte der Liquidä. Der 2te Band bringt neue wichtige Untersuchungen zur Lautlehre, und der dritte behandelt, als Vorläufer eines etymologischen Wörterbuchs der lateinischen Sprache, die lateinische Wortbildung.

---

[698] Die folgenden, im **Hahn**'schen Verlage erschienenen Werke, welche sich vorzugsweise zu Weihnachts- und Festgeschenken von bleibendem Werthe und Interesse, so wie für Damen- und Familienbibliotheken eignen, sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Schmuck.

In Briefen. (Seitenstück zu den Perlen.)

Von

Henriette Hanke, geb. Arndt.

Drei Theile. 8. fein Velinpapier. geh. 4 Rthlr.

Außerdem sind daselbst von Henriette Hanke, geb. Arndt, erschienen:

Die Perlen. 2 Theile. Zweite Auflage. 2¾ Rthlr. **Die Schwiegermutter.** 2 Theile. Zweite Auflage. 2⅓ Rthlr. **Die Schwester.** 2 Theile. 3⅓ Rthlr. **Die Schwägerinnen.** 2 Theile 2¾ Rthlr. **Die Wittwen.** 2 Theile. 3⅓ Rthlr. **Der Blumenkranz.** 2 Theile. 3⅓ Rthlr.

Berichtigung. In Nr. 59 dieses Blattes bei der Anzeige von Hiatner sollte es heissen statt: *Tulon — Tulon* und statt *Wagnen — Wagner.*

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

December.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpften sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, insgleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Wasserfahrt. Von W. Wöhler. 296.
Blume und Duft. Von Friedrich Hebbel. 297.
Gebirgswanderung. Von Friedrich Notter. 298 — 301.
Der Weihnachtsabend. Von Ph. H. Wecker. 309.

Erzählungen.

Aus dem Tagebuch eines Verrückten. 292 — 298.
Zwölf neue Sächsteln. Von W. Chézy. — Die schwarzen Fiedler. 302 — 305.
Die vier übrichten Brauniten. 308 — 312.

Naturwissenschaftliches.

Projekt einer Luftschiffahrt von Amerika nach Europa. 291.
Aetherei über Thiersprache und musikalische Thiere. Von G. Zimmermann. 299. 300. 301. 302. 305. — 311. 312. 313.

Länder- und Völkerkunde.

Ein Ausflug in die Engadinen. Von H. Stieglitz. 288. 289. 290. 291. — 305. 306. 307.
Bilder aus Ungarn und Polen. 312. 313.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Briefrelationen. Herausgegeben von J. Fuchs. 288.
Etwas vom deutschen Schauspiel. 289 — 297.
Ingurtha und Abdelkader. 304.
Erinnerungen. Von Helmine v. Chézy. 306 — 310.
Geheime Memoiren über den Grafen von Paris. 311.

Korrespondenz.

Stuttgart. 288. — Florenz. 289. 290. 291. 292. — Schweiz. 291. — Genf. 292. 295. 294. 295. 297. — 300. 301. 302. — Prag. 295. 296. — London. 298. — Frankfurt a. M. 299. 300. — Paris. 302. 303. 304. 305. — Berlin. 305. 306. 307. 308. — Dresden. 309. 310. — Leipzig. 311. 312. 313.

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Humoristische Literatur. 1) Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Kide, si sapis. Vom Verfasser der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Erster bis neunter Band. — 2) Dasselbe Werk. 10 — 25ster Band von Webers sämmtlichen Werken. — Erziehungs- und Unterrichtswesen. 12) Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens. Mit besonderer Berücksichtigung auf Pestalozzi und seine Anstalten. Von Johannes Ramsauer. — 13) Der Unterricht in der Klein-Kinderschule, oder die Anfänge der Unterweisung und Bildung in der Volksschule. Bearbeitet von Dr. F. A. W. Diesterweg.

Nro. 123.

Erziehungs- und Unterrichtswesen. 14) Die Realschulen und der Materialismus. Von Joachim Günther. — 15) Ueber das Verhältniß der Real- und Gewerbsschulen zu den Gymnasien, Universitäten und zum Staatsdienst ꝛc. von Dr. J. F. K. Dilthey ꝛc. — 16) Lesebuch zur Einleitung in die Geschichte, nach den Quellen bearbeitet von Karl Ludwig Roth. — 17) Historisches Lesebuch, enthaltend Erzählungen und Schilderungen aus den Quellenschriftstellern entlehnt von Dr. K. F. W. Lanz. — Humoristische Literatur. 1) Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Kide, si sapis. (Schluß).

Nro. 124.

Romane und Novellen. 1) Classische Bibliothek der ältern Romandichter Englands. In neuen Uebertragungen herausgegeben von Dr. Diezmann. — 2) The death of an Angel and other pieces, translated from the works of

Jean Paul, by Reney. — 5) Jury Milosławsky oder die Russen im Jahr 1612. Von Sagoskin. Aus dem Russischen von Staatsrath Schulz. — 4) Saint-Sylvan. Von A. v. Sternberg. — 5) Musikalische Novellen und Silhouetten. Von Karl Gutzkow. Mit einem Vorwort von E. Duller. — 6) Die Schlacht bei Hemmingstädt. Historischer Roman von Amalia Schoppe. — 7) Tycho de Brahe. Historischer Roman von demselben. — 8) Der abtrünnige Bourbon. Geschichtlicher Roman von Belani. — 9) Das Haus Braganza. Von demselben. — 10) Deutsches Lesekabinet. Sammlung von Novellen ꝛc. Herausgegeben von A. Rauch. — 11) Paulus von Frommentzhausen. Neueste Nachrichten aus dem Reiche. Von Dr. Ernst Bitter. — 12) Geuresbilder. Nach dem Leben gezeichnet von Amia Romana. — Biographie. Das Leben und Wirken des Sir John Sinclair, dargestellt von seinem Sohn. Nach dem Englischen von Dr. Baumann.

Nro. 125.

Gesangbuch. Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelische Kirche im Königreich Würtemberg.

Nro. 126.

Gesangbuch. Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelische Kirche im Königreich Würtemberg. (Fortsetzung.)

Nro. 127.

Gesangbuch. Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelische Kirche im Königreich Würtemberg. (Fortsetzung.)

Nro. 128.

Gesangbuch. Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelische Kirche im Königreich Würtemberg. (Schluß.)

Nro. 129.

Dramatische Dichtkunst. 1) Faust. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen von F. Marlow. — Geschichte. 1) Friedrich und Napoleon. Versuch einer historischen Parallele zur Feier des 31. Mai 1840. Mit dem Bildniß Friedrichs. — 2) Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen. Von Rödenbeck. — 3) Die Ideen Napoleons von dem Prinzen Napoleon Ludwig Buonaparte. Aus dem Franz. mit einer Einleitung von Dr. F. Schulze.

Nro. 130.

Staatswirthschaft. — 1) Die Bewegungs- und Produktionsgesetze. Ein staatswirthschaftlicher Versuch von M. v. Lavergne-Peguilhen. — 2) Die Lehre vom Gelde, mit besonderer Beziehung auf den preußischen Staat. Von J. G. Hoffmann. — Dramatische Dichtkunst. 2) Bibliothek englischer Lustspieldichter. B. B. Sheridans dramatische Werke, übers. von Alex. Fischer. — 3) Dramatische Beiträge von Joseph Wertheimer. — 4) Dramatische Kränze, gewunden von Desirée Richard. — 5) Molières sämmtliche Werke, übersetzt von Mehreren. Herausgeg. von Louis Lax. — 6) Beaumarchais. Von A. Lewald. — 7) Die beiden Loizerolles und Maximilian Robespierre. Von Karl Fr—n. — 8) Eugbien, Herzog von Bourbon. Tragödie in fünf Akten von Fr. Clemens. — 9) Die Verlagerung von Kolberg. Drama von W. Wagner. — 10) Restopschin oder Napoleon in Mostau. Drama von Dr. J. Hirt.

Nro. 131.

Biographie. Franz Passows Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler, herausgegeben von Albrecht Wachler. — Sprachlehre. 1) Theorie der Interpunktion aus der Idee des Satzes entwickelt von Dr. J. Weiske. — 2) Ueber deutsche Abstammung. Eine Monographie von Dr. C. Freese. — Gesetzgebung. Geist der österreichischen Gesetzgebung zur Aufmunterung der Erfindungen im Fache der Industrie ꝛc. Von dem k. k. wirklichen Hofrath Anton Edlen von Krauß. — Taschenbücher auf 1840.

Nro. 132.

Italienische Reisen. 1) Italica, von Dr. C. Klemm. — 2) Fußreise durch Italien und Sizilien, von J. Baumann. — Büchertunde. 1) Beschreibung der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden, von K. Falkenstein. — 2) Lehrbuch der Literärgeschichte der alten Welt, von Dr. Grégo. — Ueber die griechische Kirche. — 1) Briefe über den Gottesdienst der morgenländischen Kirche. Aus dem Russischen übersetzt und aus dem Griechischen erläutert von Dr. C. v. Muralt. — 2) Leviticon der morgenländischen Kirche, nach den besten Quellen, mit 5 Abtheil. Von demf.

Kunst-Blatt.

Nro. 97.

Kunstliteratur. Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben ꝛc. (Fortsetzung.) — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Sculpturen. — Erzguß. — Denkmäler.

Nro. 98.

Kunstliteratur. Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben. (Fortsetzung.) — Denkmäler. — Gemmenkunde. — Numismatik.

Nro. 99.

Scenen aus Schillers Braut von Messina, von Neher im großherzoglichen Schlosse zu Weimar ausgeführt. — Kunstliteratur. Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben ꝛc. (Schluß.) — Medaillenkunde. — Malerei. — Alterthümer.

Nro. 100.

Eine Steinschrift in Brambanan auf Java. — Lithographische Werke. Musée des armes rares anciennes et orientales de S. M. l'Empereur de toutes les Russies. — Alterthümer. — Neue Kupferstiche. — Neue Lithographien.

Nro. 101.

Paris, 14. Oktober 1839. — Kupferwerke. — Englische Taschenbücher aufs Jahr 1840. — Lithographische Werke. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 102.

Die gegenwärtige Malerei in den Niederlanden. — Halberstadt, 1. November 1839. — Bemerkungen. — Personlichkeiten.

Nro. 103.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. (Fortsetzung.) — Persönliches. — Technisches. — Versteinerungen. — Kunstausstellungen.

Nro. 104.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. (Fortsetzung.) — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine. — Bauwerke.

Nro. 105.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. (Schluß.) — Neue Kupferstiche. Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtungen. Von Southerland. — Bauerungen. — Bauwerke. — Museen und Sammlungen.

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 2. December 1839.

— Ew'ş Blumenland,
Musik, der Lenz, Meer, Sommerabendstunden,
Die Luft — es schmerzt, wird das metallne Band
Berührt, das dunkel und elektrisch uns umwand.

Byron.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Battaglia.

Wenn die am nordwestlichen Abhange der Euganeen abwärts der Landstraße liegenden Bäder von Abano und Mont' Ortone mit ihren heißen, aus dem dunkeln, zerrissenen Boden wie aus siedendem Kessel überall hervorsprudelnden Heilquellen gerühmt werden um ihrer heimlicheren Abgeschlossenheit willen, so verdient Battaglia unbedingt den Preis der heitersten Umgebung, und wird daher auch häufiger besucht von solchen Gästen, denen vornehmlich gelegen ist an einem schönen Sommeraufenthalt zur Befreiung von umschließenden Städtemauern und ihrem Zwang. Zugleich ist die Wirkung seiner Bäder nicht minder heilkräftig als die der erstgenannten. Daß sie der Kraft desselben unterirdischen Feuers ihr Dasein verdanken, verräth der Boden und die Temperatur der Quellen: Basaltzeugen vulkanischer Bildung allenthalben, an vielen Stellen ein dampfend aufsiedender Wasserschwall. Auch der Name des Ortes ist hervorgegangen aus einem jener vulkanischen Prozesse, die, heraufbeschworen von Menschen zu der Menschheit Wehe, von Zeit zu Zeit die Erde überziehen, die träge werdenden Kräfte zu neuem Leben aufzurütteln. La Battaglia, wie die meisten In- und Umwohner den freundlichen kleinen Marktflecken benennen, will man von einer mörderischen Schlacht herleiten, welche Alarich am Fuße der Euganeen geliefert, der erste Anlaß zur Flucht der Bewohner des Festlandes nach den Lagunen. Lange nach Alarichs Fall dauerten die verheerenden Völkerzüge in diesen Gegenden noch fort, und weithin sieht man nichts als Stätten alter und neuer Schlachten.

Zum Mittelpunkt für Ausflüge in die Euganeen durfte schwerlich irgend ein Punkt geeigneter sich finden, als Battaglia. Am östlichen Abhange der Berge, mit seinen weißen Häusern zu beiden Seiten des wohlummauerten gleichnamigen Kanals, wird es belebt durch die große Straße, welche der ganzen Länge des Ortes nach von Padua über Ferrara dem Süden zuführt. Hier gewährt jeder Punkt die freie, unbeschränkte Aussicht in die Ebene. Wer die Nähe der bewegten Landstraße vergessen will, der ziehe in die breiten Platanengänge sich zurück, die unmittelbar hinter den Bädern ihren Anfang nehmen. Zur Linken ein kleiner Park von Akazien und Ulmen, dicht mit Epheu umwachsen, grün bekränzte Säulen, unter denen zu jeder Tagesstunde Schatten vor den brennenden Sonnenstrahlen; nach der andern Seite hin reichlich von Wasser durchzogene Wiesen mit Maulbeer- und Olivenpflanzungen in langen Reihen und

Quarrés, umkränzt von frozenden Weingehängen, Festguirlanden der gütigen Allmutter. Dahinter in reinen Wellenlinien das grune Amphitheater der Vorbugel und Kegelberge, aus deren Mitte das buschige Haupt des Rua mit seinen leise durchschimmernden Ruinen und der allüberragende Gipfel des Venda einladend hernieder blicken. Mag hier der Wanderer nun im Grase lagern und durch das Grun der Bäume auf zum tiefblauen Himmel blicken, mag er im kühlenden Schatten der Platanen aus tiefer Brust anfathmend sich ergehen, überall umspielen, ihn warme Lebenstone, das Herz zur Ruhe auffordernd nach den Sturmen, die auf stets bewegtem Lebensmeere es umhergetrieben. Aber wo ist Ruhe, wenn einmal seine Anker erst gelichtet? wo der Friedenshafen, der es schüzte, wenn hervorbrechend aus dem Chaos der Erinnerungen, jene alten, unruhvollen Fragen es durchstürmen, auf die noch keinem Erdenpilger Antwort ward? — Wer das Leben mit seinen mannigfachen Kämpfen und Entbehrungen, seinen furchtbaren Schlägen aus ungeahnter Wetterwolke halbwegs nur erprobt, dem tauchen, wo immer er auch weile, jene Fragen stets von Neuem im Herzen wieder auf, so lange dies nicht stumpf geworden gegen jeden Eindruck. Kann aber die rauschende Eiche von Dodona auch nicht abwenden den Schlag, den sie verlundet, ein friedlich Säuseln folgt dem kriegerischen Klang der Becken, erfüllt des Fragers Brust ein wahrhaftes Verlangen nach Befriedigung. Auch heute weht es heimlich flusternd durch die Wipfel der Platanen, und eine Stimme läßt sich vernehmen: Hab' ich den Menschen hingestellt, als Bild des Göttlichen im Erdenstoff, mit weiter Brust als Kampf- und Tummelplatz der räthselhaft gemischten Kräfte, so kämpf' er und schreite vor und harre, ob ein Tag ihm Kunde bringt auch ohne seine Frage!

Sanct Antonius in Battaglia.

Es war ein schöner Nachmittag, der Sonntag des sechzehnten Juni. Stiller war es unter den Platanen noch nicht gewesen. Nicht, wie die Woche über, von den Höfen der Gesang und Schätern der Mädchen beim Brechen des Flachses, nicht von den Wein- und Maulbeer- und Olivenpflanzungen herüber das Durcheinanderjauchzen fröhlicher Bursche; das leiseste Rauschen und Plätschern der Wasser und der Ton der jenseits im Grase zirpenden Grillen war vernehmbar, und dabei die an einem ausgehöhlten Baume hin und wieder rennenden Ameisen und ein summer, mit gewohnter Ruhe fischangelnder Engländer ringsher die einzigen Zeugen lebendiger Thätigkeit. Von den Badegästen hatten Viele, um heut etwas Absonderliches vorzunehmen, sich zeitig aufgemacht nach dem benachbarten Padua, wo die jungst begonnene Antoniusmesse ihre von weit und breit der besuchten Pferderennen und Wettfahrten zur Schau bot. Den Haupttag dieser Festzeit, den Namenstag des Heiligen, hatt' ich am dreizehnten in Paduas Mauern selbst mit erlebt und in dem fröhlichen Gewoge der geschmückten Menge diesmal die Stadt mit ihren straßenverengenden Arkaden bei Weitem so düster nicht gefunden als damals, wo ich zum ersten Male sie betrat, und wie sie, trotz ihres weiten Prato della Valle, die meisten Besucher anzumuthen pflegt. Das Fest der Lilien, wie man mit Recht den Sanct Antoniustag benennen durfte, hatte sie wahrhaft verjüngt, und die vielen farbig aufgeputzten gesiegelten Engelein aus Fleisch und Blut, welche den voranfgetragenen Heiligenbildern folgten, und die Menge der geschmückten Kerzen und Reliquien, und das Gemisch von betenden Priestern im schlichten Ordenskleide und singenden Jungfrauen in festlichem Schmuck, und die weißgekleideten, lilientragenden Mädchen gaben dieser Prozession etwas Erbauliches, wie man es in kindlicherer Naivetät nicht leicht bei einer andern finden wird.

(Fortsezung folgt.)

Briefreliquien.

Herausgegeben von J. Funck.

(Der Schauspieler Nebenstein ist seit mehreren Jahren todt, und wir nehmen daher keinen Anstand, den folgenden Brief als einen Beitrag, zugleich zur Biographie Iffands und zur Geschichte des deutschen Theaters mitzutheilen. Der Brief wird den Freunden der Bühne und den Schauspielern Vergnügen machen.) D. Red.

Iffland an den Schauspieler Backhaus in Mannheim.

Berlin, den 9ten Mai 1812.

Lieber alter Freund! Du wirst diesen Brief etwa den 16ten Mai erhalten, und da muß mein guter Rebenstein schon in Frankfurt seyn. Wenn er in Frankfurt etwa nicht spielt, wie es möglich ist, weil die Herren bauen, und weil sie vielleicht keine Lust haben, so kommt er sogleich nach Mannheim; denn in Darmstadt ist es auch nichts, weil, wie Herr Hasloch mir meldet, ein hohes Wesen sich deßhalb verfinstern würde.

Nach Mannheim habe ich ihm Briefe mitzugeben an gute und böse Christen, wie du sehen wirst. Führe ihn ein und sorge fur ihn. Ich habe ihn gewarnt, wenn Müller und Mener ihm Nachricht zutrügen von — der hat gesagt, die hat gesagt u. s. w., Alles anzuhören, nichts zu erwidern. Ich habe ihn vor der F... ihren

listigen Umarmungen gewarnt, wie vor etwaiger Kälte. Er soll das Eine und das Andere sich nicht reizen lassen. Er ist leicht gereizt. Ich habe ihm gerathen, freundlich und höflich zu seyn, nichts sonst. Ich habe ihm zur Contenance gerathen, daß er mit dir den ersten Besuch dort mache. Ich habe ihn gebeten, mit F—s keine Landpartieen zu machen. Nun bitte ich dich, nimm von Herrn Worsteurad oder von Herrn Turk das zu folgendem nöthige Geld, melde mir den Betrag, und ich will's in Wechsel sogleich schicken.

Fahre mit ihm und Madame Beck und Auguste den Tag, den du dafür gut und angenehm hältst, nach Heidelberg. Geht von der Stadtseite auf's Schloß, esset im Hechte, oder wo du willst, zu Mittage, aber um zwölf Uhr, so daß ihr um halb zwei Uhr in einem offenen Wagen nach Neckargemund zum Kaffee fahren könnt, oder doch den halben Weg, wie du willst. Dann eßt Forellen auf dem Wolfsbrunnen, und so nach Hause. Nimm aber einen Wagen, der nicht so arg stößt und der dann ganz zugemacht werden kann, sowohl der Frauenzimmer als seinetwegen, denn er ist leicht verkältet und Heiserkeit unterworfen. Laß ihn Mantel und alles Nöthige nehmen. Wenn ihr vom Fasse in den Keller tretet, gerade gegenüber dem Bogen, wo die Inschrift steht: „Im Jahr — als Joseph Verhas Kellermeister war" — da liegt ein großes altes Faß, in dessen Querriegel ich die Worte oder Buchstaben H. B. (Heinrich Beck), J. R. I. (mein Vater Johann Rudolph Iffland) C. M. (Carl Muller) und ich glaube auch A. W. I. eingeschnitten habe. Der Querriegel geht mitten durch's Faß.

Da, lieber Alter, habe eine Flasche guten Nierstleiner und ein Becherchen zur Hand, da sollt Ihr meiner gedenken! Ich schnitt die Buchstaben am Palmsonntage Nachmittags vier Uhr 1785 in hoher Schwärmerei und Weinmuth, aber mit heiliger Seele dort ein.

Uebrigens trinkt unser Freund gern ein Glas Wein, und, im Vertrauen, es kommt dann wohl, daß er leicht etwas zu viel trinkt; dagegen hute ihn freundlich. Des Nachmittags vier, aber höchstens fünf Gläser, des Abends gutes Bier. So ist er hier gewöhnt, und so erhalte ich ihn. Am Heidelberger Tage mag es mehr seyn. Laß dir von Böhlendorf alle Tage eine Bouteille Ungsteiner fur ihn geben. Könnte er, ohne daß es zu sehr bekrittelt würde, wie ich, in dem Zimmer des Mann sich anziehen, so schaffe ihn dorthin. Bei starken Rollen eine Tasse Kaffee vor Anfang der Komödie, und etwas Thee unter der Komödie.

Hute ihn beim Herausgehen aus dem Theater vor Zug, und wenn es starke Rollen sind, erinnere ihn an Wäsche und nicht verkalten, vorher; denn er ist, wie alle jungen Leute, etwas leicht darin. — Aus Delikatessen macht er gar nichts: Suppe, Kartoffeln, Mehlspeisen; aber Kuchen ißt er gar nicht. Er trinkt weißen Wein.

An dem Tage, wo er dort den Carlos oder den Hamlet spielt, lasse ihm drei Tassen Sagosuppe von rothem Wein machen, mit Zimmt und Zucker; die kann ja bei Mann warm gehalten werden, und mache, daß er ab und an, in freien Scenen, etwas davon nehmen kann; doch — du kennst ja die Menschen — ohne daß es auffällt. Ich liebe ihn wie mein Kind! und du, Alter, wirst es schon machen. — Wenn er geweckt wird, laß ihn Morgens zwei Tassen Thee trinken. Kaffee trinkt er mit Madame Beck; nach Tisch zwei Tassen.

Nun weißt du Alles. Sorge ja, daß er gut und sicher vegetire. Ueberzeuge dich davon. Empfiehl ihn fur die Musik, namentlich fur Pygmalion, den er herrlich gibt, Herrn Ritter bestens.

Den Ersatz an meine Freundin Beck beserge ich selbst an sie. Ich mag nicht, daß wegen Heidelberg oder sonst wozu von Maurers Gelde genommen werde. Du begreifst, daß ich mir in solchen Sachen nicht nachrechnen lassen will, was und wie viel ich thue. Würde es auch indeß davon etwa genommen, so schicke ich es doch noch hin, ehe ich selbst komme. Deshalb wollte ich es auch am Ende nicht von Herrn Türk, der es ja doch nur dem Maurer wieder erzählen wurde, was ich nicht mag. — Madame Beck soll ja nicht besondere Umstände mit diesem wahrhaft lindlich guten Menschen machen. Hörst du? Wenn er nun doct ist, so schreibe mir so oft und viel du kannst. Ich lege dir wegen Heidelberg Einladungskarten bei, darin fulle den Datum aus. Willst du? — Nun Gott mit dir! Was du R. thust, thust du mir.

Dein treuer Freund

Iffland.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

Ole Bull.

Dienstags den 21sten November gab Ritter Ole Bull im Hoftheater ein Concert. Von diesem Künstler hatte ich Weiteres weder gelesen noch gehört, als daß er ein großer Violinspieler sey. Destomehr war ich schon auf seine Persönlichkeit gespannt, welche doch in den meisten Fällen der charakteristische Grundtypus der Virtuositäten aller Art ist. Sie sehen mir auch, als er auftrat, ganz geeignet, seine Leistung zu tragen und zu heben. Ich rieth zunächst hin an sein Alter von 29 Jahren. Er hat einen schlanken, wohlgebauten Körper, einen schön gewölbten, tüchtigen Schädel, ist bleich, blond, von etwas breiten Zügen; sein Auge blickt sinnig, gefühlvoll, ruhig bewegt, helloffen, freundlich lächelnd, sein Wesen unbefangen, anspruchslos, natürlich.

Wunderbar ward mir zu Muth, als er sein erstes Stück, bestehend aus Allegro maëstoso, Adagio cantabile und Rondo pastorale, begann. Ich ahnete mich bald nach den ersten Bogenstrichen, und als er in einem kurzen Satze sich angekündigt, in seine ganze Kunst hinein; ich staunte, ward ergriffen, tief gerührt; sein ganzer Künstlerwerth trat mir an die Seele. Ich mußte mich — als Anonymus schäme ich mich dieses Geständnisses nicht — mit Gewalt des Thränenergusses erwehren, den ich jedoch im Verlaufe nie ganz bezwingen konnte. Die Sättigung erhöhte die Stimmung nicht im mindesten. Die Bull spielte nur eigene Kompositionen. Ich fand sie höchst originell, oft überraschend, doch immer willkommen, nie gesucht, stets gemüthvoll, wechselnd, aufregend und beschwichtigend, so daß mir nicht einfernt der Gedanke kam, was sie etwa nicht sind oder nach der strengen Satzlehre seyn sollten. Sie sind zweckmäßig für sein Künstlerwesen, und auf die schönsten Erfolge berechnet. Man habe sie, höre ich, von verschiedenen Seiten her kritisch angefochten und ihnen den theoretischen Werth streitig machen wollen. Wer thut der Schule genug, die da ausspricht, wie Alles seyn soll, und doch in Kunst und Wissenschaft die schönsten productiven Kräfte dem Glück und der Himmelsgunst überlassen muß? Das Geniale hat wie im Ganzen, so auch in jeder zartesten Gliederung seine eigene Theorie. Es fängt da erst recht an zu schaffen, wo die Schule aufhört zu bojiren. Ich höre Jahre lang einen um seiner trefflichen Vorträge willen hochverehrten Prediger, dessen später gedruckt-gerichtene Kanzelreden als nicht schulgerecht und organisch scharf bekritelt wurden. Er konnte sich mit seinem Herrn und Meister trösten, der, obwohl Urquell aller Theologie, dennoch von den Schultheologen seiner Zeit das Aergste zu leiden hatte.

Nun aber Ole Bulls Spiel! — Es ist sein Wesen, sein Charakter, sein Schicksal, was er spielt, mit was er in Tönen spielt. Ich las mitterweile eine treue Skizze seines romanesken Lebens, und nun wird mir seine Kunst klarer.

Die Violine ist das universellste und zugleich menschenähnlichste Instrument, und wie sie zwischen Haupt, Brust und Hand festgehalten und zum Leben gebracht wird, spricht sie auch diese dreifache Sprache. Sie ist nicht ganz Menschenstimme, aber, nahe an sie hinreichend, hat sie die Vollmacht zu voraus, die wohl bei ihr, nicht aber beim vollendetsten Sänger, noch eine seelenvolle Wärme offenbaren kann. — Ole Bull ist Herr und Meister seines Instruments, nicht bloß im Mechanischen, wo er in Doppelgriffen, Octaven und Dezimen, in Drei- und Vierklängen, Harpeggien, Doppeltrillern, kühnsten Sprüngen ꝛc. das unerreichbar Scheinende leistet, in seinem Staccato mit einem einzigen Bogenstrich die gyromatische Scale pfeilschnell durchfliegt, sie selbst in Dreifachlagen durchzittert, sondern er ist es auch in der Offenbarung aller Tongattungen, deren die Geige fähig ist. Mögen Einige puristisch die Flageolettöne, die Menschenstimme, junge und alte ꝛc. mehr nur für ein Virtuosenspiels wert, auf's große Publikum berechnet, halten; sie zeigen die Vielseitigkeit der Bogenführung, die Sicherheit, Zartheit, feinste Empfindlichkeit derselben. Nur wer die Analyse des Spiels, das Studium seines Instruments so in's unendlich Kleine treibt, was an die Theilbarkeit der physikalischen, die Schärfe der astronomischen Werkzeuge, zugleich an homöopathische Wirkungen erinnern könnte; nur wer sein Instrument zu den delikatesten Aeußerungen zu nöthigen versteht, weiß es auch mit höchster Freiheit zu Ausströmung der gemüthvollsten Harmonien zu bringen.

Wie war sein Adagio religioso so süß schwermüthig, so leids und freudvoll hingesungen! Ein Quartett für die Violine allein, und das nach dem Schlusse wie zum Danke vorgetragene: „Heil unserm König!“ war eine Aufgabe des Spiels auf vier Seiten, wobei sich die Stimmen nach dem kunstreichsten Satze um und gegen einander bewegten. Sein musikalischer Kunstbau im Ganzen, habe er auch jetzt noch die Höhe und Tiefe eines Spohrschen ꝛc. nicht erlaugt, gleicht darin einem wirklichen, daß er neben dem Soliden, wie Mauern und Säulen, auch seine Zierrathen, seine Kapitäle, Arabesken, selbst einige Larven und Frazen ꝛc. hat. So erzeugt es jede überschwängliche Ausbildung, so gebiert es der Kunst Übermuth, die Künstlerlaune, so verlaugt es das Publikum, der Zeitgeschmack. Selbst das Nechische, das Bizarre soll man gelten lassen, wie man einen Südnscreiber nicht dort anläßt, wenn er am Ende einen prächtigen Kraftzug weit aufsahrend hinschnellt. Ole Bull mag wohl in seinem innersten Wesen so seyn, einfach und unstudirt, phlegmatisch und aufsodernd, anspruchslos und ehrsüchtig, hingebend und eigenwillig, sanft und störrig, vertrauend und verzweifelnd. Selbst seinen Satto mortale glaubte man zu vernehmen, — Ich erinnere mich, daß ich nach Paganinis wundersbarem Spiel noch wohl ein Adagio von unserm eigenen besten Meister hätte vortragen hören mögen. Nach Ole Bulls Spiel fühlte ich mich allseitig tief befriedigt, durch seinen unübertrefflich schönen Ton, wie durch ein ersebnes süßes Gut beruhigt. — Freitags spielte er noch einmal im Hofstheater. Gern hätten gewiß die Musikfreunde das Morlacchische Adagio, das er sonst gibt, vernommen. Hier merkte ich, daß es räthlich ist, sich ihm eher näher als entfernter zu setzen; denn jedes Instrument und Spiel hat seinen eigenen Fokus. Auch ist begreiflich, daß, wer selbst auch nur im minderen Grade Geiger ist, in diese Kunst sich viel besser und selbst antheil; und gemüthvoller hineinfühlt, als ein Laie. — Berichte über solche außerordentliche Erscheinungen bringen aber bei Leuten, die des eigentlichen Sinnes für Musik und ihre Tiefen entbehren, eine leidige Wirkung hervor. Unrührbar wollen sie gerührt werden, oftdhumig wollen sie erstaunen. Will doch, wer nicht persisch kann, seinen Perser verstehen. Wem nicht der ganze Ernst der Kunst und der Virtuosität in einigermaßen vorschwebt, der weiß eigentlich nicht, was er sieht und hört, und es klingt etwas einfältig, wenn man bei außerordentlichen Erscheinungen an die Competenz des ungebildeten Sinns appellirt.

Ole Bull ist unter dem 61sten Grade nördlicher Breite geboren. Er genoß theologischer und juridischer Bildung; er sollte Fakultätsmann werden, und wurde schon frühe Musikdirektor. Er suchte bei Spohr Rath, Aufmunterung, Lehre, Leitung, und wurde durch Kälte weggeschreckt. Er wollte nun mit dem Verstande gewaltsam studiren, sein Gemüth wollte mußiziren. Dieser unwiderstehliche Drang legt uns nahe, daß das entschiedene Talent als organische Vorderer stimmung angeboren ist, und daß, wenn auch unzählig viele unausgebildet verkümmern, doch die gediegensten meist durchbrechen. — Ole Bull kommt in dem von der Cholera heimgesuchten Paris im entscheidenden Lebensmoment um seine ganze Habe; er wollte sich den Tod geben und findet, kaum gerettet, eine wohlwollende zweite Mutter, die, um ihren Sohn trauernd, in ihm sein Ebenbild sieht. Er findet Empfang in der Weltstadt, Anerkennung, Ruhm, Gold. Er heirathet die Tochter jenes Verstorbenen und kommt so in die wunderlichste Quasiverwandtschaft mit der Familie und mit sich selbst.

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 3. December 1839.

Non eadem est aetas, non mens. — Horat.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

Ein Urtheil und Fragen,

von einem Manne des alten Deutschlands.

Ich bin ein alter Mann, doch keineswegs alt genug, um den Freuden und Genüssen dieses Lebens abgestorben zu seyn. Ich meine damit nicht etwa die Gastronomie. Diese ist ja ohnehin so recht eigentlich die Wissenschaft und Kunst des höhern Alters, zumal wenn man im Laufe des Lebens einen guten und rationellen Grund dazu gelegt hat. Und dazu hatte ich alle Gelegenheit, denn ich war, um meine Laufbahn mit wenigen Worten zu bezeichnen, im zwei-und-zwanzigsten Jahre zweiter Supernumerär einer Gesandtschaft, welche eine sehr große deutsche Macht bei einem ganz kleinen deutschen Familienhof unterhielt. Nein, ich sezte niemals das bene vivere hauptsächlich in den Sinnengenuß, sondern vielmehr in die Ergözung des Verstandes und des Gemuths. Schon längst befleißige ich mich jener Philosophie, von der in meiner frühen Jugend so viel die Rede war und die mit dem, was jezt Philosophie heißt, so wenig gemein hat; ich meine die Lebensweisheit im Sinne der Alten, die Kalokagathie, welche Vater Wieland den Vätern des jezigen ältern Geschlechts so liebenswürdig predigte.

Noch sehe ich den guten Alten in seiner Loge im Weimarer Theater, das kluge, nichts weniger als schöne Gesicht, den hängenden Mund, den all die Grazien umspielten, welche seitdem von der Welt Abschied genommen haben. Es war um die Zeit, wo ein paar deutsche Titanen mit ihren Genien eine Mine hatten springen lassen, welche den deutschen Musenberg umkehrte, wo eine neue Geschmackstheorie die Vernünftigkeit der alten, und damit Alles, was Wieland geschafft und gewirkt, geradezu negirte. Ich war jung, die Ideen, welch in den neunziger Jahren in Staat und Kunst das Herrlichste gebären zu wollen schienen, gährten auch in mir, und ich sah mit Mitleiden auf einen Schriftsteller, der noch im Alter erfahren sollte, daß der Gesichtspunkt, aus dem er bisher die Welt angeschaut, ein grundfalscher gewesen, und daß das Senkblei seiner Gedanken überall nur die Untiefen der Dinge getroffen. Man hatte sich stolz losgesagt von französischer Alterästhetik, man zweifelte nicht daran, daß eine goldene Aera echt deutscher Kunst glänzend angebrochen. Der durch die Aufklärerei einer superklugen Zeit ausgesogene deutsche Geistesboden hatte auf einmal wunderbar herrlich duftende Blüthen der Phantasie hervorgetrieben, und nun sah man in der Einbildung schon einen Riesenwald ureigenster deutscher Poesie emporwachsen, lyrischer, epischer, dramatischer Poesie. Wer hätte sich damals vorgestellt, daß Goethe und Schiller nicht sowohl

Vorläufer einer neuen Zeit als vielmehr Beschließer einer alten, daß ihre Schöpfungen weniger Wurzeln, als Blüthen und Spitzen einer Kunst seyen, und daß auch der vornehm rauschende und brausende Strom deutscher Romantik sich so bald im Sande verlieren werde, wie ein Steppenfluß? Aus der großen deutschen Kunstperiode ist nichts geworden, und am allerwenigsten in der Beziehung, in der man sich am meisten versprach, in der Dramatik. Jetzt, und schon lange, da ich enttäuscht und kalt fast ein halbes Jahrhundert rückwärts blicke, wie ganz anders steht jetzt dein Bild vor mir, Vater Wieland, als damals, wo mich, bei aller Achtung vor dir, doch deine Undeutschheit verdroß und ich grimmig das Gesicht verzog, wenn sie dich den deutschen Voltaire nannten!

Wir wußten, daß sich Wieland vor dem „holden Unhold," wie er ihn nannte, vor Goethen beugte, wir wußten, daß er zwar zu Don Carlos den Kopf geschüttelt hatte, übrigens aber Schillern alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Wir kannten ihn dafür, daß ihm die häßliche Empfindung des Neides fremd war, aber dennoch fühlten wir in unserem deutschen literarischen Stolze eine Art von Schadenfreude, daß Wieland, der immer mit fremdem Kalbe gepflügt, es mit ansehen mußte, wie in seinem eigenen Lebenskreise originelle Schöpfungen des deutschen Genius entstanden, wie er sie wohl nie geahnt. Nichts mehr von hellenischer Grazie, von drittischem Humor, von französischer Ironie in breiter deutscher Zurichtung! Die echte deutsche Poesie blühte, es blühte die Schauspielkunst, herrlich — und ach! wie kurz!

Daß es mit der deutschen dramatischen Poesie in der neuesten Zeit bedenklich aussieht, dies war mir in der Einsamkeit, in der ich die letzten zwanzig Jahre gelebt, nicht entgangen; aber von der Verfassung der Bühne, vom gegenwärtigen Stande der Schauspielkunst, deren Gebilde sich so wenig dannen lassen, als der Wind, hatte ich keinen Begriff, weil keine Anschauung. Letztere ist mir nun wieder seit mehreren Monaten geworden, und das, was ich dabei beobachtet zu haben glaube, will ich in den folgenden Zeilen niederlegen und das Publikum zum Zeugen meines Erstaunens und zum Richter meiner Bedenklichkeiten und Zweifel machen. Ich werde mich dabei vor der Geschwätzigkeit des Alters zu hüten suchen und mir vorhalten, daß die jetzige Welt ungeduldig ist, und daß einer, der gehört werden will, die Gegenstände nur berühren, nicht ausspinnen darf.

Meine süßesten und lebendigsten Jugenderinnerungen knüpfen sich an dramatische Genüsse. Es versteht sich von selbst, daß meine Erziehung guten Theils eine französische war, daß ich als Knabe schon einen französischen Vers sprechen lernte und in allen den kleinen Künsten unterwiesen wurde, welche damals im Leben eines Menschen von Stand so große Bedeutung hatten. Schon frühe spielten wir, meine Geschwister und ich, die kleinen Scenen ab, die in unsern französischen Uebungsbüchern standen, Anfangs ohne allen Apparat und ohne geladene Zuschauer. Meine Mutter bemerkte mit Vergnügen unsern artigen Zeitvertreib und die graziösen Airs, die wir uns dabei gaben. Nach und nach wurden Kinder befreundeter Häuser beigezogen, die Eltern dazu geladen, und bald kam es dahin, daß wir in aller Form zwischen zwei Schirmen kleine Komödien aufführten. Monsieur Lamoureux, ein alter trockener Franzose, der Erzieher des jungen Grafen M., machte dabei unsern Intendanten und Regisseur.

Noch erinnere ich mich auf's Lebhafteste all der kleinen und doch so heftigen Leidenschaften, all der Entzückungen und Schmerzen, wie sie das Herz des Knaben in jenem genußreichen Alter füllen, wo einerseits auf einmal der Verstand erwacht, andererseits die Besinnung durch die halbverstandenen ersten Regungen der Geschlechtsliebe, wie durch einen leisen betäubenden Hauch, so süß umnebelt wird. — Ich war sicher männlicher Seits der beste Schauspieler in der kleinen Truppe, das heißt, ich besaß am meisten Einbildungskraft und mimische Anlage. Ich hatte auch die französische Sprache an sich so gut inne als die Andern; aber mir fehlte eine Eigenschaft, welche in den Augen unseres feinen Auditoriums den Mangel vieler andern ersetzte: ich sprach das Französische immer mittelmäßig, und gelegentlich sogar barbarisch aus. Der junge Graf M. dagegen, ein steifer, gezierter Bursche und ein beschränkter Kopf, besaß eine tuchtig einexercirte Aussprache, ließ die garstigen Nasenlaute im reinsten Style schnarren und wußte die g und j ganz kunstgerecht zu dämpfen. Nun saß in unserm Parterre häufig ein Onkel Hofmarschall, ein alter französischer Purist, der den Spracharistarchen machte und die Gewohnheit hatte, bei jedem zweideutig oder falsch gesprochenen Wort sich zu räuspern und mit dem Stock zu pochen. Diese Censur traf keinen häufiger als mich, und es erregte mir die bittersten Gefühle, wenn mich bei einem recht glänzenden Abgang, neben dem Beifall, das verdammte Pochen begleitete, während der fatale Graf mit seiner näselnden, vom hölzernsten Spiel begleiteten Tirade mit dem ungetheiltesten Applaus überschüttet wurde. — Wenn ich nicht irre, ist es Lichtenberg, der die Bemerkung macht: um eine fremde Sprache geläufig und sicher zu sprechen, brauche es einen gewissen Fonds von Geckenhaftigkeit. Und das ist es, was mir fehlte: der Grundton meines Wesens war negativ, spottend. Es gelang mir vortrefflich, den Ton des Grafen muthwillig zu parodiren, in der Weise, wie Molière im Impromptu de Versailles seine tragischen Nebenbuhler kopirt; aber es war mir unmöglich, meine deutsche Natur im Ernste zur Affektation eines fremden Grundtons zu zwingen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in die Euganeen.

(Fortsetzung.)

An jenem Tage waren auf viele Meilen weit alle Umwohner, auch die von Battaglia, nach Padua geströmt. Aber das Sauct Antoniusfest durfte gleichwohl auch an diesem Orte selbst nicht unbegangen bleiben. Dazu war nun der heutige Sonntag als der nächste angesetzt. Während die Natur in stiller Feier ihr nie abbrechendes Allerheiligenfest beging, war in der Kirche von Battaglia feierlicher Dienst zu Ehren des Patrons von Padua. Mit einem Male tönte das Geläut der Glocken. Der Kirchendienst war beendet, die Prozession begann. Hier wiederholte sich nun im Kleinen, was Padua im Großen aufgezeigt. Das Standbild des Heiligen mit dem Christuskind und der Lilie; voran einige Crucifixe und das Sanctissimum in Priesterbänden; nachfolgend unter Gesang, bald Lilien, bald Kerzen tragend, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen. Auch die hier auf den Armen gewiegten, dort frei wandelnden kleinen lebendigen Engelein mit winzigen ikarischen Flügelchen fehlten nicht, sorglich aufgeputzt, so gut es nur immer die vorhandenen Kräfte erlaubt. Dem ganzen Aufzuge sah man an, daß Alles, was die nächst umliegenden Ortschaften an Gangfähigem und Schmuckem besitzen, heute sich als Ehrenvertreter hier zusammen gefunden, und man erblickte gar manchen Kopf mit jenen edlen Formen und vorherrschend bedeutungsvollem Ausdruck, wie die alten Meister ihn so gerne dargestellt auf ihren Anbetungen und Verklärungen, und den man immer noch am reinsten erhalten auf dem Lande findet. Der Zug bewegte sich über die mittlere Hauptbrücke des Kanals, von da aufwärts am rechten Ufer, bis er über die obere Brücke wieder umbog und seinen Rückzug am linken Kanalufer in die Kirche nahm. Alle Fenster waren mit Zuschauern besetzt. Der schönste Anblick war unstreitig von der mittlern Hauptbrücke, als der Zug über die obere sich bewegte und die Wasser sein Gegenbild als feuchte Schatten freundlich wiederspiegelten.

Nach vollendeter Prozession machte die frühere Ruhe einer lauten Fröhlichkeit Platz, und die ganze Bevölkerung wetteiferte in heiterer Feier des festlichen Tages. Die Badegäste kehrten nach und nach von ihren Ausflügen zurück, an der Tafel im Gartensaale, oder unter'm Zelt vor dem Kaffeehause mit kühlendem Sorbetto sich erfrischend. Auch der kleine Pietro war in seinem Sonntagsjäckchen von Galzignano herüber gekommen und ließ sich den Sorbetto wohl schmecken, mit dem ich ihn traktirte. Ganz necklich war es anzusehen, wie dieser muntere, aufgeweckte Junge, der unter den weit vornehmer sich dunkenden, der Salonwelt entflammten Knaben dasaß wie ein wahrer Nobile, die Neckereien einiger derselben keck und doch stets mit bescheidenem Takt durch treffende Antworten zurückwies. Einem dreizehnjährigen Torysprößling aus Lankasterschire, der sich auf seine goldnen Knöpfe und seine zukünftige Lordschaft viel zu Gute that, war es sichtbarlich ein Dorn im Auge, daß ein Bauernjunge in dem fashionablen Kreise saß, wo er sogar ihm, dem Hochgeborenen, von vielen vorgezogen wurde, und er glaubte zuversichtlich, ihn mit Einem Schlage in Aller Gunst zu stürzen durch die mit triumphirendem Lächeln gegebene Versicherung, dieser Pietro hüte eigentlich die Schweine von Galzignano. Die Bemerkung, daß Homer, während er die fürstlichen Freier im Palaste des Odysseus ohne Weiteres wie eine Heerde Schweine schildert, nicht unterlassen habe, den „göttlichen Saubirten" nach Gebühr zu rühmen und sorglich von dem zügellosen Trosse jener abzusondern, schien mit den Ideen seiner künftigen Herrlichkeit keineswegs übereinzustimmen, brachte ihn aber denn doch zum Schweigen.

Angenehm überraschte noch spät am Abend der Gesang zweier Spielleute, Mann und Weib, die schon seit Jahren jeden Sommer sich zur Kurzeit in Battaglia einfinden. Der Mann streicht die Geige gar nicht übel; dazu singt er einen zwar nicht umfangreichen, aber volltönenden Baß; seine Gefährtin besitzt einen Alt, der auch in anspruchsvollern Kreisen sich dürfte hören lassen, und, besonders in den gedämpfteren Tönen, etwas eigen Ergreifendes hat. Beide haben sich so miteinander eingesungen, daß das Vorgetragene oft nur Eine Stimme scheint; und so ernteten sie denn auch diesmal allgemeinen Beifall und zogen spät erst reichlich bedacht weiter ihres Weges. Am Himmel aber hatten unterdeß die Sterne ihren Reigen begonnen, und die Mondessichel streute ihren milden Schimmer durch das vom Abendwind bewegte Laub der Bäume. Aus dem Park erklang die Stimme einer Nachtigall so voll und klar, als wollte sie mit den Lichtern des Himmels wetteifern. Alles durchdrang eine selige Feier, und in tiefster Brust erzitterte das schöne Lied von Salis, das, milden Trost athmend, den Kummervollen an den Urfrieden der Schöpfung mahnt, dem gepreßten Herzen mit Hinweisung auf ein noch ungetrübtes Daseyn zuflüsternd:

„Noch rauschet vom Hain die Silberquelle,
Noch winkt der Bäume traulich Grün,
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien."

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, November.

Fremde. Weinbau. Oper.

Die Fremden kommen in Menge an. Von der Naturforscherversammlung in Pisa zurückkehrend, besuchten uns auf

der Durchreise viele Gelehrte, Alle höchst zufrieden mit den Anstalten, die dort getroffen worden waren, mit der Ausnahme, die sie gefunden hatten, mit der Art und Weise, wie das Ganze geleitet worden. Die Resultate dieser ersten Versammlung sind über alle Erwartung befriedigend gewesen, und wenn für das künftige Jahr Florenz zum Ort der Zusammenkunft gewählt worden ist, so ging dies sowohl aus dem Bewußtseyn hervor, daß ein freundlicheres, förderndere, aufmunternderes Entgegenkommen nirgends gefunden werden mag, wie aus dem Gefühle der Dankbarkeit für dies wahrhaft liebevolle Eingehen in den eigentlichen Geist dieses wichtigen Institus. Der eben bezeichnete Erfolg und die durchweg beobachtete würdevolle Haltung werden hoffentlich auf der andern Seite dazu beitragen, Besorgnisse zu verscheuchen, welche diese erste Zusammenkunft zu stören drohten, und ihr auch in soweit geschadet haben, als ein Theil der Halbinsel bei ihr gar nicht oder unzulänglich repräsentirt war. — Die landwirthschaftliche Versammlung beim Marquis Ridolfi zu Meleto zog viele auf ihrer Rückreise an; in Florenz sah man an den nächsten Abenden zahlreiche fremde Besucher bei Vieusseux, wo die Literatenwelt von Alters her sich zu vereinigen pflegt. Ungefähr um dieselbe Zeit, wo der Congresso scientifico in Pisa zu Ende ging, wurde es bei und auch in anderer Weise lebhaft, indem der Schwarm der Zugvögel, die nach dem Süden eilen, einzutreffen begann. Für den Zwangwechsen Ehrenquartantänen in den letzten Jahren berichten, hat man sich schon im vorigen Winter reichlich entschädigt: der gegenwärtige verspricht, wenn auch nicht völlig so glänzend, doch nicht arm an Gästen zu werden. Die Zahl eigentlicher Zugvögel scheint indeß die überwiegende zu seyn; denn in den bessern Gasthöfen ist kaum ein Unterkommen zu finden, und man sieht fashionable Reisewagen an mehreren Thüren nach einander abgewiesen werden, während an größern wie kleinern, für den Winter bereiteten Wohnungen kein Mangel ist. Die Mehrzahl der einheimischen Familien und viele der hier ansäßigen Fremden befinden sich noch auf ihren Villen in der nähern Umgebung der Stadt. Seit wenigen Tagen haben wir feuchtkaltes Wetter: sonst ist der Oktober so schön, daß er warm gewesen, wie in keinem der Fall, und hat recht eingeladen, die Villegiatur so lange als nur immer möglich fortzusetzen. Selbst Oerter, die man meist nur im hohen Sommer zu besuchen pflegt, wie das Kloster Vallombrosa, welches inmitten seiner riesigen Tannenwaldungen im Gebirge liegt, zogen noch in der zweiten Hälfte des Monats Besucher an. Ihrer längst beobachteten Sitte getreu, wohnt die großherzogliche Familie noch auf der schönen Villa Poggio a Cajano, die so ziemlich im Mittelpunkt der ausgedehnten Pistojeser Ebene liegt, und nach allen Seiten den Blick über die fruchtbaren grünen Niederungen, über die mit Laub bedeckten anmuthigen Hügel und die höheren Gebirgsmassen, die sich auf der Nordseite erheben, frei läßt. Die ergiebige Weinlese, welche in diesen Gegenden Alles in Bewegung setzt, ist an den sonnigsten, sonnigsten Tagen vorgenommen worden. Wenn man diese reichliche, trefflich gezeitigte Frucht sieht, deren Entwickelung namentlich in diesem Jahre ungewöhnlich glücklich befördert ward, so bedauert man um so mehr, daß man, zahlreicher Verbesserungsversuche ungeachtet, in Toscana, wie in einem großen Theil Italiens, im Allgemeinen immer noch an dem alten Schlendrian festhält, und das Verfahren, welches man anwendet, so wenig geeignet ist, dem Weine denjenigen Grad der Vollkommenheit zu geben, dessen er fähig wäre. Es ist unglaublich, wie sorglos im Durchschnitt dabei verfahren wird, gerade wie bei der Oelbereitung, die so durchaus fehlerhaft ist, daß das Oel in den meisten Fällen keineswegs gut genannt werden kann, während die Natur Alles bietet, um es vortrefflich zu machen, und die Lucchesen durch die That bewiesen, wie weit man durch Fleiß und Aufmerksamkeit gelangen kann. Einzelne toscanische Weinsorten werden immer noch mit Sorgfalt bereitet, obschon sie ihrer alten Berühmtheit nicht immer in vollem Maße entsprechen; auf den gewöhnlichen Tischwein aber wird sehr wenig Mühe verwandt, und so kommt es, daß er keineswegs ist, was er seyn könnte, und namentlich in Betreff der Haltbarkeit wenig Lob verdient. Versuche, die Weinfabrikation zu vervollkommnen, haben einzelne sehr erfreuliche Resultate geliefert, sowie überhaupt einige Familien, welche ausgedehnte Besitzungen haben, diesem Zweige der Oekonomie eine rühmenswerthe Aufsicht angedeihen lassen. Daß fremde Spekulanten hier von den Gaben des Landes Vortheil ziehen, und Champagner, Bordeaux, Burgunder, und ich weiß nicht was verkauft werden, die sämmtlich auf toscanischem Boden gewachsen sind, ist weniger erfreulich. — Zurückzukehren zu den Gästen, welche Florenz in diesem Augenblick angezogen hat, so nimmt unter ihnen namentlich Don Sebastian die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch. Er scheint einige Zeit hier verweilen zu wollen. An den Fenstern der Kupferstichs und Buchläden sieht man sein lithographirtes Bildniß ausgestellt, wie es in dem Werke: Don Carlos et ses défenseurs enthalten ist. Es ist ziemlich ähnlich, und der Infant hat einen eben so finstern Blick wie das Porträt, nur sieht er bei weitem jünger aus in der Wirklichkeit. Die Prinzessin Auguste von Sachsen, die Herzogin von Berry, und wie es heißt, auch der Prinz von Capua werden erwartet. Unterdessen ist die Zahl der öffentlichen Vergnügungen noch nicht groß. Die Gesellschaft ist zu sehr zersplittert, namentlich der Kern derselben, doch hört man schon von Bällen reden. Wettrennen fanden in den Cascinen statt, mit einheimischen und englischen Pferden. Unter den letztern waren einige von großer Schönheit, die kürzlich nach dem Continent herübergebracht worden. Die Zahl der Zuschauer war ziemlich groß, doch ist unter den Einheimischen das Interesse daran sehr gering, und die Rennen scheinen mehr der Fremden wegen da zu seyn. Dem Italiener bietet dafür sein Nationalvergnügen den Barberi (frei laufenden Pferd), welcher übersein den Fremden schon nach dem zweiten Male zu langweilen pflegen. Alle Theater sind geöffnet. In der Pergola findet Mercadantes Oper: Il Giuramento, vielen Beifall, und wird auch von der Brambilla, der Strepponi, von Ronconi ꝛc. vortrefflich gesungen. Weniger gefällt Donizettis Maria di Rudenz, welche abwechselnd mit jener gegeben wird. Das Ballet: Oreste, mit seinen langweiligen Evolutionen, seinen Furien- und Mordscenen, kann nicht unglücklicher seyn; es hält sich bloß durch den vortrefflichen Tanz der St. Romain, welche früheren Besuchern des Berliner Theaters noch in gutem Andenken seyn wird. Die Zweigroschenbühnen geben um die Wette große Opern, und nicht ganz schlecht. Auf die bevorstehende Eröffnung des Cocomero freut man sich sehr; die traubhafte Gesellschaft, welche im Frühling hier war und großes Glück machte, hat einen neuen Cyklus von Vorstellungen angekündigt, und mit Alex. Dumas Mades moiselle de Belleisle wird der Anfang gemacht werden. So ist denn für Alle, oder wenigstens für die Meisten gesorgt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 4. December 1839.

Den Fels umklammert des Schlosses Grund,
Zu jeder Seite gähnt ein Schlund,
Die Treppen müssen, die Wände von Stein,
Die Böden aufgegossen seyn.

G. Schwab.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Nächste Umgebung von Battaglia.

Cattajo — Monte del Duca — S. Helena.

Bei weitem früher als dem tiefer liegenden Battaglia begegnet der Blick des von Padua Heraufnahenden dem wenige hundert Schritte oberhalb auf einem Felsen errichteten, man möchte sagen aus dem Felsen geschnittenen Schlosse Cattajo. Sein Erbauer ist ein Nachkomme jener Obizzos, die bereits in den ersten Kreuzzügen sich hervor gethan, und von denen einer in Tassos Gerusalemme liberata als Toskaner namentlich aufgeführt wird. Die Annalen der Familie berichten auch in späterer Zeit von manch bedeutendem Sprößling. * 1420 verpflanzte Obizzo, Sohn des mit dem Beinamen des Großen aufgeführten Tomaso, den Hauptstamm in das Paduanische. 1500 erbaute Pius Eneas Obizzo das Schloß Cattajo, das Jahrhunderte lang im Besitze der Nachkommen seines Begründers blieb, bis es in neuerer Zeit an den Herzog von Modena abgetreten wurde, jedoch nur unter der ausdrücklichen, vertragsmäßig festgesetzten Bedingung sorgfältiger Erhaltung in ursprünglicher Art und Weise.

Das Schloß mit seinen vorragenden Zinnen gewährt den Anblick einer alten Ritterburg, und selbst der heiter aufgeputzte Neubau entspricht diesem Eindruck. Wall und Doppelgraben decken seinen Eingang. In den untern Räumen schreitet man unmittelbar durch Felswände, gewölbte Gänge ohne weitern Schmuck, als das rauhe, kantige Gestein an sich darbietet, nur durch Räumigkeit und Höhe unterschieden von den Stollen eines Bergwerks; auch die Wendeltreppen bestehen aus roh behauenen Felsenstufen; die zur Verbindung aufgeführten Mauern und Gewölbe dagegen sind alle säuberlich mit Kalk verputzt und die von außen hinanführenden Treppen breit und stattlich angerichtet. Beim Eintritt durch die Hauptpforte liest man die Inschrift:

„Jupiter alme, domum tutare, superna Gigantes
Atria si capiant, hic tuus orbis erit."

Den kostbarsten Schmuck Cattajo's bildet eine Reihe von Zimmern, bedeckt mit Fresken Paolo Veroneses; größtentheils Kämpfe, in denen sich Obizzo's ausgezeichnet, und somit rühmliche Imagines der Familie. Sind auch

* Auch manches Abenteuerliche meldet die Chronik von dieser Familie. So soll einstmals ein Obizzo seinen kleinen Sohn ausgesetzt und in der Wildniß sich selber überlassen haben, der dann nach langen Jahren als ausgezeichneter Mann wieder zum Vorschein kam, mit dem Ruhm seiner Ahnen kräftig wetteifernd.

nicht alle dieſe Fresken von der Hand des Meiſters ſelbſt, und hat er, was nicht zu verkennen, in der Ausführung; gar Vieles ſeinen Schülern überlaſſen, ſo ſcheint doch Angabe und Zeichnung durchgängig von ihm. Es lebt in allen jener kecke Schwung und jene innerliche Freiheit, jene kräftige, geſunde Friſche eines fröhlichen Daſeyns, die ſeinen Geſtalten und Gruppirungen ſo eigen, und die das mit ihm nur irgend vertraute Auge auf den erſten Blick verrathen läßt, was von ihm ausgieng. Auch die Ueberfülle der Gewandung fehlt nicht, und jenes ſiegreiche, ſeiner Wirkung auf die Sinne oft ſich allzuſehr bewußte Prunken, durch deſſen verführeriſche Macht man in Veroneſes Werken häufig erſt zum Kern ſich durcharbeiten muß. Sind aber auch viele der edelſten und ſchönſten ſeiner Darſtellungen behaftet mit einem gewiſſen Ballaſt von Erdſtoff, ſo iſt derſelbe überall durchleuchtet, nicht immer durch das reine Licht, wohl aber durch die ſchönſte Bundesgenoſſin des Lichts, die Farbe, in deren ſtoffverklärender Behandlung Veroneſe unübertroffener Meiſter bleibt. Sein ungemeiner Farbenſinn tritt freilich mehr noch hervor aus ſeinen Oelgemälden, und man erhält von der Wirkung derſelben durch Kupferſtiche ſchwerlich einen genügenden Begriff. Ueberhaupt bleibt für den, der die Fülle ſeiner Schöpfungen, wie ſie Venedig in ſo reichem Maße darbietet, nicht an Ort und Stelle geſehen, der Name Paolo Veroneſe nur ein ſchöner Klang. In weſſen Meinung hat nicht der Beſuch des Dogenpalaſtes, der Akademie, der Kirchen Santa Catharina, San Francesco, oder San Sebaſtian — letztere Veroneſes unſterblichſte Leiſtungen und irdiſche Ueberreſte in nächſter Nachbarſchaft umſchließend — die Wagſchale der Zuneigung, ſelbſt der grandioſen Virtuoſität des überall aus dem Kern hervorbebenden Tizian gegenüber, für Augenblicke wenigſtens auf ſeine Seite binneigen gemacht?

Recht ſehr bedauerten wir, daß der alte Kaſtellan, der mit gebuckem Rücken uns in den Herrenſchloß herumführte, ſchroff und unerſchütterlich behauptete, die Schlüſſel zur Gemäldegalerie ſeyen zur Zeit nicht vorhanden. Selbſt der ihn zu plötzlicher Devozion ſtimmende Glaube, es ſeyen die kleinen Bertuchiani in unſerer Geſellſchaft, weil ihn ihre kecken Fragen überraſchten, prinzliche Incognitos, konnte die fehlenden Schlüſſel nicht herbei zaubern, da der Herr Inſpektor, deſſen ſpezieller Huth ſie anvertraut, eben abweſend war; und ſo blieb ein Schatz von Kunſtwerken, der als ausgezeichnet gerühmt wird, diesmal für uns ungehoben. — Nicht ohne Intereſſe betrachtet man die Sammlung mittelalterlicher Waffen, deren viele gegen die Sarazenen ſich bethätigt, andere im Kampfe ihnen abgenommen. Unter den im ſelbigen Saale aufgeſtellten Antiken zeichnet ſich die Figur einer Bacchantin in Hautrelief aus; auch iſt dieſelbe durch eine von dem urſprünglichen Sammler beigegebene Inſchrift als beſonders werthvoll vor den übrigen hervorgehoben; überſchäumende Lebensluſt ſpricht aus Stellung und Zügen. Ein anderes Zimmer bewahrt eine reichhaltige Sammlung muſikaliſcher Inſtrumente aus dem Mittelalter, zweifelsohne ein gepriefener Fund für ſolche, die jene Tonweiſe in ihrem ganzen Umfange wieder anzuſtimmen ſich gedrungen fühlen. Ob ſie wohl in der Gegenwart eine genügende Anzahl entſprechender Inſtrumente finden dürften, ihre Lieblingsmelodien zu allgemeinem Vollklang zu bringen? — Responde, Gervine! respondite, Grimmorum par nobile fratrum, ihr kundigen mittelalterlichen Forſcher!

Da den reizend auf dem Hügel gelegenen Wildpark, deſſen Hirſche und Rehe mit neugierig vorgeſtreckten Hälſen von oben herab ſich die Fremdlinge begaffen, zu betreten nicht geſtattet war, ſo hielten wir uns in den untern Gartenregionen. Hier duftet eine Fülle von Orangen und Citronen, und Alles ſcheint geſchmückt wie für ein immerwährend Fruhlingsfeſt. Dieſe Gärten lehnen ſich an üppige Wieſen, die zu den Hügeln aufſteigend in anmuthige Waldchen führen. Einer dieſer Hügel ward uns bezeichnet als Monte del Duca. Auf ſeiner Höhe, rings von Olivenpflanzungen umgeben, zwiſchen deren grauen, geborſtenen Stämmen der Umblick in die Gegend unverwehrt bleibt, erhebt ſich eine alte Kirche, dicht umſponnen von Epheuranken. Dort hielten wir eine kurze Sieſte unter liſpelndem Schattendach, und ſtiegen dann hinunter zur Mittagstafel in Battaglia, wo die mannigfachen Zungen zu gleichem Zweck verſammelter Gäſte aus den verſchiedenſten Theilen Europas ein Miniaturbild des babyloniſchen Thurms verwirklichten. In jenem Einen Zweck verſtanden ſie ſich jedoch Alle; in ihm ging für eine Stunde jeder ſonſt wohl ſich geltend machende Gegenſatz verſchiedenartiger Prinzipien unter.

Ein anderer Spaziergang, nicht entfernter als Cattajo, aber nach der entgegengeſetzten Seite, führt nach einem Luſtſchloß, das den Namen trägt von jener berühmten Weckerin des Troerkrieges, wiewohl bei der Taufe deſſelben ſich verlich an die vielbeſungene ſchöne Brandfackel gedacht wurde, ſondern an ihre bei weitem jüngere Namensſchweſter, die heilige Helena, der auch das tiefer gelegene Kirchlein gewidmet iſt. Auf dieſem Schloſſe wohnt der dermalige Inhaber von Battaglia recht im Mittelpunkte ſeiner Beſitzungen, ein Punkt, ſo recht geeignet, um mit Freuden auf der Erde weilen zu laſſen, wenn anders es im Innern darnach ausſieht. Die reich bebaute weite Ebene nach der einen Seite, nach der andern die ſchöne grüne Bergkette, zu jeder Tageszeit ſonnenbeſchienen oder beſchattet, je nach Wunſch und Wahl einer der vier Seiten des auf reichlich bewachſener Höhe hell emporragenden Feenſchlößchens. — Als ich da oben ſtand, bei prächtigem Sonnenuntergang dies köſtliche

Stückchen Erde überschauend, und in der Nähe das von Sorgen und Leidenschaften aller Art zerrissene grämliche Gesicht eines als ausnehmend reich gepriesenen Badegasts gewahrte, da trat das ganze Räthselhafte des Zusammenhangs von Besitz und Glück und des, bald mehr vom Schicksal, bald durch eigene Schuld ihm beigemischten Wermuths vor das innere Auge, und in Gedanken durchflog ich den Kreislauf um die millionenfaltig nüancirten Gegensätze zwischen Alexander und Diogenes und die ewig unbeantwortete Frage nach dem wahren Erdenglück.

Am Fuße des Schloßberges entspringen die ergiebigsten der heißen Quellen, welche vornehmlich zu den Bädern benutzt werden. Die Hauptquelle ist ummauert und trägt eine Inschrift, welche besagt, daß Julius Cäsar ihr Entdecker und ein späterer Cäsar (Franz II.) ihr Wiederhersteller gewesen.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsetzung.)

Indessen fehlte es meinem komischen Talente durchaus nicht an Anerkennung, zumal später, als der sensible Hofmarschall ausblieb. Unter den Jungen hatte ich keinen Nebenbuhler, wohl aber unter den Mädchen. Wie albern ist man im Alter, wo sich Knabe und Mädchen noch nicht bestimmt als zwei getrennte, sich wunderbar fliehende und anziehende Pole fühlen! Und wenn ich jetzt darüber nachdenke, so wird mir an meinem Beispiel deutlich, wie der Schauspieler des Elements des Neides unter seiner Bedingung entbehren zu können scheint. Ich sah die Jungen tief unter mir, und so wurde ich ernstlich auf Cousine Caroline eifersüchtig, welche bei weitem die beste Schauspielerin war. Ich hatte gewiß die gehörige Meinung von meiner Bravour; aber sie — wie prächtig wiegte sie das frisirte Haupt und die Hüften im Reifrock, während die gewandte Rede dahinfloß gleich der lieblichsten Musik; wie zierlich und sicher handhabte sie den Fächer, den vielsagenden, vielgestaltigen Telegraphen der Grazien! Ich hatte Zeiten, wo ihre Virtuosität und ihr Ruhm mich im Schlafe störten; ich hatte Träume, in denen sie mir, mit der Mouche unter dem linken Auge, feindlich, widerwärtig, und doch gleich wieder so unbeschreiblich reizend, so zauberhaft berauschend entgegentrat. Die Schuppen fielen mir natürlich später von den Augen als ihr, denn wir waren fast gleichen Alters. Als nun aber dem Chercheur d'esprit das wahre Verständniß aufging, wie gewann da mein Spiel, wie entzuckten mich am Mädchen dieselben Eigenschaften, an denen sich bisher meine Eitelkeit geärgert, mit welch zitternder Hast drückte ich die Hand, welche ich zuvor nur mit Widerstreben berührt! Und vollends, wenn der französische Poet mir vorschrieb, sie als edler Vater — zum Liebhaber war ich nie zu brauchen — in die Arme zu schließen, oder gar einen väterlichen Kuß auf ihre Lippen zu drücken! Caroline wurde meine erste, schnell vorüberrauschende Liebe. Guter Gott, mit welchen Entzückungen füllst du den Morgen des armen Menschenlebens! Und wie mächtig sind jene unaussprechlichen Regungen, da bei der Erinnerung noch nach fünfzig Jahren das alte Herz lebhafter pocht, da das köstliche Bild so seliger Augenblicke siegreich mit dem Schmerze ringt, daß sie unwiederbringlich sind! — An Carolinen ging wirklich eine vortreffliche Actrice verloren; doch nein, nicht verloren, denn sie wurde auf der Bühne der Welt eine der gewandtesten Schauspielerinnen im Fache der ersten Liebhaberinnen; und wenn sie dabei nicht so lange ausgehalten hat als Mademoiselle Mars, so ist am Ende nur der Umstand daran Schuld, daß man in der Gesellschaft nicht bloß bei Lampenschein spielt.

Daß die Weiber im Allgemeinen unendlich bessere Mimen sind als wir Männer, dies wurde mir schon bei diesem kindischen Buhnenspiel recht klar. Meine mimische Anlage war sicher keine außerordentliche, und doch war ich gewiß in dieser Beziehung ein bedeutenderes Talent in meinem Geschlecht, als alle meine jungen Gespielinnen, mit Ausnahme Carolinens, im übrigen. Trotz dem thaten es fast alle in Freiheit und Laune des Spiels mir gleich, während die meisten Jungen aus ihrer ungelenken, oder vom Tanzmeister frisirten Natur nie heraus, und mit der Sprache nie recht fortkamen. Die Schwächste machte als Soubrette ihre Sache immer noch ganz artig und verständig; dagegen die Träger der niedern männlichen Rollen, sonst oft ganz kluge Bursche, waren getreue Miniaturbilder der tölpelhaften zweiten Chevaliers, Boten und Bedienten auf großen deutschen Bühnen. Und auf diesen macht sich ja der hier berührte Unterschied zwischen den Geschlechtern durchgängig bemerkbar. Auch die untergeordnete Schauspielerin steht, was die Herrschaft über den Körper und die Stimme, die Unbefangenheit und Natürlichkeit des Vortrags betrifft, immer weit über dem Manne in parallelen Rollenfächern; ja ich möchte behaupten, es ist dem Weib geradezu unmöglich, so gar schlecht zu spielen, wie es dem Manne nur zu leicht von selbst gelingt. Dies erklärt sich aus der ganzen psychischen Verfassung der beiden Geschlechter. Wer aber die Franzosen und ihre Bühne genau beobachtet hat, durfte mir beistimmen, wenn ich behaupte, das weibliche Geschlecht verhalte sich auf unsern Brettern zum männlichen gerade wie jene leichtherzige Nation zu unserem geistestiefern, aber auch

schwereren Volke überhaupt. In Frankreich sind die Geister unendlich gleichförmiger als bei uns, und es herrscht in Allem die gesellige Bildung. Die Gleichheit Aller vor dem Gesetz der nationellen Sitte im weitesten Sinne gibt dort dem Schriftsteller und dem Schauspieler Vortheile, deren Mangel es just ist, was unsere Bühne in ewiger Mittelmäßigkeit hält. Das Bewußtseyn dieser Gleichheit läßt die Franzosen auf den Brettern weit unbefangener und sicherer auftreten als uns, es macht aber auch ihre Truppen homogener als die unsrigen, und im letzten Punkte liegt es namentlich, daß auf französischen Theatern das sogenannte Ensemble viel leichter erreicht wird, sich viel eher von selbst macht und keines Falls ein so großes Kunststück ist als auf deutschen. Gerade so, scheint es mir, stehen nun unsere Weiber im Durchschnitt uns gegenüber, und dies macht, daß sie in der Regel im Leben wie hinter den Lampen ihren Part weit sicherer abspielen als wir Männer, und daß sie auch weit virtuoser zusammenspielen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, November.

(Fortsetzung.)

Die Crusca.

Soviel vom öffentlichen Leben. — Die Akademie der Crusca, zahlreicher Anfechtungen ungeachtet, immer der oberste Sprachgerichtshof, hat kürzlich einen sehr bedeutenden Verlust erlitten durch den Tod ihres Sekretärs, des Abate Becchi, welcher, nicht 56 Jahre alt, nach kurzem Krankenlager starb. Die von ihm herausgegebenen Schriften sind in geringer Zahl, und meist von kleinem Umfange, zum Theil akademische Reden, wie die bei der Aufnahme des Prinzen Johann von Sachsen gehaltene, die Gedächtnißrede auf Botta u. s. w. Die größte Verbreitung gewann und den meisten Nutzen stiftete sein Jahrbuch: l'Illustratore fiorentino, von welchem seit 1886 vier Bändchen erschienen. Florenz besitzt schon ein Werk dieser Art in dem in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zuerst gedruckten, dann mehrmals aufgelegten Osservatore Fiorentino von Lastri; da dies fleißige und unterhaltende Buch aber vorzugsweise die spätere Zeit, die der medizeischen Herrschaft berücksichtigt, und auch in der neuesten, von dem Professor del Rosso besorgten Auflage noch manches zu wünschen übrig läßt, so war Becchi Unternehmen keineswegs überflüssig, und seine zahlreichen Aufsätze über Gebäude, Plätze, Straßen der Stadt, über einzelne Punkte der Localgeschichte und vaterländischen Alterthümer, über mittelalterliche und spätere Institutionen und Verhältnisse, aber wichtige historische Facta u. s. w. haben viel Verdienst und fanden eben so vielen Beifall. Daß manches bloße Compilation aus ältern Schriftstellern ist, und namentlich in kunstgeschichtlicher Hinsicht die hundertmal wiederholten irrigen oder mindestens ganz unbegründeten Angaben auch hier sich mit eingeflochten haben, ist freilich wahr. Die Zahl der Localschriftsteller, welche die historische Topographie von Florenz erläutert haben, ist Legion, und unter ihnen befinden sich Männer von den ausgezeichnetsten Verdiensten; dabei aber trifft es sich doch so, daß Florenz nicht einen einzigen, auch nur mäßig guten Guiden besitzt, der für den Fremden berechnet wäre. Alles, was in dieser Art erschienen, ist unter der Kritik: Pisa, Siena, Pistoja, Arezzo sind um gleich besser daran. — Des Abate Becchi Hauptverdienst war den Angelegenheiten der Akademie gewidmet, und für diese ist sein Verlust um so mehr zu bedauern, als eben jetzt ihre Arbeiten sich in raschem Gange befinden, und ein gewandter und umsichtiger Sekretär ihr doppelt Noth thut. Denn nachdem, seit der Wiederherstellung der durch den Großherzog Peter Leopold im Jahr 1785 durch einen Machtspruch aufgehobenen Akademie, die Zeit, wenn auch nicht gerade verloren, doch nicht so angewandt worden, wie es zu wünschen gewesen, sah man endlich die Nothwendigkeit ein, eine andere Einrichtung zu treffen, um von den seit so vielen Jahren vorgenommenen Untersuchungen der als klassisch anerkannten Autoren praktischen Nutzen zu ziehen, und das große Werk, die neue Ausgabe des Vocabolario, zu fördern. Als in dem genannten Jahre an die Stelle der alten Crusca, und der Akademie der Apatisti, die neue Accademia fiorentina trat, wurde zwar die Sorge für die Erhaltung der Reinheit der Muttersprache und die Vervollkommnung des Wörterbuchs ihr nicht entzogen; da ihr aber zugleich der Auftrag gegeben ward, mit den wissenschaftlichen Institutionen und der darauf bezüglichen Gesetzgebung der andern Nationen sich zu beschäftigen, so geschah verhältnißmäßig wenig in beiden Sectionen, und das berühmte Sonett Alfieris, welches die neue Stiefmutter Preis gab, fand vielfachen Anklang, indem es sagte:

L'idioma gentil, sonante, e puro,
Per cui d'oro le erene Arno volges,
Orfano or giace, afflitto, e mal sicuro,
Privo di chi il più bel fior ne coglica. *

Wie gesagt, mehrere die Crusca seit ihrer Wiederherstellung sich wieder ausschließlich ihren früheren Zwecken; aber der Plan, den sie befolgte, war nicht geeignet, die Arbeit rasch vorrücken zu machen. Diesem ist nun seit einiger Zeit durch die Vorsicht häufiger Zusammenkünfte zu gemeinsamer Berathung über die Redaktion der einzelnen Artikel abgeholfen, und da eine ungeheure Masse Material vorliegt, und die Arbeit ernstlich in Gang gesetzt ist, so deutet man daraus hinnen nicht gar zu langer Zeit den Druck des neuen, lange erwarteten Wörterbuchs zu beginnen. Dasselbe wird sich nicht in einen so compendiösen Raum zusammendrängen lassen, wie das der Académie française; der vorläufigen Berechnung zufolge werden sieben bis acht Quartbände nöthig seyn, es zu Ende zu führen. Eine Akademie arbeitet begreiflicherweise immer langsamer als ein Einzelner; wer weiß, ob von den gegenwärtigen Mitgliedern der Crusca Eines die Beendigung des Werkes erlebt! An tüchtigen und thätigen Arbeitern fehlt es der Akademie in diesem Augenblick keineswegs: ich nenne unter ihnen Nicolini, Gino, Capponi, Del Furia, Tassi u. m. A., von denen sich schon etwas Ausgezeichnetes erwarten läßt.

(Fortsetzung folgt.)

* Anspielung auf die Devise der Crusca: Il più bel fior ne coglie.

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 46 u. und literarische Anzeige von L. H. Bösenberg in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 46.

Mittwoch, 4. November 1839.

[711]

Polytechnisches Journal.

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc.

Herausgegeben von

Dr. Johann Gottfried Dingler,

unter Mitredaktion von

Dr. Emil Max Dingler Sohn und Dr. Jul. Herm. Schultes.

Wenn wir am Schlusse des vier und siebenzigsten Bandes unseres polytechnischen Journals einen Blick auf die Leistungen desselben während der neunzehn Jahre seines bisherigen Bestehens werfen, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß unsere rastlosen Bemühungen und Anstrengungen nicht ohne Früchte blieben, daß wir der Erfüllung des schönen Zweckes dieser Zeitschrift immer näher und näher kamen, und daß die Industrie uns gegenwärtig schon Vieles dankt, und in Zukunft unser inniges Streben zur Förderung ihrer Blüthe auf deutschem Boden noch mehr würdigen wird. Die allgemeine Anerkennung, die unsere Zeitschrift fand, und die uns bereits von so vielen Seiten ausgedrückt wurde, so wie der stets wachsende Absatz, dessen sie sich zu erfreuen hat, sind uns sichere Beweise, daß wir bei der Erlangung dieser Ueberzeugung weder durch Eitelkeit noch durch gesteigertes Selbstgefühl bestochen wurden.

Wir waren fortwährend bemüht, unsere Leser jedesmal so schnell als möglich mit den neuen technischen Erfindungen und Entdeckungen der alten sowohl, als der neuen Welt bekannt zu machen, und haben diesen Zweck, der bei einer industriellen Zeitschrift nie vernachlässigt werden darf, auch in einem solchen Grade erreicht, daß man die Resultate der Forschungen der gewerbfleißigen Engländer und Amerikaner in unsern Heften beinahe immer um Monate früher hat, als in den technischen Journalen Frankreichs und in den unserer deutschen Konkurrenten. Wie viele Zeitschriften auch in den Stürmen unserer Zeit untergegangen, oder in Hinsicht auf den Inhalt oder die Zeit des Erscheinens verkrüppelt sind, so litt das polytechnische Journal doch nie die geringste Störung, ja es nahm selbst unter diesen Verhältnissen an Reichhaltigkeit und Umfang zu. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, alle Erfindungen, welche in England, Frankreich, Amerika, Italien ꝛc. im Felde der Polytechnik zu Tage gefördert wurden, so vollständig zu geben, als es möglich ist, ohne unsere Leser manchmal mit Hirngespinnsten zu behelligen. Denn unser Journal soll nicht bloß das bereits durch viele Versuche Bewährte enthalten, sondern es soll auch der Führer der Gewerbe und Fabrikmänner in der Geschichte der Erfindungen seyn, ohne welche heut zu Tage kein Mann vom Fache mehr auf Bildung in seinem Berufsgeschäfte Anspruch machen kann.

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journal Deutschlands werden auch künftig, wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen erscheinen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30—36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen, December 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

Diese Zeitschrift, die sich seit ihrem Erscheinen des ungetheiltesten Beifalls und der werkthätigen Theilnahme der ersten Gelehrten zu erfreuen hat, gab in den bis jetzt erschienenen acht Heften folgende Aufsätze:

I. Was wir bezwecken. — Ueber alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerikas. — Die Steinkohlen-Gebilde, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung. — Der Pauperismus. — Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften. — Die literarischen Zustände Belgiens. — Heines Schriften und Tendenz. — Beiträge zur Lösung

der jüdischen Frage. — Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung. — Ueber den Communismus. — Apporismen über Kriegskunst. — Ueber Diplomatie.

II. Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens. — Wohnlichkeit und Lebensgenuß in Deutschland. — Die Cholera — Die Romane. — Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte. — Die Menschenracen. — Die Gesangbuchsreform. — Ueber die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines. — Uebersicht der Leistungen der constantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren.

III. Die Leistungen einiger Pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine Wohl. — Die jetzige Stellung des Adels, besonders des deutschen. — Der bergmännische Distrikt zwischen Birmingham und Wolverhampton, mit besonderer Bezugnahme auf die Gewinnung des Eisens. — Ueber die Negersklaverei in den Vereinigten Staaten und in Texas. — Welche Früchte hat bisher die deutsche gewerbswissenschaftliche Literatur getragen? — Ueber die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußsteigen, Fahrbahnen und architectonischen Zwecken in Frankreich. — Die Sprachtheorien Edwards Hamiltons und Jacotots. — Ueber die Versammlung der deutschen Landwirthe. — Die Vorsorge- und Versorgungs-Anstalten der Mittelstände. — Ueber den Mißbrauch geistiger Getränke. — Die zweckmäßigste Pflege der schönen Künste in Deutschland. — Duldsamkeit. — Kurze Notizen.

IV. Ueber die Schwankungen der Goldproduction mit Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme. — Die Literatur, ihr Zusammenhang mit dem Leben und ihr Einfluß darauf. — Die Stellung Kants zur Philosophie vor und nach ihm. — Das englisch-amerikanische Bankwesen in seinen commerciellen, politischen, staatswirthschaftlichen und moralischen Beziehungen. — Ueber die preußische Municipal-Verfassung. — Der Arzt und die Euthanasie. — Die Findelhäuser und die Waisenhäuser. — Die Statistik der Cultur im Geist und nach den Forderungen des neuesten Bücklerismus. — Apporismen über Kriegskunst. — Kurze Notizen.

V. Das deutsche Journalwesen. — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Ueber die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland. — Ueber den Grund, das Wesen und die Grenzen des Rechtes der Erfindung an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. — Die Holznoth. — Kurze Notizen.

VI. Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Apporismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Ueber rhetorische Improvisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Apporismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. — Kurze Notizen.

VII. Ueber das industrielle Maschinenwesen der neuesten Zeit. — Ueber den öffentlichen Unterricht, besonders in gewerblicher Hinsicht. — Ueber die Städte in Deutschland und ihre Verfassungen. — Vom Geister- und Gespensterglauben in Deutschland. — Die Schulen der deutschen Restgutsherren. — Zur Orientirung in den geistigen Richtungen und Strebungen in Deutschland. — Das Verhältniß der Künste zu den politischen Entwicklungen der neuesten Zeit. — Ueber die Begründung der Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perser und Türken aus ihrer Religion. — Kurze Notizen.

VIII. Das Saitenmessen in Deutschland vorzüglich in piratenmäßiger Beziehung. — Zunftwesen und Gewerbefreiheit, mit Ansichten über Vermittelung, Uebergang und Reconstruction. — Ueber die Ursachen der Bewegung des Courses der Staatspapiere, über die Berechnung des Werthes derselben, und die beste Zeit und Art Staatspapiere zu kaufen und zu verkaufen. — Nationalität und Kosmopolitismus. — Beleuchtung des zwischen den deutschen Vereinsstaaten und den Niederlanden abgeschlossenen Handelsvertrags. — Die Bankrunst in Deutschland. — Zur Lösung der pädagogischen Aufgabe unserer Zeit. — Die gegenwärtige Krisis der Rechtsphilosophie in Deutschland. — Protestantismus und Kunst. — Apporismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. — Kurze Notizen.

Das erste Heft für 1840 erscheint Anfangs December und bitten wir daher uns die Bestellungen auf diesen neuen Jahrgang durch die betreffenden nächstgelegenen Buchhandlungen bald möglichst zukommen zu lassen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[699] In der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsches Lesebuch für Schulen
von Carl Oltrogge.

In Vier Cursus. 123 Bogen. gr. 8. 3 Rthlr.

Erster Cursus. Erste Abthl. ⅔ Rthlr. Zweite Abthl. ⅔ Rthlr. Zweiter Cursus. ⅔ Rthlr. Dritter Cursus, 1 Rthlr.

Dieses deutsche Lesebuch hat wegen der höchst geschmackvollen und umfichtigen Auswahl seines Inhalts einen so allgemeinen Beifall und Eingang gefunden, daß binnen wenigen Jahren schon mehrere neue Auflagen der beiden ersten Cursus erforderlich wurden. Es kann dieses Werk nicht nur für jedes Jugendalter benutzt, sondern auch als ein wahres Familienbuch für alle Stände um so mehr empfohlen werden, da dasselbe eine Auswahl von mehreren hundert Aufsätzen, Auszügen und Gedichten aus den besten deutschen classischen Prosaikern und Dichtern enthält, der dritte Cursus ganz besonders auch für Erwachsene geeignet und die Ausstattung des Werks eben so anständig als der Preis ungemein billig ist.

---

[707] Bei *G. Schubert* in Leipzig ist erschienen:

Opernbibliothek
für Pianofortespieler.

Potpourris nach Favoritthemen der neuesten Opern,

für das Pianoforte allein,

ausgezeichnet durch gediegenen Inhalt, äussere Eleganz und ausserordentliche Wohlfeilheit. Jedes Heft ist 16 Seiten inp. Notenformat stark, mit einer geschmackvollen Titelvignette geziert und kostet einzeln 1 fl. 12 kr. rhein. 12 Hefte zusammen genommen

aber 7 fl. 12 kr. rhein, also nur der halbe Preis. Ausführliche Inhaltsanzeigen über die bereits erschienenen 40 Hefte geben alle gute Buch- und Musikalienhandlungen gratis aus. In Stuttgart G. A. Zumsteeg.

[718] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die

Gewißheit und Würde

der

Heilkunst.

Für das nichtärztliche Publikum dargestellt

von

Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben,

Dr. der Arzneikunde, Mitglied der medicinischen Facultät und der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien.

Wien 1839.

gr. 12. In Umschlag broch. Preis 16 Gr. sächs.

Die Zuverlässigkeit oder Unsicherheit der Arzneikunst ist in der neuesten Zeit zu einer so allgemeinen Lebensfrage geworden, daß ihre Beantwortung durch einen als Schriftsteller rühmlichst bekannten Arzt das Interesse aller Gebildeten in Anspruch nehmen muß. Dieses Interesse wird dadurch noch gesteigert, daß die Anlässe dieser Lebensfrage, die Homöopathie und Wasserheilkunst hierbei ihre allgemein verständliche Besprechung finden.

[728] **Weihnachtsgeschenk.**

In der Liter.-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Festkalender

in

Bildern und Liedern,

geistlich und weltlich

von

F. G. von Pocci, G. Görres und ihren Freunden.

15tes (letztes Heft, welches den dritten Band beschließt. Preis dieses und jedes früheren Heftes 12 kr. oder 3 Gr.

Die erschienenen 3 Thle. sind auch gebunden in hübsch. Umschl. zu haben, jeden zu 1 fl. 21 kr. rh. od. 18 Gr.

Ueberall hört man in unserer Zeit Klagen über den Mangel an guten Jugendschriften, welcher nämlich, die gleich dem täglichen Brode, das des Armen einzige Nahrung bildet und auf dem Tische des Reichsten nicht fehlen darf, Allen eine gesunde Nahrung darbieten und den Hohen nicht zu niedrig, den Niedrigen nicht zu hoch sind. Indessen gibt es einige Ausnahmen dieser Art und ihnen sich anzuschließen, war zum wenigsten die wohlgemeinte Absicht der Herausgeber. Ihr Geist ist ein christlicher, ihren Inhalt bilden die hohen Feste der Kirche, erbebende Züge aus dem Leben der Heiligen, große Erinnerungen aus der Geschichte und den Thaten ihrer Helden, abwechselnd mit der Darstellung des Lebens und seiner Freuden und Schmerzen, ohne daß ein unschuldiger Schwank, hinter dem oft eine ernste Wahrheit sich birgt, ausgeschlossen wäre. Auf einen kritischen, künstlerischen Werth machen weder die einen noch die andern Anspruch; sie sind wie Blumen, an denen sich erfreuen kann, wer Lust hat, und wer keine hat, vorübergehen mag. Vielleicht aber daß Mancher, der als Kind sich dieser Bilder erfreut und diese Lieder gelernt, sich ihrer noch gern im Alter erinnert, und daß ein Ton ihres ernsten Inhaltes in einem entscheidenden Augenblicke in seinem Innern wiederklingt, und daß das Vorbild größerer und heiliger Menschen ihn tröstet, belehrt und ermuthigt. Dieß war die uneigennützige Absicht, welche die Herausgeber geleitet; ob sie dieselbe erreicht, steht bei Andern zu entscheiden, die allgemeine freundliche Theilnahme, die es gefunden, läßt sie inzwischen hoffen, daß sie dieselbe nicht ganz verfehlt haben, indem unter den Zeichnungen sich Beiträge von Künstlern befinden, auf die jedes andere Werk mit Recht stolz seyn könnte, und Fr. Rückert es nicht verschmäht hat, unter diesen Kinderliedern die silberhelle Stimme seines klang- und liederreichen Gemüthes ertönen zu lassen.

[703] Vierte Auflage

des Freiherrn von Sandau!

So eben ist erschienen:

Der Freiherr von Sandau oder die gemischte Ehe.

Eine Geschichte unserer Tage.

Von Dr. **K. G. Fretschneider.**

Vierte Auflage.

Nebst einem Offenen Briefe

an den Verfasser der Schrift: „Der Freiherr von Sandau auf dem Richtplatze einer unbesungenen Kritik."

gr. 8. geh. Preis 1 Rthlr.

Für die Besitzer der 1sten, 2ten und 3ten Auflage des Freiherrn von Sandau ist der „Offene Brief" besonders abgedruckt worden und kann durch jede solide Buchhandlung für 6 Gr. (7½ Sgr.) bezogen werden.

Halle, im November 1839.

C. A. Schwetschke und Sohn.

[705] In S. G. Liesching's Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder vorräthig:

Die schönsten Sagen

des

klassischen Alterthums.

Nach seinen Dichtern und Erzählern

von

Gustav Schwab.

Drei Theile.

gr. Octav. Zusammen 84 Bogen, mit drei Titelbildern nach P. Veronese und J. Flaxman.

Ausg. auf Druckpapier, geh. 7 fl. 20 kr. od. 4 Rthlr. 4 Gr.

„ „ fein Velin, geh. 8 fl. 48 kr. od. 4 Rthlr. 18 Gr.

(Jeder Theil ist auch einzeln zu erhalten.)

Mit dem so eben erschienenen dritten Bande liegt nun ein Werk vollständig vor, das — ein Wiederhall zwanzigjähriger öffentlicher und häuslicher Beschäftigungen des Herrn Verfassers — seit seinem ersten Erscheinen in der Stimme der Kritik, noch mehr aber in der Aufnahme des Publikums eine so verdiente als ehrenvolle Anerkennung gefunden hat. Ein

umfassender Cyklus der schönsten und bedeutungsvollsten Mythen und Heldensagen des klassischen Alterthums, die in ihrer einfachen Schönheit, in der Fülle von Poesie und Leben, die in ihnen waltet, einen so wunderbaren Reiz auf die Jugend wie auf ein reiferes Alter ausüben, entfaltet sich in dieser Sammlung vor dem Auge des Lesers in reicher Mannigfaltigkeit und in einer Darstellung, die so edel und einfach als anziehend, überall auf die Werke der großen Dichter des Alterthums gegründet ist, die jene Stoffe verherrlicht haben, ja so oft als möglich ihre eigenen Worte wiedergibt. Wir hegen deßhalb die begründete Hoffnung, unsere „Sagen“ — ein würdiges Seitenstück zu der Wiedererzählung Deutscher Volksbücher desselben Herrn Verfassers — gleich dieser immer mehr ein Lieblingsbuch Deutscher Jugend werden zu sehen, und laden besonders Eltern und Erzieher ein, ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, so wie wir überzeugt sind, daß auch gebildete Frauen, überhaupt alle Leser, die Sinn für die Dichtergröße der klassischen Welt besitzen und denen diese farbenreichen Gemälde in ihrer Urgestalt nicht zugänglich sind, mit steigendem Genusse sich einer Bearbeitung erfreuen werden, in welcher, bei strenger Vermeidung alles Anstößigen und unsern Begriffen von Sittlichkeit Widerstrebenden, eine blühende Darstellung und ein wahrhaft dichterischer Geist sich zu dem schönsten Ganzen vereinigen.

Die unten folgende ausführliche Inhaltsanzeige mag eine weitere Gewähr für das hier Ausgesprochene geben.

Erster Theil:

Prometheus. — Die Menschenalter. — Deukalion und Pyrrha. — Jo. — Phaethon. — Europa. — Kadmus. — Pentheus. — Perseus. — Jon. — Dädalus und Ikarus. — Die Argonautensage. — Meleager und die Eberjagd. — Tantalus. — Pelops. — Niobe. — Salmoneus. — Bellerophontes. — Theseus. — Die Sage von Oedipus. — Die Sieben gegen Theben. — Die Epigonen. — Alkmäon und das Halsband. — Die Sage von den Herakliden. —

Zweiter Theil:

Die Sagen Troja's von seiner Erbauung bis zu seinem Untergang.

Dritter Theil:

Die letzten Tantaliden. — Odysseus. — Aeneas.

---

[695] Bei F. Rubach in Berlin ist neu erschienen:

Allgemeine Weltgeschichte

für Töchter gebildeter Stände.

Ein Leitfaden zum Gebrauche in Schulen und zum Selbst-Unterrichte.

17 Bogen in groß Format 16 Gr.

Der Verleger übergibt hiermit dem Publikum ein Werk, dessen Vorzüge einestheils in den Ideen, die der Herr Verfasser der Abfassung untergelegt und anderntheils in der Gewandtheit und dem Glück liegen, mit welchem er die untergelegten Ideen durch das Ganze des Werks verfolgt hat. Der Standpunkt, von welchem der Herr Verfasser die Nothwendigkeit, den Umfang und den Zweck weltgeschichtlicher Kenntnisse für das weibliche Geschlecht betrachtet, ist kein niedriger, gleichwohl aber weit entfernt todtes Wissen zu fordern. „Kurz, den „Töchtern muß die Geschichte in ihrem innersten Zu„sammenhange vorgetragen werden, todtes Wissen ihnen „verborgen bleiben und das Gefühl für weibliche Hoheit „und Würde durch Beispiele, wo sie sich finden, gehoben „werden.“ (Einleitung.)

Da sich vorliegendes Werk sowohl nach Zweck als Behandlung zu angenehmen Geschenken eignet, so hat der Verleger eine elegantere, mit zwei auf den Text bezügliche Stahlstiche gezierte Ausgabe in weiß Papier veranstaltet, welche gebunden 1⅓ Rthlr. kostet.

---

[675] Im Verlage der Voss'schen Buchhandlung zu Berlin erschien so eben:

F. v. Wrangel, Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere in den Jahren 1820 bis 1824. Nach den handschriftlichen Journalen und Notizen bearbeitet von G. Engelhardt, Staatsrath. Herausgegeben nebst einem Vorwort von C. Ritter, Dr. u. Prof. — Mit Tafeln der Temperaturverhältnisse und einer Landkarte. 2 Theile. gr. 8. Preis 5 Thlr.

Der Herr Herausgeber sagt in der Vorrede: „nur Einiges der Wrangelschen physicalischen Beobachtungen über die Eismassenbildung, das Nordlicht, die arctischen Temperaturverhältnisse u. s. w. jener Polarregion wurde von dem berühmten Physiker Parrot zu seiner Zeit veröffentlicht, der vollständige, höchst lehrreiche Reisebericht selbst, erscheint aber hier zum ersten Male, da selbst der russische bisher noch nicht veröffentlicht worden ist.

Vorstehendes Werk ist auch unter folgendem Titel erschienen:

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von J. R. Forster und andern Gelehrten. 38 u. 39 Bd.

---

[689] Ein Buch für alle Freunde der constitutionellen Verfassung.

So eben ist bei Fr. Volckmar in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Staatsrecht der constitutionellen Monarchie. Ein Handbuch für Geschäftsmänner, studierende Jünglinge und gebildete Bürger. Zweite Auflage, vermehrt und verbessert von Carl von Rotteck. 3 Bände. gr. 8. broch. Preis 3 Thlr. 15 Gr.

Die neue Auflage dieses Buchs beweist und erprobt seine Brauchbarkeit. Obiger Titel spricht den Zweck desselben deutlich aus, und es wäre überflüssig von Seiten des Verlegers auch nur ein anpreisendes Wort da zu sagen, wo Rotteck's acclerirter Name an der Spitze steht und somit lautes Zeugniß gibt, was alle Freunde der constitutionellen Verfassung hier zu erwarten berechtigt sind.

Leipzig, im Nov. 1839.

Fr. Volckmar.

---

[690] In Jonas Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Briefe aus Paris

von

Eduard Devrient,

Königl. Preuß. Hof-Schauspieler und Sänger.

Preis geh. 1 Rthlr. 2 Gr.

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 5. December 1839.

Es ist eine schöne Empfindung, wenn wir uns alter Zeiten und alter unschädlicher Irrthümer erinnern; besonders wenn es in einem Augenblick geschieht, da wir eine Höhe glücklich erreicht haben, von welcher wir uns umsehen und den zurückgelegten Weg überschauen können.

Goethe.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsetzung.)

Große geistige Homogenität, das unbedingte Beherrschtseyn vom Gesetze der Sitte, eitler Gemeingeist liegen gerade ebenso in der allgemeinen weiblichen Natur, wie im französischen Nationalcharakter. Eitelkeit ist der Grundzug jener Natur, wie dieses Charakters; unter dem Einfluß dieses geselligen Dämons gibt kein Franzose dem andern, kein Weib dem andern das Geringste vor; sie sind immer gewiß, daß sie ihr Höchstes, das echt Französische und das wahrhaft Weibliche zur Anschauung bringen, und ruhen unbefangen im Gleichgewicht ihrer Nationalität und ihres Geschlechts. In einer irgendwie zusammengesetzten Gesellschaft von Franzosen und von Weibern herrscht geistig durchaus das demokratische Element vor; aber jeder Verein deutscher Männer wird gleich zur Oligarchie, wo die Superiorität Einzelner die Andern drückt und hemmt, weil hier keine wohlthätige Springfeder der Eitelkeit die Schwächern zu einem gemeinen Niveau emporhebt, in dem Alle ihr Selbstgefühl und das, wenn auch eingebildete Bewußtseyn ihres Werthes behaupten könnten.

Ich besinne mich, daß ich nicht in's Schwatzen gerathen wollte; und hier wäre ich auf dem besten Wege, mich wer weiß wohin zu verirren. Ich kehre zur Geschichte unserer dramatischen Jugendspiele zurück und mache sie vollends mit wenigen Worten ab.

Ich mochte siebzehn Jahre alt seyn, als unsere Unterhaltung, getragen vom Eifer und der Liebe aller Theilnehmenden, so recht im Flor war. Wir hatten uns bisher mit der spanischen Wand, wir hatten uns mit unsern Kleidern begnügt und gelegentlich die Garderobe der Eltern ausgebeutet; wir hatten uns an die prosaischen dramatischen Kleinigkeiten gehalten, woran das Zeitalter eines Florian so reich war. Auf einmal befriedigte uns der bisherige Zustand nicht mehr: wir wagten uns an größere Lustspiele, und zwar in Versen; man dachte auf Mittel, der Scene mehr Schmuck und Umfang zu geben, das Kostüm seiner bisherigen Trödelhaftigkeit zu entreißen. Doch wie es immer geht: le mieux est l'ennemi du bien. Der Graf M. ließ uns in einem Saale seines Hauses ein ganz niedliches Theater erbauen, mit Lampen, Vorhang, Coulissen und allem Zubehör; sogar für eine Symphonie zur Introduction war gesorgt. Aber allermittelst hatten sich die Elemente der Auflösung in der kleinen Gesellschaft mählich gehäuft. Aus den kleinen Jungen und Mädchen waren Jünglinge und Jungfrauen geworden. Wenn man fruher gezankt und getrotzt hatte

und schnell wieder ein Herz und eine Seele geworden war, so intriguirte und kabalirte man jetzt ohne Eclat, und kam es ja zum Ausbruch, so erweiterte jede Versöhnung die Kluft zwischen Individuen und Parteien. Der Knabe und das Mädchen hatten sich vom regissirenden Franzosen gelehrig und ehrlich überall anstellen lassen; aber im jungen Cavalier und der angehenden Dame erwachte der Rollen- und Kostümneid, und sie spotteten eitel und selbstklug einer pedantischen Autorität. Dazu kamen die sich kreuzenden Fäden der Liebschaften, und durch die natürlichen Eifersüchten wurden die desorganisirenden Wirkungen der künstlerischen vervollständigt. Kurz, als man meinte, die Herrlichkeit werde jetzt erst recht angehen, war das Ganze bereits ein Körper ohne Seele. Der schöne Apparat war einmal da, die Familien fanden Vergnügen an dem, was vermeintlich zur feinen Bildung ihrer Kinder so vieles beitrug, die Gewohnheit that das Übrige, und so schleppte sich die Sache noch eine Weile hin und nahm schnell ein verdrießliches Ende.

Es ist dies das Bild so vieler menschlichen Schöpfungen und Unternehmungen; ganz besonders aber, wie mir dünkt, wiederholen sich die Geschicke unserer Kinderbühne in der Geschichte des deutschen Schauspiels. Dieses entwickelte sich mühsam aus rohen Anfängen, das geistige Element eilte aber den äußern Mitteln voran und ließ sie nicht vermissen; die Schauspielkunst hatte eine bedeutende Höhe erstiegen, und noch immer war das sinnliche Beiwerk sehr mangelhaft. Wenn sich Letzteres vollends verfeinerte, wie herrlich mußte es dann erst werden! Endlich war Alles in großer Vollkommenheit beisammen: die Direktion der Bühne weise nach dem Schema anderer Verwaltungszweige zugeschnitten und vornehm umsichtig gehandhabt; die Truppen trefflich organisirt, ständig engagirt, pensionirt; Scenerie, Maschinerie, Kostüme, Orchester, Alles vortrefflich und bereit, zu den großartigsten dramatischen Wirkungen zusammenzuspielen; aber — Doch ich darf meinen Betrachtungen nicht vorgreifen.

Die halb französische Erziehung hatte den deutschen Kern meines Wesens nicht angetastet. Kaum war ich mir selbst überlassen, kaum lehrte mir die welsche Gluckhenne den Rücken, welche mich und meine Geschwister auf dem dürren Boden ihrer Sitte und Literatur festgehalten, so eilte die deutsche Eute ihrem eigenen Elemente zu. Und welche Periode war geeigneter, einen in fremder Eleganz schlecht dressirten deutschen Edelmann zu einem warmen Freunde deutscher Literatur und Poesie zu machen, als eben der Schluß des vorigen Jahrhunderts? Die Zeit, da ich selbstständig in's Leben trat, war durch die bedeutendsten Erscheinungen in unserer Poesie bezeichnet; ich fand aber auch eine sehr gebildete deutsche Bühne, und sie nahm an verschiedenen Aufenthaltsorten mein ganzes Interesse in Anspruch. Ich genoß ganz naiv Leistungen, über deren mimische Seite ich mir, von meiner eigenen dramatischen Laufbahn her, einiges Urtheil zutraute.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Valle Sant' Eusebio.

Noch einmal so weit vom Schlößchen Helena als dieses von Battaglia, gelangt man in einen Kessel der Vorberge mit dem gleichnamigen Dörfchen Valle Sant' Eusebio, von den Bewohnern schlechtweg Valsansibio genannt. Hier ließen wir uns den Park, ein Eigenthum der Familie Michieli, erschließen, welcher durch die soldatische Dressur grüner Laubwände und Bogengänge nach den uniformirenden Regeln altfranzösischer Gartenkunst, durch sein Burbaumlabyrinth und das Abgemessene seiner Pfade seltsam, aber keineswegs unangenehm contrastirt mit der üppig überwuchernden Fülle der den ganzen Ort umgebenden Weingehänge und Maulbeerpflanzungen. Er verhält sich seiner Bildung nach zu letzteren ungefähr wie durch angeborene Natur die Cypresse zu der Trauerweide. Die Umherführenden versäumten nicht, uns alle Spielarten der mannigfachen Wasserkünste dieses Gartens sehen und empfinden zu lassen. Bald schoß, je nach dem verschieden angebrachten Röhrenaufsatz, der angelassene Wasserstrahl gerade in die Höhe, bald warf er, sich ausbreitend, blitzende Perlen in die Runde, bildete dann wieder ein Schirmdach, unter dessen innerm Raum sich trocken weilen ließ, während ringsher Alles benetzt wurde, ward dann in einen Reigerbusch verwandelt, auf dem die Sonne einen Regenbogen bildete, der an der gegenüberliegenden Wand sich reizend wiederspiegelte, und wiederum aus mannigfachen Röhren überall hin vertheilt, immer aber so, daß irgend einer aus der Gesellschaft oder Alle zusammen durch die bereits angenommene Stellung oder durch besondere, scheinbar harmlos ergangene Einladung zu einem neuen Gesichtspunkt in die Lage kamen, ein unwillkührlich Tropfbad zu empfangen, wobei dann der eine von den andern, oder Alle von Allen gegenseitig, am meisten aber von den über die gelungene List erfreuten Anstellern weidlich ausgelacht wurden. Diese feuchten Vexitkünste wiederholten sich vielfach bei Bassins, Treppen, Brückenübergängen, und zuletzt noch ganz unverhofft, darum aber auch am wirksamsten beim Austritt aus dem Eisengeländer des Gartens, wo dann die Herumführenden, durch ein Trinkgeld belohnt,

zufrieden heimgingen, und so Begossene und Begießer fröhlichst von einander schieden.

Nachdem wir so gesehen, wie Stein und Pflanze, Wasser und Sonnenschein den Launen des Menschen sich bengen müssen, um ihn zu ergötzen, sahen wir nun noch, wie Alles, selbst der Wurm ihm dienen müsse, um ihn zu bereichern. Wir besuchten einige von jenen Zimmern, welche die Bewohner für die Sommermonate der Seidenraupe einzuräumen pflegen, und in deren Einem diese denselben mehr als den jährlichen Miethzins für das ganze Haus zusammenspinnt. Die Anstalten sind sehr einfach. Alle Meubeln sind hinausgeschafft und an deren Platz durchweg Gestelle angebracht mit in geringer Entfernung übereinander sich schichtenden Geflechten, ähnlich unsern Obstdarren. Letztere werden mit Maulbeerblättern belegt, damit es den hundert und hundert Würmern bis zur Verpuppung nicht an Nahrung fehle. Sobald die letzten einer Schicht sich eingesponnen, wird dieselbe in den Backofen getragen und so die im eben vollendeten Gespinnst befindlichen Würmer getödtet. Die kleinste zur Entpuppung bis im Innern sich vorbereitenden Schmetterlings vergönnte Frist führt die Gefahr herbei, daß seine Hülle, der Cocon, für den beabsichtigten Zweck untauglich werde, indem der leiseste Anbruch den Zusammenhang des nur aus Einem Faden bestehenden Gespinnstes zerreißt und so zu weiterem Verspinnen untauglich macht. Die Seidenwürmer, die noch vor der Verpuppung abgestorben, und nach dem Abspinnen der Cocons der Ueberrest wird den Hühnern vorgeworfen, denen diese Kost gar wohl behagt. Dagegen sind die Puristen in der Feinschmeckerei der Seidenzucht geschworene Feinde; sie behaupten, es werde durch die in Masse gierig verschlungenen Seidenwürmer den Hühnereiern ein solcher Beigeschmack gegeben, daß während dieser ganzen Periode an ein mackelloses Mittagsmahl nicht zu denken sey.

In der Osterie von Valsansibio erfreute neben einem guten Glase Lachrymis uns der Anblick eines allerliebsten Kindes von höchstens drei Jahren, so recht der Typus eines jener Raphaelischen oder Guidoschen Engelsköpfchen. Bei näherer Erkundigung erfuhren wir, die kleine Mariette sey bieher gegeben aus dem Findelhause von Padua, Vater und Mutter unbekannt, aber für die Verpflegung werden monatlich acht Lire Venete gezahlt und neunhundert seyen ausgesetzt für die dermaleinstige Aussteuer. Die Pflegemutter that sich ordentlich etwas zu Gute auf den ihr anvertrauten Schatz, und wußte sich nicht wenig mit der „bella creatura," wie sie liebkosend das Kind nannte, welches alle Anwesenden huldigend betrachteten, und das Keiner ohne ein kleines Geschenk verließ. Sein reines weißes Kleidchen zeugte übrigens für sorgfältige Obhut, und man hätte glauben sollen, es sey des Zauders sich bewußt, den es auf Alle ausübte, mit so huldvollem Anstand saß es da auf seinem frohgeflochtenen Thronsellelchen, jedem Geber zwar leutselig mit dem Kopfe zunickend, jedoch nicht anders, als ob es einen schuldigen Tribut empfange. Wie würde es Parade machen müssen, ein prunkend, bunt ausstaffirtes Puppchen, wäre es das legitime Früchtchen eines reichen Hauses! — Und nun? — was mag vielleicht einmal sein Schicksal seyn? —

Korrespondenz-Nachrichten.

Schwerin, November.

Allgemeines.

Wer aus der sächsischen Schweiz kommend, Berlin und die Mark Brandenburg hinter sich gelassen hat, um sich nach Mecklenburg zu wenden, der wird es kaum glaublich finden, daß sich ihm, wenn er den preußischen Staub von seinen Füßen geschüttelt, ein wahres Eldorado öffnen kann, ein Ländchen, das zwar nicht durch colossale Felsmassen, Cascaden oder Kuhställe pittoresk erscheint, oder den geringsten Anspruch an Romantik macht, das aber durch eine üppige Vegetation, durch vorzügliche Landstraßen, anmuthige Hügel und noch anmuthigere Seen einen durchaus günstigen Eindruck hervorbringt. — Der fodnste Punkt in Mecklenburg ist unstreitig Teterow, ein nahe bei Güstrow gelegenes Städtchen, welches sich durch seine wahrhaft paradiesische Umgegend, aber auch durch unzählige Culenspiegeleien, die wohl oder übel den Bewohnern Teterows zur Last gelegt werden, auszeichnet. Es ist schon seit langen Jahren hergebracht, jede in Mecklenburg passirte Dummheit nach Teterow zu verlegen. Heine erzählt, daß die Berliner ihre Dummheiten für „unsgeheure Ironie" auszugeben pflegen; wir helfen uns dadurch, daß wir den Fremden erzählen: in Teterow soll einmal ꝛc.; doch kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß der fragliche Passus sich in einer der ordentlichen Städte Mecklenburgs ereignet, vielleicht gar in unserer Residenzstadt Schwerin das Licht der Welt erblickt hat. — Es mag wenig Städte in Deutschland geben, bei denen das Anziehende und das Abstoßende so sehr auf der Hand liegt, wie in Schwerin. Die Extreme stehen sich hier noch schroff gegenüber. Adels- und Bürgerstand, Literatur und Censur sind wie feindliche Mächte zu betrachten, deren widrige Stellung für's Erste wohl keine Aenderung erleiden dürfte. — Schwerin, beinahe rings von Seen umgeben, hat eine reizende Lage. Noch innerhalb der Stadt genießt man der schönsten Fernsichten, und dichterische Gemüther könnten dadurch leicht zu Ergüssen in gebundener Rede hingerissen werden. Solche Gemüther finden sich hier aber auch. Sehnt Fernsichten heißen dem Mecklenburger die Verdauung befördern, und ein prosaisches, in breitester Mundart gesprochenes „Ungeheier scheun:" hilft die letzte Spur einer etwaigen poetischen Anwandlung vertreiben. Von Sinn für Literatur, von raschem Eingehen in die Zeitfragen, vom Erfassen der Zeitinteressen ist hier wenig die Rede; sonst sind wir ehrenwerthe Leute, denen nichts über einen ungestörten Genuß des Lebens geht, als höchstens — noch mehr Genuß! Seitdem die Residenz des großherzoglichen Hauses von dem, wenig Annehmlichkeiten bietenden Ludwigslust nach Schwerin verlegt ist, hat ein reges, großstädtisches Leben das genußliche, fast ländliche Treiben verdrängt, und unsere Lebensweise mit einer gewissen Rohheit überwuchert, die aber das Eigenthümliche des mecklenburgischen Volkscharakters nur wenig zu verwischen vermochte. — Der Baulust

des Großherzogs haben viele kleine Baraten weichen müssen, an deren Stelle Paläste entstanden sind, die jede Hauptstadt Deutschlands zieren würden. Recht gelegen kommt das alte Schauspielhaus ab, und der neue Tempel Thalias ist durch den Hofbaumeister Demmler mit so vielem Geschmack wieder aufgeführt, daß sich sämmtliche neun Musen dieses Wohnsitzes nicht zu schämen brauchten. — Reich gallonirte Livreebedienten, glänzende Carossen, modische Herren und mit Puz überladene Damen, stark gestoppte Lieutenants und dergleichen, füllen die Straßen, Paraden und Hofbälle, Maskeraden und Theater fahren einen ewigen Strudel von Zerstreuungen herbei, in dem die frühere einfache Lebensweise gänzlich untergegangen ist. — Der Hochmuth hat sich der Bürger bemächtigt, daß sie es dem Adel in allen Stücken nachthun wollen. In den niedern Ständen ist sängst eine Unsittlichkeit eingerissen, die mit der Größe der Stadt in keinem Verhältniß steht. — Wohl gibt es hier, wie an anderen Orten, Familienzirkel, in denen der feinste Takt, die liebenswürdigste Bonhommie herrscht; daß aber dieser Zirkel so sehr wenige sind, und daß sie sich so starr und streng vom öffentlichen Leben und Treiben in Schwerin absondern, ist wohl das schlimmste Wahrzeichen des herrschenden Geistes. — Eine andere Physiognomie hat Schwerin im Sommer, wenn der Großherzog mit dem Hofe in das bei Rostock gelegene Bad Doberan sich begeben hat, eine andere im Winter. Sobald der Hof sich entfernt hat, was übrigens erst spät im Juli geschieht, beginnt eine allgemeine Wanderung. Die höher gestellten Beamten benutzen den erhaltenen Urlaub zu einer Badereise nach Doberan, um sich von irgend einem Uebel, am häufigsten von der Langeweile, zu befreien. Die Noblesse fährt ellends im Biergespann zum Thore hinaus; denn es wäre gegen allen guten Ton, wollte man nach der Abreise der hohen und höchsten Herrschaften sich noch länger als 24 Stunden in Schwerins Mauern aufhalten. Wer auch nur 500 Thaler Einkünfte hat, würde sich für gesammpft halten, wenn er den Sommer hindurch nicht wenigstens vier= zehn Tage in Boltenhagen zugebracht hätte. — Im Oktober beginnt unser sechsmonatlicher Winter, und mit ihm das Abonnement auf Theater und Subscriptionsbälle, und die Eröffnung der Assemblees, Thees dansans und wirklichen Bälle der verschiedenen geschlossenen Gesellschaften. Von bei den Geschlechtern wird dabei der Luxus sehr weit getrieben.

Florenz, November.

(Fortsezung.)

Literatur.

Auch sonst rastet die literarische Thätigkeit nicht, und es ist höchst erfreulich zu bemerken, daß die ernste Seite über die bloße Unterhaltung vorwaltet, die eigentlich nur aus dem Auslande ihre Nahrung bezieht. In Zuccagni-Orlandinis Corografia dell' Italia sind jezt die sardischen Staaten des Festlandes beendigt, und ist mit dem Herzogthum Parma der Anfang gemacht. Schade, daß die Kupfer zu diesem großen und schönen Werke — mit Ausnahme der Karten und Pläne — so gar schlecht sind. Der zweite Band der Relazioni degli Ambasciatori Veneti ist heraus, und überwiegt wenigstens für die Italiener an Interesse bei weitem den ersten. Der größte Theil dieses Bandes beschäftigt sich mit Florenz; er enthält die Relation des Marco Foscari von dem verhängnißvollen Jahre 1527, die äußerst merkwürdigen Briefe des Capello über die lezte Belagerung, 1529—1550, und den Bericht des Febeli über Hof und Land unter Cosmus I., 1561. Der leztere Bericht ist besonders geeignet, die große Staatsklugheit und den überwiegenden Geist dieses ausgezeichneten Fürsten, und die wesentlichen Dienste, welche er Toscana (abgesehen von Florenz) erwies, in ihr rechtes Licht zu stellen. Angehängt ist noch eine Relation des Andrea Boldu über Savoyen von 1561. Der dritte Band, dessen Druck nächstens begonnen wird, soll römische Relationen bringen, wohl die interessantesten von allen, wenn auch ihrem Hauptinhalte nach größtentheils schon bekannt. — Der Druck des ersten Bandes von Dr. Gay's kunstgeschichtlichen Urkunden wird nun auch in wenigen Tagen beendigt seyn. Das Buch heißt: Carteggio inedito d'artisti del secolo XIV., XV., XVI., publicato ed illustrato con documenti pure inediti. Der genannte Band, dem zwei andere nachfolgen werden, geht von 1326 bis 1500, und umfaßt, ausser den Statuten der sanesischen Goldschmiedezunft von 1361, eine Zahl von 196 Urkunden aus der bezeichneten Zeit. Die ganz unbedeutende Wichtigkeit dieser Sammlung herauszustellen, ist Aufgabe eines der Kunst gewidmeten Blattes. Den Band beendigen die Regesten der innern Verwaltung von Florenz, in Allem, was sich auf die Stadt selbst bezieht, von 1225 bis 1500, genaue und vollständige Auszüge aus den in den Archiven, namentlich in jenem der Riformagioni, aufbewahrten Dekreten und sonstigen Urkunden. Angehängt sind mehrere Steindruckiafeln mit einer Menge Facsimiles der Handschriften der Künstler jener Zeit und der berühmten Männer, welche mit ihnen in Verbindung standen. Die kunstgeschichtliche Literatur hat seit lange nichts Bedeutenderes aufzuweisen gehabt. — Der hochbejahrte Staatsminister Graf Fossombroni hat kürzlich in den Akten der italienischen Akademie der Wissenschaften (welche zu Modena residirt und die der Vierzig genannt zu werden pflegt) eine Abhandlung drucken lassen, welche die Aufmerksamkeit der Toscaner sehr in Anspruch nimmt. Sie handelt von dem Verhältniß zwischen dem Wasser des Arno und dem der Chiana, einem Gegenstande, welcher zu so vielen Schriften und Streitigkeiten seit Jahrhunderten Veranlassung gegeben hat. Es ist nun fünfzig Jahre her, seit Fossombroni sein classisches Werk über das Chianathal herausgab, in welchem er zuerst den eigentlichen Ursprung der Versumpfung dieser fruchtbaren Provinz erläuterte, indem er bewies, daß in den Römerzeiten, und noch bis in's neunte und zehnte Jahrhundert, der Arno in der Ebene von Arezzo, wo er die große Krümmung macht und nach Westen sich wendet, in zwei Arme sich theilte, deren einer nach Südosten floß und mit der Tiber sich vereinigte, während der andere auf Florenz und Pisa zu seine Richtung nahm. Das geringe Gefälle, welches der südliche Arm hatte, und die Erweiterung und Vertiefung des Bettes des westlichen durch den Durchbruch beträchtlicher Felsenmassen, veränderten allmälig das ursprüngliche Verhältniß, und durch eine Reihe von hydraulischen Revolutionen und Operationen, welche zu detailliren hier nicht der Ort seyn kann, ist es dahin gekommen, daß die Verzweigung des Arno aufgehört hat, und daß die Gewässer bei jezigen Chianathals größtentheils in den genannten Strom fließen, indem nur die der südlichen Strecke mit der Tiber sich vereinigen. Diese Gewässer, die sich in einem großen, flußähnlichen Kanal sammeln, gelangen indeß nicht in ihrem gewöhnlichen Zustande in den Arno, sondern erst nachdem sie Schlamm und Steine künstlich deponirt haben, eine Operation, worauf bekanntlich die Schwankungen des Chianathals aus einem verpesteten Sumpf in eine der blühendsten Provinzen Italiens, und die in einem noch viel größern Maßstabe in den Maremmen vorgenommenen Arbeiten beruhen, von denen ich wiederholt zu reden Gelegenheit gehabt. (Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 6. December 1839.

Bless thy five wits!

Shakespeare
king Lear.

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Die folgende treffende Entwicklung eines verworrenen Seelenzustandes rührt vom russischen Novellendichter Gogol her. Das Stück gibt aber zugleich ein lebendiges Bild von manchen Seiten der russischen höheren Gesellschaft. Freilich sind die Petersburger Verhältnisse uns nicht so geläufig wie die Pariser und Londoner, und so könnte den meisten Lesern hie und da etwas entgehen. Es schien uns aber doch nicht passend, die Einfälle und Ausfälle des Narren mit einem Commentar zu begleiten.)

A. d. Red.

Den 5ten Oktober.

Heut ist ein außerordentliches Ereigniß vorgefallen. Ich stand ziemlich spät auf, und als Mawra mir die geputzten Stiefeln brachte, fragte ich, wie viel Uhr es sey. Wie ich nun hörte, es habe längst zehn geschlagen, eilte ich mit meinem Anzug. Ich gestehe, ich würde gar nicht auf die Kanzlei gegangen seyn, da ich voraus wußte, welch' saure Miene unser Departementschef machen werde. Schon seit lange her sagt er immer zu mir: „Was für einen Wirrwar hast du nur im Kopfe, Freund? Du wirst deine Arbeit noch so verwirren, daß sie der Teufel selbst nicht mehr klar bringen kann! Schreibst in der Etikette kleine Buchstaben, und vergissest Datum und Nummer!“ — Ich weiß, er beneidet mich, weil ich im Kabinett des Direktors sitze und für seine Excellenz die Federn schneide. Kurz, ich wäre nicht auf die Kanzlei gegangen, hätte ich nicht gehofft, den Kassirer zu sehen und bei diesem Juden von meinem Bischen Gehalt wenigstens etwas im Voraus zu erhalten. — Ich begreife überhaupt den Vortheil nicht, beim Ministerium zu dienen. Was sind da für Ressourcen? Ja, bei der Regierung, bei der Civil- und Finanzkammer — da ist es ein Anderes! Da sehe nur, wie der dort im Eckchen duckt und fripselt. Er trägt ein elendes Ding von Frack, und seine Frahe ist zum Anspucken. Aber seht nur, was er sich für ein Landhaus miethet! Spendirt ihm einmal eine vergoldete Porzellantasse oder dergleichen, und seht, wie ihr ankommt! Das läßt er als Geschenk für einen Arzt gelten; aber ihm soll man ein paar Füchse bringen, oder eine Droschke oder einen Bieberpelzkragen von etwa dreihundert Rubel an Werth. Dem Aussehen nach ist er so still, spricht so delikat: „O leihen Sie mir verbindlichst Ihr Federmesserchen, um mein Federchen zu schneiden.“ Aber einen Supplikanten wird er dir schälen, daß der arme Teufel kaum das Hemd am Leibe behält. Freilich, das ist auch wieder wahr, bei uns ist der Dienst sehr nobel: überall eine Reinlichkeit, wie man sie dort niemals findet; die Stühle von Mahagoni, und die

Vorgesetzten geben Sie. Wahrlich, wenn nicht das Noble im Dienst wäre, ich wäre längst aus der Ministerialkanzlei weggeblieben!

Ich zog einen alten Mantel an und nahm den Regenschirm; denn es goß eigentlich herab. Die Straßen waren leer; nur Weibsleute mit über den Kopf gezogenen Röcken, russische Händler unter Regenschirmen und Kutscher fielen mir in die Augen. Da sah ich auf einmal einen Wagen an einem Putzladen halten, an dem ich vorüber mußte. Ich erkannte ihn gleich, es war der Wagen unseres Direktors. Doch der hat im Laden nichts zu thun; ich dachte mir gleich, es werde seine Tochter seyn. Ich drückte mich an die Wand; der Lakai machte den Schlag auf und sie hüpfte aus dem Wagen wie ein Vögelchen. Wie sie rechts und links blickte, wie ihre Augen und Wangen glänzten — ach, liebster Gott! ich war ganz weg. Und warum sie nur bei solchem Regenwetter ausfährt! Sie erkannte mich nicht, und auch ich suchte mich so viel möglich in den Mantel zu wickeln, weil der Mantel schmutzig und noch dazu von altem Schnitt ist. Man trägt die Mäntel jetzt mit langen Krägen, ich aber hatte kleine, über einander gesetzte Krägen, und das Tuch war auch nicht besonders. Ihr Hündchen sprang nicht schnell genug mit in die Thüre des Ladens und blieb in der Straße ausgesperrt. Ich kenne das Hündchen, es heißt Medschi. Kaum stand ich eine Minute, so hörte ich auf einmal ein feines Stimmchen sagen: „Guten Tag, Medschi!" — Ei was ist das? dachte ich, sah mich um und erblickte zwei Damen unter einem Schirm, eine alte und eine junge. Aber sie waren schon vorüber, als ich neben mir wieder hörte: „Ei, geh', Medschi!" — Der Tausend! ich sah, wie Medschi und das Hündchen, das den Damen nachlief, einander beschnüffelten, und hörte mit meinen Ohren, wie Medschi sagte: „Nein, Fidele, du hast Unrecht." Oho! dachte ich bei mir selbst, bist du etwa nicht richtig im Kopfe? Aber das begegnet mir doch sonst nicht. — Horch! schon wieder: „Ich war au, au, ich war au, au, au, sehr krank." — Ei du Kötter! Ich gestehe, ich war nicht wenig erstaunt, als ich das Hündchen so menschlich reden hörte. Freilich, als ich mir das Ding besser überlegte, fand ich es nicht mehr so außerordentlich. In der That sind ja schon ähnliche Dinge in der Welt passirt. Man sagt, in England sey ein Fisch aufgetaucht und habe zwei Worte in einer so sonderbaren Sprache gesprochen, daß die Gelehrten sich schon drei Jahre lang vergebens mit der Erklärung derselben bemühen. Ich gestehe aber, daß ich mich doch sehr verwunderte, als Medschi sagte: „Ich habe dir geschrieben, Fidele; wahrscheinlich hat unser Sultan dir den Brief nicht abgeliefert." — Ich will meine Besoldung verlieren, habe ich in meinem Leben gehört, daß Hunde schreiben können! Ich war ganz erstarrt.

Ich muß gestehen, seit einiger Zeit fange ich an, Sachen zu hören und zu sehen, die sonst Niemand gesehen oder gehört hat. Ich will doch diesem Hündchen einmal nachgehen, dachte ich, was es etwa weiter gibt. Ich machte meinen Schirm auf und ging den beiden Damen nach. Sie gingen bald rechts, bald links, und blieben endlich vor einem großen Hause stehen. Dies Haus kenne ich! dachte ich bei mir selbst. Es ist das Swerkoffsche Haus. Was für eine Maschine von einem Hause! Ich möchte nur wissen, wer nicht darin wohnt? Wie viel Köchinnen, wie viel Gäste gehen da nicht hinein! Da hocken auch unseresgleichen Beamte auf einander wie die Hunde. Dort wohnt auch mein Freund, der so gut die Trompete bläst. — Die Damen stiegen in den fünften Stock hinauf. — Schon gut! dachte ich. Jetzt geh' ich euch nicht weiter nach; aber ich werde mir Ort und Stelle merken und bei erster Gelegenheit nicht ermangeln, davon zu profitiren.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsetzung.)

Die Jugend nimmt die Erscheinungen im Leben und in der Kunst, wie sie dieselben gebildet vorfindet; sie genießt des Gewachsenen, ohne nach dem Prozeß des Wachsthums zu fragen; sie kümmert sich nicht darum, durch welches Zusammenwirken von Kräften und Umständen das Ding so geworden, und noch weniger, was es etwa für einen Weg in der Zukunft machen werde. So fiel auch mir damals nicht ein, nach Geschichte und Entwicklung der deutschen Dramatik und Schauspielkunst zu fragen. Ich sah wenigstens die letztere fast überall glänzend von oben unterstützt und lebte noch des kindischen Glaubens, daß es zum Gedeihen der Künste nur des Düngens und Pflegens bedürfe, und daß die Auguste und Mäcene überall ihre Blüthe hervorlocken. Ich meinte, es verstehe sich von selbst, daß eine von einem Hof unterstützte, hier von einem Goethe, dort von einem Iffland geleitete Bühne etwas Tüchtiges leiste, und die Schauspieler seyen ja dazu da, um sich anhaltend zu üben und so wirksam als möglich zusammenzuspielen. Ich hatte, wie schon gesagt, keine geringe Meinung von meinen eigenen mimischen Talenten; was konnte aber natürlicher seyn, als daß die meisten Mitglieder einer vornehmen Truppe noch weit reicher begabt waren als ich! Wohl mußte es darin auch Schwächere geben, und dies schmeichelte nur meiner Eitelkeit. Ich erinnere mich noch

wohl, wie ich zwischen den untergeordneten Subjekten der Berliner Bühne und diesem und jenem meiner ehemaligen Spielgenossen, in Vortrag und Manieren, in natürlichen Mängeln und bösen Angewöhnungen, Aehnlichkeiten auffand. Aber ich hielt es geradezu für unmöglich, daß Menschen vom Kaliber des hölzernen, näselnden Grafen M. einen Beruf wählen könnten, der mir zum allerwenigsten einen Körper und ein Organ voraussetzen schien, die sich weder im Guten noch im Bösen irgend auszeichneten. Ich entsinne mich auch nicht, damals auf irgend einer Bühne solchen Figuren begegnet zu seyn; wohl aber habe ich in neuester Zeit Bekanntschaft mit dergleichen gemacht. Ich mißtraue indessen meinen Erinnerungen und Eindrücken, da beide Zeitpunkte so sehr weit auseinander liegen, und dies ist eben eines der Momente, worüber ich mir später einige bescheidene Fragen erlauben werde.

Das Einzige, was mich damals in meiner Freude am Schauspiel störte und beunruhigte, war der Conflikt, in den mein dramatischer Genuß mit meiner Liebe zur Poesie gerieth. Der enthusiastische Verehrer eines Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller konnte den literarischen Werth der Produkte eines Jünger, Schröder, Iffland, Kotzebue unmöglich hoch anschlagen. — Aber auf der Bühne sprach mich gar Vieles recht sehr an, was ich poetisch streng verdammen mußte; dagegen konnte ich mir nicht verhehlen, daß manches Stück unserer größten Dichter bei der Aufführung ermüdete, und ich überraschte mich nicht selten über einem leisen Seufzer im fünften Akt, um die Zeit, wo der Malteser erschossen wird oder Tasso der Prinzessin in die Arme fällt. Ich wußte mir damals von diesem scheinbaren Widerspruch zwischen Poesie und scenischer Wirkung keine Rechenschaft zu geben. Erst vor der französischen Bühne sollte ich die deutsche kennen lernen.

Die Hoffnung, daß unsere dramatische Poesie von Weimar aus einen völligen Umschwung erhalten werde, schien nicht in Erfüllung zu gehen. Es zeigte sich bald, daß die Erscheinung von Goethe und Schiller für unsere Dramatik keine rechten Früchte tragen wollte. Durch ihren Geist veredelten sich zwar die höhern Gattungen auf unserer Bühne; es war aber ein schlimmes Zeichen, daß sie auf die Komödie im weitesten Sinne so gar keinen Einfluß übten, daß neben ihnen Iffland und Kotzebue und die Ueberseher und Nachahmer der Franzosen im Besitz des Repertoires blieben. Auf die Gründe dieser Erscheinung lasse ich mich hier nicht ein; soviel ist aber gewiß, daß, wenn es mit der Poesie nicht recht fort wollte, die Schauspielkunst zu Anfang des Jahrhunderts desto höher stand. Und sie blühte noch, als mich mein Lebensweg nach Paris führte, wo ich fortan eine Reihe von Jahren zubrachte.

Auch in Paris wurde das Theater meine vornehmste Liebhaberei und Hauptgegenstand meines Studiums. Es ging mir, wie wohl allen Deutschen, wenn sie zum ersten Mal mit der Bühne bekannt werden, von welcher die unfrige von jeher so abhängig war, ein Verhältniß, an das ich bisher so gut als gar nicht gedacht hatte. Das höhere Lustspiel der Franzosen machte den günstigsten Eindruck auf mich, einen Eindruck, dessen ich mich fast schämte, weil ich darin einen Rückfall in meine eigene französische Bildungsperiode erblickte. Aber es drängte sich mir bald auf, daß unsere ganze deutsche Komödie nach Inhalt und Vortrag nichts ist, als ein Abbild der französischen, und daß dem so seyn muß. Ich sagte mir: die gesellige Bildung und die Sitte der wirklichen Welt ist der Stoff des modernen Lustspiels; aber die ganze gesellige Bildung in Deutschland war, seit es eine Bühne gibt, eine wesentlich französische, und ob einer dort als Cavalier erzogen worden oder nicht, sein ganzes äußeres Leben ist nach dem fremden Ton gestimmt und in die fremde Farbe getaucht. Die Kultur, welche vorzugsweise vom Lustspiel reproduzirt wird, ist in Frankreich etwas Gewachsenes, bei uns etwas Nachgepfuschtes, und so kann es nicht verwundern, daß die freie scenische Nachahmung des wirklichen Lebens in Paris weit höher steht als die deutsche Komödie, welche die Nachahmung einer Nachahmung ist.

Mußte ich auf diese Weise zugeben, daß die französische Thalia ein originelleres, lebendigeres, geistreicheres Wesen ist als die deutsche, so glaubte ich mich dadurch rächen zu können, daß ich ihre Melpomene gegen die unsrige desto tiefer herabsetzte. Nichts ist dem Deutschen antipathischer, als der Frost und die psychologische Chemie der französischen Tragödie. Bei nichts verfällt der Deutsche leichter in den Fehler, der ihn am Franzosen so verdrießt, in das rücksichtslose Absprechen über Gebilde einer fremden Nationalität. So ging es auch mir. Die großen Tragiker der Franzosen waren mir durch meine Erziehung von Jugend auf bekannt; ich hatte ihnen aber nie Geschmack abgewinnen können, und jetzt, da ich diese mühsamen Kunstwerke des sichtenden Verstandes auf der Bühne sah, besann ich mich nicht lange, das ganze Phänomen für herzlich abgeschmackt, ja geradezu für unvernünftig zu erklären. Aber in dem Maße, in dem ich dieses Volk in seinem Leben kennen lernte, erklärte sich mir seine Poesie.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

Die Pensionen.

Diese Blätter sind seit langen Jahren über unsere Stadt und das benachbarte Waadtland mit so guten Berichten versehen worden,

der Korrespondent ist über das Meiste, was das innere und äußere Leben der französischen Schweiz bewegt, so wohl unterrichtet, seine Mittheilungen haben so mancherlei Vorzüge, daß ich, dächt' ich nur an mich, billigerweise Bedenken tragen sollte, von Ihrer gütigen Erlaubniß, auch meine Anschauungen der diesigen Cultur- und Lebensverhältnisse von Zeit zu Zeit in Ihren Blättern niederzulegen, Gebrauch zu machen. Doch gibt mir Ein und Anderes Muth. Der beschleunigtere Weltlauf hat aus den Annalisten Journalisten gemacht, und so denke ich mir Korrespondenzberichte, wie sie bei Ihnen aus den bedeutendsten Punkten europäischen Lebens zusammenkommen, gern als chapitres détachés einer europäischen Culturchronik, und schon sehe ich im Geist einen künftigen Schlosser oder Wachsmuth i. J. 1959 emsig das Morgenblatt exerpiren, um Bausteine und sonstiges Material zu der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts oder zu einer „europäischen Sittengeschichte," oder wie die historische Bante sonst heißen soll, daraus zu gewinnen. Abgesehen davon, daß ich als Correspondent somit unbestritten ein „Quellenschriftsteller" werde — ce n'est plus qu'une question de temps — meine eigenen Bücher verdanken dem „Quellenstudium," ich meine aber dabei ganz besonders die Journale von Bayle, Le Clerc und ähnlichen längst Verstorbenen, so viel, daß es fast Pflicht der Dankbarkeit für mich ist, meinerseits auch etwas für die gelehrte Nachwelt zu thun. Und wer weiß, ob nicht ein künftiger Johannes Müller oder Bullieman, in einer Zeit, wo es unbegreiflicherweise gar keine Pensionen mehr geben wird, an alle Antiquare herumschreibt, um den kostbaren Jahrgang 1859 des Morgenblattes zu erbeuten, worin von den ehemaligen Pensionen der französischen Schweiz die Rede sein soll? Doch Scherz bei Seite, auch an ernsthaften Gründen fehlt es mir nicht, um zuweilen bei Ihnen einzusprechen. Unsere Zeit ist in so viele, nicht nur verschiedene, sondern oft entgegengesetzte Anschauungsweisen, Standpunkte und Bestrebungen auseinander gegangen, daß die Menschen wie die Dinge es bedürfen, von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet zu werden, selbst dann, wenn auch nicht jedes Ding zwei Seiten hätte und ein Cubus sogar sechs. Dabei steht der Mensch nothwendig in einem bestimmten (Bestimmung aber ist Begrenzung) gesellschaftlichen und sonstigen Zusammenhange, er sieht nur genau in seinem Lebenskreise, für Alles und Jegliches kann sich der Einzelne nicht interessiren, ohne Interesse aber keine gründliche Kenntniß: und so dürften Mittheilungen von einem zweiten Genfer Correspondenten nicht ohne alles Interesse für Ihre Leser seyn. Wenn ich diese nun bitten muß, von meinen Darstellungen nicht diejenige Anmuth zu erwarten, welche mein geistvoller College den seinigen zu geben weiß, so kann ich wenigstens dieselbe Wahrhaftigkeit versprechen. Und da ich keineswegs die Absicht habe, von dem Interessanten, was sich an den Ufern unsers Sees begibt, das Interessantere in regelmäßigen Zeiträumen zu melden, vielmehr nur von Zeit zu Zeit eine Mittheilung zu machen gedenke, so habe ich dabei zugleich gesagt, daß ich nur über Solches schreiben werde, was ich aus eigenster persönlichster Erfahrung kenne.

(Fortsetzung folgt.)

Florenz, November.

(Schluß.)

Fossombroni über Arno und Chiana.

In dem erwähnten Kanal, oder gegenwärtigen Fluß Chiana befindet sich gegen Arezzo hin ein Damm, ursprünglich von der aretinischen Benedictiner Abtei angelegt, und daher die Chiusa dei monaci genannt, durch dessen Erhöhung oder Herabdrückung den Gewässern ein größeres oder geringeres Gefälle gegeben werden kann. Der Kanal nämlich, welcher den Repräsentanten aller Gewässer des Thales dirket, hat ein dinlängliches Gefälle, dem klaren Wasser Abfluß zu gestatten, nicht aber, den schweren Bodensatz dem Arno zuzuführen, welchen die Bodenerhöhung in den umliegenden Niederungen mittelst derselben fortgesetzt und dadurch doppelter Vortheil bezweckt wird. Die eigentliche Verantstaltung zu der Fossombronischen Schrift ist nun die Frage, ob es rathsam sey, dem Bette des Chianakanals durch Herabdrückung des Dammes und Wegräumung von Erdmassen, die bei demselben im Wege sind, hinlängliches Gefälle zu geben, um die kleinen Ströme der schon bonifizirten, d. i. der Cultur wies dergegebenen Theile des Thales ohne vorherigen Absatz ihrer festen Materien hineinzuleiten. Die Uebelstände, die sich dabei für das Thal selbst ergeben würden, überwiegend im Vergleich mit den Kosten, welche die Colmaten veranlassen, werden sehr deutlich erwiesen, sodann aber von den Uebelständen gesprochen, welche dem Bette des Arno selbst daraus erwachsen würden, namentlich von der Gefahr der Ueberschwemmungen. Seit 1761 ist keine Ueberschwemmung von Belang vorgekommen, obgleich seit jener Zeit der Arno das Fünffache der Gewässer der Chiana aufnimmt, im Vergleich mit dem frühern Verhältniß. Wenn aber die durch die Vermehrung der Wassermasse vergrößerte Schnelligkeit des Laufes des Arno ihm vortheilhaft gewesen ist, um die Höhe des Wasserstandes zu vermindern, so ist sie nachtheilig gewesen, weil sie den Strom fähig gemacht, die schweren Materien des Bodensatzes immer weiter zu führen, so daß das Flußbette sich anhaltend und bedeutend erhöht. Schon der berühmte Mathematiker Viviani sprach im 17ten Jahrhundert seine Besorgnisse in dieser Hinsicht aus, und machte Vorschläge, dem Uebel vorzubeugen. In viel bedeutenderem Grade würde aber eine solche Erscheinung stattfinden, wenn der Kanal der Chiana alle seine schlammigen, schwere Materien enthaltenden Gewässer mit verdreifachter oder vervierfachter Schnelligkeit in den Arno seitete. Die Schnelligkeit der Strömung würde sich auf diese Weise vermehren, das Flußbett aber würde vermöge seiner Erhöhung immer weniger im Stande seyn, die Wassermasse, obgleich bei verminderter Höhe, in sich zu fassen. Die Schlußfolge ist, daß das Verhältniß zwischen Arno und Chiana, von vorne herein ein künstliches, der Natur nicht überlassen werden darf. Durch eine plötzliche Veränderung oder Aufhebung des bestehenden künstlichen Verhältnisses, mittelst Eröffnung oder gar Zerstörung der Chiusa dei monaci, würden die größten Nachtheile verheißen führt werden und das Chianathal in Gefahr gerathen, die außerordentlich schönen Resultate der bisherigen Operationen einzubüßen. — Ich habe bei dieser Abhandlung des Grafen Fossombroni etwas länger verweilen zu müssen geglaubt, weil sie von mehr als localem Interesse ist und Fragen anregt, welche im Fache der Hydraulik in mehr als einem Lande in Berracht kommen. Sie ist mit jener wahrhaft klassischen Klarheit, Genauigkeit und Uebersichtlichkeit der Resultate abgefaßt, welche alles auszeichnet, was aus der Feder dieses greisen Staatsmannes hervorgegangen ist, der seine Laufbahn als Gelehrter mit einer Arbeit über denselben Gegenstand beschließen zu wollen scheint, welchem sein erstes größeres Werk und die Ausmerksamkeit seines ganzen thätigen Lebens gewidmet waren. Rt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 7. December 1839.

Die Fehler der deutschen Schaubühne sind leicht bemerkbar; denn in den Künsten, wie in der Gesellschaft, fällt Alles, was mit dem Mangel an Weltgebrauch im Zusammenhang steht, selbst oberflächlichen Gemüthern in die Augen.

Frau von Staël.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsetzung.)

Voltaire selbst nennt ja sein Volk das am wenigsten poetische in Europa und erklärt die Methode für den Genius der französischen Poetik. Ein Volk, dessen Geist kein aus den Tiefen brechendes, durchwärmendes Feuer ist, sondern eine kühle, die Oberflächen umspielende, aber auch scharf beleuchtende Flamme, fand natürlich das Prinzip der Poesie in dem Verstande, der die Affekte sich nicht aus sich selbst entwickeln lassen kann, sondern sie nur nach seinen Gesetzen witzig spaltet und gruppirt. Ein Volk, dessen Religion die Geselligkeit ist, und das eben darum das Lächerliche mit gleicher Leidenschaft fürchtet und sucht, mußte die nationelle Convenienz und den Anstand auch in seine höchsten Geisteserschöpfungen übertragen. Ein Volk, dessen Sinn nirgends zu den Tiefen reicht, wo Scherz und Ernst aus denselben Quellen fließen, konnte nur in der absoluten Trennung beider das poetisch Vernünftige erblicken, und so machte es seine Komödie zum actuellen, seine Tragödie zum idealen Ausdruck seiner Kultur.

Es war ganz consequent, wenn sie die nationellen Manieren und die Tracht des Tages auch im tragischen Spiel festhielten, wenn Octavius Cäsar, in der Perrücke und dem brocatenen Justaucorps, Cinna im fünften Akt mit ganz französischer Grazie zum Sitzen einlud, bevor er seinen unendlichen Sermon anhob. Talma war gewiß ein großer Schauspieler; aber mit seiner Wirksamkeit begann der Verfall der alten tragischen Kunstform. Mit dem antiken Kostüm, das er einführte, und mit dem Hinarbeiten auf natürlicheren Vortrag hörte der tragische Schauplatz auf, das zu seyn, was er in der Idee eigentlich war, ein ideales Gesellschaftszimmer. Damit fing das klassische Drama an aus dem Bewußtseyn der Nation, die Alles aus dem socialen Gesichtspunkt betrachtet, hinauszufallen, und das Theater Corneilles mußte ihr immer unnatürlicher vorkommen, je mehr es formell natürlich seyn wollte. Schon als ich in Frankreich war, zeigten sich in der eben besprochenen Erscheinung, in der Bastardgattung des weinerlichen bürgerlichen Schauspiels und im einreißenden Melodram die Vorläufer des Romantismus, der seitdem stolz das Haupt erhoben, aber am Ende nur eine chaotische Geschmacksauflösung herbeigeführt hat. Aus dieser muß über kurz oder lang wieder eine höhere dramatische Kunstform aufschießen. Sollte sie aber der alten auch noch so unähnlich scheinen, so wird ihr die Krystallform des französischen Verstandes zu Grunde liegen.

Wie gesagt, auch ich hielt Anfangs das klassische Theater der Franzosen für eine künstlich parfumirte

Papierblume. Dem iſt aber keineswegs ſo. Ich ſah, wie Menſchen auf den verſchiedenſten Bildungsſtufen im Parterre des Théâtre français von dem in den tragiſchen Tiraden ſprühenden Eſprit elektriſirt, wie ſie von dem, was den Spott gemüthlicherer Völker herausfordert, als vom Höchſten hingeriſſen wurden. Ich überzeugte mich in langer Erfahrung, daß die klaſſiſche Kunſtform ſo ganz aus dem innerſten Weſen der Franzoſen erwachſen iſt, als nur immer das Theater Shakespeares und Calderons aus der Natur ihrer Völker, und ſie hat allen Anſpruch, keineswegs auf Liebe, aber auf Achtung, als das originelle Produkt eines Nationalgeiſtes und einer Nationalkultur.

Erſt jetzt, nachdem ich das Verhältniß dieſes merkwürdig compakten Volks zu ſeiner Bühne gefaßt hatte, wurde mir klar, was es heißen wollte, wenn man den Deutſchen ein Nationaltheater, ja ſelbſt die Fähigkeit abſprach, ſich je eines zu ſchaffen. Es fehlt bei uns am Boden, dem allein eine Nationalbühne entwachſen kann, nämlich eine gemeinſame Kultur und ein Gemeingeiſt. Dies iſt es, was uns in ſo Vielem, beſonders aber in der äußern Lebensſitte, in den Formen der Geſelligkeit vom Ausland, und vorzüglich von den Franzoſen abhängig macht. Damit ſind und waren von jeher, ſeit wir eine Bühne haben, die Franzoſen unſere natürlichen Vorbilder in denjenigen dramatiſchen Gattungen, deren Aufgabe die Nachahmung des wirklichen Lebens iſt.

Die Schwäche unſeres Nationalgefühls treibt uns, die Anordnung des höhern geſelligen Lebens geradezu vom Fremden zu entlehnen, und die Gewöhnung in dieſen fremden Formen vereinigt wieder jene Schwäche. Es kann unter dieſen Umſtänden nicht anders ſeyn, als daß die komiſche Auffaſſung der Geſellſchaft ſo ſchwach und ſo wenig originell iſt, als die geſellſchaftliche Sitte ſelbſt.

Aber auch die höhere dramatiſche Poeſie entbehrt bei uns durch jenen Mangel an Gemeingeiſt des eigentlichen Bandes, das ſie mit der Maſſe des Volks verknüpfte. Unſer Drama hängt viel zu wenig mit einem allen, oder doch faſt allen Köpfen gemeinſamen Gebiete von ſinnlichen und unſinnlichen Begriffen, von Glauben und Aberglauben u. ſ. w. zuſammen, als daß dramatiſche Werke, welche höhere Seelenvermögen in Anſpruch nehmen, bei uns im wahren Sinne populär ſeyn könnten. Wo, wie bei Engländern und Franzoſen, eine einſeitige Nationalkultur eine Sphäre gemeiner Begriffe gebildet hat, da wird der Bühnendichter unwillkührlich ſeine Figuren, welchen Zeiten und Ländern ſie auch angehören, ob ſie hiſtoriſche oder phantaſtiſche ſeyen, gleichſam mit dem gemeingeiſtigen Gewande der Nationalität drapiren, und durch dieſe vielſagende, allen verſtändliche Hülle der Charaktere werden auch höhere dramatiſche Formen und Stoffe dem Verſtändniß des großen Haufens, jedenfalls aber ſeinem Intereſſe näher gebracht.

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Fortſetzung.)

1ten Oktober.

Heute iſt Mittwoch, und daher war ich bei unſerm Chef im Kabinet. Ich kam mit Abſicht früher, ſetzte mich hin und ſchnitt alle Federn. Unſer Direktor ſoll ein ſehr geſcheidter Mann ſeyn; ſein ganzes Kabinet iſt mit Bücherſchränken umſtellt. Ich habe die Titel einiger geleſen: lauter Gelehrſamkeit, eine ſolche Gelehrſamkeit, daß unſer Einer davonbleiben muß. Alles franzöſiſch oder deutſch! und wenn man ihm in's Geſicht guckt — hu, was für eine Gravität bligt ihm aus den Augen! Ich habe noch nie gehört, daß er ein Wort zu viel geſagt hätte. Nur etwa, wenn man ihm die Papiere vorlegt, fragt er: „Wie iſt es draußen?“ — „Es iſt feucht, Excellenz!“ — Nein, der macht kein Paar mit unſer Einem! Ein Staatsmann! Ich merke aber, daß er mich beſonders lieb hat. O thät' es auch ſeine Tochter — Ach, Sapperment! nichts, nichts, ſtill!

Habe „die Biene“ geleſen. Was für ein dummes Volk ſind die Franzoſen! Ich würde ſie wahrhaftig alle zuſammenpacken und mit Ruthen ſtreichen. Habe in dem Blatte auch eine ſehr angenehme Darſtellung eines Balls geleſen, von einem kuriliſchen Gutsbeſitzer geſchrieben. Die kuriliſchen Gutsbeſitzer ſchreiben gar nicht übel. Nachher wurde ich gewahr, daß es ſchon auf ein Uhr ging; doch kam Unſerer noch immer nicht aus dem Schlafzimmer. Gegen halb zwei ereignete ſich etwas, das keine Feder beſchreiben könnte. Die Thüre ging nämlich auf; ich dachte, es ſey der Direktor, und ſprang mit den Papieren vom Stuhl auf. Aber ſie war es, ſie ſelbſt! Alle Heiligen, wie ſchön war ſie angezogen! Das Kleid ſchwanenweiß — hu, wie bauſchend! Und wie ſie blickte — Sonne, Gott verdamme, pure Sonne! Sie nickte und ſagte: „Papa nicht da?“ — Ei, ei, ei, was für eine Stimme! Ein Kanarienvogel, meiner Seele, ein Kanarienvogel! — „Ihre Excellenz,“ wollte ich nun ſagen, „bringen Sie mich nicht um's Leben! Wollen Sie mich aber ſchlechterdings umbringen, ſo vollbringen Sie es mit Ihrer Excellenzenhand!“ — Hole mich der Henker! ja, die Zunge regte ſich nicht, und ich brachte nichts hervor, als: „Verzeihen, nein!“ — Sie ſah mich, dann die Bücher an und ließ ihr Schnupftuch fallen. Ich ſtürzte mit allen

Vieren darauf und glitſchte auf dem verdammten Parkett; ich raffte mich aber wieder auf und faßte das Tuch. Alle Heiligen, was für ein Schnupftuch! das allerfeinſte batiſtene! Ambra, pure Ambra! Lauter Excellenz riecht daraus. — Sie dankte und lächelte ganz ſanft, ſo daß ihre Honiglippen ſich kaum regten, und ging davon.

Ich blieb noch eine Stunde ſitzen, bis auf einmal der Bediente eintrat und mir ſagte: „Geben Sie doch nach Hauſe, Alſentij Iwanowitſch! Der Herr iſt bereits ausgefahren.“ — Ich kann ſolche Lakaiengeſellſchaft nicht leiden; das reckt ſich immer im Vorzimmer und mag kaum nicken. Ja, eine von dieſen Beſtien nahm ſich gar heraus, mir ohne Weiteres Tabak anzubieten. Weißt du nicht, elender Lakai, daß ich ein Beamter bin und von adlichem Hauſe? Doch ich nahm meinen Hut, warf mir ſelber den Mantel um, weil dieſe Herrn ihn doch nicht reichen, und ging fort. Zu Hauſe blieb ich die meiſte Zeit auf dem Bette liegen; nachher ſchrieb ich einige hubſche Verſe ab:

Ich hatt' ein ganzes Stündchen lang
Mein Schätzchen nicht geſehen;
Da wurde mir gar angſt und bang,
Ein Jahr thät' ſo vergehen.
Mein Leben wurde mir verhaßt;
Ja ſterben, dacht' ich, möcht' ich faſt.

Das muß von Puſchkin ſeyn. — Den Abend ging ich, in meinen Mantel gehüllt, an die Einfahrt der Excellenz und wartete lange, ob ſie nicht ausfahre. Ich hätte ſie gar zu gern noch einmal geſehen. Aber nein, ſie ging nicht aus.

6ten November.

Der Departementschef hat mich geärgert. Als ich auf die Kanzlei kam, rief er mich zu ſich und fing an: „Nun ſage mir um Gottes Willen, was machſt du nur?“ — „Wie ſo? Ich mache nichts,“ antwortete ich. — „Wann wirſt du deinen Verſtand zuſammen nehmen!“ fuhr er fort. „Du biſt ſchon über die Vierzig; es wäre längſt Zeit, daß du geſcheit würdeſt. Was bildeſt du dir ein? Glaubſt du, ich kenne nicht deine Tollheiten alle? Du machſt der Direktorstochter die Cour, nicht wahr? Sieh dich einmal an und denke, wer du biſt: eine Null und nichts weiter biſt du. Keinen Heller in der Taſche! Betrachte dein Geſicht im Spiegel: wie kannſt du an ſo was denken?“ Zum Teufel! weil ſein eigenes Geſicht wie ein Medizinglas ausſieht, weil er ſein Buſchelchen Haare zu einem Toupet aufgezwickt und den mit ſchlechter Roſapomade beſtrichenen Kopf immer in die Höhe ſtreckt, ſo glaubt er, ihm allein ſey Alles möglich. Verſtehe, verſtehe ſchon, weßhalb er ſich über mich ereifert: er beneidet mich, wahrſcheinlich um der mir zu Theil gewordenen abſonderlichen Merkmale gnädigen Wohlwollens willen. Ich ſchere mich den Henker um ihn! Was Gewaltiges — ein Hofrath! hat eine goldene Kette an der Uhr, beſtellt Stiefeln zu dreißig Rubeln — ei, hole ihn der Teufel! Stamme ich etwa von unadelichem, von Schneider- oder Subalternenpack? Bin ich nicht ein Edelmann? Ich kann mich auch emporarbeiten. Bin erſt zweiundvierzig Jahre alt, ein Alter, wo der Dienſt eigentlich erſt anfängt. Warte nur, Freund, wir bringen's ſchon noch zum Oberſten, oder, wenn Gott will, noch etwas höher hinauf. Gebt mir einen von Meiſter Rutſch gefertigten Frack, nach der Mode geſchnitten, und laßt mich ein Halstuch umbinden, wie du eines haſt, und du wirſt mir zur Schuhſohle zu ſchlecht ſeyn. Wir haben nur kein Geld, da liegt's!

9ten November.

Bin im Theater geweſen. Der ruſſiſche Hampel wurde gegeben, und ein Vaudeville mit drolligen Liedchen auf die Advokaten, beſonders auf einen Regiſtrator. Sehr frei geſchrieben, ſo daß ich mich wunderte, wie es die Cenſur hat paſſiren laſſen. Die Kaufleute und die Journaliſten werden auch mitgenommen. Sehr drollige Pieces ſchreiben jetzt die Dichter. Ich gehe gern in's Theater; ſobald ich nur ein paar Heller in der Taſche habe, kann ich mich nicht halten. Da gibt's aber unter unſeresgleichen Beamten wahre Lumpe, die nie in's Theater gehen, bis ſie etwa ein Freibillet erwiſchen. Eine Actrice hat ſehr ſchön geſungen. Ich habe mich an die . . . erinnert. Ei, Sapperment! nichts, nichts, ſtill!

9ten November.

Um acht Uhr ging ich auf die Kanzlei; der Departementschef that, als merke er meine Ankunft gar nicht. Auch ich benahm mich, als ſey zwiſchen uns nichts vorgefallen, ſah die Papiere durch, collationirte und ging um zwölf Uhr weg. Ging an des Direktors Wohnung vorüber, aber es war Niemand zu ſehen. Nachmittags blieb ich meiſt im Bette liegen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, November.

(Fortſetzung.)

Die Penſionen.

Was mir am nächſten liegt, iſt dieſes: Seit Jahren ſucht deutſches Weſen in dem Geiſte der Burgundo-Romanen der weſtlichen Schweiz Eingang und Raum zu gewinnen; deutſche Sprache (viele tauſend Handwerker machen ein anſehnliches Corps von Sprachmeiſtern, die gratis lehren), mit ihr ein wenig deutſche Poeſie und viel deutſche Muſik machen Verſuche, in Genf und im Waadtlande aufgenommen und verſtanden zu werden; ja es ſind ſchon Beſtrebungen ſichtbar geworden, deutſche Pädagogik und Didaktik, deutſche Philoſophie und ſogar deutſche Theologie in Curs zu ſetzen. All dieſes Thun und Wirken, das natürlich in verſchiedenem Sinne

ein Gegenwirken hervorruft, hat eine äußere und eine innere Seite, und es dürfte von Interesse seyn, nicht nur aufzuzeichnen, was äußerlich geschieht oder durch äußere Reaktion auch verhindert wird, sondern zugleich zu erfahren, wie weit denn die Aktion innerlich vorrückt, wie die Geister, welche das neue Element aufnehmen, innerlich reagiren, um die gestörte Einheit des Bewußtseyns wieder herzustellen, wie endlich der geistige und gemüthliche Grund der Puren beschaffen ist, von welchen die äußerliche Reaktion gegen das eindringende Deutsche hauptsächlich ausgeht; das heißt, es dürfte nicht uninteressant seyn, solche Fakta mitzutheilen, welche den romanischen Geist, wie er, durch den Calvinismus tingirt, in der französischen Schweiz weset, enthüllen und erkennen lassen. Und da jene Bestrebungen, welche von deutschen Büchern, die inzwischen vielleicht mehr gelesen als gelesen werden, von anwesenden Deutschen, besonders höheren und niederen Lehrern, und einzelnorum Germanophilen ausgehen, der Natur der Sache nach vorzugsweise im öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtswesen Grund und Boden zu suchen genöthigt sind, bei dem Einflusse aber, den hier zu Lande die Kirche auf Schule, Leben und Staat hat, auch das religiöse und kirchliche Leben haben wenigstens tangiren müssen: so wäre von Zeit zu Zeit zu notiren, was auf diesen Gebieten angetrieben, erreicht oder auch mißglückt ist. Da endlich in einem Lande, wo der Staat als res publica gewußt wird, Jegliches politische Farbe und Bedeutung annimmt, die pädagogischen, wissenschaftlichen und religiösen Parteien sich nothgedrungen (das Salomonische Gesetz, nicht neutral zu seyn, gilt immerfort) an politische Parteien anlehnen, gezwungen mit ihnen gehen müssen, worin eine so große Förderung als Hemmung liege, so wäre endlich auch von Zeit zu Zeit ein Blick auf das friedliche Kriegstheater der gesinnischen und waadländischen Politik zu werfen. Ich sage „friedlicher Krieg," denn in Genf und Waadt liegen Zürcher Brutalitäten, so viel ich davon verstehe, außer dem Bereiche des Möglichen.

Für heute jedoch ziehe ich vor, einen Gegenstand zur Sprache zu bringen, der wenig von sich reden macht, ob er gleich eine große Wichtigkeit hat, auch für Deutschland. Ich meine die „Privaterziehungsanstalten" in der französischen Schweiz. Und da bemerke ich vorab, daß ich ohne alle praktischen Zwecke din, nicht im Geringsten daran dente, Jemanden zu empfehlen, und bei meinem Erzählen dasjenigen, was ich mit eigenen Augen gesehen, nur das uninteressirte Interesse des Historikers habe. Wenn ich aber den Pensionen, deren es allein in Genf an dreißig gibt, und in den Städten des Waadtlandes, in Lausanne, Yverdun, Vevey, Nyon u. s. w. wohl nicht weniger — Neufchatel kenne ich zu wenig — eine gewisse Wichtigkeit beilege, so haben sie diese zunächst für die französische Schweiz selbst. Dieser sind sie vor Allen eine höchst bedeutende Einkommensquelle, ja vielleicht der allerlucrativste Industriezweig, ein Gesichtspunkt, den ich fallen lasse; dann aber wird auch in ihnen bis jetzt, wo man erst anfängt, Gymnasien und Realschulen, so gut als es eben die ökonomischen und intellectuellen Mittel gestatten, zu organisiren, ein großer Theil der männlichen Jugend des Landes erzogen, von der weiblichen gar nicht zu reden, die fast ausschließlich in Pensionen ihre Erziehung empfängt. Dem öffentlichen Schulwesen der französischen Schweiz haben die Privaterziehungsanstalten für Knaben unendlich geschadet. Die höheren Stände, welche die Regierung in Händen haben, obwohles nicht ganz geneigt, ihre Söhne mit den Söhnen der geringeren Bürger in lanzjähriger, vertraulicher Berührung zu bringen, gingen von dem Erfahrungssatze aus, die Collèges seyen schlecht, und übergaben ihre Kinder einer Pension; nun fiel die unmittelbare Aufforderung weg, die schlechten Collèges zu guten zu machen. Aber auch diesen Gesichtspunkt verlasse ich, um dafür die Bedeutung der Pensionen für Deutschland hervorzuheben, welches jährlich mehrere hundert junger Leute beiderlei Geschlechts diesen Anstalten anvertraut. Da einmal die französische Sprache aus guten Gründen auch außerhalb Frankreichs für die gebildeten Stände ein Fundamentalartikel geworden ist, den man ohne Gefahr socialer Verdammniß nicht ignoriren darf, so verdient es gewiß an sich eher Lob als Tadel, wenn wohlhabende Eltern in Deutschland und anderwärts ihren Kindern, nachdem diesen bereits die eigene Nationalität einigermaßen ist, einen Theil der Erziehung da geben lassen, wo sie zugleich die französische Sprache und die damit verbundene Bildung sich aneignen müssen. Daß aber für solchen Zweck die französische Schweiz geschickter ist als Frankreich selbst, könnte nur derjenige nicht einsehen, der Übertreibungen aller Einfuhr ermangelt. Auch hat diese Einsicht nie gefehlt, wie eben der Umstand beweist, daß man seine Kinder nach der Schweiz schickt und nicht nach Frankreich. Weniger aber scheinen viele deutsche Eltern erwogen zu haben, daß die bloße Erlernung der französischen Sprache doch kein rechtes Aequivalent für den Zeitaufwand von zwei oder drei Jahren ist (von dem Geldaufwande gar nicht zu reden), die ihre Kinder in der Pension verbringen. Wäre nebenbei die Gesittesbildung, welche in diesen Pensionen gegeben wird, so geartet, daß sie deutsches Wesen — ich rede von zwölf- bis fünfzehnjährigen Knaben und Mädchen — nicht förderte, wohl aber ausrottete, verwischte und wenigstens verwirrte: so weiß ich nicht, ob hierin nicht eine gewichtige Instanz gegen den Besuch jener Pensionen von Seiten deutscher Kinder liegen dürfte. Eltern, die selbst keine Vorstellung von Bildung und den Eigenthümlichkeiten deutscher und französischer Cultur haben, die eben nur dies wollen, daß ihre Kinder parliren lernen — und diese Eltern sind zahlreich — finden sich natürlich durch jede Pension befriedigt, in der dieser Zweck erreicht und leidliches wie moralisches Verderben von den Zöglingen abgehalten wird. Und das geschieht wohl überall, wie es denn laut gerühmt werden muß, daß der Zustand der öffentlichen und häuslichen Sittlichkeit in der französischen Schweiz ein sehr befriedigender ist. Solche Eltern aber, die über die fundamentalen Verschiedenheiten des romanischen und des deutschen Bewußtseyns selbst ein Bewußtseyn haben, die dadel verlangen, daß auch in der französischen Pension die Schuldildung ihrer Kinder sorgsam gepflegt werde, und wenigstens eben so gut bleibe, als sie es in einer öffentlichen gelehrten oder Realschule in Deutschland selbst war: diese dürften nicht mit jeder Anstalt, die sich Institut nennt, zufrieden seyn können und mir vielleicht Dank wissen, wenn ich sie über das Pensionswesen einigermaßen aufkläre. Was ich nun auch sagen werde, ich bitte den Gedanken fern zu halten, als wollt' ich Jemanden loben oder tadeln. Sag' ich, daß der Genfer oder Lausanner kein Deutscher ist, so schließt dies ja so wenig einen Tadel ein, als wenn ich etwa demerke, Eichen sey kein Buchenholz, obgleich derjenige, der bauen will, vielleicht Gründe haben kann, das eine dem andern vorzuziehen. Ich theile aber die Pensionen in drei Klassen ein: 1) für Knaben, 2) für Mädchen, 3) für Erwachsene, wobei es sich von selbst versteht, daß die Pensionen der letzten Kategorie, worin sich solche aufhalten, die bereits erzogen sind, außerhalb meiner pädagogischen Reflexionen fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 47.

Sonnabend, 7. December 1839.

[731]

Zu Weihnachts-Geschenken.

Der Cid.

Nach spanischen Romanzen

besungen durch

Johann Gottfried von Herder.

Illustrirt durch 70 Holzschnitte,

nach Zeichnungen von Eugen Neureuther

geschnitten von den besten englischen Holzschneidern:

Thompson, Orrin Smith, Williams, Gray, Wright, Folkard etc.

In vier Lieferungen auf dem feinsten Velinpapier.

Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

Diese Prachtausgabe des unsterblichen Gedichtes wird Vielen, als ein vorzügliches Weihnachts-Geschenk, gewiß sehr willkommen seyn.

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage

in

Einem Bande in zwei Abtheilungen,

mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers in Stahl, und einem Register.

Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Da der Name des Verf. als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freisinniger und muthvoller Volksvertreter ruhmvollst bekannt ist, und auch schon die früheren Auflagen dieses Werkes mit so großem Beifall aufgenommen wurden, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derselbe auf die dritte Auflage nochmals die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommnen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgeleitet bis auf die jüngsten Tage, sondern sie geht auch mehr, als es bisher bei irgend einer populären Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Specialgeschichten der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarsten Uebersicht. Insbesondere bei dieser neuen Auflage ist der Verfasser dem Wunsche vieler Leser entgegengekommen, die schönsten und bedeutungsvollsten Einzelnheiten noch genauer auszumalen und dadurch, ohne je den Totalblick über das Ganze zu verlieren, doch jede besondere Zeit und Oertlichkeit aufs Lebendigste zu vergegenwärtigen. Durch diese zahlreichen Verbesserungen und Zusätze erscheint das Werk jetzt nahezu um ein Viertel seines frühern Inhalts vermehrt.

Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt und von der wärmsten Vaterlandsliebe diktirt, ist dies ein recht eigentlich dem deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Um unserseits zur möglichsten Verbreitung dieses Werkes beizutragen und es auch dem weniger Bemittelten käuflich zu machen, haben wir, unerachtet seiner bedeutenden Erweiterung und der Zugabe eines feinen Werth gar sehr erhöhenden Meisters wie des Porträts des Verfassers, dennoch nur den frühern Preis von 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr. auch für diese Ausgabe festgestellt.

Goethe's Faust.

Eine Tragödie.

2 Theile in elegantester Taschen-Ausgabe.

In englischem Einband mit goldenem Schnitt und des Verfassers Portrait.

Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Diese neue, in typographischer Ausstattung alle frühereren weit übertreffende Ausgabe von Goethe's Meisterwerk erlauben wir uns als ein vorzügliches Festgeschenk bestens zu empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[717] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur.

Sieben und achtzigster Band. 1839.

Juli. August. September.

Inhalt:

I. 1) Journal of a visit to Constantinople and some of the Greek Islands, in the spring and summer of 1833 by *John Auldjo*. London. 1835.
2) Tagebuch meiner Reise nach Griechenland, in die Türkei, nach Aegypten und Syrien i. J. 1834 und 1835, von Jacob Röser. Mergentheim. 1836.
3) C. Niebuhr's Reisen durch Syrien und Palästina nach Egypten, und durch Kleinasien und die Türkei nach Deutschland und Dänemark; herausgegeben von J. N. Gloyer und J. Olshausen. Hamburg 1837.
4) Montenegro und die Montenegriner, Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit, eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik; herausgegeben von Eduard Widemann. Eilfte Lieferung. Stuttgart und Tübingen 1837.
5) La Turquie, la Grèce et Malte, par *Adolphus Slade*, traduit de l'anglais par Mlle. *Adr. Sobry*. Paris. 1838.
6) Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837, von Gotthilf Heinrich von Schubert. Erlangen 1838.
7) The spirit of the east, illustrated in a journal of travels through Roumeli during an eventful period by *H. Urquhart*, London. 1838.
8) Travels in the three great empires of Austria, Russia, and Turkey, by *C. B. Elliott*. London 1838.
9) Voyage en Crimée, au Caucase, en Géorgie, en Arménie, en Asie-mineure et a Constantinople en 1829 et 1830; pour servir à l'histoire de Hongrie, par *Jean-Charles de Besse*. Paris 1838.
10) Description de l'Asie-mineure faite par ordre du gouvernement français pendant les années 1833 à 1837, et publiée par le ministère de l'instruction publique; premiere partie, par *Charles Texier*. Paris 1838.
11) Travels in the western Caucasus, including a tour through Imeritia, Mingrelia, Turkey, Moldavia, Galicia, Silesia and Moravia in 1836, by *Edmund Spencer*. London 1838.
12) Researches in Assyria, Babylonia, and Chaldaea; forming part of the labours of the Euphrates expedition, by *William Ainsworth*. London 1838.
13) Damascus and Palmyra, a journey to the east, with a sketch of the state and prospects of Syria under Ibrahim pasha, by *Charles G. Addison*. London 1838.
14) Letters on Egypt, Edom and the Holy Land, by *Lord Lindsay*. London 1838.
15) Voyage en Palestine et en Syrie, par *M. George Robinson*. Paris 1838.
16) The city of the Sultan and domestic manners of the Turks, in 1836, by *Miss Pardoe*. London 1838.
17) Erinnerungen aus meiner Pilgerreise nach Rom und Jerusalem im Jahre 1837, von Joseph Salzbacher. Wien 1839.
18) Guide du voyageur à Constantinople et dans ses environs, contenant: l'histoire de cette capitale depuis la fondation jusqu'à sa conquête par Mahomet II., par *Frédéric Lacroix*. Paris 1839.
19) Constantinople ancienne et moderne, par *Thomas Allom*, à Londres, à Paris et à New-York.

II. *ANEKDOTA* (juridica). Tomus I. Edidit, in latinum sermonem transtulit, prolegomenis, adnotatione critica, indicibus instruxit *Gustavus Ernestus Heimbach*. Lipsiae MDCCCXXXVIII. (Spine).

III. *Histoire des sciences mathématiques* en Italie, depuis la renaissance des lettres jusqu'à la fin du XVII siècle. Par *Guillaume Libri*. Paris 1838.

IV. *C. Hugenii* aliorumque Saeculi XVII virorum celebrium *exercitationes* mathematicae et philosophicae, edidit *P. J. Uytenbroek*. Haag 1836.

V. ΟΜΗΡΟΥ ΠΟΙΗΜΑΤΑ ΚΑΙ ΤΑ ΤΟΥ ΚΥΚΛΟΥ ΑΕΠΟΜΕΝΑ. HOMERI CARMINA et Cycli epici reliquiae. Graece et latine. Parisiis editore Ambrosio Firmin Didot, MDCCCXXXVII.

VI. Briefe an und von Joh. Heinrich Merck. Darmstadt 1838.

VII. Die schweizerische Mundart im Verhältniß zur hochdeutschen Schriftsprache, aus dem Gesichtspunkte der Landesbeschaffenheit, der Sprache, des Unterrichtes, der Nationalität und der Literatur. Frauenfeld 1838.

VIII. Leben und Wandel Karl's des Großen, beschrieben von Einhard. Herausgegeben von Julius Ludwig Ideler. Hamburg und Gotha 1839.

IX. Italienische Skizzen von Carl Czernig. Zwei Bändchen. Mailand 1838.

X. Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittwete Gräfin von Bernstorf. Leipzig 1839.

Inhalt des Anzeigeblattes Nro. LXXXVII.

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften (Forts.)

Rahls des Sohnes Arbeiten seit seinem Aufenthalt in Rom.

Konrad, der Sohn des österreichischen Markgrafen Leopold des Frommen, in Hinsicht auf die schwebende Frage, wer jener Markgraf Konrad sey, welcher gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts in Waldhausen und Göttweiger Urkunden vorkommt.

---

[676] Im Verlage der Voß'schen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen,

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Herausgegeben
von
Gotthold Ephraim Lessing.
Neue Auflage. 8. geh. ¼ Thlr.

---

[700] Im Verlage der Gebrüder Vorurträger zu Königsberg sind seit Jahresfrist folgende Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Clemens, F. A., Grundriß der Naturlehre, nach ihrem gegenwärtigen Zustande für die oberen Classen der Gymnasien und anderer höherer Lehranstalten. 1s Bändchen. Physik der wägbaren Stoffe. Mit 2 lithographirten Tafeln. gr. 8. 12 Gr.

— — Desselben Werkes 2s Bändchen. Physik der unwägbaren Stoffe. Mit 4 lithographirten Tafeln. gr. 8. 18 Gr.

Ersse, W., über die acute Bronchitis der Kinder und ihr Verhältniß zu den verwandten Krankheitsformen. gr. 8. 1 Thlr.

Hagen, C. H., von der Staatslehre und von der Vorbereitung zum Dienste in der Staatsverwaltung. Aufsätze, gerichtet an angehende Kameralisten, zunächst an seine Zuhörer. gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Hassenstein, C., und E. Leyde, Lesebuch für Töchterschulen. 2r Theil. gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Auch unter dem Titel:

Lesebuch für die oberen Classen höherer Töchterschulen oder Sammlung deutscher Gedichte und prosaischer Aufsätze für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts.

v. Harthausen, A., die ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- und Westpreußen. 2ste Abth. die Beschaffenheit, Bebauung, Bevölkerung und Eintheilung dieser Provinzen. 2te Abth. Die ländliche Rechtsverfassung derselben. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Auch unter dem Titel:

Die ländliche Verfassung in den einzelnen Provinzen der preußischen Monarchie. 1r Band.

Rösselt, Fr., kleine Geographie für Töchterschulen und die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 18 Gr.

Rathke, H., Entwickelungsgeschichte der Natur (Conluber Natrix). Mit 7 Kupfertafeln. gr. 4. 4 Thlr. 16 Gr.

Sachs, L. W., und F. Ph. Dulk, Handwörterbuch der praktischen Arzneimittellehre zum Gebrauch für angehende Aerzte und Physici 2ste und letzte (5ten Bandes 7te) Lieferung 1 Thlr. 12 Gr. Preis des vollständigen Werkes in 5 Theilen oder 4 starken Bänden. 18 Thlr. 12 Gr.

Schubert, F. W., Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. 1r Band 4r Theil. Die Italienischen Staaten Neapel und Sicilien, Sardinien, der Kirchenstaat, Toscana, Parma, Modena, Lucca und St. Marino. gr. 8. 3 Thlr. 10 Gr.

Ulrici, F., Die juristischen Prüfungen und richterlichen Qualificationen im preußischen Staate. Ein praktisches Handbuch für Rechtscandidaten, Auscultatoren und Referendarien zur Belehrung über ihre Rechte und Pflichten, auch zum Gebrauche für Examinatoren, nach den bestehenden Vorschriften verfaßt und mit 4, die Gebühren der Referendarien betreff. und officiellen Anweisungen zum Zustruiren und Referiren enthaltenden Anhängen begleitet. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Voigt, Joh., Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Herrschaft des deutschen Ordens. 9r und letzter Band. (Nebst allgemeinem Register zu sämmtlichen 9 Bänden). gr. 8. 3 Thlr.

Preis des vollständigen Werks 27 Thlr. 12 Gr.

Wagenfeld, L., allgemeines Vieharzneibuch oder grundlicher, doch leicht faßlicher Unterricht, wonach ein jeder Viehbesitzer die Krankheiten seiner Hausthiere auf die einfachste und wohlfeilste Weise leicht erkennen und sicher heilen kann. Mit 9 Tafeln in Stahlstich. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

In Leinwand gebunden. 1 Thlr. 18 Gr.

---

[697] Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Allgemeines verdeutschendes und erklärendes

Fremdwörterbuch

oder

Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der Abstammung,

von

Dr. Joh. Christ. Aug. Heyse.

Achte sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Zwei Theile. 75 Bog. gr. 8. Hannover in der Hahnschen Hofbuchhandlung. Velin-Druckpapier.

Preis 2⅔ Rthlr. (cartonnirt 3⅓ Rthlr.)

Der Herr Verfasser hat bei dieser abermaligen achten Auflage ganz vorzüglich den inneren Ausbau dieses allgemein geschätzten Werkes durch eine den Forderungen der Wissenschaft angemessene Sichtung, Anordnung und etymologische Begründung des überreichlich vorhandenen Stoffes zur Aufgabe seiner Thätigkeit gemacht, demnach dasselbe jetzt in einer sehr wesentlich und durchgängig verbesserten Gestalt wieder erscheint; doch und auch diesmal wieder ein paar 1000 neue Wörter hinzugekommen. Es wird also jetzt kein Fremdwort darin vermißt werden, welches in die Umgangs- und allgemeine Schriftsprache und National-

Literatur Eingang gefunden hat, welches im geselligen, Geschäfts- und Gewerbeleben gebräuchlich ist, oder in Zeitungen und Zeitschriften aller Art, bei classischen deutschen Schriftstellern oder doch vielgelesenen Tagesschriftstellern vorkommt.

Durch angemessene äußere Ausstattung und durch den ungewöhnlich billigen Preis von 2⅔ Rth. r. für circa 75 Bogen des reichhaltigsten Drucks wird die fernere Verbreitung dieses unentbehrlichen Handbuchs unter allen Ständen wiederum befördert und erleichtert.

---

[728] In der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen:

Sechs Lieder, gedichtet von Fr. Beck, als Weihnachtsgabe

den Kindern gewidmet

von

Franz Grafen von Pocci.

Preis 36 kr.

Bildertöne fürs Klavier,

Knaben und Mädchen gewidmet

von

Franz Grafen von Pocci.

Preis 54 kr.

Wenn man überall in unserer Zeit Klagen über den Mangel an guten Kinderschriften hört, solcher nämlich, die gleich dem täglichen Brode, das des Armen einzige Nahrung bildet, und auf dem Tische des Reichsten nicht fehlen darf, Allen eine gesunde Nahrung darbieten, so gibt es wenigstens einige Ausnahmen dieser Art, und zu diesen gehören vor Allem die obigen beiden Hefte, von einem der beiden geistreichen Herausgeber des „Fastalenders.“ Wie in diesem, so ist es auch in den beiden obigen Heften einmal ein tiefer religiöser Sinn, und ein andermal eine gesunde Lebenslust, die sich wie in den Worten, so in den geistreichen Zeichnungen und Compositionen auf die naivste Weise ausgedrückt finden.

Literar. Kunst. Anstalt in München.

---

[692] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Aug. Mahlmanns sämmtliche Schriften. Ausgabe in 8 Bänden mit Mahlmanns Portrait in Stahlstich. Preis eines jeden Bandes broch. 8 Gr., 36 kr. rhein., 30 kr. C.-M.

Inhalt: 1r u. 2r Band sämmtlich Gedichte.
3r—5r Bd. Mährchen und Erzählungen.
6r u. 7r Bd. Marionetten-Theater; dramatische Sachen, Herodes vor Bethlehem.
8r Bd. Vermischte Schriften, Aufsätze, Erzählungen.

Mahlmanns vielseitige und treffliche Leistungen im Gebiete der Poesie sind längst und allgemein gekannt. Im Munde des Volks leben seine Gesänge, die größten Tonsetzer haben denselben ihre besten Talente geweiht, und seine Lieder sind es, die nicht minder uns bei der ernstesten Veranlassung Trost und Hoffnung in die Seele rufen, als uns seine Töne entzücken, wo in heitern Kreisen Fröhlichkeit uns belebt, und wo das Herz sich erschließt. — Nicht minder als seine Gedichte gehören Mahlmanns prosaische und dramatische Schriften dem Besten an, was unsre Literatur besitzt. Seine Mährchen und Erzählungen, sein Marionetten-Theater, Herodes vor Bethlehem u. s. w., wo ihm die glücklichste Phantasie eben so zu Gebote stand, als der feinste und tiefste Witz, werden stets zu den besten Erzeugnissen in diesem Gebiete gezählt werden.

Indem ich auf den ausführlichen Prospect verweise, der in allen Buchhandlungen zu finden ist, bemerke ich noch, daß, auf den Umfang dauernd, den das Unternehmen verdient, von meiner Seite alles gethan wurde, um durch den niedrigsten Preis die Anschaffung zu erleichtern.

Leipzig, im November 1839.

F. Volckmar.

---

[712] Bei Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die kleinen Gymnastiker

oder die

Anfangsgründe der Gymnastik,

In Gesprächen eines Lehrers mit seinen Zöglingen zur Ausbildung des Körpers und zur Unterhaltung für die Jugend

von **C. Buhle.**

Mit 32 lithographirten Figuren. geh. 18 Gr.

Wenn es schon im Interesse des Staates liegt, durch körperliche Gewandtheit und Abhärtung einen im Frieden und Kriege tüchtigen Menschenschlag zu erziehen, — ein Zweck, welcher sich durch Uebung der Gymnastik von frühee Jugend an am besten erreichen läßt, — so muß sich insbesondere den einzelnen Familien und Schulen des Staates ein dargebotenes Hülfsmittel empfehlen, welches dazu dient, auf eine leichtfaßliche und für Lehrer und Lernende bequeme Weise den jungen Leuten die Gymnastik in ihren Grundzügen beizubringen. Vorliegendes Werkchen entspricht diesen Bestimmungen vollkommen.

---

[708] **Ohne Postporto-Aufschlag**

kann nunmehr von allen k. preußischen, k. sächsischen, k. bayer'schen, großherzogl. badischen und von allen Postämtern des fürstl. Thurn- und Taxis'schen Postverwaltungsbezirks für 1840 zu den gesetzlichen gewöhnlichen Abonnementspreisen bezogen werden:

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Preis des Vierteljahrgangs: 3¼ Thlr. pr. (5 fl. 12 kr. rh.)

Atlas.

Monatschrift für Zeitgeschichte und Völkerkunde.

Preis des halben Jahrgangs: 3½ Thlr. preuß. (6 fl. rh.)

Beide Zeitschriften herausgegeben von A. Lewald, haben sich seit ihrer Begründung des ausgezeichnetsten Beifalls in den weitesten Kreisen der Gesellschaft zu erfreuen, und nehmen den ersten Rang in der deutschen periodischen Literatur ein. Marktschreierische Ausposaunungen aber sind stets verschmähend, haben sie ihren Ruf lediglich ihren Leistungen zu verdanken. Der nun ohne Porto-Aufschlag mögliche Bezug durch die Postämter erleichtert nun auch den gebildeten Bewohnern des Landes und der kleineren Städte, sowie den Journal-Cirkeln und Lese-Vereinen denselben, die Anschaffung, und sichert zugleich den regelmäßigen Empfang wenige Tage nach dem Erscheinen der Hefte.

Prospecte sind bei allen Postämtern zu erhalten, bei welchen man die Abonnements-Bestellungen möglichst vor Ablauf des Jahres machen wolle.

Literatur-Comptoir in Stuttgart.

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 9. December 1839.

Peace! now he's deeply in! look how imagination blows him!

Shakespeare
what you will.

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Fortſetzung.)

11ten November.

Heute blieb ich im Kabinette unſeres Direktors. Ich hatte drei-und-zwanzig Federn für ihn zu ſchneiden und für ihre — ei, ei! — für ihre Excellenz vier Federn. Er hat gern viel Federn vor ſich liegen. Hu, das muß ein Kopf ſeyn! Immer ſchwelgt er und überlegt, glaube ich, Alles im Kopf. Wenn ich nur wüßte, worüber er am meiſten denkt und was ſich in dieſem Kopfe projektirt! Ich möchte gern das Leben dieſer Leute näher betrachten, all ihre Equivoquen und Hofſtückchen; wie ſie ſind und was ſie in ihrem Kreiſe machen, das möchte ich wiſſen. Ich wollte mich etliche Mal mit ſeiner Excellenz in ein Geſpräch einlaſſen; aber, hol's der Henker! die Zunge gehorcht mir nicht, und ich ſage dann nur: „es iſt kalt oder warm draußen;“ weiter bringe ich nichts heraus. Ich hätte gern einmal in das Gaſtzimmer geblickt, wo man nur zuweilen die Thüre offen ſieht, und hinter dem Gaſtzimmer noch in ein Zimmerchen. O wie reich Alles! was für Spiegel und Porzellan! Auch in jene Zimmerreihe möchte ich blicken, wo — ihre Excellenz wohnt. Dort möchte ich hin — in's Boudoir, wo all die Näpfchen und Fläſchchen ſtehen und Blumen, an denen man nur mit Angſt riechen kann, wo ihre Anzüge zerſtreut liegen, mehr der Luft, als einem Gewand ähnlich. In das Schlafzimmer möchte ich blicken; da ſind, meine ich, Wunder, da iſt das Paradies! Wenn ich den Schemel ſehen könnte, auf den ſie beim Aufſtehen aus dem Bette ihr Fußchen ſetzt, und wie dann über dies Fußchen das ſchneeweiße Strümpfchen gezogen wird! Ei, ei, ei! Nichts, ſtill!

Wohin ging mir auf einmal wie ein Licht im Kopf auf: ich erinnerte mich des Geſprächs der beiden Hündchen auf dem Newskiſchen Proſpekt. Gut, dachte ich bei mir, ſo werde ich Alles erfahren: man muß ſich des Briefwechſels dieſer beiden garſtigen Köter bemächtigen. Dieſer muß mir wichtige Aufſchluſſe geben. Ich geſtehe, ich habe ſchon früher einmal Medichi an mich gelockt und ihm geſagt: „Hör' einmal, Medichi, jetzt ſind wir allein; wenn du willſt, ſchließe ich auch die Thüre zu, daß uns Niemand ſieht. Erzähle mir Alles, was du vom Fräulein weißt. Wie ſieht's mit deiner Herrin aus, he? Ich ſchwöre dir's, Niemand ſoll was von mir erfahren.“ — Aber der pfiffige Köter zog den Schwanz ein, buckelte ſich und lief ſachte zur Thüre hinaus, als ob er mich nicht verſtanden hätte. Ich habe lang vermuthet, daß der Hund viel geſcheiter iſt, als der Menſch; ich bin ſogar gewiß, daß er auch ſprechen kann und nur einen gewiſſen Eigenſinn hat. Er iſt ein außerordentlicher

Politiker, merkt Alles, alle Schritte des Menschen. Nein, was es auch koste, gleich morgen gehe ich in das Swerkowsche Haus, verböre Fidele und sange, wenn mir's gelingt, alle Briefe auf, die ihr Medschi geschrieben hat.

12ten November.

Um zwei Uhr Nachmittags ging ich mit der Absicht aus, Fidele schlechterdings zu sehen und in's Verhör zu nehmen. — Der Kohlgeruch ist mir unerträglich, der einem aus all den kleinen Laden in Meßschanskaja entgegen kommt, und vollends der Gestank aus allen Thorwegen, so daß ich mit zurückgehaltener Nase lief, was ich konnte. Auch die verschiedenen Handwerker lassen so viel Dunst und Rauch aus ihren Werkstätten, daß es durchaus unmöglich ist, hier zu spazieren. — A.s ich in den sechsten Stock geklettert war und schellte, kam ein Mädchen heraus, ziemlich hübsch, mit kleinen Sommersprossen. Ich erkannte es gleich für dasselbe, das mit der Alten gegangen war. Es erröthete ein wenig, und ich dachte gleich: „He, du Täubchen, möchtest gern einen Schatz haben?" — „Was wünschen Sie?" fragte das Mädchen. — „Ich wünsche Ihr Hundchen zu sprechen." — Das Mädchen war albern: ich konnt' es ihr am Gesicht ansehen, daß sie dumm ist.

Das Hundchen kam gerade bellend heraus gelaufen. Ich wollte es ergreifen, aber das garstige Ding hätte mich beinahe in den Finger gebissen. Da ward ich seinen Korb in der Ecke gewahr. Ha, gerade den brauchte ich! Ich trat hinzu, durchwühlte das Stroh und zog zu meinem außerordentlichen Vergnügen ein nicht großes Bundel kleiner Papierchen hervor. Wie das der abscheuliche Hund merkte, fuhr er erst recht auf mich los, dann aber, als er mir's anroch, daß ich die Papiere mitnehmen wollte, fing er an zu winseln und mir zu liebkosen. Aber ich sagte: „Nein, mein Schätzchen, adieu!" und eilte davon. Das Mädchen muß mich für verrückt gehalten haben, so verblufft sah sie aus.

Als ich nach Hause kam, wollte ich mich gleich daran machen, die Briefe zu entziffern, weil ich bei Kerzenlicht ein wenig schlecht sehe; aber Mawra hatte den Einfall gehabt, den Fußboden zu scheuern. Diese dummen Finnländerinnen sind immer sauber zur Unzeit. Ich ging daher spazieren, nachdenklich über mein Abenteuer. Nun werde ich endlich alle Schritte, alle Absichten und Triebfedern erfahren und hinter Alles kommen. Diese Briefe werden mir Alles enthullen. Diese Hunde sind ein gescheites Volk; sie kennen alle politischen Gesichtspunkte, und daher wird sich in den Papieren Alles finden, alle Handlungen dieses Direktors. Dort wird sich auch etwas finden über sie, die ich — Nichts! Still! — Gegen Abend kam ich zurück und blieb nun meist im Bette liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsetzung.)

Dem deutschen Volke fehlt dieses einseitige nationelle Bewußtseyn; sein Geist ist vielseitiger und allgemeiner als der irgend einer Nation. Wir wissen ja, wessen es hiedurch fähig ist und was es schon in Wissenschaft und Kunst geleistet hat; aber ihm geht damit die Bedingung einer wahren Nationalbühne ab. Wie einmal die Geister bei uns constituirt sind, kann der Bühnendichter, welcher historische oder ideale Stoffe behandelt, viel zu wenig nationelle, sich von selbst verstehende Elemente geben, welche zum voraus die Theilnahme des großen Publikums fesselten. Daher kommt es auch, daß man nirgends so viel, wie bei uns, von objektiven und von subjektiven Dichtern sprechen hört; vielmehr haben sich diese Begriffe anderswo gar nicht gebildet. Bei uns aber zerfallen die schaffenden Geister wirklich und deutlich in die zwei Hauptklassen, welche von unsern größten Dichtern repräsentirt werden. Die einen geben immer nur Entfaltungen des eigenen Ich; ihre Gestalten tragen stets die Farbe der dichtenden Persönlichkeit und sprechen im Styl derselben; den andern kommt die Kraft zu, ihre Gebilde objektiv, rein menschlich hinzustellen. Jene sind in der Regel demagogischer als diese, ihre Wirkung vertheilt sich auf die ganze Masse des Publikums; aber der Liebe, die sie entzunden, steht eine starke Opposition entgegen, weil sich die einen Geister von der Subjektivität des Dichters angezogen, die andern entschieden abgestoßen fuhlen. Ganz anders ist es bei einem objektiven Dichter, wie Goethe: seine Gestalten sind in eine Sphäre entrückt, die nicht allen, am Ende den wenigsten zugänglich ist; so werden sie von den einen mit Lust genossen, von den andern, von der Menge, gar nicht begriffen.

Dieses Verhältniß läßt sich, glaube ich, durch folgendes Beispiel recht deutlich herausheben. Die mythischen und historischen Gestalten der französischen Tragödie sind lauter leibhafte, auf den Kothurn gestellte Franzosen. Man mag sagen, was man will, auch Shakespeares Römer sind zwar ganze Menschen, aber dabei doch echte Britten. Auch die dramatischen Charaktere unserer Dichter sind im Grunde ganz deutsch; aber darauf kommt es nicht an, sondern darauf, ob die es Nationelle vom Zuschauer unbewußt begriffen und gefuhlt wird; und dies ist bei jenen Völkern der Fall, bei uns nicht.

Es erscheint in dieser Beziehung äußerst bedeutsam, daß in der Bluthezeit der englischen und französischen Bühne die Tragödie, ohne einen Gedanken an die sogenannte historische Treue, geradezu in einem Kostum gespielt wurde, das nur eine Idee ihrer Tagestracht war. Das, was wir jezt vornehm als Unsinn belachen,

verstand sich damals von selbst und war nur ein Mittel der nationalen Wirkung weiter. Bei einigem Nachdenken findet man es ganz begreiflich, daß man zur Zeit, wo Hamlet und Othello von einem Garrik, der recht gut wußte, was er that, in moderner Tracht gegeben wurden, in Deutschland bereits mit großem Eifer auf antiquarische Treue der Kostume drang. Eben die Schwäche des nationalen Gemeingefühls macht, daß die deutsche Bühne solcher äußern Wirkungsmittel weniger entbehren kann, als irgend eine andere.

Alles dies wurde mir recht deutlich durch die Beobachtung eines geselig durchgebildeten Volks, das so innig mit seiner Bühne zusammenhängt, auf der es immer nur sein eigenes Wesen sucht und findet. Warum so manches poetisch sehr hoch stehende deutsche Werk halb über die Bühne hinausfällt und so gar nicht in Fleisch und Blut unseres Volks übergehen will, warum es bei uns, und nur bei uns, eine ganze dramatische Literatur gibt, welche die Bühne ignorirt und von ihr ignorirt wird — dies und so manches andere wurde mir gar begreiflich. Besonders aber hielt ich mir Folgendes vor.

Die Schwäche unserer Nationalität und der Trieb, alle fremde Vortrefflichkeit kennen zu lernen und uns anzueignen, bedingen einander wechselseitig. Dies ist der Grund, warum sich von jeher die dramatischen Gebilde aller Völker, der Franzosen, Engländer, Dänen, Spanier, Italiener, auf unserer Bühne Rendezvous gegeben und die einheimischen Produkte nicht selten in den Hintergrund gedrängt haben. Nun läßt sich National-poesie auf einer Nationalbühne bei ziemlich unentwickeltem Zustand der Schauspielkunst sehr wirksam denken, wie denn wirklich die Mimik gerade in der Blüthezeit der englischen und französischen dramatischen Poesie eine verhältnißmäßig rohe war. Nährt sich aber ein Theater, wie das unsrige, vorzugsweise von fremder Poesie, so wird diese zur Wirkung nothwendig eines gewissen Grades von mimischer Kunst bedurfen. Dazu kommt, daß, in Folge des Mangels an nationalem Bewußtseyn, unsere heimische Poesie sich auf der Scene, so zu sagen, nicht genügsam von selbst trägt, daß sie kräftig vom Spiel getragen werden muß; und so scheint die Existenz einer deutschen Bühne überhaupt von der Bedingung einer sehr gebildeten Schauspielkunst, einer strengen Schule abzuhängen; nicht gerechnet, daß das Theater bei uns weit mehr, als bei andern Völkern, vorzugsweise eine Ergötzung höherer Stände ist, oder die niedrigen wenigstens keinen Einfluß darauf haben. Auch wird die Schauspielkunst bei uns mehr, als anderswo, ein gewisses Uebergewicht über die Poesie selbst behaupten, und statt die Dienerin der Poesie zu seyn, vielmehr dieselbe oft zur Magd machen. Man denke an Schröders, an Iffands Beispiel, und an die vielen Fälle, wo der deutsche Theaterschriftsteller, statt Welt- und Menschenkenntniß, nur Bühnenkenntniß zu seinem Geschäft mitbringt.

Ich hatte das Vaterland mit dem Eindruck verlassen, daß die scenische Kunst eine ganz achtbare Höhe erstiegen, und die Leistungen unserer guten Bühnen standen noch nach Allem, was ich in Frankreich gelernt und erfahren, als recht bedeutende Erscheinungen vor mir. Wohl fühlte ich jetzt, daß das Ganze eine perennirende Treibhauspflanze ist; aber eine solche kann man ja bei vernünftiger Pflege lange im fröhlichen Wachsthum erhalten und ihr Jahr für Jahr die erfreulichsten Blüthen abbrechen.

Um die Zeit des allgemeinen Friedens kam ich wieder nach Deutschland und trat sogleich in einen Wirkungskreis, der mir Literatur und Theater völlig aus den Augen rückte. Nach einigen Jahren zog ich mich auf ein Gut zurück. Hier, in erwünschter Muße, folgte ich zwar den Bewegungen der Literatur, aber von dramatischen Genüssen war an der polnischen Grenze keine Rede. Ich machte die und da, nach langen Pausen, einen flüchtigen Besuch in der Hauptstadt; da ich aber meine Freunde nur Abends genießen konnte, so waren mir diese Stunden zu kostbar, als daß ich auch nur Eine dem Theater hätte opfern mögen. In den zwanzig Jahren, die ich auf dem Lande zugebracht, habe ich, so viel ich mich erinnere, ein einziges Mal vor den Lampen gesessen. Ich war gerade in der Stadt, als Robert der Teufel zum erstenmal aufgeführt wurde. Dies war ein gewaltiges Ereigniß; Alles ging hin, und somit auch ich, aus demselben Grunde, aus dem ich sonst nicht in's Theater ging.

(Fortsetzung folgt.)

Projekt einer Luftschifffahrt von Amerika nach Europa.

Man weiß aus den Tagblättern, daß der bekannte Luftschiffer Green, der vor einigen Jahren auf einer Fahrt von London nach Paris im Nassausischen auf den Boden kam, allen Ernstes daran denkt, den atlantischen Ocean zu überfliegen. Ein englisches Blatt gibt darüber Folgendes.

Green behauptet, ein Ballon bleibe weit länger straff und elastisch, wenn er mit gekohltem Wasserstoffgas, als wenn er mit reinem Wasserstoff gefüllt werde. Letztere Luftart ist so dünn, daß sie durch die Seide entweicht, was die erstere nicht thut. Green übergezeugte sich hievon bei 275 Atmosphären. Allerdings ist das gekohlte Wasserstoffgas schwerer als das reine, und jetzt also unter gleichen Umständen einen größern Ballon voraus; dennoch sind die Vortheile desselben weit überwiegend und zum vorhabenden Unternehmen der Reise über den atlantischen Ocean entscheidend. Ballons, nach Greens Methode gefüllt, halten ihr Gas Wochen lang. Er hat gegen 3000 Meilen mit demselben Gase gemacht, und er hätte es drei Monate lang benützen können. — Ueber den untern Luftströmungen und Landwinden findet man das ständig eine Strömung, die constant über das atlantische Meer weste oder nordwestwärts geht. Hat man sich einmal

zur Höhe dieses Luftstroms erhoben, so macht sich die Sache von selbst. Ein Ballon, der mit dem Winde geht, wird gleichsam ein integrirender Theil der Luftsäule, die ihn fortführt. Ein Aerostat von der Größe des Nassauballons könnte leicht drei Personen und Mundvorrath für drei, vier Monate aufnehmen. Man hat es vollkommen in der Gewalt, ihn nach Belieben steigen und fallen zu lassen, und so ist denn Green, im Vertrauen, daß sich sein Gas mehrere Wochen hält, und er die genannnte obere Luftstrebung benutzen kann, entschlossen, von Neu-York nach England überzusteigen. Green verlangt keine Belohnung, wenn ihn das Publikum, das er noch nie getäuscht, in Stand setzt, einen Ballon zu bauen, wie er für diese große Unternehmen erforderlich ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

(Fortsetzung.)

Die Pensionen.

Was die Anstalten der ersten und zweiten Kategorie betrifft, die von Eingebornen geleitet werden, so ist es billig, daß zuerst dessen erwähnt werde, was sie als das Ziel ihres Strebens betrachten und meist auch erreichen. Religion und Moral sind der französischen Bildung, sey sie nun papistisch oder calvinisch gefärbt, eine Art von Jurisprudenz, die man in präcis formulirte Kriegs- und Friedensartikel gebracht, codificirt hat. Für den ächten Deutschen ist die religiöse moralische Basis ein gewisses Gefühl, für den Romanen ist es eine kleine Sammlung fester Sätze, principes, die zunächst dem Gedächtniß eingeprägt, während der Erziehung bei jeder Gelegenheit in Erinnerung gebracht werden, und auf welche demnächst im Leben stets recurrirt wird, wie der Geometer im Verlaufe seiner Wissenschaft auf die Axiome recurrirt. Die an und für sich sevende Wahrheit dieser festen Voraussetzungen, Dogmen und Gebote — werden sie dem Romanen klüglich, so verstärkt er dem theoretischen und praktischen Unglauben — will ich hier nicht untersuchen, wenn auch nicht unbemerkt bleiben darf, daß ein gebildeter Deutscher die meisten nur mit starken Modifikationen annehmen kann; ein Faktum ist, daß das ganze Leben des Romanen von Erziehung, der wirklich, nach seiner Art, Religion, Moralität und Ton hat, eine Sicherheit, Gesetz- und Regelmäßigkeit zeigt, welche man respektiren muß. Eltern können fest überzeugt seyn, daß ein in einer genferischen oder waadtländischen Pension, besonders in einer pietistischen, exzogenes Kind diese Gesetz- und Regelmäßigkeit gewinnt, und wenn man einen exakten Buchhalter, Cassier, Militär erziehen will, oder einen Mann, der seine gesellschaftlichen Pflichten tunktmäßig zu erfüllen und den socialen Codex auswendig wisse, oder auch ein Mädchen, welches als Jungfrau sich nicht einfallen lasse, etwas anderes als die Convenienz, und den Willen ihrer Eltern zu Rathe zu ziehen, wenn sie verheirathet werden soll, und als Gattin strict die Bedingungen erfülle, welche Katechismus, Gesetzbuch und Ehekontrakt von ihr erheischen: wenn man dieses will, so kenne ich keine zweckmäßigeren Anstalten. Den mögl ichen Uebeln, welche bei jungen Männern aus dem Denken über die Grundlagen der Religion, Moral, Wissenschaft u. s. w., oder bei Jungfrauen daraus entstehen können, daß sie auf eigene Hand fühlen, diesen wird durch solche Erziehung gründlich vorgebeugt, und es ist nur noch etwa die Möglichkeit vorhanden, daß die auf äußerliche Weise in's Innere genagelten Gesetzestafeln einmal durch den Sturmwind einer gemeinen Lebensfaust umgeblasen werden und dann ist freilich die Mühe vieler Jahre verloren. Aber auch lebendig in den Boden des Gemüths eingewurzelte Bäume reißt ja wohl ein Sturm um, und etwas muß man auch vom Glücke hoffen. Daß Gewandtheit im Parliren erlangt wird, versteht sich von selbst; dagegen liegt die Forderung, Sprachunterricht solle nicht nur dieß, sondern zugleich ein Geistbildendes seyn, außerhalb des Gesichtspunkts jener Erziehung: die Grammatik ist so starr dogmatisch und positivistisch wie die religiösen, moralischen und socialen Polizeireglements, die eingelernt werden. Was nun sonstige Kenntnisse betrifft, so gibt es unter den Mädchenanstalten höhere und niedere, die Knabenanstalten zerfallen ebenfalls in zwei Klassen: in wenigen wird lateinisch und griechisch gelehrt, in den meisten sucht man eine sogenannte Bildung für's Leben zu geben. Da für Mädchen Rechtmäßige das minder Wichtige sind, so denke ich nur an die Knabenanstalten, und da kann ich wieder versichern, daß in den besseren ein rein mechanisches Rechnen (ohne Einsicht der Gründe) zu großer Fingerfertigkeit gebracht, auch ein ansehnliches Quantum von chronologischen und statistischen Namen und Zahlen dem Gedächtniß eingeprägt wird, wobei der in Bewegung gesetzte Ehrgeiz der Zöglinge als der mächtigste Hebel dient. Die meisten Vorsteher von Erziehungsanstalten ermangeln einer klassischen Bildung, die jetzt ein sehr wenig gesuchter Artikel in der französischen Schweiz, und darum nicht überall auf dem Lager vorräthig. Die wenigen, welche durch Collège und Akademie gelaufen, tragen ebenfalls meist kein Bedenken, einzugestehen, que leurs études classiques ont été faibles, und so ist der Unterricht in den alten Sprachen, da wo er gegeben wird, meist in den Händen deutscher Lehrer, gedeiht aber nicht sonderlich, wie denn bis jetzt diejenigen Knaben in Württemberg, welche Aussteuhme in die niedern Seminare suchen, sicherlich stärker im Lateinischen und Griechischen sind als die Mehrzahl der Akademier in Genf und Lausanne.* Daß eine maison d'éducation nicht selten von solchen als eine letzte Ausflucht betrachtet wird, denen es in andern Carrieren nicht hat glücken wollen, wie denn z. B. in Genf alte Jungfern aus guten Familien laute de mieux vorzugsweise Institute anlegen, ist kein Hinderniß des Gelingens, indem für den eigentlichen Unterricht Stundengeber in Menge vorhanden sind, und natürlich jeder erziehen kann. Daß aber die „liberté d'enseignement" den Staat absolut verbindert, über die Pensionen Aufsicht auszuüben, ist, wie einmal in der Dinge in der Schweiz stehen, eher ein Vor- als ein Nachtheil. Ich rede im Ernst: mehr als ein tüchtiger akademischer oder Gymnasiallehrer hat ein Privatinstitut angelegt, um von unsinnigen Reglements der Scholarchate forton uns gehemmt wirken zu können.

(Fortsetzung folgt.)

* Ein Berner Professor erzählte mir im vorigen Jahre folgenden Spaß, der ihm selbst passirt, als er, ich weiß nicht mehr ob Rektor der Universität oder Dekan der juristischen Fakultät war. Ein angesehener Studiosus der Rechte meldet sich bei ihm und der Professor hält ihm Abmahnung und Feder hin, damit er seinen Namen einschreibe und das „Stud. jurisc." Rektor Magnificus geschehen, ergreift den „Studiosus" ein Gewissensscrupel, er sieht noch einmal seinen Namen und was folgt an und sagt dann: „Aber, Herr Professor, ich bin doch nicht aus dem Jura." Matière de livres! würde Rabelais sagen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 10. December 1839.

Klopstock nahm den ersten Platz in der englischen, Wieland in der französischen Schule ein; aber Klopstock eröffnete Nachfolgern eine neue Laufbahn, während Wieland einzeln dastand, der Erste und der Letzte in der französischen Schule: der Erste, weil in dieser Gattung Niemand ihn erreichen konnte, der Letzte, weil nach ihm die deutschen Schriftsteller einen durchaus verschiedenen Gang nahmen.

Frau v. Staël.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsetzung.)

Wenn gleich in meiner Zurückgezogenheit gänzlich von der Bühne abgeschnitten, verfolgte ich doch auch die neueste dramatische Literatur mit einiger Aufmerksamkeit. Man wird mir schwerlich zumuthen, daß ich an unsern originellen Produkten ernster und komischer Gattung im Ganzen große Freude hätte haben sollen. Ich mußte bei dieser Lektüre oft lachen, wenn ich der Wechsel gedachte, welche Deutschland in der Weimarschen Dichterperiode auf seine künftige dramatische Größe gezogen, wenn ich die kuriosen Mäuse betrachtete, welche der Kunstberg geboren. Was mir von deutschen modernen Dramen zu Gesicht kam, bestätigte nur zu sehr die Ansicht, die ich über das Verhältniß der deutschen Poesie zur Bühne gewonnen. Das poetisch Bedeutende oder doch Schätzbare verfiel gar oft jener luftigen, eingebildeten Bühne, auf der sich Tiecks Dramen so trefflich ausnehmen, weil sie gar nicht gespielt werden; oder paßte es auch in den Rahmen der realen Bühne, so gebrach es ihm doch meist an allen Elementen populärer Wirksamkeit. Dagegen das Populäre, Demagogische hatte meist die Bühnengerechtigkeit durch das Abschwören aller Poesie erkauft. Wozu mehr Worte über ein literarisches Faktum machen, das am Ende Niemand in Abrede stellt?

Kein Mensch wird behaupten, daß die seit dreißig Jahren zu Tage gekommenen originellen dramatischen Schöpfungen, als Ganzes betrachtet, eine große Zierde unserer Literatur sind. Ich bin aber so frei, den Theil unserer dramatischen Literatur, welcher die Uebersetzungen, Bearbeitungen und direkten Nachahmungen der französischen Tagesprodukte begreift, für einen wahren Schandfleck des deutschen Namens zu erklären. Und ich eifere keineswegs dagegen, daß man die Franzosen kopirt — ich nehme dies als eine innere Nothwendigkeit, als ein Nationalbedürfniß hin — ich meine die Art und Weise, wie man sie übersetzt und nachahmt. Zu Anfang dieser Bemerkungen kam mir Wieland in den Kopf und in die Feder, und ich gedachte dabei eben unserer providentiellen Abhängigkeit von den Franzosen. Die neue ästhetische Schule suchte einen Mann, auf dessen Schultern sie stand, moralisch todtzuschlagen. Hat aber ihr Geist und ihr Wirken die Ursachen aufgehoben, weßhalb Deutschland der talentvollen Bearbeiter fremder Stoffe nimmer entbehren kann? Und ist nicht gegenwärtig unsere leichte schöne Literatur gerade darum so schaal, weil sich seit Wieland so wenige Menschen von seiner Geistesmischung gefunden?

Wie war es heute vor hundert Jahren und noch später in Deutschland mit dem Geschmack und der Sprache

bestellt! Wie unendlich weit waren die Deutschen in allen Künsten der Einbildungskraft hinter Britten und Franzosen zurück! Es waren vor Allen zwei deutsche Männer, welche dem poetischen und ästhetischen Geist ihres Volks zum Bewußtseyn verholfen, und die Offenbarungen dieses Geistes, deren wir uns jetzt stolz rühmen dürfen, vorbereitet und möglich gemacht haben: Klopstock in der höhern, ernsten, Wieland in der leichten, angenehmen Poesie. Wieland entriß unsere schöne Literatur der unbehülflichen, geschmacklosen Rohheit, womit sie gebildeteren Völkern nachstammelte; er lehrte die französischen Grazien und den brittischen Humor deutsch reden; er zeigte den Deutschen, daß sie mit ihrer bildsamen Sprache nicht nur in der Kraft und Tiefe der Gedanken, sondern auch in der freien Aeußerung, in der schönen Form derselben mit ihren Nachbarn wetteifern könnten. Freilich war Wieland daneben auch eine philosophischer Aufklärer, mit der Vernunft als oberstem Prinzip, und dem Verstand als Hauptwaffe; aber im vorigen Jahrhundert handelte es sich für Deutschland darum, die allgemeine Kultur nachzuholen, wenn es sie dereinst auf seine Weise selbst fördern sollte; es mußte sich, wie in den schönen Künsten, so auch in der Philosophie durch die Irrthümer und Vorurtheile der Zeit hindurchringen, wollte es einmal frei und selbstständig darüber hinauskommen. Wir sind auch kräftig darüber hinausgegangen, vielleicht nur, um in neue Irrthümer und Vorurtheile zu verfallen; gleichviel: sind wir doch zu einem geistigen Eigenthum gelangt, haben wir doch in höherer Poesie und Weltanschauung unser eigenstes Wesen offen herausgekehrt. Man mag aber diese unsere Emancipation von der Geistessklaverei der letzten Jahrhunderte noch so hoch anschlagen und noch so weit ausdehnen: soviel ist gewiß, in allen Künsten, ja in allen Gedanken, welche mit dem geselligen Leben zusammenhängen, sind wir von den Franzosen noch so abhängig als je, und wenn Klopstocks Mission erfüllt ist, so geht die Wielands noch immer fort. Wie wird sie aber gegenwärtig begriffen und erfüllt?

Es soll hier nicht davon die Rede seyn, wie die französischen Elemente sich zu unserer schönen Literatur überhaupt verhalten und wie sie in derselben verarbeitet werden; ich habe es hier nur mit dem Schauspiel zu thun. — Die Deutschen haben im letzten halben Jahrhundert zwei ästhetische Paroxysmen von Deutschthümlichkeit gehabt, in denen sie sich wegen ihrer Gallomanie heftig auflehnten, dem Geschmack an französischer Kunst leidenschaftlich den Krieg erklärten und auf einmal in Allem apart seyn wollten. Aber in nichts war das uns mit Frankreich verknüpfende Band fester geschlungen und verknotet, als in der äußern Sitte und in der geselligen Bildung, in Allem, was nicht nur den Körper bekleidet und ziert, sondern auch dem Geist das anständige Zeitgewand zubereitet, welches er überwirft, um unter Seinesgleichen seine Ecken und Flecken zu verbergen. Diese psychische Toilette konnten wir denen, von welchen wir sie geborgt, nicht vor die Füße werfen, ohne in gewisser Beziehung tief beschämt in geistiger Blöße dazustehen. Nun ist aber die Bühne ein ganz soziales Gewächs, und gerade die beliebteste dramatische Gattung, das Sittenlustspiel, wurzelt ja geradezu in der Partie unseres Wesens, welche unsichtbar mit Französischem legirt ist. Es ist natürlich, daß das Volk, welches uns in der Kleidung und in aller Repräsentation Gesetze vorschreibt, uns auch die Muster liefert, wie der soziale Mensch mimisch zu fassen und in Action zu setzen ist. Französische Haube und französische Vaudevilles bleiben für uns gleich nothwendige Einfuhrartikel. Wie gewisse Racen von Hausthieren schnell ausarten, wenn sie nicht beständig mit dem Blute des echten Grundstamms aufgefrischt werden, so müßte unsere Eleganz und unsere Bühne schnell alle Haltung verlieren, wenn jene Zufuhr abgeschnitten würde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Fortsetzung.)

15ten November.

Nun wollen wir sehen! — Die Schrift ist ziemlich deutlich; dennoch hat die Pfote etwas Hündisches. Lesen wir:

„Liebe Fidele! Ich kann mich bis jetzt noch nicht an dei„nen bürgerlichen Namen gewöhnen. Als ob man dir keinen „bessern hätte geben können! Fidele, Rosa — welch gemeiner „Ton! Aber dies Alles bei Seite! Ich bin sehr froh, da „wir darauf gekommen sind, einander zu schreiben."

Der Brief ist sehr korrekt geschrieben, die Interpunktion und die großen Buchstaben sind richtig gesetzt. So kann nicht einmal unser Departementschef schreiben, obschon er versichert, er feo auf der Universität gewesen.

„Es scheint, daß Gedanken, Gefühle und Wahrneh„mungen mit einander zu theilen, eines der ersten Güter „der Welt ist."

Hm! dieser Gedanke ist einem aus dem Deutschen übersetzten Werke entnommen. Ich kann mich nur nicht gleich auf den Titel besinnen.

„Ich sage dies aus Erfahrung, obschon ich kaum „weiter in der Welt, als vor dem Thor unseres Hauses „herumgelaufen bin. Geht nicht mein Leben in lauter „Vergnügen hin? Mein Fräulein, das Papa Sophie „nennt, liebt mich über die Maßen."

Ei, ei! — Nichts! nichts! Still!

„Papa streichelt mich auch sehr oft. Ich trinke Thee „und Kaffee mit Rahm. Ach, ma chère, ich muß dir

„jagen, daß ich gar kein Vergnügen an großen, abgenagten „Knochen finde, wie unser Sultan in der Küche kriegt. „Verschiedene zusammengemischte Brühen schmecken auch „gut, doch ohne Kapern und ohne Gemüß."

Der Teufel weiß, was das für dummes Zeug ist! als ob es nichts Vernünftigeres zu schreiben gäbe! Sehen wir auf der andern Seite, ob nichts Gescheiteres kommt.

„Ich bin mit Vergnügen bereit, dich von allen bei „uns vorfallenden Ereigniſſen zu benachrichtigen. Etwas „habe ich dir bereits von der Hauptperson gemeldet, die „von Sophie Papa genannt wird. Es iſt ein gar ſeltſamer „Mann."

Aha, da iſt er endlich! Ich dachte es ja! Die haben einen politiſchen Blick für Alles. Nun, ſehen wir, was es mit Papa iſt!

„. . . ein gar ſeltſamer Mann. Er ſchweigt mei„ſtens, ſpricht nur ſelten; doch ſprach er vorige Woche „beſtändig zu ſich ſelbſt: werde ich es erhalten, oder werde „ich es nicht erhalten? Dabei nahm er in eine Hand ein „Stückchen Papier und machte die andere hohl, wobei er „immer wiederholte: Werde ich es erhalten, oder werde „ich es nicht erhalten? Einmal wendete er ſich auch an „mich mit der Frage: Was meinſt du, Mebſchi, werde „ich es erhalten, oder werde ich es nicht erhalten? Ich „verſtand durchaus nichts davon, ſchnupperte an ſeinem „Stiefel und lief fort. Einmal, ma chere, eine Woche „ſpäter, kam Papa mit großer Freude nach Hauſe, und „den ganzen Morgen ſtellten ſich Herrn in Uniform ein „und gratulirten. Bei Tiſche war er ſo luſtig, wie „ich ihn noch nie geſehen. Mein Fräulein Sophie —"

Ah, nun werden wir von Sophie hören. Eh, Sapperment! — nichts, nichts, ſtill!

„Mein Fräulein Sophie geht außerordentlich gern „auf den Ball, obſchon ſie ſich beim Ankleiden faſt im„mer ärgert. Ich begreife das Vergnügen gar nicht, „auf einen Ball zu gehen. Sophie kömmt erſt um ſechs „Uhr Morgens zurück, und ich errathe immer an ihrem „blaſſen und magern Ausſehen, daß man der Armen dort „nichts zu eſſen gegeben hat. Ich geſtehe, ich könnte ſo „nicht leben. Gott, wenn man mir keine Sauce mit Ha„ſelhuhn oder gebratenem Hühnerflügel abreichte — ich „weiß nicht, was aus mir werden ſollte! Auch Sauce „mit Grütze laſſe ich mir gefallen; nur keine Rüben, „Möhren oder Artiſchoken."

Ein außerordentlich ungleicher Styl! Man ſieht doch gleich, daß es kein Menſch geſchrieben hat. Fängt ganz ordentlich an, und endigt hündiſch. Sehen wir etwas anderes! Hm! da iſt ja nicht einmal ein Datum geſetzt!

„Ach, Theure, die Ankunft des Frühjahrs wird mir „fühlbar. Mein Herz klopft, als ob es etwas erwarte; in „meinen Ohren iſt ein beſtändiges Brauſen, ſo daß ich „oft mit einem aufgehobenen Hinterbein an der Thüre „ſtehen und horchen muß. Du ſollſt wiſſen, daß ich viele „Verehrer habe. Gewöhnlich am Fenſter ſitzend, betrachte „ich ſie. Aber wenn du wüßteſt, welche Ungeheuer es „unter ihnen gibt! Beſonders bleibt eine ſchreckliche Dogge „unter meinem Fenſter ſtehen. Der Dummkopf muß ent„ſetzlich frech ſeyn; denn wenn ich auch gegen ihn knurre, „bekummert er ſich gar nichts darum, runzelt nicht ein„mal das Geſicht, ſondern ſtreckt ſeine Zunge heraus, „läßt die furchterlichen Ohren hangen und guckt heraus. „Der Flegel! Glaube aber nicht, ma chère, daß mein „Herz bei allen Huldigungen gleichgültig bleibt! o nein! „Wenn du einen Cavalier geſehen hätteſt, wie er über „den Zaun des Nachbarhauſes ſetzte, Namens Treſor! „Ach, ma chère, was für ein Schnäuzchen hat er!"

Zum Teufel mit den Albernheiten! Wie kann man nur ſolche Dummheiten ſchreiben! Gebt mir etwas vom Menſchen, ich will den Menſchen ſehen! Ich fordere Nahrung, ſolche, die meine Seele erquicken könnte. Schlagen wir um! wird ſich auf der andern Seite nichts Beſſeres finden?

„Sophie ſaß am Tiſchchen und nähte. Ich guckte „durch's Fenſter, weil ich gar gern die Vorübergehenden „betrachte. Aus einmal kommt der Bediente herein und „meldet: Teploff! „Gut!" rief Sophie und faßte mich raſch, „mich zu kuſſen. „Ach, Mebſchi, wenn du wüßteſt, wer „es iſt! Ein Kammerjunker, bräunlich — und was für „Augen! ſchwarz und feurig." — Und damit lief ſie auf „ihr Zimmer weg. Einen Augenblick ſpäter trat der junge „Kammerjunker herein mit ſchwarzem Backenbarte, näherte „ſich dem Spiegel, ordnete ſeine Haare und ſah ſich im „Zimmer um. Ich knurrte und ſetzte mich wieder auf „meinen Platz. Sophie kam bald zurück und erwiderte „mit munterm Gruße ſeinen Bückling. Ich ſah, als ob „ich nichts merke, immer durch's Fenſter, drehte jedoch „den Kopf ein wenig, um ihre Unterhaltung mit anzu„hören. Ach, meine Theure, was für dummes Zeug „plauderten ſie! Sie ſprachen darüber, wie eine Dame eine „unrichtige Figur im Tanzen gemacht habe, wie ein ge„wiſſer Boboff mit ſeiner Bruſtkrauſe einem Storch ſo „ähnlich ſehe und beinahe hingefallen ſey, wie eine gewiſſe „Frau Lidin meine, blaue Augen zu haben, und nur grüne „habe u. dgl. Ich weiß nicht, ma chère, was ſie an ihrem „Teploff hat, was ſie Entzückendes an ihm findet."

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, November.

Das erſte Prager Taſchenbuch.

Man hat oft geglaubt, etwas Witziges und Geiſtreiches geſagt zu haben, wenn man behauptete, das Klima Böhmens ſey günſtiger für Obſtzucht und Kartoffelbau, Korn und Hopfen, als für Zeitſchriften und Taſchenbücher.

Betrachtet man aber die Sache genauer, so ist weder die Grundfläche der Gleichgültigkeit, noch der Stumpfsinn Censur an dem Mißwachs dieser periodischen Früchte schuld, sondern der Fehler lag meist an den Pflanzern, welche deren Pflege nicht verstanden. Neben vielen verunglückten deutschen Zeitschriften in Böhmen, grünte und blühte schon im vorigen Jahrhundert Meißners „Apoll“ mehrere Jahre hindurch, und auch in den letzten Decennien besteht die „Bohemia“ schon im zwölften, das „Panorama des Universums“ im sechsten, und „Ost und West“ im dritten Jahrgange, und beweisen, daß sich in Böhmen Zeitschriften wohl erhalten können, wenn die Herausgeber ihr Ziel mit Beharrlichkeit und Consequenz verfolgen. Was die Taschenbücher betrifft, so ist in diesem Genre noch niemals ein nur einigermaßen der Erwähnung würdiger Versuch gemacht worden, und die „Camellien.“ Almanach für das Jahr 1840, herausgegeben von Ferd. Grafen Schönborg und E. A. C. Hennig (erster Jahrgang mit sechs Stahlstichen von Karl Mayer in Nürnberg und J. Ribiczka in Prag, dann vier Steinstichen von C. Hennig und einem musikalischen Souvenir von S. Goldschmidt) sind auf jeden Fall das erste Prager Taschenbuch, welches auf diesen Namen Anspruch machen darf. Löblich war es von der Redaktion, nur vaterländische Dichter (gleichviel, ob sie anwesend oder in weiter Ferne seyen) zur Mitwirkung einzuladen; doch zeigt das Resultat keinen großen Reichthum, denn unter zweiunddreißig Namen von Poeten und Prosaikern, welche dieser Almanach aufführt, befinden sich nebst drei Pseudonymen zwölf ganz unbekannte Dichternamen, und die Herausgeber sagen selbst in ihrer Anzeige: „Wenn wir aber auch frei bekennen müssen, daß der Almanach „Camellien“ für das heurige Jahr durchaus nicht jenes Gepräge trage, welches wir uns zur Aufgabe genommen haben, so schmeicheln wir uns dennoch, daß derselbe auch in der gegenwärtigen Gestalt nicht unwerth sey, auf der Toilette der eleganten Welt einen Platz zu finden.“ u. s. w. — Damit sind wir einverstanden. Uebrigens bestimmen die Herausgeber zu einem „Locomotiv des gesteigerten Leseinteresses.“ anser dem mit fünf Dukaten in Gold für den Druckvogen in Sedez festgesetzten Ehrensolde, für die beste der in dem Jahrgange 1840 enthaltenen Novellen zehn Dukaten in Gold; 1841 zwanzig Dukaten; 1842 dreißig Dukaten; 1843 vierzig Dukaten, als eine außerordentliche Prämie, welche jedesmal am 1sten März eines jeden Jahres ausgezahlt wird. Die Preisrichter sind die Käufer des Almanachs. Zu diesem Ende enthält ein jedes einzelne Exemplar desselben einen mit Folgenummer und Juxta versehenen Stimmzettel, welchen der Abnehmer nach eigener unbeschränkter Ansicht mit der Aufschrift der Novelle und dem Namen ihres Verfassers ausfüllt und unterschrieben an die Verlagshandlung sendet, worauf nach der Stimmenmehrheit die Prämie ertheilt wird. Es klingt etwas sonderbar, das Publikum zum Preisrichter zu machen; wenn wir aber gleich auf diese Weise nicht so genau erfahren, welche Novelle die beste war, als welcher der Mitarbeiter die meisten guten Freunde unter den Käufern des Taschenbuches hatte, so ist doch die Spekulation nicht übel; denn es dürfte Manchen zum Ankauf eines Almanachs bewegen, daß er mit demselben zugleich Richter in einem ästhetischen Wettstreit wird. Was die typographische Ausstattung der „Camellien“ betrifft, welche leider bei Almanachen kein unwesentliches Element bildet, so müssen wir solche nicht als brillant, doch als rein und nett anerkennen; die chalkographische ist nur theilweise zu loben. Die erste Stelle unter den prosaischen Beiträgen behauptet unstreitig „das zweite Gesicht,“ eine Novelle von Julius Seidlitz, obschon mitunter etwas flüchtig gearbeitet. (Schluß folgt.)

Genf, November.

(Fortsetzung.)

Die Pensionen.

Manche Leser werden verwundert ausrufen: „Das ist ja eine ganz katholische Erziehung, angemessen für Italien und Frankreich, wo sie ihr Gutes haben mag, wenn die Jugend für und nicht gegen die offizielle Kirche erzogen werden soll; aber wie kann sie in einem Lande üblich seyn, das als der Sitz des eifrigsten Calvinismus bekannt ist? Obwohl gehört sie dem siebzehnten Jahrhundert an und hätte vom achtzehnten Jahrhundert viel weniger Rousseaus Prinzip als die damals aufgekommene Verachtung des klassischen Alterthums und die Richtung auf das unmittelbare Utile angenommen?“ — So ist es, habe ich der sehr richtigen Bemerkung dieser Leser zu antworten, und ich hätte vielleicht nur noch dies hinzuzufügen, daß der waadtländisch-genferische französische Calvinismus von dem römischen Katholizismus viel weniger entgegengesetzt ist, als dem protestantischen Deutschlands. Oder richtiger und allgemeiner: wenn man den Gegensatz von Katholizismus und Protestantismus in dem höheren Sinne faßt, daß jener den unvermittelten Autoritätsglauben, dieser den durch das Denken und innerliche Erleben vermittelten Glauben darstellt; wenn man also weniger die Fassung dieses oder jenen Dogmas für das hält, was den Gegensatz constituirt, als die Art, wie sich das subjektive Bewußtseyn zu dem gegebenen Objektiven zu verhalten genezigt ist: so wird man in der That nicht anstehen, die Mehrzahl deutscher Katholiken, wie dies ja auch in Italien geschieht, „halbe Lutheraner“ zu nennen, und kann in den Calvinisten der französischen Schweiz und Südfrankreichs nur schismatische Katholiken erkennen. Wie aber die Religion, so das Leben, und so auch die Anweisung zum Leben, Unterricht und Erziehung. Beide sind am Genfer See katholisch, haben, wie brüben im Savoyerlande. Dem Zöglinge wird nur ein passives Recipere zugemuthet, nicht aber ein Concipere, Conception, selbstthätiges, innerliches Aussichden der von Außen in's Bewußtseyn gekommenen Keime. Wie in Frankreich selbst, so sagt man auch in der französischen Schweiz: „donner des vertus, donner des talents;“ das Innere des Kindes wird als ein leerer Fleck betrachtet, auf welchem die Erziehung aus allerlei dogmatischem, moralischem, geographischem und sonstigem Material ein solides Gebäude zu errichten hat; wogegen die deutsche Pädagogik, nämlich die gute, welche mit gleicher Sorgfalt das Extrem des Alles-Gebens-Wollens wie den Rationalismus und Nihilismus vermeidet, der nur den „Verstand“ bilden will, aber leere Köpfe, höchstens mit einiger sophistischen Gewandtheit bildet, eine Art Gärtnerei ist, nämlich die Kunst, das in jedem Kinde zur Entwicklung zu bringen, was der Schöpfer selbst in das Individuum gelegt hat — ein Verfahren, das die Erwerbung der ausgebotenen Gelehrsame seit keineswegs ausschließt. Hier liegt der tiefere Grund, warum sich die Franzosen alle so sehr gleichen, warum das Wort „original“ ein Schimpfwort ist, warum die Franzosen, die mehr Antikes bewahrt haben, als unsere Historiker zu wissen scheinen, als Volk der deutschen Nation gegenüber meist im Vortheile gewesen sind. Auch dürfte die deutsche Pädagogik, die bis jezt leidnitzianisch und schleiermacherisch gesacht und gewissermaßen Schillers Wort: „Keiner sey gleich dem Andern,“ zum Motto genommen hat, nicht übel fahren, wenn sie nachgerade auch etwas von Hegel lernen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 11. December 1839.

Come, come! I am a king:
My masters, know you that?

Shakespeare.

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Fortsetzung.)

Es scheint mir auch, hier muß es nicht richtig seyn. Es ist nicht möglich, daß Teploff sie so bezaubern sollte. Weiter!

„Ma chère Fidèle! Entschuldige mich, daß ich so „lange nicht geschrieben. Ich war in vollkommener Trun„kenheit. Wie wahr sagt ein Schriftsteller, die Liebe sey „ein zweites Leben. Und außerdem sind in unserm Hause „große Veränderungen vorgegangen. Der Kammerjunker „kommt jeden Tag zu uns. Sophie ist rasend in ihn ver„liebt. Papa ist sehr munter. Ich habe sogar von unserm „Gregor, der immer mit sich selbst spricht, wenn er den „Boden fegt, gehört, daß bald Hochzeit seyn werde, „weil Papa durchaus Sophien an einen General, einen „Kammerjunker oder Obersten verheirathet sehen wolle. —"

Zum Teufel! immer Kammerjunker oder General! Ich möchte selbst General werden, nicht um ihre Hand zu bekommen und so weiter, sondern möchte General werden, um zu sehen, wie sie sich um mich drehen und wenden und all' ihre Hofstückchen und Equivoquen machen würden, und ihnen dann zu sagen: Ich spucke euch Beide an! Es ist zum toll werden! Ich habe die Briefe des dummen Hündchens in Stücke zerrissen.

5ten December.

Es kann nicht seyn! Dummheiten! Die Hochzeit soll nicht seyn! — Was ist es denn, wenn er Kammerjunker ist? Es ist ja weiter nichts, als eine Würde, kein sichtbares Ding, das man mit der Hand fassen könnte. Damit, daß er Kammerjunker ist, kann er sich doch kein drittes Auge in die Stirne verschaffen. Seine Nase ist doch darum nicht aus Gold gemacht. Ich habe schon mehrmal dahinter kommen wollen, woher alle diese Unterschiede rühren. Warum bin ich Titularrath? Vielleicht bin ich auch ein Graf oder ein General, und es scheint mir bloß, daß ich Titularrath sey. Vielleicht — ich weiß ja selber nicht, wer ich bin. Wie viel Beispiele gibt es nicht in der Geschichte: da sieht ihr einen gemeinen — nicht etwa Edelmann, sondern weiter nichts als Spießbürger, ja bloß Bauer, und auf einmal zeigt es sich, daß er ein Magnat, ein Baron, oder was weiß ich ist. Und wenn so etwas zuweilen mit einem Bauer geschieht, was kann erst aus einem Adlichen werden? Zum Beispiel aus mir: da trete ich auf einmal in einer Generalsuniform ein; auf der rechten Schulter habe ich eine Epaulette und auf der linken Schulter eine Epaulette und ein blaues Band über der Brust. Was? Nun, was wird denn da meine Schöne für ein Liedchen singen? Was wird unser Papa Direktor dazu sagen? O er ist höchst ehrgeizig! Er ist ein

Freimaurer, schlechterdings ein Freimaurer, obwohl er sich so und so verstellt. Aber ich habe es gleich weg gehabt, daß er ein Freimaurer ist: wenn er einem die Hand reicht, streckt er nur zwei Finger aus. Kann ich nicht unvermuthet einmal General, Gouverneur, Intendant oder dergleichen werden? Ich möchte nur wissen, warum ich eigentlich Titularrath bin? Warum gerade Titularrath?

5ten December.

Ich habe heute den ganzen Morgen die Zeitung gelesen. Sonderbare Dinge ereignen sich in Spanien; ich habe auch gar nicht klug daraus werden können. Man schreibt, der Thron sey erledigt, und die Stände befinden sich wegen der Wahl eines Thronfolgers in Verlegenheit, und der Aufruhr könne nicht ausbleiben. Das kommt mir gar sonderbar vor. Wie kann ein Thron erledigt werden? Man sagt, eine Donna solle den Thron besteigen. Eine Donna kann ja den Thron nicht besteigen, durchaus nicht. Auf dem Throne muß ein König seyn, und der König ist gewiß auch da und ist nur gewissermaßen unerkannt. Vielleicht ist er auch ganz nah, und muß sich nur aus Familien- oder andern Rücksichten, oder aus Furcht vor benachbarten Mächten, wie Frankreich oder andere, verborgen halten, oder es muß sonst woran liegen.

8ten December.

Ich war schon ganz bereit, auf die Kanzlei zu gehen, allein verschiedene Ursachen und Betrachtungen hielten mich ab. Die Angelegenheiten Spaniens kommen mir gar nicht mehr aus dem Kopf. Wie ist es nur möglich, daß eine Donna Königin werde? Man wird's auch nicht leiden. Und erstens wird es England nicht zugeben. Auch die politischen Interessen von ganz Europa, der österreichische Kaiser — Ich muß sagen, diese Ereignisse haben mich so gespannt und zerrüttet, daß ich den ganzen Tag durchaus nichts anderes vornehmen konnte. Mawra hat mir bemerkt, daß ich unter dem Essen äußerst zerstreut gewesen sey. Und wirklich habe ich, ich glaube aus lauter Zerstreutheit, zwei Teller auf den Boden geworfen, die auch auf der Stelle in Stücke gingen. Nachmittags spazierte ich nach den Rutschbergen. Habe nichts Belehrendes daraus ziehen können. Dann bin ich meist auf dem Bette gelegen und in die Angelegenheiten Spaniens vertieft gewesen.

Jahr 2000, 15ten April.

Der heutige Tag ist der Tag der größten Feierlichkeit. In Spanien gibt es einen König. Er hat sich gefunden: dieser König bin ich. Gerade heute erfuhr ich es. Ich gestehe, ich war auf einmal wie vom Blitz erleuchtet. Ich begreife nicht, wie ich selber glauben und mir einbilden konnte, daß ich Titularrath sey. Wie konnte mir nur solch ein verrückter Gedanke in den Kopf kommen? Es ist nur gut, daß es Niemanden in den Sinn gekommen ist, mich damals in ein Tollhaus zu stecken. Jetzt hat sich mir Alles enthüllt; jetzt sehe ich Alles wie auf flacher Hand. Früher, ich begreife es gar nicht, war Alles für mich wie in einem Nebel. Und das Alles kommt, meine ich, daher, daß die Menschen sich einbilden, das menschliche Hirn befinde sich im Kopfe; keineswegs: es kommt mit dem Winde von der Seite des kaspischen Meeres. — Zuerst erfuhr Mawra von mir, wer ich bin. Als sie vernahm, daß ein spanischer König vor ihr stehe, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und erstarrte vor Schreck. Die dumme Person hat noch niemals einen spanischen König gesehen. Ich habe mich bemüht, sie zu beruhigen, indem ich ihr sagte, ich wolle darum keine Ungnade auf sie werfen, weil sie mir manchmal die Stiefeln schlecht gepuzt. Es sind einmal gemeine Leute, man kann über erhabene Materien nicht mit ihnen sprechen. Sie ist deßhalb so erschrocken, weil sie dafür hielt, alle Könige von Spanien seyen wie Philipp der Zweite. Ich habe ihr daher auseinander gesetzt, daß zwischen mir und Philipp durchaus keine Aehnlichkeit ist.

Auf die Kanzlei bin ich nicht gegangen. Der Teufel mag sie holen! Nein, Freunde, jetzt sollt ihr mich nicht mehr hinein kriegen! Ich will ihre garstigen Schriften nicht mehr abschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsetzung.)

Es ist dies ein thatsächliches Moment; es handelt sich für uns nur darum, daß wir auch in dem, worin wir schwach sind, möglichst unsere Würde wahren; daß wir auch als Kopisten und Nachahmer unsern eigenen Geist nicht ganz verlieren, oder zum wenigsten doch unsere Sprache nicht schänden. Wir bedürften Männer, welche das komische Repertoire der Franzosen in dem Geiste ausbeuteten, in dem Wieland ihre Philosophen, Satiriker und Erzähler zur Bildung der Großväter des jetzigen Geschlechts germanisirte. Wo sind aber die dramatischen Wielande, die es verständen, das Fremde, das unsere Kultur instinktiv an sich zieht, mit unserem eigenen Wesen geschmackvoll zu verflechten, und dem erotischen Kerne wenigstens eine Hülle überzuwerfen, welche in den Nationalfarben spielte? Solche Ansprüche sind freilich in höchstem Grade übertrieben, so lange die deutschen Terenze sich sogar von der Verpflichtung lossagen, auch nur deutsch zu schreiben. Ich habe übersetzte Stücke gelesen und aufführen sehen, die man bequem als Exercitien in den gangbarsten französischen Idiotismen gebrauchen könnte.

Man darf es wohl sagen: den französischen Grazien wird heute, nur in anderer Potenz, ungefähr mit demselben Verstand und Geschmack gehuldigt, wie im Jahr 1740. Es war wohl der Mühe werth, vor vierzig Jahren dem deutschen Voltaire das Recht auf die Existenz abzusprechen, wenn man jetzt einen deutschen Scribe so wohl brauchen könnte und ihn nirgends finden kann.

Ich komme endlich auf den Hauptpunkt, der mir eigentlich die Feder in die Hand gegeben hat.

In den Journalen, die mir in meiner ländlichen Einsamkeit zukamen, vernahm ich nicht selten bittere Klagen über den tiefen Verfall der Schauspielkunst. Eben so oft las ich aber die Versicherung, wie da und dort auf den Brettern sich ein recht gediehliches Kunstleben entfalte und die schönsten Talente zu den glänzendsten Erfolgen zusammenwirken. Die Kunst konnte der Natur der Sache nach nicht am einen Orte blühen, am andern in den letzten Zügen liegen. Ich wußte mir aber den Widerspruch so ziemlich zurechtzulegen. Zu jeder Zeit ist der Mensch geneigt, das Leben, das ihn in vorgerücktem Alter umgibt, farbloser und uninteressanter zu finden, als seine Jugendzeit, deren in der Seele haftendes glänzendes Altarbild die Farbentöne der Gegenwart niederschlägt. Dasselbe wie vom Leben gilt von der künstlichen Nachahmung desselben auf der Bühne. Diese macht in der Zeit der erwachten Sinnlichkeit einen Effekt auf das junge Herz, welcher der mächtigen Wirkung des Weibes auf den Jüngling nach Art und Stärke gar nicht unähnlich ist. Und die Schauspielkunst hat ja das mit den menschlichen Empfindungen gemein, daß ihre Gebilde und Thaten nur in der Erinnerung fortleben und sich jedem mathematischen Maße entziehen. So belügt der bejahrte Mensch bundertmal sich und Andere, indem er den Schauplatz, vor dem er sich selbst so wohl gefiel, in der Bedeutung hoch über den stellt, der ihm nie mehr so energische Sensationen, so entzückende Schauer gibt. — Die Jugend dagegen wird von keinen Souvenirs gestört, welche die Vergleichung herausfordern und den Eindruck erkälten; die lodernde Flamme ihrer Empfindung vergoldet im Reflex den ganzen Schauplatz. Große, herrliche Kunst, die so unaussprechliche Genüsse gibt! Die rege Einbildung eilt über alles Gleichgültige weg, um sich an dem Wahlverwandten festzusaugen; man nimmt für Bravour, was den Leidenschaften schmeichelt, und in den schönen Augen einer bewunderten Schauspielerin spiegelt sich ein ganzer Kunsthimmel.

So erklärte ich mir den Jammer und die Bewunderung, den Spott und das Entzücken über das deutsche Schauspiel ungefähr aus dem respektiven Alter der Berichterstatter. Allerdings wußte ich aus der Literatur und aus mündlicher Ueberlieferung recht gut, daß die deutsche Schauspielkunst nicht mehr auf der Höhe stand, wie zu Anfang dieses Jahrhunderts. Allein ich wußte auch, daß im geistigen Gebiete eine künstliche Entwicklung, desgleichen die deutsche Bühne ist, oft ein zäheres Leben hat als eine natürliche; und so erwartete ich, wenn ich wieder Bekanntschaft mit dem Schauspiel machte, wohl den Geist etwas müder, aber im Ganzen den alten Organismus und Mechanismus, dieselben Manieren und Naturfurrogate zu finden, wie vor dreißig und etlichen Jahren, da ich als Zuschauer meine Entlassung vom deutschen Theater genommen.

Vor einigen Monaten sah ich mich veranlaßt, das Gut, wo ich so lange unter Glück und Unglück gelebt, abzutreten und mich in einer Stadt niederzulassen. Mit Widerstreben bin ich wieder in die Welt getreten, und doch heißt dies für mich im Grunde nur so viel, daß ich um Mittag die Wache aufziehen sehe, oder doch höre, daß ich nach zwei Uhr speise, statt vor ein Uhr, daß ich meine Partie nicht mehr mit Amtmann und Pfarrer, sondern mit einem ordinären Hofrath und einem wirklichen geheimen mache, und daß ich im Hoftheater abonnirt bin. Es ist zu wissen, daß dieses Theater, obgleich in einer Stadt zweiten Rangs, vollkommen ausgestattet mit Allem, was eine großartige Kunstanstalt constituirt, unter den deutschen Bühnen in erster Linie steht und jedenfalls im Ganzen die Höhe der gegenwärtigen Kunst repräsentirt.

(Schluß folgt.)

Wasserfahrt.

Die Fische spielen
Auf kühlem Grund;
Die Wellen kräuseln
Sich oben so bunt;
Sanft weben die Lüfte
Und bringen uns Düfte
Auf wogendem Pfad'
Vom Blumengestad'.

Die Fluren lächeln
Uns freundlich zu,
Die Dörfer laden
Zu heimischer Ruh. —
„Wir können nicht weilen;
„Die Wellen enteilen
„Auf glänzender Bahn
„Und locken den Kahn."

Die Sonne schmücket
Zum letzten Mal
Das Schloß dort oben
Mit purpurnem Strahl.

Nun ruhen die Bäume,
Nun schweigen die Räume,
Im Wasser strahlt mild
Das nächtliche Bild.

Und Alles schlummert —
Das Herz bleibt wach;
Es denkt der schönen
Vergangenheit nach.
Und Träume entstehen
Im wechselnden Reigen
Der schaffenden Brust
Zu trauriger Lust!

W. Wöhler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, November.

(Schluß.)

Theater.

Nachdem die Oper: „der Templer und die Jüdin," nach Walter Scotts Roman: Ivanhoe, frei bearbeitet von W. A. Wohlbrück, in Musik gesetzt von Dr. Heinrich Marschner, königl. Hannöverschen Hofkapellmeister beinahe auf allen deutschen Bühnen das Bürgerrecht erhalten, von manchen schon wieder verschwunden ist, wanderte sie auch auf die unsrige ein, erntete reichen Beifall und dürfte sich lange auf dem Repertoire erhalten. Die außerordentliche Theilnahme, wos mit „das unterbrochene Opferfest," Oper von Winter, empfangen wurde, als sie die Direktion neu in die Scene setzte, beweist hinlänglich, daß die süßen Klänge der neuen italienischen Oper den Geschmack an der alten deutschen Schule hier noch nicht ganz erstickt haben. — Hätte uns der Zettel nicht berichtet, oder vielmehr hätten wir nicht aus den ausländischen Blättern offiziell erfahren, daß das dreiaktige Lustspiel: „die alte und die junge Gräfin." von Raupach sey, wir hätten es für ein Werk der erlauchten Dichterin gehalten, so fein gedrechselt sind die Charaktere, so weit ausgesponnen das Ganze, dem übrigens viel Verstand und ein scharfer Geist nicht abzusprechen ist. Der Erfolg war durchaus uns günstig, wozu auch die Darstellung durch Schauspieler, die eigentlich nicht wissen, was und warum sie das sagen, was ihnen Raupach in den Mund gelegt, die meiste Schuld trägt. — Die Gastrollen der Dlle. Löwe, k. k. Hofschauspielerin aus Wien, welche sich als ein sehr hoffnungsvolles jugendliches Talent bewährte, haben uns Th. Heiß Bearbeitung des französischen Dramas: „Un duel sous Richelieu" gebracht. Warum un duel? — es könnte eben so gut heißen: „Le duel sans fin!" — Das Stück ist übrigens so durch und durch französisch und indecent, daß jede Recension über irgend ein anderes dergleichen Drama auch auf dieses paßt. „Der Dämon der Nacht," Schauspiel in zwei Akten, frei nach einem französischen Vaudeville bearbeitet von Dr. A. E. Wollheim, bewegt sich im ersten Akte so langsam vorwärts, daß man demselben den günstigen Succeß, den ihm die dramatischen Momente des zweiten verschaffen, nicht prognostiziren dürfte. „Raffael," dramatisches Gemälde in einem Akt von Ed. Sir lesius, enthält alle Attribute eines Künstlerdramas, wie sie seit dem „Correggio" so oft wiedergetaut wurden: die Beschreibungen von einer Menge Bildern, einen Lorbeerkranz, einem Töpfer u. s. w., nur — keine Handlung und kein Interesse, weshalb es auch nur einen sehr bescheidenen Erfolg hatte. „Der Juwelier von St. James," Lustspiel in drei Akten, frei nach dem Französischen von B. A. Herrmann, ist ein merkwürdiges Aggregat von französischen Unwahrscheinlichkeiten und Inkonsequenzen, dem nur das pikante Interesse fehlt, welches bei dergleichen Produktionen einigermaßen für jene entschädigt. — „Das Mädchen des Don Gomez Arias," romantisches Drama in drei Akten, nach Calderon frei bearbeitet von W. A. Gerle, kam dem Publikum etwas spanisch vor, und so sehr wir wünschen, die deutschen dramatischen Dichter möchten fleißig aus Calderons heiligem Borne schöpfen, so gehört doch diese Aufgabe nicht allen unter die leichtesten, welche man finden kann. Der Referent der Zeitschrift: „Ost und West" beschuldigt den Bearbeiter mit Recht, daß er, vielleicht aus Pietät für den großen Calderon" dem altspanischen Typus zu getreu geblieben sey. So sehr wir die Pietät unserer Dichter gegen die Alten billigen, so muß doch der Dramatiker, der auf seine Zeit wirken will, zuvörderst sein Publikum vor Augen haben. Ein noch wichtigerer Vorwurf, den man Gerle machen kann, ist, daß er den ruchlosen Don Gomez nicht noch mehr zu verdeln suchte, sondern dies dem Darsteller überließ, was auf den meisten Bühnen dem Drama sehr nachtheilig seyn wird. — Drei Wiener Possen sind wieder durchgefallen, nämlich: „Der Treulose, oder Saat und Ernte," dramatisches Gemälde in drei Akten von Joh. Nestroy, Musik von Adolph Müller, dann: „drei Jahre, oder: der Wucherer und sein Erbe." lokalkomische Charakterstitze mit Gesang, in drei Abtheilungen von Wenzel Scholz, Komiker des Theaters an der Wien. Musik von Adolph Müller, und: „Adam Haschert, oder: das Tabakhütchen am scharfen Eck," Posse mit Gesang in drei Akten von F. Hopp. Die erste starb an der leidigen Raymundomanie, Nestroy, der in Darstellungen ganz gemeiner Gestalten oft ein niederländisches Talent entfaltet, wollte ernst und moralisch seyn, und wurde nur langweilig. Was das Zweite betrift, so ist es nicht begreiflich, wie eine Direktion außer Wien und ohne Scholz ein Produkt dieses Komikers geben kann, da seine Possen selbst in Wien und mit ihm durchgefallen sind. Die dritte reihte sich den beiden ersten würdig an.

Außer dem Theater sind hier gegenwärtig eine Menge Curiosa zu sehen, und alle im goldenen Engel, auf dessen schmalen Gängen man vor lauter Billetbureaux gar nicht vorwärts kommen kann. Da sind z. B. Bertoloitos tanzende und musizirende, fahrende und führende, fechtende, wasserschöpfende und wahrsagende Flöhe mit ihren Sälen, Post- und Kupidowagen, Kriegsschiffen, Locomotiven, Ringelspielen, Elephanten und Brunnen; ferner eine Lyonesterin, doch nicht die von Bulwer, sondern jene, die ohne Arme geboren, die Füße als Surrogat zum Stricken, Nähen, Sticken, Kartenspielen u. s. w. zu brauchen gelernt hat, und endlich die optischen Darstellungen der Madame Möhler, in denen wir abwechselnd Genf und Neapel, neben Scenen aus Schillers Gedichten und ein Paar Theater sehen, in welchen bald die Stumme von Portici oder Wallensteins Lager, die Sonnenjungfrau und Fanista, das Käthchen von Heilbronn und Fra Diavolo aufgeführt werden. Die ersten pikanten Künstler wurden anfänglich am häufigsten besucht; seit aber die „Bohemia" auf eine ähnliche und zwar vaterländische Truppe aufmerksam gemacht hat, welche gratis zu sehen ist, erwachte der Patriotismus, und die betreffenden Ausläufer kamen etwas aus der Mode.

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 12. December 1839.

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?
Ich weiß nicht, ob ich
Oder die Andern verrückt sind.

Goethe.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Schluß.)

Die ersten Vorstellungen, denen ich beiwohnte, befremdeten mich auf's Aeußerste, und meine Verwunderung wuchs, je mehr ich verschiedene Gattungen an die Reihe kommen sah. Ich rieb mir die innern Augen, ich fragte mich erschrocken, ob der gegenwärtige Eindruck der Bühne vom einstigen, unvergeßlichen nur darum so ganz verschieden sey, weil ich allermittelst ein alter Mann geworden? Wenn mir jetzt Alles so naturalistisch und doch so unnatürlich vorkommt, Sprache und Mimik so tastend und auf gerathewohl, die Kraft so brüllend, die Grazie so albern, die Feinheit so fade, das Ensemble so introuvabel, der Souffleur so überlaut — ist daran ganz allein der Umstand Schuld, daß jetzt bei mir der nackte Verstand Ansprüche macht, welche einst die lebhafte Empfindung und die leicht befriedigte Einbildungskraft nicht aufkommen ließen? Ich könnte es glauben, wenn ich mich selbst weniger kennte, wenn mein Charakter anders gewoben wäre, wenn ich etwa zu den weichen Naturen gehörte, bei denen in aller den Sinnen schmeichelnden Kunst die Kritik von der süßen Bewunderung verschlungen wird, so lange die eigene Sinnlichkeit reagirt. Aber nein, ich bin nie in meinem Leben ein Kunstgeck geweien. Allerdings war ich ein so großer Verehrer hübscher und gescheiter Buhnenheldinnen, als irgend einer; aber mir fehlte ganz das gimpelhafte Organ, das so viele brave Jungen am Kopfe tragen, und das die Besitzerin eines niedlichen Fußes, eines sprechenden Auges oder anderer Kleinodien in eine hehre Priesterin der Kunst verzaubert und den ganzen Schauplatz adelt, auf dem sich die Angebetete bewegt. Die Eindrücke, die ich bei den oben erwähnten Jugendspielen erhalten, die kleinen Erfahrungen, die ich dabei gesammelt, mochten nicht wenig dazu beitragen, daß ich, in die Welt getreten, der gewöhnlichen Fascination der Bühne weniger unterlag als mancher Andere. Zudem waren Beweglichkeit der niedern Einbildungskraft und sinnliche Beobachtungsgabe von jeher meine hervorstechendsten Eigenschaften, Menschenbeobachtung, besonders von der mimischen Seite, mein liebstes und tägliches Studium.

Man wird es unter diesen Umständen verzeihlich finden, wenn ich zweifle, daß die überraschenden, äußerst unangenehmen Eindrücke, welche mir die moderne Bühne gegeben, größtentheils subjektiver Natur sind. Aber trotz dem will ich keineswegs absprechen. Ich fühle vielmehr das Bedürfniß, durch das Urtheil Anderer meine Sensationen berichtigt zu sehen, und dies ist der eigentliche Zweck dieser Zeilen.

Ich hatte mir wohl gedacht, daß Manches im ganzen System der Mimik anders geworden seyn mußte, als es sonst war. Das Leben wandelt ja im Fortschritt der Zeit seine äußern Formen mannigfaltig um. Schon die beständig wechselnde Mode in Kleidung und Manieren gibt oft schon nach kurzer Frist der ganzen Gesellschaft eine merkbar verschiedene Oberfläche. Noch weit größern Einfluß hat es aber auf die Haltung der Menschheit, wenn in den socialen Begriffen selbst das Gleichgewicht ungewöhnlich rasch und stark gestöret wird. Dies war aber nicht leicht jemals mehr der Fall als gerade in den letzten Generationen. Namentlich sind in der Hierarchie der Stände und im Verhältniß der Geschlechter und der Lebensalter sehr bedeutende Veränderungen eingetreten. Schon dadurch mußte das alte Fachwerk der Begriffe vom Höflichen, Anständigen u. s. w. auf zahlreichen Punkten anders angeordnet werden; damit wurde aber nothwendig der Styl der Repräsentation, der Galanterie, der Grazie u. dergl. bedeutend modificirt; kurz, die ganze Mimik der Gesellschaft erhielt eine Gestalt, welche sie von einer frühern bedeutend unterscheidet.

Es versteht sich, daß die Schauspielkunst dieser Entwicklung der Lebensformen von selbst Schritt für Schritt da nachgeht, wo sie das moderne wirkliche Leben nachahmend zur Anschauung zu bringen hat, also im gleichzeitigen halb prosaischen Schauspiel und Lustspiel. Es ist eben so natürlich, daß sie in diesen Gattungen den modernen Pli unwillkührlich auch dann beibehält, wenn es sich von frühern gesellschaftlichen Zuständen handelt, wenn z. B. ein Stück aus Diderots oder Iffands Zeit an die Reihe kommt. Sie wird aber auch im idealischen Spiel, bei historischen und phantastischen Stoffen sich der Zeitmanieren nimmermehr entschlagen können. Im Vorbeigehen gesagt, schon diese Nothwendigkeit gibt der, in mancher Hinsicht so schädlichen Koketterie mit der Kostümtreue, wenigstens in meinen Augen, einen lächerlichen Anstrich. Es ist wohl der Mühe werth, daß man sich antiquarisch ängstlich maskirt, um dabei im besten Styl des Tages den Handkuß und den Kratzfuß auszuführen, den Fuß zu setzen und mit dem Schwert dreinzuschlagen.

Dies Alles sagte ich mir vor, als mich die ersten Vorstellungen auf unserer ganz gut renommirten Bühne stutzig machten. Ich weiß aber auch, daß alle Zeitmanieren nur die oberflächliche Hülle sind, welche den unveränderlichen Gliederbau der Menschheit drapiren; ich weiß, daß alle mögliche Geberdung tief aus der gemein menschlichen Natur fließt, und daß es eben dieses gemein Menschliche ist, was jede Schauspielkunst zu fassen und zu reproduziren hat. Sie kann dies aber immer nur durch die Schule, durch unausgesetzte Uebung nach einer vorgefaßten Idee. Diese Idee kann eine schiefe, einseitige seyn, und dann entsteht auch eine schiefe und einseitige Kunst, aber doch immer eine Kunst, während der Mangel der Schule, der Naturalismus, den Begriff der Kunst geradezu aufhebt.

Erst nach einer mehrere Monate fortgesetzten Beobachtung wage ich das Urtheil auszusprechen, daß unsere Bühne einmal eine Schule gehabt hat, gleichviel was für eine, daß es mir aber scheint, als ob ihr gegenwärtig die Schule, und somit die Kunst so ziemlich abhanden gekommen wäre. Es scheint mir, als ob Jeder spielte, wie er mag und wie er es versteht, als ob Mancher selbst begierig wäre, wie er sich im Verlauf des Stücks aus der Sache ziehen werde, als ob man gar keinen Begriff hätte, wie man den Vers im Vortrag anzugreifen und ihm sein Recht anzuthun habe u. s. w.

Dieses „Und so weiter" ist kein leichtsinniges. Ich will absichtlich mein Urtheil hier nicht näher begründen, bevor ich übergezeugt bin, ob ich nicht am Ende dennoch von vorne herein einer optischen Täuschung unterliege und nur ein schaaler Lobredner der alten Zeit bin. Ich habe hier Orts keine Gelegenheit, mit Urtheilsfähigen unmittelbar Gedanken zu tauschen. Ich appellire daher auf diesem Wege an die geschmackvollen Kenner der Bühne. Vielleicht wird der eine und der andere durch diese Zeilen veranlaßt, seine Ansicht in diesen Blättern oder anderswo niederzulegen. Meine Belesenheit ist freilich von keinem großen Umfang; ich wüßte aber nicht, daß irgendwo das Verhältniß der jetzigen deutschen Bühne zu einer frühern von einem competenten Richter scharf bestimmt worden wäre. Hätte ich nicht so ganz schlecht gesehen, so könnte ich ja immer noch die weitern Beobachtungen mittheilen, die mir meine Ansicht zu beweisen scheinen. Würde mir mein Unrecht dargethan, so mache ich mich anheischig, zur Strafe meinen Namen zu nennen.

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Fortsetzung.)

88sten März.

Zwischen Tag und Nacht.

Heut kam unser Pedell und mahnte mich, auf die Kanzlei zu kommen, da ich schon über drei Wochen vom Dienst wegbleibe. Ich bin zum Spaß hingegangen. Der Departementschef glaubte, ich werde ihn grüßen und mich entschuldigen; aber ich sah ihn gleichgültig an, weder ungnädig noch huldreich, und setzte mich auf meinen Platz, als wäre nichts geschehen. Ich betrachtete all das

Kanzleipack und dachte: „Ei, wenn sie wußten, wer unter ihnen sitzt! Ach du lieber Gott, was für einen Wirrwar wurde das geben! Und der Departementschef selbst würde mich eben so tief gebückt grüßen, wie er jetzt den Direktor grüßt. Man hatte mir, ich weiß nicht was für Papiere hingelegt, um einen Auszug daraus zu machen; aber ich rührte sie nicht an. Nach einiger Zeit kam Alles in Bewegung: es hieß, der Direktor komme. Viele Beamte wetteiferten, ihm unter die Augen zu kommen, ich blieb ruhig. Als er durch unsere Abtheilung kam, knöpften Alle ihre Röcke zu, ich durchaus nicht. Pah! ein Direktor! daß ich mich vor ihm erheben sollte! niemals! Was ist das für ein Direktor! Es ist ein Pfropf, und kein Direktor; ein gewöhnlicher, gemeiner Propf, womit man eine Flasche verstopft. Es war nur besonders komisch, als man mir ein Papier zur Unterzeichnung vorlegte. Sie glaubten, ich werde, wie sonst, ganz unten am Rande des Blattes schreiben: Collationirt der und der. Ja, wer ein Narr wäre! Nein, oben an, wo der Direktor unterschreibt, habe ich hingezeichnet: Ferdinand der Achte. Was sich da für eine feierliche Stille verbreitete! Aber ich winkte nur mit der Hand und sagte: „Ich verlange keine Zeichen der Unterwerfung!“ Und so entfernte ich mich.

Von da ging ich gerade in die Wohnung des Direktors. Er war nicht zu Hause; der Bediente wollte mich nicht vorlassen; aber ich sagte ihm so viel, daß er die Arme am Leibe sinken ließ. Ich schlüpfte gerade in's Doktorenzimmer. Sie saß eben vor dem Spiegel, fuhr auf und trat vor mir zurück. Und doch hatte ich ihr noch gar nicht gesagt, daß ich der König von Spanien bin. Ich sagte ihr nur, daß ein Glück ihr bevorstehe, wie sie es nicht erwarte, und daß wir, trotz der Tücke unserer Feinde, uns dennoch verbinden würden. Mehr wollte ich diesmal nicht sagen, und ging. — O, es ist ein perfides Volk, die Weiber! Ich habe erst jetzt eingesehen, was ein Frauenzimmer ist. Bisher hat noch Niemand gewußt, in wen es verliebt ist. Ich habe es zuerst entdeckt: das Frauenzimmer ist in den Teufel verliebt. Ja, ohne Scherz! die Physiker schreiben Dummheiten, das Frauenzimmer sey dies und das; nein, es liebt nur den Teufel. Sehen Sie nur, wohin es dort aus der ersten Ranglose die Lorgnette richtet. Sie glauben, es sehe nach jenem Dickwanst mit dem Stern auf der Brust? Bewahre! es sieht nach dem Teufel, der hinter dem Rücken desselben steht. Sehen Sie nur, er hat sich jetzt unter den Rock des Dicken versteckt! Sehen Sie, da winkt er mit dem Finger hervor. Und sie wird ihn heirathen — o ja heirathen! Dies Alles ist Ehrgeiz, und Ehrgeiz rührt daher, daß man unterm Zäpfchen ein kleines Fläschchen stecken hat, und in diesem Fläschchen ein kleines Würmchen, nicht größer als ein Stecknadelkopf. Und das zusammen besorgt ein gewisser Barbier, der auf der Erbsengasse wohnt. Ich erinnere mich gerade nicht, wie er heißt.

Ohne Datum,
der Tag hatte kein Datum.

Ich ging incognito auf dem Newskischen Prospekt spazieren; habe mich aber durch nichts als König von Spanien zu erkennen gegeben. Ich hielt es für unpassend, mich dort vor aller Welt zu entdecken, ehe ich mich zuvörderst bei Hof habe vorstellen lassen. Dies letztere konnte ich aber noch nicht, weil es mir noch an der spanischen Nationaltracht fehlt. Wenn ich wenigstens nur irgend einen Königsmantel bekommen könnte! Ich wollte mir erst einen bei einem Schneider bestellen; allein es sind vollkommene Esel, die Schneider. Ich habe mich entschlossen, den Mantel aus meiner kleinen Uniform zu machen, die ich ohnehin nur zweimal angehabt habe. Damit mir aber jene Schufte nichts verderben, will ich den Mantel lieber selber nähen, und zwar, damit es Niemand sehe, bei verschlossener Thüre. Ich habe den Rock in Stücke zerschnitten, weil doch der Schnitt ganz anders seyn muß.

Ich erinnere mich des Datums
nicht. Es war auch kein Monat.
Der Henker weiß, was es war.

Der Mantel ist genäht und fertig. Mawra schrie laut auf, als ich ihn anzog. Aber ich kann mich doch noch nicht entschließen, mich bei Hofe zu präsentiren. Es ist noch immer keine Deputation aus Spanien da. Ohne Deputation schickt es sich doch nicht; meine Würde hätte ja kein Gewicht. Ich erwarte sie jeden Augenblick.

Erstes Datum.

Das Ausbleiben der Deputirten befremdet mich ungemein. Was für Abhaltungen mögen sie nur haben! Vielleicht ist Frankreich daran Schuld. Das ist nun einmal eine durchaus übelwollende Macht. Ich war auf der Post, um anzufragen, ob die spanischen Deputirten noch nicht angekommen seyen; aber der Postdirektor ist entsetzlich dumm; er weiß von gar nichts. — „Nein,“ sagte er, „hier gibt's keine spanischen Deputirten; wenn Sie aber Briefe abzuschicken haben, so nehmen wir sie gegen die gesetzliche Taxe.“ — Warum nicht gar! Wozu Briefe? Briefe sind albernes Zeug; die Apotheker schreiben Briefe.

(Schluß folgt.)

Blume und Duft.

In Frühlings Heiligthume,
Wenn dir ein Duft an's Tiefste ruhrt,
Da suche nicht die Blume,
Der ihn ein Hauch entführt.

Der Duft ist, Ew'ges ahnend,
Von reichsten Lebens Fülle voll,
Die Blume zeigt nur mahnend,
Wie schnell sie welken soll.

Friedrich Hebbel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

(Fortsetzung.)

Die Pensionen.

Ich will heute unentschieden lassen, ob die französischen Schweizer, Burgunder-Romanen, die jetzt noch die Wahl haben, dem celtisch-romanischen oder dem germanischen Element in ihrem Wesen das Uebergewicht zu geben — politisch hat jenes gesiegt — nicht wohl thun würden, das durch Calvin bei ihnen zur Herrschaft gekommene Bildungs-, Unterrichts- und Erziehungsprinzip des äußerlichen Einprägens mit dem deutschen Prinzip der innern Entwicklung, welches nebenbei zugleich das Prinzip ächter Freiheit ist, zu vertauschen; das Faktum, daß Viele seit Jahren einen geistigen Anschluß an Deutschland versuchen, läßt Einiges hoffen, obgleich vor der Hand nicht gar viel. Was aber deutsche Eltern betrifft, ich meine solche, die da wissen, was wir an unserer Cultur besitzen, so können sie kaum darüber in Zweifel seyn, ob ihre Kinder nach deutscher Weise unterrichtet und erzogen, d. h. entwickelt werden, oder ob sie unter genferischer, waadtländischer oder neuschateler Pädagogik zu Memen heran wachsen sollen, die keinen lebendigen Quell eigenen Denkens und Fühlens in sich tragen, sondern nur eine kleine Cisterne fremden Prinzipienwassers, das weder immer für ein ganzes Leben ausreichen möchte, noch vor dem Absiechen so recht gut sichert ist. Erziehung oder Dressur — das ist die Frage, ein Organismus frisch, der sich durch sich selbst bewegt, oder ein Mechanismus, dem man eine Feder eingesetzt hat; — selbst ein Mensch, ein Selbst, das seyn, wozu die Natur und das Maas der verliehenen Gaben bestimmten, oder nur ein Anhang zu einem fremden Menschen, eine Münze, die Schrift und Bildniß eines Andern trägt.

Von meinem Standpunkte der Betrachtung aus, der eben so dringend für die zu höherer Bildung bestimmte deutsche Jugend Vertrauheit mit der französischen Cultur als Abdattung alles dessen verlangt, was das jugendliche Bewußtseyn verwirren, dualistisiren kann, muß ich es daher für ein wahres Glück halten, daß sich in Genf und Waadt neben den von Einzelnen geleiteten Erziehungsanstalten auch solche aufgethan haben, die von Deutschen geleitet werden. Daß aber in diesen Instituten die Kenntniß des Französischen mangelhaft bleiben könnte, ist eine Furcht, die alsbald verschwindet, wenn man die Erfolge dieser Pensionen gesehen hat. Dazu haben deutsche Zöglinge in ihren französisch redenden Schulgenossen die wirksamsten maitres de langue française. Nun ist es aber den Genfern und Waadtländern nicht entgangen, daß die von Deutschen geleiteten Pensionen einen besseren Unterricht gewähren, und so werden dieselben zahlreich von Einheimischen besucht. So ist mir in Genf das Knabeninstitut des Herrn Tobler bekannt, und in Nyon leitet ein anderer Herr Tobler, Bruder des vorigen, mit großem Erfolg eine ähnliche Anstalt. Herr Tobler in Genf ist einer der vorzüglichsten Lehrer und Erzieher, die ich kenne; freilich hat er an seinem rühmlichst bekannten Vater, dem Freunde Pestalozzis, der in hohem, aber rüstigem Alter jetzt in Nyon lebt, einen Lehrer der praktischen Pädagogik gehabt, wie er nur wenigen Lehrern zu Theil wird. Ohne klassische Studien gemacht zu haben, wie denn auch seine Zöglinge meist für Handel und Gewerbe bestimmt sind, hat sich Herr Tobler gediegene Kenntnisse in den sogenannten Realien verschafft; seine „Formenlehre" ist das beste Buch, das in neuerer Zeit über diesen für den Jugendunterricht so wichtigen Gegenstand erschienen ist. Dabei ist er des Französischen in hohem Grade mächtig, was auch von seiner liebenswürdigen Gattin gilt, und seine Zöglinge gedeihen vortrefflich in einem heitern, sittlichen Familienleben. Das Knabeninstitut des Herrn Sillig in Vevay, erst vor ein paar Jahren gegründet und überraschend schnell in Aufnahme gekommen, lebrt zugleich mit Eifer und Erfolg die beiden alten Sprachen (englisch und italienisch obendrein), für welche ein Lehrer angestellt ist, der jeder Prima eines preußischen Gymnasiums als Ordinarius mit Ehre vorstehen würde. Uebrigens ist Herr Sillig selbst, der, wenn ich nicht irre, Theologie studirt hat, Zögling einer sächsischen Fürstenschule. Ich habe auf meinen Ausflügen das Sillig'sche Institut mehrmals besucht, und mich jedesmal an den hellen, frohen Gesichtern der Knaben erfreut, die dort so munter lernen als spielen und zu leiblicher Stärkung den Turnplatz zur Linken und den See zur Rechten haben. Wie ich vernehme, will Herr Korregarn, ehemals Schuldirektor in Rheinpreußen, der sich mit seiner Familie hier niedergelassen, ebenfalls eine Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben gründen. Macht er, wie ich es ihm anzurathen erlaube, aus seinem Institut ein wirkliches Progymnasium, auf dem die zum Studiren bestimmten jungen Leute eine gründliche Kenntniß der beiden alten Sprachen gewinnen können, so ist ihm ein großer Erfolg sicher. Wer den Genfern einmal Knaben von dreizehn Jahren zeigen wird, welche die Odyssee lesen, der macht, um genferisch zu sprechen, „ein gutes Geschäft."

Ich schließe hier meinen Brief, um ihn nicht über die Gebühr auszudehnen. Noch habe ich aber nicht Alles über die Pensionen gesagt, was ich Ihnen mittutheilen mir vorgenommen. Sie müssen daher erlauben, daß ich in wenigen Tagen auf mein Thema zurückkomme und es zu Ende führe.

---

* Nicht blos einen geistigen. Es gibt in Genf Staatsmänner, die in einer engern Vereinigung der Eidgenossenschaft mit Deutschland die alleinige Rettung vor dem Raubsystem des westlichen Nachbars sehen. Mir sind darüber höchst bedeutsame Aeußerungen gemacht worden. Es schrieb aber vor der Hand nicht wohlgethan, Namen zu nennen.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 100 u. Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 48.

Donnerstag, 12. December 1839.

[754]

C. M. Wielands
sämmtliche Werke.

Von der überall mit der lebhaftesten Theilnahme begrüßten neuen Ausgabe dieses classischen Schriftstellers sind bereits fertig und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig zu haben:

Erste, zweite und dritte Lieferung, oder Band 1—18.

Inhalt der einzelnen Bände:

Band.

I. } Don Sylvio von Rosalva.
II. }

III. Musarion. Die Grazien. Der verklagte Amor. Rabine. Erdengluck. Lelia an Damon. Psyche. Das Leben ein Traum. Aspasia.

IV. }
V. } Agathon.
VI. }

VII. }
VIII. } Goldener Spiegel.

IX. Danischmend.

X. Diana und Endymion. Das Urtheil des Paris. Aurora und Cephalus. Combabus. Die erste Liebe. Sixt und Klärchen. Liebe um Liebe. Schach Lolo.

XI. Poetische Erzählungen. Das Wintermährchen. Das Sommermährchen. Geron der Adelige. Clelia und Sinibalde.

XII. Idris und Zenide. Pervonte oder die Wünsche. Der Vogelfang oder die drei Lehren. Hann und Gulpenbeb. Die Wasserkufe. Gedichte an Olympia.

XIII. }
XIV. } Die Abderiten.

XV. Der neue Amadis.

XVI. }
XVII. } Peregrinus Proteus.

XVIII. Agathodämon.

Die 4te Lieferung, womit die erste Abtheilung geschlossen ist, erscheint bestimmt im Laufe dieses Monats.

Subscriptionspreis für die ersten 24 Bände, die geschätztesten und populärsten dichterischen Werke enthaltend, 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr., zahlbar je beim Empfang einer Lieferung mit 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Leipzig, im December 1839.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[755]

Zu Festgeschenken.

Im Verlage der Unterzeichneten sind so eben erschienen und bei allen soliden Buchhandlungen vorräthig zu haben:

Bilder für die Jugend,

herausgegeben von

Ernst von Houwald,

Neue Auflage.

2 Bände, mit 24 Kupfern und einer Musikbeilage. Sehr hübsch gebunden. Preis 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Inhalt:

Erster Band: Die Bärenburg, ein Mährchen. Die Versöhnung, Drama in 2 Aufzügen. Der Handwerksmann. Die Unvermählte. Das Veilchen, ein Lustspiel. Die beiden Schwestern. Erinnerung an große unvergeßliche Männer: 1) Horazens Sabinum. 2) Die Villa des Mäcenas. 3) Körners Weinberg nach Blesewitz. 4) J. W. von Goethe's Gartenhaus in Weimar.

Zweiter Band: Belisar. Die Fahne. Der Juwelier. Der Neujahrswunsch. Das Element, ein Mährchen. Der Spuck, ein Drama. Die Unvermählte, Fortsetzung. Der Gang um Mitternacht. Der Zigeunerbube, ein Drama. Erinnerung an große unvergeßliche Männer: 1) Die Villa des Cicero. 2) Albrecht Dürers Grab. 3) Iffands Gartenhaus. 4) Philadelphia. 5) Berg Vernon in Virginien.

Der ungetheilte Beifall, welchen die Jugendschriften des berühmten Verfassers überall gefunden haben, beweist, daß sie aus inniger Neigung für die Kinderwelt hervorgegangen und von dieser mit gleicher Liebe aufgenommen worden sind. Zum Lobe dieser neuen Ausgabe glauben wir nichts weiter beifügen zu dürfen, als daß sie in typographischer Ausstattung die früheren bei weitem übertrifft. Mit voller Ueberzeugung können wir dieselbe als eines der passendsten und nützlichsten Weihnachtsgeschenke für die Jugend empfehlen.

Leipzig, im December 1839.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

[685] In der Unterzeichneten erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Die Geschichte Rußlands

von

N. Ustrialow.

Aus dem Russischen übersetzt

von

E. W.

Erster Band. Erste Abtheilung.

gr. 8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Die Geschichte des östlichen Europas, namentlich die verwickelten Verhältnisse zwischen Rußland und Polen sind uns dem Wesen nach bis jetzt hauptsächlich durch polnische Schriftsteller bekannt, was auf die Beurtheilung desselben notwendig einen einseitigen Einfluß haben mußte. Länger als man gewöhnlich glaubte, dauerte der Antagonismus zwischen Polen und Rußland, und vor 200 Jahren war Polen nahe daran, in Rußland dieselbe Rolle zu spielen, wie jetzt Rußland in Polen. Zur unparteiischen Würdigung der Geschichte ist darum die Kenntniß russischer Werke unerläßlich, und zur richtigen Beurtheilung selbst der neuesten Geschichte durchaus unentbehrlich. Karamsins glänzendes, aber vielfach der Kritik ermangelndes Werk wirkte hiezu vergleichungsweise wenig, und nach ihm ist manches für Kenntniß der russischen Geschichte geschehen, was gar nicht, oder nur sehr fragmentarisch zur Kenntniß der deutschen Lesewelt kam. Ustrialow hat das unbestrittene Verdienst, die mannichfachen Vorarbeiten seiner Landsleute fleißig benutzt zu haben, und sein Werk ist darum das Resultat der neuen Geschichtsforschung Rußlands. Schon in diesem Sinne ist es höchst lehrreich, und kein gleichgültiger Umstand ist es, daß der russische Minister des öffentlichen Unterrichts dasselbe zum Handbuch den höhern Unterrichtsanstalten bestimmte. So wird es durch den Einfluß des Geistes, in dem es geschrieben ist, selbst wieder zu einem nicht unbedeutenden historischen Moment, und verdient nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit.

Das Original soll vier Bande umfassen, von denen bis jetzt drei erschienen sind. Die ersten Bände führen die Geschichte von der Gründung des russischen Staats durch Rurik bis auf Peter den Großen, die beiden letzten sollen sie bis auf den Tod Alexanders I. herabführen. Die obenangezeigte Lieferung umfaßt den ersten russischen Band, die zweite, die demnächst erscheinen und mit der ersten Einen Band ausmachen soll, beendigte also die alte russische Geschichte vor Peter dem Großen.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[720] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Leichtfaßliche Anfangsgründe der

Naturgeschichte des Mineralreiches.

Zum Gebrauche bei seinen Vorlesungen über die Mineralogie von

Friedrich Mohs,

k. k. wirklichem Bergrathe, Ritter des königl. sächsischen Civil-Verdienst-Ordens und Mitgliede mehrerer in- und ausländischer gelehrter Gesellschaften.

Zweiter Theil.

Physiographie,

bearbeitet von

Herrn F. X. M. Zippe,

Professor am ständischen technischen Institute und Custos am vaterländischen Museum in Prag.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 31 Kupfertafeln.

gr. 8. Wien 1839. Preis 4 Rthlr 8 Gr. sächs.

Dieser zweite Theil der leichtfaßlichen Anfangsgründe, welcher der ersten Auflage dieses Werkes fehlte, enthält die Physiographie, eines der wichtigsten Hauptstücke der Naturgeschichte des Mineralreiches, bearbeitet von dem Herrn Professor Zippe in Prag, dessen gründliche Einsicht in die naturhistorische Methode, unterstützt von einer ausgezeichneten Sammlung von Mineralien und einer zahlreichen Bibliothek, ihn geschickt gemacht haben, eine Arbeit zu unternehmen, die dem Urheber dieser Methode selbst auszuführen, Zeit und Umstände nicht gestattet haben. Es ist daher beinahe überflüssig zu bemerken, daß nach dem Plane des Grundrisses der Mineralogie, die Physiographie auch in dieser zweiten Auflage der Anfangsgründe eingerichtet, daß darin alles Neue, in so fern es nur einiger Maßen wissenswürdig geschienen, aufgenommen, und wo es erforderlich oder thunlich gewesen, berichtiget worden, was besonders in Beziehung auf die Fundörter der Mineralien in den k. k. Staaten oft geschehen ist, und daß daher diese zweite Auflage der Anfangsgründe für eine neue Bearbeitung des Grundrisses, der ersten wissenschaftlichen Grundlage der Mineralogie, angesehen werden kann, die außerdem, daß sie dem gegenwärtigen Zustande und Umfange der Erfahrung entspricht, nicht nur einige Berichtigungen in ihren philosophischen Theilen, sondern auch eine bedeutende Erleichterung im Gebrauche der Charakteristik erhalten, obnerachtet die Anzahl der Spezierum wesentlich sich vermehrt hat. Wenn daher auch Jemand, dem es lediglich um eine empirische Kenntniß und um einige historische Notizen von den Mineralien zu thun ist, durch andere mineralogische Werke, deren einzige Bestimmung hierin besteht, und die derselben auch wohl entsprechen, sich befriedigt finden konnte, so wird doch Derjenige, der in der Mineralogie eine Wissenschaft

sucht, und eine Wissenschaft zu schätzen weiß, allein an die Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreiches sich zu halten haben: um so mehr, da nicht nur die berühmtesten und ausgezeichnetsten Sammlungen in den k. k. Staaten, der naturhistorischen Methode angemessen eingerichtet sind, sondern da diese Methode auch an den wichtigsten Lehranstalten als Leitfaden des Unterrichts dient.

Die Zeichnungen sind größtentheils aus dem Grundrisse genommen, weil sie, wie die in nicht geringer Anzahl neu hinzugefügten, ihrem Zwecke vollkommen entsprechen.

---

[722] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist so eben in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Camellien.

Almanach für das Jahr 1840.

Herausgegeben von

Ferdinand Grafen Schirnding

und

C. A. F. Hennig.

Mit ausgewählten Beiträgen von Dr. C. Draexler-Manfred, K. E. Ebert, Juliane Glaser (gebornen Ebert), W. M. Gerle, Jarno Uffo Horn, K. Herloßsohn, J. Kaufmann, Ignaz Kuranda, Charlotte Löw, W. Marsano, J. Seidlitz, J. Umlauft, St. Zauper und andern geachteten Schriftstellern Böhmens.

Erster Jahrgang.

Mit 8 Stahl- und Steinstichen von Carl Meyer in Nürnberg und C. Hennig in Prag, nebst einem musikalischen Souvenir.

In elegantem Einbande. Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Prachts-Exemplare, erste Abdrücke 4 Thlr.

---

[696] Durch alle Buchhandlungen sind jetzt vollständig zu erhalten:

Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte

von Dr. Wilh. Friedr. Volger,

Rector am Johanneum zu Lüneburg.

In 2 Bänden oder 4 Abtheilungen, mit Tabellen, Generalregister und 9 illuminirten Karten.

122 Bogen (gegen 2000 Columnen) des größten Octav-Formats und deutlichsten Drucks auf Maschinen-Papier. gr. 8. Hannover in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. Preis 6 Rthlr. (cartonnirt 6½ Rthlr.

Es entspricht diese neueste bedeutende und anerkannt gelungene Leistung des rühmlichst bekannten Herrn Verfassers, nicht allein den Forderungen, die man an ein, für das ganze gebildete Publikum bestimmtes Handbuch der Geschichte mit Recht macht, sondern hat so manche eigenthümliche Vorzüge, daß es vor ähnlichen Werken dadurch ganz besonders empfehlenswerth erscheint. Der Leser findet hier in gedrängter Kürze, die der Herr Verfasser glücklich mit hinreichender Vollständigkeit zu vereinigen weiß, die interessantesten Begebenheiten der Vorzeit bis zur Gegenwart anziehend dargestellt. Ueberall bemerkt man Wärme und Leben der Darstellung, die aber nie der Wahrheit der Thatsachen Eintrag thut, überall gründliche Auswahl der wichtigeren Begebenheiten, die, mehr sie sich der Gegenwart nähern, desto ausführlicher behandelt werden.

Ganz eigenthümlich aber sind diesem Handbuche die 9 beigegebenen Karten, welche die Gestalt Europa's in den verschiedensten Epochen anschaulich darstellen, die zahlreichen genealogischen Tabellen über die wichtigeren europäischen Fürstenhäuser und die chronologischen Uebersichtstafeln.

Außerdem ist die praktische Brauchbarkeit dieses Handbuchs durch ein sorgfältiges General-Register, zum Nachschlagen, welches mehrere Tausende von Namen und Hinweisungen umfaßt, noch wesentlich erhöht worden.

Handbuch der Geographie.

Von Dr. W. F. Volger.

Zwei Theile. Vierte stark vermehrte Auflage. 84½ Bogen in gr. 8. Maschinen-Velinpapier. 3½ Rthlr.

---

[725] Bei Carl Focke in Leipzig erschien:

Napoleon

vom Verfasser des „Türk" u. a. m.

Sauber broschirt. Preis 1 Thlr.

Dieser Roman zieht durch tiefe Blicke in Napoleons Leben und in den Zeitgeist nicht minder an, als durch seltene poetische Vorzüge.

---

[713] Bei Gerdsche in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Herbstgabe.

Taschenbuch auf das Jahr 1840 oder II. Jahrgang

von

Caroline Leonhardt Fyser

mit 7 Bildern.

Elegant gebunden 1 Thlr. 20 Gr.

Die Verfasserin, als lyrische Dichterin, wie als Novellistin rühmlichst bekannt, übergibt hiermit dem Publikum den II. Jahrgang des Taschenbuches Herbstgabe. Die Blätter, aus denen dieser Strauß gebunden ist, prangen aber nicht bloß in bunter Farbenpracht, wie andre Herbstblumen, sondern spenden auch süßen Duft, wie die Kinder des Frühlings. Es dürfte kein würdigeres Weih- und Toilettengeschenk für sinnige Frauen und Mädchen geben, als die: Herbstgabe.

Elegantes Weihgeschenk für Jungfrauen.

Ausstever

für Deutschlands Töchter

in allen Verhältnissen ihres Lebens.

Ein Buch zur Belehrung und Bildung, nebst einer Anleitung zu verschiedenen ganz modernen weiblichen Arbeiten und 14 Tafeln mit colorirten und schwarzen Zeichnungen von

Caroline Leonhardt Fyser.

Elegant gebunden 1 Thlr. 18 Gr.

Wir übergeben hiermit der weiblichen Jugend ein Lehr- und Lesebuch, welches in Form und Gehalt gleich ausgezeichnet genannt werden darf. Ueber die Leistungen der beliebten Verfasserin hat sich die öffentliche Stimme längst anerkennend und belobend ausgesprochen; ihre früheren Werke ähnlicher Art, welche von der Verfasserin in ihrem 18ten Jahre geschrieben wurden, werden in mehreren deutschen Töchterschulen als Leitfaden beim Unterrichte benutzt; hier wird in jeder Hinsicht Durchdachteres, Vollendeteres den deutschen Frauen und Jungfrauen geboten.

[706] Neueste und wohlfeilste

Ausgaben classischer Musikwerke.

Verlag von *C. Schubert* in Leipzig,
zu haben in allen guten Buch- und Musikalien-Handlungen, in Stuttgart bei G. A. Zumsteeg.

Pianoforteschule

des Conservatoriums der Musik in Paris
von *L. Adam*,
Professor am Conservatorium.

Neueste und vollständige Prachtausgabe.

Preis compl. carton. 5 fl. 24 kr. rhein., oder in 12 einzelnen Heften à 27 kr. rhein.

Die Kunst des Violinspiels

(Violinschule des Conservatoriums in Paris)
von *P. Baillot*,
Professor des Conservatoriums in Paris, Ritter der Ehrenlegion etc.

Neueste, vollständige Prachtausgabe mit allen Abbildungen, Tabellen etc. Zweiter verbesserter Abdruck.

Preis compl. carton. 7 fl. 12 kr. rhein., oder in 16 einzelnen Heften à 27 kr. rhein.

Der angehende Organist.

Sammlung von kurzen und leichten Orgelstücken und Chorälen mit und ohne Pedal zu spielen, durch die gebräuchlichsten Dur- und Molltonarten.

Ein praktisches Hand- und Hülfsbuch, sowohl zum Gebrauche beim öffentlichen Gottesdienste, wie auch als Schule zur Vervollkommnung für Organisten, Landschullehrer und alle Anfänger im Orgelspiele, besonders auch zum Gebrauch in Seminarien.

Herausgegeben von *Georg Wilhelm Körner*.

10tes Werk.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Preis compl. broch. 5 fl. 24 kr. rhein., oder in 12 einzelnen Lieferungen à 27 kr. rhein.

---

[734] **Anzeige für Künstler.**

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Adhemar, J., Die Perspektivlehre zum Gebrauche für Künstler. Aus dem Französischen übersetzt von O. Möllinger. gr. 8. Mit 65 Tafeln in Fol. Preis 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

---

[729] **Herabgesetzter Preis.**

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen sind zu beziehen:

Eugen Neureuthers
Randzeichnungen und Dichtungen
der deutschen Classiker.

Enthaltend: 1. „An die Künstler" von König Ludwig von Bayern. 2. Der Zauberlehrling von Goethe. 3. Der Taucher von Schiller. 4. Aus dem Vogelsang oder die drei Lehren von Wieland. 5. Leonore von Bürger. 6. Der Christabend von Hebel. 7. Ghasele von Graf Platen. 8. Das Nothhemd von Uhland. 9. Männer und Buben von Körner. 10. Aus der Genovefa von Tieck. 11. Hermann und Thusnelda von Klopstock. 12. Der goldene Hut von Langbein. 13. Die Braut von Korinth von Goethe. 14. Die Glocke von Schiller.

Sämmtlich in Einem Bande, früherer Preis 7 fl. 12 kr.,

jetziger Preis: geb. in sauberen Umschl. 4 fl. in Prachtband 5 fl. 24 kr.

Ferner:

Desselben

Randzeichnungen zu Goethe's
Balladen und Romanzen.

Enthaltend: 1. Heidenröslein. 2. Der König in Thule. 3. Legende. 4. Mignons Sehnsucht. 5. Das Blümlein Wunderschön. 6. Der Todtentanz. 7. Der Gott und die Bajadere. 8. Der Sänger. 9. Vor Gericht. 10. Schäfers Klagelied. 11. Erlkönig. 12. Der untreue Knabe. 13. Mailied. 14. Der Fischer. 15. Hochzeitlied. 16. Die wandelnde Glocke. 17. Der getreue Eckart. 18. Die Spinnerin. 19. Der Junggesell und der Mühlbach. 20. Adler und Taube. 21. Vanitas vanitatum. 22. Der Goldschmiedgesell. 23. Der Schatzgräber. 24. Wirkung in die Ferne.

Früherer Preis 10 fl. 48 kr.

Jetziger Preis: geheftet in Umschl. 4 fl. 48 kr. im Prachtband 6 fl. 36 kr.

auf großem Papier im Prachtband 8 fl.

Die vorstehenden beiden Werke sind von allen bis jetzt erschienenen illustrirten Ausgaben noch nicht übertroffen worden, und verdienen noch immer die ihnen seit ihrer ersten Ausgabe geschenkte Aufmerksamkeit. Um ihnen diese auch von einem größeren Kreise des Publikums zugewendet zu sehen, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, die vorgemerkten ermäßigten Preise dafür anzunehmen. Sie hofft dadurch, sie in den Kreis derjenigen Publikationen gebracht zu haben, die dem Publikum stets vor Augen sind, und wünscht daß dies namentlich bei dem bevorstehenden Weihnachtsfest der Fall seyn möchte, da sich die beiden Werke besonders zu Geschenken um diese Zeit eignen.

Literar.-art. Anstalt in München.

---

[741] Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Urania

von

C. A. Tiedge.

Eilfte Aufl. mit 6 Kupfrn. und Portrait des Verfassers geb. mit Goldschn. u. perzoid. Decken. Preis 1 Thlr. 12 Gr. Gewöhnl. Ausg. broch. 18 Gr. u. Stereot.-Ausg. 8 Gr.

Dies Lied von Gott und der Unsterblichkeit steht unerreicht in seiner hohen Sphäre. Wo ist ein Buch, das wie dieses das Herz erhebt und Trost und Glauben bringt und was zugleich als das Ideal hohen poetischen Schwunges und frommer Begeisterung gilt?

Seit länger als dreißig Jahren glänzt die Urania als eine der schönsten Erscheinungen in der deutschen Literatur; in alle lebende Sprachen übersetzt machte sie die fromme Wallfahrt durch Europa, heilte Zweifler von irrigen Wahne und erbaute das glaubende Gemüth.

Leipzig im December 1859.

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 13. December 1839.

Mother of this unfathomable world!
Favour my solemn song, for I have loved
Thee ever; — — — I have watched
Thy shadow, and the darkness of thy steps,
And my heart ever gazes on the depth
Of thy deep mysteries.

Shelley.

Gebirgswanderung.

Von F. Notter.

Röthend beschleichet die Nelken am Gitter des Fensters der Frühglanz,
Mit dem bescheidenen Gruß wecken die Himmlischen auf.
Thalan wächset der Morgen; es schlagen die Wellen des Ostens
Ueber die Gipfel des Walds nieder und breiter herein.
Hell durch des Hauses Umrankung, die flüsternde, äugelt der Hügel,
Der an das strenge Gebirg kindlich und weichlich sich lehnt.
Wohllaut wurden die Lüfte; die Blume der Tiefe ist offen
Und um die Berge zurück schlägt sie den purpurnen Saum.
Angeglänzt tragen den Lichtgruß zum Flieder die goldenen Käfer;
Hoch in dem klaren Azur spiegelt die Schwalbe ihn ab.
Stimmen der Menschen verbinden der Niedrung zerstreuete Felder,
Und in das Leben der Flur greifet ein höheres ein.
Alles wird Kraft und wird Ziel; rasch wachsen die Keime des Tages,
Wie in dem Wasser ein Kreis sicher und eilig sich dehnt.
Einzig die Nebel dort drüben, die flüchtigen Weben des Schicksals,
Ziehen im Hause des Lichts irrend und führerlos hin.
Sollen sie täuschend verhüllen, wie nahe der Erde der Himmel?
Streif denn, o Hore, sie an, und sie zerfließen zu Thau!
Schnell von dem Hügel zum Wald! er eröffnet die rauschenden Thore;
Gleich einem Regen noch liegt auf ihm die Tränkung der Nacht.
Röther im Morgenblick stehen die mächtigen Stämme der Tannen,
Unter dem Fichtenhaupt lehnt Ahorn an Esche sich an.
Lichtvoll ist es und dunkel, und lautlos ist es und tönend,
Wie ein ergreifendes Wort, das in dem Busen noch keimt;
Anklang sucht es sich jetzt und prüfet das Ohr des Gefährten,
Scheu vor Entheiligung jetzt kehrt es zur Stille der Brust.
Hoch auf wölbt sich das Gras; die bethauete Woge bestreifet
Nickend und schattend den Pfad, daß er den Augen entschlüpft,
Bis er sich sonnig den Wirren, den reizenden, wieder entwunden
Und durch das holde Gewühl ziehet als Führer voran.
Ueber den leuchtenden hüpft in gefügeltem Sprung die Cicade,
Leise, mit zartem Gewind, hat ihn die Spinne durchkreuzt;
Einsam gewobener Faden, du hältst zwei Blumen verknüpfet,
Aber zerreißend hindurch nimmt sich das Leben den Weg-

Lieblich da unten zu lauschen, noch lieblicher wär' es zu träumen,
Doch in die Höhe hinauf leitet für heute die Bahn.
Bald iſt die Platte des Berges, die erſte, gewonnen und weit aus
In das gewundene Thal fällt der entfeſſelte Blick.
Wie hat der Muth hier gekämpft mit der Blindheit wilder Entletzung,
Wie in den Eigenſinn griff ſchickſalerſchaffend der Geiſt!
Jene Gelände mit Aehren, er hat ſie den Wäldern entriſſen,
Dort mit dem zitternden Steg jocht' er den Fels an den Fels;
Boden entrang er den Seen und warf um den tobenden Bergſtrom,
Um das Entſetzen der Flur, zwängend den knorrigen Damm.
Hart iſt die Schule der Höhen, wie jene ſpartaniſche Mutter:
Kehrt nicht als Sieger der Sohn, kehr' er ihr nimmer zurück!
Doch nur feſter ihr an, nur inniger ſchmiegt ſich der Zögling,
Und mit unendlichem Weh engt ihm die Ebne die Bruſt.
Seyd denn, ihr Föhren, gegrüßet; zu euch, ihr umdämmerten Schatten,
Kehrt, wie des Alpenſohns Herz, wieder der ſteigende Pfad.
Mooſiger werden die Rinden; es zählen erduldete Winter
Sich an dem greiſen Geflecht, mahnende Kündiger, ab.
Doch in den Kronen erwacht iſt des Frühlings ſchmeichelndes Gaſtrecht
Und von beſonnetem Harz walket der Odem mich an.
Lau, wie ein Garten des Thals, iſt die ruhige Klüftung; es ſuchet
Allbin mit heimlichem Fund ſeine Gefährten das Licht.
Fernher wandelt vor ihm ein durchwürzeter Duft in dem Haine,
Und ihre purpurnſte Frucht reift ſo der Erde im Moos.
Da auf die Krümmung des Wegs fällt langhin ein Schatten; es dämmt ſich
Eine gebietriſche Wand gegen den nahenden Lenz.
Eingezwängt muß er die Pforte vom trotzigen Felſen durchwandern,
Und ihm begegnet der Strom, welcher der Höhe entrauſcht.
Beide gelangen ſie hier auf verengeter Straße zuſammen,
Einer die Berge herauf, einer die Berge herab;
Sänftigend, mit der Geduld des erſchaffenden Lebens, der Frühling,
Herriſch, im ſtolzen Gewühl kühner Erob'rung der Strom.
Weither ſchimmert ſein Pfad, wie das ſtarre Verhängniß umwindend
Tiefauf er zürnet und ſchäumt, Kräfte gewinnt und verbrauſt.
Was für Wehren durchbricht und was für Weihen vertheilt er,
Der zu des ew'gen Geſchicks Faden im Sturme ſich ſpinnt.
Wild von den Felſen herunter hat ſplitternd den Wald er geriſſen,
Der ſich dem Mächt'gen zu nah, wettergewohnet, gedraut;
Doch zu der wankenden Erle, dem zarteren Nachbild der Wellen,
Stäubt aus der zornigen Fluth nährende Labung empor.
Leiſe indeſſen der Lenz; er bewachet aus zärtlichen Roſen
Schmeichelnd das dunkle Geſtein, lehnet den Ginſter ihm an.
Reizend, in tauſend Gewinden, umſchlinget das Epheu den Baumſtamm:
Wo die Erfindung ſich zeigt, bleibt auch die Anmuth nicht aus! —
Aber die Seele des Waldes iſt anders geworden, vergebens
Suchet] des Buchengeäſts runde Bewegung der Blick,
Die in unendlicher Woge, von tauſend von Himmeln durchſchauet,
Leiſe des ſilbernden Hains wechſelnde Laube umbraust;
Fort iſt des Wuchſes Gedreitung, die wie im umſchmeichelnden Bade
In der beſonneten Luft langſam und allhin ſich dehnt,
Wo es ſo ſüß iſt den Buſen dem Klange der Stimmen zu laſſen,
Die der durchſaitete ſchafft, in ihm wie um ihn ein Meer.

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Schluß.)

Madrid, Februar 30.

Und nun wären wir in Spanien. Es ging ſo ſchnell damit, daß ich kaum zu mir ſelbſt kommen konnte. Heute früh ſtellten ſich ſpaniſche Deputirte bei mir ein, und ich ſetzte mich mit ihnen in einen Wagen. Mich beſtrembte die außerordentliche Schnelligkeit. Wir fuhren ſo raſch, daß wir in einer halben Stunde die ſpaniſche Grenze erreichten. Nicht umſonſt gibt es jetzt in ganz Europa Eiſenbahnen, und die Dampfſchiffe geben erſtaunlich ſchnell.

Ein ſonderbares Land, dies Spanien! Als wir in's erſte Zimmer traten, ſah ich eine Menge Menſchen mit raſirten Köpfen. Ich erriethe über gleich, daß es entweder Granden oder Leibwachen ſeyn müſſen. Das Betragen des Staatskanzlers, der mich an der Hand führte, kam mir ungemein ſonderbar vor. Er ſtieß mich in ein kleines Zimmer und ſagte: „Hier ſitz, und wenn du dich König Ferdinand nennſt, ſo will ich dir dieſe Laune ſchon vertreiben.“ Ich aber, wohl wiſſend, daß dies nur Prüfungen ſind, ſagte ihm derb die Meinung, worauf er mich zweimal mit einem Stock über den Rucken ſchlug, ſo ſtark, daß ich feſt

ausgeschrien hätte. Aber ich hielt an mich, weil ich mich besann, daß es Ritterſitte iſt, beim Antritt einer hohen Würde Schläge zu erhalten, und daß gerade in Spanien die Ritterſitten bis jezt noch ſehr üblich ſind. Sobald ich allein war, machte ich mich an die Staatsgeſchäfte. Ich entdeckte, daß China und Spanien durchaus ein und daſſelbe Land ſind; nur aus Unwiſſenheit werden ſie für verſchiedene Staaten angeſehen. Ich rathe Allen, mit Fleiß das Wort Spanien auf Papier zu ſchreiben, und ſogleich wird China daraus entſtehen.

Das Ereigniß, das morgen Statt finden ſoll, hat mich außerordentlich erſchreckt. Morgen um ſieben Uhr wird es ſich nämlich begeben, daß die Erde ſich auf den Mond niederſezt. Ich eilte in den Saal des Staatsraths, um der Polizei Befehle zu ertheilen, daß ſie dieſes Unglük zu verhindern ſuche. Die geſchworenen Granden, von denen ich eine Anzahl im Saale traf, müſſen ganz geſcheite Leute ſeyn; denn als ich zu ihnen ſagte: „Meine Herrn, retten wir den Mond, weil ſich die Erde auf ihn niederlaſſen will!“ ſo beeilten ſich Alle, meinen allerhöchſten Wunſch zu erfüllen, und Viele wollten die Wände hinauf klettern, um den Mond zu erreichen. Aber in dieſem Augenblicke trat der Großkanzler ein. Wie man ihn ſah, lief Alles auseinander. Nur ich als König blieb zurük. Aber da ſchlug mich der Kanzler zu meinem Erſtaunen mit dem Stok und trieb mich in mein Zimmer. Solche Macht haben in Spanien die Volksſitten!

Januar deſſelben nach Februar ſich vorfindenden Jahrs.

Noch immer kann ich nicht klug daraus werden, was Spanien für ein Land iſt. Volksſitten und Hofetikette ſind durchaus ungewöhnlich. Ich verſtehe nichts, gar nichts, ſchlechterdings nichts davon. Heute hat man mir den Kopf raſirt, ſo ſehr ich auch aus allen Kräften ſchrie, daß ich kein Mönch ſeyn wolle. Ich kann mich nicht einmal beſinnen, wie es zugegangen iſt, daß man mir auf den Kopf kalt Waſſer tröpfeln ließ. Eine ſolche Höllenqual habe ich noch nicht empfunden. Ich war nahe daran, in Wuth zu gerathen, ſo daß man mich kaum halten konnte. — Ich begreife die Bedeutung dieſer ſonderbaren Sitte gar nicht. Eine dumme, ſinnloſe Sitte! Mir iſt die Albernheit der Könige unbegreiflich, die eine ſolche noch immer nicht abgeſtellt haben. Aller Wahrſcheinlichkeit nach bin ich in die Hände der Inquiſition gerathen, und den ich bisher für den Kanzler hielt, iſt wohl gar der Großinquiſitor ſelbſt. Aber wie konnte ſich ein König der Inquiſition unterwerfen? Vielleicht iſt es von Seite Frankreichs geſchehen, vielleicht durch Polignac. O es iſt ein Spizbube, dieſer Polignac! Er hat geſchworen, mich bis zum Tode zu verfolgen. Aber ich weiß ſchon, Freund, daß dich der Engländer an der Naſe führt. Der Engländer iſt ein großer Politiker, er weiß ſich zu drehen und zu wenden. Es iſt ja der ganzen Welt bekannt, wenn England eine Priſe nimmt, ſo muß Frankreich nieſen.

Das 25ſte Datum.

Der Großinquiſitor kam heut in mein Zimmer. Sobald ich von fern ſeine Schritte hörte, verſteckte ich mich unter den Stuhl. Wie er mich nicht ſah, fing er an zu rufen; zuerſt: „Voprichtſchin!“ — Ich kein Wort. — Dann: „Alſentij Iwanowitſch!“ — Titularrath! — Edelmann!“ — Ich ſchwieg immer. — „Ferdinand der Achte, König von Spanien!“ — Ich wollte ſchon den Kopf hervorſtrecken, dachte aber doch bei mir ſelbſt: Nein, du ſollſt mich nicht dran kriegen! wir kennen dich ſchon: du willſt mir wieder kalt Waſſer auf den Kopf gießen. — Aber jezt wurde er mich gewahr, und trieb mich mit ſeinem Stok unter dem Stuhl hervor. — Außerordentlich ſchmerzlich ſchlägt es ſich mit dem verfluchten Stok! Doch Alles dieſes iſt mir durch die heutige Entdeckung vergütet worden. Ich habe nämlich in Erfahrung gebracht, daß jeder Hahn ſein Spanien hat, daß es ſich nämlich zwiſchen ſeinen Federn befindet. — Der Großinquiſitor verließ mich hierauf zornig, und mich mit Strafen bedrohend. Aber ich achtete ſeine ohnmächtige Bosheit nicht, weil ich weiß, daß er als ein Werkzeug des Engländers handelt.

Nein, ich habe keine Kraft mehr, das auszuſtehen! O Gott, was machen ſie mit mir! Sie gießen mir immer das kalte Waſſer auf den Kopf. Sie ſehen, ſie hören, ſie achten nicht auf mich. Was habe ich ihnen gethan? Warum martern ſie mich ſo? Was wollen ſie von mir Armen? Was kann ich ihnen geben? Ich habe nichts. Es geht über meine Kräfte; ich kann dieſe Qual nicht mehr ertragen. Mein Kopf brennt, und Alles ſchwindelt vor meinen Augen. Rettet mich, nehmt mich auf! Gebt mir ein Dreigeſpann wirbelſchneller Roſſe. Setze dich auf, Schwager! klingelt, ihr Glöckchen! braniet, ihr Roſſe, und tragt mich hinweg von dieſer Welt! Weiter, weiter, daß ich nichts ſehe! — Ha, ſieh! der Himmel kreist um mich, ein Sternchen blizt in der Weite, der Wald mit ſeinen dunkeln Bäumen und mit dem Monde ſchießt an mir vorüber. Ein blauer Nebel breitet ſich unter meinen Füßen aus; eine Saite tönt im Nebel. Hier die See, drüben Italien — ſieh' dort — ein ruſſiſch Bauernhaus! Iſt das mein Haus, das in der Ferne blaut? Iſt das meine Mutter, die unter'm Fenſter ſizt? O Mütterchen, rette deinen armen Sohn! — laß eine Thräne fallen auf ſein krankes Haupt! Sieh' her, wie man ihn quält! Drüke den armen Waiſen an deine Bruſt! Er hat keine Stätte auf dieſer Welt, man verfolgt ihn. O Mütterchen, beklage dein krankes Kind! . . . . — Aber wiſſen Sie was? Der Dei von Algier hat eine Warze gerade auf der Naſe.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Dezember.

Die Newsboys.

Fast zugleich mit der Nachricht, daß sich die Königin einen Gemahl gewählt, ist der erste Schnee eingetroffen. Dadurch werden hier immer die Unannehmlichkeiten des Winters sehr flühlbar vermehrt, weil für die Reinigung der Trottoirs so gar schlecht gesorgt wird. Zu denjenigen Klassen, welche dadurch am meisten leiden, gehört die wichtige Gilde der Zeitungsjungen. Ich sage ausdrücklich „Jungen," nicht „Träger;" denn obgleich es diese Jungen sind, welche die Zeitungen austragen, so sind es eben doch nur Jungen, von denen sie ausgetragen werden. Keiner dürfte mehr als fünfzehn Jahre zählen, und er darf nicht einmal. Das Gewerbe ist Eigenthum solcher, die jünger sind. Wer älter ist, muß es freiwillig oder gezwungen niederlegen. Und das ganze Jahr hindurch, bei Regen und Sonnenschein, bei Sturm und Schneegestöber, sind diese zwar untergeordneten, aber unentbehrlichen Gehülfen der Tagesliteratur Morgens die Ersten, Abends oft die Letzten auf den Straßen, stets im Flügelschritt, Trab oder Galopp, nie warm, häufig sehr leicht bekleidet, und in der Regel das Einzige an ihnen, was der Witterung keine Blößen zeigt, der Sack von Wachstuchleinwand oder Gummielastikum, welcher die Zeitungen bergen. Sie treiben das Geschäft nicht auf eigene Rechnung, sondern als Diener; doch deutet schon die Benennung Newsboys das verwandtschaftliche Verhältniß an, in welchem sie zu ihren Brodherren, den Newsmen, stehen. Sie sind auch die eigentliche Pflanzschule der Letzteren. Unter den Hunderten der hiesigen Zeitungshändler — denn es ist selectederdings unrichtig, wenn die besten Wörterbücher Newsman durch Zeitungsträger verdeutschen; ein Newsman verkauft, handelt mit Zeitungen, trägt sie aber nie selbst seinen Kunden zu — haben bestimmt kaum zehn Prozent ihr Geschäft von ihren Vätern geerbt oder durch Kauf erworben, alle Uebrigen sind früher Newsboys gewesen. Mehrere derselben, wie noch vor Kurzem Mr. Wiltshire, of London-wall, haben, obgleich ihr Verrieb nur kleinen Gewinn abwirft, doch in einer Reihe von Jahren ein bedeutendes Vermögen gesammelt, und damit entweder den Rest ihres unruhigen Lebens sich erheitert oder sachenden Erben eine Freude gemacht. Ins dessen sollte man meinen, bedürfe es auch solcher Beispiele, um den Newsboys die Liebe zum Daseyn zu stiften. Am frühesten Morgen traben sie nach den verschiedenen, oft stundenweit entfernten Zeitungsexpeditionen, die Abdrücke in Empfang zu nehmen. Dann geht es im Flug zu den Kunden. Alle verlangen, daß das Papier sie am Frühstückstische erwartet; alle zürnen und wüthen, und drohen mit Aufgeben der Zeitung, wenn der Träger sie ein paar Minuten warten läßt, und doch wissen die meisten, daß beim Aufgeben der Zeitungen bisweilen Verzug eintritt, welchen der arme Junge mit aller Eile nicht einzuholen vermag, und doch der Nicht keiner seinem Diener, dem armen Jungen, wenn er bescheiden geflopft hat, ungesäumt das Papier abzunehmen, ihn nicht in Frost und Schnee vor der Thüre stehen zu lassen, wo er sich vergebens abmüht, die starren Hände zu erwärmen, und der scharfe Ostwind ihm das Gesicht blutig ritzt; und doch bedenkt kaum einer, daß ein so mühbeladenes Geschöpf ihm die Würze des Frühstücks bringt, und glaubt äußerst generos zu seyn, wenn er das einzige Mal im Jahre, wo der arme Junge um eine kleine Gabe bittet, ihm als Christmas-box (Weihnachtsgeschenk) zwölf oder sechzehn Groschen mit der geschärften Verwarnung gröberer Pünktlichkeit schickt. Wie früh mit den Morgenblättern, trabt der Newsboy Nachts mit den Abendblättern umher, und nur weil ihre Zahl und die Zahl ihrer Leser geringer ist, genießt der arme Junge verhältnißmäßig Ruhe. In der Zwischenzeit ist er nichts weniger als müßig. Es gibt viele Menschen, denen das eigene Halten einer Zeitung zu kostspielig ist; sie begnügen sich mit kursorischem Lesen und fertigen das in einer Stunde ab. Allein genau zu dieser Stunde sind sie zum Lesen gerüstet, und wehe dem armen Jungen, wenn der Vorgänger ihm fünf Minuten aufhält. Schon die Magd, die ihm das Blatt abnimmt, schilt ihn einen langsamen, nichtsnutzigen Beugel, und Ein solches Blatt geht im Laufe des Tages oft durch sechs Hände. Mit alledem ist aber das Tagewerk des Newsboy noch nicht abgethan. Jeder Newsman kauft mehr Exemplare, als er für seine Kunden bedarf. Weil er mit Zeitungen handelt, muß er deren von jeder Farbe auf Nachfrage vorräthig haben. Nun fügt es sich, daß er heute seinen Vorrath an Times abgesetzt und nach dem Globe Niemand verlangt hat. Da packt er den Globevorrath bis auf ein oder zwei Abdrücke zusammen, und entsendet damit seinen Laufburschen auf die große Zeitungsbörse in Charlterine-street, Strand. Dies ist das Rendezvous des Newsboys und der Zweck ihres Zusammenkommens Tauschhandel. „Sechs Morning Chronicles für ein halbes Dutzend Times," schreit der Eine; „zwei Globes für einen Sun," ein Anderer; „zehn Couriers für zehn Standards," „einen Dispatch für einen Argus." Die Ordre, was der Laufbursche nach Hause bringen soll, wird ihm allerdings gegeben; wie er aber dazu gelangt, ist seine Sache, und er kauft oft schlimmal, ehe er die gewünschten Exemplare erschwingt. Hier ist also der Tummelplatz seiner geistigen Fähigkeiten, und es gehört zu den interessantesten Scenen des interessanten Londons, die hundertfältigen Manoeuvres dieser scharfzahnenden Jungen zu beobachten. Womit man umgeht, das hängt einem an: es gibt keine eifrigeren Zeitungsleser als die Zeitungsträger, und man sieht selten einen Newsboy, der nicht, wenn es nicht gerade regnet, lesend durch die Straße läuft. Diese Vortheile für Zeitungslektüre verschafft aber auch den Newsboys, sobald sie das fünfzehnte Jahr erreicht haben und dann die Brodherschaft verlassen müssen, gewöhnlich ein Unterkommen als Manuscriptschreiber in den Zeitungsexpeditionen. Wenigstens ist es für diese eine Art Ehrensache, daß sie ihren Bedarf an Menschen der Art aus der Klasse derer nehmen, die Jahre lang ihre treuesten Anhänger gewesen sind. Nächst dem Silberklange der Christmas-box fällt während der ganzen zwölf Monate nur Ein Silberblick in das Leben des Newsboys, und das an dem Tage, wo ihnen auf Kosten der Zeitungsredaktionen, die hiezu beliebige Beiträge entrichten, in der Highbury Barn Tavern ein Fest gegeben wird, das unter dem Namen Entertainment geht, wahrscheinlich, weil es auch Freuden und Erquicklichkeiten anderer Art bietet, als blokes Essen und Trinken. Aber nicht die Hoffnung auf die Christmas-box und das annual entertainment, nicht die Aussicht auf den mühsamen Posten eines Manuscriptlesers oder auf die Lebensbenennlichkeiten eines gleich ihnen arm gewesenen Newsman verwöhnte wohl die armen, geplagten Jungen so fröhlich zu stimmen, wie sie meist sind, wenn nicht das Gewerbe überhaupt den leichten Muth mit sich brächte. Es gibt kein lauter singendes und unabhängiger sich geberdendes Geschlecht als das der Newsboys. Wirklich stehen in dieser Beziehung nur die Sperrsitzeinfegerjungen ihnen nicht nach.

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 14. December 1839.

Auch die feinſten Saiten des thieriſchen Gefühls, deren Klang und Anſtrengung gar nicht von Willkühr und langſamem Bedacht herrühren, ſind in ihrem ganzen Spiele zu einer Aeußerung auf andere Geſchöpfe gerichtet. Die geſchlagene Saite thut ihre Naturpflicht: ſie klingt, ſie ruft einer gleichfühlenden Echo.

Herder.

Allerlei über Thierſprache und muſikaliſche Thiere.

Erſter Artikel.

Daß auch die Thiere ſprechen, iſt ſchon oft behauptet worden. Und wirklich, wenn wir nicht Sprechen im höheren Sinne, als Ausdruck des Denkens oder der Vernunft nehmen, ſo finden wir, beſonders bei den drei vollkommeneren Thierklaſſen, eine Sprache, d. h. ſie können unter einander — jede Thiergattung oder Art auf ihre eigene, angeborene Weiſe — ihre Empfindung und Willensmeinung durch gewiſſe Töne ausdrücken. Aber nur einigen aus der Claſſe der Vögel iſt die Gabe verliehen, zu ſingen, oder etwas, unſerm Singen Analoges hervorzubringen, oder gar reden zu lernen, d. h. einzelne menſchliche Worte oder ganze Sätze ziemlich vernehmbar nachzuſprechen.

Natürlich haben ſchon die älteſten Alten, die uns ja, wie in der Zeit, ſo auch im Denken vorangingen, auch über dieſen Gegenſtand nachgedacht und, wie's die Natur der Sache mit ſich bringt, verſchiedene Meinungen darüber geäußert. Ehe ich einige davon anführe, muß ich bemerken, daß es Leute gegeben hat, welche behaupteten, die Thiere haben vor dem Falle des Menſchen unter einander recht vernehmlich geredet und eine eben ſo ordentliche Sprache gehabt, als wir; dieſe habe auch der Menſch verſtanden, und ſie hinwieder die ſeinige. Wäre das der Fall nicht geweſen — argumentirten ſie — wie hätte Eva von einer Schlange ſich überreden laſſen? Sie hätte haarſträubendes Entſetzen gefühlt, wenn auf einmal die Schlange angefangen hätte zu reden.

Unter den Griechen glaubte Platon insbeſondere — wie wir im Klemens von Alexandrien leſen — daß auch die Thiere ihre Sprache haben, welche alle von gleicher Art vernehmen und verſtehen. Als Beiſpiel führt er an: wenn ein Elephant in den Schlamm falle, und er ſchreie, und es ſey in der Nähe ein anderer, der es vernimmt, ſo gehe dieſer fort und kehre kurz darauf mit einer ganzen Schaar von Elephanten zurück, um dem in den Sumpf Gefallenen wieder herauszuhelfen. — Platons Schüler, Ariſtoteles, handelt in ſeiner „Thiergeſchichte“ auch über die Töne und Laute, welche die Thiere von ſich geben. Er ſpricht ihnen die Rede ab, nämlich die Vergliederung oder Verdeutlichung der Stimme durch die Zunge. Der ganze Abſchnitt iſt noch immer intereſſant zu leſen, wie überhaupt Alles, was uns dieſer in ſeiner Art einzige Denker hinterlaſſen hat, deſſen ſcharfblickendem Geiſte auch das Kleinſte nicht entging.

Manche als albern erſcheinende Sagen der Alten will ich bloß im Vorbeigehen berühren. So ſoll der

Thebaner Tiresias, so der Trojer Helenus die Sprache der Vögel verstanden haben. Ja, man hatte allerhand Recepte zu Mitteln, um sie zu verstehen. Eines wird sogar dem weisen Abderiten Demokritos zugeschrieben, von dem die Alten überhaupt so viel Seltsames zu berichten wußten, als wären sie bemüht gewesen, den edlen Natur- und Menschenforscher zu einem Abderiten von echtem Schrot und Korn zu stempeln. — Wir überspringen gleich Jahrhunderte, und erwähnen, daß Apollonios von Thyana, von weichem Mit- und Nachwelt gleichfalls viel Seltsames, ja das Wunderbarste ausgesprochen, sich gerühmt haben soll, die Vögelsprache zu verstehen. — Im Orient glaubte man von jeher an eine solche, d. h. daß sich die Vögel wirklich mit einander unterhalten, und daß wir, wenn wir sie nur verständen, dabei viel lernen könnten. Besonders aber wird dem weisen Salomon, welcher überhaupt im Orient als das personifizirte Ideal aller Weisheit und wunderbaren Geschicklichkeit gepriesen wird, die Kunst zugeschrieben, die Sprache der Thiere zu verstehen.

Um auf uns Deutsche zu kommen, so finden wir bei Leibnitz, der, in Bezug auf philosophische Anschauungsweise, mit Plato, in Bezug auf seine allseitige, umfassende Erudition, mit Aristoteles zu vergleichen ist, gar Manches auch über die Thiersprache niedergeigt. Dieser Denker hat überhaupt eine höhere Vorstellung von den Thieren, als sein Vorgänger Sartesius, der bekanntlich in ihnen nichts als belebte Maschinen sieht. Leibnitz behauptet von der Thierseele: es sey eine menschenähnliche, aber in der Natur gefangen gehaltene, träumende Seele (Monade), die sich zuweilen aus dem Schlaf aufrüttle und dann oft verständiger, edelmüthiger und poetischer erscheine, als manche Menschenseele. — Nach Herder und Andern wäre die Thiersprache nichts Anderes, als ein dunkles, sinnliches Einverständniß einer Thiergattung unter einander über ihre Bestimmung im Kreise ihrer Wirkung. Je kleiner also die Sphäre der Thiere sey, desto weniger haben sie die Sprache nöthig. Es sey lebendiger Mechanismus, herrschender Instinkt, der da spreche und vernehme. Nur wenig dürfe er sprechen, um vernehmbar zu werden; Thiere von dem engsten Bezirke seyen oft sogar hörlos, sie seyen für ihre Welt ganz Gefühl oder Geruch und Gesicht, wie z. B. die Polypen; sie seyen ganz einförmiges Bild, einförmiger Zug; sie haben also wenig oder gar keine Sprache.

Was insbesondere die eigenthümlichen Töne der Vogelsprache anbelangt, so haben wirklich Neuere versucht, sie genauer zu bestimmen und ihre Bedeutung zu errathen. Ein Franzose, Namens Dupont de Nemours, hat den Gesang verschiedener Vögel sogar auf Noten gesetzt und behauptet, er habe den Sinn ihrer Worte entdeckt. Und ein Engländer, Thomas Gardiner, hat in einem eigenen Werk: the musik of nature, den von Dupont gebahnten Weg verfolgt. Leider habe ich beide Werkchen noch nicht zu Gesicht bekommen können. — Von den Bemühungen Bechsteins und Okens in dieser Hinsicht soll die Rede seyn, wenn wir die Vögel besonders abhandeln.

(Fortsetzung folgt.)

Gebirgswanderung.

(Fortsetzung.)

Schwarz zu der Bläne hinauf, zu der schweigenden, schnellt sich der Wipfel;
Gleich dem entsendeten Pfeil kennt er ein einziges Ziel:
Nicht die ermattete Heerde des Wilds soll unter ihm rasten,
Nicht für die Blume des Mais soll er ein Mittagdach seyn.
Stille hat rings sich gelagert; es sucht nach dem Flügel der Biene,
Sucht nach des Heimchens Gezirp leis das verwaiſete Ohr.
Langhin wirft sich die Höhe; es haben die Finten der Urzeit
Hier einst, die Waller, gernht und es verweilt noch ihr Geist.
Einzig das Bächlein dort hüpfet und haſcht nach den wechselnden Lichtern,
Aehnlich dem spielenden Kind, welches vom Tempel nichts weiß.
Wankend die Flächen dahin, durch die liegen gebliebenen Trümmer
Einer zerschmetterten Welt, flutet und ebbet der Forst.
Vorwärts verhüllt er dem Wanderer des Berges genäherten Gipfel,
Rückwärts verschleiert er ihm, was er des Weges gemacht.
Nur ein durchzittertes Tosen gelangt durch die träumende Ruhe,
— Meilenweit war es zuerst — näher und hohler heran.
Plötzlich von kühligen Schauern ist stäubend das Dickicht durchrieselt
Und wie im thauenden März träufelt ihr Anhauch herab.
Siehe, da öffnet sich's jach und die weithin vernommene Brandung
Zeigt dem durchschauderten Blick gählings ihr schäumendes Haus.
Endlich den Kerker gesprengt hat der flutende Sohn des Gebirges
Und in die Freiheit hinab stürzt sich der brausende Muth.
Herrisch erfaßt er das Auge und fort mit sich reißt er es schwindelnd
Tief in die gähnende Schlucht, wie eine Beute, hinab.

Donner ist Alles umher, und Alles ist Echo des Donners,
Als ob den tobenden Strom heulend ein zweiter verschläng'.
Spalten sich Felsen auf Felsen, die jener verächtlich hinabwirft?
Ist es das eigene Selbst, das er zerschmetternd durchwühlt?
Offen sein Innerstes weiset er hochauf flutend dem Lichte,
Aber der Sturm, der es zeigt, führt es auch wieder dahin.
Wild an den Klippen zerschellt des Sturzes gewalt'ge Lawine,
Unter dem strahlenden Tag rollt sie in Schleiern hinweg.
Einmal noch bäumt sich empor die geschleuderte Woge zum Himmel
Und von dem lezten Gestein sinkt sie zertrümmert zurück.
Wieder der Erde gehöret die Kraft, die sich kühn ihr entrissen,
Doch im erschütterten Ohr hallt die Empörung noch nach.
Stürm' denn, Gewalt'ger, dahin und kannst du dich selbst nicht befreien,
Ruf doch dem Busen den Stolz, ruf ihm die Abkunft zurück:
Besser wie du zu erliegen im Kampf mit des Herzens Giganten,
Als der entgötterten Brust lorbeerentbehrende Ruh! —
Aber vorbei an dem Bilde, dem mächtigen, eilet die Straße
Und zur Vergangenheit wird, was eine Ewigkeit schien.
Wieder verschließt sich die Ferne; verlassen von Beeren und Ranken
Klimmt jezt an moosigem Hang ringend die Steige hinauf.
Unter dem Frühkuß Aurorens entfloh der Natur hier die Kindheit,
Wie an dem rosigen Mund Jugend dem Tithon entschwand.
Fels ist auf Felsen geschleudert; es treibt aus der dürren Zerklüftung
Nur noch die Tochter der Luft, einsam, die Tanne hervor.
Klammernd umstrickt sie den Stein mit der Wurzel verschlung'nem Geäder,
Als ob der Zeit in das Herz schicksalbeherrschend sie griff';
Doch zu der Trotzenden dringen die wagenden Schritte der Menschen,
Und in den markigen Wuchs blizt die gebietrische Axt.
Schnell ist der starke geworfen; es rollen entästet die Stämme
Von dem entlasteten Berg donnernd und hüpfend hinab;
Und aus den niedrigern bildet, den minder geliebten des Aethers,
Drunten von Wiege zu Sarg laut sich des Hauses Geräth;
Aber die mächtige führen, die stürmevertraute der Wildniß,
Weithin die Ströme ins Meer, wieder zu trotzen dem Sturm.
Thurmgleich wird sie dort ragen und ihr wird das Herz einst gehören,
Wann auf der wandelnden Höh' flutendespület sie wankt;
Ihr wird eigen es seyn, wann Pilgern der wogenden Wüste
Eine Verkünderin sie menschlichen Grußes erscheint;
Eigen ihr wird es, wann fernher die Sorge des harrenden Hauses
Endlich den dämmrigen Mast zweifelnd und hoffend erspäht.
Ewig bewahrt sie die Krone; es wechseln die Höhen des Busens,
Wie einst die Wellen des Walds rasch um die Königin her.
Und jezt wirds hell ob den Bäumen; es raget die Braue des Berges
Ueber den Schleier des Grüns nackt und verödet hinaus;
Danklos fällt von den Steinen die Quelle der hoffenden Sonne
Tief in des niedrigern Hains säuselnde Stille zurück;
Doch von dem Firste der Wand, wie ein Aar, der vom Fluge geruhet,
Richtet noch einmal die Kraft dunkelnder Wipfel sich auf.
Bruderlos steigen sie aufwärts, die nimmer den Beilschlag vernommen,
Denen der Blitz nur sich naht, nur der Orkan noch gebeut.
Lange verschont er sie oft und läßt ein Jahrhundert sie schauen,
Das von den Thälern empor grünend und welkend sich ringt,
Bis sich der Becher der Tage gefüllet hat über den Hohen,
Und von dem Himmel der Sturm reißet der Erde Gewächs.
So dort die Lichtung des Forsts! der Natur zerschmetterte Leier
Zeuget noch bleichend im Staub, welch' einem Ton sie erlag.
Wild durch die Schatten des Walds ist die Mähne der Windsbraut geflogen,
Und dem Hereinblick des Tags brach sie in Grausen die Bahn.
Unter den fallenden Söhnen zerriß sie die Stärke der Mutter,
Welk aus der Felsenwand Schutt stehen die Aeste hervor.
Wohl ein Jahrhundert mag wieder empor aus den Trümern sich ringen,
Bis es in säuselndes Grün schmeichelnd die Gräber versteckt.
Also das Ende des Haines! der Himmel, der ew'ge Gedanke,
Breitet mir über dem Haupt wachsend die Fittiche aus;
Doch mit ihm flutet heran aus hundert Strömen die Oede,
Und, ein unendlicher See, dringt in den Weltraum sie ein.
Trieblos, ein Zug von Gestrüppen, umschleicht ein Gespenst mich des Waldes,
Bleich von dem Schiefergeplätt' flimmert die Sonne zurück.
Ist hier nimmer der Schlaf die Umknospung der Schönheit? bricht nimmer
In den geschlossenen Traum flücht'ges Erwachen herein?
Siehe, da tritt aus den Felsen ein süßes Erschrecken des Herzens,
Angeglüht trittst du vom Lenz, Rose der Alpen, hervor:
Purpurn, noch vor dem Erlöschen, erhebt sich die Flamme des Lebens,
Wie sich der scheidende Tag wieder Auroren vermählt.
Rose benennen sie dich: ich nenne dich Willen der Liebe,
Wollen doch Liebe und du immer gefährtenlos seyn!

Wo du erblühest, da ist die Natur zum Geheimniß geworden,
Wo du verschwindest, beginnt laut die Gewohnheit des Tags.
Und nun zerreißt das Gestein, und hoch aus dem Gürtel der Berge
Leuchtet schneeig und still plötzlich ein letzter hervor.
Leis wie ein Morgen umschweben den Hoben die Stunden des Mittags
Und in der Jugend des Lichts schimmert der Einsamkeit Stolz.
Hinten, in dunkleren Schatten, hat dumpf ein Gewitter gebrütet,
Schon sich bezeichnend den Hain warf es den Schleier herab;
Aber das drohende hat mit den göttlichen Armen der Aether
Frei in der wankenden Luft, einen Antens, erstickt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., December.

Die Geldaristokratie. Ein Spaziergang. Vorlesungen. Musik.

Obwohl seit mehr als zwei Jahrzehnten die Handelsgeschäfte von Frankfurt an Ausdehnung und Großartigkeit verloren haben, so sind sie doch immer noch bedeutend genug, um den alten Wohlstand zu erhalten, wenn auch nicht zu vermehren; wozu die fortwährende und stets wachsende Fremdenfrequenz, wie die Anwesenheit der deutschen Bundesversammlung viel beitragen. Unser Mittelstand lebt in günstigen Verhältnissen, und die Anzahl der Armen ist verhältnißmäßig gering. Auch dürfte kaum in irgend einer Stadt so viel wie hier zur Milderung des Elends geschehen. Der Frankfurter ist mildthätig, und es gibt hier Reiche, welche jährlich Summen von Tausenden an Arme vertheilen lassen. Unter solchen Spendern steht die Familie Rothschild in der ersten Reihe.

Wenn sonst im November anhaltende Regengüsse und stürmische, rauhe Witterung den Frankfurter in's Zimmer fesseln, so war der Himmel diesmal günstiger. Eine meist milde Luft, dabei oft sonnenklarer Himmel und laue Südwestwinde lockten Jung und Alt in's Freie, und viele Bewohner der unsere Stadt umgebenden Landhäuser hielten dort bis vor Kurzem aus. Der Lieblingsspaziergang unserer bürgerlichen und vornehmen Welt ist gegenwärtig die nach Mainz führende Landstraße, welche unsern der Stadt von der neuen, fortwährend angestaunten Taunuseisenbahn durchschnitten wird. Ein regeres, mannigfaltigeres Leben dürfte sich wohl nirgends finden. Schwer belastete Fracht- und Güterwagen, leicht dahinrollende Equipagen und elegante Cabriolets, eilige Briefpostcouriere und Diligencen wechseln mit den zu Markte ziehenden oder aus der Stadt zurückkehrenden Fuhrwerken der benachbarten Landleute; dazwischen braust die Locomotive mit ihrer langen Wagenreihe im Fluge vorüber und hinterläßt eine durch Feuerfunken bezeichnete Spur, während ihr gellendes Pfeifen weithin vernommen wird; rüstige Hausweibsburschen, muntere Bäuerinnen, geputzte Städter, Soldaten und behagliche Bürgersleute, von ihren Lehrern geführte Schulkinder ziehen in bunten, wechselnden Gruppen vorüber. Stets erneut sich das Gemälde, und wer gerne in das Bilderbuch eines vielfach bewegten Landstraßentreibens blickt, dem wird es hier an Unterhaltung nie fehlen.

Die langen Abende der winterlichen Jahreszeit sucht man sich, wie überall, so auch hier, bestenthöchst zu kürzen. Freunde einer belebenden Unterhaltung finden Vorlesungen über Physik und Chemie von Doctor Böttcher, über mathematische Geographie von Doctor Kästnermeister, über den Orient von Doctor Ereizenach und über französische Literatur von Herrn von Suzor, einem seit längerer Zeit sich hier aufhaltenden französischen Journalisten. Der Salon des Herrn von Suzor vereinigt einen glänzenden Kreis von Personen beiderlei Geschlechts aus den Zirkeln der Diplomatie und der Geldaristokratie. Wenn der genannte Literat auch an Kenntnissen und Eleganz des Vortrags seinem Vorgänger, Charles Durand, nachsteht, so sind seine Vorlesungen doch nicht unverdienstlich und haben Beifall gefunden. Allgemeiner und größere Theilnahme findet die Musik, welche hier fast in jedem Hause Verehrer zählt. Alles bei uns musicirt, Jung und Alt, Arm und Reich, dieser auf kostbaren Flügel von Erard oder Streicher, Jener auf bescheidener Fidle oder Guitarre. Am meisten wird der Gesang gepflegt, und mit jedem Winter bildet sich ein neuer Gesangverein. Während noch vor drei bis vier Jahren der Cäcilienverein und der Liederkranz die einzigen waren, sind ihrer jetzt gegen zehn, die vielen kleinen Musikgesellschaften gar nicht gerechnet. Durch solche Vervielfältigung wird die musikalische Bildung verbreitet, wenn auch die Kunstleistungen selber durch Zersplitterung der Kräfte verlieren. Der Strom wird breiter, aber auch flacher, und die Kunst gleicht mehr einem Detailgeschäfte als einem Engroshandel. Concerte von Virtuosen werden nur wenig besucht, wenn nicht der Name eines Meisters von europäischem Rufe das Publikum anzieht. Gewöhnlich haben die Concertgeber nach Abzug aller Unkosten nicht nur keinen Gewinn, sondern noch baaren Geldverlust und müssen zufrieden seyn, wenn wenigstens ihr Künstlerruf dabei einigen Zuwachs gewonnen hat. Das hiesige Museum hat sich in den letzten Jahren eines Concertmonopols der mächtigt, und drückt jede Privatconcurrenz nieder. Nicht mit Unrecht hat man es scherzend Musikdam genannt, da es seine frühere, mehr wissenschaftliche Tendenz aufgegeben, das schöne Geschlecht emanzipirt und seine Sitzungen in musikalische, declamatorische Abendunterhaltungen umgestaltet hat. Wissenschaftliche Vorträge bleiben ganz ausgeschlossen. Uebrigens hat das Museum in seiner jetzigen Gestalt zahlreiche Verehrer, und seine Räume sind gewöhnlich überfüllt. Das Repertoire unserer Oper ist sehr einseitig, und an die drei Namen Auber, Bellini und Rossini fast ausschließlich gebannt. Immer seltener werden die älteren, klassischen Tonwerke aufgeführt, und auch auf die neueren deutschen Componisten wird wenig Rücksicht genommen.

(Schluß folgt.)

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 19 und Subscriptions-Anzeige von J. J. Weber in Leipzig.

Intelligenz-Blatt Nro. 49.

Sonnabend, 14. December 1839

Das Polizeistrafgesetz

für das Königreich Württemberg

mit Erläuterungen

von

Dr. Hermann Knapp,

Ober-Consistorialrath und Ober-Studienrath.

Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Bei Abnahme von 15 Exemplaren wird ein Frei-Exemplar gewährt.

Unter diesem Titel ist so eben im Verlage der Unterzeichneten eine mit einem ausführlichen Kommentar versehene Handausgabe des kürzlich promulgirten Württembergischen Polizeistrafgesetzes erschienen, welches wegen seines tief eingreifenden Einflusses auf die verschiedensten Lebens- und Berufsverhältnisse nicht bloß für den Geschäftsmann, besonders dem Bezirks- und Gemeindebeamten, sondern für jeden Staatsbürger von höchster Wichtigkeit ist. In den Erläuterungen hat der Verfasser das Gesetz mit steter Rücksicht auf die seitherige Gesetzgebung, auf die Motive der Regierung und die ständischen Verhandlungen, so wie auf die dieses Gesetz ergänzenden anderweiten Gesetze und Verordnungen, besonders das neue Strafgesetzbuch, in einer Weise kommentirt, welche den Sinn und den Geist des erwähnten Gesetzes bei dessen einzelnen Bestimmungen näher darstellt und dessen richtige Anwendung zu erleichtern und zu sichern geeignet ist. Der Antheil, welchen der Verfasser als Mitglied der Kammer der Abgeordneten und der zu Begutachtung des Gesetzentwurfs niedergesetzten Kommission an der Bearbeitung des Gesetzes genommen hat, dürfte diesem Kommentar ein besonderes Interesse verleihen und der literarische Ruf des Verfassers, welcher dem Publikum durch sein württembergisches Kriminalrecht und seine Bemerkungen zu dem Strafgesetzentwurf rühmlichst bekannt ist, dafür bürgen, daß auch diese Schrift nicht bloß den Anforderungen der strengern Wissenschaft genügen, sondern auch durch eine klare und gemeinfaßliche Darstellung dem ausgebreitetsten Kreise von Lesern sich empfehlen werde.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[736] **Bulwers Romane.**

Billigste Ausgabe.

Um der Concurrenz der von Zwickau angekündigten „Pfennig-Ausgabe" von Bulwers Romanen zu begegnen, die in 1½ Jahren in 88 Heften zu 18 Pfennigen erscheinen soll, somit complet 1584 Pfennige (= 5½ Thlr. oder 9 fl. 37½ kr.) kosten wird, sehen wir unsere beliebte, in 76 Bändchen bereits fertig vorliegende Taschen-Ausgabe von

E. L. Bulwers Werken,

übersetzt von Fr. Notter und G. Pfizer,

vom bisherigen Preise von 8 Thlr. 6 Gr. oder 13 fl. 42 kr., für unbestimmte Zeit, herab auf:

5 Thlr. 6 Gr. oder 8 fl. 54 kr.

Obige 76 Bdchn. enthalten, mit Ausnahme von „Asmodeus," den wir in kurzem zum Preise von 6 Gr. oder 30 kr. folgen lassen werden, nicht allein sämmtliche Romane und Novellen, die in jener „Pfennig-Ausgabe" versprochen werden, sondern überdies auch noch zwei weitere interessante Schriften Bulwer's, welche die „Pfennig-Ausgabe" nicht aufnehmen will, nämlich:

England und die Engländer, 6 Bdchn., und

Der Geheime, 2 Bdchn.,

worauf wir aufmerksam machen.

Wer vorzieht, unsere Ausgabe allmählig zu beziehen, kann selbige auch in 25 wöchentlichen Lieferungen erhalten. Die 1te bis 24te Lieferung umfassen je 3 Bändchen, und jede dieser 24 Lieferungen kostet nur

5 Gr. oder 21 kr.,

die 25te, 5 Bdchn. enthaltende, Lieferung aber 6 Gr. oder 30 kr. Die Preisherabsetzung gilt allein bei completer Abnahme aller 76 Bdchn., und einzelne Romane oder Bändchen kosten auch künftig, wie bisher, 5 Gr. oder 12 kr. das Bdchn.

Von allen Buchhandlungen ist diese Ausgabe, die durch gelungene und vollständige Uebertragungen vor allen andern vorhandenen sich auszeichnet, sowohl in 25 wöchentlichen Lieferungen, als sogleich vollständig, zu obigen Preisen zu erhalten.

J. B. Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart.

---

[748] Bei herannahendem Weihnachten empfehle ich folgende, in meinem Verlage erschienene Werke, die sich zu Festgaben ganz besonders eignen:

Nösselt's Lehrbuch der Mythologie. 2te Auflage, mit 50 Abbildungen. 2 Thlr. — Sauber geb. 2 Thlr. 6 Gr.

Nösselt's Lehrbuch der Weltgeschichte. 2te Auflage. 3 Thlr. Mit 3 Stahlstichen und einer erläuternden Skizze. 3 Thlr. 12 Gr. — Sauber geb. 4 Thlr. 6 Gr.

Retzsch's Umrisse zu Shakspeare.

Lief. I. Hamlet. 17 Blätter. Subscr.-Pr. *6 Thlr.
Lief. II. Macbeth. 13 Blätter. „ „ *5 Thlr.
Lief. I. u. II. jetzt zusammengenommen *8 Thlr.
Lief. III. Romeo u. Julia. Subscr.-Pr. *5 Thlr.
Lief. IV. König Lear. *5 Thlr.

Retzsch's Umrisse zu Bürger's Balladen. 15 Blätter. Subscriptionspreis *3 Thlr. 12 Gr.

Shakspeare's Plays and Poems. Lederband mit Goldschnitt. Subscriptionspreis *4 Thlr. 16 Gr.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig, im November 1839. **Ernst Fleischer.**

---

[723] In der Universitäts-Buchhandlung zu Kiel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Günther, G. B., Bemerkungen über die Verkrümmungen des Rückgrats, und besonders über die Mittel, denselben vorzubeugen. Als Resultat einer mehr als 40jährigen Erfahrung. 8 Gr.

Harms, E., Die Religionshandlungen der lutherischen Kirche. 18 Gr.

Kalkar, C. H., Die biblische Geschichte in Vorträgen für Gebildete. 2 Bände. 3 Thlr. 16 Gr.

Pelt, L., Protestantismus, Supranaturalismus, Rationalismus, und speculative Theologie. 4 Vorlesungen. 20 Gr.

Ritter, H., Ueber das Böse. 10 Gr.

— — Kleine philosophische Schriften, 16 Bändchen: über die Principien der Rechtsphilosophie oder der Politik. 1 Thlr. 16 Gr.

Schouw, J. F., Naturschilderungen. (Der Regen. Das Eis. Der Einfluß des Lichtes auf die Pflanzen. Die Pflanzen der Urwelt. Charakteristische Pflanzen verschiedener Völker. Verwanderungen im Norden und im Süden: Die Natur in Nord-Afrika; in Süd-Afrika; auf den Südsee-Inseln ꝛc.) Mit Abbildungen. 1 Thlr.

Sievers, G. R., Geschichte Griechenlands vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht bei Mantinea. 2 Thlr. 8 Gr.

---

[715] Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wilhelm Heinse's

sämmtliche Schriften.

Original-Ausgabe.

Herausgegeben und mit einer biographisch-kritischen Einleitung versehen

von

H. Laube.

10 Bände, auf feinem Velinpapier. broch. Pränumerationspreis 6 Thlr. 16 Gr.

Inhalt:

Bd. 1 u. 2. **Ardinghello** und die glückseligen Inseln. (Nebst vorgedruckter Biographie und Einleitung von Heinrich Laube.)

Bd. 3 u. 4. **Hildegard von Hohenthal.**

Bd. 5. **Valdion** oder die Eleusinischen Geheimnisse.

Bd. 6 u. 7. **Anastasia** und das Schachspiel.

Bd. 8 u. 9. **Briefe mit seinen Zeitgenossen.**

Bd. 10. **Kleine vermischte Schriften** (Erzählungen, Gedichte, Kritiken und Kunstansichten).

Leipzig, im December 1839.

---

[753] In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Schutzgeister

oder

merkwürdige Blicke zweier Seherinnen in die Geisterwelt,

nebst

der wunderbaren Heilung einer 10 Jahre stumm Gewesenen durch den Lebensmagnetismus

und

einer vergleichenden Uebersicht aller bis jetzt beobachtenden Erscheinungen desselben

von

Heinrich Werner,

der Philosophie Doctor.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt:

Vorwort. Bekehrung des Verfassers zum Glauben an den Magnetismus. Persönlichkeit und frühere Geschichte der N. Einleitung. Stellung des Lebensmagnetismus zu unserer Zeit. Charakteristik der wahren Philosophie und Kritik, von Prof. v. Eschenmayer. Unterschied zwischen dem Geiste Gottes und dem menschlichen Geiste. Unterschied zwischen Offenbarung und Selbstbewußtseyn. Unterschied zwischen dem Heiligen und den menschlichen Ideen. Unterschied zwischen dem Reiche Gottes und dem Weltreiche. Der Geist. Die Seele. Geist und Seele in Verbindung. Das Leben im Leibe. Der Nervengeist. Zustand der Integrität und des Abfalls von Gott. Rückkehr zu Gott. Erlösung des Geistes im Zeitleben. **Heilungsgeschichte der N. O. Skizze zur Charakteristik und Theorie der lebensmagnetischen Erscheinungen. I. Physiologisches Problem. Gesteigertes Nervenleben.** Leonorgrundsätze des Menschen. Sensibilität — ihre Rolle im Magnetismus. Cerebral- und Gangliensystem. Polaritätsgesetz. Anwendung desselben aufs Organische. Erscheinungen des ersten Grades. Charakter des ersten Grades. Das Eindringen der Magnetisirten in die Eigenschaften der mit ihnen in Verbindung getommenen Naturkörper. Rhabdomantie. Wünschelruthe. Metallwirkungen auf den Menschen. Einwirkung der Metalle auf Somnambule. Baquets. Verschiedene Intensität der Metallwirkungen. Ebeisteinwirkung. Wasserwirkung. Vegetabilischer, thierischer Stoffe der Gestirne. Rapport mit dem Magnetiseur. Entstehung und Ausbildung desselben. Höchste Höhe des physisch-organischen. Belege für letztern. Belege für den psychischen. Rapport auf größere Entfernungen. Wechselseitige Uebertragung von Krankheit. Rapport im Sterben. Intussomnambulismus. Selbstmagnetisiren. Trennung des Rapports. Sympathie und Antipathie nicht nur in der Nähe, sondern auch auf weite Strecken. Allgemeine Sympathie im Naturleben. Magnetische Ansteckung. Krankheitsübertragungen. Sympathie und Antipathie bei Annäherung und Berührung gesunder Personen. Einwirkschauen in sich und Andere. Verordnungen für sich und Andere. Correction ärztlicher Verordnungen. Ungeheure Dosen. Vorhersagen aller organischen Krankheitszufälle und Krisen. Versetzung der Sinnfunktionen in andere Nervenmittelpunkte, besonders die Herzgrube. Wirths Ansicht von den Erscheinungen des ersten Problems. Das äußere Bild einer Somnambule. Uebergang in den zweiten Grad. **II. Psychologisches Problem. Tieferes Gefühlsleben der Seele.** Charakter des zweiten Grades. Erscheinungen des zweiten Grades. Die Verklärung, welche sich in den Gesichtszügen äußert, oft verbunden mit einer kunstvollen Mimik in den Krisen. Die Reinheit der Rede und die Sodhöhe der Diction, welche oft mit Dichtung und Gesang vergesellschaftet sind. Der magnetische Traum. Die innere Sprache. Natur- — Ursprache. Schriftzeichensprache. Die höheren Combinationen, Erfindungen und Entdeckungen; z. B. von Baquets, Maschinen und Apparaten. Zahlenmystik. Tagwählerei. Die innere Rechnung von der Dauer und den Ursachen der Krankheiten. Störungen und Verlusten an Lebenskräften oder Capital. Wirths Ansicht über die Erscheinungen des zweiten Grades. **III. Pneumatologisches Problem. Das höhere Schauen und Freiwerden des Geistes.** Charakter des dritten Grades. Erscheinungen desselben. Das Fernsehen. Art. Grade. Bedingungen desselben. Theilweises sehen. Mehr in die Nähe, wohl aber in die Ferne sehen. Beispiele von Fernsehen im Raum. Beispiele von Fernsehen in der Zeit. Das Siehselbstsehen. Beispiele. Das Fernwirken. Beispiele von Sterbenden. Beispiele von gesunden Menschen. Beispiele von Magnetischen. Das Durchschauen Anderer. Seelenblick der Seherin. Beispiele von Andern. Das Erkennen der Gedanken Anderer. Gedankenansteckung. Beispiele. Der Umgang mit Genien, Führern, Führerinnen und Verstorbenen. Rationalistische Ansicht. Gibt es Geister? Ihre Verbindung mit der Sinnenwelt. Ihre Wahrnehmbarmachung ihrer selbst. Kriterien für jede wirkliche Geistererscheinung. Schutzgeister. Gute und böse Geister in der Nähe des Menschen. Persönlichkeit des Schutzgeists der N. Zustand der Seele nach dem Tode. Hades. Mittelreich. Stufen desselben. Ob Besserung jenseits möglich sey. Aeußerungen vieler Somnambulen über

den Zustand der Seelen nach dem Tode. Spukgeister. Gebet für sie. Art ihres Erscheinens. Sprache der Geister. Zweifel gegen das Dasein eines Hades. Mansionen desselben. Beispiele von Geisterverscheuchungen. Ob das Sehen der Geister sachlichen werden könne? Höhere Ahnungen und Divinationen geschichtlicher Ereignisse. Ahnungen niederer und höherer Art. Todesahnungen. Ahnungen Magnetischer. Divinationen geschichtlicher Ereignisse. Das zweite Gesicht. Niederer — höherer Art. Das schottische. Beispiele der ersten und zweiten Art. Das zweite Gesicht bei Thieren. Reisen in fremde Sphären in Begleitung höherer Führer. Verhältniß der Weltkörper zum Sonnensystems zu einander. Astralmagnetismus. Bewohner der Planeten. Der Mond eine Correctionsanstalt. Bewohner in den stetendar leeren Räumen der Welt. Vegetation in andern Welttheilen. Die Sonnenblume der P. Wirths Ansicht über die Erscheinungen des dritten Problems. Gesteigertes Sittlichkeitsgefühl, namentlich erhöhtes christliches Gefühl für Moralität und Religion. Unsittlichkeit ist bei Somnambulen niedrer Grade möglich. Intellectuelle Anschauung. Kreise der Seherin von Prevorst. Wechselverhältniß derselben. Anwendung der aus der Darstellung der Kreise folgenden Sätze. Anhang. Ist der Nervengeist etwas Materielles? Ueber lebensmagnetische Manipulation. Arten derselben. Wirkungen. Erweckungsreisen. Ob das Magnetisiren schade? Ueber die Erinnerungsfähigkeit der Somnambulen. Erinnerungsmittel. Verschiedene Polarität der beiden Hälften des Körpers. Die Katamenien spielen eine Hauptrolle im Magnetismus. Der somnambule Zustand ist eine Art Sterben. Vom Herrn Grafen von Maldeghem mitgetheilte Heilungsgeschichte eines somnambulen Schulmeisters. Merkwürdige Heilung einer zehn Jahre stumm Gewesenen durch den Lebensmagnetismus.

Der erste kleinere Theil der vorstehenden Schrift läßt uns in der höchst merkwürdigen Geschichte zweier Somnambulen der höchsten Grade in ein Gebiet von Erscheinungen blicken, welche in vielen Beziehungen denen gleich kommen, womit die Seherin von Prevorst uns beschenkt hat, in einigen sie noch überragen. Letzteres gilt besonders von den die Menschen begleitenden Schutzgeistern, deren wirkliches Dasein mit unwiderleglicher Evidenz durch den wunderbarsten und überraschendsten Zusammenhang von Thatsachen in beiden Geschichten sich beurkundet. — Beide Somnambulen befanden sich auf der höchsten Stufe des magnetischen Lebens, und bieten daher beinahe alle in den verschiedenen Graden desselben vorkommenden höchst überraschenden Phänomene dar, deren Erzählung gewiß mit hohem Interesse gelesen werden wird. — Der zweite größere Theil der Schrift, den der Verfasser als die Hauptsache betrachtet wissen will, giebt uns eine wissenschaftliche Darstellung aller im Gebiete des Lebensmagnetismus vorkommenden Erscheinungen. Es ist der christlich philosophische Standpunkt, auf dem er sich hält, und von welchem aus auch allein diese merkwürdigen Phänomene eine genügende Erklärung finden können. Im Gegensatz gegen die oberflächlichen und vergeblichen Versuche der Tagesphilosophie, die Erscheinungen des Lebensmagnetismus in ihre Systeme zu zwingen, beleuchtet er dieselben von ihrer physiologischen, psychologischen und pneumatologischen Seite in steter Hinsicht auf die letzte hohe Bestimmung des menschlichen Geistes, welche nur in dem ewigen, lebendigen Wesen des Christenthums, nie aber in den beschränkten, todten Formen der Begriffsphilosophie ihre Vollendung findet.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[737] **Für Philologen und Alterthumsforscher.**

So eben ist in meinem Verlage ein Werk erschienen, welches dem gelehrten Publikum, insbesondere den Philologen und Alterthumsforschern dringend zur näheren Ansicht und zum Gebrauch zu empfehlen ist.

Der Titel ist:

Griechische und römische Zeittafeln

von

Dr. E. W. Fischer und Dr. A. Soetbeer.

gr. 4. 41te Lieferung. 20 Bogen. Preis 1½ Rthlr.

Die Grundlage zu diesem Werke bildet Clinton Tasti Hellenice; die große Zweckmäßigkeit und treffliche Bearbeitung desselben ist bereits von der Kritik anerkannt, und diese Zeittafeln werden bald jedem Philologen und Schulmann ein unentbehrliches Handbuch abgeben.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz u. s. w. haben Exemplare vorräthig.

Altona, im Dec. 1839.

Joh. Fr. Hammerich.

[730] Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Ein Büchlein für die Jugend.

Enthaltend:

Die Legende von Placidus und seiner Familie, das Mährchen vom Marien-Kind, die Volkssagen vom Untersberg, nebst vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Historien.

Vom

Verfasser des Volksbüchlein.

8. in Umschlag geheftet 1 fl. 30 kr.

Sauber gebunden 1 fl. 48 kr.

Es gibt nur wenige Bücher, in denen ein für Kinder angemessener Ton getroffen ist, — unnatürliche Reflexionen, ein prätentiöses Lehren schreckt die Kinder in den meisten ab. Jener Ton, der die erzählten Dinge unmittelbar in die Seele der Kinder versetzt und diese sich ihnen hingeben läßt, findet sich in dem angeführten Buche, und findet sich in der Erzählung — von Gegenständen angewendet, die auch so sind, daß sie unverdorbene Gemüther erfüllen können und dürfen. Wir glauben demnach das Büchlein wohl mit Recht Eltern und Erziehern bei dem bevorstehenden Weihnachtsfeste, so wie bei allen anderen Gelegenheiten als passendes Geschenk empfehlen zu können.

Liter.-art. Austalt in München.

[740] Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hannchen und die Küchlein

von

A. G. Eberhard.

7te Auflage mit 10 Bildern von Otto Speckter.

12. geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Für höher gebildete Frauen und Jungfrauen besitzt die deutsche Literatur kein Weihgeschenk, was diesem Büchlein gleichkäme. Die zarten Accorde, welche nur allein das weibliche Gemüth versteht und empfindet, — das stille häusliche Leben, die Ereignisse einer frommen lieblichen Jungfrau schuf der Verfasser zu einer Idylle, die das Gemüth unendlich hinreißt, erregt und erfreut.

Sieben Auflagen, ein seltener Fall in unserer Literatur, erlebte das Büchlein binnen wenig Jahren, und diese letzte schmückte Otto Speckter's hohes Talent mit 10 Kupfern, die an Geist und Lieblichkeit sich dem Schönsten anreihen, was Deutschlands oder Englands Künstler je geschaffen haben.

Der Gatte seiner Gattin, der Vater seiner heranwachsenden Tochter, der Jüngling seiner Geliebten, wer von diesen nach einem Geschenke forscht, was das Gemüth erhebt, was dem Verstande entspricht, will er das Beste wählen, er wird sich bei dieser Wahl nicht täuschen.

Leipzig, im December 1839.

---

[749] Als ein sich vorzüglich zu Weihnachtsgeschenken eignendes Werk empfehlen wir das in unserem Verlag erschienene und in allen Buchhandlungen vorräthige

Laienbrevier

von

Leopold Schefer.

Dritte Auflage.

724 Seiten auf feinem weißem Papier. 8. 2½ Thlr.
Elegant gebunden für 2 Thlr. 25 Sgr.

Eine Reihe von dichterischen Betrachtungen und Sprüchen, das gesammte innere und äußere Leben des Menschen und der ihn umgebenden Natur umfassend, nach den Tagen des Jahres geordnet.

Gehalt und Darstellung in gleicher Vollendung erheben das Laienbrevier zu dem vorzüglichsten Werke eines der ersten Dichter und Denker deutscher Nation; und seine Bedeutung, ein wahrhaftes Hausbuch für dieselbe zu seyn, bewährt sich auch in der Anerkennung und Verbreitung, deren es täglich sich reichlicher erfreut.

Berlin 1839.

Veit und Comp.

---

[719] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Das

Strafgesetz
über
Verbrechen

sammt

den dazu gehörigen Verordnungen.

Herausgegeben
von

J. E. Wasser,

Doctor der Rechte und k. k. Professor des Natur- und des österreichischen Criminal-Rechtes an der Universität zu Innsbruck.

gr. 8. Wien 1839. Preis 1 Rthlr. 16 Gr. sächs.

Die vielen zum Strafgesetze über Verbrechen nachträglich erschienenen Verordnungen machen unbezweifelt ein Handbuch wünschenswerth, welches eine vollständige und zugleich bequeme Uebersicht aller gesetzlichen Bestimmungen über die Bestrafung der Verbrechen gewährt. Die Verlagshandlung glaubt in dieser Hinsicht das oben bezeichnete Handbuch sowohl den Studierenden, als auch den praktischen Criminalisten vorzüglich empfehlen zu können, indem darin nicht nur die bis zum Mai 1838 kund gemachten Verordnungen mit möglichster Genauigkeit gesammelt, sondern auch die im Strafgesetzbuche vorkommenden Paragraphen wörtlich aufgenommen, und bei jedem einzelnen Paragraphen die dahin gehörigen Verordnungen in chronologischer Ordnung eingeschaltet wurden. Durch diese zweckmäßige Art der Zusammenstellung zeichnet sich dieses Handbuch vor allen bisher erschienenen aus, und erhält durch dieselbe eine erhöhte Brauchbarkeit, besonders, da auch das Auffinden einzelner Verordnungen durch ein chronologisches und durch ein Sach-Register erleichtert wird. Die Beziehungen der Verordnungen auf verschiedene Paragraphen werden durch kurze Noten angedeutet.

---

[721] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Der Weltbürger.

Ein historischer Roman aus den Jahren 1830—32

von

Ferdinand Stolle.

3 Bände. 8. Velinp. Preis 4 Rthlr. 12 Gr.

Der durch sein Kaiserdrama: „1813 und Elba und Waterloo," das sich einer so hohen und allgemeinen Beifalls nicht allein in Landen deutscher Zunge zu erfreuen hatte, auf dem Gebiete des geschichtlichen Romans rühmlichst bekannte Herr Verfasser bietet hier dem Publikum einen neuen Roman dar, welcher die weiterschütternden Ereignisse der Jahre 1830 bis 1832 in der anziehendsten Form mit kunstgewandter Hand dem Beschauer vorführt und die obengenannten Werke seiner Muse an Interesse noch überbieten dürfte.

Leipzig, im November 1839.

Ed. Meißner.

---

[714] Bei Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeine

Weltgeschichte

bis auf die neueste Zeit
für alle Stände

vom Prof. **A. F. Herrmann.**

Die verbesserte und vermehrte Auflage in 8 Heften mit 8 Abbildungen und 8 colorirten Karten.

Erstes Heft 7 Gr.

Wem daran gelegen ist, einen zusammenhängenden Ueberblick der Geschichte zu erlangen, und in gedrängter, aber doch noch immer unterhaltender Kürze eine tiefere Einsicht in das Getriebe der großen Weltereignisse zu erhalten, glauben wir dieses bereits in der ersten Auflage mit Beifall aufgenommene Geschichtswerk empfehlen zu können. —

Die dem Werke beigegebenen bildlichen Darstellungen und Karten werden dazu dienen, die geschichtlichen Hauptmomente noch eindringlicher zu machen.

Vollständige Völkergalerie

in getreuen Abbildungen aller Nationen mit ausführlicher Beschreibung derselben. **Jedes Heft mit 24—26 Abbildungen kostet schwarz 5 gGr., schön colorirt 9 gGr.**

1. Band enthält Asien, Afrika, 2. Bd. Amerika, Australien, 3. Bd. Europa.

Der Rezensent in der Schulzeitung sagt: Wenn die Länder- und Völkerkunde der nach Bildung strebenden Jugend ein so hohes Interesse gewährt, so ist es vorzüglich derjenige Theil derselben, welcher sich mit der physischen und geistigen Beschaffenheit, der Körper- und Geistesbildung, der Kleidung, der Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Erdbewohner beschäftigt, der diese Theilnahme in hohem Grade steigert. Vorliegende Völkergalerie verdient deßhalb beifällig aufgenommen zu werden; sie ist um so brauchbarer, als sie durch die beigegebenen Kupfertafeln die Worte des Textes versinnlicht, der Anschauung näher bringt, das Auffassen des Mitgetheilten erleichtert und behaltbarer macht.

Dieses schöne Werk ist nun vollendet.

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 16. December 1839.

O freue dich am hellen Sonnenglanze,
Freu dich an seinem Kind, der stillen Pflanze,
Der Alpenlerche, die sich einsam schwinget,
Am Schneegebirg, das durch den Himmel dringt!
Laß Bergesblüfte froh dein Herz durchschauern!

Lenau.

Gebirgswanderung.

(Fortsetzung.)

Bin ich so lange gestiegen und bin ich noch immer so fern dir,
Die ich zum Ziel mir erlas, blendende Krone des Wegs?
Drunten, wie standst du so nahe, wie schienst du im Flug zu erreichen,
Wie dich das erdlose Blau dort, das beschwingte, umfaßt,
Droben, wie wardst du so fremd mir? wie thronst du, ein Göttergedanke,
Ruhig und riesig und streng über der niedrigen Welt!
Dunkle Stäbe, gesetzet dem Fremdling die Straße zu zeichnen,
Heben sich traurig und still über den knisternden Schnee;
Schriftlos ihr einziger Arm; doch sagt er genug für den Pilger,
Denn wie zur Ewigkeit führt aufwärts ein einziger Pfad.
Langsam zieht er sich hin, damit nicht der Dämon, der letzte,
Daß nicht der Schwindel dem Herz deute zur Tiefe hinab,
Wo sich in nickender Welle, als bärg' er ein schaudrig Geheimniß,
Welkend ein Streifen von Schilf über das Erdgeröll beugt.
Hinter mir, tief in dem Abgrund, wie Zeiten verschwundener Jugend,
Liegt das versunkene Reich freudiger Stimmen der Luft.
Nur von den Gletschern herunter, den stöhnenden, schäumend und ruhlos
Rauscht des entfesselten Bachs heimathbegehrender Lauf.
Flügelnd der Rabe nur schwebet und nur dort oben der Geier
Einsam, ein schattender Punkt, in dem unendlichen Tag.
Bist du so wenig verwandt, o Erde, dem himmlischen Bruder?
Bleibet der Wiege so nah, drin sie geschlummert, die Lust?
Schwarz und blumenlos ziehet sich neben mir windend ein See hin,
Grausig herauf aus der Nacht sucht mich das Auge des Lichts.
Starrend hinauf in den Himmel und immer verlass'ner und wilder
Halten das feuchtende Haupt lautlos die Höhen empor.
Graue Jahrtausende lang hat Titan mit Titan hier gerungen,
Einer des Stoffs Urkraft, einer die Welle der Zeit.
Tausend von Siegen gewann sich die Zeit an dem trotzenden Gegner,
Jeder errungene Sieg zeigt nur wie endlos der Kampf.
Flutmaß seyd und Symbol, ihr Felsen, vom Meere des Lebens,
Welchem der Spiegel zerreißt, aber der Grund nicht versiegt!
Frühe schon zu euch empor hat die Woge der Schöpfung geschlagen
Hoch, in bacchantischem Schwung, wie er die Jugendkraft hebt.

Angespült saht ihr hinab auf die schäumende Mutter der Anmuth,
Wie auf der Erde Gewühl heute noch fernher ihr blickt.
Immer noch suchet sie ringend den Haltpunkt der Freiheit und Schönheit,
Wie sie in gährendem Sturm damals die Axe gesucht.
Bis zu euch Mächtigen greift noch immer die Brandung der Tiefe,
Eine Titanin wie ihr, fodernd den Aether dein Haupt.
Längst ist der Sohn des Hamiltar der Einzige nicht mehr, der siegreich
Brausender Tage Geschlecht über die Alpen geführt.
Welche Heroen erlagen und was für Götter verblühten,
Seit euch, Hüter des Thals, röthend der Morgen beglänzt!
Aber das Herz ist das gleiche; es wird nie älter, es träumt nur
Bis ein gewaltiges Wort wieder beim Namen es ruft.
Vor ihm noch thürmt sich die Zukunft, wie ihr, ihr Nachbarn des Himmels,
Und wie auf euch es den Weg, findet zum Ziel es ihn auch.
Ueber Aeonen einst steht es, wie ihr, mit der Kraft für Aeonen
Und nur den äußersten Rand hat ihm das Wetter gestreift.
Doch zu dem eisigen Scheitel des Bergs, wer folgte dem Wandrer?
Wer um die nächtliche Kluft schwebet, ein lichtes Phantom?
Blumen sind drunten geblieben und drunten die Stimmen der Lerchen,
An das verödete Haus bauet die Schwalbe nicht an.
Eine nur zog mit herauf von den schmeichelnden Blüthen der Tiefe,
Eine, die gaukelnden Flugs über den andern sich wiegt.
Wählig, in tastender Woge, durchzieht sie den ewigen Winter,
Fühlt in dem harten Gestein noch die Verwandtschaft des Thals.
Schmetterlingskreise, ihr holden, des Aethers beseeletes Spielzeug,
Seyd mir auf felsiger Bahn, zarte Gefährten, gegrüßt!
Leicht aus den Tiefen zum Himmel erhob euch der Gott, dem ihr trauet,
Leicht zu den Rosen zurück führet euch sein schützender Hauch.
Siehe, so schweben zu uns auf die narbige Höhe des Lebens
Leis die Sylphiden der Brust, Bilder der Kindheit, empor;
Jene Genossen des ersten, des selig getrunkenen Lichtes,
Strahlend und mailich und leicht, wie es zuerst uns umquoll.
Was ist nicht unten geblieben von süßen Entwürfen des Herzens,
Was von Glauben und Schwur ward nicht zum dämmernden Traum!
Aber es flattern nach oben die Blüthen der kindlichen Tage,
Wie ein zerrissener Kranz suchend noch immer das Haupt.
Göttliche Sonne, du bist es, die still auf die knospende Seele
Also mit Geistergewalt leuchtend dein Siegel gedrückt!
Wie du die Rosen erschufest, so hast du auch jene geschaffen,
Nur daß sie wilder der Sturm, fester die Erde sie faßt! —
Und jetzt ein Blick von dem Gipfel! doch heimathlos breitet die Sehkraft
Ueber des höchsten Gebirgs off'nem Geheimniß sich aus;
Denn sie durchfliegt die Stätte, die eigen der Gott sich behalten,
Als er an Freude und Schmerz theilte die übrige Welt.
Nimmer erbebt da ein Wald vor des Schneefalls rollender Kreisung,
Wenn sie, umzischt von der Luft, schütternd die Erde zerreißt;
Nimmer vom Felsen hinab in den Abgrund stürzt sich die Gemse,
Die mit gefügeltem Pfeil wild die Verzweiflung verfolgt:
Wandellos herrschet der König; hinunter verbannt zu der Hoffnung
Wurden die Schrecken und fern steht von Bewerbern sein Thron.
Wie soll die Schicksalsverfall'ne, die Psyche, dem Mächtigen nahen,
Auf das verschloss'ne Gebild drücken der Tochter Gepräg?
Wie in die Strenge des Stoffs soll die Furche des Daseyns sich zeichnen,
Mit dem befruchtenden Zug leise ihn binden dem Herz?
Oder entsteiget der Vater, von schweigender Sehnsucht geleitet,
Selber vielleicht seinem Thron suchend zur Tiefe hinab?
Gibt an die Schauder er dort und gibt an die Freuden die Herrschaft,
Bis er gefunden das Kind in dem uneudlichen Thal?
Weil er genahet ihm dort, ein Pilger im säuselnden Zwielicht,
Kennt jetzt den Hohen es nicht, welchen die Krone umstrahlt? — —

(Schluß folgt.)

Allerlei über Thierſprache und muſikaliſche Thiere.

(Fortſetzung.)

Man müßte taub oder blind ſeyn und dämmernd in die Natur hineinſtarren, um nicht täglich zu bemerken daß verſchiedene Töne bei den Thieren überhaupt auch verſchiedene Empfindungen, Begehrungen, Affekte, z. B. Hunger, Liebe, Zorn, Schrecken, Freude ausdrücken. Schon Lucrez bemerkt, daß der Hund anders ſchreie, wenn

er zornig ist, anders, wenn er mit seinen Jungen spielt, anders wieder, wenn er mit eingezogenem Rücken den Schlägen seines Herrn zu entgehen sucht. Anders pfeift oder schlägt der Fink, wenn er Freudigkeit oder Trauer ausdrückt, oder Veränderung der Witterung verkündigt. Der Wachtelhahn schreit anders, wenn er seiner Sicke ruft, als wenn er kampfgierig ist und mit einem andern Hahn anbindet.

Man kann die mehr aus Empfindungslauten bestehenden Thiersprachen nach den verschiedenen Organen, wodurch sie hervorgebracht werden, verschieden darstellen und bezeichnen. Bei den Säugethieren entsteht der Laut mehr vermittelst der Lippen, etwa wie bei den Kindern, wenn sie zu lallen anfangen, wo alsdann die Lippenbuchstaben, die besonders zur Bezeichnung von Vater und Mutter, von Speise und Trank u. s. w. dienen, vorherrschend sind. Die Säugethiere brüllen, meckern, muhen, blöcken, bellen, wiehern, grunzen: es ist Lippensprache. Bei den Vögeln geschieht es mehr durch die Zunge; daher pfeifen und singen sie mehr; ihre Sprache ist mehr Zungensprache, und mithin die vollkommenste unter den thierischen. Die Amphibien bringen ihre Töne mehr durch den Gaumen hervor; sie quacken, knurren, heulen, ausgenommen die Schlangen, welche zischen (sibilant).

Die Stummen unter den höhern Thieren oder Vertebraten, die Fische, kommen hier kaum in Betrachtung, die Insekten aber bloß als die Instrumentalmuster in der Thierwelt, die von den Geigern, Cymbalisten, Tambourin-, Harmonika- oder Maultrommelspielern unter den Menschen sich dadurch unterscheiden, daß ihnen die Instrumente angeboren sind.

Ehe ich auf die einzelnen Thierklassen und Thiergattungen komme, muß ich voraus bemerken, daß auch die Thiere uns Menschen selbst weit besser verstehen, wenn wir mehr in Empfindungslauten zu ihnen sprechen und damit angemessene Mimik, die ja unsere eigene Sprache so sehr verstärkt und ergänzt, in Verbindung bringen. — Man kann z. B. einem Hunde Stundenlang etwas vortragen; so bald es mit monotoner Ruhe, ohne Ausdruck des Affekts geschieht, bleibt er selten ruhig und merkt wenig darauf, treibt Allotria, wie ein fauler Schulknabe, schnappt nach Mücken, gähnt und dehnt sich. Aber man erhebe die Stimme, man lasse besonders Empfindungslaute, als: Ha! Oh! u. s. w. ertönen, man verschärfe dabei den Blick, verbinde heftige Bewegungen der Hände, des ganzen Leibes damit, und der Hund wird affizirt werden, er wird zornig bellen oder erschrecken, den Schweif einziehen, heulen und dergleichen mehr thun. Ein dunkles Gefühl sagt ihm, daß sein Herr zürne, daß er gern Schläge austheile, wenn er so sich benehme und geberde u. s. w.

Unsere Interjektionen selbst, als die ursprüngliche, reine Sprache, die Vokalsprache, allein, oder bloß mit Hauch- oder Zischlauten verbunden, könnten wir Thierlaute nennen, wenn sie nicht immer ein dunkles Denken voraussetzen, und ein einziger abgebrochner Ausruf oft eine ganze verhüllte Welt von Gedanken und Empfindungen involvirte, die besonders durch Mimik, welche solche Laute zu begleiten pflegt, noch mehr hervorgehoben wird. — Nicht Unrecht hat der griechische Philosoph Straton, der zu beweisen sucht, daß wir ohne Denken auch nicht einmal empfinden könnten. — Die Thiersprachen sind übrigens, wie die Empfindungslaute bei den Menschen selbst, seit Erschaffung der Welt allenthalben dieselben. — Der welthistorische Hase, den die Deutschen unter König Arnulph im Lager vor Rom aufschreckten und verfolgten, und der ihnen den Weg zu den schon verlassenen Mauern der Stadt wies, quickte in seiner Angst wohl nicht anders, als die in Deutschland, wenn sie verfolgt und ergriffen werden. Die altslandinavischen Schweine mochten wohl nicht anders gegrunzt haben, als jenes zu Falaise in der Normandie, welches im vierzehnten Jahrhundert, von Rechts wegen und um des abschreckenden Beispiels willen, hochnothpeinlich gerichtet wurde, weil es ein Kind getödtet hatte. Die capitolinischen Gänse, als sie die herannahenden Gallier bemerkten, haben wohl eben so geschnattert, als die gallischen, durch welche der heilige Martin in seiner Höhle verrathen wurde. Der französische Spatz versteht sogleich den deutschen, ohne eines Dolmetschers zu bedürfen; und die Frösche des Aristophanes koarten nicht anders, als jene, die der heilige Antonius in einem See bei Montpellier zum Schweigen brachte.

Die Thiersprachen sind größtentheils einsylbig, etwa wie die chinesische; allein die einzelnen Laute der erstern erhalten, wie die einzelnen Wörter dieser so schweren Sprache, durch Dehnung oder Abstoßung und Schärfung, durch die Betonung überhaupt verschiedene Bedeutung. Es läßt sich auch damit das spanische Wort Pues vergleichen, ein wahrer Lückenbüßer, mit welchem der mundfaule Spanier alles beantwortet. Je nachdem er mit dem Kopfe ein bejahendes, verneinendes oder bezweifelndes Zeichen dazu macht, bedeutet es: Ja! — Nein! — Insofern. — Aber. — Sie haben Recht. — So. — Schön. u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., December.

(Schluß.)

Kunst. Gaillho. Fröbel. Ole Bull.

In der Städelschen Gemäldegalerie sind im Laufe dieses Monats mehrere interessante Kunstgegenstände aufgestellt

worden. Außer den vom Lithographen Vogel gefertigten Daguerreschen Lichtbildern sahen wir ein Liepmannisches Oelgemälde, welches, wenn auch theilweise noch ungenügend, erkennen ließ, welcher Ausbildung diese interessante Erfindung fähig ist. Unter den ausgestellten Gemälden erregten zwei von Lessing am meisten Sensation: eine romantische Harzgegend, und der von Palästina heimkehrende Kreuzritter. Mit jedem neuen Blicke Lessings bestätigt es sich immer mehr, daß er zu den ersten jetzt lebenden Malern zu zählen sey. — Ein portugiesischer Gelehrter, Herr von Castillo, eröffnete einen Cyclus von sechs Vorlesungen über Mnemonik, nachdem er zuvor in einer Sitzung Proben seines Gedächtnisses abgelegt. Diese mußten allerdings Erstaunen erregen, da er seinem Gedächtniß Lasten aufbürdete, welche jeden Andern erdrückt haben würden. Unendliche Reihen von unzusammenhängenden Zahlen und Wörtern, tausendfältige Nomenclaturen und chronologische Curiositäten wußte er herzusagen, und die verwickeltsten, schwierigsten Fragen schnell und sicher zu beantworten. So sehr wir nun Castillos mnemonische Kunststücke bewundern, so wenig können wir uns mit dem System, dessen Nutzen er darzulegen bemüht ist, befreunden. Mag der Grundsatz der Ideenverknüpfung, auf welchem dasselbe beruht, ganz richtig seyn, die Anwendung, die er davon macht, ist so verwickelt, so schwierig, daß die Erlernung und Ausübung derselben von vorne herein ein sehr gutes Gedächtniß verlangt. So z. B. stellt er Zahlen durch Worte dar, und läßt daraus Sätze, am besten in Reimen, formen, welche dann eine Reihe von chronologischen und historischen Momenten bilden. Hätte man nun nur ein paar Dutzend solcher mnemonischen Reime zu behalten, so wäre es gut; aber wie vieler Tausende bedürfte es, um nur ein Stück der Weltgeschichte im Kopfe zu haben! Es gibt eine weit einfachere und sicherere Gymnastik der Gedächtnißkraft. Das stillste Methode ist mehr nur eine Curiosität. Dasselbe gilt wohl von Fr. Fröbels System, kleinen Kindern das Spielen zu lehren, welches hier gegenwärtig in zwei Lehranstalten versucht wird. Fröbel hat nicht Unrecht, wenn er behauptet, die Spiele der kleinen Kinder müßten mehr beachtet und beaufsichtigt werden, als es gewöhnlich geschieht; aber er geht zu weit, wenn er sie methodisch ordnen und ganz planmäßig betreiben will. Man soll der Natur wohl in die Hände arbeiten, aber man darf sie nicht durch Künstelei verdrängen wollen. Fröbels Methode macht hier, wie überall das Neue, einiges Aufsehen; festen Fuß dürfte sie schwerlich fassen.

Die Bull, der Mann von europäischem Rufe, hat hier drei Concerte gegeben. Zu viel Ruf kann einem Mann auch schaden. Dem norwegischen Virtuosen ist der seinige offenbar über den Kopf gewachsen. Man ließ hier seiner seltenen Technik Gerechtigkeit widerfahren, aber Begeisterung weckte er nicht. Schon sein zweites Concert war nur mittelmäßig besucht und das dritte noch weniger. Die beinahe verdoppelten Eintrittspreise mochten das Ihrige beitragen, den Besuch zu vermindern. Nach dem fast einstimmigen Urtheile aller Sachkenner besitzt Ole Bull eine, seit Paganini nicht da gewesene Technik und Virtuosität, wie auch einen wundervollen Ton; dagegen sind seine Compositionen weniger gehaltreich, sein Vortrag weniger hinreißend. Auch beeinträchtigen die gehäuften Effekthascherein und Kunststücke seines Spieles den wahren Eindruck.

Genf, December.

Die Pensionen.

Nachdem ich im vorigen Briefe von den Pensionen für Knaben gesprochen, sollte ich jetzt zu den Erziehungsanstalten für Mädchen übergehen; da hier aber nur das Niederer'sche Haus zu erwähnen ist, und dieses eine viel höhere und allgemeinere Bedeutung hat, so wende ich mich vorab zu den Pensionen für junge Männer aus dem Gelehrten-, Handels- und Beamtenstande, die zu ihrer Ausbildung nach Genf kommen, und denen es nicht nur um das, was auch ein Gasthof gewährt, sondern um gute Gesellschaft, Anschluß an einen gebildeten Familienkreis, gesellige Unterhaltung u. s. w. zu thun ist. Da in Genf mehrere hundert Familien Pensionäre aufnehmen und beinahe in jeder so viel conversationelle Bildung vorhanden ist, als man in Deutschland nur in den höheren Ständen findet, so kann ein junger Ausländer, der als Zugabe zur Pension nur Gelegenheit, französisch zu sprechen, verlangt, fast überall seinen Zweck erreichen, und vielleicht noch besser in Familien des mittleren als des höheren oder geistlichen Standes (fast alle pasteurs und ministres nehmen Pensionäre). Diejenigen, welche höhere intellektuelle Ansprüche machen, finden in den Häusern der HH. Eberhuller, Ferucci und Müller Alles, was sie suchen, und wohl mehr. Dottor Eberhuller, dem ich an Gelehrsamkeit, Bildung und Liebenswürdigkeit keinen Genfer vorzuziehen wüßte, ist Professor am Collège; Mme. Eberhuller ist in hohem Grade gesteicht. Herr Ferucci aus Bologna, Professor der lateinischen Literatur an der Akademie, ein geschmackvoller Latinist und wohlunterrichteter Archäolog, macht eines der angenehmsten Häuser der Stadt; wer den Genuß haben will, einige Abende in der Woche aus der etwas kühlen Atmosphäre Genfs plötzlich in wärmere italienische Luft versetzt zu werden, in eine meist aus italienischen Elementen zusammengesetzte sorglos heitere Gesellschaft, die Musik, Poesie und Scherz liebt und versteht, der suche sich dem Kreise anzuschließen, den Hr. und Mme. Ferucci um sich versammeln. Von Mme. Ferucci muß ich noch ausführen, daß sie ihre Kenntniß der griechischen Dichter und ihre eigenen Poesien nur vor den Intimen zeigt. Herr Dottor Müller bewohnt eine anmuthige Campagne dicht vor dem Thore; so viel ich weiß, leben mehrere junge Herren, welche die Akademie besuchen, in seinem Hause, sicherlich zu großem Vortheil ihrer linquistischen, wissenschaftlichen und Weltbildung. Auch bei Herrn Tobler, ebenfalls vor dem Thor und dicht am See, lebt sich's angenehm und in guter Gesellschaft. Es mag noch mehr Häuser dieser Art geben; ich habe aber nur von dem reden wollen, was ich aus eigener Erfahrung kenne.

Das Niedererſche Haus, seit dreißig Jahren in den Culturländern Europas als Mädchenerziehungsanstalt berühmt, verdiente wohl einen ausführlichen Historiographen. Eine Geschichte dieser einzigen Anstalt würde nicht nur die Geschichte eines Erziehungshauses, sondern ein Hauptstück aus der Geschichte der modernen Pädagogik seyn. Die Anstalt wurde vor einigen Jahren von Yverdon nach Genf verlegt, um größere Lehrerkraft zu gewinnen. Dottor Niederer und seine Gattin sind bekannt. Jener schloß sich 1800, seine Pfarrei aufgebend, Pestalozzi an, entwickelte dessen Prinzipien und brachte des Meisters Anschauungen auf den Begriff, systematisirte die neue Lehre und vertheidigte sie gegen Angriffe und Mißverständnisse, machte den Pestalozzianismus literaturfähig und war mit Einem Worte der Gelehrte und Philosoph der ganzen Schule. Der selige Nägeli bezeichnete das Verhältniß beider Männer trefflich, indem er sagte: „Sie sind nur ein Doppelgenius; Pestalozzi hat Feuer geschlagen, Niederer hat das Licht angezündet."

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 17. December 1839.

Weigh your own worth, support your place,
The next in rank to human race.
Boldly to every thing attend,
And men your talents shall commend.

Gay.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Sprache ist mit Musik verwandt und oft selbst die schönste Musik. Auch in der Thierwelt finden sich viele Geschöpfe, die besonders Sinn und Geschicklichkeit für Musik und Rhythmus zu besitzen scheinen, ja selber so zu sagen musikalisch sind. Bei den einzelnen Thieren werde ich besonders darüber sprechen.

Wir beginnen, wie natürlich, mit den Säugethieren; doch können wir hier nur einige herausheben, die für unser Thema etwas Interessantes haben. Obgleich diese Classe sich auf einer höhern Stufe befindet, als die Vögel, und einige unter ihnen, wie der Elephant, was schon jeder Abcschüler aus seiner Fibel weiß, ferner der Hund und das Pferd beinahe menschlichen Verstand besitzen, so ist doch keines von diesen Thieren im Stande, musikalische Töne von sich zu geben, geschweige menschliche Worte nachzusprechen. Auffallend tief steht in dieser Hinsicht der Affe, der, anderweitiger Ursachen wegen, gewöhnlich vorangestellt wird. Bekanntlich hat Camper, dem Linné gegenüber, aus der Zergliederung eines Orangutangs gezeigt, daß er eben so wenig einer menschlichen Stimme als des aufrechten Ganges fähig sey. Die Stimme der Affen ist verschieden: bei manchen ein scharfes Pfeifen oder Flöten, bei andern ein Geplärr, Geheul oder Gebrüll. Vor allen zeichnet sich durch letzteres jener amerikanische Affe aus, der eben deßwegen Brüllaffe und von Geoffroy Stentor genannt wird. Er heißt auch Beelzebub und Prädikant. In Brasiliens Urwäldern einheimisch, verführen sie in Menge ein schreckliches, Stunden weit erschallendes Geschrei. Sie haben sogar, wenn anders der Bericht wahr ist, ihren eigenen Kantor. Dieser sizt erhöht, und um ihn versammeln sie sich Vor- und Nachmittags. Der Kantor singt vor mit lauter Stimme, gibt dann mit der Hand ein Zeichen, worauf die ganze Gemeinde einfällt und so lange fortfährt, bis jener wieder das Zeichen mit der Hand gibt und den Gesang beendigt. So lautet die Erzählung. — Auch der rothe Brüllaffe, gleichfalls in Südamerika, zeichnet sich, wie schon sein Name andeutet, durch einen brüllenden Baß aus. Schon einer macht Lärm genug, daß man es eine halbe Stunde weit hört, geschweige erst, wenn zwanzig solcher Gesellen auf einem Baume sitzen und nach Mitternacht ihre Stimme erschallen lassen. Uebrigens zeichnet sich dieser Affe auch durch seine Kleidung aus. Er trägt gern eine gelbrothe Jacke, die einen feinen Glanz hat, Halbärmel, lange Hosen, eine dunkelrothe Halsbinde, und kämmt sich seinen stattlichen Backenbart herunter, wie

ein anderer Dandy auch. — Auch andere Affen, um es beiläufig zu erwähnen, zumal in der alten Welt, lassen sich nicht nur einen dichten Backenbart wachsen, wozu sie keiner englischen Löwenpomade bedürfen, sondern halten auch viel auf bunte, glänzende Kleidung. So der von Raffles entdeckte Schlankaffe, Simpai genannt, der sich in herrliches Roth kleidet, das mit lebhaftem Goldglanz schimmert. Er soll prächtig aussehen in dieser Galakleidung. Manche gibt es auch, die noch ziemlich altfränkisch ihre Perrücke, oder sogar in den heißen Ländern, wo sie zu Hause sind, Pelzmützen tragen.

Ehe ich die Affen verlasse, die, beiläufig zu sagen, „erste Akrobaten" im Reiche der Thiere sind, und unsere Lehrmeister in solchen noblen freien Künsten gewesen seyn mögen, muß ich noch erwähnen, daß die englischen Offiziere, welche auf Gibraltar in Garnison liegen, bemerkt haben wollen, wie regelmäßig bloß an jedem Sonntage sich eine Menge Affen auf einem gewissen Flecke des Felsens zeige, von wo aus man den Platz übersieht, auf welchem die Kirchenparade stattfindet. Ist's bloße Schaulust, etwa um die rothen, bunten Uniformen zu sehen, oder Sinn für Musik, was sie dort versammelt? — Manche meinen, daß es vermuthlich Affen gewesen seyen, die durch ihren nächtlichen Lärm Veranlassung zu der Sage von dem geheimnißvollen, zur Nachtzeit ertönenden Geschrei der Faunen und Saturn gegeben haben, von welchem bei den Alten die und da die Rede ist.

Früherhin sah man häufig Affen besonders von der Art, die man Magos oder turkische Affen nennt, mit Kameelen nach Deutschland kommen; jetzt nicht mehr. Da war's immer ein ergötzliches Schauspiel für die liebe Jugend, ja für Erwachsene selbst, wie die drolligen Thiere auf dem Höcker der Kameele saßen, und wie diese, beim Klange von Trommeln und Pfeifen im Takte einherschreiten oder tanzen mußten.

Kameele haben wirklich viel Sinn für Musik. So erzählt man, daß, wenn sie auf den Caravanenzügen durch die Wüste zu ermatten anfangen, die Araber und Türken sie durch Musik, besonders durch Flötentöne und Gesang zu ermuntern pflegen. Schläge und dergleichen würden nichts helfen. — Das verwandte Pferd äußert ebenfalls viel Sinn für Musik. Schon die Alten wußten viel davon zu erzählen. Unter andern erwähnt der ältere Plinius, der ihm überhaupt noch Manches, an das Wunderbare, d. h. Menschliche grenzende nachrühmt, daß bei den wegen ihrer Weichlichkeit verrufenen Sybariten die Kriegsrosse nach den Tönen einer Flötensymphonie wie zum Tanze sich zu bewegen gelehrt wurden. Diesen Sinn für Musik und rhythmische Bewegungen können wir ja selbst täglich bei unsern geschulten Kavallerieyferden und englischen Reitergesellschaften wahrnehmen. Beiläufig erwähne ich, daß dieses edle Thier, das so viel leisten und so viel leiden muß, eben wegen seiner Klugheit und Geschicklichkeit, einmal selbst das tragische Schicksal erfahren mußte, das sonst Ketzer und Hexen zu Theil wurde. Es war nämlich zur Zeit des Walter Raleigh ein Schotte, Namens Banks, ein Taufendkünstler, der mit einem abgerichteten Kunstpferde in der Welt herumzog. In Paris glaubte man, er stehe mit dem Teufel im Bunde; er ward deßhalb in Verhaft genommen und erst dann frei gesprochen, als er mit Mühe die Richter überzeugt hatte, Alles sey bloß menschliche Kunst. In Rom dagegen nahm man die Sache ernster; der Mann und sein kunstreiches Pferd wurden auf Befehl des Papstes öffentlich verbrannt. So erzählt Steevens, der Kommentator Shakespeares.

Auch dem Elephanten wird Sinn für Musik nachgerühmt. Was seine Stimme anbelangt, so klingt sie, wie schon Aristoteles bemerkt, trompetenartig rauh; aber sie war doch bei aller Widrigkeit nicht im Stande, den muthigen Römer im Zelte des Königs Pyrrhus zu erschrecken. — Daß der Elephant Sinn für rhythmische Bewegung haben müsse, erhellt schon daraus, daß ihn der Römer zur Kaiserzeit sogar auf dem Seile tanzen lehrte, was fast unglaublich klingt. Keinem Thiere rühmten die Alten so viel Menschliches nach, als dem Elephanten. Was Aristoteles von ihm erzählt, ist wohl ganz aus der Natur und Wahrheit gegriffen; der ältere Plinius dagegen schreibt ihm nicht bloß menschliche Intelligenz, Gedächtniß, Verständniß der Heimathsprache, sondern auch Sinn für Liebe und Ruhm, Rechtschaffenheit, die ja selbst bei den Menschen so selten sey, Verehrung der Gestirne und Anbetung von Sonne und Mond zu. Man wird darüber lachen oder lächeln. Man lache nicht. Es erinnert an die Hunde, die, frommen Ueberlieferungen zu Folge, im zehnten Jahrhundert in einem dentschen Kloster dem Gottesdienste andächtig beiwohnten und sich an Fasttagen der Fleischspeisen enthielten, wie aus Bayles republique des lettres, p. 639 zu ersehen ist; ferner an den frommen Hasen, der noch im vorigen Jahrhundert in einem Barnabiterkloster zu Wien den Rosenkranz abzubeten pflegte. Die Menschen sind zu allen Zeiten dieselben.

(Fortsetzung folgt.)

Gebirgswanderung.

(Schluß.)

Doch in dem lichteren Westen entkleimet des Abends Verheißung,
Und zu der Rückkehr mahnt still sie den säumigen Schritt.

Schnell ist zur Niederung wieder gedrungen der sinkende Fußsteig,
Ueber ihn wieder empor thurmt sich gebietrisch der Kulm.
Aber ein milderer Bildner hat jetzt in die Wildniß gegriffen,
Inniger schmiegt sich ihr an, wärmer der scheidende Tag.
Von einer Ebene wissen die weithin sinnenden Lüfte
Und in dem felsigen Kelch flutet ein heimlicher Lichk.
Nicht mehr verschlossen und fremd für jede Gewohnheit des Herzens
Steht nun die Zelle, die rauh dort sich der Sonne gebaut.
Wünsche sind da; es erwarten Gefäße den füllenden Abend
Und an die offene Thür hat jetzt der Wandrer ein Recht.
Langsam die Matten herab ist der Heerde Zerstreuung gestiegen,
Nur für die Ruhe der Nacht wieder zum Bunde vereint.
Reizend gehoben erscheinet vom Muthwill des Lebens die Oede,
Stimmen des Hauses sind laut in die verlass'ne gesenkt.
Seyd in der Wüste willkommen, ihr spielenden Wellen des Daseyns,
Sey nach der Stille des Wegs frohes Gewühl mir gegrüßt!
Traulich umdringst du den Fremdling; die dunkle Besaitung des Busens
Wendet zur helleren Brust ahnend und sehnend sich hin.
Also aus der Natur unendlichem, schaudrigem Raume
Floh einst der Triften Geschlecht still zu des Menschen Geschick;
Kampflos ward er zum Herrscher; es hat ihm der Morgen der Zeit nicht
Ohne ein Zeichen des Pfads weckend die Stirne berührt:
Einsam die Wildniß durchzieht der schicksallose, der Löwe,
Wie das verschlagene Schiff irrend die Wellen durchstreift;
Aber Gefährten umspielten die zukunftgründenden Hände,
Und an der Heerde erzog leis sich des Herzens Gesetz. —
Noch von dem fernen Gehege vernehm' ich das wirre Getümmel,
Tief noch im Innern des Walds tönt mir sein Glockengeläut'.
Doch ein durchglühender Schimmer bespielet mir plötzlich das Antlitz
Und aus der klaffenden Schlucht wälzt sich ein breit'rer ihm nach.
Roth wird vor mir der Boden! es wallt von der Streue der Nadeln,
Wallet der rosige Hauch satt von dem Erdschwamm zurück.
Groß und flammend und nah, von der eigenen Glorie wachsend
Wie ein begeistertes Herz, ließ sich die Sonne herab.
Aufgescheucht schwingt durch die Aeste noch einmal beseligter Stimmen,
Einmal des kreuzenden Flugs Aufruhr lebendig sich hin.
Purpur schwanket auf Purpur; ein nogend gewordener Schatten
Steigt an dem leuchtenden Stamm trunken das Epheu hinauf;
Wankend umschlingt es die Kronen; es wird zum Thyrsus die Fichte,
Und ein erobernder Gott hält im Triumph sie empor.
Aber nur kurze Sekunden bestreifet der Himmel die Erde.
Schnell, wie die Schwalbe im Flug nickend die Wogen berührt.
Bläßer schon glühen die Tannen, und bald aus dem dunkeln Gezweige
Ist die Erscheinung dahin, die es zum Morgen gemacht.
Aufgeschreckt zuckt eine Kühle durch's Dickicht der lispelnden Sträucher,
Schwirrend umspielt mir das Haupt leise ein Falter der Nacht.
Und mit dem Bild der Verklärung, der ätherentstieg'nen, im Busen,
Zieh' ich den thauigen Pfad langsam zur Tiefe hinab.
Grau an den Wiesen hinunter, gedrückt, wankt halmhoch ein Nebel,
Wie zu der ringenden Kraft schüchtern der Schlummer sich stiehlt.
Dämmrig wird es und still; nur die erdennahe, die Wachtel
Sendet des tiefern Gefilds sündende Stimme herauf.
Da des verlass'nen Gebirgs waldlosen beschneieten Schläfen
Schlingt des entflohenen Lichts Binde sich noch einmal um.
Leicht erst lag es am Gipfel, zerfließend in weicher Vertheilung,
So wie der nahende Herbst heimlich den Pfirsich beschleicht;
Wärmer dann schmiegte sichs an und endlich geöffnet und strahlend
Blüht mit durchpurpurtem Kelch voll aus den Knospen es auf.
Tiefer hinab ist die Rose des Westens und höher im Osten,
Prächtig aus Stille und Schnee tritt ihr Gedächtniß hervor.
Lange verweilt es dort oben, und rosiger wird es und lichter,
Wie sich in Trübe die Flur schwerer und dämmernder legt.
Endlich besäumet es unten der steigende Schatten, und endlich
Streift von dem wachsenden Schaft langsam die Blume sich los.
Aber im Auge noch blüht sie; es kehrt mit der lieblichen Täuschung
Auf den verödeten Berg wieder und wieder zurück.
Bis es vom Traumbild erwachet, und still und tief und unendlich
Leuchtet die Königin ihm hell aus den Höhen, die Nacht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Die Pensionen.

Es ist sehr zu beklagen, daß Dr. Niederer, der in seiner zweibändigen Schrift: „Pestalozzis Erziehungsunternehmen im Verhältniß zur Zeitcultur" (1812—15) eine auch stylistisch und dialectisch ausgezeichnete und unendlich gedankenreiche Darlegung der Pestalozzischen Lehre gegeben und außerdem eine Menge von Aufsätzen geschrieben hat, die längst hätten gesammelt werden sollen, seit so vielen Jahren auf literarischem Wege Nichts mehr für das gethan hat, was er doch als sein Esse fühlt und als Lebensaufgabe erkennt. Seit fünfundzwanzig Jahren entheilt er in dem Institut seiner Gattin den Religionsunterricht, seit zwanzig Jahren verspricht er seinen zahlreichen Freunden Veröffentlichung dieses Unterrichts, aber vergebens. Daun verdiente das obengenannte Buch umgestaltet und neu herausgegeben zu werden, so daß die vor dreißig Jahren nöthige, jetzt unpassend gewordene Polemik ocaen entweder längst verschollene oder auch von der öffentlichen Meinung an ihren Ort gestellte Gegner, z. B. Herrn von Haller, entfernt und eine rein objektive, wissenschaftliche Darstellung der Pestalozzischen Pädagogik, Didaktik und Culturpolitik gegeben würde. Endlich kann nur Niederer eine definitive Biographie Pestalozzis schreiben, und er ist sie uns schuldig. Wenn es nach einem älteren deutschen Philosophen heißt: „Du kannst, denn du sollst." so wende ich gegen Niederer den Satz um: Er soll, denn er kann. Möchte Dr. Niederer, der jetzt ein sechzigjähriger Jüngling ist, für den aber doch auch eine Zeit kommen muß, wo das Alter sich fühlbar macht, die Erfüllung meiner Wünsche, die sicherlich nicht bloß meine Wünsche sind, nicht länger verschieben! Hora ruit. Frau Niederer, geborene Kasthofer (Schwester des bekannten Berneschen Regierungsrathes) ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit. Frauen von so reinem Sinn, von solchem Takt, von solcher Harmonie der Kräfte, von solcher Klarheit des Verstandes, von solcher Energie des Willens, von solcher Höhe des Charakters sind mir mehrmals im Leben begegnet. Einen solchen Drang aber nach Erweiterung, Vertiefung und Festigung der eigenen Bildung, eine solche Lust, dann wieder den Andern mitzutheilen, „was der Gott gelehrt und was durch's Leben gelohren." ein solch unermüdliches Streben, ihren Wirkungskreis immerdar den Verhältnissen gemäß zu organisiren, eine solche Kraft, ihn stets belebt, beseelt und durchgeistet zu erhalten, auf daß nichts starr werde und kein Glied sich ablöse vom Ganzen; eine solche Begeisterung, für die natur- und culturgemäße Entwickelung ihres Geschlechts Weg und Ziel zu finden; dieses Streben, sich selbst der Lebensaufgabe gleich zu machen, oder, um mit Fichte zu reden, dieses In der Idee Aufgegangenseyn: dieses habe ich zuerst in der fast sechzigjährigen Frau Niederer beobachtet, Anfangs verwundernd, dann verehrend und liebend. Wenn irgend Jemand zum Erziehungs- und Bildungsgeschäft geboren, so prädestinirt war, so ist es diese Frau, ebenfalls, wie ihr Gatte, Pestalozzis langjährige Gehilfin. So habe ich z. B. nie einen ähnlichen psychologischen und physiognomischen Scharfblick gesehen. Auch Nägeli hat dies bemerkt. „Manche Eltern (sagt er in einer kleinen Schrift: Pädag. Rede. Zürich 1850), die ihr eine Tochter zuführen, könnten sie gleich fragen, was sie von den Gemüthsanlagen ihres Kindes hatte, und dürften leicht dasselbe noch näher als bisher kennen lernen. Was sie physiognomisch erschaut hat, das wird in der ersten Unterredung mit dem Mädchen vervollständigt. Sie weiß nun, wo die Natur in das Individuum vorzügliche Empfänglichkeit und Bildsamkeit hineingelegt hat, und da wirkt sie denn vorzugsweise ein. Das Gleichheitsstreben, welches allen Zöglingen, auch den ungleichartigsten, dieselben Kenntnisse und Fertigkeiten in gleichen Quantitäten beibringt, ist im ihrem Augen ein Nivellirungssystem des Individuellen, und daher pädagogisch verwerflich. Frau Niederer ist eine der allerpersönlichsten Erzieherinnen, die es jemals gegeben hat. Sie wirkt mit ihren Unterredungen immerhin so viel als durch den unmittelbaren Unterricht." — In der That, so ist's; ich habe es selbst gesehen, und daß ich es gesehen, rechne ich zu den Erfreulichsten, was mir auf dem Lebenswege zu sehen vergönnt gewesen ist.

Ich behalte es einer späteren Zeit vor, der Welt ein ausgeführtes Charakterbild dieser hochherzigen Frau zu geben, die auf eine fast wunderbare Weise die Wärme der Jugend und die Kraft des mittleren Alters mit der Ruhe und Klarheit des höheren vereinigt. Ganz beiläufig bemerke ich, daß sie den Gedanken der Emanzipation der Frauen schon vor dreißig Jahren gefaßt und seitdem an der Realisation dieses Gedankens wacker gearbeitet hat. Nur sucht sie die Emanzipation nicht in dem Widerstande gegen die sittlichen Mächte, nicht in dem Zerstören der Lebensformen, die in Wahrheit nur Formen sind, um unser Glück sicher aufzunehmen, sondern in dem Gelttendmachen der Einsicht, daß Mann und Frau zusammen erst das sittliche Individuum sind, daß beide sich integriren, und es eine Sphäre gibt, worin die Frau eben so selbstständig und frei seyn zu wollen berechtigt ist, als der Mann in der seinigen. Gar schön und einbringlich hat sie sich hierüber und noch manches Andere ausgesprochen in ihrer Schrift: „Blicke in das Wesen der weiblichen Erziehung" (Berlin 1828), die ich — und ich rede als ein Kundiger, der von Platon bis auf Beneke das Beste über Erziehung gelesen — für ein pädagogisches Kern- und Grundbuch erklären muß. Bekanntlich ist pädagogische Literatur die grüne Wiese, worauf sich gar zu gern leere Köpfe und Schwätzer ergehen. Durch welches unnütze Strauchwerk von Phrasen, durch welche Oede von Gedankenlosigkeit muß man sich nicht bei Schwarz und Niemeyer durcharbeiten, ehe man zu einem fruchtbaren, erquickenden Gedanken kommt! Wäre nicht Frau Niederer durch und durch weiblich, so würde ich sagen, sie habe als Mann geschrieben, Niemeyer und Schwarz dagegen haben als Weiber geschwatzt. Daß eine Frau, die vielleicht tausend junge Mädchen erzogen hat, in einer Schrift, welche das Facit ihres Denkens und Erlebens gibt, die feinsten psychologischen Aperçüs mittheilen kann, das ist kein Wunder; das sich in ihrem Geiste, der gerade so unter der Kategorie der Continuität steht, wie in Rachels Geist die Discretion herrschte, die gesammelten Wahrnehmungen zu einer Einheit verknüpfen würden, das war gleichfalls zu erwarten; daß sie aber, ohne Hegel zu kennen, wie sie denn sehr wenig Bücher gelesen hat, vom reinen Wahrheitssinne geleitet, den Geist als Entwickelung betrachtet, die fabelhaften „Vermögen" der sogenannten Psychologie als Entwicklungsstufen auffaßt, und nun zeigt, wie Unterricht und Erziehung eben solche Stufen haben muß: das ist etwas Großes. Es ist ein Schatz von Weisheit in diesem kleinen, aber inhaltschweren Buche, das auch Jünglingen und Männer lesen sollten, und von dem ich nur dies bemerken will, daß es die Erziehung nicht nur als ein für sich Seyendes betrachtet, sondern den Zusammenhang mit Kirche, Staat und Gesellschaft sorgfältig berücksichtigt. Im vorigen Jahre hat Frau Niederer zwei Bändchen „dramatische Jugendspiele" drucken lassen und den Erlös dieser Schrift für die Bildung unbemittelter Erzieherinnen bestimmt. (Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 18. December 1839.

Was unser Fleiß und unsre List und Klugheit
Den Männern wie den Weibern abgelockt,
Das konnten wir mit frohem Muth vergeuden.
Es soll auch künftig keinem fehlen; zwar
Ist's dieser Tage — —

Goethe.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

IX.

Die schwarzen Fiedler.

Nach der regnerischen Herbstnacht brach der Morgen grau und unfreundlich an, dem Sumpfboden entqualmten Nebel und lagerten sich schwer auf der Tannen und Birken triefend niederhängende Zweige; das mit feuchtem Holz und Reisig genährte Feuer dampfte und rauchte, statt zu lodern und zu wärmen, und dennoch ertönten im wilden Forste die schmelzenden Klagen der Nachtigall, die wirbelnden Triller der Lerche, das Flöten, Schmettern, Pfeifen und Schlagen aller besiederten Sänger des Lenzes, begleitet von den rauschenden Tönen eines nicht großen, aber vollstimmigen Orchesters, dessen kecke, eigenthümliche Weisen sonderbar gegen den unbehaglichen Ausdruck auf den Gesichtern der Musikanten abstachen; denn die Zigeuner, frierend in ihren durchnäßten Lumpen, versuchten nur unwillig den neuen „Frissen" mit der Begleitung künstlichen Vogelgesangs, wie ihn auf der Wanderung über die Steppe der lange Millos erst erfunden, um bei dem nächsten feierlichen Anlaß sich damit hervorzuthun, seinen und seiner Bande Namen und Ruhm hoch über den Wetteifer aller Nebenbuhler zu erheben, und so in seine und der Seinen Taschen die blanken Zwanziger, in den befranzten Kostök* den gelben Tabak, in die Kürbisflasche den geliebten Branntwein zu locken, wie es ihm bisher immer noch vor allen Andern gelungen war. Denn wo es weit und breit einen Tanz gab, da ward Millos herbeigerufen, und wo an seiner Straße ein Werbezelt des Königs stand, da mußte er halten, um die „Verbunk" (Werbung) aufzuspielen, mit der keiner, wie er, die junge Mannschaft anzulocken wußte, daß sie sprang, sang und zechte, der Versuchung erliegend, das Handgeld nahm, den Handschlag gab und mit Hutschwenken ihr „vivat Franciscus rex!" jubelte. Dann zog der Zigeuner weiter, unbekümmert um die Reue der Armen, die im Rausch des Augenblicks ihre Zukunft der Fahne und dem Haselstock verpfändet, so wie er nimmer nach den Paaren umblickte, die bei dem Klang der Fiedel leichtmüthig in das Fegefeuer der Ehe sich getanzt hatten; blieb er doch so frei und froh, ohne Besitz und ohne Pflichten, wie der leichte Vogel auf dem Zweig. Seine Tänze aber waren immer keck und neu, der mannhafte kräftige Ungarische wie der frische Ländler, und seine Begleiter bedurften nicht des Fleißes und der wiederholten Proben,

* Der ungarische Tabaksbeutel.

nicht des Notenblattes und des taktschlagenden Bogens; der hinreißende Ton der ersten Geige genügte, augenblicklich die schwarzen Fiedler zu begeistern, und so war auch der Ländler mit dem Vogelgesang schnell begriffen und für alle Zeiten eingelernt.

Doch so kurz die Probe gewesen, den Zigeunern war sie dennoch gar lang vorgekommen. Keine Nacht von den vielen, welche sie auf feuchter Erde unter Regenschauern zugebracht, war ihnen so entsetzlich erschienen, als die vergangene. Ihre abgehärteten Leiber empfanden ein nie gekanntes schmerzliches Unbehagen, das unheildrohend die straffen Sehnen abspannte und die stets so leichten Gemüther mit dumpfer, krankhafter Sorge erfüllte; die Weiber saßen aneinander gekauert, stumpfsinnig das eigene Ungemach ertragend und nur bemüht, die zitternden, schreienden Säuglinge zu beschwichtigen; die halbnackten Kinder lagen platt auf der Erde bei dem Feuer unter dem Winde, ließen den Rauch über sich hinqualmen und suchten, so gut es anging, an der durftigen Flamme sich zu erwärmen, während Niemand daran dachte, nach sonst gewohnter Weise das Frühmal zu bereiten, obwohl es nicht an Vorräthen fehlte und vom vorigen Tage noch ein Ochsenviertel dalag, das die kluge alte Czinka auf dem Wasen erbeutet; nur die leeren Branntweinflaschen traf mancher sehnsüchtige Blick. Miklos war schier der einzige, der sich noch munter bewegte, mit festem Willen die Niedergeschlagenheit der krankhaften Verstimmung bekämpfte, aus der zierlichen Cistospfeife von Meerschaum dichte Wolken blies, obschon der betäubende Duft der feingeschnittenen Blätter ihm nicht recht behagen wollte und sein Gehirn sich wie im Kreise drehte, während er seine Festkleider putzte und anlegte, bis er endlich, blank und sauber vom Kopf bis zu den Füßen, in seinen enganschließenden und reichbesetzten rothen Hosen gleich einem Edelmann unter seinen Gesellen dastand, die er um eine Kopflänge überragte und mit denen er wenig mehr gemein zu haben schien, als die tiefbraune Farbe der Haut, die pechschwarzen Haare und Augen und den leichten, schlanken Gliederbau. — Noch einmal herzte er den schwarzen Buben, sein getreues Abbild, warf ihn dann wie einen Ball in den Zwergsack auf der Mutter Rücken und winkte dem Weib, die Wanderung anzutreten. Hollanka sah noch einmal zärtlich und schüchtern zu ihm empor und ging ihres Weges, so wie Miklos mit seinen Fiedlern sich alsbald nach der andern Seite wandte und die alte Czinka den Uebrigen andeutete, wo sie für den Tag wahrzunagen, zu betteln und zu stehlen hätten, nachdem sie diejenigen erwählt, welche die Hütten von Stangen und Zweigen aufschlagen sollten, da beschlossen war, daß die Bande noch zwei oder drei Nächte auf derselben Stelle zubringe, bevor sie die Wanderung nach den unterirdischen Höhlen fortsetzte, die sie seit dem Frühjahr verlassen hatte, um dem Erwerb nachzuziehen, und wo sie wiederum den Winter zuzubringen dachte, weil die Stelle gar wohlgelegen war, nicht allzuweit von Höfen und Heerden, aber ganz aus dem Wege jener, in deren Beruf es liegen konnte, das Treiben der Zigeunerhorde zu stören.

Der lange Miklos und seine Gesellen erreichten in wenigen Stunden das Dorf, in das sie beschieden worden, um bei der Hochzeit eines jungen slowakischen Paares aufzuspielen. Am Saume des Waldhügels in dem tiefen Wiesenthal lagen weit zerstreut die einzelnen Gehöfte, umgeben von Obstgärten, deren Hauptzierde die mit ihren blauen Früchten prangenden Zwetschenbäume waren, so daß die Wanderer, mehr aus Gewohnheit des Stehlens als aus Lust nach der kühlen Speise, sich nicht enthalten konnten, einige der vollen Zweige zu plündern, die über den Hag am Garten des Herrenhauses herunter hingen. Da klirrte ein Fenster auf und eine starke Stimme rief: „Ihr schwarzen Heiden, wollt ihr euch den leidigen Tod an den Hals fressen?“ Erschrocken neigten und verbeugten sich die Zigeuner und gingen weiter; der Mann am Fenster aber rief ihnen nach: „Werft die Zwetschen weg! sie sind heute eitel Gift!“ worauf sie nicht hörten, sondern kichernd und leise spottend ihre Schritte beschleunigten, indem sie die verbotenen Früchte nur um desto süßer fanden.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Die Hirsche besitzen gleichfalls Sinn für Musik, wie schon die Alten bemerkten. Plinius berichtet von ihnen, daß sie von den Tönen der Hirtenflöte und des Gesanges wie bezaubert werden, und Aelian, so wie Klemens von Alexandrien erwähnen die Sitte der Jäger, Hirsche und Eber durch Pfeifen und Gesang in's Snelnetz zu locken. Plutarch bestätigt die Tonliebe der Hirsche. Wirklich werden die Edelhirsche in manchen Thiergärten durch ein Horn zum Füttern gerufen.

Auch auf das Rindvieh, so wie auf Schafe und Ziegen machen musikalische Töne einen Eindruck. Wie uns erzählt wird, sorgt man in der Schweiz dafür, daß die Glocken der Kühe zusammen ein harmonisches Geläute hervorbringen und im Tone auf einander folgen. Jede Kuh kennt ihre Glocke. Durch einen verschiedenartigen Gesang, der aber immer in ab- und aufsteigenden Tönen

besteht, lockt der Senne nach seinem Willen Kühe, Schafe und Ziegen, und jede der verschiedenen Heerden folgt den bekannten Lockthönen. Nie werden die Kühe dem Ziegenruf folgen, wie umgekehrt die Ziegen nicht dem Ruf der Kühe oder dem berühmten Kuhreigen. In jedem Kanton ist übrigens dieser Ruf etwas verschieden. Er ist im Stande, auch in den Kühen, die nicht mehr auf den Alpen sind, das Heimweh hervorzurufen, so daß sie wild werden und auszureißen suchen. — Doktor Abercrombie berichtet uns, daß Schaf-, Ziegen- und Rinderheerden länger und mit größerer Eßlust weiden, wenn man ihnen kleine Stückchen auf der Querflöte vorspiele. Das wäre eine Art Tafelmusik. Auch sagt ein arabisches Sprüchwort: Musik macht das Vieh fett, was von Landwirthen wohl zu beherzigen wäre. Haben vielleicht deßwegen schon in den ältesten Zeiten die Hirten Pfeife und Flöte gespielt? Der erwähnte Dr. Abercrombie versichert aber auch, daß es Fälle gibt, wo Thiere, besonders Mäuse, durch Musik getödtet werden. Sie werden, wenn sie die höchsten Töne einer Querflöte oder Klarinette vernehmen müssen, von tödtlichen Zuckungen befallen. Physiologen sollten darüber, wie überhaupt über den Einfluß der Musik auf die Thiere, noch weitere Beobachtungen anstellen; es müßte zu interessanten Resultaten führen.

Noch sind einige Säugethiere übrig, die Sinn für Rhythmus und Musik haben, oder doch zu haben scheinen. So die Bären. Diesen werden zwar viele andere menschliche, oder eigentlich menschlich-thierische Neigungen und Gelüste zugeschrieben; so wird z. B. erzählt, daß sie namentlich zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs oder kurz nach demselben, wo überhaupt allerhand freches oder rohes Volk sich viel herausnehmen durfte, Weibern und Mädchen nachgeschlichen seyen und sie zulezt aufgefressen haben, wie das nach Chronikberichten in einer neuern Geschichte von Sachsen erzählt wird; woher vielleicht das Sprüchwort: „einen aus Liebe auffressen," gekommen seyn mag. Ferner wird uns berichtet, daß ein schwedischer Bär mit einer schönen, von ihm entführten Jungfrau einen Menschen erzeugt, der nach ihm Ursus geheißen habe und von dem der nachherige König Sueno III. abgestammt sey, und ähnliche Geschichten mehr, die Lucian in seiner „wahren Geschichte" recht gut hätte brauchen können. Allein hauptsächlich ist der Bär doch nur wegen seiner Tanzgeschicklichkeit berühmt, die immer Sinn für Rhythmus und Musik voraussezt. Leider ist uns in neuerer Zeit auch das Schauspiel nicht mehr gegönnt, solche podoiissche Tänzer nach den anmuthigen Tönen jener Melodie herumtanzen zu sehen, die wohl unserem unvergeßlichen Weber beim Komponiren seines Zigeunermarsches vorgeschwebt ist. — Was des Bären Stimme anbelangt, so taugt sie nicht viel: es ist ein mürrisches Brummen, und kann auch mit siedendem, aufbrausendem Wasser verglichen werden; daher das griechische ἄρκτειν sowohl sieden als Bärenstimme bedeutet.

Vor dem Bären soll der Löwe — dem überhaupt, wie so manchem andern Könige, gewisse Schwächen gern nachgesagt werden — eine natürliche Furcht haben. Bei alledem bleibt er doch, was er ist. — Sein Brüllen ist aus Thiergärten und Menagerien hinreichend bekannt. Anders freilich ertönt es in der Freiheit, in der heimischen Wüste, so furchtbar, daß die Thiere, die es vernehmen, in starrer Angst wie bezaubert stehen, oder in sinnloser Flucht hin und her taumeln. — Eine mehr oder minder ähnliche Stimme haben auch die andern „gräulichen Katzen" in der alten und neuen Welt.

Mancherlei, oft recht romantisch-poetische Geschichtchen finden wir bei den guten Alten erzählt von den Delphinen, besonders von ihrer geselligen Freundlichkeit gegen die Menschen, ihrer Liebe zu schönen Knaben und zur Musik. Wer kennt nicht die Sage vom Arion? — Es scheint, der Delphin war ein Lieblingsgeschöpf der Völker, die am Mittelmeer wohnten, und noch jezt freuen sich die Seefahrer, wenn diese sanften, schnellen Thiere den Schiffen zur Seite schwimmen oder voran schießen, und besonders, wenn sie in der Abendstille auf dem ruhigen Wasserspiegel sie umgaukeln. — Auch von den Phoken oder Seehunden, die man uns überhaupt als kluge, sinnvolle Thiere schildert, sagt man, daß sie Musik lieben; noch mehr aber wird dies den Manati's oder Seekühen nachgerühmt. Schon Linné meint, daß man, was man gewöhnlich von den Delphinen in Bezug auf das Wohlgefallen an Musik aussage, mehr den Seekühen zukomme, und daß diese eigentlich die wahren Delphine der Alten seyen. Büffon, in mancher Hinsicht der Plinius der Franzosen, hat viele Beispiele von ihrer Musikliebe gesammelt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Thierbändiger. Mlle. Rachel.

Die Pariser waren schon durch Van Amburghs Darstellungen befriedigt, aber nun sind sie es noch weit mehr, durch Carters unerhörte Kunst und Kühnheit. Die Worte:

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,

sind in der Carterschen Menagerie nicht anwendbar; denn dieser Mann weckt nicht allein den Leu, sondern er neckt und züchtiget ihn sogar, und mit den Zähnen und Krallen seiner wilden Bestien spielt er, als ob dieselben nur zum

Spaße da wären. Man sollte glauben, die Bestien haben gar keine Gewalt mehr, wenn nicht Van Amburghs Löwe bewiesen hätte, daß ihre Zähne leider noch nicht alle Kraft verloren haben. Der Mann leidet seit sechs Wochen an der Wunde, die ihm das wilde Thier in einem anscheinend so leichten Unmuthe versetzt. Das Publikum wird ihn bald vergessen, wenn Carter fortfährt, die schaulustige Menge im Cirque olympique zu ergötzen. Bleibt es sind seine Thiere besser eingelernt, und haben auch nicht den leichten Anflug von Unlenkbarkeit, welcher dem armen Van Amburgh so theuer zu stehen kommt. Man fragt sich noch immer, durch welche sonderbare Kunst man es dahin gebracht, die wildesten Thiere des heißen Erdstrichs in zahme, beinahe furchtsame, Hausthiere umzuwandeln. Die Zeitungen haben neulich behauptet, das Geheimniß bestehe darin, daß man mit ihnen, ich weiß nicht welche Operation vornehme. Wie dem sey, das Geheimniß, wenn eines dabei ist, scheint jezt ziemlich unter die Leute zu kommen. Ein Mann, der aus der Provinz kommt, versichert mich, er habe zu Roanne im mittäglichen Frankreich ein Schauspiel gesehen, wobei eine Frau auf einer Hyäne ritt. Auch hat der Akademiker Flourens in seinem Aufsaze des Journal des Savans neulich nach Frieder. Cuviers großem zoologischem Werke eine Menge Beispiele von wilden Thieren angeführt, welche früher ganz gezähmt worden sind, ohne daß man, wie es scheint, irgend eine Operation mit ihnen vorgenommen hätte. Man sollte glauben, alle diese Thiere haben eine natürliche Anlage zum Zahmwerden, und es bedürfe nur großer Geduld und verständiger Erziehung, um ihnen ihre Wildheit zu benehmen. Die Theaterkritiker, welche gefährdet hatten, das Publikum möchte sich vom neuen Schauspiel allzusehr bezaubern lassen und für kein anderes mehr Sinn haben, dürfen sich jezt beruhigen; denn sie konnten bemerken, daß, obschon man haufenweise dem Cirque olympique zuströmt, die Schauspiele mit menschlichen Mimen darüber nicht vernachlässigt werden. Wie die Lorbeeren der Dmlle. Rachel den Schlaf der Dmlle. Mars gestört und sie bewogen hatten, dieser eine Nebenbuhlerin in der Person der Dmlle. Doze entgegenzustellen, so hat das Auftreten der leztern zur Folge gehabt, daß Dmlle. Rachels Unpäßlichkeit aufgehört hat und sie wieder auftreten wollte. Ihr Wiedererscheinen war ein wahrer Triumph für das Mädchen. Es war nicht bloß Ausdruck der Zufriedenheit, kein Beifall, wie man ihn sonst wohl gegen beliebte Schauspieler äußert, sondern ein wilder Jubel, ein fürchterliches Geberden, als ob das Außerordentlichste sich begeben hätte. Einige Tagesblätter äußern ihr Mißvergnügen darüber und meinen, solch übertriebener Beifall könne nur dazu dienen, das Mädchen eitel zu machen und ihm den Wahn beizubringen, als habe es nichts mehr zu lernen und bereits die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht. Ein Kritiker schreibt den Hauptlärm über ihr Wiedererscheinen ihren Claqueurgenossen zu, welche sich in großer Anzahl eingefunden haben sollen, um öffentlich darüber zu triumphiren, daß die israelitische Nation eine so große Schauspielerin hervorgebracht. Etwas mag daran wahr seyn; indessen hat das Mädchen unter den Christen nicht minder eifrige Verehrer, welche sie als das Heil der französischen Bühne ansehen, und die Wiedergeburt der französischen Tragödie von ihr erwarten. Bis der ist sie immer nur in den ältern Trauerspielen auftreten, und man sieht begierig der Darstellung einer neuen Rolle von ihr entgegen. Es gibt Theaterkritiker, welche sich gar nicht von dem allgemeinen Enthusiasmus hinreißen lassen, und jede ihrer Darstellungen sehr scharf beurtheilen; dies kann zur Dämpfung des enthusiastischen Beifalls der andern dienen, und dem Mädchen beweisen, daß es das wilde Jauchzen ihrer jüdischen und christlichen Anbeter nicht für baare Münze zu nehmen hat.

(Fortsezung folgt.)

Genf, December.

(Schluß.)

Die Pensionen.

Dies führt mich wieder zu dem Niederer'schen Institut zurück, welches eigentlich eine großartige Vereinigung von drei Anstalten ist. Einmal ist es eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen und wird als solche besonders von Frankreich, England, Piemont, Süddeutschland und der deutschen Schweiz aus beschickt (Genfer Eltern senden ihre Töchter als elèves externes); dann ist es ein Seminar für künftige Erzieherinnen, und hier kann ich nicht ungerührt lassen, daß Herr und Frau Niederer seit Jahren, um wenig Bemittelten den Besuch des Seminars möglich zu machen, Aufopferungen gemacht haben, die summirt ein höchst bedeutendes Vermögen constituiren würden; — endlich pflegen erwachsene Damen, die, sey es nun zum Vergnügen oder ihrer Bildung wegen, nach Genf kommen, in dem Niederer'schen Hause am liebsten zu verweilen, weil es ein Vereinigungspunkt der besten Gesellschaft ist. Der Salon ist Abends eine wahre Polyglotte, wie die ersten Pfingsten. Wie viele angenehme und unvergeßliche Eindrüke der Fremde, dem es vergönnt gewesen, in diesem Kreise einen und den andern Abend zu verleben, aus ihm mitnehmen möge: am tiefsten und folgenreichsten wird der Eindruck seyn, der er vou dem edlen Ehepaar empfängt.

So viel über die Pensionen und für diesmal. Gelegentlich einmal über die Bestrebungen unserer waadtländischen Nachbarn für Verbesserung des Unterrichtswesens. Das ist ein interessantes, aber verwikeltes Kapitel; denn es streiten in diesem Lande zwei feindliche Kräfte um die Ehre, den Schulwagen zu ziehen; daß beide an einem Strange ziehen, geht nicht, weil jede einen andern Weg und ein anderes Ziel verfolgen will. Eine dieser Kräfte ist der reclamirte Calvinismus, hier zu Lande Methodismus genannt, wie denn in der That Methode in diesem Unsinn ist. Vorläufig die Nachricht, daß der waadtländische conseil de l'instruction publique nächstens wieder die Professur der Philosophie an der Akademie ausschreiben wird, die im vorigen Jahre nicht besezt werden konnte, weil ein vor zwei Jahren hierher berufener deutscher Doktor, der damals aus Gefälligkeit die Rolle des Opponenten übernommen hatte, den einzigen Candidaten todt disputirte, und der Erziehungsrath sich mit der theologischen Fakultät über eine Berufung nicht verständigen konnte. Vielleicht dankt mir ein und der andere deutsche Philosoph, der, fähig französische Vorträge zu halten, Lust haben könnte, sich um die Stelle in Lausanne zu bewerben, die Bemerkung, daß man den Lehrstuhl gern mit einem Deutschen besezen würde; nur muß er gut orthodox und darf vor Allem kein der Hegelschen Lehre Zugewandter seyn. Die theologische Fakultät hat ein für allemal diese Philosophie für immorale, irreligieuse et antichrétienne erklärt und sich jeden Versuch des Erziehungsraths, mit diesem Gifte die lautere Milch zu verunreinigen, welche von den theologischen Katheder fließt, energisch verbeten. Doch davon ein andermal.

Mgr.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 50.

Mittwoch, 18. December 1839.

Evangelischer Liederschatz

für

Kirche und Haus.

Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten, gesammelt, systematisch geordnet und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet

von

M. Albert Knapp.

Zwei Bände in großem Median-Oktav, zusammen 1650 Seiten mit 3590 Liedern, einer Abhandlung über das Kirchenlied und 4 Registern, nämlich einem biographischen, alphabetischen, Melodien- und Spruchregister.

Preis: für 1 Exempl. auf weißem Druckpapier 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.
" " Velinpapier 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.
Freiexemplare bei 50 zwei und bei 100 fünf.

Der Verfasser suchte in dieser umfassenden Sammlung es der evangelischen Kirche Deutschlands thatsächlich vor Augen zu legen, was sie an guten geistlichen Liedern besitzt, und dadurch einen Beitrag zu der so wünschenswerthen Gestaltung eines deutschen evangelischen Nationalgesangbuchs zu geben. Zu dieser Arbeit bewog ihn vorzüglich die große Dürftigkeit der meisten Kirchengesangbücher, und der Blick auf die verkehrten Grundsätze, wornach viele derselben gefertigt sind, — sodann aber auch der innige Wunsch, in jeder deutschen evangelischen Familie ein recht vollständiges, gediegenes und allen Bedürfnissen genügendes geistliches Liederbuch zu sehen, das in Freude und Leid ein echter Hausschatz wäre. Daher wurden nicht allein die sämmtlichen evangelischen Kernlieder, sondern auch viele bisher andere, meist verschollene oder ganz unbekannte Gesänge in zarter, den billigen Forderungen des Christengeschmacks entsprechender Bearbeitung aufgenommen, also, daß bloß die Sprachfehler, Sprachhärten und alte unpassende Bilder entfernt, das Gepräge der Lieder selbst jedoch und der einfache evangelische Geist unverkürzt gelassen wurden. Das Ergebniß hiervon dürfte dieses seyn, daß eine bedeutende Zahl bisher wenig beachteter Lieder den bekannteren Kernliedern nun würdig zur Seite steht, und der brauchbare Liedervorrath der deutschen Kirche einen ansehnlichen Zuwachs gewonnen hat.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat nicht nur für schönen, auch älteren Augen leserlichen Druck und gutes, dauerbares Papier gesorgt, sondern auch den Preis aufs Niedrigste gestellt, damit dieser umfassende Liederschatz ein wahres Volksbuch werden und auch in die Häuser der Unbemittelten den Weg finden könne. Möge diese redliche Absicht durch Mitwirkung vieler Freunde des evangelischen Christenthums wohlwollend und kräftig befördert werden.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[738] **Neue Musikalien,**

im Verlage

von **N. Simrock in Bonn.**

Bertini, H. j., 12 petits Morceau p. Piano précédés chacun d'un prelude comp. p. les eleves partie. I. et II. à 1 fl. 10 kr.

Burgmüller, Fr., Op. 22. Bolero p. le Piano sur Rosine Romce. favorite de Masini. 56 kr.

— — Op. 23. La Poste. Walse en forme de Rondeau p. le Piano. 42 kr.

— — Op. 55. La Bouquetière. Variat. brill. p. le Piano sur les couplets de l'Op: le planteur de H. Mompou. 1 fl. 24 kr.

Czerny, Ch., Op. 537. Nocturne sentimental et brill. s. un motif fav. Alexandra de J. Strauss p. le Piano. 1 fl. 5 kr.

Donizetti, Marche favorite du Sultan Mahmoud, Marches Algeriennes, Airs tures, Orientaux et polonais pour le Piano. 56 kr.

Gomion, 3 pet. Fantaisies brill. et gracieuses p. Po. sur l'Op: Lucia de Lamermoor de Donizetti. No. 1. Air: Cruda funesta. Nro. 2. Duo: Sulla tomba. Nr. 3. Cavatina. Per che non ho del. 42 kr.

— — Souvenir de Lucia di Lamermoor Melange p. Piano s. les motifs fav.: de l'Op. de Donizetti. 1 fl. 10 kr.

— — Op. 46. Souvenir de Roberto Devereux Melange p. Piano s. l. motifs fav.: de l'Op. de Donizetti. 56 kr.

— — La Cachucha, dansée par Mlle. Elssler Fantaisies pour le Piano. 56 kr.

— — La Calabraise. Polonaise p. le Piano à 4 ms. sur un theme de Gabussi idem pour le Piano seul. 55 kr.

Greis, Joh., Der erste Unterricht in der Harmonie-Lehre, fasslich dargestellt zur Selbstbelehrung. 56 kr.

Gammes, pour le Violon dans tout les tons majeurs et mineurs; de la Methode du Conservatoire. 56 kr.

Herz, H., Galop brillant pour le Piano tiré de l'oeuvre. 61. La Mode. 28 kr.

— — Le même, arrangé à 4 mains. 49 kr.

Herz, H. et Baudiot, Op. 7. Introd. Variat. et Finale p. Piano et Violoncelle concert. 2 fl. 6 kr.

— — Op. 19. Fant. et Variat. s. d. thèmes russes p. Piano et Violoncelle concert. 1 fl. 24 kr.

Lemoine, Hyp., Le Bal des jeunes pensionnaires, 4 Quadrilles Walses et Galops. No. 1. L'enfantin. No. 2. Le Joujou. Nr. 3. Le Bijou. No. 4. Le favori, p. le Piano. à 55 kr.

Louis, N., Op. 52. No. 1. 2. 3. Trois pet. Fantaisies agréables et caracteristiques p. le Piano à 4 ms. No. 1. La Cachucha. No. 2. L'invocation. No. 3. La Cavatine. à 42 kr.

Miné, A., Souvenir des jeunes Pianistes. 18 Melodies de Bellini, Donizetti, Rossini, Beethoven, Weber etc. arrangés et doiglés p. le Piano. No. 1. 2. 3. à 56 kr.

Musard, 3 Quadrilles de Contredanses p. le Piano No. 1. Le Comte de Paris. No. 2. L'Elisire d'amore. No. 3. Falstaff. à 42 kr.

Ropiquet, A., Op. 11. Pas styrien. Walse favorite dansé pas Mlles. Eissler à l'Opera dans Gustave, p. le Piano. 35 kr.

Thys, A., Souvenir de la Sylphide, Air de Mayseder, dansé par Mlle. Taglioni, arr. p. Piano seul. 42 kr.

— — La Cachucha, dansée par Mlle. Fanny Elssler, pour le Piano. 42 kr.

---

[724] **Pfennig-Ausgabe von Bulwers sämmtlichen Werken.**

Devereux.

Ein Roman

vom Verfasser des „Eugen Aram," „Pelham" ꝛc.

Aus dem Englischen

von

Dr. G. U. Pärmann.

Vier Theile

in acht Lieferungen.

Subscriptionspreis für die Lieferung

18 Pfennige.

Bloß durch die große Theilnahme, welchen sich diese Ausgabe zu erfreuen hat, ist es der unterzeichneten Verlagshandlung möglich, einen so höchst wohlfeilen Preis stellen zu können.

Fünftausend Subscribenten

haben sich bereits gemeldet. Da nur wenig Exemplare über diese Anzahl gedruckt sind, und eine neue Auflage, welche circa 20,000 Rthlr. zu stehen kommen würde, nicht erscheinen kann, so rathen wir jedem Freunde der Bulwerschen Muse, baldigst zu subscribiren, indem er sonst um diesen Preis diese so beliebte Lektüre nicht mehr bekommen kann.

Bulwer ist gegenwärtig der Lieblingsschriftsteller aller Gebildeten, und hat sich in Deutschland einen solchen Namen erworben, daß es höchst überflüssig wäre, hierüber etwas Lobendes noch besonders hinzuzufügen.

Die Ausgabe selbst erhält nicht nur durch elegante Ausstattung, sondern auch dadurch einen vorzüglichen Werth, daß sämmtliche Romane von Dr. G. U. Pärmann, als einem anerkannt guten Uebersetzer, verdeutscht worden sind.

Alle 11 Tage erscheinen 2 Lieferungen; die erste und zweite Lieferung ist bereits an alle Buchhandlungen versendet worden. Bestellungen hierauf nehmen alle Buchhandlungen in Deutschland und des Auslandes an.

Zwickau, im October 1839.

Gebr. Schumann.

---

[745] **Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:**

Nützliches Buch für die Küche

bei

Zubereitung der Speisen

von

J. E. Lehmann,

Lehrer der Kochkunst zu Dresden.

Sechste verbesserte Auflage. geh. Preis 2 Thlr.

Nicht minder als gelehrte Compendien oder Erzeugnisse der Poesie werden solche Schriften, deren Tendenz die Bequemlichkeiten oder Annehmlichkeiten des Lebens bedingen, stets ihre achtbare Stelle behaupten. — Unter letztern steht mit Recht oben an, die praktischste aller Künste, die Kunst des guten Kochens. In letzterer finden wir nach überstandener Tagesarbeit eine der reellsten, erfreulichsten Belohnung und Entschädigung für die Mühen des Berufs. — Nach Vervollkommnung in dieser Beziehung ist das Streben jeder tüchtigen Hausfrau mit Recht gerichtet.

Die zahlreichen Auflagen beweisen den Werth des obigen Kochbuchs, was, dem innern Gehalte, der Ausführlichkeit und Deutlichkeit nach, an der Spitze aller ähnlichen Bücher steht. — In 1400 Kapiteln findet man Alles, was zur Koch- und Backkunst gehört, so wie die gründlichste Anweisung zur Bereitung aller Arten von Getränken.

Mit dieser Reichhaltigkeit verbindet dieses Kochbuch einen Vorzug, der fast allen andern Büchern der Art abgeht. Es ist dies die deutliche, klare, einem jeden verständliche Sprache und Darstellungsweise, — wer dieser folgt, der wird sich bald überzeugen, daß sich in der Anwendung Alles so verhält, als hier gelehrt wird; und es sind nicht erst wie bei so vielen andern Kochbüchern eine Menge unglücklicher Versuche zu riskiren.

Leipzig, im December 1839.

---

[709] Im Verlage J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das Königreich Böhmen;

statistisch-topographisch dargestellt

von

Johann Gottfried Sommer,

Ehrenmitglied der Gesellschaft des vaterländischen Museums.

Siebenter Band.

Klattauer Kreis.

Mit einer Titel-Vignette, die Ruine Schwihau darstellend. gr. 8. 1839. Geh. 1 Rthlr. 16 Gr.

Der Klattauer Kreis gehört unter diejenigen Theile Böhmens, welche bisher im Allgemeinen weniger bekannt waren, als die übrigen Kreise. Die physisch-geographische Einleitung von Hrn. Prof. Zippe macht in Hinsicht der Gebirgsbildung auf wichtige Verhältnisse aufmerksam und berichtigt manche bis jetzt herrschend gewesene irrige Ansicht. Der topographische Haupttheil

des Werkes ist mit derselben Vollständigkeit und Sorgfalt wie bei allen vorigen Kreisen behandelt worden.

Die bereits erschienenen Bände enthalten:

1. Band	den Leitmeritzer	Kreis.	Preis	2	Rthlr.	8	Gr.
2. „	„ Bunzlauer	„	„	2	„	8	„
3. „	„ Bidschower	„	„	2	„	—	„
4. „	„ Königgrätzer	„	„	2	„	8	„
5. „	„ Ehrudrimer	„	„	1	„	16	„
6. „	„ Pilsner	„	„	2	„	4	„

Die bisher erschienenen sieben Bände kosten demnach 14 Rthlr. 12 Gr.

Lehrbuch
der Erd- und Staatenkunde.

Von

Johann Gottfried Sommer.

Zweiten Bandes dritte Abtheilung.

gr. 8. 1859. broch. 1 Rthlr. 3 Gr.

Mit dieser dritten Abtheilung ist der zweite Band des Werkes geschlossen. Sie umfaßt die Beschreibung der Oesterreichischen Monarchie, eines der vornehmsten europäischen Reiche, dessen Natur- und andere Merkwürdigkeiten der Herr Verfasser in möglichster Vollständigkeit dargestellt hat, so daß man ungeachtet des ihm vergönnt gewesenen engen Raumes keinen bedeutenden Gegenstand vermissen wird.

Die Preise der früher erschienenen Abtheilungen sind:

1. Band 1 Rthlr. 15 Gr.
2. Band 1. Abtheilung 18 Gr.
2. „ „ 21 Gr.

Demnach kosten beide Bände complet 4 Rthlr. 9 Gr.

Die oben erwähnte dritte Abtheilung des zweiten Bandes ist auch unter dem besondern Titel zu haben:

Das Kaiserthum Oesterreich,

geographisch-statistisch dargestellt

von

Johann Gottfried Sommer.

(Aus dessen Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde besonders abgedruckt.)

gr. 8. 1859. broch. 1 Rthlr. 5 Gr.

Dieser besondere Abdruck eignet sich vorzüglich zur Anschaffung für undemittelte Lehrer und zu einem Leitfaden sowohl beim öffentlichen als Privat-Unterricht.

Neuestes wort- und sacherklärendes

Verdeutschungs-Wörterbuch

aller jener aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, Ausdrücke und Redensarten, welche die Deutschen bis jetzt, in Schriften und Büchern sowohl als in der Umgangssprache, noch immer für unentbehrlich und unersetzlich gehalten haben.

Ein Handbuch für Geschäftsmänner, Zeitungsleser und alle gebildete Menschen überhaupt

von

Johann Gottfried Sommer.

Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage.

gr. 8. 1859. Geh. 2 Rthlr. 8 Gr.

Der, ungeachtet der vielen ähnlichen Arbeiten dieser Art stattgefundene schnelle Absatz der vierten Auflage dieses Werkes spricht für die Fortdauer des allgemeinen Beifalls, dessen es sich beim gesammten deutschen Publikum erfreut. Diese fünfte Auflage ist nicht nur in allen einzelnen Artikeln genau durchgesehen und auch jede Stelle in Hinsicht der Verdeutschungen und Erklärungen verbessert, sondern auch mit zahlreichen neuen Fremdwörtern vermehrt worden, die gegenwärtig, besonders in Zeitungen, häufig vorkommen, aber in andern Verdeutschungswörterbüchern größtentheils vermißt werden.

Anleitung zur

Schafzucht und Wollkunde

für angehende Schafzüchter und Wirthschaftsbeamte.

Verfaßt von

Dr. Löhner,

Mitgliede der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft zu Prag, und mehrerer in- und ausländischen Landwirthschafts-Gesellschaften; Geschäftsleiter des Schafzüchter-Vereins für Böhmen u. s. w.

Herausgegeben von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft des Königreichs Böhmen.

Mit einer lithographirten Tafel.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

gr. 8. 1835. broch. 1 Rthlr.

Reise durch Deutschland,

in besonderer Beziehung auf

Ackerbau und Industrie.

Von

Dr. Alexander von Lengerke,

Ehren- und correspondirendem Mitgliede der patriotischen und ökonomischen Gesellschaften in Kopenhagen, Altona, Rostock, Celle, Potsdam, Cassel, Carlsruhe, München, Wien, Breslau, Dresden und Königsberg.

Mit 7 lithogr. Tafeln und einer Titel-Vignette, Hohenheim darstellend. gr. 8. 1839. geh. 3 Rthlr. 8 Gr.

Freunde und Kenner des Landbaues, insbesondere aber praktische Landwirthe, welche sich eine statistische Uebersicht der deutschen Landwirthschaft zu verschaffen wünschen, werden dazu in der Begleitung des Verfassers ein gewiß willkommenes Mittel finden. Die Wanderung beginnt von Holstein, geht nach Braunschweig und Kurhessen, von hier durch Westphalen und Rheinland, ins Nassauische, dann nach Hessen-Darmstadt, Baden, Würtemberg, Bayern, Oesterreich, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Pommern, und durch Mecklenburg zurück in die Heimath. Nicht nur, daß der Reisende sein beständiges Augenmerk auf die landwirthschaftlichen und industriellen Productionsverhältnisse der genannten Länder richtet: er widmet auch den obwaltenden Zuständen der Wiesenwirthschaft und des ökonomischen Unterrichtswesens Specielle, ein hohes Interesse in Anspruch nehmende Untersuchungen. Nebenher hat er in seinen vom Felde der Wissenschaft gepflückten Nebenkranz manche dem Terrain der Kunst, der Ethnographie oder anderem Boden entsprossene Blume gewunden und dadurch dem hübsch stylisirten und auch äußerlich trefflich ausgestatteten Berichte das oft Trockene und Langweilende ähnlicher Darstellungen benommen.

[739] So eben ist in der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen:

Jahreszeiten.

Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet.

Unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller herausgegeben von **O. Marbach.** **Herbst und Winter 1859.** Inhalt: Blicke ins Leben von **L. Schefer.** Gedanken und Sprüche von **L. Schefer.** Das Häuschen auf der Stadtmauer von **Henr. Hanke.** Kleine Gedichte von **R. Morning, A. Kerber, N. Jachmann, Marbach. Jung-Tristan** von einem der berühmtesten deutschen Dichter. Gegenwart und Zukunft der Tonkunst von **A. Kahlert.** An Fr. Rückert; die Liebesprobe; Schweiggers physikalische Deutung der alten Mythologie von **Marbach.** — Die Erben von **Fr. v. Heyden.** Rivalin und Blanchefleur von **Marbach.** Der abenteuer und die Kleinstädter von **Jul. v. Wörner.** Ueber den jetzigen Standpunkt des Theaters und der dramatischen Literatur in Deutschland von **R. Morning.** — 8. Velinpapier in elegantem Umschlage. à 1 Thlr. 8 gr.

(Vergl. „Blätter für litterarische Unterhaltung," 1859, Nr. 283 und 284, die ausführliche Würdigung dieses Unternehmens).

---

[716] Bei Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

König Og
und seine Abkommen.
Ein Schwärmer
von **Verba.**

2 Bändchen. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Diese Novelle hat schon jetzt, kurz nach ihrem Erscheinen die lebendigste Aufmerksamkeit erregt. Schon sind vielfache günstige Anzeigen erschienen und selbst die der von ihnen dem Buche untergelegten Tendenz feindlich gesinnten Kritiker haben dessenungeachtet anerkennen müssen, daß nicht leicht ein Buch gefunden werde, welches solch eine gedrängte Masse von Geistesreichthum, Geistesmacht, Genialität, Frische, Witz, Humor und Satire enthält, wie gerade dieses. Wir können es seiner Originalität wegen höchlich empfehlen.

Pignon, M., Geschichte Frankreichs unter Napoleon. Zweite Periode. Von dem Frieden zu Tilsit **1807 bis 1812.**

Deutsch von **L. v. Alvensleben.** 6 Bände, jeder à 1 Thlr. 12 Gr.

„Ich fordre ihn auf, die Geschichte der französischen „Diplomatie von 1792 bis 1815 zu schreiben."
Testament Napoleons.

Amerika, seine Entdeckung und seine Vorzeit.
Nach Original-Memoiren und Berichten herausgegeben von **H. Ternaux-Compans.** Deutsch von **L. v. Alvensleben.** 2 Bde. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Mehr als irgend eines der Werke, die bisher über diesen Gegenstand erschienen sind, ist das vorstehende geeignet, ein neues und überraschendes Licht auf die fast wunderbare Eroberung Amerika's durch die Spanier zu werfen, während man drei Jahrhunderte hindurch den Helden Cortez bewundernd, der mit wenigen Soldaten in kurzer Zeit ganze Königreiche eroberte, tritt hier ein Autor auf, und sucht mit allen Gründen äußerer und innerer Wahrscheinlichkeit darzuthun, daß dieser Held nichts weiter, als ein listiger Gaukler und blutdürstiger Tyrann war, der mit raffinirtem Betruge die Thaten Anderer sich aneignete und den Lohn derselben einerntete, dann aber mit entsetzlicher Grausamkeit die Menschen mordete, die ihm zu Macht, Größe und Reichthum geholfen.

Memoiren aus den Archiven der Pariser geheimen Polizei.
Ein Beitrag zur Geschichte der Moral und der Polizei von **J. Peuchet.** Deutsch von **L. v. Alvensleben.** 3 Bände, jeder zu 1 Thlr. 8 Gr.

Dem Verfasser ward es leicht durch seine Stellung als Archivar der Polizei, begünstigt, sich durch Herausgabe dieser Memoiren ein großes Verdienst um die politische und Sittengeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts zu erwerben, indem er viele höchst merkwürdige und wichtige Aktenstücke veröffentlicht, die als Leuchte eine bisher noch dunkle oder sehr entstellte Partie des Hoflebens und des Lebens der Großen erhellen.

Das vorliegende Sammelwerk ist der besten Empfehlung werth, nicht blos als Beitrag zur Geschichte, sondern auch als interessante und pikante Lektüre ein wahres Schatzkästlein, reich an Stoffen zu Novellen, Romanen, Anekdoten, für den, der es auszubeuten versteht.

---

[746] Die

Eilpost für Moden.
Nebst Beiblatt „der Salon."
Redigirt
von
Ferdinand Stolle,

wird auch im künftigen Jahre in ihrer zeitherigen Tendenz zu erschienen fortfahren. **Die Modenkupfer** dieser Zeitschrift, wegen ihrer vorzüglichen Sauberkeit allerorts rühmlichst bekannt, erfreuen sich auch noch des für ein Modenblatt so wesentlichen Vorzugs, daß sie die Pariser **ꝛc. ꝛc.** Moden fast stets **eine Woche** früher als die übrigen deutschen Modenzeitungen zu liefern im Stande sind. — Was den literarischen Theil der „**Eilpost**" anbelangt, so wird der dem deutschen Publikum als Novellist ebenso bekannte als beliebte Herausgeber Nichts unterlassen, dem sich täglich steigernden Beifalle, hauptsächlich durch Mittheilungen aus eigener Feder, nach Kräften zu entsprechen. — Originalbeiträge werden der sehr splendide Druckbogen zu Acht Thaler Preuß. Courant und nach Befinden höher honorirt.

Preis des Jahrganges von 52 Nummern à 1½ Bogen Text in gr. 4. auf feinem Velinpapier mit 1 — 2 fein gestochenen und sauber colorirten Kupfertafeln, jährlich 250 — 300 Figuren darstellend, ist **mit allen Kupfern nur 6 Thlr., ohne Kupfer 3 Thlr. die Kupfer allein 4 Thlr.**

Probe-Nummern sind durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen gratis zu erhalten.

Leipzig, Ende November 1859.

Eduard Meißner.

---

[783] So eben versandten die 3te Ausgabe von **Dametzky's** (Königl. Küchenmeisters) Handbuch der feinsten Kochkunst:

Neuestes praktisches Berliner Kochbuch
für höhere Haushaltungen,

oder gründliche Anweisung, alle Arten der feinen und feinsten Speisen, Backwerke ꝛc. auf die schmackhafteste Art zu bereiten. geb. 1⅔ Rthlr.

Die Vortrefflichkeit des Werks ist allgemein anerkannt.

Berlin, Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 19. December 1839.

What joy to watch in lower creature
Such dawning of a higher nature!

Hallam.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Wir kommen vom Meer auf das Land zurück und betrachten noch einige Hausthiere. — Die Sprache unseres Hundes taugt eigentlich nicht viel, wiewohl für einen, der lange in der Irre umher gewandert ist und auf einmal irgend woher Hundegebell vernimmt, auch diese Stimmen, als Verkündiger eines nahen, von Menschen bewohnten Ortes, von unbeschreiblicher Wirkung sind, ja überhaupt in nächtlicher Stille, aus geheimnißvoller Ferne vernommen, etwas ahnungsvoll Romantisches enthalten. — Der Hundedialekt hat viel Schnarrendes; es herrscht darin jener Buchstabe vor, den die Chinesen so wie jener griechische Redner nicht recht aussprechen können, und der daher auch der Hundebuchstab genannt wird. — Musikliebe zeigt der Hund wenig; ja, wie sehr ihn manche Musik anwidre, ist bekannt. Wir wissen, in welchen Zustand ihn der Ton einer Violine versetzt, wie er in Unruhe geräth und selbst Musik macht, d. h. zu heulen beginnt.

Der Hund, dessen anderweitige große Verdienste als Hofnarr und Nachtwächter, als treuer Reisekamerad und Leibhusar, als Jagdgehülfe, als Hirtenassistent und Schaafinspektor, als Spion und Postillon u. s. w. wir gebührend anerkennen, paßt übrigens so recht für unsere Zeiten, wo alle Sentimentalität, auch die reinste, edelste, verpönt ist, und manche Poeten darauf ausgehen, recht kalt frivol oder cynisch zu dichten. Das freundliche Nachtgestirn, das uns Andere zu zarten, schwärmerischen Empfindungen verlockt, bellt der Hund unwillig an. Uebrigens hat er doch anderweitiges Kunstgenie, besonders für das Theatralische. Nicht bloß daß er mit Seinesgleichen Komödien oder eigentlich Pantomimen aufführt, die oft, die Wahrheit zu sagen, kurzweiliger sind als die menschlichen; er ist bereits schon, wie allbekannt, über die eigentlichen Bretter der Thalia selbst gegangen, in Gesellschaft ungeschwänzter Komödianten, zu großer Ergötzlichkeit unseres hochgebildeten Publikums. — Ja, menschliche Worte soll schon der Hund ausgesprochen haben. Das, was Plinius davon berichtet, als von Prodigien, übergehen wir, und erwähnen bloß, was Leibnitz in den „Denkwürdigkeiten der Pariser Akademie" erzählt: daß er nämlich bei einem Bauer in der Gegend von Zeitz einen Hund angetroffen habe, der einige dreißig Worte aussprechen konnte, worunter sich die Worte Thee, Kaffee, Chokolade, Assemblee befanden. Er habe aber nie anders gesprochen, als wenn ihm sein Herr ein Wort vorgesagt, und es schien, als wenn es der Hund ungern wiederholte, ob man ihn gleich nicht übel behandelte. — Wie

nichts in der Welt ohne Ausnahme ist, so hat es auch einzelne Hunde gegeben, die Sinn und Liebe für Musik hatten. So wird von einem Hunde erzählt, der beim Beginne der französischen Revolution zu Paris gar gern bei der Militärmusik bei der Parade zuhörte, sich jeden Mittag richtig bei derselben einfand und daher von den Hoboisten und Soldaten der Paradehund genannt wurde.

Ich habe schon oben bei Gelegenheit, wo von der Stabilität der Thiersprachen die Rede war, auch der Schweine kurz erwähnt. Hier bemerke ich noch für Philologen und andere Sprachkenner, daß man aus der Pronunciation dieser artigen Geschöpfe selbst schon Beweise für die wahre Aussprache des Altgriechischen hergenommen hat. Um diese zu ermitteln, hat vor mehreren Jahren ein berühmter Archäolog behauptet, müsse man der Spur der Natur- oder Thierlaute folgen. Nun finde sich eine merkwürdige Stelle in den „Acharnern“ des Aristophanes, wo die beiden, für Schweine ausgegebenen Töchter des Megarärs, um ihre vorgebliche „Schweinheit“ dem Diäkopolis zu beweisen, auf das Angenehmste κοι, κοι zu schreien anfangen. Auch findet man anderwärts Stellen, wo als Hundegeschrei βαυ, βαυ vorkommt. Haben nun, meint jener Gelehrte, die Hunde und Schweine ihre Aussprache nicht verändert, so können auch die Altgriechen unmöglich ο wie ι und ου wie αϝ, also nicht Neuchlinisch ausgesprochen haben. — Wir lassen für jetzt die Sache dahingestellt seyn, und bemerken bloß, daß die Hunde, besonders jüngere, auch das schreien, ferner daß das lateinische grunnire, und gar unser Grunzen an Zartheit dem griechischen κοζειν nicht gleich komme. Fast scheint es, daß die altgriechischen Schweine einen feinern Dialekt gesprochen haben, als die römischen und die deutschen. Das ebenfalls zarte γρυλλίζω und γρύζω scheint mehr die Stimme der Ferkel auszudrücken. — Das französische grogner und gronder kommt auch von grunnire her, drückt aber den bekannten Nasenlaut jener Thiere noch besser aus.

Noch sind das gute Schaf und die muthwillige Ziege zu erwähnen. Man weiß nicht, ob man das Bä oder Mä des ersteren mehr französisch oder griechisch finden soll. Keineswegs möchte ich aber dem scharfsinnigen Gelehrten beipflichten, welcher meint, die Menschen haben den Consonanten B von den Schafen gelernt, und deshalb haben auch die alten Egypter in ihrem Hieroglyphen-ABC ein Schaf gemalt, um das B zu bezeichnen. Wäre das der Fall, so müßte auch dieser Buchstabe unter die literae belluinae eingereiht werden, wozu bekanntlich M, weil es an das Muhen der Rinder, R, weil es an das Hundegebell, und S weil es gn das Zischen der Schlange erinnert, bis jetzt gerechnet worden sind.

Nur kurz will ich erwähnen die schon oft erwähnte Geschichte von den beiden Knaben, die auf Befehl eines alten weisen Königs, der gern eine Ursprache ermitteln wollte, bloß bei Ziegen, von deren Milch sie genährt wurden, in abgesonderter Hütte leben mußten, und welche nach einigen Jahren, als die Hirten, die nichts zu ihnen sprechen durften, die Thüre öffneten, ihnen: Bekos, Bekos zuriefen, ein Wort, das auf Phrygisch Brod bedeuten soll. Ob nun die Sprache der Ziegen mit der phrygischen verwandt sey, mögen Gelehrtere entscheiden; soviel bemerke ich nur noch, daß neuere Sprachforscher das phrygische Bekos im deutschen Back oder Gebäck oder Weck wiederfinden wollen, und dabei recht gelehrt auf den „Kratylos“ des Plato verweisen, um eine Verwandtschaft zwischen der phrygischen und germanischen Sprache herauszufinden.

Noch mögen einige Säugethiere in bunter Reihe hier folgen. — Wie machen sogleich einen Sprung wie das Eichhörnchen, um zu diesem selbst zu gelangen. Daß das muntere, possierliche, aber bissige Thierchen seinem Weibchen pfeift, sonst oder klatscht und knurrt, ist ziemlich bekannt, wohl aber nicht so, daß es auch Musik und Tanz liebt. Wenigstens der englische Naturforscher Barrington hatte eines, das im Käfig nach der Musik taktmäßig tanzte. — Gut tanzen und sonst noch allerhand Künste lernt auch das possenhafte Murmelthier, welches die armen Savoyarden zu uns bringen. Es murmelt und murrt oft wie junge Hunde, und als Signal gibt es einen Ton von sich, der zwischen Bellen und Pfeifen klingt. Von einem andern Langschläfer, dem Troglodyten Dachs, weiß ich in Bezug auf Stimme nichts zu sagen. — Die Fischotter pfeift wie der Mensch; der Fuchs bellt bisweilen, wenn's recht kalt ist, sonst kläfft und knurrt er; der Luchs heult wie Hund oder Wolf; aber alle Thiere übertreffen an Geheul die in Gesellschaft lebenden Schakale; es soll zur Nachtzeit furchtbar klingen, fast wie klägliches Kindergeschrei. — Die abscheuliche Hyäne, die, nach dem Glauben der Alten, fremde Stimmen, selbst menschliche nachahmen soll, heult in gedehnten, hohlen Vokallauten. — Das garstige Rhinoceros, ein wahres Brutum, grunzt wie das Schwein; zuweilen fast eben so das Flußpferd, doch wiehert es noch häufiger wie das Pferd.

Die schwarzen Fiedler.

(Fortsetzung.)

Der Hochzeitzug kam aus der Kirche; drei lange Leiterwägen, jeder von vier wilden Rossen gezogen, rasselten in den Hof und luden eine Menge von Gästen ab, welchen noch eine zahlreiche Schaar zu Pferd und zu Fuß folgte denn Laszlo, der Hochzeiter, und die schöne Erszy hatten von dem großen Verlobungskuchen die Stücke

ringsumher an Verwandte und Freunde gesandt; alle waren der Einladung gefolgt, und zum Dank hatten die alten Muhmen und Basen nichts versäumt, die Braut vor dem Zauber des bösen Auges und geheimnißvoller Besprechungen zu bewahren. Die eine hatte der jungen Erdöy Petersilie und Knoblauch gereicht, um sie, da sie eben in die Kirche trat, in die Zischmen zu stecken und durch den Geruch den lauernden Feind zu verscheuchen; eine andere hatte in der Kirche sich auf den Platz gesetzt, von welchem die Braut eben aufgestanden, damit er während der Trauung nicht erkalte und mit ihm die Liebe des jungen Paares; eine dritte und vierte hatten sie gelehrt, vor dem Altar Laszlos kleinen Finger zu zwicken und ihm auf den Fuß zu treten, damit die Oberherrlichkeit im Ehestand ihr nicht entgehe; wieder andere hatten ihr eingeschärft, Rocken und Nähnadel in ihres Vaters Hause zurückzulassen, wenn sie nicht etwa einst in der Wiege lauter Mägdlein statt der Buben schaukeln wolle; und da sie eben vom Wagen sprang, trafen ihre Sohlen auf ein Säckchen mit Mehl, das eine sorgsame Hand hingelegt, um die Neuvermählte vor künftigem Unheil in den Wehen zu bewahren. In diesem Augenblick spielten die Zigeuner zum Willkomm auf, und ihre kecke Musik rauschte mächtig durch das Schreien, Johlen, Singen und Schießen der tobenden Gäste, die nun, ihre breitkrempigen Hute schwenkend, oder die Pelzkappen in die Höhe werfend, mit Jubelgeschrei die Fiedler begrüßten, während Laszlo ihnen die mächtige Schleifkanne mit dem Branntwein reichte, der sie mit so hastiger Gier zusprachen, als ob der Feuertrank sie zu neuem Leben zu erwecken, alle Uebel und Plagen zu verbannen vermöchte.

Dem Willkomm folgte in kurzer Frist das schwelgerische Mahl, dem Mahle des jungen Volkes Lust, der Tanz, während dessen die Alten bei den vollen Bechern sitzen blieben, mit einem Ohre dem Schalle der Musik lauschend, das andere den Mährchen neigend, welche der zahnlose Mund irgend eines greisen Mutterleins erzählte, so daß Musik und Worte in einander verschmolzen, und keines von beiden recht vernommen ward. Dem Bräutigam aber kam es vor, als spielten die Zigeuner nicht so frisch und munter, wie er es von Miklos und seiner Bande gewohnt war, und darum rief er plötzlich: „Hältst du uns für plumpe Schwaben, du schwarzer Sohn des bösen Feindes, daß du uns nichts aufspielst, als Trauermärsche? Auf, spiel' mir mein Leibstückchen!" Laszlo neigte sich an des Miklos Ohr und pfiff ihm die Weise eines Tanzes; der rieb sich die Stirn, wie aus tiefen Träumen erwachend, und bereitete sich, dem Begehren des Hochzeiters zu entsprechen, als wieder andere sich herzudrängten, jeglicher von ihnen seinen eigenen Lieblingstanz verlangte, die Weise wohl oder übel pfiff, dem Zigeuner blankes Silbergeld in die dunkle Hand schob, und dabei nicht die Drohung sparte, den Geiger sammt der Fiedel zu zerschlagen, so dem Verlangen nicht alsbald entsprochen würde. — Trotz der Betäubung, welche schon seit dem frühen Morgen des Zigeuners Sinne umfing, und welche der reichlich genossene Branntwein um vieles noch gesteigert hatte, war ihm dennoch wohl bewußt, daß die Fröhlichkeit der Gäste zu dem gefährlichen Punkt gelangt sey, auf welchem sie nur allzuleicht in wilden Zorn ausartet, und die Erfahrung hatte ihn längst gelehrt, daß, so er einem der Drängen den Willen thäte, die andern alle auf den Begünstigten und auf ihn selbst einstürmen und loschlagen würden. So geschah es denn, daß die Angst ihn für Augenblicke zur Besinnung brachte, und er sich erinnerte, wofür er eigentlich den neuen Ländler erdacht, nämlich um sich damit bei solchem Anlaß aus aller Fahr und Noth zu helfen. Darum schnalzte er urplötzlich mit der Zunge, schlug den Triller einer Lerche an, und winkte den Gesellen. Nun begann, während die erste Geige den Gang der Weise vorzeichnete, der die andern in eigenthümlichem, dem Anschein nach regellosem und dennoch richtigem Schritt folgten, und welche das Cymbal (Hackbrett) in eben so sonderbarer Art begleitete, ein Schmettern, Flöten, Zwitschern, Schlagen und Pfeifen durcheinander, als ob das ganze Heer der Vögel aus Feld und Wald durch die Fenster hereinschwirrte und im Gemach umherflatterte. Die erstaunten Hörer traten zurück, blickten rings umher, als suchten Ihre Augen all die Finken, Zeisige, Lerchen, Rothkehlchen, Meisen, Nachtigallen, Amseln und Drosseln, den melancholischen Gukguck, der von Zeit zu Zeit seinen einförmigen Ruf dem Chor gesellte, und den Häher, der hie und da sein Krächzen vernehmen ließ; und somit war des listigen Zigeuners Absicht, sich Luft zu schaffen, für den Augenblick vollkommen erreicht. „Gut gepfiffen, ihr schwarzen Spottvögel!" schrieen die erfreuten Gäste, vergaßen der Weisen, welche die Einzelnen eben erst so ungestüm begehrt, und drehten sich lustig im Kreise, johlend und lärmend in ihrer Herzen Fröhlichkeit. Und da nun das dräuende Gewitter des Unfriedens vorübergezogen, so daß die bezechten Slowaken weder untereinander Händel bekommen, noch die Musikanten geschlagen hatten, blieben die Gemüther bei der einmal genommenen Richtung wie eine bergab rollende Kugel; wilde Lust bemeisterte sich aller Anwesenden, und nichts schien im Stande, die laute, rauschende Freude ferner zu stören. Dennoch aber sollte sie gestört werden. Zwar kümmerten weder Trinker noch Tänzer sich darum, als gegen Abend mehrere der Gäste von gewaltsamem Uebelbefinden ergriffen und niedergeworfen wurden; ebensowenig schien es ihnen bemerkenswerth, daß der zweite Geiger längst schon auf dem Estrich lag, sich wand und krümmte wie ein getretener Wurm, wimmerte und ächzte, bis ihm

Stimme und Athem versagten, worauf er roth und blau im Gesicht wurde, gleich einem Erdrosselten. Auch nahmen sie nicht wahr, daß der Vicegespann, der Pleban und der Edelmann unter die Thüre traten, vor sich einen Panduren, welcher eine Schüssel trug, in der es wie in einer Kalkgrube dampfte und zischte, und aus welcher ein Qualm von scharfem, durchdringendem Geruch wirbelte, dem die Eintretenden die durch Mund und Nase geblasenen Wolken aus ihren Tabakspfeifen entgegensetzten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Oper. Concerte. Berlioz.

Einer andern Schauspielerin am Théâtre français ist es neulich ganz anders gegangen. Als sie in einem Lustspiele, worin ein Lied vorkommt, dasselbe so gut sang, als sie konnte (die Schauspieler und Schauspielerin des Théâtre français sind ja nicht verbunden, eine gute Singstimme zu haben), so wurde von einem Ueberlaustinger im Parterre eine Kupfermünze auf die Bühne geworfen, wie man den Bänkelsängern auf den Gassen ein Almosen hinwirft. Das Publikum nahm sich jedoch der Schauspielerin an, welche diesen Schimpf nicht verdient hatte, und bezeigte allgemein sein Mißvergnügen über die beleidigende That des Unbekannten. So wurde vor einigen Jahren, als an der großen Oper Rousseaus bekannter „Devin de Village," dessen Musik freilich ein wenig veraltet ist, aufgeführt wurde, eine Perrücke auf die Bühne geworfen, und seitdem wagt die Direktion nicht mehr, das alte Stück aufzuführen, um keine zweite Perrücke zum Geschenk zu erhalten. Wahrscheinlich fürchtet die komische Oper die Perrücken ebenfalls; denn sie führt fast niemals ein Stück vom ältern Repertoire auf, obschon sie deren eine Menge schöner und gefälliger besitzt. Sie hält sich fast einzig an die neuern Stücke, und führt eher fünfzigmal nacheinander eine Adamsche oder Aubersche Oper auf, als eine einzige von Grétry oder Dalayrac; sogar die Méhulschen, Nicolochen und Krentzerschen Operetten werden ganz vernachlässigt. Das Publikum scheint nur noch an dem, was unter seinen Augen entstanden ist, und dem jetzigen Kunstgeschmacke entspricht, Vergnügen zu finden. Indessen das Théâtre français noch immer die Meisterwerke aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. aufführt, und zwar mit denselben Beifalle, wie ehemals, wenn dieselben gut dargestellt worden, können die musikalischen Theater es kaum wagen, ein Stück aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu geben; eine für die Tonseyer freilich keineswegs erfreuliche Erscheinung. Vielleicht läßt sie sich zum Theil aus dem Umstand erklären, daß, wenn eine Operette großen Beifall erhält, die Drehorgeln auf den Gassen die Lieder derselben verunstaltet vom Morgen bis zum Abend ableyern, und die Verfertiger von Tanzmusik Contretänze daraus zusammenleiden, so daß man dieselben in allen Winkeln hören muß. Dadurch werden sie natürlich dem Publikum zu sehr ganz verleidet. Und nicht allein Operetten, sondern auch große und ernsthafte Opern, wie Robert le diable, die Hugenotten, die Jüdin u. a. sind diesem Uebelstande ausgesetzt. Musard wußte auch aus diesen Tanzmusik herauszuziehen, und die Pariser Grisetten nach einem Bruchstücke Roberts oder der Hugenotten zum Hüpfen zu bringen. Von dieser Plage ist Paris einstweilen befreit, denn die Musikschen Concertabende haben aufgehört, weil das Publikum ihrer doch endlich müde geworden war, und er hat sich nach London begeben, wie es heißt; wahrscheinlich hat man dort das Publikum mit Tanzmusik noch nicht so übersättigt, wie hier, wo bekanntlich eine zeitlang drei bis vier Anstalten das Publikum damit heimsuchten. Dies hat zur Folge gehabt, daß sie Alle zusammen eingegangen sind, vom Casino an, welches drei oder viermal auf- und zugeschlossen worden, bis zu den Valentinosschen Concerten, die sich einen höhern Zweck vorgesetzt hatten, aber die leidige Tanzmusik doch immer als Grundlage brauchten. Nachdem sie nun alle aufgehört, und dem Anschein nach alle Spekulanten den Muth verloren hatten, auf diesem Wege ihr Glück zu machen, hat sich Valentino doch zuerst wieder von dem Fall erholt und seit vierzehn Tagen seine Anstalt wieder eröffnet. Diesmal ist aber die Tanzmusik sehr untergeordnet; er gibt jeden Abend nur einige Quadrillen und versirgt sie gleichsam zwischen Ouvertüren und Symphonien, die nicht übel, wiewohl etwas mechanisch ausgeführt worden. Von einem solchen täglich besoldeten Orchester läßt sich auch keine Ausführung erwarten, wie die der sogenannten Concertgesellschaft, welche jährlich ein Dutzend Concerte im Musikconservatorium gibt, und aus geübten Tonkünstlern besteht, welche gewissenhaft in diesem Conservatorium gebildet worden sind. Als Vorspiel zu den diesjährigen Concerten besagten Vereins hat Berlioz an zwei Sonntagen seine große Symphonie Romeo — eigentlich eine Oper ohne Schauspieler und Schauspiel — aufführen lassen. Berlioz scheint zu glauben, die Macht der Tonkunst reiche hin, ohne allen Apparat für's Auge, eine tragisch verwickelte Handlung zu schildern und dem Geiste der Zuhörer zu vergegenwärtigen, und er hat sich die Kraft zugetraut, dieses Wunder hervorzubringen. Man kann dem Manne wahre Begeisterung für die Kunst, welcher er alle seine Kräfte widmet, nicht absprechen. Er ist ein geborener Tonkünstler, und Beethoven wird vielleicht von Niemand besser gewürdigt als von ihm. Aber er scheint an einer Ueberfüllung musikalischer Gedanken zu leiden; seine Musik ist zuweilen verworren und wird dem Zuhörer nicht klar; man ist aber das Entrathseln der Musik keineswegs Sache der Leute, welche nur in's Concert gehen, um zu genießen. Daher konnte es auch Berlioz, obschon sich vielleicht kein Tonkünstler mehr Mühe darum gibt als er, niemals dahin bringen, ein wenig populär zu werden. Er hat Opern, Kirchenmusik, Concertmusik gesetzt, und die Pariser auf alle Art für sein musikalisches Genie einzunehmen gesucht, und noch dazu seine Theorie in Feuilletons und Theaterkritiken preisgegeben. Es ist ihm aber bisher nicht gelungen, und doch verliert er den Muth nicht, sondern setzt mit bewundrungswürdiger Ausdauer seine Versuche fort. Wer kann es dem Künstler verdenken, daß er an seinen Beruf glaubt, und von einem Auditorium mit Gleichgültigkeit angehört, an ein anderes, gerechteres appellirt? Man hat es ihm in einem Tageblatte vorgeworfen, daß er die 25.000 Francs, die ihm Paganinis Großmuth geschenkt, mit den Kosten so großer Concerte verschwende. Freilich wäre es vernünftiger gewesen, dies Kapital gut anzulegen, und nur die Zinsen zu verzehren; denn wenn das Kapital selbst aufgezehrt seyn wird, so möchte sich schwerlich ein zweiter Paganini finden, um dem Künstler aus der Noth zu helfen. Was weiß aber der Künstler von Nothdurft, Sparsamkeit und kluger Berechnung? Für ihn ist die Kunst Alles, das Uebrige nichts oder wenig.

(Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 102 u. Intelligenzbl. Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 51.

Donnerstag, 19. December 1839.

[751]

Zu Weihnachts-Geschenken.

Der Cid.

Nach spanischen Romanzen

besungen durch

Johann Gottfried von Herder.

Illustrirt durch 70 Holzschnitte,

nach Zeichnungen von Eugen Neureuther

geschnitten von den besten englischen Holzschneidern:

Thompson, Orrin Smith, Williams, Gray, Wright, Folkard etc.

In vier Lieferungen auf dem feinsten Velinpapier.

Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

Diese Prachtausgabe des unsterblichen Gedichtes wird Vielen, als ein vorzügliches Weihnachts-Geschenk, gewiß sehr willkommen seyn.

Goethe's Faust.

Eine Tragödie.

2 Theile in elegantester Taschen-Ausgabe.

In englischem Einband mit goldenem Schnitt und des Verfassers Portrait.

Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Diese neue, in typographischer Ausstattung alle früheren weit übertreffende Ausgabe von Goethe's Meisterwerk erlauben wir uns als ein vorzügliches Festgeschenk bestens zu empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, December 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[761] Zum würdigen und eleganten Bibliothekswerk wie Geschenk empfehlen wir:

Wilhelm Hauff's sämmtliche Werke.

Prachtausgabe mit Stahlstichen in 10 Bänden.

Preis eleg. geb. 7 Thlr. 6 Gr. oder 12 fl.

Unter den neueren Roman- und Liederdichtern zeichnet sich der früh verstorbene Wilhelm Hauff durch Eleganz und Anmuth aus. Seine wenigen Lieder sind so volksthümlich, so naiv und treuherzig, daß sie im Munde aller seiner Stammgenossen fortleben. Auf verschiedenen Feldern dichterischer Prosa hat er sich nach Form und Inhalt mit Glück versucht. Echte Poesie athmet in seinen Mährchen, worin er mit wirklich seltener Gabe und freiem Phantasiespiel den orientalischen Sagenstoff behandelt. Einen reichen Humor hat er in seinen Memoiren des Satans entwickelt. — Großes Verdienst um die Lesewelt erwarb er sich durch seine Satyre und Polemik gegen die fade, unsittliche Romanfabrik von Clauren, welchen er in seinem Mann im Monde persiflirte.

Als Novellendichter hat er sich allermeist durch seine nach Erfindung und Darstellung treffliche Phantasie im Bremer Rathskeller bewährt. Den allgemeinsten und verdientesten Beifall jedoch gewann sein größerer historischer Roman Lichtenstein.

Das blühende Talent des jugendlichen Sängers und Dichters hat sich bei seinen Zeitgenossen eine schnelle Bahn gebrochen und freundliche Anerkennung verschafft.

Wie Schiller wird er immer ein Liebling der Jugend seyn. Begeisterung, Rührung, romantische Ritterlichkeit spricht aus ihm. Dabei trägt dieser Dichter, wie Walter Scott, so sehr das Gepräge der Sittenreinheit und Innigkeit, daß er auch der Jugend mit besonderem Rechte zu empfehlen ist.

Seine Märchen sind in besondrer eleganter Ausgabe erschienen, zu Geschenken sehr paßlich, da sie unterhalten, belehren und lautere Sittlichkeit athmen.

Der Preis ist geschmackvoll gebunden 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Stuttgart, December 1839.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

---

[778] **Bibliothek für die Jugend**
in geschmackvoller eleganter Ausstattung.

Ernst Howald's

Bilder für die Jugend.

Neue Auflage in 2 Bänden mit 24 Kupfertafeln.
Elegant gebunden. Preis 3 Thlr.

Buch für Kinder gebildeter Stände.

Neue Auflage in 2 Bänden mit 15 gemalten Kupfertafeln. Enthaltend Schauspiele, Mährchen, Romanzen, Erzählungen, Charaden und Räthsel.
Geb. Preis 4 Thlr.

Abendunterhaltungen für Kinder
mit 4 Kupfertafeln.
Geb. Preis 1 Thlr.

Cora von Mosch,

Ein Buch für kleinere Kinder.

Mit Titelkupfer und einem Vorwort von
E. v. Howald.
Geb. Preis 1 Thlr.

Vorgenannte Schriften haben den Weg in die Herzen der gebildeten Jugend gefunden, und sind deren Lieblinge geworden. Die einfache, kindlichem Wesen verwandte Sprache und Darstellung, ergötzt und veredelt zugleich die jugendlichen Gemüther. Eltern und Erzieher bieten damit ihren Lieblingen keine vergängliche Gabe, sondern verleihen ihnen einen Schatz, welcher tausendfaltigen Segen bringt.

Vorräthig in allen namhaften Buchhandlungen.

Leipzig, im December 1839.

G. J. Göschen's Verlagsbuchhandlung.

---

[744] Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Geschichte Jesu

nach der Erzählung der vier Evangelisten für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts
von
Friedrich Rösselt,
Professor in Berlin.

Mit 7 Stahlstichen, geb. in Goldschnitt. Preis 1 Thlr. 16 Gr.
Dasselbe mit Titelkupfer brochirt 1 Thlr.

Rösselts Name ist seit einer Reihe von Jahren dem gebildeten weiblichen Publikum aufs ehrenvollste bekannt, seine viel verbreiteten Belehrungsschriften für das andere Geschlecht, und die große Theilnahme, welche sie allgemein fanden, beweisen seinen Beruf in diesem Gebiete und überheben den Verleger jeder Anpreisung obigen Werkes.

Für christliche Frauen und Jungfrauen

schrieb Rösselt das Leben und die Lehren des Stifters unserer Religion; mit einem von inniger Hochachtung für Jesus Christus erfüllten Sinne begann und vollführte er die Arbeit.

Die Geschichte unseres Heilandes fesselt und erbaut jedes fromme unbefangene Gemüth — um wie viel mehr glauben wir dem Zwecke zu entsprechen, da mit der Historie sich die schönste Darstellung, die klangvollste Sprache vereint.

Die Würde des Gegenstandes und das Publikum, dem es geboten wird, im Auge haltend, hat der Verleger dafür gesorgt, daß auch dem Aeußeren nach kein schöneres Buch in Deutschland existirt.

Leipzig, im December 1839.

---

[726] **Subscriptions-Anzeige.**

Im Verlage von Eck & Comp. in Köln a. R. erscheint mit Eigenthumsrecht für Deutschland und die österreichischen Staaten:

Grosse Gesangschule

der Conservatorien der Musik zu Paris und Brüssel in zwei Abtheilungen
von
A. Panseron.
(Mit deutschem und französischem Text.)

Die erste Lieferung wird gleichzeitig mit der Pariser Edition im Laufe des November d. J. ausgegeben.

---

[774] In allen Buchhandlungen ist die sehr belehrende, in einer dritten verbesserten Auflage erschienene Schrift zu haben:

Vom Wiedersehen.

Wohin gelangen wir nach diesem Leben? — Werden wir uns da wiedersehen? — Wie ist da unser Loos beschaffen? — Gründe für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und Betrachtungen über Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen.

8. broch. Preis 10 Sgr. oder 36 kr.

Diese vom Dr. Heinichen herausgegebene Schrift gibt über obige Fragen belehrende Aufschlüsse; — führt die Beweisgründe eines bessern Daseyns, — eines Fortlebens nach dem Tode an, und so ist dieses Buch Trost zur Belehrung und Trauernden zur Tröstung zu empfehlen.

---

[777] **Für angehende Kaufleute.**

In dritter Auflage erschien so eben:

Alb. Fr. Jöcher:

Lexikon der Waarenkunde

in allen ihren Zweigen. Enthaltend alle Artikel des Material- oder Specerei-, Droguerie-, Farbwaaren-, Delicateß- oder Italiener-Handels; des Eisen-, Kurz- und Kramwaaren-, Holz- und Holzwaaren-Handels; des Manufactur- oder Schnitt- und Strumpfwaaren-Handels; des Galanterie-, Bijouterie- und Modenwaaren-, Glas-, Porzellan-, Fayance- und Steingut-Handels; des Flachs-, Garn-, Leinen-, Baumwoll- und Wollhandels; Getreide- und Victualienhandels; des Handels mit Wein und Spirituosen; des Kunst- und

Papierhandels; des Leder-, Rauch- und Pelzwaarenhandels ꝛc., nebst Anweisung des Ursprungs; der verschiedenen Sorten; Der Bezugsorte; des Gewichts oder Maßes, nach welchem sie gehandelt werden; ihrer Emballage und Versendung; des Rabatts oder der Tara ꝛc. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage Erstes Heft. Aal—Branntweinessig. Das Ganze erscheint in 12 Heften. Preis à Heft: 10 Gr.

[757] **Wichtiges neues musikalisches Werk.**

Im Verlage von L. Pabst in Darmstadt ist nunmehr vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Allgemeine

Generalbaßlehre

mit

besonderer Rücksicht auf angehende Musiker und gebildete Dilettanten

von

Hofrath Dr. G. Schilling.

38 Bogen gr. 8. Velin-Druckpapier. Subscriptionspreis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Diese bereits von einem Kind und anderen Kennern öffentlich rühmlichst erwähnte Generalbaßlehre verdient allen Musikern und Musikfreunden, namentlich auch allen Organisten, empfohlen zu werden; sie behandelt den Gegenstand gründlich in einem faßlichen und anziehenden Vortrage. Die Ausstattung ist wahrhaft splendid, so daß sich das Werk auch sehr zu einer freundlichen Weihnachtsgabe eignet. Mit Januar 1840 tritt der Ladenpreis um 3 Rthlr. ein.

Zugleich empfehle ich als gefällige Gesangs-Compositionen:

L. A. Mangold, 6 Lieder aus Rückerts Liebesfrühling, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Derselbe, Das Fischermädchen, Gedicht von Heine, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. 5 Gr. oder 24 kr.

Darmstadt, November 1839.

L. Pabst.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Geschichte

der Glasmalerei

in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit.

Von

M. A. Gessert,

Rechtsgelehrten.

gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Diese Geschichte der Glasmalerei ist die erste selbstständige und erschöpfende Bearbeitung dieses kunstgeschichtlichen Stoffs, denn das Wenige, was bereits in einer Art de la peinture sur verre über deren Geschichtliches schrieb, betrifft lediglich Frankreich und die Niederlande, erstreckt sich kaum auf die drei älteren Perioden dieser Kunst, und ist, wie mehr oder minder alles seither über Glasmalerei geschriebene, seiner historischen, technischen und sonstigen Irrthümer oder Entstellungen wegen nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen. Gegenwärtige geschichtliche Darstellung hingegen erfaßt auch die Glasmalerei in Deutschland, England, der Schweiz, Italien und Spanien, kurz allen Ländern, wo sie je Pflege gefunden, und ist um eine Periode, gerade die wichtigste, die ihres neuerlichen Aufschwunges, reicher. Wie weit aber der Herr Verfasser, indem er dem Bekannten neues hinzugefügt, jenes geschichtet, zurechtgesetzt und verständlicht, dieses aber in gehörendem Zusammenhang mit jenem gebracht, kurz das erreicht, was zu erreichen galt, wird den Leser auch ohne Fürwort, welchem der Erfahrene, ohnehin nicht zu viel traut, ermessen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[750] Mit dem Jahr 1840 beginnt der vierte Jahrgang der Zeitschrift:

Ost und West,

redigirt und verlegt von Rudolf Glaser.

Auf diese Zeitschrift, welche sich der Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller erfreut, und durch Mittheilungen über Leben und Literatur der slavischen Völker ein eigenthümliches Interesse gewährt, pränumerirt man halbjährig in allen Buchhandlungen mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 Gr.) Die k. k. Postämter liefern sie für 3 fl. 54 kr. C. M. (mit Couvert für 4 fl. 18 kr. C. M.) postfrei bis an die Gränzen der österreichischen Monarchie. Den Debit für das Ausland besorgt Herr Friedrich Fleischer in Leipzig.

Prag, im November 1839.

[769] In allen Buchhandlungen ist das sehr nützliche Hausbuch zu haben:

500 der besten Hausarzneimittel

gegen alle Krankheiten der Menschen;

als: Husten, — Schnupfen, — Kopfweh, — Magenschwäche, — Magensäure, Magenkrampf, — Diarrhöe, — Hämorrhoiden, Hypochondrie, — träger Stuhlgang, — Gicht und Rheumatismus, — Engbrüstigkeit, — Schwindsucht, Verschleimung, — Harnverhaltung, — Gries und Stein, — Würmer, — Hysterie, Kolik, — Wechselfieber, — Wassersucht, — Scropelkrankheiten, Augenkrankheiten, — Ohnmacht, — Schwindel, — Ohrenbrausen, — Taubheit, — Herzklopfen, — Schlaflosigkeit, Hautausschläge. Nebst:

Husseland's Haus- und Reisepotheke.

8. broch. 189 Seiten. Preis 15 Sgr. oder 54 kr.

☞ Ein Rathgeber dieser Art sollte billiger Weise in keinem Hause, in keiner Familie fehlen; man findet darin die hülfreichsten, wohlfeilsten und zugleich unschädlichsten Hausmittel gegen die obigen Krankheiten, womit doch der Eine oder Andere zu kämpfen hat, oder mindestens durch dieses Buch guten Rath seinen leidenden Mitmenschen geben kann.

[752] In der Schweighauser'schen Buchhandlung ist so eben fertig geworden:

Fischer, Prof. Friedr., der Somnambulismus. Drei Bände. 8. Preis gh. 6 fl. oder 3 Rthlr. 18 Gr.

Dieses Werk bespricht in drei Bänden: das Schlafwandeln und die Vision; den thierischen Magnetismus; das Hellsehen und die Besessenheit. Wir können es jedem Gebildeten empfehlen, der sich für die Räthsel des Nachtwandelns, der Visionen, der Gespenster, des

thierischen Magnetismus und Hellsehens, der Besessenheit und dergleichen interessirt, und eine vernünftige Einsicht in diese merkwürdigen Erscheinungen sucht, mit denen moderner Aberglaube wieder ein so täuschendes Spiel treibt. Es ist klar und verständlich geschrieben, die Darstellung anziehend und lebendig, so daß die Lektüre eben so unterhaltend als belehrend seyn wird. — Man wird es dem Herrn Verfasser Dank wissen, diesen Gegenstand mit scharfer aber doch ruhiger Kritik behandelt und ihn der Aufmerksamkeit des wissenschaftlichen und gebildeten Publikums zugänglich gemacht zu haben.

---

[747] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das goldene Tugendalphabet,

in 24 neuen moralischen Erzählungen aus dem Fürsten- und Familienleben. Ein Lesebuch für die deutsche Jugend von Dr. F. J. Gruber.

Mit 6 Abbildungen. Geh. 15 Gr.

---

[715] Bei Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abendländische

Tausend und eine Nacht,

oder die schönsten Märchen und Sagen aller europäischen Völker.

Zum ersten Male gesammelt und neu bearbeitet

von **J. P. Lyser.**

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

15 Bändchen, jedes 12 Gr.

Die morgenländischen Märchen der 1001 Nacht sind allbekannt und nach Würden besprochen und belobt. Das Publikum erhält hier eine in gleichem Geiste veranstaltete, aber reichhaltigere und mannichfaltigere Sammlung

europäischer Sagen und Märchen.

Als Fortsetzung dazu ist erschienen:

Einhundert und eine Nacht.

Ein Märchen- und Sagen-Strauß.

Gesammelt und erzählt

von **J. P. Lyser.**

4 Bändchen mit 4 Abbildungen.

2 Bändchen geh. 12 Gr.

S. Gülliver's Reisen

zu verschiedenen entfernten Nationen der Welt

von **J. Swift.**

Nach der englischen Original-Ausgabe übersetzt von L. v. Alvensleben. Mit mehreren Hundert Abbildungen von Grandville in Paris.

Vollständig in 4 Bändchen, jedes Bändchen 20 Gr.

Swifts berühmte Dichtungen stehen anderthalb Jahrhunderte unübertroffen und werden auch schwerlich erreicht werden. Kein Dichter verstand es, so viel scharfe Satyre, bittere Ironie und vernichtenden Spott in das Gewand der treuherzigsten Gutmüthigkeit zu kleiden, wie Swift. Kein Dichter ist so glücklich und geistreich illustrirt worden, wie Swift durch Grandville; die ganz vortrefflichen Lithographien in der vorliegenden Ausgabe reihen dieselben an das Vorzüglichste, was in dieser Art in Deutschland erschienen ist.

---

[760] **Callot-Hoffmann.**

So eben verließ die Presse und ist bei allen guten Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes vorräthig oder zu beziehen:

E. T. A. Hoffmann's

Erzählungen aus seinen letzten Lebensjahren, sein Leben und Nachlaß.

5 Bände.

Herausgegeben von der Wittwe

Michaline Hoffmann, geb. **Korer.**

Auch mit dem Titel:

Hoffmann's ausgewählte Schriften

11—15ter Theil.

Mit 4 Kunstbeilagen.

Preis für die 5 Bände 5 Rthlr. oder 7 fl. 30 kr.

Bis Anfang nächsten Jahres.

Die Erscheinung dieser mit Sorgfalt ausgestatteten 5 Bände wird den zahlreichen Freunden Callot-Hoffmanns gewiß willkommen seyn.

Sie enthalten viele noch unbekannte, andere noch ungedruckte Aufsätze von ihm, die mit Erzählungen die jetzt im Buchhandel fehlen zu einem Ganzen vereint wurden. Diesem schließt sich die mit Sorgfalt durchgesehene und mit noch ungedruckten Briefen Hoffmanns (die früher nicht veröffentlicht werden konnten) vermehrte Biographie seines innigen Freundes Criminaldirektors Julius Eduard Hitzig an, die hier in der 3ten Auflage erscheint, Beweises genug, daß sie zu den Interessantesten gehört, was man der Art lesen kann. —

Ebensowohl wird man die Kunstblätter die diese Bände zieren, als besonders wünschenswerth aufnehmen, da sie sämmtlich nach Hoffmann'schen Originalien sind, die von den Malern A. Hoffmann, Neureuther und Sonderland mit besonderer Liebe wiedergegeben wurden. —

Der sehr mäßige Preis besteht nur noch bis Januar nächsten Jahres. —

---

[788] Bei **Justus Perthes** in Gotha ist die 2te Abtheilung der 2ten Lieferung von

K. von Spruner's

historischer Atlas

im Subscriptionspreis zu 2 Thlr. erschienen. Die 2te Lieferung bildet in 15 Karten einen vollständigen Geschichts-Atlas für Deutschland, der in ähnlicher Auffassung und Zusammenstellung noch nicht vorhanden war, und jedem Freund der vaterländischen Geschichte willkommen seyn muß.

---

[789] **Bücher-Auktion in Münster.**

Am 9. März 1840 beginnt zu Münster die Versteigerung der bedeutenden, an werthvollen, seltenen und zum Theil äußerst kostbaren Werken, vorzugsweise im philologischen und medicinischen Fache, sehr reichen Bibliothek des verstorbenen Hrn. Regierungs-Medicinalraths Dr. Borges. Der aus 2 Theilen bestehende Katalog (1ster die philologischen und andere Wissenschaften, 2ter die medicinischen Wissenschaften enthaltend) ist durch alle Buchhandlungen und die bekannten Hrn. Antiquare von Hrn. W. Engelmann in Leipzig zu beziehen.

Münster, im November 1839.

Fr. Regensberg.

№. 102.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 19. December 1839.

Die gegenwärtige Malerei in den Niederlanden.

Die ehemaligen italienischen und niederländischen Malerschulen haben in ihrer Geschichte viele Aehnlichkeit und sind sehr gut mit einander zu vergleichen. Italien hatte einst einen Raffael, Michel Angelo, Caracci, Tizian und Coreggio aufzuweisen; die Niederlande besaßen dagegen ihren Rubens, Vandyk, Jan Steen, van der Helst, Rembrandt, Hobbema und Ruisdael, welches die Bildergalerien beider Länder, wo die reichen Nachlassenschaften dieser Künstler vereinigt sind, noch besser darthun können; allein diese Nachlasse, weit entfernt um für den Ruhm ihrer jetzt lebenden Kunstgenossen zu rechten, legen diesen vielmehr die schwerere Verbindlichkeit auf, sich des Rubmes der Väter würdig zu machen: nämlich nicht dasjenige auszuführen, welches diese bereits in frühern Tagen gethan haben, sondern der Zeit gemäß fortzuschreiten, was der Geist des Augenblicks mit Billigkeit zu fordern vermag. Weder in Italien noch in den Niederlanden ist dies wahrlich der Fall; denn die erstgenannte Schule, einst der Sitz der höchsten Idealvorstellung, liefert jetzt in ihren Gemälden farbige Statuen, statt der Menschen; die Statuen sind mit Draperien behängt, statt bekleidet, und den Köpfen mangelt der Seelenausdruck. Die zweite, obgleich nimmer, selbst während ihrer größten Blüthe, so hoch gestiegen, ist auch nicht so tief gesunken. Der einfachen, sie täglich umringenden Natur getreuer, war es ihr unmöglich, den guten Weg der Wahrheit lange zu verlassen, oder sie wurde bald auf denselben zurückgeführt.

Als König Ludwig im Anfang dieses Jahrhunderts die niederländische Kunst wieder emporhalf und aufmunterte, bekam sie einen neuen Aufschwung, und van der Kroi brach das erste Eis. Dieser Künstler trat sogleich als ein tüchtiger Koloriſt auf. Ihm folgten Pienemann, Hodges und die Krüſemanne als Porträtmaler, obgleich Ersterer auch Quatrebras und Waterloo gemalt hat; doch wir übergehen mit Stillschweigen die mehrern oder wenigern Verdienste der Werke dieser Meister, weil sie den meisten Lesern bereits genügend bekannt seyn werden.

Nach der Vereinigung Belziens mit Holland lernten wir in jenen südlichen Provinzen die Geschichtsmaler Math. van Bree, Paelinck und Navez kennen, von welchen wir mit einigen Worten näher handeln werden.

Math. van Bree, Direktor der Malerakademie zu Antwerpen, hat seine Laufbahn eifrig und unermüdet betreten, und sich eben so sehr in diesem Wirkungskreise als in dem eines Geschichtsmalers Verdienste erworben. Seine große Fertigkeit im mechanischen Theile der Kunst hat ihn mehrentheils verleitet, seine Stücke nicht genug für eine reine Zeichnung und Ausführung des Ausdrucks zu studiren. Die heroische Hingebung des Bürgermeisters van der Werff bei der famosen Belagerung der Stadt Leiden durch die Spanier im Jahr 1574, an die ausgehungerten Leidener Bürger, welche er für das dasige Rathhaus verfertigt, ist wohl das beste Gemälde, welches wir seinem fertigen Pinsel verdanken. Mit schaudererregender Wahrheit erblickt man die ausgehungerten und abgemergelten Jammergestalten, die ihren Bürgermeister zur Uebergabe der Stadt aufgefordert hatten, schon umgestimmt und voll Reue, nachdem er, die Uebergabe verweigernd, sich selbst dem hungernden Volke zum scheußlichen Mahle dargeboten. Dieses berühmte Gemälde bedeckt eine ganze Wandseite; man tadelt an demselben, und wohl nicht mit Unrecht, daß der Künstler auf dem Gemälde keine Lokalität dargestellt habe, die bestimmt auf Leiden hinweise. Weniger glücklich scheint uns sein „Sterbebette des Rubens“ im Museum zu Antwerpen, worin sowohl die Anordnung und der Ausdruck, als das Kolorit unnatürlich erscheinen. — Von Paelinck und Navez hangen zwei Gemälde einander gegenüber im Prinz Mauritzhause zu Grafenhaag (jetzt in Haarlem). Ersteres die „Toilette der Psyche“ und das andere die „Auferweckung des Sohnes der sunamitischen Frau durch den Propheten

Elisa“ darstellend. Die Toilette der Psyche, eine mythologisch-griechische Darstellung, ist eine Nachahmung der David'schen Schule, und wie geschmackvoll und glänzend sie auch behandelt seyn möge, wie einnehmend schön das Weibliche in Köpfen, Händen und Füßen auch ausgedrückt sey, so hätten wir diese, auf niederländischen Boden übergepflanzten griechischen Produkte für Athen vor 2000 Jahren schicklicher gehalten. Paelinck lebte in einer Zeit, wo dieser Typus den allgemeinen Zeitgeist bezeichnete, und ließ sich durch den großen Strom mitschleppen. — Das in Rom gemalte Gemälde des Navez athmet einen ganz andern Geist, es ist im edeln kirchlichen Style ausgeführt und unterscheidet sich durch die erhabene Einfachheit, welche das ausschließliche Kennzeichen der kirchlichen Darstellung seyn muß. Die ausführliche und natürliche Behandlung, feste Formenzeichnung und erhabene Zusammensetzung machen dieses Meisterwerk des Navez, unsers Bedünkens, zu einem der besten Gemälden der ganzen Galerie. Später ist dieser Künstler, nachdem er aus Rom zurückgekehrt war, hauptsächlich in seinen lebensgroßen Gemälden, viel zu tapetenartig im Kolorit geworden. Wappers hat später, 1830, mit der Ausstellung des Leidenschen Bürgermeisters — derselbe Gegenstand, den früher van Bree behandelt hatte — einen großen Ruhm erworben, und ihn durch sein im Jahr 1835 vollendetes Gemälde: eine „Scène de la Révolution,“ würdig aufrecht erhalten. Schade, daß er den Gegenstand nicht besser gewählt hat, denn er hat sich, auf den Flügeln der natürlichen Anlage, durch seinen seingebildeten Geist und scharfen Verstand aus dem Schlamme der Alltäglichkeit erhoben.

In Genregemälden sind die vier folgenden Künstler ausgezeichnet: Van Beveren und Breukelaar zu Amsterdam, Brakeleer und Regenmorter zu Antwerpen. Ohne einen der drei Letztgenannten benachtheiligen zu wollen, glauben wir van Beveren als den Ersten in dieser Art Malerei nennen zu dürfen. Mehr Feinheit der Auffassung und Ausführung der Gedanken läßt sich nicht wünschen. Seine Gegenstände athmen gewöhnlich eine sanfte Melancholie; vereinigen jedoch dabei so viel erhabenen Ernst, daß man sie eher unter die kleinern historischen Gemälde, als das Genre würde klassifiziren können. Unter seinen besten Werken nennen wir das bekannteste, „die nachdenkende Nonne,“ welche Vortrefflichkeit des Ausdrucks und Zartgefühls liegt im Kopfe und in den Händen! Letztere sind voraus meisterhaft gezeichnet und stehen in einer schönen Uebereinstimmung mit dem Charakter des Angesichts. Das Kolorit erinnert uns wegen seiner besondern Zartheit und Wahrheit an die besten alten niederländischen Maler; während er allen Anschein und Aehnlichkeit der Ausschmückung vermieden hat. Die, scheinbar, ohne Sorgfalt behandelte Draperie und das Beiwerk sind mit Vorbedacht also gemalt, weil der Kopf und die Hände ausschließend der Zweck des Gegenstandes ausmachen sollten. — Breukelaar malt einnehmende Gestalten in einem ausgezeichneten Ton, es sind meistens gewöhnliche, aus dem täglichen Leben entlehnte Ereignisse. Die Arbeiten des Brakeleer sind naiv, wahr und gemächlich, Gegenstände, welche sich auf die altholländischen Sitten beziehen, mit Kostüme aus Don's und Jan Steen's Zeiten. — Regenmorter wählt für seinen Pinsel gewöhnlich interessante Volksscenen und humoristische Gegenstände aus der niedern Klasse, welche größere Merkmale technischer Geschicklichkeit, als geistiger Auffassung tragen.

Unter den verdienstlichen Landschaft- und Seestückmalern nennen wir vorzugsweise Schelfhout, Koekkoek und Schotel. Die beiden Erstgenannten haben sich nicht allein in ihrem Vaterlande, sondern durch den größten Theil Europas einen solchen Ruhm erworben, daß wir es für unnöthig achten, viel zu ihrem Lobe zu sagen. Beide Künstler zeichnen sich besonders in Winterstücken aus, und in diesem Genre vereinigen sie so viel poetisches Gefühl mit der Wahrheit der Natur, welche sie durch eine meisterliche Technik so schön darzustellen wissen, daß ihres gleichen nicht oft gefunden werden. — Schotel, mit dem wir mit Recht die Reihe der niederländischen Maler schließen, ist, in Ansehung der Wahrheit des Wassers und der Luft, größer als je ein Seestückmaler vor ihm war, und vielleicht je nach ihm seyn wird. Keiner seiner Mitbewerber kommt ihm in Ansehung der Zartheit des Tones und Vorstellung und freien, geistigen Behandlung der Farben gleich. Es scheint, als ob der kalte Nordwestwind uns aus seinen Gemälden entgegenwehe, oder das Wasser bei der Wendung des Kieles gegen den Bug aufsprütze und der Schaum über die Schiffsbühne hinstäube; weßhalb die französische Akademie zu Paris lange zögerte, ehe sie seinem Mitbewerber, Gudin, die Ehrenpalme zuerkannte, und bemerkte, daß die herrliche Poesie der Gemälde Gudins über die treffende Einfachheit Schotels müsse gesetzt werden.

Halberstadt, 1. November 1839.

Mit einem ausgezeichnet schönen Apparate von Daguerre aus Paris (um 30 Friedrichsd'or), den ich für Rechnung unseres Kunstprotektors Domherrn von Spiegel direkt von Paris kommen lassen mußte, habe ich schon mancherlei Operationen bereits seit Ende September angestellt, und ganz ausgezeichnet schöne Sachen geschaffen. Die Detaillirung ist wirklich merkwürdig, auch keinem Stahlstecher ist es möglich so fein nachzubilden, als man

Vieles mit der Loupe erblickt. Viele Bilder haben zwar nur in den Lichtern den bläulich milchweißen matten Ton, in den Schatten den des blanken Silbers in sehr mäßigen Modifikationen, aber bei einzelnen ist auch der Charakter der eigenthümlichen Lokalfarben wiedergegeben. So ist ein dunkelgrünes Haus in voller Sonnenbeleuchtung bräunlich nachgebildet, nebenstehende hellrothe und lilafarbene weit heller und mehr ins Grau fallend. Schwarze Straßenlaternen, eiserne Gitterwerk erscheint matt schwarz, während die Schatten blank sind (reine Silberpolirung). Inneres von Kirchen läßt sich nicht gut aufnehmen, weil alle geraden Gegenstände, die näher als 50 Schritt liegen, sich mehr oder minder krümmen, mithin unrichtig, ja zum Theil verunfaltet erscheinen. Aber in größeren Entfernungen habe ich keine Unrichtigkeiten bemerkt, vielmehr dann völlig gute Bilder bis zum Rande der neun Zoll großen Platten erhalten. Um möglichst treue Porträts zu schaffen, muß man die Mitte des Focus gerade auf den Kopf der Figur richten. Doch auch mit geschlossenen Augen ist es höchst beschwerlich, sich eine Viertelstunde lang der vollen Sonne auszusetzen. L.

Bemerkungen.

Was ist „Genre?“ Es wird sich nicht sowohl fragen, was die Franzosen zuerst in diese Bezeichnung gefaßt haben, als vielmehr, was wir uns nach dem jetzigen Stande der Kunst und ihrer Erweiterung auf alles Nachahmbare in der Natur und Menschenwelt bei diesem Begriff in seiner bequemen Anwendung denken wollen. Am besten ist wohl, man scheidet zuerst alles dasjenige von ihm aus, was entschieden anderen Kunstarten angehört, als: das Historische, Religiöse, Mythologische, Allegorische, das Porträt, die lebensgroßen Darstellungen menschlicher Gestalt; ferner die Landschaft, das Schlachtgemälde, die Thierstücke, die Blumen- und Früchtestücke, die Stillleben, die Architekturbilder, Feuersbrünste ꝛc. Nun bleiben uns noch: Konversationsstücke, häusliches, ländliches Leben, bürgerliches, bäuerliches Wesen, lustige Geselligkeit, Spiel, Trunk, Galanterie, Soldaten-, Feld- und Garnisonsleben, Bamboccianden, Karrikaturen, Schäferstücke, Jahrmärkte, Kirchweihen, Marktplätze, Hochzeiten, Räuberscenen, Mönchs-, Nonnen-, Gespenster- und Hexenstücke ꝛc. Wir finden es bequem, für solches Menschenthum in seinen spezifischen und einzelnen Formen und Variationen einen Kollektivkunstnamen zu haben. Wie der Geschichte und dem Epos der Roman, die Novelle, die poetische Erzählung gegenübersteht, so dem historischen Gemälde das Genrebild.

Bei der Geschichte denkt man an das Geschehene, an dessen Veranlassung und Folgen, an die Offenbarung menschlichen Willens, menschlicher Leidenschaften, Neigungen, Wünsche, Bedürfnisse in einem interessanten Vorgange von nationeller Bedeutung. Das Sächliche überwiegt aber das äußerlich Persönliche. Unser inneres Auge richtet sich nur auf die Hauptpersonen, und wie sich in ihrer Gestalt, Stellung, Gruppirung, ihren Geberden und Mienen der Vorgang, das sittliche Moment ausdrückt. Eben so verlangen wir vom historischen Bild eine möglichst einfache Größe, das Vortreten und Herrschen des Wesentlichen ohne Zerstreuung durch Beiwerke ꝛc. Es ist eine Vergangenheit, die sich uns vergegenwärtigt, ein Entwickelungsmoment des öffentlichen Lebens der Nation.

Wie aber Roman und Novelle sich bemühen, ihre Gemälde uns zur Gegenwart zu machen, und durch die lebendigste Objektivität, durch Schilderung der ganzen Aeußerlichkeit, wozu oft lebendige und lebose Nebendinge Beihülfe leisten müssen, durch Aufdeckung der Gesinnungen und Empfindungen der Mitspielenden unserer Imagination recht nahe zu rücken, durch eingestreute Reflexionen uns aus der Seele zu sprechen, und uns so zur innigen Theilnahme zu bewegen, wodurch denn der, wenn auch öffentliche Vorgang durch unser Hineinschauen zu einer Privatangelegenheit und Familiarität wird; — eben so hebt auch das Genrebild seinen Gegenstand aus der höhern Sphäre der Nationalgeschichte in den der Bürgerlichkeit, Häuslichkeit, Familiarität herüber, bringt ihn durch die Zuthat von Beiwerken, durch treue Nachahmung der Physiognomien, Kostüme, Oertlichkeit ꝛc. uns nahe, und wählt ein solches Format, das, für öffentliche weite Räume zu klein, sich unsern Privatwohnungen bequemt und mit Demjenigen harmonirt, was wir innerhalb derselben oder aus unsern Fenstern wahrnehmen. Der Geist, der Ton, die Sitte, die Mode der Gesellschaft spricht sich darin aus, nicht eben stets der heutigen, aber doch einer so gewesenen, so daß wir uns das Bild als Darstellung, Ebenbild einer Gegenwart, als heitere, belebende Zierde eines wohnlichen Raumes denken können.

Der Stoff entscheidet nicht. Man kann aus antiken, aus religiösen Scenen Genrebilder machen. Böttiger's „Sabina“ oder „Morgenscenen im Putzzimmer einer vornehmen Römerin“ könnte eine Reihe Genrebilder liefern; eben so könnte man biblische Geschichten behandeln, und es ist wohl, wenn auch nicht absichtlich, geschehen; und dieses Genremäßige ist es auch, was uns zuweilen an historisch seyn sollenden antiken oder biblischen Darstellungen stört.

Wir wollen dagegen die naiven Schöpfungen der altdeutschen Maler, trotz dem, daß sie statt Ideale Porträts anbrachten, daß sie in Beiwerken unerschöpflich, in Naturnachahmung wie plastisch getreu waren und Alles

nach den Kostümen ihrer Zeit in die Scene setzten, doch nicht Genrebilder nennen, da die Intention, in der sie diese Bilder schufen, durchaus einen frommen, öffentlich-nationellen, und keinen häuslich-geselligen, keinen Unterhaltungszweck hatte. Die größten Staatsaktionen, Krönungsfestlichkeiten, kriegerische Auf- und Einzüge, Revolutionsscenen, Kongresse ꝛc. können Genrebilder werden. Ihr großes Maß entzieht sie dieser Kategorie nicht, wenn sie, durch einen verkehrten Operngucker betrachtet und verkleinert, in diesem Charakter aufgefaßt erscheinen.

So haben nun die meisten Tableaux, welche Große, Reiche, Mächtige, Freistaaten und Monarchen zu Verewigung denkwürdiger friedlicher und kriegerischer Ereignisse ihres Lebens, ihrer Zeit malen lassen, einen Genregeschmack an sich, insofern nicht ein historisches, nationelles Faktum in einfacher Wesenheit der Handlung und sittlicher Innerlichkeit des Vorgangs dargestellt ist, sondern der Maler es auf Exposition der Personalitäten und ihrer Attribute, auf Nachahmung der Oertlichkeit und des Getheils von Zufälligkeiten abzusehen bemüßigt war.

Daß das Maß nicht entscheidet, geht eben auch hieraus hervor. Hat doch ein Kunstrichter selbst das weltberühmte, immense historisch-biblische Tableau von Paul Veronese im Refektorium von St. Giorgio Maggiore in Venedig zum Genre gerechnet, obwohl es die ganze Hinterwand des Saales einnimmt und über 120 fast lebensgroße Figuren enthält. So entsetzlich kritisch klingt dies nicht, wenn wir uns darüber vereinigen, zum „Genre“ alle diejenigen Darstellungen zu rechnen, wo der Gesellschaft, der Sozietät (Mondo) wieder Gesellschaft im gesellschaftlichen Kostüm zur geselligen Erheiterung vorgeführt wird.

So können nun auch Schlacht- ꝛc. Stücke, Mythologien ꝛc. durch ihre Behandlung Genrebilder werden; Thierstücke nicht minder, wenn sie die animalische Sozietät darstellen, oder Ironie, Satire, Fabel, als Parodie und Karrikatur des Menschen, zur Intention haben. Ob also ein Teniers musizirende Bauern oder Affen malt, ist gleichbedeutend, und die niedlich und ergötzlich gedachten französischen Thier-Menschen oder Menschen-Thiere stellen sich neben ihre Sozietäts-Karrikaturen und die Berliner Witze.

Um noch einen Blick auf verwandte Künste zu werfen, wollen wir uns vorhalten, daß die „Odyssee“ nicht genreartiger sey, als die „Ilias,“ daß Walter Scott mehr dahin neige, als die älteren Engländer, daß Voßens „Luise“ ein Genrebild sey, Goethe's Hermann und Dorothea“ aber nicht. Unsere Poesie überhaupt wird genreartiger, indem sie den Wünschen und Gelüsten der Sozietät nachgibt. Es ist leider an dem, daß das Klassische und das Modern-Genremäßige gerade im umgekehrten Verhältnisse ihres poetischen Werthes gesucht, gelesen, geschätzt und belohnt werden, weil die Neigung des überwiegend größern Theils der Lesewelt auf das Reale, Stoffartige, Massive, Modern-Soziale gerichtet ist. Wie sehr die Musik genreartig geworden, vernehmen wir aller Orten, sie mag ernst oder belustigend auftreten. Diese ihre massive Sozialität hat sie um alle Idealität gebracht. Hiebei möchte ich aber die Art und das Maß, wie der Walzerschöpfer Strauß Musik für gesellige Zwecke anwendet, selbst beim Aufgebot seiner komischen Mittel, wie Schlittengeschelle, Peitschenknallen, Glöckchen, Schmiedhämmer ꝛc. noch idealer nennen, als diejenige, mit welcher einige beliebte Operntonsetzer unser Ohr und Gemüth bestürmen, betäuben, foltern, zu Tode quälen. So scheinen mir z. B. in „Robert dem Teufel“ wirklich alle musikalische Dämonen los und des lebendigen Teufels zu seyn.

Auch unsere Wissenschaften und Lehranstalten neigen zum Genre; nicht etwa auch unsere Theologie? und wie steht es mit der classisch nationalen Mitte unserer Sitten? fände man bei ihnen mehr Stoff zu historischen oder zu Genrebildern?

Napoleon und seine Welt hatten im Gegensatz gegen Antikes, Mittelalterliches, Kerndeutsches, Englisches ꝛc. etwas Genremäßiges, wie denn alles Französische in dieses vergängliche, modehafte Element eintaucht, weil es auf die Sozietät berechnet ist, und ohne sie nicht existiren könnte.

Nachrichten vom November.

Persönliches.

Alexandrien, 6. November. H. Bernet ward heute dem Pascha vorgestellt, wird morgen unter dessen Augen dem Palast der Frauen mittelst des Daguerreotyps aufnehmen und übermorgen nach Kairo und von da nach Syrien reisen, um die Schlachtfelder, auf denen Buonaparte gesiegt, ferner das von Nisib ꝛc. in Augenschein zu nehmen.

Rom, 5. November. Dem Architekten Herrn Knapp aus Stuttgart, welcher vor längerer Zeit von der protestantischen zur katholischen Kirche übergetreten, ist von Sr. Heiligkeit der Orden des heil. Gregorius verliehen worden.

München, 21. November. Auf unmittelbare Veranlassung Sr. Majestät des Königs ist Herr Daguerre in Paris zur Anerkennung seiner Verdienste, zum Mitglied unserer Akademie der Wissenschaften ernannt worden.

28. November. Peter Heß ist gestern Abend hier angekommen, und wird die von Sr. Maj. dem Kaiser von Rußland ihm ertheilten Aufträge hier ausführen.

Der geniale Künstler Ruben ist kürzlich auf der Jagd durch ein Schießgewehr dergestalt an der rechten Hand verletzt worden, daß er seinem Berufe auf längere Zeit entzogen seyn wird.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 20. December 1839.

De Numidia bonum habetote animum; nam omnia removistis, avaritiam, imperitiam, superbiam.

Sallust.

Jugurtha und Abd-el-Kader.

Wenn die Römer auf der Höhe ihrer Macht Numidien zur Provinz machten, und wenn die Franzosen in neuester Zeit eines Theils desselben Gebiets sich bemächtigen zu müssen glaubten, so ist in beiden Fällen der ganze historische Hergang und auch der Zweck der Eroberung ein bedeutend verschiedener. Dabei fehlt es aber auch nicht an zahlreichen Analogien; was namentlich den sittlichen Zustand der beiden Metropolen betrifft, so ließe sich vielleicht die Parallele sehr weit führen. Wenn Abd-el-Kader lange kein Jugurtha ist, so fehlt auch den französischen Proconsuln viel zu viel zu einem Metellus und Marius, und ist auch bis jetzt in Algier kein Aulus Posthumius mit einem Heere durch das Joch gezogen, so hat man doch einen Calpurnius Piso nicht lange zu suchen. Schwerlich werden die Franzosen aus Sallust etwas lernen, so viel auch für sie dort zu lernen wäre. Man sieht aber aus ihren Tageblättern, daß sie den römischen Geschichtschreiber wenigstens lesen. Wenn die Oppositionsblätter denselben ausbeuten, so geschieht es vornehmlich in der Absicht, durch historische Vergleichungen und Contraste die Regierung zu necken. Aber die Nationaleitelkeit erlaubt ihnen selten, den eigentlichen Krebsschaden ihres Staats- und Kriegswesens, den Punkt, worin Paris dem damaligen Rom am meisten gleicht, die Corruption, geradezu aufzudecken. Wir nehmen aus einem gemäßigten Oppositionsjournal die folgende historische Moralität, in der sich der ganze französische Charakter mit all seinen Tugenden und Schwächen vortrefflich abspiegelt, und wo namentlich die Kunst geübt ist, mit halben Worten etwas ganz herauszusagen und das Beste zwischen den Zeilen lesen zu lassen. Bei solchen spielenden Produktionen tritt einem die große Aehnlichkeit zwischen dem Geist der Franzosen und dem der Griechen unter römischer Herrschaft recht klar vor die Augen. Der Römer hatte am Gräculus einen witzigen Höfling und Tischrath, der der Majestät des römischen Volks schmeichelte und ihrer gelegentlich spottete; der Franzose ist in gleichem Geiste der Vergötterer und Spötter seiner eigenen Größe; und wenn die Franzosen die Rolle des weltherrschenden Volkes nur in der Einbildung spielen, so ist eben vorzüglich der Umstand daran Schuld, daß sie zu sehr Griechen im schlimmen Sinne sind, um im guten Römer seyn zu können.

Eine Lektion in der römischen Geschichte.

In einem zierlichen Gemache saß eine hübsche junge Frau allein, verdrießlich, in tiefen Gedanken am Feuer. Es klopfte und herein trat ein junger Reiteroffizier. Er küßte ihr die Hand und nahm Platz neben ihr; aber sein Besuch vermochte die Dame nicht ganz von den Gedanken

abzuziehen, die sie beschäftigten. Es fiel ihr nur auf, daß der Herr Vetter in Uniform kam.

„Woher in diesem Aufzug?“ — „Vom Minister; ich möchte gerne nach Afrika.“ — „Ah! nun, von Ihrem Projekt sprechen wir gleich. Aber, lieber Freund, Sie finden mich ganz nachdenklich über meine entsetzliche Unwissenheit. Denken Sie sich, gestern beim Essen sprach man von nichts als von Afrika, von Abd-el-Kader, von Kabylen, Algier, Numidien; dann kam auch Sallust auf's Tapet, Masinissa, Jugurtha und dergleichen; ich wußte gar nicht, woran ich war. Ich lese doch alle neuen Romane und fast alles Geschichtliche, das herauskommt; aber von all diesen Leuten ist mir nichts bekannt. Ich wollte fragen, ob Jugurtha vielleicht Abd-el-Kaders Bruder oder Vetter sey; aber mir fiel die lächerliche Figur bei Molière ein, welche Martial für einen Handschuhmacher hielt; ich fürchtete, ich könnte meinen Mann in Verlegenheit setzen. Ich bitte Sie, Vetter, setzen Sie mich auf's Laufende; sagen Sie mir, wer alle die Leute waren. Sallust zum Beispiel — wenn mir recht ist, so ist das der Mann, der in Rom so schöne Gärten hat.“

„Liebe Cousine,“ erwiderte der Kriegsmann, „Sie haben sehr wohl gethan, sich nicht näher nach Jugurtha zu erkundigen; Sie wären ausgelacht worden. Was Sallusts Gärten betrifft, so ist der Mann, dem sie gehörten, schon achtzehnhundert Jahre todt: ein Mann von den schlimmsten Sitten, ein Freund Cäsars und ein ausgezeichneter Dieb, Proconsul in Afrika, und just in Numidien. Und was er dort that, war zweierlei: einmal raubte er zusammen, so viel er konnte, und wurde dadurch einer der reichsten Männer in Rom, und dann beobachtete er an Ort und Stelle den ganzen Hergang eines furchtbaren Kriegs, den die Römer mit den Numidern zu führen hatten, und hinterließ uns eine Geschichte dieses Kriegs, die an Wahrheit der Auffassung und Kraft des Ausdrucks ein Meisterwerk ist; denn dieser Sallust — er dieß auch Crispus, weil er lockigte Haare hatte — war ein großer Kopf. Und sonderbar, Tugend, Rechtschaffenheit, Sittenstrenge können nicht eindringlicher gepriesen werden, als von diesem Geschichtschreiber, dessen Leben diesen seinen Grundsätzen so schlecht entsprach.“ — „So führen wir also,“ sagte die Dame, „den nämlichen Krieg wie damals die Römer?“ — „Leider, ja.“ — „Und Abd-el-Kader ist unser Jugurtha?“ — „Doch nicht so ganz.“ — „Wissen Sie was, Vetter? geben Sie mir eine kleine Lektion in der römischen Geschichte.“

Der Vetter gab nun preis, was ihm vom Collège her aus seinem Sallust geblieben war. Er schilderte, wie viel der listige, grausame und tapfere Jugurtha den Römern zu schaffen machte, wie er sie noch mehr durch Bestechung als durch Waffen im Schach hielt, wie er endlich überwältigt, durch römische List in's Netz gelockt, im Triumph aufgeführt wurde und elend unterging. — Als er fertig war, sagte die Dame: „Tausend Dank für die Belehrung. Aber sagen Sie mir einmal: sind wir nicht eine große Nation?“ — „Wer zweifelt daran?“ — „Vielleicht nicht ganz so mächtig als das römische Volk, aber überflüssig stark genug, um mit einem unbedeutenden Häuptling wie Abd-el-Kader fertig zu werden?“ — „Ganz gewiß.“ — „Mit dem Sohn eines Marabout, der nichts weniger als ein Jugurtha ist!“ — „Sie verbalten sich kaum, wie tausend zu eins.“ — „Noch eine Frage: Wie lange dauerte der Krieg mit Jugurtha?“ — „Sieben Jahre.“ — „Und es ist neun Jahre, daß wir mit diesem Königlein zu thun haben! Wo sind unsere Marius, Metellus, Sylla?“ — „Sie haben Recht,“ erwiderte der Offizier, den diese Fragen gewaltig in die Enge trieben; „was Abd-el-Kader ist, dazu haben wir ihn erst gemacht: wir haben mit ihm unterhandelt, und so bildet er sich ein, er sey eine Macht; wir haben Pulver und Waffen an ihn verkauft, und er braucht sie gegen uns.“

„Ei,“ fuhr die wißbegierige Cousine fort, „da fällt mir ein: beim Essen gestern schämte ich mich nicht allein meiner historischen Unwissenheit, noch etwas machte mir zu schaffen: es wurde da mit großem Nachdruck eine lateinische Phrase citirt; sie muß von Sallust oder Jugurtha seyn. Ich mochte mir das Ding nicht erklären lassen, es konnte ja etwas Unschickliches seyn. Es war etwas wie urbs venalem. Sagen Sie mir, was das ist.“

„Das ist bald gesagt. Jugurtha kam nach Rom, um sich rein zu waschen, und überall fand sein Gold hohle Hände. Da er aber frech genug war, in Rom selbst den Massiva, einen Mitbewerber um die numidische Krone, ermorden zu lassen, so mußte man ihn aus Italien verweisen. Als er nun Rom Valet sagte, sah er sich noch einmal um und sagte: urbem venalem et mature perituram, si emptorem invenerit; das heißt: eine käufliche Stadt, mit der es bald aus wäre, wenn sich ein Käufer für sie fände. — Gerade daran sehen Sie recht, welch großer Unterschied zwischen Jugurtha und Abd-el-Kader ist: dem einen standen unermeßliche Schätze zu Gebot, womit er römische Bürger bestach, der andere hat über keine Schätze zu verfügen; und dann steht die französische Nation weit höher als damals das römische Volk. Abd-el-Kader, dieser Jugurtha im Kleinen, fände unter unsern Feldherrn keinen Aulus Posthumius, er fände keinen Centurionen, keinen Tribun, keine Legionen, die mit ihm gemeine Sachen machen möchten. Könnte er sie in Versuchung führen, Soldaten und Anführer wären eben so viele Metelle. In unsern Kammern gäbe es keine Pairs, keine Deputirte zu verführen. In Rom war Alles feil, in Paris ist nichts feil, und keinem Käufer, so reich er seyn mag, ist es in den Sinn gekommen, uns ein Gebot zu thun. Wissen Sie wohl, was Abd-el-Kaders

Hauptwaffe ist? die Religion. Mahomet macht den Sand Afrikas für ihn zum ergiebigen Boden und führt ihm seine Soldaten zu; der Islam ist sein Schatz, der Coran sein Finanzminister."

„Sie glauben also nicht, daß die Ungeschicklichkeit, womit bisher der Krieg geführt worden . . ." — „Still! still, Cousine! Ich komme eben vom Kriegsminister." — „Ei, ja, Sie wollen also nach Algier? Sie wollen zwei Zoll von Ihrem Tschako den Säbel eines Kabylen blinken sehen?" — „Allerdings, aber nicht Jedermann kann so glücklich seyn; auf den Dampfschiffen, die unsere Regimenter nach Algier führen, ist nicht für Alle Platz: ich soll in Frankreich bleiben." — „Schön, schön! ein lieber Mann, der Minister! Ich rechne auf Sie bei den Bällen diesen Winter. — Sie speisen doch bei uns, Kapitän? Sie sollen sehen, wie ich bei Tische von Jugurtha spreche. Sie haben mich ganz neugierig nach den Schriften des Sallust gemacht, der ein so schlechter Mensch war, der so schöne Gärten und so viel Kopf hatte."

Die Dame zog die Glocke. „Anna," sagte sie zum eintretenden Kammermädchen, „du mußt in mein Lesekabinet; nimm hier die Bände von Balzac und laß dir dafür den Sallustius geben, Sallustius Cris–Crispus, den Schriftsteller, der so lockige Haare hatte." — „Liebe Cousine, das Frauenzimmer, aus dessen Lesekabinet Sie sich mit Romanen versehen, hat den Sallust nicht; Sie weiß gar nicht, was das ist. Sie müssen sich deßhalb an die königliche Bibliothek wenden."

Die schwarzen Fiedler.

(Fortsetzung.)

Die Ankömmlinge betrachteten von der Schwelle aus das Getümmel, zeigten einander mit bedeutsamen Winken die zu Boden Gestürzten, und nach einer Weile erst rief der Edelmann: „Wollt ihr ruhig seyn mit eurem Gedudel, ihr schwarzen Heiden!" — Miklos erkannte die Stimme, welche am Morgen aus dem Fenster des Herrenhauses ihm zugerufen, und da es ihm zugleich willkommen schien, ein wenig rasten zu können, hörte er plötzlich zu spielen auf, und mit ihm die Bande. Die Paare wirbelten noch einige Takte lang fort, kamen dann aus dem Schritt und hatten nicht Zeit, sich zu verwundern oder zu fragen, denn der Pleban erhob alsbald seine Stimme zu einer derben Rede. „Seyd ihr getaufte Christen und getreue Unterthanen," rief er unter andern, nachdem er ihnen ihre Schwelgerei und Ueppigkeit vorgeworfen, „daß ihr in solcher Zeit tanzt und jubelt? Habt ihr nicht vernommen, was euch verkündet worden? Hab' ich euch heute Morgen in der Kirche nicht untersagt, zu schlemmen und zu toben? Und warum? Darum, weil rings herum in allen benachbarten Comitaten der Juden verruchte Hände Brunnen und Quellen vergiftet haben und der Himmel solches zugelassen, um euch für eure Frevel und Sünden zu strafen."

Die Gäste starrten den Redner mit weitaufgerissenen Augen und offenem Munde an. Der Hochzelter kroch, demüthig, wie ein Hund, herbei. — „Drei Schritte vom Leib!" donnerte der Vicegespann, und der Pandur streckte wie zur Abwehr die dampfende Schüssel ihm entgegen. Laszlo blieb stehen und betheuerte, weder er noch seine Freunde hätten einen Tropfen Wasser getrunken, und so durften denn ihretwegen alle Quellen verpestet seyn. — „Willst du deiner vorgesetzten Obrigkeit, des Königs und der Kirche spotten, elender Knecht, der du bist?" schrie der Edelmann, und der ehrwürdige Priester fiel ihm in's Wort: „Ihr habt Grund und Ursach, meine Warnungen euch um so mehr zu Herzen zu nehmen, da in Folge eurer Unmäßigkeit und eures Ungehorsams bereits die Strafe euch ereilt. Ihr wähnt vielleicht, daß diejenigen unter euch, welche sich am Boden winden oder starr und todt daliegen, morgen wiederum aufstehen werden, wie sie sonst wohl zu thun pflegten, wenn des Trunkes Uebermaß sie also niedergestreckt? Da aber irrt ihr gewaltig. Gottes Finger hat sie berührt, sein Zorn sie gezeichnet, und die morgenländische Krankheit sie erwürgt."

Heulend sanken die Hörer in die Knie, während der Pleban fortfuhr: „Und wer hat euch die neue Pest zugeschleppt? Ich will es euch sagen: die schwarzen Fiedler haben, als Boten des göttlichen Zornes, den Keim des Todes zu euch getragen; einer von ihnen liegt, ein Opfer der Cholera, in eurer Mitte, und ihr seyd Alle verloren, so ihr nicht schnell von dannen flieht." — Nach diesen Worten entfernte sich der Mahner mit seinen Begleitern, nachdem er noch dem Panduren geboten, die Schüssel mit dem Chlorkalk zurückzulassen. Der plötzliche Schreck hatte den größten Theil der Trunkenen wieder nüchtern gemacht; sie erhoben sich vom Boden, und ihre erste Bewegung war, nach den Zigeunern zu schauen, was gerade noch zu rechter Zeit geschah, um sehen zu können, wie der letzte von ihnen, behend und schmiegsam, gleich einer Katze, durch das schmale Fenster entschlüpfte. Nur einer war zurückgeblieben: der, von welchem der Pfarrer eben gesprochen; — er lag starr und steif, und war todt. Vor dem grausenhaften Anblick scheu zurückbebend, drängten die Gäste sich allen Oeffnungen zu, durch Thüren und Fenster einen Ausgang zu gewinnen, die Männer scheltend und fluchend, die Weiber kreischend und geterend, und alle eben durch ihre Hast selbst einander hindernd. Die fliehenden Musikanten vernahmen

noch auf eine weite Strecke das Schreien der ungeduldigen Dränger, die Wehklagen der Gedrückten und Gestoßenen; doch keiner von ihnen verlangte, das Ende des Lärmens abzuwarten, sondern Alle priesen des Führers Vorsicht, welcher kaum das Wort der Anklage aus dem Munde des Leutpriesters vernommen, als er auch schon den Weg zur Flucht ihnen wies, indem er selbst voranschlüpfte, und nun in strengem Lauf dem Walde zueilte, in dessen nächtlichen Schatten angelangt, er die Hast seiner Schritte minderte und Athem schöpfte, während die kurze Aufregung auf's Neue der Abspannung wich.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Concerte. Mad. Girardin. Mad. Ancelot.

Berlioz schmachtete nach Künstlernuhm; einen klugen Hausvater werden sie wahrscheinlich nie aus ihm machen. Auch ist er ja nun Unterbibliothekar des Musikkonservatoriums, und braucht also eben nicht zu fürchten, daß er vor Hunger umkommt. Die Bibliothek jenes Conservatoriums wurde bisher vom Publikum nicht sehr besucht, sie hatte aber auch nicht viel auf sich. Aber nun fängt man an, ihr höhern Werth beizulegen, da sie nicht allein mit den neuern Werken der Tonkunst versehen ist, sondern auch die ältern Werke anschafft, weßhalb der sich besonders mit mittelalterlicher Musik abgebende Bibliothekar Botte de Toulmon eine Reise nach Deutschland unternommen hat, um die in den dortigen Bibliotheken vorhandenen alten Musikwerke abschreiben zu lassen, so daß diese Sammlung allmählig große Wichtigkeit erlangen kann, wenigstens für die, welche die Geschichte der Tonkunst studiren wollen. Die Herausgeber der Gazette musicale, der einzigen musikalischen Zeitung, die sich erhalten hat, geben im Winter auch einige Concerte, welche eigentlich dazu dienen sollen, die Zahl ihrer Abonnenten zu vermehren. Man bekommt aber hier zuweilen Virtuosen zu hören, welche nicht mehr öffentlich auftreten. So ließ in einem der letzten dieser Concerte Moscheles, welcher sich in London niedergelassen hat, und nur dann und wann Paris wieder besucht, einige neue Phantasien hören, die von denen der Chopins und anderer neuern Pianofortevirtuosen ganz verschieden sind und noch den Geist der ältern deutschen Schule athmen. Für die Feier des Insbesthens der Erfindung der Buchdruckerei will Neukomm ein Gebicht, woran Lamartine arbeitet, oder welches er wenigstens versprochen hat, in Musik setzen. — Das Vorlesen der Ecole des journalistes im Salon der Madame de Girardin, wovon ich neulich gesprochen habe, hat Aufsehen gemacht, und obschon die dazu eingeladenen Journalisten so höflich waren, nicht geradezu ihre Meinung darüber zu sagen, so merkten sie doch bald, daß das Stück keinen andern Zweck habe, als sie sammt und sonders in ein gehässiges Licht zu stellen, und dem Herausgeber der „Presse," das heißt dem Manne der Dichterin, zum Fußgestell einer Ehrensäule zu dienen. Sie haben auch nicht ermangelt, ihren Unmuth auszulassen. Jules Janin hat einen langen Brief darüber im Artiste, einem mit Eleganz gedruckten Blatte, das sich jetzt auf Unkosten anderer untergegangenen oder untergehenden Blätter zu erheben sucht, abdrucken lassen, und dies hat Gegenbemerkungen in der „Presse" veranlaßt. Die Pariser Journalisten im Allgemeinen wie rohe und wilde Leute darzustellen, denen nichts heilig und ehrwürdig ist, und die im Tummel der Unmenschheit ihre Aufsätze schreiben, ist adeschmackt. Mehrere dieser Journalisten führen allerdings ein flottes Leben, und sind eben keine Muster von Sittlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Sie würden aber nicht in guter Gesellschaft gebeten werden, und Madame de Girardin selbst würde sie nicht in ihren Salon aufnehmen, wenn sie sich so betrügen, wie sie dieselben in ihrem Lustspiele schildert. Ihre Untugenden haben bereits zu einem Lustspiele von Delavile, „le Folliculaire," Anlaß gegeben, welches vor einigen Jahren auf einem der Haupttheater aufgeführt wurde. In Madame de Girardins Ecole des journalistes ist zu viel persönliche Satire und ein allzu sichtbares Streben, die vielen Gegner ihres Mannes zu geißeln. Die Regierung hat die Darstellung des Stückes nicht erlauben wollen, wohl nicht der Journalisten wegen, welche vor andern Ständen kein Vorrecht haben, sondern wegen der in Madame de Girardins Lustspiele oder satirischer Skizze enthaltenen Anspielungen auf das Privatleben eines berühmten Staatsmannes oder auf das, was man von seinem Privatleben erzählt, und was vielleicht nicht wahr ist. Aehnliches ist das Verbot eines Stückes jetzt ein seltener Fall, und obgleich manche Tagesblätter die Oberaufsicht des Ministers des Innern über die theatralischen Darstellungen eine Censur nennen, so hat sie doch mit dem, was man anderswo darunter versteht, wenig gemein. Um absolut verboten zu werden, müßte ein Stück entweder völlig unsittlich oder eine ganz persönliche Satire seyn; auch vom Mäkeln am Ausdruck ist nicht die Rede, es müßte dann etwas ganz auffallend Unsittliches in den Worten liegen. Gesetzt auch, daß im Ministerium des Innern an einem neuen Theaterstücke eine Aenderung vorgeschlagen würde, so steht es dem Dichter ja immer frei, sein Stück so drucken zu lassen, wie er es geschrieben, und die Zeitungen stehen ihm offen, um gegen jeden Eingriff der Ministerialbramten zu protestiren. Eine andere Dichterin, Madame Ancelot, ist mit ihrem Stücke: la fille de l'avocat glücklicher gewesen als Madame de Girardin mit ihrer Journalistenschule. Diese Advokatentochter hat triumphirend Beifall von der Bühne des Gymnase dramatique genommen, und erhält vielen Beifall, fast eine Seltenheit auf dieser Vaudevillebühne, seitdem Scribe für dieselbe nicht mehr dichtet. Das vormals so sehr besuchte, so glänzende Gymnase dramatique hat nun viele Mühe, einen vollen Saal zu bekommen, und ein kleines Journal bemerkt satirisch, dieser Schauspielsaal widerlege dansgreiflich die Naturforscher, welche nicht an das Dasein des leeren Raumes glauben wollen. Da Herr und Madame Ancelot kein Tagesblatt herausgeben wie Herr und Madame de Girardin, so haben sie auch nicht so viele Gegner, und ihr Salon wird von vielen Schriftstellern, auch von fremden besucht. Madame Ancelot gehört zu den geistreichen Frauen, welche die Blüthe der Pariser Gesellschaft ausmachen. Ihr neues Lustspiel oder Vaudeville ist eine Verherrlichung des Advokatenstandes; denn hier wird ein Advokat aufgeführt, welchem eine hohe Familie in England einen Prozeß gegen die Heirath des Erben mit einem Bürgermädchen, der eigenen Tochter des Advokaten, anvertraut hat.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 21. December 1839.

In Arquà, wo er starb, ruht sein Gebein,
Dort zwischen Bergen, wo sein Lebensschimmer
Zu Thal ging! Das ist Arquàs Stolz, und ein
Erhabner Stolz. —

Byron.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Arquà.

(Fortsetzung von Nr. 189.)

Wenige Miglien westwärts von der Landstraße in einem weiten Thale der Euganeen liegt auf einer Anhöhe das Dörfchen Arquà, einer von jenen Namen, welcher nichts voraus haben würde vor tausend und tausend andern, wenn er nicht bezeichnet wäre durch das Andenken einer der edelsten Menschennaturen. Petrarca wählte diesen Ort zum Ruhepunkt für die letzten Jahre seines vielbewegten Lebens, und er ist ihm in jeder Hinsicht Friedenshort geworden. Seit Jahrhunderten besuchen alle, die in dieser Gegend weilen, das abgelegene Dörfchen, um Petrarcas Haus, Petrarcas Brunnen, Petrarcas Grab in Augenschein zu nehmen, und Arquà darf, wenn gleich nicht kirchlich geweihter Boden, manchem Wallfahrtsorte an die Seite gesetzt werden.

Der gewöhnliche Weg führt durch Wiesen neben einem kleinen See über einen nicht allzuhohen Hügel, hinter welchem Arquà sich erhebt; ein etwas weiterer, lohnenderer zieht sich durch Valsanfibio über eine ziemlich steile, dicht mit Maulbeersträuchen bewachsene Höhe, deren verschiedene Ruhepunkte angenehme Rückblicke gewähren über das so eben verlassene Thal mit seinen Gärten, Wiesen, Feldern und umschließenden Hügeln. Hat man den Gipfel erreicht und einen Schritt abwärts gethan, so entschwindet mit einem Male Alles, was zu Valsanfibio gehört, und vor den Blicken liegt Arquà, durch seinen Inhalt die bedeutungsvollste Episode dieses Bergepos. Hier trägt das Auge viel weiter als nach der gegenüberliegenden Seite hin; aber das weite Thal erscheint öder, zerrissener der Boden und steiniger, weniger begrünt die umlagernden Berge. Man fragt sich auf den ersten Anblick unwillkührlich, warum der Sänger Lauras gerade diesen Punkt zur Feier seines Lebensabends gewählt. Je näher man aber dem Orte kommt, um so mehr zeigen sich Spuren von Kultur; die letzte Abstufung des Uebergangsrückens erscheint ein wahrer Berggarten; am überraschendsten für den nordischen Wanderer sind die, nur hie und da von einem dunkel überragenden Lorbeer unterbrochenen dichten Granatbecken, die, eben in vollem Flor, mit ihren orangeglühenden Blüthenangen einen zauberischen Eindruck üben.

Man sagt den Bewohnern von Arquà nach, daß sie rauflustig, ja blutdürstig seyen; ihre Nachbarn erzählen sich gar manche Mordgeschichte und wollen mit ihnen nicht gern etwas zu schaffen haben. Ich weiß nicht, ob diese Erzählungen unsern Blick bestochen und uns mit

Vorurtheilen erfüllt hatten, genug, wir fanden allesammt in denen, welche uns begegneten, etwas Wildverwegenes, einen Trotz in Blick und Zügen, der eben nicht im Stande vor, Vertrauen einzuflößen. Was wir mit unserm Besuche wollten, errieth jeder. Ein kleiner, kecker Bauerbursch trug sich unaufgefordert an zum Führer, ein anderer rief den Custos des Hauses herbei, und so befanden wir uns, kaum wußten wir wie, in den Räumen, wo der Schwan italischer Lyrik nach dem Wechsel glücklicher und kummervoller Bahnen seinen letzten Ton ausgehaucht.

Das Haus, von dem er selbst in einem seiner Briefe sagt, daß er es sich erbaut, nicht groß, doch anständig und behaglich, um dort den Rest seiner Tage im Andenken vorangegangener und noch mitlebender Freunde zu verbringen, liegt einfach und durch nichts vorragend unterschieden von den übrigen des Dorfs, in einem Winkel, abgeschlossen durch einen Vorhof, aber mit erquicklicher Aussicht über Gärten und Felder und mit concentrirterem Durchblick durch den gegenüber sich eröffnenden Bergrahmen. Mehrere Zimmer sind mit Fresken bemalt, die noch aus des Erbauers Zeit herstammen sollen und durch eine gewisse Steifheit in der Behandlung allerdings für ein frühes Alter zeugen. Alle haben Bezug auf irgend eines seiner Gedichte. Sie stellen meist ihn selber dar in verschiedenen Stimmungen und Stellungen, bald am See, am Berg, am Bache, bald im Garten, den umherstreifenden, suchenden, freudig findenden, einsam trauernden Schwan, letztern, das Symbol seiner selbst, ausdrücklich überall in seiner Begleitung, die und da auch Donna Laura, bald näher, bald in der Ferne sichtbar. Das kleine Zimmer, wo er 1374 eines Morgens hinübergeschlummert gefunden wurde, der Lehnstuhl, in welchem er, das Haupt über ein Buch gebückt, entschlafen, Alles wird sorglich erhalten und dem Besucher vorgezeigt; ja selbst der Mumie seiner weißen Lieblingskatze, die unter Glas verwahrt über der Thür des Bibliothekzimmers gleichsam als posthumer Custos aufgestellt ist, widmet der Cicerone eine ausführliche Erklärung. Das bereits zu zwei ziemlich starken Bänden angewachsene Denkbuch enthält zwischen einzelnen Weizenkörnern unendlich viel Spreu, wie er so vieler Orten unter den Händen solcher erwächst, die durchaus meinen, es müsse beim Durchlaufen eines, um seiner Bestimmung willen bemerkenswerthen Denkbuches auch ihrer Einfälle gedacht werden, mögen diese nun noch so trivial und unbedenkwürdig seyn. Gern verweilt man bei den Worten, welche Cesarotti und Alfieri zurückgelassen. Auch werden diese vorzugsweise bewahrt, erstere auf einem besondern, wahrscheinlich aus dem Album herausgenommenen Blatte, gegenüber den mit Bleistift an die weiße Wand geschriebenen, ebenfalls sorglich unter Glas und Rahmen gestellten Zeilen Alfieris:

„Prezioso diaspro, agate, ed oro
Foran debito pregio, e appena degno,
Di rivestir si nobile lavoro,
Ma no; tomba fregiar d'uom ch'ebbe regno
Vuolsi, e por gemme ove disdice alloro,
Qui basta il nome di quel divo ingegno.“

Unmittelbar aus diesen Räumen begaben wir uns vor die Kirche, wo ein einfacher Sarkophag von braunrothem Marmor, auf vier runden Pfeilern erhöht, die Gebeine des Dichters bewahrt. Obenauf steht seine Bronzebüste. 1632 soll ein Florentiner den Sarkophag erbrochen und einen der Arme für seine Vaterstadt fortgeschleppt haben. So ward an dem Sänger Scipios die Grabesinschrift seines Helden, das albekannte „ingrata patria,“ wenigstens zum Theil aufgehoben. Etwas unterhalb ist der Brunnen, den Petrarca für seine Mitbewohner soll erbaut haben, und der noch heut den Namen Pozzo di Petrarca führt. Sein Wasser ist zu jeder Jahreszeit, auch bei der größten Dürre, wenn alle andern ausgedorrt sind, klar und frisch und ergiebig, wie die Gesänge seines gedanken- und melodienreichen Stifters.

Die schwarzen Fiedler.

(Schluß.)

Vergebens suchte Miklos sich selbst zu trösten und zu ermuthigen, indem er seinen Gesellen Trost zusprach. „Wir haben einen guten Tag erlebt,“ sagte er, „und können zufrieden seyn. Oder ward uns nicht reiche Aezung und übereicher Trunk? Klirrt es nicht silbern in unsern Taschen? Sind unsere Rücken nicht ohne blaue Male, unsere Köpfe ohne Beulen, unsere Fiedeln unzerschlagen geblieben? Leugnet das, wenn ihr könnt.“ Keiner widersprach, keiner erwähnte des armen Sugar, welcher im Hochzeithause liegen geblieben, und beunoch fühlte die Bande in dumpfer Angst so gut wie der Führer, daß sie dem Feinde, welcher ihren Genossen niedergeworfen, allesammt nicht entrunnen könnten. Und da nun der Himmel seine Schleußen öffnete und der Regen eisigkalt in Strömen niederstürzte, während ein scharfer Nordost die Wipfel der Bäume packte, schüttelte, bog und knickte, so verloren die nächtlichen Wanderer vollends allen Muth, vermochten kaum mehr Weg und Steg zu finden, und erreichten mit Mühe nur, durchnäßt bis auf die Haut, frierend bis in das innerste Mark, ihr Lager, wo sie neben der erwärmenden Flamme kraftlos niedersanken, bewußtlos in die Glut starrten und in krankhafter Gleichgultigkeit die feneren Unbilden der Witterung ertrugen, vor denen die leichte Bedachung von Reisig sie nur unvollkommen schüzte.

Miklos allein besaß noch so viel Bewußtseyn, um wahrzunehmen, daß die übrigen Mitglieder der Horde, die Weiber und Kinder in keinem bessern Zustande sich befanden, als er und seine Begleiter, und zum Theil in noch schlimmerem, da sie in Zuckungen lagen, nach Hülfe wimmerten, mit lechzender Zunge und erlöschender Stimme um einen Tropfen Wasser flehten, den ihnen Niemand reichte, weil jeglicher in seinem Elend gegen fremdes Leiden so unempfindlich geworden, daß er mit offenem Auge nicht mehr sah, mit wachem Ohre nicht mehr hörte. Nur zweien schien wohl zu seyn: der alten Czinka, die zusammengekauert dasitzend, ihr Antlitz auf die eigenen Knie gelegt, ihre Hände über die Knöchel der Füße geschlungen hatte, und der jungen Hollanka, die, ihr Kind im Arm, die weißen Zähne fletschte und mit fast klangloser Stimme ein Lied eintönig und unverständlich sprte. Miklos blickte nach den beiden Wesen, die ihm die einzig theuren hienieden waren, doch besaß er nicht die Kraft, sich zu ihnen hinzuschleppen, und nicht mehr Fassungsgabe genug, deutlich zu erkennen, daß in Hollanka nichts lebte, als das, was bis zum letzten Athemzuge in eines Weibes Brust nicht stirbt: die Zärtlichkeit der Mutter.

Unterdessen hatte der Schein der Flamme einen verirrten Jäger herbeigelockt, der, bedeckt von seinem breitkrempigen Hut, eingehüllt in die schirmende Juhaszbunda (Schaafspelz), rüstig und wohlbehalten mitten unter die Horde trat und voll mitleidiger Verwunderung die schwarzen Fiebler betrachtete, welche auch ihm schon oft zu fröhlichem Tanze aufgespielt, und die er nun in einem Zustande fand, den er, unbelannt noch mit der furchtbaren Krankheit aus Hindostan, sich nicht zu deuten wußte. Und das entsetzenvolle Schauspiel, das sich den erstaunten Blicken bot, war wohl dazu geschaffen, auch das rohste Herz zu bewegen und zu erschüttern, und wenn es, statt der verachteten Heimathlosen, auch nur arme Hunde gewesen wären, die verlassen von Gott und Menschen, in bittern Schmerzen sich wanden. In der Seele des rauhen Janos aber wohnte mildes Erbarmen; er nahm des lechzenden Miklos Haupt sorgsam auf seine Knie, goß dem nach einem kühlen Trunke Wimmernden eine reichliche Gabe aus seiner weitbauchigen Feldflasche in den Hals, und erreichte damit seinen Zweck, denn nachdem der Leidende den Slibowitz geschluckt, hörte er auf zu jammern. Nun wandte sich der mitleidige Waidmann zu Hollanka, deren trostloser Gesang in heisere Klagetöne übergegangen war, und erquickte sie auf gleiche Weise mit demselben Erfolg; und so fuhr er fort, so lange, bis die Flasche völlig geleert war, worauf er, da die Kranken allesammt stiller wurden, sich niedersetzte, das Feuer schürte, seine Pfeife anzündete und in die Glut starrte, ohne seine grausenvolle Umgebung weiter zu betrachten, die ihm schier Furcht einzuflößen begann, und der er gern entflohen wäre, wenn er nicht sich dieser Furcht vor sich selbst geschämt und theils auch das böse Wetter im pfadlosen Forste gescheut hätte. Nach und nach behauptete auch bei ihm die Ermüdung ihr Recht, die Augen fielen ihm zu und er entschlummerte so fest, daß er erst gegen Morgen wieder erwachte. Vom Feuer war nichts mehr übrig, als einige verglimmende Kohlen, hinter denen die Zigeunermutter noch in derselben Stellung kauerte, in welcher der Unkömmling sie gefunden; rings umher lag die ganze Horde mit weitaufgerissenen Augen und blaurothen Gesichtern, Männer, Weiber und Kinder, und Janos erhob sich, um die Stätte des Entsetzens zu verlassen. Kaum aber war er einige Schritte gegangen, als er einen grellen Schrei, wie aus eines Kindes Mund, vernahm; mit einer letzten Anstrengung, nochmals das Grausen in seiner Seele niederkämpfend, kehrte er zurück, um nachzusehen, wen der Tod unter den Vielen allein verschont.

Hollankas schwarzer Bube war es, der, eben erwacht in der Mutter starren Armen, nach der Nahrung schrie, welche sich ihm, zum erstenmale in seinem jungen Leben, versagte. Janos hob den Sträubenden rasch empor, wickelte ihn in die warme weiche Hülle, und trug seinen Geretteten in der Dämmerung des beginnenden Tages unaufhaltsam von dannen, immer umblickend nach dem Ort des Schreckens, dessen Leichen zu bestatten er des Waldes wilden Thieren überließ. *

* Dieses Stück ist auf ein wirkliches Ereigniß aus der Cholerazeit gegründet, und gerade nur das Wirkliche ist das Unwahrscheinliche daran.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Das Reformationsfest.

Mag das Reformationsfest der Mark ein Akt seyn, dem die Zeitverhältnisse erst diese Bedeutung beilegten, mag es seyn, daß es ohne die katholische Streitfrage nicht in der Art, wie es geschehen, begangen worden wäre, so fehlte dem Feste doch weder ernste religiöse Würde, noch eine wahrhafte nationale Theilnahme. Volk und König waren eins in Gesinnung und in Würdigung des großen Gedächtnisses, das gefeiert wurde. Es war seit langen Jahren das erste Fest, keine nur arrangirte Festlichkeit, vom Ernst so durchdrungen, daß der leichtfertige Scherz, der unsere Gravität immer begleitet, diesmal ganz wegblieb. Wenn Alle mitfeierten, so ist damit nicht gesagt, daß Alle ein und dieselbe Gesinnung theilten; aber es war ein Gedächtniß und ein Akt, dem jeder von seinem Bildungs- und Gesinnungszustande aus eine eigene Weihe beilegen konnte, der dogmatische Orthodoxe, der Pietist, der Rationalist und der Straußianer. Es wird herausgeboten, daß auch Juden in der Prozession der Stadtverordneten mitgingen. Das will, wie unsere aufgeklärten Juden zum protestantischen Staate stehen, nicht viel bedeuten; aber daß auch gute Katholiken, unbeschadet ihrer Ueberzeugungen, sich anschließen konnten, ist ein Moment von Bedeutung.

Die einzelnen Procedueren und Akte, die am ersten November in Spandau, am zweiten in Berlin stattfanden, zu beschreiben, ist hier nicht der Ort. Die Columnen unserer Zeitungen, welche die Thatsachen beschreiben, haben wohl schon durch die europäischen Blätter, so weit diese sich dafür interessiren, die Runde gemacht. Auch wäre eine Nebenreihe von Notizen überflüssig, wo die Ernte so reichlich ausfiel. Doch wäre das noch hervorzuheben, wie, obschon der Akt ohne Zweifel auf's Neue eine evangelische Protestation war gegen die hierarchischen Ansprüche und die Machinationen des Jesuitismus, und zwar eine grobartige, doch nichts Offensives darin gegen die anders Denkenden und Glaubenden lag. Nur wir, für uns wollten wir protestiren, daß wir unsere errungene Geistesfreiheit zu schützen wissen, und von innigem Danke erfüllt sind gegen die heroischen Männer, die die alten Fesseln brechend, sie uns errungen. Diese Protestation war an der Zeit, wenn katholischer Seits nicht aus dem Schweigen der Organe unserer öffentlichen Meinung auf ein Zustimmen zu jenen beredten Anklagen von ihrer Seite geschlossen werden sollte. Gewiß, unsere protestantischen Federn waren schwach in dem großen Kriege. Unsere Vorkechter hatten keine Lust, sich in den Kampf zu mischen. Nicht daß sie ihre Sache verloren gaben, nicht daß sie zurückschreckten vor den Waffen und der Kampfwuth ihrer Gegner, oder, wenn es sollmm ginge, auf Vergleichsvorschläge dachten. Davon ist der norddeutsche Protestantismus wohl nie entfernter gewesen, als in dem Augenblicke. Aber die Sache, wie sie ausgefochten wurde, war nicht ihre. Sollte es ein Ueberzeugungskampf werden, so mußten ganz freie Männer hervortreten; aber ihre Ueberzeugung vertrug sich nicht mit dem Gedanken, im Gefolge und auf Commando zu fechten. Deßhalb war ein solcher Moment nationaler Protestation von hoher Wichtigkeit, um Mißverständnissen zeitig vorzubeugen, deren die gegnerische Taktik sich so gerne zu ihren Zwecken bedient. Was wollen alle Gbrres-Phillipsschen Argumentationen, daß wir Sehnsucht spüren, unter das hierarchische Joch zurückzukehren, gegen solche positive Dokumente vom Gegentheil? Freilich könnten sie sagen, ein Kaufmann gibt glänzende Feste, wenn er nicht vor dem Bankerotte ist, um ihn zu verbergen; aber sie hätten hier seyn sollen. Wer es war, der fühlte, daß da nichts von Ostentation war.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, December.

(Schluß.)

Der Marquis d'Harcourt. Die Polizei.

Wäre eine gewisse Emilie Delamonte, wegen welcher jetzt die altadelsche Familie d'Harcourt bei den Pariser Gerichten Prozeß führt, die Tochter eines Advokaten, anstatt eines Schenkwirths, so hätte sich allenfalls dieses Ideal verwirklichen können. In dem besagten Prozesse ist leider nichts idealisch, sondern gemeine Wirklichkeit; aber er ist merkwürdig wegen der Familie, die ihn führt, und wegen des unbegreiflichen Betragens des Mannes, gegen welchen sie denselben führt. Dieser ist nämlich der älteste Sohn des verstorbenen Herzogs d'Harcourt, und führt den Titel Marquis d'Harcourt. Die Familie behauptet, seit seiner frühen Jugend sey dieser Marquis so einfältig gewesen, daß er in seinem zweiundzwanzigsten Jahre nicht einmal habe schreiben können. Das bestehende Vermögen, das ihm durch Erbschaft zugefallen, habe er auf's Liederlichste durchgebracht, seine Schlösser und Landgüter verkauft, und in der allerschlechtesten Gesellschaft gelebt; um sein väterliches Erbe zu retten, sey man genöthigt gewesen, ihn gerichtlich mit Interdiktion belegen zu lassen und ihm einen Vormund zu geben; alles Bemühungen der Familie ungeachtet, habe er stets fortgefahren, sich von aller guten Gesellschaft entfernt zu halten, und sich bald da, bald dort mit der Tochter eines Schenkwirths zweideutigen Rufes aufgehalten, und in Schenken und Kneipen herumgetrieben. Aus dieser Verbindung sind zwei Kinder entstanden. Er trägt zeit darauf an, daß die Gerichte seine Interdiktion aufheben, damit er die Mutter seiner Kinder heirathen und diese legitimiren könne. Einer Vormundschaft dinschtlich der Verwaltung seiner Güter will er sich gerne unterwerfen. Seine Supplik war in so vernünftigen Ausdrücken abgefaßt, und die Bitte selbst schien den Richtern so gegründet, daß das Tribunal erster Instanz demselben Gehör gegeben, die Interdiktion aufgehoben und ein Conseil judiciaire für den Marquis ernannt hatte. Aber nun kommt die Familie, appellirt an die cour royale, und sucht durch geschickte Advokaten zu beweisen, daß der Marquis noch immer in derselben Geistesschwäche wie zuvor befangen sey; sein thörichter Entschluß, des Schenkwirths Tochter zur Herzogin zu erheben, sey ein deutlicher Beweis dafür. Das Tribunal erster Instanz hatte anerkannt, daß das frühere Betragen des Marquis allerdings einen Mangel an Erziehung, Bildung und oder Gesinnung beweise, daß aber daraus nicht geschlossen werden könne, er sey unfähig, zu einer Civilhandlung zu schreiten, und über seine Person und seine Güter zu verfügen; man habe ihn verhört, und gar keine Spur von Geistesverwirrung an ihm bemerkt, wie auch die von ihm eingereichte Schrift nichts von Verrücktheit verrathe. Auf dieses Urtheil antwortet die Familie, die Schrift habe er wahrscheinlich bloß kopirt, ohne sie auch nur zu verstehen, und er habe dabei zum ersten Male in seinem Leben orthographisch geschrieben. Die cour royale hat ihr Urtheil noch nicht ausgesprochen. Mich dünkt, die Familie d'Harcourt fürchtet vor Allem die Mesalliance, und in der That scheint die beabsichtigte Verbindung wenig dazu geeignet, der Wahl des Marquis Ehre zu machen; allein das erste Urtheil wird wahrscheinlich bestätigt werden. — Eine aus den Tagesblättern bereits allgemein bekannte Thatsache hat der Pariser Polizei Gelegenheit gegeben, ihren Spürsinn zu erproben. Bekanntlich war in einer am Abend wenig belebten Straße ein Paket angefunden worden. In welchem sich Pulver nebst einer Menge von Kugeln befunden, und dadurch eine Explosion entstanden, welche die ganze Straße und die daranstoßenden erschüttert hatte, und desto größeren Schrecken verbreitete, da man den Zweck dieser That nicht einsah. Von dem Pakete war sich nichts übrig geblieben, und nur die überall umhergestogenen Kugeln bewiesen das Verbrechen, wodurch glücklicherweise Niemand beschädigt worden war. Niemand hatte den Thäter gesehen, nichts schien die Polizei auf die Spur bringen zu können, und wie konnte man hoffen, unter einer Million Menschen den Schuldigen aufzufinden! Und dennoch waren nach Verlauf einiger Tage zwei des Verbrechens Beschuldigte in der Gewalt der Polizei. Was für Argusaugen müssen Polizeiagenten haben, welche Jemand, auf den sie Verdacht haben, um halb eilf Uhr in der Nacht auf der Gasse, seiner Verkleidung und Vermummung ungeachtet, erkennen und festhalten! Wie viele Schlüsse gehören dazu, um nach einigen, oft sehr schwankenden Anhaben, die ihnen zukommen, den wahren Thätern auf die Spur zu kommen! Aber auch wie viele geheime Verbindungen mit Taugenichtsen aller Art und mit dem Abschaum der Pariser Bevölkerung müssen solche Agenten unterhalten, um einen Leitfaden im Dunkeln zu bekommen! Dg.

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 52 u. literarische Anzeige der Meyer'schen Hofbuchhandlung in Lemgo.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 52.

Sonnabend, 21. December 1839.

[613] **Zedlitz Gedichte und Todtenkränze (Canzonen).**

Zweite vermehrte Auflage.

In der Unterzeichneten sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von

J. Ch. Freiherrn von Zedlitz.

Zweite vermehrte Auflage.

8. Velinpapier in Umschlag brochirt. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt: I. Romanzen, Balladen, Lieder, Gelegenheitsgedichte, Sonette, Uebersetzungen, Epigramme. II. Canzonen: Vorwort, Todtenkränze, das Kreuz in Hellas, die Wanderungen des Ahasverus.

Bei dem ungemeinen Beifall, welchen die Canzonen des gefeierten Zedlitz durch ganz Deutschland und in mehreren Auflagen erhalten haben, dürfte die Anzeige dieser zweiten vermehrten Auflage seiner gesammelten Gedichte allerorten um so freudiger aufgenommen werden, als man hier in Einem typographisch auf das eleganteste ausgestatteten Bande alle seine Dichtungen vereinigt findet, welche in dieser Auflage durch die Wanderungen des Ahasverus bedeutend vermehrt sind.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[784] Vielseitige Anfragen beehren uns durch die Anzeige zu beantworten, dass die Original-Ausgabe von

La Mélancolie, composée par Fr. Prume

pour le Violon av. Acc. de Quintuor ou Piano,

am 2. December d. J. bei uns erscheint.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

[787] **Niemeyer's Pädagogik.**

Unterzeichnete Buchhandlung hat hiermit das Vergnügen den zahlreichen verehrl. Subscribenten auf

August Hermann Niemeyer's

Grundsätze

der

Erziehung und des Unterrichts,

9te Ausgabe gr. 8.

die ergebenste Anzeige zu machen, daß bereits im Anfange des vorigen Monats des 3ten Bandes 2te Abtheilung an alle Buchhandlungen versandt wurde und von denselben in Empfang genommen werden kann.

Mit dieser Abtheilung, enthaltend die vom jetzigen Herausgeber H. A. Niemeyer (Professor und Doctor der Theologie und Director der Frankeschen Stiftungen), dem Sohne des verewigten Verfassers des Werks, in der Vorrede zum ersten Bande versprochenen Umarbeitung der „Geschichte der Pädagogik bis auf die neueste Zeit" liegt nun dies anerkannt classische Werk dem Publikum wieder vollständig vor. Es ist bei dieser neuen Bearbeitung Nichts verabsäumt worden, was zu immer höherer Vollendung des Werkes beitragen konnte; die neuere Literatur ist überall möglichst vollständig nachgetragen; die neueren Erfahrungen sorgfältig benutzt und scharfsinnig beurtheilt; die Geschichte der Pädagogik mit einer Gründlichkeit ausgeführt, wie in ähnlicher Präcision und gleicher Gelehrsamkeit in keinem andern Werke. So dürfen wir hoffen, daß dieses Buch sich auch ferner des großen Beifalls erfreuen werde, welcher ihm bisher in so reichem Maaße überall zu Theil geworden ist, dürfen hoffen, daß es auch ferner für den Lehrer und Erzieher das ausführlichste Repertorium für alle Theile seiner Wissenschaft, der zweckmäßigste und unpartheiischste Führer in seinem schwierigen Berufe seyn werde, dürfen hoffen, daß auch ferner Eltern, denen das leibliche und geistige Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, aus diesem Buche Rath und Belehrung in dem ernsten Geschäfte der Erziehung schöpfen und daß es ferner den reichen Segen stiften werde, welchen „der Lehrer Deutschlands" durch die früheren Ausgaben nicht blos in Deutschland, sondern durch zahlreiche Uebersetzungen auch im Auslande gestiftet.

Der auf Gemeinnützigkeit berechnete Preis für alle 3 Bände — 128 Bogen — ist

auf schönem weißem Velin-Druckpapier 6 Rthlr.
„ Schreibpapier . . . . . 8 „
Velin-Schreibpapier . . . . . 9 „

gefällt und kann es dafür von jeder soliden Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden.

Halle, im Nov. 1839.

Buchhandlung des Waisenhauses.

Zu dem bevorstehenden

Weihnachtsfeste

sind Eltern, Lehrern und Erziehern als Festgeschenke für die heranwachsende Jugend ganz vorzüglich zu empfehlen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Becker, K. F., (Verfasser der Weltgeschichte) **Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend.** 3 Theile mit Kupfern. 6te verbesserte Auflage. 8. sauber cartonirt.

3 Thlr. 15 Sgr. (3 Thlr. 12 Gr.)

Inhalt: 1r Theil. Ulysses von Ithaka. 2r Theil. Achilles, 3r. Theil. Kleinere griechische Erzählungen.

Becker's Erzählungen aus der alten Welt sind schon lange rühmlichst bekannt und in vielen tausend Exemplaren durch ganz Deutschland verbreitet. Wie meisterhaft er es verstand, die jugendlichen Gemüther eben so sehr anzuziehen und zu fesseln, als zu belehren, hat er nicht blos in seiner Weltgeschichte gezeigt, sondern auch durch die Wahl des Stoffes zu diesen Erzählungen bewahrt. Das lebendige Bild des Heldenalters der griechischen Nation, die schönen und kräftigen Charactere eines Herkules, Achilles, Hektor, Ulisses, Theseus, und die Züge edler Weiblichkeit bei einer Andromache, Penelope, Antigone, werden den wohlthätigsten

Einfluß auf die sittliche Bildung der Jugend äußern. So dürfte der heranwachsenden Jugend als Festgeschenk nicht leicht eine bessere Unterhaltungsschrift in die Hände gegeben werden, als diese, die für das ganze Leben einen dauernden Einfluß bewahrt.

Auswahl deutscher Gedichte für die unteren und mittleren Classen gelehrter Schulen, von Dr. Th. Echtermeyer. Zweite sehr vermehrte und durch einen Anhang für die oberen Classen erweiterte Auflage. 8. sauber cartonirt. 1 Thlr. 10 Sgr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Vorliegende Auswahl deutscher Gedichte ist zwar hauptsächlich durch die in der Anordnung befolgten Methode als Hülfsbuch bei dem deutschen Unterricht in Gymnasien bestimmt, durch die eben so zweckmäßige als geschmackvolle Auswahl aus den besten deutschen Dichtern, als: Arndt, Bürger, Chamisso, Fouque, Freiligrath, Göthe, Anast. Grün, Hebel, Herder, Hölty, Klopstock, Körner, Langbein, Lenau, Matthisson, Rückert, Schiller, Schwab, Stollberg, Tieck, Uhland, Voß u. m. a. verdient diese Gedichtsammlung aber auch in weiteren Kreisen, wo Sinn und Gefühl für vaterländische Poesie rege ist, allgemeine Verbreitung. Daß diese Anthologie eine billige Anerkennung gefunden hat, beweist die nach einem Zeitraum von kaum zwei Jahren nöthig gewordene zweite Auflage, welche hiermit dem Publikum in einer Vermehrung von zwölf Bogen dargeboten wird, und durch die Eleganz der äußeren Ausstattung in Druck, Papier und Einband als ein zweckmäßiges und erfreuliches Weihnachtsgeschenk recht sehr empfohlen werden kann.

---

[759] **Bibliothekswerk**

für alle gebildeten Männer und namentlich für Hypochondristen.

Democritos

oder

hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen.

Mit einem Fragment aus des Verfassers Leben.

Jetzt vollständig in 12 Bänden oder 30 Lieferungen in 2 Ausgaben.

Wegen Nachdruck auf die Hälfte herabgesetzt.

Ausgabe in Bänden carteunirt 16 Rthlr. od. 24 fl. 30 kr.
Ausgabe in Lieferungen 12 Rthlr. 12 Gr. od. 20 fl.

Wir können jetzt den Verehrern des Hofraths Karl Julius Weber die Vollendung seines Hauptwerkes, an dem er mit unendlichem Fleiße und Liebe während seines Lebens gearbeitet hat, anzeigen. —

Es hat schon besonders unter den höhern gebildeten Ständen einen großen und gewiß verdienten Beifall gefunden. Denn wie dies Werk Zeugniß der merkwürdigsten Belesenheit und eines großen Gedächtnisses gibt, so muß man auch über die scharfsinnige witzige und pikante Weise des welterfahrenen Mannes seinen Beifall zollen, mit der er seine Auffassung aller interessanter Gegenstände des menschlichen Lebens wiedergiebt.

Da wir den äußerst mäßigen Preis nur so lange bestehen lassen, bis uns der Nachdruck nicht mehr schaden kann, was hoffentlich bald entschieden seyn wird, so machen wir darauf noch besonders aufmerksam, indem wir uns nicht verpflichten, das Werk fortwährend zu diesem Preise zu geben, noch auf den frühern Preis irgend eine Vergütung zugestehn.

Stuttgart, November 1839.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

---

[776] **Für alle Stände,**

insbesondere für Leihbibliotheken.

So eben ist erschienen:

Wer war größer:

Friedrich der Große oder Napoleon?

Eine vergleichende Schilderung dieser großen Männer als Mensch, Held, Staatsmann und Fürst. Von E. C. A. Baron v. Görtz.

Erstes Heft. 8. Preis 10 Gr.

Diese vergleichende Darstellung der beiden größten Männer der neuern Zeit, in Hinsicht ihrer geistigen Größe, ihrer Ansichten, ihres Charakters und ihrer, die Welt erschütternden und allgemein angestaunten Thaten, verbunden mit einer höchst anziehenden Erzählung derselben, muß mit Recht das allgemeinste Interesse erregen, und darf zu den unterhaltendsten und belehrendsten Schriften der Gegenwart gerechnet werden; alle Stände finden hier eine eben so interessante, als mannichfaltige Unterhaltung. Das 2te Heft à 8 Gr. ist ebenfalls so eben erschienen. Das Ganze wird circa 6 — 8 Hefte umfassen.

---

[786] Bei Eduard Anton in Halle ist so eben erschienen:

Elias, Dr. W., Romantische Bilder der Gegenwart. Zweiter Theil: Töchter der Zeit. 8. 16 Bogen. 1 Rthlr. 8 Gr.

---

[780] Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Stille Lieder.

Von

Karl Beck.

16 Bändchen. gr. 12. broch. 12 Gr.

Von demselben Verfasser erschienen früher:

Nächte. Gepanzerte Lieder. 1 Rthlr. 6 Gr.
Der fahrende Poet. Dichtungen. 1 Rthlr. 18 Gr.

---

[799] So eben ist bei P. Neclam jun. erschienen:

J. Janin's

Reise in Italien.

Preis 1 Rthlr.

Leonore von Pacheco

und

Philipp von Orleans

oder die

Giftmischer im Palais-Royal.

Romantisches Gemälde aus der Geschichte des französischen Hofes unter Louis XIV.

2 Bände. 2 Rthlr.

[754]

C. M. Wielands
sämmtliche Werke.

Von der überall mit der lebhaftesten Theilnahme begrüßten neuen Ausgabe dieses classischen Schriftstellers sind bereits fertig und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig zu haben:

Erste, zweite und dritte Lieferung, oder Band 1—18.

Inhalt der einzelnen Bände:

Band.

I. II. Don Sylvio von Rosalva.

III. Musarion. Die Grazien. Der verklagte Amor. Nadine. Erdenglück. Lelia an Damon. Psyche. Das Leben ein Traum. Aspasia.

IV. V. VI. Agathon.

VII. VIII. Goldener Spiegel.

IX. Danischmend.

X. Diana und Endymion. Das Urtheil des Paris. Aurora und Cephalus. Combabus. Die erste Liebe. Sixt und Klärchen. Liebe um Liebe. Schach Lolo.

XI. Poetische Erzählungen. Das Wintermährchen. Das Sommermährchen. Gerou der Adelige. Ekelia und Sinibald.

XII. Idris und Zenide. Pervonte oder die Wünsche. Der Vogelfang oder die drei Lehren. Hann und Gulpenheh. Die Wasserkufe. Gedichte an Olympia.

XIII. XIV. Die Abderiten.

XV. Der neue Amadis.

XVI. XVII. Peregrinus Proteus.

XVIII. Agathodämon.

Die 4te Lieferung, womit die erste Abtheilung geschlossen ist, erscheint bestimmt im Laufe dieses Monats.

Subscriptionspreis für die ersten 24 Bände, die geschätztesten und populärsten dichterischen Werke enthaltend, 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr., zahlbar je beim Empfang einer Lieferung mit 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Leipzig, im December 1839.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[755]

Zu Festgeschenken.

Im Verlage der Unterzeichneten sind so eben erschienen und bei allen soliden Buchhandlungen vorräthig zu haben:

Bilder für die Jugend,

herausgegeben von

Ernst von Houwald,

Neue Auflage.

2 Bände, mit 24 Kupfern und einer Musikbeilage. Sehr hübsch gebunden. Preis 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Inhalt:

Erster Band: Die Bärenburg, ein Mährchen. Die Versöhnung, Drama in 2 Aufzügen. Der Handwerksmann. Die Unvermählte. Das Vielliebchen, ein Lustspiel. Die beiden Schwestern. Erinnerung an große unvergeßliche Männer: 1) Horazens Sabinum. 2) Die Villa des Mäcenas. 3) Körners Weinberg nach Blasewitz. 4) J. W. von Goethe's Gartenhaus in Weimar.

Zweiter Band: Belisar. Die Fahne. Der Juwelier. Der Neujahrswunsch. Das Element, ein Mährchen. Der Spuck, ein Drama. Die Unvermählte, Fortsetzung. Der Gang um Mitternacht. Der Zigeunerbube, ein Drama. Erinnerung an große unvergeßliche Männer: 1) Die Villa des Cicero. 2) Albrecht Dürers Grab. 3) Ifflands Gartenhaus. 4) Philadelphia. 5) Berg Vernon in Virginien.

Der ungetheilte Beifall, welchen die Jugendschriften des berühmten Verfassers überall gefunden haben, beweist, daß sie aus inniger Neigung für die Kinderwelt hervorgegangen und von dieser mit gleicher Liebe aufgenommen worden sind. Zum Lobe dieser neuen Ausgabe glauben wir nichts weiter beifügen zu dürfen, als daß sie in typographischer Ausstattung die früheren bei weitem übertrifft. Mit voller Ueberzeugung können wir dieselbe als eines der passendsten und nützlichsten Weihnachtsgeschenke für die Jugend empfehlen.

Leipzig, im December 1839.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[782]

Preis-Ermäßigung
eines ächt deutschen Prachtwerkes.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Justus Möser's sämmtliche Werke,

nebst dessen Leben,

herausgegeben von Friedr. Nicolai.

9 Bände, mit dem Bildnisse Möser's.

Um die Anschaffung der Werke des unvergleichlichen Mannes (mit Recht „Deutschland's Franklin" genannt), möglichst zu erleichtern, und dadurch zu der wünschenswerthen allgemeinen Verbreitung derselben nach Kräften beizutragen, haben wir uns entschlossen, den ohnehin schon sehr geringen Ladenpreis von 9⅓ Thlr., für 9 starke Groß-Oktavbände,

auf 5 Thlr. herabzusetzen.

Die unter besondern Titeln erschienenen einzelnen

Schriften Möser's werden zu nachstehenden, ebenfalls bedeutend ermäßigten Preisen abgegeben, nämlich:

Die Patriotischen Phantasien, 4 Bände, mit dem Bildnisse des Verfassers für 2 Thlr. (statt 3⅓ Thlr.)

Die Osnabrückische Geschichte, 3 Bände, mit Titelkupfer, für 2 Thlr. (statt 3⅔ Thlr.)

Die vermischten Schriften, nebst der Biographie Möser's, 2 Bände, für 1 Thlr. (statt 2 Thlr.)

Als eine interessante „Zugabe" zu den sämmtl. Werken Möser's, namentlich zu den „Patriotischen Phantasien" verdient nachstehende Schrift empfohlen zu werden:

Reliquien von Justus Möser
und in Bezug auf ihn
herausgegeben von B. R. Abeken.

Nebst einer Abbildung von Möser's Denkmal und einem Facsimile seiner Handschrift. — Velinpapier, geheftet, 22½ Sgr.

Die „Blätter für liter. Unterhaltung" vom Jahre 1838, äußern sich bei Gelegenheit einer Beurtheilung dieser „Reliquien" wie folgt:

„Justus Möser ist ein der deutschen Nation so innig angehörender Name, daß Alles, was über ihn und von ihm dargeboten wird, die höchste Theilnahme in Anspruch nehmen muß. Seine „Patriotischen Phantasien" sollten in der Hand jedes deutschen Jünglings und Mannes seyn. Seine „Osnabrückische Geschichte" ist das erste, eines Deutschen würdige Beispiel, wie deutsche Geschichte zu behandeln sey. Durch sie hat er die deutsche Nation vor sich selbst zu Ehren gebracht, die über ihre Urgeschichte so gering zu denken gewohnt war, als die Fremden — Franzosen und Engländer — es ihr vorgefabelt hatten.

Daher dürfen wir nicht zweifeln, daß jeder mit seinem Volke es wohlmeinende Deutsche dem Herrn Abeken es danken werde, daß er diese Reliquien an Möser's in neuerer Zeit in Osnabrück errichtetem Denkmal niederlegte. Vielleicht sind die wichtigsten Momente des Einflusses dieses außerordentlichen Mannes auf die Entwickelung seiner Nation in dieser Schrift berührt worden.

Wir fürchten nicht getadelt zu werden, wenn wir auf diese kleine Schrift die Verehrer Möser's und insbesondere die Besitzer der „Patriotischen Phantasien" aufmerksam gemacht haben, die durch diese Zugabe jene Sammlung vervollständigen und mehrere gute Winke über Entstehung und Werth der letzteren erhalten."

Nicolaische Buchhandlung in Berlin.

---

[742] Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reineke der Fuchs,

treu metrisch bearbeitet, mit 1 Titelkupfer nach Ramberg. 8. broch. Preis 1 Thlr.

Dasselbe mit Sorgfalt für die Jugend bearbeitet.

Zweite mit 12 illuminirten Kupfern verschönerte Auflage. Geh. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Hinlänglich ist dies Buch, wovon binnen 8 Monaten eine neue Auflage nöthig war, bekannt, als daß der Verleger selbst nöthig hätte etwas darüber zu sagen. Wir verweisen auf die vielen lob. nden Rezensionen, (als Morgenblatt 1837, No. 54., Elegante Zeitung, Blätter für litterarische Unterhaltung, Abendzeitung, Ber. Conv. Blatt, Gesellschafter u. s. w.) und bemerken nur daß sammt und sonders alle Kritik sich dahin vereinigen, daß diese Bearbeitung die trefflichste, klangvollste und beste ist, welche wir bis jetzt von diesem herrlichen Denkmale Altdeutscher Poesie besitzen. — Als Probe des Gedichtes hier der Anfang, dem wir die mit ihren bezeichnenden Namen einiger handelnder Thiere vorausschicken:

Personen.

Nobel, der Löwe.
Braun, der Bär.
Isegrimm, der Wolf.
Reineke, der Fuchs.
Grimbart, der Dachs.
Hinz, der Kater.
Märten, der Affe.
Bellin, der Bock.
Lampe, der Hase.
Baldewein, der Esel.
Henning, der Hahn.
Krahfuß, die Henne.
Lütke, der Kranich.
Scharfkneip, die Krähe.
Marquart, der Heher.

Erstes Kapitel.

Es war just um die Pfingstenzeit,
Die Welt ergrünte weit und breit,
Die Blumen blühten rings empor,
Im Walde klang der Vögel Chor.
Die Flur durchwehte Balsamduft,
Schön war der Tag, und hell die Luft.
Da stel's dem König Nobel ein,
Es sollt' ein großer Festtag seyn;
Davon ließ er sogleich die Kunde.
Verbreiten ringsum in die Runde.

Die Ladung ward gern angenommen;
Bald sah man alle Thiere kommen.
Der Kranich Lütke, Braun der Bär,
Der Staar, der Wolf und Andre mehr,
Kurz Alles, was nur kroch und flog,
Gar feierlich nach Hofe zog.
Der König wollt' mit seinen Leuten
Hof halten herrlich und in Freuden.
Da stellten Alle nun sich ein;
Es fehlte Reineke allein.
Weil er es gar zu bunt getrieben,
War er in seinem Haus geblieben.
Wer Böses thut, der scheut das Licht;
So Reineke, der Böswicht.
Man kannt' am Hofe seine Tücke,
Drum war er klug, und blieb zurücke.

Als nun der Hof beisammen war,
Klagt' über ihn die ganze Schaar,
Daß er ein böser Sünder sey;
Still schwieg allein der Dachs dabei u. s. w.
Leipzig, im December 1839.

---

[766] In allen Buchhandlungen ist zu haben und als sehr brauchbar zu empfehlen die siebente verbesserte Auflage von:

W. G. Campe,
gemeinnütziger Briefsteller

für alle Fälle des menschlichen Lebens, mit Angabe der Titulaturen für alle Stände.

broch. Preis 15 Sgr. oder 54 kr.

Dieser Briefsteller enthält 180 vorzügliche Briefmuster zur Nachahmung und Bildung, wie auch 72 Formulare zur zweckmäßigen Abfassung von Eingaben, Gesuchen und Klageschriften an Behörden, Kauf-, Mieth-, Pacht-, Bau-, Werkverträgen, Erbverträgen, Testamenten, Schuldverschreibungen, Quittungen, Vollmachten, Anweisungen, Wechseln, Attesten, Anzeigen und Rechnungen zu gelieferten Waaren.

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 23. December 1839.

Hospice désastreux! enceinte dévastée!
Où l'ange de la mort, effroyable Protée,
Couvrant de mille aspects son visage odieux,
Toujours d'un nouveau masque épouvante les yeux!

Barthélemy et Méry.

Erinnerungen

von Helmine v. Chézy.

Henriette von Montenglaut, Rahel, Adelheit Reinbolt, Baronesse Reden von Stade, St. Schütze, Herzogin von Broglie, Marie Herzogin von Würtemberg.

Von diesen so durchaus verschiedenartigen Naturen trat jede sonst einzeln vor meinen Seelenblick, doch der Tod hat sie zusammengewürfelt, Schlag auf Schlag; so mögen sie sich denn hier nebeneinander gereiht finden, wie im Todtengewölb bekränzte Leichen; Alle das Lächeln des Friedens auf den blassen Lippen, Alle schön in der höheren Verklärung des Todes.

Bei dir beginne ich mein Bekränzungsamt, Henriette von Montenglaut. Du warst die Müdeste dieser Entschlummerten. Sanft sey deine Ruhe! Nur Weniges von deinem sturmdurchwühlten Erdenleben gehört vor das Auge der Welt; denn die Welt ist befangen, und nur Gott sieht hell. Die Welt, die schuldbewußte, richtet, aber Gott verzeiht.

Henriette v. M. war noch schön, als ich ihr zuerst begegnete. Es war 1812 in Darmstadt. Eine schlanke, zierliche, wohlgebaute Gestalt mittlerer Größe, von edler Haltung, das Gesicht ein reines Oval, umwallt von herrlichen schwarzen Locken, blendend weiß, mit griechischen Zügen, feinem Purpurmund, leuchtenden schwarzen Augen; doch lag eine gewisse Erstarrung in dieser Regelmäßigkeit, die schönen Farben hatten keine Transparenz, es spiegelte sich nichts ab auf diesem Antlitz, es wirkte nichts darauf ein; diese feingebildeten Lippen hatten das Lächeln verlernt, diese funkelnden Augen waren wie aus Stein geschnitten, behielten immer denselben Glanz; Thränen feuchteten ihn nicht, Freude erhöhte ihn nicht. Diese Abtödtung der Physiognomie mochte aus dem Drang und Zwang aller Seelen- und Lebenszustände, aus dem Widerstreben drückender Verhältnisse gegen vornehme Angewöhnungen erfolgt seyn. Die geborene Freiin Crousstain schmachtete in Darmstadt unter fremdem Namen in Armuth und Schulden. Sie bewohnte einen angenehmen Gartenpavillon, eine halbe Stunde von der Stadt; sie vereinigte dort einen kleinen, geistvollen Kreis und gab in den vornehmsten Häusern Unterricht im Französischen, Italienischen und Englischen. Lange Zeit hindurch wurde sie vom Hof und der Noblesse sehr begünstigt, sey es, daß sie das Geheimniß ihrer Abstammung ausduften lassen, sey es, daß seine Näschen die Ebenbürtigkeit der Armen gewittert und ihren jetzigen Pariastand ihr nicht entgelten lassen wollten. Endlich zwang das Ueberhandnehmen der Mißverhältnisse die Bedrängte, die Stadt zu verlassen, und sie verschwand fast spurlos.

Eine Fülle von Erinnerungen schließt sich dieser an: Vogler, Webers und Meyerbeers unvergeßlicher Meister, Rahels Bruder, Ludwig Robert, und die große Zeit, die er besang, die edle Großherzogin Louise, die der Muse Henriettens v. Montenglaut günstig war. Einen Namen laß ich ungenannt, er gehört nicht in diese Reihe. Die ihn als Erbtheil überkommen, belud ihn mit Schande, indem sie zugleich die höheren Gaben des Himmels und der Natur in den Staub ihrer Schritte, auf ihre Irrwege mit sich hinabriß und bei scheinbarer Gemüthlichkeit finstere Tücke übte. Vogler empfing in seinem gastlichen Hause auch diese Frau; ich lernte sie dort kennen und wußte zu wenig von ihr, um sie sorgfältig genug zu vermeiden. Sie stehe hier im Hintergrund und bleibe verschleiert.

Lange hatte ich Henriette v. M. nicht gesehen, als ich sie unvermuthet wieder antraf; es war an einem Ort des Schreckens und des Jammers, wo der Tod ein blutig Blatt zur Weltgeschichte schrieb, datirt vom Ende Oktobers 1813 nach der Schlacht von Hanau. — Sie war dort unter den röchelnden Sterbenden, den abgemergelten Leichnamen, den Hülfe flehenden Ermatteten, den Wunden und Kranken; sie speiste, tränkte, tröstete, half Verbande legen.

In den naßkalten, weiten Räumen des Exerzierhauses, wo der Großherzog von Hessen 6000 Mann bei schlechtem Wetter und zu Winterszeit Waffenübungen halten ließ, lagen nahe an 600 Kriegsgefangene von Napoleons geschlagener Heeresmacht, zurückgeblieben von einem Transport von 3000 Mann, der Tags zuvor in Darmstadt Rast gehalten. Dort wehte pestilentialischer Hauch, denn die Kleidung der unglücklichen Gefangenen, ihre Wäsche zerfiel in Lumpen, sie hatten von Hanau bis Darmstadt keine warme Speise genossen, stets unter freiem Himmel, sogar auf Misthaufen bivouaquirt. Jetzt lagen sie auf nackter Erde und waren eingesperrt. Ein gräflicher Drang der Umstände trieb ihr Mißgeschick auf den Gipfel: die herzogliche Familie war geflüchtet, die Coalition rückte im Geschwindschritt an; den Einwohnern waren, selbst kleinen Haushaltungen, neun bis zwölf Mann Einquartierung angesagt. Bis zwölf Uhr Mittags hatten die Gefangenen eingesperrt gelegen, eine Schildwache vor der Thür, die Niemanden herein lassen wollte, bis das Erbarmen edler Frauen diese Bande sprengte, Linderung und Hülfe bot. Von ihren Wohlthätern nenne ich nur die mir im Gedächtniß gebliebenen Namen des großh. Finanzsekretärs Wilhelm Stumpf und des Kunsthändlers Portmann nebst beider Gemahlinnen, die zuerst und zumeist zu Hülfe kamen. Hier war Alles, und weit mehr zu thun, als Menschenkraft leisten konnte. Der Typhus wüthete unter den Leidenden, eine breite Pfütze gräuelvoller Art floß von ihrem Aufenthaltsort durch die Lucken unter'm Thor hinaus, auf zehn Schritt weit; lange Bretter schwankten drüber hin als Brücken, hingeworfen über nackte Leichname, die, noch kaum erkaltet, hinausgeschleppt wurden, drinnen ertönte Jammergeheul. Unaufhörlich strömten neue Opfer herbei, die weder Rast noch Erquickung fanden, nach einer Stunde Aufenthalt weiter mußten und die Heerstraße mit Leichen besäeten. Zwei Tage nach der Ankunft der Unglücklichen hatte der edle Herzog Christian von Hessen, der allein in Darmstadt zurückgeblieben war, 225 derselben nach den Lazarethen von Buckebach und Pfungstadt bringen lassen; nur so viele erlaubte der Raum dort aufzunehmen. Die Meisten genasen dort, doch die Untransportablen, die im Exerzierhause zurückbleiben mußten, waren der Hülfe am meisten bedürftig gewesen. Ihre Leiden wurden insofern gemildert, als sie Strohschütten bekamen und der entsetzliche Misthaufen aus der Mitte des Gebäudes von Zeit zu Zeit weggeführt wurde. Fieber, Entkräftung, neu aufgebrochene Wunden rafften die Meisten dahin; immer gab es wieder Ankömmlinge, ihr Schicksal das nämliche. Nach etwa acht Tagen kam die herzogliche Familie nach Darmstadt zurück. Weinkeller und Küche des Palastes spendeten nun reichliche Labung, wozu sich die Gaben frommer Einwohner nebst freiwillig übernommener Pflege gesellten; manche der Leidenden wurden von barmherzigen Einwohnern aufgenommen und verpflegt. Ein Italiener rief uns zu einem, mit dem Tode ringenden Jüngling, der in schlechtem Caput auf dem Erdboden lag. Es war sein Offizier; wir umringten ihn theilnehmend, boten ihm Hülfe, doch er verschmähte jede Erquickung und verlangte sehnlichst Umschläge von heißen Tüchern auf die Brust, über dem Herzen. Dies geschah; eine Hauptmannsfrau, Namens Jesse, übernahm es, ihm diese Linderung angedeihen zu lassen; mich riefen andere Sorgen bald in diese, bald in jene Vertiefung des Saales, wo nahe an tausend Mann hülflos lagen. Mitternachts, als ich erschöpft nach Hause kam, wurde ich noch zur Hauptmann Jesse dringend gerufen. Ich eilte hin und fand den Italiener in einem warmen, hellen, von Wohlgerüchen duftenden Zimmer, den braven Arzt, Dr. Tom, menschenfreundlich um ihn bemüht. Er lächelte, blickte gen Himmel, zu reden vermochte er kaum. Wir hofften auf seine Genesung. Tags darauf verschied er, dankend und segnend. War er doch von Sorgfalt umgeben, an einem ruhigen Plätzchen gestorben, hatte er doch Mitgefühl für seine Leiden gefunden! Erst kurz vor dem Verscheiden sagte er uns, er sey aus Venedig, heiße Girolamo da Miralemonte, und habe noch seine Aeltern. Er war erst dreiundzwanzig Jahre alt. Ich weiß nicht, ob der Brief, der diesen Unglücksfall melden sollte, zu den Bekümmerten hingelangt ist. Trauriger, als Alles, ist ein Jammer mit unbestimmten Umrissen; auch die entsetzlichste Gewißheit

bleibt hinter der Geschäftigkeit der Phantasie zurück, wenn Liebe um ihr Liebstes bangt.

Von denen, die sich von Tagesanbruch bis Mitternacht bei den französischen Kriegsgefangenen hülfreich zeigten, muß ich noch eines Hausknechts aus dem Darmstädter Hof erwähnen. Ihn schreckte nicht der Typhus, der in den Reihen dieser braven Krieger wüthete; doch seine Beherztheit schützte ihn nicht vor Ansteckung, er unterlag der Krankheit. Zwei Kinder eines Schlossermeisters, Bruder und Schwester, von dreizehn und zwölf Jahren, verließen diesen Ort des Jammers nur augenblicklich, um neue Hülfe zu bringen; ihren Namen konnte ich vor lauter Geschäftsdrang nicht erfragen, doch unauslöschlich ist ihr Bild mir eingeprägt: immer gefaßt, ja freudig sah ich sie, wie die Bienen beladen, ab und zu eilen, mit Erquickung und Hülfe, spät in die Nacht hinein. Glückliche Eltern solcher Kinder voll Muth und Gottesfurcht!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Este.

Am südlichsten Abhange der Euganeen, da wo der Kanal beginnt, der über Monselice und Battaglia in die Brenta führt, liegt Este, das Stammhaus der modenesischen Herzoge und derer von Braunschweig, so wie der Könige von England und Hannover. Den schönsten Ueberblick Estes und der ganzen Umgegend gewährt die Höhe, an welche das Städtchen gegen Norden zu sich anlehnt. Im Hintergrunde steigt als südlicher Schlußring der Euganeenkette der Monte Murale empor, an welchem eine Menge kleiner Häuschen wie zierliche Schwalbennester zwischen Weinlaub hängen; westlich zur Seite ragen über einen Vorgrund mehr und mehr sich erhebender Hügel die Tyroler Alpen mit ihren blauen Hörnern; nach Süd und Südost zieht die weite Gartenebene, durchschnitten von dem weißen Strich der Mantuaner Straße; links auf einer benachbarten Höhe zeigen sich weitläufige Mauern und Thürme, epheuumsponnene Trümmer des verfallenen Stammschlosses,* unwiderlegliche Kunde gebend von dem alten Blut des Hauses Este, während von der Terrasse des neuen Schlosses eine Doppelreihe stattlicher Cypressen sich hinabzieht bis zur Mauer, aus welcher das Städtchen mit seinen schlanken Thürmen und seinem Gemisch von altergrauen und weißgetünchten Häusern anmuthig hervorblickt. Ein Landschaftmaler fände Studien vollauf für mehr denn einen Sommer, allein schon in der verschiedenen Gruppirung der nächstumliegenden Gegenstände, welche im Verein mit dem reichen Hintergrunde bei jedem Schritt ein anderes, in sich vollendetes Bild gewähren. Eine angenehme Zier der äußern Stadtmauer bilden die vielfach aus ihr hervorwachsenden und manchen Theil derselben ganz überziehenden Kapernstauden. Das Blatt der Kaper hat viel Aehnlichkeit mit dem des Geisblatts, während die Blüthe, aus deren weißem Kelche die Lilasstaubfäden sich zart und lieblich hervorheben, auf den ersten Blick auffallend der Passionsblume gleicht, mit der sie auch ungefähr dieselbe Größe hat; näher betrachtet, fehlt freilich Alles, was diese letztere charakterisirt und ihr den Namen erworben, und nur die Gestalt in ihren Umrissen bewahrt die Aehnlichkeit.

Das Innere des Städtchens fanden wir aber alle Erwartung belebt. Seine dreitausend Einwohner, zum größten Theil Seidenbauer und Fayencearbeiter, schienen alle auf den Beinen zu seyn, so wimmelte es auf dem Marktplatz und in den Straßen, und an den Fenstern sah man viel frische und rosige Gesichter; eine Heerde munterer Buben zog mit Jubel von Haus zu Haus, von Arcade zu Arcade hinter einem Dudelsack her, der mit seinem einförmigen Gedudel sie zu locken wußte, wie der Rattenfänger von Hamein; die salbionable Welt war unter einer zeltartigen Umhüllung unter der Hauptarcade des Marktplatzes beim Sorbet versammelt. Nachdem auch wir an diesem allbeliebten Gegenmittel sciroccalen Gluthhauchs uns gelabt, schritten wir der Porta vecchia zu, deren grauer Thurm an das Burgverließ einer Ritterburg erinnert, von da aus zum Dom, der den Namen von der heiligen Thekla führt. Ein wohlgekleideter Eseser, der sich zu freuen schien, daß Fremde es der Mühe werth dielten, die Herrlichkeiten seines Geburtsorts aufzusuchen, schloß sich freiwillig als Cicerone an und machte uns aufmerksam auf das Deckengemälde Tiepolos und auf die Marmorarbeiten in den verschiedenen Kapellen, deren eine, eine Wolkenpyramide colossaler Figuren, aber bei weitem mehr malerisch als plastisch ausgeführt, eine kunstgeübte Hand verräth. Unser gefälliger Führer ließ nicht ab, bis er auch in einer andern Kirche mit der byzantinischen Madonna uns bekannt gemacht, die er als äußerst schön und werthvoll anpries und auch von den Beschauern als ein Wunderwerk der Kunst wollte anerkannt wissen. Man kann zum Anerkennen jeglichen Verdienstes sich stimmen, auch wo es

* Unterhalb dieser Mauern ruht auf seiner Lieblingsvilla, wo er, ein heiterer Greis, zuletzt geweilt, der 1834 hier verstorbene berühmte Graf von Hauswitz, unter einem — seltsam! mit Petersilie begränzten unscheinbaren Erdhügel. Sein Sohn, der vor einigen Jahren das Grab besucht, soll ein Denkmal projektiren, zu dessen Ausführung jedoch, wie es scheint, noch keine Anstalten getroffen sind.

noch so sehr mit unserm Wesen, unserer Art zu denken und zu fühlen contrastirt; aber schön etwas zu finden, dem das äußere und das innere Auge widerspricht, das ist eine Aufgabe, die keinem Wahrheitliebenden zu lösen leicht wird. Wie viele würden anders sich aussprechen, als man es so vielfach hört, wenn statt Nachplappern fremden Urtheils, statt des Kriechens an Namen, Satzungen und herkömmlichen Ansichten, sie immer frei und offen ihre eigene Meinung auszusprechen wagten. Natürlich sind hier nur solche verstanden, die überhaupt eine eigene Meinung haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Das Reformationsfest. Nicolovius.

Der Magistrat hatte Anfangs beschlossen, die Kirchen Berlins zu illuminiren. Es ward nicht gebilligt. Einige meinen, um der Gegenpartei, oder den katholischen Preußen keinen zu großen Anstoß zu geben. Das begreifen wir freilich nicht, und das Publikum bedauert, daß es unterblieb; denn es wäre ein hier ungekannter, herrlicher Anblick gewesen, von einem tiefen, sinnlichen Eindruck auf die anwachsende Generation; aber man hätte doch Oeffentlichkeit darin sehen können, und das Fest war so durchaus einfach würdig. Den Studirenden war ein Fackelzug gestattet worden. Erst gegen Mittag des Tages kam diese seltene Erlaubniß; man kann sich daher nicht wundern, wenn er in seinen Anordnungen die Spuren der Eilfertigkeit trug. Unter den wechselnden Generationen einer Universität verbleichen schnell die Erinnerungen, sonst ließe sich freilich vieles nicht erklären, und nach dem Totaleindruck im gebildeten Publikum zu urtheilen, wäre fast zu wünschen, daß der Fackelzug ganz unterblieben wäre. Der Widerschein der zahllosen Pechfackeln, der den ganzen Himmel wie bei einem mächtigen Brande röthete, war übrigens von einer gewaltigen Wirkung, und so unvorbereitet kam es für Viele, daß man an ein Nordlicht oder eine ungeheure Feuersbrunst dachte. Einige Bedenklichkeit gab das Kostüm bei dem Kirchengange am Morgen. Es war ein kalter Wintertag und die Kirchgänger mußten den langen Weg in Schuhen und Strümpfen und im schwarzen Frack, und großentheils haarhäuptig machen, und in demselben den Kostüme in der kalten Kirche sitzen. Ist der französische Frack eine würdigere Feiertracht zu einem solchen Feste, als wenn man von den Schultern hängende Mäntel oder Pelze getragen hätte? Die Geschmacksfestsetzt unserer modernen Kleidung kommt nirgends so zu Tage, als bei solchen öffentlichen Festlichkeiten, wo die Aufzüge unserer Vorfahren durch aus Fülle und Würde athmeten. Die weißen Halsbinden und Glacéhandschuhe vollenden das steife Hochzeitbittersüße. Auf der schönen Festmedaille, zu diesen Tagen geprägt, sieht man Kurfürst Joachim II. und unsern König, beide von dem materischen Kurfürstenmantel umwallt. Welch wohlthätige Wirkung übt diese Feiertracht! Man bemerkt übrigens mit Vergnügen in beiden Geschlechtern eine auffallende hohenzollernsche Familienähnlichkeit, die freilich wohl vom geschickten Graveur noch mehr herausgehoben seyn dürfte. — Die viel vorher besprochene Amnestie, von der man so viel Segen erwartete, hat sich auf die Begnadigung einiger kleinen Vergehungen beschränkt, gerade auf Fälle, wo wohl viele der Meinung waren, man hätte der Gerechtigkeit ruhig ihren Lauf lassen mögen. So ist es z. B. eine bedenkliche Frage, ob die den Insurianten gewährte Begnadigung nicht in die Rechte der Injurirten eingreift? Auch, da kleine fiscalische Strafen niedergeschlagen worden, gehen die Berechtigungen von Beamten, welche für ihre Ausmerksamkeit eine Quote erhalten, z. B. bei Stempelverfraudationen die des Fiscals, beim Wegnehmen brennender Tabakspfeifen die der Gensdarmen, verloren. An wen haben diese für ihre Verluste Anspruch? Wenn es bedenklich war, die Amnestie auf die politischen und religiösen Uebertretungen, was von vielen Seiten geboffe wurde, auszudehnen, so könnte diese Begnadigung, wie sie ist, angebrachter scheinen bei irgend einem kleinen fröhlichen Ereignis, als beim dreihundertjährigen Jubiläum einer Revolution, die eine Welt aus ihren Achsen bob.

Man hatte auf viele Opfer des Reformationsfestes sich vorbereitet, da Erkältungen und ihre Folgen in dieser Jahreszeit auf besahrtere Männer gewöhnlich mörderisch wirken. Glücklicherweise ist noch wenig davon bekannt geworden, da doch sonst bei der milden, wechselnden Witterung der Tod reiche Ernte hält und gefährliche Nervenfieber und gastrische Entzündungen grassiren. Viele, und sehr angesehene Familien beweinen den Tod blühender Töchter und Söhne, denn vorzugsweise wird das jugendliche Alter afsizirt. Die Aerzte sind auf diese Weise gezwungen, auf einen Umschlag des Wetters zur Winterkälte zu hoffen. Gerade am Tage des Berliner Reformationsfestes starb der wirkliche Geheime Staatsrath Nicolovius, einer der ausgezeichnetsten höhern Beamten unseres Staates, lange Zeit dirigirend im Ministerium des Geistlichen und des Unterrichts. Es war noch kein Jahr verflossen, seit er, der anbringenden Geschäftsfälle erlegend, seinen Abschied nehmen mußte. Nicolovius, selbst eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten, war noch aus jenem alten preußischen Beamtenstamme, in dem Humanität und freie Intelligenz wetteiferten. Seine Wirksamkeit hätte vielleicht noch segensreicher sein können, wenn er mit seiner sittlichen und intellectuellen Kraft mehr positive Energie besessen hätte. Aber die Kraft, den Tactionsmuth zu widerstehen und ihr zu trotzen, ging dem milden Manne ab. In den Streitigkeiten mit den Altlutheranern und den Ultramontanern wollte er Milde; seine Ansichten gingen aber im Staatsrathe nicht durch, und Kränkungen, die er hier erfahren, sollen mit Anlaß zu dem Entschluß, sich zurückzuziehen, gewesen seyn. Was und wie Nicolovius war, das ist nicht zu ersehen, und man wünscht es vielleicht auch nicht zu ersehen, da Cultus und Unterrichtswesen sonst unabhängige Punkte sind, auf ihre eigene ethische Kraft gestützt, jetzt mehr als Branchen einer allgemeinen polizeilichen Ueberwachung der Staatsinteressen betrachtet und controlirt werden sollen. Der Verstorbene, aus Königsberg gebürtig, war in der Schule der Königsberger Philosophen erzogen und mit ihnen persönlich befreundet, desgleichen mit Jacobi, den Stolbergs und mit Goethe verwandt. Die Zeit jener großen Geister war seine Bildungsschule. Wo sind noch Staatsmänner, welche diese Schule durchgemacht haben?

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 24. December 1839.

Italien,
Du bist der Garten dieser Welt, der Dom,
Dem Reiz die Kunst wie die Natur verleiht;
Was gleicht dir selbst in der Verfallenheit?

Byron.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Monselice.

Der Berg, an dessen westlichen Abhang der kleine, ummauerte Marktflecken sich anlehnt, heißt eigentlich Monte Celice. Er bildet einen einsamen Kegel, den südöstlichen Vorposten der Euganeen, der, von welcher Seite man auch nahet, weithin einen äußerst malerischen Anblick gewährt. Von Venedig aus gesehen, ist es der auf der äußersten Linken sich darstellende Schlußring der blauen Euganeenkette. Man steigt unmittelbar vom Markte aus auf einem wohlgepflasterten, breiten Pfade hinan und gewahrt bei jedem Schritte mehr Landhäuser, deren Gärten voll der ausgesuchtesten Obstarten sind. Schon im hohen Alterthum war er bebaut; seinen Gipfel krönte dazumal ein Tempel Jupiters. Von dem Tempel findet sich jetzt keine Spur mehr; ein Kloster ist an seine Stelle getreten. Aber der aus breiten Quadern aufgeführte Thurm der Veste, welche Friedrich Barbarossa auf dieser von der Natur selbst zur Warte bestimmten Höhe errichtet, ist noch da; weitläufige Mauertrümmer ziehen von ihm abwärts, einen emsig gepflegten, reichen Fruchtgarten umgebend. Die untere hohe Mauer, aus einer späteren Zeit, enthält viele in Stein gehauene Figuren, ungestaltene Zwerge, krüppelhafte Gnomen, Fratzenbilder mannigfacher Art, in phantastischer Verrenkung kauernd und lauernd, als solle der gute Geschmack hier keinen Eingang finden. Weiter aufwärts, zur Rechten am Wege, eine Kirche, hinter ihr ein hübscher freier Standpunkt zum Ueberblick der weiten Ebene nach Legnano und Mantua rechts, links nach Rovigo, dessen Thürme den Blick südlich begrenzen. Nun geht man durch das Thor, welches über einen weiten Vorraum immer aufwärts in das Kloster führt. Zur Linken erheben sich auf Treppenterrassen sieben Kapellen in ebenmäßiger Entfernung von einander, die verschiedenen Stationen des vorgeschriebenen Gebets. Ihnen gegenüber oben rechts die Hauptkirche San Giorgio Martire, daneben ein geräumiges Wohnhaus. Hier finden sich im Vorsaal und in den angrenzenden Zimmern Darstellungen aus dem Leben Pietro Duodo's, Venedigs außerordentlichen Gesandten bei Papst Paul V. Eine Reihe prächtiger Gallawagen fährt durch die gaffende Menge über die Plätze Roms; kein Zeichen vom Reichthum des Repräsentanten der mächtigen Republik ist vergessen; auch die Träger der Kasten fehlen nicht, in welchen sich die silbernen Hufeisen befanden, zum Ersatz für die auf dem Wege von den Pferden der Staatscarosse verlorenen, die zu diesem Zwecke eigens lose an den Hufen befestigt und der herzuströmenden

Volksmenge preisgegeben wurden. Der Geistliche, der uns auf alles dieß aufmerksam machte, versprach, etwas noch weit Bedeutenderes vorzuzeigen. Er begab sich in die Sakristei, hing die Stola um und das weiße Uebergewand und hieß einen Kirchendiener die geweihten Kerzen anzünden. Beide schritten voran in eine dunkle Kapelle, gefolgt von vielem Volke, das zugleich mit uns den Berg hinangestiegen war; denn hier fehlt es zu keiner Zeit an Besuchern. Nun wurde Schrein um Schrein geöffnet, und beim Schein der Kerzen fünfundzwanzig Knochenleiber der Reihe nach vorgezeigt, morsche Gebeine, größere und kleinere, alle sorgfältig gelleidet in bunte Stoffe und zum Theil mit Goldkronen geschmückt, unter denen die leeren Augenhöhleu schauerlich kontrastirend hervorblickten. Das seyen fünfundzwanzig Heilige, versicherte unser geistlicher Führer, Geschenke Seiner Heiligkeit des Papstes Paul V. an den frommen Signor Pietro Duodo für die damals neu erbaute Kirche auf Monselice, und selbige seyen begleitet von besonderer Kraft geistlicher Gnaden. Keine andere Kirche außerhalb Rom, fugte er hinzu, besitze solch eine Anzahl von Heiligen, noch solche Kraft des Ablasses. Dies Alles sey besiegelt und verbürgt vom heiligen Vater und die Beschreibung davon zu finden in einem Büchlein, dessen Wichtigkeit er nicht genug rühmen konnte. *

Um den Gipfel des Berges noch vor Sonnenuntergang zu erreichen, beurlaubten wir uns von unserm Führer. Durch eine hohe eiserne Gitterthüre ging es aufwärts über eine breite Treppe, rechts und links mit Feigen und Oliven bekränzt, durch die aus Mauertrümmern einzelne Pinien, Cypressen und Granaten blickten; und so gelangten wir zu Barbarossa's Thurm und Junters Tempelgrund. Die Sonne sank eben hinunter zwischen Nenda und Rua und der goldige Abendhimmel, durch gedämpftere Töne leise übergehend in das tiefste Blau, leuchtete über den Bergen, die in violettem Anhauch glühten. Ringsher der milde Zauber ewiger Natur über dunkle Trümmer ausgebreitet.

Nun zogen Nebel auf am östlichen Himmel, Anfangs nur leichte, schwimmende Flocken, dann mehr und mehr sich wölbend und dichtend zur hellschimmernden Schanze, und zuletzt auf sich thürmend, eine weiße Wolkenburg. Und aus der höchsten zuckt' es wetterleuchtend, und es zuckte nieder bis zur tiefsten, und wieder aufwärts blitz' es schlängelnd, wie wenn Sturmesgeister auf und nieder wirbelten in leuchtendem Verkehr. Manchmal war das Gluhen so stark, daß ein rosiges Gebirge vorlag, in dessen innerste Gänge und Schachten man zu sehen meinte, deutlich drei Regionen unterscheidend, unten matter, durchsichtiger schon in der Mitte, oben ein mächtiger Saal, aus Licht gewoben. Und der alte Jupiter schien daraus hervorzublicken, nach seinen zerstörten Tempeln fragend. Und so oft er nur Trümmer sah und den kahl gemachten Boden, wo einst seine Säulen prangten, furchte er zürnend seine Stirn und zuckte mit den Brauuen; da ward's dunkel in der Götterburg. Und weitauf dann riß er wieder seine Augen, ob denn nirgendwo ein Tempel mehr zu schauen in der alten Pracht; und da zuckte es glühend durch die Wolkenschanze, wie wenn der Olymp in Flammen aufgehen sollte. Und vergebens suchte ich nach den andern Göttern; alle waren längst entflohen dem Flammenstrudel, keine ihrer irdischdimmlischen Gestalten weit und breit mehr zu erspähen. Auch der alte Blitzeschleuderer

* Das Büchlein führt den Titel: Modo da recitare la corona delle cinque piaghe etc. und ist neu aufgelegt in Venedig 1855. Es enthält die Schenkungsurkunde Papst Pauls V., nachträgliche historische Notizen über die betreffende Kirche, eine genaue Angabe der Gebetsformeln bei den verschiedenen Stationen, und die detaillirteste Aufzählung aller droben befindlichen Reliquien. Der Brief des Papstes ist datirt vom 12ten Nov. 1605 und fällt somit gerade in den Anfang des Conflictes, der, ausgehend von einer heftigen Beschwerde Roms, wegen Verhaftung zweier Geistlichen, die Ungehörliches gegen die Gesetze der Republik unternommen, so unerquadend für die Autorität des troy allen noch so triftigen Vorstellungen hartnäckig auf seinen Forderungen beharrenden Papstes endete. Eine unbefangene Darstellung jenes denkwürdigen Kampfes, der die Interessen des ganzen bawaligen Europa in Anspruch nahm, wäre gerade jetzt an der Zeit und eine würdige Aufgabe für einen tüchtigen Historiker. Eine größere Kraft zur Consequenz in stetiger Ruhe und Besonnenheit, als in dieser schwierigen Periode der Senat Venedigs dargethan, bewährt sich kaum in irgend einer der glorreichsten Waffenthaten der Republik; auch erwarb sich ihr Verfahren bald die Zustimmung aller hellen Köpfe des Zeitalters. Die öffentliche Meinung gewann und sicherte ihr aber hauptsächlich das unbedingte Freigeben jedes in dem obschwebenden Streite auftauchenden Pro und Contra, während Rom die Gerechtigkeit seiner Sache immer mehr verdächtigte durch die geschwärzten Interdicte nicht nur gegen die wider seine Ansprüche erscheinenden Schriften, sondern sogar gegen die Leser derselben. So kam es, daß Venedig aus den schwierigsten Verwicklungen vor den Augen ganz Europas triumphirend hervorging. Der wahrheitsliebende Abbé Laugier sagt in seiner venetianischen Geschichte: (Paris 1758 — 1768, 12 Bdl.) „Les Vénitiens eurent tout l'honneur du triomphe et ils devoient l'avoir. Leur résistance portoit sur des maximes qu'on ne peut détruire sans bouleverser les états. Elle se renferma toujours dans les bornes de la modération. Elle fut ferme, respectueuse, et aussi circonspecte qu'il le falloit au milieu des pièges d'une politique souple et artificieuse. — Leur conduite doit servir de modèle à tous les Souverains qui auront des démêlés avec les Papes. En ne faisant que ce qu'ils ont fait, ils n'iront jamais trop loin; et on allant aussi loin qu'eux, ils ne succomberont jamais." Und in Beziehung auf Papst Paul V. sagt er: „Son exemple apprendra à tous ses successeurs, que rien n'est plus dangereux pour eux que l'inconsidération de leurs démarches vis à vis des Souverains, dont l'autorité ne leur est point soumise, et qu'ils n'ont plus rien à gagner dans le conflit de la puissance temporelle avec le pouvoir des élefs."

räumte endlich das auf immerdar verlorene Reich. Schwache Flämmchen zogen dann und wann nachzuckend durch das auseinander weichende prächtige Luftgebäude, bis auch sie verschwanden und der ganze Himmel nur ein weites, tiefes, sternbesätes Blau den Blicken darbot.

So breitet der Himmel, ewig Ein's in sich, in wechselnder Erscheinung sein Gewand aus, bald zerstörende Wetter, bald lebenerweckende Strahlen niedersendend über unsern wandelnden Planeten, auf welchem, dem Theil des Theils, das mannigfachste Leben seine Phasen durchläuft, unter deren nie ermüdendem Erneuen die Tausende und aber Tausende von Menschen theils harmlos und zufrieden sich ergehen, theils dumpf und stumpf hinbrüten, theils gequält und getrieben und gestachelt von unersättlichen Wünschen und Begierden, stachelnd die Rosse treiben, die den großen Kämpferwagen ziehen, der von Zeit zu Zeit beruhigt scheint, gleich dem schlummernden Antäus, bis er mit einem Male in wilderer Bewegung flammend fortrollt und zahllose Opfer fordert.

Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Unvergeßlich eingeprägt müssen den menschenfreundlichen Bewohnern Darmstadts, die sich bei diesem Jammer hülfreich zeigten, jene Tage im Gedächtniß leben. So überschwänglich schmerzvoll war der Eindruck, so gebietend der Drang der Umstände, daß Niemanden einfiel, nachzudenken, wie's nur möglich war, daß so viele tausend Menschen so namenlos elend werden konnten? Es wurde mir späterhin kund, daß gleiche Schauspiele des Entsetzens in Frankfurt a. M., in Dresden u. a. O. Statt gefunden. Die Landstraßen lagen voll Verschmachtender und Todter: nicht allein Gefangene von Napoleons Heer, auch Krieger der Coalition. Die Kriegsgefangenen, Franzosen, Brabanter, Holländer, Rheinländer des linken Ufers, Italiener kamen einhergezogen mit gebrochener Kraft, mit zermalmter Seele; ein Offizier und einige Mann reichten hin, den Transport von Tausenden zu bedecken, ausgehungert, bebend vor Frost und Regennässe, Wäsche und Kleidung faulend um ihre Glieder her, hinsinkend wie die Fliegen; höchstens kümmerten sich die Ueberlebenden um sie, um sie zu entkleiden. Deutsche, Italiener und Niederländer trugen schweigend ihr Elend, die Franzosen aber stießen Verwünschungen gegen den Urheber ihrer Schmach aus, wie sie den Gewaltigen nannten, den das falsche Glück verlassen, dem sie zwei Jahr später wieder jubelnd entgegenstürmten!

Den schaudervollsten Eindruck bereitete uns Allen die Nacht vom 6ten bis 7ten November. Es war Befehl gekommen, alle Gefangenen vor die Stadt hinaus zu transportiren, weil mehrere der angesehensten Aerzte erklärt hatten, sie würden die Einwohner mit dem Typhus anstecken; diese Besorgniß war vollkommen gegründet. Es wurden große Stöße Holz vor das Rheinthor auf eine waldige Ebene gebracht; doch da Abends nach fünf Uhr die Gefangenen noch nicht auf dem Bivouak eintrafen, schleppte man, der Himmel weiß weßhalb, alles Holz wieder fort. So gelangten denn die Unglücklichen, theils zu Fuß, theils auf Tragbahren, unter strömendem Regen auf den Platz, und lagerten auf nackter Erde. Langsam nur wurde das Holz wieder herbeigebracht, doch es wollte nicht brennen. Wer von uns kann die Jammerscenen dieser Sturmnacht vergessen? Welche Kraft reicht hin, sie zu schildern! Viele der Opfer dieses Mißgeschicks fanden in dieser Nacht ein Ziel ihrer Leiden; ihre erstarrten Leichname bedichten das Morgenroth. Abends um acht Uhr war ein bayrischer Offizier mit einem Transport von über 500 Gefangenen vor das Rheinthor gekommen; er mußte sie dort lassen, und verhehlte nicht seinen Schmerz. „Sie sind so folgsam, so gut!“ rief er aus. „Ich hatte auf Nachtquartier und Speisung für sie gerechnet.“ — Sie bekamen nichts, als das Wenige, was Milde ihnen reichen konnte; viele verschmachteten und starben mit gesundem Herzen. Andern Tags eröffnete der edle Wilhelm Stumpf eine Subscription; es dauerte nicht über acht Tage, so war ein Bretterſaal aufgerichtet mit strohbedeckem Boden, die Gefangenen kamen unter Obdach, es wurden Chirurgen zu ihnen geschickt, und Pflege und Nahrung gespendet, wenn gleich nicht vollkommen ausreichend; dies Alles war das Werk einiger Menschenfreunde. Viele der Gefangenen wurden gesund in ihre Heimath entlassen. 1815 trafen wir welche davon in Namur, die, in Reih und Glied durch die Straßen ziehend, uns freudig begrüßten; sie hatten unsere Gesichter nicht vergessen, ich hätte sie nicht wieder gekannt. Erst zwei Jahre waren verflossen, und schon zum zweiten Male gestürzt war der Koloß, dessen Steigen und Fall die Welt erschüttert.

Das Erbarmen, das Henriette von Montenglant gegen die Gefangenen geübt, konnte seinen Eindruck auf Gleichgesinnte nicht verfehlen. Sie wurde von Manchen, die ihr sonst den Rücken gewendet, wieder aufgesucht; auch ihr Sohn kam auf einige Wochen zu ihr; er diente als Freiwilliger unter den schwarzen Husaren und trug den Namen Cronstain. Seine Mutter sammelte ihre Gedichte, empfing von der huldreichen Großherzogin Louise die Erlaubniß, sie ihr zueignen zu dürfen, und gab sie unter dem Namen von Montenglaut heraus, ihren, bis dahin gleichfalls verborgen gehaltenen Familiennamen hinzufügend. Ihre Gedichte kamen mir damals vor, wie

ihre Physiognomie, ihre Züge, regelmäßig, zierlich, von edler Form, doch innern Lebens ermangelnd. Erst später habe ich schöne Lieder, die mich tief bewegten, von ihr gelesen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Das Berliner Jubeljahr. Kunstausstellung.

Die Vorbereitungen zu den Jubilarfeiern des kommenden Jahres haben ihren Fortgang. Das Jahr 40 hat allerdings für die preußische Geschichte bedeutende Präcedenzien, wenn man nur nicht deßhalb Consequenzen für ähnlich hielte. Ueber die fatalistischen Ideen sind wir doch jetzt hinaus. Es ist eine obligate Schmeichelei, daß auch die Buchdrucker sich zur Jubelfeier ihres Gewerbs das preußische Festjahr auserwählt haben. Da man es ihnen hier dankt, weiß ich nicht bestimmt, doch zählen sich auch unsere Berliner Buchdrucker, es würdig zu begehen. Es lassen sich manche große Staaten und Monarchien der Gegenwart ohne Buchdruckerei und ohne Bücher denken. Aber der preußische Staat, wie er wurde und war, ohne die Kraft der Presse sich vorzustellen, ohne die Macht der Rede, auf dem Papier verlautsendfältigt, ist eine schwere Aufgabe. Friedrich der Große ohne seine Schriften, die Eroberungszüge weiter durch die Welt machten, als seine siegreichen Heere, wäre nur der halbe Friedrich. Man bedauptet ja, daß die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts durch seine Werke in Spanien eingedrungen sey, und sie die ersten Brechen in die furchtbaren Mauern der Inquisition gelegt haben. Während die Schriften der französischen simplen Philosophen zurückgewiesen wurden, wagte man nämlich, aus legitimem Respekt, doch nicht, die eines königlichen Philosophen als Contrebande zu confisciren. Es gab eine Zeit, wo man bei uns dies gerne gethan hätte, und noch heut fragt es sich: wird eine offizielle Ausgabe seiner Werke veranstaltet werden? Die Frage, ob ihm ein Monument von Erz oder Stein gesetzt werden soll, scheint noch eher zur bejahenden Entscheidung zu gedeihen. Das Jahr 40, mit dem nächstfolgenden, hat übrigens auch für die Stadt Berlin eine spezielle und sehr wichtige historische Bedeutung. In diesem Jahre im fünfzehnten Jahrhundert begannen mit dem Regierungsantritt Kurfürst Friedrichs II, des zweiten Hohenzollern, die landesherrlichen Kämpfe gegen die alte Freiheit der märkischen Städte. Im Jahre 1442 brach dieser klug und kräftig Fürst in die Thore von Berlin und Köln ein, welche noch immer auf ihre alten Rechte trotzend, den Landesherren das Oeffnungsrecht verweigerten, und nahm den halsstarrigen Geschlechtern ihr Regiment, indem er die verbundenen Städte theilte, eine mehr demokratische Wahl zum Rath und zu den Bürgermeisterstellen einführte, und sich die Bestätigung der erwählten Magistratspersonen vorbehielt. Doch war damit der Kampf nicht geendet, und es kostete mehrere Jahre, bis beide Städte völlig der landesherrlichen Macht unterworfen waren. Ueber diese interessanten, aber historisch dunkeln Momente verbreiten die aufgefundenen Urkunden, welche Herr Fidicin in seinen diplomatischen Beiträgen mittheilt, einiges Licht, wodurch freilich die Schatten daneben nur desto dunkler erscheinen. W. Alexis arbeitet seit einigen Jahren an einem vaterländischen Roman, welcher diesen Stoff behandelt. Er soll auch im künftigen als eine Spende zu diesen Jubilarfeierlichkeiten erscheinen. Derselbe Herr Fidicin hat übrigens jetzt eine gelehrte Kritik herausgegeben, durch welche er die Klödenschen Hypothesen von einer viel ältern Gründung Berlins, als wir anzunehmen und die Urkunden besagen, zu entkräften sucht. Der Streit ist schon sub judice. Warum ihn aber zum Endurtheil bringen? Wo mit scharfe, schlagende Gründe der Verurtheilung absolut das Feld abschneiden, weshalb da der geistreichen Phantasie den Spielraum umgränzen?

Unsere Kunstausstellung nähert sich ihrem Schluß, ohne daß irgend ein chef d'oeuvre angekommen wäre, um das man sich streiten und es durch Bewunderung vernichten könnte. Selbst unter den immer beliebteren Genrestücken ist kein trauter Esel, keine Kirchengängerin, keine Verlobung auf Helgoland; also wenig Aussicht für die Lithographen, die Stickmusterverfertiger und die Porzellanmaler. Aber man ist doch im Ganzen ungerecht, wenn man der Ausstellung in Bausch und Bogen den Werth abspricht; und zu dieser absprechenden Ungerechtigkeit neigt, wie Sie wissen, unser Publikum sich nur gar zu gern. Wo in aller Welt sind Jahr um Jahr so viel neue Ideen in's Leben zu setzen, daß sie jedes Minute der Kritik, der Conversation und der Industrie Anzug geben! Nur das wäre gerecht, daß man die Quantität angriffe, und den Künstlern zurufe: wie können in einem Jahre solche Massen großer und kleiner Bilder fertig werden, und auf die Vollendung, die ihr und wir wünschen. Anspruch haben? Die berühmte Parade von Krüger wird verschieden beurtheilt. Zur Rechtfertigung des Künstlers muß angeführt werden, daß er nur mit Widerstreben an ein Werk ging, das freilich in eben dem Maaße ihm bezahlt wurde, als es ihm Zeit kostete. Welcher Künstler kann Leben und Mannigfaltigkeit in Infanteriekolonnen bringen, die im Parademarsch vorüberziehen! Da brachte er denn zu seiner eigenen Befriedigung als bunteste Staffage das lebendige Berlin in den Vordergrund; da er aber jeden Bekannten als Individuum hinstellen wollte, so ward auch hieraus kein Bildstück der Art werden für kommende Generationen von Werth seyn. Man weiß, wie Berlins Notabilitäten ausgesehen haben; doch, wohl verstanden, nur die Notabilitäten, welche sich auf der Straße sehen lassen oder im Theater. Es gibt auch noch ein anderes Berlin, das sich auf die Art nicht malen läßt; es besucht auch wohl selten die Parademärsche. Wie einige unserer ausgezeichnetsten Künstler unter diese Fatalitäten kommen, ist schwer zu erklären; doch hat sie der Maler auch weislich in den entferntesten dunkeln Winkel gestellt, wo sie weder die Parade sehen, noch eine machen. Manche der Schlachtstücke, sonst gerade nicht Ihres Correspondenten Genre, sind, gegen dieses Bild gehalten, wahrhaft erquicklich, so sprechlich das klingt. Aber da ist Leben, Wahrheit, Ernst darin. Ein bisher wenig genannter Maler, Redlin, hat z. B. das Gefecht bei Goldberg in Schlesien zu Ehren des seligen Herzogs Karl von Mecklenburg, sich zur Aufgabe gesetzt: ein so vortrefflich komponirtes Schlachtgemälde, wie ich in neuerer Zeit wenige gesehen habe. Es ist kein Wonnermannsches Scharmützel, wo sich das Bild von selbst macht, auch kein strategischer Plan des Schlachtfeldes mit Vogelperspektive, à la Van Meulen, was nimmermehr ein Gemälde wird. Der Künstler hat die rechte Mitte zwischen beiden zu halten gewußt. Wir gewinnen den wesentlichsten Charakter des Treffens zur Anschauung, und doch so, daß das Detail in mehreren, wohl motivirten Zügen und warm und interessant entgegentritt. In wie weniger neuen Schlachtstücken findet sich dieser Verein! Es ist gewiß eines der gelungensten Bilder der Ausstellung.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 25. December 1839.

Of a strange nature is the suit you follow!

Shakespeare.
Merchant of Venice.

Von den vier thörichten Braminen.

(Was in diesen Blättern bisher an Uebersetzungen aus dem Indischen gegeben worden ist, gehörte der höheren, der heiligen und Kunstpoesie an. Indien hat aber außer seiner Sanskritliteratur eine sehr reiche Volksliteratur, die nicht nur modernisirte Bearbeitungen älterer Werke enthält (wie in Europa die mittelalterlichen Epen im sechzehnten Jahrhundert zu Romanen und Volksbüchern verarbeitet wurden), sondern auch fortwährend durch Neues bereichert wird. Das Verhältniß der Sanskritsprache zu den verschiedenen Dialekten des Hindostanischen, wie man die jetzt lebende Sprache nennt, ist etwa wie das Verhältniß des Lateinischen zu seinen Töchtern, oder des Altgriechischen zum Neugriechischen. — Das folgende Stück ist einem indischen Volksbuch entnommen, wovon der französische Missionär Dubois eine Abschrift nach Europa gebracht hat. Es ist ganz modern im indischen Sinne, d. h. es ist schwerlich über hundert Jahre alt, und wird den Lesern willkommen seyn als eine Probe aus einem Gebiet der indischen Literatur, das unserm Erzählungs- und Kalenderwesen entspricht.)

An einem schönen Morgen trafen vier Braminen auf der Landstraße zusammen. Die ehrwürdigen Männer begrüßten sich und fragten darauf Einer den Andern, wohin er so frühe schon gehe. Nun war in einer Ortschaft der Gegend ein Samaradana* angesagt, und es fand sich, daß die vier Reisenden sämmtlich auf das Fest geladen und eben auf dem Wege dahin waren. So kamen sie denn überein, in Gesellschaft den Weg zu machen. Wie sie nun so fortschlenderten, begegnete ihnen ein Soldat, der, wie er sich ihnen näherte, ehrerbietig sein Saranai-Aya* sprach, wobei er, wie es sich ziemt, die gefalteten Hände bis zur Stirne erhob. Die Braminen aber riefen wie aus Einem Munde: Assirwahdam! (Segen.)

Unterdeß stieg die Sonne höher, und unsere Wanderer beschlossen, einen Augenblick im Schatten eines großen Baumes zu rasten, der am Wege stand. Ein gottesfürchtiger Mann mußte ihn gepflanzt haben, den Baum, und den Brunnen gegraben neben dem Baume. Die Braminen erfrischten sich und sammelten neue Kräfte. Lange saßen sie schweigend da, denn Keinem kam ein Einfall; endlich unterbrach einer der ehrwürdiger Männer die Stille und sagte: „Man muß gestehen, daß der Soldat, der uns vorhin begegnet, ein höflicher Mensch ist und ein verständiger. Habt ihr bemerkt, wie er mich ansah, als er mich grüßte?“ — „Aber er hat dich ja gar nicht gegrüßt,“ erwiderte der zunächst sitzende Bramin; „der Soldat hat mich angesehen und mir allein seinen Gruß zugedacht.“ — „Ihr irrt Beide,“ fiel der dritte Bramin ein; „ich versichere euch, der Soldat hat

* Ein großes Fest zu Ehren der Braminen.

* Etwa: Ich grüße euch, edle Herren.

mich angeblickt, als er sein Saranai-Aya sprach." — „Mich hat der Soldat gegrüßt," schrie der Vierte, „und keinen von euch. Und zum Beweise, daß sein Gruß mir gegolten, denkt nur daran, daß ich gedankt; hätte ich ihm sonst meinen Segen gegeben?"

Der Streit wurde bald heftig, und man war im Begriff, von Worten zu Thätlichkeiten zu kommen, als einem der vier Wanderer einfiel, daß alles Disputiren zwischen ihnen ja rein fruchtlos sey. „Höret mich," sagte er. „Wozu streiten und schlagen wir uns? Und wenn wir uns nun zanken wie Weiber und uns schlagen, als wären wir unheilige Sudras, * was wird es helfen? Das Alles entscheidet ja unsern Streit nicht, den der Soldat allein entscheiden kann. Unmöglich kann er schon sehr weit seyn, denn es ist bereits warm. Wenn wir gut laufen, so holen wir ihn bald ein. Mein Rath ist demnach, wir kehren um und lassen uns von dem Soldaten selbst sagen, wen von uns er hat grüßen wollen."

Vernunft ist doch eine Gottesgabe und findet immer Gehör. Die drei Braminen lobten den Einfall ihres Genossen und kehrten um. Sie liefen, so sehr sie konnten, und nach zwei Stunden hatten sie glücklich den Soldaten eingeholt. Athemlos riefen sie ihm zu, er möchte halten, und fragten nun, welchem von ihnen denn eigentlich der Gruß vorhin gegolten. — Der Soldat war ein Schalk, der gern auf Anderer Kosten lachte. Ohne sich zu besinnen, antwortete er kurz: „Ich habe denjenigen grüßen wollen, der unter euch der größte Narr ist." Und damit setzte er seinen Weg fort und ließ die Braminen stehen.

Diese standen eine Weile wie verdutzt, kehrten dann langsam um und gingen schweigend ihres Weges. Doch die Stille währte nicht lange. Fast in demselben Augenblick und wie aus Einem Munde riefen alle vier: „Der Gruß ist also mein!" — Jetzt wurde der Streit erst recht heftig. Jeder behauptete, seiner Narrheit komme keine andere menschliche Narrheit gleich, das möge man nur glauben, und er werde sich das nicht nehmen lassen, so wenig als des Soldaten Gruß. Und vielleicht wäre es diesmal zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht einer der Braminen, derselbe, der schon einmal Frieden gestiftet, wieder einen vernünftigen Einfall gehabt und so den hereinbrechenden Sturm beschwichtigt hätte.

„Ich behaupte," so sprach er, „thörichter zu seyn als ihr, und Jeder von euch behauptet dasselbe. Da wir aber alle vier Partei sind, so ist Keiner von uns ein rechter Richter. Wozu wollen wir uns nun zanken, vielleicht gar schlagen? Laßt uns vielmehr gleich nach der nächsten Ortschaft gehen und die Aeltesten zusammenrufen, damit ihr gerechtes Urtheil unparteiisch zwischen uns entscheide." — Gesagt, gethan. Daemapuri lag in der Nähe, dorthin richteten unsere Braminen ihre Schritte. Sie kamen wie gerufen; denn es war eben Gerichtstag, die Aeltesten waren versammelt und es war Niemand erschienen, der eine Klage vorzubringen gehabt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

* Der allgemeine Name für die arbeitende Kaste. Man scheidet die Sudras in ungefähr achtzehn Haupt- und mehr als hundert kleinere Abtheilungen. Sudras und Parias machen neun Zehntel der Bevölkerung aus.

Erinnerungen

(Fortsetzung.)

Ich wünschte Alles von ihr sagen zu können, was nur in der Seele glüht, denn sie war eine merkwürdige Erscheinung, ihre Geschichte würde ein Lehrbuch für die Frauenwelt abgeben. Es war immer schwer, sie von ihrer Lage, oft schwer, sie von ihren Handlungen zu unterscheiden. Ihre Natur war edel, ihr Herz war schön; wahrscheinlich würde ihre Lebensgeschichte, treu aufgeschrieben, ihre Apologie seyn, wenn man durch sie erführe, welchen Einfluß die Liebloßigkeit der Welt, auch äußere Verhältnisse auf ihre Handlungen übten. — Nicht leicht wird Jemand behaupten, daß die Tugend bei der Kaste, zu der Henriette v. M. von Geburt aus gehörte, einheimischer sey als beim Bürgerstand. Sie war sechzehn Jahr alt, als sie entfloh. Vielleicht hatten Convenienz und Familientyrannei das geistvolle, blühende Mädchen einem ekelhaften Greise zugedacht? Vielleicht trat in dem schönen jungen Mann, der sie entführte, das Bild unvergeßlicher, naturgemäßer Lebensverhältnisse vor ihren Blick und erweckte eine unbezwingliche Sehnsucht? Vielleicht entfloh sie, um nicht zu heucheln, nicht zu lügen? Wer kann ermessen, ob sie sorgfältig und fromm genug erzogen, liebevoll genug umgeben war, um in sich selbst gegen Versuchungen Kraft zu finden, um in Pflichterfüllung und frommer Ergebung ihr Lebensglück von Gott zu erwaeten, statt es gewaltsam herbeizuführen? Vielleicht auch war sie zu verwöhnt, zu verweichlicht, zu übermüthig durch Glücksgüter, Rang und Huldigungen, um nicht zu meinen, erlaubt sey, was gefällt? O, könnte sie doch sprechen, die Erblichene, die 1814 einer wandernden Truppe über dem Rhein beigesellt, die „himmlischen Mächte gelaunt, als sie ihr Brod mit Thränen aß, durch kummervolle Nächte auf hartem Lager weinend saß." Ihre Worte würden nicht bloß junge Seelen heilsam erschüttern, sie würden auch Väter und Mütter erleuchten.

Oft sprach sie von Rahel. Sie trug das Andenken der Tage, die sie mit ihr verlebt, wie ein Kleinod der

Erinnerung, zu deſſen Wunderglanz ein thränendes Auge aus der Oede des Alltagslebens hinaufblickt, um nur wieder an Größe und Aechtheit glauben zu können. Möglich, daß Rahel den poetiſchen Funken in ihrer Seele geweckt. Rahel! — der Name ſtand nicht von Anfang im Verzeichniß dieſer Erinnerungen; doch ſie iſt wie eine Pulsader, die durch alle Berühmtheiten unſerer Tage treibt und glüht, und wo ſie auch fern ſtand, muß man unwillkührlich bei Frauen, die ſich ausgezeichnet, an ſie denken. Schon manches Jahr iſt ſie dahin, aber ihrer Worte organiſches Leben entfaltet ſich immer reicher beim raſchen Weiterſchreiten weiblicher Ausbildung, weil ſie, wie alle höheren Geiſter, ihrer Zeit voraus geſtoßen und die kommenden Tage immer helleres Licht auf das Vermächtniß ihrer Liebe für die Menſchheit werfen werden. Und wertthätig war dieſe Liebe. Welch eine Chriſtin war dieſe geborene Jüdin, nicht mit Waſſer, ſondern wahrhaft mit Feuer getauft und mit dem heiligen Geiſt! Ihre Briefe aus Prag, ihre Aufopferungen beim Ausbruch der Cholera, ihre tauſendfachen ſtillverübten Wohlthaten, welch ein Denkmal für ſie!

Schade, daß ein, allzuleicht der Mißdeutung unterworfener Begriff von Emanzipation der Frauen aus Rahels Briefen, Bettinas Phantaſieſtücken und Charlottens St. blutiger That entnommen worden, und dieſe drei Namen zum Feldgeſchrei für den feindlichen Einfall verſchrobener Begriffe erwählt ſind. Rahels Empfindung für Goethe war ein reiner Gletſchertropfen, der ewig am Geſtein ſtrahlt und zittert, aber nie herabſinkt, nicht die Erde berührt. Bettinas Liebe zitterte zwar bernieder, aber doch in einen Blumenkelch, der ſie rein bewahrte, Duft und Farbe umherwob. Ihre Gluth war ganz poetiſcher Natur; welch ein Mädchen konnte Goethe lieben, und den Ausſpruch der Prinzeſſin in ſeinem Taſſo vergeſſen? Wenn die Emanzipationslehre dahin zielt, vom Begriff ſchöner Weiblichkeit, der ewig unangetaſtet bleiben ſoll, die untergeſchobene Frațe weibiſcher Ziererei, geheuchelter Beſcheidenheit, und was ſonſt daran klebt, zu ſcheiden, ſo ſey dieſe Lehre willkommen. Dazu müſſen aber auch alle die Männer, ſelbſt die ſo gerne beide Begriffe verwechſeln, und ſich von weiblichen Geſchöpfen behaglicher angezogen fühlen, als von edler Weiblichkeit, zu beſſerer Einſicht herangeiſen. Die Klügſten und Trefflichſten gehen in die Falle und laſſen ſich verzaubern und beſtricken, wenn ſie die Albernheit von friſchen Lippen tönen hören, in klaren Augen die Sinnlichkeit funkeln ſehen, und werden halb toll vor Entzücken, wenn ein hübſches Mädchen nicht leſen mag, und nicht gut deutſch kann. Sie nennen das ſüße Einfalt, Ideal der Weiblichkeit, und ahnen nicht, wohin das in der Ehe führt. Geiſt muß walten, wo eine Seele lebt; das wahre Ziel weiblicher Ausbildung iſt der Einklang zwiſchen Liebe zum Schönen, Begeiſterung für das Hohe und Erkenntniß heilſam ſchirmender Schranken, zwiſchen Nährung zarter Gefühle und Ausübung ſtrenger Pflicht. Die Natur ſelbſt hat dem weiblichen Daſeyn Grenzlinien angewieſen, die ſich nie ungeſtraft überſchreiten laſſen, indeß doch alle Seelenglut, Geiſteskraft und Gemüthsinnigkeit der edelſten Frau oft kaum für die Prüfungen ausreicht, die über ſie verhängt ſind, und ihre ſtille Größe und Ausdauer groß und ſegensreich wirkt. Das rechte Licht, das der Frauen Lebensbahn verklärt, kommt von oben, der beſte Rath für ſie ſteht immer im Evangelium. Ihnen iſt es gewährt, Söhne und Töchter im erſten Entknoſpen zum Höchſten, was der Menſch hat, zum Gefühl für Gott zu erwecken; wie vermöchte das ein weibiſches Weib? Nicht jede kann eine Maria ſeyn, doch auch die Martha liebte den Herrn und hatte Theil an ihm. Frömmigkeit und Milde ſind der Leitſtern der Frauen, und wenn eine von der Welt und allem Erdenglück verlaſſen wäre, in Gott iſt Troſt, in Gott iſt Rath; nur die Abtrünnigkeit iſt ein Unglück, alles Andere kann beſſer werden.

Nicht Rahels Briefe berechtigen zur endloſen Ausdehnung des Begriffes von Emanzipation der Frauen. Es war viel edle Ironie in dieſer großartigen, aus den mannigfaltigſten Elementen gebildeten Natur, und bei der überquillenden Fülle von Gedanken, mit der ſie ſo treu und glühend zur Wahrheit emporſtrebte, hatte ſie Kämpfe zu beſtehen, bis ſie Gefuhl und Sehnſucht mit der Wirklichkeit verſöhnen, das Wunſchenswerthe dem Beſtehenden aneignen konnte. Jeder Erſchaffung, auch der geiſtigen, liegt ein Chaos zu Grunde; in Rahels Briefen iſt das Chaos neben der Schöpfung zu ſehen. Daß ſie einmal gedruckt würden, kam ihr nicht in den Sinn. Indeß Manche, die ſich viel weiß, innerlich darbt, litt Rahel an Reichthum; ſie hatte der Liebefülle, des Gedankendrangs zu viel, und da ſie kein Kind hatte, legte ſie in inbrünſtiger Liebe die Menſchheit an das Mutterherz und rang für ſie nach Wahrheit bis zum letzten Athemzug.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Schluß.)

Kunſtausſtellung. Poſt- und Fuhrweſen. Geſellſchaftliches.

An trefflichen Landſchaften, beſonders der Franzoſen, war auch kein Mangel, doch kein in die Augen ſpringend Eminentes. Haben wir uns in den Genreſtücken bereits erſchöpft, ich meine in den originellen Erfindungen, und ſind unſere Künſtler dahin gekommen, wo die franzöſiſchen Luſtſpielſchreiber und Vaudevilliſten ſich befinden, die, gar keine naturgemäßen Verhältniſſe mehr aufzureiben, die längſt verbrauchten auf die unnatürlichſte Spitze ſetzen und in die

unnatürlichsten Contraste bringen, um neu zu scheinen und zu wirken? — Es läßt sich nicht leugnen, wie die alten Niederländer unsere Genrekunst an kecker Charakteristik, an Humor, Kraft und Wärme des Pinsels noch immer weit übertragen, so überbieten unsere neuesten Genremaler sie an Ideen. Jene Bilder waren Abrisse aus einem trockenen, derben Leben; wir besitzen von unsern Mitlebenden wirkliche Gedichte in diesen kleinen Bildchen. Und sollten diese Ideen schon ganz verbraucht seyn? Daß wir auf einer gefährlichen Spitze stehen, ist nicht abzuleugnen. Hoffentlich finden sich noch Wege zur ebenen Straße. Da malte Jemand einen reich gewordenen Studenten. In seinem Studierstübchen neben allen, jetzt zurückgeschobenen Attributen eines Lampenfiebers, ein voller Tisch mit alterlei Weinsorten, Austern, Delikatessen, und die Treppe herauf führenden die frohen Commilitonen zum leckern Frühstück. Ein vollständiges launiges Gedicht, wenn man zu dem Vorher noch das Künftig, wie es in der Stube nach dem Gelage aussehen wird, sich hinzudenkt. Aber was für die Feder eine hübsche Aufgabe ist, ist es noch nicht darum für den Pinsel. Ein anderer Maler hat auch einen kostbaren Einfall gehabt, über den man sich ausschütten möchte vor Lachen, nämlich in der Vorstellung, nicht in der Darstellung. Ein italienischer Gypsfigurenverkäufer geht über den Gensdarmenmarkt. Da stürzt ein bissiger Hund in einen Transport Hammel. Das eine geängstigte Thier flieht, stürzt Körbe, Tische der Obstverkäuferinnen um, Getreien, Wuth, Verwirrung von allen Seiten. Aber das ungeschickte Thier läuft auch gerade dem Träger zwischen die Beine. In seinem nächtigen Satze hebt es den ganzen Mann in die Höhe, daß er nur noch mit einer Zehenspitze auf der Erde schwebt. Die natürliche Folge ist, daß sein Brett das Gleichgewicht verliert, und alle Götter und Heroen herabfallen, und zwar in eine Wassertonne. Vorhin ist schon etwas in den schwarzen Schlund gefallen; die weiße Färbung des Wassers verrieth es, ohne das Geheimniß weiter zu enthüllen. Eben hinein stürzt, mit seinem dreieckigen Hute voran, der große Napoleon, ihm folgt jählings eine fette Victoria, und die andern, alles bekannte Figuren unserer italienischen Gypshändler wanken mehr oder minder; ein paar chinesische Pagoden grinsen aus wackelnd an. Welcher ergiebige Stoff zu symbolischen Andeutungen, nur alles viel zu viel Gedanken, zu complizirt zur Entwickelung in einem Bild; und darum wird aus der trefflichen Gedanken ein falsches Bild. Unter den Sculpturarbeiten zeichnet sich eine vortreffliche Danaide von Rauch aus.

Man spricht von bedeutenden innern Umwälzungen in unserem Postwesen. Die Post selbst will jetzt Eisenbahnen bauen, man sagt, aus zarter Rücksicht. Ihr Chef erkläre, er habe es früher nicht thun wollen, um nicht den Vorwurf auf sich zu laden, daß der Staat in die industriellen Unternehmungen der Einzelnen störend eingreife. Jetzt, wo sich herausstelle, daß Eisenbahnen nicht die gehofften goldenen Früchte bringen, werde man den Staat darum bitten müssen, und da wolle er sich großmüthig zeigen. Vortrefflich, wenn Eisenbahnen gebaut werden; wer sie auch baue, wenn sie nur schnell fertig werden und gut. Aber wenn man nur alles Vergangene vergessen könnte, um an diese zarten Rücksichten zu glauben! Die schwer errungene sächsische Eisenbahn muß doch noch immer, statt nach Leipzig, nach Köthen und Halle! Kein Mensch will sich jetzt der Stettiner Bahn erbarmen, keiner Geld geben. Wäre der Widerstand der Post nicht gewesen, zur Zeit, wo man von den Bahnen viel hoffte, so wäre das Geld schon doppelt gezeichnet. Einstweilen hat die Post die Preise ihrer vor einigen Jahren eingerichteten Personenwagen, die von Berlin aus nach frequenten Orten gehen, um die Hälfte erhöht. Durch ihre Errichtung wurden die Privatfuhrgelegenheiten genöthigt, die Segel zu streichen. Sie konnten weder so schnell, noch so wohlfeil fahren. Nun sie gröbstentheils eingegangen, schnellen die Postpreise wieder in die Höhe. Einige, welche die zarten Rücksichten nicht gewahren, wollen dieser Operation nicht ihren Beifall schenken. Auch in unserem Stadtfuhrwesen schwankt es hin und her. Von Neujahr an sollen, neben den Droschken, Omnibus in den Hauptrichtungen fahren. Auch unsere Droschken haben ihren Preis verändert. Die Polizei wollte, im Interesse des Publikums, den Satz noch erniedrigen; die Fuhrherren aber meinten, sie könnten schon bei dem jetzigen nicht bestehen. Ihre Bücher sprechen zu Gunsten ihrer Behauptung, und hier hat ein Gewerk über die Polizei einmal den Sieg davon getragen. Das Publikum verliert nicht zu viel dabei, wenn es statt vier Silbergroschen fünf zahlen muß, eine usuelle Summe statt einer ganz ungewöhnlichen, für die kein Gepräge existirt.

Von dem Tode zweier Schwestern, Damen aus den höhern Ständen, in Folge einer vernachlässigten Operation, will ich Ihre Leser nicht unterhalten; man hört den schrecklichen Vorfall zum Ueberdruß oft erzählen und wiedererzählen. Das Faktum an sich ist herzerschütternd, was es aber für eine Beruhigung gewähren kann, wenn man die Schuld dem Operateur beimißt, und noch dazu dem berühmtesten und gewiß gewissenhaften, ist schwer zu begreifen. Der größte Arzt kann irren, auch der selige Heim hat oft gefehlt. Was bitte es aber, daß man sich's in die Ohren flüstert? Es schwächt nur das Vertrauen schwacher Gemüther, und doch ist kein anderer da, keine höhere, unfehlbare Instanz. — Das Berliner Lesekabinet hat mit dem Winter ein neues, geräumiges und schönes Lokal bezogen; und wenn man die mit Fremden und Einheimischen gefüllten hellen Räume Abends sieht, sollte man wirklich glauben, es sey der faßlos nahle Versammlungsort der Gebildeten und Literaturfreunde geworden. Aber wie viele in Berlin, die sich für die periodische und die gehaltreichere Literatur interessiren, haben noch keinen Fuß hineingesetzt! Es dauert unglaublich lange, ehe sich etwas Tüchtiges in Berlin einbürgert, und noch größer ist die Scheu vor dem populären Oeffentlichen. Die Hälfte der Abonnenten beruht nur noch deswegen die Freundlichen und comfortabeln Zimmer, und holt sich lieber seinen Lesebedarf in seine vier Wände. Und die Zeit der geschlossenen Cafinos ist doch überall sonst vorüber, auch die Literatur verlangt freie Mittheilung. — Der Improvisator Langewarz hat ein Concert gegeben, in welchem er seine Improvisationskunst dem Publikum auf's Neue gezeigt hat. Die Urtheile sind verschieden, doch günstiger als bei seinem ersten Auftreten. — Die Societät für wissenschaftliche Kritik hat den Beschluß gefaßt, sich aufzulösen und ihre Jahrbücher eingehen zu lassen. Die Censurbehörde hatten sich in letzter Zeit in einer Art herausgestellt, daß die Kritik auch in rein wissenschaftlichen Fächern, ohne eine neue Sprache zu erfinden, keinen Ausdruck mehr fand. Zwar wollen Einige ein anderes Motiv in der Zerfallenheit der Hegelschen Schüler unterstellen, und man hätte die Censurstrenge nur als eine willkommene Gelegenheit ergriffen, um zum Faktum einen guten Titel zu erhalten. Indessen wer jene Verhältnisse kennt, weiß auch, daß sie zur Zeit bei uns ein Journal mit Meinungen unmöglich machen. Wenn die Hengstenbergsche Kirchenzeitung und das politische Wochenblatt davon eine Ausnahme zu machen scheinen, so muß man wissen, daß deren Existenz auch durch Ausnahmsregeln begründet ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 150.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 26. December 1839.

Es iſt ein Himmel wunderbar,
Wo ich auf Erden ſelig war:
Das iſt der Kinderhimmel.

Fr. Haug.

Der Weihnachtsabend.

Von Ph. H. Welcker.

Weihnachtsabend, deiner Wonne,
Deiner frühen, denk' ich noch;
Loſch mir auch der Kindheit Sonne,
Glühn mir deine Kerzen doch.

Seligkeit aus Himmelsfernen
War es, die mein Herz erhob,
Wann du mit den ſchönen Sternen
Kamſt, und mich dein Glanz umwob.

Wie dein Glück mit Goldgefieder
Einſt auf meine Kindheit ſank,
Heil'ger Abend, nie ſo wieder
Bringt's mein Sehnen und mein Dank.

In die Zukunft, in die ſchöne,
Wies ein helles Friedensthor.
Welche zaubervolle Töne
Klangen da noch in mein Ohr!

Ach, in welchem Wundergarten
Wandelt noch des Kindes Traum,
Der nach freudigem Erwarten
Sich erfüllt am Lichterbaum!

Und ſo denk' ich meines Traumes,
Und mit goldumblitztem Grün
Meines duft'gen Weihnachtsbaumes,
Und der Zauber all um ihn.

Knieen ſah ich auch die frommen,
Heiligen drei Kön'ge da,
Und dem Kindlein, lichtumſchwommen,
War Maria ſelig nah.

Kommen wieder zu der Feier
Engel von dem Himmelsſaal? —
In den weißen Nonnenſchleier
Hüllt der Winter ſchon mein Thal.

Blitzt nicht dort in trauten Hallen
Wieder auf der Lichter Schein?
Von des Thales Häuſern allen
Blick ich nur in ein's hinein.

Jeden Weihnachtsabend ſteh' ich
Noch im Geiſt an jenem Ort,
Und die goldnen Aepfel ſeh' ich
Und die Kerzen immerfort.

Schöner, als der Hesperiden
Bäume, war mein Weihnachtsbaum;
Wie ein Paradies im Süden,
Glänzt mir auch der Kindertraum.

Und kein Maler malt, kein Dichter,
Was mir nun ist fern gestellt:
Jene Bilder, jene Lichter,
Aus des Knaben froher Welt.

Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Henriette von Montenglaut lud mich zu dem Mittagessen ein, das Ludwig Robert bei seiner Durchreise durch Darmstadt bei ihr einnahm. Ich habe ihm seitdem oft begegnet, ihn aber nie wieder so heiter gesehen. Es war ja die große Zeit, darin alles gekämpft hatte, das Herz des Antheils, die Hand des Erbarmens, der Geist der Schrift, die Seele der Lieder, das Schwert des Kriegers. Dieser Befreiungskampf war ein gewaltiger galvanischer Prozeß, in seinen Zuckungen lebte Alles wieder, was längst dahin. Ludwig Robert las uns seine Kriegslieder. Es war ein heller, milder Wintertag, die Sonne spielte auf den weißen Wänden des Gartensaals, in dessen Windofen die Flamme knisterte. Die Sonne ist der Juwelier der Armen, sie vergoldet die kleinste Hütte und zerstört den Prunk der Paläste, der stets sorgfältig gegen sie geschützt wird. Diesmal leuchtete sie einem stillen, lieblichen Feste in einem bescheidenen Raum, wo drei Menschen die Gedächtnißfeier ihrer Jugend begingen. Aus Rahels liebvoller Seele war ein Strahl in Henriettens Leben gefallen. Ihrer wurde mit Begeisterung erwähnt. Ich wußte Vieles von ihr, was mir Friedrich von Schlegel, Leuchsenring, Adalbert von Chamisso, Varnhagen van Ense erzählt. Schlegel vor Allen legte an jeder strahlenden weiblichen Natur den Maßstab von Rahels Liebenswürdigkeit an, und warf ihn meist, unwillig über die Täuschung, wieder weg. Ich, persönlich, wußte nichts von ihr als die Küsse, die sie mir als einer kleinen Trulle im Itzigschen Gartensaal auf den Mund gedrückt, wetteifernd mit den Töchtern des Hauses in Liebkosungen, von denen ich, an der Hand der Großmutter Karschin, wie taumelnd nach Hause kam, so daß meine Mutter eifersüchtig wurde und mich nie wieder dort hin ließ. — Bei dem genannten Mahle vergaß Henriette v. M. alle ihre Sorgen; weggebannt aus diesem Kreise waren die Schrecken und die Zerrbilder aus ihrer Vergangenheit, nur der Augenblick lebte und übte seine beglückende Gewalt. Späterhin ereignete sich Trübes und Störendes, Alles wendete sich von Henrietten ab; sie meinte, nur ich könne das nicht, sie glaubte an mich, rief das Tiefste in mir zu Hülfe für sich; ohne gewaltige Einwirkungen, denen ich nicht zu widerstehen wußte, hätte ich jetzt keine Härte zu bereuen. O, sey doch keine hart und unerbittlich als gegen unsichtbares Regen in sich selbst! Eines Tages war die Arme, Schwerbedrängte verschwunden. Erst in Berlin sah ich sie wieder, wo sie mit unerhörter Aufopferung für Angehörige darbte und sorgte. Sie wurde von edlen Freunden und Freundinnen aus ihrer Jugendzeit voll Antheil aufgesucht. Späterhin reiste sie mit Henriette Sontag, jetzigen Gräfin von Rossi, nach Paris. Ich glaubte, nun sey ihr Loos gesichert, und der Gedanke that mir wohl; doch 1828 erfuhr ich von Theodor v. Sydow, sie sey nach Holland gegangen, wo sie in Dürftigkeit lebe. Dort, höre ich, ist sie einsam gestorben. — Friede sey mit ihr! Sie hat viel gelitten.

Es wird mir nicht leicht, die Bilder zurückzuweisen, die sich um mich her drängen, wenn ich an die Zeit zurück denke, die ich in Darmstadt verlebt. Von diesem Standpunkt aus trifft mein Blick fast nur auf Grüfte; auf jede möchte ich einen Kranz frommer Erinnerung legen. Andern Tagen sey es aufbehalten. Was das geistige Leben dort betrifft, so stack es noch zu tief im Werden und war zu einseitig nach Einem Genuß, der über Alles geschätzt wurde, gerichtet. Die Oper schlang Alles in sich, für nichts Anderes gab es Sinn, sie stand aber auch auf einer seltenen Höhe und gewährte fast unübertrefflichen Genuß. Das gesellige Leben litt durch die Kluft zwischen dem Adelstand und dem übrigen gebildeten Publikum. So lang die fire Idee von edlem Blut noch besteht, wird es keinen Einklang in der menschlichen Gesellschaft geben, und um so weniger, wo sich ihr der Begriff zugesellt, daß edles Blut für den Mangel des Edlen in jeder andern Hinsicht Ersatz leiste.

Adelheid Reinholt.

Dicht neben der unglücklichen Henriette v. Montenglaut, deren Bild mich in stiller Nacht umschwebt, erscheint mir ihre Landesgenossin Adelheid, den Blumenkranz in den strahlenden Goldlocken, den Schnee des Todes auf den Wangen, die so frisch, jungen Rosen gleich prangten. O, sie war schön! — Abhängigkeit und Schönheit, ihr sollte nie Hand in Hand geben müssen! Schönheit, wie Geist, will Unabhängigkeit von Druck und Drang der Umstände.

Zu vorschnell und lieblos wird der Stab über geistige Bestrebungen der Frauen gebrochen und herber Spott über sie losgeschnellt. Wo hinaus soll er sich flüchten, der zarte Duft des innern geistigen und

gemüthlichen Lebens, den die Welt in die Bruſt zurückſcheucht, wenn nicht in Poeſie und Kunſt, deren Heiligthum immer offen ſteht, wie der Hochaltar, den auch der Verbrecher als Zufluchtsort umfaßt? Iſt nicht in den Augen der Meiſten geiſtige Herrſchaft der Frauen Uſurpation? Hält nicht noch immer die Meinung das ſaliſche Geſetz gegen ſie aufrecht? Freilich iſt's nur der literariſche und anderweitige Pöbel, der von Blauſtrümpfen ſpricht und den abgedroſchenen Witz von „Strickнadeln" aufſtiſcht, beſonders im lieben deutſchen Lande. Ludwig Tieck gibt Adelheid Reinboldts Schriften heraus. Sie hatte, verſchüchtert durch die Rohheit unſerer Schreiblinge, den Pſeudonamen Berthold Schwarz angenommen. Sie pflegte ſeit zarteſter Jugend edle Blüthen, deren Duft nun ihr frühes Grab umſchwebt. Ihr ſeyen hier Wilhelm v. Schlegels Worte zum Denkmal geweiht:

Soll eine Nachtigall auf deinem Grabe klagen,
So ſtirb, noch eh' dein Lenz verblüht.

Von den vier thörichten Braminen.

(Fortſetzung.)

Einer der Vier nahm jetzt für ſich und ſeine Gefährten das Wort und ſetzte der Verſammlung den Gegenſtand ihres Haders auseinander. Nicht das kleinſte Umſtändchen vergaß er. — Der vorſitzende der verſammelten Richter gebot Stille, nachdem er den Vortrag angehört. Darauf ſagte er: „Gern wollen wir in eurer Sache Recht ſprechen, wofern wir das Recht zu finden in Stand geſetzt werden. Nun aber ſeyd ihr fremd; wir von Darmapuri kennen euch nicht. Zeugen, die euch kennen, habt ihr nicht mitgebracht. So bleibt euch denn, meines Bedünkens, nur Ein Weg übrig, der zu einer Entſcheidung führen kann. Jeder von euch beſinne ſich, überdenke ſein ganzes Leben und erzähle vor den hier verſammelten Richtern dasjenige Erlebniß, von welchem er glaubt, daß es ſeine Thorheit am glänzendſten bethätigt und bezeugt. Wir werden aufmerkſam zuhören und den Gruß des Soldaten dem Würdigſten zuerkennen."

Einer der Braminen begann alſo: „Mein Kleid iſt durchaus nicht ſchön, wie ihr ſeht, und nicht erſt ſeit geſtern gebe ich in Lumpen. Die Urſache iſt folgende. Vor mehreren Jahren ſchenkte mir ein reicher Handelsmann in meiner Nachbarſchaft, ein frommer Mann, der an uns armen Braminen viel Barmherzigkeit übt, zwei große Stücke der allerfeinſten Zeuge, ſo fein, wie man nie etwas in unſerm Agradram geſehen, viel weniger getragen. Ich zeigte das Geſchenk meinen Freunden, die es laut bewunderten und einſtimmig behaupteten, dergleichen könne nur eine Belohnung für gute Werke ſeyn, die entweder ich oder einer meiner Vorfahren in einem früheren Leben ausgeübt. Bevor ich mich in die Zeuge kleidete, wuſch ich ſie, wie es unſer Geſetz vorſchreibt, um ſie von der Beſleckung zu reinigen, welche ſie durch des Webers und des Handelsmannes Hände empfangen. Ich hing ſie zum Trocknen auf, indem ich jedes der Enden an einen Strauch befeſtigte. Wie die Zeuge da hingen, ſah ich einen Hund darunter weglaufen; ich hatte aber den Hund zu ſpät bemerkt, um ſagen zu können, ob er meine Zeuge berührt und folglich verunreinigt hatte. Auch meine Kinder hatten nicht Acht gegeben. Was war zu thun? Um der Sache gewiß zu werden, ging ich auf Händen und Füßen unter meinen Zeugen weg; in dieſer Stellung hatte ich etwa die Größe des Hundes. „Hab' ich ſie berührt?" fragte ich meine Kinder, als ich am andern Ende wieder hervorkam. — „Nein," antworteten ſie. Auf dieſe angenehme Neuigkeit that ich einen Freudenſprung. Da fiel mir ein, daß der Hund ſeinen Schwanz hoch getragen und mit deſſen Spitze vielleicht meine Zeuge berührt hatte. Ich mußte alſo noch einmal den Weg machen. Ich ließ mir von meinen Kindern eine kleine Handſichel, ſo daß die Spitze nach oben gerichtet war, auf den Rücken binden. Diesmal, ſagten mir die Kinder, denen ich Aufmerkſamkeit empfohlen, ſeyen die Zeuge leicht geſtreift worden. Nun zweifelte ich nicht mehr, daß auch der Hund mit ſeinem Schwanze ſie berührt, und in einem Anfall von Zorn, der mir die Beſinnung nahm, riß ich die ſchönen Zeuge in Fetzen. — Was ich gethan, wurde bald den Nachbarn bekannt, und Jedermann erklärte mich für den größten Thoren auf der Welt. „Wenn auch," ſagten die Einen, „der Hund die Zeuge berührt, konnteſt du ſie nicht noch einmal waſchen?" und die Andern machten mir Vorwürfe, daß ich ſie nicht lieber armen Subras gegeben. Meine Freunde endlich ſagten: „Wer wird dir in Zukunft Zeuge zum Gewande geben?" Sie haben Recht gehabt, denn ſo oft ich ſeitdem bei frommen und reichen Leuten um eine Kleidung angehalten habe, hat man mir ſtets mit der Frage geantwortet: „Haſt du wieder Luſt zum Zerreißen?"

Als der Bramine ſeine Erzählung beendigt, fragte ihn einer der verſammelten Richter: „Du gehſt wohl recht hübſch auf Bieren?" — „Recht hübſch," antwortete der Bramine, und damit ließ er ſich auf die Hände nieder und machte drei oder viermal die Runde durch den Saal.

„Laßt uns jetzt einen andern hören," ſagte der Vorſitzende. Der Zweite begann.

„Ich wollte eines Tags auf einen Samaradana gehen, der in der Nachbarſchaft angeſagt worden war,

und ließ den Barbier kommen, um mir Haupt und Kinn scheeren zu lassen. Nachdem es geschehen, befahl ich meiner Frau, dem Barbier einen Heller zu reichen; diese ergriff sich und gab das Doppelte. Vergeblich verlangte ich von dem Spitzbuben den einen Heller zurück; er verweigerte ihn hartnäckig, und schon hatten wir uns eine Meile gestritten, als der Barbier sich erbot, den zweiten Heller abzuverdienen. „Ich will Eure Frau dafür scheeren," sagte er. „Das heißt gesprochen wie ein Mann," erwiderte ich ihm; „ja, so kommen wir in Frieden und Gerechtigkeit auseinander." — Meine Frau schrie laut auf, als sie dies hörte, und machte Miene, das Haus zu verlassen. Ich aber ergriff sie, hielt ihr den Kopf fest, und so verdiente der Barbier den zweiten Heller, um den er mich anfänglich hatte betrügen wollen. Meine Frau hörte nicht auf zu schreien, verwünschte mich und den Barbier und vergaß Ströme von Thränen. Als der Barbier das Haus verließ, verbarg sie sich und wollte vor Niemanden mehr erscheinen. Unterdeß kam meine Mutter, und als sie ihre Schwiegertochter sah, überhäufte sie mich mit den heftigsten Vorwürfen. Ich erwiderte kein Wort, denn ich fing an zu merken, daß ich eine Thorheit begangen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Der Landtag. Concerte. Theater. Statue König Augusts. Kunstverein.

Der am 10ten vorigen Monats eröffnete Landtag vermehrt das hiesige äußere und innere Leben. Besonders wird von ihm ein Theil der Gespräche der für das Allgemeine nicht gleichgültigen Gebildeten in Anspruch genommen. Zur wahrhaften Beruhigung gereicht die Wärme, mit der Jedermann an den, das wohlthätige Festhalten der Verfassung zum Gegenstande habenden Erörterungen Theil nimmt. In denjenigen socialen Zirkeln, die auch auf Literatur ihre Blicke richten, ist man vorzüglich auch auf das zu erwartende Preßgesetz gespannt. Im Allgemeinen herrscht der Glaube vor, daß es der Weisheit der Kammern gelingen werde, auch für diese, der Lage der Dinge nach, gar vielfach und fest verschlungene Aufgabe eine in der Hauptsache befriedigende Lösung aufzufinden. An Verbreitung und Beleuchtung der Landtagsverhandlungen fehlt es nicht. Außer den, einen offiziellen Charakter an sich tragenden „Mittheilungen" erscheint auch eine periodische Schrift unter dem Titel: „Landtagsblätter des constitutionellen Sachsens," herausgegeben von Bacherer und Philippi. Außerdem nimmt auch der mit dem Monat Oktober d. J. unter der Aufschrift: „das Wochenblatt," hier herauskommende „Sammler" auf die Sitzungen der Ständeversammlung besonders Rücksicht.

Natürlich äußert die jetzige Anwesenheit so vieler Gebildeten aus der Provinz, die zum Theil ihre Familien bei sich haben, auch Einfluß auf die Vermehrung des Besuchs unserer Schaubühne, der öffentlichen Concerte u. s. w. Zwei Concerte von der berühmten Pianistin, Madame Pleyel aus Paris, waren ungewöhnlich stark besucht. Diese Auszeichnung macht der Dame um so größere Ehre, da der Pianismus neuerlich bei seinen Lorbeerernten mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Es geht ihm beinahe wie der lyrischen Dichtkunst. Die Zahl seiner Bekenner ist so angewachsen, daß die neuaufgestandenen Künstler eine besondere Geltung kaum noch durch die reizendsten Töne zu erringen vermögen. Die neuen Glanzpunkte unserer Bühne beschränkten sich diesmal auf ein einziges Stück, das Lustspiel von Töpfer: „der reiche Mann, oder: die Wasserkur," dessen ergötliches Wesen sich geltend zu machen wußte. Daß Glucks „Iphigenie in Tauris" ein volles Haus und rauschenden Beifall fand, gereicht dem nun schon so lange von seinem Wettkampfe mit Piccini unter der Erde ausschlafenden Musikheros sowohl, als dem Publikum zur Ehre. Die vorzügliche Theilnahme der Zuhörer bei der mehrmaligen Wiederholung der Auberschen „Falschmünzer" verheißt dieser Oper ein ziemlich langes Leben auf dem Repertoire, und daß das Trauerspiel von Rellstab: „Eugen Aram," die Freundschaft der Theaterbesucher sich zu erwerben wußte, davon zeugt wohl der Umstand, daß es ebenfalls seit der vor Kurzem erfolgten ersten Aufführung schon zweimal mit Beifall wiederholt wurde. — Es geschieht übrigens Alles, um die mit der hoffentlich im Laufe des künftigen Jahres stattfindenden Vollendung und Einweihung des neuen Theaters für Dresden beginnende neue Aera des Schauspielwesens, durch Anwendung von allerlei Mitteln, gehörig einzuleiten. So sieht man jetzt die Fenster des großen Saals auf der Brühlschen Terrasse (der neuerlich besonders zur jährlichen Kunstausstellung benutzt wird) noch spät am Abende hell erleuchtet, weil darin Bühnendekorationen verfertigt werden. Trotz der anerkannten Geschicklichkeit des hiesigen Hoftheatermalers, hat man hiezu zwei die Arbeit dirigirende junge Maler aus Paris kommen lassen, welche, bei vorzüglich gutem Geschmacke, in diesem Fache besonders ausgezeichnet seyn sollen.

Nach langem, hartnäckigen Schweigen über das dem verewigten König Friedrich August zu errichtende Denkmal, ist endlich wieder dasselbe von Neuem Gesprächsgegenstand geworden. Viele halten sich eine leitlang mit der Hoffnung geschmeichelt, der erste, nicht gelungene Guß der Hauptfigur werde durch künstlerische Nachhülfe doch noch den bestimmten Platz einnehmen können. Vergebens; eine Wiederholung des ganzen Gusses war unerläßlich. Wenn die Versicherungen mehrerer Sachkundigen sich bewähren, so ist der nunmehrige Guß so ausgefallen, daß, nach erfolgter Eiselrung der Figur, der Aufstellung des trefflichen Kunstwerks des Professors Rietschel kein Hinderniß weiter entgegentreten wird.

Die erprobte nützliche Thätigkeit des Ausschusses unseres Kunstvereins behauptet sich fortdauernd. Ohne Aufhören wechseln in seinem Lokal die Ausstellungen auswärtiger und einheimischer, nicht selten mit dem Stempel hoher Meisterschaft bezeichneter Kunstwerke. Dieser ewige Wechsel neuer, bald bedeutender, bald wenigstens pikanter Erscheinungen lockt immer mehr männliche und weibliche Theilnehmer herbei, so daß an den drei Tagen in der Woche, wo das Lokal jedergeit Vormittags zwischen elf und ein Uhr für die Glieder des Vereins und die durch sie Eingeführten offen steht, eine recht ansehnliche Concurrenz Schaulustiger beider Geschlechter, zumal an Sonntagen, stattfindet.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 27. December 1839.

Wenn's Männer gäbe, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann!

Goethe.

Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Baronin Reden von Stade, geb. Freiin Wurmb.

Auch sie war aus Hannover und starb vielleicht zu derselben Stunde, wie Henriette v. Montenglaut und Adelheid Reinbolt. Wir sahen uns 1811 in Aschaffenburg beim Großherzog von Frankfurt, bei Friedrich von Dalberg, Frau v. Wollzogen und anderswo. In ihren Töchtern Henriette, Hermine, Elise hatte sich die Seelen- und Gemüthspoesie dieser edlen Frau sichtbar verkörpert, welche meist durch conventionelle Rücksichten in ihrem Bezeigen verschüchtert wurde. Sie erschloß nur selten und nur in wenigen Worten, dann aber auch vollgenügend, den Schatz ihres Innern. Am reichsten offenbarte sich dieser in der Erziehung, die sie ihren Kindern gab, und in der ernsten, würdevollen Innigkeit, die sie, gleichstimmig mit ihrem vortrefflichen Gemahl, in der Freundschaft für den Großherzog beseelte. Zu ihrem vertrautesten Umgang gehörte das Dalbergsche Haus, Frau v. Wollzogen und v. Wambolt (geb. Gräfin v. Stadion) u. A. Die meisten der andern Mitglieder des Hofkreises wurden dort gesehen, weil man sie sehen mußte; denn er bestand aus höchst widerstrebenden Elementen, die der milde, klare und edle Sinn des Fürsten nur mühsam, und nicht immer vollständig unter ein Gesetz der Sitte, Gastlichkeit und Würde zu einigen wußte. Es war noch zu viel Sauerteig vom Mainzer Hofhalt vorhanden. Ein hartnäckiger Oppositionsgeist strebte allen Zeitfortschritten entgegen und beschwor mit lächerlicher Geberde die Gebeine des alten Feudalsystems aus ihrer Gruft herauf. In diesen Individuen stand es vor Einem, wie eines Unthiers zerschlagener Kiefer, aus dem noch einzelne Stockzähne hervorragen. In sich selbst lag wenig Einheit in diesen Rudera: intimste alternde Freundinnen des verstorbenen Churfürsten und uralte Stiftsherrn. (Unter den jüngern gab es sehr geistreiche.) Als die drei oder vier ältesten Napoleon vorgestellt wurden, maß er sie mit spöttischem Blick und flüchtigem Lächeln, sagte: Voilà donc le Chapitre de Mayence! und drehte sich weg von ihnen. Warum blieb er nicht so?

Die Familie des Freiherrn Reden von Stade gehörte zu den Gutern, die der edle Karl von Dalberg aus der schönen Zeit geborgen, wo er als Coadjutor von Regensburg heitere, glückliche Tage durchlebte. Manches Jahr noch vergönnte das unerbittliche Geschick dem gewitterschwülen Lebensabend des liebreichen Greises eine Rast im Kreise seiner Lieben; 1812 aber verließ Karl von Dalberg sein Großherzogthum, weil Napoleon das Glück verlassen. Ohnmächtiger Schmerz der Treue weinte ihm

nach. — Früher schon hatten auch Familienleiden das edle Haus Reden getroffen. Leo v. Seckendorf, der Verlobte Henriettens, starb, Hermine von Reden sank in die Gruft in der herrlichsten Blüthe seltener Schönheit und Geistesvorzüge, der Freiherr v. Reden starb noch im rüstigen Mannesalter; so folgte Schlag auf Schlag, Prüfung auf Prüfung, bis der milde Versöhner mit dem Leben, der Tod, die edle Dulderin befreite.

Herzogin v. Broglie.

Nach manchen Berührungen durch gemeinschaftliche Freunde, die mir das treue Bild der Tochter der unsterblichen Staël in Briefen und Gesprächen im Umriß gezeigt, fand ich die Herzogin von Broglie erst 1832 in Paris, wie eine holde Jungfrau blühend, in der stillen Würde, der Krone weiblichen Daseyns, als Gattin und Mutter. — Eine hohe, schlanke, harmonisch schöne Gestalt, in der freundlichsten und sittevollsten Einfachheit der Erscheinung; äußerer Prunk, den sie nur nothgedrungen anlegte, würde mir für sie entweihend gedunkt haben. Ihr Antlitz ein reines, sanftgerundetes Oval, mit regelmäßig schön geordneten Zügen, nichts Widersprechendes, alles wie aus Einem Guß, nichts mit eigenthumlich phantastischem Reiz hervortretend, jedes Einzelne, einzeln genommen, vorzüglich schön gebildet. Das frische Licht der Stirn wurde durch das mildbraune, gescheitelt glatt anliegende Haar im Hervorstrahlen wie ein Sopranton von einem ernsten Akkord begleitet; die großen Augen durften nicht feurig seyn, sie standen immer unter der strengen Herrschaft des innern Lenkers aller äußern Bezeigungen; kaum wagte sich die Thräne des Mitgefühls für Leidende hervor aus dem innern Hort des antheilvollen Herzens. Die Enkelin der Madame Necker war, so weit die Erde es zuläßt, die Verwirklichung des Ideals von schöner Perfektibilität der Weiblichkeit, das jene im Innern getragen und in ihren Schriften aufgestellt hatte, dessen Begriff sie selbst nur theilweis, und am wenigsten durch ihre äußere Erscheinung erfüllt, dem ihrer unsterblichen Tochter ganz männliches Wesen durchaus nicht entsprach, und der sich wunderbarerweise in der Enkelin zur Erscheinung gebracht fand, ein fast einziger, wenigstens weit seltenerer Fall, als die körperliche Aehnlichkeit zwischen Enkeln und Großeltern, indeß Mutter oder Vater ihnen durchaus unähnlich sind. Derselbe Einklang, den die Herzogin von Broglie in Antlitz und Gestalt trug, und in Weisen, Geberde, Haltung, Blick und Stimme hervorgerufen, mußte auch in ihrer Seele walten und brachte ihre Handlungen unter ein höheres Gesetz.

Gewiß war es die Religion, die Grundlage dieser unerschütterlichen Festigkeit des Willens, und die Demuth einer Seele, die sich stets des Bedürfnisses der göttlichen Gnade bewußt ist, die ihr half, denn sie war fromm; die rohe Masse beschuldigte sie der Frömmelei. Die Grenzlinie zwischen beiden ist allerdings leise, nur tief eindringenden Blicken erkennbar gezogen, während das eine vom Himmel, das andere geradezu vom Bösen ist. Sie war fromm! — In Lamartines von ihr entworfenem Bilde habe ich Uebertreibung gefunden; denn es lag heitere Ruhe und kindliches Vertrauen in ihrer Frömmigkeit, sie war die früheste und bleibendste Angewöhnung ihrer Seele, gleichsam die Luft, welche diese einathmete, und in der sie bleibend einheimisch war. Nicht durch Kampf, durch Ausbauer war sie gestählt; sie legte die Rüstung nie ab.

Was ließe sich nicht Alles von ihrer thatkräftigen Menschenliebe sagen! Es wird Vieles über ihrer frühen Gruft laut werden, was sie still verbarg. Nur Einen Zug will ich selbst berichten, weil er sie ganz bezeichnet. Ich kenne in Paris eine seelenvolle Frau, die Abkömmlingin der irländischen Familie Craston, die Nichte von Lally Tollendal, die Wittwe eines tapfern Kriegers, die Majorin La Bussière. — Ihr Gatte verarmte durch die Zeitumstände; er starb in einer abgelegenen Wohnung in den Armen seiner treuen Gefährtin, sein Sterbelager umjammert von drei Verwaisten, Henriette, Aristide, Clarisse.

Am Sterbebett erschien seinem erlöschenden Auge ein Erdenengel der Milde, die Herzogin von Broglie; sie tröstete die Weinenden, indem sie mit ihnen weinte. O, nur keine Trostesworte! sie sind Dolchstiche in des Leidenden Brust! — Sie blieb dort, bis es Nacht war, dann ging sie den weiten Weg heim unter ihr goldenes Dach und kam andern Tags früh wieder. Der Major sollte zur Erde bestattet werden; sie blieb bei der Wittwe und half ihr die schweren Stunden der Einsargung, des Abholens des entseelten Gatten in stillem Mitgefühl, nur durch einzelne Laute und zartes Eingehen in ihren Schmerz tragen. — Aristide ging mit der Leiche; es war ein schwerumwölkter, dunkler Tag, des Kindes Herz wollte an des Vaters Grabe brechen; Aristide sank zusammen, als der Sarg hinunter rollte; wie ein Sterbender wurde er der Mutter heimgetragen, erstarrt vom kalten Regenschauer, dessen sich die Wolken entladen. — Vergebens beeilt sich die Mutter, beeifert sich die Herzogin, ihm Hülfe zu geben; zum Bewußtseyn erwacht, sank der unglückliche Knabe wieder zusammen; er verfiel in Zuckungen, sein Leben war bedroht; es war eine Sturmnacht mit Platzregen, jede Hülfe fern. — Da eilt sie herab die vier Stiegen in ihrer leichten Kleidung, ohne Regenschirm, durch die von Regenströmen mit Fluth angeschwellten engendunkeln, langen Gassen der Vorstadt, hin in ein weitentferntes Haus, zu einem berühmten Arzt hinauf; athemlos nimmt sie ihn bei der Hand, reißt ihn mit sich fort, zurück den bodenlosen Weg, hinauf zu dem Unglücklichen;

„helfen Sie!“ ruft ſie ihm zu, indem ſie auf den kranken Knaben hinzeigt, ſinkt erſchöpft in einen Seſſel, erholt ſich langſam und verläßt die Stätte des Leidens nicht eher, bis der Arzt den Kranken außer Gefahr erklärt.

Nie habe ich ihr geſagt, daß ich's wußte. — Wie hätte ich geglaubt, die Hand des Todes würde dieſe, noch ſo vollblühende Roſe entblättern und das Siegel der Verſchwiegenheit löſen, womit ein zartes Gefühl die Beſcheidenheit und Demuth ächter Tugend ehrt!

Von den vier thörichten Braminen.

(Fortſetzung.)

„Der Spitzbube von Barbier erzählte überall, daß er meiner Frau das Haupt geſchoren, und machte mich zum Geſpötte aller Leute. Dazu wurde die Geſchichte bald verſchönert; man warf Verdacht auf meine Frau, und den andern Tag verſammelte ſich ein Haufen Volks vor meiner Wohnung und verlangte von mir, daß ich die Ehebrecherin ausliefern ſollte, um ſie, verkehrt auf einem Eſel ſitzend, durch die Straßen fuhren zu laſſen. Mit großer Mühe beruhigte ich den Haufen und glaubte mich jetzt gerettet. Aber noch denſelben Abend kamen die Verwandten meiner Frau in größtem Zorne und nahmen mir ihre Tochter weg. Erſt nach vier langen Jahren iſt es mir durch vieles Bitten gelungen, wieder in den Beſitz meiner Frau zu kommen. — Der Vorfall hatte mich den Samaradana verſäumen laſſen, was ich ſehr beklagte; denn er war prächtig geweſen, wie ich hörte, und man hatte die geſchmolzene Butter reichlich aufgetragen. Einige Wochen ſpäter ſagte man an einem andern Orte meiner Nachbarſchaft einen Samaradana an; auf dieſen ging ich. Aber wie wurde ich empfangen! Mehr als achthundert Braminen waren dort, und Alle verhöhnten mich und ziſchten, als ſie mich erblickten. Sie ſchloſſen mich ein und verlangten gebieteriſch, daß ich ihnen denjenigen nennen ſollte, dem zu Liebe meine Frau ihre Pflicht vergeſſen. Der Freche müſſe nach der ganzen Strenge unſeres Geſetzes beſtraft werden. — Ich betheuerte und beſchwur die Unſchuld meiner Frau, und mußte endlich, um ſie zu rechtfertigen, Alles erzählen, wie es ſich begeben. Das Staunen der Zuhörer wuchs bei jedem Worte. Die Einen ſchalten mich und ſagten: „Hat man jemals einer verheiratheten Frau, die nicht ihrer Pflicht vergeſſen, ſolchen Schimpf angethan?“ Die andern verlachten mich und riefen: „Einen größeren Thoren, als du biſt, gibt es nicht auf der ganzen Welt.“ — Ich hoffe, fügte der Bramine hinzu, daß ihr jenen beifallen und mir den Gruß des Soldaten zuerkennen werdet.“ — Und damit ſetzte er ſich.

Dem Dritten ſah man es an, wie er vor Begierde brannte, zu ſprechen. Er ſchaute ſo zuverſichtlich die Richter an, als wäre er ſeines Vorzugs gewiß. Er erzählte aber Folgendes:

„Anantaya war ehedem mein Name. Jetzt heißt man mich überall Betel-Anantaya, und ich will euch ſagen warum. — Es mochte einen Monat her ſeyn, daß meine Frau zu mir gezogen war, als ich ihr bei einem Anlaſſe, deſſen ich mich nicht mehr erinnere, eines Abends beim Schlafengehen die Bemerkung machte, daß doch die Weiber arge Schwätzerinnen ſeyen. Sie entgegnete lebhaft und ohne ſich zu beſinnen, ſie kenne Männer, die wenigſtens eben ſo geſchwätzig ſeyen, als die Weiber. Ich merkte ohne langes Nachſinnen, daß ſie mich meinte, und da mich die ſpitzige Antwort gar ſehr verdroß, ſo ſagte ich ihr: „Laß uns denn ſehen, wer von uns zuerſt den Mund aufthun wird.“ — „Recht gern,“ erwiderte ſie. „aber was gibt der dem Andern, der die Wette verliert?“ — „Ein Betelblatt,“ ſagte ich, und darauf ſchliefen wir ein, ohne ein Wort mehr zu ſprechen. — Als am Morgen darauf die Sonne ſchon aufgegangen war und ich nicht erſchien*, rief man nach mir. Da keine Antwort erfolgte, rief man nach meiner Frau, die eben ſo wenig antwortete. Darauf klopft man an die Thür unſeres Schlafgemachs; man klopft ſtärker, Alles vergeblich. Nun ergreift Schrecken unſer ganzes Haus, man hält uns für todt. Der Zimmermann, den man eilig herbei gerufen, öffnet endlich die Thür, und die Verwandten und Hausleute dringen zu uns ein. Ihre Freude, uns wenigſtens lebendig wieder zu finden, war groß; daß wir aber beide die Sprache verloren hatten (denn weder ich noch meine Frau antworteten auf eine der vielen Fragen, die man an uns richtete), das verbreitete große Trauer. Meine Mutter jammerte laut, und bald waren alle Braminen des Ortes bei uns verſammelt, um zu berathſchlagen, was der Grund dieſer plötzlichen Stummheit ſeyn möchte, und ob es nicht ein Mittel dagegen gebe. Die allgemeinſte Meinung war, wir ſeyen unter der Gewalt eines böſen Zaubers. Schnell ward ein Bote nach dem nächſten Zauberer ausgeſchickt. Er kam, betrachtete mich und meine Frau von allen Seiten, ging einige Mal, geheimnißvolle Worte murmelnd, um uns im Kreiſe herum, befühlte uns und entſchied endlich, daß wir in der That in die Gewalt eines böſen Geiſtes (den er nannte) gefallen ſeyen; der Geiſt ſey ſehr ſtark und hartnäckig und er könne unter fünf Pagoden die Entzauberung nicht bewerkſtelligen. — Obgleich meine Eltern nicht reich waren und fünf Pagoden viel Geld iſt, ſo entſchloſſen ſie ſich doch, die Ausgabe zu machen. Dem Zauberer wurde außerdem noch ein Ehrengeſchenk zugeſagt.

* Zum Gebet.

Schon sollten die Beschwörungen anfangen, als einer der anwesenden Braminen behauptete, unsere plötzliche Sprachlosigkeit sey eine natürliche Krankheit, die zuweilen vorkomme, und er kenne ein Mittel dagegen, das er anwenden wolle. Er ließ eine Pfanne mit glühenden Kohlen hereinkommen und verlangte ein kleines Stück Eisen. Dieses faßte er mit einer Zange, glühte es fast bis zum Schmelzen und drückte es mir sodann zuerst auf die Fußsohlen, dann auf den Arm, dann auf die Magengrube und endlich auf den Scheitel. — Wie groß auch die Schmerzen waren, so duldete ich sie doch, ohne den leisesten Klagelaut hören zu lassen, ja ich hätte lieber mein Leben als meine Wette verloren. — Obgleich das Heilmittel an mir fruchtlos war angewendet worden, und der Bramine nicht viel mehr davon hoffte, so wollte er doch bei meiner Frau wenigstens den Versuch machen. Kaum aber fühlte diese, wie das glühende Eisen ihrer Fußsohle nahe gebracht wurde, als sie laut rief: Appa! (genug), und zu mir sich wendend: „Da hast du dein Betelblatt." — „Hatte ich's nicht vorausgesagt, daß du zuerst sprechen würdest?" sagte ich jetzt zu ihr. „Also habe ich gestern Abend doch recht gehabt: ihr Weiber seyd Schwätzerinnen." — „Meinetwegen," erwiderte sie, „in Zukunft will ich auch nicht mehr gegen dich wetten." Die Umstehenden begriffen kein Wort von unserm Gespräche. Ich erklärte ihnen jetzt die Veranlassung unsers hartnäckigen Schweigens. Da brach ein Sturm von Gelächter und Gescheite gegen mich los. „Wie hast du," sagten die Einen, „deine Verwandtschaft, Freunde und Nachbarn so erschrecken und ängstigen können!" Die Andern aber sagten, nur der größte Thor auf der Welt könne sich so quälen lassen und das um ein Betelblatt, deren man dreißig für einen Heller kauft. Und seitdem nennen mich Alle den Betel-Anatapa."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Schluß.)

Kunstverein. Winter.

In der letzten Zeit erfreuten sich die Besucher des Vereins an einer großen Anzahl trefflicher Gemälde, aus Leipzig hierher gelangt. Nur einiger davon, welche die meiste Wirkung machten, erlaube ich mir zu gedenken. „Der Fischfang im Winter von Wiedenhorf;" es war das höchstliche Genrebild, voll Naturwahrheit und inneren Lebens. Der Alte, auf dem zugefrornen Wasser vor einer aufgehauenen Oeffnung sitzend und fischend, war mit ganzer Seele versunken in die Todtenstille seines Gewerbes. Seine muthmaßlichen Enkel standen daneben, gleichfalls stumm, wie die Mauern, und außerdem noch ein zottiger Hund. Das Ganze des mit starker Eiskruste überzogenen Wasserspiegels und der Landschaft überhaupt war so harmonisch in Allem, wie das mit seltener Sorgfalt ausgearbeitete Einzelne. — In Hinsicht der Ausführung stand ein anderes großes Oelgemälde mit diesem im vollkommensten Gegensatze. Es stellte den Oliver Cromwell in ganzer Figur vor, auf dem Lehnstuhle, an einem mit Akten und Büchern und daneben einem Pistol beladenen Tische sitzend. Von Sorgfalt und Fleiß keine Spur an dem Bilde, welches auch darum nicht allgemein ansprechen wollte, aber doch ebenfalls viele Lobredner und Bewunderer fand. Es war auch gewiß darin die Kunst eines gewaltigen Effekts nicht zu verkennen. Der von Samers, dem Künstler, dargestellte Charakter hatte etwas Mächtiges, schauerlich Ergreifendes. Aus den weitgeöffneten, wilden, rastlosen, widerwärtigen Augen blitzten alle Schrecken der Zeit und der Revolution hervor. Einem Genrebilde von Ban Schendel: „dem Entenmarkte," konnte ein vorzüglicher Beifall kaum fehlen. Der Hauptzweck des, übrigens auch durch die dargestellte Handlung und das Eigenthümliche der handelnden Personen interessanten Bildes ist offenbar die von einem Lichte in der Mitte des mit Enten angefüllten Korbes ausgehende Beleuchtung. — Allgemeine Bewunderung fand auch ein Gemälde von Ulrich, einen Sonnenuntergang auf dem Meere darstellend. — An der Stelle der Leipziger Bilder, von denen die aus der dortigen trefflichen Schletterschen Sammlung gefälligst mitgetheilten am meisten anzogen, ist nun wieder das Lokal von solchen Gemälden voll, die dem Kunstvereine zum Ankaufe eingesendet, auch von ihm zum Theil schon erkauft worden sind. Zu den letztern gehört ein sehr vorzügliches Tableau nach dem achtundvierzigsten Verse des elften Kapitels im Buche der Richter, von Dyer erfunden und ausgeführt. Es ist die zur Opferung bestimmte Tochter Jephtas, welche mit ihren Gespielinnen auf die Berge gegangen ist, das Leid eines so frühen Todes zu beweinen. Außerdem gibt es noch gar manches ungewöhnlich Gute, wie z. B. ein Viehstück von Lope, eine mit Bäumen und Strauchwerk reich ausgestattete Landschaft von Oehme, mehrere Seedarstellungen, worunter besonders eine von dem in diesem Fache bereits wohlbewanderten Grolig, ein Blumenstück von Friedrich, mehrere interessante Genrebilder u. s. w. — Die ausgestellten Gegenstände im Kunstvereine wechseln zum Theil so schnell, wie die Bilder der Zauberlaterne. Eines verräumt oft so plötzlich das andere, daß man im Besuchen desselben recht fleißig seyn muß, will man nicht mancher reizenden Genüsse verlustig werden. — Seit der furchtbaren Donnerstration, welche der Winter am 15ten Oktober dieses Jahrs mit einem übergroßen Schnee machte, der auch von den Freunden der Curiositäten zur Schlittenlust benutzt wurde, hat sich der alte Bursche schleunigst wieder zurückgezogen und uns höchstens dann und wann etwas unhöflich angeblasen. Beinahe der ganze November, sonst der am wenigsten comfortable Monat, ist den Spaziergängern gar nicht ungünstig gewesen. Der allenthalben noch grünende Rasen und die reizenden Hoffnungen der in grünem Golde prangenden Saat besördern die angenehme Täuschung, daß man sich bereits in den ersten Tagen des Lenzes befinde. Wer aber, damit noch nicht zufrieden, sogar dem Sommer schon jetzt verlangt, für den hat so eben unser geschickter Decorationskünstler Enslen, und zwar nicht mit einem gemeinen, hausbackenen, vaterländischen Sommer, sondern mit einem italienischen gesorgt. Eine „Reise auf dem Zimmer" führt uns in die schönsten Gegenden des Landes, wo die Citronen blühen, eine Reise, die uns ohne alle Beschwerde und Gefahr mit einer Schnelligkeit an's Ziel bringt, gegen welche die auf Eisenbahnen gar nicht in Betracht kommt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 151.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 28. December 1839.

— Who the melodies of morn can tell?
The wild brook babbling down the mountains side,
The lowing herd, the sheepfold's simple bell,
The hum of bees, and linnet's lay of love,
And the full choir that wakes the universal grove.

Thomson.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

Zweiter Artikel.

Nach den Säugethieren kommen wir jetzt zu den Vögeln, den leichten Frühlings- und Minnesängern der Natur, welche diese so geistig beleben und verschönern. — Die sanfte oder wilde Musik der unorganischen Natur, die Stimmen mancher andern Thiere haben wohl auch ihre großen, lieblichen und schauerlichen Reize. Ein Hochgewitter, das zugleich Naturconcert und Naturfeuerwerk ist, wie regt es erhabene Empfindungen in uns auf! aber zu anhaltend und zu schwer beugt es Körper und Geist nieder und beängstigt. Mit Vergnügen hören wir der melodisch rauschenden Quelle zu; in ihrem Gemurmel vernehmen wir so gern ein lebendes, beseeltes Wesen; aber endlich werden wir dieser Töne satt, oder wir achten nicht mehr darauf. Das Brüllen des Löwen, aus der Ferne vernommen, mag dem Wanderer in Afrikas Wüsten schauerliche Lust erregen, aber er wünscht es nicht näher, und er erbebt und flieht, wenn es näher kommt. Das Muhen der Rinder, das Blöcken der Schafe auf den Auen und Triften, besonders wenn es sich mit dem Klange von Schellen und Glöckchen vermischt, hat einen süßen, idyllischen Reiz, ohne welchen das Land uns weniger ländlich erschiene; aber es darf doch nicht zu lang oder zu grell ertönen, sonst werden wir dessen müde, es belästigt uns. Wie anders ist es, wenn wir die Stimmen der Vögel vernehmen, selbst der gewaltigen oder verhaßten unter ihnen! Wir brauchen uns wenigstens vor dem Adler nicht zu fürchten, der, hoch über unsern Häuptern schwebend, seine Stimme erschallen läßt; das Geschrei solcher Vögel, in denen der Volksglaube schauerliche Vorbedeutung findet, kann uns nur schrecken, wenn wir selber daran glauben; das Widrige ihrer und anderer Vögelstimmen ist einzelner Mißlaut, der sich draußen in dem großen Naturconcert von tausend wohltönenden Vögeln verliert oder auflöst. — Diese mannigfaltigen Töne vernehmen wir vom Anbruch des Tages an, den sie freudig begrüßen, bis tief in den Abend hinein, mit wechselndem Vergnügen; wir werden des Ohrgenusses, den dieses Stimmenchaos gewährt, so leicht nicht satt. Wenn wir in die Töne der Natur erst etwas Geistiges hinein legen, wenn uns die Stimmen anderer Thiere immer daran erinnern, daß es thierische sind, so ergreift uns der Gesang der Vögel unmittelbar mit geistiger Gewalt; wir glauben schönere, edlere Wesen, ja häufig unsere eigenen menschlichen Töne zu vernehmen. Dieses Menschenähnliche erkannten die alten Griechen wohl, und es liegt Sinn in ihrem Glauben, daß die meisten Vögel vor

Alters Menschen gewesen seyen. Daher die so häufigen Vögelverwandlungen in der griechischen Mythologie. — Wahrlich, ohne Sangvögel möchte ich nicht in den schönsten Ländern leben, z. B. auf einigen Südseeinseln, wo die Eerthie mit den Fleischlappen der einzige Sangvogel seyn soll, noch weniger in einem kalten, rauhen Lande, wie Island, wo nur der einzige Schneeammer die traurige Stille durch sein Gezwitscher etwas unterbricht.

Die Vögel sind von Haus aus musikalisch. Brustthiere vorzugsweise nennt sie der genialische Oken. Aus ihrer Brust tritt die Luft sogar in die Knochen, in die Federn, der ganze Leib ist Ein Athmungsorgan, Eine Brust. — Ueber die Luftbehälter bei den Vögeln, die mit der Lunge communiciren und sich zwischen den Muskeln, so wie in den hohlen Knochen dieser Thiere befinden, hat besonders der englische Anatom und Chirurg John Hunter treffliche Untersuchungen angestellt. Und was die Stimmorgane selbst anbelangt, so findet man, daß ihr Kehlkopf in zwei gesonderte Hälften an die beiden Enden der Luftröhre vertheilt und ihre Zunge mehr schmal, steif und hart, mehr zum Pfeifen und Singen, als zum Schmecken eingerichtet ist. Nur der Papagai und noch einer oder der andere Vogel scheint die genommene Speise wirklich zu schmecken. — Aber auch ganz Gehörthier ist der Vogel. Bei ihm ist das Gehörorgan am vollkommensten ausgebildet, wiewohl ihm die Ohrmuschel fehlt, die aber durch eine gar regelmäßige, kreisförmige Stellung der Federn ersetzt wird. Besonders ausgebildet ist die Schnecke, und aus dieser vornehmlich will man das feine, musikalische Gehör der Vögel herleiten. Ob aber Oken recht hat, wenn er meint, daß auf die hohe Ausbildung des Gehörs die Furchtsamkeit der Vögel sich gründe, und man, weiter schließend, annehmen dürfe, daß Musikanten überhaupt in der Regel furchtsam seyen?

Nicht alle Vögel können bekanntlich pfeifen und singen, so wie ja selbst nicht alle fliegen können. Die Gabe des Gesanges ist besonders den Passerinen oder Sperlingsvögeln eigen; jedoch einigen, deren Mutteresprache gerade nicht die angenehmste ist, wie die Rabenvögel, die Papagaien, die Staaren, kommt das Talent zu, menschliche Worte mit oft recht täuschender Nachahmung aussprechen zu lernen. — Und singen denn auch die sogenannten Sangvögel wirklich? Ist nicht das, was wir Gesang bei ihnen nennen, nur ihre eigenthümliche Thiersprache, aber eine singende, wie es ja auch ganze Stämme oder Völker gibt, die durch singenden Accent sich auszeichnen? Man könnte sagen, was uns verführe, zu glauben, daß die Vögel singen, sey auch bloß der Accent oder die Erhöhung ihrer Stimme. Ist es nicht auch schon manchen Reisenden vorgekommen, als ob die Hottentotten lollerten wie türkische Hähne, da es doch der natürliche Accent ihrer Landessprache mit sich bringt, etwa wie der kundige Herodot die knirschende oder zischende Sprache der Troglodyten in Aethiopien mit dem schwirrenden oder knirschenden Ton der Fledermäuse vergleicht? — Höchstens bei einem oder dem andern Vogel, z. B. bei denen, die zur Gattung der Grasmücken gehören, könnte man es gelten lassen, daß sie mit Absicht oder Vergnügen singen.

Wir wollen uns weiter in keinen Streit einlassen, und bemerken bloß, ehe wir in's Einzelne gehen, daß schon Aristoteles bemerkt, wie die Vögel besonders zur Liebes- und Begattungszeit zu singen pflegen, so wie manche Menschen im Brautstande poetisch werden, reimen und singen; ferner bemerken wir, daß die Sprache der Südseeinsulaner viel von der Vögelsprache an sich her, was man sogleich wahrnehmen kann, wenn man die Wörter: Te hi tig o te ra, d. i. Sonnenaufgang, Tooa te ra, d. i. Sonnenuntergang, oder Pipiri, was einen Monat bezeichnet, aussprechen hört. Auch erinnern manche Vogelstimmen an jenes seltsame: Papo Satan, papo Satan, aleppe, welches Plato in Dantes „göttlicher Komödie" vernehmen läßt; ein Kauderwälsch, das nichts anderes als verdorbenes Französisch zu seyn scheint.

(Fortsetzung folgt.)

Von den vier thörichten Braminen.

(Schluß.)

Die Richter überlegten schon im Geiste, wer von den drei Erzählern den gerechtesten Anspruch darauf habe, als der erste und größte Thor anerkannt zu werden; man mußte aber erst den Vierten hören, und dieser begann also:

„Meine Frau war noch ein Kind, als ich sie heirathete, und blieb deßhalb bei ihren Eltern. Nach sechs Jahren wurde ich benachrichtigt, ich könne jetzt meine Frau abholen, denn sie sey nun erwachsen. Meine Schwiegereltern wohnten eine Tagereise von mir. Da die Nachricht zu einer Zeit einlief, wo meine Mutter krank war, so konnte diese die Reise nicht machen, und so gestattete sie, daß ich selbst meine Frau abholte. Sie empfahl mir, sorgfältig auf mich zu achten, damit ich nichts sagen oder thun möchte, was meinen Verwandten mißfallen könnte. Ich versprach ihr, mich klug und gescheit zu benehmen, und machte mich auf den Weg. — Meine Schwiegereltern empfingen mich sehr freundlich und gaben, um den Abschiedstag ihrer Tochter zu feiern, ein Fest, zu welchem alle Braminen des Orts geladen waren. Am folgenden Morgen entließ man uns. Mein

Schwiegervater war über die Maßen traurig, als hätte er das Unglück geahnt, welches seine Tochter treffen sollte. — Wir hatten die stärkste Sommerhitze und der Tag unserer Reise war ganz besonders heiß. Der Weg führte uns durch eine zwei Meilen lange Sandwüste, ohne Baum und Quelle. Der glühende Sand versengte die zarten Füße meiner jungen Begleiterin, die, solcher Anstrengungen ungewohnt, bald todtmüde war und sich trotz meiner Abmahnungen niedersetzte. Lieber wolle sie hier sterben, sagte sie; weitergehen könne sie nicht mehr. — Meine Verlegenheit war grenzenlos. Da saß ich neben ihr, und wie ich auch saun, kein Mittel fiel mir ein, um meiner armen Frau zu helfen. In diesem Augenblicke kam ein Handelsmann des Weges, der eine Heerde Ochsen trieb, die mit Waaren beladen waren. Ich erzählte ihm mit Thränen in den Augen, was uns begegnet, und bat ihn um seinen guten Rath in dieser Ungelegenheit. — Der Handelsmann hörte mich an und betrachtete darauf meine Frau. Nachdem er einen Augenblick nachgedacht, sagte er: „Bei der tödtlichen Hitze des heutigen Tages ist das Leben der Frau in Gefahr, ob sie nun weiter gehe oder hier in der Sonne bleibe. Ich rathe Euch darum, sie lieber mir zu geben. Ich setze sie auf mein bestes Thier und errette sie so vom gewissen Tode. Zwar ist alsdann die Frau für Euch verloren, aber ist dies nicht besser, als wenn Ihr Euch gar dem Verdachte aussetzt, sie getödtet zu haben? Der Schmuck Eurer Frau mag zwanzig Pagoden werth seyn; hier sind fünfundzwanzig, und nun gebt sie mir." Die Gründe des Handelsmannes leuchteten mir ein. Ich nahm also das Geld und er die Frau, die er eilig auf einen seiner Ochsen hob. Ich setzte meinen Weg fort und kam spät Abends nach Hause. — „Wo ist deine Frau?" fragte meine Mutter, die ganz verwundert war, als sie mich allein zurückkommen sah. Ich erzählte ihr Alles und überreichte ihr dabei die fünfundzwanzig Pagoden. — Meine Mutter war wie versteinert. Aber bald fand ihr Zorn Worte. „Du unsinniger, du elender Mensch," rief sie aus, „hast deine Frau verlauft! eine Brahmnadi einem schlechten Handelsmann! Was wird man von dir denken? Was werden die Verwandten der Unglücklichen sagen, was unsere Verwandten, wenn sie diese Schändlichkeit hören? Wird ein Mensch auf Erden auch nur glauben wollen, daß es einen solchen Thoren gibt wie du bist?" — Meine Mutter hatte Recht. Nach wenigen Tagen kam die ganze Verwandtschaft meiner Frau herbeigelaufen und wollte mich todtschlagen, und nur mit Mühe flüchtete ich mich. Nun kam die Sache vor die Aeltesten unserer Kaste. Daß ich nicht ausgestoßen wurde, verdanke ich dem Ansehen, in welchem mein verstorbener Vater gestanden hatte. Aber ich wurde verurtheilt, eine Buße von zweihundert Pagoden an die Kläger zu zahlen, und demnächst verboten die Aeltesten Jedermann streng, mir jemals wieder eine Frau zu geben. So muß ich denn mein Lebenlang Wittwer bleiben."

Die versammelten Richter berathschlagten eine Weile, konnten sich aber nicht vereinigen. Endlich fanden sie einen Ausweg. Sie urtheilten, da jeder der vier Streitenden unwiderlegliche Proben ganz vorzüglicher Thorheit abgelegt, so habe jeder ein unbestreitbares Recht, sich für den größten Thoren zu halten und den Gruß des Soldaten als ihm zukommend zu betrachten. „Jeder von euch," schloß der Vorsitzende, „hat den Prozeß gewonnen, und nun geht eures Weges im Frieden, wenn es möglich ist."

Die vier Braminen waren mit dem Spruche vollkommen zufrieden. Jeder rief froh: „Ich habe gewonnen! ich habe gewonnen!"

Geheime Memoiren über den Grafen von Paris.

Die Zeiten sind nicht mehr, wo die Franzosen mit einem Dauphin in der Wiege ganz unbefangen Abgötterei trieben. Dieser Cultus des Königthums in Windeln war im Geist der Nation sehr begreiflich, so lange der Hof für alle geselligen Formen den Ton angab. Dies ist nicht mehr der Fall; die französische Gesellschaft hat aber auch seitdem viel von ihrer ehemaligen festen Haltung eingebüßt; das ganze Modewesen ist schwankender geworden, und die Grazie und der Anstand erscheinen gleichsam in keinen offiziellen Ausgaben mehr. Nur viele Erscheinungen beweisen, daß sich die Franzosen unbewußt in einen Zustand zurücksehnen, wobei sich ihre Eitelkeit so viel besser befand, als in der jetzigen Anarchie des Geschmacks und der Begriffe. Daß ihre alte Natur nur zurückgedrängt, nicht umgewandelt ist, beweist unter Andern der Umstand, daß sich die öffentliche Neugierde noch immer sehr lebendig an Alles hängt, was bei Hof vorgeht. Die Journale bestätigen diesen Trieb, jedes nach seiner Farbe; aber die meisten müssen sich und ihre Leser über den eigentlichen Zweck solcher Mittheilungen täuschen. Sie färben daher ihre Hofanekdoten mit Spott, und so entstehen Produkte wie folgendes, das der Constitutionell vor Kurzem unter obigem Titel gegeben hat.

„Der Graf von Paris ist allerdings eine Person von solchem Belang, daß einige Notizen über die Lebensweise des kleinen Prinzen nicht ohne Interesse seyn werden.

„Der Graf von Paris wird am 24sten December sechzehn Monate alt. Er ist groß und gleicht sehr seinem Vater; namentlich hat er den Blick von ihm. — Se. königl. Hoheit steht sehr frühe auf. Nach einem gründlichen Waschbade wird der kleine Prinz angekleidet und sofort zur Frau Herzogin von Orleans gebracht. Damit beginne für ihn das Hofleben. — Zehn Uhr. Der Graf von Paris sieht an einem Fenster des Schlosses die Wachparade aufziehen; er äußert dabei großes Vergnügen. Madame Gossin läßt ihn die Salutationen erwidern, und er thut dies mit vielem Anstand. — Halb elf Uhr. Erste Suppe, sodann kleine

Siehe bis Mittag. — Zwölf Uhr. Der Graf von Paris fährt aus, wenn das Wetter nicht gar zu schlimm ist. Er steigt ab in Neuilly oder St. Cloud. — Drei Uhr. Rückfahrt in's Schloß. Zweite Suppe. Besuch bei der Königin. Sr. k. H. spielt mit seinem kleinen Cousin, dem Prinzen von Würtemberg. Der Herzog von Aumale läßt sich herab, die beiden Kleinen, die er außerordentlich lieb hat, zu unterhalten. Er exerzirt, er trommelt ihnen vor; der Graf von Paris nennt ihn auch nur den „Onkel Plan Plan.“ — Von drei bis sechs Uhr. Der Graf von Paris befindet sich bei seiner Mutter, der Frau Herzogin von Orleans. — Sechs Uhr. Der Prinz verfügt sich wieder in seine eigenen Appartements. Dritte Suppe. Spiel bis sieben Uhr. — Sieben Uhr. Abendgebet. Zu Bette.

„Wohl nie wurde ein königlicher Sprößling weniger durch Schmeichelei verdorben, überhaupt verständiger erzogen. Der Herzog von Orleans hat dem kleinen Prinzen die großen Salons in den Tuilerien ein für allemal untersagt, um ihn den Huldigungen der Großwürdenträger zu entziehen und alle höfische Speichelleckerei fern von ihm zu halten. — Sagt man dem sechzehnmonatlichen Kinde etwas Schönes in Gegenwart der Frau Herzogin von Orleans, so wird sie ordentlich ärgerlich und äußert mit liebenswürdiger Naivetät: „Sie werden ihn mir eitel machen.“ — Der Herzog von Orleans hält den jungen Prinzen so ängstlich fern von Allem, was einer offiziellen Vorstellung, einer Staatsvisite gleich sieht, daß er dem persischen Gesandten sein Gesuch, dem Grafen von Paris aufwarten zu dürfen, nur auf das dringendste Anhalten bewilligte. Die Aufwartung beschränkte sich auch auf wenige Augenblicke. — Der Herzog von Orleans handelt hierin sehr weise. Er weiß recht gut, wenn er nachgäbe und den Grafen von Paris in die Hofluft der großen Salons der Tuilerien tauchte, so würde das arme Kind, bei der dort herrschenden Kriecherei, bald zum Gott, zum Fetisch gemacht.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, December.

Aussichten für die Stadt. Eisenbahnen.

Es ist eine gewöhnliche Redensart, um die Verarberuung und Verschönerung einer Stadt so recht herauszubeben, daß man sagt: „wenn Sie wieder dahin kommen, werden Sie die Stadt kaum wiedererkennen.“ Und gewiß, lange Jahre des Friedens, die steigende Geistescultur neben dem bedeutenden Aufschwung der Gewerbe und der Industrie, die überhands nehmende Reiselust, die vereinfachte und erleichterte Communication, sowie das beliebte Centralisationssystem, haben in den beiden letzten Jahrzehnten überall die Haupt- und Handelsstädte in verhältnißmäßig kurzer Zeit nach Einwohner- und Häuserzahl bedeutend vergrößert, dabei auch nicht selten neben dieser Aeußerlichkeit den Charakter derselben geändert. Ganz besonders gilt dies für Leipzig. In acht Jahren hat es seine Bevölkerung von 58.000 auf 49.000 Seelen gesteigert, in derselben Zeit hat es wenigstens ein Drittheil an Umfang gewonnen. Der Zollverband eröffnete ein frisches Reis auf den altersden Stamm, und seitdem ist Leipzig für das Land eine neu gefaßte Perle geworden. Residenz ist Dresden, vorläufig auch größer und bevölkerter, Hauptstadt ist Leipzig, mit der nicht fernen Perspektive, auch quantitativ die erste Stadt in Sachsen zu werden. Es ist und bleibt der Stapelplatz für den Binnenhandel der Zollvereinsstaaten, der alte Thron des Buchhandels steht wieder fester, als je, und mit der Zeit werden die gegenwärtigen und zukünftigen Eisenbahnen den nördlichen und mittlern Deutschlands in ihm ihren Centralpunkt finden. Die ganze Stadt ist noch im Wachsthum, sie fängt an in eine neue Periode zu treten, welche von der frühern sehr verschieden ist; sie ist noch im Werden. während andere Städte schon längst in sich abgeschlossen sind, und kein neues Kleid anlegen, sondern an das zu kurz und eng gewordene nur Stücke von demselben Zeuge ansetzen. Leipzig ändert nicht bloß seine Physiognomie, es ändert auch seinen Charakter; es wird von allgemeiner Bedeutung für das ganze deutsche Land, für seine geistigen, politischen, wie merkantilischen Interessen. Es fängt jetzt an bei der Abstimmung als große Stadt zu zählen. — Man darf nur ein halbes Jahr abwesend seyn, um erstaunliche Fortschritte wahrzunehmen. Die vor zwei Jahren noch in den Feldern abgesteckten Bauplätze sind jetzt mit Häusern bedeckt, welche sich augenscheinlich zu einer neuen Vorstadt formiren, und nach und nach die nächsten Dörfer, wie Schönfeld, und die Kohlgärten in das städtische Weichbild bringen werden. Gerade in diesen neu entstehenden Stadttheil münden die Dresdner und Magdeburger Eisenbahnen, deren Bahnhöfe hart an einander grenzen. Ersterer ist nun vollendet, planirt und mit den nöthigen Werkhäusern versehen, letzterer kommt zum Frühjahr in Arbeit. Der Unterbau auf der Magdeburger Bahn ist sächsischer Seits bis Stenditz, dem Grenzorte, nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten eines sumpfreichen Bodens, fertig, und man trägt sich allgemein mit der Voraussetzung, daß zu Ostern bis Halle, und um Michaelis bis Magdeburg gefahren werden könne. Die Fahrten selbst geschehen mit Pünktlichkeit und Vorsicht; überhaupt sieht man gleich, daß jetzt die Sache ihren geregelten Gang geht. Von Nachlässigkeit und Unwissenheit der Maschinenführer und dadurch veranlaßten Unglücksfällen, wie anderwärts, hört man hier wenig oder nichts; selbst das Springen von Röhren, woran doch nur die Unvollkommenheit der Erfindung Schuld ist, ereignet sich selten, ebenso vermindern sich die Klagen der Passagiere über Verspätigung und schlechte Besorgung ihres Gepäcks, ein Uebelstand, dessen Abhülfe große Noth that. Die Personenfrequenz nimmt um diese Jahreszeit natürlich bis zur nahen Neujahrsmesse ab, zu dagegen und wider Erwarten die Güterfracht. Auf der ganzen Länge der Bahn wurde kürzlich ein Telegraph errichtet, wo von Station zu Station die Absahrt des Waagenzugs durch bestimmte Signale gemeldet wird; von hier die Wurzen dauert dieses Manöver fünf Minuten, so daß man darnach das Eintreffen der Locomotive genäu berechnen kann. Von Leipzig und Dresden aus wird täglich zweimal, des Morgens und des Nachmittags abgefahren; selten überschreitet die Fahrzeit drei und eine halbe Stunde, ja es ist diese 28 Stunden lange Strecke schon in kaum drei Stunden zurückgelegt worden. Durch ein in der Mitte der Bahn theilweise gelegtes zweites Geleise fällt der frühere Aufenthalt in Oschatz, wo ein Zug auf den andern warten mußte, weg, und jetzt fliegen beide Züge brausend an einander vorüber; ein höchst effektvoller Augenblick.

(Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt Nro. 53.

Sonnabend, 28. December 1839.

[800]

CHARTE DES KÖNIGREICHS WÜRTEMBERG.

In dem Unterzeichneten ist erschienen:

CHARTE

DES

KÖNIGREICHS WÜRTEMBERG

IN EINEM BLATTE,

nach den neuesten Ergebnissen, mit einer Darstellung der Gebirge und Höhen des Landes und der Tiefen des Bodensees,

gezeichnet von

Paulus,

Topographen bei dem Königl. Statistisch-Topographischen Bureau,

in Stein gravirt in der Königl. lithographischen Anstalt von C. Sommer und Rebmann.

Maafsstab $^1/_{320000}$.

Diese neue Charte des Königreichs Würtemberg wurde unter Aufsicht des Königl. Statistisch-Topographischen Bureau bearbeitet, mit Benützung aller Ergebnisse der Landes-Vermessung. Das Blatt ist 2′ 2″ lang, 1′ 5″ breit, hat über 4500 Ortsnamen, zeichnet sich aufser der möglichsten Vollständigkeit insbesondere durch eine deutliche Darstellung der Gebirgszüge, durch Schärfe der Contouren, schöne Schrift u. s. w. aus, und enthält sowohl die Oberamts- als Kreisgrenzen, Posten, Berg- und Hüttenwerke, Salinen, Bäder u. s. w. Wenn sie daher schon an und für sich für die Herren Beamten jedes Zweiges der Staatsverwaltung, wie für jeden Staatsbürger geeignet seyn dürfte, so ist sie auf Schreibpapier noch besonders allen Denjenigen zu empfehlen, welche sie zum Eintragen auf irgend eine Art benutzen wollen.

Wie in der in unserm Verlag erschienenen, aber längst vergriffenen Land- und Höhen-Charte von Würtemberg, so ist auch in dieser wieder eine, jedoch stark vermehrte, Höhen-Charte, nach dem Entwurfe des Herrn Prof. Dr. Schübler, beigefügt; eine weitere Zugabe sind die Durchschnitts-Ansichten von der Tiefe des Bodensees in 12 verschiedenen Richtungen nach den von dem Königl. Statistisch-Topographischen Bureau veranstalteten Messungen.

Preis auf Landcharten-Papier . . . . . 54 kr.
auf gut geleimtem Schreibpapier zum Eintragen . 1 fl.
nach Regierungs- und Oberamts-Bezirken colorirt 1 fl. 12 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1839.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[794] So eben ist bei **Fr. Volckmar** in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Höchst wichtige Aufklärung über das Sinken des Werthes des Goldes. Nach den neuesten Entdeckungen von Arago, Biot und Gay-Lussac, Aus dem Englischen übertragen. 8. brochirt. Preis 4 Gr.

---

[798] Bei **C. Heymann** in Berlin ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Stanf. Eine Dichtung von Th. Scheerer. gr. 8. broch. 1 Rthlr.

Wie auch die Ansichten über das vorstehend genannte Werk verschiedenartig seyn mögen, Originalität und Poesie wird diesem halb philosophischen, halb naturwissenschaftlichen Erzeugniß nicht abgesprochen werden können, und darf es sich dreist den besten Produktionen der neuern Zeit anreihen.

---

[781] Im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin erschien so eben und ist durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten:

Italia.

Mit Beiträgen

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn, F. W. Barthold, Franz Freiherrn v. Gaudy, Gaye, C. Fr. v. Rumohr, H. W. Schulz. Herausgegeben von **Alfred Reumont.**

Zweiter Jahrgang. 1840. Mit einem Titelkupfer.

8. Eleg. cart. 2 Thlr.

Schon der erste Jahrgang dieses gediegenen Taschenbuches, für dessen Werth so namhafte Mitarbeiter

bürgen, hatte sich des ungetheiltesten Beifalls zu erfreuen. In jetziger Zeit, wo mehr auf den Inhalt, als auf äußern Schmuck der Taschenbücher gesehen wird, wird die Italia, welche mit dem innern Gehalt ein elegantes Aeußere verbindet, eine der ersten Stellen unter den besten einnehmen. Es mag genügen, hier den mannigfaltigen Inhalt des vorliegenden Jahrgangs anzuführen: Sclavin und Königin. Von der Gräfin Hahn-Hahn. — Lehr- und Wanderjahre des Raphael Santi von Urbino. Maler-Novelle von C. Fr. von Rumohr. — Der Stumme. Von Franz Freiherrn v. Gaudy. — Die Herzogin von San Giuliano. Mitgetheilt von Alfr. Reumont. — Die Geschichte des Templers von Brindisi, Rogers von Flor, letzten Cäsaren der Romäer in Anatolien, durch F. W. Barthold. — Giacomo Leopardi. Sein Leben und seine Schriften. Von H. W. Schulz. — Die Bronzethüren des Lorenzo Ghiberti. Von Dr. Gaye. — Toscanische Volkslieder. Mitgetheilt von Alfr. Reumont.

---

[668] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cours de littérature française,

par

A. Peschier,

Professeur de littérature française et anglaise à l'université de Tübingue, et membre de plusieurs sociétés savantes.

gr. 8. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Das oben angekündigte Werk wird Jeden, welcher sich in Deutschland mit der französischen Sprache und Literatur beschäftigt und an den Erscheinungen derselben Antheil nimmt, ohne Zweifel sehr erfreuen. Endlich besitzen wir eine Geschichte der Literatur unserer Nachbarn, die weder eine trockene Darstellung des Gegenstandes ist, wie allzuoft in den sogenannten Résumés, und noch weniger eine ganze Bibliothek an und für sich bildet, wie der Cours des Herrn Laharpe, welcher aus beinahe zwanzig Bänden besteht. In diesem neuen Cours, de littérature française" sehen wir, wie sich der nationelle Geist der Franzosen nach und nach ausgebildet, und durch die Reihe der aufeinander folgenden genialen Menschen, können wir die von seinen ausgezeichnetsten Schriftstellern ausgedrückten Gedanken dieses Volkes studiren.

Uebrigens bittet Herr Peschier in seinem Werke, daß man darinnen ja nicht suchen wolle, was ihm nie einfiel hinzusetzen, und hält es für seine Pflicht, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Cours nichts weniger seyn soll, als ein in das kleinste ausgedehntes Verzeichniß der französischen Literatur seit deren Anfange bis zu unserer Zeit; sondern ein unpartheiisches und gerechtes Urtheil über die berühmtesten Schriftsteller, die in Frankreich geboren sind. Wird es ihm vorgeworfen, daß man mehrere solche, welche in der Geschichte der intellektuellen Entwickelung dieses Landes gewöhnlich erscheinen, bei ihm vermißt, so behauptet er, ein literarischer Name habe keinen Werth, wenn er nicht einen neuen Gedanken, etwas Eigenthümliches, Individuelles vorstellt, und die sklavische Heerde der Nachahmer (imitatorum servum pecus) keinen andern Anspruch machen darf, als auf einen Platz in dem bibliographischen Wörterbuch, worin so manche Afterkönige der Literatur in ungestörter Vergessenheit ruhen.

Mehrere Schriftsteller, die in Deutschland sehr wenig oder vielmehr gar nicht bekannt sind, werden in diesem Cours erwähnt; andere sind von dem Herrn Verfasser auf eine ihm ganz eigene Weise dargestellt, z. B. Voltaire, welchem ein bei weitem größerer Raum vergönnt ward als den andern, und V. Hugo, den seine Verehrer vielleicht als allzustreng beurtheilt betrachten werden. Da die Meinungen des Herrn Verfassers über mehrere französische Schriftsteller denjenigen geradezu widersprechen, welche in Deutschland sowohl als in Frankreich ziemlich allgemein verbreitet sind, so wird der literarische Parteigeist mit diesem Werke vielleicht hart umgehen. Doch wird es, trotz seiner etwa paradoxen Behauptungen von Jedermann als ein sehr nützliches Werk anerkannt werden, und als solches nehmen wir uns die Freiheit, jedem Institut und allen Lehrern der französischen Sprache und Literatur dieses neue Produkt des Verfassers der „Histoire de la littérature allemande" zu empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[799] Supplement

zu

Schillers Werken.

In Format, Druck und Velinpapier völlig gleich mit der neuen Taschen-Ausgabe von Schillers Werken erschien so eben vollständig:

Schiller

im Verhältniß zum

Christenthum,

mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß von Poesie und Religion, über antike und christliche Poesie, von Rud. Binder. 2 Bände. 16. geh. Stuttgart, Metzler. Preis 1 fl. 12 kr. oder 16 Gr.

Wohl mehr als je ist gegenwärtig, wo so manche religiöse Parteiungen und Kämpfe Deutschland bewegen, die Frage interessant: wie sich Schiller, der Lieblingsdichter des deutschen Volkes, zur Religion — besonders der geoffenbarten — verhalte? Diese Frage untersucht im Lichte eines milden, freien Christenthums, ebenso über beschränkten Buchstabenglauben, wie über flachen, todten Rationalismus sich erhebend, die vorliegende Schrift. Ueberdies kann sie, indem sie Resultate tieferer Forschung in blühender, anziehender Sprache bietet und über manche, die Jetztwelt bewegende Ideen auch den Laien zu klarerem Bewußtseyn zu führen sucht, zur Verständigung in verworrenen Bestrebungen, zur Versöhnung in durch Mißverstand geborenen Kämpfen wesentlich beitragen. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der österreichischen Monarchie, in Wien bei Karl Gerold.

So eben ist erschienen:

Wien und die Wiener,

ihr öffentliches, häusliches, geistiges und materielles Leben. Ein Wegweiser für Einheimische und Fremde von Jean Charles. 12. Stuttgart, Metzler'sche Buchhandlung. Velinpap. in hübschem Umschlag geheftet. Preis 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Diese Schrift umfaßt in gedrängter Kürze das Interessanteste der großen Kaiserstadt, bespricht lebhaft, heiter, eindringlich und pikant Alles, was der gebildete Reisende mit Recht verlangen darf, berichtigt manche über diese lebenskräftige Residenz noch bestehende Vorurtheile, gleichwie sie manche Schattenseite derselben humoristisch beleuchtet. Sie belehrt den Reisenden, indem sie ihn unterhält, ohne der Wahrheit durch ihre

Heiterkeit Eintrag zu thun. Der Anhalt ist folgender: Eintritt. Wien: die Stadt; Gasthöfe und Gasthäuser; Polizei; Theater; Kaffeehäuser; der Prater; Schönbrunn und Hitzing; geistiges Leben; Zeitungen und Journale; ästhetische Gesellschaften; das literarische Kaffeehaus; bildende Kunst und Künstler; Musik; der Hof; öffentliches Leben; das Fiaker; Ausflüge; tutti frutti; Ueberblick. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der österreichischen Monarchie, in Wien bei Gerold, Pest bei Hartleben, Preßburg bei Wigand, Lemberg bei Millikowsky, Prag bei Calve, Brünn bei Seidel, Grätz bei Herbstl, Linz bei Fink, Salzburg bei Mayr.

Lesecirkeln und Leihbibliotheken

werden empfohlen die bei Metzler in Stuttgart nun vollständig ausgegebenen, vorzüglich interessanten Romane:

Ehevertrag oder der Mann von Ehre, von Lady Lytton Bulwer. Aus dem Englischen nach der 3ten Ausgabe übersetzt von Gustav Pfizer. 5 Bände. gr. 8. geh. 7 fl. oder 4 Thlr.

Ella oder des Kaisers Sohn (Herzog von Reichstadt), von Mistreß Lambert. Aus dem Englischen von Gustav Diezel. 3 Bände. gr. 8. geh. 7 fl. oder 4 Thlr. Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der österreichischen Monarchie, in Wien bei Gerold.

---

[781] Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bretschneider, Dr., C. G., Lexicon manuale graecolatinum in libros Novi Testamenti. Editio III. emend. et aucta. 4 maj. cart. Rthlr. 5. —

Dessen Handbuch der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche, oder Versuch einer beurtheilenden Darstellung der Grundsätze, welche diese Kirche in ihren symbolischen Schriften über die christliche Glaubenslehre ausgesprochen hat, mit Vergleichung der Glaubenslehre in den Bekenntnißschriften der reformirten Kirche. 2 Bände. 4te verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. Rthlr. 5. —

---

[668] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Die Maaße und Gewichte der deutschen Zollvereins-Staaten

und vieler anderer Länder und Handelsplätze in ihren gegenseitigen Verhältnissen.

Nach den neuesten amtlichen und andern zuverlässigen Angaben berechnet

von

C. L. W. Aldefeld,

Königl. Preuß. Regier. Secret.

8. in Umschlag brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: Anhalt-Köthen und Anhalt-Dessau, Baden, Bayern, Belgien, Birkenfeld, Böhmen, Braunschweig, Bremen, Croatien, Dänemark, Dalmatien, England, Frankfurt a. M., Frankreich, Galizien und Lodomirien, Hamburg, Hannover, Kurfürstenthum Hessen, Hessen-Darmstadt, Hessen-Homburg, Holland, Holstein, Illirien, Kirchenstaat, Krakau, Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg, Lombardisch-Venetianisches Königreich, Lucca, Lübeck, Luxemburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Modena, Nassau, Oesterreich, Oldenburg, Parma mit Piacenza und Guastalla, Polen, Portugal, Preußen, Fürstenthümer Reuß, Rußland, Königreich Sachsen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Sachsen-Weimar-Eisenach, Sardinien, Schweden, Schweiz, Sicilien, Siebenbürgen, Slavonien, Toscana, Ungarn, Waldeck, Wallachei, Württemberg. Anhang: Uebersicht der Münz-, Gold- und Silbergewichte.

Das vorliegende Werk ist ein Handbuch für Kaufleute, Beamte und Geschäftsmänner jeder Art; es wird auch als Quellenschrift nicht unbeachtet bleiben, indem es nach den neuesten Bestimmungen bearbeitet und für jeden Platz die daselbst am häufigsten vorkommenden Vergleichungen liefert. Die Wahl der verglichenen Maaße und Gewichte ist weder, wie bei Jäckel, allgemein gleichartig, noch ist sie dem Zufall überlassen worden; der Verfasser verdankt sie der Mittheilung erfahrener Kaufleute. Die Anordnung und Reihenfolge der Artikel anlangend, hat der Verfasser, abweichend von ähnlichen Schriften, vorgezogen, die Staaten unter sich alphabetisch zu ordnen; diese bilden demnach Haupt-Abtheilungen, welche zuerst die gesetzlichen oder allgemein üblichen, und demnächst die Local- und älteren Maaße und Gewichte enthalten. In dem Anhange sind Behufs besserer Uebersicht des Unterschiedes die verschiedenen, unter dem Namen der Kölnischen Mark bestehenden Gewichte verglichen mit französischen genauen Grammen, holländischen Troy-As und der preußischen Mark zusammengestellt. In der Vorrede sind die argen Mißgriffe in andern Werken, namentlich hinsichtlich der Gewichtsangaben im Neilsen'schen Taschenbuche, nachgewiesen.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[771] In allen Buchhandlungen ist zu haben und als bestes Bildungs-, Gesellschafts- und Unterhaltungsbuch jungen Leuten zu empfehlen die zweite verb. Aufl. von:

Galanthomme,

oder der Gesellschafter wie er seyn soll.

Eine Anweisung, sich in Gesellschaften beliebt zu machen und sich die Gunst der Damen zu erwerben.

Ferner enthaltend:

40 musterhafte Liebesbriefe, 28 poetische Liebeserklärungen, eine Blumensprache, eine Farben- und Zeichensprache, 24 Geburtstagsgedichte, 40 declamatorische Stücke, 28 Gesellschaftsliader, 30 Gesellschaftsspiele, 18 belustigende Kunststücke, 24 Pfänderlösungen, 95 verfängliche Fragen, 30 scherzhafte Anekdoten, 22 verbindliche Stammbuchverse, 80 Sprichwörter, 45 Toaste, Trinksprüche und Kartenorakel.

Herausgegeben vom Prof. S...t.

8. broch. Preis 25 Sgr.

Dieses Buch enthält Alles das, was zur Ausbildung eines guten Gesellschafters nöthig ist, weßhalb wir es zur Anschaffung bestens empfehlen, und im Voraus versichern, daß Jedermann noch über seine Erwartungen damit befriedigt werden wird.

---

[797]

Preis-Herabsetzung.

Allen Freunden der Belletristik, Leihbibliotheken und Lesezirkeln, so wie Jedem, der Unterhaltung in guten Büchern sucht, bestens empfohlen.

Eine Sammlung großentheils in den letztern Jahren von den anerkanntesten Schriftstellern

Romane, Novellen, Theater- und Unterhaltungs-Schriften, welche im Ladenpreise 158⅓ Thlr. kosten, erlassen wir bis Ostern 1840

117 Bände, zusammen für 36 Thlr.

Wer die ganze Sammlung nicht nehmen will, und einzelne Werke wählt, zahlt für Werke, deren Ladenpreis 100 Thlr. ist, nur 25 Thlr.

„	„	„	50	„	„	18 „
„	„	„	30	„	„	12 „
„	„	„	20	„	„	9 „
„	„	„	15	„	„	7½ „

Den Werth der Schriften verbürgen die Namen der Autoren: W. Alexis, Apel, Balzac, Blum, Bouilly, Fouque, Förster, Kuhn, Leising, Moore, Müchler, Nicolai, Oehlenschläger, Pigault-Lebrün, Scarvola, Scott, Tiedge, Trommlitz, Voß, Weissenthurn, Winkelmann rc.

Jede solide Buchhandlung liefert die Werke zu den ermäßigten Preisen, so wie auch gratis ein Verzeichniß derselben.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[785] Bei F. S. Mittler in Berlin erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gudrun.

Nordsee-Sage.

Nebst Abhandlung über das mittel-hochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordsee-Sagenkreis.

Herausgegeben von

Jan Marte (A. Schulz.)

Ladenpreis cartonnirt: 1½ Thlr.

Das Literaturblatt von Menzel nennt es:

Eine bewundernswürdige Dichtung, die wohl den schönsten epischen Gedichten der Vorwelt an die Seite zu setzen ist.

Eine Sage, deren ungemeine Schönheiten nicht zu verkennen sind und unwillkührlich an die Odyssee erinnert. Wir machen nur noch auf den poetischen Werth dieser Dichtung aufmerksam. Die Kraft und Raubigkeit des Nordens mit so lieblicher und rührender Anmuth gepaart zu finden, ist selten und macht auf das Herz des Lesers unfehlbar einen tiefen Eindruck.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Geschichte

der Glasmalerei

in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit.

Von

M. A. Gessert,

Rechtsgelehrten.

gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Diese Geschichte der Glasmalerei ist die erste selbstständige und erschöpfende Bearbeitung dieses kunstgeschichtlichen Stoffs, denn das Wenige, was Levieil in seiner Art de la peinture sur verre über deren Geschichtliches schrieb, betrifft lediglich Frankreich und die Niederlande, erstreckt sich kaum auf die drei älteren Perioden dieser Kunst, und ist, wie mehr oder minder alles seither über Glasmalerei geschriebene, seiner historischen, technischen und sonstigen Irrthümer oder Entstellungen wegen nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen. Gegenwärtige geschichtliche Darstellung hingegen der Schweiz, Italien und Spanien, kurz allen Ländern, wo sie je Pflege gefunden, und ist um eine Periode, gerade die wichtigste, die ihres neuerlichen Aufschwungs, reicher. Wie weit aber der Herr Verfasser, indem er dem Bekannten neues hinzugefügt, jenes gesichtet, zurechtgestellt und verständlicht, dieses aber in gebührenden Zusammenhang mit jenem gebracht, kurz das erreicht, was zu erreichen galt, wird den Leser auch ohne Fürwort, welchem der Erfahrene, obnehin nicht zu viel traut, ermessen.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[795] So eben sind vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Thomas Moore's

poetische Werke

deutsch von

Theodor Oelckers.

Taschenausgabe in vier Bänden.

Mit Moore's Portrait von Schwerdgeburth.

Preis für alle 4 Bände 2 Rthlr.

Es bedarf wohl nur der Anzeige, daß diese, nach allen stimmfähigen Blättern höchst gelungene Uebertragung der Werke des gefeierten Moore, vollständig erschienen ist, um alle Freunde classischer Dichtungen zur Anschaffung dieser wohlfeilen und elegenten Ausgabe zu veranlassen.

Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

---

[796] **Höchst zeitgemäßes Werk für die Jugend!**

So eben ist bei Unterzeichnetem erschienen:

Conversations-Lexikon

für die Jugend,

mit einem Bilderatlas.

Herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten.

Erste Lieferung à 3 Gr.

Von diesem in aller Beziehung zeit- und zweckgemäßen Werke ist der Prospectus und die hier angekündigte erste Lieferung in allen Buchhandlungen zu haben. Hinsichtlich der Einrichtung desselben verweisen wir theils auf den Prospectus, theils auf die Vorrede des an der Spitze der Redaktion stehenden Gelehrten, welche in diesem ersten Hefte befindlich ist. Durch Beides werden Eltern, Erzieher und Freunde der Jugend die Ueberzeugung gewinnen, welch ein höchst nützliches und angenehmes Geschenk sie den Lieblingen ihres Herzens mit diesem werthvollen und schön ausgestatteten Werke ohne großen Aufwand machen können.

Das ganze Werk erscheint binnen Jahr und Tag in 24 Lieferungen à 4—4½ Bogen, von denen je 6 einen Band bilden. Jede Lieferung kostet nicht mehr als 3 gGr. Mit der letzten Lieferung erscheint ein erklärender Bilderatlas dazu.

In allen Buchhandlungen wird Subscription auf dieses Conversations-Lexikon angenommen. Der Verleger hofft, durch Gehalt, Ausstattung und Preis desselben sich den Dank der Jugend und Aller, welche für die Bildung der Jugend Sorge tragen, zu erwerben, jedoch auch durch zahlreiche Subscriptionen sich für die Opfer entschädigt zu sehen, welche er diesem nützlichen Werke mit wahrer Liebe zur Sache bringt.

Meissen.

Buchhandlung: F. W. Goedsche.

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 30. December 1839.

— Du reisst mit Verstand
Und suchst nicht deutschen Brauch in der Sarmaten Land.

Opitz.

Bilder aus Ungarn und Polen.

Leben in Galicien.

Wer nie in Polen gereist ist, der kommt in die größte Verlegenheit, wenn er Jemanden aus den untern Volksclassen etwas gibt, oder von ihm um eine Gefälligkeit angesprochen wird. Mit dem Hute in der Hand macht der Mann eine gewaltige Reverenz und beugt sich dabei tief gegen den Angesprochenen, als wolle er seine Füße küssen oder seine Knie umfassen. Der Fremde sieht darin eine tiefe Erniedrigung des Menschen; hat man sich aber nur erst daran gewöhnt, so erscheint einem die Sache nicht anders, wie jede andere Art des Dankens und Bittens, ja man findet zuletzt etwas Graziöses darin, weil die Leute ihre Reverenz mit einer gewissen Gewandtheit machen. Auch die Frauenzimmer benehmen sich mit gleicher Devotion, nur machen sie ihre Verbeugung weniger tief. Diese Sitte trifft man erst, wenn man innerhalb der Grenzen des ehemaligen Polens kommt, und sie hört sogleich auf, wenn man unter die stammverwandten Slawaten in Mähren und Ungarn tritt.

In ganz Polen, also auch in Galicien, herrscht unter dem gemeinen Landvolke tiefe Armuth, die dasselbe aber nicht in dem drückenden Grade zu fühlen scheint, als sie den Fremden unangenehm berührt. Die vielen auf den Straßen in den Dörfern umherlaufenden nackten Kinder geben davon das beste Zeugniß. Sieht man dies, so möchte man meinen, es müsse hier ein verzwergter und verkrüppelter Menschenschlag entstehen, und doch trifft man gerade das Gegentheil. Kräftige, starke Männer und gesunde, wohlgebildete Frauen bilden die Mehrzahl der erwachsenen Bevölkerung, worüber man sich um so mehr auch noch deßhalb wundert, weil das Branntweintrinken ein Hauptlaster ist, und weil sehr häufig die wenigen ersparten Kreuzer auf dieses Labsal verwendet werden. Bei solcher Gelegenheit herrscht die innigste Harmonie zwischen Männern und Weibern, und letztere geben im Bescheidthun den ersteren wenig nach. Ein Schauspiel der Art in einer Judenschenke unterhielt mich mehr, als ich von einem solchen Gelage erwarten konnte, zumal sich mein Inneres stets empört, wenn ich sehe, wie solche Bacchanalien das Volk in die tiefste Erniedrigung stürzen. Etwa zehn Männer und fünf Weiber waren in der Kneipe versammelt und tranken einander den Nektar fleißig und freundlich zu. Alle waren berauscht, einige so, daß sie sich nur noch schwer auf den Füßen hielten, andere weniger. Die Weiber waren ungemein zärtlich, aber dabei nicht indecent, und sangen Lieder, in welche die Männer mit einstimmten. Ein entsponnener Zank, wobei die Schimpfreden wie Wasserbäche flossen, endigte mit einer

allgemeinen Aussöhnung, die, um besser zu gedeihen, wieder fleißig begossen wurde. Der Jude hielt jedoch auf Ordnung. Mit imponirender Wirthsmiene trat er unter die Gesellschaft und forderte sie zum Gehen auf. Zu meinem großen Erstaunen folgte man ihm, wie einem Constable in England. Es war Abend und der Schabes war angebrochen. Wer weiß, ob er sonst so streng gewesen wäre. Im Vergleich zu den sogenannten Wasserpolen in Oberschlesien waren die hiesigen überaus gemäßigt und fugsam; denn bei jenen geht es bei solchen Trinkgelagen fast nie ohne blutige Rauschereien ab. — Die hier mitgetheilte Scene war nicht die einzige der Art, die ich in Galicien sah, keine aber war wilder und ausgelassener.

Der gemeine Pole ist sehr religiös, und zwar bis zur Bigotterie. Vor seinen Heiligenbildern und Crucifixen, die an den Straßen stehen, kniet er andächtig nieder und betet. Diese Bilder sind meistens grauenhafte Fratzen. Am häufigsten begegnet man der Bildsäule eines Heiligen, ich vermuthe des heiligen Stanislaus, gegen welche die Nürnberger Holzwaaren Statuen von Canova oder Thorwaldsen sind.

Ich begegnete einem Leichenzuge. Auf einem Bretterwagen, von Ochsen gezogen, stand der Sarg, mit dem man dahin fuhr, als sey es irgend eine Waare. Eine Schaar Männer und Weiber folgte, erstere in ihrem kuhhaarenen braunen Mantel, einen breitkrempigen Hut mit niedriger Kappe auf dem Kopfe, ohne Weste und engen Beinkleidern von selbstgesponnenem und gewobenem Wollenzeuge, und Sandalen an den Füßen. Die Bevölkerung gehörte zum slavischen Stamme, welcher die Karpathen zwischen der kleinen und großen Magura bewohnt, und dessen Glieder Gorallen heißen. Sie haben eine ungemeine Gewandtheit und einen überaus sehnigen Körper. Die Haare hängen wild um den Kopf und ihr ganzes Wesen zeigt wenig Kultur. Der Zug kam an einem Wirthshause vorbei und die Männer konnten der Versuchung nicht widerstehen, eines zu trinken, während die Weiber, Gebete murmelnd, treu beim Wagen blieben.

Von den Gorallen bemerke ich nur noch, daß sie kühne Bergsteiger und sehr gute Läufer sind. Genau mit allen Wegen und Stegen im Gebirge bekannt, sind sie dreiste und glückliche Schmuggler, wozu sie, da ihre Wohnörter längs der ungarischen und gallicischen Grenze liegen, reiche Gelegenheit haben. Die durch die halbe Welt ziehenden Drahtbinder haben hier ihre Heimath, in welche sie immer erst dann wieder zurückkehren, wenn sie sich auf ihren Wanderungen etwas erworben haben. Daß sie kein übler Menschenschlag sind, wissen Alle, die sie gesehen haben.

Charakteristisch sind die Wallfahrten, welche das hiesige Volk eben so liebt, wie anderwärts in streng katholischen Ländern. Begegnet man einer solchen, so entrollt sich das bunteste Gemälde vor dem Blicke. Die Männer in ihrer eben beschriebenen Tracht, die Frauen, der Sitte aller slavischen Völkerschaften getreu, in weißes Linnen gekleidet, dabei mit blauen und rothen Strümpfen. Solche Wallfahrten theilen sich in große und kleine. Die erstern werden von ganzen Gemeinden, die leztern nur von einer kleinern Zahl von Andächtigen vorgenommen. Ich begegnete einer von dieser Art, die aber ziemlich zahlreich war und sogar mit Kreuz und Fahnen daher zog. Beim Gesange klangen manche sehr liebliche Stimmen durch; es ist solches eine Naturgabe der Slaven. Der Zug bewegte sich in einer sehr pittoresken Gegend, was ihm ein besonders interessantes Ansehen gab. Wie ein Park lag das Land da; es war zwischen Seipusch und Biala. Rechts und links erhob sich das Gebirge.

Galicien bietet überhaupt eine Menge der schönsten Landschaften dar. Schon das, daß man fortwährend die Karpathen zur Seite hat und den größten Theil des Weges von Westen nach Osten über die nördlichen Ausästungen derselben reist, gewährt stete Abwechslung und führt durch eine Mannigfaltigkeit ländlicher Partieen. Ich will nur eine der reizendsten nennen. Es ist die bei Sucha, einem Marktflecken sechs Meilen jenseits Biala. Ein schön gebautes herrschaftliches Schloß mit einem reizenden Garten bildet den Centralpunkt, von welchem rechts und links Berge mit grünem Gebüsch emporsteigen, an deren Fuß ein Bach vorüberrauscht. Gegenüber zieht sich ein langer Zug von Vorgebirgen der Karpathen. An der durch den Ort führenden Straße liegt diesseits desselben eine Eisenschmelze. Die Gegend ist stark bevölkert und sehr belebt, die Berge mit Häusern, gleich Schwalbennestern besät, der Ort nicht schlecht gebaut.

Hinter diesem Markte kommt man auf Anhöhen, von denen aus man die Karpathen im Ligtauer und Zipser Comitate in Ungarn das erste Mal erblickt. Wie Thürme, ungeheure Gebäude und Festungen stehen sie in einer langen Linie da, ähnlich den Tyroler Alpen, wie sich diese von München aus darstellen. Charakteristisch bei ihnen ist aber das, daß ihre Vorgebirge wie ein Wiederschein oder Modell ganz in gleicher Form, nur in verjüngtem Maßstabe dastehen. Dies geht so weit, daß man, so wie man weiter vorwärts über Jordanow hinaus kommt, glaubt, man sehe die hohen Berggipfel, wenn diese von Wolken umhüllt und nur die Vorgebirge zu sehen sind.

Je weiter man nach der Hauptstadt Lemberg vorrückt, desto mehr tritt die polnische Nationalität hervor und desto unfreundlicher berührt den Deutschen das sarmatische Element. Nur die gute Straße und die hie und da, besonders in Wirthshäusern angesiedelten Deutschen erinnern noch an das verlassene Vaterland, und nur bei den Juden findet man, wo deutsche Wirthe fehlen, noch

zuweilen eine gute Unterkunft. Immer aber ist und bleibt es hervorzuheben, daß das Volk gutmüthig und zuvorkommend und stets zur Gefälligkeit geneigt ist, wenn man sich ihm nur in seiner Sprache verständlich machen kann.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Ich habe schon oben erwähnt, daß der verdienstvolle Bechstein, der uns den englischen Ornithologen Latham verdeutscht und mit Anmerkungen bereichert hat, sich Mühe gab, die Vogeltöne in menschliche Worte umzusetzen. Oken und Andere sind ihm gefolgt und haben ihn benützt. — So soll z. B. die Amsel oder Schwarzdrossel, bevor sie zu singen anfängt, Hans David! Hans David! rufen. Da wir einmal bei dieser Drosselart stehen, so wollen wir auch mit ihr den Reihen der Vögel beginnen, die wir dem geneigten Leser vorführen wollen.

Dieser Vogel, der in der älteren deutschen Sprache, z. B. bei Heinrich von Veldegk, Merle oder Merlin heißt — augenscheinlich das germanisirte merula, daher Bonterweck Unrecht hat, wenn er dort den Hänsling dafür nimmt — kann bekanntlich auch menschliche Melodien nachpfeifen, ja sprechen lernen. Seltsam oder komisch klingt es, wenn so eine Amsel, die mehrere Weisen gelernt hat, von einer in die andere überspringt, was dann mit einem musikalischen Quodlibet verglichen werden kann.

Auch eine andere Drosselart, die liebliche Singdrossel soll singen: „David! David! Hans David!“ ausserdem: drei Nößel für eine Kanne! Prosit! Kottenhans, Kuhdieb!“ Es ist immer bemerkenswerth, daß man bei den Deutschen den Stimmen dieser und anderer Vögel gern Wörter unterlegt, die an's Trinken erinnern. Es scheint, dieser Text rührt von trinklustigen Jägern und Landleuten her.

Von einer Drossel, welche die Kaiserin Agrippina gehabt und welche, was früher unerhört gewesen sey, menschliche Worte nachgesprochen habe, erzählt uns Plinius; vermuthlich war es eine Amsel. Er fügt hinzu: die jungen Cäsarn haben einen Staar, desgleichen eine Nachtigall gehabt, welche griechische und lateinische Worte aussprechen, ja ganze Sätze hersagen konnten. — Die schon erwähnte Sing- oder Weindrossel — welch letztern Namen sie nicht etwa davon hat, weil sie den Wein liebt, wie manche andere Sänger, sondern von den Weinbeeren, welche sie gern frißt — ist ein sehr tonreiches, musikalisches, ja tanzlustiges Geschöpf. Sie begleitet nämlich mit mimisch tanzenden Bewegungen die Töne des Gesanges und drückt das Steigen, Fallen und Schweben desselben damit aus. Auch ist sie es, deren herrlicher Gesang besonders in den Gebirgen des nördlichen Scandinaviens während des kurzen heißen Sommers die dortigen Felsen und Bäume belebt. — Aber nichts geht doch über eine andere Drossel, die amerikanische Spottdrossel. Wie Goethe der deutsche Dichterkönig seyn soll, was uns wenigstens seine Vergötterer bis zum Ekel wiederholen, so wäre sie die Königin aller Sangvögel, wenn nämlich Alles wahr ist, was uns Pennant und Andere von ihr berichten. Nicht nur, daß ihr angeborener Gesang höchst melodisch und mannigfaltig ist, und ihre Stimme einen außerordentlichen Umfang und große Biegsamkeit hat, so besitzt sie auch die Fähigkeit, die Stimmen all'er anderer Vögel, vom Kolibri bis zum Adler, so wie die der übrigen Thiere und der Menschen selbst täuschend nachzuahmen. Sie spricht, wie Schubert sagt, mehr Thiersund besonders Vögelsprachen mit Fertigkeit, als der gelehrteste Professor Menschensprachen; denn sie macht, auf ihrem Baume sitzend, die Stimmen aller Vögel, und sogar das Geschrei der Affen nach. Dann aber auf einmal fängt sie selbst auf ihre Weise zu singen an, so herrlich und entzückend, daß wohl kein Vogelsang, selbst nicht der Nachtigall, ihr gleich kommt. Dabei bewegt sie oft im Takt die Flügel; dann hebt sie sich fliegend in die Luft, und dreht sich in dieser tanzend umher. Selbst den klugen Hund soll dieser Vögel-Mezzosanti täuschen, indem er den Pfiff seines Herrn nachahmt. Auch soll es ihm Spaß machen, durch den Ruf ihrer Gatten kleine Vögel herbeizulocken, und alsdann durch das Geschrei wie eines Adlers zu erschrecken. Mit Recht nennen ihn daher die Mexikaner in ihrer anmuthigen Sprache: Centontlatolli, d. h. den Vogel mit vierhundert Zungen.

Da hier einmal von einem ausländischen Sänger die Rede ist, so mag noch ein anderer, in dieser Hinsicht merkwürdiger Fremdling, eine Art Manakin, die pipra musica, erwähnt werden. Er ist besonders auf der Insel Domingo zu Hause, und heißt auch Organist, weil er wie ein solcher schwarz gekleidet ist und ein blaues, kurzes Mäntelchen über dem Nacken trägt. Er singt eine vollständige Oktave, und zwar so mannigfaltig und anhaltend, daß er bei weitem die Nachtigall übertrifft. — Die Spott-, so wie die früher erwähnte Singdrossel sind übrigens nicht die einzigen Vögel, welche rhythmische Bewegungen machen oder tanzlustig sind. So ist die nnmidische Jungfrau, ein zur Reihergattung gehöriger ausländischer Vogel, wie schon der Name gibt, nicht blos schön und zierlich wie viele andern Jungfrauen, sondern auch tanzlustig wie sie. Sobald sie nämlich Musik vernimmt, so fühlt sie sich zu tanzenden Bewegungen aufgeregt, womit sie im Takt die Töne begleitet.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, December.

(Fortsetzung.)

Neubauten. Wintervergnügungen.

Ein anderer Fortschritt, wenn auch nur von localem Interesse, ist die nunmehr durch die ganze Stadt eingeführte Gasbeleuchtung. Man ist dabei mit einer nicht genug zu lobenden Liberalität zu Werk gegangen, hat das in andern Orten so unausstehliche Lichtsparungssystem glücklich vermieden, und nur gegen den Mond die unnöthige Artigkeit behalten, daß er sein Licht allein leuchten lassen darf, selbst wenn es ein hyärliches Viertel ist. Besonders wird das Gas viel in den Gaststuben und Kaufmannsgewölben verbraucht, was bei steigender Nachfrage auch den Preis der einzelnen Flammen vermindern wird. Das Legen der Röhren durch Hausflur, Treppe und Zimmerwände, so wie die massiv bronzenen Kronleuchter verursachen Privatpersonen allerdings große Kosten, welche aber mit der Zeit wieder aufgewogen werden, weil das Gas verhältnißmäßig wohlfeiler ist als Oel. Wenn irgendwo Helle nöthig thut, so ist es auf den Leipziger Treppen; denn eine halbbrechendere Ascensionen, als etwa in den fünften Stock eines Hauses in der Stadt bei nächtlicher Finsterniß, kann es nicht leichter geben. — Die innere Stadt ist weder schön noch häßlich, weder jung noch alt, ohne den ausgeprägten Character mancher altdeutschen Städte. Hohe Dächer, Erker auf Erker, und die schon oft verwünschten Dachtraufen sind die hervorspringendsten Momente. Die Rinnen, welche aus Löwen-, Wolfs- und andern Bestiencachen aus schwindelnder Höhe kalte Sturzbäder über die armen Köpfe der Wandelnden herabgießen, bleiben, sie mögen seyn wo sie wollen, eine tadelnswerthe Einrichtung; doppelt widrig sind sie in einer Stadt, wie Leipzig, deren Straßen zu jeder Tagesstunde von einer in Geschäften verkehrenden Menschenmenge wimmeln. Nachdem sie zu unzähligen ernsten und scherzhaften Reden Anlaß gegeben, fangen sie denn endlich zufolge hoher Verordnung an zu verschwinden. Auch die Erker sind in Bann gethan; unsere Vorettern müssen doch recht neugierig gewesen seyn, und haben dieser Leidenschaft alle Aesthetik geopfert. Man sehe nur eine solche Straße, deren Häusereihen trichterförmig zugehen, weil jeder Eigenthümer sich seine Neugierde hinausbaute, und sie dem Nebenmanne vor die Nase schob. Dieser, der eben so gut sehen wollte, was unten am Platze vorgeht, rückte schnell sein Haus um mehrere Schritte vor, und wie er es machte, thaten ihm alle Folgenden nach, daher die beliebten krummen Linien in den alten Städten. — Eine andere Eigenthümlichkeit der hiesigen ältern Bauart sind die zahlreichen Durchgänge, wo man durch den Hof eines oder mehrerer Gebäude mit Abkürzung des Weges in die verschiedenen Straßen gelangen kann. Doch darf man dabei nicht an Pariser Passagen denken. Hier scheint der Himmel offen herein, ein schlechtes Pflaster peinigt die Füße, umherstehende Fässer und Waarenballen, welche aus den Niederlagen genommen und auf die Schleifen geladen werden, versperren oft den engen Raum, und hie und da öffnet sich der schmutzige Laden eines Bücherantiquars oder gar einer Höckerin. Ueberhaupt fängt man erst seit Kurzem an, auch auf die äußere Ausstattung eines Kaufgewölbes etwas zu verwenden, besonders hatten und haben zum Theil noch die Buchhändler ganz abscheuliche Locale. — Die Vorstadt gewinnt von Jahr zu Jahr ein freundlicheres Ansehen; alte Häuser werden niedergerissen und neu aufgebaut, oder wenn die Grundmauern fest sind, mit einem dritten und vierten Stockwerk überseyt. Freilich ist speculative Gewinnsucht fast immer die Feindin des Geschmacks und der Schönheit, und leider beweisen dies nur zu oft die hiesigen Neubauten. Bei dem hohen Miethzins der Wohnungen ist es dem Eigenthümer hauptsächlich um Einrichtung von so viel Zimmern als möglich zu thun, daher die vielen schmalen, eng an einander gerückten Fenster, welche dem Gebäude das Ansehen einer Laterne geben; selbst am Eingange wird mit dem Raum geknausert. Es gibt Häuser mit einer Fronte von dreißig Fenstern, die nicht einmal einen Thorweg, sondern eine enge, niedrige Hausthüre zum Eingange haben. Selbst der reichste Kaufmann kann da selten seine Natur verleugnen. Von öffentlichen Gebäuden sind in diesem Jahre die Post, eine zweite Schule und ein Packhof entstanden. Mit letzterem wird man sich schwer befreunden: niedrig, mit zwei unverhältnißmäßig kurzen Flügeln, auf einen großen Platz gestellt, von hohen Häusern umgeben, geht er unter diesen Massen verloren; man wird verlacht, zu glauben, er sey noch nicht vollendet. Eine auch auswärts bekannte Zierde Leipzigs sind seine Promenaden; durch Füllung der Festungsgräben und Austrocknung des Wassers haben sie an Umfang bedeutend gewonnen, und letzterem Umstande schreibt man wohl mit Recht den verbesserten Gesundheitszustand der Stadt zu, welche früher, besonders in dieser Umgebung, sehr an kalten Fiebern litt.

Die Vergnügungen des Winters haben dieses Jahr zeitiger als gewöhnlich begonnen. Sie sind äußerst zahlreich. Ein Leipziger Mädchen vertanzt die Hälfte ihres Lebens. Durch alle Stände dressirt eine ungebändigte Vergnügungssucht, die bei den großen Opfern, womit sie verknüpft ist, hier mehr häusliche Noth als anderwärts herbeiführt. Die Krone aller Bälle ist der sogenannte Gewandhausball. Seine Geschichte geht bis in's vergangene Jahrhundert zurück, wo eine Anzahl einheimischer Patrizier sich in der Absicht vereinigte, sechsmal im Winter mit Frauen, Töchtern und Anhang im höchsten Glanze ihrer Kaste zu einem solennen Balle einzustellen. In diesen Bund aufgenommen zu werden, gesang nur Ebenbürtigen und galt für die höchste Ehre, die man in der Gesellschaft erlangen konnte. Schwerer wurde keinem Ritter der Eintritt in ein Ordenskapitel gemacht. Natürlich dominirte der Kaufmann, so von königlichen Beamten wurden nur die Vorstände der Behörden zugelassen. Mit der Zeit legte er etwas von dem exclusiven Wesen ab, und jetzt vereinigt er, wie man sagt, die beste Gesellschaft Leipzigs. Der Verein tritt im Jahre nur sechsmal in's Leben, an den sechs Ballagen, deren Feier sein einziger Zweck ist. — Eine Einladung dazu macht das Glück eines jungen Leipziger Dandy vollständig; nehmt ihm diesen Ball, und ihr bringt den Armen zu stiller Verzweiflung. An diese Gesellschaft schließt sich nun stufenweise die Legion der übrigen Vereine an, Concordia, Tunnel, Orpheus, Iduna, Sylvana, Professorenball, Erholung, Harmonie, Bürgerverein, und wie sie heißen mögen, bis zu den Communalgartens bällen in Masse, in Bataillon und in Compagnie herab, die Tanzboden an den öffentlichen Orten ungerechnet. Diesen zur Seite gehen nun noch die zahlreichen Soireen und Theedansans bei den Familien. Die hohe Gebarisstokratie entwickelt dabei viel Pracht und scheut keinen Aufwand.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 152.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 31. December 1839.

Where the Chaff Finch rests its wing,
'Mid the budding trees so gay,
Still, anon, it loves to sing,
Merrily, its roundelay.

M. Howitt.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Wir brauchen nicht erst nach Algier oder Tripolis oder nach dem kaspischen See — denn auch hier ist die numidische Jungfrau zu finden — eine Reise zu machen, um Vögel tanzen zu sehen. Auch unser Staar bewegt im Takt des steigenden Gesanges seine Flügel. Ueberhaupt ein interessantes Geschöpf: klug, munter, drollig, schreitet mit komischer Gravität daher, merkt dem Menschen seine Mienen ab, und will sich, wenn's zum Essen geht, gleichfalls zu Tische setzen, wie ein Affe; denn auf's Essen, und zwar auf's Vielessen, hält der Staar etwas; kaum daß ihn noch der Seidenschwanz, welcher als der gefräßigste von allen Vögeln, als ihr Joseph Kohlnicker verschrieen ist, an Eßlust übertrifft. Seine Muttersprache ist mehr schnurrend oder schnarrend, als hätte er einen heißern Hals; denn besonders artikulirt er den Hundebuchstaben, wie schon Scaliger bemerkt. Auch hat er von seiner Aussprache sowohl seinen griechischen (ψαρὸς) als seinen damit verwandten deutschen Namen bekommen. Dagegen lernt er, wenn ihm die Zunge gelöst ist, fremde Melodien ziemlich artig nachpfeifen, und seine Fähigkeit und Gelehrigkeit, menschliche Worte nachzusprechen, ward schon von den Alten gerühmt. Nur vergißt er, wie mancher muntere, lebhafte Knabe, leicht wieder, was er gelernt hat.

Unter den Vögeln, die sich gleichsam zum Tanze bewegen, ist auch unser Rohrammer zu erwähnen. Er liebt die Musik gar sehr und sperrt dabei die Flügel- und Schwanzfedern fächerförmig aus. Ob er auch, im Ueberdrang des Gefühls, die Augen verdreht, Beifall zunickt u. s. w, wie manche unserer Musikliebhaber, wenn sie einem Concert beiwohnen oder in der Oper sind, weiß ich nicht zu sagen. Er selbst singt ziemlich angenehm, zuweilen kreischt er nur; besonders wenn sich Jemand seinem Aufenthaltsorte naht, der gewöhnlich Schilf und Rohr ist, fängt er an zu schreien wie der rohste Sperling und hat davon nicht nur seinen zweiten Namen bekommen, sondern ist selbst sprüchwörtlich geworden.

Ehe ich auf die Meister des Gesanges, die Kanarienvögel und Nachtigallen, komme, will ich die Finken und die Motacillen überhaupt in Betracht ziehen. Fast alle eigentlichen Finken pfeifen oder singen mehr oder minder hübsch.

Um das Charakteristische der so verschiedenartigen Gesangweisen oder Schläge der Finken (hier ist vorzugsweise der Buchfink gemeint) zu bezeichnen, hat man allerhand Namen erfunden. Dergleichen sind: der Bräutigam,

der Reiterzug, der Weingesang (Fritz, Fritz, Fritz, willst du mit zum Weine gehen), der Doppelschlag (finkferlinkfinkfink, zispenzia, Parverlalala! A zisschutschia) und dergleichen mehr. — Man behauptet, wenigstens in Thüringen, daß die Finken alle paar Meilen einen andern Dialekt sprechen, etwa wie die Deutschen oder die Schweizer. Bisweilen hat ein Fink drei bis vier Abänderungen seines Gesanges. Mit seinem eigenen schönen Gesang zufrieden, verschmähen übrigens diese Vögel, fremde, künstliche Melodien einzulernen. Jung aufgezogen, will man bemerkt haben, lernen sie am besten singen, ehe sie noch einen schlechten Schlag gehört. So viel vermag auch bei der Finkenjugend das Beispiel. Gern pfeifen auch die Finken einem andern nach, der durch Stärke und Umfang seiner Stimme sich auszeichnet, mithin ein Virtuos ist.

Was das Lernen der jungen Vögel überhaupt betrifft, so mögen hier folgende Bemerkungen am rechten Orte stehen. Schon Aristoteles bemerkt in seiner Thiergeschichte, daß die meisten von den kleinern Vögeln nicht dieselbe Stimme von sich geben, wie ihre Eltern, wenn sie nämlich ihrer Pflege beraubt sind und auf den Gesang anderer Vögel hören. Ja, man habe schon wahrgenommen, wie eine Nachtigall ihr Junges im Singen unterrichtet habe. Und Blumenbach sagt: „überhaupt scheint der Waldgesang der Vögel doch erst durch Uebung und Nachahmung recht ausgebildet zu seyn.“ — Sie haben also die Anlage dazu von Natur, müssen sie aber erst durch Lernen ausbilden; und wie ein Kind auf die Stimme seiner Mutter oder derjenigen Personen, welche Mutterstelle vertreten, am meisten horcht und ihre Töne sich aneignet — daher „Muttersprache“ ein so bezeichnendes Wort — so lernen auch die jungen befiederten Gelbschnäbel bloß die Sprache ihrer Eltern oder derjenigen, denen sie nach ihrer Geburt am nächsten sind, um die Stimmen anderer Vögel sich nicht bekümmernd.

In Thüringen, wo nicht bloß jeder Bauer Musik versteht, das überhaupt eine große singende Wald- und Bergkapelle ist, wurden sonst wenigstens geschickte Finken gar sehr geschätzt, so zwar, daß mancher Bauer wohl eine Kuh für einen tüchtigen Finken hingegeben hat. Auch in Frankreich liebt man sie; im Norddepartement befanden sich vor etlichen Jahren ordentliche Finkengymnasien, in welchen diese Vögel fünf Jahre lang — also ein Jahr länger als auf manchen andern Gymnasien — unterrichtet wurden. In jedem Jahr wurde eine öffentliche Prüfung der gefiederten Zöglinge abgehalten, und wenn einer 6—700mal in einer Stunde geschlagen hatte, so wurde er als Meister in seiner Kunst entlassen und bekam sogleich eine Anstellung, d. h. er wurde von Liebhabern mit ungefähr vierzig Franken bezahlt und in den Käfig gesteckt.

Bilder aus Ungarn und Polen.

Der Plattensee.

Von Veßgrün rollt man auf gut gebahnter Straße dahin, kommt durch einen anmuthigen Eichenwald und von da in die Ortschaft Felsö-Oers. So wie man hier in eine enge Thalschlucht einbiegt, blinkt mit dem reinsten Silberblick der Balaton (Plattensee) durch die Oeffnung, und die Ahnung all des Zaubers, von dem man in seiner Nähe umgeben wird, durchdringt die Seele. Als ich auf diese Stelle kam, stand hinter mir eine schwarze Gewitterwand, über welcher die Sonne strahlend thronte, zur Linken im Osten lag ein duftiges Blau auf dem Horizonte, zur Rechten häuften sich die Wolken staffelförmig, und viele schauten mit weißen Engelsköpfen, über denen sich Fittige erhoben, bald nach der schwarzen Gewitternacht, bald nach dem Spiegel des Sees. Jezt hatte ich dessen Ufer erreicht. Der Donner intonirte im Norden, und gleich einem feierlichen Responsum zog ein leises Säuseln durch die Gebüsche und ein tiefes Murmeln über den See. — Ich war in Gefühlen aufgelöst. Lange schon, und jedesmal, wenn ich nach Ungarn gereist war, hatte ich mir diesen Anblick gewünscht, den ich von Andern so sehr hatte rühmen hören, nie war er mir geworden. Jezt, als sollte ich für die lange Entbehrung entschädigt werden, traf ich einen der feierlichsten Momente, die sich hier bieten. Der Glanz des Sees war blendend, und dies um so mehr, als ihm die dunkeln, hie und da aufsteigenden Wolken zur Folie dienten. Der See ist ganz mit Reben umkränzt. Alle Hügel sind damit bedeckt und die Rebe bog sich unter der Last der Traube. In den Weinbergen rasselte und tobte es, als wäre es ein paar Jahrhunderte rückwärts, wo die Sarazenen hier hausten. Das Geräusch von unzähligen Klappern und ein immerwährendes Schießen sollte die lüsternen Sperlinge verscheuchen, die aber immer von einem Orte wegflogen, um sich an einem andern wieder niederzulassen und auf's Neue zu naschen.

So kam ich nach Fürnd, einen Platz, den die Najade sich nicht schöner erkühren konnte. Tausende von Heilungsuchenden befinden sich im Sommer hier. Die schöne Gegend, die reine Seeluft und die heilenden Quellen helfen immer eins dem andern zur schnellen Genesung. Viertausend Besuchende waren in diesem Sommer dort.

Der Abend war heran gekommen und vom Westen her zogen Gewitter, die wie aufgefahrene Geschütze unter fortwährendem Blitz und Donner heranrückten. Der See lag in tiefer Ruhe, auch nicht die kleinste Welle kräuselte sich auf seinem Spiegel. Es war, als lauschte Neptun auf Jovis Wink. Da rauschte eine schwarze Wolke daher, im Nu umhüllte sie die Gegend und ein brausender Sturm tobte im umgebenden Gebüsch, fuhr heraus auf

den See und kühlte ihn in seiner Tiefe auf; und dies Alles geschah in wenigen Minuten. Noch hatte der Sturm kaum bis in die Mitte des Wassers dahin gebraust, da theilte ein mächtiger Blitzstrahl die Wolken und ein krachender Donner folgte unmittelbar. Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag entlud sich das Wetter. Wenn nun momentan die schwarze Nacht vom elektrischen Strahle erleuchtet wurde, so flog ein weißes, blendendes Licht, wie ein Geist, über die Gewässer, und es war, als sey der Gischt entzündet worden, denn er leuchtete immer noch eine Weile nach. Der Donner veränderte seinen Ton, so wie das Gewitter im Zenith des Sees stand, und wenn er zuvor rollend und krachend durch die nahen Berge gezogen war, so war er jetzt gleichsam knallend und knatternd. Kaum eine halbe Stunde hatte das Wetter gedauert, so glänzte der Himmel wieder im reinsten Blau, mit dem unzähligen Heere der Sterne besät. — Unter dieser Breite nähert sich die Reinheit des Aethers schon dem italienischen Himmel, und heute war dieß besonders auffallend, weil das Gewitter die Atmosphäre von allen Dünsten befreit hatte. In einem ungeheuren Bogen strahlte die Milchstraße, und sie spiegelte sich mit den übrigen Sternen im See.

Ich war während des Wetters verwundert, daß die hiesigen Einwohner so ruhig blieben. Diese Ruhe gründet sich auf die Erfahrung, daß der Blitz hier fast nie eine menschliche Wohnung trifft, sondern jederzeit, wenn er bis zur Erde hinabreicht, in den See fährt.

Am andern Morgen besuchte ich die Halbinsel Tyhany, auf welcher ein Franziskanerkloster steht. Von hier aus erblickt man den See in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit. Es hatte sich früh ein Nebel über ihn gelagert, und als ich auf dem höchsten Standpunkte der Halbinsel anlangte, lag derselbe wie ein Leichentuch auf dem Wasser. Oben drang die Sonne durch, und wenn auch zuweilen leichte Nebelwolken ihren Elfentanz um mich machten, so entschlüpften sie immer schnell wieder. Ich unterhielt mich einstweilen mit dem hier befindlichen zwölfstimmigen Echo, sah die Klosterkirche an und verbrachte damit etwa eine halbe Stunde. Als ich wieder herausstrat, war der Vorhang aufgezogen, und das glänzende Gemälde lag vor mir ausgebreitet. Ungefähr acht Meilen auf- und vier Meilen abwärts übersieht man von hier aus die ganze zwei Meilen breite Wasserfläche. Hie und da schwebten über sie hin noch kleine Nebelflocken, die, als hätten sie sich verspätet, rasch davon eilten. — Allmählig erwachte der Wind, und anfangs kaum merklich gekräuselt, erhob sich das Wasser immer mehr, bis es in langen Wellen einherzog. Gegenüber setzte sich ein Schiff in Bewegung. Der Wind war ihm günstig und trieb es in kurzer Zeit in die Bucht unter der Höhe, auf der ich stand. Die Ueberfahrt, obgleich nicht lang, ist oftmals nicht ohne Gefahr, weil nicht selten der See, wie von einer innern oder unterirdischen Kraft bewegt, hoch aufwogt und die Fahrzeuge hin und her wirft, während man auf dem Lande nur ein unbedeutendes, kaum bemerkbares Strömen der Luft gewahr wird. Zuweilen, obgleich viel seltener wie jene Erscheinung, soll es auch vorkommen, daß ein ziemlich heftiger Wind auf die Gewässer des Sees gar nicht den Eindruck macht, den man erwarten sollte.

Eben so schön und anziehend, wie der vor mir ausgebreitete Spiegel war sein Rahmen. In einem unabsehbaren Zuge umfassen ihn die im Norden hingelagerten Berge, die alle ihre mit Reben bedeckten Lehnen gegen Süden kehren, und von der Sonne am Firmament nicht allein, sondern auch von ihrem Bilde im See beschienen werden.

Aber dieses große und großartige Gemälde verdient, daß wir unsern Standpunkt auf mehreren Orten nehmen, damit wir es in seinem ganzen Umfang sehen und alle seine Schönheiten auffassen und bewundern. Darum rücken wir weiter nach Westen vor und nehmen unsern Stand auf dem Berge vor Badatfoi. Von hier aus, von Tyhany fünf Meilen entfernt, beherrscht unser Auge die Gegend noch mehr als dort, weil unser Standpunkt um vieles höher ist. Vor uns zur Rechten und zur Linken glänzt der Wasserspiegel weit hin, um uns sehen wir eine Menge Hügel und Berge, alle mit Reben bekleidet, die einen Wein tragen, wie ihn nur wenige Gegenden Ungarns besser bringen. Einige der Hügel sind mit Burgen gekrönt, auf andern ragen die nackten Felsen vor, und man weiß bei vielen kaum, was Werk der Natur oder der Menschenhand ist. Schroff aufsteigende Bergkegel zwischen den Hügeln und Bergrücken geben dem Ganzen pittoreske Mannigfaltigkeit. Der Höhenzug im Westen bildet, nachdem er bis dicht an den See getreten ist, und sich alsdann wieder rechts abwendet, ein bezauberndschönes Panorama, in dessen Mitte Keßthely liegt, und als Warte zur Ansicht dieses Panoramas steht die St. Michaelskapelle auf einer in den See vorspringenden Anhöhe.

Während ich hier im Anschauen versunken stand, kamen Wolken daher, und gleich einem Leviathan zog ein riesiger Schatten, dem der Regen bald folgte, über den Wasserspiegel. Der Wind war sein Vorläufer, und es war wunderlich anzuschauen, wie die Farben und der Glanz des Sees durch dies Alles verändert wurden. Fast schwarz lag er in seiner Stille da, alsdann wurde er, vom Winde aufgewühlt, schillernd in Hell und Dunkel, und wie endlich der Regen in ihn fiel, spielte er in's Weißgraue, und es sah aus, als breiteten Geisterarme ein großes Tuch über ihn aus. Weiße Fischreiher streichen schreiend über ihn hin, tauchten bald in die Fluth, bald

hoben sie sich in die Luft. Wo man hin blickte, war steter Wechsel der Scene. Trat nun bei alle dem noch das Gemisch der Völkerschaften, welche die Ufer des Sees umwohnen, vor die Seele, und spiegelte sich darin die Vergangenheit, so war es mir, als hörte ich das Daherbrausen der Kriegsschaaren, die ihren Zug hier vorüber nahmen. Römer und Scythen, Germanen, Magyaren und Sarazenen folgten auf einander, und es währte eine Weile, ehe ich in die Gegenwart zurückkehrte. Tief hat sich das Bild in meine Phantasie geprägt, und den Genuß des Anschauens wiederholt mir oft die Erinnerung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, December.

(Schluß.)

Musik. Klopstock's Gedächtnis.

Einen edlern Genuß gewährt die Musik. Schon längst als ein Ort bekannt, wo ein ernstes Streben in dieser Kunst sich erweis, hat Leipzig in den letzten fünf Jahren sich darin einen so ausgebreiteten Namen erworben, daß man seine musikalische Intelligenz unbedingt neben die der darin ausgezeichneten Städte, wie Paris und Wien, zu stellen sich erlauben darf. Kein Virtuos von Bedeutung wird es so leicht auf seinem Wege übersehen, jeder Komponist wünscht ein neues Werk zuerst hier einzuführen, und wie viele Talente haben Leipzig allen Ruhm zu verdanken, welchen sie später oft in ganz Europa ernteten? Den Leitern des Gewandhauskonzertes ist es gelungen, ein ganzes Publikum zu heranzubilden, daß sie seines Verständnisses gewiß sind. Mendelssohn Bartholdy versteht die Kunst, der Musik die letzte Weihe zu geben, welche sie zu der verständlichsten Sprache in der Welt macht. Er hat das ganze Orchester zu Einem musikalischen Körper gemacht, dessen Seele er geworden ist. Männer, welche viele Kapellen und Orchester kennen, sind darüber einig, daß man die Symphonien unserer großen Meister nirgends in größerer Vollendung hören kann. Auch für die einzelnen Instrumente sind bedeutende Talente vorhanden. Konzertmeister David und Baßposaunist Queisser gehören zu den ersten musikalischen Geistern Deutschlands. Ersterer besuchte dieses Frühjahr England, wo er durch sein Spiel wie durch seine Kompositionen ungetheilten Beifall fand. Wie dieses Land seit langer Zeit immer eine hohe Verehrung für deutsche Tonkünstler hatte, so scheint jetzt Mendelssohn sein besonderer Liebling geworden zu seyn; das Oratorium Paulus ist wohl in allen bedeutenden Städten gegeben worden; der Komponist hat bei seinem Besuche in England die ehrenvollste Aufnahme gefunden, ja es sind ihm mehrere einheimische Talente anvertraut worden, um sie in Deutschland und auf dem Continente einzuführen. Mistreß Clara Novello und Mistreß Shaw verdanken einen großen Theil ihrer Berühmtheit Mendelssohn und Leipzig kunstverständigem Publikum, vor welchem sie die ersten Proben ihrer Sangesfertigkeit gaben, worauf sie mit dieser ausgezeichneten Empfehlung in die Welt hinaustraten. Häufig wird man durch das Spiel irgend eines Virtuosen erfreut, welcher damit das Auditorium auf sein eigenes Concert vorzubereiten gedenkt, oder auch nur überhaupt die Ehre nachgesucht hat, in einem der Gewandhausconcerte spielen zu dürfen. So that dies vor Kurzem Madame Pleyel, welche dadurch ihrem Concert ein zahlreiches Publikum verschaffte, das in enthusiastischem Jubel die schöne Frau zum Schluß mit Kränzen und Gedichten überschüttete. Auch unser Stadtkind Clara Wieck ließ sich die und da in den Abonnementskonzerten hören. Sie ist noch immer auf Reisen, und es steht zu befürchten, daß sie nicht bieher zurückkehre; Liebe hat über Kindespflicht den Sieg davongetragen, und es ist daraus ein verdrießlicher Handel entstanden. Neben dem Gewandhaus- oder Abonnementskonzert, welches von Michaelis bis Ostern so ziemlich jeden Donnerstag stattfindet, verdient der Musikverein der Euterpe eine besondere Erwähnung. Die Mitglieder sind zum großen Theil dieselben; hauptsächlich Instrumentalmusik, hie und da abwechselnd mit Gesang, ist sein Zweck, Direktor ist ein junger Holländer, ein Schüler Mendelssohns, und die Aufführungen geschehen öffentlich zu einem niedrigen Abonnementspreise, im großen Saale der Buchhändlerbörse. Besonders von den Mittelständen besucht und eine gute Uebungsschule der Musiker, war der Verein von großem Nutzen. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, die Euterpe müsse sich auflösen, weil das Comité des Gewandhauskonzertes seinen Mustern untersagt habe, anderswo als bei ihm öffentlich und für Geld zu spielen. Darüber entstand denn großer Lärm, die Tagesblätter nahmen sich der armen verfolgten Euterpe an, und auch die öffentliche Meinung sprach sich etwas hart gegen diese tyrannische, und wie man sagte neidische Maßregel aus. Die Sache beschäftigte wohl acht Tage lang die Stadt, und das Ende war, daß jener Beschluß zurückgenommen und die Euterpe wieder in ihr früheres Recht eingesetzt wurde. Dies geschah vor etwa einem Jahre, und seitdem hat sich die Theilnahme für diesen Verein gesteigert, so daß seine Concerte, deren er etwa zwölf während des Winters gibt, immer sehr besucht sind. Der Friede ist vollkommen hergestellt, und die Euterpe hat sich billigerweise dazu verstanden, nur Abonnement, aber keine bestimmten Eintrittspreise anzunehmen. Sieben auch ihre Leistungen dem Gewandhauskonzerte unverleugnet nach, so ist doch diesem Vereine nicht genug Gedeihen zu wünschen, theils weil er wirklich nach Vervollkommnung strebt, dabei durch Anwendung gediegener Werke den Geschmack veredelt und in den untern Klassen den Sinn für Musik weckt und bewahrt, theils weil er Emporkömmlingen in der Kunst Gelegenheit gibt, ihre ersten Sporen zu verdienen, und daneben die Muster selbst in fortdauernder Uebung erhält. Neben diesen öffentlichen Anstalten besteben zahlreiche musikalische Privatvereine, wie die Singakademie unter dem Direktor Polenz, der Orpheus und verschiedene Liederkränze für Männergesang, welche bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie zur Aufführung eines Oratoriums, in vereinigte Wirksamkeit treten. Die Theorie und Kritik wird durch die beiden hier erscheinenden Zeitschriften, die eine unter Redaktion Fluts, die andere unter Redaktion Schumanns, würdig vertreten. — Im vorigen Monat wurde hier ein eigenes Jubelfest gefeiert. Durch öffentlichen Aufruf waren ehemalige Alumnen der Fürstenschule in Pforta zu einer Denkfeier der vor hundert Jahren erfolgten Aufnahme Klopstocks in jener Schule hierher eingeladen worden. Von allen Orten fanden sich zahlreiche Theilnehmer ein, im Saale des Hôtel de Prusse war ein glänzendes Gastmahl bereitet, und die Erinnerungen an die Freuden und Leiden der Schuljahre verflochten sich in heiterer Laune mit dem Gedächtniß des großen Todten.

S.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 105 u. Monatsr. December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google